



<36600493450019

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigster Jahrgang.

1838.

Leipzig, Verlag von Leopold Voss.

Inhalt

des

achtunddreißigsten Jahrganges der Zeitung für die elegante Welt.

(Die Zahl zeigt die Nummer an.)

I. Natur- und Reisebilder, Cultur- und Sittenschilderungen.

II. Erzählungen, Novellen und Skizzen.

III. Lyrische Dichtungen.

IV. Historische und biographische Darstellungen. (Nebst Brief- und Memoirenliteratur.)

V. Abhandlungen und Berichte über Literatur, Kunst und Wissenschaft.

VI. Bücherschau.

VII. Charaden und Räthsel.

VIII. Correspondenzberichte aus

IX. Notizen über Welt und Leben in Gegenwart und Vergangenheit.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung
für die
Elegante Welt.



Achtunddreißigster Jahrgang.

Januar.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergische Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abolghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorom nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heine, Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et deletis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Mindlng, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Fraunhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Fraunhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

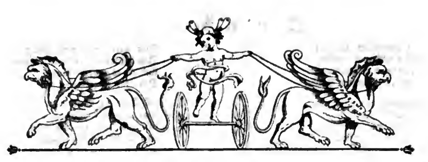
Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags. — 1. — den 1. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Des Phönix Scheiterhaufen.

Zum neuen Jahre.

Der Phönix war gebunden,
Beengt war seine Brust.
Jetzt hat er neu empfunden
Die frische Lebenslust.

Da läßt er laut verkünden
In jedem Erdenland:
Man soll die Gluth entzünden
Für seinen großen Brand.

Vom besten Palmenholze
Aus Ostens goldner Au
Erhebt sich nun der stolze,
Der himmelhohe Bau.

Da kommt von allen Seiten
Die große Priesterschar
Und bringt vom Nah- und Weiten
Der Güter Bestes dar.

Vom fernsten Inderstrome,
Wie von dem deutschen Rhein,
Die Pracht der alten Dome
Und griechisches Gestein.

Der Eine bringt aus Hallen,
Worin man Gott verehrt,
Den Schmuck, der sich vor Allen,
Am besten hat bewährt.

Er kommt mit einem Bilde
Vom herrlichsten Altar,
Worauf zu seh'n die Milde,
Die seinen Gott gebar.

Und von dem Kreuz ein Splitter,
Das seinen Heiland trug,
Als ihn so schwer und bitter
Die Hand des Menschen schlug.

Noch hat er Rosenkränze
Zum großen Brand gelegt,
Daß hell der Altar glänze,
Der seinen Glauben trägt.

Noch vieles Gold und Seide,
Noch Perl' und Edelstein,
Auch Purpur und Geschmeide
Soll hier geopfert sein.

Nun aber kommt der Beste
In edler Jugend Glanz;
Er bringt zu diesem Feste
Nur einen Blumenkranz.

Die Rosen seines Thales;
So ist es Jünglingsbrauch.
Er denkt dabei des Strahles
Von einem blauen Aug'.

Und wenn die mächt'ge Lohe
Empor zum Himmel fährt,
So wird sein Schmerz, der hohe,
Zum Weltenschmerz verklärt. —

Ein Andrer, der mit Ernste
Das Leben stets bedacht,
Er hat das Nächst' und Fernste
Zum Brande hergebracht.

Hat von entweihten Thronen
Den besten Schmuck geraubt
Und bringt auch Dornenkronen
Von manches Märtyrers Haupt. —

Ein Jüngling, den ich kannte,
Dem edlen Ernstes voll,
Als lauter Kampf entbrannte,
Die klare Stimme scholl;

Der, als der starke Fremde
Die deutschen Vesten nahm,
Im blanken Eisenhemde
Zum Kampf gezogen kam:

Er schreitet kühn und heiter,
Er blickt zum Himmel auf;
Sieht dann die großen Scheiter
Und legt sein Bestes drauf.

Das Beste sind die Fahnen
Von Schwarz und Roth und Gold;
Will an die Losung mahnen,
Der seine Seele hold.

Noch viele werthen Blätter
Aus alt und neuer Zeit,
Sie werden hier dem Wetter
Des künft'gen Tag's geweiht.

Von Liedern und Gebeten
Wird manches hier gebracht;
Propheten und Poeten,
Sie hatten's wohl bedacht.

Ich aber muß in Lüften
Des fernen Landes sein;
Ich suche noch in Grüften
Den alten Bundesschrein.

Und hab' ich ihn gefunden,
Ich will ihn opfern hier;
Doch sei er noch umwunden
Mit jeder schönsten Zier.

So will ich zu Euch wandern;
Ich bringe gern, was mein;
Und lege zu dem Andern
Zwei Tafeln noch von Stein. —

Der Bau ist nun errichtet,
Trägt edlen Guts genug;
Wo ward ein Hauf' geschichtet,
Der beßr're Gaben trug?

Wo kann der Phönix finden
Ein edler Feuergrab,
Als wo aus allen Winden
Man ihm das Beste gab?

Nun wartet nicht und zündet
Den Brand mit heiterm Muth,
Und sei es laut verkündet,
Daß Ihr es fröhlich thut.

Ist Euch der Muth gesunken,
Daß Ihr so bangt und zagt,
Und daß Ihr keinen Funken
Aus Eurem Geiste schlagt?

So holt geweihte Kerzen
Vom alten Gotteshaus
Und fleht mit frohem Herzen
Um Sturmes hellsten Braus.

Der Brand hat sich erhoben,
Wir seh'n es staunend an.
Und kommt ein Wind von oben,
Das Beste ist gethan.

Und wird alsdann der rasche
Sturm aus dem Himmel weh'n,
So wird in Schutt und Asche,
Die alte Zeit vergeh'n.

Und wenn die frischen Hauche
Von oben weiter weh'n,
So wird aus Flamm' und Rauche
Das Leben aufersteh'n. —

Ich aber will mich senken
In meine Dunkelheit
Und will auf Lieder denken
Zum Lob der neuen Zeit.

Theodor Ceelzenach.

Alexander der Heilige.

Historisches Gemälde aus Rußlands Vorzeit.

Von

Wilhelm Müller.

Die Urstadt Rußlands, das herrliche Kiew, ist vernichtet von der Mongolen Uebermacht, des Vaterlandes Helden liegen auf dem Kampfplatze. Trauert nicht um das Blut, das vergossen worden, trauert nicht um die Todten, die gefallen sind in der Blüthe des Lebens, trauert nicht um die unmündigen Kinder, welche die Hufe der Thiere zertreten, trauert nicht um die Jungfrauen und züchtigen Weiber, welche sich selbst stürzten in die Wellen des Dnjeprs, in die Gluthen der Tempelflammen. Trauert nur um die Unglücklichen, welche noch leben, die keinen Vater, keine Mutter, keine Lieben mehr haben, die allein auf der Erde stehen, denen von der reichen Fülle des Lebens der Schmerz allein noch geblieben.

Seht Ihr den endlosen Zug, welcher mit Peitschenhieben über Brand- und Bluttrümmer in die wüste

Steppe getrieben wird? Es sind die unglücklichen Besiegten; die zarte Bojarentochter, deren Fuß noch jüngst auf weichen Teppichen ruhte, muß dem Tatarenweibe ihre Habe nachtragen, der edle Fürstensohn ist Stallknecht des Nomaden geworden, und jene Kindlein, die halbnackt mit wunden Füßen, durch Riemen an einander gefesselt wimmernd fortschreiten, sie haben keinen Vater, keine Mutter mehr, sie sind plötzlich aus dem Himmel ihres Frühlingslebens in eine nie endende Hölle geschleudert, sie begreifen ihr jetziges Elend so wenig, als sie die verlorenen Freuden faßten. Wie einst unter frohem Lächeln spielen sie jetzt unter Thränen, und das Vorrecht der Kindheit, vergessen zu können, vergessen zu dürfen, ist ihnen geblieben; in einem halben Jahre wissen sie nicht mehr, was sie verloren.

Doch jene blasse, zarte Jungfrau, so schön als leidend, ist an den Hals des Kameeles gebunden, neben welchem sie einherwankt. Die Peitsche des Führers fällt nicht auf ihren Nacken, die rauhe Stimme hadert weniger zornig mit ihr; ach, diese Behandlung ist keine Barmherzigkeit, es ist etwas noch Schrecklicheres, sie ist zu einem schmachvollen Opfer ausersehen. Doch dort aus dem Gebüsche stürzt plötzlich ein Greis hervor; ein Stoß und das schneidende Messer durchbohrt der Jungfrau Brust, das heiße Lebensblut entströmt der Wunde, aber die Sterbende lächelt dem Retter freundlich zu; in demselben Augenblicke wird er von den wüthenden Mongolen zusammengehauen; auch er lächelt, denn die unentweihte Tochter liegt an seiner Brust, und beider Tod ist ein Augenblick. Dort unter den vielen Opfern, die von der Riesenbürde des Elendes schon geistig getödtet sind, zeichnet sich abermals ein Mädchen aus; auch sie ist schon, aber die gänzliche Erschöpfung hat sie bereits mit den Malen des Todes bedeckt; ihre Lippen sind blau, ihre Augen starr, sie versucht die Hände zu falten, als wolle sie beten, aber sie fallen kraftlos wieder von einander; sie taumelt, sie fällt, die Peitsche des Nomaden zischt auf sie nieder, sie zuckt nur leise, sie athmet noch leiser; da lenkt der Mongole gleichmüthig sein Pferd über sie hin und ein kleiner Tatarenbube, der eine der letzten Kibitkas führt, läßt das Gespann vom Wege abgehen, um über die Sterbende zu fahren. Es verfinstert sich der Himmel, schwere dunkle Wolken jagen gegen einander, ein starker Regen stürzt nieder, er wäscht das Blut von den Wunden der Erschlagenen, daß Vater und Tochter nun da liegen, als ruhten sie nur in einem friedlichen, festen Schlummer; aber als die kalten Tropfen auf das dritte Opfer fallen, schauert der Körper zusammen, als fühle er noch Schmerz, als wolle die Seele in den Kerker der Leiden zurückkehren. Jetzt schreitet ein Wanderer des Weges daher, die Bastschuhe, der graue Armák von grobem Tuche, die verhüllende Klobak geben ihm das Ansehen eines armen Landmannes; aber der Strahl der Hoheit, welcher in seinem Auge glänzt, widerspricht dieser Vermuthung. Er ist bereits bei der einen Unglücklichen vorübergegangen; er steht jetzt bei den Leichen von Vater und Tochter, nach der Sitte des Landes legt er einige Zweige auf die Schlafenden. Da ist es ihm, als ob ein leiser Seufzer hinter ihm töne; er kehrt noch einmal um und gewahrt die niedergesunkene Jungfrau, der Körper zittert wie vom Fieberfrost bewegt; hier ist noch Leben, die Hufe der Pferde haben die Leidende nicht verletzt, das Rad der Kibitka hat sie nicht getroffen. Schnell wirft der Pilger den warmen Armák ab, wickelt die Unglückliche in die schützende Hülle und trägt sie wie eine leichte Bürde von dannen. Bald schlägt die Jungfrau die Augen auf, sie blickt in ein Antlitz voll unendlicher Hoheit und Schönheit, und bebend stammelt es von ihren Lippen: „Heiliger Johannes!" Aber der Wanderer antwortet freundlich: „Arme Dulderin! Ich bin ein Sterblicher, ein Mensch wie Du!" — Da neigte die Jungfrau ihr Haupt und schloß schamvoll abermals die Augen.

Mitternacht ist angebrochen, die Trümmer des petschorischen Klosters liegen öde und verlassen, die Mongolen meiden ihre Nähe, denn es geht die Sage, daß allnächtlich die Todten erscheinen, heilige Gebräuche üben und für das unglückliche Vaterland beten; unsichtbare Glocken sollen aus den Hohen niedertönen und rufen zu dem heiligen Vereine die Gewesenen aus der Tiefe des Grabes, und scheuchen die Heiden von der entweihten Stätte. — Horch! da tönt wirklich ein ernster schauriger Ton durch das Schweigen der Nacht — und wieder einer — und abermals einer — dort erscheint in dem Fittig der Finsterniß auch eine Gestalt, — Körper oder Schatten, Lebender oder Todter? wie vom Hauch des Windes getrieben, wandelt sie lautlos durch die Verwüstung und entschwindet in jenen Trümmern der Nebenkirche, welche die Wuth der Mongolen allein verschonte. Da und dort lösen sich aus der Finsterniß wiederum Gestalten los und vergehen wie der erste Waller. Kein Geräusch ist vernehmbar, kein Menschenlaut stört die Stille; nein, nein! das sind keine Lebende, es sind Wesen, die im Grabe keine Ruhe finden, die nach des Todes Qualen noch leiden und fühlen. Aber von jener

Seite naht der kräftige Fußtritt eines Wanderers, und wie im Nebel aufgelöst sind alle die Unheimlichen verschwunden. Der Nahende ist der Pilger mit der geretteten Jungfrau, sanft legt er sie nieder auf die Trümmer eines entweihten Altars und singt leise wie für sich das Lied vom Untergange des Vaterlandes; auf diesen Ruf treten die Schatten wieder aus dem Dunkel hervor, sie nahen dem Wanderer, leise Worte werden gewechselt, die Unbekannten empfangen die Jungfrau und sinken mit ihr in die Tiefe der Erde; der Pilger ist ebenfalls entschwunden.

Jetzt erklingen Töne, sie kommen nicht aus der Höhe, nicht von der Oberfläche der Erde, es ist, als ob die Steine klagen und die Trümmer eine schmerzreiche Sprache bekommen haben. Die Heiden wenden bei diesen Lauten mit Entsetzen den nahenden Fuß und eilen aus dem Banne dieses Spukes zu kommen. „Die Todten," sprechen sie, „klagen um ihren verwüsteten Tempel."

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Neapel.

Von J. L. Klein.

I.

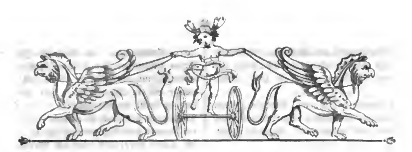
Spät nach Mitternacht kam ich in Neapel an. Von der schweren in einer Hast fortrollenden Courierfuhre war ich so müde und zerschlagen, daß der Anblick Neapels, welches unter andern Umständen, selbst jetzt in der nächtlichen Bevölkerungsebbe, einen überraschenden Eindruck gemacht hätte, mich gleichgültig ließ. Von einem einzigen Gedanken und Bedürfnisse erfüllt, dem eines behaglichen Bettes, da ich mehrere Nächte nicht geschlafen hatte, achtete ich kaum des mich Umgebenden. Hier und da waren noch einige Caffeebuden offen, worin Wirth und Marqueure wie Einsiedler oder Zauberer mit ihren alchemistischen Elixiren prüfend sich zu beschäftigen schienen. In den Straßenecken, unter den Häuserhallen, lagen halbnackte Kerle, der Bodensatz des Tages, in Lumpen eingewickelt und schliefen. Hin und wieder ließen sich noch einige schmuzige Körbe mit den Ueberresten ihrer Meerproducte sehen, die im Lichte der eisernen Oellämpchen wie Perlen und Edelsteine glänzten. Jenseit des Hafens erblickte ich den Vesuv, der mit offenem Munde zu schnarchen schien. Der Engländer, der sich bei Terracina zu uns gesellt hatte, und ich, wir gingen à l'aventure durch die weiten öden Straßen, dann längs dem Pausilipp hinab; was mich betrifft, in keiner andern Absicht, als um einen Gasthof zu finden, da wir vergebens an mehrern Einlaß gefordert hatten; der Engländer aber, der von Terracina bis Neapel in Einem Zuge geschlafen hatte, schien nicht übel Lust zu haben, die Nacht hindurch am Meere zu promeniren. Ohne ein Wort zu sprechen, wies er ab und zu mit ausgestrecktem Arm auf den Vesuv hin. Er lächelte dabei so vergnügt, als freute er sich über diesen nächtlichen Fund, und als hätte er nun den Zweck seiner Reise glücklich abgethan. Ich glaube, er wäre sogleich wieder abgereist. Bald mit der Linken hindeutend, bald mit der Rechten, je nachdem er auf seinem Vesuvwachtposten am Kai hinauf und herabging, richtete er an mich einige kurz abgeschnappte Worte: Do you see? look. there is the Vesuvius! auf die ich jedesmal mit derselben Pantomime erwiederte, indem ich nach dem gegenüberstehenden Gasthofe hinwies: Look, there is the Great Britannia. Ein kühler Wind, der die Dämmerung ansagte, fing zu wehen an, der Engländer knüpfte seinen langen gelben Ueberrock bis ans Kinn zu, ich hüllte mich dichter in meinen Mantel, die Nacht selbst schien sich unter ihrer Decke wärmer einzuwickeln, der Brite fing an, mich zu langweilen. Ich fragte ihn, ob er denn besorge, daß der Berg, den er wie eine Fledermaus umkreise, ihm über Nacht abhanden kommen könne? Auch glaub' ich nicht, setzte ich hinzu, daß diese schwarze Masse, über die er sich so freue, der Vesuv sei. — „Yes, it is." — Und wenn es wäre, sagt' ich, so ließe sich doch in dieser Dunkelheit an ihm nichts weiter erkennen, als daß er die schwarze Nachtmütze bis über die Ohren gezogen hat.... — „How do you say?" — Um fester zu schlafen, schloß ich die Phrase. — Er ging immer zu. — Wir thäten gut daran, versuchte ich nochmals zu bemerken, uns an ihm ein Beispiel zu nehmen. — Er schien mich nicht zu verstehen. Ich war trostlos, endlich fragte ich, entschlossen, ihn in Stich zu lassen, und auf meine Hand eine Herberge zu suchen, wie lange er hier am Meeresstrande wie ein langbeiniger Strandvogel, oder wie der unglückliche Schatten von Acheron auf und ab zu wandeln gedenke? Die Nacht ist kalt, nichts weniger als italienisch, sagte ich, der Himmel schwarz wie Zunder, in dem wenige Sterne glimmen, und ich fühle mich so feuchtfröstelnd durchschauert, als ging ich auf dem Meeresgrund, über dem das Meer plötzlich verschwunden wäre. Die Stadt mit ihren Straßen, Häusern und Thürmen sieht so einsam, so öde und grotesk schauerlich aus, wie die im Nu entblößte, aufgedeckte Tiefe, diese tragische Maske des Erdbodens. Jene Häusermasse gleicht ganz und gar einem scheußlichen Klumpen von übereinander schlafenden Wallfischen, Rochen und Kraken, der Kirchthurm dort ist, wie er leibt und lebt, ein aufstehender Schwertfisch, der sich verwundert umsieht, um sich dann aufs andere Ohr zu legen. Auf Wiedersehen, mein Herr, ich gehe diesem Gasthofe zu und suche ein Bett. (D. F. f.)

Notiz.

[Eine neue Religionssecte in Frankreich.]

In Saint-Amand (Departement des Cher) hat sich wieder eine religiöse Secte organisirt, welche das Christenthum, wie ihr „Oberpriester" sagt, auf die ursprüngliche Reinheit zurückführen will, die es seit 1500 Jahren verloren habe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 2. — den 2. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Unter den Trümmern, in der Tiefe der Erde, glänzen und schimmern die kleinen Wachslichter, welche man vor die Heiligenbilder zu stecken pflegt. Die schmucklose Capelle, der einzige Hort, den die Verwüstung verschont hatte, liegt voll von frommen Betern, die zu Gott, nicht für das eigene Glück, nur für die Todten und für die Unglücklichen flehten, welche der Feind in die Sklaverei schleppte; aus dieser Gruft stieg der Gesang der Frommen gen Himmel empor. Vor dem Bilde der Märtyrer Boris und Gljeb liegt der uns schon bekannte Wanderer; die Strahlen der heiligen Lichter beleuchten ihn und zeigen ein Antlitz voll hoher männlicher Schönheit, einen Abglanz der Würde und Herrlichkeit Gottes*). Wer ist dieser Auserwählte, dieser von Gott Begabte? — Es ist Rußlands letzte Hoffnung in dieser Nacht der Prüfung, es ist Alexander von Nowgorod, den die Nachwelt den Heiligen nennt. Nur seine Besitzung, nur Großnowgorod, ist bis jetzt von der Wuth der Barbaren verschont geblieben, aber zu jeder Stunde können die Blutigen auch gegen ihn einherziehen; zudem sind seine Gränzen bedroht und überschritten von den Dänen, Schweden und liefländischen Schwertrittern. Da wendet er in dieser Gefahr Auge und Herz zu dem ewigen Allerbarmer, und wie er so betet, wallet leise, wie von Engelfittigen getragen, eine kindliche Gestalt herein, und kniet an seiner Seite; sie ist noch bleich von dem Rückblick vergangener Schmerzen, und dennoch schöner als in dem Abglanz hoher Freude. Alexander hörte ihre weichen Laute, wie sie sprach: „Herr, ich danke Dir! Herr, erbarme Dich aller Ruhenden!“ Er sah ihre Thränen fallen und gerührt sprach er: „Wie nennst Du Dich?“ — „Ich heiße Wassa*),“ antwortete die von ihm Gerettete leise; „mein Vater, der Fürst Igor, ist erschlagen, meine Mutter ist todt, meine Brüder sind ermordet; mir ist Alles dahin, und ich bin ganz allein.“ — „Du bist es nicht,“ entgegnete Alexander, „denn Gottes Huld wacht über Dir.“ — Da blickte die Jungfrau mit dem reinen Himmel ihres Auges den Erretter an, und vergaß in diesem Augenblicke Alles, was sie gelitten; der Seelenbund der reinsten Liebe war geschlossen. In dem Busen des Fürsten aber wühlte der Schmerz; Fürstenpflicht hatte ihn schon mit Alexandra, Tochter des Knäsen Brjätschißlaw, vermählt. — Wassa gedachte nun nicht mehr in der dürftigen Umgebung, in dem Kleide der Armuth jener Pracht und des Ueberflusses, in dem sie einst gelebt; sie vergaß die dunklen Trauertage, denn die ersten Träume

*) Alle Zeitgenossen erzählen mit Staunen von Alexander's Schönheit, von seiner Geisteskraft und seinem Edelmuthe. Andreas von Velwen, liefländischer Ordensmeister, des Fürsten Gegner, sagt: „Ich bin gewandert durch viele Länder, kenne die Welt und der Völker und Fürsten so viele, aber mit Bewunderung hab' ich Alexander von Nowgorod gesehen und gehört.“

*) Von Wassilissa, Wilhelmine.

der Jugend, voll Morgenroth und Hoffnung, verschönerten ihr Dasein; sie war zufrieden, glücklich, selig, wie man es auf Erden sein kann, denn sie liebte reinen Herzens.

Und zu der nämlichen Zeit, wo Alexandre gebetet hatte, wandten sich die schrecklichen Steppenkrieger und begannen gen Polen und Ungarn ihren Verwüstungszug.

Die Schweden, Norweger und Finnen standen auf dem Gebiete der Nowgoroder, von Liefland her drangen in dasselbe die Schwertritter, deren Macht immer bedeutender wurde. Das kleine Heer der Russen stand gerüstet vor der Sophienkirche; aus ihren heiligen Hallen durch die korsunschen Thüren, welche einst Wladimir der Große im zehnten Jahrhundert erobert hatte*), trat Alexander, angethan mit dem schweren Ringpanzer, umgürtet mit dem furchtbaren Dolchschwerte. Der Kraftbegabte trug die schwere Eisenrüstung so leicht als wäre sie ein Festgewand; sein Auge, in dem noch der Glanz der Andacht strahlte, überblickte die Wenigen, welche er zum zweifelhaften Siege, zum gewissen Tode führen wollte; aber Glaube und Hoffnung erhoben ihn, und mit jenen Wunderlauten, die, so sagen die Zeitgenossen, einen unwiderstehlichen Zauber übten, sprach er: „Unser sind Wenige, der Feind ist stark, aber Gott ist nicht mit der Macht, sondern mit dem Rechte; betet zu ihm, daß er uns Schutz verleihe.“ Und er nahm den schweren Eisenhelm von dem Haupte, daß die braunen Locken fern um die Schläfe fielen, kniete nieder, mit ihm das Heer und das rings versammelte Volk, und aus der Kirche trat der Erzbischof Spiridon, weihte den Fürsten und das Heer, reichte ihnen das Heiligenbild zum Kreuzkusse und gab ihnen den Segen; so zogen sie zur Newa, um eine Schlacht zu schlagen, die so wunderbar erscheint, daß das sich wirklich Ereignete einer zweifelhaften Sage gleicht.

Kennt Ihr die Zaubernächte des Südens, seid Ihr gewandert unter dem dunklen Gluthhimmel, in dem Dufte der Goldorangen? Wohl mag eine solche schön sein. Aber habt Ihr empfunden die Weihe einer freundlichen Sommernacht im Norden? Ihr ist nichts auf Erden vergleichbar: die glühende Hitze hat sich abgekühlt, milde ist nun die Luft, es ist so still und ruhig rings umher wie in Tempelhallen; dort sinkt das Abendroth und da bricht die Morgenröthe wieder empor; schon ist Mitternacht und noch ist es nicht dunkel geworden, nur ein freundlicher Schleier hat sich über das grelle Licht des Tages gelegt und ladet den Menschen zu einer schönern Ruhe als die des Schlafes ein, die spiegelhellen Wellen der Newa flüstern leise Töne, der Menschenbrust nicht verständlich und doch wohl bekannt, jeder aufspritzende Wassertropfen ist von des Mondes Strahlen beschienen ein flüssiger Goldfunke, alle Welten, alle Schöpfungen, die Sonne, der Mond, das Sternenheer schauen verwundert auf die Erde nieder. O, Ihr heiligen Stunden meiner Heimath, ewig, ewig werd' ich mich nach Euch sehnen, könnte ich nur einmal noch Eure Wonne fühlen, und in Eurem Athem, unter Eurem Himmel das müde Auge für immer schließen!

Solch eine Nacht, wie ich sie eben mit matten Worten beschrieben, war es, als vor sechs Jahrhunderten Pelgui, der Anführer der Strandwache, an dem Ufer der Newa lag. Damals war der herrliche Fluß noch nicht eingezwängt von stolzen Granitmassen, damals erhob sich um ihn noch keine Stätte des Weltwunders; die Gegend war öde, sumpfig und unbewohnt, nur der Strom rauschte seine lichten, klaren Wogen wie jetzt, nur die Natur feierte damals wie jetzt ihre ewige Sabbathsfeier. Pelgui's Schaar ruhte schlummernd am Boden, er allein nur wachte und gedachte des verlorenen Glückes. Die Stunde der Mitternacht rief die Todten zurück; keine Furcht, kein Entsetzen schauerte durch seine Adern, nur eine unendlich schmerzliche Sehnsucht erfüllte sein Herz, die noch einmal wieder zu erblicken, welche ihm auf immer entschwunden waren.

Plötzlich wurde Pelgui aus seinen Trauerträumen geweckt, um ihn begann ein sonderbares Regen. Die Abendröthe breitete sich immer mehr und mehr aus und überzog mit diesem Purpur endlich den ganzen Himmel; der Fluß lag ruhig, nur leise hoben sich die Wogen, jede Welle war ein freundliches Rosenlicht; am Himmel brachen nun durch die glühende Röthe leuchtende, unbekannte Sterne, und hoch oben erschien eine strahlende Sonne und rief in der Stunde der Mitternacht einen heiligen Tag hervor. Pelgui weckte seine Kriegsgefährten, alle sahen, wie er, mit Erstaunen das Wunder. Von dem Himmel fiel es weiß nieder, wie wenn der nahende Winter die ersten Schneeflocken niederstreut; aber

*) Die korsunschen Thüren sind von Bronze, beinahe 12 Fuß hoch und 3 Fuß breit. Auf den 24 Feldern sind biblische Gegenstände dargestellt; sie wurden von den Russen im Jahre 988 erobert und von Cherson nach Nowgorod gebracht. Der Glaube, daß sie aus Deutschland stammen, ist nicht wahrscheinlich, viel eher sind sie griechischen Ursprungs.

es waeen duftende Blüthen, welche die ganze Gegend mit Wohlgerüchen erfüllten. Von dem Ladoga-See nahte langsam ein leichter Nachen, aus Lichtstrahlen gewoben, mit Rudeern, die in Nebel gehüllt waeen, und in dem Boote standen zwei strahlende Ritter in purpurnen Gewändern. Als sie nun so vorübee zogen, erkannten die knieenden Russen deutlich die Märtyrer Boris und Gljeb wie sie auf den Obrosen abgebildet sind. Jetzt war das Vaterland gerettet, Muth und Hoffnung kehrte wieder in die Brust dee Zweifelnden zurück, das kleine Heer zagte nicht mehe vor den Zahllosen, die ihm gegenübee standen, es fürchtete nicht mehr die eisenbeladenen Schwertritter, nicht die Lanzen der Schweden, nicht die vergifteten Pfeile und dämonischen Zaubersprüche der tückischen Tschuden. Gott und die Heiligen waren noch mit dem Volke des Rurik.

Die Schlacht begann; gleich beim Anfange des Kampfes verwundete Alexandee den stolzen Heeführee, Birgee, und sein Sohn wuede von dem Knäs Gawrilei schmachvoll in das fliehende Boot zurück getrieben, das Pferd des Helden stürzte dabei in die Fluthen, aber die Wellen trugen den Mannhaften und sein Roß wie eine geliebte Last, und ununterbeochen kämpfte Gawrilei siegreich gegen den Audrang der Schweden fort, bis ee den Feind an das jenseitige Ufer zurückgetrieben hatte. Jetzt brach die ganze Macht dee Finnen auf das kleine Häuflein der Nowgorodee los. Rußlands Banner sank, aber in demselben Augenblicke schwebten ob der Stelle, wo die Fahne gefallen, zwei weiße Tauben, die das kleine Heer, ein Symbol des Heiligen, zum Kampfe, zum Siege führten. Alexander hatte das mächtige Schwert auf der Eisenwucht eines deutschen Ritters zeebeochen, unbewehrt umfaßte er nun ringend den liefländischen Ritter, hob ihn hoch empor und schleudeete ihn in die Mitte der Feinde zurück. Alsobald war auch die Fahne wieder in des Siegers Händen, aber die weißen Tauben entschwanden deshalb nicht, sondern schwebten immerfort den Russen voran. Ein nowgorodischer Plotnik *), Sbyslaw Jakunowitsch, drang, nur mit seinem Beile bewaffnet, in die Mitte der Tschuden, während sein Genosse Mischa mit wenigen Mitarbeitern schnell der Feinde Barken und Snekken zerhieb. Ratmir, Alexandee's Dienee, focht zu Fuße, da ihm bereits drei Pferde gefallen, bis er, aus dreizehn Wunden blutend, neben den von ihm erschlagenen Schweden niedeesank. Aber immer noch leuchtete von Birger's goldbedecktem Zelte der Tschuden Wahrzeichen in dee Schlacht, da hieb Pelgui die Stützen ein, das Zelt stüezte und mit demselben auch das Zauberbild dee Heiden; jubelnd riefen nun die Russen den Sieg aus. Mit dem Anbruche dee Nacht begann eine allgemeine Flucht, die Schweden hatten zwei Snekken mit ihren gefallenen Anführern beladen und suchten nun eilig das jenseitige Ufee zu gewinnen, während die Finnen heulend im Dickicht sich veebargen. Die Russen hatten keine Fahrzeuge, um die fliehenden Feinde zu verfolgen, da gewahrten die Sieger, wie die beiden weißen Tauben übee den Strom flogen und wie alsobald aus dem Schilfe und aus der Tiefe des Waldes unbekannte Kreiger, bekleidet mit weißen Fellen wie einst die Urväter, hervorbrachen; sie wurden angeführt von zwei Bogatyren in purpurnen Rüstungen. Sie schlugen die Feinde, daß ihre Leichname dort, wie hier, an beiden Ufern des Flusses den Boden deckten und noch ehe die Russen diese Bundesgenossen erkennen und sich mit ihnen befreunden konnten, war der Sieg eekämpft und sofort waren auch die weißen Krieger nicht mehr zu sehen, sondeen man gewahrte nur eine große Schaar Tauben, die höher und immer höher schwebten und endlich in Lichtwolken entschwanden.

Das ist die Schlacht an der Newa, das erste Gnadenzeichen Gottes in der langen Prüfungsnacht. Die Kirchen- und Staatsgeschichte nennt von diesem Wunderkampfe den Fühere dee Sieger: Alexander Newsky.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Zimmermann, von Plott, Floß, abgeleitet.

Erinnerungen an Neapel.

(Fortsetzung.)

Schweigend folgte mir der Engländer. Wir standen am Thor der Great Britannia und pochten mit starken Schlägen. Endlich öffnete der Poetier, er maß uns von Kopf bis zu den Füßen, und da er englisch angeredet wurde, zog er, uns den Einlaß bewilligend, seine Glocke. Es dauerte nicht lange, so ließ sich ein Camerieee mit zwei silbernen Armleuchtern und beennenden Wachskerzen sehen, er führte uns die Treppe hinauf und wies uns im eesten Stockwerk zwei aneinanderstoßende Zimmer an. Ich fand hiee alles aufs Eleganteste und Vornehmste eingerichtet; den Boden mit Teppichen belege, die getäfelte Stubendecke mit goldnee Leisteneinfassung; vor Allem aber ein prachtvolles üppiges Bett, in das ich mich alsogleich, kaum hatte ich mir Zeit gelassen, die ersten Kleidungsstücke abzulegen, hineinwarf. Die Wollust eines weichen Lagers für einen Todmüden gehört zu den undeschreiblichen Gefühlen; sie ist vielleicht die süßeste von allen. Der Engländer ließ sich noch Wein und Rebhuhn bringen. Zu meinem Unglück führte seine Thüe in meine Stube, und als ich mich eben allen Freuden des Schla-

fes überlassen wollte, trat er mit einem Teller vor mein Bett hin, um mich zur Theilnahme an seinem Souper einzuladen. The partridge is excellent, will you have a bit of it? Ich blinzelte auf, ihn mit seinem partridge in die Hölle verwünschend. Ich dankte ihm, entschuldigte mich mit meiner Müdigkeit, und bat ihn, die Thür seines Zimmers, weil ich gern im Finstern schliefe, zuzumachen. Er entfernte sich, das Gebrachte im Gehen verzehrend, und lehnte die Stubenthür hinter sich an. Schon hatte ich wieder mit dem Schlafe die Friedenspräliminarien eingeleitet, als es noch einmal zur halbgeöffneten Thür hereinrief, ob ich denn nicht wenigstens ein Glas Wein wünschte, der very, very good sei. Da er keine Antwort bekam, setzte er sich ruhig wieder an sein Geschäft. Noch hörte ich ihn eine Weile an seinem Huhn knaspeen, mit Weinflasche und Glasern klirren, bis endlich der Schlaf, wie eine emsige Biene, auch aus diesem Geräusch seinen Schlummerhonig sog. Dee langweilige Engländer verwandelte sich in eine altväterische Wanduhr, an der die langen Beine als Gewichtstricke herabhingen, das Knuppern, das Teller- und Gläsergeklinge spann sich in ein einförmiges Ticken ein, und so wiegte mich endlich dieses behagliche Bild der monotonen Langweiligkeit immee tiefee in den ersehnten Schlaf.

Als ich erwachte, stand der bauschbärtige Cameriere mit einem großen silbernen Cabaret vor mir, auf dem ein reichliches Frühstück à l'anglaise servirt war. Der Engländer war bereits ausgegangen, er hatte sich nach Portici übersetzen lassen, um von da aus den Vesuv zu besteigen. Nachdem mir der Cameriere das Frühstück auf dem nahestehenden Tisch ans Bett geschoben, Waschkanne, silbernen Mundbecher und reine glänzende Handtücher gereicht hatte, entfernte er sich mit den devotesten Bücklingen und dem Bemerken, wenn Eccellenza etwas befehlen sollte, mit der Glocke, die auf dem Kaffeebret stände, zu klingeln. Ich hatte mich kaum angekleidet, als der österreichische Oberlieutenant von L., der von Rom aus mit uns nach Neapel gefahren war, in Uniform hereintrat und mich mit den Worten begrüßte, ob ich ihm das Vergnügen gönnen wolle, mich der Grafin M., in deeen Hause er bekannt sei, vorzustellen. Dieses freundliche Anerbieten war mie um so erwünschtee, als ich Empfehlungsbriefe aus Verona an diese Dame eehalten hatte. Wie fuhren sofoet nach ihrer Wohnung, die auf dem günstigsten Punkt der Stadt gelegen war. Die Gräfin bewohnte nämlich die erste Etage im Palast des königlichen Prinzen v. S., bei welchem Fürsten ihr unlängst verstorbener Gemahl eine dee eesten Hauschargen bekleidet hatte. Der Golf, die Villa Reale, die schönsten Partieen der Stadt konnten von da aus übersehen weeden. Die Dienee auf dem Corridor öffneten eilig die Flurthür. Einer derselben, nachdem er gemeldet hatte, schritt voran und führte uns durch mehrere Piecen und Säle, die einfach, aber mit Geschmack, und wie es das Klima eefordeete, ohne allen überflüssigen Möbelprunk decorirt, mit angenehmer und erfrischendee Kühle uns aufnahmen. Auf dem eothen, zu glänzendem Marmor gebohnten Ziegelboden zog sich duech alle Zimmer, die Mitte entlang, ein grünes Tuch. Die Flügelthüren der inneen Gemächee standen auf, die hohen Balkonfenster erhellten sie aufs heiterste. Das wogende Straßenleben mit der abgeschlossenen Palaststille vermittelnd, umgaben sie die Säle mit den wundervollsten Panoramen, die jede innere Ausschmückung entbehrlich machten. Die Hausfrau kam uns entgegen und empfing den Herrn v. L. wie einen alten Bekannten. Sie begrüßte auch mich mit der größten Freundlichkeit und versicherte, daß sie von meiner Ankunft durch ein Schreiben aus Wien schon früher in Kenntniß gesetzt woeden, und fügte sehr verbindlich hinzu, sie hätte mich erwartet. Darauf ließ sie ihren Sohn, einen sehr schönen Knaben von zehn bis elf Jaheen, der sich mit einem ältlichen Manne, seinem Erzieher oder Aufseher, wie es schien, in einiger Entfernung gehalten hatte, heeantreten. Auch meinen Fernando, sagte sie, ihn vorstellend, wird Ihre Ankunft sehr erfreuen, ee liebt die Deutschen; Herr M., dee die Güte hat, sich peovisoeisch mit seiner Erziehung zu befassen, ist ein Dentscher. Der Knabe, so wie die Muttee waren in tiefer Trauer. Die Gräfin, die nah an den Vierzigern sein mochte, überraschte durch die blendende Weiße ihrer Hautfarbe, die gegen die schwarze Gaze mit um so größerer Frische abstach. Sie war mittleren Wuchses, von ziemlicher Körperfülle, die Hände etwas voll und rundlich, aber schön geformt, der Kopf zeigte eine auffallende Aehnlichkeit mit Maria Theresia; die großen hellblauen Augen blickten offen, heiter und klar, aber ohne besonderen Ausdruck. Sie erkundigte sich nach einigen Freunden in Wien und Verona, fragte, ob der alte Baron P. sich bei ihrer Tante, Hofdame in W., noch so regelmäßig wie sonst zur Whistpartie einfinde, und immer noch so zierlich und ritterlich aux petits soins für dieselbe sei. (D. F. f.)

Notizen.

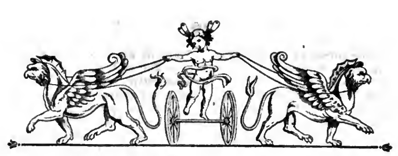
[Donizetti's neueste Oper.]

Im italiänischen Theater zu Paris hat die neue, glänzend ausgestattete Oper von Donizetti: Lucia von Lammermoor, großen Erfolg gehabt. Mit Rubini und Tamburini kampften Tenor und Barpton um den Preis. Auch Madam Persiani, deren Gesangstalent im Steigen ist, erwarb sich als Lucia vielen Beifall. Die Opee hat keine Ouvertüre, sie beginnt mit einer kurzen Introduction, einer Art Trauermaesch, dem Stoff angemessen. Mit fröhlichem Jubel fallt dann ein Chor ein, den ein parisee Kritiker etwas confus findet. Dann folgt Tamburini's Cavatine, die dasselbe Urtheil für das schönste Musikstück von Donizetti erklärt.

[Victor Hugo.]

Victor Hugo hatte das Theater français verklagt, weil es seine Stücke nicht gibt, wodurch ihm sein Honorar, das er von jedee Aufführung erhält, geschmälert wurde. Das Handelsgericht verurtheilte das Theater, binnen 3 Monaten Hernani, Marion und Angelo zu geben und außerdem die Comédie française zu einee Endschädigungssumme von 6000 Franken für den Dichter aus gleichen Gründen. — Wir Deutschen staunen über den zarten Sinn füe Recht und geistiges Eigenthum, den die Feanzosen besitzen!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 3. — den 4. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Jene Schlacht gab den Russen den Glauben an sich selbst zurück, aber die Gefahr war deshalb noch nicht vorüber. Nur wenige Hülfsschaaren der liefländischen Ritter hatten den Kampf an der Newa getheilt. Ein Landesverräther, wie er auf russischem Boden nur selten, nur als Warnungsgebild der Verworfenheit ersteht, Twerdilo mit Namen, hatte die deutschen Ritter selbst herbeigerufen, um ihnen das feste Pskow, die Geburtsstätte der heiligen Olga, zu öffnen; da zogen die Schwertbrüder aus Jurgew, Fellin Odenzä ein Heer zusammen, nahmen das uralte Isborsk und standen bald vor Pskow. Die Bürger hatten die Mauern der Stadt besetzt, sie kämpften muthig und ohne Tadel, aber der mächtige Verräther, der unter ihnen weilte, ließ heimlich Brandfackeln in ihre Wohnungen werfen. Da brach der Einwohner Muth und ihre Herzen verzagten, vor ihnen lagerte ein mächtiger Feind, hinter ihnen fraß die Flamme ihr Erbe, ihre Güter und bedrohte das Leben ihrer Kinder und Weiber; sie öffneten daher dem Feinde die Thore, mußten einen schimpflichen Frieden schließen und theure Geißeln geben. Jetzt begann ein dunkles Jammerleben. Twerdilo, unter dem Schutze der Schwertritter, übte über die eroberte Stadt die furchtbarste Zwingherrschaft; nur dem Scheine nach war er ein Christ, im Stillen förderte er den Glauben des finstern Heidenthums, opferte seinen Götzen Menschenblut und umgab sich mit gottlästernden Zauberern. Jetzt am Ziele seines Strebens nichts mehr fürchtend, ließ er die Kirchen schließen und diese in Gefängnisse verwandeln. Seine Söldlinge und die deutschen Krieger verheerten das flache Land um Nowgorod dreißig Werste weit. Wenn der Abend niederschaute und die freundlichen Kirchenglocken die Landarbeiter heim riefen, kehrten nur wenige durch die schützenden Thore zurück; Väter vermißten ihre Kinder, Frauen ihre Männer, die Unmündigen ihre Eltern. Waren sie gemordet, athmeten sie in Kerkerluft? Keine Kunde, keine Hoffnung, kein Trost drang zu den Verarmten. Da erlahmten alle Hände, Arbeit und Geschäfte ruhten, die Einwohner Nowgorods zehrten von dem, was in glücklichen Tagen der Fleiß erspart hatte. Noth und Muthlosigkeit wurden endlich heimisch in dem so glücklichen Nowgorod. Jetzt wandten sich die trostlosen Blicke zu dem Helden Alexander. Aber er zürnte der Stadt, denn als er gegen die Finnen und Schweden lagerte, hatte das Heer schweren Mangel erduldet, indeß die Nowgoroder mit ihrem Ueberflusse wucherischen Handel getrieben. Doch als der Archimandrit jetzt vor ihm erschien, umringt von den Bekannten, als jedes nasse Auge voll ängstlicher Hoffnung auf ihm ruhte, verzieh er jede Kränkung, vergaß, was geschehen, und gelobte den Bedrängten Hülfe.

Das Wort des Helden gab dem Lande schon Trost und Ermuthigung wieder. Schnell sammelte Alexander ein Heer Ladogaer, Ingrier, Karelier und Nowgoroder. Er schlug die Deutschen, die ihm entgegen eilten, eroberte Koperje und zog sodann gen Pskow, um dasselbe

zu befreien. Die Mauern vertheidigten Twerdilo's Söldner, er aber saß in dunklen Erdhöhlen, umgeben von seinen Zauberern, die aus der Tiefe ihre Macht gegen das russische Heer und dessen Führer vergebens versuchten, denn die unheimliche Gewalt der von Gott Abgefallenen schadete dem reinen Christen nicht; der fluchbebesprochene Pfeil und das Gift, gezogen aus mitternächtlichen Kräuteen, drangen nicht bis zu ihm hinan. Pskow wurde genommen, aber in dem Augenblicke, wo dir Russen durch dir Thore zogen, leuchtete die Kirche zur Dreifaltigkeit in Feuergluthen auf. Twerdilo hatte die letzte Rache versucht, den Tempel angezündet, um so die dort Eingekerkerten einem schrecklichen Tode zu weihen. Noch zeitig genug wurde die Flamme gelöscht und Twerdilo, der Landesverräther, der Mordbrenner und Schänder der heiligen Tempel, von der Stadtmauer niedergeschmettert.

Noch eh' Alexander von den Einwohnern Brot und Salz empfing, ließ er die Kirchen wieder öffnen und die Gefangenen befreien. Und siehe aus den Todtengewölben und Grabeshöhlen wankten bleiche leidende Wesen heror; die Verlorenen und Todtgeglaubten erschienen wieder und eine beseligende Freude erhob jede Menschenbrust. Dort lag ein Greis in des Sohnes Armen, hier umfing das treue Weib den heißgeliebten Gatten, da lagen die Verwaisten wieder an dem Herzen ihres Vaters. Gott hatte ihre Leiden gesehen, er sah jetzt ihre Freuden!

Sodann weihte der Metropolit und die Protopopen die entheiligten Kirchen, und alles Volk, Männer, Weiber, Kinder eilten herbei, um wieder zu beten und Gott für die Errettung zu danken.

So lag Alexander in der Mutterkirche auf seinen Knieen, dankend dem Herrn der Herren für seinen Schutz und für den erfochtenen Sieg, da umschauerte ihn plötzlich ein weicher Klagelaut; der fromme Fürst blickte umher, er gewahrte keinen Leidenden, dessen Brust diese Schmerzenstöne entsteigen konnten. Dennoch wiederholte sich die Klage von Zeit zu Zeit, aber leiser, leidender, hoffnungsloser! Auch die Beter vernahmen jetzt diesen Weheruf, sie erbleichten und suchten schaudernd den Gegenstand dieser Klage. Ein unglücklicher Gefangener mußte noch irgend wo verborgen sein: doch umsonst alles Mühen, alles Forschen, nirgends war eine Spur zu finden; der Wiederhall der Kirche täuscht die Suchenden, und es schien manchmal, als ob in den Höhen des Tempels unsichtbare Wesen dahin zogen und auf die Sterblichen niederklagten. Endlich fand man unweit der Zarski Deweri ein kleines Gitter, durch welches man in eine dunkle Tiefe niederblickte; das Eisen wurde aus seinen Fugen erhoben; man trat in ein unbekanntes Grabgewölbe, Verwesungsduft hauchte den Eintretenden entgegen, sonst war darin alles still und ruhig; es schien, die Gruft sei lange nicht geöffnet worden. Schon wollte Alexander und sein Gefolge die Stätte des Todes verlassen, da erklang der Wehlaut wiederum. Aber, o Entsetzen! er tönte aus einem Sarge, den die Zeit schon längst mit Schattengrau bekleidet hatte. Bebend hoben dir Späher den schweren Deckel empor, er wich widerstrebend; kein Leichnam lag in der Todtentruhe, sondeen eine schmale enge Treppe führte aus diesem Scheinsarge, in eine kleine engvermauerte Höhle, in welcher eine Leidende lag, die mit ersterbendem Tone um Hülfe, Rettung, Nahrung flehte. Die Arme war von Twerdilo selbst zu einem Sühnopfer seiner Götzen hier eingekerkert; seit dem Tode ihres Peinigers hatte sie keine Nahrung erhalten; die Wunden an ihren Armen, aus welchen die Unmenschen das warme Blut zu finsteen Zauberwerken geraubt hatten, waren nur schlecht verbunden und glühten und schmerzten immerfort. Als man die Leidende hinauf in den Tempel trug, schloß sich ihr wundgeröthetes Auge, das so lange in der Nacht der Finsterniß geweilt hatte, dem blendenden Lichte des Tages. Als die dem Grabe Erstandene nun zu des Fürsten Füßen lag, die Augen fest geschlossen, die blutleeren Wangen bis zum Tode erbleicht, aus der bebenden Brust nur noch leise athmend, erkannte Alexander erst dir Schwergeprüfte; jetzt wußte er, warum der Klageton ihn so innig und tief ergriffen. Er neigte sich über sie, eine heiße Thräne fiel aus seinem Auge auf die erkaltete Wange nieder, und er sprach tief bewegt: „Wassilissa, Du Schmerzreiche, muß ich Dich so wiederfinden?" Bei dem Tone dieser Stimme kehrte neues Leben in die Dulderin zurück, ein leiser Rosenhauch röthete die Wange, sie öffnete das Auge, umwand mit ihren wunden Armen seine Knie, netzte mit ihren Zähren seine Füße und wimmerte: „Ich bin nicht mehr unglücklich, da Du mich abermals gerettet."

Alexander zog nun mit seinen Schaaren gegen die deutschen Ritter. Eine kleine Abtheilung seines Heeres, noch trunken von dem erfochtenen Siege, entfernte sich zu weit, sie wurde geschlagen und auf die Vorhut der Russen zurückgetrieben. Die Deutschen triumphirten, sie sahen sich im Traume schon wieder als Herren von Pskow und drohten in ihrem Uebermuthe Großnowgorod

selbst zu nehmen, denn ihr Heer an Deutschen, Letten, Ehsten und den Strandbewohnern der Insel Oesel war ungleich stärker als das der Russen. Jetzt aber zeigte sich die Geistesgröße des geweihten Feldherrn; er zog sich über den Peipussee zurück. Es war am sechsten April (*), die Erde war noch erstarrt, nur die Tanne grünte; Birke und Eiche standen noch mit Schnee belastet. Leicht zogen die russischen Krieger über die Eisdecke des Sees zurück. In keilförmiger Schlachtordnung drängten die Deutschen hinten her, ihnen nach das mächtige Heer der Bundsgenossen. Die schwanke Eisdecke zitterte und dröhnte unter ihnen, doch erreichten sie noch ungefährdet das Ufer, wurden aber sogleich von den Russen angegriffen. Noch einmal lächelte den Fremdlingen das Glück, den schwer gepanzerten Deutschen gelang es, das russische Heer zu durchbrechen, aber in dem Augenblick, wo sie Sieg riefen, wurden sie von Alexander und seinen Nowgorodern von der Seite angegriffen. Die Tschuden, welche sich noch nicht geordnet hatten, bestürzt über den unerwarteten Anfall, flohen sogleich heulend zurück. Eine Verwirrung sonder Gleichen entstand, auch die Schwertbrüder waren gezwungen zu weichen. Doch der Winter war jetzt mit den Kindern seiner Zone im Bunde, krachend brach die Eishülle und die ersten Flüchtigen sanken in die kalte Tiefe. Das entmuthigte Heer hatte jetzt keinen Rückweg mehr, feige warf es seine Waffen hin und suchte zu entfliehen; aber die Rache der gereizten Russen hauste fürchterlich und die auf Nowgorods Fluren und in Pskows Vertheidigung Gefallenen erhielten ein schreckliches Todtenopfer. Vierhundert deutsche Ritter wurden erschlagen; Alexander, auch dem Feinde noch ein milder Sieger, rettete funfzig, mit Gefahr seines eigenen Lebens. Ein Raum von sieben Werst, soll, wie der Chronist meldet, mit dem Leichnamen der Tschuden bedeckt gewesen sein. Zum ersten Mal war der Stolz der Schwertritter gebrochen, zum ersten Mal waren sie in offner Feldschlacht von den Russen besiegt. Bebend weilte der Ordensmeister in Riga und sah schon diese Stadt und ihre heiligen Tempel von den Russen bedroht. Er hatte kein Heer mehr den Siegern entgegen zu stellen und sandte daher Gesandte nach Dänemark und Schweden, um von den Königen dieses Landes schleunige Hülfe zu erflehen. Alexander als Mensch und Sieger gleich groß, gewährte den Gedemüthigten Frieden, er begnügte sich, die erzwungenen Geißeln zurückzufordern und zog sodann wieder gen Pskow.

*) 1242.

Der Einzug der Sieger, in die nun ganz befreite Stadt, war ein allgemeines Volksfest. Weit hinaus über das Weichbild der Stadt zogen ihnen die Einwohner entgegen und streuten grüne Zweige den Heimkehrenden. Die russischen Reiter eröffneten die Reihen, dann kam das Fußheer, dann die gefangenen Ordensritter in ihren schweren Eisenkleidern, einst der Schrecken der Pskower, jetzt ihrer Gnade verfallen; nach diesen zogen abermals russische Lanzenreiter einher und sodann die Heerführer in goldbrokatenen Gewändern, verziert und geschmückt mit griechischer Kunst; unter ihnen Alexander im schlichten Kriegskleide, dennoch die Glänzenden alle überstrahlend durch angeborene Größe, er, der Herrlichste unter den Herrlichen. Mit dem heiligen Kreuze zog die Geistlichkeit dem Retter entgegen, in frommen Gesängen Gottes Güte und das Lob des Siegers preisend. An beiden Seiten kniete das zahllose Volk, hob die Hände zu dem geliebten Herrscher empor und rief unter Freudenthränen: Sei gesegnet, Du unser Vater, unser Erretter! Es war eine schöne erhabene Stunde, Alexander empfand ihre Weihe und sprach gerührt: Bürger von Pskow! Wenn Ihr meiner jemals vergessen könntet! wenn meine Nachkommen im Unglück keine Freistätte finden, so würdet Ihr und Eure Enkel das Beispiel des schwärzesten Undanks sein *).

Nein, nein, Du edler Fürst, nicht Pleskow, nicht Rußland hat Dein vergessen. Du lebst in den Herzen Aller, so lange Tugend- und Dankbarkeit in dem Lande der Treue nicht zur Mähre geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Neapel.

(Fortsetzung.)

Sie erstaunte und erschrak, als ich ihr erzählte, daß der Marchese St., Rittmeister und Adjutant beim commandirenden General in B., die Blume aller Cavaliere, eines Abends den sonderbaren Gedanken faßte, sich für den Commandirenden, seinen Kammerdiener aber für sich selbst zu halten. Er trat diesem im bloßen Hemde mit allen Orden und noch obenein mit zwei Sternen, die er sich von Gold- und Silberpapier ausgeschnitten hatte, geschmückt, entgegen, ihm als seinem Adjutanten die gemessensten Militärbefehle ertheilend. Dieser, regungslos im ersten Schrecken, sammelte sich jedoch so weit, daß er hinunterlief, um den Freund des Marchese, den zweiten Adjutanten, von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Allein der Major fand ihn nicht mehr auf seinem Zimmer. Er war inzwischen zur offenen Thür, in dem Costüme, wie ihn der Kammerdiener verlassen hatte, durch alle Corridors und Vorzimmer bis ans Boudoir

*) Eigene Worte Alexander's, wie sie uns die Geschichte aufbewahrt hat.

der Generalin vorgedrungen. Die Generalin befand sich eben bei ihrer Nachttoilette, sie saß der Thür gegenüber vor dem Spiegel. Bei dem plötzlichen Anblick dieses späten Besuches, der ihr mit einem Male wie ein Geist aus dem Spiegel entgegenkam, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, und fiel ohnmächtig in die Stuhllehne zurück. Die herbeieilende Zofe, als sie die Erscheinung erblickte, lief mit einem Zetergeschrei davon, das ganze Haus kam in Alarm, der Marchese wurde fortgebracht, und die gute Generalin, nachdem sie sich erholt, und das Nähere des Vorfalls erfahren hatte, war eben so schmerzlich ergriffen, und empfand jetzt für den Unglücklichen ebensoviel Theilnahme und Mitleid, als sie vorher Schrecken empfunden hatte. Der arme Marchese! rief die Gräfin; hatte man denn keine warnenden Spuren dieser plötzlich eingetretenen Verwirrung bemerkt? — Keine. Den Tag vorher an der Mittagstafel war er liebenswürdig, aufgeweckt, zart und geistreich wie sonst. — Wie nach dem Ausspruch jenes griechischen Weisen, bemerkte der Hauptmann, sich Niemand vor seinem Ende glücklich preisen dürfe, so ist Niemand von uns, ja noch weit weniger vor Störungen sicher, die das feinste und zarteste aller Gewebe betreffen können. Und wenn auch meistentheils dieser Seelenverdunkelung irgend eine physische Abweichung zu Grunde liege, so entgehe doch dem scharfsinnigsten Beobachter, ob diese, wie bei andern organischen Leiden an einen äußerlichen Moment anzuknüpfen, oder vielmehr als die erste Unordnung zu betrachten sei, die der kranke Geist, aus eigener Bewegung und wie bei dem Eintritt einer Sonnenfinsterniß, als Vorschatten gleichsam, dem Organismus eintrübt. Und nicht nur im menschlichen Geiste, fuhr er fort, zeigt sich ein solches Fluctuiren, in der Natur selbst mahnt es uns in gewissen Erscheinungen. Die Planeten leiden an Perturbationen; der Mond zittert in unberechenbaren Schwankungen. An der Magnetnadel sehen wir Abweichungen von ihren festen Punkten, gleichsam ein kosmisches Irresein und Deliriren. Ich meines Theils, fügte er hinzu, halte jede Geisteskrankheit für eine negative Begeisterung, eine verkehrte Inspiration, für eine prismatische Irrationalität der Seelenfarben. — Bester Hauptmann, unterbrach ihn die Gräfin, Sie machen mir bange; jetzt, wo ich an den Marchese denke, beschwöre ich Sie, so klar und verständlich zu reden, wie möglich. Ich fürchte, daß nur Jemand, der einen kleinen Ansatz zum Wahnsinn hat, eine gute Definition desselben zu geben vermöge. — Sehr wahr, erwiederte der Hauptmann, nur ist diese Disposition eine allgemeine, und jeder hat von Glück zu sagen, der, zumal in der tausendfachen Durchkreuzung von Leidenschaften, Irrthümern und Bewegungen der Gesellschaft, noch so viel Anstand bewahrt, diesen verborgenen Schaden dem Anblick, wenigstens äußerlich, zu entziehen, denn nur durch diesen Anstand unterscheiden wir uns von den Gestörten. — Sie sprechen jetzt in Ihrem eigenen Vortheile, Herr Hauptmann, sagte die Gräfin, wenn Sie den Anstand zum Regulator aller Lebensverhältnisse erheben, in dem Falle wären Sie freilich der Besonnenste und Weiseste unter Allen. — Der Hauptmann verneigte sich lächelnd, und verwahrte sich gegen das, wie er meinte, unverdiente Compliment durch die Bemerkung, daß, wenn er auf zarte Sitte und das feine Maaß im Umgange so großes Gewicht lege, und auf sein Thun und Bezeigen so behutsam achte, dies eben daher rühre, weil er sich von Natur vielleicht weniger richtig als ein Anderer empfände, und den erbsündlichen Keim jenes Uebels durch Anstand und Politesse, durch diese Reinlichkeit des Umgangs, wenn man so sagen dürfe, zu bekämpfen habe, um durch die Diät des usage du monde, des bon ton und wie alle die negativen und äußerlichen Palliativmittel der guten Gesellschaft heißen, dessen bedrohlichen Ausbruch so lange wie möglich hinzuhalten. — Es wurde noch mehr über diesen Punkt hin und her gesprochen, und ich hatte Gelegenheit zu bemerken, wie vollendet der Hauptmann sich im Gespräch zu bewegen wußte. Noch sehr jung, kaum älter als fünf bis sechs und zwanzig Jahre, schmächtig gebaut, blassen, fast mädchenhaften Gesichtes, hatte er eine Bildung, wie sie nicht allzuhäufig unter österreichischen Offizieren angetroffen wird. Voll Geist und Kenntnisse zeigte er sich in seinem Benehmen einschmeichelnd, gewandt und sicherstellig. Er besaß die Kunst vollkommen, im Gespräch den Faden der Unterhaltung unbemerkt zu leiten, und doch den Mitsprechenden so leise und fein hinein zu spinnen, daß jedem sein Theil und seine Ansprüche unbenommen blieben. Und indem er im eigentlichen Sinne die Seele des Gespräches war, bewegte er es mit so berechneter und vollendeter Taktik, daß der Eindruck, den er bewirkte, immer ein wohlthuender blieb und in den Anwesenden ein stilles befriedigendes Echo der Gesprächsstimmung zurückließ, wie es nur den anmuthigen Gesellschaftern hervorzurufen gegeben ist, die mit einer günstigen Stellung jenen Reiz und jenes Brillante des Geistes verbinden, deren liebliches Gleichgewicht die Grazien des Umgangs erzeugt. Ein kaum merkliches Ueberhangen des linken Augenlides verlieh seinem feinen Gesichte etwas Scheues und Schlaugutmüthiges, das das Blitzen seiner leichten Bemerkungen gleichsam mäßigte und zugleich der ritterlichsten und zartesten Sprechweise durch einen Anflug von Ironie mehr Reiz und Schärfe gab. Ich hoffe, Herr Hauptmann, sagte die Gräfin, Sie werden auf unsern Gast nicht Beschlag legen wollen. Im Gegentheil, gnädige Frau, erwiederte er, ich habe mich eingefunden, um von Ihnen Befehle über die Art, wie ich für dessen Unterhaltung in Neapel Sorge zu tragen habe, entgegen zu nehmen. — Für heute, versetzte die Gräfin, nehme ich ihn ganz in Anspruch. Noch diesen Vormittag besuche ich die Prinzessin L. Es wird mir angenehm sein, sagte sie gegen mich gewandt, wenn Sie sich vorstellen lassen.

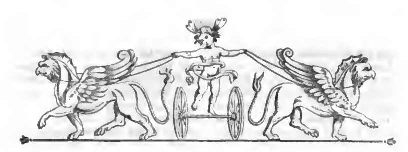
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Lebehochs zum Neujahr.]

In der Neujahrsnacht versammelten sich einige hundert Menschen in Leipzig vor der Wohnung des Kreisdirectors v. Falkenstein und brachten Sr. Majestät dem König von Sachsen und dem constitutionellen Ministerium ein zweimal dreifaches Lebehoch. Am Abend vorher hatten die Zeitungen den königlichen Erlaß mitgetheilt, wonach den göttinger Professoren und Studenten in Leipzig eine Freistatt gewährt wurde.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 4. — den 5. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Am Thore empfingen den Sieger die edelsten Jungfrauen der Stadt, eine trat aus den Reihen hervor und überreichte ihm einen Kranz von Schneeblüthen, die einzigen Boten des Frühlings, welche jetzt die noch kalte Erde erzeugte. Sie wollte sprechen, aber die Macht ihrer Empfindung überwältigte sie; weinend sank sie dem Helden zu Füßen und nur ihr Blick sagte, was ihr Herz empfand. Auch Alexander war tief ergriffen, er neigte sich über die Jungfrau, welche nun schon zum dritten Male auf seinem Lebenswege ihm entgegen trat, er küßte ihre blendende Jugendstirn und sprach: „Der Herr sei mit Dir und erfülle alle Deine Wünsche." Das Antlitz der armen Wassa ward zur Purpurröthe bei diesen Worten, scheu trat sie zurück und verbarg sich unter den Gespielen. Aber lange, lange fühlte sie noch den Kuß des Heißgeliebten, lange noch empfand sie seinen freundlichen Segen. Ach, die Erinnerung hat ihre seligen Freuden, und das Herz kann oft an einem Augenblick des Glükkes Ewigkeiten durchschwelgen.

Schweden, Dänemark und die Brüder des Schwertordens waren nun von Rußlands Grenzen gescheucht. Aber ein Feind stand ihnen noch gegenüber, mächtig, riesengroß, gegen den kein Kampf möglich, gegen den kein Sieg zu hoffen, es waren die Mongolen. Freilich hatten sich ihre Horden von Nowgorods Fluren entfernt, aber ein Augenblick, eine Laune des Heerführers konnte sie zum endlichen Verderben Rußlands zurückrufen. Da starb Jaroslaw, Alexander's Vater. Nach der Sitte des Landes erbte dessen Bruder Swätoslaw das Großfürstenthum; er bestätigte sogleich seine Neffen in ihren Lehen. Aber Alexander's Ruhm war sein Mißgeschick, in der goldenen Orda hatte man von seinen Siegen, seinen Geistesgaben, seiner Körperschönheit vernommen. Die stolzen Mongolen, vor denen jetzt alle Völker fern und nah zitterten, vor denen sich die mächtigsten Fürsten im Staube beugten, forderten daher Alexander auf, in der Orda zu erscheinen und sich von dem Großchan belehnen und bestätigen zu lassen *), denn er war der Einzige, der von allen jenen Herrscherfürsten ihnen ungebeugt gegenüberstand. Als die Kunde von dieser Forderung nach Nowgorod kam, riethen ihm viele seiner Treuen, diese Schmach über das Vaterland nicht kommen zu lassen und dem Gebote nicht Folge zu leisten. Aber in den Trümmern von Kiew hatte Alexander Nowgorods Schicksal voraus erblickt; unmöglich war es, der furchtbaren Uebermacht trotzen zu können; er beschloß also, für seine Unterthanen, für sein Land, das Schwerste, die tief empfundene Erniedrigung, zu dulden. Als er nun dessen entschlossen, er-

*) Das Gebot lautete: „Fürst von Nowgorod! ist Dir nicht bekannt, daß Gott mir zahllose Völker unterworfen hat? Wähnst Du allein davon ausgeschlossen zu sein? Willst Du fortan in Ruhe herrschen, so erscheine sofort vor mir, auf daß Du die Macht und Herrlichkeit der Mongolenvölker erkennst."

nannte er die Räthe und Großbojaren, welche in seiner Abwesenheit des Landes und des Volkes Rechte versehen und seinem Weibe Schutz sein sollten. Dann beichtete er seine Sünden, empfing das heilige Abendmahl und that alles was der Sterbende übt, wenn er das Ende seiner Tage nahe sieht, denn wer den Weg zu jenen Furchtbaren antrat, mußte sich mit dem Tode vertraut machen. Der Pfad ging durch menschenleere Steppen, durch Wüsten, in denen nur der Wolf, der Schakal, der Bär und der Panther hauseten; finstere Wälder mußte er durchschreiten, Moräste durchwandern, in denen nur giftige Molche und die ringelnde Schlange nisteten; und am Ende harrte sein unter den wilden Heiden der Dolch oder das Gift eines heimlichen Feindes. In dem schmerzreichen Ende seines Vaters, in dem Märtyrertode des frommen Michaila sah Alexander sein eignes Schicksal; aber er zagte nicht, denn es galt des Landes Rettung.

Langsam schauern die Kirchenglocken durch die kühle Nebelluft, Nowgorods Thore öffnen sich, Alexander, sein Bruder Andrei und wenig Getreue ziehen hinaus. Der newskische Held ist angethan mit dem dunkelbraunen Pilgerkleide, mit den Bastschuhen und dem langen Pilgerstabe, der oben ein schlichtes Kreuz bildet, denn so und nicht in Pracht und Herrlichkeit wanderten damals Rußlands Fürsten zu den Mongolen. Vor dem Thore harrt sein der Metropolit mit dem Gnadenbilde, noch einmal betet Alexander, noch einmal empfängt er den Segen des Geweihten, denn er ist ein Scheidender, der vielleicht nimmer wiederkehrt. Wie anders war vor wenigen Monden der Empfang als jetzt der Abschied. Bis zu den heiligen Wäldern hat sich das Volk ausgebreitet, es umfaßt schluchzend seine Knie, es stammelt den Namen seines Vaters, seines Wohlthäters, schreiend vor Schmerz, wirft es sich dem Scheidenden in den Weg, schlägt sich die Stirn und hemmt seine Schritte. Aus dem Gedränge stürzt eine bleiche Jungfrau hervor, sie umfaßt seine Knie, ihr Auge ist thränenlos, ihr Busen bebt im zerstörenden Weh, mit zitternder Hand faßt sie das Messer an ihrer Gürtelkette und trennt eine lange Flechte von ihrem Wunderhaare ab, durch den Ring des Heiligenbildes auf ihrer Brust zieht sie dieselben und reicht sie Alexander hin. Keine Worte, keine Laute! Ihr Schmerz ist ihre Sprache, den Alexander um so mehr empfindet, da das ihm von Priesterhand gegebene Weib fern von ihm lebt und keine Theilnahme für sein Geschick empfindet.

Vor den Blicken der Wanderer dehnt sich immer mehr und mehr das einst so glückliche Rußland aus. Welch ein Jammerbild, welche Unendlichkeit des Elendes! Ueber Brandtrümmer geht der wankende Fuß, Städte und Dörfer liegen in Schutt und Verwüstung; die Hütten, welche die Wuth des Feindes verschonte, stürzt der Sturm; sie sind öde und unbewohnt, denn die Pest der verwesten Leichen hat die letzten Ueberlebenden hinaus getrieben in das Dickicht des Waldes, in finstere Erdhöhlen, um deren Besitz sie noch mit dem wilden Bär kämpfen müssen.

Die bleichen Gebeine der Erschlagenen zeigen den Pilgern den Weg, welchen sie wandern müssen; jene Riesengräber, die noch in unsern Zeiten die Neugierde der Reisenden erwecken, umfassen die Leichname ihrer ermordeten Väter und Brüder. Auf den Gottesackern heult der hungrige Wolf, scharrt der Schakal, um die Leichen der Begrabenen hervor zu zerren; auf der Trauerbirke lauert der Geier, hoch in den Wolken kreist der Aar, um von der Beute der Wiedererstandenen den schuldigen Theil zu erlangen!

Sie wandern weiter; hier und da schleichen bleiche Gestalten, gebeugt durch Seelenschmerz und Körperleiden aus den dunkeln Schluchten hervor und wagen es, sich auf der entweihten Erde wieder anzubauen. Aber auch hier zeigt sich der angeborne Glaubenssinn des Volkes; nicht ein Obdach für Weib und Kind ist es, was sie zuerst errichten, nein, einen Tempel Gottes, um beten zu dürfen.

Das Gold, welches Alexander mitnahm, um den Geiz der Mongolen zu sättigen, spendet er mit vollen Händen, denn die Armen haben kein Brod, keine Hülle, ihre Blößen zu decken, Baumrinde ist ihre Nahrung und das Fell des Waldthieres ihre Bekleidung. Armes Rußland, welche Prüfung hast Du erlitten! O beneidet ihm seine jetzige Größe nicht, nur durch Nacht ist es zum Tage geschritten.

Endlich erreichen sie die Grenze Rußlands; Alexander kniet betend zum letzten Mal auf dem heiligen Boden seines Vaterlandes, seine Rechte faßt eine Hand voll Staub; er hüllt das Heiligthum in ein kleines Tuch und verbirgt dieses auf dem Herzen; wenn nun der Abend kommt und der Müde Ruhe suchen muß auf dem fremden ungeliebten Boden, legt er den theuern Schatz unter sein Haupt und schläft so auf der Erde seiner Heimath.

Alles ist ihnen jetzt entfremdet; ein anderer Himmel, eine andere Erde, andere Menschengestalten; denn diese-

nigen, welche ihnen jetzt entgegen treten, scheinen nicht von Gott erschaffen, scheinen nicht auf der freundlichen Erde geboren: es sind unheimliche Dämonen, die, der Unterwelt entflohen, im Lichte der Sonne ihre Verbrechen üben wollen. Diese Zwerggestalten, mit den breiten, flachen, von Blatternarben zerrissenen Gesichteren, mit den verzerrten Hohnzügen, mit den gespenstigen Gluthen aus den verborgenen Augen, mit den weißen spitzigen Zähnen in dem großen lippenlosen Munde, sind die Sieger der kräftigen, mannhaften Russen. Mehr als bei dem Anblicke dieser Unholde, leiden die Pilger, als sie ihre gefangenen Brüder wieder sehen. Zu den erniedrigendsten Arbeiten in das Joch des Thieres gebannt, hat eine dumpfe Geisteserstarrung die Meisten ergriffen, sie heben die trostlosen Blicke zu den Wanderern empor, aber sie lächeln, sie weinen nicht mehr, sie bluten ohne Erregung unter der Geißel des Peinigers und gehen stumpfsinnig zum Qualentode wie zur Arbeit. Alexander spendet das letzte Gold, das ihm geblieben, und zu dem Schmerze, das Elend seines Volkes zu schauen, gesellt sich noch der, so Wenigen helfen zu können.

Endlich treten die Pilger in Batü's kostbares Zelt, endlich sollen sie den erblicken, der zum Verderben ihres Landes den Tiefen der Hölle entstiegen ist. Da liegt vor ihnen, gehüllt in kostbare Felle, eine früh gealterte Gestalt, gelähmt an allen Gliedern, langsam dahin sterbend eines fürchterlichen Todes. Das ist er, der Fluch der slawischen Völker, der Mörder unzähliger Glücklichen, der Verwüster der prachtvollsten Städte, der Vertilger des Menschengeschlechtes. Das Weltgericht hat ihn bereits ergriffen; nur mit dem erstarrten Auge kann er Mord gebieten, nur mit gelähmter Zunge seine Blutbefehle ertheilen, dennoch ist er entsetzlich, denn die Einung der höchsten Schwäche mit der furchtbarsten Macht gibt ihm etwas Zauberhaftes; das Zucken seines kranken Körpers gibt Tausenden den Tod, das Ermatten seiner gebrochenen Stimme rauscht durch ferne Gegenden und ruft den Mord in weit entlegenen Zonen auf. Nein, das ist kein Sterblicher, kein vom Weibe Geborener, es ist die Zornruthe Gottes, gesandt, um das sündige Menschengeschlecht zu züchtigen.

Der Anblick des nowgorodischen Helden, blühend in ungeschwächter Mannskraft, gibt dem Siechen neue Qualen; er kann dessen Blut nicht trinken, es nicht in seine leeren Adern füllen, er kann dessen kräftiges Leben nicht in die eigene Brust bannen, aber er kann sich rächen an dem Glücklichen, er kann vernichten, was ihm so blühend gegenüber steht, er kann den Reichbegabten dorthin senden, wo seiner auch ein dunkles Lebensende harrt. In Batü's schmerzentstellte Züge, über sein entmenschtes Antlitz tritt ein hämisches Lächeln, und er gebietet dem Fürsten, nach der goldenen Orda zu ziehen und sich vor dem Großchan selbst zu beugen. Kein Einwand war gegen diesen Befehl möglich, die edlen Knäsen müssen gehorchen und mit höllischer Hohnfreude lehnt sich Batü wieder auf sein Qualenlager zurück, denn diese Kraftvollen sind mit ihm, dem Sterbenden, vielleicht einem finsteren Loose verfallen.

Ein furchtbares Schicksal harrt jetzt der Wanderer, sie müssen eintreten in jene öde Steppe, die noch jetzt nach Jahrhunderten den Reisenden mit ihrer Schöpfungsohnmacht wie ein endloses Erdengrab angraust. Selbst das wilde Thier des Waldes haust nicht hier, kein Baum gewährt ihnen Schatten, kein Dach dem Ermüdeten Schutz; auf die von Sonnenstrahlen durchglühte Erde sinken sie Abends und erwachen um Mitternacht in Fieberschauern, durchbebt von der eisigen Nachtluft. Kein menschliches Wesen begegnet hier ihren Blicken, alles öde, alles todt; nur die riesigen Leichenhügel zeugten damals schon wie jetzt, daß einst eine bessere Natur, ein glückliches Menschengeschlecht hier geherrscht hat. Vor den Pilgernden lag die Hoffnungslosigkeit, hinter sich ließen sie die zuckenden Körper der Sterbenden, die Leichen der Erschöpften. Bald waren nur drei Lebende und Leidende noch übrig: Alexander, sein Bruder Andrei und der treue Knecht Pelgui. Alexander war der minder Entkräftete; hier galt kein Rang, kein Stand mehr, er leitete und trug wechselsweise den Bruder wie den Knecht, und sorgte und darbte für beide mit gleicher Liebe. So schlichen sie Tage lang auf einem Wege, den sie sonst in wenig Stunden zurückgelegt hätten. Immer schwerer lagerte sich die Ohnmacht auf die Ermüdeten, immer mehr verarmte ihre Lebenskraft; nur der Glaube gab Alexander Muth zur Ausdauer, denn auch er war bereits bis zum Tode erschöpft, da hatte endlich ein Gott Erbarmen! Sie erblickten das heilige Meer*), und ihnen begegnete wieder ein Menschenantlitz, zwar das eines Feindes, aber doch eines Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Den Baikalsee.

Erinnerungen an Neapel.

(Fortsetzung.)

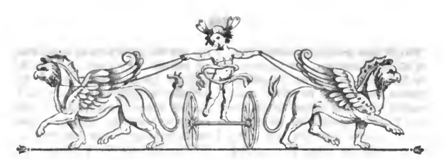
Sie klingelte, befahl, daß vorgefahren werde, und entfernte sich, um ihre Toilette zu besorgen. Der Hauptmann wandte sich zu dem jungen Grafen und seinem Mentor, ich trat auf den offenen Balcon hinaus, vor dem sich die Strada di Toledo, dieser Amazonenstrom unter den Straßen, ins Unabsehbare wogend ergoß. Rechts übersah ich den Golf. Die Sonne stand bereits hoch. Die Spiegelfläche des Meeres warf tausend blitzende Zitterfunken wie Kußhändchen der Sonne entgegen. Die Fischernetze verwoben sich mit den goldnen Netzen, die der Tag über das Meer ausgebreitet hatte. Weiterhin gegen Osten zeigte sich der Vesuv, der jeden Morgen die großartigste, aber stillerhabene Eruption feiert, den Sonnenaufgang; die um ihn liegenden Ortschaften schienen stille weiße Pilger, die ihn wallfahrend bestiegen. In bläulicher Ferne schimmerten Ischia, Prociba und Capri, wie saphirne zum Licht emporduftende Opferschalen. Wenn ich mich ein wenig verneigte, konnte ich den lieblichen Meerbusen von Castellamare erblicken, das glänzende Medaillon auf dem Busen Neapels. Der weiße Monte Chiaro schien ein leicht bewegter Schleier, der das anmuthige Wallen umwob und reizend entblößte. Eine trunkene, paradiesische Seligkeit lag darüber ausgegossen. Das Verschwimmen der Fernen, die Verwegenheit der Umrisse, die weich und lächelnd in sanfteste Verduftung schmolzen, ein gewisser Schmelz geistiger Verklärung, der die wilden kolossalen Gebirge des Massenhaften gleichsam entband und in feenartige Erscheinungen löste, erhoben den Anblick zu einer überirdischen Schönheit, und man mußte sich wirklich in die glückseligen elysischen Gefilde versetzt fühlen. In keiner Gegend der Welt erscheint das Schroffe, Zackige und Wilde so lieblich gedämpft, das Scharfe der Gebirgsumrisse so melodisch gemildert. Die Vermählung des Lichtes und der Massen scheint gefeiert zu werden. Seiner irdischen Mühen enthoben, schaut ein verklärter Pontifex, der Epomeo, in die Sonne. Dort das Kalkgebirge, kein Starres mehr und Festes, sieht uns, wie ein Geist mit klaren Augen an, und scheint irgend ein Zauberer mit weißem Bart und purpurnem Talar, der mit dem Vorgebirge dello Scutolo wie mit einem niederweisenden Finger bedeutungsvoll in die Tiefe zeigt. Diese Inseln baden sich wie Sirenen mit goldenen Kronen und weithinschwimmendem Haar, und die Melodie der Farbentöne verklingt in einen unhörbaren, nur dem Geiste vernehmlichen Gesang. Vorgebirge, Felsenwände, Grotten, die nur liebliche Wangengrübchen scheinen, Höhenwege und Citronenwälder, wo der Orangenbaum mit der Rebe die Saltarella tanzt, alles blüht in so transcendentalem Schimmer, daß Felsen und Gebirge unsterbliche Bewohner des Meeres scheinen und Genossen der Amphitrite, die über Nacht emporstiegen, um sich im Tageslicht zu sonnen; hohe Sonnenpriester, die den heiligen Dienst des Lichtes stillfeierlich begehen. Leicht würde man in den einzigen Anblick ganz versinken und in diese landschaftliche Eudämonie mit aufgehen, wenn nicht, zumal auf dem Standpunkte, wo ich mich befand, die Toledostraße aus solchen quietistischen Träumen aufrütteln und durch den mächtigsten Gegensatz in das Marktgetümmel des Lebens fortreißen würde. Hier scheint der Zusammenfluß des in ganz Italien einheimischen Straßenlärms sich zu concentriren. Ein tobendes Gebrause, das gegen das stille Element daneben eigenthümlich absticht, als hätte dieses sämmtliche Leviathans und schwarzen Ungethüme ausgespieen, die nun in der Straße Toledo sich drängen, schieben, brüllend zusammenknäueln und dann wieder auseinander schießen. Bald aber entwirrt sich der infernalische Mummenschanz, und was unheimlich beim ersten Ueberblick fast erschreckt hatte, löst sich vom kräftig glänzenden Licht überwunden in heitere Töne auf. Die hellen Lichtpunkte dieses tollen Carnevals aber sind die Lazzaroni, die wahren Könige des Marktes, die ihren Purpur beziehungsreich als phrygische Mütze auf dem Kopfe tragen. Vulkanische Naturen, deren schroffe gebietende Gesichtszüge an wilder Kühnheit die Felsenumrisse übertreffen. Unter allen Menschenschlägen, die mir vorgekommen, fand ich keine solche außerordentliche Gestalten. Kolossale Schultern und Brustwölbung, die von dem Klima kupferroth gebräunt, das Metallene ihrer Stimme erklärt; die schärfsten und markirtesten Profile; Figuren, von der Natur mit kecken Strichen und breitem Pinsel hingemalt, die pittoreskeste Staffage auf dem wundervollen Rundgemälde. Sie sind ohne Frage das bedeutendste, was Neapel in höchsten wie in mittleren Classen an Männern aufzuweisen hat. Königlicher in ihren Lumpen als alle neapolitanische Principi im größten Hofornate, wissen sie ihrer Haltung eine natürliche Großartigkeit zu geben, einen Ueberrest jener spanischen Grandezza, die in welthistorischem Spott nur noch in diesen zerrissenen Lumpenkönigen zum Vorschein kommt. (D. B. f.)

N o t i z.

[Dahlmann.]

Hofrath Dahlmann imponirt in allen Cirkeln, wo man ihn in Leipzig sieht, durch die schweigsame Würde, durch die ruhige Sicherheit seines Wesens. Er ist ein Mann hoch in den Dreißigern. Eine große, feste Gestalt; ein ernstes, kraftvolles, fast trozig männliches Gesicht. Er macht den Eindruck eines Mannes, der nur aus Pflicht, aus Ehre handelte. Gewöhnliche Liberale mögen sich in ihm getäuscht haben. Dahlmann ist kein Mann der Propaganda, er sprach selbst in der hannöverschen Kammer wenig, und zu dem Wenigen gehörte unter anderen seine Erklärung gegen die Emancipation der Juden. Er stand bei der Aristokratie sehr hoch, die meisten höhern Beamten waren seine Schüler. Auf diese hat er vielleicht gezahlt — und sich getäuscht. Jedenfalls hatte er beabsichtigt, die Sache nicht über das hannöversche Terrain hinauszuführen, er glaubte im Lande selbst Fuß zu behalten, durch seine Protestation zu siegen, weil er wußte, wie hoch er vor kurzem noch beim Herzog vom Cambridge stand. — Um so schärfer bezeichnet sich nun der Bruch.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **5.** — den 6. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Welch ein Getümmel, welch ein Gewoge, welche Lebensbilder entfalten sich dort. Achtmalhunderttausend Krieger, ungerechnet die Weiber, Kinder, Sklaven und Führer der zahllosen Heerden, haben sich hier versammelt und eine Stätte des Augenblicks gegründet, die eben so schnell, wie sie auf den Wink eines Einzigen entstanden, auch wieder entschwinden kann. Nicht ihres Gleichen hat sie auf der Erde, nicht heilige Tempel, nicht stolze Schlösser, nicht gesetzliche Sitte kündet hier ihr Dasein an, es ist etwas Entsetzliches, was hier die Menschen verbindet: die Willkür eines Einzigen, „dessen Wort ein Schwert, und der uber sich nur Gott und den Himmel, unter sich nur die Erde und die Filzdecke hat" *), gebietet hier; sein Athem schafft und vernichtet, kein Recht, kein Gesetz, kein Herkommen waltet und schützt hier; seine Laune tödtet die Treuen und lohnt die Verräther.

Die Ruhe des tiefen Friedens ist mit dem Geräusche des Krieges verbunden, das Lächerliche eint sich mit dem Fürchterlichen, die Genügsamkeit mit der schwelgenden Pracht. Hier sinkt ein Pferd von Alter und Arbeit erschöpft zu Boden, und mit der Gier des Thieres werfen sich sogleich mehrere Nomaden über dasselbe, es wird zerstückt und die blutigen noch lebenswarmen Theile sogleich verschlungen, indeß dazu aus goldenen Kelchgefäßen, — irgend einem Altare geraubt — der berauschende Kumiß getrunken wird. Hier in dem Schlamme der aufgewühlten Erde kauern, nur mit dem Schmutze ihres Körpers bekleidet, fast erwachsene Knaben und Mädchen; sie jubeln und kreischen in wilder Lust, unbeachtend, daß sich über sie ein hoher, spitziger Pfahl erhebt, an dem ein Verurtheilter den schrecklichen Martertod erleidet. Dort opfern Priester und Zauberer ihren Götzen, da toben ein paar zänkische Weiber gräßliche Flüche dazwischen. Auf jenem öden Platze verhandelt ein Mongole dem andern ein Kunstwerk, dessen Werth und Gebrauch beide nicht kennen, plötzlich zischt heißes Menschenblut auf dasselbe nieder; der Henker hat hinter ihnen einen Verbrecher gerichtet und tritt nun gleichgültig, das blutige Messer in der Hand, zu den beiden Feilschenden hinan, während der Körper des Gerichteten zu ihren Füßen sich krampfhaft krümmt. Dort sucht der Hunger aus dem Abfall der weggeworfenen Speisen sich die Knochen wieder hervor, während dort oben auf silbergleißenden Säulen unter einem goldbrokatenen Thronhimmel sich ein prachtvolles offenes Zelt erhebt. Auf Persiens und Hindustans weichen Teppichen ruht darin ein schönes Weib; gesättigt von dem Uebermaße ihres Glückes, wendet sie mit Widerwillen ihre Blicke von den üppigen Speisen und Getränken ab. Ihren Busen hebt jene Sehnsucht, die jeden Menschen, auf Glückes Höhen wie in des Elends Tiefe, mit gleichem Schmerze, mit gleicher Seligkeit erfaßt. Ihr Blick schweift in die Ferne; dort begibt sich etwas Ungewöhnliches, das Volk strömt dahin mit be-

*) Ausdrücke, die bei Erwählung des Großchans gebrauche worden.

flügelter Eile. Drei Männer gewahrt ihr scharfer Blick, groß, überragend alle Mongolenvölker; die Heiden starren verächtlich die Fremdlinge an, während die russischen Sklaven ihre Arbeiten, die Heerden der Stiere, Rosse und Kameele verlassen, sich zu den Füßen der Wanderer werfen und den Staub vor ihnen küssen. Sie schluchzen und weinen in namenlosen Schmerzen, und achten nicht der Geißel, mit welcher ihre Herren sie in das Joch zurücktreiben. Langsam kommen die Pilger näher; zwei derselben sind bleich und scheinen krank, aber der Dritte tritt fest und ungebeugt einher, er trägt auf seiner Stirn die Weihe und den Abglanz eines Auserwählten des Menschengeschlechtes. Die Jungfrau hebt sich hoch von ihrem Lager empor, verloren in dem Anschauen dieses Götterbildes, aber er gewahrt ihrer nicht; sein Auge sucht nur die ihn umgebenden Russen, er spricht zu ihnen freundliche Worte, sie versteht die unbekannte Sprache nicht, aber seine Seelenlaute dringen in ihr Herz. „Alexander!“ rauscht es um sie her. Das also ist er, der von Gott Erhobene, dessen Ruhm von den Gestaden der Newa bis zu denen der Lena gedrungen, zu dessen Schutze die Todten erstanden und die Heiligen ihren Himmel verlassen haben. Sie hätte um einen Blick von ihm die Schätze ihres Bruders, des Großchans, verschwendet, aber er sieht nur die Unglücklichen zu seinen Füßen, nicht die Mächtigen auf Thronesthöhen. —

Durch unabsehbare Straßen von geflochtenen Zelten, nur mit dem Woilok bedeckt, geht der Weg der Wanderer; selten begegnet ihnen ein freundlicher, lieblicher Gegenstand, nur das Grausame tritt ihnen entgegen, oder die tiefste Erniedrigung der Menschheit, denn wie die Hütten der Niedern ihre Armuth bezeugen, so strotzen die Gezelte der Heerführer von Gold und Silber, das geschmacklos an ihnen verschwendet und vergeudet ist. Dort in jener Gasse, welche zu dem Zelte des mächtigen Großchans führt, stehen dreihundert beladene Kibitken, immerdar von zahlreichen Kriegern bewacht: Es ist der Reichthum und das Kostbarste einer halben Welt, der Erwerb vieler Jahrhunderte, es ist der Raub, den Dschingischan mit seinen Horden zusammenstahl, und der noch unberührt steht, wie damals, als er erbeutet worden. Trümmer unschätzbarer Kunstwerke, Gold und Juwelen, heilige Denkmäler liegen hier neben nutzlosen Spielwerken, denen die Unwissenheit dieser Hordenräuber einen Werth gab; vieles davon ist in dem Laufe der Jahre verdorben, dennoch darf es Niemand berühren; den Tod erleidet derjenige, der den Bann um diese Schätze nur einen Schritt übertritt, und das Auge wird dem aus der Höhle gerissen, dessen Blick zu lange darauf verweilt. Jetzt nahen die Pilger sich einer Umzäunung von gediegenen Silberstangen; dies seltene Gitter umschließt das Zelt des Großchans: die goldene Orda. Tausend Krieger, deren prunkende Kaftane mit kostbarem Pelzwerke besetzt, und deren Rosse bis zur Erde mit Silberschmuck bedeckt sind, bewachen dasselbe. Die Erde des Vorhofes ist mit Marder- und Zobelfellen bedeckt; der innere Raum dieser wandernden Prachtwohnung faßt zwei tausend Menschen, und selbst die Pfosten, welche das Zelt stützen, sind mit gediegenem Golde bekleidet. Das Dach leuchtet von dem Goldgewebe byzantinischer Kunst, weit umher und hoch über diesen prangt die goldene Weltkugel, das Inzeichen der Macht dieser Behausung und zugleich der Name derselben.

In dem innern Zelte steht ein goldgleißender Divan, geziert mit Elfenbein und strahlenden Edelsteinen, über den Purpurstuhl ist eine einfache Filzdecke gebreitet; dies ist der Thron des Großchans. Neben ihm steht ein silberner Baum, auf vier Löwen von gleichem Metalle ruhend; aus ihren weit geöffneten Schlünden rauschen Wein, Meth, Kumiß und Wasser hoch empor und stürzen dann in buntfarbigen Strahlen in vergoldete Becken nieder. Oben auf dem Gipfel des Baumes steht der Götze Jegull und nickt seltsam mit dem Thierkopfe und schnarrt zuweilen einen menschenähnlichen Ton *). Neben diesem Prachtwerk der Geschmacklosigkeit steht ein Thron breiter und niedriger als der des Großchans und statt des einfachen Woiloks mit schwellenden Kissen bedeckt. Auf diesen ruht Stralaja, das dunkle Lockenhaupt in dem Schooße der Mutter verborgen, ihr Auge ist halb geschlossen, ihre Haare sind aufgelöst und decken die fieberglühende Wange, ihre eine Hand greift krampfhaft nach dem Herzen, als fühle sie dort einen heißen Schmerz. Ihre Mutter, die weise Turakana sitzt fast bewegungslos in tiefen Gedanken; das kluge scharfgeschnittene Auge, die bleichgelbe Gesichtsfarbe, die weiße Stirnbinde, von welcher der lange faltige Schleier, so blendend als wäre er aus Schneewolken gewoben, tief hinabfließt, geben dem noch immer schönen Weibe das Ansehen einer Urpriesterin. —

Am Eingange des Zeltes wurde jetzt das Bild des Götzen aufgestellt, vor dem sich jeder Eintretende bis zur Erde beugen mußte, wurden jetzt die Feuer angezündet, zwischen welchen die Fremdlinge hindurch schreiten sollten. Die Flammen schlugen plötzlich hoch empor und

*) Dies Kunstwerk damaliger Zelten soll von einem Franzosen Guillaume verfertigt worden sein.

schreckten Stralaja aus ihren Träumen. „Mutter, was deutet der grelle Lichtschein?" fragte sie hastig. — „Es ist das Feuer," antwortete Turakana ruhig, „zwischen welchen die russischen Lehnfürsten durchschreiten sollen." — Einen Augenblick stand Stralaja, wie geistesabwesend, dann rief sie hastig: „Mutter! laß die Feuer auslöschen!" — Turakana sah die Tochter mit großen Augen staunend an; aber diese immer heftiger bewegt, riß, da ihr nicht Antwort wurde, aus ihrem Busen eine goldglitzernde Frucht und rief heftiger denn zuvor: „Befiehl, daß die Feuer ausgelöscht werden, oder Dein Kind stirbt zur selben Stunde." Die Mutter kannte die Wirkung der Giftfrucht, sie hielt ängstlich die Hand der Tochter und sprach besorgt: „Kind, was ist Dir? Du kennst den heiligen Gebrauch. Was kümmern Dich die Russen?" — Stralaja, ohne die Antwort der Mutter ganz zu fassen, entgegnete: „Hast Du Michaila in der Orda des Batū vergessen? Hast Du vergessen, wie er sich weigerte, zwischen die Zauberflammen zu gehen und sich vor den Götzen zu beugen? wie er den Tod des Glaubens starb?" — Turakana schauderte und erwiederte dumpf: „Nicht alle Christen denken und handeln wie jener Unglückliche. Gedenke dagegen an die Priester und Abgesandten desjenigen, der sich das geistliche Oberhaupt aller Christen nennt. Die Schlauen gingen willig durch die Flammen und beugten sich tief vor unsern Göttern. Alexander soll weise und klug sein; er wird sich der Nothwendigkeit fügen."

„Hast Du ihn gesehen?" fragte Stralaja, das heiße Auge auf die Mutter richtend; diese schwieg und die Tochter fuhr fort: „Du hast ihn nicht gesehen, sonst würdest Du nicht hoffen, daß er sich der eigenen Schmach fügen wird. Er kann sich nicht beugen, er wird es nicht. In dem Kleide der Armuth stand er unter den Mächtigen des Landes, und dennoch war er unter ihnen der einzige Herrliche der Freigeborenen unter Sklavenseelen. — Mutter," unterbrach sie sich ängstlich, da die Flamme wieder durch das Zelt blitzte, „befiehl die Feuer zu löschen, oder bei dem Engel des Todes, Du hast beim Untergange der Sonne keine Tochter mehr." Die Mutter faßte die glühenden Hände des Lieblings, drückte sie an ihre Brust und klagte ängstlich: „Kind! welch ein verderblicher Zauber hat Dich ergriffen? Ich darf nicht eigenmächtig handeln. Gajuk ist nunmehr Großchan und sein Wille gebietet den Völkern der Mongolen."

„Er ist Dein Sohn," antwortete Stralaja. „Der Sohn gehorcht der Mutter. Du bist die Herrscherin aller Völker, die sich vor dem Bilde des Dschingischan beugen. Sprich zu ihnen; Hauchet mit heißem Athem alle Städte des Landes nieder, hundert Rosseläufe umher, so geschieht es. Und mit Recht, denn das Weib ist die geborene Gebieterin, und ihr gebührt es zu herrschen über dieses Gewürm des Staubes. Aber er, Mutter, ist ein Mann, wie seines Gleichen nicht unser Land, nicht die Erde besitzt; nicht die Wucht des Schwertes, nicht das Blut der Erschlagenen, die Uebermächtigen dort oben haben ihn zum Gebieter gemacht. Ich bin die Enkelin des Dschingischan, die Schwester des Großchans, aber wenn er sich mir nahte in seinem schlichten Gewande, und mich zu sich nähme in seine Hütte, ich wollt jedem Glanz und jedem Reichthum entsagen, ihm dienen, seine treue Magd bleiben und dennoch glücklich sein."

Turakana sah ihrer Tochter tief in das dunkle Auge, küßte die Zähren von ihren Wimpern, drückte die Geliebte an das Mutterherz und ging dann in jene Abtheilung, wo ihr Sohn, der Großchan, mit den Priestern noch weilte. Nach wenigen Augenblicken kehrte sie zurück; die Feuer erloschen, das Götzenbild wurde weggetragen und die geschmeidigen Priester erklärten dem Volke: die Götter forderten von dem Besieger der Tschuden und Nemzi diese Demüthigung nicht. Da lächelte Stralaja wieder unter heißen Zähren, sie barg das glühende Gesicht am Busen der Mutter; diese aber streichelte die Fülle des dunklen Haares von der glänzenden Stirn und gedachte einer Zeit, wo auch sie wie die Tochter empfunden hatte.

Jetzt erklang draußen lauter Lobgesang; die Fremden nahten. Aus dem Inneen des Gezeltes trat Gajuk, beladen mit Perlen und Edelsteinen; er war klein, unscheinbar, mit einem immer ernsten, finsteren Gesichte, sein Volk hatte ihm den Beinamen des Nimmerlächelnden gegeben; auf Erden gehorchte der Furchtbare nur einem Wesen, seiner Mutter, die ihn nicht liebte, weil er unschön und schwächlich war. An den Thron des Großchans reihten sich die Mächtigen des Reichs, alle angethan mit köstlichen Purpurkleidern, die mit dem seltensten weißen Pelzwerke besetzt waren*). Diesen zunächst standen die Priester, gehüllt in blutige Wolfsfelle, das scharfe Opfermesser in den entfleischten Händen; es waren schauererregende, zurückstoßende Gestalten, doch minder schrecklich als die Zauberer und Wahrsager, welche an der Thür kauerten. Männer, Weiber, Kinder, fast alle Gebrechliche und Krüppel, sie starrten blödsinnig in einem wüsten irren Traumleben vor sich hin, das erlo-

*) Daher in einigen Schriften der unverständliche Ausdruck: sie waren in weißen Purpur gekleidet.

schene Auge zuweilen unheimlich erhebend, aus der matten Brust, angegriffen von dem Dunste giftiger Kräuter, mit dem sie sich zu ihrem prophetischen Wahnsinn erregen, heisere Töne hervorzwingend; diese Unholde schienen wirklich den Uebergang von Menschen zu Höllendämonen zu bilden. (D. F. f.)

Erinnerungen an Neapel.

(Beschluß.)

Die Volkshoheit und Majestät kann sich nicht imposanter als im Lazzaroni darstellen lassen. Dies Titanische der Muskelbildung, das Karyatidenhafte der Schulterblätter, dieser vorweltliche Knochenbau, dieser patriarchalische Cynismus mit einem verachtenden timonischen Anflug, das Nervige, Unverwüstliche ihrer Natur, das kein jahrhundertelanges Zertreten erschüttern und abmürben konnte! Wenn diese wandelnden Feuerspeier nochmals zum Ausbruch kommen; wenn ein geschickterer Masaniello oder Pepe die Lavaströme, die in diesen Adern fließen, nochmals als Zügel in die Hände fassen; wenn die rothen Mützen wie glühende Lavastücke noch einmal in die Höhe fliegen! — dann, nun dann werden wir das erleben, was schon so oft geschehen. Die dampfenden Lavamassen werden erstarren, auskühlen und zum fruchtbaren Boden aufgrünen, wo List und eigennützige Schlauheit sich anbauen, und den blutigen lacrimae Christi gewinnen. Die Lumpenhelden und Enochssöhne aber werden vor wie nach auf einem schmuzigen Lappen ihr Paar Zwiebeln, ihren Lauch und Meerrettig unter Donnergebrüll feilbieten. Und dennoch! wie ist es möglich, daß eine solche Stimme, eine solche Brust sich bewältigen lassen? In diesen furchtbaren Tönen scheint ein jüngstes Gericht zu posaunen. Diese Stimme scheint etwas zu versprechen. Der St. Elmo um den Vesuv selbst erzittert. Kanonen sitzen in dieser Kehle. Die Mauern Babels könnte diese Stimme über den Haufen werfen, und der Baalgötze, hohl, löcherig, mit tönernen Füßen sollte vor ihr bestehen? Unmöglich! Wo das Volk eine solche Stimme hat, wird es wohl auch bald ein Wort mitzusprechen haben.

Ich warf noch einen Blick auf die Straße hin. Die Paläste mit den eisernen Balkongitern standen wie Ritter da in Reih und Glied, mit geschlossenem Visire, und sehen nun ihrerseits einem Volkstourniere zu, das sich in der Straße di Toledo entwickelte. An den Häusern auf dem Seitendamme arbeiteten Handwerker, beschickten Garköche ihren brodelnden Fleischkessel, dampften ägyptische Töpfe, kämmten Haarkünstler ihre Perrücken. Glückliches Klima, das des erniedrigten Menschen sich erbarmt, ihn an goldnen Lichtfäden in das freie Element hinausführt, auf ihn ausgießt die Taufe des heiligen Lichtes, und selbst sein Elend und kümmerliches Bedürfniß mit Wärme, Duft und Glanz überstrahlt! Es scheint unglaublich, wie man, ohne Schaden zu nehmen, sich dem Gewimmel anvertrauen darf, gleichwohl bewegt sich Alles, trotz dem Geschrei der Verdammten, mit sicherster Leichtigkeit. Kein künstliches Getriebe und Räderwerk kann mit geringerer Störung sich abwinden und in einander greifen. Schwere Equipagen mit betreßten Kutschern und Spiegelgläsern gleiten ruhig hin durch Gemüsekarren, von Eseln und Lazzaroni geführt. Der Pächter reitet gemächlich auf seinem Maulthier, der Mönch mit seinen Bettelsäcken läßt seinen Bauch auf dem Esel so patriarchalisch schwappen, als ritte er allein durch die Straße, oder hielte seinen Einzug in Jerusalem. Und mitten durch dieses Fahren, Reiten, dieses Fluthgedränge nach allen Richtungen forttreibender Volksmassen fliegen die bunten leichten Phaëtons der Fiaker wie Goldfasane oder Paradiesvögel hin.

Notizen.

[Adolph Henselt.]

Henselt, dies Phänomen in der musikalischen Welt, spielte am 29. December im leipziger Gewandhause. Er ist als Spieler ein Phänomen. Wie auf einem Flügelroß sitzt er am Instrument und zügelt die dämonische Gewalt seiner Natur mit der feinsten, leisesten Grazie; in kleinern Cirkeln pflegt er seinen Kräften den Zügel schießen zu lassen. Seine Virtuosität steigt ins Fabelhafte. Als Componist macht sich seine durchaus lyrische Natur geltend. Chopin mag geistreicher sein in seinen Etuden, in Henselt's Etüden ist stets eine durchgehende Melodie, zart, fein, üppig und wollüstig. Diese seine vorherrschende Lyrik weist auf Weber hin, dem er sich besonders anschloß, den er vielleicht allein in sich aufgenommen hat. Er spielte von diesem ein großes Concertstück, von Chopin eine Etude; von eigner Composition Variationen über ein Thema aus Robert, seine wunderschön elegische Etude in Des, zwei Andante in H und sein bezauberndes: „Wenn ich ein Vöglein wär.“ Unter rauschendem Zuruf wiederholte er dies Cabinettstück seiner Productionen. — Henselt eilte nach Dresden, um bald nach Petersburg zu gehen. Man wird ihn vielleicht auf längere Zeit nicht wieder in Deutschland hören. Seine Etüden, die freilich nur er selbst, weil sie rein subjectiv lyrisch sind, mit dem ganzen Zauber der Empfindung auszustatten vermag, erscheinen bei Hofmeister in Leipzig. — Seine Frau, die ihm ein Sturm der Begeisterung in die Arme führte, bleibt in Breslau, bevor sie ihm nach Rußland folgt.

[Geschichte des Mönchswesens.]

In zwei starken Bänden hat Baron Biedenfeld die Geschichte der Mönchs- und Klosterfrauenorden im Orient und Occident, ihren Ursprung, Aufleben, Größe, Herrschaft, Verfall und jetzige Zustände, ihre Ordensregeln und die Biographien der Stifter beschrieben. Der Verf. hat nach Urkunden und Originalquellen gearbeitet und, was eben so sehr anzuerkennen ist, rein historisch, ohne subjectiv religiöses Glaubensbekenntniß oder Vorurtheil geschrieben. Die 77 illuminirten Abbildungen könnten besser sein, genügen aber, um das Klostercostüm und die heilige Toilette kennen zu lernen. An diesen Toilettentischen habe ich, Schreiber dieses, nun schon seit langer Zeit meine Andacht verrichtet, und denke, daß meine Klosternovellen zu Ostern erscheinen werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 1. und eine Beilage von Friedrich Volckmar in Leipzig.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **1.** — den 6. Januar 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Rüge.

Die Buchhandlung Modes und Baumann in Leipzig hat den Prospect und die erste Lieferung einer Gesammtausgabe der Kant'schen Werke herausgegeben, mit der von uns angekündigten zu concurriren. Alle Concurrenz kann nur willkommen sein. Sie steigert die Thätigkeit. Wir wenden nichts gegen das Unternehmen ein, müssen uns aber über die Versicherung wundern, daß dasselbe ein schon seit längerer Zeit vorbereitetes Werk sei, indem, als unser Prospect ausgegeben wurde, die geringste Notiz davon uns fremd war. Ferner wundern wir uns, wenn mit der größten Dreistigkeit versichert wird, daß der von uns versprochene Nachlaß, sowie die in unseren Händen befindliche Correspondenz nichts Neues bringen werde und füglich zu entbehren sei. Wir können im Gegentheil versichern, daß der Briefwechsel, obschon wir aus der großen Masse des Materials nur das Wichtigste ausheben werden, Kant von ganz neuen Seiten, z. B. in seinen officiellen Verhältnissen, zeigen, der Nachlaß aber Dinge bringen wird, von denen man gar nicht ohne ihn wissen konnte, daß sich Kant damit beschäftigt hat. Wenn gesagt wird, es solle in der Ausgabe auf die Sammlung der Briefe besondere Mühe verwendet werden, so ist dies wahrhaft lächerlich, da wir wohl wissen möchten, wo man dieselben herbekommen will, einige wenige zerstreute abgerechnet. Endlich aber ist die Anordnung der Schriften im Prospect, nur mit Umstellung der Bändezahl, so sehr der in unserm Prospect enthaltenen nachgeahmt, daß auch dies unser billiges Befremden erregen muß. Von der Eingangs vorkommenden Wendung, als wenn durch unser Unternehmen dem Rechte der Herren Modes und Baumann irgendwie zu nahe getreten sei, nachdem Kant ohne Erben seit 33 Jahren todt ist, und wie eine Gesammtausgabe bringen, deren Bedürfniß uns Jedermann zugesteht, und zu deren Verlag wir berechtigt sind, halten wir unter unserer Würde, zu reden. Einen Philosophen in Lieferungen zu verzetteln, scheint uns völlig widersinnig, und Ende Januar werden die beiden ersten Bände dem Publicum zeigen, wie wir unser Versprechen erfüllen.

Königsberg und Leipzig am 27. December 1837.

Rosenkranz, Schubert.
Voß.

Neues Journal.

Vom Beginn des Jahres 1838 erscheint in Prag und ist in Commission bei Fedr. Volckmar in Leipzig zu haben:

Der Novellist.

Zeitschrift für moderne, unterhaltende Lectüre.

Herausgegeben und redigirt

von

Johann Umlauft.

Jährlich 104 Bogen Lexikon-Octav in 52 Heften. Pränumerationspreis, ganzjährig 6 Thlr., halbjährig 3 Thlr. 12 Gr.

Die Tendenz dieser Zeitschrift spricht ihr Name aus. Nicht nur der eigentlichen Novelle, sondern auch andern novellistischen Darstellungen aus dem Gebiete der Tagesinteressen sind ihre Blätter vorzugsweise bestimmt. In diesen Fächern soll — neben deutschen Originalaufsätzen — immer zugleich das Interessanteste aus der neuesten englischen, französischen, italienischen, spanischen, polnischen und böhmischen Journalistik und Literatur in eleganter, geflissener Uebersetzung gegeben werden.

Um es auch an interessantem Conversationsstoff nicht fehlen zu lassen, wird „der Novellist," außer dem Hauptblatte, auch ein abgesondertes

„Feuilleton"

für literarische, artistische u. tagsgeschichtliche Neuigkeiten"

bringen. — Die Lieferung geschieht in Wochenheften, zu zwei Bogen, — wovon ein und ein halber Bogen das Hauptblatt, ein halber Bogen das Feuilleton — in eleganter Form. Der ausführliche Prospect, sowie ein vollständiges Probeheft, liegt von nun an in jeder soliden Buchhandlung Deutschlands zur Empfangnahme bereit.

Bei Johann Spurny, Buchdrucker und Schriftgießer in Prag, ist vom J. 1838 an im Verlage:

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben. Redacteur: Rudolph Glaser. — Herausgeber: Jakob Sambs.

Jährlich 52 Bogen in Hochquart, Velinpapier, mit 12 Musikbeilagen (Lieder-Compositionen). Pränumerations-Preis: vierteljährig 1 fl. 45 Kr. (1 Thlr. 4 gr. sächs.), halbjährig 3 fl. 30 kr., (2 Thlr. 8 gr.), ganzjährig 7 fl. C. M. (4 Thlr. 16 gr.) — Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Diese seit dem 1sten Juli 1837 erscheinenden Blätter sind dazu bestimmt, nebst vorzüglichen Originalproductionen belletristischen und populär wissenschaftlichen Inhalts, Berichte über Literatur und Leben der slawischen Völker und Uebersetzungen aus allen slawischen Literaturen zu bringen, und so den Anfang zu einer literarischen Vermittlung zwischen dem slawischen Osten und Deutschland zu machen.

Die von der Redaction an die ausgezeichnetsten Schriftsteller des In- und Auslandes erlassene Aufforderung hat den glänzendsten Erfolg gehabt, wie der Inhalt der bis jetzt erschienenen Nummern beweist, und die bedeutendsten Zeitschriften haben sich mit großer Anerkennung über die Idee des ganzen Unternehmens und ihre Durchführung ausgesprochen.

„Ost- und West" hat folgende außerösterreichische Mitarbeiter:

W. Alexis, Anielewski, K. Beck, F. Bellegno, Ad. v. Bornstedt, E. v. Bülow, Burmeister-Lyser sammt Gemahlin, F. W. Carové, W. v. Chezy, Correck, Eckermann, K. Falkenstein, E. Ferrand, G. Flügel, F. Förster, F. Freiligrath, H. Hagendorff, M. Heine, Th. Hell, M. Heller, K. Immermann, A. Kahlert, Th. Kind, H. Klencke, H. Kletke, H. König, F. G. Kühne, H. Künzel, H. Kurtz, H. Laube, Ferd. Löwe, A. v. Maltitz, Th. Mügge, W. Müller, J. Purkinje, K. Reck, F. v. Sallet, L. Schefer, G. Schlesier, R. Schumann, H. Smidt, Varnhagen v. Ense, K. Weichselbaumer, E. Willkomm, W. Zimmermann.

Die Redaction fordert die deutschen und slawischen Schriftsteller auf, die Blätter „Ost und West" auch fernerhin mit ihren Beiträgen zu beehren. Correspondenznachrichten werden durch die Post (an Rudolph Glaser, Kleinseite, Pfarrgasse Nr. 181.), andere Aufsätze auf dem Wege des Buchhandels — durch Herrn Friedrich Fleischer in Leipzig — erbeten.

Prag, im December 1837.

Bei Th. Fischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Brüssel und Paris

von

Eduard Beurmann.

2 Thle. 3 Thlr.

Der Verfasser, der längere Zeit in Belgien und Frankreich zugebracht hat, hatte Gelegenheit, die politischen und socialen Verhältnisse beider Länder von den verschiedensten Standpunkten zu beobachten. Er hat die Resultate dieser Beobachtungen in dem obigen Werke niedergelegt, dessen erste Bände jetzt dem Publikum übergeben werden. An diese tieferen Beziehungen des Buchs reihen sich interessante Schilderungen von Sitten und Gebräuchen, anziehende Notizen über Kunst und Literatur, Reiseskizzen, Darstellung öffentlicher Charaktere jener Hauptstädte, mit einem Worte, eine Abwechselung von Details, die den Leser inmitten des Lebens versetzen, und für deren genaue Auffassung und Beschreibung frühere Schriften des geistreichen Verfassers Bürge sein werden.

Aus dem mannichfachen Inhalte des Werkes heben wir hier nur die Ansichten des Verfassers über den Zustand der französischen periodischen Presse, der Literatur, der Musik, über das Centralisationssystem, seine Schilderungen der Pariser, seine Charakteristiken der Herren Guizot, Thiars, Laffitte, Casimir Périer, Dupin, Mauguin, Odilon-Barrat, heraus.

Abenteuer
auf einer
Reise nach Indien
über
Aegypten, das heilige Land und Syrien.

Von Major Skinner.

Aus dem Englischen von Dr. V. Jacobi.

3 Thle. 8. broch.

3 Thaler 12 Groschen.

Die Blätter für Literatur und bildende Künste, Beigabe zur Abendzeitung, sagen u. A. in der Recension: „Wir entsinnen uns „nicht, seit langer Zeit eine so interessante Reisebeschreibung, wie „die vorliegende, gelesen zu haben; die Unterhaltungskraft, die „seiner Erzählungsweise beiwohnt, der unerschöpfliche Humor „u. s. w. hat uns nur selten dazu kommen lassen, das Buch aus „der Hand zu legen."

Streifereien in Ostindien
nebst
einer Wanderung
über die
Himalaya-Gebirge
zu den Quellen des Ganges und der Jumna
von Thomas Major Skinner,
vom 31. Regiment.

Aus dem Englischen von Dr. Fr. Steger.

2 Thle. 8. broch. 3 Thlr.

Russische
Novellen und Skizzen
von A. v. Seebach

8. broch. 1 Thlr. 12 gGr.

Bereits im Repertorium für deutsche Literatur sind vorstehende Skizzen und Novellen als das Anziehendste und Gehaltvollste bezeichnet, womit uns der Uebersetzer aus der schönwissenschaftlichen russischen Literatur beschenkt hat, sie sind durchgehends anziehend und spannen die Aufmerksamkeit des Lesers so lange, bis er sich am Ende derselben weiß.

Bilder aus England.
Von
Graf Eduard v. Melfort.
Aus dem Englischen
von Dr. E. Brinkmeier.

2 Thle. 3 Thlr.

Kaiser Otto in Florenz.

Schauspiel nach **Lope de Vega.**

Das Wetter hol' die Liebe.

Lustspiel nach **Calderon.**

Frei bearbeitet von P. v. C.

8 broch. 1 Thlr.

Polytechnisches Centralblatt,

3. Jahrg. f. 1837. No. 68—73 mit 60 Abbildungen.

Stand der Arbeiten an der leipzig-dresdner Eisenbahn zu Anfang November. — Der Asphalt von Seyssel und seine Benutzung. — Apparate zur Chlorkalk-Fabrication, von W. Maughan. — Ueber das Verschmelzen der Bleierze am hannoverschen Oberharze, von Bartels. — Elektromagnetischer Telegraph. — Sievier's Patent-Caoutchouc-Taue. — Ueber den gegenwärtigen Stand der Puddlingfrischerei in Baiern. — Ueber Anwendung des heissen Windes bei Schmiede- und Frischfeuern, von Wachler. — Ueber Treibseile am Harz, vom Oberbergrath Albert. — Analysen verschiedener englischer und baierscher Biere, von Kaiser. — Schreiber über den Effect der Graupen- und Oelmühlen. — Schreiber's Wasserkastenmaschine. — Schreiber's verbesserte Drehbank zum Walzendrehen. — Stärke englischen Papiers. — Egen, zur Geschichte der Kreiselräder. — Natter, über Gebläse mit warmer Luft. — Ueber die Grand-Junction-Eisenbahn zwischen Birmingham, Manchester und Liverpool. — Ueber die Dauer verschied. Holzarten. — Salpetersaurer Baryt. — Ueber Anwendung des kohlens. Baryts in der Zuckerfabrication, nach Doflas. — Neuer Regulator für Wasserräder, Schneiden, Ausschneiden und Durchbohren des Stahlblechs, nach Jones. — Sich selbst regulirende Windmühle. — Tretvorrichtung für Drehbänke. — Dampfmaschine für lange Seereisen. — Spilsbury u. Maughan's Verbesserung in der Sodafabrication. — Verbesserung in der Glaubersalzfabrication von J. Swindells. — Verstärkung des Kaminzugs durch eingeleiteten Dampf. — Striebeck, Förderbahn von gewalzten Stabeisenschienen. — Walter R. Johnson, Versuche über die Kraft, mit welcher Nägel oder Bolzen von verschiedener Form in verschiedenen Holzarten festsitzen. — Menzel's Beschreibung eines elastischen Fussbodens welcher in einem Tanzsaale zu Greifswald 1833 ausgeführt wurde. — Der jährliche Steinkohlenverbrauch in Grossbritannien. — Engelmann's Sicherheitspapier. — Düsenvorrichtung für kalte und heisse Luft, von Wachler. — Pickersgill's Maschine zu Fertigung wasserdichter Caoutchoucszeuge. — Howell's Thürfedern. — Wilkinson's Allarmvorrichtung. — Young's Sicherheitsschloss. — Scott und Oliver's, oder Gibus', mechanische Hüte. — Lidel's Verbesserungen an Planofortes. — v. Prittwitz, über die schwebende Eisenbahn bei Posen. — Literarische Nachweisungen. — G. Th. Fechner, über Kniehebelpressen, und die Fuchs'sche Siegelpresse. — E. Selly's Instrument, um Schrauben in die inneren Wandungen von Rohren einzulassen. — Barlow über Kingston's Zange zu Zerreissungsversuchen und Vergleichung der Festigkeit von Kupfer, Gelbmetall und Eisen. — Th. H. Russell's Verbesserungen in der Fabrication geschweisster Eisenröhren. — Literarische Nachweisungen.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 2. Jan. 1838.

Leopold Voss.

Für Freunde einer geistreichen Lectüre.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist so eben erschienen:

Godwie-Castle.

Aus den

Papieren der Herzogin v. Nottingham.

Zweite, verbesserte Auflage.

3 Theile. 8. 1838. Geheftet 70½ Bogen 3 Thlr. 15 Sgr.

Indem wir das obige Werk, von dem, wie wir so eben erfahren, eine englische Uebersetzung vorbereitet wird, als wieder erschienen zur Anzeige bringen, glauben wir auf eine abermalige günstige Aufnahme desselben um so mehr hoffen zu dürfen, als gehaltvolle Werke zu Geschenken von jedem Gebildeten gesucht werden. — Godwie-Castle, auch im Druck elegant ausgestattet, wird zu angenehmen und werthvollen Geschenken jederzeit und besonders zu empfehlen sein.

Breslau, den 20. November 1837.

Buchhandlung Josef Max und Comp.

In allen Buchhandlungen ist die zur Unterhaltung empfehlenswerthe Schrift zu haben:

Das Buch für

Winterabende,

enthaltend: historische Merkwürdigkeiten, — Lebensereignisse berühmter Helden, — Geschichten, — Naturschilderungen, — moralische Aufsätze, — Anekdoten, Räthsel und zwanzig der besten Mittel für Land- und Hauswirthschaft.

Ein sehr unterhaltendes und zugleich nützliches Buch für Bürger und Landleute. Mit einer Abbildung.

128 Seiten 8. broch. Preis: 6 Ggr. oder 27 Kr.

Akrosticha

oder

Kränze der Liebe und Freundschaft,

um Frauen- und Männer-Namen gewunden.

Eine Sammlung

von 300 neuen Stammbuchsversen

(wovon die Anfangsbuchstaben den Namen des geliebten Wesens, an den der Vers gerichtet ist, andeuten).

Herausgegeben von Franziska Rosenhain.

8. broch. Preis 8 Ggr. oder 36 Kr.

Bei mir erscheint in monatlichen Heften und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Jugendlehrer,

eine Schrift zur belehrenden Unterhaltung der Jugend, besorgt durch einen Verein von Pädagogen und Jugendfreunden.

Jedes monatliche Heft, deren 13 einen Band bilden sollen, enthält zwei Bogen Text, bestehend in moralischen und belehrenden Erzählungen, Gedichten, Anekdoten, Räthseln ꝛc. Die Verfasser werden sich jederzeit befleißigen, ihren Beiträgen Originalität, Einfachheit und praktische Brauchbarkeit zu geben. Außerdem liegen jedem Hefte 6 Vorlegeblätter in 4to zum Zeichnen und Schreiben bei, welche stets mit der größesten Sorgfalt und Eleganz ausgeführt sein werden. Da die Mitarbeiter durchaus Männer vom Fach sind, so dürfte die Erwartung der Brauchbarkeit dieses Werkes, besonders für häusliche Unterhaltung und Unterricht, gewiß gerechtfertigt werden und die Mannichfaltigkeit immer befriedigen.

Möchte es sich darum einer freundlichen Aufnahme erfreuen. Die Bestellung des ersten Heftes — deren jedes 5 Sgr. — 4 ggr. kostet — verpflichtet für einen ganzen Band.

Brieg in Schlesien, im November 1837.

Carl Schwartz.

Im Verlage bei Carl Schwartz in Brieg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dramatische Jugendklänge

zur

Unterhaltung für die reifere Jugend und zum Gebrauch bei Redeübungen, besonders in höheren Töchterschulen.

Von

Carl Laßwitz.

8. Preis: 20 Sgr. — 16 ggr.

Unsere Literatur ist sehr reich an Jugendschriften, arm aber an solchen, welche in dramatischer Form für die Jugend passende Stoffe, anziehend, gemüthlich und bildend, dichterisch so behandeln, daß sie auch ohne Bedenken und namentlich von Töchtern aufgeführt werden können. Der Verfasser hofft durch das gegenwärtige Werkchen, welches zu einem sehr passenden Geschenk für die reifere Jugend, hauptsächlich für Töchter geeignet sein dürfte, diese Lücke ausfüllen zu helfen. Das Werkchen soll zugleich zur Befestigung des Bandes dienen, welches dankbare Kinder nicht nur an ihre Eltern, sondern auch an ihr Vaterland knüpft. Zugleich eignen sich diese dramatischen Dichtungen zur Aufführung bei festlichen Schulprüfungen oder sonstigen feierlichen Veranlassungen. Das in den beiden Schweizermädchen eingestreute Französische dürfte zu einer nicht unwillkommenen Uebung in dieser Sprache dienen. Eltern, Erzieher und Erzieherinnen mache ich noch besonders auf die Vorrede des Verfassers aufmerksam.

Daselbst ist ferner erschienen und als sehr passendes Geschenk zu empfehlen:

Die Hussitenkrone,

oder

Wanderungen durch die Hauptstädte Europas.

Erzählung für die reifere Jugend

von

Carl Mörbel.

Velinpapier. Preis: 20 ggr. — 25 Sgr.

Bei G. Bethge in Berlin ist erschienen:

Causeries

sur le Portfolio; ou Lettre à un Membre du Parlement Anglais. Pr. 4 Gr.

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Kunst ein vorzügliches Gedächtniß

zu erlangen, auf Wahrheit, Erfahrung und Vernunft begründet (ein für Jedermann nützliches Buch), vom Dr. Hartenbach. 8. br. Pr. 8 Sgr. oder 36 Kr.

Sammlung und Erklärung von (6000) fremden Wörtern,

welche in der Umgangssprache: in Zeitungen und Büchern oft vorkommen. 5te. verb. Auflage von J. Wiedmann. (Ein für Ungelehrte nützliches Buch.) 10 Sgr. oder 45 Kr.

Die Billardschule,

enthaltend: Gesetze für den Marqueur, Zuschauer und Spieler, — alle nur vorkommenden Billard-Regeln — und Beschreibung von 11 verschiedenen Billard-Spielen. — Mit Abbildungen von H. Alectius. br. 12 Sgr. oder 54 Kr.

Im Verlage von Pietro Del Vecchia in Leipzig ist so eben erschienen und durch jede solide Kunst- oder Buchhandlung zu beziehen

das sprechend ähnliche Portrait des jetzt in Leipzig anwesenden

Hofraths Dr. Dahlmann

(mit Facsimile),

nach dem Leben auf Stein gezeichnet von F. A. Pecht, einem der geschicktesten Mitarbeiter des bekannten dresdener Galerie-Werks, gedruckt von Fr. Hanfstängl aus München. Der Verleger hat nichts versäumt, um den Verehrern Dahlmann's ein, hinsichtlich Aehnlichkeit, Druck und Papier, gleich ausgezeichnetes Portrait, an dem es bisher gemangelt hat, zu liefern.

Preis: 18 Gr. auf weißem, 1 Thlr. auf chin. Papier.

Die neue Zeitschrift für Musik,

herausgegeben

von

Robert Schumann,

beginnt jetzt ihren achten Band, liefert als artistische Zugabe bei der fünften Nummer neue Compositionen von A. Henselt, Mendelsohn-Bartholdy, Moscheles und L. Spohr, und ist für 2 Thlr. 8 Gr. in allen Musikalien- und Buchhandlungen zu haben.

Robert Friese in Leipzig.

Geschenk für Confirmanden.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Emiliens

Stunden der Andacht

und

des Nachdenkens.

Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände

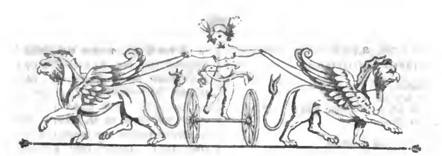
von

Dr. C. W. Spieker.

Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. mit Titelkupfer. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 6. — den 8. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Stimmen der Zeit, von Ben Clara.

1.

Der Dampfwagen.

Was ist das für ein schnaubend Ungeheuer,
Das keuchend, reißend Raum und Zeit zermalmt?
Aus dessen Rachen Wasserdampf und Feuer
Emancipirter, junger Freiheit qualmt?
Das junge Deutschland ist's auf Eisenbahnen,
Das Dampfgewölke seine Siegesfahnen.

Es ist der jungen Freiheit Siegeswagen,
Auf dem sie durch die stolze Menschheit saust,
Um morsche Schranken vollends zu zerschlagen,
In denen ängstlich alte Satzung haust.
Ihr Kriegsheer, freie, menschliche Gedanken,
Bedecken ihre weiblich zarten Flanken.

Die Eisenbahnen strickt sie um die Erde,
Daß in dem Netzwerk deren alte Macht
Und ihr Gespensterheer gefesselt werde,
Und frei der Geist entsteig aus Nebelnacht
Ins Morgenroth verjüngter Lebensphasen,
Die keck den Siegesmarsch der Freiheit blasen.

Das Volk, erstarrt auf seinen engen Schollen,
Geschimmelt in Philisterhaftigkeit,
Kommt jubelfrisch und bunt herangequollen;
Des dampfbeschwingten Vogels Hurtigkeit
Durchfuchtelt seinen Schlafrock, tilgt den Schimmel,
Erhellt den Blick, und zeigt den freien Himmel.

Gedanken, Morgens in Berlin geboren,
Kutschiren Mittags in Paris herum;
Was in pariser Köpfen hat gegoren,
Durchsaust im Nu Europas Publicum.
Die fernsten Völker reichen sich die Hände,
Daß eins dem andern seine Güter spende.

2.

Reiselust.

Ohne Ruh' und ohne Rast
Stürm' ich durch das Leben.
Alles, was mein Geist erfaßt,
Muß sich ihm ergeben.

Wie die Bienen flieg ich um
Auf des Lebens Blüthen;
Grillen fangen find' ich dumm,
Werde mich doch hüten.

Allen zieh' ich Honig aus
Selbst der gift'gen Blüthe:
Ueberall gibt's Lust und Schmaus
Fröhlichem Gemüthe.

Und so flieg' ich kreuz und quer
Durch des Lebens Garten;
Alle geben Honig her,
Alle Blumenarten.

3.

Gestörte Zufriedenheit.

Das Glücklich- und Zufriedensein
Ist Loos beschränkter Geister;
Sie bauen sich ein Häuschen klein
Vom allerbesten Kleister.

Sind alle Stuben ausgebaut,
Meublirt nach neuster Mode,
Die Dulcinea angetraut,
Der Schlafrock auch kommode:

Zufrieden ist dann so ein Mann,
Ein wahrer Hahn im Korbe.
Was gehen ihn die Stürme an
Auf dem terrarum orbe?

Das Weibchen kocht den Kaffee gut,
Dazu schmeckt ihm die Pfeife;
Was kümmert ihn der jungen Brut
Vorwitziges Gekeife?

O, Zeitgeist, eine Eisenbahn
Soll nun sein Haus zerstören.
O du zufriedner Unterthan!
Man wird dich schimpfen hören.

Alexander der Heilige.

Historisches Gemälde aus Rußlands Vorzeit.

Von

Wilhelm Müller.

(Fortsetzung.)

Der Gesang verstummte, der Baum mit seinen Wundergaben rauschte und in das Zelt trat Alexander und Andrei, aber alle Augen sahen nur den ersten, keiner gewahrte den andern. Stralaja's Hand zuckte bebend in der ihrer Mutter, auch diese fühlte Wohlwollen für den mit seltener Kraft und Schönheit begabten Mann, denn unbeschreiblich ist der Zauber, den Gott in ein edles Menschenantlitz gelegt hat. Freundlich begrüßte Alexander Gajul, und auch dieser war von seiner Würde gewonnen. Als nun der nowgorodische Fürst sich zu Turakana wandte, nach der Sitte seines Landes ehrfurchtsvoll vor ihr und ihrer Tochter sich neigte, als seine Stimme in Wohllauten so fremdartig und doch seelenverwandt an Stralaja's Ohr schlug, erbebte sie sichtlich im Kampfe entgegengesetzter Gefühle; ihr Schleier wogte von ihrem Athem bewegt, ihre Hand faßte krampfhaft denselben, um ihre innere Bewegung, die Röthe der Scham und Liebe auf ihrer Wange besser zu verbergen, da riß das Band, welches diese Hülle hielt; das zarte Gespinnst sank von Stralaja's Antlitz nieder und Alexander starrte in ein Zauberauge, das furchtsam, stolz, glühend, liebeheischend, beseligend und zugleich verderbend auf ihn wirkte. Doch in demselben Augenblicke reichte Gajul Alexandern in der goldenen Schale den Kumiß, die Brüder tranken und waren nun Gastfreunde der goldenen Orda. Indessen hatte Turakana Zeit gefunden, ihr leidendes und doch so glückliches Kind nach der Sitte ihres Geschlechts zu verschleiern.

Außerhalb des Zeltes erschallte nun ein wildes Freudengeschrei. Alexander's, Andrei's und Gajul's Namen ertönten von dem versammelten Volke; um die fremden Gäste zu ehren, waren sechshundert Pferde, tausend Rinder, dreitausend Schafe geschlachtet und zu Speisen ohne Salz bereitet; diese wurden nun überall auf Karren umhergeführt und an die Völker der Steppen vertheilt. Gajul erhob sich, um sich zu sonnen in seiner Größe und den Fremdlingen einen Begriff von der Mongolen Macht zu geben. Als Alexander nun den Frauen vorbeischritt, fühlte er sich einen Augenblick von einer Hand berührt, die ihn wie Aethergluthen durchzuckte. Stralaja war es; ihr war wohl, sie hatte seine Hand in der ihrigen gefühlt und sein Auge hatte sich in dem ihrigen gespiegelt.

Riesenfeste, so groß, so gigantisch, wie sie unsere Zeit nicht mehr kennt, wurden den russischen Fürsten zu Ehren mit einer so ungeheuren Verschwendung gefeiert, daß sie uns fabelhaft erscheinen würden, wenn man nicht die geraubte Beute dieses Volkes und ihre schnell vergeudete Kraft dagegen erwägen wollte. Alexander's Wünsche wurden weit über seine Hoffnungen erfüllt, denn die drei Mächtigen, deren Willen nur der Allmacht Gottes wich, hatten ihn lieb gewonnen, dennoch war er nicht glücklich, denn überall trat ihm das Elend seiner Landsleute entgegen; wie viele Unglückliche sein Wort und seine Bitte auch frei sprach, immer erschienen seinem Auge neue Gestalten, die sein Herz schmerzlich verwundeten, und denen er nichts mehr als Mitleid und Gebete geben konnte. Deshalb beeilte er seine Rückreise, aber Stralaja und Turakana traten nur hierin seinen Wünschen entgegen. Endlich war der Tag der Abreise bestimmt, als plötzlich abermals Alexander und Andrei eingeladen wurden, an einer Volksjagd, die oft Monden währte, Theil zu nehmen.

Seit der Erde Dauer sind die wilden Urthiere des Landes dort in ihren Wäldern und Höhlen nicht gestört, seit dem Beginn des Menschengeschlechtes hat der Fuß eines Wanderes nie jene Einöden betreten. Der Lebensathem jener Flächen ist nicht geweiht durch ein denkendes Geschlecht, nicht entheiligt durch dessen Verbrechen; aber plötzlich erhält die Todtenruhe eine Auferstehung: Schaaren auf Schaaren drängen sich; eine Menschenstätte ersteht, Gewerbe und Thorheit treiben ihr Tagewerk. Die wilden Thiere, erschreckt von dem feindlichen Geräusche, ziehen sich tiefer in ihre Klüfte zurück, aber vergebens, der Mensch dringt immer weiter; wo es an Raum gebricht, schafft das Feuer in wenig Stunden den Heranziehenden Platz. Dort flammt ein Wald mit seinen tausendjährigen Riesensäulen; prasselnd, donnernd wie Weltruinen stürzen sie und schmettern den Unvorsichtigen, der sich nicht schnell genug entfernt, mit in ihr Grab nieder. — Warum ziehen diese Verderber so eilig heran, was wollen diese Hunderttausende? — Vernichtung, Untergang, Blut! — Der finstere Bär, der hungrige Wolf, der schnelle Schakal, der bunte Panther wie der mächtige Ur sind geblendet von den Feuerwogen, die immer näher an sie heranhauchen; sie haben ihren wilden Sinn verloren, sie zittern in ihren Klüften und können nicht mehr zurück, denn der fürchterlichste aller Würger, der Mensch, hat bereits den letzten Zufluchtsort umringt! Horch! welch ein Geheul erhebt sich da! es ist nicht das der reißenden Thiere, es ist der wilde Jäger, der es erhebt. Jetzt beginnt die Blutarbeit, hier aus dem Gebüsche stürzt eine Schaar wilder Rosse, noch nie von einem Zaume, von einem Reiter gebeugt, hervor; ihre Mähnen starren hoch empor, der Schweif peitscht die Erde, indeß die Hufe kaum den Boden berühren, aus den Nüstern des dicken, unförmlichen Kopfes scheint Feuer zu sprühen; sie suchen einen Ausweg nach allen Seiten, sie machen sich Bahn, und wie im Fluge setzen sie über den Ring der Wächter fort, unerreicht von der keuchenden Meute; dennoch erreicht der Pfeil, die schnellende Lanze das flüchtige Thier, und die tückische Schlinge fesselt des Eilenden Lauf. Aber diese Jagd ist nur Spiel, dort beginnt der erste Kampf. Die Raubthiere sind von der Furcht zur Wuth übergegangen, sie brechen hervor aus ihren versteckten Klüften, Blut gegen Blut, Verderben gegen Verderben setzend. Der Bär hat in seiner Umarmung den Feind erstickt, und fällt erst, nachdem er jede empfangene Wunde mit einem Menschenleben bezahlt hat. Dort flieht der Wolf, kaum zu unterscheiden von den nacheilenden Hunden, aber mitten in der Flucht schlägt er den scharfen Zahn in das Gebein seines Verfolgers, und beide sterben und unterliegen in einem Augenblicke. Dort von den Zweigen des belaubten Baumes schwingt sich der Schakal in das Menschengewühl nieder, er hängt an dem Nacken des sich sicher geglaubten Zuschauers und trinkt gierig dessen Blut. Die friedlichen Thiere des Waldes fliehen und fallen ohne Gegenwehr und unbeachtet, denn der harte Mensch will Kampf, und mit dem Blute des Feindes auch das eigene fließen sehen. In dem sumpfigen Walde dröhnt und grollt es dumpf, dieses Geräusch verkündet der Jäger furchtbarsten Feind; es ist der Ur, welcher jetzt naht. Dort stürzt er hervor, mit niedergesenktem Haupte, mitten in die Fluth seiner Gegner, auf seinen mächtigen Hörnern schleudert er Roß und Reiter hoch in die Luft, daß beide nimmer wieder erstehen. —

Am Abend zogen die Jäger zurück in die schnell errichtete Lagerstadt. Die Todten wurden unbeklagt und unbeweint begraben; mächtige Feuer wurden angezündet, um vor den wilden Thieren ungestört ruhen zu können. Die gefallene Beute wurde ungereinigt und halb roh mit Gier verschlungen; dann streckten sich die Müden auf ihren Woilok nieder und entschliefen alsobald, ungestört von dem heisern Geheul der Wölfe und der Panther. Am andern Tage begann, mit wenigem Unterschiede, dasselbe Mordspiel. Nach einigen Wochen verpestete bereits der Dunst der Verwesung getödteter Thiere die Luft, die blutigen, abgenagten Knochen lagen überall umher, und jeden Morgen schauten die Todten durch die von der Hyäne wieder aufgewühlte Erdendecke abermals in das Leben.

Es war bereits im dritten Monde, die Jagd beinahe geendet, die Gegend auf Jahrhunderte verwüstet; nur selten noch erschien das leichte Wild, es war theils getödtet, theils in unerreichbare Oeden entflohen, nur der Bär kämpfte noch fort und der Stier brach noch immer aus den nächtlichen Wäldern hervor. Stralaja verließ ihr Teppichzelt auf dem Kameele, bestieg das Lieblingsroß, um die Gegend zu durchstreifen und Alexander aufzusuchen, der so oft abwesend war. Auf der Fläche irrten die Jäger lässig umher, vor ihnen lag ein undurchdringlicher Sumpfwald, schweigend und finster, als wäre in ihm das Leben noch nicht aufgegangen. Da tönten plötzlich aus der unbetretenen Tiefe dumpfe, Graus erregende Laute; das Heer der Schützen drängte sich aufmerksam zusammen, denn dieses Getöse war nicht das Nahen einer wilden Urschaar, es war mächtiger, drohender, es war lebender Donner! Jetzt sahen sie die

Wipfel der Bäume sich senken und hörten ihres Stammes Brechen. Bebend entschwand der Muth den Mördern, und sie fühlten den Frevel, den sie gegen die Schöpfung verübt, da stürzte etwas Namenloses hervor, riesengroß, in nie gesehenem Umfange, in schaudererregender Gestalt. Die Sage war in das Leben getreten, wovon die Väter der Väter einst erzählt hatten; eine Wiederkehr der grauen Vergangenheit, der fabelhafte Mammuth stand vor ihnen. Wuthentbrannt steht das Ungeheuer dem Zwerggeschlechte gegenüber; der Zorn treibt seine grauschwarzen, fußlangen Oberhaare empor, das Blut tritt in dieselbe und die glühenden Borsten wogen und bewegen sich wie unzählige in einander verschlungene Schlangen, die graubraune Mähne, welche, wie bei dem arabischen Rosse, die Erde peitscht, sträubt sich aufwärts und gleicht nun einem entlaubten Dornenbusche*).

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Ritter Spontini.]

Der Monat December ist für Spontini ein merkwürdiger Monat! Vor dreißig Jahren gelangte sein gefeiertes musikalisches Werk: „Die Vestalin", zuerst in Paris zur Darstellung, und vor einundvierzig Jahren, den 26. December 1796, ward in Rom seine erste Oper: I Puntigli delle Donne aufgeführt, unter wahrhaft merkwürdigen Umständen. Wir haben das Textbuch und ein Zeitungsblatt aus damaliger Zeit vor uns, woraus hervorgeht, daß im Jahre 1796 einer der Directoren der römischen Theater, Pippo Nasone Sigismondi, mit Hülfe des Maestro Fioravanti, dem 15jährigen Spontini einen falschen Paß zustellen ließ, um ihn zur heimlichen Flucht von Neapel nach Rom zu veranlassen; der junge Künstler befand sich damals in dem Conservatoire de la pietà de Torchini in Neapel, und hatte sich bereits einen ehrenvollen Ruf, theils durch ein Oratorium und geistliche Musiken, theils durch eingeschaltete Musikstücke in der Oper la Molinara, von Paisiello, erworben. Spontini langte auf diese Weise in Rom an, und man übertrug ihm die Composition der komischen Oper i Puntigli delle Donne, welche Arbeit er auch freudig übernahm. Das römische Publicum fand es jedoch vermessen, daß ein so junger Mensch mit Cimarosa, Fioravanti, Marcello di Capua, Angelini u. v. a., welche damals für Roms Theater componirten, in einen Wettstreit eingehen wollte; er wurde mit allen möglichen Unannehmlichkeiten bedroht, besonders, daß der Flüchtling an das Conservatoire nach Neapel wieder ausgeliefert werden sollte. Doch der Gouverneur von Rom und einige angesehene Freunde ermuthigten den jungen Künstler, und sein Fleiß, seine Begeisterung stieg dadurch in so hohem Grade, daß er in sechs Wochen mit der Composition nicht allein fertig war, sondern die gedachte Oper konnte auch in dieser kurzen Zeit in Scene gesetzt werden. Der Erfolg war für Spontini wichtig; er ward am Abende des 26. Decembers 1796 in einer „portatina," umgeben von mehreren hundert Fackeln und begleitet von mehreren tausend Römern im Triumphe vom Theater nach Hause getragen. Geehrt und triumphirend kehrte der Flüchtling darauf nach Neapel zurück. Einige auf Spontini gedichtete Sonette aus jener Zeit befinden sich in unserm Besitz, welche ihres Inhalts wegen vielfaches Interesse haben. Spontini hat in diesen einundvierzig Jahren seiner musikalischen Laufbahn ungefähr vierzig Opern componirt; davon sind in Paris vier komische und fünf große Opern zur Aufführung gekommen; zu diesen hat er nun seit der Anwesenheit in Berlin noch drei große Opern componirt, von denen die letzte: „Agnes von Hohenstaufen", am 16. Dec. 1837 hierselbst unter jubelndem Beifalle zuerst aufgeführt wurde. Nachdem dieses großartige Tonwerk drei Mal bei stets überfülltem Hause gegeben war, fand es eine ruhige, gründliche und parteilose Würdigung in der preußischen Staatszeitung vom 24. December d. J. — Bei dieser Gelegenheit müssen wir eine Ungerechtigkeit und Unwahrheit rügen, welche die elegante Zeitung vom 12. December 1837. Nr. 243. in dem Correspondenz-Artikel aus Berlin zur Oeffentlichkeit gebracht hat. Nicht auf Spontini's Veranlassung, wie es darin heißt, ist den Herren Taubert, Mantius und Ries das Theater verboten worden, um für Beethoven's Monument eine musikalische Unterhaltung zu geben. Im Gegentheil ist die Anregung zu einer solchen Aufführung gerade von Spontini ausgegangen und auch wirklich zu Stande gekommen. Es circulirt bereits eine schriftliche Erklärung der Herren Möser, Henning, Rungenhagen, Ries, worin die Unwahrheit jener Correspondenznachricht bewiesen wird, und welche Protestation — wie man sagt — der Oeffentlichkeit übergeben werden soll. 17.

Notiz.

[Baltische Blätter.]

Unter diesem Titel eröffnet Dr. J. L. Klein in Wismar den dritten Jahrgang der früher als „Baltische Blüthen" erschienenen Zeitschrift, von welcher wöchentlich vier Nummern ausgegeben werden. Wir finden in den Probeblättern unter anderem einen interessanten Artikel von Th. Mügge: eine Fahrt auf der Eisenbahn, von Brüssel nach Antwerpen, eine Correspondenz aus Berlin von Dr. Meyen u. s. w. Der phantasiereiche Klein spricht über Mundt's Delphin und über Anastasius Grün.

*) Am Ausflusse der Lena in Sibirien fand man den nur wenig beschädigten, durch die Kälte erhaltenen Leichnam eines Mammuths auf. Im Jahre 1806 wurde derselbe untersucht; er hatte dreierlei Haare, die schon obengenannten, darunter rothbraune, ebenfalls steife, nur kürzere und zuletzt wollenartige. Seine Stoßzähne hatten die Höhe des ganzen Thieres, mehr denn neun Fuß; die Länge des Mammuths betrug gegen sechzehn Fuß. Das Skelett ist in Petersburg aufgestellt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 7. — den 9. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Wie trockene Binsen zertritt er das Menschengeschlecht, und schmettert mit seinen zehn Fuß langen Hauern die Unglücklichen nieder. Eh' sich ein Arm zur Gegenwehr, ein Fuß zur Flucht erheben kann, liegen Hunderte in ihrem Blute; da stürzt endlich der Riese in die Gruft, welche das Grab der künftigen Todten sein sollte. Verzweiflung gibt den Mongolen Muth und Geistesgegenwart zurück. Eh' das Ungethüm wieder hervorbrechen kann, sinken Steinmassen auf ihn nieder; die Mauerbrecher, welche einst Kiew zerstörten, werden auf ihn hinabgeschleudert; scharfe Lanzen wühlen in seinen Augen, und endlich von einem Wall menschlicher Leichname umgeben, sinkt das Riesenthier der Schöpfung, vielleicht das letzte seines Stammes, besiegt von dem grausamsten und unkräftigsten Feind. Aber auch noch im Tode furchtbar, wagt keiner der Ueberwinder von seinem Fleische zu essen, keiner sich ein Haar der Leiche als Siegeszeichen zu bemächtigen. Der Großchan befiehlt, den Leichnam, so wie die um ihn Getödteten, mit Erde zu bedecken; ein hoher Berg ersteht, bis nach Jahrhunderten seine gebleichten Knochen wieder an das Licht der Sonne treten.

Stralaja ritt unbeachtend, was hinter ihr geschah, nur die Sehnsucht ihres Herzens fühlend, nach jener Gegend, wo, wie sie wußte, Alexander zu weilen pflegte. Da saß er wirklich unter dem grünenden Gesträuche in Träumen verloren. In seiner Hand ruhte ein sonderbar geformtes Bild, welches an einer Haarschnur ihm um den Hals hing, und an dem sein Auge mit feuchtem Glanze weilte. Das heiße Blut der Asiatin fieberte in Feuergluthen auf, und der Schmerz der Eifersucht gesellte sich zu dem Schmerz der Liebe. Eben wollte sie ihr Pferd wenden, um den Träumer zu überraschen; da bäumte sich dieses mit einem furchtbaren Satze hoch empor und brach sodann stöhnend zusammen; ein der Jagd entflohener Wolf hing an den Weichen des Pferdes und hatte sich zugleich in das faltige Kleid der Reiterin verwickelt. Ein lautes Angstgeschrei entfuhr der Fürstentochter. Alexander sah empor, ein einziger Blick zeigte ihm die drohende Gefahr, er war waffenlos, doch mit fester Manneskraft faßte er das mächtige Raubthier sogleich beim Schlunde, daß es schmerzstöhnend seine Beute fahren ließ, und mit Klaue und Zahn versuchte, sich des Feindes zu entwehren; doch umsonst war sein Bestreben, seine Wuth; die eiserne Kraft des Heldenarmes hielt ihn von sich entfernt und seine Hand würgte die Kehle des Unthieres immer mehr zusammen; da trat das glühende Auge aus seinen Höhlen, heißes Blut stürzte aus seinem Schlunde und der Körper zuckte in Todesqualen, jetzt schleuderte Alexander das Unthier an den nahen Baumstamm, daß die Gebeine brachen und es todt zur Erde fiel.

Keinen Athem in der pochenden Brust, das Leben nur im Auge, hatte Stralaja den ungleichen Kampf

mit angeschaut, jetzt warf sie sich mit Inbrunst an seine Brust, ihre vollen Arme schlangen sich um seinen Nacken, ihre heiße Lippe brannte auf der seinen, er fühlte ihr Herz schlagen und las in ihrem Auge ihre Liebe. Ein Augenblick entschwand in diesen Gefühlen, dann flüsterte Alexander weich und schonend: „Stralaja, ich bin vermählt." Wie vom Blitze Gottes niedergeschmettert, schauerte die Chanin bei diesen Worten aus seinen Armen, ein Wehlaut, schmerzlicher als jener, da der Zahn des Raubthiers in ihr Gewand schlug, entfloh ihren Lippen, mit fast wahnsinnigen Blicken stierte sie den Retter an, dann hüllte sie sich tief in ihren Schleier, warf sich auf den nächsten Renner, den die herbeieilenden Diener ihr zuführten, und sprengte im Windesfluge fort in die Ferne.

Morgen soll Alexander die Orda verlassen; Stralaja liegt noch wachend auf Ispahans schwellenden Kissen, wie auf Gluthwogen, aus goldenen Schalen, vielleicht untergegangenen Königreichen geraubt, leuchtet der brennende Docht und Weihrauchswolken erfüllen die gewitterschwangere Nachtluft. Draußen ist alles schon still und ruhig; nur der Wächter Ruf unterbricht das todte Schweigen; der heisere Laut schreckt die Fürstin aus ihrem dumpfen Brüten, sie erhebt sich und schaut durch des Zeltes Oeffnung hinaus in die dunkle Nacht, in den Himmel, an dem kein Stern leuchtet. In der Ferne beginnt ein Geräusch, als wenn der hungrige Schakal oder der gefräßige Wolf nach Beute spähe, in demselben Augenblicke faßt der Sturmwind das leichte Zeltgebäude und biegt die schweren Pfosten und schüttelt das Dach, als wolle er es von der Fläche der Erde schleudern; das Licht der Lampen flattert hoch und grell empor und scheint dann wieder dem Erlöschen nahe; aus den Schatten dieses Irrlichtes gestalten sich sonderbare Zerrbilder, die hin und her wogen und dann wieder in Nacht und Graus entschwinden. Eine kalte Grabesluft haucht an Stralaja's Wange, ihr Athem stirbt in der bebenden Brust, sie fühlt, daß sie sich der Schwelle jener dunklen Pforte naht, welche nur der Tod oder das Verbrechen dem Menschen erhellt. Und wirklich öffnet sich der Eingang des Zeltes, und Sklaven tragen eine Art Sargbahre von geflochtenen Zweigen herein und entfernen sich alsobald wieder. Aus dieser räthselhaften Behausung kriecht ein Wesen hervor, nur insofern dem Menschen noch ähnlich, um Entsetzen zu erregen; wie ein unförmlicher Knäuel blieb die Gestalt am Boden liegen, ohne sich erheben zu können; langes greises Haar fließt von ihren Schultern bis zum Boden hinab; aus diesem struppigen Gewirre tritt ein kleines Gesicht hervor, welches das Alter, der Menschengroll und die innere Seelenqual zu einem Schreckbilde der Hölle verzerrt hat. Die Augen sind gegen die der Mongolen übergroß und leuchten troß dem Alter im unheimlichen Feuer, aber die schweren schwarzen Augenlider fallen oft krampfhaft nieder, und dann gleicht das entfleischte Antlitz einem zitternden Todtenschädel; dies ist die geachtetste Zauberin, die alte Matrischorta. Schaudernd wendet sich Stralaja von der Ungestalt ab, welche nicht mehr dem Himmel, nicht mehr der Erde, nur der finstern Unterwelt angehört. Noch einmal kehrt Reue in ihre Brust zurück, sie bebt vor dem Frevel, den sie gegen das waltende Geschick üben will; aber bald erringt die Gluth der Leidenschaft wieder die Oberherrschaft, sie winkt der Zauberin und läßt geschehen, was schon früher beschlossen. Matrischorta krieche zu dem Herde, bläßt mit keuchendem Athem die verlöschenden Kohlen wieder zur Flamme an, und aus dem zahnlosen Munde stammelt sie leise: „Sproß des Dschingischan, lösche Deine Weihrauchsdüfte, sie thun meiner Brust nicht wohl und widern den an, welchen ich eben herbeirufen will." Schweigend gehorcht Stralaja dem Gebote. Nun zieht die Zauberin ein irdenes Gefäß hervor, stellt es auf die glühenden Kohlen und wirft etwas Unscheinbares hinein, sogleich steigen lichte bläuliche Dämpfe hervor und erheben sich bis zur Höhe des Zeltes. „Tritt so weit als möglich zurück, Fürstentochter," befiehlt die Zauberin, „diese Dünste leidet Dein Hirn nicht." Stralaja entfernt sich weit von der Unheimlichen, das Auge nur forschend auf ihr Beginnen gerichtet. Matrischorta bewegt die Lippen, aber Stralaja hört keine Töne, die Zauberin spricht, aber nur ihre Gedanken sind Worte, ihr Ausruf an die Sünde, ihre Lästerung des ewigen Geschickes sind keinem Sterblichen hörbar. Die Dünste, welche dem Tiegel entsteigen, mehren sich und hüllen bereits die Prachtdecke des Zelts mit bleifarbenen Wolken ein; die Lampen brennen niedergedrückt und leuchten gar nicht mehr. So wie der Gifthauch die Fürstentochter erreicht, fühlt sie ihre Brust beengt, in ihrem Kopfe wüthet ein furchtbarer Schmerz, ihre Adern schwellen Wuth und Zorn, in ihrem Auge brennt es wie glühendes Eisen. Matrischorta hingegen scheint mit Wollust den Giftschwalch einzuathmen; mit Entsetzen bemerkt Stralaja, daß die Zauberin erstarkt, durch diesen Hauch immer größer und größer wird, und endlich ein hageres Riesenweib mit ihrem Haupte sich an die Decke erhebt; nicht mehr ein gelähmter Krüppel, sondern ein mächtiges, geschlechtloses Unge-

thüm steht vor der Fürstin und kreischt mit schneidenden Tönen: „Er wird wiederkehren! und eh' noch sein Fuß die Erde seines Landes betritt, hat sie aufgehört zu sein." Mit dem letzten Hauche dieser Worte bricht das Riesenwesen wieder zusammen, die Leuchten erlöschen, der Sturmwind schüttelt das Zelt, und ein herzzerschneidendes Wehegeschrei, gleich als wenn tausend Gefolterte ihr Leben unter Marterqualen aushauchen, durchdringt die Stille der Nacht; dann scharrt es am Boden, als ob sich ein kriechendes Gewürm langsam entferne. Nun ist es ruhig; aber diese unheimliche Stille ist schrecklicher als das, was Straiaja eben erlebt hat; sie ist nun wiederum ein schwaches Weib geworden, sie will beten, aber wie bei der Zauberin kommen keine Laute von ihren Lippen; in ihrem Busen wie um ihr Auge ist Nacht, die steigende Angst raubt ihr das Bewußtsein.

Der Tag der Abreise war angebrochen, Alexander und Andrei standen vor dem Throne des Großchans; freundlich wie ihr Empfang war der Abschied; ungleich mehr als Alexander hoffen durfte wurde ihm gewährt; Gajuk belehnte ihn mit Südrußland und dem ganzen Gebiete von Kiew; es waren nur Trümmer, aber es war russische Erde, es war sein Vaterland. Turakana und ihre Tochter waren nicht zugegen; doch als sich das Gefolge bereits entfernt hatte, ward Alexander in das Frauengemach berufen. Mutter und Tochter waren hier allein, der Fürst von Nowgorod stand ihnen gegenüber ohne Zeugen. Turakana war vielleicht die Einzige, welche Alexander ganz verstand; indem sie ihm der Sitte gemäß den kostbaren Kaftan überreichte, machte sie ihm zugleich bekannt, daß zwei tausend gefangene Russen durch sie die Freiheit erhalten und bereits den Weg zur Heimath angetreten hatten. Das war das schönste Geschenk, was ihm werden konnte, zwei tausend seiner Brüder durften wieder frei athmen, durften der Erde ihrer Väter wieder zuwandern. Eine Thräne blinkte in Alexander's Augen; die Thräne eines Mannes, eines Helden, ist das herrlichste Geschenk des Himmels, ist der Seele Edelstein. Straiaja trat zu Alexander; sie war bleich, die Schauer des Gräßlichen, was sie in der Nacht empfunden, hatte das Feuer ihrer Augen getrübt und der Schmerz der Trennung raubte der Ueberstolzen die Kraft, das eigene Weh zu verbergen. Mit bebenden Lippen hauchte sie: „Wenn Du so die Söhne Deines Landes liebst, was wirdst Du erst für Dein Weib empfinden!" — Ruhig hob Alexander das nasse Auge zu der Jungfrau empor und sprach: „Nicht die Liebe, der Wille meines Vaters gab mir die Ehefrau, sie reichte mir nur ihre Hand am Altare, ihrem Herzen bin ich immerdar fremd geblieben." Da erglühte Straiaja in hoher Wonne, eine sündige Hoffnung erhob ihren Muth, schweigend schaute sie lange in das Antlitz des Geliebten, dann zog sie aus dem Busen einen leuchtenden Rubin von ungewöhnlicher Größe. „Nimm diesen Stein," sprach sie dumpf, „kennst Du die Sage seiner Entstehung? Ein Weib liebte einst heiß und glühend, aber sie wurde nicht wieder geliebt. Der Herzlose achtete nicht ihre Thränen, nicht ihre Leiden, da versteinte der Schmerz das heiße Herzblut der Armen, es ward zu einem Demant und trägt noch jetzt die Farbe seines Ursprunges, noch den leuchtenden Glanz der innern Thränen, aber er ist kalt und hart wie das Herz desjenigen, der ihn verhärtete, doch in seinem Innern haust noch die Seele der Unglücklichen und sie liebt und leidet in grauser Unsterblichkeit fort. Nimm ihn hin, den Zauberstein und wenn Dein Auge auf ihn fällt, so erinnere Dich des Weibes, das in weiter Ferne Dein gedenkt. Und" — sie drückte die kleine Hand an die heiße Stirne, die Gebilde der entschwundenen Nacht traten abermals vor ihre Erinnerung; sie fuhr mit bebender Stimme fort: „Schöner Christ! wenn das seelenarme Weib, an welches Dich der Fluch, nicht der Segen gekettet, unter der Decke der Erde ruht, dann kehre zu mir zurück und lerne den Reichthum der Liebe kennen. Was Dein Auge erheischt, soll Dein werden, noch eh' die Zunge den Wunsch ausgesprochen, eh' das menschliche Ohr ihn vernommen. Du sollst sitzen neben meinem Bruder, dem Gefürchteten, der auf Erden nicht seines Gleichen hat, Du sollst über ihn herrschen, wenn Du es heischest. Jedes Land der Erde, sei es noch so ferne, noch so mächtig, sollen der Mongolen Söhne Dir erobern, soll Dein Eigenthum werden, wenn Du es verlangst, und alle Völker der Erde, von der Mauer des himmlischen Reiches bis dorthin, wo ein Priesterchan mit dreifacher Krone Deinen Mitgläubigen gebietet, sollen sich vor Dir beugen; nur kehre zurück, daß ich in Deinem Blicke meinen Himmel wieder finde, und mein Herz nicht erstarre wie das, welches an Deinem Finger flammt." Die glühende Asiatin vergaß die strenge Sitte, in der sie erzogen, überwältigt von Schmerz und Liebe sank sie an die Brust des Geliebten. Alexander fühlte einen leichten Schmerz an seinem Halse; Straiaja's Dolch hatte ihn geritzt, ihre heißen Lippen saugten sein Blut in das ihrige.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Stern von Sevilla, von Mistreß Butler.

Unter diesem Titel liefert Mistreß Buttler, die ehemalige Miß Fanny Kemble, dem englischen Publicum, und somit auch uns Deutschen, die wir gewohnt sind, lebhaften Antheil zu nehmen an den literarischen Bestrebungen fremder Nationen, ein neues Drama, welches der Verfasserin wegen, von der man sich bedeutende Leistungen im dramatischen Fache versprach, nicht ohne Interesse ist.

Die Lady Macbeth, die Königin Katharina und Constanze der Mistreß Siddons sind nicht geschrieben, sonst würden sie mit Shakspeare Hand in Hand gehen. John Kemble's Macbeth, Coriolan und Hamlet leben, so lange die Zuschauer leben, welchen es vergönnt war, diesen Darstellungen beizuwohnen. Aber diese Eindrücke lassen sich nicht überliefern, und es gibt keine Stereotypen für das Gedächtniß. Charles Kemble's Cassio, Romeo und Faulconbridge sind Kemble's wahrhafte Realisationen Shakspeare'scher Gedanken und, nach der Ansicht urtheilsfähiger Engländer, das Höchste, was dem darstellenden Künstler zu erreichen möglich ist. Auch von Miß Fanny Kemble hatte man goldene Meinungen, obgleich ihr die wahre Lebendigkeit und Energie der Kemble's zu fehlen schien, — doch sie täuschte ihre Zuschauer und erhob sich mit einem elastischen Sprunge in eine höhere Region, — aus der Schauspielerin wurde eine dramatische Dichterin. Wenn gleich reiner die Lüfte sind, welche auf des Helikon Gipfel wehen, so sind sie auch kälter, und nur Wenige vermögen in jener Temperatur auszudauern, ohne selber mit zu erkalten; und ich fürchte, daß es auch der Mistreß Butler so geht.

Das erste historische Drama der jungen Dichterin, „Franz I.," welches sie im siebzehnten Jahre begonnen und im ein und zwanzigsten vollendet hat, wurde im März 1836 auf dem Covent-Garden-Theater zu London mit glänzendem Erfolge aufgeführt. Zwar ließen sich auch mißbilligende Stimmen vernehmen. Des Quarterly Review Urtheil war günstig und ermuthigend, welches E. L. Bulwer, damals Redacteur des New Monthly Magazine, der selber mit seiner „Herzogin de la Valière" eben keine glänzenden dramatischen Lorbeeren geerntet hat, sehr beißend auslegte, und noch überdies das Stück in einem Briefe an Lockhart „Miß Kemble's schwache Tragödie" nannte. Er hat sich später bekehrt und lobt den „Stern von Sevilla" mit vieler Wärme. Wenn man auch Bulwer in seinem Tadel nicht ganz Unrecht geben kann, so erscheint doch ein solches Verdammungsurtheil über den Erstlingsversuch einer geistreichen jungen Dame offenbar zu hart, und auch nicht unparteiisch, denn woher auf einmal das Lob des spätern Stückes, welches doch nicht besser ist als jenes. Gustave Planche dagegen hat jenes erstere Stück in seinen trefflichen Portraits littéraires einer ausführlichen Berücksichtigung gewürdigt; freilich fällt sein Urtheil dahin aus, daß die junge Dame den großartigen Stoff nicht habe bewältigen und zur dramatischen Einheit gestalten können. Am Schlusse des Aufsatzes räth er ihr, Shakspeare zu studiren, ihm aber nicht nachzuahmen, und setzt hinzu: „Möchten diese Zeilen, wenn sie vor ihre Augen kommen sollten, sie bestimmen, in ihrer nächsten Tragödie nur Gefühle zu schildern, welche sie selber empfunden, oder doch in der Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hat; sie möge darauf verzichten, den verschwundenen Jahrhunderten die Anmuth und Reinheit ihrer Jugend anbilden zu wollen, welche sie sich nicht aneignen können. Wenn sie nicht Pantagruel, oder les Nouvelles, noch les Dames galantes gelesen hat, wie ich gern glaube, so wähle sie künftig nur Personen und Gegenstände, welche sie frei studiren kann, ohne den Eigenschaften ihres Geschlechtes zu entsagen."

Ich weiß nicht, ob Mistreß Butler diesen wohlgemeinten Rath des Hrn. Planche gelesen, aber soviel ist mir klar, daß sie ihn in ihrer neuesten Tragödie „der Stern von Sevilla *)" nicht befolgt hat. Anstatt Shakspeare zu studiren, hat sie ihm nachgeahmt, und sich wieder auf Gebiete gewagt, welche sie als Dame nicht beherrschen kann.

(Der Beschluß folgt.)

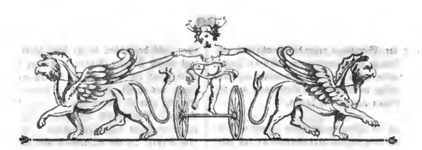
*) Der Stern von Sevilla erschien im März 1837, nicht lange nach der Rückkehr der Verfasserin aus Amerika, wo sie sich längere Zeit aufgehalten hatte. Sie hat auch ein „Journal" über diese Reise herausgegeben, welches wegen der trefflichen Schilderungen von Naturscenen, wegen der kühn und treffend, wenn auch nicht in allen Theilen richtig und wahr hingeworfenen Bemerkungen über Menschen und Verhältnisse der Gesellschaft, leicht das Beste sein möchte, was Mistreß Butler geschrieben hat.

Notiz.

[G. Gervinus.]

Gervinus ist im Mai 1805 in Darmstadt geboren, wo er sich jetzt mit seiner jungen Frau, einer geistig lebendigen Heidelbergerin, aufhält. Gervinus war erst dem Kaufmannstande angehörig; er war im Geschäft eines frankfurter Hauses thätig, bis ihm seine literarischen Liebhabereien zum Bedürfniß und zur großen Lebensaufgabe wurden. Dann erst studirte er in Gießen und Heidelberg, wo er mit Schlosser näher bekannt wurde. Aus diesem Verhältniß erwuchs zum Theil die eine Seite seines Wesens als Historiker, die sich bis jetzt vorherrschend bei ihm herausgebildet hat, der Pragmatismus. Wir wissen, daß im Strom der geistig bewegten Weltgeschichte der bloße Pragmatismus nicht sehr weit reicht, daß er zur geistig wahren Geschichtschreibung etwa in demselben Verhältniß steht, wie der Scott'sche Roman zum Goethe'schen; Gervinus aber ist noch inmitten seiner innern Entwicklung, die ihn zwingen wird, von außen her weiter in den Kern zu dringen. — Wir sind darauf begierig, wie er im letzten Bande seiner Literaturgeschichte den Geist der letzten Jahrzehnde, wie er seine eigne Zeit, die ihn in die Bewegung hineindrängte, auffassen wird.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 8. — den 11. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Monden waren vergangen; die Geleitwache der Mongolen hatte die Wanderer verlassen, Alexander, Andrei und der getreue Peignl waren wieder auf sich selbst beschränkt, dennoch darbten und entbehrten sie gern; denn jeder Schritt, jede Sonnenwende, jede schlaflos durchwachte Nacht brachte sie dem Vaterlande näher. Nun nahm sie wieder die Steppe der Chwalisser, jene traurige Wüste ohne Quellen, ohne Flüsse auf. Bleierne Wolken verhüllten den Himmel dem Blicke der Pilger, ein glühend heißer Wind erhob sich und sengte die kärglichen Salzpflanzen, welche dem fruchtlosen Boden entkeimt waren. Bald war der karge Wasservorrath aufgezehrt, die fürchterlichste der Menschenqualen, der Durst, ergriff die Ermatteten, und die Luft wurde immer glühender, der Athem des Windes immer flammenreicher, es war, als ob die sengende Zone Africas hingezaubert sei auf jene Erdfläche, auf die sich jüngst noch die Eisdecke des Schnees niedergesenkt hatte. Die Erde spaltete sich und zerriß vor dem Feuerhauche, aus ihren Tiefen schauten häßliche Mißgestalten, wie Vorboten der Unterwelt, giftdunstend hervor, und sahen geblendet in das ihnen ungewohnte Tageslicht, und starben und verwesten alsogleich, als sie ihrem ewigen Dunkel entnommen waren. Wirbelnder Staub erhob sich, und aus ihm erstanden zahllose Heere von Insekten, die das Licht der Sonne verhüllten und sich von der letzten Lebensquelle der Reisenden, von ihrem siedenden Blute nährten. Die Kraft der Wanderer war gebrochen, nur wenige Schritte, dann sank einer von ihnen nieder und preßte seine vertrockneten Lippen an die Furchen der Erde, um einen Tropfen Labung zu erlangen. Umsonst! umsonst! der Tag brachte keinen Regen, die Nacht keinen Thau, und vor ihren wundgerötheten Augen, vor ihren geschwächten Blicken dehnte sich wie eine hoffnungslose Ewigkeit die Wüste immer weiter aus; ihre geschwächten Geisteskräfte wußten nicht mehr, ob sie noch auf dem rechten Wege waren, ob sie nicht wie jener Verdammte verurtheilt wären, endlos in dieser Irre, in dieser Erdenhölle umher zu wandern. Endlich rasteten sie an einer Stelle, wo bleiche Menschengebeine ihnen entgegenstarrten. Gräßlicher Anblick! Die Unglücklichen schauerten und sanken neben den Gewesenen nieder. Vor Alexander's dunkelnden Augen schimmerte etwas Glänzendes, er griff nach demselben und erkannte das Heiligenbild seines Vaters Jaroslaw. An welchem Orte, an welcher Schauerstätte befanden sie sich! Diese Gebeine waren die der treuen Diener, welche mit seinem Vater umkamen; hier hatte man den Leichnam seines Erzeugers gefunden, von hier aus hatte man die Hülle des Schwergeprüften nach Wladimir gebracht. Die Luft hauchte noch Todesathem, der Erde entstiegen noch Sterbeseufzer. Mit zitternden Händen versuchten es die Unglücklichen, die theuren Gebeine in die Erde zu scharren, aber vergebens! Der Sturm verhöhnte die Arbeit der Unkräftigen, er riß die Staubdecke von den schimmernden Schädeln, von den bleichen

Knochen, und die Gewesenen erstanden immer und immer wieder. Endlich nach vergeblichen Mühen sanken die Wanderer nieder neben den Menschentrümmern ihrer Väter, und schliefen in körperlicher Betäubung auf der Erde, wo ihre Lieben ausgelitten hatten.

Als der Tag die Leidenden aus dem dumpfen Halbtode schreckte, vermochten sich nur zwei zu erheben; den kräftigen Alexander hat das Feuer der beloi Garetschka *) ergriffen. Diese Krankheit, die sich nur in den engen Gränzen jenes Landes bewegt, ist fast immer lebensgefährlich; sie hat die tückische Eigenschaft, daß sie den Menschen im Vollgenuß seiner Kräfte angreift und durch den Geist den Körper zerstört, denn mitten in Geschäften, mitten in den Stunden des fröhlichen Genusses, fällt sie unerwartet und ungeahnet ihr Opfer an und schreckt ihn aus dem Kreise der Seinen in eine andere ihm feindliche Welt. Der Kranke erblickt Wahnbilder, deren Dasein er mit Ueberzeugung vertheidigt; Weib, Kind und Alle, an denen einst sein Herz mit Liebe hing, erscheinen ihm nun als verderbenbringende Dämonen; später, aber nur auf Augenblicke, kehrt die geistige Kraft zurück, und nun erst beginnt das Leid des Körpers: Lippe und Gaumen sind wie gedörrt, ein nicht zu löschender Durst quält den Armen, seine Stimme wird rauh und heiser, der Puls stockt und fliegt dann wiederum in vollen Schlägen, die schmerzbeengte Brust hat keinen Athem mehr. Jetzt kehren die Höllenbilder mit verdoppelter Kraft, mit verzerrteren Zügen zurück. Das fernere Beginnen der Krankheit ist ein Hohn gegen menschliches Hoffen, denn was Genesung scheint, ist nur das Herannahen des Todes. Der Kranke wird ruhiger, die körperlichen Leiden werden schwächer, die Geistesblicke kehren öfterer und dauernder zurück; endlich ist er seiner völlig wieder bewußt, nur eine Ermattung, eine Erschlaffung, wie nach jeder schweren Krankheit, ist ihm geblieben, die gespenstigen Wirrbilder sind gänzlich entwichen, er ist sanft und gut, er lächelt wieder und mitten in diesem Lächeln stirbt er.

Alexander sah in dem Gluthfieber sich einem feindlichen Heere gegenüber, er hörte den Schlachtenruf, das Wiehern der Rosse, nicht die Seufzer des Bruders, nicht die Klagen des treuen Pelgui; mit gebrochenen, schnell ausgestoßenen Worten befahl er den Angriff gegen die verrätherischen Tschuchni, gegen die eisenbewehrten Deutschen, und dazwischen lechzte seine dürre Lippe vergeblich nach einem Tropfen Wasser, die innere Gluth zu löschen. Andrei und der treue Diener knieten an seiner Seite, sie legten das heiße Haupt des Schwerkranken in ihren Schooß, aber sie hatten nur Thränen, keine Hülfe, keine Labung. Da hob sich Alexander hastig empor, ein lichtes Bewußtsein war zurückgekehrt. „Pelgui," befahl er dem Diener, „grabe meinem Körper ein Grab; die Geister derjenigen, deren Knochen uns hier anblicken, rufen mich hinab, auf der Stätte, wo der Vater ausgelitten, soll auch der Sohn sterben. Grabe, grabe, aber tief, damit —" Er sank wieder zurück und die irren Bilder der blutigen Schlachten wogten abermals mit ihm davon. So entschwand der Tag, so begann die Nacht und hüllte das Elend in ihre gespenstige Schatten um so furchtbarer ein. Bruder und Diener konnten nicht mehr die Züge des Leidenden sehen, sie fühlten nur seinen heißen Athem, erkannten nur in seinen irren Worten dessen Leiden. Endlich brach der Morgen an, aber ohne Hoffnung, das seelenvolle Auge des Helden war glanzlos und wie mit Blut unterlaufen, das schöne Antlitz war erbleicht und vom Schmerz verzerrt, die klangvolle Stimme rauh und gebrochen. „Nur einen Tropfen, einen einzigen Tropfen, um die innere Gluth zu lindern!" stammelte er. Da gedachte Pelgui, was Alexander einst für ihn gethan, wie er in schwerer Krankheit ihn gepflegt, wie er ihn, den niedern Knecht, mit seinem Arme unterstützt, ihn getragen hatte. Und der niedriggeborene Russe, damals schon so treu wie jetzt, trat zur Seite, öffnete mit seinem Messer eine Ader, um den geliebten Herrn mit seinem Blute zu tränken; aber aus der Wunde tropfte kein Lebensquell, Noth und Entbehrung hatten die Adern geleert, da warf er das Messer von sich, gedachte des letzten Befehles und begann das Grab zu graben. —

Indessen weilte Andrei bei seinem Bruder und suchte mit weichen freundlichen Tönen ihn zum Bewußtsein zurückzurufen; sein Blick schweifte weit umher, um ihm Rettungsmittel, einen Rettungsengel zu erspähen. Dort, dort, wo jenes Riesengrab sich wölbt, liegt das Ende der Wüste, aber es ist ihnen unerreichbar, sie müssen hier verderben. Jenseit beginnt das menschliche Regen wieder, aber es hört nicht die Klagen der Verlassenen, seine Blicke spähen nicht hinab in die Wüste des Todes. — In den Armen Andrei's liegt der sterbende Bruder; Pelgui arbeitet stumm an dem Grabe; immer und immer wieder heben sie sehnend die Blicke nach der Gegend, wo das Land ihrer Väter liegt. Schaut, was

*) Deutsch: das weiße hitzige Fieber.

begibt sich dort in der Ferne? Hat der Wahnsinn auch sie erfaßt, oder will sie ein Schimmer der Hoffnung verhöhnen? Dort unter des Grabes Decke regt es sich; die Todten werfen ihre Bürde ab und kommen dem Leidenden zu Hülfe. Ein Schattenwesen, fast einem Menschen ähnlich, naht sich ihnen. Vielleicht ein umherschweifender Mongole, was kann er den Armen rauben? Doch diese Riesengestalt, höher, größer als der gewöhnliche Russe, kann kein zwerghafter Nomade sein. Die Erscheinung schreitet vor und stößt das letzte menschliche Vertrauen zurück. Thier und Mensch sind in diesem Geschöpfe geeint; das blutige Fell des räuberischen Wolfes ist seine Bekleidung, Brust und Hals sind in das verworrene Haar gehüllt; in der Faust trägt er Waffe und Stütze zugleich, eine knorrige Keule; unter buschigen Augenbrauen, zwischen den langen Bart- und Haupthaaren, blickt ein Antlitz hervor, grauenvoll und zurückstoßend. Diese Züge der Verwilderung und der Entmenschung, hat sie das Laster, hat sie das Unglück oder die Verzweiflung so gezeichnet? Jetzt steht der Fremdling vor den Kranken, vor den ermatteten Wanderern; seine Stimme erhebt sich, großer Gott! es sind der Heimath freundliche Töne, es ist ein Russe, der zu ihnen spricht. Vergessen ist die zurückschreckende Gestalt, Hoffnung und Glaube kehren wieder in die Brust der Muthlosen zurück. Pelgui rastet mit der Arbeit am Grabe, er legt die gebleichten Knochen statt seines Herrn, den er schon gerettet glaubt, in die Gruft; der unbekannte Landsmann sieht müßig mit scheuen Blicken dem frommen Beginnen zu, doch als die Gebeine bedeckt sind, hebt er die mächtige Keule und schlägt die Erde fest, daß nimmermehr ein Raubthier die unten Ruhenden beunruhige. Dann winkt er den beiden Pilgern, ihm in seine traurige Wohnung zu folgen. Andrei und Pelgui fassen das Haupt des bewußtlosen Kranken, der unbekannte Russe den Körper und so schreiten sie langsam vorwärts. Was ihnen als ein mächtiges Grab erschienen, zeigt sich nun als eine Erdwohnung. Die Behausung ist klein, dumpfig, unsauber, aber der Leidende hat doch ein Obdach, sanft legen sie ihn auf die Blätterstreu nieder, und als der Fremdling bemerkt, wie die Lippen des Kranken von der innern Fieberflamme vertrocknet sind, naht er sich mit einem Becher Wasser, um ihn zu erquicken. Alsobald schlägt Alexander die Augen auf, von den Wahnbildern des Fiebers befangen, starrt er die furchtbare Erscheinung an und ruft entsetzt: „Fort, fort, Du Blutbeflecker! Hebe Dich von mir, Du Abgefallener des Herren!" Der Becher mit der Labung fällt zu Boden; schmetternd wie vom Blitze Gottes getroffen, stürzt die kräftige Gestalt zu Boden und heulend entflieht sie in den finstersten Winkel der Höhle. Alexander hat aber wiederum das Auge geschlossen und leise wie im Traume spricht er von einem Engel, der sich ihm nahen wird, um ihn dem Leben wieder zu geben, während es aus dem Winkel immerfort in herzzerschneidenden Lauten wimmert. Entsetzt schauen sich Andrei und Pelgui an, ihre Blicke irren in der unheimlichen Wohnung umher; sie sind bei einem Russen und gewahren dennoch kein Zeichen des Christenthumes, nirgends ein Obros, nirgends das Kreuz des Erlösers. Da bemächtigt sich ihrer eine dunkele Ahnung, sie knieen nieder neben dem Leidenden und beten inbrünstig und als der Kranke unter ihrem Gebete immer fester entschlummert, nimmt Pelgui den Wasserkeug und netzt die gedörrten Lippen seines Herren; dann setzt er sich zu den Füßen des Fürsten und spricht mit Andrei über Alexander's Krankheit, von seinen Wunderthaten und seiner Herzensgüte. Und als sie nun den Namen des Helden nennen, verstummt die unheimliche Klage und aus dem Winkel kriecht der Entflohene wieder hervor. Scheu, angstbeklommen versucht er die Blicke von dem Boden zu erheben, aber immer sinken sie wieder zur Tiefe, endlich stammelt er: „Ist Jener, der dort auf dem Boden leidet, der Held Newsky, der Hort und die Hoffnung des russischen Landes?" Als ihm nun dies bejaht wird, fleht er: „Laßt mich den Staub seiner Füße küssen, laßt mich nur ein Glied seines Körpers berühren, damit ich mich selbst erkenne und fühle, ob ich noch würdig bin, mich zu nahen dem Auserwählten der Heiligen. Aber so wie er sich dem Kranken nähert, wird der Schlaf desselben unruhiger, und eben als der Russe die Hand ausstreckt, um das Gewand des Leidenden zu berühren, schlägt dieser die Augen auf, und abermals ruft er: „Hebe Dich von mir, Du Blutiger, Du Verläugner Deines Gottes!" Da lacht der Unbekannte so laut und schneidend auf, daß die Decke erbebt und es weit hinaus in die lebensleere Wüste schallt. Aus seinem Gesichte flieht die letzte Spur der Menschlichkeit und eine furchtbare Verzweiflung verzerrt dasselbe zu einer scheußlichen Larve. „Seht Ihr," kreischt er mit grimmigem Selbsthohn, „ich bin verflucht von Ewigkeit zu Ewigkeit, keine Buße kann mich reinigen und ich bin verloren für immerdar!" — (D. F. f.)

Der Stern von Sevilla, von Mistreß Butler.

(Beschluß.)

Der Inhalt des vorliegenden Stücks ist einfach folgender. Alphonso, der junge König von Spanien, kommt auf einer Reise durch seine Besitzungen nach Sevilla und wird von den Einwohnern mit großem Enthusiasmus empfangen. Don Pedro und Don Carlos, letzterer von Kindheit an dem Könige befreundet, sind zwei Edelleute von Sevilla. Estrella, der Stern von Sevilla, Don Pedro's Schwester ist Don Carlos verlobt, und am nächsten Tage soll die Vermählung vollzogen werden. Der König erblickt bei seinem Einzuge die Estrella auf ihrem Balcon, verliebt sich in sie und bewegt seinen Vetter Don Arias, ihm zu einem Besuche bei der Estrella behülflich zu sein. Dies wird bewerkstelligt, und der König kommt über den Balcon in das Zimmer, wo Estrella schläft. Sie erwacht, erblickt den König, und auf ihren Schrei kommt ihr Don Pedro zu Hülfe. Don Pedro stellt sich, als kenne er den König nicht, und fährt ihn heftig an; der König zieht sein Schwert, und Don Pedro, welcher, dem früher erlassenen Befehle des Königs zu Folge, unbewaffnet ist, ringt mit ihm und entwaffnet ihn; darauf treibt er ihn über den Balcon zurück und gibt ihm einige Schläge mit der flachen Klinge auf den Weg. Der König, über diese Behandlung heftig erzürnt, läßt Don Carlos zu sich kommen und nimmt ihm das Versprechen ab, den zu tödten, welcher ihm, dem Könige, nach dem Leben gestrebt habe. Der König verbindet ihn durch einen Eid zu dieser That, ohne ihm den Namen zu nennen, welchen er ihm geschrieben übergibt. Don Carlos eilt auf die Straße, und bei Fackelschein liest er den Namen seines liebsten Freundes. Er hält sich dessenungeachtet durch sein Wort gebunden, und in einer Art von Wahnsinn sucht er Don Pedro auf, fordert ihn zum Zweikampf und tödtet ihn. Don Carlos, sogleich verhaftet, bekennt den Mord ohne den König zu nennen, wird verurtheilt und hingerichtet. Estrella geräth in Wahnsinn, entflieht ihrer Aufsicht, sieht Carlos, wie er eben zum Richtplatz geführt wird, eilt zum Schaffot hin und stirbt mit ihm. —

Zu dieser für ein Drama zu einfachen und alltäglichen Fabel, kommt noch eine ziemlich plump angelegte Nebenhandlung. Es sind eigentlich nur einige Nebenscenen, welche mit der Haupthandlung fast in gar keiner Verbindung stehen. Nicht zu verkennen ist in denselben, daß die Verfasserin Shakspeare nachgeahmt hat; aber sie hat sich dadurch von ihm, von seiner Darstellung des Lebens, am weitesten entfernt. Im Haschen nach gemeinen und zweideutigen Ausdrücken, welches sich in diesen Scenen nur zu deutlich zu erkennen gibt, besteht doch wahrlich das Komische nicht. Wenn bei Shakspeare dergleichen, aus dem Kreise der heutigen gebildeten Gesellschaft verbannte Ausdrücke vorkommen, so dienen sie dazu, uns das große Bild des Lebens, welches er uns in seinen Werken vorhält, zu vervollständigen. Die niedrigkomischen Scenen sind bei ihm die breite Basis, welche den ernsten Theil des Stücks trägt und stützt, deshalb also keineswegs willkürlich hinzugesetzt, ohne inneren Zusammenhang mit dem Ganzen.

Die Charakteristik in unserm Stück ist wirklich etwas schwach gerathen, denn es ist auch kein einziger durchgeführter Charakter zu entdecken; alles bewegt sich in der größten Oberflächlichkeit, als hätte sich die Verfasserin nichts weiter als das flache Alltagsleben darzustellen vorgesetzt.

Auch der Dialog ist nur in wenigen Scenen gelungen, im Uebrigen sehr willkürlich und nachlässig behandelt. Die Sprache hat Mistreß Butler da, wo sie kräftig sein soll, so mit Flüchen und Kraftwörtern überladen, daß dergleichen Stellen einen unangenehmen Contrast gegen den wahrhaft edlen Ausdruck mancher andern bilden. Nicht zu läugnen ist nämlich, daß sich in dem Stern von Sevilla sehr schöne Stellen finden, besonders da, wo die Dichterin gleichsam aus dem Dialog heraustritt und nur schildert. Auch einzelne ganze Scenen sind zu loben, und es läßt sich dramatisches Talent in ihnen nicht verkennen, weshalb man es um so mehr bedauern muß, daß es der Verfasserin an Kraft fehlte, wenn sie sich einmal über den Kreis des Mittelmäßigen erhoben hatte, sich stets auf jener Höhe zu erhalten. Sie verwende mehr Fleiß auf Anlage und Charakteristik, lasse solche Scenen weg, welche ihr darzustellen unmöglich sind, und befolge den Rath des Hrn. Planche: studiere Shakspeare ohne ihm jedoch nachzuahmen, so wird sie gewiß, wenn nicht Ausgezeichnetes, doch für die jetzigen Verhältnisse des Dramas Lobenswerthes leisten.

E. Susemihl.

Notizen.

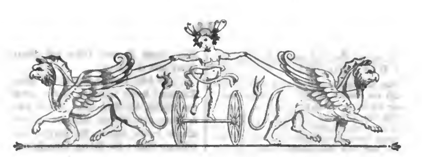
[Casanova im Fort St. André.]

Dies dreiactige Lustspiel ist auf dem Vaudeville-Theater zu Paris nicht ohne Beifall gegeben; ein Charakter wie Casanova, hat zuviel Verwandtschaftliches mit dem französischen Geist, um in Paris nicht in allen Situationen zu gefallen. Das Motiv des Lustspiels ist aus dem siebenten Capitel des ersten Bandes seiner Memoiren entnommen, doch findet man, das kühne Alibi des Helden ausgenommen, von den übrigen Personen und Verhältnissen des Theaterstücks fast nichts in Casanova's Schriften. Die deutsche Bearbeitung von Lebrün, die wir auch auf dem leipziger Theater sahen, ist sehr für die hamburger Vorstadt-Bühne ausgestattet, sehr derb und klotzig. Im Druck erschien eine andere Bearbeitung von Ludwig Osten (Magdeburg bei Wagner und Richter). Auch in ihr sind die Gesänge des Originals fortgelassen, die Romanze ausgenommen; im Französischen ist das Stück mehr Operette.

[Molières sämmtliche Werke.]

Von dieser Uebersetzung (Aachen und Leipzig bei Mayer) sind bereits Liefer. 4, 5 u. 6 erschienen. Sie enthalten unter anderem den Geizigen, Scapin's Schelmenstreiche, den Hrn. v. Pourceaugnac, den Sicilianer oder den Maler aus Liebe, sämmtlich von Louis Lax übersetzt; ferner den Menschenfeind, von W. v. Lüdemann übertragen u. a.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 9. — den 12. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Constantin Tischendorf *).

1.

Gondellied.

(Nach Mendelssohn's „Liedern ohne Worte.")

Viel Geister schlummern tief unten im See,
Die klagen ewig der Liebe Weh;
Die Wellen lauschen kindlich heiter,
Und hören's und tragen's spielend weiter.
Ach, könnt' ich doch theilen Klage und Schmerz,
Tief unten begraben das blutende Herz!
Euch, Wellen, euch wollt' ich's vertraulich sagen,
Ihr müßtet mein Brautlied zum Liebchen tragen,
Wie's unten mit dumpfem Klang
Der düstre Bräut'gam sang!
Und müßtet ihr Perlen zum Brautschmuck leih'n,
Meine Thränen all' an einander reih'n!....
Wie's rauschet, wie's klingt!
Mir hinunter winkt!
Wie ein Engel mit lieblichem Zauberwort,
So zieht's mich zum schimmernden Abgrund fort!
Wie's herauf still glänzt,
Von Myrten bekränzt!
Ein Bild da oben, Ein Bild da unten,
Hab's im Herzen, am Himmel, im See gefunden, —
Ach, seliges Bild, gewiegt im Schaum,
Was wiegst du den Träumer in ewigen Traum?
Ihr Geister, tief unten klagend im See,
Ach, singt mir das Bild auf die strahlende Höh'!
Ihr Wellen, o schaukelt's herauf, heran,
Will hängen mein Herz, mein Leben dran!
Dann tragt's hinab zur stillen Ruh,
Und deckt's mit Thränen ewig zu!

2.

Das offne Grab.

Im Traume sah ich jüngst ein off'nes Grab,
Ein bleicher Jüngling sah mit Ernst hinab;
Er trug im Auge Spue von stillem Schmerz,
Mocht' betten gern ins Grab das kranke Herz.

Hielt einen Blüthenstrauß in seiner Hand,
Umflochten zart mit vielfach heil'gem Band,
Und ein Gedenkblatt; 's war sein Bildniß drauf
Sammt einem kurzen, schönen Lebenslauf:

„Im kurzen Leben hab' ich lang gelebt,
Ernst nach der Weisheit ächtem Gold gestrebt,
Und habe süß geträumt und süß geliebt;
Dort find' ich mehr als Traum und Liebe gibt!"

Und eine Thräne trat in seinen Blick:
Wohl rief er sich manch theures Bild zurück!
Da schwebte leis der frische Blüthenstrauß
Hinunter in das stille Todtenhaus.

Und zaudernd, zaudernd stieg er selber nach:
Noch einmal ward's im schönen Herzen wach!
Da stahl sich zitternd durch die Luft ein Klang,
Der wundersam mir durch die Seele drang.

Ein Engel sah mit heit'rer Stirn hinab,
Dann schloß er schweigend des Verklärten Grab,
Und pflanzt' ein Röslein auf den stillen Ort,
Dazu das Blatt mit schönem Abschiedswort.

*) Aus des Verf. nächstens erscheinenden „Maiknospen."

3.

Das stille Weh.

In Deinen schönen Augen
Da schläft ein heimlich Weh,
's ist mir als will's erwachen,
So oft ich von Dir geh;
Du hast zur Abschiedsgabe
Mir's längst ins Herz gesenkt,
Und bleibt doch stets Dein eigen,
Und weiß nicht, was Dich kränkt?!

„Hast selbst das Weh bereitet,
Das Dir mein Auge sagt:
Hast mir mein Herz gestohlen,
Das ist's, warum es klagt!
Denk' oft: 's gehört uns beiden,
Wann Aug' in Aug' wir seh'n,
Und ach, so oft wir scheiden,
Da fühl ich's mit Dir geh'n!"

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Das Blut der beiden Pilger erstarrt zu Eis bei diesem furchtbaren Geständniß, doch gewinnt der fromme Andrei Fassung, er tritt zu dem Verzweifelnden und spricht mit hoher Ueberzeugung: „Kein Mensch auf Erden ist ganz verloren, keinen hat der Herr aus seinem Bunde ausgeschlossen, keine Sünde ist so groß, daß seine Milde sie nicht vergeben könnte. Bereue, beichte, büße, und Dir wird wiederum sein Antlitz leuchten." Aber der Zweifler erwiedert störrisch: „Wie soll ich büßen, da kein geweihter Priester hier ist, dem ich beichten kann, und der mir hier die Strafe bestimme, damit ich dort nicht ewig leide." Da erhebt sich hoch die unscheinbare Gestalt Andrei's und er spricht: „Als Herrscher bin auch ich mit dem heiligen Oele gesalbt worden, und mir ist dadurch Macht verliehen, in Zeiten der Noth und Gefahr Beichte zu hören, Buße zu bestimmen und die Vergebung der Sünde zu verkünden. Knie nieder und vertraue mir, was Dich belastet. Der Herr sieht Dich in diesem Augenblicke, der Herr hört Dich in diesem Augenblicke!" — Der Schuldbeladene sinkt in den Staub, schlägt sich an die Brust voll Qual, will das Kreuz machen, aber es gelingt ihm nicht, er versucht zu sprechen, aber seine Zunge ist erstarrt und gelähmt, und nur unverständliche Laute stammelt er mühsam hervor. Da zieht Andrei das Kreuz des Erlösers aus seinem Busen und hält es dem Sünder entgegen; dieser greift hastig darnach, drückt es fest an seine Lippen und küßt es heiß und innig; sein Antlitz gewinnt wieder weiche, milde Züge, heiße Thränen fallen auf Andrei's nackte Füße nieder und er beginnt:

„Es lebte einst in Putiwl ein Bürger, mit Namen Domann; wohin sein Auge blickte, gewahrte er die Fülle des Glückes, das Dach seines Hauses stand fest und stark es drang nicht Regen, nicht Schnee hindurch; in seinem Stalle brüllte munter die Heerde, wieherten laut die kräftigen Rosse; die Aehren seiner Felder waren voll und schwer; seine Netze wurden niemals trocken. Da aber brachen die Horden der Mongolen in das glückliche Land, sie brannten seine Wohnung nieder, sie raubten sein Vieh, mißhandelten sein Weib, mordeten seine Kinder und führten ihn selbst als niedern Sklaven fort. An den Schweif des Pferdes gebunden, schleiften sie ihn durch die brennende Steppe, über Gesteln und Dornen, durch wild rauschende Bergströme. Nur die ungewöhnliche Kraft, mit der ihn die Natur begabt hatte, ließ ihn diese Leiden ertragen. Als er nun angekommen war im Lande der Sieger, mußte er die Dienste und Arbeiten des Thieres verrichten; er ward in das Joch gespannt und gezwungen, die beladene Kibitka von einer Orda zur andern zu ziehen, und seines Elendes war nicht Maß noch Ziel. Sie schlugen ihn, wenn er arbeitete, sie schlugen ihn, wenn er ruhte, sie schlugen ihn, wen er betete; seine Wunden schlossen sich nie und sein Schmerz endete nimmer. Da trat eines Tages ein Weib zu ihm, sah ihn lange mit heißen, liebedürftenden Blicken an und sprach endlich: „Ich will mich Deiner annehmen, Du sollst in meinem Zelte wohnen, an meiner Seite leben, und kein Auge soll mehr feindlich auf Dich niederschauen, so Du mir willst treu sein, Deinem Glauben entsagen und mit mir dienen und opfern unsern Göttern." Längst war in dem Sklaven der Gedanke an die Vergangenheit vernichtet; nur manchmal erinnerte er sich dunkel, daß seine jetzt blutfeuchten Hände einst mit den Locken seiner Kinder getändelt, daß an seiner Seite einst ein treues Weib das Glück mit ihm getheilt hatte. Alles war vergessen, untergegangen in dem unsäglichen Schmerze; dennoch schüttelte er das Haupt, als er die Versuchung des schönen Weibes vernahm, denn er hatte auf Erden nichts mehr als seinen Glauben, und wollte diesem nicht abtrünnig werden. Das Weib ging von dannen, aber ihr Bild wich nicht aus seiner Seele, es stand in dem Pfuhl seines Kerkers vor ihm, es trat zu ihm in die Nacht seiner Träume und zeigte ihm eine glückliche Zukunft, frohe, wonnig durchschwelgte Tage. Als der kommende Tag ihn wieder zur Gemeinschaft mit dem Thiere rief, als die Peit-

sche seiner Peiniger in die offene Wunde schlug, ging abermals das Weib an ihm vorüber. Da überwältigte ihn die Verzweiflung, seine Seele ward des Bösen und er rief: „Ich will Dein sein und üben, was Du geforderst." Alsobald wurde er ausgespannt aus dem schimpflichen Joche, gehegt und gepflegt, und nach wenigen Tagen, da seine Wunden geheilt waren, mußte er abschwören seinem Gott, entsagen den Heiligen seiner Kirche, verfluchen den Glauben der Väter und anerkennen die finstern Mächte, welche dem Menschengeschlechte ewig abhold sind. Darauf lebte er herrlich und in Freuden, denn die Versucherin war reich und schön und auf seine Wange kehrte bald die Röthe der Gesundheit, in seine Adern die Kraft des Mannes zurück. Bald aber endete das Höllenglück. Falsch wie die Sünde war das Weib, sie wurde des Geliebten bald überdrüssig, und stieß nun den, welchen sie noch jüngst mit ihren Armen umfangen, mit dem Fuße verächtlich von sich und sprach: „Weiche von mir, Elender, der dem Weibe so treulos wie seinem Gott sein wird, nimmer wage es, wieder vor meinen Blicken zu erscheinen. Ihre Sklavinnen spien ihn nunmehr an, und ihre Knechte und Diener hetzten ihn mit Hunden von dannen. Da irrte er rastlos umher, wie der erste Brudermörder, ein Scheusal sich selbst und allen Menschen. Die gefangenen Christen und Glaubensbrüder schauderten vor dem Abtrünnigen und flohen seine Nähe, und auch die Heiden verachteten ihn und wollten ihn nicht anerkennen; er war gestoßen aus dem Bunde der Menschen; die Mongolen durften ihren Genossen nicht mehr zur Thierarbeit benutzen, sie machten ihn also zu dem Verworfensten der Orda, zu dem Nachrichter ihrer Bluttaten. Aber ihn, den tief Entwürdigten, that das gräßliche Geschäft wohl; es machte ihm Freude, die Qualen, welche er einst erlitten, andern anzuthun; seine Hand zitterte nicht, wenn er das Eisen in die warme Lebensbrust stieß, und die Todesseufzer der Sterbenden waren seiner Seele Hochgesang. Nun zog aus dem Lande der Väter her Michaila, Fürst von Tschernigow, und alle gefangenen Russen eilten herbei, um sein Antlitz zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Einer nur blieb zurück, einen nur barg das tiefste Dunkel, dies war der Abtrünnige; denn der edle Michaila war dem Tiefgesunkenen einst mehr als Vater gewesen. Nun aber kam Trauer über alle Völker der russischen Erde, denn die Mongolen forderten, daß der Fürst von Tschernigow schreiten solle durch das ihnen heilige Feuer, und sich beuge vor ihren Göttern. Fürst Michaila aber antwortete ruhig und entschlossen: „Beugen will ich mich vor Euren Fürsten, denn der Herr der Herren hat ihm Macht gegeben über viele Völker, aber nicht schreiten will ich durch Eure Zauberfeuer, und nicht anerkennen will ich Eure Götter, die Ihr selbst gemacht, da ich denjenigen verehre, der unerschaffen lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit." — Als der wilde Batü nun diese Antwort vernahm, entbrannte er in furchtbaren Zorn und ließ Michaila mit dem Tode bedrohen, wenn er nicht thun wollte, wie von ihm gefordert, dieser aber wankte nicht, und so begann die Stunde der Prüfung. Die Heidenpriester und Zauberer umringten die Wohnung des Fürsten und forderten sein Leben; er aber lag in dem Gemache auf den Knien vor dem Protopopen Feodor, seinem treuen Lebensgefährten, und beichtete diesem und empfing das heilige Abendmahl. Gestärkt und erhoben durch diese Weihe trat er dann unter die Mörderrotte, und leise den Psalm David's betend, begann er den traurigen Gang zum Hochgerichte; alles Volk der Russen und Mongolen folgte ihm, die Ersten wehklagend in unendlichem Schmerz, die Andern jauchzend in fühlloser Blutgier. Bei dem Anblicke der Schädelstätte durchdrangen die treuen Bojaren von Rostow die Mörderreihen; sie knieten nieder um den schon auf Erden Geheiligten; ihre heißen Thränen netzten sein Gewand, seine Hände, seine Füße, und sie baten und flehten: „Weiche nicht von hinnen, ergib Dich dem Unvermeidlichen; ist es Sünde, was Du übst, so falle sie auf unser Haupt, wir wollen, um sie zu büßen, unsere ganze Habe der Kirche spenden und baarfuß wandern zu dem heiligen Gnadenbilde von Wladimir, so Du uns nur bleibst, so Du uns nur nicht genommen wirst." — Aber Michaila antwortete unerschüttert: „Mein Leben kann ich für meine Treuen hingeben, aber nicht mein unsterbliches Sein! und somit warf er den fürstlichen Mantel von sich und rief: „Nehmt hin den irdischen Glanz, mir werde die himmlische Krone." Sogleich fielen die Kalbungi und Götzenpriester über ihn und stießen ihre Messer in die Brust des Frommen, und traten ihn mit Füßen. Während die Heiden bei dem Blute des Märtyrers hoch aufjauchzten im frohen Jubel, schlugen die Russen die Erde mit ihrer Stirn, und flehten in unnennbarer Angst Gott um Erbarmen. Nur einer blieb unter diesen Verzweifelnden ruhig, es war Feodor, Michaila's Jugendfreund, er betete inbrünstig, segnete den Sterbenden und reichte ihm das heilige Kreuz zum Kusse."

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Romane.

1.

Denkwürdigkeiten einer Aristokratin. Aus den nachgelassenen Papieren der Marquise v. Crequy, von Fanny Tarnow. 4 Thle. Leipzig, Kollmann.

Der Roman hat in der neu-europäischen Literatur einen Ehrenplatz erhalten, der ihm in mancher Hinsicht nichts zu wünschen übrig laßt. Er ist ein Parvenu, der seinen Hofstaat auf Kosten des Dramas und aller andern Kinder der Poesie täglich vergrößert. In Kunst, Wissenschaft, Religion, Politik und Moral gibt es keine Frage, deren Beantwortung er nicht zu geben versucht hätte, und dies begreift sich in einer Zeit, wo alle Radien des Lebens denselben Mittelpunkt erzielen und dieselbe Peripherie bilden. Unter solchen Umständen wird es begreiflich, daß auch die Zeitgeschichte sich in das Gewand des Romans zu hüllen sucht. Die Memoiren der Herzogin von Abrantes sind kein Roman, aber sie spielen in dies Gebiet über und ihnen zur Seite stellen sich die Denkwürdigkeiten einer Aristokratin, von der uns Fanny Tarnow eine sprachgewandte Uebersetzung gegeben hat, die sich wie ein Original liest.

Die Marquise von Crequy, die 1803 in ihrem 95sten Jahre starb, war eine wegen ihres Geistes, ihrer Schönheit und ihrer Tugend allgemein verehrte und gefeierte Frau. Ihre Memoiren sind ein reicher Schatz von seltenen Charakterzügen, Lebensschilderungen und geistreichen Bemerkungen. Man zweifelt an ihrer Aechtheit, allein Ton und Schreibart sind so gut getroffen, daß man selbst in den höheren pariser Zirkeln lange dadurch getauscht wurde. Seit den Briefen der Frau v. Sevigné hat die französische Literatur kein Buch aufzuweisen, das so in dem aristokratisch nachlässigen Ton graziöser Plauderhaftigkeit geschrieben wäre, als diese Denkwürdigkeiten. Es ist die feinste Liebenswürdigkeit des vornehmen Conversationstons der guten alten Zeit in diesen Memoiren, die auf viele Jahre den Anekdotensammlern, den Dramaturgen und den Romanenschreibern Stoff liefern können; der Fürst Pückler, Raupach, französische und deutsche Journale, Mad. Sophie Gay und Andere haben schon reichlich aus dieser Quelle geschöpft, allein der Vorrath ist nicht leicht zu erschöpfen. Anerkennung verdient es, daß Fanny T. ihrer Bearbeitung den Reiz dieses anmuthigen, feinen Conversationstons zu erhalten gewußt hat.

2.

Septimania, Gräfin v. Egmont, von Sophie Gay, übersetzt von Fanny Tarnow. 2 Thle. Leipzig, Kollmann.

Mad. Sophie Gay ist eine geistreiche, liebenswürdige Frau, in den Salons der Hauptstadt einheimisch und allgemein als eine der besten Romanschriftstellerinnen Frankreichs anerkannt. Feinheit, Eleganz und ein Duft zarten, sittlichen Gefühls zeichnen auch diesen Roman aus, zu dem sie den Stoff aus den Memoiren der Marquise v. Crequy geschöpft hat. Ohne höhere poetische Anforderung, ohne Anspruch ein Kunstwerk finden zu wollen, liest man diesen Roman sehr leicht und gern, fühlt sich gespannt und gefesselt.

3.

Der Marquis von Portanges von Delphine Gay-Girardin. Uebersetzt v. Fanny Tarnow. 2 Thle. Leipzig, Kollmann.

Ein seltsamer Roman! nur eine Französin vermag ein solches Buch zu schreiben. Welche feine Blicke thun wir hier in die socialen Verhältnisse der pariser Salons, zu deren Zierden die Verfasserin selbst, die schöne, berühmte, allgefeierte Delphine Gay-Girardin, gehört! — Mit welcher piquirten Heiterkeit schildert sie die Elegants der vornehmen pariser Männerwelt in ihrem Repräsentanten, Lionel v. Morny.

„Lionel mußte," sagt sie, „um verliebt zu werden, im Vollgenuß aller Bequemlichkeiten des Lebens sein, denn die kleinen Unannehmlichkeiten des äußern Lebens kühlten augenblicklich seine Empfindungen ab. Seine erste Geliebte hatte er verlassen, weil in ihrer Wohnung alle Kamine rauchten. Die zweite, weil sie einen kleinen Hund hatte, der seine spiegelblanken Stiefel beleckte, was ihrem Glanze Eintrag that. Die dritte, weil sie umzog und ihre neue Wohnung von der seinen zu entfernt war. Die vierte, weil sein Cabriolet nicht bequem auf ihrem Hofe umwenden konnte."

„Er selbst wußte nicht um dies Geheimniß seiner Unbeständigkeit und es würde ihn empört haben, wenn man es ihm entdeckt hätte; er hielt sich, wenn er eine Frau verließ, ganz treuherzig für treulos."

Der Marquis v. Portanges ist ein geistreicher Roman voller Persiflage, mit einem tragischen Hindergrund, auf dem ein gewisser geheimnißvoller Abglanz der Wehmuth ruht, mit der es die schöne gefeierte Pariserin zu empfinden scheint, daß ein weibliches Herz in jenem Kreise sich auf den Verkehr mit Kupfermünze beschränken muß und daß der Schatz reinen Goldes, den sie im Herzen trägt, ewig ein todtes Capital für sie bleiben muß. —

St.

Notizen.

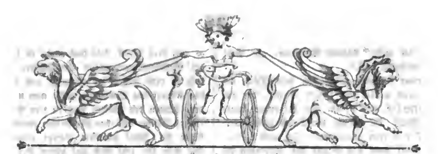
[Der Telegraph für Deutschland.]

Die Probeblätter des Telegraphen für Deutschland, der sich mit dieser Ausdehnung seines Titels von Frankfurt nach Hamburg übergesiedelt hat, bringen unter andern einen vortrefflichen kleinen Aufsatz von Gutzkow: ein Besuch bei Goethe, nicht bei dem lebenden, sondern bei seinem Grabe, bei den welken Herbstblättern im Park von Weimar, bei seinen Münzen und Steinen, bei seinen Handschriften, in welchen er die fortschreitende Zeit um sich zu versammeln glaubte, und in seinem Arbeitszimmer mit dem schlichten eichnen Möbeln, wo der Minister den frankfurter Bürgersohn in seinem Naturell festzuhalten wußte.

[Victoria regina.]

In Guiana, am Ufer eines Flusses, hat man eine neue Blume von außerordentlicher Schönheit entdeckt, eine Wasserpflanze, die dem heiligen Lotus der Aegypter ähnelt; ihre Blätter haben sechs Fuß im Durchmesser. Die Königin von England hat die Dedication der Blume angenommen, und diese wird künftig Victoria regina heißen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **10.** — den 13. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

„Jetzt trat Domann, der Nachrichter, vor (fuhr der Beichtende fort), er faßte den Gesalbten bei den Haaren und trennte den Kopf von dem Körper, aber indem er das blutige Haupt emporhob, um es dem Volke zu zeigen, sprachen die bleichen Lippen des Gestorbenen noch: „Herr! erbarme Dich des Sünders!" — Hu! hu! da faßte den verhärteten Verbrecher grasses Entsetzen, da ergriff ihn der Reue ewiges Nagen; er sah es nicht mehr, wie auch Feodor gemordet und erwürgt wurde. Er rannte fort, ohne Ruhe, ohne Rast; die Nacht brach an, er wußte es nicht; das Licht des Tages kehrte zurück, er sah es nicht, denn er athmete fortan in ewiger Finsterniß. So umherirrend, so gepeitscht von den Geißeln seines Gewissens, kam er wieder zu der Blutstätte. Da lagen noch unbegraben die Körper der gemordeten Märtyrer, sie waren den Hunden vorgeworfen, aber diese umstanden die Leichen wie treue Wächter und wiesen die spitzigen Zähne ihren sonst so furchtbaren Herren, wenn sich diese nahen wollten. Nur als die russischen Christen herbeikamen, um die Dulder nach den Gebräuchen der Kirche zu begraben, blieben die Thiere ruhig und bewachten noch lange die Grabhügel vor Entweihung der Ungläubigen *). Domann trieb das Gewissen abermals vorweg, er rannte über Untiefen und Felsen; aber wohin er floh, wo er sich verbarg, die Hölle war mit ihm, war in ihm, und seine Lippen vermochten kein Gebet zu stammeln und seine Reue stillte den Sturm in seiner Brust nicht!"

*) Michaila und Feodor werden von der griechischen Kirche als Märtyrer und Heilige verehrt.

Der Beichtende war bei den letzten Worten mit dem Haupte zu Boden gesunken, seine Hände scharrten in die Erde, als wollte er sich in ihr verbergen. Noch einmal hob er das erbleichte Antlitz empor und rief mit gellen Tönen: „Der Sünder, der seinen Glauben verläugnete, der Sünder, der seinen Gott abschwor, der Sünder, der seinen Fürsten, seinen Wohlthäter ermordete, liegt vor Dir; ich bin Domann!" Und wiederum sching er zu Boden, und nur das Zucken seines Körpers zeigte, daß in dem Gemarterten noch Leben war.

Schaudernd vor der Ueberlast dieses Bekenntnisses, wandte sich Andrei von dem Gottverläugner und Fürstenmörder ab; aber bald siegte das Mitleid über diese Empfindung, er neigte sich nieder zu dem tief Gefallenen, hob sein Haupt von dem Boden und sprach: „Groß ist Deine Sünde, furchtbar Deine Ueberthat, zahllos Deine Verbrechen, aber die Güte Gottes ist unendlich und die Milde desjenigen, der am Kreuze für die Menschen litt, stößt keinen Reuigen zurück. Doch Du bist treulos geworden dem Glauben Deiner Väter, eh' ich Dir verkünden darf Vergebung der Sünden, eh' ich Dir auflegen darf die Buße, mußt Du wieder eintreten in die Gemeinschaft der Christen, in den Bund Gottes. Willst Du das?"

„Ich will, ich will!" stöhnte Domann, „so Gott den Sünder aufnehmen will."

Andrei wandte sich und nahm von dem Tische die Schale Wasser und winkte dem treuen Diener, der am Lager des Kranken saß. Als Pelgui nun herbeitrat, fragte ihn Andrei: „Willst Du Zeuge der Taufe dieses Verirrten sein?" Der Diener antwortete: „Ich will es." — Jetzt faltete Andrei über das Haupt des Knienden die Hände und betete laut; Pelgui mit ihm. Domann aber zitterte heftig und vermochte keine Worte hervorzubringen. Dann segnete Andrei das Wasser und netzte dem Wiederbelebrten drei Mal Stirn, Schläfe und Scheitel und sprach laut: „Kraft der Gewalt, die mir als Gesalbtem geworden, und die in der Noth jedem Christen zusteht, taufe ich Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" Und alsobald erhob er ihn, und der zurückgewonnene Christ empfing von Andrei und Pelgui den Kuß der Verbrüderung*). Dann kniete Domann abermals nieder und Andrei fuhr mit ernster Strenge fort: „Deines Gleichen an Missethat ist vielleicht auf Erden nicht, Du bist gewandelt auf den Wegen der Finsterniß, so magst Du — soll ich Dir Vergebung verkünden — wandeln immerdar, drei Mal des Tages, zwei Mal des Nachts, im Sonnenschein wie im Sturm, bei Tag wie bei Nacht, in Hitze wie im Frost, hinaus in die Wüste so weit, wie Du Zeit bedarfst, um drei Mal die Psalmen abzusingen, welche der Märtyrer auf seinem Todeswege betete, und wo Du in der Wüste einen Nothleidenden erspähest, er sei Heide, Jude oder Christ, so sollst Du nicht zurückkehren, bis Du ihm geholfen, bis Du ihn gerettet, und müßte auch Dein eigenes Leben zum Opfer fallen; willst Du das thun?" — „Ich will, ich will," versetzte Domann freudig. Andrei hob die überfullten Augen gen Himmel und sprach mit tief bewegter Stimme: „So verkünde ich Dir im Namen des Dreieinen, im Namen desjenigen, der für uns geblutet und gestorben, im Namen des ewig reinen Geistes Vergebung aller Deiner Sünden!' — „Amen!" hallte es von dem Krankenlager. Dieses Amen hatte Alexander im Schlafe gesprochen, so herzlich, so innig, mit den Seelenlauten, die ihm einst in gesunden Tagen eigen gewesen waren; von diesem Worte ergriffen sanken die drei Betenden einander in die Arme; es war kein Groll, kein Haß mehr in der Menschenbrust, der Gefallene war gleich den Reinen. Domann schlich leise zu dem Lager des Kranken und küßte seine Füße, der Körper des Leidenden zuckte nun nicht mehr wie vor dem Nahen des Bösen, sondern sein Antlitz lächelte mit ernster Milde, und das Mondlicht, welches durch die Erdhütte fiel, schuf um sein Haupt einen Strahlenschein, wie man ihn jetzt noch auf seinen Heiligenbildern findet.

Aus Domann's Angesichte aber waren die Verzerrungen des Lasters und der Verbrechen gewichen, das Auge, welches vor kurzem noch unstet den Boden suchte, glänzte jetzt in dem Glück des innern Friedens. Er gürtete sein Kleid und begann sogleich die erste Bußwanderung. Andrei und Pelgui blieben allein, schweigend das Geschehene noch einmal nachempfindend, zagend für den geliebten Kranken. Mit einem tiefen Athemzuge schlug dieser die Augen auf, sein Blick war heiter, die Gluth des Fiebers war daraus entwichen; als er in die bleichen entstellten Züge, in die mit Thränen überfüllten Augen der Treuen sah, fragte er freundlich: „Warum trauert, warum weinet Ihr? Glaubt Ihr, ich werde sterben? Ich sage Euch, ein Engel wird sich mir nahen und alsobald werde ich genesen." Als er dies gesprochen, schloß er wieder die Augen und schlief ruhig fort. Da brach das Herz des Bruders und des treuen Dieners; diese Ruhe, diese freundliche Hoffnung war der beloi Garetschka gräßlicher Hohn, sie verkündete das Nahen des Todes. Als sie so verzagten, drangen plötzlich fromme Gesänge in ihr Ohr, wie an dem Tage, wo der Heiland auferstanden von den Todten. Jetzt erinnerten sie sich, was sie in Noth und Bedrängniß vergessen, daß sie in der Zeit der Marterwoche gelebt, und daß mit dem kommenden Morgen der Ostertag gefeiert werde. Dennoch mußte eine fromme Täuschung ihr Ohr trügen, denn wie sollte in dieser lebensleeren Wüste der Festgesang der Christen erklingen, und doch war es so, sie vernahmen jetzt deutlich die frommen Worte: „Christus ist erstanden!" Und als sie nun hinaustraten, sahen sie im Nebel der Nacht- und Tagscheide Domann an der Spitze eines langen feierlichen Zuges zurückkehren. Es waren mehrere Tausend jener Glücklichen, welche Alexander durch seine Bitten befreit hatte; sie zogen langsam daher, feiernd den heiligen Morgen, begrüßend den Festtag der Freiheit. Als sie hörten, wer in dieser Erdhöhle duldete, drängten sich alle heran, um den Retter zu sehen; doch nur Wenige konnte die enge Behausung fassen, und wenn Einer den Blick in das bleiche, leidenschwere und dennoch edle Angesicht geworfen, bat und flehte der Hinter

*) Alle Taufzeugen werden nach der griechischen Kirche gegenseitig mit einander verwandt. Deshalb erkundigen sich Braut- und Liebesleute gewöhnlich vorher sorgfältig, wer mit ihnen Gevatter steht, weil zwischen ihnen keine Ehe Statt finden darf.

ihm Harrende: „Laß auch mich ihn sehen, der meine Ketten brach, der mich meinem Weibe, meinen Kindern wieder gibt." Ein Hoffnungsstrahl erleuchtete Andrei, die Dankbarkeit konnte vielleicht noch den leidenden Bruder retten. Kaum hatte er seinen Hoffnungen, seinen Wünschen Worte gegeben, als ein freundlicher Zwist unter den Befreiten entstand, wer von ihnen die Glücklichen sein sollten, denen es vergönnt sei, den Wohlthäter in eine bewohnte Stätte zu tragen. Schnell wurde eine Bahre verfertigt, die weichsten Felle, welche der Armuth noch übrig geblieben, über dieselbe gebreitet, sanft der Leidende darauf gelegt, und nun wanderte der zahlreiche Zug still und feierlich, wie zu einem Gnadenbilde, mit dem geliebten Herrscher der Heimath zu. Doman allein blieb zurück, lange sah er mit stummem Schmerz den Wanderern nach, dann erhob er sich und schritt, seiner Buße treu, abermals in die Wüste.

Mitten unter der endlosen Verwüstung, unter den zahllosen Trümmern untergegangener Menschenstätten, war wie durch Gottes Schutz ein kleines Städtchen erhalten; es erhob sich mit seinen freundlichen Gärten unter der Zerstörung fast wie die Oase in der Wüste. Wie es der Vernichtungswuth der Mongolen entgangen, meldet die Geschichte nicht; berühmt war dieser Friedenshort damals durch die Kirche des Swrtoi Iwana, welche auf kunstreich gebildeten Menschenköpfen ruhte und deren Fenster — in jener Zeit eine Seltenheit — mit römischem Glase versehen waren. Die Einwohner dieses Städtchens waren ruhige thätige Bürger, fast alle Deutsche, denn schon damals war dieses Volk wie jetzt; den Zugvögeln ähnlich, eilte es in die Ferne, um dort oft das Glück vergebens zu suchen, welches es in der Heimath unbeachtet zurückgelassen hatte. Aber auch damals schon war es treu und bieder, und so viele Züge in der russischen Geschichte adeln und ehren den deutschen Namen. Ein kleines Häuschen, in einem freundlichen Blumengarten nahm hier den leidenden Alexander, den sterbenden, auf; denn die letzte Stufe der Krankheit war angebrochen, und nur die unendliche Liebe, welche dieser Herrscher genoß, konnte noch seine Genesung hoffen.

Die endende Stunde des Dulders schien zu nahen; er ward stille und ruhig, sein Geisteslicht war zurückgekehrt, nur ein Wahn hielt ihn noch umfangen, der, daß ein Engel zu seiner Genesung nahen würde. Auch Andrei, Pelgui und alle getreuen Russen beteten um das Erscheinen dieses Vermittlers, um den Tod von dem Geliebten zu entfernen. Aber wie sie weinten, wie sie die Hände zu Gott empor hoben, wie sie sich auf ihren Knien demüthigten, es blieb um sie alles still und ruhig; der Gang der Schöpfung wich nicht aus seinem Gleise, kein Wunder geschah, und der Athem des Kranken wurde heißer und kürzer, seine Brust bewegte sich immer mehr, das flammende Auge blickte bei jedem Geräusche hoffend nach der Thür, und schloß sich trauernd wieder, wenn der Ersehnte nicht erschien. Er kam — er war nahe — aber nicht der Engel der Rettung — der finstre Tod. Die schon erkalteten Hände griffen ängstlich um sich her, auf der bleichen, einst so schönen Stirne stand kalter Schweiß, der immer und immer wiederkehrte, wie oft ihn auch die sorgsame Hand des treuen Pelgui abtrocknete; die Sprache war von ihm gewichen, das Auge mit einem Nebelschleier bedeckt, da — Herr, deine Wunder sind groß, und deine Gnade unendlich! — da öffnet sich wirklich die Thür, eine zarte Jungfrau, wie aus Lichtstrahlen erschaffen tritt ein, bleich und zitternd naht sie sich dem Krankenlager und reicht dem Sterbenden einen kühlenden Trank. Mit der letzten Kraft des Lebens hebt sich Alexander empor, seine Lippen saugen die Labung, während sein Auge an der freundlichen Gestalt hängt. Es war Wassa; sie wollte ihm freundlich zulächeln, aber sie vermochte es nicht; ihre Thränen rannen immer und immer wieder, und doch war sie glücklich, doch war sie selig, denn sie stand dem Geliebten gegenüber und konnte dem Retter ihres Lebens vergelten. Ach diese seltenen Augenblicke des Lebens, wo der Mensch, auf Erden schon ein Engel, nur Liebe gibt, nur Liebe fühlt, erkauft sie der Mensch denn wirklich zu theuer mit dem langen Schmerz, der ihn aufnimmt, wenn diese Verklärung vorübergegangen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

Hr. L. Rellstab hatte in Nr. 243 dieser Blätter (December 1837) berichtet, daß das königl. Theater in Berlin auf Spontini's Veranlassung den Herren Mantius, Ries und Taubert verboten habe, zum Besten des Beethoven-Denkmals in Bonn ein Concert zu veranstalten. Gegen diesen Bericht erhalten wir folgende Erklärung.

„Wir Unterzeichnete erklären auf Ehre und Gewissen: daß, sobald der Herr General-Musik-Director Spontini das Schreiben des Comité's für das Monument Beethoven's empfangen, derselbe sofort in größter Eile die Mitglieder der General-Musik-Direction, an ihrer Spitze den Herrn Musikdirector Möser, berief, um ein sehr großes Concert zu diesem edlen Zweck zu veranstalten. Herr Spontini schrieb zu gleicher Zeit an den Director der Singakademie, Hrn. Rungenhagen, und begab sich zu den Conferenzen des Comité's

dieses Instituts, um wegen des Oratoriums: „Jesus am Oelberge," und wegen anderer Gesangstücke, der Symphonie u. s. w. das Erforderliche festzusetzen und dieses Concert möglichst zu beschleunigen, damit wir die Ersten wären, um dieses ehrenvolle und glanzende Fest zu feiern. Herr Spontini communicirte zugleich mit der General-Intendantur der königlichen Schauspiele, und sie wendeten sich gemeinschaftlich mit uns an Se. Majestät, um den königlichen Saal kostenfrei für dieses Concert zu erlangen. Die General-Intendantur war der Meinung, daß alle Künstler des königl. Theaters mit ihren Talenten dabei concurriren sollten, und daß, falls Andere zu eben diesem Zwecke noch eine musikalische Aufführung geben wollten, sie es nach unserem großen Concert thun müßten, indem das königl. Institut und die Singakademie gemeinschaftlich das erste Beispiel geben wollten, um zum Gedächtniß und zum Ruhm des unsterblichen Beethoven, ihm diese Huldigung darzubringen. — Zur Beglaubigung des Vorstehenden haben wir solches unterzeichnet.

Berlin, d. 22. Decbr. 1837.

(gez.) C. Möser, C. W. Henning, C. F. Rungenhagen."

„Nachdem ich Vorstehendes gelesen, erkläre ich ebenfalls auf Ehre und Gewissen, daß solches die genaueste Wahrheit enthalt, und ich halte mich für verpflichtet, noch hinzuzusetzen: daß der Herr General-Musik-Director Spontini, auf meine Bitte, im Namen der königlichen Capelle, es sehr gern übernahm, das Concert dirigiren zu wollen, welches später zu diesem ehrenvollen Zwecke gegeben wurde, daß aber eine mehrmonatliche Krankheit ihn daran verhinderte.

Zur Beglaubigung dessen unterzeichne ich Gegenwärtiges.

Berlin, d. 25. Decbr. 1837.

(gez.) Hub. Ries.

Notizen.

[Das leipziger Theater im Jahre 1837.]

Hr. Barthels, Inspicient des leipziger Theaters, und der Souffleur desselben, ein wenn auch nicht berühmter Mann, doch ein Mann mit berühmtem Namen, Hr. Heine, haben ein sehr hübsches lithographisches Blatt herausgegeben, dessen Nachahmung von Seiten anderer Bühnen und dessen jährliche Fortsetzung für die hiesige gleich wünschenswerth wäre. (Die Erfindung ist von Barthels, die Lithographie selbst von Krätschmer.) In der Mitte des großen Blattes paradirt die äußere Ansicht des Theaters mit seinen freundlichen Umgebungen. Eine Säulenhalle faßt das Ganze ein mit Angabe des Personals, der Gastspiele und des ganzen Repertoirs im Laufe des letzten Jahres. Es ergibt sich, daß 255 Aufführungen Statt fanden mit Abwechselung von 148 Stücken; hierunter 38 Opern, davon 5 neue und 4 neu einstudirte; 35 Trauerspiele und Schauspiele, davon 8 neue; 75 Lustspiele, Possen und Vaudevilles, davon 17 neue. Sehr lehrreich ist die Uebersicht des Repertoirs, sofern man daraus den Stand der Interessen im Publikum wahrnehmen will. Wir haben hier eine deutsche Bühne zweiten Ranges, die ohne Zuschuß von Hofkassen bestehen muß, die mithin das Publicum nicht erziehen kann, obschon dies für eine Universitätsstadt von hoher Wichtigkeit wäre, sondern sich nach dem Zeitbedürfniß der Mode einrichtet. Es läßt sich deshalb aus dem Zustande einer solchen Bühne wie die hiesige der Stand des Theaterinteresses in Deutschland durchschnittlich abnehmen. Eine Zeit lang kam in Leipzig das classische Drama nur bei Gelegenheit von Gastspielen vor, so daß man des höhern ernsten dramatischen Genusses auch jetzt noch so ziemlich entwöhnt bleibt. Das Jahr 1837 brachte von Schiller die Jungfrau einmal und Wilhelm Tell einmal, die Räuber zweimal, von Goethe den Faust einmal, Egmont zweimal, von Shakspeare einmal Lear, Othello und Kaufmann, zweimal Romeo und Julie, immer nur um eines Gastes willen bei vollem Hause. Die hiesigen Kräfte genügen, um Egmont, Othello, den Kaufmann gut aufzuführen, allein das Publicum hilft nicht nach, die Literatur der Zeit ist nicht productiv genug, und so bleibt das Personal nicht au fait, und das ächte tiefere Drama kann in der That nur Glück machen, wo es heimisch ist. Publicum und Direction aber geben sich stillschweigend die Hand, daß dies nicht geschieht, und so werfen wir uns denn aus Zerstreuungslust in die Posse und in die neue Oper. Wir finden die Hugenotten 18mal im Laufe des Jahres, Lortzing's Schützen 10mal, das Königreich der Weiber 5mal, die Verlobung in Genf 4mal, den Postillon von Lonjumeau 7mal; dagegen Don Juan und Fidelio nur 2mal, Weber'sche Opern, außer dem Freischütz, der allerdings auch mit mäßig guter Aufführung ein Liebling bleibt, als Euryanthe, Oberon, gar nicht, die Zauberflöte und Figaro's Hochzeit nur einmal.

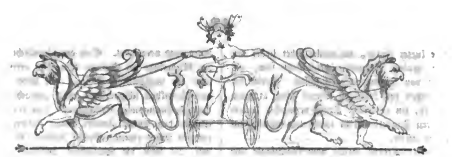
[Aus Wien. Clara Wieck.]

Clara Wieck spielte den 26. Decbr., nachdem sie binnen 8 Tagen 2 öffentliche Concerte mit dem größten Beifall und vor dem feinsten Kennerpublicum Wiens gegeben und dazwischen auch in den Soiréen der Prinzessin Wasa sich hatte hören lassen, auf allerhöchste Einladung in der kaiserlichen Burg vor der ganzen kaiserlichen Familie. Sie gibt den 7. Januar ihr drittes Concert und wird bis Ostern damit fortfahren, da es in Wien zur Mode geworden zu sein scheint, Clara Wieck zu hören. Das Concert von eigner Composition, welches, wie alle übrigen Piecen, mit Furore aufgenommen wurde, wird sie auf Verlangen in ihrem 4ten Concerte wiederholen.

[Ein Renegat aus Liebe.]

Vor kurzem hat ein Archidiakonus der Metropolitankirche zu Ephesus den Turban genommen. Er war als Pestkranker im Hause einer armen griechischen Familie auf das liebevollste gepflegt worden. Als Reconvalescent verliebte er sich in die Tochter, und nach Wiederantritt seines Amtes machte er aus seiner Neigung kein Hehl. Der Patriarch ließ ihn gefangen setzen, allein es gelang dem Priester, einige vornehme Türken von seinem Wunsche, den Turban zu nehmen, in Kenntniß zu setzen. Die Pforte vermittelte die Sache und der griechische Kleriker hat mit seiner Verlobten auf den Koran geschworen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 11. — den 15. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Maria Stuart's Geburt.

Es war an einem stillen, kalten Decembertage. Die Erde war schon Wochen lang unwandelbar in eine weiße Schneedecke gehüllt. Die brausenden Ströme, mit ihrem durchsichtigen Gekräusel, ihrem donnernden Falle, waren lautlos vom Frost befangen; die schlanken Bäume des Waldes, vom luftigen Felsgipfel herab bis zur äußersten Wurzel, eingehüllt in des Frostes versilbernde Arbeit, die beim schwächsten Sonnenstrahle Diamanten gleich gefunkelt hätte, wenn die große Lichtspenderin die traurige Landschaft mit ihrem glänzenden Lächeln wenn auch noch so schwach zu erfreuen geruht hätte. Doch es schien, als sollte an diesem Tage weder Licht noch Freude Einfluß übend in die traurigen Thürme von Falkland, der letzten Wohnung von Caledonias sterbendem Beherrscher, dringen. Zu Zeiten schien es zwar, als lichte sich die Atmosphäre, als brächen sich die dichten Wolken, die, einer Mauer gleich, das Firmament in trüber Eintönigkeit umgaben; allein nach jedem Versuche der umhüllten Sonne, den ihren Glanz verdeckenden Schleier abzuschütteln, überzog ein noch dunkleres Braun die Gegend, dichter und immer dichter rollten sich die Nebel auf, als wollten sie des vergeblichen Kampfes spotten. Zuweilen ward die wollige Masse erschüttert, stürmisch erhob sich ein rauher, naßkalter Wind, und führte wogend große Flocken durch die schwere Luft, die anfangs hin und wieder segelten, als wären sie des Steigens oder Fallens ungewiß, doch als sie an Menge und Schnelligkeit rasch zunahmen, fielen sie in langen geraden Reihen nieder, und machten die größten Gegenstände, nur wenig Schritte fern, undeutlich, wo nicht ganz unsichtbar.

So sah es außerhalb der Schloßmauern aus. Die Scene innerhalb der gewölbten Hallen und der dunklen Kreuzgänge der königlichen Wohnung schien keinen erfreulicheren Anblick zu bieten. In dem großen Wachtzimmer knisterte ein Feuer von Scheiten, aus deren feuchtem, frischem Holze die Flamme sich nur mühsam nährte, und einen dünnen, beißenden Rauch in die Höhe trieb, der die steingewölbte Decke umhüllte und die feinen Sinnsprüche am eichenen Gebälk schwärzte, bis er durch ein schlecht verschlossenes Fenster, oder eine offen stehende Thür den Ausgang fand. Um den Heerd saß eine Gruppe schläfriger oder mißvergnügter Wächter in voller Rüstung, Diener mit vergoldeter Livree, hier und da ein Waidmann mit grünem Rock und Panzerhandschuh, den Falken auf der Hand, die freudlose Jahreszeit verwünschend, die ihm die Uebung seines erfreulichen Berufs verbot. Ein Dutzend träger Jagdhunde, mit krummen Knien und gebeugten Köpfen, und eben so viel schlanke Windspiele, von schottischer Zucht mit feinen Haaren, wärmten sich am Heerd und streckten gähnend ihre Glieder am Boden, während zwei mürrische Schildwachen vor dem wohlverwahrten Eingange auf und ab gingen, so daß die tönenden Schritte und die klingende Rüstung das Echo in dem langen Gange weckten. Nur wenig Worte wurden in leisem Flüstern gewechselt, unwillige

Antwort folgte kurzer Frage, als wolle Jeder lieber mit seinen eigenen trüben Gedanken beschäftigt sein, als sich irgend wie von außen anregen lassen. Selbst der schäumende Humpen voll kräftigen Bieres ging langsam und träge umher, ein reichlicher Trunk vermochte keineswegs den starren Zauberbann zu lösen, der sichtlich auf den Gemüthern lastete.

Auf der breiten Treppe, welche vom Wachtsaale und den untern Gemächern durch manches stattliche Zimmer, manchen mit Schnitzwerk verzierten Flügel zu den schönen Hallen führte, wo Schottlands Herrscher ihren Hofstaat hielten, standen die Mitglieder des königlichen Hauses in halber Rüstung, mit Hellebarden, derben Schwertern und den groben, unlenkbaren Feuergewehren damaliger Zeit, während in den obern Gängen Pagen und Ceremonienmeister, reich angethan mit der schwarz und scharlachrothen Farbe der schottischen Krone, mit scharfer Waffe, schnell bereit zum Dienste, Wache hielten. Es konnte dem unachtsamsten Beobachter nicht entgehen, daß irgend ein ungewöhnliches Ereigniß im Anzuge war.

Weit davon, in einem niederen, vieleckigen Zimmer, auf prachtvollen sammtnen Decken und seidenen Kissen lag ein schwacher Sterblicher, der jetzt so vergeblich den stolzen Titel, den prächtigen Namen eines Königs führte. Seine Glieder, die einst die Last des geringelten Panzers und des schweren Helmes an manchem heißen Sommertage und in manchem Wintersturme getragen, ermatteten jetzt bis zur Ohnmacht unter dem leichten linnenen Gewebe; seine Hände, deren Muskeln einst die ritterliche Lanze führten und die schwere Streitaxt schwangen, lagen ausgestreckt und faßten nach den Bettbehängen mit schwachen, krampfhaften Versuchen. Sein Auge, sonst so glänzend in der Schlacht, wie des Leuchtthurms Licht in Meeresstürmen, blickte jetzt verdüstert aus den eingefallenen Höhlen, glanzlos und schnell erstarrend durch des Todes feuchte Nebel.

Umsonst wand der Arzt, der Tag und Nacht an seinem Lager weilte, die Binde um die klopfenden Schläfe, oder träufelte kühlende Mittel auf die brennenden Lippen, umsonst hielt einer von den Mönchen dem umwölkten Blicke das gesegnete Bild dessen vor, der da starb, um zu erlösen, oder sang ihm Worte himmlischer Tröstung vor, umsonst erzählte ihm der unerschrockene Thirlestane, der einzige der Barone, der dem Monarchen in der äußersten Noth die Treue unbefleckt erhalten hatte, heitere Weisen von zukünftigen Schlachtgefilden, wo das geehrte Einhorn Schottlands siegreich wogen und der falsche Southron den Ruhm von Flodden beklagen würde. Alles war vergebens. Seit die schreckliche Nachricht von der Niederlage bei Solway sein Ohr erreicht hatte, versank der unglückliche König, den schon vorher Sorge und Krankheit schwach und matt gemacht, in einen Zustand hoffnungsloser Erstarrung. Jene traurige Botschaft erstickte den letzten Funken seiner stolzen Seele. Verrath in seines eigenen Volkes Reihen, Feigheit unter denen, die sonst die Schlachten angeführt, Vernichtung, Schande und Zerstörung! Eine schottische Armee von zehntausend langerprobten Kriegern, jetzt durch Verrath in den Staub getreten, in die vier Winde des Himmels zerstreut! Wenn solche Kunde nicht, was könnte wohl die Seele eines Herrschers in ihrer Zuversicht von der furchtlosen Höhe schleudern?

(Die Fortsetzung folgt.)

Alexander der Heilige.

Historisches Gemälde aus Rußlands Vorzeit.

Von

Wilhelm Müller.

(Fortsetzung.)

Alexander's Genesung begann jetzt mit wunderbarer Schnelle, dennoch wagte Keiner seiner Umgebung ihm das Geheimniß mitzutheilen, welches bereits allen Russen bekannt war. Endlich faßte Andrei Muth; Wassa hatte sich entfernt; zögernd trat er an das Lager des Bruders und sprach leise: „Alexander, während Du hier duldetest, starb Dein Eheweib plötzlich und unerwartet, die Eitle verwickelte sich, als sie zu einem glänzenden Feste ihren Zelter bestieg, in ihre eigene goldne Halskette, und wurde so von dem scheu gewordenen Rosse erwürgt und geschleift." Alexander drückte mit Schmerz die Hand auf die wogende Brust; die Todte hatte sein Herz wie sein Leben verödet, sie war ihm nicht die treue theilnehmende Gefährtin seines Glückes und seiner Leiden gewesen; durch eine räthselhafte Laune des Schicksals war sie die Einzige, welche die Liebe aller Russen zu Alexander nicht theilte, die Einzige, welche nicht seinen Werth, nicht seinen hohen Seelenadel anerkannte; dennoch trauerte Newsky um die Verlorene rein und wahr, denn der Tod ist ja der Allversöhner, und jedes Menschen Fehl deckt der Sargesdeckel zu. Allein zugleich erleuchtete ein Strahl freudiger Hoffnung seine Seele: — Wassa! Seine Liebe war nun keine Sünde, kein Verbrechen mehr, aber indem so um ihn freundliche Träume der Zukunft entstanden, fiel sein Auge auf die Schale Wasser, welche neben seinem Lager stand; sein Bild spiegelte sich darin;

bleich, abgezehrt, dahin war der Zauber der Schönheit, entschwunden der Glanz seines Auges, um die Stirn rollte nicht mehr der Reichthum brauner Locken, die fürchterliche Krankheit, der tiefe Gram um sein gefallenes Volk hatte ihn um mehr denn zehn Jahre gealtert. Mit diesem Erkennen seiner Selbst entschwand die kaum erblühte Hoffnung wieder, er trauerte, weil er nicht glaubte, die Geliebte glücklich machen zu können; in diesem Augenblicke trat sie zu ihm. Sie wußte, welche Kunde ihm geworden, forschend und ängstlich blickte sie in sein getrübtes Auge; sie mißverstand das Gefühl seiner entsagenden Liebe und wähnte sich nun auf immer unglücklich: er aber reichte ihr trauernd die Hand und sprach: „Wassilissa! Ich bin wieder frei, Gott hat den Bund gelöst, auf dem sein Auge nicht ruhte; aber es ist zu spät, ich bin nur der Schatten von dem, was ich einst war. Meine Stirn ist gefurchet, Gram und Sorge haben ihre Schmerzensmale auf mein Antlitz gedrückt und mein Haar ist ergraut im frühen Mannesalter." Da brach der Jungfrau heiß liebendes Herz im Uebermaße des Glückes, sie sank zu seinen Füßen und schluchzte: „Ich habe nicht den irdischen Reiz geliebt, nicht des Körpers Schönheit. Dein Herz, Deine Seele war mir theuer, o Du bist noch so schön, daß es mir Sünde scheint, Dich zu lieben, und es ist mir Armen, als müsse ich und alle um Dich her niederknirn und Dich anbeten gleich einem Heiligen."

Der Bund war geschlossen. Jetzt begannen die einzig wahrhaft glücklichen Augenblicke von Alexander's Leben; sie waren kurz, wie die jedes Sterblichen. Ach, diese vorüberschwindenden Erdenseligkeiten sollen uns ja nur ahnen lassen, was dort in lichten Höhen von Ewigkeit zu Ewigkeit unser harret.

An dem Tage, da alles Volk der treuen Russen in die Kirchen und Tempel eilte, um für die Genesung des geliebten Herrschers zu danken, wurde Alexander und Wassilissa verbunden. Die Feier war geräuschlos, ohne schwelgende Pracht, mit dem jene Zeit und dieses Volk zu gern prunkte. Der gewöhnliche Mensch vergißt im Glücke nur zu leicht das Elend, das er früher mit erschaut, mit empfunden hat; nicht so Alexander. Er entäußerte sich seiner Reichthümer, seiner Kleinodien, ließ im ganzen Lande bei Hohen und Niedern sammeln, der reiche Bojar gab sein Gold, der arme Landbauer ein werthloses Kuny *), selbst die Kirchen opferten einen Theil ihrer goldenen Gefäße; und das also Zusammengebrachte wurde von Priesterhänden geweiht und dann in die goldene Orda gesandt, um die letzten russischen Sklaven zu befreien. Der Caravane, welche diese Reichthümer in die Mongolei überbrachten, begegneten Abgesandte des Großchans, welcher Alexander zum Herrscherstuhle von Wladimir und zum Großfürsten von Rußland berufen. Groß war aber in der Orda das Erstaunen, als man vernahm, Alexander's Weib sei gestorben und er bereits wieder vermählt. Andere Aussichten, andere Pläne hatte man mit ihm gehabt. Ein Herz war im Schmerz gebrochen, es glaubte sich getäuscht, betrogen, und in der Gluth verschmähter und unerwiederter Liebe forderte es Rache und rief Weh und Unglück abermals über Rußland hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Marderfelle, sie wurden in den frühesten Zeiten anstatt des Geldes in Rußland gebraucht, auch später vertraten sie bei dem Volke noch die Stelle der Scheidemünze.

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Weihnachts-Freuden und Leiden.]

Mit dem Anfange des December stirbt bei uns das öffentliche Leben in gewisser Beziehung noch mehr ab als im Sommee. Der Gedanke an die Weihnachtszeit absorbirt alles Uebrige. Die Theater werden leer, neue Stücke studirt man nicht ein, nur Unvorsichtige wagen es, ein Concert zu geben; das Diorama kündigt an, daß es der Weihnachtszeit wegen bis zu dieser geschlossen bleibe; genug, es beginnt eine förmliche Fastenzeit in Vergnügungen, nur, damit man sich nachher mit doppelt gereiztem Appetit den Magen daran überlade. Doch nicht blos von dem activen Personale bei dergleichen Oeffentlichkeiten gehen diese jours maigres aus, sondern noch mehr von dem passiven, dem Publicum. Denn dieses ist gleichfalls in Weihnachtsideen so versenkt, daß es, bis an den Hals eingesunken, sich gar mehr nicht anders zu regen weiß. Am wenigsten wird dabei (wie es häufig zu geschehen pflegt, daß der Mensch über die Accessorien das Wesen versäumt) an die heilige Bedeutung des Festes gedacht, und ich darf es im Namen meiner sämmtlichen Mitbüeger beschwören, daß die christlichen, frommen Gedanken die Schuld nicht tragen, weshalb sie nicht ins Schauspiel, ins Concert, ja nicht einmal auf den Ball gehen, und Verständige solche Lockungen gar nicht veranstalten. Seltsamerweise haben die verschiedenen Geschlechter auch die verschiedensten Ursachen, um dergleichen zu vermeiden. Bei den Männern ist die Krankheie einfach, es ist die um diese Zeit ganz unglaubliche Schwindsucht des Geldbeutels. Ein Mann ist wirklich in der Weihnachtszeit ein elendes Wesen, besonders in Stunden, wie die, wenn etwa die Gattin zu ihm tritt, und möglichst silberstimmig sagt: „Liebes Männchen, wir müssen an Weihnachten denken!" „Zum Teufel!" fähet er möglichst eisenstimmig dagegen auf, „ich denke schon daran, daß mir die Haare zu Berge stehen!"

„Wir werden doch," fährt das Silberstimmchen fort, „an die Großmutter, die Großtanten, die Mutter, die Tanten" — „ja an die ganze Sippschaft bis zu Kindern und Kindeskindern, bis ins siebente Glied denken müssen," ergänzt der Eheherr die Phrase, in der That mehr heftig als höflich! — Genug, das Ende des Duetts ist, der Mann muß Geld geben, Geld, — und wiederum Geld! Er sieht nicht, wie er bis Neujahr leben soll, und dann kommen wieder die Rechnungen, der Arzt, der Apotheker, der Schneider, der Schuhmacher, die Putzmacherin, der Teufel und seine Großmutter! — Für Feinfühlende habe ich genug gesagt, um ihnen begreiflich zu machen, weshalb die Männer in der Weihnachtszeit fühllos gegen alle Kunstschönheit sind. Nun aber die Frauen! Einestheils werden sie von dem Beutelfieber auch ein wenig angesteckt, theils aus Sympathie, weil die Frauen, wenn sie das Geld der Männer ausgeben, wenigstens mitseufzen, theils aus contractlicher Verpflichtung, wenn nämlich in den Ehepacten die Gütergemeinschaft festgesetzt ist, theils endlich, aus eigener Disposition zu der Krankheit, da sie doch auch Geschenke auf eigene Hand machen müssen, zu denen zwar hauptsächlich Zeit und Arbeit, aber doch auch einiges Material gehört, was ohne Auslagen nicht angeschafft werden kann. Damit haben wir zugleich die Ursache, weshalb die pars feminina des berliner Menschengeschlechts um Weihnachten kunstfastet. Es geschieht aus eigenem Kunsttriebe, der sie förmlich stachelt, jeden Verwandten, vom Urvater bis zum Urenkel, auf irgend eine Art zu bestricken oder zu benähen, behäkeln, betapisseriearbeiten, bexylographiren rc. Die letzten vier Wochen vor Weihnachten wird somit jedes Haus, wenn nicht zum Zuchthause, doch zum Arbeitshause, und sollte man nach den Stickereien und Geweben darin urtheilen, woran unsere liebenswürdigen Mitbürgerinnen arbeiten, so wären bei uns die Penelopen, um mit Fallstaff zu reden, so gemein wie Brombeeren. Nur daß sie Nachts nicht wieder auftrennen, was sie am Tage gemacht haben; natürlich — denn sie wollen sich mit ihrem Fleiß auch nicht die Freier abwehren, sondern lieber anziehen. Genug, jede unserer Damen stichelt in dem antechristmeßlichen Monate noch mehr mit der Nadel als mit der Zunge. Das wäre, obgleich viel, doch noch wenig, aber das Geheim-Arbeiten! Die Mutter soll nicht wissen, was ihr die Tochter näht, die Schwester nicht, was die Schwester für sie strickt. Da läuft man zur Tante, zur Gevatterin, zur Pathe, zur Freundin; bei jeder wird gearbeitet, immer für das Haus, wo man nicht ist, dafür zu Haus für alle die Orte, wohin man mit der Arbeit für die Hausgenossen flüchtet. Daß in solcher Zeit der Bedrängniß wenig mit Frauen, die immer ihre Waffen, die Nadeln und Scheren, in der Hand haben, wie Truppen, die Gewehr im Arm bivouakiren, anzufangen ist, läßt sich denken. Ist aber ein Menschengeschlecht, dessen beide Geschlechter so leiden, fähig zu Kunstgenüssen? Kann man froh sein in der Oper, oder im Ballet, wenn man das Richtschwert des furchtbaren 24. Decembers, an dem das jüngste Gericht, wo einem Alles geschenkt wird, nur nicht das Schenken selber, an einem Haar über dem Haupte schwebt? Kann ein Mann, das frage ich, gerührt sein im Trauerspiel, kann er vollends lachen im Lustspiel, wenn er am Tage so viel Makronen, gebrannte Mandeln und Marzipan zu Weihnachten gekauft hat, daß er nicht weiß, wie er nach Weihnachten Brot kaufen soll? —

Dies alles motivirt es hinlänglich, weshalb ein Correspondent für Theater, Concerte, Musik, öffentliche Geselligkeit u. dergl. im December einen Feiermonat hat, sich auf die faule Haut legt und nichts aufs Papier bringt. Dennoch aber, wie ein fleißiger Geschichtsschreiber, wenn er nur will, doch aus der dürftigsten historischen Periode dicke Bände zusammenschreibt (wir haben in neuerer Zeit einige schauerliche Beispiele davon erlebt), so kann ein Correspondent doch noch eine Aehrenlese halten auf dem unwirthbaren Decemberfelde. (D. F. f.)

Notizen.

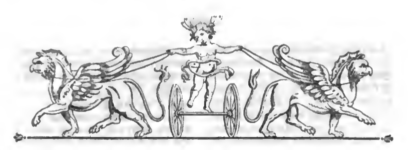
[Clara Novello.]

Am 8. Januar gab Miß Novello in Leipzig ihr Abschiedsconcert. Sie geht jetzt direct nach Berlin. Sie hätte bis zum Frühling uns bleiben sollen, damit der neue Schlag der Lerche uns täuschen könnte, als weilte sie noch in unserer Nähe. Nicht dem Tone der klagenden Nachtigall im dunklen Gebüsch, dem lieblich hellen Athemzuge der Lerche in freier heiterer Luft möchte ich die Kehle dieser Sängerin vergleichlich finden. Sie sang eine Arie von Händel: Farewell, ye limpid springs and floods, wie mir däucht aus dem Jephta das Lied der Tochter, die dem Opfertode entgegengeht und Abschied nimmt. Ferner, um die verschiedensten Weisen der Meister aller Regionen anzuschlagen, eine Arie von Paccini, die ziemlich nüchtern ist, dann die große Arie des Fidelio, ferner den reizenden Irish Air: 'tis the last Rose of Summer, ein Lied, das die ganze phantastische Beweglichkeit des irländischen Charakters austönt, ferner das alte schottische Lied: Charlie, das in London an allen Orten ertönt, und endlich zum Jubel der stürmisch gedrängten Menge: God save the Queen. — Felix Mendelssohn spielte an dem Abend ein Concert von Beethoven, Ferdinand David von eigener Composition eine vortreffliche Variation über ein russisches Volkslied, womit er das Publicum zum ersten Male erfreute.

[Italienische Oper in China.]

Eine italienische Operngesellschaft ist kürzlich von einer großen Weltreise nach Europa zurückgekehrt. Sie hat in Südamerika, auf dem Cap der guten Hoffnung und zuletzt sechs Monate lang in der chinesischen Stadt Macao (im Meerbusen von Canton) gespielt. Hier hörten die Chinesen zum ersten Male eine italienische Oper und waren nicht wenig erstaunt, Frauen auf der Bühne zu sehen und singen zu hören. Der Andrang des Publicums in Macao war ungeheuer. — Rossini hat also die Reise um die Welt gemacht. Von uns Deutschen hat es nur Kotzebue mit seinem Menschenhaß und Reue eben so weit gebracht. Eulalia weinte bereits unter allen Zonen der Erde, unter dem Aequator und am Nordpol fließen ihre jämmerlichen Thränen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — **12.** — den 16. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Ermattet und bleich lag Stralaja auf ihrem Lager; seit drei Tagen hatte sie keine Speise, keinen Trank genossen, nur der finstere Groll erhielt ihr Leben. Plötzlich fuhr sie aus ihren dumpfen Sinnen wie von Furien geschreckt empor; ihr erloschenes Auge glühte wieder, während ihr Antlitz ein fahles Gelb bedeckte, ihre heißen Hände, getaucht in Fieberflammen, faßten die der Mutter: „Ich will leben," sprach sie hastig und heftig, „ich will nicht sterben, ich will tragen die Hölle, welche in meinem Innern glüht, aber schwöre mir dagegen, bei dem Lichte der Sonne, bei den leuchtenden Sternen, das zu thun, was ich fordere."

„Kind," bangte die Mutter, „was verlangst Du?"

„Rache! nur Rache! Keine Freude auf Erden, keine Seligkeit dort oben, nur Rache!"

„Hat er Dir versprochen, gelobt — ?"

„Nichts, nichts! Aber sein Auge ruhte freundlich auf mir; er kannte meine Liebe, er sah meinen Schmerz er wußte, daß er mir Alles war, er mußte mich lieben, und wär' es nur aus menschlichem Erbarmen! Fühllos, kalt, nahm er ein anderes Weib und hohnlächelt nun in seiner sichern Ferne der Elenden, welcher statt des Blutes Flammen in den Adern rollen. Aber er kennt die Weiber der Mongolen, er kennt des Dschingischans Enkelin nicht. Sieh, ich könnte mich rächen auf gewöhnliche Weise. Unsere Zauberer verstehen der bösen Künste viele. Ein Trank, eine gewürzte Speise, und er vergeht wie der Schatten am Mittage, und trägt Jahre lang den Todesathem in der beengten Brust; aber er würde nur sterben — qualvoll, langsam, doch nur sterben. — Ich kenne ihn, ihm gilt das Leben, das Glück selbst das neue Weib an seiner Seite nichts. Er hat nur eine Empfindung — sein Volk ist seine Seele; darum zieh' zurück die Hand der Milde, welche das Verderben so lange gehalten, gib Befehle, daß man sein Volk niederdrücke, daß man es belaste und entehre mit der Kette der niedern Sklaverei, laß den Namen „Russe" ein Schmach- und Schmerzlaut aller Länder werden, und er wird unglücklich sein, unglücklich wie ich es bin."

„Es soll geschehen," erwiederte Turakana, „Gajuk zürnt ohnehin, daß man die Russen noch nicht gezählt und von jedem Kopfe der Hohen und Niedern die Blutsteuer eingefordert."

„Es mag geschehen, und er muß abermals erscheinen in dem Lande unserer Macht, er muß vor mir stehen, wie ein büßender Verbrecher, und dann" — ihre Stimme erlosch in einem dumpfen Schauerton: „dann soll er aus meiner Hand empfangen, was er mir gegeben."

Alsobald ziehen Boten aus der Mongolei in das Land der Russen, und sie zählen das Volk, so Mann als Weib, die Greise wie die Kinder, und bestimmen die Abgaben, und wer nicht vermag, diese zu zahlen, dem rauben sie seine Habe, und wo auch diese nicht hinreicht, da nehmen sie die Unglücklichen selbst, die Toch-

ter den Eltern, den Versorger den Unmündigen, die Mutter dem Säuglinge, und treiben sie in die Knechtschaft. Da entsteht ein Jammer, wie er selten auf Erden weilt, keine Hoffnung lebt mehr in den Herzen der Verzweifelnden; selbst der heilige Glaube, der jeden Betrübten tröstet und erhebt, hat seine Kraft verloren, die Kirchen stehen leer, keiner hört auf das Geläute der Glocken, welche zum Gebete rufen, keiner sieht mehr zu den Bildern der Heiligen empor. Alles ruht, Arbeit, Handel und Geschäfte, müßig irren die Beraubten auf den Straßen umher, und sehnen sich vergebens nach den Lieben, welche ihnen die Unmenschen geraubt.

Seit Jahrhunderten war in dem weiten Gebiete von Rußland Groß-Nowgorod wegen seiner Freiheitsliebe berühmt, selbst ihren Herrschern gehorchten sie nicht, wenn sie ihre Rechte gekränkt glaubten. Eine furchtbare Wuth ergriff daher die Einwohner dieser Stadt, als die mongolischen Abgeordneten es wagten, sich auch ihren Mauern zu nahen, um auch bei ihnen alle Lebende zu schätzen und zu zählen. Sie waren die Einzigen, welche von Rußlands Völkern bis jetzt nicht ganz gedemüthigt, noch nicht ganz entwürdigt waren. Und nun sollten sie sich geduldig dieser Schmach fügen; vor der Sophienkirche versammelten sie sich im wilden Grimme, riefen Alexander herbei und forderten von ihm das Blut der mongolischen Abgesandten und Abwehr der bedrohten Unterdrückung. „Führe uns hinaus," schrie die empörte Menge, „daß der Spruch unserer Väter: Wer kann gegen Gott und Großnowgorod? — sich auch an uns bewähre." Aber Alexander hob die trüben Blicke empor und entgegnete: „Denkt an das Schicksal Kiews; machtlos sind die Russen; an dem Ufer der Wolga steht ein zahlloses Heer der Mongolen, angeführt von Sfarol, Batü's Nachfolger. Es harret nur auf einen Anlaß, um die letzte Freistätte zu vertilgen und Blut mit Blut zu sühnen." — „Nun dann," riefen die Zornigen, „so möge uns geschehen, wie den Kiewern geschah, Nowgorods Mauern mögen zusammenstürzen, wie die der Mutterstadt, die heilige Sophienkirche sei uns die Schutzkirche, ihre Trümmer mögen uns begraben. Es ist besser, in Ehren zu sterben, als in Schmach zu leben. Führe uns gegen diese Feinde, wie Du es einst am Ufer der Newa thatest, und wir wollen mit Dir kämpfen bis zu dem letzten Lebenshauche."

„Und Euer Vaterland wird dann aufhören zu sein," antwortete Alexander mit kräftiger Stimme, „der letzte Russe wird der Mongolen niedrigster Knecht sein, der Name Slawe wird verhallen und nie wieder im Munde der Nachwelt erklingen. Ergebt Euch in das Unvermeidliche, tragt mit Geduld die Last, welche der Herr der Herren Euch auferlegt. Es werden einst schönere, hellere Tage für das heilige Rußland aufgehen, um diese duldet die finstere Prüfungsstunde."

„Nimmermehr!" kreischten die Empörer, „müssen wir untergehen, so sollen es unsere Peiniger mit uns! Richten wollen wir sie, wie wir gerichtet wurden. Ohne Gnade, ohne Barmherzigkeit!" Bei den Haaren schleiften die Wüthenden den Poßadnik Michaila, welchen sie für einen Anhänger der Mongolen hielten, herbei, tödteten ihn vor den Augen des Fürsten und zerrten alsdann die Boten des Großchans, Berkai und Kaschatzik, heran, um an ihnen Gleiches zu üben; da stürzte Alexander mit der Manneskraft der frühern Jahre, unbewaffnet, unbewehrt unter die tobende Menge, riß die Bedrohten über die Schwelle der Kirche, warf die schweren korsunischen Thüren hinter ihnen zu und rief dann tief empört: „Blutmänner! durch diese heiligen Thüren ist noch nie der Mord geschritten. Wagt Ihr die ersten Tempelschänder zu sein, welche die Erde Rußlands ausspeit, so tödtet mich und dann die Wehrlosen am Altare!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart's Geburt.

(Fortsetzung.)

Bis hierher hatte er, wenn auch umsonst, doch edel gegen die Macht des Geschickes gekämpft, seinen Leiden wie die Fichte getrotzt, die, am Herzen stark und kräftig, die Stürme aushält, die ihr Haupt wohl schütteln, doch ihren Stamm nicht beugen können. Aber gegen den Verrath, der im Stillen unterwühlt, war er nicht gewappnet, und wie sein Ohr die Schande der Seinen vernahm, ward sein Auge starr und die bleichen Lippen stammelten die Worte: „Zu Bett! zu Bett! damit ich nimmer mehr erstehe! Was soll das Leben mir, wenn die Ehre dahin ist!" Er schwankte, und wäre auf den Boden hingestürzt, hätte der erschrockene Kämmerer ihn nicht mit den Armen gehalten. Er wurde wirklich auf sein Bett getragen, und als ob jene Worte ihm prophetisch eingegeben worden wären, stand er von seinem Lager nicht mehr auf. Die Aerzte konnten keine eigentliche Krankheit finden; sie sprachen von plötzlicher, vorübergehender Nervenschwächung, die schnellste Besserung verheißend. Allein so viel sie auch Tränke verordneten, in der Hoffnung, sanften Schlummer herbeizuführen, so fern sie jede Störung auch verbannten, die eine Aufre-

gung veranlassen könnte; so oft sie auch versuchten, ihn mit Wohlgerüchen, mit lieblicher Musik einzuschläfern, es nahte den starren Augen des Kranken doch kein Schlummer. Er sprach kein Klagewort, keinen Laut des Schmerzes, doch schwanden seine Kräfte täglich mehr, die Wangen wurden hohler, sein Haar, vor wenig Tagen gleich dem Fittich des wilden Raben, wurde jetzt von winterlichem Grau durchstreift. Er sprach nur selten, betete gar nicht, obgleich im nahen Oratorium Tag und Nacht Meßgesänge und Hymnen ertönten, um den Geist zum Glauben wie zur Buße aufzurufen. Eine tiefe, fest eingewurzelte Sorge nagte an den Fasern seines Herzens; sie hatte jedem andern Gedanken den Zugang verschlossen. Leidend, wie ein Kind in den Armen seiner Wärter, saß er aufgerichtet da, oder streckte die entnervten Glieder vor sich hin; er aß, trank, fastete, wie man's verlangte, gleichgültig gegen jede äußere Erscheinung, und aller Wahrnehmungskraft beraubt. Doch war es augenscheinlich, daß der Geist nicht ganz erloschen, daß er nicht ganz gelähmt war, wie man anfangs wähnte. Denn seine bleichen Lippen sah man sich von Zeit zu Zeit bewegen, als wenn sie Worte sprächen, doch waren es nur unbestimmte oder gänzlich unverstandene Töne. Und wer auf die Spuren dieser anhaltenden Bewegung sorgsam lauschte, hörte nur immer und immer den Seufzer: „Ach! ach! mein Vaterland!" Die eifrigsten Versuche wurden angestellt, die sinnreichsten Bemühungen versucht, um Geist und Körper von dieser Starrheit zu befreien. Man führte Männer her, die in dem stillen Zimmer mit Waffen rasselten, Boten traten ein, als Herolde, um mit lauter Stimme und mit den Zeichen des Triumphes die frohe Kunde eines ruhmvollen Sieges zu bringen: der König blieb in seiner starren Regungslosigkeit, die Augenlider zuckten nicht, der Puls wollte nicht rascher klopfen. Es mochte sein, daß jene Worte sein Ohr nicht trafen, oder, wenn sie's thaten, doch an der Pforte stehen blieben und das Herz nicht erreichten, nur einmal zog ein schwaches, krankes Lächeln über seine bleichen Züge, als hörte er die Siegesklänge, als faßte er ihren hohen Werth, aber auch die Täuschung, die man ihm als Arznei bot, und da ihm die Macht gebrach, zu zürnen und zu strafen, wie es dem Herrscher und dem Manne gebührte, so blieb ihm nichts, als wehmüthig weise zu lächeln.

Da endlich drang ein neuer Ton von außen ein, zwar fern, doch deutlich und vernehmlich, und der Sturm, der in den Thürmen und den gothischen Hallen hauste, trug den Ton auf raschen Schwingen immer näher. Es war der Schall entfernter Musik. Erst konnte das geübte Ohr das schrillende Schmettern von Trompeten hören, ehe man die sanften Töne begleitender Instrumente aus dem Kampfe der Elemente unterscheiden konnte, — Horn und Cymbel und der Pauke tiefer Klang riefen in dem Walde das Echo wach; vor allen andern hörte man das schwere Traben einer Menge Reiter, wenn auch durch den Schnee gedämpft, auf den der stahlbeschuhte Huf nur dumpf erdröhnte.

„Beim Himmel, sagt, was gibt es?" flüsterte der älteste der Barone, die am Lager des sterbenden Monarchen wachten.

„Der Himmel gebe, daß es nicht der falsche Southron ist!" sagte leise ein Anderer, nach dem Schwertgriff fassend. „Schaut dort hinaus, Thirlestaue, und Ihr, Lord Hüter, eilet auf die Zinnen!"

„Schämt Euch, Ihr Schotten," rief ihm Thirlestane zu mit lauterer Stimme, „schämt Euch, daß Ihr auf so geringem Zwischenraume ein englisch Kriegslied nicht von des Lord Lion schottischer Weise unterscheidet. Doch Frieden oder Krieg, es müssen diese Hörnerklänge schweigen! Hört Ihr nicht jetzt die Siegesdrommete schallen? bei meinem Seelenheil, mit wilder, lauter Freude! Habt auf den König Acht, Ihr Herren; ich gehe, um diesen Abschaum eines Herolds in die Zucht zu nehmen. Ich weiß es wohl, sie dürfen nie des Königs Nachfolger laut proclamiren, so lange noch ein Athem in ihm lebt, selbst wenn sie einen auszufinden wissen! Doch, ach des Jammers! stirbt der fünfte Jakob heut, wo soll das arme Schottland dann den Herrscher suchen?" — So sprach der edelherzige Krieger, der noch kürzlich vom Monarchen mit den heraldischen Zeichen der Krone selbst, den hochgeehrten Lilien, und mit dem stolzen Spruche, der sich so wahr als kühn bewährt: „bereit, immer bereit!", geschmückt worden war. Geräuschlos schritt er mit einer Haltung, die so ganz verschieden war von jener stattlich frohen Miene, mit der er in die Schlacht gezogen wäre, aus dem Gemache, um die Ursache zu erfahren und die laute Freude so unheildrohender Töne zu beschwichtigen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Opern, Vieuxtemps.]

Ich hätte sogar ein großes Thema zu behandeln, Agnes von Hohenstaufen; aber ich will nicht davon reden. Das mag Zeit haben für die Leser eines in Leipzig erscheinenden

Blattes, bis man die Oper in Leipzig gibt, was bei der Vortrefflichkeit, die sie nach einem Artikel im Journ. des Débats besitzt, ohne Zweifel eben so bald geschieht, als ihre Aufführung in Paris, London u. s. w. Sie mögen also dann selbst urtheilen.

Ich weiß, daß ich im vorigen Monat schrieb, die königliche Oper werde noch immer durch einen Postillon im Gleise gehalten, und durch eine Gesandtin beim Publicum accreditirt, während die königsstädtische sich vom Rattenfangen ernähre. Es ist arg, daß ich jetzt noch so schreiben muß, da inzwischen wirklich kein neuer Erwerbszweig auf die Breter gebracht ist. — Das Schauspiel trieb einen kleinen Hausirhandel, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit kurzen französischen Waaren, mittelst deutscher Etiketten über die Grenze geschmuggelt, z. B. „Eine Treppe höher" und Aehnliche, selbige haben aber nicht viel Absatz gefunden. — Die Königsstadt wendet noch immer Zaubermittel an, um das Publicum zu bezaubern. Dahin gehört „Moisasurs Zauberfluch," der jetzt jenseit des Rubikon, welches unter dem Namen „Königsgraben" das cis- und transalpinische Kunstreich Berlins trennt, das Hauptsymptom des Geschmacks bildet. Wahrhaftig, die Oestreicher ziehen einen doppelten Graben gegen die Pest, sollten wir nicht einen dreifachen gegen diese schwarze Kunst, die der schwarze Tod der Kunst ist, ziehen?

Wer wird aber das neue Jahr — da ich ihnen doch anno 1838 schreibe, mit solchen Jeremiaden anfangen, wenn er bessre Lieder singen kann vom alten? Ja die gute alte Zeit, aber in der Gestalt des Jünglings Vieuxtemps, war wieder zu uns gekommen, und ließ ihre schönen, zauberischen Klänge vernehmen. Es ist eigentlich schmählig, daß ich mit einem so misrablen Wortspiel anfange, wenn ich von einem so ächten, aus gediegnem Metall gegossenen Künstler sprechen will. Nicht den Leipzigern, die Vieuxtemps auch gehört haben, auch nicht den Berlinern, die in gleichem Fall sind, will ich erzählen, wie schön er spielt, sondern mich selbst will ich durch die lebendige Erinnerung daran unterhalten. Er ist eine romantische Elegie; ein Gemälde auf dunklem Grunde dunkel angelegt, in dem aber von Zeit zu Zeit prächtige Farben aufleuchten, wie Blitze in der Nacht; eine Mondscheinlandschaft, durch die ein Gewitter flammt; ein Katarakt, über dem sich ein sanfter Regenbogen in dem staubenden Wasserdunstkreis webt, kurz der junge siebzehnjährige Belgier spielt genial. Schade, daß ein so glühender Künstler sich in den russischen Schnee begraben will; er sollte jeden Schnee scheuen, außer dem Alpenschnee als Fegfeuer, um in den italienischen Himmel zu kommen, für den er geboren und gebildet ist, und der ihm noch die sanften und reizenden Lichter und Farben geben würde, die ihm allenfalls noch fehlen zur vollendeten Schönheit. Was uns Berliner anlangt, so zeigten wir uns wahrhaft edel, und gaben ihm — kein Geld, — dieses gemeine Metall — sondern ungemeinen Beifall. Wäre dies nicht ein Verdienst, (wenn auch der Concertgeber nichts von Verdienst dabei merkte), sondern eine Schuld, so würde ich sagen, die 10,000 paar Tapisseriepantoffeln, die 20,000 Börsen, die 30,000 Fußkissen, Dreillers, Pompadours u. s. f., die, nach dem geringsten statistischen Anschlag zum 24. December 1837, von den schönen Fingern unserer Damen gefertigt worden sind, trügen diese Schuld. So sage ich bloß, ihnen ist das Verdienst zuzuschreiben, daß wir einen Künstler wie Herrn Vieuxtemps mehr durch Enthusiasmus, als durch elendes Geld belohnten. Er reiste demnach ohne vergrößertes Reisegeld, aber gewiß mit erfreulich gewachsenem Ruf nach Petersburg ab, wo er, da man in Rußland nicht so gebildet ist, wie bei uns, vielleicht der Rohheit ausgesetzt ist, reiche Einnahmen in seinen Concerten zu haben, die ihm die reine Gabe des Beifalls gewiß recht verbittern dürften! Es leben meine Berliner! Sie wissen, was mit Geld zu bezahlen ist, und was nicht. Bei der Affenkomödie, bei Bertolotti's betriebsamen Flöhen, im Kolosseum, in Faust's Wintergarten sah ich sie niemals sparsam; doch Iphigenia von Goethe, und einige andere hoch über dem irdischen, schweren Metall schwebende Göttergestalten der Kunst, suchen sie auch so wenig als möglich mit dem plumpen Gewicht der Thaler zu belastigen.

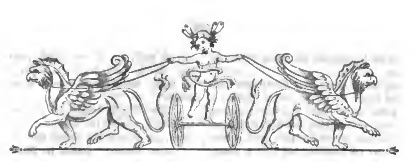
Aber ich sprach eben von Flöhen, von Faust's Wintergarten; dies bringt mich mitten in die Weihnachtswelt. Die Hauptstadt des Feenreichs ist das Diorama; doch sind Faust's Wintergarten an Bevölkerung, Fuchs' Conditorei an Schönheit vielleicht glückliche Nebenbuhler der Metropolis. Einzelne bemerkenswerthe Orte sind die Conditoreien von Dümmke und Caspér, das Theater der Schöpfung und das Glascabinet von Michault, die transparenten und phantasmagorischen Vorstellungen von Kopelent, die malerische Zimmerreise der Gebrüder Suhr aus Hamburg, die gedachten Flöhe von Bertolotti u. s. w. Einst war der Weihnachtsmarkt der Gipfel der Weihnachtsherrlichkeiten, und Alles strömte dorthin und kaufte, arm und reich, jung und alt; doch diese Zeiten unserer Väter, wo sind sie geblieben? In einer solchen Periode du progrès, was konnte aus dem armen Weihnachtsmarkt werden, der stets auf demselben Fleck stehen blieb? Wahrlich, es liegt in ihm eine heilsame Regel für alle die eigensinnigen Vertheidiger des Beharrens! Sie werden sich über kurz oder lang so überflügelt sehen, daß ihnen das Nachkommen, wenn nicht unmöglich, doch gewiß beschämend wird, während zu rechter Zeit mitzugehen (nicht einmal voran), schon ehrenvoll und vortheilhaft ist. Ich sage dies in Parenthese besonders den Gegnern der Eisenbahnen, die mit dem Schicksal zürnen, daß es etwas Schnelleres erfand, als die preußischen Posten. — (D. B. f.)

Notiz.

[Aus Jugend.]

Das Magazin f. d. Lit. d. A. berichtete über einen Artikel in der France Littéraire von Me. Falconnet, der von der jungen deutschen Literatur zu sprechen glaubt, indem er seinen Lesern von Th. Körner, dem alten Jahn und Ernst Moritz Arndt, den er immer Arndt Moritz schreibt, zu erzählen bemüht ist. Von Körner theilt er mehrere ganz neue Sachen mit, z. B. Lützow's wilde verwegene Jagd, das Schwertlied u. A. in sehr schlechten prosaischen Uebersetzungen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 13. — den 18. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Maria Stuart's Geburt.

(Beschluß.)

Indeß ward die Musik von außen immer noch vernommen, sie wurde lauter, wie sie näher kam, bis ihre scharfen Schwingungen schrillend durch die gewölbten Decken wiederhallten. Die Wächter bei dem Sterbenden verließen einer nach dem andern ihren Platz am Lager, jeder unbekümmert um des Gefährten Abwesenheit, bis am Ende die ganze Schaar von Kämmerern und Baronen, Mönchen, Pagen und Aerzten im dichtgedrängten Knäuel am Fenster stand, in eifriger Erwartung, um die Nahenden zu erkennen. Allerdings erschien es jetzt ausgemacht, daß nicht feindselig die Absicht ihres Kommens war, denn in das Schmettern der Trompeten mischte sich der laute Freudenruf der frohen Menge. Jetzt standen sie schon fast an des Schlosses Mauern, allein die Schneeflocken wurden in so dichten Wirbeln zu den Fenstern aufgetrieben, daß die Schauenden nur mühsam den Zug der Menschen und der Pferde erkennen konnten, die in langsam feierlichem Aufzuge daherzogen.

„Ich sehe keinen Panzer glänzen," flüsterte der hochbejahrte Mann, der gleich zuerst die Aufmerksamkeit der Gefährten den nahenden Tönen zugewendet, „ich sehe weder einen Panzer glänzen, noch Lanzen sich an Lanzen unter einem Banner reiben."

„Schweig Mann," erwiederte ein Anderer, „kein sterblich Auge kann vor Schneewolken des Panzers Glanz erkennen, noch eines Herolds Stab von ritterlicher Waffe unterscheiden!"

„Wahr ist's und wohlgesprochen, Lethington," sagte leise ein Dritter, indeß seine Hand am Degenknopfe ruhte, „Freunde zögen nicht so trägen Schrittes durch den unbarmherzigen Sturm; es wäre auch gar nicht seltsam, wenn der Verrath im heiligen Gewande der Freundschaft nahte. Greift lieber zu den Waffen! sage ich."

„Nein!" rief Lethington, „so spreche ich nicht, und wüßte keinen Grund, warum ich's sollte. Kein sterblich Auge, es ist wahr, kann einen Panzer funkeln oder Lanzenspitzen flimmern sehen. Aber glaubt mir's, ihr Freunde, jenes sind nur Herolde und deren friedliches Geleite!" —

Als er noch sprach, ward unten ein dumpfer, schwerer Schlag am Gatter laut, dem bald ein Kettenrasseln und ein Knarren schwerer Pfosten folgte.

„Nun, hört ihrs wohl," fuhr Jener fort, „Fallgatter auf! die Zugbrücke nieder! So pflegt doch Thirlestane sonst nicht mit verdächtigen Freunden oder offenbaren Feinden umzugehen!" — Als er so sprach, ertönte hell mitten im Tumult und Klirren des kühnen Edelmanns Stimme: „Ihr Herren schweigt, laßt Euer thöricht Blasen, sag' ich; sonst möchte es Euch an Athem fehlen, um Eure Suppe kalt zu blasen — beim Himmel! sie soll Euch noch heiß genug erscheinen, versucht Ihr es nur, einen neuen Ton zu blasen! Der König ist nicht wohl auf!" —

Die Musik verstummte, und man sah den ganzen Zug absitzen und nach und nach die Einzelnen ver-

schwinden, so wie sie der gewölbte Vorsprung des Wachthurmes aufnahm.

„Der König, meine Herren, der König! seht nach Sr. Hoheit!“ rief Einer, der weniger als die Gefährten im Bewundern dieses schönen Zuges vertieft war und den Kopf nach des verlassenen Monarchen Ruhestätte wandte.— Schnell wie der Gedanke richtete sich jeder Blick erschrocken hierher, da Jeder erst gewahrte, daß nicht er allein, das alle das Lager des Monarchen sorglos verlassen hatten. Auch war der Anblick, der sich dort dem Auge bot, nur schlecht berechnet, ihre Furcht zu mildern, oder das Gefühl der Schuld und Strafbarkeit zu verringern. Es schien, als wäre ganz mit einem Male dem unglückseligen Fürsten das Bewußtsein der Gedanken völlig zurückgekehrt, so wie das wilde Schmettern der Trompeten die schwere Decke lüftete, die lange schon den Geist mit dunkler Macht umhüllt. Obgleich die Augen noch irre umherblickten, so fehlte doch nicht mehr der Lebensfunke, der auf die Gegenstände und Personen wirksam leuchtet. Sein starrer Geist wurde plötzlich lebendig, er richtete sich auf und sah sich ganz verlassen, ein kranker König aller Hülfe und Theilnahme bloß. Das erschütterte ihn und brachte ihn zum Bewußtsein. Er raffte sich auf; die Glieder wankten, aber er warf rasch den Mantel um und stand aufrecht im Saale.

„Mein hoher Herr, ums Himmels willen!“ rief der Kämmerer, schnell zu ihm eilend, „faßt Euch, gnädiger Herr, es ist kein Grund zur Furcht vorhanden.“

„Furcht, Knabe!“ rief der stolze Herrscher, und die Augen blitzten ihm voll Unwillen, „Furcht, Knabe! — welcher Stuart kannte je dies Wort? Ruft mir Thirlestane her! Kein Wort, ich will's, kein Wort mehr! Bei ihm, der uns geschaffen, ich will aufstehen. Es ist umsonst, sag' ich,“ fuhr er, sich scharf zum Arzte wendend, fort, der ihn durch Bitten und durch sanfte Worte zu begütigen suchte; „hier hilft kein Unterhandeln! Sterben! — Denkt Ihr denn, ich weiß nicht, daß ich im Sterben bin? Was hilft's denn auch zu leben? Doch vor meinem Ende will ich noch König sein und mir selbst gebieten. Thirlestane! Geht, ruft mir Thirlestane.“

Als er so sprach und seine Stimme durch das Gemach schmetterte, trat jener ein, von dem höchsten Würdenträger des heraldischen Collegiums begleitet, dessen Wappenrock, in Schilder aller Farben abgetheilt, so prächtig glänzte, daß er das Auge des Beschauenden blendete.

„Was gibt's für Kunde? sprich! Du bringst mir Nachricht von der Gemahlin!“ rief der König mit der Sicherheit eines Propheten. „Ich weiß, daß ich sterbe, aber ich weiß, daß ich dem Lande einen Erben schuldig bin. Sprich, wenn der König stirbt, so muß der König leben. Sprich, mein Gemahl ist entbunden, ich bin Vater!“

„Die Majestät befindet sich ganz wohl!“ erwiederte der Herold, als ihn das Staunen über diese Scene verlassen, „sie schenkte Ew. Hoheit eine holde Tochter.“

„Eine Tochter!“ flüsterte der Monarch und sank zitternd auf sein Lager zurück. „Hilf Himmel, eine Tochter! Durch eine Jungfrau kam die Krone an die Stuart's, durch eine Jungfrau wird sie wieder schwinden!“

Ein schneller Krampf verzog sein Antlitz, ein Schauer rieselte durch die Glieder, die Augen blitzten auf und zu, und als sie sich wieder öffneten, hatte sie der Tod erstarrt. — Er war verschieden, und es hatte kaum der Geist das sterbliche Gewand verlassen, als schon dieselben schmetternden Trompeten, die ihn erst kürzlich aus der Erstarrung aufgeweckt, über der entseelten Hülle gedämpfte Wehklagen ausstießen, während die Heroldsstimmen Marien als Königin von Frankreich und von Schottland ausriefen. Natalie von Herder.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick schien der Aufruhr gestillt, aber die begangene Unthat gab den Bösewichtern Muth zu neuen Freveln. „Du bist der Held nicht mehr,“ schrien sie, der uns einst für Pskow gegen die Nemzi und Tschuden führte. Ein Abtrünniger Deines Vaterlandes bist Du geworden; in der Orda hast Du Deinen Glauben und Deinen Gott verlassen, bethört und betäubt haben Dich die Heiden mit ihren unheimlichen Zaubereien. Und so sind wir des Gehorsams gegen Dich frei, und wollen Dir ferner nicht gehorchen, wollen uns nicht beugen unter das Joch der Erniedrigung, wollen hinausziehen zum Schutz und Trutz unserer Selbst.“ Eine zahllose Menge des Volkes sonderte sich ab; es waren die mannhaftesten, kräftigsten Schaaren, sie zogen hinaus gen Pskow, und an ihrer Spitze stand der Fürst Wasilei, Alexander's Sohn.

Eisiges Grauen durchbebte die Adern des Helden, als er dies gewahrte; ihm war zu Muthe, als ob die Erde unter ihm bräche und er hinabstürze in jene Tiefe, in der kein Glaube, keine Tugend, nur die ewige Sünde wohnt. Sein Sohn, sein Blut war ihm abtrünnig geworden; der Seelenschmerz um diesen Hochverrath der Natur hätte ihn getödtet, wäre sein Blick in diesem Au-

genblicke nicht auf sein Weib gefallen, die sich in liebender, unwandelbarer Treue an ihn schmiegte; sie war ihm geblieben, eine Seele dem verarmten Herzen. Noch einen langen Trauerblick warf er auf den zurückgebliebenen Haufen und trat dann, gestützt auf seine treue Wassa, zum ersten Male von dem Geschicke übermannt, in seine Wohnung zurück. Mit finstern Blicken sah das Volk den Scheidenden nach, es zerstreute sich nicht, sondern umdrängte und umlagerte das Schloß immer mehr; seine Wuth stieg mit jedem harrenden Augenblicke, schon hatte es die Moski *) der Straßen zerstört und hob die Bohlen und Stangen derselben zur drohenden Waffe empor, als Alexander aus seiner Wohnung zurücktrat. Er war jetzt angethan mit dem kurzen grauen Armäk, wie ihn nur die höchste Armuth des Landes trägt, in seiner Hand hielt er den Wanderstab. An seiner Seite stand die treue Wassa, auch sie war mit einem Sarafan ohne Schmuck und Zier bekleidet, das lange weiße Reisetuch, welches von ihrem Haupte tief hinabwallte, gab der duldenden Gestalt etwas Geisterhaftes, in ihrem Arme trug sie das jüngst geborene Kind. Staunend starrte das Volk seinen Herrscher an, er aber sprach: „Hinter mir liegt meine Habe, das Erbe meiner Väter, nehmt Alles, theilt meine Güter und bezahlt damit die geforderte Steuer dem Großchan. Ich aber will hinausziehen in die Wüste des Waldes, eine Scholle Erde auf Rußlands Boden suchen, wo ich beten darf für diejenigen, welche mich hassen." — Diese Worte erschütterten die wilden Empörer, die Wuth war gebrochen, eine eben so heftige, ganz entgegengesetzte Empfindung ergriff sie, näher denn zuvor umdrängten sie ihren Herrscher, schluchzend umfaßten sie seine Knie und riefen unter heißen Thränen: „Vater, Vater, verlaß uns nicht! weiche nicht von Deinen Kindern, welche Dich verkannten in sündiger Bethörung, siehe! wir wollen fortan Dir gehorsam sein und nimmer wieder gegen Deinen Willen handeln. Dir zu Liebe wollen wir das Schwerste üben, wollen uns schätzen und zählen lassen und unsern Athem, unser Leben dem Großchan versteuern." — Dieses Volk, in Zorn und Liebe ohne Gränzen, riß dem geliebten Fürsten das Kleid der Armuth vom Leibe und theilte sich dieses wie heilige Reliquien. Auf seinen Händen trug es ihn, sein Weib und den Knaben in die Kirche, schwor ihm aufs neue Treue und betete zu Gott um Entsühnung seiner Schuld. Indessen waren Boten den gen Pskow ziehenden Empörern nachgeeilt; die Kunde, daß Alexander den Herrscherstuhl verlassen wollte, erschütterte auch diese Aufrührer, sie kehrten sogleich wieder um und zogen still und beschämt in die Thore von Nowgorod wieder ein. Aber ein Verbrechen sonder Gleichen war geschehen; heilig war und ist auch noch jetzt das Ansehen des Vaters unter den Russen, wer gegen seine Würde frevelt, ist verworfen und gemieden auf immerdar. Eh Alexander die Schuldigen richten und ihnen verzeihen konnte, hatte Volkswuth das Richteramt über die Rädelsführer, welche den Sohn gegen den Vater reizten, übernommen; dieselbe Stelle, wo des Poßadniks Leben geendet hatte, trank auch ihr Blut. Ergriffen von der innern Reue und von dem Anblick des blutigen Urtheils, das so eben vor seinen Augen an seinen Freunden vollzogen, wankte Wasilei in das Gotteshaus und umfaßte die Knie seines Vaters. Stumm blickte dieser auf den Sohn nieder; kein Vorwurf, kein hartes Wort entfloh seinen Lippen, aber in des Fürsten Antlitz lag ein Schmerz, der mehr als Worte war. Segnend legte er die Hand auf die Stirn des Verirrten, da trennte Ezechiel, der Metropolit, ein Greis von strengen Sitten, Vater und Sohn und sprach zürnend zu Wasilei: „Du hast gefrevelt gegen das Heiligste auf Erden und ein Verbrechen geübt, das nach unsern Rechten keine Sühne, keine Buße hat. Nächst dem Gebote, Gott zu ehren, steht das, Deine Eltern zu achten. Du aber hast die Hand erhoben gegen den Vater, somit spreche ich über Dich der Kirche Bann und Fluch! Weiche von hinnen, das Gotteshaus hat Dich ausgestoßen, bis Deine Seele rein und lauter geworden, und wenn jemals eine gleiche Unthat auf Rußlands Boden geschieht, wenn jemals wieder der Sohn sich gegen den Vater erhebt, so soll auf Dich die Schuld der Sünde fallen, und Deine Seele soll nach Jahrhunderten noch büßen, was Du jetzt verschuldet." — Die letzten Anhänger des unglücklichen Wasilei verließen ihn bei diesem Ausspruche, er aber wankte hinweg, aus der Nähe des Vaters, aus dem Bunde der Christen gestoßen. (D. F. f.)

*) Bretterdämme, in frühern Zeiten in einigen Gegenden Rußlands statt des Steinpflasters gebräuchlich.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Eine süße Schwärmerei.]

Und doch bleibt der Markt, trotz seinem Zurückbleiben gegen den Luxus der Zeit, für die Kinder und für die Armen der beste Lustwandelort in der Christmeßzeit, und den Armen wird ja die Christfreude zumeist verheißen! Seht die Wärterinnen mit den Kleinen an der Hand und mit dem Kleinsten auf dem Arm; seht das Langen, Greifen, Händchenklatschen, Jubeln, Jauchzen dieser Kinderblüthenwelt! Betrachtet die etwas größere Reihe sechs-

bis sechzehnjähriger Lebensrekruten *)! Betrachtet sie, wie sie zu dreien, zu sechsen, Arm in Arm in dreiten Reihen, mit freudeglänzenden Augen den Wundermarkt auf- und abziehen! Schaut die kleinen Mädchen an, die mit frierenden Händen und Füßen, dennoch sich nicht losreißen können von dem Paradiese unterm Linnendach, wo ein ganzer Ballsaal, eine Welt von Puppen ihr Herz mehr gefangen hält, als zehn Jahre später vielleicht ein ganzes Kolosseum voll junger Herrn vom feinsten Schnitt! — Und vor Allen richtet ein sanftes, mildes Auge auf die Hunderte, die in dürftig kümmerlicher Bekleidung, etwas scheuer, aber doch leidlich unbefangen, und überselig, all die Herrlichkeiten anstaunen, von denen auch nicht das kleinste ihr Eigenthum werden soll! Für sie bleibt der verfallende Markt eine ewige Herrlichkeit, denn für sie ist nichts vorwärtsgegangen. Diese Kleine mit ihrem blauen Leinwandschürzchen, unter dem sie die rothgefrorenen Hände verbirgt, sie ist nie in den großen Raumen gewesen, wo der Luxus alle seine Erfindungskraft aufbietet, um selbst dem Spielwerk der Kinder schon seine giftigen Reize einzuhauchen; sie hat nie im Diorama gestanden, wo die Schätze aller Welttheile, von tausend blühenden Lichtern umstrahlt vor uns ausgebreitet liegen; im Dachkämmerchen ihrer Eltern brennt selten eine dunkle Lampe; ihr strahlen also hier erleuchtete Feenpaläste entgegen, wo wir nur klägliche Talglichte spärlich zählen! Ja, für die enge finstere Welt der armen Kleinen ist der Christmarkt eine weite, strahlende Unermeßlichkeit an Glanz und Reichthum, und wirft Ahnungen der Seligkeit in das jugendliche Herz, die noch in spaten trüben Kummertagen nachzittern, und wie sanfte Sterne ihr mildes Licht auf den dunklen Pfad des Lebens werfen. In diesen Weihnachtsfreudenschauern bebt der Arme, der Gedrückte die heitere Welt der Reichen, der frei ist von der schwersten Last, der Last der Nahrungssorgen: diese heilige Zeit stellt ihn, wie die Kirche, gleich mit den sonst Bevorrechteten; sie sagt ihm ewig, wenn auch ihm unbewußt: „Auch du warst in Arkadien!" Darum zerstört sie nicht; raubt keine kleine Blüthe von diesem Winterfrühling der Aermsten, von diesem Paradies der unschuldigsten Kinderwelt! — Und vollends kein frech frevelnder Correspondent für elegante Zeitungen schwatze anmaßend über den Weihnachtsmarkt, der dem System des mouvement nicht folgt, sondern danke Gott, daß Etwas besteht in dieser Hetzjagd, die man Welt nennt!

Jetzt ins Diorama! — Nun stehe ich auf ächtem gebohnten Fußboden für elegante Schuhe und Schritte. Meine Damen und Herren; jetzt reden wir ein Wort mit einander, und die Kinderherrschaft hat aufgehört; oder es müßte denn auch kindisch sein, sich die Geschichte seiner Zeit, an der man im Ernst nicht viel Theil nimmt, in Bildern vorzuführen!

Constantine (das Thema, das jeder Weihnachtsspeculant benutzt hat) erblicken wir auf dem einen, den prächtig decorirten Saale von Guildhall auf dem andern Bilde. Hier eine glänzende Reihe von Lords und Ladies; alles blitzt von Diamanten, schimmernd von türkischen Shawls, Straußenfedern, Blonden, Gazen, Hermelinen, Blumen, Perlen; als schönste Perle aber leuchtet die jungfräuliche Herrscherin Victoria unter dem Thronhimmel. Dort erblicken wir das Gewühl von Moscheen, das wie ein Mastenwald über die Schiffsräume der Häuser emporragt, sehen die feste Stadt auf ihrer Felsenburg die steile Thalschlucht weit überragen, durch die sich der Rumel in schäumenden Krümmungen schlingt; fernerhin hohe Bergwände des Atlas, mächtig emporgethürmte Felsriffe; ein goldner Duft umschleiert die Landschaft. Im Vordergrunde hält der Marschall Valée mit seinem Generalstabe, Batterien sind aufgefahren, das Geschütz blitzt und dampft, wir sind mitten im Belagerungsgetümmel. —

Die eigentliche Schatzkammer des Dioramas ist im Waarenlager, im langen Salon, wo ein dutzend hübscher Mädchen à prix fixes — verkauft. Hier haben alle Winde der Windrose die Eleganz der fünf Welttheile zusammengefegt über Meer und Land. Hier sieht man chinesische Seiden- und Porzellanwaaren, indische und persische Shawls, nebst Rosenöl, alles, was Liverpool und Manchester, Paris und Lyon möglich machen. Soll ich's gestehen, so behagten mir am meisten die zahllosen Variationen auf das Thema „Ausruhen," die in Gestalt der mannichfaltigsten raffinirtesten Lehnsessel, Großvaterstühle, Ottomanen, Divans, Chaises longues, Feldstühle und Feldbetten zur Schau gestellt waren. Für jedes Fingerglied ist ein Ruhepunkt angebracht, für jede Biegung des Körpers eine Biegung des Lagers erfunden, ein Mensch, der nie ins Gleichgewicht kommt, muß hier hinein, selbst wider Willen. — Auch in der Fuchs'schen Conditorei war Constantine (woran die Berliner ungefähr so viel zu verdienen suchten, wie es den Franzosen gekostet hat) zu sehen; nicht so ausgedehnt, ohne Belagerungsterrain, aber künstlerischer aufgefaßt durch den Maler Biermann. Derselbe hatte uns gleich daneben das Kloster San Luca bei Bologna und eine Ansicht von Algier hingestellt. Herr Fuchs selbst hatte mit Canova gewetteifert, durch Hautreliefs von Zucker, die von carrarischem Marmor zu sein verdienten, damit ihre Ewigkeit etwas länger dauere. — So süß und noch weit süßer verbrachten wir Berliner unsere Weihnachten.

L. Rellstab.

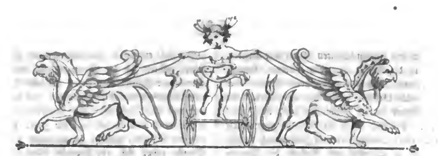
*) Aecht berlinisch! sogar die Kinder unter eine militärische Kategorie zu bringen!

Notiz.

[Romeo und Julie auf der pariser Bühne.]

Soulié's Bearbeitung des Shakspeare'schen Dramas ist jetzt von neuem auf dem Theater des Odeon in Paris zur Aufführung gekommen. Der Bearbeiter hat von den 25 Personen nicht weniger als 17 gestrichen und die übrigen 8 ganz nach dem hergebrachten Schema der alten langweiligen Salon-Tragödie der Franzosen zugestutzt. Tybalt ist Julia's Bruder, Graf Paris ein spanischer Grande, Lorenzo ein Staatssecretär, die Amme ist Juliens Vertraute geworden. Alles ist zu einer Stuben-Affaire geworden, der Krieg der Bürger, das heiße Blut des Südens, alles, was Romantik heißt, ist fortgeblieben. Im Feuilleton des Journal des Debats macht Jules Janin auf das englische Original aufmerksam wie auf eine vergrabene und verschüttete Reliquie; er hat das Verdienst des Hinweises.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — **14.** — den 19. Januar 1838.

Redakteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Berkal und Kaschatzik waren befreit, die Nowgoroder hatten sich dem Unvermeidlichen ergeben, aber dumpfe Trauer herrschte in ihrem Gebiete, als die verhaßten Mongolen in ihre Wohnung drangen und die Kopfsteuer ausschrieben. Es war die tiefste Demüthigung, welche bis jetzt die Bewohner dieser stolzen mächtigen Stadt erlitten. Wie zu der Zeit der großen Pest, läuteten die Kirchenglocken nicht, in den Häusern war es öde und stille, kein Freudenfest wurde gefeiert, und die Rechtgläubigen fasteten strenge wie in den sieben Wochen vor Ostern. Aber keiner empfand diese Entweihung Rußlands tiefer, schmerzlicher als Alexander selbst; seit jener Zeit, wo ihm der eigne Sohn treulos war, seit jener Zeit, wo die Mongolen in Nowgorods Straßen wanderten und die Einwohner wie todtes Eigenthum abschätzten, kam keine Freude mehr in sein Herz, und er soll seit diesen dunkeln Stunden nie wieder gelächelt haben, und dennoch wurde dieser Herrscher von seinem Volke, das er so heiß liebte, verkannt. Die Beamten der Mongolen zogen jetzt davon, aus Nowgorod nahmen sie nur Geld und Güter, keinen Menschen mit sich weg, denn für die Armen und Dürftigen hatte Alexander die Steuer bezahlt. Ungleich schrecklicher wirkte diese Abgabe in Wladimir, Rostow, Ssusdal. Diese Städte hatten nicht den Reichthum Nowgorods, die Bojaren konnten und wollten nicht die Armen lösen; zudem hatten die Mongolen die Steuer an bisirminische Pächter verkauft und steigerten dadurch das Elend zur Riesenhöhe. Kein Erbarmen, keine Nachsicht, kein Mitleid herrschte mehr, denn diese Wucherer suchten aus ihrem Handel so viel Vortheil als möglich zu erzielen. Mit Ketten, Stricken und Holzklötzen erschienen die Kibitken der beiden Großpächter, Soßima und Buga. Der erstere war ein ehemaliger russischer Mönch, ein Bösewicht, der, dem christlichen Glauben untreu, ein Heide geworden. Der tiefen Verachtung, mit welcher der Russe jeden Abtrünnigen des Glaubens straft, suchte dieser Gefallene sich dadurch zu entwehren, daß er Hohn und Grausamkeit ohne Maß und Ziel gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen übte. Er lästerte frech und ungestraft den Namen des Erlösers, er ließ seine Pferde in den Vorhallen des Tempels tränken und seine Hunde auf Altardecken schlafen. Der Mensch war ihm nur eine feile Waare, die blühende Jungfrau, den kräftigen Mann ließ er herbeischleifen, um sie, den Thieren gleich, zu verhandeln. So freute sich das Ungeheuer, trotzend auf die Macht des Großchans, des Elends, dessen Schöpfer er war, so rief er selbst die furchtbare Rache, welche ihn bald ereilte, auf sich nieder. Buga, ein geborner Mongole, war menschlicher, nur in seiner ungezügelten Leidenschaft für Weiber und Falken kannte er keine Gränzen; die schuldlose Jungfrau, welche seinen Blicken gefiel, mußte Eltern und Geschwister mit ihrer Ehre lösen, oder sie in die Sklaverei begleiten. Alles auf Erden hat seine Gränzen, auch diese Entwürdigung hatte ihr Schauerende. Die Russen klagten, murrten, ja

sie beteten nicht mehr; stumm schauten sie auf ihre Brüder, die heerdenweis in die Wüste getrieben wurden, stumm, unverwehrt erduldeten sie das eingebrochene Elend; aber dieses Erstarren aller Gefühle verkündete das Gericht der Sünder. Ein Bund mußte geschlossen sein, wie? wo? blieb unerörtert. Plötzlich brach der Aufruhr gegen diese Pächter aus; zu einer Stunde riefen in Jaroßlawl, in Ustjug, in Wladimir, in Ssusdal und Rostow die Sturmglocken zum Gericht, und das niedergetretene Volk erhob sich zur furchtbaren Selbstrache. Blut ward mit Blut abgewaschen, und die Russen thaten, wie ihnen geschehen. Soßima wurde ermordet und sein Leichnam auf dem Anger den Hunden vorgeworfen. Buga hatte aus dem Hause eines angesehenen Bürgers eine schuldlose Jungfrau entführt, der Vater und die Brüder der schönen Maria drangen nun bei dem Wüstling ein, um Rache zu üben und mit seinem Tode die Schmach zu tilgen. Aber Maria hatte den Verführer liebgewonnen, als er sich nun krümmte unter den Messern der Rächer, stürzte sie hervor, schützte mit ihrer Brust die des Geliebten, bat, weinte, flehte, und Buga, von der Liebe, der Reue und der Todesfurcht ergriffen, gelobte, Christ zu werden und die Geliebte zu ehlichen, so ließen die Verwandten ab von der Blutrache, und sein Leben blieb verschont. Er hielt Wort, auf der Stelle, wo die Treue sein Leben rettete, erbaute er dem heiligen Johann eine Kirche, und die Gegend, wo er sich in Ustjug mit der Falkenjagd belustigte, heißt bis auf unsere Zeit noch der Falkenberg. (Ssokolja Gora.)

In der goldenen Orda erregte der Tod der Mongolen und bisirminischen Pächter eine grimme Freude; die Saaten der Rache, von des Weibes Hand gesäet, waren gereift, ein scheinbares Recht war jetzt vorhanden, Rache zu üben. Auch die Russen freuten sich der Entlastung nicht, die Reue kam nach der Unthat, sie fühlten mit Schrecken, wie sie durch die Blutschuld nur neue Verheerung über ihr Vaterland, vielleicht dessen letzten Todeskampf, herbeigerufen hatten.

Mit Blitzesschnelle schritt das Schicksal zur Sühne einher. Die Boten des Großchans waren in Wladimirs Mauern angelangt, und wie zum Hochgerichte schritten die Russen in die allgemeine Versammlung, um dort zu hören, was die Sieger heischen, und welche Buße sie von dem unglücklichen Rußland fordern würden.

Auf der großen Vorflur, zu welchem die Freitreppe des Schlosses führt, saßen die Herrscher Rußlands, in ihrer Mitte, auf erhöhtem Sitze, Alexander als Großfürst; auf einfachen Holzbänken, ein Zeichen ihrer Demuth, reihten sich die Metropoliten, Archimandriten, Archireii und Igumenen; diesen zunächst standen die Knäsi und Großbojaren; die Freitreppe bis zur Straße hinab war mit Volk bedeckt. Die Angesichter der Gewaltigen waren ernst und finster, wie die Zeit, in der sie lebten, wie die Stunde, welcher sie entgegen harrten. Auf der Straße erhob sich ein dumpfes Geräusch, klagend, bangend, unheilverkündend. „Sie kommen!“ schallte es zu den Knäsen empor. In den gedrängten Reihen des Volkes wurde plötzlich Raum, wie Verpestete gemieden, schritten die Gesandten der Mongolen einher und stiegen die Freitreppe hinan. Ihre Schilde waren dunkelroth, als wären sie bereits in Menschenblut getaucht, ihre blinkenden Schwerter waren ohne Scheiden, zum Zeichen, daß sie nicht Frieden kündend erschienen. Schrecklicher noch als diese drohenden Zeichen war es den Russen, als sie in den Boten die Freunde und Anverwandten der Ermordeten erkannten. Der Metropolit von Wladimir selbst reichte ihnen das Zeichen der Gastfreundschaft, aber die Mongolen weigerten sich des Genusses, und der Aelteste sprach drohend: „Ihr habt gehandelt, wie Ihr es vor Gott und Menschen nicht verantworten könnt. Das Gastrecht ist verletzt und das Blut der Wehrlosen ist geflossen; es ist keine Stadt in Rußland, die nicht gefrevelt und gesündigt hat gegen den Herrn der Welt. Zwei Mal ist ein schreckliches Gericht über Euch einhergegangen; es hat Euch nicht weiser gemacht. Als Dschingischan zum ersten Male Friedensboten an Euch sandte, wurden sie erschlagen, die Schlacht an der Kalka rächte ihr Blut. Als Menguchan Abgesandte in Kiews Mauern schickte, wurden sie ermordet, der Untergang Eurer Mutterstadt sühnte das Verbrechen. Abermals habt Ihr gehandelt, wie jene Uebelthäter, abermals sollt ihr büßen wie jene. Doch ist es nicht der Wille des Großchans, daß der Gerechte leide mit dem Verbrecher, darum sind wir gekommen, zu sondern die Schuldigen von den Unschuldigen. Ueberliefert uns sogleich die Stifter und Anführer jener Unthaten, sie sollen in der Orda, im Angesichte der Mongolen, gerichtet werden. Euch Andern soll Gnade widerfahren, und Ihr mögt mit Gold und Hülfskriegern Eure Schuld büßen. So Ihr Euch aber weigert, die Empörer auszuliefern, steht ein Heer bereit, zahllos wie die Blätter des Waldes, es soll einbrechen in Euer Land und furchtbare Rache üben: keine Saat soll dann mehr auf Euren Feldern wachsen, kein Leben in Eurer Luft athmen; Eure Städte sollen Trümmer und Rußland ein ödes Grab sein!“

Alle Anwesende waren erblichen bei dieser Rede; selbst in den Reihen der Fürsten, selbst in den Reihen der Geistlichen erbebten die Herzen, denn Alle waren schuldig, Alle waren Verbündete jener Verschwörung, die den Mord herbeirief. Nur Einer war rein, nur Einer war schuldlos: Alexander! Stille blieb es in der Versammlung; den Mongolen ward keine Antwort, keiner der Schuldbewußten hatte den Muth, sich selber anzuklagen. Endlich wurde das ängstliche Schweigen wiederum von den Mongolen unterbrochen, sie hoben ihre Schwerter und warfen sie klirrend in den Kreis der Versammelten: „Der Friede zwischen Euch und uns hat geendet," riefen sie, „der Krieg entscheide." Da erhob sich Alexander: „Ich allein bin der Schuldige!" rief er. „Keiner der Russen und hier Versammelten ist mein Mitverbrecher. Ich war Gebieter, sie mußten gehorchen und thun, was ich befahl. So will ich denn auch tragen die Schuld meiner Thaten, Euch folgen in die Orda und leiden, was über mich verhängt wird. Jetzt erschien ein Augenblick, unbeschreiblich für die arme Erdensprache; staunend, bewundernd hingen alle Blicke an dem edlen Helden, selbst in den Augen der Mongolen war eine menschliche Rührung, ein freundlicher Zweifel; einige Schritte von dem Helden entfernt stand Wassa, sie war etwas bleich geworden, aber ihr Auge hatte keine Thräne, ihre Lippe keine Klage, ja es schien beinahe, als lächelte sie, denn sie empfand in diesem Augenblicke nur des Gatten Selbstopfer, nicht die eigene Verwaisung. Es war die erste Heiligung Alexander's auf Erden; alle, welche um ihn standen, fühlten, daß er auf Erden nicht seines Gleichen habe, daß in seiner Brust der Strahl Gottes heller leuchte, als bei ihnen, den Sündebeladenen. Ein Schrei des tiefsten Jammers erklang jetzt von dem Volke her, die Knechte der Mongolen schleiften Ketten herbei, um den newskyschen Helden zu fesseln. Bei dem Anblicke dieser Fürstenschmach kehrte Leben in die Schuldigen zurück; sie vergaßen ihr verwirktes Dasein, sie stürzten von ihren Sitzen und waren in Begriff, sich selber anzuklagen, aber Alexander's Auge gebot ihnen Stillschweigen. Da trat Knudar, der Aelteste der Mongolen, hervor, er war bis jetzt Alexander's heftigster Gegner gewesen. Lange schaute er dem Helden in das ruhige Auge, dann sprach er bewegt: „Ich war Dein Feind bis jetzt, wider Willen muß ich in dieser Stunde aufhören, es zu sein; denn bei demjenigen, der die Erde gebaut und den Himmel erschaffen hat, wenn Du schuldig bist, so wandelt kein Rechtlicher im Tageslicht. Darum fort mit dem Eisen, folgen sollst Du uns ohne Entehrung, und ich will Dir vertrauen, wie ein Mann dem andern vertraut."

Als nun Alexander in der Mitte der Mongolen abgeführt wurde, er, der Schuldlose, Reine, ein Gefangener für fremde Sünde, lag das Volk auf den Knien, die Hände wie zur Anbetung emporgehoben und rief: „Herr, laß uns werden wie dieser!"

Ungefordert, ungeheißen war der treue Pelgui wieder Alexander's Begleiter. Als sie am andern Tage, gerüstet zu der traurigen Wanderschaft in die Reihe der Mongolen traten, gesellte sich zu ihnen ein kleines knabenhaftes Wesen, wie sie gekleidet, wie sie die Binsenflasche an der Seite, wie sie den schweren Wanderstab in der Hand. Lichte blonde Locken ringelten sich unter dem breitgeränderten Pilgerhut, und das treue freundliche Auge schaute zu Alexander bittend empor. „Wassa!" rief der Großfürst, erschreckt und dennoch tief gerührt, „was willst Du thun?" — „Dir folgen," sprach sie fest und dennoch demüthig, „erfüllen den Schwur, welchen ich am Altare leistete, mit Dir theilen jeden Schmerz des Lebens!" — „Unglückliche!" sprach Alexander erschüttert, „Du weißt nicht, was Du forderst. Jene Einöde, welche wir durchwandern müssen, ist ein endloses Grab, wo der Tod in jedem Augenblick Dir drohend entgegentritt, und am Ende des mühevollen Weges harret mein vielleicht ein dunkles Schicksal. Es heißt Dich tödten, wenn Du uns begleitest."

„Es heißt mich tödten," entgegnete Wassa, „wenn Du mich zwingst zurückzubleiben. Eben weil mein Auge die Gefahren schaut, welche Deiner harren, kann ich Dich nicht lassen. O Alexander," flehte sie immer tiefer bewegt, „nimm Deinem Weibe nicht das heilige Recht, mit Dir vereint zu leiden. In Angst und Bangen müßt ich ja hoffnungslos vergehen, wenn ich Dich in Gefahren wüßte, die ich nicht theilen könnte."

Alexander, der starke Mann, gehorchte dem schwachen Weibe, und es geschah, wie sie gebeten; sie wanderten hinaus in die Fremde. Selbst die rohen Mongolen, gerührt von des Weibes unendlicher Liebe, suchten ihr jede Mühseligkeit des Weges zu erleichtern, dennoch war Wassa's Muth stärker als ihr Körper; bald begann sie zu erliegen. Alexander befangen von der schweren Sorge um eine dunkle Zukunft, gewahrte nicht der Treuen Erschöpfung, er sah es nicht, wie ihr Schritt wankender wurde, er hörte es nicht, wie ihre Stimme immer matter und klangloser ertönte, ach, auch der beste Mann erfaßt selten ganz des Weibes Seele. Endlich langten sie

in Cholm an, jener Stätte, wo Alexander gelitten, wo Wassa ihn gepflegt und wo sich beider Seelen zu einem Sein einten. Hier war des Weibes Kraft gebrochen. Am frühen Morgen, als abermals die Pilgerstunde rief, sprach Wassa bebend, aber mit freundlichem Lächeln auf dem bleichen Antlitz. „Es ist doch wohl besser, wenn ich zurückbleibe, ich sehne mich nach meinem Kinde und werde Dich hier erwarten. Gott wird Dich schützen unter dem Zorn der Mongolen, Du wirst nicht unterliegen, Deine Unschuld wird anerkannt werden; dann kehre bald zurück!" Noch immer ahnete Alexander nichts; als das treue Weib, in seinen Armen lag, als ihre heißen Zähren seine Wange netzten, als ihre Arme ihn heiß umfaßten, glaubte er nur ihre Liebe, nicht des Todes Zucken zu fühlen. Die Weiber lächeln unter Todesschmerzen, sie verhüllen ihre Leiden wie ihre Wonnen, ihre Tugenden wie ihre Verbrechen; in ihr Inneres dringt kein menschlicher Blick, und ihre Himmel wie ihre Höllen kennt nur das Auge des Unerschaffenen.

Alexander war in Kaztschak angelangt, dort, wo einst der furchtbare Batu hauste und wo jetzt sein unbekanntes Grab war *). Sein Nachfolger Berka Chan empfing Alexander wie einen bereits überführten Uebelthäter; die Martern seiner Hinrichtung waren schon bestimmt, nur von der goldnen Orda wurde noch die Bestätigung erwartet. Alexander blieb ruhig, er erwartete mit Fassung das Unvermeidliche, über ihm war Gott, in ihm Friede. Bald erhielt sein Glaube Bewährung, es erschienen Berkal und Kaschatzik und zeugten, wie in dem Aufruhr von Großnowgorod der eigne Sohn gegen ihn aufgestanden und er mit Gefahr des eigenen Lebens sie gerettet habe; der rauhe Knudar selbst eilte zum Großchan, um für den Schuldlosen zu sprechen. Seit dieser Zeit wurde Alexander menschlicher behandelt, aber lange mußte er harren, Wochen, Monden vergingen und von der Orda kam noch immer keine Entscheidung.

Endlich endete die qualvolle Ungewißheit, Knudar und die mongolischen Boten waren eingetroffen, mit ihnen Stralaja, die selbst Alexander den Willen des Großchans verkünden wollte.

Dunkel war es in dem Gezelte Stralaja's; die letzte Lampe war ausgelöscht; die finstern Schatten der Nacht verhüllten zwei Gestalten, die sich nicht sehen wollten, die ihre eignen Züge scheuten und die das keimende Verbrechen ihrer Seele nicht dem Lichte verrathen wollten.

„Matrischorta," tönte es endlich von Stralaja's Lippen, „Du verstehst die Kunst, mit Deinem Zaubergesange die Brust des Menschen mit Groll und Haß zu erfüllen; wenn Du hörst, daß meine Stimme bebt, daß meine Worte milder werden, dann beginne Deine Höllenlaute, daß mein Herz nicht erliege und meine Hand die That übe, die längst mein Geist beschlossen."

„Es soll geschehen," krächzte die Zauberin. „Aber wenn Du wankst, wenn Du nicht Deines Entschlusses Herr bist, so wäre es besser, Du hättest mir allein ihn überlassen und wärest daheim geblieben. Es ist nicht gut, daß Du die Reise gethan."

„Für elendes Gold zieht der Krieger in die Schlacht, der Seefahrer über falsche Meere, die beladene Caravane durch die Wüste: soll der Mensch für die Rache weniger thun? Ist mein Leben nicht schon dem Todesgott verfallen? Ich muß ihn noch einmal sehen! Fühlen noch einmal die Hölle in meinem Busen und dann erst untergehen."

Es wurde wieder stille in dem Zelte, grausend stille; nur die heißen schnellen Athemzüge Stralaja's verkündeten, daß in dem unheimlichen Dunkel lebende Menschen weilten.

Jetzt schlugen die Zähne der Fürstentochter wie vom Fieberfrost geschüttelt zusammen. „Die Unterirdischen löschen ihre Feuer," murmelte die Zauberin, „die kühle Morgenluft kommt, es wird wieder kalt."

„O mir ist heiß, peinvoll heiß," stöhnte Stralaja, und zwischen den bebenden Lauten schüttelte sie immerfort der kalte Fieberschauer.

Es wurde abermals stille. —

„Hast Du," fuhr Stralaja hastig empor, „hast Du den Trank besorgt?"

„Er ist besorgt," entgegnete Matrischorta, „ich selbst habe ihn in den goldenen Becher gefüllt."

Wiederum stille!

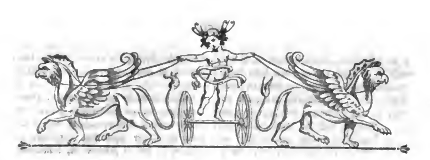
„Wird er qualvoll — ?" stammelte Stralaja leise und erlöschend; sie vollendete die fürchterliche Frage nicht. Die Zauberin gab keine Antwort; sie hatte den Sinn nicht verstanden, oder wollte ihn nicht verstehen.

— „sterben?" hauchte es endlich wieder von Stralaja's Lippen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Mongolen hatten die Sitte, die Gräber ihrer Anführer und Obern zu verheimlichen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 15. — den 20. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Beschluß.)

„Langsam, nur langsam! mein Töchterchen," erwiederte die Alte kalt und gleichgültig.

„Langsam," kreischte die Fürstentochter in gräßlicher Freude, „langsam wie ich, o ich bin nicht ganz elend! Nicht ein Leben mit ihm, aber doch ein Tod!

Abermaliges Schweigen.

Laut und schneidend kreischte Stralaja plötzlich auf: „Licht! Licht! die glühende Kralle faßt nach meinem Herzen."

Matrischorta klatschte in die Hände. Diener und Sklaven eilten herbei; künstliche Sonnen wurden erschaffen, aber sie verscheuchten die Seelenschatten nicht. Der Großfürst wurde nun gemeldet. Stralaja erhob sich stolz zu ihrem Throndiwan; sie winkte, alles verschwand, die Zauberin, einer ungeheuren Riesenspinne gleich, kroch in ein Nebengemach. Alexander trat ein; vor ihm saß auf schwellenden Purpurkissen, reich gekleidet, überladen mit Perlen und Juwelen, Stralaja. Unwillkürlich schauerte der newskysche Held, dieser Prunk, dieser Schmuck war ein furchtbarer Hohn gegen den Vernichter des Lebens, denn unter der Bürde der blendenden Steine, des gleißenden Goldes schaute ein erloschenes Auge, ein eingefallenes Antlitz, bedeckt mit der graugelben Farbe des endenden Lebens, hervor; entsetzlicher als diese Maale des Todes verzerrte Sünde die einst schönen Züge. Sie war noch ein lebender Leichnam, angethan mit den Thorheiten der Welt, ein dem Grabe verfallenes Opfer, noch buhlend um die Lust des Lebens. Als ihre lichtleeren Blicke sich nun zu Alexander erhoben, gewahrte auch sie, daß ihm, wie ihr, geschehen war. Auch seine Jugendschönheit, seine Männerkraft war entschwunden; Sorge, Schmerz, Entsagung und Täuschungen hatten seine Wangen gebleicht, und dennoch lag in seinem Angesichte etwas, was sie entbehrte, was ihn auch jetzt noch liebenswerth machte: der Seele innerer Adel. Als nun seine Stimme erklang, der freundliche Ton, welcher in vergangenen Tagen einst ihre Seele ergriffen, hatte sie jeden Groll, jede Rache vergessen, und es war ihr, als ob in ihr ödes Herz die entschwundene Jugendkraft, die Heiligung Gottes wiederkehre. Aber da ertönte im Nebengemache halb leise ein schauerlicher, langsam gedehnter Gesang von Worten, unverständlich und keiner Sprache angehörend und dennoch so furchbar wie widrig. Als Stralaja ihr Ohr diesen Lauten hinneigte, schwand der Himmel wieder aus ihrem Herzen, ohnmächtige Wuth und der Haß verschmähter Liebe schwellte ihre Adern, sie schaute nach seiner Rechten, aber sie gewahrte an seinem Finger nur einen schlichten Siegelring *). „Wo hast Du meinen Rubin?" fragte sie hastig. — „Ich habe ihn daheim gelassen," antwortete Alexander etwas verlegen. Ihre Blicke schienen sein Inneres durchbohren zu wollen, ihre Hand griff nach dem goldenen Becher, der ihr zur

*) Derselbe befindet sich in der Eremitage in Petersburg.

Seite stand, und sie fuhr fort: „Bist Du glücklich, Großfürst von Wladimir?“ — „Ich bin es nicht, hohe Tochter des Chans,“ antwortete Alexander. — Bereits hatte sie die goldene Schale erfaßt, aber schnell, als glühe sie in ihrer Hand, setzte sie dieselbe wieder hin, als sie diese Antwort vernahm. „Warum bist Du nicht glücklich?“ fragte sie hastig, „ist Dein Weib lieblos oder falsch?“— Alexander erwiederte: „Die Hand des Herrn ruht schwer auf meinem Volke, es ist tief gesunken von seiner Höhe; mein Weib aber ist gut und rein, die schweren Sorgen, welche mich drücken, hilft ihre Liebe mir tragen.“

Lauter sang die Zauberin, in dem erloschenen Auge Stralaja's glühte wildes Feuer, und sie sprach mit schneidender Hoheit: „So kehre zurück in Dein Land, ich bin ermächtigt von dem Großchan, Deinem Volke Verzeihung, Dir seine Gnade und die Erlaubniß zur Wiederkehr in Dein Großfürstenthum zu verkünden. Nimm den Scheidetrunk und eile heim zu Deinem geliebten Weibe.“ Sie reichte ihm die goldene Schale, Alexander griff nach derselben, aber als seine Hand die der Fürstin berührte, faßte sie den Becher fester, und es war sogar, als ob sie ihn zurückziehen wollte, doch die Zauberin im Nebengemache sang greller und grausenerregender, und der Arm der Fürstin sank wie gelähmt von der Schale ab. Alexander trank, aber bei dem Genusse schauerte eine vernichtende Kälte durch das Mark seines Lebens. Eine Ahnung der Wahrheit kam über ihn; forschend fiel sein Auge auf Stralaja, aber hier hatte Gott schnell und furchtbar gerichtet. Das Antlitz der Sünderin war zum Entsetzen verzerrt, das Auge lichtlos und ohne Sehkraft starrte auf Alexander nieder, aus dem halbgeöffneten Munde, über die bleifarbenen blutleeren Lippen quoll kein Lebensathem; keiner Bewegung, keines Lautes fähig, hatte sie der Starrkrampf, diese damals und auch noch jetzt dort so furchtbare Krankheit ergriffen; nicht todt, nicht lebend, beiden Welten verfallen und beiden dennoch fremd, saß sie da und schaute gleich einem Zauberbilde ohne Bewegung in das Leben. Durch den gehobenen Teppich der Thür kam das Mumienhaupt der Zauberin hervor; sie gewahrte, was sich begeben, ihr Geheul rief die Diener herbei. Ein lautes Angstgeschrei, ein wildes Hin- und Herwogen entstand, aber die Gerichtete blieb ohne Bewegung, ohne Sehkraft, ohne Odem, dem entsetzlichen Scheintode verfallen. Ueber diesen Schrecken hatte Alexander vergessen, was ihm selbst widerfahren, da berührte Jemand leise seine Schultern; es war Pelgui. „Herr,“ sprach er warnend und ängstlich, „die Mongolen führen sonderbare Reden, laß uns eilen, von dannen zu ziehen, eh' es zu spät wird!“

Die Rückkehr war angetreten, eine bleierne Ermattung hing sich an Alexander's Fersen, das innerste Mark seines Lebens war vernichtet, aber auch sein Geist litt; denn es ist der Fluch des Menschen, daß er mit dem Körper, in den er gebannt ist, leidet, und daß mit dessen Zerstörung auch seine Seele erlahmt, als wäre auch sie ein sterbliches Wesen, wie die Bluthülle, in der sie duldet. Seine Vermuthung war Gewißheit geworden, er fühlte, daß dieses Schwinden seiner Kräfte nicht Krankheit war. Wenn er rastete, zuckte es seltsam in seinem Körper, als wenn kaltes Eis mit feuriger Lohe in den Adern sich feindlich begegne, und wenn der Körperschmerz ruhte, begann die Geistesqual. Er sah sein treues Weib in weiter Ferne leiden wie er; leise, leise mit liebenden Wehlauten umtönte ihn sein Name, es war Wassilissa's Stimme, es war der Liebenden Sehnsucht, der Sterbenden Lebewohl. Dann riß es ihn plötzlich zurück in das Land der Mongolen, er stand wieder im Zelte Stralaja's, er erblickte wieder diese Leiche ohne Tod, diese Menschenhülle ohne Leben, und wie er so schaudernd auf sie niederblickte, war es ihm, als ob seine Seele in ihr ödes Herz überträt; er wußte nun, was sie gethan, er fühlte ihren Schmerz, ihre Reue, ihre Verzweiflung, ihre Hölle! Schaudernd riß er sich dann empor aus seinen Qualträumen und wankte mit matten Schritten weiter. Umsonst suchte er seiner Umgebung zu verbergen, was er empfand, auch sie ahnete die Urquelle seiner Leiden; was ihm gethan, war ja schon so vielen russischen Herrschern von der Mongolen Falschheit geschehen.

Als nun Alexander immer schwächer wurde, verließ ihn der letzte treue Diener Pelgui; aber nicht wie ein feiler Miethling, die Liebe trieb ihn von dannen. Er eilte voraus, um Hülfe zu suchen; in der nächsten russischen Stadt meldete er, was geschehen, und sogleich ließen die Bewohner Arbeit und Felder ruhen und eilten ihrem geliebten Herrscher entgegen. Auf welchen Händen trugen sie den Leidenden in seine Heimath, aber ihre Liebe konnte nur seine Qualen lindern, nicht heben; stündlich mehrte sich seine Erschöpfung und eine innere Seelenangst ergriff die Heldenseele. Wie räthselhaft ist das Gottesgericht der letzten Stunde! Der Bösewicht, belastet mit allen Unthaten, stirbt ruhig, indeß die Gluth des Fiebers das Blut des Schuldlosen zu Feuer aufsiedet und seine reine Seele mit drohendem Höllenspuk umhüllt.

Der Trauerzug langte in Nischnei Nowgorod an. Hoffnungslos war Alexander's Zustand, man durfte es nicht wagen, ihn weiter zu tragen. Die Liebe seines Volkes vermied Alles, was den schwer Erkrankten schrecken konnte, Arbeit und Handel ruhten in der Nähe des Krankenhauses, die Glocken riefen nicht zum Dome des Herrn, und die brüllende Heerde wurde nicht durch die nahen Straßen getrieben; reiche Gaben opferte man den Kirchen und Heiligen, schwere Gelübde wurden gethan, und dennoch ward die Krankheit gefährlicher und die Kunst der Aerzte scheiterte an dem finstern Gange des mächtigen Schicksals. — „Was leidest Du, Herr?" fragte ihn am Abend, als die innere Angst immer höher stieg, der treue Wächter. — „Doppelte Todesqual," entgegnete Alexander, „dort und hier." — Am andern Morgen war er ruhiger. — „Fühlst Du Dich wohler?" forschte Pelgui. — „Wohler, leichter," entgegnete Alexander freundlich; jetzt leide ich nur noch." — Pelgui allein errieth den Sinn dieser dunkeln Worte, er schauderte vor dem Verluste, der zweifach das arme Rußland bedrohte. Am dritten Tage wurden die bangen Zweifel Gewißheit, ein Bote aus Cholm langte an und brachte Todeskunde. Niemand wagte die Trauernachricht dem Sterbenden mitzutheilen, dennoch, als er um Mitternacht die Augen aufschlug, gebot er: „Lasset den angekommenen Gesandten zu mir eintreten." — Staunend, da Niemand von demselben gesprochen, sahen sich die Wärter an, doch sie gehorchten, aber den Boten bedeuteten sie angstvoll, sein Geheimniß zu verschweigen. Da er aber in die Thür trat und das Kreuz vor dem Bilde des Erlösers schlug, sprach Alexander: „Bei dem Gott, zu welchem Du Deinen Blick erhoben, befehl' ich Dir, mir Wahrheit zu sagen." — Auf diesen Aufruf wagte der Russe keine Unwahrheit, er stammelte: „Herr, ehegestern ist Dein Weib gestorben." — Da lächelte Alexander freundlich; der letzte Schmerz wich von seinem Gesichte, eine heilige Verklärung erhellte seine Züge, und er flüsterte leise mit Tönen unendlicher Liebe: „Die Gute, auch jenseit treu wie hier, sie läßt mich nicht allein; bald werde ich bei ihr sein." Und er faltete seine Hände und betete unhörbar, und alle um ihn sanken in die Knie und beteten mit ihm. Heilige, heilige Stunde des Schmerzes und der Erhebung, keine Erdenfreude hat diese Weihe!

Und am andern Morgen verlangte er weiter getragen zu werden, seinem Befehl wurde gehorcht und er nach Gorodez gebracht. Hier sprach er leise: „Laßt mich rasten." Die letzten ernsten Augenblicke begannen, die innere Angst hatte ihn mit seines Weibes Tode verlassen, nur für sie, nicht für sich hatte er gelitten. Sein Sterben war schmerzlos, war das Entschlummern des Guten, das Ende des Duldens, der Beginn der Seligkeit. Die letzten Worte, welche er sprach, als der Schmerz seiner Getreuen alle Schranken überstieg, waren: „Entfernt Euch, Euer Schmerz ist das einzige Weh, welches ich jetzt noch empfinde!" — Sie gehorchten, nur Pelgui sank an der Thür abermals nieder und betete, leise weinend. Da schwand der letzte Schatten des Leides aus seinem Antlitz, ein höherer Friede erhellte alle seine Züge, er athmete noch einmal lang auf, als wäre seine Brust von einer schweren Bürde befreit, seine Augen schlossen sich. — — Alexander war nicht mehr.

Festliche Feier ist in der Muttergottes-Kirche von Wladimir, Tausende eilen zu der heiligen Schwelle, um Gott für seine unendliche Gnade zu danken, denn den Bewohnern dieses Großfürstenthumsitzes ist die Kunde geworden, daß Alexander seit dem Abend, wo Wassa gestorben, sich wunderbar gebessert habe. Die heiligen Gefäße und Reliquien sind wie bei der höchsten Kirchenfeier ausgestellt; von der hohen Decke schauen die Feldzeichen der Schwertritter, der Tschuden und der Schweden, von Alexander in den Schlachten erbeutet, nieder. Vor allen Heiligenbildern brennen leuchtende Wachskerzen. Alles ist glücklich, denn Hoffnung und Glaube sind wieder in die Menschenbrust zurückgekehrt. Eben wandelt der Metropolit Kiellel durch die Reihen der Betenden, um das Hochamt zu beginnen, nur langsam kann er vorwärts schreiten, denn das Volk umdrängt ihn, um das heilige Kreuz zu küssen. Da tritt ein Mönch zu ihm, mit Zügen des tiefsten Schreckens und flüstert ihm einige Worte zu. Es wankt der Schritt des Metropoliten, tief erschüttert wendet er sich zu dem betenden Volke, es zittert das Bild des Erlösers in seinen Händen und er stammelt endlich: „Des Vaterlands Sonne ist untergegangen!" Staunend schaut das Volk zu dem Hohenpriester hinauf, der dumpfe schmerzgebrochene Ton seiner Stimme ist so wehverkündend, und dennoch versteht es den Sinn der Worte nicht, endlich zittert es abermals von des Metropoliten Lippen: „Alexander ist nicht mehr!" Ein Schrei des tiefsten Entsetzens durchdringt jetzt die Hallen des Tempels und unterbricht die heilige Feier. Die Verwaisten stürzen auf ihre Knie, schlagen ihre Brust, ihr Haupt gegen den kalten Stein des Fußbodens, wimmern und flehen: „Herr! Herr! erbarme Dich!" — Doch umsonst! es ist geschehen! Der Tod gibt keine Beute zu-

rück. Es erlöschen die hellen Lichter, die Trauerdecke rauscht vor den heiligen Thüren nieder; das Gebet zu Gott bleibt unbeendet. An der Spitze seiner Geistlichkeit, gefolgt von Fürsten, Bojaren und sämmtlichen Versammelten, verläßt der Metropolit den Tempel. Wehklagend schreitet der Trauerzug durch die Straßen von Wladimir. In dem Augenblicke hört jedes andere Regen und Leben auf; kein Unglücklicher fühlt mehr das eigene Leid, es herrscht nur ein Schmerz, der um Alexander. Die Zahl der Trauernden mehrt sich, die Mutter verläßt den Säugling, die Kinder den Vater, der Kranke sein Lager, um sich dem Zuge anzuschließen; Wladimir ist eine Einöde, eine Stätte ohne Menschen, denn alle sind hinaus gezogen der Leiche des geliebten Herrschers entgegen. So wandeln sie bis Bogoljubow; hier empfangen sie die Hülle ihres Herrschers. Ach, wenn der Schmerz einen Todten zurückrufen könnte in den Bann des Lebens, es wäre jetzt geschehen! Hohe und Niedere umdrängen die Leiche, um die Hand des Entseelten zu küssen und seinem Väterchen noch ein freundliches Wort zu sagen. Diese Trauer, diese Wehklage ist die erhabenste Heiligung des Vollendeten.

Die dunkeln schwarzen Maale, welche sich jetzt schon zeigten, gaben dem furchtbaren Verdachte neue Kraft und vermehrten die Klage um den zu früh Geschiedenen.

In dem Kloster zur Mutter Gottes ruhte sein Leichnam, bis ihn Peter der Große nach Petersburg in das Kloster versetzen ließ, das an jener Stelle erbaut worden, wo die newskysche Schlacht gekämpft worden und das noch jetzt seinen Namen trägt. In einem kostbaren, mit Gold und Juwelen reich geschmückten Sarge, auf einem Grabmal von gediegenem Silber, ruhen die heiligen Reliquien, welche der treue Russe bis zu dieser Stunde verehrt.

Die Weltgeschichte nennt diesen Herrscher nicht den Großen, nur dem Glücklichen gibt sie diesen Namen. Alexander aber war nicht glücklich. Er athmete in Rußlands Leidensnacht, sein Leben war Dulden für sein Volk, sein Dasein ein aufopfernder Schmerz. Viel des Guten hat er gethan, noch mehr des Bösen hat seine Weisheit verhindert und wenn ein Sterblicher für alles Entsagen seiner selber verdient hat heilig gesprochen zu werden, so ist es Alexander Newsky.

Notizen.

[Dante.]

Die Leser erinnern sich vielleicht unseres Artikels über italienische Poesie. Wir erwähnten dabei der Agrumi, der Sammlung Volkslieder, welche August Kopisch, der Entdecker der blauen Grotte, veranstaltete, Text und Uebersetzung, letztere freilich, mit Ausnahme weniger, steif. Das Volkslied will eben nicht übersetzt, sondern neu gedichtet sein, wie Goethe sein: Schlafe, was willst Du mehr! u. a. gar nicht als Uebersetzung aus dem Italienischen bekannte, sondern mit Recht als eigne Production. Jetzt übersetzt Kopisch Dante's göttliche Komödie. (Berlin, Enslin. Mit Originaltext, schön ausgestattet, in Lieferungen, deren erste bereits vorliegt.) Wie in der Uebersetzung des tiefgelehrten Prinzen aus dem sächsischen Königshause, welche die Hölle umfaßt, ist auch von Kopisch die beengende Fessel des Terzinenreims abgeworfen und dadurch Raum und Kraft gewonnen, dem alten schwersinnigen Florentiner zunächst in Sprache, Rhythmus und Symmetrie der Gedanken Schritt für Schritt folgen zu können. Um dies zu erreichen, thut man allerdings wohl, zuerst des Schmuckes zu entbehren, damit der Gehalt erfaßt werde.

[Hessisches Album.]

In Cassel erschien ein solches, von Franz Dingelstedt herausgegeben, der selbst eine Novelle: Zwei Schwestern und der Einsame, beisteuerte. Es sind manche treffliche Beiträge zu finden, von H. Koenig eine Novelle: der Verlobungsschuß, von Fr. Oetker und von Bentzel-Sternau Gedichte; auch ein humoristischer Aufsatz von dem letztgenannten, von Heinrich Scheffer, dem talentvollen Verf. der Bilder ohne Rahmen, ein interessantes Bild mit hinlänglichem Rahmen: Bojarenleben. Warum aber die Hessen zu einer eignen Literatur sich zusammenthun, als gehörten diese ihre Namen nicht dem allgemeinen Vaterlande, oder als fehlte es an Instituten zu gemeinsamer Wirksamkeit, seh' ich nicht wohl ein.

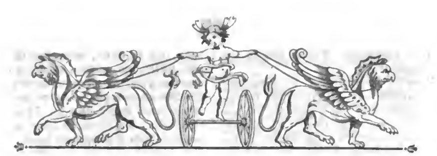
[Aus Mailand.]

Liszt ist schon seit einiger Zeit in Mailand und hatte noch im Laufe des Decembers auf der Scala zwei Concerte gegeben. Francilla Pixis ist für die Scala engagirt. Auch Rossini bringe den Winter in Mailand zu und zeichnet sich dort eben so sehr durch seine Gastfreiheit aus, als er sich in Paris durch seine Sparsamkeit bemerklich machte. Außerdem hat er jetzt allerlei seltsame Einfälle; unter anderen hat er eine alte komische Oper von Pavesi: Ser Mercantonio, neu instrumentirt und wird sie glänzend in Scene setzen.

[Jakob Grimm.]

Es ist erfreulich, daß die französische Journalistik mit den gelehrten Persönlichkeiten, mit denen die deutsche Wissenschaft gedrungen ist recht eigentlich ins Leben zu treten, sich vielfach beschäftigt. Im Feuilleton des Temps steht unter anderem ein Artikel über den Verf. der deutschen Grammatik von Savoye. Jakob Grimm ist 1785 in Hanau geboren, nicht, wo er sich jetzt aufhält, in Kassel, wie ein anderer Bericht lautete. Er bekleidete seit 1830 die Professur und Bibliothekarstelle in Göttingen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 16. — den 22. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche und französische Treue und Untreue.

Novelle.

Es war im Bade zu Gastein, im Regensommer 1829. Die schlechte Witterung vermittelte die Freundschaftspräliminarien zwischen den Anwesenden noch schneller, als ohnehin an Badeorten der Fall zu sein pflegt. So gerieth ich in traulichere Beziehungen zu einem Ehepaare, das in Betreff der Jahre wohl ein Decennium vor mir voraus hatte. Im Gegensaze mit mir, der ich dort nur Zerstreuung und Abwechselung nach allzu anhaltenden Studien suchte, hatten sie die Reise blos eines kranken Kindes wegen unternommen, das, wie eine Hauptfreude, so auch die einzige Sorge der glücklichen Gatten zu sein schien. Oft scherzten sie mit mir über die scheinbare Inconsequenz, mich, troz meines Badezweckes, mit Uebergehung der jüngern Damenwelt, vorzugsweise an die Fersen eines alternden Ehepaares zu heften, das an den dortigen Zerstreuungen nur ausnahmsweise Antheil nahm. — „Ich habe," versezte ich, gegen die Hausfrau gewandt, „in jener jüngern Damenwelt noch Keine erblickt, die mir der ewigen Bewahrung des vestalischen Feuers vollkommen würdig erschienen wäre!" — „Spötter!" erwiederte die Hauptmännin; „und die hübsche Miß uns gerade gegenüber, deren Nachbarschaft unsere Einsamkeit so manchen Besuch junger, liebenswürdiger Männer verdankt?" — „Die Engländer," sagte ich, „werden von mir geschäzt wegen persönlicher Eigenschaften, beneidet wegen ihrer freien Institutionen, bedauert wegen der unwillkommenen Zugabe prüder Gattinnen und Töchter." — „Junger Deutschthümler," nahm hier der Hauptmann das Wort; „also glauben Sie wirklich, daß nur Thusneldens Enkelinnen des deutschen Jünglings Herz verwunden dürften?" — „Wenigstens glaube ich, daß sie allein geschickt sind, die gemachten Wunden auch gründlich zu heilen. Die Engländerin, welche auch dem liebenswürdigsten Manne nie Gegenliebe gestehen wird, die alle seine Zärtlichkeiten höchstens duldet, niemals erwiedert; die Französin, die nur den Scherz, nicht den Ernst der Liebe kennt, und eigene wie fremde Gefühle als das Product der Schwäche belächelt — wie sollten diese mit jener Heilung sich befassen können oder wollen? Solche Kur kann nur der Deutschen gelingen, welche, die Wunde aus Erfahrung kennend, sie auch mit Liebe und Sorgfalt verbindet, und dann den Geheilten zeitlebens als zarten und reizbaren Reconvalescenten in treuer Obhut behält!" — Der Hauptmann schwieg und schien die Unterredung abbrechen zu wollen; mich aber verdroß, daß er, ein so glücklicher Gatte, in den Text nicht näher einging, und ich drang in ihn, seine Ansichten über eheliche Treue genauer anzugeben. „Eheliche Treue," versezte er nach einigem Zögern, „ist unstreitig sehr ehrenwerth; aber laßt uns auch, indem wir den abstracten Begriff verehren, den Individuen, auf die wir denselben anwenden wollen, nicht Unrecht thun! Je älter man wird, desto weniger liebt man die allgemeinen Urtheile, und nach zehn Jahren, wenn wir Beide dann noch leben sollten, werden wir uns unstreitig viel leichter als heute

über dies Kapitel verständigen. Deshalb bitte ich vorläufig um Vertagung!"

Mich ärgerte ein wenig diese Art, die Unterredung abzubrechen; ich erblickte darin das gewöhnliche Uebergewicht, das das reifere Alter sich so gern über die jüngere Generation zu geben pflegt, oft ohne alle Rücksicht auf Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich besuchte seit diesem Tage viel seltener den Hauptmann, wozu auch das mit beitrug, daß man bei ihm seit kurzem sehr oft eine junge hübsche Französin antraf, welche beide Gatten für sehr liebenswürdig erklärten, und die ich höchstens als aimable gelten lassen konnte. Sie hatte ihren Vater, einen alten Beamten de l'ancien régime, ins Bad begleitet, beobachtete zwar streng den Anstand, den französische Mädchen überhaupt um keinen Preis verletzen würden, schien mir aber schon damals, unterm Schirm gesenkter Augenlider, die Zeit der Emancipation, welche in Frankreich der Stand der heiligen Ehe verspricht, sehnsüchtig zu erwarten. Wie sehr contrastirte mit diesem gallischen Wesen das Betragen eines jungen, erst kürzlich im Bade angekommenen deutschen Mädchens, einer entfernten Verwandten von mir, welche nur sie selber war, und nur als solche erscheinen wollte! In ihrem Umgange bemerkte man keine Spur von Hinterhalt und verborgenen Zwecken, keine künstliche und absichtliche Wahrung des Anstandes. Ihr Anstand war im Innern, deshalb brauchte sie ihn im Aeußern nicht zu suchen. Sie durfte Liebe, Freundschaft und alle geselligen Tugenden, denen eben das unschuldige Gemüth am wärmsten huldigt, unbedenklich zu Tage legen, und des Auges reine Bläue war gegen Mißdeutung die sicherste Bürgschaft. Ich machte ihre nähere Bekanntschaft durch einen Schulfreund von mir, einen guten, offenen Menschen, wie mir schien, der jetzt durch Herzensbande ihr verknüpft war, und fand hier die Wahrheit von Goethe's Ausspruch bekräftigt, daß die Liebe, womit ein Anderer geliebt wird, eben wegen der dabei möglichen ruhigern Auffassung von unserer Seite, uns noch interessanter werden kann, als die, womit wir selbst geliebt werden. Der Vater des Mädchens, ein höherer Beamter, war einer nähern Verbindung, wegen ungleicher Vermögensverhältnisse, anfänglich sehr entgegen gewesen, bis der Tochter Rosen erbleichten, die Ausdauer der Liebenden den Vater rührte, und eben hier im Bade, wohin er mit Emilien zur Herstellung ihrer Gesundheit gegangen war, ihm die Einwilligung zum ehelichen Bunde entlockte. Ferdinand, so hieß mein Schulfreund, eilte sodann aus der Residenz, wo er als Auscultant beim Obergerichte angestellt war, herbei, und die Rosen, welche das Wasser zu Gastein nicht wieder hatte erfrischen können, blühten in kurzem unter der Pflege des jungen Gärtners schöner als je. — Die Badezeit war zu Ende; das glückliche Brautpaar, in des Vaters Begleitung, begab sich nach der Residenz; die Familie des Hauptmanns kehrte, gleich mir, in die gemeinschaftliche Provinzialstadt zurück. Der Grund unserer Entfremdung in den letzten Badewochen war in der That zu oberflächlich, um auf die Dauer Folgen zu haben; die Langeweile der Kleinstädterei und des Winters beschleunigte die Versöhnung. So vergingen einige Jahre. Während derselben hatte bei mir die Schwärmerei schöner und edler Jugendgefühle sich um Vieles herabgestimmt; sie machte einer minder edlen Vergnügungssucht Platz. Was ich verschmäht hatte, so lang' es mir, an einem größern Orte wohnend, täglich zu Gebote stand, darnach verlangte mich jetzt im kleinern Städtchen. Geschäfte nahmen meine Zeit nicht eben sehr in Anspruch; mein Gehalt schien nicht bedeutend genug, eine Frau ernähren zu können und, leider! allzubald verbanden sich die beiden bösen Geister des Müßigganges und der Ungeduld, um aus dem reinen Verehrer des Jungfrauen-Adels einen zerstreuungssüchtigen Kurmacher des andern Geschlechtes zu bilden. Zu beschwichtigen dachte ich auf solche Art die geheime Sehnsucht nach der reizenden Seelenharmonie verwandter Wesen, abzulenken den namenlosen Zug, der Mädchen und Jüngling, ihnen selbst unbewußt, stets näher und näher zusammenführt. Diese Absicht ward nicht erreicht; denn aus alter Erinnerung blieb die Ruhe der Unschuld mir heilig, und die Verirrten unter dem andern Geschlechte schienen mir in geistiger Hinsicht zu unbedeutend. —

Eines Tages trat der Hauptmann, vor kurzem zum Major befördert, in mein Zimmer und sagte: „Wollen Sie mit? Ich soll in Geschäften nach der Bundesfestung Mainz, und Adele, unser wohlbekannter französischer Zankapfel, des mürrischen gasteiner Gastes noch eingedenk, hat mich ausdrücklich erinnert, ihn mitzubringen." — Ich wußte bereits durch die Majorin, die mit Adelen in regelmäßiger Correspondenz geblieben, von deren Verheirathung, welche bald nach der Rückkehr aus dem Bade mit einem Obersten aus Napoleon's Schule Statt gefunden, und daß sie eben jetzt während der Sommermonate bei einer Verwandten ihres Mannes, die der Besitz eines eleganten Hauses in dem nun wieder deutsch gewordenen Mainz zurückhielt, verweilte, war mir gleichfalls nicht unbekannt. — „Es war wohl Zeit," erwiederte ich dem Major, „der Wiederherstellung meines Ru-

fes und der auf jener linken Seite viel verkannten deutschen Galanterie ein Opfer zu bringen, und wenn ich hier mit guter Art los kommen kann, so machen wir Partie." — Der Urlaub ward ohne Schwierigkeit bewilligt, und acht Tage später fuhren wir bereits in die Thore der Bundesfestung ein.

Das war denn doch ein anderes Leben als in der Provinzialstadt! Die herrliche Umgegend, die Freundlichkeit und Eleganz des Ortes, der Einfluß, den die Nähe und längere Verbindung Frankreichs auf Ton und Sitte übt — schon dies allein gab meiner Geistesstimmung einen höhern Aufschwung, und schüttelte gleich in den ersten vierundzwanzig Stunden allen Staub der Schule, der Kleinstädterei und des Pedantismus von meinem Seelenfittig. Und nun gar Adele, mit ihren immer wechselnden französischen Reizen und jenem echten Weltton, den der Deutsche nur in größern Städten sich kümmerlich aneignet, den aber unsere westlichen Nachbarn als eine Zugabe fürs Leben gleich bei der Geburt erhalten! Ich war auf Neckereien wegen meiner frühern Verstimmung gefaßt; aber sie, in diesem Puncte die Reizbarkeit des Deutschen kennend, kam nur als alte, trauliche Bekannte mir entgegen, und überließ die Selbstanklage dem beschämten und verdutzten Barbaren. In der That war mir dieselbe in meiner Lage und Stimmung auch unerläßlich; denn auf welche andere Weise sonst die Brücke finden, von der deutschen Grobheit zu der deutschen Abgötterei mit dem andern Geschlechte, von den Jung-Altdeutschen Ritterlichkeit genannt? Zu solcher Abgötterei war ich aber, seit Adelens Wiedersehen, ein für alle Mal entschieden; denn wo winkte dem des Seelenrausches Bedürftigen ein schönerer Genuß als hier? wo perlte ihm der Lebenswein so schäumend und so geistig entgegen? wo endlich drohte ihm nach ausgeschlafenem Rausche weniger der Vorwurf, durch allzufrisiges Zutrinken den nüchternen Gefährten berückt zu haben? Doch wie ganz anders gestaltete sich das Ding, als ich nun auf möglichst leichte französische Art mit meiner Beichte hervorrückte! Sie schien anfänglich meine Entschuldigung zu überhören, und sprach schnell von andern, in die augenblicklichen Tagesinteressen eingreifenden Angelegenheiten. Ich nahm dies für gerechte Strafe meiner frühern Ungezogenheit, für eine sehr erklärliche weibliche Rache wegen früher von mir empfundener Zurücksetzung. Diese Bemerkung warf mich plötzlich wieder ins Deutsche hinein, und ich verbreitete mich nun recht gründlich und langweilig über den Einfluß erster Umgebung und Erziehung und der hieraus fließenden Vorurtheile. Aber urplötzlich ward meine Grazie nun auch ernst und sagte mit einer Würde, die ihr ganz allerliebst stand: „Versündigen Sie sich, lieber Freund, doch nicht so sehr an einer der interessantesten Eigenschaften Ihres Volkes! Ich bitte Sie, was wollen die Deutschen sein, wenn sie nicht ehrenwerth und sittlich sein wollen? Achten wir, dem angeregten Zeitgeiste folgend, Einer des Andern Nationalität, nicht blind gegen eigene Vorzüge, nicht splitterrichtend gegen fremde Mängel! Glauben Sie mir, Alles ist, wie es sein kann; und wie es sein kann, so ist's gut!"

Um nicht lächerlich zu sein, widersprach ich meiner jungen Philosophin nicht weiter; aber seit dem Augenblicke war mir gewiß, daß noch etwas Materielleres als unsere beiderseitigen philosophischen Ansichten einer innigern Beziehung zwischen uns im Wege stand. Ich irrte mich nicht; ein junger Elsasser, ein angenehm schwankendes Charakterbild zwischen deutscher und französischer Art, verkehrte zu allen Tageszeiten im Hause, und die Mainzer nannten ihn laut als Adelens Begünstigten. „Ach," dachte ich, „so war denn hier wieder die Philosophie, was sie eben bei einer Dame, bei einer Französin, sein kann — ein klug benutztes Mittel, einer nähern Erklärung zuvorzukommen." Meine Eitelkeit hätte Unrecht gehabt, dem jungen Manne zu zürnen, daß er früher da war als ich; ich trat von jetzt an in die bescheidene Rolle des Hausfreundes im weiteren Sinne, und hatte wahrlich nicht Ursache, mich diese Resignation reuen zu lassen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Karl Devrient, Retzsch, Bendemann.]

Weihnachten ist das Fest der Kinder und auch der Frauen; denn hier entwickelt sich ihre Milde, Zartgesinnheit, häusliche Umsicht, ihr lange vorher und still fördernder Fleiß am schönsten. Was Dresden jetzt viel an Fremden besitzt, war recht deutlich bei der Ausstellung der weiblichen, zum Besten der Armuth gefertigten Arbeiten zu ersehen. Da ist der glänzende Saal des Hotel de Saxe jedesmal en miniature eine Art Vauxhall an Eleganz und Libralität der Börse. Dieses Jahr hatte J. M. die Königin selbst einen geschmackvollen Ofenschirm gewidmet.

Auch in Sachen der Theaterwelt haben Dresdens Frauen eine große Stimme. Hier äußert sich ihre Vorliebe oft eigensinnig genug. Von Alters her stand Hr. Karl Devrient bei den Damen noch im besten Andenken, und er mußte auftreten sowohl quoique als parceque. Auch war es gut, namentlich zur Kreuzung mancher Anschauung von Rollen, die seither nur Monopol des Einen und Andern, gut und

heilsam für die vielen Malcontenten, welche blos aus Reminiscenzsucht Verächter des Gegenwärtigen geworden. — Herr Karl Devrient wählte aber ungünstige Rollen; schon über das Aeußere, das er zu seinen meist bejahrteren Figuren annehmen mußte, klagte die Damenwelt; er spielte den Cromwell, Friedrich II., Posa und Wallenstein, ohne deren hiesige Darsteller (Hrn. Porth, Emil Devrient und Weimar) irgend zu erreichen; vielmehr konnte er selbst im letzten Stücke, wo Anschütz erst vorher gastirt, diesen nicht vergessen machen, welcher doch bekanntlich nur im letzten Acte als Vater und Mensch genügt. Die Schuld dessen liegt wohl einfach darin, daß Herrn Devrient weder seine Persönlichkeit noch eine gewisse launenhafte Verwendung seiner schönen Gaben schon jetzt zu einem gediegenen Gusse reiferer Charaktere befähigt. Am wenigsten, durch unedle Bewegung, monotonen Vortrag und auffallend falsches Betonen störte er im Kaiser Friedrich, wo er mit Hrn. Heckscher (König Heinrich) hervorgerufen wurde. Letzterer hatte den Infanten im Don Carlos, eine seiner besten Leistungen, Herrn Emil Devrient überlassen, dessen Posa wiederum jenen seines Bruders weit überragt. Also kam es, daß Herr Karl Devrient nur in seinen Lustspielpartien allgemeiner, wie auch in München, ansprach, und zum Abschiede sehr getheilten Applaus erhielt. Versteht sich, daß es an Hypothesen über Herrn Devrient's Wiederkommen als Mitglied unsers Theaters, über seine Reunion mit Madonna Schröder ꝛc. eine Woche lang nicht fehlte, darin ist Dresden die unermüdlichste, an Vermuthungen die erfinderischste Residenz diesseit des Rheins, zumal das vielbesprochene Büchlein des Herrn Mannstein unsere Conversation insbesondere dem Theater zugewendet hatte. Leider ist es schon bekannt, in welches Labyrinth von Klagen und Gegenklagen mehrere Herren und Damen von unserer Bühne sich wegen dieser Scharteke verirrt haben.

Charakteristisch bleibt es, wie seit einiger Zeit auch über unsere Kunstzustände Stimmen für baldigste Reform laut werden. So ist die Rüge Förster's gegen den früher bewunderten Retzsch keineswegs ohne Anklang. Des letztern neuestes Werk — eine kalte, moralische Allegorie — hat unsere Aesthetik so wenig gefördert, als seine sonstigen Arbeiten unsere Akademie. Diese erwartet nun täglich ihren jugendlichen Helden, Herrn Prof. Bendemann. Möchte der Meister des Jeremias doch keinen Stoff zu Jeremiaden bei uns finden! Es gehört Muth dazu, sich einer Sphäre einzuverleiben, in welcher selbst gebildete Kenner, wie der Berichterstatter über unsere letzte Ausstellung im Morgenblatte, in Gemälden „die schwankende Verschmelzung des irdischen Seins und himmlischer Verklärtheit“ finden, in Gemälden, wo der schlichte Kunstsinn nur die ängstlichen Pinselstriche zählen konnte. Aber der neue Chef des Malerateliers, eben Herr Bendemann, soll gleich mit Glanz und Feuer empfangen werden; mit Fackelzügen wird er eingeholt und dann alsbald der Künstlerball veranstaltet werden. Glück auf! Dresden fängt an, seine tüchtigen Gäste splendid zu ehren; auf Herrn Henselt, dessen Concert schon des guten Tones wegen sehr frequent war, wird sogar eine Denkmünze geschlagen. Alles verlangt ein zweites Spiel dieses jungen Ersatzmannes für den seligen Hummel; hoffentlich kommt auch Herr Lipinsky wieder zurück, welchen ein eigener Unstern hier heimsucht. Im vorigen Jahre kam sein Concert aus Dissonanz über das Local der Gesellschaft Harmonie, dieses Mai wegen des Trauerfalles in der königlichen Familie nicht zu Stande. Nicht gerade unter einer Adresse, wie die eines kaiserl. königl. russischen ersten Violinisten am königl. polnischen Hofe, jedoch unter dem lebhaftesten Beifalle des königl. Hofes und aller Kenner spielte der kleine Vieuxtemps im Theater. Im letztern gab es auch — ein seltener Fall hier! — wieder einmal ein dramaturgisches Standgericht; das neufränkische Product und Import: „Der Wetterableiter“, wurde gleich bei der ersten Aufführung plombirt. Gott gebe unserm Dresden öfters solche Ableiter theatralischen Unwetters! Dagegen hat sich die „Marianne“ (ein Schauspiel nach Sheridan's Idee, von Treitschke) Beifall erworben. — Nächstens wird „die Ballnacht“, später „die St. Bartholomäusnacht“, mit beiden Herr Tichatscheck, unser neuer Tenor, erscheinen. —

Notizen.

[Deutscher Volkskalender.]

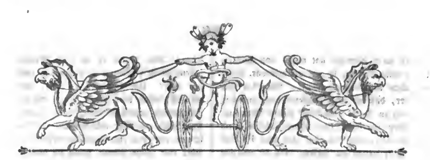
Der in der Vereinsbuchhandlung zu Berlin erscheinende Kalender empfiehlt sich auch für 1838 durch eine bunte Menge von Naturschilderungen, Geschichtchen aller Art, welche die berliner Herren „für Geist und Herz“ tractiren, und eine Anzahl von 120 Holzschnitten von Gubitz. Der Professor der Holzschneidekunst sollte nur keine großen Portraits liefern; die komischen Skizzen sind vortrefflich. In Stockholm macht man ihm die Sachen nach, nimmt die Bilder der alten Jahrgänge und übersetzt die Texte. Auf diese Weise kommen mehrere kleine Geister, die nach großem Ruhme dürsten, zu der frostigen Ehre, ins Schwedische übertragen zu werden.

[Willkomm's Jahrbücher.]

Das vierte Doppelheft schließt nunmehr mit 8 Lieferungen den ersten Band der Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. Es bietet den Theatern an aufführbaren Sachen: eine Burleske von Lebrün: Lehr-Wehr- und Nährstand, und ein Lustspiel von Franz v. Elsholz, eine Episode aus dem Leben des als Weib oder Mann fraglichen Ritters d'Eon. Das Stück von Sigismund Wiese: die Bettler, ist eine Tragödie mit Lumpen und Stockprügeln, welche oft genug den Deutschen romantisch dünkten, in diesem Drama aber sehr widerwärtig sind. Friedrich Günther gibt die gelungne Probe einer Uebersetzung von Calderon's Brücke von Mantible und offerirt seine Uebertragung des ganzen Calderon. Ernst Willkomm liefert eine neue seiner Silhouetten dramatischer Dichter: Shelley, nach der Biographie, welche Felix Adolphi seiner Uebersetzung der Cenci (Stuttgart, Verlag der Classiker) beifügte.

Eines der nächsten Hefte wird Bauernfeld's Fortunat bringen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 17. — den 23. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche und französische Treue und Untreue.

(Fortsetzung.)

Adele sowohl wie der junge Mann kamen mir jetzt mit einer so aufmerksamen und doch zugleich so zutraulichen Sorgfalt entgegen, als wäre ich Beiden ein lieber Anverwandter, und bald hatte ich zum zweiten Male Gelegenheit, mich an Goethe's Wort über Liebesinteresse in dritter Person zu erinnern. Zwar hätte ich dasselbe, der Abwechselung wegen, auch gern einmal in erster empfunden; doch tröstete ich mich wieder um so leichter, wenn ich bedachte, daß nun bald des Majors Geschäfte und mein Urlaub zu Ende gingen, und mich, geliebt oder ungeliebt, zum Abschiede von Adelen nöthigten. Aber im Buche des Schicksals stand es anders; Adele sollte vor mir reisen. Eines Morgens erhielt ich folgendes Billet von ihr:

„Das freundschaftliche Verhältniß, worin wir, besonders in der letztern Zeit, zu einander standen, macht es meinem Herzen zum Bedürfniß, Ihnen vor meiner auf morgen festgesetzten Abreise noch einmal Lebewohl zu sagen. Adele."

Ich ward dadurch nicht wenig überrascht; denn erst ganz kürzlich hatte sie mir gesagt, daß sie noch mehrere Monate in Mainz zu bleiben denke. Voll Erwartung eilte ich zu ihr. Ich fand starke Spuren von Thränen auf dem reizenden Gesichte. „Mein Mann," sagte sie, „ist in eine Verschwörung gegen Ludwig Philipp zu Gunsten der Napoleonischen Familie verwickelt; die Verschwörung ist entdeckt, und er hat noch eben zur rechten Zeit sich in Calais eingeschifft. Wir gehen nach Nordamerica. Da der Capitain noch zuvor an der englischen Küste Passagiere einzunehmen denkt, so gelingt es mir vielleicht, ihn einzuholen und die Gefahren und Beschwerden der Seereise mit meinem Manne zu theilen." — „Aber, mein Gott!" sagte ich, „haben Sie auch Alles wohl überlegt? Ihre Verhältnisse —" — „Ich weiß, was Sie sagen wollen," fiel sie mir ins Wort, „und habe mich entschlossen, zum ersten und letzten Male ganz aufrichtig gegen Sie zu sein. Schon öfters spielten Sie auf mein Verhältniß zu dem jungen Bernard (so hieß der Elsaßer) an, und in der ersten Zeit unsers Wiedersehens schienen Sie (sie erröthete, indem sie dies sagte) beinahe der Meinung, eine Person, welche ein solches Verhältniß sich gestatte, habe sich willkürlich von allen moralischen Pflichten emancipirt, ja sich gewissermaßen dadurch zu gleicher Güte gegen jeden liebenswürdigen Mann anheischig gemacht. Da ich voraussetze, daß Sie sich selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen, so sind Sie nun überzeugt, daß Ihr Schluß zu voreilig war. Theorie ohne Praxis hat bei uns in Frankreich wenig Werth; deshalb hab' ich über jenen Punct mich nie in ernstliches Dispüt mit Ihnen eingelassen. Jetzt sind Sie nun erstaunt, daß ich eine mir lieb gewordene Verbindung plötzlich abbreche, um einer ältern zu folgen, die ich doch, wie Sie meinen, dem Wesen nach längst aufgegeben. Auch hier sind Sie im Irrthume. Ich habe bei meiner Vermählung nichts

versprochen, und mein Gemahl hat nichts von mir erwartet, was ich nicht seitdem, so viel an mir war, streng gehalten zu haben mir bewußt wäre. Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß ich eine Pariserin bin, und daß unsere Verbindung in Paris geschlossen ward! Man sagt mir, die Deutschen übersetzen das Wort Fidélité durch Treue; ich weiß nicht, was das ist; aber was Fidélité ist, glaub' ich ganz genau zu wissen. Es ist das bis zum Lebensziel bewahrte thätige Interesse an der materiellen und geistigen Wohlfahrt des Freundes, das keine Opfer, wie schwer sie auch fallen sollten, für die Herbeiführung dieses Zweckes scheut. Eine solche Fidélité hab' ich meinem Gemahl am Traualtare versprochen, und er darf sie, so lang' ich athme, getrost von mir erwarten. Eine solche Fidélité hat aber, mein' ich, mit jener schönen und leichten Liebesflamme nichts zu schaffen, die der Himmel nach seinem Gefallen plötzlich entzündet und wieder löscht. Verstehen Sie mich recht, ich rede nur von Frankreich; in Deutschland mag das anders sein. In Frankreich wird, der größern Mehrzahl nach, der Bund der Ehe von den Eltern geschlossen; er wird zum Theil schon bei der Geburt der Kinder vorbereitet; es fällt diesen nur selten ein, sich den Bestimmungen und Verabredungen ihrer Eltern widersetzen zu wollen. Sie ehren und genießen die Vortheile, die aus langer, vorsichtig angestellter und abgewogener Ueberlegung hervorgehen mögen; sie üben die Pflichten, welche der Genuß dieser Vortheile ihnen auferlegt. Aber sollten sie darum auch auf das schöne, freie Glück der Liebe verzichten, welches der Zufall, oder vielmehr die Gottheit selbst, sich allein vorbehielt? Nein, das thun sie nicht, wenigstens die Pariser nicht. Sie schreiben dem Himmel nicht vor, wann des Glückes und der Liebe Stunde dem lauschenden Ohre schlagen soll; sie binden den Schall der Glocke, die zur freudenvollsten Messe läutet, nicht an das sechzehnte, achtzehnte oder einundzwanzigste Jahr, und wird die Messe nun ausgeläutet, so zerdrücken sie eine Thräne und verlassen den Schauplatz des Glückes." — Adelens schönes Auge konnte hier selbst die Thräne nicht zurückhalten. Mich ergriff die Scene, und ich warf die Bemerkung hin: „Wenn einem Manne das Glück zu Theil wird, eine so uneigennützige Freundin wie Adele zu besitzen, so scheint es eine Selbstfolge, daß er in dankbarem Gefühle, auch deren Rath und klaren Ueberblick der Verhältnisse gehörig würdigt! Dies vorausgesetzt, frage ich, wie konnte Ihr Gemahl, dessen geistige Persönlichkeit mir unbekannt ist, die Verdienste sowohl als die gesicherte politische Stellung Ihres Königs übersehen? Wie konnte er in eine Verschwörung sich einlassen, deren verdientes Mißlingen so leicht voraus zu sehen war? Und handelte er denn, wie wohl anzunehmen ist, ohne oder gegen Ihren Rath, warum soll die Unschuldige mit dem Schuldigen büßen? Die Ehe in Frankreich, wie Sie mir ein Bild davon entwarfen, erscheint mir wie eine Kaufmannsfirma: N. N. et Comp. Aber eine solche Firma, wenn sie binden soll, setzt doch in wichtigern Geschäften auch gemeinsame Berathung voraus, und es ist denkbar und billig, daß in solchen Fällen, wo der Einzelne ein Geschäft auf eignes Risiko unternahm, auch er allein für dasselbe eintrete!" — „Sie reden auch hier wiederum wie ein Deutscher," versetzte sie; „die Deutschen sehen in dem jetzigen Inhaber der höchsten Gewalt in Frankreich allein unsern König; wir Franzosen sehen in ihm außerdem eben Ludwig Philipp von Orleans, der anfänglich für die dreifarbige Fahne focht, dann aus Frankreich auswanderte, später in der Schweiz als Schullehrer auftrat, und nach mannichfaltigen Schicksalen mit den Bourbons nach dem schönen Frankreich zurückkehrte; der nach der letzten Revolution keine legitimen Ansprüche zum Throne aufweisen, und nur durch seiner Freunde und des Volkes guten Glauben auf denselben gehoben werden konnte! Hat er diesem guten Glauben entsprochen? Ich untersuche das nicht; aber Sie begreifen doch wohl, daß man in Frankreich hin und wieder zu solcher Untersuchung sich veranlaßt findet. Es kommt sodann, wie mir scheinen will, wiederum nicht darauf an, ob der Einzelne nach einer solchen Untersuchung sich für Ludwig Philipp oder für Heinrich V., für die Familie Napoleon's oder endlich für die Republik entscheidet; die Frage ist für französische Herzen blos diese: ist es die Liebe zum Vaterlande, welche bei der Schilderhebung der Parteien den Ausschlag gab? — Ich habe keinen Grund, in dieser Hinsicht die Ehrlichkeit meines Mannes zu bezweifeln, und so ist es, als Französin, gefragt oder ungefragt, meine Pflicht, ihm Recht zu geben und sein künftiges Loos mit ihm zu theilen. — Ja," fuhr sie fort, indem sie das Köpfchen stolzer emporhob, „es ist meine Pflicht, ihn durch doppelt freundschaftliche Hingebung für das dem Vaterlande dargebrachte Opfer zu belohnen, und auf jede Weise, so viel ich irgend vermag, den Rest seines Daseins zu verschönen. Mich hebt das Bewußtsein, daß auch mein Geliebter die Nothwendigkeit und Natürlichkeit meines Verfahrens nicht verkenne, daß er keinen Augenblick meinen alsbald gefaßten Entschluß zu erschüttern versucht hat! Wenn wir das Recht in Anspruch nehmen, über

unsre Schicksal zu klagen, so ist es auch nothwendig, daß wir durch die That uns eines bessern Schicksals würdig zeigen!" —

Nie, ich gestehe es, war mir Adele so schön, so liebenswürdig erschienen, als in diesem Augenblicke. Mit Hoheit und Größe schien sie, mitten in ihrem Schmerze, auf mich, der wegen anderer politischer Gestaltungen in Deutschland dem vaterländischen Aufschwunge ihrer Empfindungen nur von fern folgen konnte, herabzublicken. Ich bewunderte das Götterweib trotz aller eingewebten französischen Sophisterei. Klar war mir überdies schon längst, daß auch des Mannes Anverwandte, bei der Adele in Mainz wohnte, von deren Neigung zu Bernard unterrichtet sei, ja daß sie dieselbe gewissermaßen billigen mußte — ein neuer Grund, mich gegen jenes, nun so streng und plötzlich abgerissene Verhältniß um vieles nachsichtiger zu machen. Und wie edel war es von ihr, der ökonomischen Verhältnisse gar nicht zu erwähnen, welche es dem kränklichen und vermögenslosen Obersten ohne ihren pecuniairen Beistand ganz unmöglich gemacht haben würden, in America zu leben. — „Adele!" rief ich aus, „ich bewundere Sie, und nicht nur mein ästhetischer Mensch steht Ihnen heute huldigend gegenüber, sondern auch der moralische datirt eine neue Epoche von Ihrem heutigen Selbstgeständnisse. Der edle Ernst, dessen ich nie Sie fähig geglaubt, hat auch auf mich seines Eindruckes nicht verfehlt. „„Was wollen die Deutschen sein, wenn sie nicht ehrenwerth und sittlich sein wollen?"" — Nicht wahr, so sagten Sie? — Und, wahrlich! Sie hatten recht, so zu sagen? Erst heute versteh' ich Sie ganz, und will als Deutscher Ihnen auch meinerseits ein Geständniß ablegen. Ich war von dem reinen Wege, der in meinem Vaterlande allen unschuldigen Gemüthern so klar bezeichnet ist, daß sie ihn nicht verfehlen können, dennoch verirrt; Ungeduld, Langeweile und Müßiggang verleiteten mich dazu. Die Liebe war mir zum bloßen Spiel geworden, was sie dem Deutschen mindestens nie werden sollte. Doch Ihr französisches Selbstgefühl hat nun auch mein deutsches wieder geweckt; ich werde nie, oder nur als Deutscher lieben! — Sei Ihnen diese offene Mittheilung ein Zeichen, daß ich Sie nie vergessen werde, und so begleite Sie des Himmels Segen!" — Wir schieden mit Wehmuth und gegenseitiger Achtung.

Hätte ich Mainz erst nach Adelens Abreise besucht, so würden dessen mannichfaltige Annehmlichkeiten mich unstreitig noch lange gefesselt haben; jetzt aber, durch den überschwenglichen Reiz der ersten Wochen verwöhnt, vermißte ich an dem dortigen Aufenthalte gar bald die unentbehrlichste Würze. Zwar blieb mir der Major, der meine Hochachtung Adelens theilte; aber der gereifte Mann hatte mir für die geheimen Falten meines Herzens einen zu hellen, unbefangenen Blick, und Ferdinand's Gattin, seit kurzem wieder für mich das Ideal deutscher Weiblichkeit und Liebe, wagte ich in seiner Gegenwart gar nicht zu nennen, weil er, bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge, doch ein gewisses ironisches Lächeln nicht immer unterdrücken konnte. In solcher Stimmung schrieb ich an Ferdinand, meinem freundschaftlichen Briefe zugleich Erkundigungen nach seiner mir verwandten Gattin nebst traulichen Grüßen beifügend. Die Antwort, umgehend erfolgend und diese Grüße mit Innigkeit erwiedernd, enthielt die dringendste Auffoderung, den Rest meines Urlaubes nun doch der Residenz, zunächst aber Ferdinand's Familienkreise zu schenken. Vierzehn Tage waren mir in der That noch übrig. Mich freundlich beim Major beurlaubend, begab ich mich schon des andern Tages auf die Reise. Doch nur die Langeweile wich in meinem neuen Hospitium von mir; zum ruhigen Lebensgenusse sollte ich hier weniger denn jemals gelangen. Schon nachdem die ersten rücksichtsvollen Begrüßungen der Gastfreunde und des Gastes einem ungezwungenen Beisammenleben Platz gemacht, bemerkte ich, daß irgend etwas Schweres und Beklemmendes auf das schöne Herz meiner liebenswürdigen Freundin und Cousine drückte. Meine entfernten Versuche, sie selbst über den Grund dieser offenbaren Verstimmung zu aufrichtiger Mittheilung zu bewegen, mißglückten, und ich wäre vielleicht ohne nähere Kunde des Uebels nach meinem Wohnorte zurückgekehrt, hätte nicht ihre theilnehmende Schwester Johanna, den reinen Anlaß meines Forschens erkennend und selbst der lindernden Mittheilung an einen Freund und Verwandten bedürftig, mich mit der Ursache von Emiliens Tiefsinn bekannt gemacht. Hier erfuhr ich denn, daß diese Ehe, die unter so glücklichen Auspicien geschlossen schien, schon nach den ersten Flitterwochen als ein total verfehlte sich kund gegeben. (D. F. f.)

Deutsche Romane.

Erzählungen vom Freiherrn von Biedenfeld. Frankfurt a. M., Sauerländer.

Sechs Erzählungen von ungleichem Werth. Virtuosität in der Darstellung läßt sich keiner absprechen; aber die erste „italienische Bilder aus dem sechzehnten Jahrhundert" ist für ihren dünnen Stoff viel zu verworren, breit und mit einer Ueberlast Geschichte ausgespickt, die hier gar nicht hergehört; die zweite trotz ihrer Kürze immer noch zu weit-

läufig; die dritte ein unbedeutendes Mährchen, ein Stückchen Gold, zu einem sehr dünnen Faden ausgesponnen. Das Beste sind die drei letzten Erzählungen, besonders der „wilde Gelehrte,“ die Geschichte des Boutheillier de Rancé, Stifters des Trappistenordens und „Aus den Papieren eines Selbstmörders,“ eines pariser Journalisten, voll interessanter Motive, Lebenswahrheit und Leidenschaftlichkeit. Beide verrathen französische Vorarbeiten, so sehr weichen sie in Charakteristik und Darstellung von den übrigen Erzählungen Biedenfeld's ab. Hier ist, bei aller Präcision, französisches Leben, welches selbst den unerheblichsten Stoff anziehend macht, frische Situationsmalerei und eine Schilderung geheimer Gemüthszustände, wie sie der Feder eines gewöhnlichen deutschen Erzählers nicht eigenthümlich sind. Hiermit wäre, wenn diese Erzählungen dem Französischen nicht nachgeahmt sein sollten, ein großes Lob ausgesprochen für Hrn. v. Biedenfeld.

M.

Der Veteran und sein Sohn. Novelle von Emerentius Scävola. 2 Thle. Bunzlau, Appun.

Ueber ein einzelnes Werk Scävola's zu urtheilen ist Referent einigermaßen incompetent; die ganze Erscheinung Scävola's hat sich ihm, ungraziös und deutsch hahnbüchen wie sie ist, unangenehm gemacht. Referent hatte das Unglück, viel von Scävola lesen zu müssen, und er hatte schon längst genug daran. Scävola mag in seiner amtlichen Stellung und in seiner nicht pseudonymen Person mannichfache Verdienste haben; er war ein wackrer Kriegsmann für die berühmte deutsche Freiheit, welche durch den wiener Congreß eine allgemeine bekannte Wahrheit geworden ist; er hat sogar, so viel mir erinnerlich ist, das ehrenvolle Schicksal gehabt, einen Arm durch eine feindliche Kugel einzubüßen; aber es ist erstaunlich, wie fähig ein solcher Haudegen ist, mit einem Arme für Hundert zu schreiben und ein wirklicher Briareus der Romantik zu werden! Woran es in Deutschland liegen mag? — Scävola hat ein unbestreitbares Talent für den Roman, aber auch er muß dem ungeheuren Viehsterben erliegen, welches unter den romantischen Talenten Deutschlands eingerissen ist; sie fallen dahin wie Mücken, und kommen in ihrer eigenen Wasser- und Blutfülle um. Es ist Jammerschade um sie und doch nicht Schade! Leider, die allgemeine deutsche Misère, unser Nationalgut, fordert täglich ihre Opfer und läßt uns zu keiner Kunstbesinnung, zu keiner gestaltungsvollen Ruhe kommen! Ehre diesem Scävola, so weit er sie als Veteran verdient, aber warum schreibt er, und, wenn er einmal schreiben muß, warum schreibt er so viel? Auf diese Weise sündigt er mit der Feder, was er mit dem Schwerte gut gemacht, und hilft die große Zahl derer vermehren, welche mit eigner Hand ihr Talent zu Tode geschrieben haben. Emerentius Scävola hätte bei kleinen charaktervollen Novellen, deren er in seinen Camera-Obscurabilder mehrere treffliche und mindestens originelle geliefert hat, stehen bleiben sollen; für größere Compositionen ist er viel zu hastig, zu wenig durchgebildet und, um es kurz zu sagen, zu roh. Seine „Erbsünde,“ obgleich darin noch viel leidenschaftlicher Kern, sein „Adolar,“ seine „Learosa,“ sind sammt und sonders Sünden gegen den guten Geschmack. Vorliegende Novelle — in zwei Bänden — ist gemäßigter, gewährt aber die traurige Aussicht auf einen bereits ausgebrannten Krater, der zu lebendigem Feuer keine Kraft mehr hat und dessen Lavaströme bereits verkühlt sind. Nur die Manier ist übrig geblieben. Einige Kraftanstrengungen der Scävola'schen Muse, die bis zum Widrigen herausgekeucht sind, finden auch hier Statt; so in der Beschreibung einer Lazarethstube und in der Schilderung eines sterbenden bösen Weibes; denn ein böses Weib und eine mit gräßlicher Angst, mit Krämpfen, Röcheln und schwindsüchtigem Keuchhusten verbundene Sterbescene dürfen in einem Scävola'schen Roman nicht fehlen; darauf muß man sich bei Scävola immer gefaßt machen. Die Novelle ist vom Standpunkte des preußischen Patriotismus vom Jahre 1813 bis inclusive 1815 geschrieben. Da hört man denn viel abgenutztes und tausendmal wiederholtes Zeug in hyperdoltischen Redensarten. Alle Nationen, heißt es z. B., welche auf längere Zeit von einem auswärtigen Feinde besiegt und geknechtet worden wären, seien ausgeartet; oder hätten mit Gift und Dolch ihre Unterdrücker meuchlings angefallen; unser Volk — nämlich das preußische — ist allein in der Knechtschaft von 1807 bis 1812 erstarkt und veredelt worden, das einzige, welches seinen Adel gerettet hat. Das ganze niedergetretene Land stand auf, wie nie ein griechischer Freistaat, wie niemals Rom aufgestanden ist, weder unter seinen Königen, noch unter seinen Consuln. Niemand blieb zurück u. s. w. Aus welchem Complimentirbüchlein hat Scävola diese Ausdrücke gelernt? — O über uns Römer der modernen Welt! Wahrlich! jetzt erst fange ich an mir zu schmeicheln, daß ich ein preußischer Römer geboren bin und daß dieser preußische Mitrömer Emerentius Scävola so ergötzliche Romane schreibt, worin er auch einen jungen Römer schildert, einen preußischen Lieutenant, der so eben sein Examen gemacht hat und mit schlanker Taille gesegnet ist, einen preußischen Römer voll Sentiment und himmlischer Liebe, die ihn Blumen pflücken und an den Mund drücken läßt für eine junge Porzia und Cornelia, welche Nettchen heißt und in ihrem römischen Heroismus so weit geht, für ihren Liebsten ein Pistol zu ziehen, was einem Menschen die Kinnlade und dem Leser ein großes Maaß Thränen kostet. Eben jener Patriotismus, der sich durch seine Uebertreibung an Leib und Leben schaden thut, und diese süßliche Sentimentalität möchten noch immer im Stande sein, der Novelle ein großes gerührtes Publikum zu verschaffen, ein Publicum, welches seine Bildung aus der Zuckerraffinerie und Giftapotheke des Nachbars Leihbibliothekar zu holen gewohnt ist.

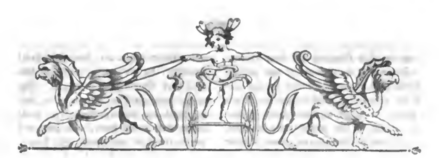
M.

Notiz.

[Englische Zeitschriften.]

Der Literary Gazette zufolge erscheinen in London am letzten Tage jedes Monats 236 Monatsschriften. Hiezu kommen noch 84 Vierteljahrsschriften. Die Anzahl der einzelnen Exemplare wird auf eine halbe Million berechnet, ihr Werth auf 25,000 Pfd. Sterl. (170,000 Thlr.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 18. — den 25. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Gedichte von Anastasius Grün.

1.

Einem Dichter.

Warnend sprechen Muselmanen:
Maler, malt kein Menschenbild,
Da in ihm, eh' ihr's mögt ahnen,
Plötzlich Seel' und Leben quillt!

Weh, als unberufne Väter
Klagt einst das Gebild euch an;
Mördern gleich, als Missethäter,
Steht vor Allah's Thron ihr dann! —

Anders mag der Spruch auch klingen:
Dichter, schaffet kein Gebild,
Dem ihr Seele nicht könnt bringen,
Das nicht ganz von Leben quillt!

Weh, als unberufne Väter
Klagt einst das Gebild euch an,
Und ihr steht als Missethäter
Vor dem Thron der Musen dann.

Drum laß nie die Ros' entschweben
Aus des Nichtseins stiller Gruft,
Kannst Du ihrem Kelch nicht geben
Seine Seele: Gluth und Duft!

Soll sich Nachtigall aufschwingen,
Frag' erst, ob Dein Hauch vermag
Ihre Kehle zu durchdringen
Ganz mit Nachtigallenschlag?

Bannt zu der Himmel Wonne
Einen neuen Stern uns nicht,
Kann Dein Herz ihn nicht als Sonne
Füllen ganz mit Sternenlicht!

Deutsche und französische Treue und Untreue.

(Fortsetzung.)

Ferdinand war einer der jungen Männer, die im Uebrigen offen und ehrlich, nur in Ansehung des Geschlechtlichen sich Trug und Heimlichkeit zu keiner Sünde rechnen. In beschränkten ökonomischen Verhältnissen geboren und erzogen, hatte er in Emiliens glänzenden Vermögensumständen ein bequemes Mittel gefunden, seinem Hange zur Verschwendung und den ihm früh zum Bedürfniß gewordenen Ausschweifungen zu genügen. Emilie, als sie diese Abwege zuerst gewahr ward, suchte ihn von denselben anfänglich durch Sanftmuth und freundliche Bitte zurückzuführen. Bald, als sie bemerkte, daß es mehr war, als bloßer Leichtsinn und augenblickliche Herzensverirrung, verschloß sie ihre peinlichen Gefühle still in sich selbst. Indeß konnte sie doch im Beisammenleben mit ihrem Manne, oft auch in Gegenwart näherer Bekannten, einen gewissen Unmuth nicht immer zurückhalten, wenn Ferdinand eben Aeußerungen fallen ließ, welche mit seinen losen Begriffen über Liebe, Treue und häusliches Glück im Zusammenhange zu stehen schienen. Dann sah man klar genug die ganz entgegenge-

setzte Richtung, in der das Ehepaar auf dem Lebenswege wandelte. Ferdinand, in Gegenwart von Zeugen stets aufmerksam und galant gegen Emilien — ein Talent, das er erst im vermehrten Verkehr mit der feinen und vornehmen Welt seit seiner Verheirathung sich angeeignet — schien dadurch in den Augen eines mmunterrichteten und oberflächlichen Beobachters, seiner Gattin gegenüber, eben so viel zu gewinnen, als diese durch ihre anscheinend hypochondrische Laune zu verlieren schien. Man fand es ganz natürlich, daß Jener, um keine Scenen zu veranlassen, dem persönlichen Umgange mit Emilien mehr und mehr auswich, und sah einen Beweis von seiner unverkennbaren Gutmüthigkeit auch darin, daß er gern und geflissentlich Besuch von Herren und Damen zu sich einlud, bald aber diese, sich unter irgend einem Vorwande von der Gesellschaft entfernend, allein bei seiner gemüthskranken Gattin zurückließ.

Unter den Männern, welche in dieser Gesellschaft sich befanden, war auch Wilmar, ein junger Rechtsgelehrter, der vom ersten Augenblicke an von Emiliens Reizen aufs tiefste ergriffen ward. Seine Armuth sowohl, als eine bei der eigenen Mutter gemachte trübe Erfahrung von der Coquetterie und Untreue der Weiber, schien den bizarren und in sich gekehrten jungen Mann, der in der Residenz schon lange für einen Sonderling galt, für immer von Hymens Mysterien zurückzuscheuchen. Von etwaigen Jugendausschweifungen war wenigstens seither nichts bekannt geworden, und es war nur aufgefallen, daß er jedem nähern Umgange mit jungen Mädchen, weit entfernt, denselben zu suchen, vielmehr aufs sorgfältigste aus dem Wege zu gehen schien. Man hielt ihn, da auch mehrere seiner Gedichte, zum Theil etwas überspannten Inhalts, in öffentlichen Blättern erschienen waren, für einen empfindsamen Schwärmer, und war aufs Aeußerste überrascht, als er mit einem Male als Emiliens entschiedenster Anbeter sich zeigte. Diese Anbetung trug indeß, wie Alles bei ihm, einen ganz eigenen, mit seiner ausgezeichneten Individualität genau zusammenhängenden Charakter. Er huldigte seiner Geliebten, wie einer Göttin, nur aus ehrfurchtsvoller Ferne; selbst ihr Name schien ihm zu heilig, als daß er, in den ihr geweihten Gedichten, ihn ausgesprochen hätte; aber sie konnte ahnen, daß nur sie allein der stets unwandelbare Gegenstand dieser Gedichte war. — Wilmar ward, zum Theil durch Ferdinand's eigene Veranstaltung, bald Emiliens täglicher Gesellschafter; er las der an den Folgen verletzter Liebe und Eigenliebe längere Zeit Kränkelnden Schiller's und Goethe's Gedichte vor, und las in ihnen die Ausdrücke der Liebe mit einer Stimme, die sie zum Eigenthum seiner eigenen Phantasie und Empfindung stempelte. Emilie und Wilmar waren von gleichem Alter; aber die Erfahrungen der Ehe und die frühere Reife des weiblichen Geschlechtes ließen Erstere sich selbst, dem jungen Manne gegenüber, um vieles älter erscheinen. In seiner unbedingten Hingebung an sie, welche ihr nicht entgehen konnte, erblickte sie einen Beruf, gewissermaßen die letzte Hand an die Erziehung des Jünglings zu legen, und in weicherer Stimmung erwähnte sie seiner manchmal wohl gegen Andere, als eines „guten Jungen." Diese Ansicht, welche sie selbst ganz sicher machte, war in der That für ihre Ruhe um so bedenklicher. Sie übersah dabei, daß auch Amor ein Knabe ist, der nur allzu oft sich spielend in Weiberherzen festsetzt. Als indeß ihr adoptirter Knabe einst, durch eine eheliche Scene, die in seiner Gegenwart Statt hatte, erbittert, dem aus seiner Rolle gefallenen Ferdinand derb die Wahrheit sagte, besann sie sich plötzlich, daß er erwachsen sei und verbot ihm schriftlich den fernern Besuch des Hauses. „Größere oder kleinere Reibungen," schrieb sie ihm, „finden, glaub' ich, von Zeit zu Zeit in jeder Ehe Statt; aber die Welt erfährt nichts davon, weil sie den Kreis des Familienzimmers nicht überschreiten. Wird nun ein Fremder ausnahmsweise in solchen Kreis eingelassen, so geschieht es unter der stillschweigenden Bedingung freundschaftlicher Discretion. Ohnehin wird Zartgefühl den Mann von Bildung nie vergessen lassen, daß eine Beleidigung, welche er sich erlaubte, dem Einen Gatten zuzufügen, mittelbar auch den Andern träfe, und daß nur eine nichtswürdige Gattin ihre Ehre von derjenigen ihres Mannes zu trennen vermöchte. Sind auch Sie von diesem Grundsatze durchdrungen, so bin ich überzeugt, daß Ihre Besuche meinem Manne stets angenehm sein werden, außerdem würde ich mich genöthigt sehen, Sie um Einstellung derselben zu ersuchen." —

Diese Vorfälle hatten eben einige Wochen vor meiner Ankunft Statt gefunden; die Lücke, welche beide Ehegatten dadurch in ihrem Häuslichen fühlten, er, durch das lästige vis à vis, Emilien gegenüber, sie durch die Langeweile des täglichen Lebens in unheilbarer Geistesverstimmung, hatte sie um desto sehnsüchtiger das Auskunftsmittel meines Besuches ergreifen lassen, das aber doch auf die Länge den gehofften Erfolg nicht bieten konnte. Ich, durch Johanna von dem Standpuncte der Dinge unterrichtet, sah bald, daß ich den Entzweiten meine guten Dienste nur so vergeblich, als Wilmar, an-

bieten würde; Ferdinand trug die Anstandsfesseln, die ihn jetzt manchmal beim Jugendfreunde, auf Unkosten seiner liebsten Zerstreuungen, zurückhielten, nicht immer mit Grazie, und Emilie, nun über Wilmar's Neigung ganz im Klaren, erklärte der Schwester, halb ärgerlich, halb melancholisch, nie Ferdinand's bösem Beispiele durch gleiche Schlechtigkeit folgen zu wollen.

Unter solchen Wirren rückte endlich die Abschiedsstunde heran, und ich reiste weg, wie ich gekommen, von Sorgen und Zweifel innerlich zerspalten. Ging doch der Französin größerer Leichtsinn, gleichsam durch sich selbst getröstet und wie mit der Miene sittlichen Triumphes, aus dem Kampfe hervor, während das reinere deutsche Weib dem größten Fluche des Lebens, der Verdrossenheit und Verstimmung anheimfiel! Bei solchen Betrachtungen und Gefühlen war mir zuletzt das Bedürfniß ernstlicher erwacht, mit dem klaren und kühlen Major die Vorfälle der letzten Monate durchzugehen; aber wenn gleich freundlich und theilnehmend, behielt er doch, wie mir schien, ein gewisses geheimnißvolles Wesen bei, als ob des Räthsels letzte Lösung, die ihm schon ahne, der nächsten Zukunft noch vorbehalten sei. So vergingen abermals einige Wochen, da erhielt ich einen Brief von Emilien, welcher plötzlich den Schleier dieser Zukunft zerriß.

„Von Jedermann verkannt," schrieb sie, „ist es mir Bedürfniß, den einzigen Verwandten, welcher mir Theilnahme schenkte, und dem, wie meine Schwester mir gestand, das Geheimniß meines Herzens nicht unbekannt blieb, von der neuesten Wendung meines harten Geschickes zu unterrichten, und, von seiner Achtung begleitet, den neuen Abschnitt meines Lebens zu beginnen. Oft habe ich mit Ihnen, lieber Vetter, noch als Mädchen von dem Ideal des Lebens und der Liebe gesprochen. Ich habe Ihnen so wenig als meinem Manne je verhehlt, daß ich schon als Jungfrau die Vorstellung festhielt: die Treue sei der Treue Preis. Weil ich Ferdinand von dem gleichen Gefühle beseelt glaubte, nur deshalb, und nur unter dieser Voraussetzung, schloß ich mit ihm den Lebensbund. Er hat mich hintergangen, er hat Empfindungen geheuchelt, die er in der ehelichen Verbindung mit mir nicht erst verlieren konnte, weil er auch vorher nie eine Ahnung davon gehabt. Vor Gott und Menschen kann ein Vertrag nicht gelten, durch den der eine Theil um sein heiligstes, geistiges Besitzthum betrogen ward. Ich wäre nach meinem jetzigen Gefühle schon längst berechtigt, ja verpflichtet gewesen, dem Unwürdigen, der nur aus Eigennutz die ihm gebotene Hand ergriff, dieselbe wieder zu entreißen; aber die Gewohnheit, der Schlendrian des täglichen Lebens, der Ehrgeiz, mehr sein oder scheinen zu wollen, als die Natur und die Gesetze von uns erheischen, ließen mich länger, als ich jetzt begreife, in dem unwürdigen Verhältnisse beharren. Ich wies die reine Liebe eines Jünglings zurück, der nur im Seelenvereine mit mir das Ideal, dem er von erster Jugend an nachgestrebt, erreichen zu können sich beredete. Sie wissen, was ich Wilmar schrieb, sie wissen, wie er die Weisung meines Briefes befolgte. Aber Ferdinand selbst, nicht von Gutmüthigkeit, wie die Welt sagt, sondern von dem geheimen Wunsche geleitet, ein Herzensverständniß zwischen mir und Wilmar zu begründen, das mich desto nachsichtiger gegen seine Ausschweifungen mache, führte den Letztern neuerdings ins Haus ein, ihm eine Einladung von mir zum bevorstehenden Weihnachtsfeste einredend. Sein Zweck ward erreicht; ich sah nun, daß Wilmar nicht wegbleiben konnte, daß er nicht aufhören konnte, mich zu lieben, und büße nun selbst in der Liebe zu diesem armen Jungen reichlich alle Qualen ab, die ich früher durch meine Sprödigkeit und Strenge ihm zufügte. — Daß ich Ihnen seine Ueberraschung, sein Entzücken schildere, als ich, ich zuerst ihm das Geheimniß unserer Liebe — ach! ich liebte ihn längst, ohn' es zu wissen — entsiegelte; als ich, statt der Worte, eine lange, stumme Umarmung sprechen ließ, erwarten Sie nicht. Es war einer von den Augenblicken, der noch jetzt mich über allen Tadel, alle Sittenspitterei der Alltagsmenschen hinweghebt und tröstet. Mögen doch Wilmar und ich im Beisein Anderer unsere Liebesblicke minder sorgfältig hüten; mögen wir in unserer beiderseitigen Neigung vielmehr eine Ehre als eine Schande sehen, die wir der Welt zu verbergen hätten — Gesetz und Billigkeit sprechen durchaus zu unserm Vortheil! Aber die Welt, die schlaffe, sittenlose Alltagswelt würde eher eine heimliche grobe Untreue, als die durch Blicke und gegebene Seelen-Sympathie verzeihen! Doch laß sie gewähren! Die Ehescheidungsklage ist eingeleitet und ihr Erfolg kann nicht zweifelhaft sein, da mein eignes Kammermädchen gegen Ferdinand vor Gericht erscheinen muß. Wohl mir, daß mein verewigter Vater, was ich damals so sehr bejammerte, kaum ein Jahr nach meiner Verheirathung in eine bessere Welt voranging; daß er den nachfolgenden Jammer nicht erlebte! Desto weniger fühl' ich mich jetzt an die Heimath gefesselt, die ich in diesen Tagen verlasse, um, nach erfolgter Scheidung, in irgend einem Winkel Deutschlands, wo man weder mich noch Wilmar kennt,

ein schöneres Leben zu beginnen. Leben Sie wohl und gedenken bisweilen Ihrer, Sie hochschätzenden Cousine Emilie." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Breslau.

[Ein alter Thurm, ein altes Blatt und neue Comforts.]

Das neue Jahr hat bei uns mit einer komischen Fopperei angefangen und schon in der Sylvesternacht viele Hunderte in den April geschickt. Ein alter Thurm, der sogenannte „Gute-Graupen-Thurm", ist nämlich kürzlich, da man seine schlechten Einfälle fürchtete, behufs seiner Abtragung verkauft worden, und es war bekannt, daß die auf demselben befindliche Uhr, mit der letzten Stunde des scheidenden Jahres, sich selbst ihr letztes Stündlein schlagen, mit dem Niederreißen des Thurms aber schon am zweiten Januar begonnen werden sollte. Auf Grund dieser Thatsachen hatte sich das Gerücht von besonderen Feierlichkeiten verbreitet, welche die letzte Lebensstunde dieses hinfälligen Bauwerkes verschönen würden; man sprach von einem Fackelzuge, Ständchen, ja Manche, durch Mad. Haizinger an schön gereimte Abschiedssprüchlein und Dankadressen gewöhnt, erwarteten wohl gar, der alte Thurm werde in einer rührenden Elegie seinen Abgang feiern; kurz, es versammelte sich in der Sylvesternacht ein zahlreiches Publicum in Schlafmützen und Schlafpelzen, Unterrock und Pantoffeln auf dem Neumarkte und schaute neugierig und erwartungsvoll an dem guten „Gute-Graupen-Thurme" hinauf. Jetzt schlug es 12 Uhr. Das war die bedeutsame Stunde! Lauschend spitzten sich Aller Ohren, schärfer schauten die Augen aufwärts, ein leises Flüstern schleicht von Mund zu Mund — nun fängt auch die Uhr des Thurmes an zu schlagen — zwölf wimmernde, herzzerschneidende Schläge — dann schweigt sie. Und wie man auch lauscht und lauscht, Alles bleibt still; der alte Thurm bleibt ruhig, phlegmatisch in seiner plumpen Haltung stehen; keine Geisterstimme läßt sich vernehmen, kein Abschieds-Ständchen wird hörbar, keine Illumination sichtbar — nur aus den Fenstern der Nachbarhäuser gucken fröhlich lachende Gesichter heraus und heisere Stimmen rufen der getäuschten Menge, die sich denn endlich lachend und verlacht fortschleicht, ein spottendes „Prosit Neujahr!" zu.

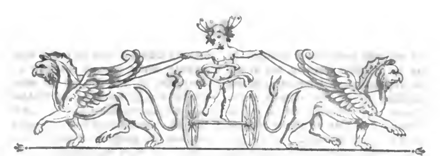
Hier wurden die guten Breslauer nur gefoppt, aber der Spaß ist ihnen zum Neujahr noch auf ganz andere Weise verdorben worden. Mit dem Schlusse des alten Jahres hörte nämlich auch das breslauer Localblatt in Folge höheren Befehles auf, und mit ihm aller Zusammenhang, den ein zahlreiches Publikum von Obstkrämerinnen, Gemüsehändlerinnen, Eckenstehern, Faßbier- und Fuseltrinkern dadurch mit der Literatur hatte. Es ist nun eine entsetzliche Lücke in dem Leben dieser Leute eingetreten, die nicht mehr wissen, wie sie die seit den Schuljahren vernachlässigte Kunst des Buchstabirens ferner üben können; denen nun das große Weltleben wieder verschlossen ist, da sie nicht mehr erfahren, wo ein Dieb einen silbernen Löffel gestohlen, oder ein Schusterjunge einen alten Schlüssel gefunden hat: denen nun nicht mehr der tiefe Sinn des Lebens durch die symbolische Bedeutsamkeit jener charakteristischen Lebensbilder erschlossen wird, wo es hieß: „Es war einmal ein Mann, der hieß Casper, und der hatte eine Frau, die hieß Brigitta, und als der Mann ein Jahr verheirathet gewesen war, da gebar ihm seine Frau einen Sohn und den nannten sie Christian." Diese Freuden sind nun alle dahin. Der Colporteur erscheint auch nicht mehr, als willkommner Neuigkeitsbote und nimmt eure vier Pfennige in Empfang, während ihr ihm die noch feuchten Blätter aus der Hand reißt, und Fr. Mehwald, der Erfinder der Volksliteratur, der ehemalige Herausgeber des Localblattes, theilt das Schicksal aller großen Männer — daß ihn die Mitwelt undankbar verkennt und verketzert.

Böses Neujahr, für so viel Uebles, das Du uns zugefügt, für so viel Schönes, das Du uns genommen — welchen Ersatz bietest Du uns an? „Kroll's Wintergarten." — Wenn ein Fremder, namentlich im Winter nach Breslau kam, unsre Kaffeehäuser besuchte und da in ranchigen, von aller Eleganz entblößten, ein widerliches Kneipen-Ansehen tragenden Stuben eine zusammengepreßte Menschenmenge sah, die sich aus Mangel an Raum nicht rühren, vor Qualm und Dunst kaum sehen konnte, so mag er sich verwundert gefragt haben, welcher Art das Vergnügen sei, das diese Leute hier suchten, und ob wohl die Wirthe aus dem Besuche derselben einen Vortheil zögen, da sie so gar nichts thäten, um die Gäste anzulocken und ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen? Jetzt sind wir aus dem Fegefeuer dieser Kaffeehäuser erlöst! Kroll, der sich um unsere Stadt schon durch die treffliche Einrichtung seiner Flußbäder verdient gemacht, hat jetzt durch die Eröffnung seines Wintergartens sich gerechten Anspruch auf die Anerkennung aller Vergnügungslustigen erworben.

Heitere, große Räume, mit eben so viel Geschmack als Eleganz ausgestattet, stehen Jedem offen, der den Reiz zufälliger Gesellschaft, das wechselnde Tableau einer hin- und herwogenden Menge, und dabei doch nach Gefallen mitten im Strudel einer lauten Umgebung das Behagen ungenirten Alleinseins liebt; und wie die Umgebung unserer Stimmung ihren Charakter ausdrückt, so wirkt auch hier die Localität auf die Gesellschaft ein. Und in der That, wenn man in diesem Wintergarten von einer üppigen Pflanzenwelt umgeben, unter dem dunklen Laubdache eines Citronen- oder Orangenbaumes sitzend, nur durch eine Glaswand, aber dennoch gesichert, von dem Winter geschieden, den Blick durch den hohen, weiten Saal schweifen, oder auf den großen Spiegeln, die das Bild des fröhlichen Treibens neckend zurückwerfen, ruhen läßt, berauscht von den Tönen einer vortrefflichen Musik, so überkommt uns eine vorher nicht gekannte Behaglichkeit, das schmeichlerische Gefühl eines glücklichen Nichtsthuns wird verlockender und der süße Hang zu unbekümmertem Fürsichhinleben ebenso poetisch gesteigerter, als unwiderstehlicher. Auch zeigt sich der Einfluß dieses Etablissements schon entschieden, indem nicht blos der Zulauf sehr groß ist, sondern auch eine Annäherung der Stände hier vorbereitet wird, an die man früher nicht dachte; wenigstens war es bis jetzt unerhört, daß die haute volée, wie sie hier that, an einem öffentlichen Maskenballe Theil genommen hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 19. — den 26. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche und französische Treue und Untreue.

(Fortsetzung.)

Doppelter Art waren die Gemüthsbewegungen, welche dieser Brief in mir aufregte. Meine herzliche Neigung zu Emilien und meine Begeisterung für das Ideal deutscher Liebespoesie wurden dadurch auf gleiche Weise schmerzlich berührt. Ich war unfähig, diese Gefühle länger allein mit mir umher zu tragen, und nahm in solchem Drange endlich Zuflucht zu meinem alten Freunde, dem Major. Nachdem er sich von mir Bericht erstatten lassen, versetzte er: „Jetzt eben sind wir wieder bei dem Puncte angelangt, den ich vor Jahren mit Ihnen näher zu erörtern Bedenken trug — bei dem Anspruche an eheliche Treue, und dem, nach Maßgabe der Nationalität, verschiedenartig gestalteten Begriffe derselben. Der Termin von zehn Jahren, welchen ich Ihnen damals setzte, ist noch nicht verstrichen; aber das Schicksal hat die Endpuncte unserer Untersuchung näher zusammengerückt, und Sie werden jetzt begreifen, nicht nur, in wie weit sich auf Frauen zu verlassen, sondern auch, wie hoch der Werth eines Ideals der Treue bei ihnen anzuschlagen sei, und wie, nach Maßgabe seiner nationellen Ausbildung, Vortheil und Nachtheil sich in den Eheverhältnissen der verschiedenen Völker beinahe ausgleichen. Fürs Erste geb' ich mich Ihnen weder für einen Neuling, noch für einen Joseph in Liebesangelegenheiten. Meine militairische Carriere hat mich in jüngern Jahren Art und Sitte der Weiber sowohl in als außer der Heimath kennen und vergleichen gelehrt; ich weiß ungefähr, wie eine Französin, ich weiß, wie eine Deutsche liebt, und als das Schicksal mir nun eine feste und gesicherte Stellung in meinem Vaterlande gönnte, nahm ich mir keine holde Schwärmerin für das Ideal der Liebe und der Treue, sondern ein gutes, sanftes, harmloses Geschöpf, das des Bedürfnisses voll war, überall durch Wohlthun und Güte zu beglücken, und in dem erwählten Gatten eben den nächsten Gegenstand erblickte, an welchem es dieses rein menschliche und weibliche Bedürfniß befriedigen konnte. Mich hat denn auch dieser Grundsatz ziemlich sicher geleitet, und ich fand um so minder Ursache, ihn zu bereuen, da ich, die weiblichen wie die männlichen Schwächen kennend, in meiner Ehe durchweg davon ausging, die Bürgschaft gegenseitiger Treue zuerst in möglichste Entfernung und Vermeidung jeder Versuchung zu setzen. — Hätte Emilie in sich als Jungfrau das Ideal der Liebe und der Treue minder romantisch ausgebildet, sie wäre später durch Ferdinand's prosaische Wirklichkeit, durch seine mancherlei Fehler und selbst durch seinen Treubruch minder empört worden, ja, sie hätte vielleicht, zu beiderseitigem Heile noch vor der Verbindung mit ihm seine Eigenthümlichkeit, die dem Unbefangenen nicht schwer zu erkennen war, durchschaut. Dann würde es auch Wilmar minder leicht geworden sein, sie von der gewohnten Bahn ruhiger Pflichterfüllung auf eine ganz andere zu führen, die sie noch nicht kennt, und welche sie jedenfalls aus Verhältnissen herausreißt, deren Bedeutung und Annehmlichkeit sie erst nach dem Verluste völlig kennen ler-

nen wird. Wenn jetzt nicht neuerdings Leidenschaft sie leitete, so würden sie keinenfalls übersehen, daß sie wenigstens durchaus kein Unterpfand dafür hat, daß ihre zweite Wahl glücklicher als die erste ausfallen werde. Auch Wilmar ist arm, auch ihn könnte folglich der Eigennutz geleitet haben. Was aber in dem Verhältnisse am allerwahrscheinlichsten sich herausstellt, ist die Annahme, Wilmar sei offenbar weiter geführt worden, als ursprünglich in seinem Plane lag. Er, der Verächter des ehelichen Bundes begann mit dem Versuche des Eheisbruchs, und endet jetzt mit dem Abschluß einer durch die Gesetze verbotenen Ehe."

„Aber Sie werden doch einräumen," unterbrach ich ihn, „daß Emilie zur Aufhebung des ehelichen Bundes durch den vielfachen Treubruch ihres Gatten vollkommen berechtigt war, und gegen diesen keine Verpflichtung einseitiger Treue mehr Statt fand?" — „Das Erste," erwiederte er, „gebe ich Ihnen unbedingt zu; das Letztere nur unter gewissen Einschränkungen. Die Ehe wird bei uns zu Lande nun einmal unter bestimmten gesetzlichen Ceremonien geschlossen, und die dadurch aufgelegten Verpflichtungen können daher auch nur nach vorangegangener gesetzlicher Zustimmung wieder gelöst werden. Emilie scheint selbst so etwas gefühlt zu haben, als sie, wie Sie mir erzählten, gegen ihre Schwester äußerte, sie werde nie zu gleicher Schlechtigkeit mit ihrem Manne herabsinken. Doch ich am allerwenigsten will hier, einem sehr begreiflichen weiblichen Gefühle gegenüber, den Sittenrichter machen. Indeß, Sie selbst sind Jurist, Sie wissen besser als ich, daß die Gesetze eine Ehe zwischen zwei Liebenden, deren Verständniß schon während der Ehe des einen Theiles Statt fand, verbieten. Gesetzt nun, Ferdinand, in seinem Eigennutze, der ihm die Trennung der Ehe verhaßt machen muß, benutzte dies, was würde die Folge von Emiliens voreiligen Schritten sein?" — „Hier ist die Pflicht des Freundes, vorzusehen und zu warnen," versetzte ich; „eine vierundzwanzigstündige Abwesenheit von hier bedarf keiner besondern Meldung bei den Obern, und so reis' ich stehenden Fußes zu ihr."

Der Major stimmte mir bei, und nach einer halben Tagereise befand ich mich in der Residenz. Ich eilte sogleich nach Emiliens Wohnung. Emilie war verreist; Ferdinand ausgegangen; die Dienstboten machten verlegene Gesichter. Ich ging zu Johannen und fand sie in Thränen. „Sie ist fort," rief sie mir beim Eintritte entgegen, „und hat nur auf die Einflüsterung der Leidenschaft, nicht auf die dringenden Vorstellungen einer liebenden Schwester, nicht auf meinen namenlosen Schmerz geachtet! Nein! sie weiß, sie fühlt nicht, wie ich sie liebe; Sie, ich, wir Alle sind wie nichts in ihrem Herzen, das nur für den Einen, erst Verkannten, nun blindlings Vergötterten Raum hat!" — „Also wirklich fort," sagte ich, „und Wilmar?" — „Ist vierundzwanzig Stunden nach ihr gleichfalls abgereist. Wenn nur dies wenigstens auf meine Vorstellungen unterblieben wäre, so könnt' ich mich eher beruhigen. Hier find' ich den größten Widerspruch, den ich mir denken kann. In einer unendlichen Begeisterung für das, was sie ihr „Ideal" nennt, scheint in der einen Stunde das Urtheil der Welt, das, meinem Gefühle nach, dem weiblichen Geschlechte nie ganz gleichgültig werden kann, ihr gar nichts zu gelten, und in der andern ist es doch eben dasselbe, was sie von dannen treibt; in der dritten endlich verhöhnt sie es wieder rücksichtslos, indem sie den Gegenstand der öffentlichen Rüge zu sich bescheidet."

„Und Ferdinand?" —

„Der that, so lange sie noch hier war, Alles, um sie durch de- und wehmüthige Bitten bei sich zurückzuhalten und durch Angelobung von Reue und Besserung auch die Zurücknahme der Klage zu bewirken. Aber Emilie blieb unerschütterlich. Nun folgten von seiner Seite Ausbrüche des Zornes, von beiden Seiten gegenseitige Beschuldigungen — unter solchen Stürmen reiste meine Schwester ab. Als aber Tages darauf auch Wilmar sich entfernte, da kannte Ferdinand's Wuth keine Gränzen mehr. Er kam zu mir, und erklärte unverhohlen, daß er diesen Beweis verbrecherischen Einverständnisses bei bevorstehendem Eheproceß gehörig werde zu benutzen wissen." —

„Und was erwiederten Sie?" —

„Ich bat ihn, die Lage der Dinge mit mehr Ruhe zu überdenken; ich deutete an, wie Schuld und Uebereilung vielleicht auf beiden Seiten gleich getheilt sein möchte. Das Einzige, was fest stehe, sei die Gewißheit, daß nach dem Vorgefallenen an ruhiges und friedliches Zusammenleben der beiden Ehegatten nicht mehr zu denken sei. Möchten sie dann beide zur Erleichterung ihres gemeinschaftlichen Zweckes der Scheidung sich vereinigen, und Ferdinand nicht etwa in ökonomischen Verhältnissen ein Hinderniß der Vereinbarung erblicken, da Emilie, als Preis der letztern, mich beauftragt, ihm eine namhafte Entschädigung an baarem Gelde für die jährlich zu erleidende Zinseinbuße anzubieten." — „Das also that Emilie? O Gott sei Dank, daß meine liebe Cousine, meine theure Landsmännin, in diesem Punkte also nicht

hinter Abelen zurücksteht!" — Johanna erröthete, mich durchzuckte eine dunkle Ahnung: ich fragte: „Wohin geht Emilie? ich bin ihr jedenfalls auf ihren freundschaftlichen Abschiedsbrief noch eine Antwort schuldig!" —

„Wenn Sie Ihren Brief nach G—. poste restante adressiren, so kommt er gewiß in ihre Hände. Indeß erwähnen Sie lieber nichts von dem ökonomischen Arrangement; es möchte Emilien nicht angenehm sein, es vor der Zeit veröffentlicht zu sehen! überhaupt aber verzeihen Sie mir die Ausbrüche meines Gefühls! Es that dem Schwesterherzen so Noth, sich Einem Freunde zu öffnen. Die Welt, die mich nicht verstehen würde, kann und mag ich jetzt nicht sehen!" —

Mit Gefühlen und Zweifeln der mannichfaltigsten Art reiste ich nach meinem Wohnort zurück. Ich war ungewiß, sollte ich Emilien schreiben, oder nicht? That ich es, so mußte ich nach meinem Gefühle eben vor Allem jenes ökonomischen Arrangements erwähnen, und doch mochte ich Johannens Wunsche nicht geradezu zuwider handeln. So verschob ich meinen Brief von Tage zu Tage. Da brachte mir der Postbote eines Morgens ein Schreiben von Ferdinand. Er schrieb:

„Mit Bedauern erfuhr ich von meinen Leuten, daß Du, alter Jugendfreund, in meiner Wohnung vergeblich nach mir gefragt. Es war brav von Dir, daß Du wegen neuer Zerwürfnisse das alte Einverständniß nicht aufgabst. — Durch das Gerücht wirst Du Emiliens ganz unmotivirte Schritte, ihre eigenmächtige Abreise und das vermuthlich damit in Verbindung stehende Verschwinden des jungen Wilmar von hier erfahren haben. Doch ich rede von Deiner Cousine; ich will aus alter Freundschaft die Gründe ihres Verfahrens nicht näher erörtern. Es scheint, wir haben Beide, als wir uns vermählten, „vereinigen wollen, was ewig sich flieht." Darum ist es allerdings besser, wir arrangiren uns in Zeiten. Die Sache hat auch gegenwärtig durchaus keine Schwierigkeit mehr, und soll auf keinen Fall das früher zwischen Dir und mir bestandene Freundschafts-Verhältniß trüben. Offen, wie Du mich kennst, muß ich Dir freilich gestehen, daß die durch eine Trennung herbeigeführten ökonomischen Verhältnisse mich anfänglich etwas stutzig machten. Ich bin nicht reich, wie Du weißt, und jetzt doch in der That zu alt, um, nach einigen Jahren des Ueberflusses neuerdings bei dem ehrwürdigen Epiktet in die Schule zu gehen. Aber meine Schwägerin, diesen Anstoß wohl erkennend, machte mir in Emiliens Namen vorläufige Anerbietungen, und da ich, um sicher zu gehen, und das Nähere zu verabreden, mich natürlich unmittelbar an letztere wenden wollte, verhinderte sie dies (wie sie sagte, um Emilien eine Gemüthsbewegung zu ersparen) dadurch, daß sie mir schriftlich die Cession einer ihr selbst gehörenden Verschreibung von 10,000 Thlrn. verhieß, im Fall ich durch freie Zustimmung die Scheidung zwischen Emilien und mir nach Kräften befördern wolle. — Nun mögen die beiden Schwestern sich ihrerseits wieder arrangiren; mir kann das gleich sein! doch aufrichtig freue ich mich, schon Deinetwegen, daß wir nun hoffentlich ganz friedlich und anständig auseinander kommen. Darum bitte ich Dich, daß auch Du Deinerseits keinen Wechsel in Deiner Gesinnung eintreten lässest, und solltest Du einmal wieder nach — — kommen, so vergiß nicht Deinen rc. Ferdinand."

Durch diesen Brief ward mir mit einem Male alles klar, was ich bisher nur dunkel zusammengesetzt. Darum hielt ich's jetzt für meine Pflicht, auch Emilien aufzuklären. Ihre Antwort erfolgte schnell, und enthielt einen neuen Beitrag zur Kenntniß ihres Charakters. Sie schrieb:

„Ich danke Ihnen für Ihren theilnehmenden und freundschaftlichen Brief! In der Zurückgezogenheit der Liebe, die mich jetzt beglückt, und in welche das Geschwätz und die Lästerung der Außenwelt nicht dringt, bin ich doch nicht unempfindlich geworden gegen die Theilnahme der wenigen Freunde, welche aus früheren Zeiten mir getreu geblieben sind. — Was Ferdinand betrifft, so gestehe ich offen, daß ich meiner Schwester keine Aufträge zu pecuniairen Anerbietungen gegen ihn ertheilt habe, und auch nicht zu ertheilen willens war. Ich konnte nicht einsehen, warum ich dem Manne, der mich niemals liebte, pecuniaire Opfer auf Kosten desjenigen, der mich wirklich liebt, bringen sollte! Mit der Welt habe ich abgeschlossen, und wenn sie mich verurtheilt, weil ich Herzensrechte neben dem Rechte des Buchstabens behaupte, so gilt mir das gleich. Indeß auch Wilmar meint, daß ein Arrangement uns viele Weitläufigkeiten erspare, und wenn auch vielleicht von ganz andern Rücksichten ausgehend, ist das Verfahren meiner Schwester durchaus zart und edel. Natürlich ist es an uns, Sie für dasjenige, was sie zu unserm Besten und in der reinsten Absicht von der Welt versprach, aufs vollständigste zu entschädigen. Ich schreibe ihr noch heute deshalb rc. rc."

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Breslau. (Beschl.)

[Bau und Personal des Theaters; Vieuxtemps.]

Eine andere Gesellschaftsfrage kam kürzlich zur Entscheidung. Der Neubau des Theaters durch die Actionaire ist nunmehr entschieden und die Vollendung des neuen Theaters wird bis zum Jahre 1840 versprochen; noch in diesem Jahre will man aus dem Grunde herausgebaut haben. Ueber den Baumeister ist noch nicht entschieden, so wenig als über den anzunehmenden Plan: doch findet in letzterer Beziehung eine freie Concurrenz nicht statt, da man bei einem Baue, der vielleicht gegen 100,000 Thlr. kostet, kleinlich genug, den Aufwand von ein Paar hundert Thalern scheut, die man möglicher Weise für einzureichende Plane zahlen müßte. Ein bestimmter Capitalzuschuß von Seiten Sr. Majestät des Königs ist nicht, wie man verbreitete, bewilligt, sondern Allerhöchst nur versprochen worden, wenn das Gesellschaftsvermögen zur Vollendung des Baues nicht hinreichen sollte, den Ausfall durch ein unverzinsliches Darlehn decken zu wollen.

Bis zum Jahre 1840 behält Herr Haake die Direction des alten Theaters, obwohl sich unter den Actionairen eine bedeutende Opposition gegen die Verlängerung seines Pachtcontraktes gebildet hatte. Herr Haake hat sich in der neusten Nummer seines Theaterfreundes gegen manche Vorwürfe, die man seiner Verwaltung macht, zu rechtfertigen gesucht, und namentlich noch jetzt bestehende Mängel derselben damit entschuldigt, daß er durch die Ungewißheit, ob ihm die Verwaltung bleiben würde, oder nicht, in seinen Unternehmungen behindert würde. Da diese Frage nun zu seinen Gunsten entschieden ist, so dürfen wir hoffen, daß er durch verständige Engagements die Lücken des Personalbestandes recht bald ausfüllen möge. Namentlich thate dem Schauspiel eine Reorganisation dringend Noth. Hier sind mehrere bedeutende Rollenfächer: Intrigant, Komiker, Mütter und Anstandsdamen gar nicht, andere sehr ungenügend besetzt; in der Oper fehlt uns noch immer eine Prima Donna und das Engagement der Dem. Mansfeld, welche neulich als Romeo auf eine Grauen erregende Weise debütirte, ist als ein höchst unglückliches anzusehen. Im Schauspiel ist das durch den Abgang der Mad. Dessoir erledigte Fach der ersten Liebhaberin durch Dem. Edler und Dem. Wolf besetzt worden. Letztere ist eine routinirte Schauspielerin, nichts mehr, nichts minder; im Conversationsstück nicht unangenehm, sobald sie aber nur den leisesten Ton des Gefühls anschlagen, oder den Schwächen des Dichters durch eigne Phantasie nachhelfen soll, unerträglich. Dem. Edler ist eine talentvolle Schauspielerin, die durch ihre Antrittsrolle, Gretchen im Faust, schöne Erwartungen rege machte, die sie aber nur theilweise erfüllte. Ein sonderbarer Hang zur Sentimentalität, welche in ihrer Declamation überall durchklingt, schadet einer feinen, scharfen Auffassung der darzustellenden Charaktere. Sonst macht sich Hr. Hock, obwohl schon länger engagirt, doch erst jetzt in seiner rechten Sphäre beschäftigt, bemerklich und seine Darstellung des Tell und Götz von Berlichingen gefiel. Das Repertoir ist bunt genug und gibt Hrn. von Perglaß Gelegenheit, die schöne Vielseitigkeit seines Talents geltend zu machen. In der Oper glänzen Herr Schmidt, Tenor; Herr Prawit, Baß; Herr Hauser, dessen umfassende Musikkenntniß mit seinen physischen Mitteln nicht mehr Schritt hielt, ist mit dem neuen Jahr abgegangen. Nächstens kommt Gläser's Rattenfänger, sowie eine von unserm talentvollen Musikdirector Seidelmann componirte Oper: Virginia, zur Aufführung.

Von sonstigen Neuigkeiten habe ich noch zu berichten; daß mit diesem Jahre ein neues belletristisches Journal: „Morgenzeitung" redigirt von Gustav Schneiderreit bei uns erschienen ist und daß in diesen Tagen der berühmte, junge Violinist Henry Vieuxtemps sein erstes Concert gegeben hat. Es war stark besucht und das Auditorium von seinem meisterhaften Spiele hingerissen. Man fand, daß er, so widersprechend dies scheine, die Vorzüge Paganini's und Lipinski's vereine, während er ihre Fehler vermeide. Nicht genug zu rühmen ist, daß er keiner falsch verstandenen Virtuosität huldigend, nicht durch seltsame und capricieuse Kunststückchen das Staunen einer thörichten Menge zu erregen sucht, sondern ächtem Kunststreben huldigend, nur dem Schönen, das über allen Zeitgeschmack und Abgeschmacktheit erhaben ist, nacheifert.

Robert Bürkner.

Notizen.

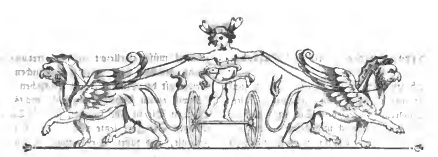
[Henselt.]

Erst am 11. Januar spielte Adolph Henselt, — schon von früher her der Liebling Dresdens, — in der sächsischen Residenz. Auch war das Concert im Hôtel de Russie nicht stark besucht, da der Hof trauerte; der Beifall war enthusiastisch. Er spielte das F-Moll-Concertstück von Weber, die Cis-Moll-Etude von Chopin, aus Robert Schumann's Phantasiestücken: „des Abends," dann mehrere Etuden eigner Composition, das Vöglein-Stück zweimal, zuletzt Variationen mit Orchester. Wir haben Henselt's Natur eine tief lyrische genannt; zu den Gefahren der Lyrik gehört es jedoch in der Poesie wie in der Musik und in aller Kunst, immer nur sich selbst zu spielen, das heißt auch im Fremden nur sich zu geben. Ist es vielleicht übereilt, wenn wir befürchten, Henselt's subjectiver Lyrik liege die Gefahr nahe, monoton zu werden. Will diese Kraft nicht weiter um sich greifen? Er spielt immer nur, wofür seine Seele entzückt ist; der Kreis dieser seiner Interessen ist aber eng. — Unser Correspondent berichtete schon, daß man in Dresden eine Medaille auf Henselt schlägt. Am Tage nach dem Concert reiste er nach Breslau zu seiner Frau, von dort geht er nach Warschau und über Riga nach Petersburg.

[Louis Philipp, ist nun auch allerchristlichst.]

Nach einem alten Herkommen wurde in der Basilika des Lateran zu Rom für die Konige von Frankreich, als allerchristlichste Könige und älteste Söhne der Kirche, jährlich eine solenne Messe gelesen. Auch Louis Philipp, der von seinem Volk erwählte Bürgerkönig, hat sich als Ehrenmitglied in den heil. Lateran aufnehmen lassen, ist nun allerchristlichster König und bekommt seine Messe. Ich muß sagen, daß Louis Philipp übertrieben klug und vorsichtig sein will. Dem römischen Stuhl aber kann man diesen Vorwurf nicht machen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 20. — den 27. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Ludwig Wihl.

1.

Der Dom und sein Erbauer.

Ein Riese, aufgeschossen,
Hebt sich der Wunderbau,
Vom Wolkenkleid umflossen,
Hoch in des Himmels Blau;
Mit selbstzufriednen Blicken
Sieht er zu Füßen steh'n
Das Volk, das voll Entzücken
Sich sammelt, ihn zu seh'n.

Ein Einz'ger nur darunter
Bleibt in sich selbst gekehrt,
Sein Auge wird nicht munter,
Wie sehr man ihn auch ehrt;
Umsonst, daß als Erbauer
Des Domes man ihn preist,
Es fliegt um ihn ein grauer,
Ein mitternächt'ger Geist.

Er denkt: Wenn Blitze spielten
Mit meines Baues Pracht
Und ihm das Haupt zerwühlten
Bis er versank' in Nacht,
O, daß mich dann verdeckte
Sein Leib zu gleicher Zeit
Und mich recht tief versteckte,
Mit meinem tiefen Leid!

So still der Architekte,
Da sprang ein Blitz hervor,
Der spielend sich nur neckte
Und spurlos dann verlor.

2.

Treu bis in den Tod.

Es schwinden mälig meine Leiden,
Weiß ich Dich in meiner Nähe,
Glücklich wenn vor meinem Scheiden
Ich noch einmal Dich nur sähe,
Aber ach, ein dunkler Schleier
Deckt den Augenstern mit Nacht,
Küss' mich, küss' mich, Herzgetreuer,
Bis mein Stern erwacht!

Heiß, mir wird so heiß, ich glühe,
Und doch wohl an Deinem Herzen;
Könnt' ich nur bis in die Frühe
Leiden solche frohe Schmerzen.
Länger laß nicht Thränen fließen,
Weine nicht, ein Engel lacht.
Kann ich, Theurer, schöner schließen,
Wenn die Liebe wacht?

Sprach's und schwieg, die heiße Wange
Auf des Mannes Brust gebettet.
Und er hofft und harret bange,
Ob der Schlaf vielleicht sie rettet.
Doch ihr Schlaf ist tief und stille
Und die Theure hat vollbracht.
Nicht mehr weckt die Todeshülle
Selbst der Liebe Macht.

Deutsche und französische Treue und Untreue.

(Beschluß.)

Ich eilte nach Empfang dieses Briefes sogleich zum Major. Er war tief ergriffen von Johannens edler, schwesterlicher Aufopferung. „Sehen Sie da," rief er aus, „ein Ideal, vor dem auch ich mich beuge — das getreue Abbild des braven Weibes, das nun schon seit funfzehn Jahren mir altem militairischen Sünder die Tage verschönert! Hier ist keine männliche Selbstgenügsamkeit, wie bei Emilien, kein Pochen auf das Ideal der Liebe und der Treue; aber dagegen Liebe zu der nächsten Blutsverwandten und Freundin, die sicherste Grundlage und Bürgschaft jeder andern ausdauernden Neigung; hier ist das Streben, rings um sich her Gutes zu verbreiten, so viel man vermag, und dabei kein Opfer zu scheuen; hier die echt weibliche Sorgfalt, dies Opfer aller Welt, und selbst derjenigen, der es gebracht ward, zu verbergen!"

Ich selbst hatte seit kurzem oft ähnliche Reflexionen angestellt; aber ganz eigen war das Gewicht, welches dieselben durch ihre Bestätigung in dem Kopfe eines ältern Freundes erhielten. Er, auf den ersten Anblick jedem Enthusiasmus feind, hatte seit einer Reihe von Jahren mir gewissermaßen den Ausgang aller meiner jugendlichen Neigungen und Abneigungen vorher gesagt; ich wagte in der That kaum mehr, ihm die neue aufkeimende Liebe für Johannen zu gestehen — und nun ward eben dieser Mann mit einem Male selbst wieder jugendlich und enthusiastisch! Hier mußten ja wohl in der That Vorzüge anzutreffen sein, wie sie, auch bei längerem Leben und vielen mit wohl verkühlter Phantasie angestellten Beobachtungen, nicht alle Tage vorkommen! Ich hielt mit solchen günstigen Wahrnehmungen Johannens Aeußeres zusammen — ein Ensemble, das, zwar nicht schön nach eigensinnigen und willkürlichen Regeln, doch den reinen Spiegel ihres interessanten Innern dem gefesselten Beschauer vorhielt. — Mein Entschluß gedieh zur Reife. Eine dritte Reise nach der Residenz, in größerer Spannung als die beiden vorigen zurückgelegt, ward unternommen. — „Johanna," sagte ich, nachdem ich ihrer Schwester Brief ihr mitgetheilt, „Ihr Geheimniß ist verrathen, das meinige bewahre ich noch in meinem Herzen; aber gebieten sie mir mit einem Worte oder Blicke, und es ist alsbald auch das Ihrige!" — Sie sah mich fragend und sanft erröthend an. — „Johanna," fuhr ich fort, „wären Sie ein gewöhnliches Mädchen, so müßte ich einen andern Weg gehen, als den ich jetzt einschlage; durch Declamation und Schmeichelei müßte ich zugleich Gefühl und Eitelkeit bestürmen; mein Augenmerk müßte vielleicht auf Ueberredung und Ueberraschung gerichtet sein. Bei gewöhnlichen Mädchen entscheidet oft der Eindruck eines glücklichen Augenblicks — Ich will einem solchen Augenblicke nichts verdanken. — Schauen Sie in Ihr Inneres, schauen Sie in das meine; erwägen Sie Ihre letzte Vergangenheit und Ihre nächste Zukunft, und fassen Sie hiernach Ihren Entschluß! — In Liebe zu leben, in Liebe zu wirken, durch Liebe zu beglücken — das war die Aufgabe, welche bisher in dem schönen Verhältnisse zu Ihrer Schwester Ihnen vorschwebte. Dieses Verhältniß ist jetzt durch Entfernung der Letztern beinahe aufgehoben; aber das alte reine Liebesbedürfniß ist Ihnen geblieben. Mit demselben stehen Sie von jetzt an einer Außenwelt gegenüber, die Sie nicht kennen mögen, weil sie ihre Schwester verkennt, die Ihnen mehr als hundert Andern Ihres Geschlechtes fremd blieb, und ohne Mittelsperson noch lange fremd bleiben wird. Lassen Sie mich diese Mittelsperson werden; lassen Sie mich den Schatz von Lieb' und Güte, der in Ihrem edlen Herzen ruht, nicht sowohl als Geiziger allein zu meinem Besten heben, als ihn vielmehr, in weitem Kreise, als Menschenfreund in Umlauf setzen! Lassen Sie mich Ihren Schatzmeister sein, dem Sie schon ein Mal Vertrauen schenkten, und dem Sie es auch ferner sollen schenken dürfen."

Noch immer stand Johanna schweigend und hocherröthend da. — „Darf der Schatzmeister nicht um den Schlüssel bitten?" fragte ich endlich. — „Er hat ihn schon!" antwortete sie schluchzend und lag in meinen Armen. —

Ein Jahr war vergangen; der briefliche Umgang, zuletzt noch durch einen vierteljährigen Besuch Johannens beim Major ergänzt, hatte die Herzen immer fester und fester geknüpft, Emiliens Ehescheidung war seitdem erfolgt, und nun brachte dem Sehnsüchtigen die letzte Post auch seine Ernennung zum wirklichen Rathe. Freudestrahlend eilte er in die Wohnung des Majors, und hier ward sofort der nahe Tag der ehelichen Verbindung festgesetzt. Er mußte — darauf bestand der alte Militair durchaus — in des Majors Hause gefeiert werden; denn gar zu gern betrachtete dieser sich als den Protector und ursprünglichen Begründer dieser Ehe. Seitdem machen wir gewissermaßen nur eine einzige Familie aus. Die Geburt eines Sohnes erhöhte noch unser ehrliches Glück, und läßt uns anders der Himmel gesund, so zweifeln wir nicht, daß, wie bei unserm würdigen Freunde, noch nach funfzehn Jahren unser Vermählungstag für uns das schönste Fest der Erinnerung sein wird.

Chr. Feldmann.

Deutsche Romane.

Der Seher von Venedig. Ein psychologisches Nachtgemälde u. s. w. Von dem Verf. der „Braut von Jerusalem" W. M. Nebel. Mannheim, Löffler.

Der Verf. nennt auf dem einladenden Titel sein Buch ein Gemälde, und nicht blos einfach ein Gemälde, sondern ein „Nacht-" und zwar „psychologisches Nachtgemälde," und zwar ein Nachtgemälde „menschlicher Verirrungen"; wo? „in den Labyrinthen des Aberglaubens und der Mystik." Auch fügt er hinzu: „zur Warnung und Belehrung der Menschheit." Er gibt noch ferner an, der Roman sei nach den Skizzen einer italienischen Geschichte des 17ten Jahrhunderts gearbeitet. Mit Verlaub, Herr Nebel! das ist, aufs gelindeste ausgedrückt, eine Mystification, wie es ebenfalls eine Mystification ist, daß das Buch zur Belehrung der „Menschheit" geschrieben sei. Thut dieser Mensch auf dem Titel und in der Vorrede doch wirklich, als ob er Wunder weiß was für psychologische Geheimnisse und menschheitbelehrende Erfahrungen aufdecken werde, und doch enthält sein Roman nichts, gar nichts, was sich die blinde Menschheit als Lehre oder Warnung aneignen dürfte. Wir haben hier nichts, als die Intrigue eines mystischen Taschenspielers, Namens Eli, der ein Grieche ist und einen edlen venetianischen Jüngling zum Somnambulen macht — ein Zustand, in welchem er mit der Seherin von Prevorst zur Wette Himmel und Hölle bereist. Die Darstellung ist flau und schmeckt nach gar nichts. Das arme Venedig — wie sehr ist es seit Schiller's „Geisterseher," an welchen das Buch mehrfach erinnert, von unsern Romanschreibern in Contribution und als eine ächte Wasserstadt unter das Wasser ihrer unschmackhaften Individualität gesetzt worden! Entweder war Hr. Nebel, der Verf. der „Braut von Jerusalem," die ich wenigstens nach vorliegender Probe nicht heirathen möchte, selbst benebelt, als er das Buch schrieb, oder er hatte die unedle Absicht, sein Publicum zu benebeln — die Bleikammern spielen auch darin; ferner ein Mord; ein schändlicher Jude; ein gutes, liebes, gemüthliches Mädchenpaar; ein guter, lieber deutscher Baron, ein guter lieber Unglücksfall, vermöge dessen Eli mit seinen Retorten und Geräthschaften in die Luft fliegt; endlich eine gute, liebe Heirath oder zwei, und noch viel anderes Liebes und Gutes, obgleich sich von dem Buche selbst nicht viel Gutes und Liebes sagen läßt. M.

Novellen von Josephine v. Nemekhazy. Leipzig, Kollmann.

Eine ganze Sammlung von Novellen, darunter auch geschichtliche Skizzen, z. B. eine ziemlich nackte Skizze von Cola Rienzi's Leben, das durch Bulwer's Roman uns Allen so nahe getreten und erst neuerdings mit historischer Treue und psychologischer Einsicht von Jul. Mosen zu einem vortrefflichen Trauerspiel verarbeitet wurde (mitgetheilt in Willkomm's dramatischen Jahrbüchern, 2tes Heft). Sind die Novellen auch von keinem hervorstechenden Werth, so sind sie doch angenehm lesbar und gut in Sprache und Darstellung; eine gewisse weibliche oder ältliche Ruhe charakterisirt sie, so weit Ruhe Etwas zu charakterisiren im Stande ist. Unter den „Gedanken und Bildern" ist manches Flache und Gewöhnliche, aber, wie unter den meist unreifen Gedichten, auch manches von einer zarten Empfindung Angeflogene.

M.

Bei Nacht und Nebel. Roman von Friedrich Clemens. Güstrow, Opitz.

Bei Nacht und Nebel! — Wahrlich, wer schreibt jetzt bei Sonnenschein? Düster ist die Halde, darauf wir hantieren; dunkle Nebelgeister umschwirren uns; der Sturm fährt über uns dahin und wühlt in unserm Haar, in der Tiefe unseres Busens selbst; wir sprechen den Hexensegen über unsere Zeit, wer da? ein Gendarm, ein Landreiter, ein Profoß oder so was; unsere Poesie ist zum Henker — wir müssen gute Cameradschaft mit den Gendarmen machen, um nicht selbst zum Henker zu gehen. Auf Du und Du! Ein Glas Branntwein! der ist Gottesgabe und der allgemeinen Landeserziehung und Volksdämmerung wegen wenig versteuert, obgleich mehr als Wildprett, Austern und all das Unterfutter für aristokratische Magen. Ich wünschte einmal von einem berliner Eckensteher ein Steuersystem ausgearbeitet zu haben! Es würde sehr demokratisch ausfallen; wenn er aber die Macht hätte, so würde er auch das Recht haben, das Schweinefleisch von der Accise zu befreien und die Austern zu besteuern. Wer wollte dagegen murren, wenn die Macht eines Königs, das Recht eines Gesetzgebers von Gottes Gnaden und der demokratische Geschmack und die natürliche Einsicht eines Eckenstehers sich in einer Person begegnen? Wie lange dauerte es, so hätte auch der König Eckensteher seine Gendarmen, seine Profoße, seine Landreiter, seine Censurgesetze und Demagogengerichte! Tout comme chez nous, nur ein wenig im Geschmacke und im Sinne eines Eckenstehers!

Wie ich nur so vom Hundertsten aufs Tausendste komme! der Geist des Buches, das ich besprechen will, hat auf mich ein wenig eingewirkt. Clemens liebt es auch, wenn er von Citronen sprechen will, eine Naturgeschichte der Knackmandeln zu schreiben, und wenn er der deutschen Freiheit gedenkt, vielleicht auch der hannöverschen Gefangenen zu gedenken, die noch keine Amnestie erhalten haben u. s. w. Ich sage das nur so ohne alle Beziehung; denn wenn ich auch glaube, daß Deutschland eher ein Land der Knackmandeln als der Citronen sei, so glaube ich doch keineswegs, mein Vaterland damit insultirt zu haben. Wenn ich zu irgendwem sage, er sei eher eine Knackmandel, als eine Citrone, so hat der Mann deshalb noch kein Recht, mich in eine Injurienklage zu verwickeln.

Auch Friedrich Clemens (Gercke) ist eine echt deutsche Knackmandel, eine Frucht, schwer aufzubeißen, ein Räthsel, mit Mühe zu lösen. In ihm begegnet sich faustisches und mephistophelisches Element, der Don Juan und der Trappist, die Assonanz und die Dissonanz, die Harmonie und die Disharmonie, ein ganzes Orchester von Stimmungen und Mißstimmungen, ein Katzen- und Nachtigallenconcert, das kreischende Gestöhn der Eule und das liebliche Trillern der Lerche; ja es kam einmal vor zwei Jahren so weit mit ihm, daß man ihn für eine revolutionäre leipziger Lerche ansah und ihn als Dessert auf der Pfanne des jungen Deutsch-

lands braten wollte; er wurde, wie er selbst sagt, mitgefangen, mitgehangen. Nun kommt er und erwacht von seinem Scheintod und bewirthet uns bei Nacht und Nebel mit seinem neuen Roman, in welchem keine sansculotte politische Gesinnung, höchstens ein sansculotter Humor waltet, der sich seiner Nacktheit nicht schämt, weil sie etwas Glänzendes und höchst Natürliches hat. Dieser Humor ist zugleich eine Taube mit den brennenden Augen einer Tigerkatze, er ist ein Königstiger, bunt gefleckt, mit schöner Haut und mit einem langen Prahlschweif, der einem Pfauenschweife nicht unähnlich ist und wie dieser hundertfarbige Augen hat und womit Clemens sein Rad eben so gut zu schlagen weiß, wie ein Pfauhahn oder Equilibrist. Clemens ist um seinen Glauben gekommen, aber er gehört nicht zu denen, die, wie es in der ungläubigen Hälfte des monarchischen 17ten Jahrh. Sitte war, damit prahlen und über den Gläubigen spotten — es ist ein Schmerz in ihm, eine wehmüthige Klage, eine kindliche Rührung, die sich häufig aufrichtet wie ein Riese der Poesie, wie der große heilige Christoph, der den Weltheiland trägt, den erlösenden demokratischen Weltschmerz, den Schmerz über eine Civilisation, die an sich selbst die glänzendsten Lügen begeht und sich überwacht hat und ihrer Schläfrigkeit müde ist. Diesen Roman kritisire ich nicht, ich kritisire nichts, was ich liebe; ich könnte sagen, die Situationen wären originell, das Personal eine neue Erfindung, manche Partieen zu sehr auf die Spitze gestellt, der Humor trefflich, aber hin und wieder zu breit; ich könnte auf die rührende Figur des Küsters hinweisen, auf den tollen Schneidergesellen und seinen philosophischen Studenten, mit dem er fechten und hungern geht; auf diesen Studenten selbst, der eigentlich ein Hermaphrodit ist und sich in Frauenkleidern verheirathet und darauf als Student in Mannskleidern den Comment und die liederlichsten Streiche mitmacht; auf den originellen Arzt und sein Verhältniß zu einem verwilderten Waldmädchen, das er zuletzt wie eine Gemse hetzt aus Liebe, bis es sich aus Liebe und Furcht zu Tode stürzt — dergleichen könnte ich anführen und loben und tadeln, aber ich mag mich nicht in der Vorrede zu dem neuesten künftigen Werke des Verf. als bankerotter Kritiker aufgeführt sehen, wie er in der jetzigen mit meinen Vorgängern verfahren ist; ich überlasse den Roman sich selbst und rathe dem Leser nur, sich von der sprachlichen Breite des ersten Capitels nicht schrecken zu lassen und sich in den Roman hineinzulesen. Es gibt Persönlichkeiten, in deren innerste Tiefen, in deren unterste Hölle man sich stürzen, die man mit Gewalt ausbeuten und sich gewinnen muß, um sie lieb zu gewinnen. Wer aber von sich im Voraus überzeugt ist, daß er keinen Humor besitzt, und somit Mitglied eines Publicums ist, welches in Deutschland einen unermeßlichen Anhang hat, der lasse das Buch ungelesen, damit er an ihm auf keine Weise ein Unrecht thue; wir haben, unter uns gesagt, des Unrechts genug.

M.

Notizen.

[Musikalisches.]

Der geniale Clavierspieler Liszt hat sein Talent auf eine merkwürdige Bahn geleitet, indem er die Beethoven'schen Sinfonien eigenthümlich aufgefaßt hat und dieselben den Clavierspielern auf eine solche Art bearbeitet vorlegt, daß sie als ganz für dieses Instrument gedacht erscheinen. Man kann die von ihm geschaffenen Kunstwerke nicht Arrangements nennen, in der gewöhnlichen Bedeutung, sondern eigne vom schöpferischen Urgeiste Beethoven's durchdrungene Reproductionen. Das musikalische Publikum wird bald Gelegenheit erhalten, sich davon zu überzeugen, denn nächstens wird die fünfte dieser Sinfonien, die C moll, für das Pianoforte solo bei Fr. Hofmeister in Leipzig, in welchem Verlage künftig alle Liszt'schen Compositionen erscheinen, herausgegeben werden.

Francilla Pixis ist für diese Winterstagione als dritte Prima Donna an dem großen Theater in Mailand engagirt. Sie tritt in einer komischen Oper zuerst mit dem berühmten Buffo Lurio auf, später mit der Schoberlechner in der Opera seria von Coccia.

Die Etuden von Henselt, einige der genialsten Compositionen der Gegenwart, werden in 2 Heften im Februar ausgegeben werden.

[Panorama de l'Allemagne.]

Dies ist der Titel der mit dem ersten Februar beginnenden Revue, welche Savoye in Paris unternimmt. Zunächst erscheint alle 14 Tage ein Heft, später alle 8 Tage. Alle Interessen Deutschlands werden hier zur Sprache gebracht werden in großem Maßstabe. Die bedeutendsten Schriftsteller des Vaterlandes sind zu Beiträgen aufgefordert, welche die Redaction in Paris französisch wiedergibt. Von Franzosen werden Edgar Quinet, St. Marc Girardin, Buret, Alphonse Royer, Barthélemy St. Hilaire u. A. beisteuern; auch Meyerbeer und Mainzer werden es an Gaben nicht fehlen lassen.

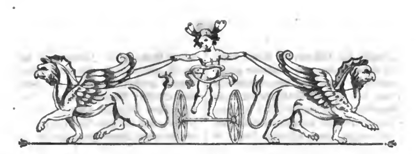
[Die Taglioni.]

Sehr neu oder wenig bekannt ist die Bemerkung Mundt's (in seinem Tagebuch aus Paris), daß die Taglioni seit zwei Jahren verheirathete Gräfin Gilbert des Voisins ist und nur als Künstlerin ihren Namen Maria Taglioni beibehalten hat. Von ihrer Person sagt Mundt: „Es war mir interessant, diese Grazie in der Nähe betrachten zu dürfen. Sie hat ernste Augen, eine sehr stark gewölbte, aber schöne Stirn, und eine merkwürdige, etwas gedrängte Bildung des Hinterkopfes. Ihr Körper ist zart, dünn, ätherisch durchsichtig. Maria Taglioni ist gütig und einfach in ihrem Wesen. Sie ist sehr gebildet, und soll sich in fünf Sprachen mit Leichtigkeit ausdrücken, in keiner aber mit so ciceronianischer Beredsamkeit als in der ihrer Füße."

[Sir Francis Head.]

Der jetzt in den politischen Zeitungen vielerwähnte Militair-Gouverneur von Ober-Canada Sir Francis Head ist der Autor eines sehr interessanten Werkes: A ride through the Pamphas, und einer humoristischen Beschreibung der Rheinbäder, die mit zu dem häufigen Besuch der Engländer beigetragen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 21. — den 29. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mundt's Tagebuch aus Paris.

Es war ungefähr zur Zeit, wo die Schwalben und Singvögel wiederkehren, als Mundt die deutsche Heimath verließ. Viele seiner Freunde hielten es für eine Auswanderung, und wer sein Volk geistig aufgibt, soll ihm auch äußerlich nicht mehr angehören wollen. Es schien fast, als hätte Mundt in Deutschland für Deutschland nichts mehr zu thun. In Deutschland auf Glück zu warten, auf persönliches und weltgeschichtliches, dazu gehört entweder viel Geduld oder viel Unmoralität, und wenn nun auch das Unglück müde geworden an dem unermüdeten Gehirn: nun dann sucht man eben das Weite und läuft, wie der Ritter in dem Mährchen, dem unsichtbaren Silberglöckchen, dem geheimnißvollen Rufe der verhüllten Zukunft, nach, um zu finden, was die Heimath nicht mehr bietet, neues Glück und neues Unglück. Das ist der Zauber, der im Posthorn tönt, wenn Du alles hinter Dich wirfst oder vielmehr alles von selbst schon von Deinen gleichgültigen Schultern herabsank. Kaum wendest Du Dich noch rückwärts zum Abschied, denn Deine ganze Seele bebt dem Ungewissen entgegen. Schon im Knabengemüth regt sich oft der dunkle Drang, die Enge der gebundenen Gewohnheit plötzlich zu durchbrechen. Und was den Knaben in der dumpfigen Schulstube, auf dem kargen Spielplatze hinter der Kirche, als Engigkeit drückt, das erwächst dem männlichen Geiste mit Bewußtsein als Ueberdruß. Man kann mit Ueberzeugung Deutschland müde werden, und mich dünkt, so stand es mit Mundt, als er einen großen Spaziergang antrat; sein Spaziergang machte die Miene einer Auswanderung. Nur wenige seiner Freunde wußten, daß diese deutsche Seele doch bald wieder nach der Heimath verlangen würde. Und schon in Brüssel suchte Mundt sich vorzugsweise die Deutschen heraus, es war schon eine Anwandlung von Heimweh. Dann aber nahm ihn die große Lutetia-Paris in ihre weltweiten Arme. Der Strom mit seinen Strudeln hielt ihn Monate lang gefangen, man hörte wenig von ihm, der Deutsche schien alle Hände voll zu thun zu haben, um sein Deutsch zu vergessen. Plötzlich saß er in London und phantasirte über die Sympathien des englischen Lebens mit dem heimischen. Diese Entdeckung hatte den Quell seiner Rede wieder springen lassen, und er schrieb jene neun trefflichen Briefe über London, die wir unsern Lesern in diesen Blättern mittheilten. Bald darauf suchte er sich in Hamburg taugliche Lebenselemente und gab im „Delphin“ jene „Vertrauten Briefe“, die an Zartheit und witziger Gemüthlichkeit in der Literatur des Humors ihresgleichen suchen; seine pariser Weltfahrten und Anschauungen behielt er aber bei sich, wie seinen besten Bissen.

Der erste Band der „Spaziergänge und Weltfahrten“ (Altona bei Hammerich) bringt nun die Briefe aus London in zusammenhängender Reihe und das Tagebuch aus Paris. Da dies bis jetzt vorenthalten blieb, glaubten wir, Mundt's Anschauungen vom Leben der französischen Gesellschaft würden sich langsam zu Novellen-

skizzen gestalten, allein die beschreibende Natur dieses Autors ist auch in diesen Stoffen noch mächtiger geblieben als seine gestaltende. Wie aber Mundt beschreibt und schildert, so liegt seine ganze Persönlichkeit im Stofflichen, das sein Gegenstand wird, entfaltet, und sein ganzer nervenzarter Mensch mit aller Schwelgerei seines Herzens, mit allem Uebermuthe seines fessellosen Geistes ist wie hingebreitet über das Object, das ihm zu seinen Lebensphantasieen Veranlassung bietet. Wir haben von andern deutschen Naturen in letzter Zeit viel Werthvolles über Paris erhalten. Legationsrath v. Kölle gab in seinem „Paris im Jahre 1836" ein wissenschaftlich getreues, gewissenhaft strenges Bild von der Weltstadt, die man noch immer gewohnt ist, für den Heerd der europäischen Revolutionen zu halten. Professor Gans beleuchtete in seinen „Rückblicken" die pariser Salonfiguren in den Zeiträumen 1825, 1830 u. 1835, um aus ihnen den Stand der geschichtlichen Ideen der modernen Menschheit zu erlauschen. Beurmann stellte ganz kürzlich in seinem „Paris und Brüssel" die französischen Persönlichkeiten und Zustände unter die Lupe seines feinen, klugen Verstandes. In Mundt wird das deutsche Gemüth über Paris laut. Ihn kümmern weniger die staatlichen Fragen, die geschichtlichen Gedanken des Jahrhunderts, er weiß darum, und aus diesem Boden erwachsen seine Betrachtungen, aber ihn kümmert weit mehr die lebendige Menschheit selbst, mit ihrem täglichen Bedürfniß nach Liebe, mit dem täglichen Zerscheitern ihrer liebsten Hoffnungen. Wie jene Autoren über Frankreich berichten, so könnte auch der Esprit anderer Nationen sich verlautbaren, wie Mundt schildert, kann nur ein Deutscher schildern. Das deutsche Gemüth, das in Mundt seine neueste Sprache gewinnt, ist freilich ein ganz pointirtes; es ist das deutsche Gemüth in der Periode nach Börne. Es nistet sich nicht mehr in die kleine Scholle der Bequemlichkeit, vergräbt sich nicht im Versteck der Herzenseinsamkeit, schwelgt nicht im isolirten, weltentfremdeten Unglück; es hat sich der Welt hingegeben, durchadert das Bergwerk des ganzen Erdenlebens, stürzt sich in den Ocean der menschlichen Freuden und Leiden, aber ringt doch immer, selbst unter dem Wogenschlage der Elemente, wo es sich stark und groß macht, nach einer Insel stiller Glückseligkeit, wo das Herz mit seinem Schicksale abschließen könnte. Mich dünkt, dies bezeichnet dieses Autors Mittheilungen aus der Fremde; selbst in dem Hasse gegen manchen dumpfen Eigensinn der Deutschen klingt deutsches Heimweh durch. Es ist das Gemüth der neuen Zeit, das sich in dieser Persönlichkeit ausgebildet hat, und weil es ganz in den Geist unsers Jahrhunderts aufgegangen ist, so hat es auch nicht die Schwächen, die sich sonst an das Gemüth anschmiegen, es ist nie weichlich, nur in frühern Schriften Mundt's mag sich dergleichen mit etwas rednerischem Eigensinn geltend machen; es hat alle Tugenden, und mit dem Scharfsinn, dem Witz und dem übersichtlichen Weltblick alle Waffen unsers Jahrhunderts in Händen. Dies Gemüth der Neuzeit ist nicht etwa zahm, schüchtern, sich selbst genugsam, dies Gemüth ist vielmehr die furchtbarste Macht, so sehr es auch mit lächelnder Grazie in die Welt tritt. Es ist ein allbewegliches, allbezwingendes Element des modernen Geistes, es läuft überall umher, saugt sich an allem fest und besiegt es durch die rastlose Liebe, womit es verwundend oder beseligend seine Umarmungen austheilt. Weil es so echt menschlich, so unerschütterlich human ist, läuft die Welt Gefahr, von ihm ganz und gar verzehrt zu werden, denn es zieht das widerrechtlich Erniedrigte aus der Enge hervor, und quält das anmaßlich Erhobene, bis es halb ohnmächtig vom Postamente herabstürzt. An den gefeierten Potenzen deckt es uns unbarmherzig, wenn auch mit Wehmuth, die menschlichen Schwächen auf, und in dem Mißachteten zeigt es uns oft die Tugenden des menschlich Schönen. So schildert Mundt die pariser Grisetten mit einer Rührung, die zum Glück auch sehr witzig ist, sonst würden wir es vor Wehmuth nicht aushalten, und zergliedert uns hochgewürdigte Gestalten, wie Talleyrand, Chateaubriand, Lamennais, Victor Hugo, mit einer üppigen Ironie, daß man meint, mit solcher Kritik ließen sich die Pole der Erdachse wie ein Taschenmesser bequem zusammenklappen und in die Tasche stecken. Wir staunen über diese Höhe des Standpunctes, welche hier der deutsche Humor erringt, indem er über die gefeierten Notabilitäten Frankreichs mit eben so viel zweischneidiger Ironie als harmloser Gemüthlichkeit triumphirt. Diese Triumphe gestehen wir ihm zu, soweit sie Persönlichkeiten der Zeit betreffen; er will aber auch die Ideen der Zeit an seinen Wagen spannen, und hier müssen wir ein Veto erheben. Ich meine Lamennais. Diese Persönlichkeit mag Mundt mit dem hellen Glanze seiner Waffen bezwungen, ihre vergeblichen Bemühungen, den Papst als eine Vernunft der Gesammtheit zu construiren, alle ihre Widersprüche mit Witz und Scharfsinn in sich aufgelöst haben, allein das Element, in welchem sich diese Person getragen fühlt, reicht weiter, und ist in Lamennais nicht ausgelebt. Hier erreicht die lächelnde Anmuth, mit welcher Mundt gegen Lamennais zu Felde zieht, ihre Gränze; sie müßte einen geschichtlichen Standpunct einneh-

men, um sich nicht zu verirren. Mundt hat sich von Lamennais' Persönlichkeit gegen seine Ideenkreise einnehmen lassen, und sein allerdings glänzend geschriebener Artikel ist doch nur ein gesellschaftliches Herumdebattiren. Wir können Alles unterschreiben, was er zur Widerlegung der katholischen Demokratie beibringt, so weit diese sich in Lamennais mit vergeblichen Versuchen zu entwickeln anhob; die unberechenbare Bedeutsamkeit dieser Erscheinung für die katholische Welt läßt sich nur auf einem andern Standpunkte würdigen, von dem aus die Sache der Völkerbefreiung in ihrem furchtbaren Ernste erscheint. In Lamennais wird trotz allen falschen Versuchen des rednerischen Priesters, sich in der Welt der Freiheit mit seiner Altgläubigkeit zu orientiren, die hungernde Armuth geistig emancipirt, und dieser Krieg der Armuth mit dem Reichthum, vielleicht der einzige, den die moderne Menschheit im Ganzen und Großen noch zu führen hat, ist mit den Irrthümern eines einzelnen Wortführers nicht erledigt. Der Humor hat das Recht, die Persönlichkeit vor der Idee, die sie vertreten will, in ihrer Unzulänglichkeit zu portraitiren, aber mich dünkt, in Mundt's Darstellung habe der Humor die Brücke zum geschichtlichen Ueberblick, wo der ganze Ernst über die Zukunft der heranrückenden Geschlechter uns überwältigen muß, **nicht** gefunden. Es ist dies ein Thema, das sich auch hier nicht erledigen läßt; als bezeichnend für Mundt's Auffassung deute ich nur noch an, daß der sittliche Spartanismus und die reine Hoheit eines christlichen Radicalismus, der in den Paroles sich neben fanatischer Rhetorik Bahn bricht, ihn wenig ergriffen hat. Auf ähnliche Weise, wie Mundt mit Lamennais umspringt, ließe sich auch mit Börne fertig werden, mit der Person Börne, aber ein solcher gordischer Knoten in dem Gestrick der modernen Kulturentwicklung wäre damit weder gelöst noch zerhauen.

Den reichen Genuß, den das „Tagebuch aus Paris" bietet, wird sich die deutsche Lesewelt nicht vorenthalten, wir ersparen ihr deshalb die vereinzelten Hinweise. Es ist der liebenswürdigste Humor, der hier mit dem Tiefsinne und der Innigkeit des deutschen Gemüthes Arm in Arm durch die Straßen wandelt, das Pflaster und das arme Volk beobachtet, sich mit den Reichen zu Tische setzt, in das Boudoir der Damen lugt, sich über das Menagemachen erbaulich ergießt, die pariser Grisetten mit der pariser Tugend in Vergleich bringt, bei den Großen mit listiger Bescheidenheit anklopft, ihre Größe mit deutschem Stolze beseitigt, am Foyer der Oper über die ephemeren Notabilitäten, wie Scribe und Jules Janin, sich mit Würde lustig macht, die Französinnen bei der Toilette und beim Tanze lorgnettirt, kurz, das ganze glänzende Elend der pariser Welt in seinem reizenden Zauber durchlebt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Eisenbahn, Dampfschifffahrt, ein Engländer über Deutschland.]

Mehr als die cölner Frage beschäftigen uns im Augenblicke die industriellen Unternehmungen, die ihren materiellen Nutzen bringen. Die Eisenbahn von Mainz nach Frankfurt wird wirklich begonnen, sie ist kein Luftgebäude mehr. Die definitive Concession wird von den drei betheiligten Regierungen den Actionairen unter Bedingungen gegeben, die für Letztere sehr günstig sind; deshalb sind die Actien bedeutend gestiegen. Außerdem ist es nun kein Zweifel mehr, daß diese unser Bahn mit den Bahngängen, welche aus dem südlichen Deutschland und aus Frankreich kommen, in Verbindung gebracht wird. Es werden derselben dadurch Vortheile zugeführt, deren sich keine andere Bahn rühmen kann. Die rheinische Dampfschifffahrt wird mit diesem Frühjahre eine Ausdehnung erhalten, wie wir sie am Rheine noch nicht sahen. Die Concurrenz der neuern mit der ältern Dampfschifffahrt wird ihre guten Früchte bringen, und ein lebendiger Verkehr auf dem Rheine wird sich dadurch erzeugen, der nicht ohne die besten Folgen für den Wohlstand unsrer Gegend bleiben kann. — Auch der neue hessische Gewerbe-Verein verspricht sehr viel Gutes für unsre Industrie und unsern Handel. Die jährlichen Industrie-Ausstellungen und die Aufmunterungen zu vortrefflichen Erzeugnissen durch Preis-Medaillen sind geeignet, unsrer Fabrikation und unsern Gewerben Aufschwung zu geben, und wir werden dadurch nach gerade der Concurrenz mit dem Auslande ruhig entgegensehen können. Durch diesen Gewerbverein sind wir erst aufmerksam gemacht worden, wie viel Schönes und Gutes in unserer Umgegend producirt wird, und wie man bisher manches für vieles Geld von auswärts kommen ließ, was man weit besser und billiger in der Nähe hatte. —

Von einem hier seit längerer Zeit wohnenden Engländer, Namens Ineledon, ist in englischer Sprache vor kurzem eine Schrift herausgegeben, die hohes Interesse erregt, und der allgemeinsten Besprechung werth ist. Die beliebte Schrift heißt: „Der Taunus." Man irrt aber, wenn man das Werk für eine bloße Beschreibung der pitoresken Schönheiten und der Naturschätze dieses gesegneten Landes hält. Wohl werden auch hier Ruinen, Schlösser, Alterthümer, Bäder u. s. w. geschildert; aber an diese Schilderungen werden Reflexionen vom allgemeinsten Interesse geknüpft, über Religion, Freiheit, Sitten, Verfassungen, Gebräuche und Lebensweise, oft mit vergleichenden Blicken auf England, die darum so anziehend sind, weil sie von einem Engländer kommen, dem Freimüthigkeit und Vorurtheilsfreiheit über alles gelten. Am beredtsten und zugleich am anziehendsten wird der Verfasser, wenn er die Lage des

Landmanns am Rhein mit der Lage der untern Stände Irlands vergleicht. Hier wird bei ihm ein edler Zorn rege, und schonungslos geißelt er die Gebrechen und Fehlgriffe der englischen Regierungen, dem armen Irland gegenüber, und er preist die deutschen Regierungen, denen, wie er sagt, weit mehr das Glück ihrer untern Volksclassen am Herzen liegt. Incledon ist in hohem Grade ein liberaler Schriftsteller, und wenn Einige das nicht mit dem Umstande zusammenreimen können, daß er seine Schrift dem Herzoge von Nassau widmet, und von demselben als Anerkennung einen kostbaren Brillanten erhielt, so mögen diese im Buche selbst sich überzeugen, daß Incledon auch gewisse Institutionen tadelt, scharf tadelt, und daß er namentlich dort seinem Unmuthe vollen Lauf läßt, wo er sieht, daß roher Vandalismus die heiligen Reliquien aus alter Zeit nicht zu schonen wußte. Ebenso verhaßt ist Herrn Incledon jede religiöse Intoleranz, wo er sie auch findet. Wir hören gern diesen geistvollen Engländer mehr als einmal in seiner Schrift über die Emancipationsfrage der Juden reflertiren, sie ist ihm eine Angelegenheit der Menschheit, und schwer tadelt er die Deutschen und die Engländer, daß sie zaudern, diese große Schuld der Aufklärung des Jahrhunderts abzutragen. Ueberhaupt sind es die höhern menschlichen Interessen, die den Verfasser beseelen, und während wir ihn mit der Beschreibung einer Burgruine beschäftigt glauben, entschlüpft uns plötzlich der Reisebeschreiber des „Taunus", und wir haben den edelsten Humanisten vor uns, glühend vor Zorn oder vor Freude, je nachdem ihn gerade ein Gegenstand fortreißt, der seinen menschheitlichen Ideen zuwider ist oder entspricht. Incledon's Gemüth ist durch und durch ein poetisches, er weiß den meisten Stoffen eine erhabnere Seite abzugewinnen, und sie sogleich in den Rahmen eines frischen, warmen Liedes zu fassen. Solchen kleinen Gedichten begegnen wir in dem Buche sehr vielen; sie zeugen von einer reichen Phantasie und von einer Wärme des Gefühls, die außerordentlich wohlthut. Es ist unmöglich, von diesem Buche nicht aufs freundlichste angesprochen zu werden. Aber wenn man auch ganz von der poetischen Seite des Buches absieht, und nur die historische in Erwägung zieht, bleibt dem Buche immer noch ein bedeutender Werth. Es ist interessant, den Sohn Britanniens alle Theile dieses gebirgigen Landes zu Fuße durchwandern zu sehen, die Höhen des Donnersberges besteigend, die romantisch-majestätischen Ufer des Rheins, der Lahn, der Nahe aufsuchend, stets das Tagebuch in der Hand, um die hervorstechendsten Schönheiten dieses Paradieses zu skizziren, und sich den lebendigsten Eindrücken hinzugeben. Wir zweifeln nicht, daß diesem Buche in England und in Deutschland die allgemeinste Anerkennung werde. Wer in diesem Werke blos einen Wegweiser am Rhein und am Taunus sucht, wird sich nicht befriedigt finden. Wer aber von einer Rhein- und Taunus-Reise mehr erzielen will, als blos eine locale Kenntniß der unzähligen Naturschönheiten dieser Gegend, der wird in Incledon's Buche Aufschlüsse finden, die ihm von unendlichem Werthe sind.

Die Direction des rheinischen Kunstverbandes hat kürzlich einen Generalbericht ihrer Wirksamkeit im Jahre 1837 dem Publicum mitgetheilt, der zu schönen Erwartungen für die Zukunft berechtigt. Konnte es schon im ersten Jahre dahin gebracht werden, daß in den fünf Vereinstädten für 24,000 Fl. Kunstgegenstände aufgekauft wurden, so dürfte in den nächsten Jahren die Ankaufssumme in dem Grade steigen, als das Publicum immer mehr Interesse für diesen schönen Verband nimmt. Aber auch die Künstler werden in Zukunft sich eines Bessern von diesem Kunstverbande belehren, und denselben mit werthvollern Kunstwerken versehen, als im vergangenen Jahre, wo man, so scheint es, noch keine große Hoffnung von diesem Institute hatte, und die echten historischen Gemälde lieber den größern Ausstellungen überantwortete, als dem Turnus in den fünf Rheinstädten. Erfreulich ist es, wenn in dem Generalberichte gesagt wird, es sei die Absicht der verbundenen Vereine, zukünftig durch ausgezeichnete Werke der vervielfältigenden Künste, welche auf gemeinschaftliche Kosten gemacht, und, ohne in den Kunsthandel zu kommen, nur an die Mitglieder unserer Vereine vertheilt werden sollen, das Interesse für die Verbindung zu erhöhen, und durch vereinte Kräfte auch in diesem so wichtigen Theile der Kunstproduction das Ausgezeichnete zu leisten. Wir erfahren ferner in diesem Generalberichte, daß noch mehrere entferntere Vereine den Anschluß an unsere rheinische Verbindung beabsichtigen, daß aber eine solche noch größere Ausdehnung des Verbandes vorerst und so lange nicht räthlich sei, bis die Erfahrung die Grundsätze der Verbindung in ihrer ganzen Ausdehnung erprobt hat. Viel räthlicher wäre es vielleicht, das Beispiel der rheinischen Verbindung auch in andern Städten, deren geographische Lage einer solchen Verbindung günstig ist, nachzuahmen, da wirklich dieses Bedürfniß der Verbindung in allen kleinern Kunstvereinen gefühlt werden muß.

Notizen.

[Ein altes gutes deutsches Motto.]

In einer Stadt, die sich nicht nennen will, fand man neulich folgendes Placat:

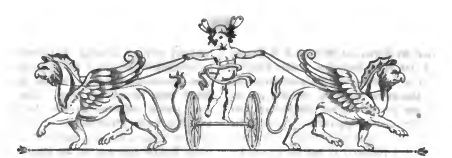
„Dumm machen lassen wir uns nicht,
Wir wissen, daß wir's werden sollen.
Vernunft heißt das von Gott uns angezünd'te Licht,
Das sie auslöschen wollen.
Wir wissen, daß wir dumm, dumm wieder werden sollen,
Und werden's ganz gewiß mit Gottes Hülfe nicht!"

Das sind, so viel ich weiß, Verse vom alten guten Gleim. Wie deutsch, wie rührend, und bei aller Einfalt wie bitter!

[Anastasius Grün.]

Anastasius Grün, von dem wir einige in Paris geschriebene Gedichte erhielten, geht zu Anfang Februar nach London, wo er sich kurze Zeit aufzuhalten gedenkt, um in seine Heimath zurückzukehren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 22. — den 30. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mundt's Tagebuch aus Paris.

(Beschluß.)

Wir heben aus den reichen Mittheilungen Folgendes hervor über

die französischen Frauen.

Wer da weiß, was es in Paris sagen will: eine Frau von vierzig Jahren, der wird auch über die Reize meiner Madame Grenelle im Reinen sein. Eine Frau, die in Paris vierzig Jahre alt geworden, hat aufgehört, eine Frau zu sein, sie wird entweder ein Mann oder eine Matrone, letzteres mit einer Nebenbedeutung, und begibt sich aus dem Strudel der Vergnügungen auf die Bahn wichtiger und einträglicher Geschäfte. Eine Frau, die in Paris den Entschluß gefaßt hat, vierzig Jahre alt zu sein, hat dadurch eine Probe von großem Heroismus an den Tag gelegt, sie hat auf eine ehrenvolle Art mit der Gesellschaft capitulirt, aber weit entfernt davon, sich für besiegt in derselben zu erklären, fängt sie es jetzt auf eine andere Weise an, eine selbstständige Macht darin auszuüben. Sie übernimmt gewissermaßen das Portefeuille der Gesellschaft, als Minister aller ihrer innern und äußern Angelegenheiten, und wenn sie früher liebenswürdig war, so sucht sie jetzt wichtig zu werden, verschenkt ihren Rath wie sonst ihre Gunst, und triumphirt durch ihre Lebenserfahrungen und Verbindungen wie sonst durch ihre Toilettenkünste. — Die Pariserinnen haben wenig Anziehendes für mich, und ich könnte bei ihnen leicht in den Ruf eines heiligen Antonius gerathen. Aber die ihnen eigene Schönheit besteht mehr in geheimen als in sichtbaren Reizen, und gleicht manchen Gerichten, die nur ein vollkommener Gourmand zu würdigen versteht, die aber dem an eine gute und einfache Hausmannskost gewöhnten Laien widerstreben. Bei aller reizenden Tournure ist doch die Gestalt der Pariserinnen selten ausgebildet, weder zu einer Hebe noch zu einer Juno, sondern man findet hier vorherrschend einen Mittelschlag von schönen Formen, die geschmeidig und elastisch genug sind, aber ihre Anmuth mehr darin zeigen, wie sie sich bewegen, als wie sie gebildet sind. Wo sich einige Fülle der Glieder ansetzt, entsteht auch sogleich ein Embonpoint, das man hier so äußerst häufig bei den Frauen antrifft, ein Zustand, den ein solcher beau corps de femme freilich in der besten Haltung zur Schau zu tragen versteht. Die großen Nasen verleihen aber den Gesichtern der Pariserinnen etwas Charakteristisches, das ihnen mehr männliche Schönheit gibt als weibliche, und wozu oft auch die sonore Altstimme sich gesellt, die durch ihre Tiefe überrascht, aber auch seltsam reizt. Die Pariserin ist keine Venus, sie müßte denn eine Venus Callipyga sein, denn in dieser Form, für welche Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst noch keinen wohllautenden deutschen Namen gefunden, stellt sie allerdings das Höchste und Schönste in ihrer Erscheinung dar, und verwendet auch die größte künstlerische Sorgfalt darauf, von dieser Seite zur Göttin zu werden. Diese Seite ist die ausgebildetste an ihr, eine Seite von europäischem Rufe, und die Toilette

wetteifert hier mit der Natur, ein Meisterstück zu Stande zu bringen, das auf den vollendetsten Zauber berechnet ist. Dieser Punct ist die eigentliche Schönheitsperspective von der kleinen Gestalt der Pariserin, von ihm aus ergießt sich Leben und Beleuchtung auf alle übrigen Körperformen, er ist die magische Figuration, in welcher die Wellenlinien der ganzen Gestalt concentrisch zusammenlaufen. Der zweite Brennpunct ist das Auge, um die Pariserin ihre eigenthümlichste Wirkung erlangen zu lassen. In diesem Auge strahlt Feuer, Witz, Verstand, Liebe und Klugheit, offener Muth und verborgenes Glück, und von diesem glänzenden Auge empfängt der trübe Teint einige verschönernde Reflexe. Die halb trübe, halb bleiche Gesichtsfarbe rührt hier, wie ich glaube, hauptsächlich von dem Einflusse der Kamine her, die, so lange man vor der Flamme sitzt, eine starke Röthe erzeugen, welche aber beim Hinaustreten auf die Straße sogleich in eine unrein verwaschene Blässe übergeht; und da den Frauen vorzugsweise die Kaminseite gehört, und sie sich stetiger dieser Einwirkung der Gluth aussetzen, so erklärt sich darum wohl zum Theil der fast durchgängig schlechte Teint der Pariserinnen.

Man hat die französischen Frauen vorzugsweise in den Ruf der Coquetterie gebracht, eine in Deutschland gäng und gebe Ansicht von ihnen, die sich aber bei genauerer Bekanntschaft entweder nicht bestätigt, oder in ganz anderer Weise aufgefaßt werden muß. Gewiß ist, daß man in Deutschland bei weitem mehr weiblicher Coquetterie begegnet, als in Frankreich, denn eine Französin coquettirt nur, wenn sie will, und mit wem sie will, aber niemals unwillkürlich, wie manche deutsche Frau. Die Französin, das Gemüth durch den Verstand meisternd, hat sich beständig in ihrer Gewalt, und nicht so leicht wird ihr Herz oder eine aufwallende Sympathie einen Streich spielen, sondern sie versteht sogleich die Eindrücke, die sie empfängt, zu beherrschen und eine Absicht daraus zu gestalten. Die Französin sucht nicht nach Sympathie umher, wie lebenslang es die deutsche Frau thut, sondern sie späht mit weitklugen Augen nach Sieg und Herrschaft. Sie coquettirt, wenn sie will, um ihrer Vasallen sich zu vergewissern, aber sie coquettirt nicht, wie die deutsche, aus Gemüthlichkeit, aus guthmüthigem Drange, aus geheimer Liebebedürftigkeit oder aus Sentimentalität. Eine Deutsche ist oft viel coquetter, als sie selber es sich denkt, während sie in tugendhafter Selbstzufriedenheit glaubt, alle Coquetterie werde schon bei ihren Schwestern jenseit des Rheins aufgebraucht, und sie habe in ihrem soliden Deutschland nichts davon abbekommen; aber die Deutsche ist liebenswürdig um dieser unbewußten Coquetterie willen, welche die Sehnsucht eines unbefriedigten Herzens bei ihr ausübt, und ihr Werth steigt dadurch im Preise. Eine deutsche Frau macht tausend verstohlene Versuche, die Liebe zu finden und ihren innern Reichthum an einen würdigen Gegenstand zu bringen, bei jeder neuen Bekanntschaft hofft sie einem Messias entgegen, der ihr übervolles Herz erlösen wird, und wie selten werden die Geheimnisse deutscher Vergißmeinnichtaugen verstanden! Die Französin aber weiß nichts von der deutschen Hieroglyphenschrift der Zärtlichkeit, sie spricht laut, wo Jene seufzt, sie lacht übermüthig, wo Jene liebäugelt, sie ist stolz und befehlend, wo Jene verschämt und anschmiegend ist. Sie theilt glänzende Ordenssterne an ihre Liebe aus, wo Jene Blumen aufsucht, die eine besondere Bedeutung haben. Sie ist offen, wo Jene geheim ist, und ist deshalb weniger coquett als Jene, denn die größte Coquetterie besteht in dem Verschwiegenen. Die Französin ist ein Charakter, die Deutsche ist ein Gemüth, und das Gemüth spinnt überall seine Fäden aus, während der Charakter lieber zu einer stählernen Selbstständigkeit sich verhärtet. Daher begegnet es der Französin nie, daß sie unwillkürlich, durch bloßes Augenaufschlagen, Beziehungen sucht, sie gleicht vielmehr, besonders in ihrer öffentlichen Erscheinung, dem kalten Eiskrystalle selbst, der hell funkelt, aber nicht so leicht, selbst unter dem höchsten Wärmegrade nicht, in Feuer dahinschmilzt. Der gute Ton ist es, der es hier vor allen Dingen so mit sich bringt. Wenn es aber einmal ihr Wille wird, daß sie Beziehungen ergreife und hervorlocke, dann schlägt sie, wie der Pfau, ein prächtig flammendes Farbenbogenrad um sich her, schillert in tausend magischen Strahlen, und es gibt kein Glied, keine Falte und keine Bewegung an ihr, worin sich nicht Sinn und Absicht hineinlegt, es gibt keinen zufälligen Zug in ihrem Gesichte, der nicht von Coquetterie ergiänzte und erzitterte. Dann erlebt man eine prachtvolle Naturerscheinung der Coquetterie, die in Donner und Blitz daherfährt und aus purpurrothen Wolken ihre Feuer sendet. — Die französischen Frauen sind Künstlerinnen ihrer Leidenschaft, sie machen daraus, was sie wollen, ein Vaudeville, einen Roman in der Manier von Balzac, ein Trauerspiel, eine italienische Arie oder ein Gelegenheitsgedicht. Diese künstliche Mischung von Gluth, Berechnung, kalter Absicht und Liebe, welche den Charakter der Französinnen ausmacht, ist das eigentliche Geheimniß ihrer siegerischen Erscheinung, ihrer Liebenswürdigkeit und ihres lange andauernden Widerstan-

des, den sie dem Alter und dem Verwelken entgegenzusetzen wissen. Die Französinnen sind Diplomatinnen der Liebe, sie unterhandeln mit ihren Leidenschaften, anstatt sich ihnen hinzugeben, und verwenden die Gluth ihrer Gefühle zum Toilettenschmucke und zur bunten Draperie ihres Boudoirzimmers. Sie gruppiren die Leidenschaften um ihren eleganten Waschtisch, und bedienen sich derselben als einer kosmetischen Seife, welche den Teint verschönert, ein beständig jugendliches Colorit leiht und das Alter fern hält. Sie verzehren sich nicht durch die Liebe, sondern sie nähren sich an ihr, sie gehen in muthwilliger Blüthe danach auf, und gleich dem Stahle werden sie durch die Flamme immer härter und dauerhafter. Die femme conservée ist daher ein echt französischer Begriff, und in keinem andern Lande begegnet man so vielen wohlerhaltenen Frauen bis zur höheren Stufe des Alters hinauf als in Frankreich. Fragt man, wodurch sie sich so wohl erhalten haben, so ist es eben jene eigenthümliche Wechseltemperatur von Gluth und Kälte in ihrem Wesen, wodurch man den Stahl härtet, indem man ihn erst in Feuer glüht und dann rasch in kaltem Wasser ablöscht. Das Ideal der femme conservée ist aber hier die berühmte Schauspielerin **Mars**, die ich mehrmals auf dem Theater français gesehen, denn ich war natürlich begierig auf den Anblick, wie das alte Frankreich sich jung erhält, da mir das sogenannte junge Frankreich hier in Paris so alt erschienen war und mit den Runzeln und Falten im Gesichte, die man in Deutschland schon vor vielen Jahren abgelegt hat. Man hat sich aber häufig über das Alter der Mars gestritten, bis man endlich deren Taufschein ermittelte, der auf den 9 Februar 1779 lautet, und die öffentliche Presse hat sich beeifert, ihre Couriere mit dieser Nachricht in alle Welt auszuschicken. Thörichter Vorwitz! Was hilft es, den Talisman zu entblößen, durch welchen die Magie der Zauberin wirkt? sie bleibt doch Zauberin, denn sie allein versteht den Talisman zu gebrauchen. Wenn ein Taufschein prosaisch genug ist, zu der Mars zu sagen: Du wirst morgen sechzig Jahre alt! so braucht sie blos auf den Abend in ihr Theater français zu gehen, der Vorhang wird aufgezogen, die Lichter werfen den erhellenden Schein über ihre Anmuth, es flüstert durch das ganze Parterre: das ist die Mars! und jeder Enthusiast zählt ihr achtzehn Jahre zu und beklatscht sie für ihre achtzehn Jahre stürmisch. Wenn aber die Verehrer der Mars den wahren Vortheil ihrer Jugendgöttin verständen, so würden sie in die Journale haben rücken lassen: daß sie ihr *achtzigstes* Jahr anzutreten im Begriff stehe! Denn darin besteht eben die Jugend der Mars, daß die Mars so alt ist, und je älter sie ist, desto merkwürdiger erscheint ihre Jugend. Es ist hier eine Dialektik von Jugend und Alter, für die man Philosoph sein muß, um sie wahrhaft würdigen zu können.

Deutsche Romane.

Die Sprache des Herzens. Vier Novellen von der *Frau* v. W. Herausgeg. von L. Schefer. Berlin, Veit.

Wir haben kürzlich erst unsern Lesern ein interessantes Seelengemälde von der Frau v. W. mitgetheilt; die Leser sind also selbst im Stande, den *Geist* dieser Schriftstellerin, d. h. bei Frauen deren *Herz* und *Seele*, anzuerkennen. In dem zweiten Bande der Mundt'schen Dioskuren begegneten wir zum ersten Male dieser Chiffre Fr. v. W. Die Novelle aus dem Leben eines jungen Malers (in diesen Blättern) war das Nächste, was im Publicum erschien, und mit einem Beitrag im deutschen Taschenbuch gleichzeitig, tritt nun hier ein ziemlich starker Band von derselben Feder vor uns. Leopold Schefer scheint über die Papiere der Dame zu verfügen, er bevorwortet die vier Novellen, und wir geben seine Vorrede hier als die angemessenste Kritik. „Aus Bescheidenheit wünschte die Verfasserin ihren Namen vor diesen Novellen verschwiegen. Ob sie es immer wird, wenn sie einfachen, edlen Gemüthern gefallen haben, das weiß ich nicht. Sonst verschleiern sich schöne Menschen am liebsten, um angenehm zu überraschen. Hier aber erscheint indessen ja doch sie selbst, durchsichtig, eine reine Seele, die selbst die Sprache des Herzens redet. Denn eben wünscht sie, daß alle im Leben so immer reden möchten und reden könnten, und der Titel des Buches bezeichnet am meisten: *seine Absicht*. Dabei erscheint ihr gleich wichtig, daß jeder auch die zarte Sprache *des Herzens des Andern* verstehe, ja auf sie achte, sich nicht durch vorgefaßte Meinung und Leidenschaft darüber verblende. — Und nun mögen wir einfach es sagen, was die Leser hier finden: das durchhin wirkende Motiv der Seelen- und Neigungs-Verirrung, das Nichtverstehen der Herzen bis zu der unabwendbar erfolgenden Collision; feine psychologische Intentionen, edle Haltung, Durchführung; eine gebildete Lebensansicht, lebenstreue Verwickelung, gelinde Lösung, zartvermittelndes Einschreiten, ächt weibliche Behandlung — auch der männlichen Charaktere. Eben so liegt den Begebenheiten sichtbar viel Geschehenes zum Grunde, das in dieser Form aber Niemanden verletzen kann. Wir finden hier eine Dichterin, deren Schöpfungen und Gemüth Eins sind und *miteinander* beurtheilt werden möchten. Die Kunst in dem Buche ist nicht größer als das Herz, aber auch so groß. Denn herzlich zu sein, ist die Kunst der Frauen, und auch ihr Geschick."

Die vier Novellen sind: Herz und Weltsinn, Lebensglück und Liebesglück, Fanny, Lebensbilder. Ueberall ist hier der Widerstreit zwischen wirklicher und nur anscheinender Liebe gezeichnet, wie ihn das Leben der Gesellschaftswelt bietet, die Verwirrung, die der Hang nach dem glänzenden Schein der Welt und der Drang nach der Tiefe des Seelenlebens oft

in einem und demselben Gemüth hervorruft. Und dies geschieht mit all der Herzenskunde, die ein edles Frauengemüth vielleicht an sich selbst bewährt fand.

Die Reise nach Rom. Ein Roman von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wienbrack.

Als Roman ist dies Buch sehr einfach, um nicht zu sagen dürftig; ein junges armes deutsches Mädchen hat eine unüberwindliche Sehnsucht, Italien, und besonders Rom, zu sehen. Da stirbt ihr zu rechter Zeit ein Onkel, der in Amerika reich geworden war, macht sie zur Universalerbin und sie schreitet nun unverzüglich zur Ausführung des langgehegten Wunsches. — Sie macht die Bekanntschaft eines Mannes, der eine sie besonders ansprechende Reisebeschreibung durch Italien herausgegeben hat, und ersucht diesen, nolens volens sie zu begleiten, was nach einigen Unterhandlungen angenommen wird. Nun gehts nach Italien, und wir müssen die Tour abermals machen, die wir bereits hundert Mal zurückgelegt haben. Nur Walberg's, des begleitenden Schriftstellers, historische und kritische Bemerkungen, die Scharfsinn, Unparteilichkeit und eine klare — ja, mitunter originelle — Auffassung der Dinge beurkunden, geben der verbrauchten Reisebeschreibung einigen Reiz. Diese hält im Ganzen die goldene Mittelstraße zwischen excentrischer Bewunderung und coquetter Tadelsucht, welche letztere wir ja erst jüngst bis zur absurdesten Lächerlichkeit gesteigert sahen; aber sie erhebt sich auch nicht über die breite und bequeme Straße der Gewöhnlichkeit. Einige novellistische Fragmente werden gelegentlich zur Abwechselung in den Weg geworfen und eine Heirath zwischen den Reisenden, Walberg und Charlotte, schließt natürlich das Buch. Die Persönlichkeiten dieser Beiden sind das Gelungenste und Bedeutendste im Roman und besonders macht Walberg's Charakterbild der weiblichen Feder alle Ehre. Die Sprache liest sich leicht weg, ohne aber auf einem andern Wege, als dem breiten sich zu bewegen, der das Ganze trägt. R. B.

Die beiden Albert's, oder: der Homöopath. Novelle von Penserosa. 3 Bändchen. Leipzig, Wienbrack.

Wenn es je ein Buch ohne allen Inhalt und ohne alle Tendenz gegeben hat, so ist es das vorstehende. Die flachste, reizloseste Alltäglichkeit, die gewöhnlichste Lebens-Misere ist mit der breitesten Behäbigkeit durch diese, vierundvierzig Druckbogen umfassenden drei Bändchen gezogen, und man muß unwillkürlich mit Schiller ausrufen:

„Aber ich bitte Dich, Freund, was kann denn dieser Mi-
„sere Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie
„geschehen?"

Wer diese schaalen Theescenen, die noch durch eine uncorrecte und nachlässige Sprache und eine gesuchte Zierrerei des Styles widerlich werden, liest, ohne einzuschlafen, der hält Alles aus. Wir wollen nicht gerade Großes, nur Genießbares; nicht immer die Würze des Lebens, aber wenigstens auch nicht das schaale abgestandene Wasser, welches in der Haushaltung des Daseins als überflüssig weggegossen wird. Jeder Alltagsroman, der sich möglicherweise zwischen einer Köchin, oder Jungemagd und einem Vice-Gefreiten gestaltet und sich nicht über den Zapfenstreich ausdehnt, hat mehr poetischen Werth als diese armselige Wassersuppe. Es ist eine Schmach, daß ein solches absolutes Nichts in unserer Zeit gedruckt und in die Welt geschickt wird. R. B.

Die Martinsvögel. Bilder aus dem 14ten Jahrhundert mit Arabesken aus unserer Zeit von Wilhelm v. Chézy. Carlsruhe, Creuzbauer.

Eine Gesellschaft junger lebensfroher Männer tummelt sich im Jahre 1834 in Baden-Baden und dessen romantischer Umgebung umher; Lust und Muthwille werden mannichfach geübt und unter andern Scherzen wird auch eine Wette gemacht, vermöge deren ein junger Maler sich verpflichtet, der Gesellschaft, wann und wo sie will, in einzelnen Abtheilungen eine Erzählung aus dem Stegreife zum Besten zu geben. So entstehen die „Martinsvögel" als eine Reihe romantischer Zeit- und Lebensbilder aus dem 14ten Jahrhundert; der Hauptinhalt ist die lange und arge Fehde jenes Eberhardt von Würtemberg, genannt der „Greiner," gegen die Raubritter des „Schläglerbundes" und „die Martinsvögel" wie sie ebenfalls genannt wurden. — Das oben bezeichnete Gewand ist der Erzählung ganz anpassend, denn diese hat etwas Stegreifartiges, leicht Zusammengewürfeltes. — Die einzelnen Bilder dagegen kann man gelungen nennen; aufsteigend aus den dunkeln Gründen des Schwarzwaldes, ziehen dieselben in wohlgefällig wechselnder, bunter Scenerie an uns vorüber und geben den verschiedenen Ruinen in der pitoresken Umgebung Badens eine neue lebendige Gestaltung. Die historischen Momente des Judenmordes in Straßburg, der Entführung des Domdechanten von Ochsenstein, des Kampfes mit dem Würtemberger Grafen und andere nicht unbedeutende und interessante Scenen sind in die Erzählung verflochten und im Hintergrunde tauchen die reichsbürgerlichen und überhaupt mittelalterlichen Zustände in leichter, aber kenntlicher Zeichnung auf und geben dem Ganzen eine charakteristische Vollständigkeit. — Auch einzelne Charaktere erheben sich in anziehender Eigenthümlichkeit aus dem etwas chaotischen Gewirr der Begebenheiten und unter diesen ist besonders der Ritter von Wunnenstein, „der gleißende Wolf," ein tüchtiger Repräsentant der Wegelagerer und ihres Treibens. — Die Schilderungen zeugen davon, daß der Verf. seinen Schauplatz sowohl, als die Zeit der Handlung genau kennt und nicht ohne sorgfältige Studien es unternommen hat, diese Bilder einer ziemlich fernen Vergangenheit zu entweefen; die Sprache ist, wie die Anordnung des Ganzen, flüchtig, aber gefällig. R. B.

Notiz.

[Pöppig's malerischer Atlas.]

Die dritte Lieferung dieses brillanten Werkes (Leipzig, bei Hartleben) liefert die ausgezeichneten Stahlstiche: das Kap der guten Hoffnung, die Wohnungen der Murauthis mit den seltsamen Hütten im Gezweig großer Bäume, und die Ansicht von St. Jean d'Acre. Die beschreibende Darstellung gibt Otaheiti und das Kap.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.



Achtunddreißigster Jahrgang.

Februar.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1¼ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung postofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadûr Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 8 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil, Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Mieding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Fraunhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Fraunhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

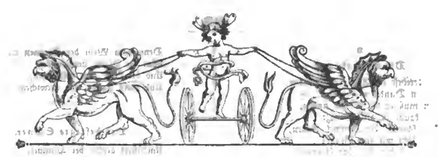
Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 23. — den 1. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Stille Lieder von Karl Beck.

> Der Geist sei immerhin ein Kosmopolit,
> aber das Herz muß eine Heimath haben.
> D.

Widmung.

An Fr. K.

Aus Silber und aus Elfenbein,
Zum schönen Weihnachtsangebinde,
So gabst Du eine Feder rein
Dem trotzigen Magyarenkinde.

Und weil sie kam in ihrer Pracht
Aus einem liebevollen Herzen:
So zeichnet sie statt Nacht und Schlacht
Nur Liebesglück und Liebesschmerzen.

1.
Der Tempelritter.

Noch bin ich nicht verschüchtert und verzagt,
Noch hab' ich nicht dem Panzerhemd entsagt, —
Vergönnt mir nur nach lautem Schlachtentosen
Ein Stündchen auszuruh'n und liebzukosen!
Des Grames schwarzer Falter ist vertrieben
Von meines Geistes jugendlicher Blume,
Es ringt sich los ein neuer Gott: das Lieben
Aus meiner Dichtung buntem Heidenthume.
Des Herzens sonntagliche Glocken rufen,
Zum neuen Gotte will ich büßend wallen,
Ein frommer Tempelritter, an den Stufen
Vor meinem Heil'genbilde niederfallen.
Wie steht sie da mit ihrer Strahlenbinde
Die schöne Heilige, im Liebesharme!
Und meine Seele wird zum Jesuskinde,
Gewiegt auf ihrem wollustreichen Arme.
Noch hab' ich nicht dem Panzerhemd entsagt,
Noch bin ich nicht verschüchtert und verzagt,
Bald ruft mich meiner Brüder tiefes Leid,
Dann steht mir schön das blanke Eisenkleid,
Dann zieh' ich, großgesäugt in Saus und Braus,
Ein Tempelritter in die Schlacht hinaus,
Mein Schwert ist scharfgewetzt am harten Stein,
Wer stürmt voran? Die Hörner schmettern drein,
Das Banner weht, es scharren wild die Pferde,
Als grüben sie schon Gräber in die Erde.

2.
Die Schlacht der Liebe.

Ich rauher Krieger soll die Lieb' verachten?
Die Liebe liefert auch verwegne Schlachten:
Laß nur den Händedruck die Brücke sein,
Wo Du zuerst die Stellung nimmst, — dann fliegen
Als tödtend Wurfgeschoß die Blicke drein,
Bis sie Dir Herz und Hirn und Mark besiegen.
Wenn aus gepreßter Brust die Seufzer tönen,
Ist's Kriegsgeschrei und leises Todesstöhnen;
Dann schreitest Du, ein vielerfahrner Held,
Hin auf der Lippe blutgefärbtes Feld,
Und wie Dein Kuß den feindlichen erkennt,
Der auf des Mädchens Mund erwartend brennt,
Da gilt's, — da wird genommen und gegeben,
Aus jeder Wunde sprießt ein neues Leben,
Ein Riesenkampf, ein selig Unterliegen, —
Und sonderbar: das Fallen heißt hier Siegen.

3.

Die Erscheinung.

Wenn es dereinst im Aug' des Blinden
Nach langem Dunkel wieder tagt, —
Wie schön muß er die Sonne finden,
In die er kaum zu blicken wagt.
Die Woge schwillt, die Himmel blauen,
Die Rose glüht wie eine Braut;
Was soll zuerst der Trunkne schauen?
Er weiß es nicht, — genug, — er schaut.
So schwand das Dunkel meines Lebens,
Als Deine Schönheit vor mir lag;
Und doch bestrebt' ich mich vergebens
Hineinzuschau'n in meinen Tag.
Dein Busen schwoll, Dein Auge blaute,
Dein Antlitz glich der Rosenflue;
Du fragst, was ich zuerst beschaute?
Ich weiß es nicht, — ich schaute nur.

4.

Die Thräne.

Hinter Dornen, ihren Schergen,
Will die Rose sich verbergen.
Naht ein Räuber, sie zu brechen,
Wird der Wächter ihn erstechen.

Kam ein Morgenlüftchen, lose
Als ein Freier zu der Rose —
Von Entrüstung scheu befangen
Stieg das Blut ihr in die Wangen.

Und das Lied der Nachtigallen
Ließ sie klagen und verhallen,
Naht ein Bienchen flink und muthig
Ritzt sie ihm die Flüglein blutig.

Doch des Thaues Gluthkoralle
Die besticht die Wächter alle,
Küßt die Spröde; ohn' Erbarmen
Schwelgt sie in den weichen Armen.

Aus des Trotzes spröden Erzen
Baut ich Burgen meinem Herzen,
Daß die Liebe meiner Seele
Nicht den süßen Frieden stehle.

Morgenlüftchen, — Seufzer klangen,
Nachtigallen, — Mädchen sangen, —
Selbst der Händedruck, der warme,
Ließ mich frei vom Liebesharme.

Ach, da sah ich jüngst Dein blaues
Auge voll des schönsten Thaues, —
Seufzer, Lieder sind verklungen,
Thränen haben mich bezwungen.

Denn vom Wein der Thränen trunken
War die Wache umgesunken,
Und die Liebe kam geschlichen,
Und mein Friede war entwichen.

5.

Der besiegte Schnee.

Umdüstert grollte der Himmel,
Da fiel, Du süße Fee,
Auf Deinen schwellenden Busen
Herab der erste Schnee.

Er meinte, daß ihm an Schimmer
Auf Erden nichts gleichen kann, —
Er sah den glänzenden Busen,
Und weinte, — und zerrann.

6.

Der erste Kuß.

Im Paradies, im linden Schatten
Ergingen sich die ersten Gatten.
Zu ihren Füßen schwankt und rollt
Ein Silberbach im Saatengold.
Sein großer Spiegel trägt zur Schau
Die Reize der beglückten Frau.
Sie spricht in seligem Entzücken:
„Die Reize der Natur beglücken
Mich insgesammt mit ihrer Pracht,
In meinem Aug' die Sternennacht,
Man sieht des Tages goldne Gluthen
Auf meines Haargelockes Fluthen,
Das zarte Morgenroth, dort oben
In meine Wangen ist's gewoben,
Ach, nur ein einziges Verlangen
Bestürmt die hochgeschwellte Brust:
Des Himmelreiches ganze Lust
Auf Erden jauchzend zu erlangen."
Und lächelnd ziehet Adam hin
An seine Brust die Schwärmerin,
Er küßt so feurig ihr die Wangen,
Ihr ist der Himmel aufgegangen.

7.

Schamröthe.

Des Purpurs schöne Flamme blinket
Geliebte, Dir im Angesicht!
Die bräutlich stille Kammer winket,
Du schämest Dich? ich zürne nicht.

O, sieh, es hat dem Meeresgotte
Die warme Sonne sich vermählt,
Wo er, in der Korallengrotte,
Die schönsten Mährchen ihr erzählt.

Sie liebt das bräutliche Gekose,
Und schämet dennoch fast sich todt —
Es malt die Scham ihr eine Rose
Ins Angesicht — das Abendroth.

8.

Falsche Ruhe.

Mein Leben!
Du schaust mir lang' ins Angesicht,
Ich seh' des Lächelns frohen Zug
Die Rosenlippen Dir umschweben!
So glaubst Du denn in Deinem Sinn,
Daß ich doch endlich ruhig bin?
O glaube nicht
Dem süßen Trug,
Mir ist verhaßt die traute Ruhe,
Ein sterbend Licht
An einer Todtentruhe.

O schaue hin!
Die Wache friert im Schilderhause,
Indeß ihr Schützling hin zum Schmause
Die dichtgeschaarten Gäste ladet,
Und sie im Gluthenweine badet:
So scheint Dir kalt auch meine Stirne,
Indeß mir im Gehirne
Die tollsten, feurigsten Gedanken
Im Wirbeltanze schwanken.

Mein Leben!
Du lächelst fromm, Du glaubst es nicht,
Und sagst: die bösen Geister weben
Nur welke Kränze ins Gesicht?
Jedoch, Du sähest meine Wangen
In frischen Rosenknospen prangen?
So glaubst Du denn in Deinem Sinn,
Daß ich doch endlich ruhig bin?
Daß diese Rosen seien
Gebrochen in des Friedens Maien?
O glaube nicht
Dem süßen Trug,
Mir ist verhaßt die traute Ruhe,
Ein sterbend Licht
An einer Todtentruhe.

O schaue hin!
Es ist am Abendhimmel oben
Ein Rosenflammenkranz gewoben,
Die Kinder spielend in dem Sande
Ergötzt die blumige Guirlande;
Doch der erfahrne Schiffer sucht
Für seinen Nachen schnell die Bucht,
Und meint, indem er sieht die Rosen,
Es werden Stürme tosen!

Correspondenz.

Aus Stuttgart, den 21. Januar.

[Die Cotta'sche Vierteljahrsschrift; Fr. v. Kölle, Gustav Pfizer.]

Gestern wurde hier endlich die lange, wenn auch nicht sehnlich erwartete, Vierteljahrsschrift ausgegeben, und da ein Brief bekanntlich schneller läuft, als ein Bücherballen, so will ich Ihnen hiermit vorläufig einige Worte über ihren Inhalt zuflüstern, bis daß sie selbst in den Stand gesetzt werden, dieses „Bedürfniß" mit Muße nach seinem ganzen Umfange kritisch zu würdigen. Auf den ersten Blick zeigen sich hier allerdings mannichfache Kräfte und berühmte wie bewährte Namen vereinigt: Da ist Eduard Pöppig mit einem Artikel über alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerikas; C. v. Leonhard mit einem über Steinkohlengebilde; Prof. Bülau, der über Pauperismus schreibt; Leo über die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften; Dr. Warnkönig, über die literarischen Zustände Belgiens; Prof. Fischer in Basel über den Somnambulismus und Prokesch von Osten über Kriegskunst. Nun folgen Chiffern, ein M. liefert Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage; W. M. sucht zu beantworten, auf welchem Standpunkt die vaterländische Geschichtsforschung stehe; F. K. läßt sich über Diplomatie vernehmen, und verkündet dabei eine ausführlichere Darstellung desselben Gegenstandes in 366 Paragraphen; G. P. polemisirt gegen Heine's Schriften und Tendenz. Man begreift nicht, warum die Letztern Chiffern gewählt, da sie Jedermann kennt und es auch wohl nicht in ihrer Absicht gelegen haben kann, sich vor dem Publicum zu verbergen. Nach der ziemlich allgemeinen Sage sind sie die eigentlichen Redacteurs der Vierteljahrsschrift, für welche die Cotta'sche Buchhandlung verantwortlich ist, die Herren Wolfgang Menzel, Friedrich v. Kölle und Gustav Pfizer. Der Mittlere der Drei möchte für das große Publicum der Unbekannteste sein, da er sich bis jetzt nur selten auf dem Titel seiner Schriften genannt hat. In der That aber ist er der Verf. von Rom im Jahre 1833 und Paris im Jahre 1836. Früher bei der Königl. Würt. Gesandtschaft in Rom als Legationsrath angestellt, lebt er jetzt — zurückberufen — seit einigen Jahren hier und scheint sich mit Ernst der Literatur zuwenden zu wollen. Er gehört zu den wenigen Literaten hierselbst, die mit Menzel noch im engsten Verkehr und täglichen Umgang leben. Herr von Kölle ist ein Mann von Kenntnissen und es läßt sich nicht läugnen, daß auch mannichfache Erfahrungen dem gereisten Funfziger zu Gebote stehen, die er denn mit gutmüthiger Gesprächigkeit ohne Unterschied an den Mann bringt, wo sich ihm die Gelegenheit bietet. Charakteristisch ist mir in dieser Hinsicht die erste Ankündigung der Vierteljahrsschrift erschienen. Nachdem hier auf alle mögliche Weise gesagt wurde, was man sich bei ihrer Gründung vorgesetzt, heißt es plötzlich: „mit wenig Worten!" und nun folgen noch eben so viele Worte in derselben Absicht, als früher schon gemacht wurden. Es ist, als hörte man Herrn v. K. sprechen.

Die lange Zeit, die zwischen der ersten Idee zu diesem Unternehmen, bis zu ihrer Ausführung lag, man spricht von drei Jahren, erleichterte wohl bedeutend das Zusammentreiben der Arbeiten zu den ersten Heften, und da man jetzt

wenigstens auf ein Jahr mit Material versorgt sein soll, so ist kein Zweifel, daß auch für die Folge kein Mangel eintreten wird, um so mehr, da die Verlagshandlung im Stande ist, Opfer zu bringen, ohne welche es hier nicht abgehen kann. Es bleibt nur noch die Frage, wie lange sie dazu Lust behalten wird.

Der Artikel von Gustav Pfizer über Heine's Schriften und Tendenz ist ohne Widerrede dem Tone, der in diesem ersten Hefte der Vierteljahrsschrift angeschlagen wird, nicht entsprechend. Zwar ist er im Aeußern ruhig gehalten, allein diese Ruhe verdeckt doch eine innere Gereiztheit gegen Alles, was man die Bestrebungen der jüngern Schule nennt, zu schlecht, als daß sie einen guten Eindruck machen könnte. Man darf nur auf den Verf. blicken, und man wird dies erklärlich finden. Man weiß, welche Berühmtheit er durch Goethe's Tadel erfahren hat und wie oft und boshaft dies Wort von den jungen Talenten ausgebeutet wurde, die sich mehr zutrauen, als einen längstgedachten Gedanken in einen makellosen Vers zu kleiden und die Anerkennung ihrer Zeitgenossen auf würdigere Weise verdienen zu müssen glauben.

Herr Gustav Pfizer ist der Mann nicht, über Heine's Vorzüge uns aufzuklären; hierzu fehlt es ihm offenbar an Poesie. Er gibt sich wohl einige Mal das Ansehen, als zwinge ihn die Gerechtigkeit dazu, auch das Gute an Heine nicht zu verschweigen, allein wenn man frühere Vorgänge betrachtet, so wird man das ganz natürlich finden. Der Dichter des Buchs der Lieder ist von einem Lehrer dieser Schule einst so hoch gestellt worden, daß man ihn, um sich einigermaßen consequent zu zeigen, von dieser Seite doch nicht ganz fallen lassen darf. Wenn aber die großen Vorzüge des Dichters, die hier selbst nicht weggeläugnet werden, wirklich Statt finden, so ist es um so liebloser, und eines Mannes gänzlich unwerth, der selbst auf den Namen eines Dichters Anspruch machen will, den Nimbus zerstören zu wollen, der bis jetzt vor dem größten Theile der Nation den Andern umgab. Diesen Zweck wird der Aufsatz in dem ersten Hefte der Vierteljahrsschrift nun aber wohl nicht erreichen; so wie Hrn. Gustav Pfizer's Gedichte (Stuttgart, Paul Neff) uns nie das Buch der Lieder vergessen machen werden, so wird auch dessen Kritik des Dichters diesem die große Anzahl von Freunden nicht entziehen, die er schon so oft ergriff und erschütterte, erhob und erheiterte, die er durch seine „nachlässigen" Verse erst mit der schönen Biegsamkeit unserer Sprache recht bekannt machte, ihr neue graziöse Rhythmen ersann und sie durch die Fülle des Humors und den glänzendsten Witz belebte. Ich glaube nicht, daß Heine diese letztere Gabe, die er so oft schon als furchtbare Waffe handhabte, gegen seinen Gegner gebrauchen wird; es wäre hier nicht der Mühe werth. Ich darf Ihnen wohl nicht erst anführen, daß es übrigens hier nicht blos auf Heine allein abgesehen war, sondern daß viele Schläge ziemlich unversteckt die Neuern überhaupt treffen sollen, und daß es sich die Redaction der Vierteljahrsschrift nicht allein zur Aufgabe gestellt zu haben scheint, zwischen dem praktischen Leben und der in der Literatur für dasselbe liegenden Ausbeute zu vermitteln, sondern auch dabei den bis jetzt offen ausgesprochenen Tendenzen des Menzel'schen Literaturblattes in anderer Gestalt das Wort zu reden. Dieser Anfang kann wenigstens auffordern, diesem neuen Manöver die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Ewiger Friede.]

In dem neuesten Hefte des von Rotteck und Welcker herausgegebenen Staatslexikons lesen wir einen trefflichen Artikel von P. A. Pfizer über die Perspective, die sich das Zeitalter von einem „ewigen Frieden" macht. Pfizer sagt unter anderm: „Die Kriege der Nationen unter sich werden in dem Maße seltener werden, in welchem die Cultur sich hebt und die Kriege weniger im Interesse der Dynastien, als von Völkern gegen Völker im wahren oder vermeintlichen Interesse der Nationen geführt werden. Aber im Schooße der einzelnen Staaten selbst scheint allmälig ein Kriegsgespenst immer drohender aufzusteigen, der Krieg der Stände unter sich, der Krieg der Armen gegen die Reichen, der Krieg der Gleichheit gegen das Privilegium. Es scheint der Wille der Natur zu sein, daß der Dämon der Zwietracht in der Menschheit nie ganz entschlafe und der Zunder des Krieges nie ganz verglimme."

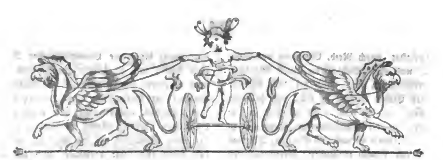
[Ein spanisches Journal über Lessing.]

Das in Madrid erscheinende Journal el Artista hob kürzlich die Verdienste Lessing's um Erweckung unserer nationalen Literatur bewundernd hervor. Lessing habe die französisch-classische Literatur zu Grabe getragen und dadurch nicht blos für seine Nation, sondern für alle eine Revolution begonnen, und auch die spanische kehre erst durch Vermittlung deutscher Wissenschaft zur Würdigung der großen Geister ihrer Vergangenheit zurück. Zugleich ist el Artista ein eifriger Vertheidiger der romantischen Schule und ficht mit schärfern Waffen und besserem Glück gegen die Anhänger des alten französischen Classicismus, als die spanischen Generale gegen Don Carlos.

[Ole Bull.]

Das norwegische Hochland hat einen Violinisten geliefert, den man in Kopenhagen und Hamburg zur ersten Classe der Virtuosen zählt. Der talentvolle Maler und Lithographeur, Herrmann Biow, lieferte sein Portrait in Steindruck mit begleitenden Notizen über das Leben des merkwürdigen Jünglings. Ole Bull ist in Bergen im Jahr 1810 geboren. Er gehört zu den Künstlern, die mit den Schrecken der Existenz wie mit den dunklen Elementen der Gemüthswelt gekämpft, die, wie Paganini, dem Tode ihr Leben abgerungen haben. Merkwürdig ist der eine Ton seiner Geige, der völlig wie eine Tenorstimme klingt, und den Paganini auf seinem Instrument vergeblich suchte. In England ist Ole Bull in 15 Monaten fast 300 Mal öffentlich aufgetreten. — Der biographischen Skizze sind die Urtheile einiger englischen Journale beigefügt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — **24.** — den 2. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Charles Fourier.

Das Bedürfniß einer Verbesserung unserer socialen Zustände wird allgemein empfunden, allein es ist eine seltsame Täuschung, wenn man wähnt, eine Revolution derselben könne eben so rasch sich kund geben, wie dies zuweilen in politischen Zuständen der Fall gewesen ist. Ein Anstoß in der politischen Welt wird immer durch eine materielle Kraft bewirkt; eine politische Revolution legitimirt sich in dem Augenblicke ihres Ausbruches und erzwingt sich Anerkennung, so wie sie wirklich zu Stande gekommen ist; als Ausdruck des Gesammtwillens Vieler kümmert sie sich nicht um das Widerstreben und die Antipathien Einzelner — dies ist aber nicht der Gang, den eine Reform socialer Zustände nimmt; diese schreitet langsamer fort und interessirt weniger die Massen als die Einzelnen. Das politische Treiben geht außerhalb des Hauses vor; das Sociale nimmt in unserm Familienkreise Platz; es wendet sich an unsere Vernunft und an unser Gefühl, gewinnt sich Zoll für Zoll seinen Platz, und muß erst einen langen Kampf bestehen, ehe es festen Fuß bekommt. Einer socialen Reform stehen keine andern Waffen zu Gebote, als das Wort, und sie bedarf einer vollen und aufrichtigen Zustimmung, wenn sie ins Leben treten soll. Mit Bajonetten ist sie so wenig zu bewirken, als zu unterdrücken.

Dieser Unterschied erklärt es auch, wenn wir in der Geschichte so viele glückliche Eroberer und so viel unglückliche Reformatoren finden. Wie hat sich seit Einführung des Christenthums das Schicksal vieler Reiche und Völker verändert, ohne daß unsere socialen Zustände anders als auf der Oberfläche erschüttert worden sind. — Zwischen dem Gesetz, das unsere jetzige Civilisation beherrscht, und zwischen dem der alterthümlichen Civilisationen laufen unzählige Fäden hin und her; unsere Gebräuche und unsere Sitten gehen mit den alten Gebräuchen und Sitten Hand in Hand. Zwanzig Jahrhunderte haben die Gebräuche und die Kasteneinrichtung der Hindus nicht erschüttert; alle Einwirkung des übrigen Europas ist nur, ohne tiefer einzudringen, über das Gesetz des Islams hingeglitten, und so findet man, wohin man auch den Blick richtet, all und überall in den socialen Zuständen eines jeden Volkes ein festes Beharren, das jedem Wechsel feind ist, und eine tiefe Abneigung gegen Alles, was einer Abänderung ähnlich sieht. Die Civilisation ist eine Masse, die schon durch ihr bloßes Gewicht Widerstand leistet.

Trotz dem hat es an Reformatoren nie gefehlt, wohl aber diesen an Grund und Boden, worauf sie fußen konnten. Wie viele edle hohe Menschen haben es nicht zum Hauptgedanken ihres Lebens gemacht, der bürgerlichen Gesellschaft in der Sphäre einer reinen Sittlichkeit ein anderes Gleichgewicht für ihre Ansprüche, Leistungen und Bedürfnisse auszumitteln! Sie sahen, von wie vielen Seiten die bürgerliche Gesellschaft Blößen gibt, wie sehr in ihr alle Verhältnisse durch Heuchelei und Intrigue, durch Verrath und Lüge, durch

Haß und Treulosigkeit, durch Neid, Eifersucht und Mißtrauen vergiftet, und wie schutzlos die guten Menschen den schlechten preisgegeben sind, und bei dem Anblicke so mannichfaltigen Elends fragten sie sich, von heiligem Mitleiden ergriffen, ob es denn nicht möglich sei, in dies Chaos Licht, in diese Dissonanzen Harmonie zu bringen. Allein Fénelon's Senat von Greisen, Thomas Morus' Utopien mit seinem idyllischen, ährenbekränzten Könige, waren gleich machtlos, einen Versuch zur Befolgung ihrer Lehren und Beispiele herbeizuführen. Auch das viel schlagendere Vorbild der mährischen Brüdergemeinde erweckte nicht den Gedanken einer größern Verbrüderung zu gemeinschaftlicher Arbeit und gemeinsamem Haushalt; Rousseau's Emil hatte eben so wenig bedeutenden Einfluß auf die Erziehung der Kinder, als sein Contrat social auf die Institutionen des männlichen Alters, und die frommen Niederlassungen Wilhelm Penn's bewirkten eben so wenig eine Verbrüderung des Menschen mit dem Menschen, als die allegorischen Aufforderungen des guten Bernardin von St. Pierre. Der edle, reine Wille dieser Männer trug nie reife Früchte, ob sie gleich in dem Jahrhunderte, in dem sie lebten, Anerkennung fanden und von ihren Zeitgenossen verehrt und beachtet wurden.

Und doch gibt es, trotz der anscheinenden Erfolglosigkeit dieser Bemühungen, für edle Menschen keinen würdigeren Gebrauch ihrer Geistesfähigkeit, als sich mit der Verbesserung der socialen Zustände ihrer Mitbürger zu beschäftigen. In einer Gegenwart, wo Alles nur auf materielles Interesse berechnet wird, muß man doppelten Werth auf die erhabene Uneigennützigkeit wahrer Menschenliebe legen. Selbst dann, wenn solche Geister sich verirren und falsche Wege einschlagen, haben sie doch noch ein Recht auf unsern Dank und unser Mitgefühl, und Charles Fourier verdient gewiß auch unter uns Deutschen mehr bekannt zu werden, als dies bis jetzt der Fall ist.

Fourier gehört zu den Menschen, die nur in einem großen Gedanken und für denselben gelebt haben. Man kann sagen, daß er, von Tisch und Bette der Erde geschieden, durch das Leben gegangen ist. Er verstand nicht ein Doppelleben zu leben und sich in der Welt seiner Träume und der wirklichen Welt zugleich heimisch zu machen. Zwei Begebenheiten machten als Kind und als Jüngling einen tiefen Eindruck auf ihn; in seinem fünften Jahre erhielt er einen strengen Verweis, weil er in dem Laden seines Vaters — dieser war ein Tuchhändler in Besançon — eine gewöhnliche Kaufmannslüge durch die naive Entdeckung der Wahrheit verrathen hatte, und in seinem neunzehnten Jahre forderte man in einem Handlungshause in Marseille seine Mitwirkung zur Versenkung einer Ladung Getreide. Diese beiden Vorfälle öffneten ihm, wie er oft zu sagen pflegte, die Augen über die Natur menschlicher Verhältnisse; auf der einen Seite sah er, wie man die unschuldige Kindheit schon zur Lüge verleitete, und wie diese in allem Verkehr gehandhabt wurde, und auf der andern, wie das Monopol seine Vortheile auf die Vernichtung der Producte begründete. Hier und da nichts als Falschheit und treuloser Verrath. Von diesem Augenblicke an ahnete er eine neue Ordnung der Dinge, die sich früher oder später auf Treu und Glauben im Handel und Wandel und auf eine Harmonie aller Interessen gründen müsse.

In dieser Stimmung fiel ihm gleich bei seinem Eintritte in die Welt die Rolle eines isolirten Beobachters zu. Er stand vereinzelt da, weil ihm eine instinktartige Abneigung und ein besonnenes Mißtrauen nicht erlaubten, sich in gesellige Verhältnisse und Verbindungen so tief einzulassen, daß sie ihm, wie den meisten andern Menschen, zur andern Natur wurden; er gab sich ihnen nie so hin, daß es ihm die Kraft geraubt hätte, sie zu beurtheilen, und die Energie, sie zu bekämpfen. Fourier bildete sich gleich damals eine Sinnesweise an, die ein Gesetz für seine Denkkraft wurde und der Schlüssel zu allen seinen Entdeckungen ist. Er sah die Dinge, wie sie wirklich sind, und nicht so, wie sie denen erscheinen, die, ohne Einkehr in sich selbst, bequem mit den Fluthen des Herkömmlichen und des nun einmal Geltenden und Angenommenen dahin gleiten. Unsere jetzigen civilisirten Zustände wurden ihm nur in ihrer Zerrissenheit und in ihrer Unvernunft klar. Er sah, wie sich der Ehebruch im bergenden Schatten der Ehe lagerte, die Bestechlichkeit im Schatten der Politik, die Mittelmäßigkeit im Schatten der Intrigue; er sah, wie die Menschheit ihre edelsten Kräfte in vergeblichen Kämpfen erschöpft, die nirgends zu einem lohnenden Resulte führen; er sah alle unsere Verkehrtheiten, alle unsere Schmerzen, all' unser Elend, unsern jämmerlichen Ehrgeiz, unsere falschen Freuden und unser thränenfeuchtes Lächeln. Tief ergriffen von der Unermeßlichkeit des Uebels beleuchtete er es, um die Heilmittel dafür zu finden, und glaubte diese auch gefunden zu haben, wobei er von den beiden Hauptideen ausging, in jedem physischen oder moralischen Schmerz den Beweis irgend eines Irrthums und

dagegen in jedem Vergnügen und in jedem zufriedenen Zustande ein Zeichen von Wahrheit zu sehen.

Nach Fourier's Ansicht haben alle Leiden der Menschen nur eine tiefe, ernste, fest eingewurzelte, reelle Ursache, und zwar die, daß man die Andeutungen Gottes nicht versteht, der durchaus nichts wirklich Böses oder Unnützes erschaffen hat. Wenn das Getriebe der menschlichen Zustände nicht in eben solcher Harmonie geregelt seine Bahnen durchläuft, wie das Weltgebäude, so rührt dies daher, daß man ihm eine Richtung zu geben sucht, die der ihm von Gott bestimmten Richtung entgegen ist. Seit sechstausend Jahren herrscht zwischen dem Schöpfer und seinen Geschöpfen ein Mißverständniß; alle Philosophen und Moralisten nehmen in dem Menschen eine Doppelnatur ihrer Triebe an, der zu Folge sie sie in gute und böse unterscheiden, und machen es zu einer Aufgabe der Erziehung und der Bildung, die guten Triebe zu entwickeln und die bösen zu unterdrücken. Diese mühselige Arbeit der Bekämpfung und Unterdrückung der sogenannten bösen Triebe hat nun aber im Laufe vieler Jahrhunderte zu nichts gedient, als uns zu beweisen, daß sie, eben so wie die guten, unzerstörbar und eines höhern Ursprungs sind. Es bleibt uns, sobald dies erwiesen ist, nun aber nichts übrig, als zu versuchen, ob diese Neigungen und Triebe, die man böse nennt, nicht in der allgemeinen Harmonie der Wesen nothwendig und nützlich, ob sie nicht mit einem Worte, Wohlthat anstatt Fluch sind. Es kommt nur darauf an, aus allen Leidenschaften des Menschen Nutzen zu ziehen, und sie, indem man ihnen eine freie und gesicherte Entwickelung verschafft, dahin zu leiten, daß sie alle nützlich und keine von ihnen schädlich wird. Zur Erreichung dieses Zweckes müssen aber alle Kräfte und alle Fähigkeiten der Menschen zu einer großen Gemeinschaft mit einander verbrüdert werden.

Diese Ideen waren ihm in allen Folgerungen ihrer Entwickelung selbst noch nicht völlig klar geworden, als er sein erstes Werk, „die Theorie der vier Bewegungen", herausgab; allein es enthält doch schon den ganzen Kern seines Systems, das er in seinen spätern Schriften nur erläuterte und vervollkommneter entwickelte. Er selbst täuschte sich nicht über den Erfolg, den er von der Herausgabe dieses Buches erwarten durfte; er kannte, wie es sein ganzes Leben bewiesen hat, die Menschen, und wußte daher auch, daß seine Theorie von alltäglichen Geistern unbeachtet bleiben werde; dagegen hoffte er, daß sie früh oder spät die Aufmerksamkeit eines Mächtigen oder Reichen, vielleicht gar eines Königs, auf sich ziehen werde. Es war ihm nicht sowohl um Menschen zu thun, die mit seinen Ideen sympathisirten, als um die Mittel, sie zur Ausführung zu bringen; er wollte keine Schule gründen, er strebte nur nach der Gelegenheit, einen Versuch machen zu können. Doch die reiche Saat, die er ausgestreut hatte, wurde so wenig von der Aristokratie der Geburt, als von der des Geldes beachtet. Was kann denn auch diesen beiden Mächten daran gelegen sein, eine Welt umzuwandeln, in der ihnen ein so schönes Loos zugetheilt ist? sie beherrschen sie — was könnten sie denn noch wünschen und wollen? — Nach der Erscheinung dieses ersten Werkes schwieg Fourier viele Jahre, und beschäftigte sich nur, während er auf einem Comptoir als Söldner arbeitete, im Stillen mit der Fortbildung seines Systems. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Beschl.)

[Seidelmann als Regisseur, Literaten.]

Außer diesem Zustande sind wir noch in letzter Zeit mit einem andern behaftet gewesen, dessen wir aber, indem ich dies schreibe, bereits quitt geworden sind. Ich meine den Abgang des bisherigen Regisseurs des Hoftheaters Hrn. Seidelmann. Er hat bekanntlich seine lebenslängliche Anstellung aufgegeben, um nach Berlin zu gehen. Man ist hier noch nicht so modern, um zu thun, als ob ein guter Schauspieler mehr oder weniger wie eine große Angelegenheit von allgemeiner Wichtigkeit betrachtet werden müßte und Herr Seidelmann verrechnete sich offenbar, als er auf Kränze und „Hierbleiben" vertraute. Man läßt ihn ruhig ziehen, da man sieht, daß auch ohne ihn jeden Abend ein Stück gegeben wird, das nicht mehr noch minder gefällt, als da er noch mitspielte. Seidelmann ist ein Schauspieler, wie es wenige in diesem Augenblick gibt, er leistet in gewissen Rollen das Vorzüglichste, allein als Regisseur trat er gerade da hemmend entgegen, wo er fördern sollte, und die Mitglieder des Hoftheaters führen schwere Klage gegen ihn; zum augenscheinlichen Beweis darf man nur einen Blick auf das Repertoir werfen, das sich wirklich, seitdem er nicht mehr darauf einwirken kann, neu verjüngt hat. Seine Maxime war, nicht nur selbst die besten Rollen zu spielen, sondern auch die Andern zu verhindern, sich auf irgend eine Weise auszuzeichnen. Deshalb schob er Alles auf, wo es nur immer angehen wollte, um nach und nach die Masse selbst zu bezwingen, und verstümmelte — wie ihm ziemlich allgemein vorgeworfen wird — Stücke und Rollen, wenn er nothgedrungen sie mit Andern besetzen mußte. Rechnet man nun noch hinzu seinen Hang zum Intriguiren, seine stete Unzufriedenheit, eine Klatschsucht, die ohne Grenzen sein soll, und einen trüben Humor, der durch Familienzerwürfnisse erzeugt und durch alles Obige genährt wurde, so darf man sich wohl Glück wünschen, einen Künstler zu verlieren und Ruhe, Frieden, Eintracht, besseres Zusammenwirken zu gewinnen. Am Ende wird es wohl nicht so schwer sein, ihn als Schauspie-

ler zu ersetzen. Ich kenne die Helden des Tages in dieser Sphäre nicht, und stehe dem Theater überhaupt nicht nahe, da es in seiner jetzigen Gestaltung mir nicht besonders reizend erscheint, allein die Besserunterrichteten sprechen mit großer Bestimmtheit von den Berufenen, die in der nächsten Zeit dem Publicum als Bewerber für Seidelmann's erledigte Stelle vorgeführt werden sollen.

Von sonstigen Neuigkeiten noch Folgendes: unserer Stadt ist eine ansehnliche Vergrößerung und Verschönerung nach der Neckarseite hin zugedacht. Das jetzige Thor soll hinausgerückt und die Straße, die jetzt schon das alte Akademiegebäude, die neue Reitschule, den Pallast J. K. H. der Prinzessinnen, das Archiv, die Bibliothek und einige schöne Wohnhäuser enthält, einen bedeutenden Zuwachs an stattlichen Gebäuden erhalten. Durch diese Einrichtung wird auch der Königl. Hofgarten bedeutend an Umfang gewinnen. Unsere Buchhandlungen bringen fortwährend manches Neue und mitunter auch Gutes; unsere Schriftsteller sind fleißig und schaffen nach Kräften; kein Einziger von ihnen feiert. Zu den thätigsten ist Ernst Münch zu zählen, der sich nach allen Seiten hin rührt und ausdehnt; einige der Jüngern bereiten tüchtige Werke ruhig und fleißig vor, mit denen sie binnen Kurzem vor das Publicum zu treten gedenken; an fremden Namen von Bedeutung haben wir keinen Zuwachs in neuerer Zeit gehabt; Doctor Bacherer ist seit kurzem wieder zu uns zurückgekehrt: er gehört zu den strebsamen, jungen Geistern, die einer Beachtung werth sind. Gustav Schlesier lebt noch hier, gänzlich zurückgezogen, mit der Ausarbeitung eines staatswirthschaftlichen Werkes beschäftigt. Wilhelm Zimmermann wird für einen gebildeten Kreis Vorlesungen über Literatur beginnen, die bereits angekündigt sind.

M..

Notizen.

[Beurmann über Belgien, s. „Brüssel und Paris"]

„Der alte Adel, der sein Ansehen und seinen Glanz bis zu den burgundischen Herzögen zurückleitet, ist zudem so stolz, daß er nie eine Regierung respectiren wird, die nicht älter ist, als er. Einzelne desselben ziehen aus diesem Grunde Wien Brüssel vor, und es ist dem Hofe bis jetzt nicht gelungen, die Elite der belgischen Aristokratie um sich zu vereinen. Nur der Graf von Merode nimmt lebhaften Antheil an der Regierung, weil er, neben der Abneigung gegen das Haus Oranien, auch die Unabhängigkeit Belgiens vor Augen hat und gern auf den Tod seines Bruders zurückblickt, der bei Berchem gegen die Holländer fiel.

Dem Herzoge von Aremberg begegnete ich einst in der Allée verte. Er fuhr, wie der König, in einem Viergespann und so stolz, wie es nur einem Abkömmling der alten Grafen von der Mark zukommen konnte. Alle diese Herren verhalten sich im besten Falle indifferent, aber stets in einer isolirten Stellung von der Dynastie Coburg.

Dieser Umstand mag auch die häufigen Ausflüge des Königs nach Paris veranlassen, die ihm von den Brüsselern am meisten verdacht werden. Leopold langweile sich in Brüssel, heißt es. Dagegen möchte kaum etwas zu erwiedern sein. Aber wie soll er sich auch in Brüssel unterhalten. Während ein eigentlicher Hof nicht besteht, indem ihm die Umgebung fehlt, ist der König von allen socialen Beziehungen verlassen. Man betrachtet somit die Reisen nach Paris als tours de plaisir, und die königliche Familie von Frankreich ist gern beisammen. Aus demselben Grunde sieht man die Königin der Franzosen, Madame Adelaide, und die königlichen Kinder eben so häufig in Brüssel. Zudem bedarf es gewiß häufig persönlicher Besprechungen mit Ludwig Philipp, und Leopold scheint die Interessen Belgiens mit der französischen Regierung besser zu vermitteln, als solches bis auf diesen Augenblick durch die Stimmung des Volkes und die Kammer geschehen ist. Man mag sagen, was man will, Belgien wird stets in einem nothwendigen Abhängigkeits-Verhältniß von Frankreich bleiben und nie eine entschiedene Sprache gegen diesen Staat annehmen können. Auf der andern Seite aber möchte es der französischen Kammer zu rathen sein, dem Belgien so nachtheiligen Monopolsysteme, das lediglich auf den persönlichen Interessen der Majorität fußt, zu entsagen, um ein Volk, das durch die Idee mit Frankreich verbunden ist, nicht zu zwingen, der materiellen Existenz wegen sich anderen Tendenzen anzuschließen. Das Königreich Belgien, das eine Folge der Julius-Revolution war, darf von der französischen Regierung auch in seinen industriellen Beziehungen, die das Leben dieses Staates bilden, nicht übersehen werden, und der Haß des belgischen Volkes gegen Frankreich, der kaum dem gegen Holland nachsteht, erscheint wenigstens insofern gerechtfertigt, als man bis jetzt sich noch als Mittel behandelt glaubt und als ein Werkzeug für gänzlich fremde Zwecke. Ein Volk wird in solchen Fällen nur zu geneigt sein, das Kind mit dem Bade auszuschütten; und wenn es wahr ist, wie man behauptete, daß im vorigen Jahre bereits Annäherungen von Seiten der belgischen Regierung an den allgemeinen deutschen Mauthverband versucht wurden, so mag man daraus leicht entnehmen, daß die eingezwängte belgische Industrie sich um jeden Preis Luft machen will. Freilich wird es die französische Regierung nicht dazu kommen lassen, aber es wäre besser, sie verhinderte nicht blos, sondern sie vermittelte, indem sie die materiellen Interessen Belgiens mehr berücksichtigte und in dieser Hinsicht nicht gänzlich isolirte, während in Betreff der Politik Belgien nur zu sehr an Frankreich gekettet ist.

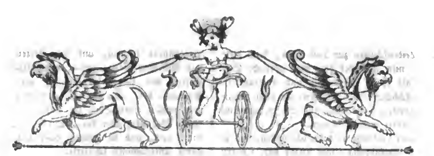
Auch die französische Presse behandelt Belgien nur als französische Provinz, während die belgische ihrerseits Frankreich mit der größten Erbitterung angreift. Zwischen beiden steht das belgische Volk, mit dem Gefühl seiner Unabhängigkeit und mit dem rohen Glauben an seine Kraft; wie kann es fehlen, daß die Trennung immer größer wird?"

[Das Büchlein junger Lieder.]

In Berlin bei Heymann erschien ein Büchlein junger Lieder in acht Sangeskränzen, aus den Productionen der Jahre 1815 bis 1836 erlesen. Der Herausgeber schließt sein Widmungsgedicht:

Alte Meister sind gestorben,
Junge hat die Kunst erworben,
Doch das Echo junger Lieder
Tönt die alte Weise wieder!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 25. — den 3. Februar 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Stumme Weisheit.

Rollen Tage, rollen Nächte,
Dreht der Zeiten Rad sich schwer,
Jeder träumt, was sie ihm brächte,
Jeder wünscht die Weite her.
Jeder will es an sich reißen
Dieses Possenspiel von Glück,
Unter Flimmern, Scheinen, Gleißen
Dreht das Rad — ach, nie zurück!

Einsam sitzt Sie in der Kammer,
Flicht die blonden Zöpfe auf,
Stummes Glück, verschwiegnen Jammer
Bot der Frühling ihr zum Kauf,
Und was sie dafür gegeben —
War es auch ein kostbar Stück?
Wer berechnet recht das Leben,
Wer schaut thränenlos zurück?

Einsam schleicht Er durch die Felder,
Jagt die braunen Hühner auf,
Treibt den Kummer durch die Wälder,
Nimmt die Reue mit in Kauf.
Sieht im Nebel Jugendträume,
Sieht verwehen sie in Nacht
Bis durch weißgewordne Räume
Er den Tag zur Ruh gebracht.

Rollen Nächte, rollen Tage
Schmerz und Seligkeiten hin,
Und doch wüßt Du, daß ich sage,
Warum lächelnd trüb ich bin?

O erlaß mir's auszusprechen —
War es Leiden, war es Glück —
Jeder Hauch würd' es zerbrechen,
Und kein Wort bringt es zurück.

Charles Fourier.

(Beschluß.)

Erst im Jahre 1822 erschien seine Abhandlung von der association domestique agricole, in der er sich ganz unbefangen und offen selbst eine Stelle neben Newton anweist, denn wie dieser in den Gesetzen der Schwerkraft den Zügel aufgefunden habe, der alle Sphären um das Herz des Weltenraumes lenke, so habe er in der Schwerkraft der Liebe ein gleiches Gesetz für das geistige Universum aufgefunden. Die allgemeine Analogie, die harmonische Einheit, die im Gebiete des Universums herrsche, stimmt, nach seiner Meinung, so wenig zu dem elenden, mühseligen Schicksal des Menschen, daß dadurch augenscheinlich eine Abweichung von dem ihm bestimmten Pfad bewiesen werde. In dem Dasein des Menschengeschlechtes müßten alle Leidenschaften so gut den ihnen gebührenden Platz erhalten, wie ihn die Weltkörper in dem Sonnensysteme finden, zu dem sie gehören. Dazu wird aber auch erfordert, daß man ihnen verstatte, sich frei zu bewegen, und sie nicht durch einen Zwang zu unterdrücken suche, der sie aus ihrer Bahn wirft. Wenn die menschlichen Zustände, wie sie jetzt sind, sich der freien Entwickelung der Leidenschaften widersetzen, so muß man

dies nicht den Leidenschaften zur Last legen, denn diese sind, mögen sie nun gut oder böse sein, göttliche Eingebungen, und als solche rechtmäßig und unzerstörbar, sondern den menschlichen Einrichtungen, die vom sterblichen Menschen gebildet, vergänglich sind wie er, und umgebildet und verändert werden können.

Von der Welt verkannt und zurückgestoßen, wo er um Beihülfe zur Ausführung seiner Plane bat, sah sich Fourier bis zu seinem sechzigsten Jahre gezwungen, Briefe abzuschreiben, um sich sein Brot zu verdienen. Doch ihm sollte noch der Lohn werden, zu sehen, daß er nicht ganz vergebens gelebt hatte. Er fand keinen Monarchen, der ihm die Hand reichte, keinen Capitalisten, der seine Ideen und Pläne verstanden hätte, allein er fand Jünger, die ihn aufsuchten, und stiftete, ohne es zu wollen, eine Schule. Unter denen, die ihn aufsuchten, weil sie in seinen Ideen den einzigen Keim fanden, dem das Heil künftiger Geschlechter erblühen konne, zeichneten sich Justus Muiron und Victor Considérant aus. Der letzte, ein Zögling der polytechnischen Schule in Paris, zeichnet sich durch Vernunft, ruhige Besonnenheit und jene mathematische Richtigkeit der Berechnungen aus, die für die praktische Bewährung eines in warmer Begeisterung entworfenen Planes so wichtig ist. Er suchte sogleich Fourier's Doctrin aus dem speculativen Tiefsinn, in dem sie unfruchtbar zu schlummern schien, ins praktische Leben einzuführen. In Paris wurden Conferenzen eröffnet, in denen Fourier einige einzelne Theile seines Systems vortrug; dann dachte man darauf, es in den Provinzen bekannt zu machen, und Considérant eröffnete in Metz den ersten öffentlichen Cursus über die Theorie des Systems seines Meisters.

Dies geschah in dem Augenblicke, wo die Jünger des St. Simonismus sich auf den Wegen des Zweifels und der Muthlosigkeit zerstreuten. Zwei der berühmtesten und ausgezeichnetsten unter ihnen, Julius Lechevalier und Abel Transon gingen zu Fourier über, und sprachen es laut aus, daß es aus Ueberzeugung von dem höheren Werthe seines Systems geschehe. Julius Lechevalier hielt in Paris darüber Vorlesungen, die er später heftweise herausgab. Abel Transon gab in der Revue Encyclopédique in einigen Artikeln einen Abriß des Systems, das nun immer mehr Anhänger gewann. Man konnte jetzt daran denken, einen Versuch zur Ausführung desselben machen zu wollen. Die Damen Vigoureux, Guizot — die Frau des ehemaligen Ministers — und einige ausgezeichnete Männer, verbanden sich zur Herausgabe eines Journals, das unter dem Titel: le Phalanstère erschien, und die Herren Baudet-Dülary und Gebrüder Devay gaben weitläuftige Ländereien im Bezirke von Condé-sur-Vesgres zur Errichtung einer Phalange her. Die Arbeiten wurden wirklich begonnen; man machte einen Theil der Haide urbar und errichtete einige Gebäude; aber das Kapital der Gesellschaft reichte nicht aus, und so geschah alles nur halb, und das ganze Unternehmen scheiterte.

Die Theilnehmer hatten aber dabei die Erfahrung erworben, daß man keinen neuen Versuch machen müsse, Fourier's Ideen ins Leben zu rufen, als bis man im Besitz der Mittel sei, ihre vollständige Entwickelung befördern zu können. Das Mißlingen der Phalange in Condé-sur-Vesgres hatte mehr als eine nachtheilige Folge für die Sache selbst; nicht nur, daß das Publicum einen verunglückten Versuch darin sah, und den Grund dazu nicht in den Umständen, sondern in der Idee selbst suchte, sondern es wirkte auch auf die Jünger der Schule ein; sie wurden unentschlossen, und mehrere traten ganz zurück, um in der Politik einen unmittelbar eingreifenden Hebel, eine festere Nahrung für ihre Thätigkeit aufzusuchen. Der Phalanstère verstummte, und um Charles Fourier wurde es ganz stille.

Doch die Idee war nicht untergegangen; Fourier's Schüler scheinen ihre Erfahrungen dazu benutzen zu wollen, sich nicht mehr in der Welt und von ihr isoliren zu wollen; sie verstehen sich jetzt dazu, sich in den gegenwärtigen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft fügen zu wollen, und behalten sich die Zukunft vor. Sie sind jetzt gleichsam nur Künstler, die darnach streben, Allen durch einen Versuch den Werth eines Gesellschaftsmechanismus anschaulich machen zu wollen, der den Keim zu den schönsten und fruchtbarsten Resultaten in sich trägt. sie sehen es ein, wie schwer und langsam es ihnen werden muß, auf Menschen zu wirken, die sich schon in eine andere Lebensweise und andere Ansichten fest eingelebt haben, und haben es daher beschlossen, es mit den Kindern versuchen zu wollen. Auf der Insel Mauritius ist ein Institut errichtet, in dem diese nach Fourier's Methode erzogen werden, und der Erfolg hat schon jetzt alle Hoffnungen und Erwartungen übertroffen, die man davon hatte. Die Erziehung beginnt, sobald ein Kind entwöhnt wird, und im dritten Jahre ist das Kind schon ein nützliches Mitglied des Vereins. Es wird den Kindern durchaus in keiner Art irgend ein Zwang auferlegt, denn die vollste Emancipation aller Triebe ist die sittliche Grundidee des Systems; alle Neigungen und Triebe der Kinder, Lärmen, Toben, Naschhaftigkeit, Un-

beständigkeit werden nicht blos geduldet, sondern benutzt: die freieste Entwickelung aller bürgerlichen und geistigen Fähigkeiten des Menschen, und die Anwendung derselben auf productive Industrie — darauf bezieht sich Fourier's ganzes Erziehungssystem. Er theilt die Erziehung in fünf Zeiträume ein. Der erste Zeitraum umfaßt die erste Kinderzeit, in der die Säuglinge in einem großen Schlafsaal, den er eine Seristere nennt, von Männern, Frauen und Kindern gemeinschaftlich verpflegt werden. Diese Pflege ist also nicht mehr Dienstboten anvertraut; sie ist ein Beruf, ein Amt, das man im Verein bekleidet, und selbst die Ammen werden als wichtige Personen angesehen. Fourier fordert nicht nur, daß jede Amme schön und kräftig gesund sein soll, sondern sie soll auch richtig singen können. Das Kind wird nicht eingebündelt und gewickelt, sondern es liegt in einer Hangematte und wird in seinen Bewegungen eben so wenig eingeengt, wie man späterhin seinen Trieben Zwang auflegen wird. Die Erziehung beginnt, sobald das Kind stehen kann; nun muß man darauf bedacht sein, seinen Beruf zu erkennen; man muß jede Neigung, jeden Ausbruch dieser noch ganz naiven und unbefangenen Naturen beobachten und sie anlocken, sich zu entfalten; vorzüglich müssen ihre Fehler beobachtet werden; in jedem Fehler liegt eine Offenbarung; nachdem das Kind sich nun naschhaft, oder unreinlich, oder träge, oder eigensinnig zeigt, wird nun bestimmt, ob es ein Handarbeiter, ein Künstler, ein Gastronome, oder ein Landmann werden soll. Mit dem fünften Jahre beginnt ein anderer Cursus von Uebungen; es kommt nun vorzüglich darauf an, die Empfindungen, die sensitiven Triebe zu verstärken und die fünf Sinne zu üben und zu entwickeln. Diese bedürfen so gut der Erziehung, wie der Körper der Gymnastik; wenn es ihnen an Spielraum und an Uebung fehlt, so stumpfen sie sich vor der Zeit ab; daher gibt es in unsern Tagen so viel Kurzsichtige und Schwerhörende. Fourier will durch die Erziehung der Sinne der menschlichen Natur die Energie ihrer Organe wieder verschaffen und ist der Meinung, daß der Reichthum an physischen Fähigkeiten, mehr als man gemeinhin glaubt, zum Reichthum an geistigen Fähigkeiten verhilft. Vom neunten bis zum funfzehnten Jahre tritt nun der Zeitpunct des thätigen Lebens, des Lebens im Vereine ein; mit sechzehn Jahren ist die Erziehung vollendet und der Jüngling wird Mann.

Die Gründung dieser Schule und den Anfang ihres Gedeihens hat Fourier noch erlebt. Er starb in seinem 66sten Jahre, arm, wie er gelebt hatte, aber von der Liebe so sorgsam gepflegt, wie ein Reicher es sich mit allen seinem Gelde oft nicht erkaufen kann.

Fourier war klein und mager, allein seine Physiognomie war überaus edel und schön. Sein Blick hatte einen wundervollen Ausdruck von Bitterkeit und Tiefe, von Erhabenheit und Unglück, und auf seiner Stirn lag die Geisteshoheit, mit der er, verhöhnt und verkannt, sein ganzes Leben der Lösung eines Problems weihte, das nur einen edlen, großsinnigen Mann so anhaltend zu beschäftigen vermochte. F. T.

Deutsche Romane.

Die Hallig, oder: die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle von J. C. Biernatzki. Altona, Hammerich.

Die Theologie fühlt also auch das Bedürfniß, sich einzudrängen in die neugeöffneten Kreise des modernen Lebens und es zu versuchen, ob der von ihr ausgestreute Same wohl anderswo gedeihe, als in den alten und ausgetrockneten Furchen ihrer Dogmen und Lehrsätze, die selbst in der mildern rationalistischen Gestattung wenig Früchte getragen. Der Roman scheint der Träger für die Keime unserer künftigen Culturentwickelung geworden zu sein; tausend Wünsche, Hoffnungen und Entwürfe der lebenden Generation, welche die Gegenwart zu erdrücken oder doch in ihrem Wachsthum zu hemmen droht, gedeihen im weiten Felde der Erzählung, wo die bunten Geistesblumen sie den Augen des Verfolgers entziehen; Wahrheiten, verpönt durch Egoismus und brutale Gewalt, hüllen sich in das poetische Kleid und bahnen sich in dieser Verpuppung den Weg zu den Herzen, die sie zu finden und zu erobern wünschen. Wer sich berufen fühlt, mitzuwirken an dem großen Werke socialer Regeneration, er sei willkommen in diesem Hafen, der wenigstens dürftigen Schutz gewährt gegen die Stürme einer trüben Zeit; über dem Eingange stehe als salve das Wort „Duldung", und die Toleranz, die verschwunden ist aus dem Leben, gedrängt von dem Machtgebote, oder den Bajonetten herrschender Selbstsucht, sie herrsche im Reiche der Geister, aus welchem sich andere und bessere Zustände gestalten sollen. Auch Biernatzki kündigt sich als Mitarbeiter — und zwar als einen der tüchtigsten und fähigsten — an; er ist ein wahrhaft frommer, seelenguter Mann mit reinem Herzen und rüstigem, kräftigem Willen, hat Talent und Erfahrung und zeigte bereits in seinem ersten derartigen Versuche „die Wege zum Glauben," daß die Theologie nicht blos erbaulich, sondern auch unterhaltend und amüsable sein könne. — Sein Zweck ist, zu zeigen, wie nur in dem reinen Glauben, im ächten Christenthume die Glückseligkeit des Menschen enthalten sei; wie alle Sophismen, alle Philosophie, deren Zweck nicht ein gänzliches Aufgeben des Individuums im Glauben an Gott sei, nicht vermöge, dauernden Seelenfrieden, Trost und Muth zu geben in den Stunden der Gefahr und der Bedrängniß. So streng diese Lehrsätze auch auf den ersten Anblick scheinen

mögen, eine so milde Gestalt gewinnen sie unter den Händen des kundigen Lehrers, der ihnen durch die Verkettung der Begebenheiten sowohl, als durch die Gemüthsstimmungen seiner handelnden Personen eine nicht leicht zu vernichtende Evidenz zu geben weiß. Kann man sich auch nicht so unbedingt einverstanden erklären mit den Urtheilen des Verf., wie z. B. mit demjenigen, welches er S. 169—184 über die Philosophie ausspricht, der er die biblische Offenbarung als die einzige untrügliche Quelle aller höhern Wahrheit siegend entgegenzustellen strebt; so muß man doch immer den Ausspruch des Mannes achten, der von seiner Ueberzeugung so tief und innig durchdrungen ist, daß er seine Seele in jedem Ausspruche ganz vor uns ausbreitet. Es ist hier weder Raum noch Ort, um Biernatzki's Ansichten pro und contra abzuwägen; die Form, in welcher er sie einkleidet, ist es zunächst, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Diese aber ist eine glückliche und wirklich poetisch schöne; schon die Wahl des Schauplatzes macht das Buch ungemein anziehend. Haben sich unsere Novellendichter auch häufig an dem Strande der Nordsee, oder auf den nahgelegenen Inseln bewegt, so war doch die dürftige Hallig bis jetzt noch unbetreten, und es wird nicht unnöthig sein, dem Leser zu sagen, daß eine Hallig ein flaches, dem Meere stets zugängliches und bei jeder Fluth überschwemmtes Eiland ist, auf dessen Boden kaum ein dürftiger Graswuchs gedeiht und welches nur von wenigen Familien bewohnt werden kann, die sich in mühsam auf künstlichen Werften erbauten Hütten vor der Fluth schützen. Diesem öden einförmigen Schauplatz hat der Verf. indessen einen hohen poetischen Reiz zu verleihen gewußt. Erschütternde Gemälde der wüthenden Elemente paaren sich mit den einfach freundlichen Bildern des harmlosesten Stilllebens und geben dem Ganzen die angenehmste Abwechslung. Eben so gelungen wie diese Naturscenen sind die Seelenzustände der handelnden Personen geschildert, die ein tiefes psychologisches Studium verrathen; bis in die feinsten Nüancen, die leisesten Wechsel der Empfindung sind die Charaktere ausgemalt. — Dabei ist die Sprache edel, rein und kraftig, nicht selten von einem schönen poetischen Schwunge beseelt; einzelne eingestreute Gedichte, unter denen hier nur „das Leben" S. 220 namhaft gemacht werden mag, zeigen uns den wahrhaften Dichter. Es ist merkwürdig, wie die Seelsorger der Nordsee das Wort Gottes mit Poesie verkünden; früher schon zählten wir Kosegarten, Th. Melas (Schwarz) u. A. zu den Dichtern Deutschlands, und Biernatzki übertrifft sie an Einfachheit, Klarheit und Innigkeit des Ausdruckes bei weitem. Welch ein Unterschied zwischen diesen gesunden Blüthen des Nordens und den homiletischen Sumpfpflanzen in der Basser-Quedlinburgischen Nebelatmosphäre. R. B.

N o t i z e n.

[Unverschämter Nachdruck.]

Einige trockne berliner Journale möchten sich gern von dem Nektar nähren, den ein Wienbarg, ein Mundt zu bieten weiß. Sie nehmen ihre Zuflucht zu geheimer Benutzung. So brachte neulich das von Kugler redigirte Kunstblatt: Museum einen anonymen Artikel über „Kunstausstellungen im Allgemeinen." Dies war kein anderer als der Artikel des genialen Wienbarg, den wir in diesen Blättern unsern Lesern mitgetheilt. Es ist eben so unverschämt, den Artikel ohne Nennung des Verfassers als ihn ohne Nennung der Quelle nachzudrucken. Eben so brachte der Gesellschafter einen Aufsatz über Hamburg, der sans façon aus Mundt's „Delphin" entlehnt ist.

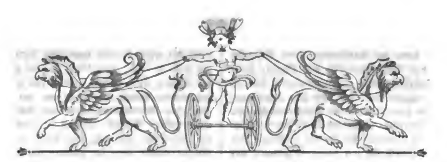
[Die baltischen Blätter, redig. von Dr. Klein.]

Diese Zeitschrift tritt mit soviel Schwung und Federkraft auf, daß sie zu den besten und gehaltvollsten zu zählen beginnt. Es liegen 11 Nummern vor. Wir finden: „des Malers Traum," ein phantasievolles Bild von Th. M. Ebenfalls von Mundt: Böhmische Phantasieen, ein tiefsinniger Blick auf die untergegangene Volksthümlichkeit, die in Blitzen aufrauschte, um sich still zu vergraben. Ein Aufsatz über Spontini's Agnes von Hohenstaufen ist unparteiisch und gediegen. Die Briefe aus Afrika sind eine schätzenswerthe Acquisition, ein Brief aus Turin schildert den Zustand der italienischen Gelehrten. J. L. Klein spricht über Beck's Nachte, über Brentano's Gockel, Hinkel und Gackeleia; Dr. Meyen über Laube's Bürger und Krieger; H. Kletke über die Lyrik und den Journalismus in Oestreich. Ein Feuilleton gibt ein reichhaltiges Gemisch von Satire, Scherz und Ernst.

[Ferdinand Stegmayer in Leipzig.]

Der Name dieses Musikers ist dem allgemeinen Publicum weniger bekannt, als er sollte. Die Lieder, die von ihm erschienen, enthalten an erotisch-elegischen und komisch-bacchanalen Elementen soviel Treffliches, daß das beharrliche Schweigen dieses Componisten, seine Kargheit im Produciren, als eine Anmaßung erscheint. Nur außerordentliche Ereignisse treiben ihn auf. Ein solches, schien es, brachte am 29. Januar im leipziger Theater eine große musikalisch-declamatorische Abendunterhaltung zu Stande, zu welcher Stegmayer eine seiner Ouvertüren und eine seiner lyrischen Compositionen (Mathissons Frühlingsabend) zum Besten gab. Der gemüthliche Wiener ist durch und durch Musiker, er mag nun in burlesker Lustigkeit beim Becher Wein eine diabolische Katzenmusik loslassen, oder in seltnen einsamen Momenten elegische Gewissensbisse componiren. Von solcher Art sind einige seiner Lieder, auch das angeführte für Tenor, dessen Abendwehmuth Hr. Freimüller nicht herausfühlte. Wer Stegmayer blos persönlich kennt, wird es nicht begreiflich finden, daß dieser Capellmeister Mathisson'sche Stunden hat; sein Talent spielt ihm den Streich und ist außerordentlich elegisch, der Musiker in ihm möchte den Menschen in ihm erganzen und ist von diesem noch nicht ganz todt gemacht. Seit lange schon, d. h. seit Menschengedenken, erwartet man von ihm eine Oper. — Zu der Abendunterhaltung wirkten die besten Kräfte des Theaters und des Orchesters mit.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 26. — den 5. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Josephinens Toiletten-Ränke.

Aus dem Privatleben Napoleon's*).

Eine Kammerfrau sollte eigentlich nur so viel Gehörsinn haben, um die Befehle ihrer Gebieterin zu vernehmen; nur so viel Auge, um aus deren kleinster Bewegung und flüchtigster Geberde jede neu entspringende Laune zu errathen; nur so viel Tastsinn, um die Herrin schnell und gewandt ankleiden zu können. Den Geruch könnte man ihr immerhin lassen, wenigstens um die Parfums wählen zu können, und ohne irgend eine nachtheilige Folge dürfte man ihr wohl auch zu einer Art von Trost den Geschmack völlig lassen.

In der That wäre es wohl wünschenswerth und oft dringend nothwendig, daß diese bei allen Phasen des innern Lebens und bei allen Schwachheiten der Dämmerstunden beinahe obligate Vertraute, je nach Bedarf, nicht hören, nicht sehen und nicht fühlen könnte. Aber weit wichtiger und eigentlich wesentlich wäre das Stummsein, wenigstens sollte das ganze Lexikon der Redekraft einer Kammerfrau sich niemals weiter ausdehnen, als über folgende und ähnliche unschuldige Phrasen: sogleich Madame! — im Augenblick! — ich eile! — Jedes Wort mehr ist für die Zunge einer Kammerfrau ein wahrer Luxusartikel, und zwar ein dem Rufe oft sehr fataler und gefährlicher Luxus. Erträglich wäre allenfalls die Fähigkeit der Ohren, der Augen und der Hände an einer Gehülfin bei der Toilette, obgleich eine solche zuweilen schon sich erlaubt, zu denken, zu urtheilen und den Schlüssel des Schreibtisches umzudrehen, worin gewisse glänzende, duftende, vergoldete Papierchen verschlossen sind. Aber die Sprache, die Fähigkeit zu reden! Dieses unglückselige Organ, welches ausplaudert, commentirt, mit Zusätzen vergrößert, Anzeigen macht — die Sprache ist eine wahre Geißel für jedes Haus, man sollte sie bei Domestiken gänzlich ausrotten, aber vorzüglich aus dem Munde einer Kammerfrau, weil sie darin mehr als ein' und eine halbe Geißel ist, sogar eine Hauspest werden kann. Die Orientalen haben doch zuweilen vortreffliche und sehr weise Ideen! Betrachten wir nur, wie scharfsinnig sie den Eunuchen und den Stummen zu verwenden wissen: und trotz dieser Vorsicht behaupten sie doch von Zeit zu Zeit, daß jene sehr unternehmend und diese sehr geschwätzig seien.

Dies alles ist so wahr, daß unsere Chronik ein ganzes Gewebe von Indiscretionen bildet, nicht selten sogar von der Art, gegen welche wir uns hier so eben wohlbedacht aufgelehnt haben, obgleich sie uns selbst sehr wesentliche Dienste leisteten. Nennen werden wir die Kammerfrau nicht, welche zum Vortheil unserer Neugierde sehr plauderhaft sich zeigte, der Name thut ja nichts zur Sache, und entkleidet man die Wahrheit gänzlich, so muß man wenigstens den letzten Schleier, welchen man ihr abnimmt, über die Person werfen, von der sie vor das Tribunal der Oeffentlichkeit geführt wird.

*) Chroniques des Tuileries et du Luxembourg, physiologie des Cours modernes, par Touchard-Lafosse. Paris, 1838.

Bonaparte hatte zur Ausstattung seiner Schwester Karoline, für das Vermählungsfest mit Murat, seiner putzliebenden Josephine einen Diamantschmuck heimlich entzogen, weil damals das Geld ihm sehr knapp zugemessen war und jeder Gedanke an Schuldenmachen ihn stets empörte. Josephine wußte sich dafür wieder schadlos zu halten. Sie wendete sich an den gefälligen Berthier, und dieser berieth sich mit seinen Adjutanten und Agenten so lange, bis sie heraushatten, daß bei Vergebung der Lieferungen für die Spitäler in Italien diese Perlenschnur sehr leicht gewonnen werden konnte. So geschah denn auch, und zum Glück kam Bonaparte niemals hinter dies Geheimniß. Es war wirklich ein prachtvolles Schaustück, das über 250,000 Franken kostete; aber was thut die Coquetterie auch mit dem herrlichsten Wunderwerk der Toilette, wenn sie es nur bei verschlossenen Thüren bewundern darf! Josephine durfte nicht wagen, mit jener so reichen und so seltsam erlangten Acquisition sich zu schmücken; der erste Consul kannte alle ihre Colliers um so genauer, da er erst ganz kürzlich aus dieser Sammlung das Hochzeitgeschenk für seine Schwester Karoline gewählt hatte. Welcher Quelle sollte Josephine das prachtvolle Geschenk, welches sie sich selbst gemacht hatte, zuschreiben? Ahnete Bonaparte die Wahrheit, so war der arme Berthier ohne Rettung verloren: er sank von dem Gipfel des Ministeriums bis zu der Stelle eines Waffencommandanten vierter Classe herab; und Madame Visconti sah sich durch einen solchen Schlag auf die sehr schmale Portion der Favoritin eines Unterlieutenants zurückgesetzt. Madame Bonaparte suchte und suchte irgend eine wahrscheinliche und glaubhafte Quelle für jenes berühmte Schmuckstück, ohne sie jemals finden zu können; mit eben so wenig Glück half ihr Bourrienne bei diesen wichtigen Recherchen, und die nachher plauderhafte Kammerfrau, deren Namen wir verschweigen, staunte stündlich mehr und mehr darüber, daß die wundervollen Perlen des Herrn Foncier stets in ihrem Futteral verschlossen blieben. Ihr, welcher Josephinens Putzsucht so wohl bekannt war, erschien die Jungfrauschaft dieses Colliers nach dreimonatlichem Besitz so wunderbar, ja, als ein solches Phänomen, als wenn von der Unerfahrenheit einer funfzehnjährigen Tänzerin die Rede gewesen wäre. Endlich zeigte sich gegen den Frühling des Jahres 1801 eine so verführerische Gelegenheit zur öffentlichen Schaustellung des Colliers, daß Madame Bonaparte der Versuchung unterlag.

Berthier gab dem König und der Königin von Etrurien, die so eben den Scepter des Porsenna aus der Hand des ersten Consuls empfangen hatten, ein glänzendes Fest. — Ach, mein Gott! ja, die Urenkel des großen Ludwig XIV. standen in dem von ihrem Großvater begonnenen Palast tiefgebeugt vor der Fortuna eines glücklichen Artillerielieutenants und benutzten also den monarchischen Versuch, welchen er ersonnen hatte, um der öffentlichen Meinung den Puls zu fühlen. Und Abends machte man im Theater français unter einem Donner von Applaus ein ungeheures Aufsehen mit dem Vers:

J'ai fait des souverains et n'ai pas voulu l'être.

Und Bonaparte beugte sich zu Bourrienne herab und flüsterte ihm ins Ohr: „Die guten Pariser! Nun, sie sollen sehen, sie sollen es schon sehen!"

Wir haben uns von dem Feste des Ministers Berthier zu weit entfernt. Das Gebrause des von dem Mulatten Julien geleiteten Orchesters führt uns wieder dahin zurück. Josephine erschien dabei mit den Perlen des Herrn Foncier, welche Michalon durch ihre schönen braunen Haare geflochten hatte. Diese so weißen, so großen, aus dem Wohlgerüche duftenden dunklen Grund so herrlich hervortretenden Perlen erregten in der ganzen Gesellschaft die lebhafteste Sensation; Josephinens Herz erweiterte sich, und ihr augenblicklicher Triumph ließ sie alle bittern Folgen, welche daraus hervorgehen konnten, gänzlich vergessen. Denn der Adlerblick des ersten Consuls fixirte beinahe beständig den Kopf seiner Frau. Berthier theilte die Ovation von Madame Bonaparte keinesweges, er zitterte unaufhörlich vor dem Gedanken, daß der durchdringende Scharfblick des Consuls bis zu der Quelle dieser Perlenschnur sich Bahn brechen könnte. Bei der Eröffnung des Balles figurirte der Minister Josephinen gegenüber, die mit dem König von Etrurien tanzte. Die Furcht machte ihn so verwirrt, daß er sich entschloß, noch während des Contretanzes der sorglosen Dame der Tuilerien seine Besorgnisse zu eröffnen.

„La Chaine anglaise!" rief Berthier, indem er die Initiative bei dieser Figur ergriff. „Wie er die Perlen betrachtet!" flüsterte er im Vorübergehen Josephinen zu.

„La Chaine des dames!" rief nun Madame Bonaparte. „Das ist doch eine zu arge Sklaverei."

In einer andern Figur Josephinen sich wieder nähernd, flüsterte Berthier: „Aus Barmherzigkeit, schweigen Sie über den Ursprung dieser Perlen — ich wäre verloren — dos à dos!"

Einen Augenblick später säuselte Madame Bonaparte ihm zu: „Seien Sie ganz ruhig, ich habe eine Auskunft entdeckt."

„Ha! um so besser," erwiederte der Kriegsminister, „an die Liquidation der Hospitäler wird er gar nicht denken. Balancez!"

Am Ende des Contretanzes waren Berthier und Josephine unendlich viel ruhiger und überließen sich beide fortan gänzlich der Wonne des Abends. So wie bei allen Versammlungen gab es auch dort Episoden sehr verschiedenen Charakters: Munterkeit und Lustigkeit gewannen indessen die Oberhand; sogar das Groteske fand dabei seine Rolle, und der Held des Festes, der König von Etrurien, spielte die drolligste Rolle und den Spaßmacher für alle.

Er hatte zu einer Quadrille die anbetungswürdige Hortense de Beauharnais eingeladen; alle standen schon an ihren Plätzen. Plötzlich erbleicht der Monarch von Etrurien, seine Gesichtsmuskeln verziehen sich krampfhaft; Seine Majestät scheint durch die vorschnelle Bewegung seiner Beine noch vor dem Ritournelle die Figue beginnen zu wollen.

Mit ihrem anmuthigen Lächeln sagte Hortense zu ihm: „Sire, es ist noch zu früh."

„Ach ja! Sie haben recht, es ist noch zu früh!" — Indessen dauerten die Fußbewegungen des Königs immer fort, und mit jedem Augenblicke vermehrten sich seine Grimassen.

Zum Beginnen der Chaine anglaise gleich einer Sylphide sich aufschwingend, sprach Mademoiselle de Beauharnais: „Jetzt!"

Mit halb erstickter Stimme antwortete Seine Majestät: „Nein, jetzt nicht! Mademoiselle, ich bitte mich entschuldigen zu wollen" — Und ohne weitere Erklärung flog der König aus dem Salon.

Es bedurfte keines großen Scharfblickes und keines sehr subtilen Verstandes, um den Grund dieser eiligen und so unzeitigen Flucht zu durchschauen: die ganze Gesellschaft war darüber einverstanden, daß der König von Etrurien, wofern ihm Molière nicht unbekannt war, seiner Tänzerin hätte zurufen können:

Oh! oh! madame, il faut que je vous dise adieu;
Certain besoin pressant m'appelle en certain lieu.

Man kann sich wohl denken, daß die leicht erregbaren Franzosen dieses seltsame Intermezzo eines Contretanzes nicht ohne Lächeln vorübergehen ließen; und man fand, daß von allen Gesichtern der königlichen Quadrille ohne Zweifel das Gesicht Seiner Majestät das lustigste sei. Dieser Einfall irgend eines jungen Obersten durchlief binnen wenigen Augenblicken die ganze Reihe der Salons, und als der moderne Porsenna wieder erschien, sah man zweihundert Taschentücher vor zweihundert Gesichtern.

Der König durchschaute sogleich den Inhalt dieser Pantomime. Voll Begierde, seinen Ruf bei der Gesellschaft wieder herzustellen, suchte er mit einem Flicflac und mit einigen Entrechats à six seine schöne Tanzkunst zu bewähren, konnte aber leider nur mit der Hälfte davon aufwarten und —

Et malheureusement ce qui vicie abonde.

Der unermüdliche und unerschrockene Prinz vermehrte seine Battus und seine temps de jambe so sehr, strengte seine Kniemuskeln und seine Fußgelenke so mächtig an, daß eine seiner goldenen Schnallen absprang, und durch ein eigenthümliches, den halben Schritten des Monarchen anklebenden Unglücks der ihm gegenüber figurirenden Tänzerin gerade ins Gesicht flog. Hieraus entstand eine sehr bemerkliche Hautverletzung; dann die herkömmliche und obligate Ohnmacht; dann Bedaurungsdeclamationen des unglücklichen Tänzers; endlich die Nothwendigkeit eines abermaligen Verschwindens des Königs.

Man kann sich wohl denken, daß sich das Gelächter durch die ganze Versammlung verdoppelte, sobald man einmal erfahren hatte, die ohnmächtig in ihren Wagen gebrachte Dame sei nur sehr leicht verwundet. Aber der erste Consul gehörte nicht unter die Zahl der Lacher; er flüsterte Berthier etwas ins Ohr und machte sehr ernsthafte Betrachtungen im Stillen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

Myrtenblüthen. Ein Cyklus von Liebesnovellen von Fr. W. v. Schönfeld. Magdeburg, Bühler.

Wer an dem Titel „Myrtenblüthen" noch nicht genug haben und über den verheißenen „Cyklus von Liebesnovellen" nicht erschrocken zurückgebebt sein sollte, der darf nur die ersten Blätter dieses herrlichen Buches lesen, um für ewige Zeiten die Lust zum weitern Fortschreiten zu verlieren. Es enthält die alltäglichsten, Gott sei Dank längst altmodisch gewordenen Geschichtchen, in einer schalen, holprigen und von Fehlern wimmelnden Sprache abgeleiert. Statt aller weitern Relation nur ein Pröbchen, wie der Verf. radebricht: „So geschah es denn, daß an einem dieser Tage, „welche aufzugehen scheinen, als wenn sie irgend ein Fest „dort oben verherrlichten, und als wenn der Himmel mit „seinem Prachtkleide geschmückt sei, daß Josephine, die Kai„serin von Frankreich, die schöne Josephine, durch einen „freundlichen Sonnenstrahl, dessen Licht ihr weißes Gesicht „durch den mit Goldsternen verzierten Mousselin erleuchtete, „der, niederfallend aus dem Schnabel eines goldenen Adlers,

„in zwei graziösen Rideaus, in der Umgebung seines Bettes, „in die Form eines Korbes, überging." Das nenn' ich doch Sprache! N. B.

Landgraf Albrecht von Thüringen, Markgraf von Meißen, der Lausitz und Osterland. Ein histor.-romant. Gemälde aus dem Mittelalter von der Verfasserin des „Emmerich Töckely," „Mathias Corvinus" ꝛc. Bautzen, Reichel.

Ein langtiteliger Roman aus dem Mittelalter. Die Verfasserin hat ihre Chronik mit Sorgfalt durchlesen und erzählt mit weiblicher Gewissenhaftigkeit alles aufs Vollständigste wieder, was sie gefunden. Da gibt es nun Turniere, Fehden, Kämpfe, Klöster, Burgverließe, und wie alle die Requisiten heißen mögen, die auf der Schaubühne unserer Literatur von den Maschinisten in die Rumpelkammer geschafft wurden, um so selten wie möglich wieder ans Tageslicht gezogen zu werden. — Daß sie mit schlichter Treue erzählt, ist leider das einzige Verdienst, welches man ihr zuschreiben kann; denn die Relationen des alten Chronisten haben so wenig neuen Reiz erhalten, daß das Alte — oder besser Veraltete — überall durchschmeckt. Für den Roman ist fast nichts geschehen; die Charakterzeichnung ist ächt weiblich: Tyrannen mit finstern Augenbrauen und tiefen Furchen, Helden mit hoher Stirne und stolzem männlichen Gange und Jungfrauen mit — ach Gott, man kennt ja diese Phrasen; lauter Gipsfiguren nach Einem Modell, aus Einer Form. Oft verliert sich der Faden der Erzählung gänzlich in den ritterlichen Katzbalgereien und findet man ihn wieder, so ist der Anknüpfungspunkt verloren. N. B.

Der Nachtwandler. Novelle von Wilhelm Angelstern. Bielefeld, Velhagen u. Klasing.

Wenn diese Novelle nicht eine Jugendarbeit des Verf. ist, die er erst jetzt — und zwar mit großem Unrecht — in ihrer ursprünglichen Gestalt der Oeffentlichkeit übergeben, so müßte man mit großem Bedauern auf den Rückschritt blicken, den dieses hoffnungsvolle Talent seit der letzten Production gemacht hat. Es ist ein sonderbares Gemisch von Verworrenheit, Unklarheit und Zwecklosigkeit, was uns Angelstern hier darbietet; die Handlung ist zerrissen, wild und ohne jene wohlthuende Ordnung, die ein fortlaufender Faden bedingt; es fehlt nicht an spannenden Situationen, an erschütternden Scenen; aber diese vermögen es nicht, dem Ganzen Reiz und Interesse zu geben, denn sie sind chaotisch hinein- und durcheinandergeworfen; ohne Wahrheit und Zweck stehen sie schroff und wild in der Fläche schaler Lebensverhältnisse. — Eben so ist es mit den Charakteren; Fritzbold, der Einzige, der sich erhebt über die Figuren der flachsten Gewöhnlichkeit, ist eine eben so unklare als unheimliche Erscheinung, ein Dämon, der bald das Weltall stürmen will, bald fest klebt wie ein Klotz an Hemmungen, die ein Kind überwinden kann; die ganze phantastische Geburt ist wie ein Vogel, der fortwährend mit den Flügeln flattert, indessen die Füße festhaften an der Leimruthe; die übrigen sind Dutzendmenschen, wie man sie ohne alle Lockspeise angeln kann auf jedem Jahrmarkte. — Ueber der ganzen Erzählung weht ein düsterer unheimlicher Geist, aus dem man jeden Augenblick das Gespenst des Mysticismus hervortreten zu sehen fürchtet; und wenn sich am Schlusse eine hausbackene theologische Moral dem Knäuel entwindet, so weiß man weder, wo sie herkommt, noch hat man Lust, an ihre Wesenheit und Haltbarkeit zu glauben. — Selbst die theologischen Reflexionen, die dem Verf. so nahe liegen, sind kraftlos und langweilig. Nur die Sprache kann man erträglich finden in diesem sonst wirklich ungenießbaren Gerichte. Gewiß wird der geistreiche Verf. des „Thaleck" und „Paulus" uns bald dafür zu entschädigen suchen. N. B.

Notizen.

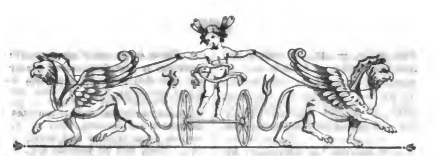
[Pick-Wick.]

Die humoristische Literatur Altenglands ist um eine Figur reicher geworden. Mr. Pick-Wick wird in der englischen Welt eine stehende Maske bleiben, und seine Art von gutmüthiger, philisterhafter, philanthropisch-wissenschaftlicher Donquichottiade durch die englischen Staatseinrichtungen und Verhältnisse hat auf lange Zeit Alles ausgebeutet, was England als Stoff für eine satyrische Feder liefern konnte. Die „Nachgelassenen Papiere des Pickwick-Klub," von denen in Leipzig bei Weber von Roberts eine Uebersetzung von bereits drei Bänden herauskommt, erscheinen in London in monatlichen Lieferungen und werden in nicht weniger als 30,000 Exemplaren verbreitet. In den drawn-rooms und in den gin-shops, in den höchsten Salons und den niedrigsten Kneipen genießt man dies nationale Buch mit leidenschaftlichem Behagen. Hr. Pick-Wick hat nämlich einen Klub gestiftet, der seinen Namen trägt, und im Interesse dieser ernsthaften Societät geht er auf Reisen, um seine horrende Weisheit mit den Stoffen der Welt in Eintracht zu setzen. Außer seinem Diener, Sam Weller, der den Sancho Pansa von Altengland macht, sind noch drei andere Begleiter für die Expedition zur Auffindung des gesunden Menschenverstandes auserlesen: Mr. Tugman, ein großer Liebhaber des schönen Geschlechts, Mr. Snodgras, der mit brandy water seine poetische Ader im Fluß setzt, und Mr. Winkle, ein sportsman, ein Mann, der alle modernen ritterlichen Künste aus dem Grunde versteht. Das englische Publicum begnügt sich nicht, das Werk als komischen Roman zu verschlingen, diese Lieblingsfiguren müssen auch auf den Theatern fast alle Abende Episoden aus den Fahrten und Abenteuern des Mr. Pick-Wick agiren. Der Verf., der sich „Boz" nennt, ist Charles Dickens, der schon in frühern Schriften das Volksleben der niedern Classen reich ausgebeutet hat.

[Schmidt's Oesterreich.]

Dies Werk erscheint in der Scheible'schen Handlung in Stuttgart, mit vielen artistischen Blättern, statistischen Berichten und Reiseschilderungen. Der erste Band enthält die Alpenländer und beginnt mit Tirol. Ein allegorischer Titel und 36 kleine Ansichten in Stahlstich geben uns in dem ersten Heft das ganze Panorama des Landes, die Einwohner mit den verschiedenen Trachten und die historisch denkwürdigen Punkte. Man sieht diese Thermopylen der deutschen Freiheit nie ohne Rührung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 27. — den 6. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Josephinens Toiletten-Ränke.

(Fortsetzung.)

Doctor Corvisart trat zu Bonaparte und sagte ihm: „Bürger Consul, ich kenne die Quelle aller dieser Erscheinungen, der König und die Königin von Etrurien bezahlen in diesem Augenblicke den etwas unbequemen Tribut, welchen das Wasser der Seine Jedem auferlegt*).

Et la garde qui veille aux barrières du Louvre
N'en défend pas ....

„Ganz recht," unterbrach ihn der Consul unwirsch, „aber es ziemt sich nicht, daß man den Leuten so ins Gesicht lacht."

Die unglücklichen Abenteuer des Königs von Etrurien hatten Bonaparte die berühmten Perlen Josephinens ganz aus dem Gesichte verlieren lassen: bei seiner Rückkehr in die Tuilerien fielen sie ihm plötzlich wieder ein, und die Kammerfrau, von der wir diese Details haben, hörte während der Zurüstung aller zum Umkleiden ihrer Gebieterin nöthigen Dinge folgende kleine Scene, wobei Eugène als dritter Schauspieler figurirte und Bourrienne die hinzukommende Rolle spielte.

„Apropos," begann der erste Consul (und dies kam gar nicht à propos, denn man sprach eben von dem Unglück Louis I. bei dem Tanz), „Du hast da Perlen, die mir ganz unbekannt sind."

„Du willst wohl scherzen, Bonaparte; wie? unbekannt wäre Dir dies Collier, welches mir in Italien gegeben wurde?"

„In Italien! — und von wem denn?"

„Wahrlich, Du erregst mein Erstaunen und betrübst mich — denn," fügte die gewandte Josephine hinzu, „Du mußt Dich in der That sehr wenig um mich kümmern, weil Du Dich nicht erinnerst, daß mir diese Perlen von der cisalpinischen Republik überreicht wurden."

In diesem Augenblicke trat Bourrienne gerade zur rechten Zeit ein, um zu sich selbst sagen zu können: diese Lüge ist doch ein wenig kühn.

Der erste Consul fuhr wieder fort: „Mir scheint doch, als seien diese Perlen viel größer." Und nach näherer Betrachtung der Perlenschnur fügte Bonaparte hinzu: „ganz gewiß, ich habe sie nie gesehen."

„Ei Du mein Gott, zehn Mal hast Du sie schon an mir gesehen — hier steht Eugène, frage ihn — nicht wahr, mein Sohn, ich trug diesen Schmuck schon zu Mailand auf dem Ball der Präsidentin Melsi?" —

„Bei der Präsidentin Melsi — in der That, ich entsinne mich — (forschender Blick des ersten Consuls), ich glaube, ja, meine Mutter."

„Allons, Du weißt nichts, Eugène," sprach der erste Consul.

„Wohlan! so frage Bourrienne," fiel Josephine ein, indem sie sich gegen den geheimen Secretair umdrehte.

„Ja, ja," antwortete dieser, der bei den kleinen Toilettenbetrügereien und bei den kolossalen Ränken in Betreff der Schulden gewöhnlich Josephinens vertrauten

*) Die ganze Scene ist historisch und wörtlich wahr.

und geheimen Rath machte, — „ja, ich entsinne mich genau, diese Perlen schon gesehen zu haben."

Der Cabinetsmann Bonaparte's log nicht, er hatte die Perlenschnur, seit drei Monaten der Gegenstand eifrigerer Recherchen und größerer Angst, als bei der Entwickelung eines Trauerspiels vorkommt, oft genug gesehen.

„Sonderbar, höchst sonderbar," fügte Bonaparte sehr nachdenkend hinzu, „ich hätte doch schwören wollen — indessen ist es immerhin möglich —"

Der erste Consul schien nicht überzeugt zu sein und legte sich ohne Zweifel mit dem Gedanken zu Bett, daß diese Perlenschnur eine neue Acquisition sei.

Napoleon's Ideen waren in der Regel fixe Ideen, und konnten zuweilen nicht einmal durch die Erfahrung, welche ihren Irrthum klar bewiesen hatte, ganz zerstört werden. Mußte er aber dennoch darauf verzichten, so sagte er wohl zu sich selbst: ich sollte Recht behalten und die Wahrheit hat Unrecht. — Dies ist die Schwachheit jeder Intelligenz, welche sich gewöhnt hat, hoch über den gewöhnlichen Intelligenzen zu schweben.

Trotz aller am Abend zuvor von Josephine gegebenen Erläuterungen und trotz des Zeugnisses von Bourrienne war Bonaparte nichts weniger als beruhigt über die Geschichte mit den Perlen, denn er kannte die stets vermittelnde Gefälligkeit seines Secretairs bei allen kleinen Verkehrtheiten dieser Dame, konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er diese Perlenschnur doch auf irgend einer neuen Rechnung finden würde und wollte sein Herz von einer solchen Last befreien. Ohnehin hatte er seit langer Zeit von seiner Gemahlin das weder kurze noch gerechte Verzeichniß ihrer Schulden verlangt; diese Bilanz, deren ungeheure Zahlen zusammenzustellen eine wahre Riesenarbeit war, erschien noch immer nicht auf Napoleon's Schreibtisch.

Am Morgen nach dem Ball bei Berthier sprang plötzlich der erste Consul über die kleine Treppe hinab, durch die Garderobe, das vormalige Oratorium, und erschien in Josephinens Schlafzimmer in dem Augenblicke, als deren Kammerfrau (die unsrige) das Mieder schnürte. Die Mieder jener Zeit waren bekanntlich nicht sehr verschämt.

Ein wenig verwirrt rief ihm Josephine entgegen: „Ha! Du bist's, mein Freund! Du fällst wie eine Bombe in mein Zimmer, und gerade, wenn man mich anzieht — das kommt mir nicht sehr gelegen."

„Beruhige Dich, für Deinen Gatten sollte es keine Mysterien der Toilette geben."

Darin betrog sich Bonaparte. Als Stratege im Felde war er vortrefflich, aber in der Taktik der Coquetterie des Boudoirs weniger erfahren und gewandt als der jüngste Unterlieutenant.

„Du hast mir wohl etwas Dringendes mitzutheilen."

„Dir mitzutheilen? Nein, aber etwas von Dir zu erbitten. Ich wünsche heute noch die Rechnungen Deiner Kaufleute zu erhalten. Schon längst gab ich Bourrienne den Auftrag, sie zu sammeln; weil er nun bis heute nicht damit zu Stande kommen konnte, so muß ich mich wohl dieser Angelegenheit selbst annehmen. — Vergiß das nicht, Josephine," fügte der Consul sehr trockenen Tones hinzu, „ich will durchaus wissen, was man bei mir ausgibt, und den Verschleuderungen ein Ende machen. Vor allem keine Schulden mehr! Fordere Geld von mir, ich werde es nicht verweigern, weil Du nothwendigerweise repräsentiren, ja sogar glänzen mußt. Bin ich vernünftig? sprich selbst! Aber sei Du es auch, Josephine. Sieh', solche Verschleuderungen erschöpfen nicht nur die Börse, sondern richten auch die Ehre zu Grunde, und das ist das Schlimmste. Vergessen wir nie, daß ganz Frankreich stets seine Augen auf uns richtet; ersparen wir ihm das Schauspiel eines Skandals, den es selbst bezahlen müßte! Das Volk für alberne Ausgaben drücken, war eine Sache für die Könige von Versailles, aber jetzt muß der Regent der Tuilerien auf sich selbst und auf seine Umgebung ein aufmerksames Auge richten. Also Deine Rechnungen, heute Abend noch — nein, morgen; aber dann auch keinen weitern Aufschub, sonst würde ich unwillig werden!" —

Große Aufregung! Nach der Mittagstafel wurde zwischen Josephine, Hortense und Bourrienne geheimer Rath gepflogen. Man hatte wohl die von dem ersten Consul so dringend verlangten unglückseligen Rechnungen bereits in der Hand, aber wie sollte man sich überwinden können, ihm das ungeheure Facit von mehr als 1,200,000 Franken vorzulegen!

„Dazu werde ich mich niemals verstehen," sprach Josephine, „ich glaube, er würde mich umbringen."

Der geschäftige und dienstwillige Hofrath antwortete: „Das Gewitter wird weit schwächer sein, als Sie vermuthen, schon öfters wiederholte mir der General: ich bin auf eine schreckliche Schuldenmasse gefaßt, ich kenne sie, sie weiß nicht an sich zu halten."

Josephine unterbrach ihn: „Bonaparte ist auch ungerecht, er nimmt gar keine Rücksichten ... Hier steht

Hortense, sie würde während des Feldzuges in Aegypten in die Welt eingeführt, dergleichen Dinge kosten viel.

„Das ist wahr, Mama, indessen ...“

Mademoiselle Beauharnais hielt inne, sie fühlte, bereits genug gesagt zu haben, ihr indessen umfaßte eine ganze Rede voll der triftigsten und glänzendsten Einwände. Darin lag auch z. B. die Erklärung: hat man die Taille einer Biene, den Fuß eines Kindes, ein Gesicht voll des coquettesten Ausdrucks, einen Gang und jede Bewegung von höchster Anmuth, singt man schön und tanzt man zum Entzücken, mit einem Worte, hat man von der Natur Alles, was bezaubern und fesseln kann in so reichem Maße empfangen, so tritt man eigentlich mit sehr geringen Kosten in die Welt ein. Ein weißes Kleid von feinem Gewebe, aber sehr einfach in seinen Verzierungen; ein Haar, worauf ein ganz einfaches Blümchen sich wiegt; ein kleiner Atlasschuh, welcher zwei Mal zum Balle Dienste leistet, das ist alles, mehr bedarf es nicht. Ein glänzenderer Putz würde die zu den Freuden des Salons neu Erwählte nur entstellen. Aber sind mehr als vierzig Frühlinge über die Schönheit hingezogen, so sucht sie umsonst deren letzte sechs oder sieben geheim zu halten oder auszustreichen. Ach! das Gepräge dieser sechs oder sieben Jahre steht unverkennbar und unvertilgbar auf der Stirn, in den Kreisen um die Augen, auf den Wangen; die Grausamen streuten zwischen das Ebenholz der Haare einige Fäden von verrätherischer Weiße; sie machten sich ein Spiel daraus, den Mund seines schönsten Schmelzes zu berauben; sie brechen die Fibern eines Busens, der zehn Jahre früher nicht nur den Glanz des Marmors hatte, sie sind selbst mit ihren Gaben boshaft, indem sie — die Barbaren! — die Taille verstärken, die Beine schwellen und Blätterchen und Runzelchen überall auf die Haut streuen. Dann kostet es freilich sehr viel, sich fortan in der Welt zu erhalten, welche man so wohlfeil betreten hatte. Ungefähr dergleichen enthielt das indessen der schönen Hortense, und man kann nicht läugnen, daß in diesen Einwürfen viel Wahrheit gelegen habe.

Bourrienne nahm das Wort: „Wie gesagt, der General ist auf ein ungeheueres Facit gefaßt, und mein Rath wäre, die ganze Summe der Wahrheit gemäß ihm vorzulegen. Der erste Augenblick wird freilich etwas stürmisch, vielleicht sogar hart sich austoben, aber damit haben Sie es dann überstanden.“

„Unmöglich! Niemals werden Sie mich dahin bringen, ihm diese 1,200,000 Franken einzugestehen, wir werden schon Lärm genug für die Hälfte erleben.“

„Ganz recht, aber Sie lassen im Herzen des ersten Consuls für 200,000 Thaler Galle zurück, deren Ausbrüchen Sie doch eines Tages trotzen müssen, denn, Madame, ewig wird man Ihnen nicht creditiren.“

„Ja, Mama, Herr von Bourrienne ertheilt Ihnen einen guten Rath, besser ist's, man macht die Sache auf einen Schlag ab.“

„Aber 1,200,000 Franken! — Ach! nein, nein — das könnte mir den Tod bringen. — Ich will in ein Mineralbad gehen — Bonaparte wünscht nichts sehnlicher als einen Sohn! — Ich hoffe, daß nach meiner Rückkehr —. Dann darf ich es wohl wagen, ihm den Rest einzugestehen.“

Arme Josephine! Sie glaubte, die Natur könne gleich ihr sechs oder sieben Frühlinge übersehen und von der Vergangenheit abziehen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

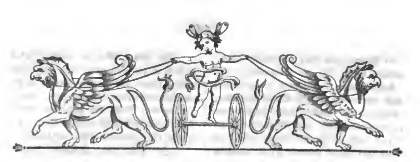
Richard Wood. Roman von Johanna Schopenhauer. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus.

Während der Mann gewaltsam anstürmt gegen die zu engen Schranken der Gegenwart und neue Lebenskreise sucht für die lebendige, thatendürstende Regsamkeit seines unbefriedigten Geistes; während der mächtige Herzschlag der Weltgeschichte kräftig wiederhallt in der eigenen Brust und ihn hinaustreibt aus dem stillen Kreise seiner individuellen Wünsche und Begierden, ihn anspornt zur Theilnahme an einer neuen Gestaltung des Völkerverhängnisses, deren Nähe er ahnend fühlt; während er mehr und mehr sich hinaussehnt auf den Tummelplatz des öffentlichen Lebens und mit belasteter Seele und trüber Stirne heimkehrt an den Heerd, der ihm keine Ruhe und keine Befriedigung mehr bietet; — klammert das Weib sich fest und fester an den liebgewordenen Kreis stiller Häuslichkeit, diese trauliche Begrenzung ihrer Wünsche und ihres Wirkens, und nur thränenden Blickes sieht sie das wildere Streben des Mannes und gewahrt, daß er theilnahmlos und ungefesselt dasteht in dem Tempel der frommen Seligkeit der Gattin. — Unsere sociale und politische Zerfahrenheit, das Elend unserer Zeit hat ein Schisma geworfen in die harmonische Vereinigung der Geschlechter, und den süßen Frieden des Hauses zerstört in seinen Grundvesten; in der harmlosen Verehrung der Penaten kann der Mann keine Entschädigung finden für die gestörte Opferfeier in den verschlossenen Tempeln der höhern Götter des Vaterlandes; keine Entschädigung für die gefesselte Thatkraft, für die geschlossene Bahn des Ruhmes und der Freiheit. Und zu der Höhe des männlichen Verlangens kann das Weib sich nicht hinaufschwingen, kann es nicht fassen, daß das schrillende Knarren einer richtungslosen Zeit uns stören könne in dem Genusse eines einfach-gemüthlichen Fa-

millenglücks, daß der Ruf der Weltgeschichte uns verfolgen könne bis in die genügsame Einfriedigung des eigenen Heerdes; daß die Leiden der Gegenwart uns drücken können auf dem bequemen Polster häuslicher Behäbigkeit und daß die Sorge um die gährende Zukunft der Welt uns aufscheuchen könne aus der weichen Ruhe, in welche die eheliche Zärtlichkeit uns oft so leicht einwiegt. — Mit Schrecken sieht das Weib in eine Zukunft, die Leben und Thaten bringen soll, und mit allen Banden umschlingt sie den Flüchtigen, der dieser Zeit sehnsuchtsvoll entgegenharrt. — Ist es ein Wunder, wenn diese allverbreitete tiefwurzelnde Tendenz des Lebens sich, scharf geschieden nach dem Geschlechte, kund gibt in allen poetischen Productionen? Und überblicken wir die Gesammtmasse der literarisch-poetischen Erzeugnisse unserer Zeit — insofern dieselben nämlich sociale und politische Zustände berühren, die Verf. Theil nehmen an den vibrirenden Lebensregungen derselben und sich nicht weibisch zu flüchten suchen in den sumpfigen Hafen des „Glücks" — so finden wir die beiden angedeuteten Richtungen wieder in jedem einzelnen Buche: — verzweiflungsvolles Ringen mit allen aufgethürmten Hindernissen; kühnes, wenn auch hoffnungsloses Stürmen gegen die Schranken, die Willkür und Verblendung der freien Entwickelung des Geistes entgegensetzten. Zerfahrenheit und tiefwurzelnder Unmuth sind die charakteristischen Zeichen der männlichen Productionen; trübe und trostlose Symptome, die geeignet wären, den Genuß der ganzen Literatur zu verleiden, wenn sie sich nicht paarten mit dem ernsten Streben und dem eisernen Willen, zu bessern und zu läutern und Wahrheit zu verkünden, sollte sie auch in der Narrenjacke — fast das einzige Kleid, welches ihr noch Sicherheit verleiht — vor das Auge der Welt treten müssen. — Die weibliche Feder dagegen schmückt unablässig die Altäre der Laren und gibt ihrem Heiligthume allen Reiz, womit die geschäftige Frauen-Phantasie den stillen Raum ideeller Häuslichkeit schmücken kann. Alles Unglück steht nur jenseit der Planke, die sie mit sorgsamer Hand um den Hofraum ihres selbstgeschaffenen Glücks legt. — Etwas Thatenglanz, Ruhm u. dgl. pflegt zwar auch die Frau einzuweben in das Lebensbild, das sie schafft; aber nur als ein nützliches und angenehmes Hausgeräthe, oder als zierliches Wandgemälde in goldenem Rahmen kann sie diese Dinge gebrauchen. — Kann man sich wundern über die Einseitigkeit unserer „jungen" Literatur, wenn man annimmt, daß sie fast nothwendig einer und derselben Richtung folgen muß. Auch Johanna Schopenhauer hat mit weiblicher Geschäftigkeit in dem vorliegenden Romane wieder ein häusliches Glück aufzubauen gesucht und sich bemüht, zu zeigen, wie alles andere nur eitel Wahn und Unglück sei. — Aus den entferntesten Weltgegenden hat sie die Materialien zusammengeholt zu ihrem Gebäude und mit liebendem Fleiß gearbeitet an ihrer Vereinigung. Richard Wood, der Sohn eines englischen Strumpfwirkers, kommt als Gefährte zu den Kindern des russischen Fürsten Andreas und wächst mit denselben auf, ohne den Standesunterschied zu fühlen, der zwischen ihnen obwaltet. Ein Verhältniß der zartesten Art gestaltet sich zwischen dem werdenden Jünglinge und der jüngsten Tochter des Fürsten, Helene, welches die Verf. mit aller Zartheit geschildert hat, die ihrer Darstellung eigen ist und worin sich besonders ihr tiefer Blick in die weibliche Seele bewährt. Aber bald naht der Dämon der Außenwelt dem Zögling des Glücks; Richard wird aufgeweckt aus seinem süßen Kindheitsschlummer, sein Bewußtsein zeigt ihm den Unterschied der Stände und die erwachende Männlichkeit sagt ihm, daß er die Kluft ausgleichen oder doch verringern könne durch Thaten, durch selbstständiges Handeln, durch Theilnahme an den Bewegungen der Zeit. Jetzt ist sein Glück verschwunden und der Friede seines Herzens wohnt nur noch in dem Hinblicke auf eine Zukunft, die es ihm möglich macht, sich zu erheben zu seiner Helene und sich einzufriedigen mit ihr in den himmlisch-reizenden Bezirk einer — Kinderstube. Aber „reiche dem Teufel den Finger und er wird bald die ganze Hand haben" sagt ein Sprüchwort, das sich an Richard bewährt; Richard wird ganz unschuldiger Weise in eine Verschwörung verwickelt, über die der Leser eben so wenig klar wird als dieser harmlose Theilnehmer derselben; eine Verschwörung, mit welcher ein Melodrama effectuiren könnte, so schauerlich ist sie zusammengesetzt aus Blutdurst, Wortschwall, Dolchen, Unsinn und Verrath; an deren Wahrhaftigkeit man fast glauben könnte, weil sie naturgetreu gezeichnet ist, nehmen wir den Maßstab dafür von den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit. Die Verschworenen wollen nichts weniger als eine Reform des russischen Reiches und nebenbei etwas Kaisermord zur Abwechslung; Richard kommt zu den Sitzungen des geheimsten Ausschusses, wie man zum Conditor geht, um eine Tasse Kaffee zu trinken, und nachdem 20 Dolche sein Leben bedroht haben, wird er plötzlich auf die Fürsprache des Fürsten Andreas und seiner Söhne, die Mitglieder sind, in den dritten Grad aufgenommen und erfährt alle Geheimnisse ohne Umstände. Diese Partie des Buches ist unstreitig wie ein Operntext. Richard entdeckt nach langem Hin- und Herzerren, nach manchen Scenen von wahnsinniger Lächerlichkeit und lächerlichem Wahnsinn, zwei Verräther, und in der Todesangst, daß diese seine fürstlichen Wohlthäter mitverderben könnten, eilt er selbst zum Minister und verkauft ihm für die zugesicherte Straflosigkeit des Fürsten das Geheimniß des Bundes. — Der Fürst geht zwar straflos aus; wird aber auf seine Güter verbannt; Richard wird Major und Herr einiger tausend Bauern, aber der Fürst verstößt ihn, und sein Liebesglück ist zertrümmert durch seine unberufene Einmischung in die Welthändel. Er vergräbt sich bei einem ehemaligen Cameraden in den Einöden des Kaukasus. — Der Roman hat viele einzelne schöne Züge und wohlgelungene Scenen; die Charakteristik der weiblichen Gestalten ist vortrefflich; von männlichen ist der Pianist sehr liebenswürdig gezeichnet. Mehrere Episoden beleben die Scenerie und geben ihr einen wohlthätigen Wechsel, aber das Ganze ist doch in stofflicher Beziehung zu arm, und die Verf. würde ihrer Arbeit weit mehr Interesse gegeben haben, wenn sie dieselbe in einen Band zusammengedrängt hätte. — In sprachlicher Gewandtheit und Sauberkeit übertrifft dieser Roman fast alle früheren der Verfasserin.

R. B.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 28. — den 8. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Gedichte von Anastasius Grün.

2.

Apostasie.

Hie Welf! Hie Waiblingen! Laß seh'n!
Nur schwanke nicht hin und her!
Du kannst, ein Ehrenmann, auch steh'n
Genüber im Feindesheer!

Magst Bär im Geklüft, magst Falk im Licht,
Nur Fledermaus nicht sein!
Sei Palme oder Eiche, nur nicht
Das Schlingkraut zwischen den Zwein!

Ob Wahn, ob Wahrheit Dein Panier —
Wer löst's? — wem glaube Dein Herz!
Am Feuer der Treue läutre Dir
Zu Golde unächtes Erz!

Nicht schmäh' ich den Mann, der, drüben itzt,
Bei unsrer Fahn' einst stund;
Sein Blut, schon einst für uns verspritzt,
Ein Siegel ist's meinem Mund!

Ich sah auch Locken, braun und lang,
Zu dünnem Schnee verweh'n,
Manch nervigen Arm, der das Schwert einst schwang,
Betkügelchen zitternd dreh'n.

Ich sah's wie Fieber des Weisen Wort
In Unsinns Gräuel zerbrach;
Ich hörte den Thoren im Irrsinn dort,
Der Perlen der Weisheit sprach.

Ich sah den Raufbold friedlich gemacht,
Verblichen der Jugend Roth,
Den Schwätzer zu ewigem Schweigen gebracht; —
Wer kann für Krankheit und Tod?

Will's Gott, so lang' ich gesund, erspäht
Ihr mich bei diesem Panier.
Wahr's Gott! wenn ihr mich je drüben säht,
Krank oder todt bin ich schier!

Denkt mein wie eines Todten dann; —
Es mag oft bitter sein
Vorbeizugeh'n als lebend'ger Mann
Am eignen Leichenstein.

Josephinens Toiletten-Ränke.

(Fortsetzung.)

Bourienne entgegnete: „Wenn Sie sich denn nicht dazu verstehen können, Alles zu beichten, so setzen Sie mich wenigstens in den Stand, einen beschnittenen Etat Ihrer Schulden dem ersten Consul vorzulegen."

„Ja, damit wollen wir ihm seinen Willen thun; und später... Nun, wir wollen schon sehen... Ich habe da einen Gedanken."

Damit wurde die geheime Rathssitzung geschlossen, und am andern Morgen lagen für 600,000 Franken Rechnungen vor den Augen des ersten Consuls.

Die Explosion seines Zornes war sehr stürmisch. Bonaparte sprang von seinem Stuhle auf wie ein junger Hirsch, und Josephine war auf eine Scene gefaßt,

obgleich sie nur 50 Procent von ihrer kolossalen Schuldenmasse eingestanden hatte. In der Voraussicht, daß ihr Gemahl in seinem Zorne die Stufen der geheimen Treppe suchen und mit einem ganzen Strom von Vorwürfen zu ihr hereinstürmen würde, hatte sie sich dem ersten Ausbruche durch eine Fahrt nach Malmaison entzogen. Abends kam auch der Consul dahin, allein der Zorn hatte sich bei ihm schon ziemlich gelegt, nachdem er mit Bourrienne übereingekommen, wie man für die Bezahlung der 600,000 Franken nächstens sorgen könnte. Das Gewitter, welches Morgens furchtbar geworden wäre, verwandelte sich Abends in sehr gemäßigte Vorstellungen. Josephine bemerkte im Allgemeinen, daß der Aufenthalt von Malmaison stets den Zorn des Gemahls milderte: daher zog sie auch bei jeder vorkommenden Gelegenheit schnell hinaus. An jenem Tage gab es noch die üblichen Versprechungen der Besserung, welche schon so oft gegeben und immer wieder vergessen worden waren.

Mit kalter Strenge sagte Bonaparte: „Diesmal rechne ich darauf, daß Du nicht mehr in solche Unordnungen versinken wirst; Du hast Verstand genug, einzusehen, daß Du dadurch Dich selbst und mich bedeutend compromittirst."

Mit der Hand dem ersten Consul das Gesicht streichelnd, antwortete Josephine: „Du wirst schon sehen, Du wirst sehen — von morgen an will ich Ersparnisse einführen, große Ersparnisse. Für meine Zimmer zu Paris hatte ich bei Jakob und Boulard ein prächtiges Ameublement bestellt, ich will die Leute nun kommen lassen und ihnen sagen, daß ich statt dessen alles nur ganz einfach haben will."

„Wohlan, ich verlasse mich ganz auf Dein Wort."

„Und an meiner Toilette sollst Du die größten Reformen erleben. Zu unserm nächsten Cercle bedarf ich eines neuen Putzes. Dieser soll nun ganz einfach, außerordentlich einfach werden."

„Dabei kannst Du, meine Josephine, nur gewinnen; ich bemerkte stets, daß alles Nichtgesuchte Dich am besten kleidet; übrigens, wo alle Welt mit Reichthum und Prachtausstellungen zu prahlen sich bemüht, zeichnet man sich wahrhaft aus, indem man sich solcher Dinge enthält."

Bonaparte sprach hier als Krieger, den seine Lorbeern so herrlich schmückten, daß er des Luxus in Kleidern nicht mehr bedurfte. Allein Josephinen hätte dieses Raisonnement auch dann nicht überzeugt, wenn ihr unbekannt gewesen wäre, daß die äußerste Einfachheit ihres Gemahls einem höheren Grade von Coquetterie entstammte, als das glänzendste Gepränge aller seiner Generale.

Am andern Morgen wurden Jakob und Boulard wirklich in die Tuilerien beschieden. Madame Bonaparte erklärte ihnen, daß sie ihre Ansicht in Betreff des bestellten Ameublements geändert habe, und daß man hiernach in der Wahl der Holzarten, der Stoffe und der Garnituren unbedingt allem entsagen müßte, was irgend gesucht oder glänzend erscheinen könnte.

„Ich will," fuhr Josephine fort, „alles so einfach als möglich."

„Indessen," fiel Jakob ein, „hat deshalb Madame nicht auch auf das Schöne verzichtet?"

„Nein, gewiß nicht; aber ich will nur das einfach, ganz einfach Schöne."

Boulard bemerkte: „Das ist auch das Seltenste und Gewählteste."

Die Dame der Tuilerien fiel wieder ein: „ich will große Ersparnisse machen, Ersparnisse, welche dem ersten Consul in die Augen fallen — daher mag es immerhin mehr kosten, wenn es nur einfacher aussieht."

Hieraus erkennt man, wie vortrefflich sich Josephine auf die Form verstand. So lange sie noch in der ersten Aufwallung war, berief sie alle ihre Lieferanten. Damals sah man die Modehändlerin Mademoiselle Despeaux, deren Fetzen sehr dauerhaft waren, wie sie hundertfach zu versichern pflegte, in den Tuilerien erscheinen; dann erschien die Nähterin Madame Germon, welche ihre Kleider so leicht und ihre Rechnungen so solid ausarbeitete; Leroi, der geschickteste aller Kaufleute, wo es galt, die artigsten Complimente statt guter Waaren zu geben; der Modeschuhmacher Coop, welcher vortreffliche Schuhe machte, wenn man nicht in denselben gehen mußte. Alle diese berühmten Industriellen kamen auf Josephinens Gebot herbei, hörten mit einigem Skepticismus das Manifest der Sparsamkeit an und sprachen, jeder in seinem Innern: führt sie ihren Plan wirklich aus, bestellt sie in Zukunft bei mir um die Hälfte weniger, so muß sie wohl um die Hälfte mehr bezahlen, damit sich alles wieder ausgleiche.

Hierauf begann die eigentliche Sitzung mit Leroi und Madame Germon, deren Inspirationen zusammentreffen sollten, um einen Toilettenanzug von höchster Einfachheit zu ersinnen.

„Zum Beispiel ein weißes Kleid mit einem Besatz. Was meinen Sie, Leroi, was wählen wir zu einem solchen Besatz, daß dieser so einfach als möglich erscheine?"

„Madame, einfacher als Blumen gibt es doch nichts," antwortete der Modeschneider, indem er seine Cravate

mit seiner gewöhnlichen stutzerhaften Fadheit zurecht rückte. Madame Prevost hat Rosen, das Stück zu funfzig Franken, deren köstliche Natürlichkeit ich bewundern muß. Fügt man dazu einen Thautropfen, so kostet es fünf- und zwanzig Franken mehr. Die Thränen der Aurora sind bei den Künsten im Augenblick sehr à hausse."

„Nein, nein!" antwortete Josephine, „ich mag keine Rosen, das wäre zu auffallend, zu prätentiös — wir müssen etwas viel Einfacheres finden."

„Gefunden!" rief Leroi, indem er auf seine Stirn schlug, — „ein Aufputz von Farrnkraut — unten am Rock, am Gürtel und auf dem Kopf — ich schmeichle mir, daß diese Idee eine vortreffliche sei — Farrnkraut: Gott, wie nymphenartig, wie göttlich einfach antik, wie — was weiß ich? muß das aussehen! Und alle Welt in den Salons wird trällern:

Que ne suis-je la fougère ....?

Laut in Lachen ausbrechend, wie es ihr gewöhnlich geschah, wenn sie eine der Unverschämtheiten ihres Modehändlers hörte, der sich oft so weit vergaß, daß er beim Anmessen den Nacken und die Brust dieser Dame sehr emphatisch pries — rief Josephine: „Schweigen Sie, Hans Narr!" Aber nach einigem Nachdenken sagte sie: „Ihr Vorschlag gefällt mir, ich nehme ihn an, aber schönes Farrnkraut, ganz schönes bitte ich mir aus."

„Madame, verlassen Sie sich ganz auf mich."

Am Tage des Cercle der Tuilerien erschien Josephine in ihrem ländlichen Putze und nahm sich darin vortrefflich aus, denn das Farrnkraut ist durch seine anmuthigen Ausschnitte eine der hübschesten und dem Auge wohlthuendsten Pflanzen. Der erste Consul war entzückt, bezaubert.

„Siehst Du," sagte er, „wie dies Dich vortrefflich kleidet, wie das Grün, womit Deine Stirn bekränzt ist, den dunklen Grund Deines Haares und den Glanz Deiner Augen köstlich hervorhebt! — Das ist weit besser, als jene ewigen Diamanten, die Dich ganz erdrücken. Josephine, ich bin sehr zufrieden mit Dir."

Desselben Abends noch redete Bourrienne die glückliche Dame an und vereinigte seine Glückwünsche mit dem Lobe der ganzen Versammlung.

„Der erste Consul ist im dritten Himmel!" sprach der Privatsecretair. „Bekennen muß man auch, daß dieser Besatz wundervoll gearbeitet ist. Aus welchem Stoffe besteht er denn?"

„Mein Gott!" antwortete Madame Bonaparte; „es gibt nichts Einfacheres in der Welt, der Stoff ist nicht mehr und nicht weniger als emaillirtes Gold."

„Wirklich!" rief Bourrienne, „aber das ist ja eine Arbeit der Römer, und dieser Putz kostet gewiß 30,000 Franken."

„Ha! was sagen Sie da! In Gottes Namen! Da sehen Sie nun selbst, wie theuer die Ersparniß ist!"

Vier Monate später waren die dem ersten Consul angegebenen 600,000 Franken bezahlt; aber abgesehen von den neuen Schulden, dem Ergebniß der großen Sparsamkeit nach dem Muster des Farrnkrautbesatzes, blieb die dem ersten Consul verheimlichte Schuldenmasse von 200,000 Thalern noch immer schwebend.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Romane.

Alt und neu. Roman in zwei Theilen von August Bürck. Leipzig, Kummer.

Bürck huldigte früher der lyrischen Romantik des Tieck'schen Dramas, er schrieb in diesem Sinne die Sänger auf der Wartburg. Jetzt lernen wir ihn im Roman kennen. Ein epischer Fluß nimmt uns gemächlich auf; allein der Verf. hat keine Berechtigung, sich der behäglichen Breite so ganz zu überlassen, wie es hier der Fall ist; er schafft zu matte, gewöhnliche Charaktere, um sich so gemüthlich und mit langathmigem Wohlgefallen an ihnen zu weiden. Auch der Stoff, den er erfindet, läßt sich weit schneller erledigen. Ein junger Mann hat Gelegenheit, drei Schwestern behülflich zu sein, als ihnen auf der Spazierfahrt ein Unglück begegnet. Dadurch kommt er in ihre Nähe. Die Mannichfaltigkeit der zärtlichen Scenen, die der Verf. schildert, ist recht hübsch, sein Held würde Talent zu einem modernen Don Juan haben, hätte er mehr Geist und Blut. Bei alle dem besitzt er kitzliche Stimmung genug, sich in alle drei Schwestern abwechselnd zu verlieben, er hat sogar Sinn für die anmuthige Zofe Christel. Alle diese weiblichen Gestalten sind aber ohne alle Abzeichen, die Charakteristik ist schwach. Aus diesem Widerstreit zärtlicher Attractionen entsteht nun Wirrwarr und bei den Mädchen ein Hang zur Intrigue. Die Herzensunfälle häufen sich; dazu kommt, daß Eduard, der junge Fat von Romanhelden, der Burschenschaft verdächtig ist; er muß auf sein Glück verzichten und das Land verlassen; er schifft nach Amerika. Damit beginnt das „Neu," sein Leben in der neuen Welt. Die burschenschaftlichen Angelegenheiten schildert der Verf. bald so zart wie ein Frauenzimmerchen, bald so überderb, als wären es Interessen aus dem Tollhause. Sein Radicaler, Tollhieb mit Namen, gehört nicht der neuen Welt, sondern dem Tollhause an. Sonst sind aber die Zustände Nordamerikas mit vieler gemüthlichen Liebe geschildert.

Notizen.

[Neue Skizzen zum Shakspeare.]

Die Shakspeare'schen Gestalten — auch für den Maler wie für den Philosophen ein unerschöpflicher Quell der Weis-

heit — geben die Veranlassung zu einer neuen Galerie von Skizzen, die in der Krieger'schen Buchhandlung (in Leipzig bei Th. Fischer) erscheinen. Ludwig Sigismund Ruhl ist der Zeichner, Stecher und Radirer. Die erste Lieferung bringt 9 Blätter aus dem Kaufmann von Venedig und die äußere Ansicht des Globe-Theaters, nach einem alten Holzschnitte in Stahl gestochen. Es war dies das Gebäude, in welchem des Meisters Werke zur Zeit ihrer Erscheinung gegeben wurden, das alte achteckige, bastionartige Haus am Ufer der Themse, der Freitagsstraße gegenüber, in der Nähe des Barengarten. Es gehörte der Schauspielergesellschaft, bei welcher Shakspeare Actionär war, ein Sommertheater, aller Wahrscheinlichkeit nach, in welchem bei Tage und zwar vom Mai bis tief in den Herbst gespielt wurde. Dieser achteckige Kasten, in welchem die großartigsten Tragödien der Weltgeschichte dargestellt wurden, sieht freilich eher wie ein Gefängniß aus als wie ein Schauplatz, wo sich der Scherz und Ernst des Lebens mit aller Freiheit des Geistes ergingen; es hat kaum respectable Löcher, geschweige Fenster; man begreift nicht, wie man Licht bekam, aber man muß bedenken, daß es oben halb offen, nur halb mit Rohr gedeckt war. Innen umschloß es einen runden Hof, von Galerien umgeben, auf welchen sich die geringern Zuschauer befanden; die Vornehmeren ließen sich in Logen nieder, die man auf der Bühne selbst, welche in der Mitte stand und mit Binsen bedeckt war, angebracht hatte. (In Graf Baudissin's werthvollem Werk über Ben Jonson und seine Schule, Leipzig bei Brockhaus, findet man die innere Ansicht eines Theaters in jener einfachen, coulissenlosen, aber geistig aufgeregten Zeit.) Seinen Namen hatte das Gebäude wahrscheinlich dem über der Thür befindlichen Hercules, der die Erdkugel trägt, zu verdanken. Auf dem Giebel des Hauses flattert eine Fahne; also ist es ein Spieltag, und unten wälzt sich der große Zug der Schaulustigen zum Eingang. Es sind Leute aller Stände im Costüm damaliger Zeit, zu Fuß, zu Pferde, selbst eine Dame unter den letzteren, nach zeitgemäßer Sitte, und der vierspännige Wagen fährt gewiß die maiden-queen Elizabeth, die hohe Gönnerin des großen Dichters. — Schon um dieses Blattes halber, das uns in die Shakspeare'sche Zeit versetzt, heißen wir die Galerie von Stahlstichen willkommen. Von den Skizzen aus dem Kaufmann von Venedig enthält das Heft die Scene, wo Shylock dem Bassanio erklärt, was er unter dem Ausdruck: „Antonio ist ein guter Mann," versteht; die Scene, wo er seiner Tochter den Schlüssel des Hauses übergibt, und Lanzelot ihr eine Botschaft zuflüstert; dann den Moment, wo Lorenzo das schöne Judenkind entführt (und zwar in einer Gondel; der Künstler ergänzt hier den bescheidnen Dichter, der eine so üppige Decoration bei den beschränkten Mitteln damaliger Darstellung nicht wagte). Die folgende Scene zeigt uns den Prinzen von Marokko, dann Bassanio vor dem Kästchen; auch die Scene zwischen Tubal und Shylock fehlt nicht, endlich die Scene vor Gericht, wo der Jude das Messer auf der Sohle wetzt, und zwei Liebesscenen aus dem musikalisch herrlichen letzten Act dieser wunderbar schönen Dichtung. Sollen wir nun Einiges über die Gestalten sagen, die Herr Ruhl uns vorführt, so wäre es dieses: Sein Shylock hat nicht genug von der Majestät des Judenthums, der in dem flammenden Worte liegt: Er haßt mein heilig Volk! Shakspeare hat nichts weniger als den Juden geschmeichelt in dieser Zeichnung, aber gleichwohl den Repräsentanten des Hasses höher genommen, als ihn hier der Zeichner gibt. Dies scheint mir wenigstens. Ruhl's Shylock ist zu verwittert, fast gichtbrüchig, auch in der Kleidung mit den Pantoffeln zu dürftig. Der verstorbene Devrient, auch Seydelmann, stattete ihn reicher aus. — Andere Gestalten wie Lorenzo und Jessica, wenigstens in der Scene aus dem 5. Acte sind zu fleischig. Sonst aber ist eine glückliche Auffassung der Charaktere des Dichters sehr wohl zu erkennen, und die Ausführung im Stahlstich ist durchaus vortrefflich.

Je mehr Shakspeare von der deutschen Bühne zu verschwinden droht, desto erwünschter ist die Vorführung seiner Gestalten in anderer Art, und ich habe mich oft gewundert, warum die düsseldorfer Maler sich nicht an den Shakspeare machen. Sie würden an ihm erstarken!

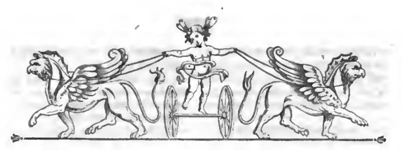
[Hallische Jahrbücher.]

Die ersten sechs Nummern, die uns vorliegen, enthalten des Ausgezeichneten und Werthvollen so mancherlei, daß wir auf diesen frischen Aufschwung gelehrter Kritik in Deutschland hinweisen müssen. Dieser Aufschwung der Interessen hat seine Kraft in der Vereinbarung von Wissenschaft und Leben, deren beiderseitige Bedürfnisse die Geschichte unserer Tage nur als miteinandergehende und ungetrennte aufweist. Zugleich sind von den Redactoren Dr. Ruge und Dr. Echtermeyer Kräfte gewonnen, welche ganz dieser Richtung der deutschen Wissenschaft angehören. Wir lesen eine Abhandlung des scharfsinnigen Strauß über Justinus Kerner, welche aus der Poesie des Mannes seine somnambulen Lucubrationen sehr genau und umständlich erklärt; eine Charakteristik Dahlmann's, vom Prof. Bülau, einen historischen Bericht über die Universität Halle, von Echtermeyer. Bayrhoffer (in Marburg), zu dem jugendlichen philosophischen Deutschland gehörig, spricht über eine Schrift von Chalybäus. — Bei dem eben so schwerfälligen als trödelhaften Krame der älteren Literaturzeitungen sind die hallischen Jahrbücher eine Erscheinung von Gewicht, ein Bedürfniß der Zeit.

[Professor Beche.]

Professor Beche, Director einer großen Schulanstalt in Philadelphia, macht gegenwärtig eine zweijährige Reise durch Europa, um die Institute kennen zu lernen. Die Anstalt, der er vorsteht, gründete ein aus Bordeaux gebürtiger Franzose, Namens Girard. Dieser war als blutjunger armer Mensch nach Nordamerica gezogen und hatte am Abend seines Lebens ein Vermögen von 7 Millionen Dollar. Zwei davon mit 200,000 Thalern Zinsen bot er zur Gründung einer Schule für 800 Zöglinge in Philadelphia, und Herrn Beche, früher Professor der Physik daselbst, wurde die Organisirung derselben übertragen. Er geht jetzt über München und Wien nach Triest.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 29. — den 9. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Josephinens Toiletten-Ränke.

(Beschluß.)

Madame Bonaparte war aus den Bädern zurückgekommen, ohne daß sich ihre Hoffnungen auf eine glückliche Mutterschaft verwirklichen zu wollen schienen, und die ausschließlich günstige Gelegenheit, eine genaue Bilanz auf den Schreibtisch des ersten Consuls zu legen, entschwand damit in unabsehbare Ferne für Josephine. Indessen wurden die zurückgeschobenen Gläubiger allmälig dringender; es stand zu befürchten, daß sie sich endlich unmittelbar an den ersten Consul wenden würden, und in diesem Falle mußte wohl der zweite Sturm furchtbarer ausfallen, als der erste sich gezeigt hatte. In dieser Angst und Noth wurde Bourrienne, die gewöhnliche Vorsehung für Auskunfsmittel, täglich von Josephinen um Rettung angegangen. Jeden Morgen hielt sie ihn nach dem Frühstück durch Zupfen am Aermel oder Rockschoß zurück und eröffnete dann mit ihm eine lange Sitzung über jene unglückseligen Schulden. Aber der arme Secretär mochte noch so sehr seine Stirn mit der Hand zerreiben, noch so kräftig sein Hirn zerhämmern, er brachte nie so viel heraus, um eine Summe von 600,000 Franken aufzuwägen.

Als Josephine eines Tages wieder mit ihrem allzu-unfruchtbaren Rath allein war, erschien Minister Fouché zu einem Besuch. Dieser Beamte war in das Geheimniß der Finanznoth von Madame Bonaparte eingeweiht und hatte sogar schon öfters mit einigen kleinen Sümmchen aus den ihm zu Gebote stehenden Fonds derartige kleine Wunden geheilt. Daher hielt sie es für überflüssig, aus ihrer gegenwärtigen Verlegenheit ihm ein Geheimniß zu machen. Da eine solche Mittheilung einen bestimmten Zweck deutlich genug verrieth, so war natürlich Fouché der Mann, der dabei nicht blind blieb.

Er antwortete: „Madame, Ihre Lage rührt mich in der That auf das innigste; ich kenne die große Strenge des ersten Consuls in Betreff solcher Schulden. Ich kann Ihnen dafür sogar einen neuen Beweis vorlegen, denn Ihr Herr Gemahl hat mir unter der Hand den Auftrag ertheilt, allen Kaufleuten von Paris bemerklich zu machen, daß sie künftig dem Schiffscadetten Jerome Bonaparte, seinem eigenen Bruder, jeden Credit verweigern sollen. Bourrienne kann Ihnen sagen, daß dieser junge Offizier allzu oft Wechsel auf die Tuilerien gezogen, und daß der General, dieser Mißbräuche herzlich müde, endlich jede fernere Bezahlung verweigert hat. Hier ist eine Abschrift des an seinen Bruder geschriebenen Briefes; er ist keineswegs sehr zärtlich, wie Sie selbst sich überzeugen werden, und in der That ein schlagender Beweis, wie wenig Vergnügen es dem Consul macht, wenn man Schulden hat.“ Bei diesen Worten überreichte der stets feine, leise auftretende und von irgend einem Nebengedanken geleitete Fouché den an Jerome gerichteten Brief, und sie las:

„Herr Schiffsfähnrich, ich habe Ihren Brief gele-
„sen; ich wünsche Sie endlich auf Ihrer Corvette und
„mit den Studien eines Berufs, welcher der Ihrige sein

„soll, beschäftigt zu sehen. Lassen Sie sich tödten, ich „werde mich bald darüber trösten; aber trostlos würde „ich sein, lebten Sie auch sechzig Jahre lang ohne Ruhm, „ohne Nutzen für das Vaterland und ohne Spuren Ih„res Daseins zurückzulassen. Besser wäre es, gar nicht „gelebt zu haben."

Mit boshafter Ruhe und absichtlichem Beharren bei der früher geäußerten Ansicht nahm Fouché wieder das Wort: „Dies alles sagt er nur, weil Jerome Bonaparte Schulden gemacht hat, in diesem Puncte ist und bleibt der erste Consul unienksam starr."

Ganz außer sich fiel Josephine ein: „Mein Herr, Sie machen mich zittern."

Das war es gerade, was der ränkevolle Fouché beabsichtigt hatte. Mit dem Gefühl der mitleidigsten Theilnahme äußerte der Heuchler: „Wären die Fonds meines Ministeriums weniger beschränkt, so könnte ich Ihnen, Madame, in dieser schwierigen Lage einigermaßen Beistand leisten, und dadurch mir selbst ein schönes Glück bereiten. Aber alle Posten der geheimen Polizei, der einzig flüssigen Quelle meines Budgets, sind durch das Schloß der Tuilerien völlig erschöpft, indem die Ungeschicklichkeit der Militairs, welche sich hier die Polizeiangelegenheiten anmaßen, mich unumgänglich nöthigt, eine zweite, viel nützlichere Polizei zu unterhalten. Endlich erweist mir der erste Consul Gerechtigkeit genug, indem er glaubt, daß Niemand besser als ich für seine Sicherheit wachen könne. Ich wiederhole es Ihnen, die Mittel, wozu ich meine Zuflucht zu nehmen genöthigt bin, sind theuer, sehr theuer."

Bourrienne machte hinter Josephinens Rücken dem Minister sehr bedeutungsvolle Zeichen. Diese Zeichen sah unsere Kammerfrau aus einem anstoßenden Zimmer und verglich dieselben den eiligen Bewegungen eines Telegraphen, der eine dringende und wichtige Depesche weiter befördern soll. Fouché schien diese lebhafte Pantomime nicht zu verstehen und fuhr fort: „Ich sagte Ihnen also, Madame, daß die bedeutenden Summen, welche ich an den Agenten im Schlosse, diesen eben so habgierigen als gewandten und einsichtsvollen Mann, bezahlen mußte, mich so arm machten, daß ich noch nicht im Stande gewesen, eine geheime Polizei für Malmaison zu veranstalten. Da ich demnach niemals genau wissen kann, was dort vorgeht, bin ich auch stets in lebhaftester Besorgniß, so oft der erste Consul in dieses Lustschloß sich verfügt. Nach der Geschichte mit der Höllenmaschine konnte man bis heute noch nicht aller Verschwörer habhaft werden."

„Mein Gott! Bürger Minister, wenn Bonaparte's Leben noch immer bedroht wäre."

„Zu Paris bürge ich für seine Erhaltung, aber zu Malmaison bin ich meiner Sache bei weitem nicht so gewiß. In jenem Schlosse bedürfte ich eigentlich einer Person, welcher dort nichts ein Geheimniß bleibt, für welche der Salon, das Boudoir, die Appartements der Herrschaft und die Mansarden, wo die Dienerschaft haust, gleich zugänglich sind. Dort bedarf ich eines Agenten, dessen Blick zugleich das Innere und die Gärten überwacht. Wenn Abends zwischen Licht und Dunkel ein gelbes Cabriolet an einer kleinen Thür des Parkes anhält . . ."

„Ein gelbes Cabriolet! Bürger Minister," wiederholte Josephine mit sichtbarer und fruchtlos versteckter Aufregung.

„Gelb oder grün, gleichviel — dies ist nur eine allgemeine Voraussetzung. Stiege nun aus dem Cabriolet, einer kleinen Intrigue in den Mansarden wegen, ein junger brauner Mann."

„Ein junger brauner Mann!" rief Madame Bonaparte.

„Braun oder blond — die Farbe der Haare nannte ich zufällig, denn die Verschwörungen nehmen alle Gestalten an und stützen sich auf alle mögliche Vorwände. Kurz, ich brauche zu Malmaison, wie zu Paris, unumgänglich einen Agenten und zwar einen solchen, der vollkommen in der Lage ist, alles sehen, hören und beobachten zu können. Es handelt sich vielleicht dabei um das Wohl unseres ersten Beamten. Dabei versteht es sich denn von selbst, daß eine solche Aufsicht, wobei übrigens gar keine Anstrengung zu befürchten ist, nur durch eine Person des innigsten Vertrauens geführt werden kann und daher auch sehr reichlich bezahlt werden muß. Ich würde zu diesem Zwecke sehr gern täglich tausend Franken bestimmen."

„Tausend Franken täglich! Das nenne ich einen schönen Ehrensold!" rief Josephine mit einer sichtbaren Aufwallung von Habsucht.

„Um einen weit geringern Preis kann man ein tägliches Bulletin erhalten. Das System der Afterpachtungen besteht auch bei meinem Personal. Stellen Sie sich vor, Madame, daß Sie täglich in den Tuilerien Generalpächter der Polizei empfangen, welche zu dem Geschäft keinen Finger rühren. Diese Leute haben dazu ihre Afterpächter. — Fragen Sie nur Bourrienne."

„Allerdings, Madame," bestätigte der Privatsecretair.

„Diese Leute von Welt," fuhr Fouché fort, — „be-

merken Sie wohl, daß ich nicht sage, diese Männer von Welt, denn auch Frauen haben dabei zu thun, — überwachen das Wohl der Republik in einer Loge des Opernhauses, in den Salons, wo Garat singt, und beim Geschmack der Trüffeln von Cambacérès — allerliebste Aemter, um welche sie jeder beneidet, aber man kann einmal dergleichen nicht für alle Welt einrichten. Zu Malmaison und in Erwägung der Einsamkeit des Ortes bedarf ich eigentlich noch etwas Besseres: Jemand, der nicht nur mit den Augen und mit den Ohren, sondern auch mit dem Herzen wachte. Hier ist die Rede von einer Mission der Fürsorge, der Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, und ihr einziger Zweck ist beinahe nur die Sicherheit des ersten Consuls."

„Ha! was sagen Sie, Bürger Minister?"

„Madame, die reine Wahrheit."

„Wohlan, ich werde Jemand aus meiner vertrautesten Nähe suchen — zwei, drei Personen, wenn es sein muß."

„In der That — ich hatte nicht den Muth, dergleichen Ihnen vorzuschlagen, denn dabei müßten Sie die Sorge übernehmen, genau darauf zu sehen, daß mir jeden Abend ein Rapport zukäme."

„Bürger Minister, rechnen Sie ganz auf mich, ich werde, so wie sie eben sagten, mit ganzem Herzen wachen."

„Madame, in diesem Fall muß ich veranstalten, daß Sie täglich über tausend Franken verfügen können *). Und zwar im Interesse Ihrer eigenen Besorgnisse, der meinigen und der des Vaterlandes."

„Ein Plan voll Weisheit, Vaterlandsliebe und edler Anhänglichkeit!" rief Bourrienne. „Und damit die Ausführung ohne alle Hindernisse sogleich zu Stande komme, wird der Bürger Minister wohl die Mittel finden, unverzüglich einen einmonatlichen Ehrensold, der gegen Ende des Jahres wieder abgerechnet werden kann, vorauszahlen zu lassen."

„Ohne Zweifel, Bürger Bourrienne, ohne Zweifel; und Sie werden mir mit Ihrem Rath zu Hülfe kommen, damit die für den Dienst von Malmaison nöthigen tausend Franken für den Tag auf meiner Rechnung die Genehmigung erhalten."

„Ja, Bourrienne," rief Josephine voll Feuer, „helfen Sie dem Bürger Minister ein wenig!"

*) Historisch erwiesen ist, daß Josephine, in verschiedenen Zeiten, täglich 1000 Franken von Fouché für gewisse Mittheilungen bezog; und eben so gewiß, daß nur die Besorgniß für die Sicherheit ihres Gemahls von dem schlauen Minister als Motiv seines Vorschlags gebraucht wurde, und die liebende Frau bewog — diese vergoldete Polizeipille zu verschlucken.

„Nichts leichter für ihn," fiel Fouché mit einem schneidenden Lächeln ein, „er ist mit der Person, welcher ich die hohe Polizei der Tuilerien übertragen habe, auf das innigste verbunden und wird von derselben wohl die Hälfte dessen, was ich ihr täglich geben muß, nachgelassen erhalten."

Niemals wurde wohl ein lachendes und lustiges Gesicht plötzlicher lang und ernst, als das von Bourrienne bei dieser Erklärung des Ministers. Voll Verlegenheit stammelte der geheime Secretair: „Aber, Bürger Minister, wie soll ich denn eine so äußerst zarte Sache einleiten?"

„Ei, ganz kurz und entschieden, wenn Sie wollen. Sie können sogar hinzufügen, daß ich mein Vertrauen um weit geringeren Preis anderwärts verschenken würde, sobald man jene tausend Franken täglich an dem jetzigen Preis nicht nachlassen will. Uebrigens wird es Ihnen, mein lieber Bourrienne, nicht an schlagenden Gründen fehlen, um Ihren Freund zu diesem Entschluß zu bewegen. Sie dürfen ihm ja z. B. nur wiederholen, was Sie so eben hier sagten: es geschieht zur Ausführung eines Planes voll Weisheit, Vaterlandsliebe und edler Anhänglichkeit."

Der Secretair murmelte für sich in den Bart: „ich bin gefangen!" Dann fuhr er laut fort: „ich verstehe vollkommen, allein dessen ungeachtet versetzt mich dieser Auftrag doch in einige Verlegenheit."

„Ich bekenne gern," erwiederte Fouché, „daß er seine unangenehme Seite hat, allein die Person, von welcher hier die Rede ist, kann Ihnen unmöglich etwas abschlagen."

„Bemerken Sie ihm," fiel Josephine ein, „daß, was er thut, für mich geschehe."

„Madame, das weiß ich ja!" antwortete Bourrienne ziemlich kurzen und trocknen Tones.

„Und daß meine Ungnade einer abschlägigen Antwort auf der Stelle folgen würde!" fügte die Frau des ersten Consuls mit wahrer Anticipation kaiserlichen Stolzes hinzu.

Wir dürfen hier nicht unerwähnt lassen, daß Josephine davon nichts ahnete, daß dieser Abzug von täglichen tausend Franken ihren Rathgeber selbst betraf. Man sage nun noch, Fouché sei kein gewandter Mann gewesen! Mit einem einzigen Streiche erleichterte er seine Verbindlichkeiten in den Tuilerien, verwandelte die Mauern von Malmaison in gläserne Wände und verpflichtete Josephinen.

Beim Aufstehen wendete sich der Minister noch ein-

mal an Bourrienne: „Also, mein lieber Bourrienne, da die Unterhandlung mit Ihrem Freund eine Sache leerer Form ist und sich darauf beschränken kann, daß Sie ihn davon in Kenntniß setzen, so will ich jetzt sogleich mit dem Chef meines Bureaus die nöthige Verabredung wegen der Fonds für Malmaison mittelst eines Abzugs der Hälfte der Fonds für die Tuilerien treffen. Und morgen, Madame, stehen dreißigtausend Franken für die Kosten der ersten Einrichtung zu Ihrer Disposition."

„Noch ein Wort, Bürger Minister, werden auch die Wintermonate mitgerechnet?"

„Madame, das ist unmöglich," erwiederte Fouché, „das würden mir meine Hülfsquellen nicht erlauben. Wir thun wohl am besten, den Sold gewissermaßen militärisch einzurichten, d. h. für jede Anwesenheit zu Malmaison tagweise zu bezahlen."

Josephine entgegnete: „der erste Consul liebt das Landleben sehr —." ....

Am andern Morgen erhielt Bourrienne den Auftrag, die versprochenen dreißigtausend Franken zu erheben. Man tilgte damit einige der schreiendsten Schulden des alten Restes und versprach für alles Uebrige kleine, aber häufige Abzahlungen.

Armer Privatsecretair! Man könnte wohl von ihm sagen, daß er Josephinens Schulden mit seinem Herzblut getilgt habe, indem er ihre Kaufleute mit den von Fouché an seinem Sold als geheimer Polizeiagent ihm abgezogenen Thalern nach und nach abfand.

Erklärung.

Es wird in No. 8. dieser Zeitung meine Bearbeitung des Vaudevilles „Casanova im Fort St. André," die auch in Leipzig über die Bühne ging, eine derbe, klotzige, für die hamburger Vorstadtbühne ausgestattete genannt, und einer in Magdeburg erschienenen gedruckten Uebersetzung Erwähnung gethan.

Meine Bearbeitung ist noch in Manuscript, und auf dem hamburger Stadttheater, auf vielen Hofbühnen, wie München, Hannover, Carlsruhe gegeben, und wird auf andern, wie in Dresden, der königlichen Bühne in Berlin gegenwärtig einstudirt. Der Verfasser jener Notiz will das Original in Bezug auf meine Bearbeitung nicht kennen, sonst würde er gestehen müssen, daß selbst in der geläufigsten Uebersetzung eine Aufführung des benannten Stückes auf einer anständigen deutschen Bühne unmöglich ist. — Ein Moment möge dies bestätigen: Im Original richtet Casanova, indem das Verhältniß zu den beiden verheiratheten Damen makellos ist, sein Augenmerk hauptsächlich auf die naive und in ihn vernarrte Nichte des Kerkermeisters (Carlina), die er zu bewegen sucht, heimlich mit ihm zu entfliehen. Obwohl sie sich von der Unzuverlässigkeit Casanova's überzeugt, gibt sie ihm dennoch, am Schlusse des Stückes, vor seiner Abreise ein Zeichen, welches als Einwilligung in sein Vorhaben dient, und er schließt dann auch mit den Worten: Elle est à moi! — In meiner Bearbeitung wird ihm von allen Seiten, und auch von der enttäuschten Carlina, der Stuhl vor die Thür gesetzt, und er schließt etwa mit den Worten:

— Adieu! Tout est perdu,
Mais, George Dandin, tu l'as voulu!

Ist das, im Vergleich zum Original, derb und klotzig? Der Unbefangene richte. —

Hamburg. C. Lebrün.

Notizen.

[Die Opfer des Schweigens.]

Die Tragödie von Immermann dieses Namens hat in Berlin den großen Erwartungen, die man gehegt, wohl nicht entsprochen. In der bürgerlichen Welt Berlins ereignete sich ein Vorfall, der als Novelle erzählt oder als Lebensbild aus der berliner Culturgeschichte hingestellt, den Titel jener Tragödie ebenfalls anspricht. Ein Brautpaar steht vor dem Altar, der Prediger ist mit seiner Eingangsrede fertig, allein wie er das Jawort verlangt, bleibt die Braut, die Tochter eines reichen Fleischers, in tiefes Schweigen versunken. Nichts hilft, sie schweigt, und der Prediger muß unverrichteter Sache zurücktreten. Erst als die Taufzeugen wieder in der Wohnung der Braut sind, erklärt sich dies starre Schweigen. Der Bräutigam hatte der Braut beim Aussteigen aus dem Wagen dicht vor der Kirchthür auf die Schleppe getreten. Sie ist erschrocken, ja empört, denn das Kleid zerriß. Er, ein sanguinischer Berliner, entgegnet: Na, Ochse, darum keine Frindschaft! Darauf verfiel die Braut in jenes tiefe Schweigen, dessen Opfer der Verlobte wurde.

[Weibliche Orthographie.]

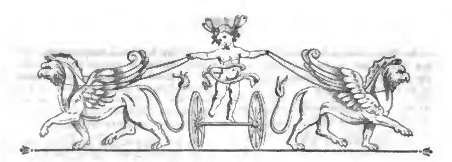
Bekanntlich fand Börne in den Schriften der Frauen die Orthographie am liebenswürdigsten. Wer sich bedeutende Züge weiblicher Rechtschreibung aufnotirt, mag auch Folgendes anmerken. Viele Frauen, besonders solche, die viel Englisch getrieben haben, schreiben immer Authoren statt Autoren. (Englisch allerdings Author.) Sehr witzig! obschon unversehens und wider Willen! Als wären Autoren nur Thoren mit vorn angehängtem Wehlaut Au.

[Aus Brüssel.]

Im königlichen Archiv zu Brüssel hat man die Original-Correspondenz zwischen der Regentin Margarethe von Parma und dem Prinzen Wilhelm von Oranien, aus den letzten Monaten des Jahres 1566 und den ersten des Jahres 1567, aufgefunden.

Auch erscheint hier eine Sammlung Briefe von Rubens in französischer, italienischer und lateinischer Sprache, die höchst interessant sein soll. Der große Maler stand mit den wichtigsten Männern seiner Zeit in Briefwechsel; bekanntlich war er auch als Diplomat an den spanischen Hof gesandt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 30. — den 10. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lieder eines Einsamen.

Von

Herrmann Klethe.

1.

Das Kreuz.

Ein einsam Kreuz steht, wo in Schutt zerfallen
Marmorne Säulen und gewölbte Hallen,
Wo auf vergessener Geschlechter Gruft
Die Eule kreischend durch die Nächte ruft.

Ja durch wie lange, lange, stille Jahre,
Seit auch den Letzten trug die Todesbahre,
Hat an die Pforte nur der Sturm geklopft,
Auf mürben Stein der Regen nur getropft!

Ein schlichtes Kreuz hat Alle überdauert,
Wie treue Liebe, die am Grabe trauert;
Aus dem zerfall'nen und versunk'nen Haus
Streckt es noch sehnend seine Arme aus.

Und wie das Kreuz so fern aus dunklen Steinen
Der Wand'rer sieht im Abendlichte scheinen,
So stehst du Liebe einsam in der Welt,
Ein ewig Mal den Trümmern beigesellt!

Ja, einsam stehst du und in tausend Zungen
Ist doch dein Wort durch alle Welt erklungen!
Ja einsam stehst du, achtlos geht vorbei
Der Mensch an dir und denkt nicht deiner Treu!

2.

Das Gebet des Verstoßenen.

Gott meiner Väter, o verlaß mich nicht!
Noch weiß ich nicht, wo ich mein Haupt hinlege,
Nacht, Tod und Grau'n umdunkeln meine Wege,
Doch durch die Wolke strahlt Dein Angesicht!

Ich weiß, Du nahst, eh's noch der Mensch gedenkt,
Die Füße bluten an den scharfen Steinen —
Jehovah, sende Deiner Engel einen,
Laß ihn mich stützen, wenn mein Haupt sich senkt.

Sie stießen mich in Nacht und Sturm hinaus,
Sie fluchten mir, sie höhnten mich, den Armen,
Fort! riefen sie — sie kannten kein Erbarmen —
Und doch ist diese Welt des Vaters Haus!

Ich schwieg und ging, und sah durch Sturmesnacht
Wie einen Stern auf mich herniederleuchten;
Ja, ob die Thränen Menschen nicht erreichten,
Du Gott der Liebe, ja Dein Auge wacht!

Ich will nicht beben, nein, ich klage nicht,
Und wenn die Brüder mich nicht Bruder nennen,
Dein bin ich doch, Du wirst mich doch bekennen,
Gott meiner Väter, Du verläßt mich nicht!

3.

Traumbild.

Könnt' ich an deine Brust mich schmiegen,
Ein süßer Traum in Schlaf dich wiegen,
So leise, leise sprâch' ich dann,
Was nur die Liebe sagen kann.

Und fing' der Morgen an zu tagen,
Ach Vieles hätt' ich noch zu sagen,
Was nicht die Welt um mich versteht,
Was nur zu deinem Herzen geht.

Und wenn ich endlich scheiden sollte,
Weil dich der Tag erwecken wollte,
Noch einmal, einmal küßt' ich dich,
Noch einmal rief ich: denk' an mich.

4.
Wiederfinden.

Wo wir uns neu begegnen:
So fragst du mich beim Scheiden.
Wann wird die Liebe segnen
So jahrelange Leiden? —

Ich weiß es nicht zu sagen,
Wann es je wird geschehen;
Ich möcht' es ahnend klagen,
Daß wir uns nie mehr sehen.

Doch wenn vom letzten Gange
Dich ruft der Liebe Garten,
Will ich in Sehnsucht bange
Schon deines Kommens warten!



5.
Nacht.

An den hohen Weinspalieren
Ist er aufgeschwungen,
Durch das angelehnte Fenster
Ist er eingedrungen.

Schlummernd ruht auf weichem Kissen
Seiner Seele Leben;
Leise tritt er nah und näher,
Seine Füße beben.

Alles still, nur zweier Herzen
Pochen im Gemache,
Und die Lippen halb geöffnet,
Wie zu Kuß und Sprache.

Töne, wie sie weich und innig
Nur vom Herzen kamen,
Lippen, nur bewegt im Traume,
Flüstern seinen Namen.

Ihre ganze Liebe fassen
Eines Wortes Laute,
Die ein Traum aus ihrer vollen
Seele ihm vertraute.

Niederbeugend — doch er zittert,
Daß sein Kuß sie wecke;
Daß sein Nahen, daß sein Lauschen
Die Geliebte schrecke. —

An den hohen Weinspalieren
Klimmt er mühsam nieder,
Denkt am Tage still und träumend
Nur des Traumes wieder.

6.
Der Geblendete.

Wo bett' ich nun mein schmerzenglühend Haupt?
Im dunklen Wald? Herbst hat den Wald entlaubt;
Blutig der Rachen der Hiäne gähnt,
Am kahlen Stamm einsam der Jäger lehnt.

Zitternd mein Fuß irrt auf der Bahn und sucht —
Wie leicht begräbt mich Blöden eine Schlucht,
Oder es schlagen in mein nacktes Bein
Des Wolfes Zähne scharf und hungrig ein!

Mein Name schließt ein gastgeöffnet Haus,
Mein Name peitscht mich in den Sturm hinaus,
O riefe doch mein weißes Haar so laut
Zu Gott empor durch Sturm und Windesbraut!

Ja, laß mich wandern, der mein Haupt umhüllt,
Der Du mich ausstöß'st in die Nacht, so wild;
Ich bin ein greiser Bettler, blind und schwach,
Die aber ruf' ich tausend Qualen wach!

Ich will dich rufen, eh' die Sonne glüht!
Zu welcher Sinnlust deine Seele flieht —
Ich laß dich nicht! Bist du bei Weib und Kind
Schau dann mein Antlitz, das von Blute rinnt!

Wo nun? wo nun? Was stößt so hart den Fuß,
Und gibt nicht Raum, daß ich mich wenden muß?
Ha! droben kreischt ein Geier- und Rabenschwarm,
Ich bin ja blind — o daß sich Gott erbarm'! —

7.
Die Menge.

Alle geh'n sie Dir vorüber,
Murmelnd wie ein höflich Wort;
Achtlos Schweigen wär' Dir lieber —
Herzlos treibt die Menge fort.

Nun so zeig' es, zeig' es Allen,
Treib' allein des Lebens Pflug,
Einsam deine Bahn zu wallen,
Sei Dir selber Mann genug.

Wer in sich verschließt das Leben,
Trägt in sich sein Weh und Heil;
Was ihm And're eben geben,
Wird ein kümmerliches Theil! —

Immanuel Kant's sämmtliche Werke.

Es greift in Deutschland die Liebhaberei um sich, den großen Persönlichkeiten unserer Vergangenheit Denkmale von Marmor und Metall zu setzen. In der Philosophie hat un-

ter allen Völkern im Lauf der Culturgeschichte die deutsche Nation den ersten Rang; die Deutschen müßten ihrem größten Philosophen in Königsberg ein Monument errichten. Dieses Denkmal, einem deutschen Denker gesetzt, könnte den müßigen Nachkommen als ein eherner Denkzettel hingestellt sein, daß die Deutschen, so lange sie Deutsche sind und bleiben, ewig denken, ewig forschen, das Herkommen unausgesetzt prüfen, die Satzung allezeit neu mustern, mit der Arbeit des innern Lebens nie ruhen müßten. Denn da sie untauglich sind, Weltgeschichte zu machen, selbst im Ordnen der ganz einfachen Angelegenheiten ihrer vielen kleinen Vaterländchen sich vielfach ungeschickt erweisen, so sollte doch der Geist der innern Arbeit, der Geist des Forschens nicht ersterben. Dazu könnte dann des Philosophen metallne Bildsäule in Königsberg die ewige Mahnung sein. Man würde dann wallfahrten nach dem Strande der Ostsee machen und die kleine dürre Gestalt des deutschen Denkers betrachten, der Zeit seines Lebens nie über Pillau, sieben Meilen von seinem Katheder, hinauskam, aber mit der unermüdlichen Bohrkraft seines Geistes die ganze Welt durchforschte, all ihre Schätze sich zu eigen machte und still arbeitend sein ganzes Zeitalter langsam umschuf. Das könnte, sag' ich, die deutsche Jugend vor einer Bildsäule Kant's erwägen, wenn die jetzige Monumentomanie auch ihm an dem Schauplatz seines persönlichen Lebens ein Denkmal errichten wollte. Allein was soll uns Königsberg? Kant gehört nicht einmal blos Deutschland an, nicht allein England, auch Frankreich möchte ihn verstehen, und wenn noch kürzlich ein römischer Cardinal die Verdammung der Kant'schen Forschungen proclamirte, so liegt doch wohl darin die Besorgniß, daß man überall anfangen möchte, denken zu lernen. Es bleibt dahin gestellt, ob die Italiener sich je speciell mit Kant verständigen, es ist schon ein großer Gewinn, wenn sie nur überhaupt mit dem Namen Kant die Fahne aufstecken als ein Signal, daß der Mensch zu forschen habe. Allerdings ist ein Volk erst dann wahrhaft lebendig, wenn es zu handeln versteht; so lange es aber innerlich zu arbeiten, zu prüfen und denken zu lernen nicht abläßt, ist es wenigstens, wenn auch schlummernd, doch nicht todt. In Kant ist aber der Geist ewig reger Forschung personificirt, und er gehört mit seinem Thun und Wirken zur Weltliteratur des modernen Jahrhunderts. Mithin sind seine Werke sein größtes Denkmal, die Erfrischung seiner großartigen innern Gestalt die beste Feier seines Genius. In Königsberg besteht eine Gesellschaft von Männern, welche den Geburtstag des Philosophen festlich zu begehen pflegt. Als Redner des Tages sprach **Karl Rosenkranz** den Gedanken aus, daß eine Gesammtausgabe der Kant'schen Werke ein Nationalbedürfniß sein müsse, und so sehen wir bereits den ersten Band einer solchen, in Leipzig bei Leopold Voß, typographisch wie in jeder Beziehung trefflich ausgestattet, dem Publicum vorliegen. Als die Verlagshandlung, die sich schon seit Jahren mit dem Wunsch zu diesem Unternehmen trug, an Rosenkranz den Antrag zur Herausgabe stellte, war gerade Professor **Schubert** mit einem Aufsatz: „Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik" beschäftigt, und so wurde dieser als Mitherausgeber gewonnen, und wir sehen zwei Männer an der Spitze der Sammlung, die vollständig den innern Beruf dazu haben, der deutschen Nation ihren großen Philosophen auf das correcteste zu überliefern und zu deuten. Schubert wird die umfassende Biographie schreiben, der geistvolle Rosenkranz die Geschichte der Kant'schen Philosophie, d. h. ihren Zusammenhang mit dem Denken und der Speculation aller Zeiten und Völker, darstellen. Diese beiden Arbeiten werden zwei Bände der großen Ausgabe bilden.

Der erste vorliegende Band von etwa 700 S. gr. 8. enthält Kant's kleine logisch-metaphysische Schriften. Die sogenannten kleinen Schriften sind zur Auffassung einer großen Persönlichkeit von ganz besonderm Gewinn, beim Denker wie beim Dichter. Sie vermitteln gewissermaßen das Verständniß der Hauptwerke mit dem Publicum, da sie gelegentlich angeregt, zum Theil populärer abgefaßt, dem drängenden Bedürfniß nach Entfaltung der leisern und übergänglichen Gedankenfäden nachkommen. Man weiß, wie man sich erst nach Verständniß der kleinern Ergießungen Goethe's an seine innere Person anzuschmiegen im Stande ist. Auf ähnliche Weise führen uns Kant's kleine Aufsätze in die stille Werkstatt seines Denkens, in das zufällige Gewebe der Veranlassungen, die seine großen Gedankensätze hervorriefen, bedingten und zu deutlicherem Ausspruch nöthigten. „Kant's kleine Schriften überhaupt," sagt Rosenkranz in der Vorrede, „sind als Anfänge und als Ausläufer eines großen Gebirges sehr interessant. Man sieht in ihnen theils das Aufsteigen zu seinen Hauptideen, theils das Verweilen bei dem schon Gesicherten, das Ausweiten des schon gefundenen Standpunktes. Man erfreut sich an dem immer lebendigen und allseitigen Interesse des Mannes, der nicht erst lange wartet, was wohl Andre thun werden, sondern mit frischem Eifer, ohne doch sich gedankenlos zu übereilen, gibt, was er zur Förderung der Sache geben kann, und, was das Staunenswürdige, auch immer etwas zu geben hat, sei es zur Logik, zur Physik, zur Geographie, zur Moral, zur Gesetzgebung oder wozu sonst, denn Alles ist ihm geläufig. Nicht weniger als an dieser nie versiegenden Kraft und Mittheilungslust erfreut man sich bei ihm an der Gewandtheit des Ausdrucks. Immer logisch gehalten, immer den an Strenge gewohnten Denker beurkundend, ist er unerschöpflich an treffenden Beispielen, an erheiternden Witzen, an überraschenden Combinationen. Für wahrhafte Popularität sind diese kleinen Aufsätze musterhaft."

Somit wird gleich mit Beginn der Herausgabe sämmtlicher Schriften das Verständniß Kant's dem allgemeinern Publicum eröffnet. Sein Hauptwerk: „die Kritik der reinen Vernunft," erschien 1781, um dies gruppiren sich seine andern Schriften auch der Zeit nach und die kleinern Aufsätze reichen von seiner Doctordissertation vom Jahre 1755 bis zum Jahre 1796, wo er mit der „Verkündigung des wahren Abschlusses eines Tractates zum ewigen Frieden in der Philosophie" von seinem Zeitalter in friedlicher Ausgleichung zu scheiden glaubte. Wir finden hier seine ersten Versuche, die Welt des Wirrwars, den er in der Philosophie vorfand, zu organisiren, seine große Abhandlung über den „einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demostration des Daseins Gottes," seine Programme über Einrichtung seiner Vorlesungen in Königsberg, seine zwei Preisschriften, seine Aufsätze „über Philosophie überhaupt" und „über einen neuer-

dings erhobnen vornehmen Ton in der Philosophie," kurz, in diesen kleinen Schriften sehen wir den Weltweisen in seiner eignen Person, wie er sich erst sein Publicum bearbeitet, wie er mit seinen Gegnern debattirt, wie er den Himmel und alle Reiche der Erde durchstöbert, um seine großen Lehrsätze zu gewinnen, zu schirmen und zu belegen.

Notizen.

[Ein Brief des Fürsten Pückler.]

Das vierte Heft von Hofrath Dorow's lithographirten Handschriften gibt einen Brief des Fürsten Pückler an Laube, aus Tunis vom Jahre 1835, auch seinem Inhalt nach merkwürdig. „Es freut mich," schreibt derselbe unter anderm, daß Sie aus dem Gefängniß sind; frei — wer ist das in Europa, dazu muß man sich zu den Mohammedanern flüchten. Hier ist es der Fremde wenigstens, wie ein Vogel in der Luft, und ich fange an von der rohen Despotie eine gute Meinung zu bekommen, die verfeinerte nur ist schrecklich und unausweichbar. Ihre Dedication nehme ich mit Vergnügen und Dank an, doch bitte ich, da ich noch mit einem großen Haarbeutel von Besitzungen an Europa hange, um alle nöthige Discretion. Die Idee ihrer Novelle ist allerliebst und die Ansicht theile ich ganz, aber wir kommen damit zu früh. Wir leben im Zeitalter des Huß, die Lutheraner werden ernten, uns verbrennt man noch. Uebrigens bin ich eben so wenig als Sie ein Optimist. Gott muß am besten wissen, ob er mit uns etwas vor hat; die Geschichte lehrt mich nur, daß es ewig, mit andern Decorationen, beim Alten bleibt. Es geht mit der Welt wie mit W. Scott's Romanen. Es ist immer das namliche Gericht mit einer andern Sauce. Was aber die andere Welt betrifft, so wollen wir das Beste hoffen. Das Gefühl wünscht, und glaubt folglich persönliche Fortdauer, der Verstand kann sich schwer mit dem Gedanken befreunden, die Vernunft bleibt neutral — aber die Erde über das Jenseits zu vergessen, das Gewisse fürs Ungewisse, müssen alle drei verwerfen, wenn sie recht gesund sind. Wir leben in Gott und Gott in uns, ist das nicht auf alle Art und Weise hinlänglich und ganz beruhigend? — Ich habe seit dem letzten Jahre ein reiches Leben geführt, ob ich es aber, vielleicht deswegen, eben so gut verhaltnißmaßig für Andere wiederzuschaffen vermögen werde, ist sehr die Frage. Doch wird es, des mannichfaltigen Stoffes wegen, nicht ganz ohne Interesse bleiben können. Ich mußte lachen, daß sie mich den nicht definirbaren, aristokratischen Demokraten nennen. Alles, was ich in dieser Hinsicht geschrieben, ist nur relativ meine Meinung — die wahre darf ich gar nicht drucken lassen, und es ist leicht möglich, das sie weder einer noch der andern Partei gefiele. Ich glaube nämlich, daß ein Fortschritt und Vervollkommnung des Menschengeschlechts nur auf physischem Wege möglich ist, und zwar durch Blutadel, und die edelsten erzielten Racen sollen dann nach saintsimonistischen Einrichtungen regieren. Auf andere Weise ist nicht mehr herauszufinden, und ich bedaure nur, selbst für die neue Organisation zu alt zu sein. Das Gegentheil, ich meine die goldne Jugend, tröste Sie bei allem Ungemach, und halten Sie die Feder im Zaume — sie bringt heut zu Tage wenig Segen. Zeit aber bricht zuweilen Rosen." In diesem Briefe liegt der ganze Kamäleon-Charakter des Schreibenden.

[Karl Rosenkranz über das Duell.]

In Königsberg erschien eine Rede „über den Zweikampf auf unsern Universitäten," die Professor Rosenkranz bei Gelegenheit eines beklagenswerthen Vorfalls solcher Art gehalten hat. Der Verf. spricht einleitend über den Zweck des akademischen Lebens, über akademische Freiheit, über Freiheit überhaupt als die Poesie des Lebens, und nennt das Duell ein wesentlich germanisches Institut, das bei der lückenhaft dürftigen Verfassung der mittelalterlichen Einrichtungen als ein supplementarisches nothwendig gewesen. Aus Vorliebe für den germanisch mittelalterlichen Geist habe selbst Steffens noch in seiner Schrift über „die gegenwärtige Zeit" dem Zweikampf eine glanzende Apologie gehalten. (Es war für Hrn. Steffens die Periode, wo er noch überhaupt für Freiheit, auch für Preßfreiheit schwärmte. Das ist nun schon sehr lange her, d. h. noch nicht 20 Jahre.) Die supplementarische Nothwendigkeit, die das Duell gehabt, fahrt Rosenkranz fort, sei aber durch den Zustand des modernen Rechtsverhältnisses aufgehoben; das Duell sei zu einem mittelalterlichen Spiel geworden, das, wie blutig auch sein Ausgang sein möge, doch des alten mystischen Ernstes ermangele. Rosenkranz schlägt vor, bei Ehrensachen eine Jury zu bilden, die als moralisches Ehrengericht zu entscheiden habe, das sei dem offnen Charakter der modernen Zeit angemessen. Schon die Burschenschaften hatten dem Mißbrauch des Duells ein Ehrengericht entgegengestellt. „Die Burschenschaft," sagt der Verf., „war ernst und edel; es wäre Unrecht, es wäre Verrath an der Geschichte, ihr um ihrer politischen Ausschweifungen willen diese Anerkennung zu versagen; sie bleibt eine der denkwürdigsten Erscheinungen, und nur in einem Volke von so tiefem Gemüth und so wenig diplomatischem Talent, als das Deutsche, ist eine solche Schwärmerei, ein solches Idealisiren der Zukunft und ein solch verkehrtes Anfassen der Gegenwart möglich gewesen." Rosenkranz ist der Meinung, daß „die Zeit des dumpfen Mißtrauens, des vergiftenden Verdachtes, der politischen Unbesonnenheit und Frechheit, des Spiels mit dem theuersten Gut der Menschheit, mit der Freiheit, die Periode der Verschwörungen und anderer erhabener und beweinenswerther Lächerlichkeiten nunmehr vorüber ist," und „daß wir wieder wahrhaft heiteren Zeiten entgegen gehen." — Zum Schluß sagt er noch: „Der Student wird sich der großen Verschmelzung der Stände, die in unserer Zeit durchdringt, nicht entziehen können. Die mittelalterliche Sonderung, die schroffe Scheidung der Stände verschwindet, wahrend die innere Eigenthümlichkeit sich vielleicht sogar noch steigert, denn mit der Freiheit des Ganzen wächst auch die Selbstständigkeit des Einzelnen, und ein oberflächliches Nivellement der ständischen Unterschiede, ein nur äußerliches Durcheinander würde der Idee des Staates wenig genügen. Sie sollen also Ihre Eigenthümlichkeit dem Zwecke des Staates nicht opfern, wohl aber sollen Sie innerhalb Ihrer Individualität der Humanität sich befleißigen!"

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — **31.** — den 12. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

Ein Lebensbild von Amalie Winter*).

Helene war früher als gewöhnlich ihrem Lager entflohen. Ihr Herz klopfte freudig in kindlicher Ungeduld, denn es war heute der erste Mai, ihr Geburtstag. Alle Hausgenossen ruhten noch, und sie war allein. Sie stand am Fenster, sah hinab in den Park der Eltern, auf die grünen Wiesen und die blühenden Bäume, in den blauen Himmel hinein, und in die eigene Zukunft, die ihr auch ein Himmel zu sein schien. — Es war ihr funfzehnter Geburtstag; heute sollte sie als erwachsene Tochter auftreten im Salon der Mutter, von welchem sie bisher ausgeschlossen war. Nach ihrem funfzehnten Jahre wollte man auch daran denken, sie zu vermählen, — so hatte sie oft vernommen; auch hatte sie einmal gehört, daß die Mutter dem Vater zugeflüstert hatte: Elle sera un bon parti, car elle sera belle. Was man nun unter einer guten Partie verstand, das wußte Helene freilich nicht, sie meinte aber, es sei ein Glück und freute sich dieser Ahnung. Ein Liebesglück erwartete sie nicht, sie hatte nie von einem solchen gehört oder gelesen, nie eins gesehen, denn die Eltern lebten neben einander, nicht für einander; kalt folgte jedes seinem eigenen Interesse, statt der Gefühle hatten sie Formen, der Ton der großen Welt und deren Vergnügungen hielten sie fern von einander, und die Erziehung der Kinder vereinigte sie nicht; diese wurde fremden Händen anvertraut. — Eine französische Erzieherin hatte Helenens Bildung geleitet; die deutsche Sentimentalität sollte vorzüglich fern gehalten werden von des Mädchens Herzen, jegliche Schwärmerei verbannt sein, und deshalb ward es ihr nicht erlaubt, Romane zu lesen oder Poesien, — die Poesie der Jugend konnte man aber doch nicht ihr entziehen, und die stille Sehnsucht keimte in Helenens Herzen.

Die Thüren flogen auf; aus dem Saale leuchteten Helenen die funfzehn Lichter entgegen, und das große Lebenslicht in der Mitte. Kleider, Blumen und Bänder waren zierlich neben einander gereiht, Ohrgehänge und Ketten glänzten im Scheine der Kerzen. Die Eltern begrüßten sie glückwünschend als die erwachsene Tochter. Aber der herzlichste Wunsch ward ihr von der kranken Schwester, die sich auf dem Rollstuhl in den Saal hatte bringen lassen, zum heutigen Feste. Obgleich sie achtzehn Jahr alt war, so hatte doch Bertha selten diese Räume noch betreten, jahrelange Leiden hatten sie unfähig gemacht zum geselligen Verkehr, und ihre Seele so ernst gestimmt, daß sie auch unfähig war zu dem Verkehr mit den Eltern. So war sie einsam gewesen, sie meinte, die Einsamkeit sei ihre Bestimmung, und willig fügte sie sich dieser. — In ihrer Kindheit, wenn die Gespielen froh auf der Wiese herumhüpften, da hatte Bertha wohl oft am Fenster gestanden im schmerzlichen Weh des Entbehrens, wie die Schwalbe im Käfig den entflohenen

*) Zu Ostern erscheinen von dieser Verfasserin bei Focke in Leipzig Novellen unter dem Titel: „Deutsche Lebensbilder."

Gefährten nachsehnend, bis sie sich nicht mehr sehnte und sich ergab. Sie hatte körperlich viel gelitten, in Schmerzen Tage und Nächte dahin gejammert und geklagt, — ihre Klagen waren nun verstummt, denn sie hatte gelernt, still zu dulden. Sie lächelte unter den Schmerzen, sie lächelte, wenn Andere sich freuten, ihre Thränen flossen nicht mehr den versagten Wünschen, nur den gewährten, denn sie hatte nur Freudenthränen, und in solchen glänzte ihr Auge, als Helene ins Zimmer trat, als sie dieselbe zu sich hernieder zog und an das klopfende Herz drückte, das die ganze Welt mit Liebe umfaßte, und die Schwester vor Allem. — Bertha's Glückwunsch war ein Segen. — Ueber Bänder, Putz und Schmuck freute sich das funfzehnjährige Mädchen recht von Herzen, doch höher färbten sich ihre Wangen, als sie ein zierlich eingebundenes Buch unter den Geschenken erblickte; sie errieth den Geber. Dieser trat auch bald herein mit Helenens Bruder, es war dessen Freund, Karl Ebenau, der Sohn des Pfarrers, Helenens jugendlicher Lehrer. Herzlich war ihr Dank für den stummen Glückwunsch und für das Buch, dessen einfache Außenseite sie doch nur kannte; kaum konnte sie sich aber dem Kreise der Ihrigen entziehen, da eilte sie in den Park, um auch den Inhalt zu erforschen. — Es waren die Glockentöne! — An den Ufern des Sees, unter Pappeln und Trauerweiden, da war Helenens Lieblingsplätzchen; da brachte sie oft mehrere Stunden zu; die Vögel nisteten um sie her, und bis zu ihren Füßen heran schwammen die zahmen Schwäne und nahmen die Brosamen aus ihrer Hand. Hier las sie zum ersten Male in dem Buche, das Ebenau ihr gegeben.

Da rief eine freundliche Kinderstimme Helenens Namen, ein fünfjähriger blondgelockter Knabe, ein naher Verwandter von Helenen, hüpfte zu ihr heran, und Ebenau folgte ihm. „Hier ist meine Braut!" rief das Kind und schmiegte sich zärtlich an Helenens Seite. Sein Begleiter erröthete. „Weißt Du denn, was eine Braut ist?" fragte er schmerzlich lächelnd. „Ein Mädchen, das man liebt," antwortete der fröhliche Julius und hüpfte davon. — „Wollte Gott, es wäre dem so," sagte Ebenau; er sah hin, aber Helene nahm das Wort: „Wie danke ich Ihnen für die Glockentöne, war es mir doch in meiner stillen Laube hier beim Lesen dieses Büchelchens, als hörte ich wirklich Glocken, welche die feierliche Ruhe in mein Herz läuteten, und Sie wissen, die Ruhe ist oft meinem Herz fremd. Nie soll Ihr Geschenk mich verlassen, was wir glauben, lieben und hoffen sollen, werde ich so bei mir tragen, und dabei denke ich dann immer des freundlichen Gebers."

„Es wäre nicht gut," erwiederte Ebenau, „wenn Sie nur in diesem Büchelchen Ihr Glauben, Lieben und Hoffen mit sich führen wollten, das Herz selbst sollte schon eine unsichtbare Kirche sein mit Chorgesang und Glockengeläute, das durch das wildeste Welttreiben durchklingen könnte. Sehen Sie das Büchelchen an als ein Andenken von mir. Mir ahnete, die glückliche Zeit ist vorüber, die schönen Stunden, die wir in Scherz und Ernst zusammenlebten, kehren nicht wieder, ein anderer Kreis, andere Interessen nehmen Sie in Anspruch. Ihren Gott, Ihren Glauben, die Tugend werden Sie wohl nicht vergessen, aber den Lehrer, den Freund? O, gedenken Sie immer des Freundes." Er küßte ihre Hand und eine Thräne trat in seine Augen. — „In diesem Büchelchen," fuhr er weiter fort, „finden Sie auch eine kleine Gabe. Als ich nämlich Ihren Bruder in das Seebad begleitete, legte ich eine Sammlung von Seepflanzen an, davon die zarteste ich hier beigefügt. Diese Pflanzen haben eine traurige Geschichte, sie sind der Tiefe des Meeres entsprossen, fern von der Sonne wohlthätigen Strahlen, fern von dem Lichte, das doch Allem Gedeihen gibt. Doch selbst bis auf den Grund des Meeres wirkt des Lichtes segenspendender Einfluß. Die Sonne lockt mit liebender Wärme, und die arme Pflanze sehnt sich nach ihr; sie strebt empor, sie wächst, sie streckt sich so viel sie kann, immer feiner ziehen sich die Stiele, immer zarter gestalten sich die Blätter, hinauf — hinauf! scheint jedes nur zu sagen. Arme Pflanze! Die Stiele können nicht dünner werden, die Blätter nicht mehr feiner, die Wurzeln können nicht mehr festhalten, sie werden fortgezogen — losgerissen vom mütterlichen Boden, und die schöne Pflanze schwimmt bald als Schlamm auf der Oberfläche des Meeres. So fand ich sie, mühsam breitete ich sie aus auf Papier, um sie zu trocknen. Es war die Sehnsucht, die sie so schön gestaltete, die Sehnsucht nach oben, die sie so fein und zart gebildet, welche die Blätter und Stiele gleichsam vergeistigte, um am Ende sie zu vernichten. Gleicht doch diese Pflanze dem Menschen, auch ihm bringt das erreichte Ziel oft keinen Segen."

„Ach," sagte Helene, „wenn die Sehnsucht den Menschen auch schön machte, da müßte ich recht schön geworden sein!" —

„Und wonach sehnen Sie sich denn, Fräulein Helene?" fragte Ebenau theilnehmend.

„Ich weiß es selbst nicht," war ihre Antwort, „aber

wenn ich so über mich nachdenke, meine Vergangenheit und meine Gegenwart betrachte, da möchte ich aus einer Ihrer Lehrstunden ein Gleichniß entlehnen, um Ihnen so recht klar zu machen, wie ich empfinde. Meine Kindheit kommt mir vor, wie der Zustand der Raupe, die nur auf dem Boden kriecht, nur ihrer Nahrung lebt. Sie gaben mir damals manche freundliche Lehren, manches hübsche Spiel begannen Sie mit mir, doch die Süßigkeiten, die Sie mir gaben, waren mir stets am willkommensten. Dann reisten Sie fort, und es war mir da, wie wenn ich die Zeit im todtenähnlichen Schlafe zugebracht hätte. Die fünf Jahre Ihrer Abwesenheit sind mir recht schnell vergangen, wie bewußtlos ließ ich sie vor mir vorüberstreichen, sie haben mir keine Erinnerung zurückgelassen, ich könnte nichts von der Zeit erzählen. Jetzt aber ist es mir, als sei dieser Zustand vorüber, als müßten Flügel mir wachsen, schöne bunte Flügel, wie dem Schmetterlinge, und mein Geist möchte höher und immer höher fliegen, so hoch als der Ihre!"

„Und wissen Sie denn," erwiderte Ebenau, „ob mir nicht das Loos der Seepflanze werden wird, ob ich nicht wie das unnütze Kraut vergehen werde, weil ich zu hoch gestrebt? und doch strebe ich nach nichts, als nur diesen Augenblick festzuhalten."

Da wurde Helenens Name gerufen. Ebenau drückte die ihm dargereichte Hand noch einmal achtungsvoll an seine Lippen. Helene schaute ihn an, mit dem halb kindlichen, halb jungfräulichen Blick, mit dem bewußten Vertrauen und der unbewußten Liebe; doch während sie sonst froh durch den Garten hüpfte, war der Gang heute bedächtig, und sie drückte die Hand auf das Herz, das so beklommen war. — Man hatte Helenen zur Toilette gerufen; die kindlichen Locken, die bisher auf den Nacken herabfallen durften, wurden in Flechten gelegt, der Scheitel, der die freie schön gewölbte Stirn einschloß, ward in Locken gezwungen; länger als bisher waren die Kleider. Geschmeide vollendeten das Werk, und der Spiegel zeigte der freudig Erröthenden das erwachsene Mädchen, die schöne Jungfrau.

Und nun zur Schwester! Bertha's Zimmer lagen dicht neben Helenens Gemach. Die Fenster gingen in den Garten, Weinreben hatten dieselben von außen umkleidet, Ephen von innen, so daß ein Halbdunkel vorherrschte in den Räumen, in welchen auch ein theilweise umdunkeltes Leben sich abspann. Daß dieses Leben aber nur theilweise verdüstert sei, davon zeigten Bücher, Noten, Instrumente, Staffelei — und der Schreibtisch, der zierlich ausgeschmückt Bertha's eigentlicher Wohnsitz zu sein schien. Ueberall sah man Spuren der Beschäftigungen mit den Spuren des Leidens vereint. Dem Glück entsagend hatte sie hier Glück gefunden, Blumen dufteten, Vögel zwitscherten, das treue Windspiel ruhte am Ofen. Jede Einrichtung zeigte vom Schönheitssinn und Ordnungsgeist der Bewohnerin. Sie selbst lag bleich, wie eine Marmorstatue auf dem Sopha, denn ihr war stundenlanges Liegen verordnet; die Augen waren geschlossen, und die tiefe Bläße, die sich auf ihre Züge gelagert, stempelte sie zum Bilde des Todes, eines schönen, lieblichen Todes, denn ihre Lippen hatten noch immer ein Lächeln.

Helene beugte sich zu Bertha herab, und als diese die Augen aufschlug, erblickte sie die geputzte Schwester. Herzlich schloß sie diese in ihre Arme, ihre Schwäche war vergessen, sie richtete sich auf. „Wie hübsch," rief sie, „wie schön." — Helene mußte sich ihr von allen Seiten zuwenden. — „O du hübsches Rosenknöspchen," sagte Bertha, „Du mußt mich mitnehmen in Deine Jugend, da ich selbst keine habe, Deine Freuden sollen die meinen sein, Deine Vergnügungen will ich theilen, Deine Liebe mit Dir fühlen."

„Liebe Bertha," sagte Helene, „ich trete ungern in den Kreis der Eltern, da ich dem Deinen dadurch nicht mehr so ausschließlich angehören kann; ich war gewiß viel glücklicher in Deinem dunklen Stübchen, als ich es sein werde in dem hell erleuchteten Salon mit den gleichgültigen Menschen. Und auch Du wirst einsamer dadurch!"

„Liebe Helene," sagte Bertha, „wir sollen nicht eigenmächtig den Pfad aufsuchen, der uns zum Glück zu führen scheint, wir dürfen nur wählen, wenn uns die Wahl geboten wird. Folge nur der vorgeschriebenen Bahn. Und kommt die Bestimmung von Eltern, Vorgesetzten, Verhältnissen oder selbst vom Zufall, wir können immer den Finger Gottes darin erkennen! Und möchte Gott Dich leiten in der Welt, die Du jetzt betrittst, wie er Deine Kindheit geleitet hat! Ich werde in meiner Einsamkeit für Dich beten." — Die Schwestern umarmten sich, und Helene hüpfte davon. —

Vor der Saalthür stand die Schüchterne einen Augenblick still. Diese Schwelle hatte sie als kleines Kind schon öfters überschritten, wenn man sie zum Dessert rief, im Flügelkleide, mit sehr entblößten Schultern, blonden Löckchen und bunten Schleifchen aufgeputzt. Dann pflegte sie herumzuhüpfen um den Tisch, an welchem sie jetzt Platz nehmen sollte. Jeder Gast spendete dem schönen Kinde reichliche Liebkosungen und Zuckerwerk. „Was wird wohl jetzt mir gereicht werden?" fragte sie sich selbst. Das Gefühl der

Schüchternheit, der Wunsch, dieselbe zu unterdrücken, und das Herzpochen der Erwartung hatten ihre Wangen hoher geröthet, und sie war sehr schön, als sie eintrat. Auch empfing sie lauten Beifall. Viele Gäste nahten sich ihr, die Herren küßten ihr die Hand, doch Ebenau's Handkuß verwischte keiner.

Ebenau war auch zugegen. Am untersten Ende des Tisches ward ihm der Platz angewiesen. Niemand beachtete ihn. Er war auch so stumm, und hätte doch so viel besser sprechen können als alle die Andern. Er war auch schlichter gekleidet. Alles das that Helenen weh. Sie schämte sich, wenn er die faden Reden hören könnte, die die jungen Herren an sie richteten, oder wenn sie in eine Unterhaltung gezogen wurde, von welcher sie wußte, daß Er sie mißbilligen würde; als da sind Anekdoten und Berichte über Menschen und Verhältnisse, kleinliche Interessen und Witzeleien, von alle dem sprach Ebenau nie, selbst die Politik zog ihn nicht an; die Politik ist zwar das größte Interesse auf der Erde, aber für diejenigen, deren Interesse sich über die Erde erhebt, ist es doch zu klein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wienbarg über weibliche Literatur.

Im Feuilleton der „Neuen Hamburger Zeitung" gibt Ludolph Wienbarg aphoristische Bemerkungen über Männliches und Weibliches in der Literatur. „Ich meine nicht," sagt er unter anderm, „daß die Männer unfähig sind, Poeten der Liebe zu sein, aber ich glaube, daß sie die Metaphysik der Liebe erst von den Frauen lernen, oder von ihrer frauenhaften Natur borgen müssen. Ich schließe hieraus, daß die Frauen die nächsten Anrechte auf die Poesie der Liebe haben." Hieraus leitet Wienbarg seine Ansicht, daß der Roman nur der weiblichen Feder anheimfallen müsse; was großartige moderne Dichter an Fülle der Lebensanschauung dem Roman zugewendet, was sie darauf gegeben, den Roman in künstlerischer Form zu gestalten, sei nur eine Vergeudung von Kräften und Lebensstoffen, die entweder der Philosophie oder dem Drama angehörten, denn was im Roman unter ihrer Pflege dichterisch aufblühte, hätte die zarte Hand einer Frau noch liebevoller und glücklicher gepflegt. „Demnach glaube ich, daß die Muse dem weiblichen Geschlechte eine poetische Romangestaltung aufbewahrte, die aus ihrem allgemeinen Entwickelungsprocesse hervorgehen und an diesem den entschiedensten Antheil nehmen wird. Darf das Weib vor Gericht sich nicht vertheidigen, oder mit dem Degen und Pistole vor der Rohheit der Männer sich schützen, so bleibt ihm noch etwas mehr übrig als die Thränen, der stille Kummer, die Resignation der Verzweiflung. Das Weib hat den Roman zur Vertheidigung seiner Rechte, zum Schutze seiner Schwäche, zum Organe seiner Ansichten über das Schöne und Unschöne im geselligen Leben, und namentlich in Betreff seines Verhältnisses zu Liebe und Ehe. Der Roman also wäre die Lebensphilosophie der Weiber, wie die Philosophie der Lebensroman der Männer; so daß jedes Geschlecht auf seinem Gebiete verharrt, und sich nur wechselseitige Unterstützung und Achtung zuerkennt. In der That liegt alles, was den Roman interessant machen kann, auf Seiten der Frauen, wenn sie sich, wie George Sand, zur männlichen Rücksichtslosigkeit entschließen: feine haarscharfe Beobachtung, Zartheit der Empfindungen, Intrigue, Schwärmerei, Naivetät, lyrisch-epische Stimmung, ein neuer unbekannter Reichthum an Wendungen und Bildern, ein unerschöpflicher, anmuthig strömender Wortfluß — alle diese Eigenschaften, welche den guten Romandichter, das Weib im Manne, verrathen, und welche die unglückliche Bettina in Briefen an ihr kaltes Idol verschwendete. Nur das Drama überlaßt den Männern, sowohl das Aristophanische Lustspiel als das Spiel der Götter, Helden und Menschen im Conflict mit sich und dem allwaltenden Schicksale. Euer zarter kleiner Fuß schleift mit dem Kothurn, wie ein Kind mit dem Pantoffel eines Riesen. Euer anmuthiges trotziges Köpfchen vergräbt sich in die kolossale Höhlung einer tragischen Maske. Entweder ihr sehet mit den Augen durch den Mund, oder ihr redet mit dem Munde durch die Augen. Aber man darf ihnen nicht abrathen Tragödien zu schreiben, sonst überschwemmen sie uns trotzig mit Gegenbeweisen ihrer Fähigkeit."

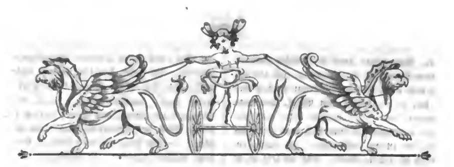
Hierbei fehlt blos die Bemerkung, daß zur Cultivirung des Aristophanischen Lustspiels und des historischen Dramas Preßfreiheit gehört. So lange diese fehlt, wird sich auch die männliche Literaturkraft auf den Roman werfen, wo sie sich abdämpft und weiblich wird, aber doch nicht versiegt, sich nicht zum Schweigen, zum Sterben verdammt fühlt. Außerdem hat Wienbarg nur die Salonnovelle vor Augen. Es sind Völkergefühle laut geworden, der Geist ganzer Jahrhunderte schlägt mit seinen Wogen durch unsere Brust. Der Sinn des Weibes pflegt die Geheimnisse des Herzens; für die Geheimnisse der Nationen hat der Mann die Sprache, und der historische Roman ist ein Schauplatz seiner productiven Kraft.

N o t i z.

[Englische Lectüre.]

In Leipzig bei Engelmann erschien The English Novelist, eine Sammlung von Erzählungen und Lebensbildern von den neuesten Prosaisten. Besonders nennen wir die hübschen Aufsätze über alte Jungfern. Der Engländer macht die Abtheilungen: Voluntary old maids, involuntary, accidental, inexplicable und literary old maids. Auch von Marryat, Irving, Gore, Harrison, Sheridan Knowles finden sich interessante Stücke, und die Day Dreams aus dem Tagebuche eines Träumers müssen in Deutschland, wo man am hellen lichten Tage träumt, sehr gefallen. Ein schönes Frauenbild in Stahlstich ziert den Titel des sehr geschmackvoll ausgestatteten Buches.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 32. — den 13. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

(Fortsetzung.)

Sinnend ruhte Helene, die schöne Gräfin S., im Lehnstuhle. Im unbewußten Spiel bewegten sich die zierlichen Finger der einen Hand auf dem rothen Sammet der Armlehne, während die andere das gedankenschwere Haupt stützte. Unbemerkt übte der Papagei seine Künste, unbemerkt umwedelte sie der Schooßhund, ihre schönen blauen Augen waren verweint, und schwer war ihr Herz. Sie war achtzehn Jahre alt und hatte auf Glück gerechnet, sie war zwei Jahre vermählt und hatte kein Glück gefunden. Darüber dachte sie jetzt! Auf dem offenen Schreibtisch lag ein Buch, es war in Maroquin gebunden, mit Goldschnitt und einem goldenen Schloß zum Verschließen, es war ihr Tagebuch.

Tagebuch.

„Ich bin vermählt. — Ich war ein so frohes Kind, und bin jetzt so ernst, so traurig: warum? — Sonst sehnte ich mich wohl auch zuweilen; wenn ich die Sonne untergehen sah, sehnte ich mich ihr nach. — Wenn ich in die Ferne schaute, wo Himmel und Erde zusammenfließen, da sehnte ich mich auch. — Wenn die Vögel sangen und der Frühling in seiner ganzen Pracht sich im Frühlingsmorgen über die Erde ergoß, oder wenn der Abend kam nach heißem Tage, die Natur um mich her ruhte und die Menschen auch, und ich am Fenster stand, da sagte ich mir, es muß auch ein Glück geben, ein mir unbekanntes Glück, das die Seele ganz befriedigt, und nach diesem Glücke sehnte ich mich. Ich meinte, mit dem Gatten würde es mir werden! — Mein Gatte! Was umfaßt nicht alles dieses kleine Wort, und wie viel könnte es umfassen! — Derselbe Name, derselbe Besitz, dasselbe Interesse, Ein Haus, Ein Gemach, — und ach! nicht Ein Herz! — Ich sah mich verwundert um in der Welt — es gibt so viele junge Frauen, die wohl empfinden mögen, wie ich empfand — ich sah sie lächeln, fröhlich scheinen — da lächelte ich denn auch und schien fröhlich. — Zwei Welten thaten sich mir auf nach der Vermählung; die eine war der Hof. In bunter steter Bewegung zog da das ewige Einerlei an mir vorüber. Leidenschaftslos schienen die Menschen, denn die Leidenschaften werden da übertüncht. Jegliche Sorge wird hier nicht vergessen, aber unterdrückt; — glücklich scheint Alles, selbst der Unglückliche. Mit der Hoftoilette sieht man Hofgesichter und Hoflächeln, die Schminke der Wange und die Schminke der Seele. Mein Gemahl liebte diesen Kreis, er wollte mich darin glänzen sehen, und ich glänzte wie das Johanniswürmchen im Dunkeln, denn hier war es dunkel für mich. — Ich hätte vielleicht mehr Freude gefunden in dieser bewegten Welt, wenn sich mir nicht zu gleicher Zeit eine andere aufgethan hätte durch meine Bücher. Halbe Nächte durch las ich. Schiller's Heldengestalten zogen an mir vorüber, nein, nicht vorüber, sie zogen durch mein Herz. Mit Thekla beweinte ich Max und das Loos des Schönen auf der Erde; ich fühlte mit den Trauernden und mit den Glücklichen, ich durchlebte alle Gefahren, ich starb beinahe mit

den Sterbenden. Für meine dunkeln Gefühle fand ich Worte, für meine Ahnungen Bestätigung. Ich las Romane aller Art und lese sie noch. Warum auch nicht? Begegnet man hier doch zuweilen dem Glück, das man im Leben vergebens sucht. O, warum hatte man mir diese Welt so fest verriegelt, warum ließ man nicht der Dichter Stimme bis zu mir erklingen! Ich hätte früher gewußt, was ich kaum ahnete, was ich jetzt weiß, daß ich ein Herz habe und eine Liebe. — Und zwischen den beiden Welten, die sich mir aufthaten, zwischen der äußern, die mich umgab, und der innern, die ich mir schuf, lag eine dritte, die der Erinnerung. Ein stilles, gesegnetes Eiland, die Insel der Glücklichen, und Ebenau stand darauf mit der freundlichen Strenge, mit dem milden Ernst, mit der stillen Heiterkeit. Wie schön waren die Stunden, die wir mit einander verbrachten, wie gehaltreich! Sie wurden geheiligt durch den vertrauten Umgang mit der Natur, die wir nicht nur genießen, sondern auch zu verstehen strebten, durch das stete Auffassen eines höhern Interesses, durch das Bemühen, sich selbst klar zu werden in seinen Fehlern und Verirrungen. Und wie unbedeutend waren diese! was waren die kleinen Ungeduldren, die mir Ebenau vorwarf, im Vergleich mit den Heftigkeiten, die ich mir jetzt gegen den Gemahl erlaube! Gott vergib es mir, ich kann ja nichts dafür, daß ich so unaussprechlich unglücklich bin. — Noch gedenke ich des funfzehnten Geburtstages, wo Ebenau mir so herzlich die Hand küßte, nie vergaß ich diese Berührung, nie den Blick, der so glänzte durch die Thräne, die des Mannes Stolz zurückzuhalten strebte. Wie oft noch ruhte dieser Blick auf mir, im Laufe des Tages und des folgenden. Nur selten sprach ich Ebenau, er hatte recht geahnet, als er sagte: „die schöne Zeit unseres Beisammenseins sei nun vorüber." Man brachte mich bald darauf in die Residenz. Tanz- und Musiklehrer füllten meine Zeit. Dann sprachen die Eltern von der guten Partie, die sie mir bestimmt, und führten mir den Grafen zu. Wohl sah ich Ebenau wieder, — als Braut; er mied mich aber, er hatte keinen Glückwunsch für mich und am Hochzeitstage kein Hochzeitsgeschenk. Ich Thörin, ich meinte, das sei Gleichgültigkeit; vielmehr ich meinte gar nichts, der Tag nahm mich in Anspruch, die Gäste, die Feierlichkeit, der Brautschmuck, die Toilette, und auch nebenbei der Graf. — Als ich aber einen Moment frei war, eilte ich in den Garten, um Abschied zu nehmen von den lieben Plätzchen allen, wo ich so froh gewesen, von den Blumen, die ich gepflanzt, von den Schwänen, die ich gezähmt. Ich nahte mich der Bank am See, ein leises Stöhnen drang zu mir, — ich sah Ebenau. Er hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, und sich allein wähnend, ließ er dem Schmerze freien Lauf, laut schluchzend. Leise wandte ich meine Schritte; ich ahnete, daß diese Thränen mir flossen, daß dieses Weh der Trennung galt, und mein Herz ward schwer. — So hatte ich denn Unglück bereitet und konnte nicht trösten; das war ein Schmerz. Der Abschied von Bertha war aber auch einer. Unsere Herzen waren eins geworden und sollten nun von einander gerissen werden. Wer sollte die Kranke nun erheitern in der dunkeln Stube? — „Arme Helene!" sagte Bertha. — Sie beklagte mein Loos, während ich sonst immer das ihre bemitleidet hatte. Sah sie denn das Liebessehnen voraus, das mich verzehren würde, sah sie es voraus, daß ich allein sein sollte, allein in meinem Innern. O, es ist nicht gut, daß man allein sei! Vereint muß man fühlen, vereint lesen, vereint sich freuen. Die getheilten Freuden werden erhöht, der getheilte Schmerz verringert! — Wie glücklich wäre ich an Ebenau's Seite gewesen. An ihm konnte meine Seele sich hinanranken, bis zum Himmel empor. Nun sind wir geschieden! Wohl lese ich noch täglich die Glockentöne, die er mir gab, sie scheinen mir aber nicht mehr aufrufend zur Freude. Nicht Friedensgeläute sind sie mir jetzt! Dumpf, wie eine Todtenglocke tönen sie in mein Herz; denn das Andenken an den Freund meiner Kindheit ist mir nur noch wie ein theures Grab, auf dem ich weine; und ich weine allein! Gott laß mich nicht immer so allein sein!"

Helene hatte die Feder niedergelegt und sprach halb laut die letztgeschriebenen Worte vor sich hin, da öffnete sich die Thür und Bertha trat herein, die ersehnte Schwester. Wie sie sich umfaßten, die Beiden, und in langer langer Umarmung sich zu entschädigen strebten für die lange Trennung. Als Bertha aber der Schwester das Haupt emporhob, um ihr in das liebe blaue Auge zu sehen, da sah sie den Thränenstrom, und sie begriff, daß es nicht Freudenthränen allein waren, die an ihrem treuen Herzen vergossen wurden. Das lang verhaltene Weh hatte den Damm gebrochen. „Du warst nicht immer glücklich?" sagte Bertha, den forschenden Blick tief in Helenens Auge senkend. „Ich bin es jetzt," erwiederte diese, „denn ich bin nicht mehr allein."

Bertha war schwarz gekleidet. Die Mutter war gestorben; sie war dem Vater bald gefolgt in die Familiengruft, und der Tod hatte die beiden vereint, sie, die im Leben nie vereinigt waren. Die Schwestern beweinten

ten die Mutter. Sie hatte ihnen zwar weder als sorgsame Pflegerin, noch als liebende Freundin zur Seite gestanden, doch sie war ihre Mutter, und mit ihr beweinten sie die frohe Kindheit.

Nach Ebenau fragte Helene, und die Schwester wandte sich erröthend hinweg. „Ist er noch traurig?“ Da lächelte Bertha: „Glaubst Du denn, daß ein Mann zwei Jahre lang an seinem Liebesschmerz dahinsiechen kann. Wohl liebte Dich Ebenau; noch stehst Du vor seiner Seele, wie der Frühlingsmorgen, der einen schönen Tag verheißt und einen milden Abend. Aber er ist wieder froh. Er hat sich einen Lebensweg vorgezeichnet, auf welchem man nicht wohl am Liebesweh erkranken kann. Wohlthuend durch Rath und That, Gutes stiftend, wo er kann, wird er wie ein Heiliger in der Gegend verehrt, und einstimmig als Seelsorger verlangt. Dabei sorgte er aber auch für die eigene Seele, daß sie sich vervollkommne, daß klarer denkend der Verstand werde, feiner fühlend das Gemüth, und beruhigter das Herz. Da umgibt er sich mit Büchern; nicht solchen, wie ich hier bei Dir sehe, die im schönen Einband mit Goldschnitt Dir manches Gift reichen mögen. Nein, liebe Helene, ernstere Bücher umgeben ihn. Die Philosophie brennt ihm ihre leuchtenden Kerzen an, die ihm nicht zu Irrlichtern werden dürfen, weil das Christenthum die Sonne ist, die ihn erwärmt. An den Biographien berühmter Männer erholt er sich, gern folgt er den starken Charakteren, die den armseligen Stoff des Menschenlebens zu etwas Großem verarbeitet haben, die Verhältnisse bezwangen und vor Allem sich selbst. So hat er sich eine Welt geschaffen, und diese Welt ist auch die Welt Gottes. Und Du, meine Helene, was thatest Du?“

Beschämt schlug Helene die Augen nieder. „Ich bin nicht besser geworden, Bertha,“ sagte sie. „Die Frau muß ihre Pflicht lieben, wenn sie ihren Beruf gut ausfüllen will; sie muß glücklich sein, wenn sie eine gute Frau sein soll. Nicht durch das kalte Herz kommt Segen ins Haus — nicht ohne Liebe.“

„Aber Dein Mann liebt Dich,“ sagte Bertha, „gewiß er liebt Dich!“

„O, daß er mich haßte!“ rief Helene. „Eben seine Liebe ist es ja, die mich vernichtet! Wohl begreife ich, daß man das Herz überwinden kann, um eine verbotene Liebe daraus zu verbannen, aber eine Liebe zu ertragen, die man nicht erwiedert, das ist entsetzlich. So im engen Verhältniß, täglich, Morgen, Mittag und Abend ihn sehen, im Negligé des Anzuges und der Haltung, schlafend, gähnend, essend und trinkend; hingestreckt im Stuhl, scheltend mit den Leuten, in schlechter und in guter Laune, wo eins so schlimm ist wie das andere! Die ganze Insipidität des häuslichen Lebens — und ohne Liebe. Und nun die Berührung seiner Hand, wie vor einer Spinne graut mir davor. Durchrieselt es mich nicht kalt, wenn ich seine Schritte höre im Vorzimmer! Zittere ich nicht, wenn ich seine Stimme vernehme? Und wenn die so verhaßte Stimme das Du zu mir spricht, das heilige Du, das nur der heißesten Liebe, der innigsten Freundschaft sollte dienstbar sein. Und dann, Bertha! sein Kuß. Du weißt nicht, was ein Kuß ist vom Manne, den man nicht liebt. Du denkst, es ist ein leiser Hauch, leicht verfliegend, schnell vergessen! O nein! es ist ein Schandfleck, der der Frau ins Herz gedrückt wird — unauslöschlich! Er erniedrigt, demüthigt, vernichtet! Ist denn die Liebe käuflich? für Namen, Rang und Reichthum, kann der Mann da Gefühle verlangen?“

„Aber, liebe Helene,“ erwiederte Bertha beruhigend, „es war ja Dein freier Wille, den Grafen zu heirathen, Du folgtest Deiner Wahl!“ —

„Meiner Wahl?“ rief Helene heftig aufspringend. „Ich war ja noch ein Kind, ein armes, blindes, unwissendes Kind. Ich hätte nach jedem Manne gelangt, den man mir vorgehalten, wie Kinder nach jeder Puppe greifen. Man versprach mir Freiheit und Freude, und ich fand keine Freude, ich meinte, sie werde erfüllt werden, diese heiße Sehnsucht nach Glück, und ich fand kein Glück!“

Bertha nahm der Schwester Hand. „Und wer fand es denn?“ sagte sie. „Jedes Mädchen will glücklicher werden, als ihre Mutter es war, und keine fragt sich, ob sie es auch verdient. Je heißer das Sehnen des Mädchenherzens, je weniger wird es erfüllt; Du leidest nicht allein.“

„Desto schlimmer,“ sagte Helene, „wenn noch viele Herzen so langsam verbluten, wie das meine. Und nun liegt noch ein so langes Leben vor mir, die ganze Monotonie des Lebens und keine Liebe!“

„Du denkst nur an das, was das Schicksal Dir versagt hat,“ erwiederte Bertha, „nicht an das, was es Dir gegeben. Kannst Du nicht viele Deiner Wünsche befriedigen, bist Du nicht Herrin Deines Thuns und Lassens, nicht Herrin im Hause?“

„O, ich will nicht herrschen,“ rief Helene, „ich möchte dienen. Das ist ja die Liebe der Frau, daß sie sich willig unterordnet dem Manne, den sie anbetet. Seine Sklavin sein ist Seligkeit. So hat sich Gott die Liebe auch gedacht, als er sie dem Menschen gab. So war das Paradies der Ehe gemeint. Gewiß, die erste Frau

empfing auf der Stirn den ersten Kuß des liebenden Mannes, denn sie knirte vor ihm, wie vor ihrem Gott im Gebet. Und wie ein Gott sollte der Mann die Frau stützen, wie die schönste Gottesgabe sollte er seine Liebe ihr verleihen, und sie dieselbe erwiedern, nicht nur dulden. Solch eine Liebe müßte besser machen, sie müßte veredeln. Aber die Ehe, dieses Menschenwerk, zwingt zur Liebe, sie hat mich an den Mann geschmiedet, wie den Sklaven an die Galeere, das macht nicht besser! Mein Herz ist erbittert gegen Gott und Menschen, ich habe in den zwei Jahren hassen gelernt."

Bertha wiegte betrübt das Haupt. „Armes Kind," sagte sie, „und hättest Du ein Paradies, Du würdest es verscherzen, Du bist nicht reif dazu. Zu stürmisch brausen die Leidenschaften in Dir, und Du bemühst Dich nicht einmal, sie zu beruhigen." —

„Laß mich nur erst wieder glücklich sein, Schwester," flehte Helene, „und ich werde wieder gut. Ich wollte ja sanft sein und mild und ergeben, hätte ich nur die Liebe. Gib mir den Mann, an dem ich hinaufschauen kann, gib mir das Glück, wie ich es bedarf, und ich werde gut sein, beinahe so gut, wie Du!" —

„Strebe doch darnach, es zu verdienen," sagte Bertha.

„O!" rief Helene, „es soll nicht der Lohn sein für Verdienste; es ist Gnadensache, die höchste Gnade, wie ein großes Loos — das größte der Loose! — Sieh, ich verlange ja nichts Unmögliches. Ebenso hätte das Glück mir geben können. Für ihn fühlte ich, wie ich fühlen möchte für den Gemahl. Es war zwar nur der Keim zu jener Liebe; ich fühlte und wußte es nicht."

„Helene," sagte Bertha sanft, „sieh nicht zurück in die Vergangenheit, auf sie hast Du keine Rechte mehr! Was willst Du von der Zukunft?" —

Helene konnte noch weinen wie ein Kind; schluchzend barg sie das Haupt an der Schwester Brust, und erfüllte das mitfühlende Herz mit ihrem Weh.

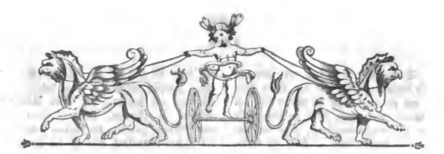
„O, hilf mir die Ketten brechen," rief sie weinend. Bertha aber drückte sie fester an sich, und sanft verweisend sagte sie: „Schöner ist es doch, sie würdig zu tragen, ich will Dir tragen helfen."

Der Graf S. war einer von den Männern, die weder schön noch garstig, weder dumm noch gescheut, weder gut noch böse sind; der Fluch der Mittelmäßigkeit ruhte auf ihm.

Berthas sanfter Umgang milderte nun Helenens Unmuth. Erst erfaßte sie die Ueberzeugung, daß ihre Heftigkeit ein Unrecht sei; dann kam der Kampf dagegen, und dann die Zeit und die Alles ausgleichende Gewohnheit. Friedlich schlichen so Tage dahin, und wurden zu Monaten und Jahren. Ein Sohn schien das Werk des Friedens zu vollenden. Helenens Auge sah man selten vom Weinen geröthet, die schönen Züge belebte ein frohes Lächeln, hüpfend eilte sie die Treppen hinauf und hinab, scherzend wie ein Kind spielte sie mit dem Kinde, und Bertha spielte auch, denn sie war genesen. Zwar verrieth ihr Gang, daß sie viel gelitten hatte an einem Uebel, welchem man in neueren Zeiten oft begegnet, der eine Fuß war durch das herbe Leiden verkürzt. Leicht ermüdet mied Bertha lange Spaziergänge und die Freuden der Welt; auch vermochte der Ernst ihrer Seele nicht mehr nach Außen zu streben. Die Geselligkeit bot ihr wenig Genuß. Sie war sich bewußt, nicht die Fähigkeit zu besitzen, Anderer Freude zu erhöhen, sie meinte sogar diese zu hemmen. Sie bedurfte des stützenden Armes beim Gehen — der fürsorgenden Freundschaft im Menschengewühl; sie liebte nicht die Hitze, nicht die Helle, nicht das Lärmen von Menschenstimmen, nicht die gleichgültigen Worte, die man an sie richtete, nicht die oberflächige Unterhaltung, die man ihr bot. Sie liebte aber ihre stillen Gewohnheiten, ihre Beschäftigungen, ihre Erinnerungen und vor Allem Helenens Kind.

Dieses wartete und pflegte sie. Während die Schwester, den Verhältnissen nachgebend, Gesellschaften und Bälle besuchte, blieb sie bei dem Kleinen, sie sang ihm vor und erzählte ihm Geschichten, und spielte Klavier, damit er tanze. — Ein Kinderleben ist so erfrischend für den Umgang. Es spielt sich so froh dahin, durch Menschen und Blumen, durch Kieselsteine und Sand. Die ganze Natur wird ihm ein Spielwerk, so auch die ganze Welt. Und wie dankbar ist das Beschäftigen mit einem Kinde. Wie rasch und sichtbar sind die Fortschritte des Körpers und des Geistes. Wie schnell reiht sich da Kraft an Kraft, Begriff an Begriff und Wort an Wort. Wie feurig umfaßt das Kind den Moment, es kennt ja keine Vergangenheit und auch keine Zukunft. Wie thätig ist die Phantasie; sie belebt das Unbelebte, leiht dem Stummen die Sprache, vergrößert das Kleine, gibt dem Formlosen eine Gestalt. Das Kind verrichtet Heldenthaten im Geist, es schlägt Heere in die Flucht und überwindet Ungeheuer. Dem Kinde ist alles wahrscheinlich, nichts unmöglich. Das Kind ist Poet und Poesie zugleich! Da saß nun Bertha oft Stunden lang mit dem Liebling, sie war ihm Freundin, Gespielin, eine zweite Mutter. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 33. — den 15. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

(Fortsetzung.)

Helene trat in den Ballsaal, der Graf mit ihr; sie hatte aber keinen Blick für ihn. Er gehörte nicht zu ihrem Vergnügen, wie er zu Hause nicht zu ihrer Zufriedenheit gehörte. Ihr Auge streifte gleichgültig aber freundlich über alle die Menschen hin. Die Frauen bewunderten ihren Anzug, die Männer sie selbst, und sie grüßte alle höflich. Eigentlich sah sie aber nur Einen — der sie nicht zu bewundern schien, und scheu wandte sie den Blick hinweg. Sie sah auch nicht wieder hin, und doch wußte sie sehr genau, wenn der Freiherr Arthur von W. den Pfeiler verlassen, an dem er wohl eine halbe Stunde unbeweglich gestanden, und mit einem höhnenden Lächeln auf die Menschen geblickt. — Das höhnende Lächeln war aber verschwunden, als er sich Helenen nahte und sie um einen Tanz bat, den einzigen, den er tanzte.

W. hatte eine Aehnlichkeit mit Byron und war eitel darauf. Geist wohnte in der schönen Stirn. Das große Auge strahlte, wenn er von den Dichtern sprach und von den Dichtungen, von den Heroen der Alten, oder sonst einem Gegenstand, der ihn begeisterte. Er glühte für alles Schöne und Große, und das tief tönende Organ, die wohlgesetzten Worte rissen alle Zuhörer mit sich fort, vor allen aber die Zuhörerinnen. Ein leichtes Roth überflog dann seine Wange und er war schön wie ein Gott. Bald kehrte aber die gewohnte Blässe wieder zurück, der Glanz der Augen erlosch, und das verächtliche Lächeln lagerte sich wieder auf seine Lippen. Er liebte die Menschen nicht, und doch bedurfte er ihrer, denn er war Autor. Die Menschen sollten ihn lesen und bewundern, die Menschen suchte er auf, um sich von angestrengter Arbeit auszuruhen, und die Menschen mußte er studiren für seine Werke. Aber er liebte sie nicht, und wenn es auch für Augenblicke schien, als liebe er Helenen, so war diese doch mehr gequält, als beglückt dadurch. Denn kalt und höhnend stand er auch oft vor ihr, scherzend über Gefühle, die ihr heilig, über Grundsätze, in denen sie aufgezogen war. Wohl ahnete Helene das Gift, welches die geistreiche Unterhaltung für sie enthielt, sie vermochte aber nicht, sich loszureißen. Gab doch dieser Verkehr dem gehaltlosen Treiben der Gesellschaft Reiz, hatte sie doch nun etwas zu suchen in den Räumen, die ihr sonst nur lange Weile geboten, wußte sie doch, daß sie da erwartet sei, daß W. immer nach der Thür sah, bis sie hereintrat, um dann freilich den Blick hinwegzuwenden. Und wenn er auch oft kalt an ihr vorüberblickte, als sähe er sie nicht, wenn sie neben ihm stand, wenn er den Fächer nicht aufhob, den sie fallen ließ, den Shawl ihr nicht reichte, nach dem sie verlangt, einen Irrthum machte mit dem Tanz, den sie ihm zugesagt, so war sie doch nur für einen Moment mißmuthig, denn wenn sie gleich alle die feinen Gewebe der männlichen Coquetterie auch nicht zu durchschauen wußte, so durchfühlte sie dieselben doch, und eine Stimme sagte ihr, daß sie des Freiherrn erstes Interesse sei im Saal, zuweilen meinte sie auch im Leben. Darin irrte sie aber wohl. Konnte er

denn noch lieben, dieser Mann, der schon so viel geliebt? der so tief in das Leben geschaut hatte — in des Lebens Sumpf! der die Frauen hatte kennen gelernt in Leidenschaft, Intrigue und Sünde! der am Edlen zweifelte, weil er dem Edelsten so oft nur als Maske begegnet. Er hatte mit dem Laster oft Herzensgüte, mit der Tugend Härte vereint gefunden, mit Frömmigkeit Grausamkeit, mit Gottesläugnen Menschenliebe. Unrecht und Recht, Gut und Böse war vor ihm ausgeglichen, Hölle und Himmel waren geebnet. Er meinte sich erhoben zu haben über das Vorurtheil; und es fand sich, daß er das Urtheil darüber verloren. Er hatte die Gefühle durchdacht und zerlegt, bis er nicht mehr fühlte. „Die Fähigkeit zu lieben," pflegte er zu sagen, „ist ein Talent, wie das Klavierspielen und die andern Talente auch. Unter Hunderten gibt es vielleicht nur Einen großen Künstler, nur Eine Person, die zu lieben versteht. Alle sind verliebt gewesen, viele haben geheirathet aus tausend Rücksichten, beinahe Alle haben sich selbst mehr geliebt, als den Gegenstand ihrer Wahl. Die Liebe mit ihrem Selbstvergessen, mit ihrem Gefolge von kleinen und großen Opfern, mit ihren Ansprüchen und ihrer Anspruchslosigkeit, die wahre, treue, ewige Liebe ist eine Himmelstochter, die sich nur zu Wenigen herniederläßt; und sie hat Recht; sie wird selten gewürdigt, selten erkannt. Ich selbst," pflegte er hinzuzusetzen, „ich bin nicht fähig einer solchen Liebe. Dem Schönen, Geistreichen, Liebenswürdigen habe ich gehuldigt; ich war auch einmal recht unglücklich durch die Trennung; ich wähnte, es sei ein wahres Gefühl, das das Schicksal unerhört ließ. Ein langer systematischer Champagnerrausch half mir den Schmerz und die Liebe vergessen, und die Nüchternheit belehrte mich, daß es kein wahres, — kein ewiges Gefühl gewesen sei." Die Frauen, die solche Worte hörten, wandten sich von ihm hinweg, doch hätten die meisten unter ihnen gewiß gern den schönen Mann bekehrt, und ihm das ewige Gefühl eingeflößt, wozu er die Fähigkeit in sich bezweifelte. Helene empfand ein tiefes Mitleid mit ihm. „Sie müssen doch sehr unglücklich sein," sagte sie ihm einst, „es liegt so viel Widersprechendes in Ihnen, so viel des Guten, so viel des Kalten, Lieblosen. Ihre Worte zeugen oft von einem unbefriedigten Innern; und Ihre Werke! — diese bewundert man, aber sie erfreuen nicht. Wie Sie die Liebe nicht fühlen können, so verstehen Sie auch nicht, dieselbe zu schildern. Auch das Glück verstehen Sie nicht, das muß viel unbewußter blühen. Die Menschen erkennen ja nur erst ihr Glück, wenn sie es nicht mehr besitzen. Nur den Schmerz verstehen Sie zu malen, da treffen Sie immer den richtigen Accord! Gewiß, dann tauchen Sie die Feder in Ihr eignes Herzblut; Sie müssen viel gelitten haben — und schreibend viel leiden! Ich habe oft geweint über Ihren letzten Roman und Sie selbst wohl auch!"

Da lächelte W.... „Sie irren, gnädige Frau, ich saß recht ruhig an meinem Schreibtisch, den Kaffee neben mir. Den Schlafrock, die Pantoffeln nicht zu vergessen, und ich dachte: Was wird wohl die schöne Gräfin S. rühren und die anderen gütigen Romanleserinnen auch? und aus meiner Feder floß das Weh, aber ich empfand es nicht. Dann strich ich aus — und fügte hinzu, trug Farben auf und Schatten, und verwischte wieder, daß die Nüance so hell wie möglich wurde, bis selbst die Worte der Klage verschwanden — nur noch Ausrufungszeichen und Gedankenstriche blieben, und der einfache Seufzer, unser deutsches Ach! Und nun empfinde ich nur Freude, das Werk ist gelungen und Sie haben geweint!"

„O!" sagte Helene im scherzhaften Zorn, „ich will aber auch nie wieder über Ihre Werke weinen. Ich will nie wieder Ihre Novellen vorlesen im Kreis der Freundinnen, wo ich mich dann hineinzuversetzen pflegte in Ihre Welt, Freud und Leid fühlte, so daß meine Stimme oft wankte und Thränen mein Auge verdunkelten, so daß ich nicht einmal weiter lesen konnte, da, wo Sie doch nichts dabei fühlten!"

W. erzählte viel aus seinem früheren Leben, vielleicht Wahrheit und Dichtung? „Es sei eine vollständige Beichte," sagte er. „Er fürchtete ihre Achtung zu verscherzen, und doch müsse er wahr sein." Und er erzählte. Helene hielt oft den Athem an, schaudernd wendete sie sich ab, denn er zog den Vorhang zurück von einer ihr bis jetzt unbekannten Bühne. London! Paris! Wien! Leidenschaften! Ausschweifungen! — Er hatte Frauen Unglück bereitet und es nicht getheilt, er hatte verlassen, was er früher gesucht, von sich gestoßen, was ihn liebte. Er hatte Thränen fließen machen und nicht getrocknet. So ging es eben zu in der großen Welt, und nun noch der Wahnsinn des Spiels, Duell, Mord, und dann Reue — und ein verödetes Herz! —

Helene war vernichtet. Das waren Cotillons-Unterhaltungen, Hof- und Tischgespräche; — die fröhlichste Musik tönte dazwischen und Helene hörte sie nicht, sie hörte nur das Entsetzliche und anstatt davon zurückgestoßen zu sein, fühlte sie sich nur noch fester gekettet, nur noch enger gebunden. Das wußte W... sehr wohl; er kannte ja die Frauen, wie sie gern das Wartfrauen-Ge-

schäft übernehmen bei dem kranken Herzen, gern das Missionsamt verwalten bei der verirrten Seele!

Nach solch einem Ball konnte Helene nicht schlafen, unruhig ging sie noch stundenlang im Zimmer auf und ab; dann sank sie erschöpft in den Lehnstuhl, um die Gedanken nur noch unruhiger umherschweifen zu lassen. Vergebens griff sie nach den gewöhnlichen Einschläferungsmitteln, es gelang ihr nicht, des Herzens ungebundene Schläge zu hemmen, sie fand keinen Schlaf. Sie trat in das Gemach ihres Sohnes, ruhige Athemzüge vernahm sie da, und sie beleuchtete das volle blühende Kindergesicht, das in den schönsten Farben glühte, schwelgend im Schlaf. — Dicht dabei schlummerte Bertha, im weißen zierlichen Häubchen, eng umschließend das Haupt, als sollte es nicht nur die Locken, sondern auch die Gedanken zusammenhalten. Ein Lächeln thronte auf ihren Lippen. Auf dem Tische neben dem Bette lag ein Brief. Helene erkannte Ebenau's Handschrift. Was mochte der der Schwester zu schreiben haben? Auch ein Buch lag dabei; es waren Helenens Glockentöne, die Bertha wohl hervorgesucht. Sie selbst hatte lange nicht darin gelesen, und auch jetzt fühlte sie sich nicht dazu gestimmt. Die Ruhe der kindlichen Unschuld und die Ruhe der geläuterten Seele bildeten einen schmerzlichen Contrast mit Helenens Sehnen nach Ruhe. Sie küßte ihr schlafendes Kind und verließ das Gemach. Die Thüren des Balcons öffnete sie, und hier erblickte sie wieder Ruhe, die der Natur. Der Blumengarten lag zu ihren Füßen, und alles schlief, außer die Blumen, die ihr die schönsten Düfte hinaufsandten, und der Mond schien hernieder und beleuchtete die Gegend; Helene aber beleuchtete ihr eigenes Herz und sah — einen Abgrund. Sie dachte viel, und es gab auch mancherlei zu denken, denn morgen war ihr fünfundzwanzigster Geburtstag. — Geburtstage stehen wie Meilenzeiger an der Herrstraße des Lebens. Sie deuten auf die Vergangenheit und auf die Zukunft, sie geben die zurückgelegte Strecke an, doch über die zurückzulegende schweigen sie. Da besinnt man sich nun, ob der Weg gut oder schlecht war, ob eben oder bergig, malerisch oder langweilig, und für die Zukunft hat man Vermuthungen. Müde des Denkens fand Helenen endlich der Schlaf.

Und ihr Erwachen war auch nicht froh. Der Morgengruß des Gatten war schon lange nicht mehr freundlich gewesen, der Glückwunsch war es nun auch nicht. Prachtvolle Geschenke waren zwar ausgebreitet, mehr zur Schau als zur Freude; sie sollten dem Publicum noch von Gefühlen vorlügen und von Glück! Aber selbst durch die malerische Farbe des indischen Shawls entdeckte das scharfsichtige Auge der Besuchenden das kalte Herz. Aber Bertha mit dem warmen Herzen erschien, weiß gekleidet, mit frommen Wünschen. Sie führte den Knaben, der festlich geschmückt war und mit Blumen bekränzt; und er sagte ein Verschen her, das Bertha gedichtet. Er sprach die Worte, die man ihm gelehrt, mit dem Tone der Stimme, den man ihm einstudirt, denn er verstand nicht, was er sprach, er wußte noch kaum, was ein Geburtstag sei, und was ein fünfundzwanzigster Geburtstag, das wußte er gar nicht. Wie die Jugend nur in die Zukunft schaut, das Alter nur in die Vergangenheit, so umfaßte die Fünfundzwanzigjährige beides mit der ganzen Kraft eines reifen Gemüths. Helene küßte das Kind, sie drückte es fest an ihr Herz, und doch blieb es dem Herzen fern, dessen Leidenschaften die Kinderseele nicht theilte. Auch für Bertha hatte Helene Dank, doch diesen aussprechend schlug sie die Augen nieder, sie fürchtete den sanften vorwurfsvollen Blick.

Zahlreiche Besuchende kamen. Helene ward immer röther, immer schneller hob sich die Brust, immer unruhiger blickte sie nach der Thür, denn der, den sie erwartete, kam nicht. Sie hatte keine Worte mehr, keine Aufmerksamkeit für das Gesagte, sie hatte nur einen Gedanken, und der war W. Die Gratulanten hatten sich entfernt. Helene war allein. Da kündigten des Portiers Schläge noch einen verspäteten Gast. Er war es.

Ein Gedicht brachte er ihr, er trug es ihr vor mit der schönen Stimme. Die Töne erklangen ihr wie aus einer andern Welt. Es waren Worte für Helenens Liebessehnen, Worte für den Schmerz. Das mußte er empfunden haben, er hatte sie verstanden. Zwei große Thränen rollten langsam Helenens Wangen herab und ihr Auge suchte den Himmel. W. nahm das Wort: „Alles Gute wünsche ich Ihnen, Alles, was Sie sich selbst wünschen."

„Das ist der Tod," sagte sie leise.

„So schön und so jung noch, und Sie denken des Todes?"

„O, ich bin nicht mehr jung," erwiederte Helene, „und mit fünfundzwanzig Jahren — —"

„Sie beweisen, daß Sie noch sehr jung sind, indem Sie sich alt glauben," sagte W. „Fünfundzwanzig Jahre! wissen Sie denn, daß dies gerade das schönste Alter ist für eine Frau, daß sie erst dann den höchsten Grad ihrer Schönheit erreicht hat, wo, zu der Fülle der Gestalt und dem Farbenschmelz der Wangen sich auch der Aus-

druck des Blickes gesellt, wo sie sich bewußt ist ihrer Talente, ihrer Liebe, ihres Glücks, wo sie nicht nur zu gefallen wünscht, sondern auch weiß, wie man gefällt; wo sie reif ist zur Leidenschaft und auch zur Coquetterie. O, genießen Sie ja diese schöne Zeit, bis zum dreißigsten Jahren bleibt sie Ihnen. Dann geht es aber rückwärts, dann erst werden Sie erkennen, daß Sie mit fünf undzwanzig Jahren jung waren."

„Und was hilft es mir denn, jung zu sein?" fragte Helene traurig.

„Das werden Sie später auch erkennen," erwiederte W., „dann werden Sie einsehen, wie viele große und kleine Vorrechte die Jugend hat, und wie sie stets die sicherste Einlaßkarte ist zum Gefallen!"

„Ich strebe nicht zu gefallen," versetzte Helene, „ich möchte ..."

„Sie möchten geliebt sein," fiel W. ihr ins Wort. „Da sind sie schon die Ansprüche der fünfundzwanzig Jahre! Sollten Sie es aber nicht ahnen, daß Sie geliebt sind? Sollte es möglich sein, daß Sie die Sprache nicht verstanden hätten, die meine Augen und mein ganzes Wesen Ihnen zustammelt. Sollte es mir nicht gelungen sein, Ihnen zu zeigen, wie ich Sie verehre, anbete! wie ich mich Ihnen hingeben möchte für Zeit und Ewigkeit!"

Er hatte ihre Hand ergriffen und leidenschaftlich bedeckte er sie mit Küssen. Es war dieselbe Hand, die Ebenau vor zehn Jahren an die Lippen drückte. Wie verschieden aber war die Handlung, wie verschieden das Gefühl, das sie zurückließ.

Es kamen Leute und W. entfernte sich. Helene war nun allein. Sie sank auf die Knie, schluchzend barg sie das Antlitz in den Sessel. „Großer Gott!" rief sie, „vergib mir, ich liebe ihn!"

Durch die festverschlossenen Gardinen verbreitete sich eine künstliche Dämmerung in dem Saal. Lange mußte das lichtgewohnte Auge sich anstrengen, ehe es die Trauerscene errieth, die sich hier begab. Auf einem kleinen Paradebette ruhte Helenens Kind, und schlief den ewigen Schlaf des Todes! Und nicht weit davon auf dem Divan lag die Mutter. Ein ohnmachtähnliches Erstarren hatte die Ausbrüche der Verzweiflung für Momente unterbrochen. — Dein Kind ist todt! hatte man ihr gesagt, sie hatte es nicht sterben gesehen, sie hatte nicht den letzten Blick empfangen, nicht dem letzten Athemzug gelauscht; es war eine Trennung gewesen ohne Abschied; die heiligsten Pflichten hatte sie versäumt, und dieses Bewußtsein vernichtete sie. Neben der kleinen Leiche kniete aber eine schwarze Gestalt, leise weinend, es war Bertha. Sie hatte mit dem kranken Kinde gespielt, bis es nicht mehr spielen konnte, sie hatte ihm die Schmerzen erleichtert, die Krankheit bewacht in ihrem ganzen Verlauf. Wie oft hatte sie dem Fieberglühenden genaht, die heißen Händchen berührt, und jede Berührung war eine Frage an das Schicksal! Sie hatte mit der eignen Hand die heiße Stirn gekühlt, bis die ewige Kühlung sich darauf ergoß. Dann hatte sie ihm die lieben Augen geschlossen, den kleinen Leichnam geschmückt mit Festgewand und Kränze, das Lieblingsspielzeug, ihm in die Hand gelegt und dann unter heißen Thränen gebetet: „Dein Wille geschehe!" So betete sie auch jetzt.

Aber im Nebenzimmer standen zwei Männer; sie blickten durch die weitgeöffnete Thür auf die Schmerzensscene, — dann blickten sie sich an. Es war Ebenau und der Freiherr von W....; sie hatten zu gleicher Zeit studirt, das heitere Jugendleben hatte sie oft zusammengeführt; jetzt begegneten sie sich bei dem Tode. Ebenau war ernst und mild, oft benetzte die mitleidige Thräne sein Auge, oft wankte seine Stimme vor der Rührung. „Sieh" sagte er, „Arthur, die Wirkung der Religion. Gott hat hier die schmerzlichste Wunde geschlagen, er hat das schönste seiner Werke vernichtet, die heiligsten Gefühle, die er selbst ins Menschenherz gelegt, hat er zerrissen, um es um so schmerzlicher zu prüfen; es ist das Abraham's Opfer, das er verlangt, und siehe, es wird gebracht! Bertha blickt gläubig zum Himmel, ohne Bitterkeit, ohne Groll. Ja, sie empfindet noch Dankbarkeit, denn sie glaubt, daß jegliche Schickung gut sei.!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

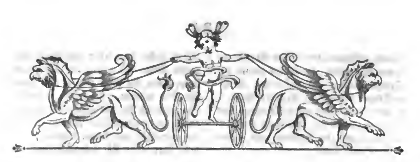
[Pöppig's malerischer Atlas.]

Die vierte Lieferung dieses glanzend ausgestatteten Werkes (Leipzig bei Hartleben, jede Lieferung 10 gGr.) gibt in Stahlstich einen Waldbrand in Brasilien, die Ansicht von Damaskus und den Blick in den innern Raum eines Divans, mit üppigen Polstern rings herum und dem kühlen Springquell. Im Text beschreibt Professor Pöppig Damaskus und Circassien.

[Die Kunst in Nordamerika.]

Mrs. Jameson schreibt über den Zustand der Malerei in Nordamerika; sie macht besonders auf den Namen eines Künstlers, Alston, aufmerksam, der allerdings in Europa noch unbekannt ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 34. — den 16. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

(Fortsetzung.)

Da lagerte sich das verächtliche Lächeln wieder auf W's Lippen: „und ist dieser Glaube nicht ein thörichter Wahn!" sagte er. —

„Weh Dir, wenn Du ihn dafür hältst!" erwiederte Ebenau. „Für Dich gibt es keinen Trost! Weh aber auch der Armen, der Du so das Heiligste entrissen!"

„Du meinst Heienen?" fragte Arthur.

„Ich wünschte, sie wäre todt!" seufzte Ebenau.

„Die Frauen sterben nicht am Schmerz!" erwiederte W.

„Darauf hast Du nur allzuoft gerechnet," versetzte Ebenau. „Es gibt aber noch viel Schlimmeres als den Tod — das getrübte Leben. Arthur! ich beschwöre Dich, laß ab von diesem Wesen, Du und der Tod, ihr habt es schwer geprüft, zerreiß die Fesseln der Eitelkeit, es sind ja die einzigen, die Dich umstricken. Schone ihren Frieden, so lange es noch Zeit ist." — „Es ist schon zu spät!" sagte W... dumpf vor sich hin, und Ebenau faltete die Hände in stummer Verzweiflung.

Bertha und Ebenau wollten die kleine Leiche nach D. bringen. An Helenens Lieblingsplatz sollte sie begraben werden, da sollten sich die freundlichen Erinnerungen zu den trüben gesellen und den Schmerz mildern.

Bertha drückte noch den Abschiedskuß auf des Lieblings Lippen. „Lebe wohl," sagte sie, „führe den Gott in Deinem Innern dem Gott des Weltalls zu, das heißt ja sterben. Sei dort unser Schutzgeist und schütze Deine arme Mutter!" — Sie schloß den Sarg; leise hoben sie ihn auf und trugen ihn fort. — Helene hatte nichts davon gehört, aber das Rollen des Wagens, der die theure Hülle hinwegführte, drang zu ihr und erweckte sie aus ihrem Erstarren. „Wo ist mein Kind?" rief sie, „sie haben mir mein Kind geraubt!" Mit aller Kraft entriß sie sich dem Lager, stürzte über die leere Stelle und rang die Hände und weinte laut.

Da trat W. zu ihr, er richtete sie auf und stützte ihr Haupt auf seine Schulter, und an seiner Brust ließ er sie ausweinen; als sie aber das Antlitz erhob und ihm in die kalten, bleichen Züge schaute, da faltete sie die Hände vor ihm. „Arthur," sagte sie, „ich hab Dir viel geopfert; den letzten Blick meines Kindes, sein letztes Lächeln, seinen letzten Seufzer. O, verlaß mich nicht!" Sie stürzte zu seinen Füßen, zog seine kalten Hände an ihre brennenden Lippen und badete sie in Thränen, und in der flehendsten Stellung hob sie das Auge zu ihm empor, wie zum Gebet und rief: „O, verlaß mich nicht!"

Helene war seit einem Jahre von ihrem Gatten geschieden; es war ihr leicht geworden, nur das äußere Band war zu lösen. Sie hatte viele zärtliche Briefe von Arthur erhalten; jetzt aber hatte er lange geschwiegen. „Er ist gewiß krank," sagte sie. „Die Nachtwachen bei Spiel und Freude haben seine Gesundheit untergraben, er bedarf der Pflegerin;" und sie reiste nach Paris. Er wohnte nicht mehr im Hotel, wo sie vorfuhr, — sie

mußte eine Wohnung aufsuchen, von der er ihr nicht geschrieben. Diese war sehr schön, in Tressen glänzte der Portier, unter Orangenbäumen und auf feinen Teppichen eilte sie die Treppe hinan; — ihr Herz schlug so heftig! ahnete es eine Freude oder einen Schmerz? Den Diener, dem sie begegnete, fragte sie: „wo ist der Baron?" „Bei seiner Gemahlin," war die Antwort, und Helene stürzte bewußtlos die Treppe hinab.

In einem kleinen Gemach schlug sie die Augen auf, und Arthur stand vor ihr. Er sah mild aus und die Stimme war weich. — „Was bringt Dich, Helene?" fragte er. — „Ich dachte, Du seist krank," erwiederte sie, — „und Du bist vermählt!" — „Liebe Thörin," sagte er, „wirst Du denn nie scheiden von Deiner deutschen Schwärmerei, wirst Du denn immer die kleinstädtische Empfindsamkeit beibehalten! Was thut es Dir, daß ich vermählt bin? waren meine Briefe nicht liebend und zärtlich, wie immer!"

„O!" rief Helene, „also auch die Briefe schriebst Du, wie Deine Romane, ohne zu fühlen?" — Arthur nahm das Wort: „Versteh' mich recht, liebe Helene; ich fühlte wohl, denn ich liebe Dich mehr, als ich meine Gemahlin liebe. Du bist auch schöner, geistreicher, und Deine Neigung erwärmte mich oft. Aber meine Frau ist reich, sie hat vornehme, mächtige Verwandte; ich bedarf der Protection, denn ich bin Diplomat und will Carriere machen. Und was thut es auch, daß ich vermählt bin? In der großen Welt schließt die Ehe nicht die Herzen in den Kauf, wie bei Euch in der kleinen Stadt; ich bleibe Dein Freund, Dein Geliebter, Helene; ich richte Dir ein Hotel ein, und sehe Dich täglich; durch meine Frau bin ich reich genug für Dich und für uns, so daß Du leben kannst für die Gesellschaft — und für mich." —

Da trockneten Helenens Thränen, streng richtete sie sich auf und stand vor ihm mit der ganzen Würde der Frau. „Arthur," sagte sie, „ich weiß, ich bin tief gesunken. Ich gab Dir Alles, meine Ehre, meine Stellung, meine Freunde, mein Gewissen; ich liebte nichts mehr als Dich, Du warst der Gott, dem ich Alles opferte, Du der Götze, dem ich selbst mein Kind in die glühenden Arme legte, unter Tanzmusik, Gesellschaftsgewühl. Dann hatte ich nichts mehr zu geben, ich war eine Bettlerin, und bettelte um Deine Liebe. O! ich bin tief gesunken, Arthur, aber doch nicht so tief, als Du glaubst. Sieh, ich wußte, daß Dein Herz kalt war, eng und klein, aber mit dem kleinsten Theil desselben wollte ich zufrieden sein. Ich wollte Tage lang zehren an einem Blick der Liebe von Dir, Monate lang mich freuen über ein gütiges Wort, Jahre lang leben von einem einzigen Kuß. Ich wollte Deine Magd sein und Dir dienen, Deine Wärterin, wenn Du krank wärest, und wenn arm, wollte ich für Dich arbeiten. Ich wußte es wohl, daß unter allen Interessen ich Dir das geringste Interesse sein würde. Ich wollte ja demüthig Dein Herz mit der ganzen Welt theilen, nur nicht mit Deiner rechtmäßigen Gemahlin. Ich habe schon eine Ehe gebrochen, und das verschmerze ich nicht, ich will keine mehr brechen! Ich zürne Dir nicht Arthur, ich fluche Dir nicht. Die Juden pflegten die Ehebrecherinnen zu steinigen. Wie mild ist diese Strafe! Ich habe Jahre lang geblutet unter den Nadelstichen der Außenwelt und den eignen Dolchstichen; der Stein, Arthur, aber, den Du mir zugeschleudert, er hat mich zerschmettert — lebe wohl! — glücklich, wenn Du kannst!"

Arthur hatte die Arme geöffnet, um sie aufzuhalten, aber sie stieß ihn von sich. Pfeilschnell flog sie die Treppen hinab, warf sich in den Wagen und verließ Paris. — Lange war sie gefahren, da hörte sie leises Schluchzen und erschrak, sie dachte, sie wäre nicht allein. Sie war es aber selbst, deren Schmerzenslaute das eigne Ohr berühreten, sie hatte nicht gewußt, daß sie weinte. „Und ich liebe ihn doch!" sagte sie leise.

Schon seit Jahren lebte Helene still und unbemerkt in einer kleinen Stadt. Ruhig spannen sich die Tage ab, und das tägliche Einerlei ermüdete sie nicht. Schien ihr Leben doch dem Pflanzenleben zu gleichen, so vegetirte sie dahin; sie öffnete die Vorhänge, wenn die Sonne schien, sie räumte auf in ihrer Stube, sie besorgte ihren kleinen Haushalt, und die Nachbarn alle meinten, sie sei froh. — Die Menschen glauben ja nur an den Schmerz, wenn sie den Schmerzensschrei hören — und Helene war stumm. — Scheint doch die Natur der Frauen des Schmerzes zu bedürfen. Sowohl nach Körperleiden, als nach Seelenangst sieht man sie meistens schöner erblühen, ja selbst die blutende Herzenswunde ahnet man nicht bei ihrem äußeren Erscheinen. Nie stirbt eine Frau am Weh, und Helene starb auch nicht. — Im Anfang pflegte sie oft am Fenster zu stehen und die Straße entlang zu schauen, ob denn nicht etwas käme, das die Monotonie ihres Lebens unterbräche: es kam aber nichts. Dann sah sie nach dem Hause gegenüber, da wohnte Ehrnau und mit ihm Bertha, die seine Gattin war. Kinder umspielten sie. — Ein glücklicher Familienkreis ist heilig, wie eine Kirche, denn dieses Glück ist nicht allein Zufall, sondern auch Verdienst. Der Anblick war ihr oft eine Freude, aber auch oft ein Schmerz. Ehrnau war gut für sie, mild

und theilnehmend, wie für alle Menschen. Er lebte aber ganz für Bertha und seinen Beruf, er blieb todt für Helenen. Nur das Andenken der ersten Liebe lebte noch in ihr. Der Unglückliche kann ja nichts vergessen! Thätig waltete Bertha als tüchtige Hausfrau und Mutter, und Helene liebte auch die Kinder der Schwester; sie unterrichtete sie. Sie überhäufte sich mit Geschäften für Fremde und Bekannte. Sie that wohl und ward verehrt als eine Mutter der Armen. Beschäftigungen füllen wohl den Tag aus, aber nicht die Nacht, nicht die Seele! Helenens Seele aber füllte der Schmerz. — Doch sie kämpfte dagegen.

Tagebuch.

„Die Frauen verlangen von den Männern für ihre Liebe ewige Dankbarkeit! Für was denn? sollte es nicht seliger sein zu geben als zu nehmen? Ist nicht der, welcher am meisten liebt, der beglückteste? Wohl soll man auf Gegenliebe rechnen, hoffen, an Gegenliebe glauben, sie ansehen als ein Geschenk, als eine Glücksgabe von Menschen und von Gott, sie aber nicht verlangen als einen Tribut."

„Was klage ich denn? Ist Einsamkeit nicht das Loos der meisten Frauen? Die Unvermählte ist allein; die Mutter ist es, wenn ihre Kinder von ihr gezogen; die Gattin, wenn der Gatte starb. Man sollte für die Einsamkeit erzogen werden, damit man sie ertragen könne."

„Es war eine Zeit, wo ich nach der Stimme Gottes in mir forschen wollte, weil die Stimme der Menschen mir nicht nach Wunsche sprach. Der junge Wilde, der den alten Vater erschlagen soll, weil es so hergebracht ist unter seinem Volke; wenn er zurückschaudert vor dem greisen Haupte, wenn er die Stimme Gottes in sich hört, die ihm zuflüstert: „Du kannst dem Alten noch Freuden geben; das erquickende Mahl, die warme Sonne und die spielenden Enkel, gieb ihm nicht den Tod!" Wenn er dieser heiligen Stimme folgt, so ist er entehrt."

„Die indianische Wittwe, die dem Gatten (vielleicht dem ungeliebten) sich nachstürzen soll in die Flammen, sie blickt zurück auf die weinenden Kinder, die sie erziehen sollte. Die Stimme Gottes spricht in ihr für die Kleinen, die nun vater- und mutterlos sein sollen; und folgt sie dieser Stimme, so wird sie verachtet."

„Der Soldat, der in den Reihen steht, gegen seine Ueberzeugung fechten muß, und den Tod erwarten; er denkt der weinenden Mutter, der verzweifelnden Braut. Die heiligsten Gefühle, die ihm Gott in die Brust gelegt, mahnen ihn, das Schlachtfeld zu verlassen, sein Leben zu erhalten; und sein Leben ist geschändet!

„Ist die Liebe nicht auch eine Stimme Gottes? führt sie den Menschen nicht auch zum Guten, zum Edlen, zum Glück! Ich that ja Niemandem Weh, außer mir. Ich that allen Menschen wohl, warum verfolgten sie mich denn mit ihrem Tadel? warum haßten sie mich, warum richteten sie mich?"

„Ich muß doch nicht recht gethan haben. Wohl spricht die Stimme Gottes in unserm Herzen, wissen wir denn aber so genau, wo sie aufhört zu sprechen, und wo die Stimme unserer Leidenschaften anfängt? Wenn wir dem Himmel am nächsten zu stehen glauben, erhaben über Menschenurtheil, Menschengesetze und Menschenstrafen? Dann gehören wir vielleicht gerade der Erde am meisten an, stehen vielleicht mit einem Fuße schon in der Hölle."

„Diese Reflexion ist das traurige Resultat trauriger Erfahrungen."

„Man wird so schüchtern, wenn man alt wird. Ich möchte mich unsichtbar machen können, wenn ich unter Menschen gehe. Sonst trotzte ich dem Tadel, scheu verschließe ich jetzt meine Gefühle, denn ich fürchte sogar das Ridicül.

„Daß die Musik mir so weh thut! Wie das Feuer die sympathetische Tinte auf dem weißen Papiere sichtbar macht, so stellt die Musik mit ihrer belebenden Wärme meine ganze Vergangenheit mir wieder vor die Seele, und alle Erinnerungen, die sich in mein Herz geschrieben, werden mir wieder leserlich durch die Töne, die mir sonst Freude gaben. Es gibt eben keine Freude mehr für mich." —

Täglich richtete Helene den Spaziergang nach dem nahen Gute ihres Bruders. Hier waren zahlreiche Gäste, Jagdpartien und Lustgelage. Aber Helene suchte nur das Grab am See. Da saß sie einst in tiefes Sinnen verloren; Schritte nahten sich ihr und eine Stimme rief: „Wo ist meine Braut?" Und vor ihr stand ein junger Mann, schön und groß. Er schien ihr bekannt. Die hohe Stirn, die den blonden Locken sich entriß, das Lächeln, der Blick! Aus dem männlichen Antlitz buchstabirte sie sich die Kinderzüge heraus. Es war Julius, der sich ihr als ihr kleiner Bräutigam ankündigte. Man muß frohen Herzens sein, um sich freuen zu können. Helene freute sich nicht. Doch lächelte sie unter Thränen, die er für Freudenthränen hielt. „In zwanzig Jahren," sagte sie, „kann Manches an uns vorübergegangen sein, und Manches durch uns hindurch."

„Und doch," sagte Julius, „war ich meiner Braut treu wie Gold! Wahrhaftig, ich habe nicht wieder so

feurig geliebt, als damals als Kind." — Helene lächelte, sie lenkte unvermerkt die Schritte hinweg von der Stelle, wo sie nur weinen wollte, nicht scherzen. Julius erzählte, wie er eine Anstellung erhalten hätte in der kleinen Stadt, wie er trostlos darüber gewesen sei, bis er des nahen D. gedacht, wo er als Kind immer so froh war, und Ebenau's, seines Lehrers, und der besten Freundin Bertha und seiner Braut Helene.

„Sie dürfen mich aber nicht mehr Braut nennen," versetzte diese. —

„Und warum nicht?" —

„Es möchte unserm Verkehr ein Ridicül geben, und davor muß man sich hüten. — Nennen Sie mich Tante! Mutter!"

„Mutter?" lachte Julius. „Sehen Sie doch in den Spiegel, liebe Helene, ob sie wohl meine Mutter sein könnten? Sie sind ja noch so jung und blühend, Sie müssen ein recht frohes Leben geführt haben! Wohl ein stilles, friedliches! Man sagt, das seien die glücklichsten Menschen, deren Glück man nicht nennen kann!"

Das kleine Städtchen bot wenig Vergnügen für Julius. Bertha und ihr Mann waren zu sehr beschäftigt, um sich seiner anzunehmen, aber Helenen fand er immer zu Hause. Musik und Lectüre vereinte sie; auch ein Gärtchen am Hause ordneten sie zusammen. Helene war bald die Vertraute der vergangenen Jugendstreiche und der Pläne für die Zukunft. Täglich kam er zu ihr, Stunden lang, halbe Tage lang. Helene fühlte, daß sie ihm nöthig war, aber auch mit Schaudern, daß er ihr unentbehrlich wurde. Sie lebte jetzt für ihn, sie las für ihn, die Stellen bezeichnend, die ihn erfreuen sollten, und ihm dann vorlesend. Sie gab ihm ihr Urtheil über Leben, Politik, Bücher, Menschen; oft stritten sie sich in der Verschiedenheit ihrer Meinung, und versöhnten sich dann, ohne sich überzeugt zu haben. Sie sprach ihm über Alles, nur nicht über sich selbst.

Helene war nicht mehr jung, aber sie war schön. Sie wußte auch sich schöner zu machen durch ihre Kleidung. Den feinen Handschuh, den pariser Schuh verschmähte sie nicht, mit dem dicken Lockenbau verdeckte sie die Schläfe, mit dem eng anliegenden Krauseltuch den Hals, denn an Schläfen und Hals zeigen sich bei den Frauen zuerst die Spuren des Alters. Sie mied die grellen Farben als zu anspruchsvoll, die dunkeln als zu anspruchslos, auch das zarte Rosa mied sie, es hätte ja das verblühte Rosa der Wangen verrathen. Sie war nie zu sehr geputzt, nie zu wenig. Und das Alles nicht aus kalter Berechnung, es war die unschuldige Coquetterie des Herzens, der Wunsch, zu gefallen dem Manne, der ihr theuer war, das Streben, ihn zu fesseln, und darin leitete sie der schöne Instinkt der Frauen, dieses angeborene Wissen, das man Takt nennt. Sie wußte auch, wie leicht die Umgebung verschmolzen wird mit der Persönlichkeit. Der Teppich war zu den Füßen gebreitet, bequeme Sessel nahmen den Besuchenden auf, Blumen umdufteten ihn, Bilder erfreuten sein Auge. Nichts störte den Blick. Die lichten Vorhänge schützten vor blendender Helle, ohne zu dunkeln, es war nie zu warm und nie zu kalt, und vor Allem nie langweilig bei ihr.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Unverschämter Nachdruck in anderer Manier.]

Herr M. G. Saphir, der privilegirte Spaßmacher und Lachtakal der Wiener, beklagt sich so oft, daß ausländische Blätter seine Aufsätze nachdruckten; er aber druckt nicht nach, er gibt nur die Gedanken Anderer für seine eigenen aus. So stand im Junihefte unserer Zeitung 1837 ein Eisenbahnlied von Karl Beck, das später in dessen „Nächte" überging — und Hr. Saphir fand für gut, die Gedanken und Bilder darin in eine jämmerliche Prosa zu übersetzen, und sie, ohne die Quelle oder den Verfasser zu nennen, im Jännerhefte seines „Humoristen" 1838 für seine eigenen auszugeben. Man vergleiche gefälligst das Eisenbahnlied und Saphir's Aufsatz in der 10ten Nummer des Humoristen, wo es am Schlusse heißt:

Gleich ist's den Philistern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen.

Eisen, du bist zahm geworden,
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst am Leben fest zu hangen.

Diese Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe — blank gegossen,

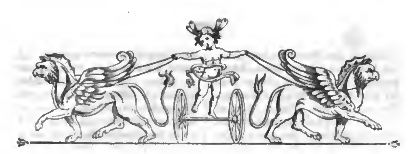
Hört ihr draußen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen
u. s. w. u. s. w.

Dies Alles sagt Hr. Saphir den Oesterreichern am 17. Jänner 1838, wir aber wußten es schon im Juni 1837.

[Englische Frauen.]

Die literarische Beschäftigung der deutschen Frauen reicht nur selten über den Roman und das lyrische Gedicht. In England finden wir die Frauen sehr häufig in Wissenschaften, selbst in abstracte vertieft. Miß Philipot und Miß Anning treiben Geologie, Mrs. Sommerville Physik, Miß Martineau schrieb über politische Oekonomie, Mrs. Sedgwick ist mit naturgeschichtlichen Werken beschäftigt, Mrs. Marcet schreibt philosophische Bücher, Miß Elisabeth Fry, eine Quäkerin, schrieb ein Buch über Erziehung verwahrloster Sträflinge.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **35.** — den 17. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

(Beschluß.)

Das Gespräch zwischen zwei gebildeten liebenden Menschen ist wie ein schönes musikalisches Instrument, das vollkommenste, was es gibt. Man berührt eine Saite und in unerschöpflichen Accorden ergießt sich das Reich der Töne und der Gedanken, und vibrirt fort in unzähligen Variationen. Helene war sehr liebenswürdig und Julius war geistreich. Das Gespräch dieser Beiden naschte von allen großen und schönen Interessen der Welt und des Lebens, und auch von allen kleinen. Künste und Wissenschaften, Literatur und Geschichte, Philosophie und Stadtneuigkeiten, Scherz und Ernst, Religion und das Menschenherz, und vor allem die Liebe boten ihnen reichlichen Stoff zum Denken und Sprechen. Dann sangen sie zusammen am Clavier, dann gingen sie spazieren, dann lasen sie wieder, um dann wieder zu sprechen, und so entflohen die Stunden und rissen die Tage mit sich fort und die Monate und auch Jahre.

Julius kam auch gern, weil er Helenen liebte. Der Zauber des freundschaftlichen Umganges mit einer Frau, mit einer gebildeten, liebenswürdigen, schönen Frau hatte ihn umstrickt; auch ward ihm kein Vergleich geboten. Tausend schöne Eigenschaften fesselten ihn, und die Gewohnheit des täglichen Lebens schmiedete die Bande noch fester. Und Helene? Sie wies zwar oft die feurige Liebe des Jünglings von sich. „Die ältere Frau ehrt den jüngeren Mann durch ihre Freundschaft, durch ihre Liebe gibt sie ihm ein Ridicül und sich selbst auch!" — So pflegte sie wohl oft zu sagen, aber sie freute sich doch der jugendlichen Neigung.

Ist doch das Geliebtwerden die Sonne der Frau; ihr Herz wendet sich dahin, wie der Kelch der Blume, und nur durch die Liebesstrahlen zieht sie Kraft und Freude. Helene liebte Julius wie ihren Sohn, ihren Freund, ihren Zögling. Das erstorbene Herz lebte wieder auf, sie hatte einen Gedanken wieder, wenn sie erwachte, ein Interesse für den Tag, ein Gebet für den Abend. Die düsteren Farben der Vergangenheit waren verblichen, sie hatte eine Gegenwart wieder.

Wohl kannte sie den Abgrund, der sie von Julius trennte, dieser Abgrund war: zehn Jahre. Aber sie sah ja nicht in die Zukunft. Der Moment war schön, und diesem lebte sie. Schön war der Moment? O nein! Sie sagte sich zwar zuweilen: „ich bin glücklich," — sie sagte sich aber auch: „es wird nicht so bleiben." — „Wenn es nur noch heute so bleibt und morgen," dachte sie da, und was ihr zu Gebote stand, ihn zu erfreuen, damit erfreute sie ihn. Aber sie zitterte stets vor dem Verlust. Julius kam zwar täglich, doch kam er einmal später wie gewöhnlich, da meinte sie gleich, er käme gar nicht mehr. Solch Erwarten der Jugend ist eine Ungeduld, das Erwarten aber der ältern Frau ist eine Verzweiflung! Bertha wiegte mißbilligend das Haupt. „Noch immer ist Dein Herz nicht in Ruhe? Hast Du denn noch immer die unerschöpfliche Liebe in Dir, noch immer das ungestillte Sehnen?"

Aber Helene schloß ihr den Mund mit sanft aufgelegtem Finger. „Du kannst mich nicht beurtheilen, Schwester," sagte sie freundlich. „Sieh, Du bist glücklich, Dein Herz ist ausgefüllt, denn das erste Gefühl Deines Herzens war von Gott und Menschen gesegnet. Aber ich Arme! bin ich nicht wie die schwache Epheupflanze, die des stützenden Stammes entbehrt? Ich möchte hinauf mich ranken und befriedigt sein, wie Du, aber ich muß am Boden bleiben, denn die einzige Stütze, die mir einen Halt geben könnte, eine glückliche Liebe, ist mir nie geworden." —

„Ich meinte," versetzte Bertha, „man könnte nur ein Mal Liebe empfinden."

„Schwester," erwiederte Helene, „das verstehst Du nicht, denn Du hast nur einmal geliebt. Du weißt nicht, wie verschiedenartige Gefühle des Menschen Brust erzeugen kann und beherbergen. Meine Neigung zu Ebenau war die Morgendämmerung meines Lebens; ein Halbdunkel der Gefühle, ich wußte nichts davon, ich ahnete nur, das Herz pochte und das Blut stieg mir in die Wangen. Aber Arthur liebte ich! Arthur! Du hast keinen Begriff, wie ich ihn liebte, keinen Begriff von diesem Gefühl! Er war Eis und Fiebergluth, Himmel und Hölle, und Du weißt nichts von der Hölle! Für meine Liebe hätte ich mit Arthur sterben können, mit ihm zu Grunde gehen!"

„Ich könnte jetzt aber für Julius sterben; um Julius ein Glück zu bereiten, könnte ich das Meinige opfern. Meine Neigung zu ihm ist frei von jeglichem Egoismus! Ich will ihn nicht ketten an mein gebrochenes Herz, nicht schmieden an mein getrübtes Leben. Ich will nicht meine Freude aufbauen auf den Trümmern der seinen. Julius' Liebe enthält keine Zukunft für mich, nur eine reizende Gegenwart, deshalb, liebe Bertha, laß mich nur noch die kurze Zeit froh sein, es ist ja bald vorbei, bald kommt die dunkele ewige Nacht!"

Und sie brach an, diese Nacht, mit Helenens fünfunddreißigstem Geburtstage. Da trat Julius herein am frühen Morgen, der Erste der Glückwünschenden. Er brachte Blumen, die er für Helenen gezogen, einen Vogel, den er für sie gezähmt, Zeichnungen, die er für sie entworfen. Alles das bot er ihr dar, sich freuend, wie wenn man ihm bescheert hätte. Er bot ihr aber auch seine Liebe, seine Hand, und auf einer Rose glänzte der Verlobungsring. Er hatte ein Schreiben erhalten von der höchsten Behörde, er war versetzt. „Helene, ziehe mit mir," bat er. Da ward Helene sehr bleich und wankte, sie sank ihm in die Arme, sie duldete seine glühenden Küsse, aber sie erwiederte sie nicht. „Julius," sagte sie, „lassen Sie mich allein, morgen erhalten Sie Antwort."

Helene ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Niemand wurde zugelassen, außer Bertha. Sie sprachen viel zusammen, dann blieb Helene allein; sie weinte und dachte und schrieb und weinte wieder, und als es dunkel wurde, schreckte sie auf durch das Vorfahren eines Wagens. Noch einen Abschiedsblick warf sie auf die lieben Räume, die Zeugen so glücklicher Stunden, dann bestieg sie den Wagen und fuhr hinaus in die dunkle Nacht und in das dunkle Leben.

Helene an Julius.

„Julius, das Wort, das ich Dir zu sagen habe, muß ich niederschreiben, denn ich habe nicht Kraft, es auszusprechen; es ist ein Nein. — Ich bin fortgereist, hinaus in die fremde Welt. In Deiner Nähe würde es mir nicht möglich sein, den Entschluß durchzuführen, der meiner Seele entstiegen. Du würdest bitten, zürnen, trauern, dem widerstehe ich nicht; und es gilt doch Dein Glück! — Julius, ich liebe Dich! Weißt Du aber auch, was es heißt, die Liebe der ältern Frau, die nicht viel mehr liebt auf der Welt, wenig Menschen, das Leben gar nicht und sich selbst am wenigsten. Den ganzen Schatz meiner Liebe wende ich Dir zu, und jetzt entsage ich Dir. Julius, ich bereite Dir Schmerzen und bin Dir doch Dank schuldig. Ich war ein gebrochenes Wesen, als ich Dir begegnete, vom Leben blieb mir nichts als des Lebens Ueberdruß. Du hast mich wieder aufgebaut mit Deiner Liebe. Ich blutete, aus tausend Wunden, Du schlossest sie: jetzt reiße ich sie aber alle wieder auf, sie bluten wieder, die alten Wunden, und eine neue blutet auch! Julius, ich leide, aber ich leide für Dich. Tausend Stimmen sprechen in mir für Deinen Wunsch, tausend Stimmen rufen mir zu: Du kannst glücklich sein, einen Augenblick, vielleicht Monate, Jahre! Und nur eine Stimme ruft mit heiserem Rabengekrächze: zurück! Es ist die Stimme meines Gewissens! Zurück mit meinem Grabeshauche von dem hellen Spiegel Deiner Zukunft. Zurück von Dir! Der Abend kann sich dem Morgen nicht vermählen, es liegt die Nacht dazwischen. Julius, ich sprach Dir nie von meinem frühern Leben, Du fragtest mich nicht darnach, und ich konnte nicht die Geister der Erinnerungen heraufbeschwören, es sind Rachegöttinnen! Wohl liebe ich Dich, warm und jugendlich, doch mein Herz ist alt, es hat schon oft geliebt; neben den Erstlingsgaben Deiner Liebe dürfen meine Erfahrungen nicht stehen! Mein Herz ist nicht nur alt, es

ist auch befleckt, so auch mein Ruf! Nein, Julius, Deine Gattin muß rein stehen vor der Welt, und vor Dir und vor sich selbst. Darum lebe wohl! lebe wohl! — Dein Leben liegt vor Dir, wie ein Paradies, schön und blühend, das Meine ist ein Kirchhof, und ich wandle zwischen Grabeshügeln, bis ich das eigene Grab finde. — Es ist das erste Mal, daß ich Nein sagte, wenn Du batest; darum hasse mich nicht! Mein Sohn, mein Freund, mein Geliebter, nimm hin den Segen, das einzige, was ich Dir zu geben vermag, und hasse mich nicht!" —

Zu dem berühmten Arzte am Klinikum zu W. kam Helene. „Sie haben viele Kranke geheilt," sagte sie, „und ich bin auch krank, an der Seele; ich stehe allein in der Welt und möchte nützen; lassen Sie mich Ihre Kranken pflegen!" — Da schüttelte der Arzt lächelnd das Haupt. „Sie sind schön und vornehm und verwöhnt! Geben Sie nicht der augenblicklichen Schwärmerei Gehör. Schwer ist die Pflege unserer Kranken, nicht romantisch. Da hat man nicht nur das Kopfkissen zu rücken zum bequemen Lager, nicht nur die Arznei zu reichen zu bestimmten Stunden; nicht nur Zuckerwasser zu rühren zur Kühlung! Da muß man Stöhnen hören und das Wimmern des menschlichen Schmerzes. Blut muß man fließen sehen und nicht in Ohnmacht fallen, Ekel ertragen können und Beschwerden, den Schlaf der Nacht opfern und nicht müde scheinen, Geduld haben mit Launen, Nachsicht mit Schwächen, und auf Dank muß man verzichten!" — „Das will ich," sagte Helene.

Jahre lang waltete sie hier im Hause, den Schlüsselbund an der Seite. Sie sorgte für reine Wäsche und frische Luft, und für die Erquickung der Kranken. Sie sprach Trost zu den Leidenden, und die Sterbenden wies sie auf Gott, die Todten aber beneidete sie. — Bertha besuchte sie einst. „Wie bist Du gut geworden, Schwester," sagte sie, „sanft und gut. Sieh, der Schmerz ist ein guter Erzieher; mich erzog das physische Leiden in der Kindheit, Dich die durchschmerzte Jugend. Nicht wahr, Du bist jetzt zufrieden?" — Helene schwieg; sie hätte so gern gelächelt, sie konnte aber nicht.

Helene war allgemein geliebt von den Kranken, von den Armen, von den Kindern. Sie war auch theilnehmend für Alle, am meisten für die, welche unglücklich waren in der Liebe. Mochten auch die Leute sagen: das vergeht, das verschmerzt sich, das heilt die Zeit; Helene dachte nicht so.

„Es muß eine Krankheit meines Gehirns sein," sagte sie einst, „daß die unbedeutendsten Gegenstände und Ereignisse so ganz fremdartige Gedanken in mir erregen. Wo Andere gleichgültig vorüber gehen, da fühle ich, und was Andere kaum bemerken, daran reiht meine Seele Bilder an, die sie durchschmerzen. Der Nachtvogel, der ins Licht flattert, scheint mir eine Frauenseele zu sein, die unaufhaltsam der Sünde zueilt und darin untergeht, das ängstigt mich."

„In dem Strauße, den der Gärtner gedankenlos brach, halte ich jede Rosenknospe für ein geknicktes Kinderleben. Das ist so traurig."

„Und mein Vogel im Bauer mahnt mich an das gefangene Herz in der Menschenbrust, es schlägt, hüpft, aber es sehnt sich nach Freiheit."

Nur drei Mal hatte man Helene weinen sehen.

Ein Mal war es, als sie die Zeitung las, es war ein Artikel über Wien. Die Cholera wüthete dort, und während sie in anderen Städten meistens die Armen dahinraffte, hatte sie sich hier die Reichen erkoren, die nach Gastmälern und Schwelgereien ihre Seelen aushauchten. Der Freiherr Arthur von W.... war auch als Opfer gefallen, und seinen Tod verkündete die Zeitung. Da weinte Helene.

Ein anderes Mal kam ein Brief; eine Verlobungskarte fiel heraus, sie las: Julius ... Thränen verfinsterten da ihre Augen, sie konnte nicht weiter lesen.

Nun weinte sie noch ein Mal. Es war an einem Morgen, als sie einen Brief schreiben wollte. Sie suchte im Calender nach dem Datum; es war der erste Mai, ihr Geburtstag, den sie lange nicht mehr gefeiert, den sie vergessen hatte. Es war der fünfundvierzigste Geburtstag.

Sie hielt das weiße Tuch vor die Augen und weinte noch einmal das Herz aus; es waren aber auch die letzten Thränen, die sie vergoß, und der letzte Geburtstag, den sie erlebte.

N o t i z e n.

[Der Freihafen, eine Vierteljahrsschrift.]

Das erste Heft dieser in Altona bei Hammerich erscheinenden Quartalschrift bietet des Ausgezeichneten so mancherlei, daß wir unsere Leser hierauf hinzuweisen für Pflicht halten. **Varnhagen** v. **Ense** eröffnet die Galerie interessanter Mittheilungen mit einem neuen Bruchstücke aus seinen Denkwürdigkeiten, unter dem Titel: „Scheidewege, aus Tübingen, von den Jahren 1808 und 1809." H. **Koenig** bringt ebenfalls ein Memoirenstück, es ist vielleicht

das Ausgezeichnetste aus der Feder dieses geistvollen Autors, ein Stück Lebensgeschichte, seine Kindheit und Jugend umfassend, wie er in Fulda, ein altkatholisch Kind, in den Satzungen des gemächlichen Fürwahrhaltens auferzogen, in der Schwebe zwischen Kirchendienst und Weltberuf erwachsen, langsam den Geist der Zeit und seine Mahnungen auf sich walten fühlte, den „Rosenkranz eines Katholiken" (1829) schrieb und dann excommunicirt wurde. Das ganze Lebensbild hat die Ueberschrift: „Excommunication." Koenig's Aussprüche über die Herausbildung eines paulinisch-weltlichen Christenthums neben der zurücksinkenden petrinischen Kirche sind wahrhaft großartig, seine Ansichten sind im ehrenfesten Glauben gewiegt, im Feuer der Erfahrungen gehärtet. — Wir lesen sonst noch im Freihafen: „Briefe über das Erdleben," vom Hofrath **Carus** in Dresden, die der Verf. bereits in seinem „Tagebuch über Paris und die Rheingegenden" dem Publicum verheißen hatte. Sehr merkwürdig sind die „geistlichen Antiphonien" von **Karl Rosenkranz**; wir hören hier die Stimme des ringenden Gemüths mitten aus der Brust eines denkenden Menschen. In den Literaturblättern finden wir einen trefflichen Aufsatz von dem geistvollen Dr. **Mises** über deutsche Lyrik und Wilhelm Müller; auch „Lieder aus den Bergen" steuerte derselbe bei. Rosenkranz gab werthvolle Studien über Diderot. Die Correspondenzblätter aus Altona, mehrere aus Berlin, Hamburg, Jena, Königsberg, Leipzig und Paris geben in bunten Farben ein Panorama von Bildern der Gegenwart, und stempeln somit die Bestimmung des Freihafens als Vierteljahrsschrift, welche uns den Gehalt der Zeit im Raisonnement darzulegen hat. So viel ausgezeichnete Federn, wie hier sich vereinigt, dürften gar sehr geeignet sein, die größte Aufmerksamkeit des Publicums auf den Freihafen zu lenken.

[Varnhagen v. Ense über Justinus Kerner.]

Im „Freihafen", der norddeutschen Vierteljahrsschrift, gibt Varnhagen v. Ense ein neues Bruchstück aus seinen Denkwürdigkeiten. Er schildert Justinus Kerner in Tübingen um das Jahr 1808: „In seiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänsen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechsen, Mäusen, und wer weiß was noch sonst für Gethier, ganz freundschaftlich zusammen, und hat nur seine Noth, Thür und Fenster zu verwahren, daß ihm die Gäste nicht entschlüpfen; ob seine Bücher oder Kleider in Gefahr sind, ob ihn ein Thier im Schlafe anschnopert, oder unversehens aufgeschreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Versuche sind schlau und sinnreich, und er sucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt steht er der Natur sehr nah, und besonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geisterhaftes und Frommes; sein Herz kann er willkürlich schneller schlagen machen, aber es nicht eben so wieder hemmen; die Erscheinungen, welche neulich Ritter von Campetti beobachtet hat, die Pendelschwingungen des Ringes am seidenen Faden, das Umdrehen des Schlüssels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetisches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er selbst hat etwas Somnambüles, das ihn auch in Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange sinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo dann der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnsinnige kann er nachmachen, daß man zusammenschaudert, und obwohl er dies possenhaft beginnt, so ist ihm doch im Verlauf nicht possenhaft dabei zu Muthe. In der Poesie ist ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandtesten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; so spricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will sie nicht ablegen, und verstockt sich wohl gar gegen die Schriftsprache. Der Sinn für gebildete Kunst tritt zurück, in der Musik hat er sich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Instrumente die zartesten und rührendsten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachste, ganz vernachlässigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man sich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, nie geraden Gang, eine stete Neigung, sich anzulehnen oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhle unbequem liegt als bequem sitzt, und bei allem diesen einen doch schlanken, wohlgewachsenen, ganz hübschen Jungen — so habt ihr ein vollständiges Bild meines Kerner's."

[Ein Freundschaftsbesuch.]

Französische Blätter erzählen folgenden freundschaftlichen Besuch, den man dem jungen Doctor Eugène L. in Paris neulich abstattete. Der junge Arzt ist schnell zu einem Patienten gerufen, und während seiner Abwesenheit meldet sich ein elegant gekleideter Herr, dem es sehr leid thut, seinen Freund, wie er sagt, nicht zu finden. Schon will er sich entfernen, da dreht er sich noch einmal zu dem Bedienten: „Mein Gott, es wird ihn betrüben, die Nachricht nicht sogleich nach seiner Rückkehr zu erfahren; ich muß in sein Zimmer, es ihm aufschreiben." Der Bediente folgt ihm zum Bureau seines Herrn. Kaum hatte der Fremde eine Zeile geschrieben, als ein heftiges Läuten jenen abruft. Es war eine Botschaft an den Arzt. Als der Diener zurückkehrt, übergibt ihm der Fremde das Billet an seinen Herrn, und trägt noch Grüße auf. Bald darauf erscheint der junge Arzt und liest den Inhalt: „Mein Herr, suchen Sie nicht zu eifrig nach Ihrer Uhr, es wäre vergebens. Aber halten Sie Ihren Bedienten nicht für einen Spitzbuben, sondern nur für einen Dummkopf, der Sie während Ihrer Abwesenheit bestehlen läßt. Jagen Sie den Tölpel fort! Diesen guten Rath als Dank für die schöne Uhr. Ihr ergebenster Capdeville, voleur."

So witzig sind die Schurken in der Civilisation!

[Dante.]

Von Dante's göttlicher Komödie, Originaltext und metrisch übersetzt von August Kopisch, Berlin, Enslin'sche Buchhandlung, ist bereits die zweite Lieferung erschienen, jede Lieferung ⅓ Thlr. Die Abhandlungen und die Charte des Dante'schen Weltsystems folgen später.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hiebei das Intelligenzblatt Nr. 2.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **2.** — den 17. Februar 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Anzeige.

Um armen Leidenden den Ankauf eines Werkes zu erleichtern, das in unzähligen Fällen Hülfe glücklich nachwies, und auch, um der Speculation derer Nachdrucker ein Ziel zu stecken, haben wir von dem in unserm Verlage bereits in drei Auflagen erschienenen Buche:

Die Auszehrung heilbar,

aus dem Englischen übertragen vom H. S. Obermedicinalrathe und Leibarzte Dr. Hohnbaum, und mit Anmerkungen und Heilberichten desselben bereichert, eine **vierte Auflage** zu

halbem Preise,

nämlich zu 8 Groschen sächs. — 36 Kr. rhein. — 32 Kr. Conv. Mze. — $10\frac{1}{2}$ Silbergr. veranstaltet. — Dieselbe verläßt eben die Presse.

Diese vierte Auflage ist nicht allein

a) viel wohlfeiler, als alle Ausgaben der Nachdrucker,

sondern sie hat auch vor diesen und allen übrigen, ältern Editionen den entschiedenen Vorzug dadurch, daß sie

b) die zahlreichen neuesten (sehr merkwürdigen) Erfahrungen des Herrn Verfassers (Dr. Ramadge, Oberarztes des Londoner Hospitals für Lungensüchtige) enthält, welche, sowie die Zusätze und Bereicherungen unsers Herrn Bearbeiters,

allen andern und frühern Ausgaben gänzlich fehlen.

Die erläuternden Kupfertafeln sind um zwei vermehrt worden und der Text ist in der Bogenzahl fast um die Hälfte stärker.

Um aber gewiß zu sein, die rechte Ausgabe zu erhalten, verlange man:

Ramadge-Hohnbaum:

Die Auszehrung heilbar,

4te Originalauflage zu halbem Preise
(8 Groschen sächs.)

„Ich habe gefunden, daß die Heilung einer Krankheit möglich ist, die man bisher für unheilbar gehalten hat, und zwar bestehe das Mittel zur Heilung nicht aus irgend einem pharmaceutischen Arkanum, sondern aus einem einfachen, mechanischen, fast nichts kostenden und allenthalben anwendbaren Proceß. Was uns bis jetzt dunkel war, ist nun, wie ich hoffe, hell geworden, und ich habe die frohe Ueberzeugung, daß, als Wirkung dieser kleinen Schrift, alle bisherigen, auf bloßen Vermuthungen beruhenden Auszehrungs-Curmethoden, die nur zu oft die Krankheit verschlimmerten, statt sie zu heilen, gleich andern irrigen Behandlungsweisen der Vorzeit, an die wir nur mit Bedauern und Erröthen zurück zu denken vermögen, nun der verdienten Vergessenheit übergeben werden." Vorrede.

Hildburghausen, Amsterdam und New-York, 1838.

Bibliogr. Institut.

So eben ist erschienen:

Immanuel Kant's
sämmtliche Werke.

Herausgegeben
von
Karl Rosenkranz und *Friedr. Wilh. Schubert.*

Erster Theil. (Kleine logisch-metaphysische Schriften.)
Subscriptionspreis: 2 Rthlr. 18 Gr.

Dieser einzigen rechtmässigen Gesammtausgabe der Kant'schen Werke, deren äussere sorgfältige und würdige Ausstattung allgemeine Anerkennung finden wird, stehen zwei Männer vor, die recht eigentlich den Beruf dazu haben, den grossen Philosophen auf das correcteste dem Publikum zu überliefern und zu erklären. Der erste Band bringt Kant's kleine logisch-metaphysische Schriften; sie reichen vom Jahre 1755, wo er seine Doctordissertation schrieb, bis ins Jahr 1796, wo die „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie" erschien. Wir finden hier Kant's erste grosse Versuche, die Welt der Verwirrung, die er in der Philosophie vorfand, zu organisiren, seine berliner Preisschriften, seine Programme zur Einrichtung seiner Vorlesungen in Königsberg, seine grosse Abhandlung zum Beweis eines Daseyns Gottes, seinen Aufsatz „über Philosophie überhaupt", seine polemischen Debatten gegen Zeitgenossen u. a. Herr Prof. *Rosenkranz* spricht sich geistvoll über die Bedeutsamkeit dieser kleinen Schriften Kant's in der Vorrede aus.

Der folgende Band (Rechtslehre, Tugendlehre und Pädagogik; herausgegeben von Herrn Prof. *Schubert*) erscheint nächstens. Die Gesammtausgabe wird vor Ablauf zweier Jahre vollständig in den Händen der bereits zahlreichen Subscribenten seyn.

Leipzig, den 31. Jan. 1838.

Leopold Voss.

PRACHT-

HAND - BIBEL

ZU GEBET UND ANDACHT.

In der neuen deutschen Uebersetzung des

Dr. Leander van Ess.

Rechtmässige Original-Ausgabe.

Complett in 48 wöchentlichen Lieferungen, mit 48 prachtvollen Stahlstichen und einer Karte von Palästina.

Vortrefflicher Druck auf das feinste Velin. Format: Gross Octav.

Subscriptions-Vortheile.

Unterzeichner für **zehn** Exemplare **dieser** Ausgabe erhalten von jeder Buchhandlung ein **elftes gratis.**

Grössere Bestellungen auf mindestens **zwanzig** Exemplare, von Subscribentensammlern, Buchbindern u. dgl., haben von jeder soliden Buchhandlung **ausser** den Freiexemplaren **noch einen billigen Rabatt** zu geniessen.

Der **Preis** bei so kostbarer Ausstattung ist **nur** 2½ Gr. sächs. — 3½ Silbergroschen — 12 Kr. rhn. — 10 Kr. Conv. Mze. für jede mit Stahlstichen geschmückte Lieferung. **Diese Preise** sind die **ersten** Subscriptionspreise. — Später wird ein um **25** Procent erhöhter **zweiter** Subscriptionspreis eintreten, worüber wir uns besondere Anzeige vorbehalten.

Die **ersten fünftausend Subscribenten** werden als Gründer und Beförderer dieses Unternehmens betrachtet und erhalten, zum Andenken, **gratis**, mit der **letzten** Bibellieferung das berühmte Kunstblatt:,

CHRISTUS beim Abendmahle,

nach Leonardo da Vinci in Stahl gestochen

von

Friedrich Wagner

— Gross Folio —

ganz kostenfrei eingehändigt.

Die ersten Lieferungen sind bereits fertig und sogleich zu beziehen.

Hildburghausen, Januar 1838.

Das Bibliographische Institut.

Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen:

Sieben Lebensbilder und Novellen von Bulgarin, Mareschui, Merimée, Gozlan und Chapus. Deutsch herausgegeben von Karl Andree. Sauber brosch. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Blätter für häusliche Andacht und Erbauung für alle Stände, herausgegeben von M. Friedr. Wilh. Reinhard, Pastor in Kleinzschocher, und Wilh. Naumann, Pastor zu Knauthain. 2tes Heft. Preis 8 Gr.

Leipzig, den 18. Januar 1838.

Ludwig Schumann.

Botanik,

Für Freunde und Kenner derselben!!

Vollständig in drei Bänden, als classisch von allen Botanikern anerkannt, sowohl für den Botaniker von Fach, als auch für den Freund der Botanik unentbehrlich, kann die dritte Auflage von

J. C. Moessler's

Handbuch der Gewächskunde.

Dritte Auflage

herausgegeben, vermehrt und verbessert

von

Dr. *J. C. L. Reichenbach.*

gr. 8. 3 Bände.- Altona, Hammerich. 6¾ Rthlr.

nicht dringend genug empfohlen werden.

Dieses sichere, zuverlässige Handbuch hat bereits beim Studium der Gewächskunde sich als höchst praktisch bewährt, was wohl nichts besser beweist, als die allgemeine Verbreitung desselben, wodurch es auch möglich wird, einen so billigen Preis zu stellen.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz etc. haben dieses gediegene Werk stets vorräthig.

In unserm Verlage ist erschienen:

Die Gefahren der Autorschaft, ein Buch für junge Schriftsteller, von einem alten Autor. Nach der vierten Auflage des englischen Originals. 8 gGr.

Des jungen Verlegers Freund, eine Fortsetzung der Gefahren der Autorschaft. 8 gGr.

Beide Schriftchen werden nur zusammen abgegeben.

Leipzig, im Jan. 1838.

Jul. Wunder.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Thespis.

Originalspiele für die deutsche Bühne

von

Friedr. Clemens Gerke.

1r Band.

8. Altona, Hammerich. geh. 1½ Rthlr.

Inhalt: Die Auswanderer am Ohio, Lustspiel in 5 Aufzügen.
Das Zöpfchen, Lustspiel in 2 Aufzügen.
Das Automat, dramatische Skizze.

Dieser 1ste Band, dem nächstens ein 2ter folgen wird, enthält das Lustspiel: Die Auswanderer, welches bereits auf dem Stadt-Theater zu Hamburg gegeben und von mehreren der angesehensten Bühnen zur Aufführung angenommen worden ist.

Bei Ch. E. Kollmann in Leipzig erschien so eben:

Maiknospen.

Von

Constantin Tischendorf.

Brochirt (in Golddruck-Umschlag) 1 Rthlr.

Die elegante Ausstattung dieser Dichtungen ist Beweis für die Erwartungen, mit denen der Verleger den jungen Dichter ins Publikum einführt. Das Ganze ist in 6 Sträußchen getheilt und füllt nahe an 200 Seiten.

Polytechnisches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 1—6 mit 40 Abbildungen.

Edward Sang über Hebelmaschinen und Drehbänke. — Ueber die London-Birmingham-Eisenbahn. — Gross, Gebläse mit heisser Luft. — Ey, über Walzwerke als Ersatz der Röschpochwerke. — Anemometer von Whewell und Osler. — Frankreichs Production an Steinen, Thon u. s. w. und Brennmaterialbedarf im J. 1836. — S. Raub's Sicherheitsapparat für Dampfkessel. — Uei Emmon's eingeleisige Eisenbahn. — Sachsens Industrie. — Die Kaiser Ferdinands Nordbahn. — Galloway über amerikanische Dampfboote. — H. Booth's Construction der Eisenbahn-Tunnel. — W. Hancock's verbesserte Art, Bücher einzubinden. — Th. Binn's Verbesserungen an Dampfmaschinen und Eisenbahnen. — Marsh's Percussionszündröhren für Kanonen. — Bericht von Fairbairn über den Einfluss kalter und heisser Luft auf die Eigenschaften des Roheisens. — Schänffelen's Heizapparat. — Die Kalköfen zu Closeburn, von Muntesth. — Versuche mit verschiedenen Beleuchtungsmitteln, von Vehl. — Zur Verfertigung von Papiermaché-Gegenständen. — Jegel's Caoutchouc-Fabricate. — Wheatestone's elektrischer Telegraph. — Nachtheilige Wirkungen des Braunsteinstaubes. — Mischungen zu grünem und rothen Feuer von Aothun. — Unschädlichkeit des Meilerdampfs. — Callier's pat. Tuchrauhmaschine. — Cazali's und Cordier's Appreturmethode. — Gérronté's Fabrication von Druckcylindern zu Walzendruckmaschinen. — Die Magdeburg-Köthen Halle-Leipziger Eisenbahngesellschaft. — J. Perkin's Verbesserungen an Dampfmaschinen. — Harrison's verb. Dampfwagen. — Haiaguerllot über den Zusammenhang zwischen Zugkraft und Geschwindigkeit auf Canälen. — Eisenbahn von Strassburg nach Basel und Eisenbahnen des Elsass. — Thiercy's Bericht über die allgemeine Feuerspritzenprobe zu Mühlhausen. — G. Schwartz über grünen Indig. — V. Kirn über die Raumverhältnisse der gebräuchlichsten, auf Holzfeuerung eingerichteten Glasöfen und Glashäfen. — Gebrannte Thonscherben als Klärmittel für trüben Wein und Essig. — Ueber Brennmaterialien von Berthier, Jonker, Regnault und Sauvages. — Jaminat Cornet's Filtrirapparate für Wasser. — Winter's Waschmaschine. — Johnson über das Ausbringen des Palladiums in Brasilien. — Verbesserungen in der Stahl- und Eisenfabrication, von Beyden. — Fecstner's Verfahren Oele zu raffiniren. — Leitenberger's Modelldruckmaschine. — Ueber Eisenverbesserungsmittel von Engelhardt. — Leinfelder's Verbesserungen an Schuhen und Stiefeln. — Erkennungsmittel kleberhaltigen Stärkmehls. — Darstellung von Copalfirniss, nach Böttger. — Heilmann's mechanischer Webstuhl mit mechanischem Tempel. — Risler und Dixon Spindelbank, genannt méchoir (Dochtmaschine). — Thilorier's Maschine zum Zusammenpressen von Gasen. — Bereitung des Vitrum Antimonii im Grossen nach A. Werner. — Ideen über Verbesserung der Zimmerheizung, von G. Osann. — Bleierne Röhren.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 31. Jan. 1838.

Leopold Voss.

Neu erschienen in Ernst Klein's Comptoir in Leipzig:

Die Unpäßlichkeiten der Damen,

ihre bequemste und leichteste Heilung. Von D. C. Lenz. 8 B. gr. 12. geb. 16 Gr.

Komische Scenen

aus dem Leben eines Bonvivants. Aus dem Französischen des Paul v. Kock. 2 Bde. 33 B. 12. br. 1 Thlr. 3 Gr.

Die Bonvivants.

Charakterbilder nach dem Leben von D. H. G. Rumsen. 2 Bde. 22 B. 12. br. 1 Thlr.

Neue Vierteljahrsschrift.

Vereinigungspunkt

der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands.

So eben, Februar 1838, hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Erstes Heft.

8. Altona, Hammerich. 1838. Geh. 1½ Thlr.

Diese neue Vierteljahrsschrift bildet einen Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands, und indem sie schon durch den ansehnlichen Kreis der gewonnenen Mitarbeiter recht eigentlich aus der lebendigen Mitte der Gegenwart hervorgeht, wird sie durch die Darstellungen, die sie liefert, dazu beitragen, dem Publikum in jeder Art und Form eine zeitgemäße Unterhaltung und eine Lectüre zu bieten, die zur Orientirung in den wichtigsten Erscheinungen des modernen Lebens dienen soll.

Wir erlauben uns, allen Lesezirkeln dies neue Journal zur Beachtung zu empfehlen. Der Inhalt des erschienenen ersten Heftes ist folgender:

1) Scheidewege; von K. A. Varnhagen v. Ense. 2) Excommunication. Blicke aus dem Leben in die Zeit; von H. Koenig. 3) Geistliche Antiphonien; von Karl Rosenkranz. 4) Fragmente zur Geschichte des Erdlebens; von C. G. Carus. 5) Gedichte aus den Bergen; von Dr. Mises. 6) Literaturblätter. (Von Dr. Mises und Karl Rosenkranz. 7) Correspondenzblätter. (Eine Reihe von Berichten aus Paris, Berlin, Hamburg, Leipzig, Göttingen u. a. m.)

Das zweite Heft des Freihafens erscheint im Monat März.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht

in drei Gesängen.

Von

Ernst Schulze.

Sechste Auflage.

Ausgabe ohne Kupfer. 8. Geh. 1 Thlr.
Ausgabe mit 7 Kupfern. 8. Geb. 2 Thlr.
Prachtausgabe auf Velinpapier mit 7 Kupfern. Gr. 8. Elegant geb. 2 Thlr. 12 Gr.

In meinem Verlage erschien ferner von Ernst Schulze:

Sämmtliche poetische Werke. Vier Bände. Neue Auflage. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern. 8 Thlr. Prachtausgabe 18 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Zwei Bände. Neue Auflage. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe 9 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Märchen. 8. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Januar 1838.

F. A. Brockhaus.

Interessante Neuigkeit.

So eben ist bei Leopold Michelsen in Leipzig in Commission erschienen:

Ritual und Aufdeckung

der

Freimaurerei,

der

Gesellschaften der Oranienmänner

und

seltsamen Gesellen;

mit vielen Bildern,

einem Schlüssel

zu dem

Phi Beta Kappa,

so wie auch

einer Darstellung

des,

an William Morgan,

wegen Enthüllung der Geheimnisse der Maurerei, begangenen Menschenraubes und Mordes.

Aus englischen Schriften gezogen

von

einem Freunde des Lichtes.

Preis: geheftet 1 Thlr. 8 Gr.

So eben erschienen in Ernst Klein's literarischem Comptoir in Leipzig:

Die Kunst der Frauen,

sich die Liebe und Treue ihrer Gatten zu sichern. Festgabe für junge Frauen und bräutliche Jungfrauen. Von D. Heinrich. Cartonn. 15 Gr.

Jean Paul.

Das Schönste und Gediegenste aus seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen, nebst dessen Leben, Charakteristik und Bildniß. Ausgewählt, gesammelt und geordnet. Mit einem Vorbericht von Conz. 12s und letztes Bändchen. Herausgegeben von D. H. G. Numsen.

Subscriptionspreise für jedes Bändchen:	Pränumerationspreise für das Ganze v. 12 Bändchen:
I. In 8. 1) Velinp. 1 Thlr.	10 Thlr.
2) Schrbp. 18 Gr.	7 Thlr. 12 Gr.
II. In 16. 3) frz. P. 16 Gr.	6 Thlr. 16 Gr.
4) Druckp. 12 Gr.	5 Thlr.

Man kann nach und nach, je 2 oder 3 Bändchen zusammen, entnehmen, zahlt aber dann das 12te voraus.

Das Magazin der Liebe

für Herren und Damen, oder nützlicher Unterricht für Alle, welche sich der Liebe weihen, um in der Liebe glücklich und in der Ehe zufrieden leben zu können, und die Kunst zu fesseln und stets neue Reize zu entwickeln. Mit Anhang: Mittel zur Pflege einiger Körpertheile, schöne und verständige Kinder zu zeugen und das Geschlecht der Kinder vor der Geburt zu bestimmen. Frei aus dem Franz. 3te Auflage. broch. (In Comm.) 12 Gr.

Unterricht für junge Frauen,

um frohe Mütter gesunder Kinder zu werden und selbst dabei gesund und schön zu bleiben. 2te Auflage. br. 9 Gr. (In Comm.)

Th. Mundt's Weltfahrten.

Eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben:

Spaziergänge u. Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Erster Band.

1. Briefe aus London.
2. Tagebuch aus Paris.

8. elegant geheftet 2 Thlr.

Diese lebendigen Skizzen, die unter einem begünstigten Aufenthalte des Verfassers in London und Paris entstanden, dürften als Ueberlieferungen zur Zeit- und Tagesgeschichte ein dauerndes Interesse ansprechen, da sie wahre Culturbilder der Gegenwart sind, und in einer klaren und piquanten Anschauung ein lebensgetreues Tableau der großen Welthauptstädte liefern. Es wird diese Bilder Niemand aus der Hand legen, ohne sich über die wichtigsten Angelegenheiten des Tages und die berühmtesten Persönlichkeiten der Jetztwelt darin auf eine neue Weise orientirt zu haben, weshalb wir dies an Anregung und Unterhaltung so reiche Werk gebildeten Lesern aller Stände dringend empfehlen. — Der zweite Band, der eine Reihe humoristischer Briefe unter dem Titel: „Deutschland in Frankreich; Briefe an einen deutschen Kleinstädter", enthält, befindet sich unter der Presse und wird mit Nächstem erscheinen. —

Altona, im Januar 1838.

J. F. Hammerich.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — **36.** — den 19. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafest*).

Von E. Willkomm.

„Habt Ihr schon die braune Marianne gesehen?" Mit dieser Frage trat einer unserer Schulkameraden grüßend in die Classe. Am Tage vorher war eine Bereiter- und Seiltänzergesellschaft angekommen, die man uns als besonders geschickt bereits gepriesen hatte. Wir, damals noch unbefangen und keinesweges sehr kritisch gestimmt, freuten uns schon im voraus auf die zu erwartenden graziösen Luftsprünge und vergaßen darüber ganz die Künstler. Die uns überraschende Frage ward demnach ziemlich unisono mit Nein! beantwortet.

„Dann wißt Ihr nicht, was schön ist," fuhr der enthusiastische Berichterstatter fort. „Gestern Abend noch habe ich mich bei der Gesellschaft eingeführt, im Ganzen ein sehr gewöhnliches Gesindel, aber die braune Marianne, alle Wetter! das ist ein Kind, wundervoll! Heut Nachmittags um vier Uhr gibt sie die erste Vorstellung. Es wird nicht gar so pünctlich angehen — um vier Uhr sind die Schulstunden geschlossen — wie ist's — wollen wir in pleno nach der Schießwiese? Wenn wir uns als „Studenten" melden lassen, haben wir's ohnehin wohlfeiler, und am Ende tanzt die kleine Hexe noch obendrein eine Extratour uns zu Ehren. Versteht Ihr mich, uns Tertianern zu Ehren!"

Zu einer solennen Berathung war die Zeit zu kurz. Des Cantors bekanntes Husten ließ sich bereits hören, wir mußten unsere Gedanken sammeln und einstweilen Seiltänzer und braune Marianne zu vergessen suchen. Ehe indeß noch die Mittagsstunde herankam, ward allgemein beschlossen, die „böhmische Göttin", wie wir das unbekannte Mädchen auf gut Glück hin nannten, zu bewundern. Die zu unserem Vorhaben erforderliche Erlaubniß des Classenlehrers ward von uns gezwungenen Legitimisten gebührend eingeholt und damit zugleich ein früherer Schluß der letzten Nachmittagsschulstunde erreicht. Ehe noch das läutende Glöckchen vom Thurme des alten Rathhauses die vierte Stunde verkündigte, oder, um mit den Bewohnern Zittaus zu reden, bevor „die Ziege über den Markt lief", zogen wir allesammt wohlgemuth zum finstern böhmischen Thore hinaus.

Es war ein warmer, heller Juliustag. Der prachtvolle Halbkreis von Gebirgen, der die fruchtbare, reich angebaute Lausitz nach Böhmen hin umschließt, lag in mattblauen Duft gehüllt und gab der Landschaft eine südliche Färbung. An solchen Tagen verliert sich der Charakter des Nordens fast ganz in jener Gegend, selbst die Menschen, sonst eckig, schroff und, wenn es noth thut, grob — was, beiläufig gesagt, der echte Oberlausitzer für bieder hält — werden ausgelassen heiter. Fehlt es ihnen dabei auch an dem sprudelnden Humor des eingebornen Südländers, so wird dieser Mangel doch hin-

*) Wir brachten von E. Willkomm früher: Die Trompeter-Marie und Pascherleben, unter dem Gesammttitel: Granzwanderungen. Diesen interessanten Lebensbildern schließt sich nun hier ein drittes an. D. R.

länglich wieder ersetzt durch eine edle Treuherzigkeit, die sich gern mit Intelligenz verschwistert, ohne deren Kälte das Herz berühren zu lassen.

Auf der weiten, grünen Schießwiese flatterten bunte Lappen, Fahnen genannt. Ein kreisrunder Platz, von Bretern umgränzt, bezeichnete den Ort, wo die Reitergesellschaft ihre Vorstellungen geben wollte. Ein luftiges Zelt verbarg diese selbst den neugierigen Späherblicken der Zuschauer. Unserer kleinen Gesellschaft wurde ein besonderer Platz eingeräumt, von dem aus wir ohne kritische, den Genuß störende Anwandlungen den bald beginnenden Kunststücken zusahen. Obgleich die Künstler nicht unter die Virtuosen zu zählen waren, sie gaben sich Mühe und gefielen. Dennoch wurden wir ungeduldig. Unserm Verführer ward schon von einigen hitzköpfigen Freunden der Lohn in vollwichtigen Rückenpüffen ausgezahlt, da noch immer seine laut gepriesene Marianne nicht erscheinen wollte. Ein zwischen A-dur und C-moll hin und her lavirender Trompetenton unterbrach dies kleine Faustexercitium und der Bajazzo kündigte „die unvergleichlich kleine Mariann'" als Mazurin an. Augenblicklich trat Ruhe ein, der bearbeitete Knabe drohte seinen Peinigern, die luftige Zeltthür flatterte auseinander, und auf einem blendend weißen Schimmel sprengte die erwartete böhmische Göttin in die Rennbahn.

Es war eine zarte Gestalt, von schlankem Wuchse und ungemein schönen Formen. Ihre Kleidung konnte man kostbar nennen, vielleicht aber erhob auch nur die höchst elegante Toilette den scheinbaren Werth derselben in unsern Augen. Obwohl das Mädchen kaum zwölf Jahre zählen mochte, überströmte sie doch der volle Reiz jungfräulicher Reife. In die malerische Tracht der Mazuren gehüllt, schien sie, mit verschränkten Armen frei auf dem muthigen Rosse stehend, mehr zu schweben als zu ruhen. Eine purpurrothe Konfederatka umschloß, wie eine düstere, blutige Wolke, die schönste Stirn, die je ein reizendes, ovales Gesicht mit holdem Zauber schmückte. In rabenschwarzen langen Flechten, nur lose von blauen Bändern umschlungen, fielen die schönen Haare über Nacken und Rücken herab. Das Mädchen glich in ihrer sichern Haltung, mit der sie unbeweglich auf dem rasend forteilenden Pferde stand, einer bronzenen Statue. Denn der Teint der jungen Künstlerin war vom dunkelsten Braun, kaum die Wangen vom Pulsschlag des Blutes leichter angehaucht. Ueber dem tiefschwarzen Auge, das brennend aber ruhig auf den Gegenständen haftete, wölbten sich zwei feine Halbbogen, die Augenbrauen, unter denen die Augenlider, lichter gefärbt als die übrige Haut, mit den langen Seidenwimpern wie Schmetterlingsflügel oft seltsam auf- und niederflogen. Unser aller Augen vergaßen über dieser wunderlieblichen Erscheinung die außerordentlichsten Kunststücke, die das braune Mädchen mit der anmuthigsten Grazie ausführte. Wir beklatschten nicht die Kunst, die Geschicklichkeit, mit welcher sie das wilde Pferd leitete und dabei die halsbrechendsten Stellungen, Sprünge u. s. f. entwickelte, sondern nur das seltene Geschöpf. Ein eigenthümliches Lächeln öffnete zuweilen ihren kleinen Mund. Wiederholt drückte sie die flache Hand an die Stirn, oder neigte, in tiefes Sinnen verloren, den schönen Kopf. Ihre Seele schien nichts zu wissen von den zierlichen Verrenkungen, in denen sich der Körper willenlos bewegte. Mit einem künstlich entflammten Blicke schwang sie sich endlich vom Pferde, kreuzte nach muhammedanischer Sitte die Arme über dem jugendlichen Busen, und sich rasch gegen das Publicum verneigend, entzog das bergende Zelt die seltene Erscheinung unsern trunkenen Blicken.

Die Darstellung war zu Ende, die Anwesenden stolperten über die roh gezimmerten Bänke und zerstreuten sich lachend und scherzend auf der blühenden Wiese.

„Das war die braune Marianne," sprach unser Führer, „und wenn Ihr mir jetzt nicht Dank wißt für meine Neugierde, die mich gestern schon in die Reitbahn führte, so hol' Euch Alle der Henker!"

Natürlicherweise erschöpften wir uns nun in Lobsprüchen, doch schien dies keine gebührende Anerkennung für Mariannens Schönheit zu sein. Einige meinten, es sei durchaus nöthig, noch etwas ganz Besonderes anzugeben, und als man sich nicht schnell vereinigen konnte, rief ich den Kameraden zu: das ist leicht gethan. Wir treten hinter das Zelt und singen das Lied vom braunen Mädchen. Die Primaner schreiens den ganzen Abend, wenn sie einen Comment haben; ich kann's, und das Ding paßt auf die Marianne just, als wär's für sie ganz eigens gedichtet."

Der Vorschlag fand Beifall und das ganze Chor zog nach dem Zelte. Bald hallte die Luft wieder von unserm Gesange:

„Schwarzbraunes Mädchen,
Du hast 'nen schönen Mund, ja, ja!"

Als wir das Liedchen abgesungen hatten, öffnete sich die Zeltwand, und die so geehrte Schönheit steckte ihr Köpfchen durch den Spalt und dankte in etwas fremdartigem Dialecte „den Herren sächsischen Studenten."

Seelenvergnügt zogen wir nach den Kaiserfeldern hinaus, einer nach den Gebirgen hin anschwellenden Ebene.

Gegenstände unseres Gespräches blieben abwechselnd die braune Marianne und die griechischen Partikeln. Ich meines Theils fand aber durchaus mehr Geschmack an der schönen Kunstreiterin, als an den unschönen Partikeln der schönsten Sprache der Welt. So that ich denn, was meines Amtes war, und begann kritische Untersuchungen anzustellen über die wahrscheinliche Abstammung der braunen Marianne.

„Du bist im Irrthume," sagte ich zu unserm Obersten, „diese Marianne ist keine Böhmin."

„Da stimme ich Dir bei," sprach ein Anderer, „die stammt aus Asien."

„Nämlich nicht," ergänzte ich. „Seht Euch doch nur den ganzen Schnitt des Gesichtes an, ihr Haar, ihren Blick, die dunkle Färbung ihrer Haut, und Ihr müßt's weghaben, daß sie aus Aegypten stammt."

„Aus Aegypten," schrien zehn oder zwölf. „Der geht doch gleich recht weit."

„Was ist da zu lachen?" fuhr ich fort. „Genug, sie stammt aus Aegypten. Und hier meine Gründe. Die Farbe Mariannens ist ägyptisch, ihre Sprache, weder deutsch noch böhmisch, kann also ebenfalls ägyptisch sein, ihre Religion aber ist ganz bestimmt die muhammedanische, wie aus ihren Verbeugungen einleuchtend wird. Alles das läßt sich ohne Schwierigkeit zusammenreimen, wenn Ihr bedenkt, daß Napoleon in Aegypten war, und von dort herüber Mamelucken nach Frankreich führte. Kann nun dieses schöne Kind nicht von so einem Mamelucken abstammen? Woher käme ihr sonst diese Virtuosität im Reiten? Gebt mir eine bessere Erklärung, und die meinige soll verworfen sein."

Meine Begleiter lachten über die halb im Ernst, halb im Scherz gegebene Rechtfertigung und ließen den fraglichen Ursprung der Kunstreiterin, wie billig, dahin gestellt sein. Wir Alle bewunderten noch oft das holdselige Geschöpf und hatten sogar den chevaleresken Einfall, sie bei ihrem Fortgange eine Strecke Weges zu begleiten. Unvorhergesehener Hindernisse halber konnten wir aber leider unsern Entschluß nicht ausführen. Verstimmt und mit einem Gefühle, dessen Seltsamkeit wir uns gegenseitig nicht genug beschreiben konnten, sahen wir das schöne Kind einer dunklen Abkunft dem nahen Böhmen zuziehen, und dachten der „braunen Marianne," so oft später wieder einmal eine durchziehende Seiltänzergesellschaft zur Zeit des Jahrmarktes Alt und Jung mit ihren gemischten Kunststücken unterhielt.

Es waren zehn Jahre vergangen. Jene mährchenhafte Episode einer harmlosen Jugend hatte ich längst vergessen. Freunde und Bekannte da und dorthin zerstreut von der unerbittlichen Macht der Lebensströmung, waren mir aus dem Gesichte gekommen. Die Welt selbst, durch einen gewaltsamen Stoß aus einer langjährigen düstern Ruhe emporgeschreckt, schwankte auf und ab zwischen Kampfeslust und Friedenswünschen. Das Jahr 1830 war über die Schwelle des Tempels geschritten, in dessen Hallen die eingetretenen Stunden zu Momenten in der Geschichte sich umgestalten. Mit dem Gewichte, das an der Gegenwart schwer und bedeutungsvoll hin und wieder schwankte, verlor das Alte seinen Werth, mochte es auch der Sache nach für jugendlich gelten können. Uns Alle, die wir noch vor zehn Jahren mit gläubigem Ohr an den gutmüthigen Erzählungen braver Lehrer hingen, hatte der Siegesruf von der Seine aus der Mährchenstimmung herausgeschreckt. Wir wußten nicht recht, wie uns geschehen war. Ein kalter, phantastisch-schöner Traum, raf'te der so urplötzlich licht gewordene Tag unserm Auge vorüber. Schwindel ergriff uns, ein Schwindel bacchantischer Freude, und nagte auch ein wilder Schmerz an unsern schönsten Gefühlen, die licht gewordene Zeit mit ihren Riesensprüngen übertäubte mit helleren Freudenglocken das heimliche Forttönen einer zerbrochenen Vergangenheit.

Der Zufall hatte mich wieder in die heimathliche Gegend geführt. Es war Sommer und die romantischen Kreise des benachbarten Böhmen und Schlesien lockten zu Ausflügen. Ungesucht fand sich ein für mich doppelt angenehmer Begleiter. Xaver war ein polnischer Flüchtling, den der unrettbare Fall seines unglücklichen Vaterlandes von den blutgedrängten Leichenfeldern fortgetrieben hatte, um in der Ferne den dürren Zweig zu pflegen, den der wunderliche Mensch Hoffnung nennt, sobald nur noch ein dürftiges Blättchen an ihm sich zeigt. Jung, tapfer, mit Wunden bedeckt, ohne Freunde noch Eltern, beabsichtigte Xaver nach der Schweiz zu gehen, zuvor aber in dem engen Winkel der Lausitz auf Unterstützung zu warten, die ihm Theilnehmende versprochen hatten. Dieser Pole war mir eine merkwürdige Erscheinung. Aufgeweckter, lebenslustiger, ja übermüthiger ausgelassen mochte man sich kaum irgend einen Menschen denken. Den ganzen Tag sang und spielte er auf der Guitarre polnische Nationallieder, deren melancholische Weisen seltsam mit der lachenden Heiterkeit des heldenherzigen Jünglings contrastirten. Dann warf er wieder plötzlich das Instrument von sich, eine tiefe, zürnende

Wehmuth trübte sein Auge, ohne den lichten Abglanz einer hoffnungsvollen Verklärung in tiefstem Grunde zu verdämmern, und leicht, beredt, feurig, mit gewandter Zunge entrollte er kecke Bilder seiner kriegerischen Erlebnisse vor den aufmerksamen Zuhörern mit der nämlichen Grazie, die ihm zuvor Ton und Sprache zum Gesange geliehen hatte. Xaver konnte in mancher Hinsicht ein treues Abbild seiner ganzen unglücklichen Nation geben. Er war sorglos, tapfer, leichtsinnig, immer bereit, sich zu opfern, aber stets unbeständig, wie sein armes Volk. Als ich ihm Mosen's schönes Gedicht, „die letzten Zehn vom vierten Regimente" vorlas, fehlte wenig, und er wäre nach Dresden gelaufen, um den Dichter persönlich umarmen zu können. Mit sprachgewandter Zunge übertrug er es frei ins Polnische und sang es zur Guitarre so oft, daß ich ihn zuletzt bitten mußte, seinem Enthusiasmus Einhalt zu thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Immermann, August Böckh.]

— Von Immermann's Tragödie, den Opfern des Schweigens, wäre zu melden, da Ihre Blätter darüber sich bisher selbst Schweigen auferlegten, was den Correspondenten wohl kein Opfer kosten mag. Ich verspare eine Kritik des Stückes, wenn es im Druck erschienen ist; die beste Aeußerung über dasselbe las man im „Freihafen", der neuen norddeutschen Vierteljahrsschrift, die eine ausgezeichnete Feder verrieth. Auch dieser Berichterstatter stimmt darin überein, daß Immermann die hohen Erwartungen täuschte. Nach so viel wirklich großartigen Vorarbeiten dieses Dichters, — die meisten seiner Dramen stecken noch in der Shakspeare'schen Schule, ohne in das Shakspeare'sche Leben auf deutschem Grund und Boden einzugehen, — nach so vielen Bemühungen Immermann's, Theater und Literatur einander zu nähern, nach so viel Auftakt seiner großen Kräfte nun doch ein Stück, das bei der zweiten und dritten Aufführung nicht mehr das Haus füllt, und bei der ersten die versammelte Menge kalt ließ! Immermann bethätigte mit diesem Stücke, was Mundt — ich glaube in diesen Blättern — bei Gelegenheit seiner „Epigonen" sagte, dieser Dichter sei selbst der Epigone einer alten Zeit. Beklagenswerth ist, daß das Dilemna zwischen der Bühne und der Production der literarischen Gegenwart auf keine Weise sich aufzuheben beginnt.

Das hiesige „Conversationsblatt", bisher unter H. Marggraff's Leitung, scheint eingegangen zu sein; es ist nichts davon im neuen Jahre erschienen. Marggraff zieht sich aus der Affaire der berliner Literaturwelt fort, und gedenkt in Leipzig seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Dr. Klein ist nach Wismar abgereist, zur Redaction der „Baltischen Blätter."

Eine Bereicherung an Literatur — wenn es eine ist — erhielt Berlin durch die Anwesenheit des Herrn Traxel, der sich aus Paris hieher übergesiedelt hat. Es ist der als Victor Lenz bekannte Autor.

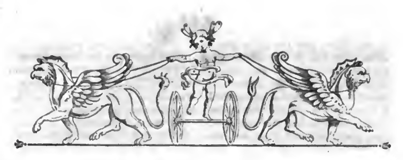
Um auf eigentliche Interessen des berliner Lebens zu kommen, so erlaube ich mir, **August Böckh's** akademische Einleitungsrede zu erwähnen. Sie betraf d'Alembert's und Friedrich des Großen Ansichten über das Verhältniß der Wissenschaft zum Staate. Böckh ist gegenwärtig wohl der bedeutendste Professor an der berliner Universität. Ausgerüstet mit den tiefsten Sprachkenntnissen und einer seltenen Durchschauung des Alterthums in allen seinen Gestaltungen, hat er sein Auge fortwährend auf die Gegenwart gerichtet. Vielgewandt in den höchsten Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft und ein feiner Diplomat, ist er ein Mann der Jugend geblieben und hat die treuherzige Freundlichkeit seines biedern Wesens bewahrt, ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß die Höhe der Wissenschaft nur mit Bedeutsamkeit des Charakters Hand in Hand geht. Fern von todter Gelehrsamkeit oder blos sprachlicher Einzelforschung, hat seine Wissenschaft das Ziel, daß alles Einzelne in sein Allgemeines aufgenommen, der Stoff in Gedanken verwandelt, der Gedanke mit Begeisterung ergriffen werde. In frühern Jahren hatte er sich vielfach mit Platon beschäftigt und ist in dessen Geist eingedrungen wie Wenige, so daß seinen Abhandlungen über den Timäos und über Philolaos nicht viele Monographien über die antike Philosophie an die Seite gesetzt werden können. Dann erschloß er durch seine Ausgabe Pindar's nicht nur das Verständniß dieses Dichters und die Einsicht in die Kunst seiner Hymnengebäude, sondern stellte auch nach Wilhelm von Humboldt's Urtheil den engen Zusammenhang zwischen der Volksthümlichkeit der verschiedenen griechischen Stämme und ihrer Dichtung, Musik, Tanz- und Geberdenkunst und selbst ihrer Architektur in ein volles und klares Licht; und wenn er in seinem kolossalen Inschriftenwerke dem Alterthumsforscher eine Fülle wohlbearbeiteten Stoffes bot, so gestaltete er auf der andern Seite die Masse zerstreuter Forschungen über den Staatshaushalt der Athener zu einem trefflichen Ganzen. Seine neulich gehaltene akademische Rede ist ein neuer Ausdruck von seines Wissens und Denkens edler Gediegenheit, eine zierlich geschnittene Gemme, von welcher uns das ganze herrliche Bild des theuren Mannes anschaut. Es soll mich freuen, wenn eine Skizzirung derselben und die Mittheilung einzelner Aussprüche die Leser veranlaßt, sich näher mit ihr bekannt zu machen. (D. B. f.)

Notiz.

[Abendländische Tausend und Eine Nacht.]

Unter diesem Titel sammelt J. P. Lyser (Meißen bei Goedsche) die Mährchen und Sagen aller europäischen Völker. Das erste Bändchen erschien bereits in zwei Abtheilungen. Die Lithographien nach Originalzeichnungen des Herausgebers könnten fortbleiben oder besser sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 37. — den 20. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafest.

(Fortsetzung.)

Xaver begleitete mich. Wir hatten unter den freundlichsten Begegnungen das Riesengebirge durchwandert und waren von da in die minder kolossalen aber reizenderen Berge Böhmens hinabgestiegen. Die von einem ewigen Duft der Romantik überhauchten Landschaften um das welthistorisch gewordene Gitschin, die nahe Stammburg des großen Waldstein, die herrlichen Isaregegenden, in deren Nähe der Fanatismus der Utraquisten unter Zizka und Prokop seine blutigsten Lorbeern pflückte, standen frisch vor unserm Geiste. Das „böhmische Paradies" hatte seine Pforten geöffnet, ein so unentweihtes Paradies, daß bis auf den heutigen Tag fast Niemand es noch zu betreten pflegt. Denn der vornehme Reisende jagt in seinem großweltlichen Phlegma nur den Städten nach. Natur und Volk, die versteckt wohnen in heiligen Wäldern und Schluchten, kümmern ihn wenig. Das sind Dinge, womit ein großer Theil der modernen Civilisation nichts mehr zu thun haben mag.

Ist auch in neuerer Zeit der allgemeine Pulsschlag der Cultur bis in diese abgelegenen Landstriche gedrungen, so findet sich doch immer noch ein ansehnliches Stück Urmenschliches unter diesem Volksstamme, der in roher Kraft und riesenhafter Körperlichkeit das Hinterwäldlervolk Deutschlands repräsentiren kann. Unzugänglich, wie das Volk selbst, ist auch sein Land. Außer der Haupt- oder Kaiserstraße bilden Flüsse, Wälder, Berge und Thäler einen gordischen Knoten, dessen Verschlingungen kein Fremdling ohne Hülfe der Eingebornen leicht lösen möchte.

Einige Male schon in gefährliche Engen verlockt, bequemten wir uns, von dem gigantischen Zwillingsfelsen Troczka aus einen wegkundigen Führer zu nehmen. Unter seinem Schutze erstiegen wir die tiefen schweigsamen Thäler der schwarzen Isar, die hundertfach gekrümmt in die böhmische Ebene hinabstürzt, um sich später mit der gelben Elbe zu verbinden.

Unser Führer war ein Mann mit freiem Blick. Solcher Menschen gibt es in den böhmischen Wäldern viele. Es fehlt ihnen nur an Gelegenheit, den freien Sinn wirksam um sich greifen zu lassen; denn auf dem kräftigen Volke lastet mit dem Drucke auch die Gewalt einer subalternen Beamtenkaste. Isidor Jablonsk fühlte diese Bedrängniß und mochte ein solches Uebergewicht geistiger Frische wohl seiner Stellung zu verdanken haben, die ihn mit Fremden oft in Berührung brachte. Er war ein Edelsteinschleifer, ward als solcher oft genöthigt, die Gebirge zu überschreiten, und gleichermaßen Schlesien sowohl als Sachsen zu besuchen. Zu letzterem hat der aufgeklärte Böhme eine große Vorliebe. Er betrachtet es als die äußerste Klammer der Freiheit, die ihre scharfe Spitze in die granitne Kette eingedrückt hat, von der das reiche Böhmen umgürtet wird. Sobald daher Jablonsk vergewissert war, mit einem Sachsen zu verkehren, löste sich nach und nach seine Zunge. Von gleichgültigen Gesprächen lenkte er geschickt auf bedeutendere über, und ver-

setzte uns solchergestalt — ein guter Beweis für sein Führertalent — bald mitten in die Tagesgeschichte.

„Das rumort jetzt wieder allerwärts," sagte er, indem eben die Zinnen der Trozka hinter den schließenden Bergen versanken. „Hat wieder tüchtig spektakelt, der Franzose, ist aber halt auch nicht mehr das alte Feuer. Brudelt zu viel der Kerl und sperrt's Maul auf, wie 'ne junge Schwalbe, wenn s' halt 'ne Mucke sieht. Was meint der Herr, wird die neue Freiheit von Juchten sein?"

Die Frage frappirte mich, Xaver mußte lachen und erwiederte statt meiner: „Haltet Ihr's mit der juchtenen oder der schafledernen Freiheit? Das möcht' ich wissen, lieber Mann."

„Sie seind halt kein Sachs," versetzte Jablonsk, „es soll aber nichts thun. Hier zu Lande, ich meine in diesen Schlüften, sind die Haselstöck alle grün. Die fürchten wir nicht, nur die welßen haben 'en Schneller. Und also, mein lieber Herr, muß ich Ihnen sagen, daß mir 'ne granitne Freiheit die liebste ist. An so 'nem Stein, das glaubt mir, da schleift Ihr dem Teufel ein Ohr ab, eh' er's spürt, und das Ding wird nur glätter davon."

Wir erfuhren durch einiges Hin- und Herfragen, daß die neuesten Begebenheiten keineswegs so wirkungslos an dem Volke vorübergegangen waren, als man zu glauben geneigt ist. Das bedeutendste Hinderniß zu einem tieferen Verständniß des Geschehenen war vielleicht nur die böhmische Sprache, die in jenen Gegenden das ausschließliche Vehikel der Mittheilung und des Gedankenaustausches ist. Kaum findet sich hier und da Einer, der mit Mühe das Deutsche radebrecht, und von eigentlichen böhmischen Zeitungen, die sich bis in die abgelegenen Provinzen verbreiten, kann nicht die Rede sein. Ohne Bildung ist der Landmann dessen ungeachtet nicht. Sein Böhmisch spricht, liest, singt und schreibt er, und wenn der Reisende des Abends ins „Gericht" oder den „Kretschma" kommt, ist es keine ungewöhnliche Erscheinung, die Bewohner des Ortes sich um die Tische versammeln zu sehen, und sich gegenseitig aus dicken, alten Büchern die abenteuerlichsten Wundergeschichten im reinsten Böhmisch vorlesen zu hören. Die neue Zeit mit ihren bittern, gewaltigen Lebensfragen dringt aber nicht zu diesen Männern des Waldes, deren markirte Züge und lodernde Blicke einen starken Charakter und frischen Geist verrathen, nur beide durch Mangel an Reibung in träges Hindämmern versunken.

„Nun," fuhr Jablonsk nach einiger Zeit fort, „wir müssen halt warten. Der böhmische Mann hat seit Menschengedenken vom ganzen Weltspektakel immer nur die ersten Prügel mit gesehen, was darauf folgte, das mußt er sich erzählen lassen. Vor ein Jahrener zehn, zwölf sah's weit schlimmer aus hier herum. Da durfte den Lutherischen ihr Gott und Christus nur von der Kehrseite das liebe Tageslicht in die Kirche scheinen lassen. Heut ist's halt schon besser. Oben in Gablonz haben sich die Luther'schen eine Kirche erstritten. Viel soll's freilich immer noch nicht heißen, aber 's ist halt doch etwas; 's ist 'n Anfang, ein Glasstäubchen der Freiheit, wenn Sie wollen. So klein es ist, es glitzert und leuchtet, weil die Sonne einen Punct hat, an dem sie sich brechen kann."

In dieser Weise sprach der Mann mehr und mehr. Es ergab sich, daß er selbst Lutheraner war, und als solcher mitten unter dem bigotten Katholicismus Hinterböhmens den Druck der Zeiten mehr als Andere fühlte. „Das trieb mich halt hinter'm Ofen vor," setzte er hinzu. „Ich packte mein Schleifzeug ein und ging über den Kamm nach Warmbrunn. Auf diesen Streifereien lernt' ich Deutsch, und um von der lieben Menschheit nur manchmal etwas Neues zu erfahren, ließ ich oft genug die Schleiferei stehen und nahm 'n Stock vom Geräms, um 'en paar lustigen, frischen, jungen Reisenden den Weg halt durch a Gebirg zu weisen. Hab' immer profitirt von der Lauferei, und weiß jederzeit, wie's aussieht in der Heimd' und der Fremde."

Mittlerweile hatten wir längst den Kamm des Vogelgebirges erstiegen, das, ein Zweig der höhern Riesenberge, sich den lausitzer Gebirgen unmittelbar anschließt, und in seinen stillen Thälern die prachtvoll gelegenen Heilquellen Libwerda's einerseits, das noch friedlicher ruhende Kloster Haindorf aber und das starke, auf hohem Basaltfelsen erbaute Schloß Friedland, von dem Wallenstein den Herzogstitel entlehnte, andererseits verbirgt.

Schon in den letzten Stunden ward der Wald belebter. Einzelne Fußgänger bogen durchs Dickicht auf den abfallenden gemeinsamen Gebirgspfad, bald zeigten sich kleine Gruppen, Männer und Frauen in bunter Mischung. Die meisten schienen den niedern Ständen anzugehören. Barfuß, jeder ein kleines Bündel in der Hand, manche der zahlreichen Frauen auch ein wenige Monate altes Kind in ein Tuch auf den Rücken gebunden, so daß der Kopf des lächelnden Säuglings wie aus einem Cocon hervorguckte, wanderten die guten Leute sorg- und harmlos thalwärts. Je dichter die Zahl ward, desto belebter zeigte sich die Gruppe, die frischeste, vollblütigste Jugend umwand das gebrechliche Alter — ein werdendes Geschlecht ein zu Grabe eilendes. Der Zug ward immer

malerischer und wand sich durch den dunklen Tannenwald wie eine Caravane abwärts ins Thal der wilden Wittige. Als der Abend näher rückte, konnte die Menge leicht einige Hunderte betragen, und kaum sank die Sonne hinter der Kuppe des heraufragenden Einsiedlers, so stimmten die Wanderer eine kunstlose Weise an, die in der stillen Luft recht eigenthümlich feierlich klang. Leise hallte ein gebrochenes Echo die Endworte jedes Verses wieder, und erweckte dadurch die schweigende Waldnatur zu einem mährchenhaften Leben.

Ich fragte unsern Führer nach Beendigung des Gesanges, wohin diese Wallfahrer ziehen möchten; denn Tracht und die Sitte, sich zu gesellschaften, was der Böhme nicht liebt, ließen mich in den Wanderern Wallfahrer erkennen.

„Ei, das trifft sich gut," versetzte Jablonsk, „die Menschheit ist schon seit ein paar Tagen allerwärts her zusammengelaufen, und zieht nun von Gablonz, Trautenau, Groß- und Klein-Skal, von Groß-Rochosetz, Gitschin und Münchengrätz, und noch von hundert andern Orten her da unten nach Haindorf. Da wird morgen die Portschinkel gefeiert. Hätt's den Herren auch früher sagen können, ich Dummkopf! Aber da hab' ich's halt verplaudert. Indeß, wenn wir nur frisch 'zuschreiten, so kommen wir noch zurecht. Da können S' ein Jerum-Dudeldumdei hören und sehen, wenn Sie 's noch nicht kennen, denn die Portschinkel, das ist halt nach dem Frohnleichnamsfest das größte in der katholischen Christenheit.

Kirchliche Feierlichkeiten, prunkende Aufzüge und andere mit Lärm und äußerm Glanz verbundene Festtage läßt der sächsische Gränzer nicht gern ungesehen vorübergehen. So wenig mitempfindend sein ganzes Wesen auch für dergleichen Prachtspektakel sein mag, so neugierig drängt er sich hinzu, wäre es auch nur, um seine oft unzarten Bemerkungen für sich darüber zu machen. Denn in Sachen des Glaubens kann es schwerlich unduldsamere Menschen im allgemeinen geben, als die sächsisch-lausitzischen Gränzer. Will der Landmann seine Mißachtung gegen Jemand recht unverhohlen an den Tag legen, so setzt er als letzten Trumpf gewiß noch achselzuckend die Worte hinzu: „Und überdies hat er noch den böhmischen Globben." Böhmisch und katholisch sind dem gemeinen Manne nämlich völlig gleichbedeutende Worte, so wie andererseits lutherisch und sächsisch. Ihm den Unterschied deutlich machen zu wollen, wäre verlorene Mühe. Der Gränzer ist hartnäckig; er läßt sich nicht gern etwas einreden, wovon ihm der Nutzen nicht einleuchtend ist.

In früherer Zeit hatte ich oft dem großartigen Frohnleichnamsfeste beigewohnt, die Feier der Portiuncula aber, von Böhmen und Lausitzern schlechthin „Portschinkel" genannt, war mir in unmittelbarer Nähe zu sehen noch nicht vergönnt gewesen. Ich ergriff daher die so günstige Gelegenheit, um so mehr, als ich mit Sicherheit darauf zählen konnte, eine Menge protestantischer Gränzer, vielleicht auch Bekannte, zu finden. Das stille Moquiren dieser Menschen inmitten der katholisch-kirchlichen Begeisterung war mir von Werth. Nirgends enthüllt sich die Humanität des religiösen Gemüthes unbewußter, als bei ähnlichen äußern Anregungen, so wie andererseits der Brutalität orthodoxer Meinungen ein weiter Spielraum geöffnet bleibt. Beide in ihrem stillen Kampfe zu beobachten, den Gang der Cultur in diesen dynamisch verschiedenen, unthätigen Parteien zu belauschen, kann immerhin für ein Pulsfühlen der Civilisation gelten. Meine Begleiter unterstützten mich noch in dem gefaßten Entschlusse. Xaver, obwohl Katholik, kannte das Fest selbst doch nicht, und da ohnehin jeder Fremde Zutritt in die geschmückte Kirche hat, so durften wir uns unbemerkt unter die Theilnehmenden mischen.

Ueber Zweck und Ursprung dieser auffallenden Feierlichkeit war Xaver gleich unwissend. Ueberhaupt besaß er fast nur angeborene Vorzüge, was Schule und Unterricht dem Individuum verleihen mögen, davon konnte bei ihm nicht viel die Rede sein. Seine Wißbegierde aber und ein höchst glückliches Auffassungsvermögen eigneten sich das Schwierigste fast im Moment zu, wodurch der Verkehr mit dem feurigen Sohn der Revolution angenehm und belebend blieb. Jablonsk zeigte sich nicht minder begierig, etwas Näheres über das Portiuncula-Fest zu erfahren, und so erzählte ich, was sich in der Kürze davon mittheilen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Böckh's akademische Rede.]

D'Alembert, einer der ausgezeichneten Geister, mit denen Friedrich der Große jenen wundervollen Briefwechsel führte, hat in einem Versuch über die Gelehrten geäußert, daß der Betrieb der Gelehrsamkeit eines der unfehlbarsten Mittel sei, die Ruhe der Monarchien zu sichern, weil der mit den Wissenschaften verbundene Reiz die Menschen so zu sagen von der Gesellschaft absondre und für jeden andern Gegenstand kalt und unempfindlich mache. Wendet man

diesen Grundsatz ganz so auf gebildete Völker an, so erscheinen Künste und Wissenschaften als ein Mittel, dem Volksgeiste die Schwingen zu lähmen, indem sie für alle wichtigen gemeinsamen Angelegenheiten gleichgültig machen sollen: woraus nothwendig eine Entnervung der Edelsten des Volkes hervorgehen müßte; sie sind die Weiberkleider, der Jungfrauenschmuck, die Bäder und Salben, deren jener kleine italisch-griechische Tyrann statt männlicher Tracht und Lebensweise sich zu bedienen nöthigte, damit er leichter herrsche; Erkenntniß und Wissenschaft, das Edelste, was der Mensch erstreben mag, werden als Schlaftrunk eingegeben, als Wiegenlied zum Einlullen vorgesungen. Das Vaterland aber geräth in die Hände der Unwissenden und Schlechten, deren Leitung Herrscher und Beherrschte verdirbt. Vielmehr ist es Aufgabe des Staats, das Gleichgewicht der in ihm vereinigten Kräfte zu erhalten, durch die Erkenntniß die schlummernden Kräfte zu wecken, den Geist zu beflügeln, das Volk zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen. „Was hilft es zu leben," sagt Friedrich der Große, „wenn man nur ein Pflanzenleben führt; was hilft es zu sehen, wenn es nur geschieht, um Thatsachen in seinem Gedächtniß aufzuhäufen; was hilft mit Einem Worte die Erfahrung, wenn sie nicht geleitet wird durch die Reflexion?" Die Freiheit ist der Lebensgeist der Wissenschaften, die Liebe zur gesetzmäßigen Freiheit fördern sie aus ihrem innern Wesen hervor, und wenn das Erkennen mit Grundsätzen, welche die Macht gebietet, im Zwiespalt ist, so wird immer am besten in der freien Wissenschaft der Irrthum seine Erledigung finden, die Wahrheit ihren Triumph feiern. Die Wissenschaft ist dem Staate nützlich, aber soll nicht um des Bedürfnisses willen gefördert werden, da sie nur durch unabhängige Entfaltung zu ihrer Blüthe wahrhaft frommt. So dachte Friedrich der Große und in edlem Zorn über Rousseau's Schrift von der Verderblichkeit der Bildung ruft er aus: „Der umfassendste Geist, entblößt von Kenntnissen, ist nur ein roher Demant, der erst seinen Werth gewinnt, nachdem er von den Händen eines geschickten Künstlers geschliffen ist. Der Glanz des Staats, sein wahres Wohl erfordert, daß das Volk so aufgeklärt und unterrichtet als möglich sei, um stets Männer zu liefern, welche sich mit Geschick den anvertrauten Geschäften unterziehen. Falsche Politiker, eingeschränkt auf ihre kleinen Ideen, meinten, es sei leichter, ein unwissendes Volk als ein aufgeklärtes zu regieren, während die Erfahrung beweist, daß je dümmer ein Volk, desto eigensinniger und widerspenstiger es ist, während von gerechten Dingen leicht ein Volk überzeugt wird, welches hinlänglich gebildet ist, um Vernunft anzunehmen." Trefflich schildert Böckh, wie die Liebe zu den Wissenschaften die letzte Leidenschaft des großen Königs war, wie derselbe sich an die Spitze der geistigen Bewegung gestellt, und jenes beneidenswerthe Verhältniß der Einigkeit zwischen der Regierung eines großen Fürsten und der Gesinnung der freisten und ausgezeichnetsten Denker seiner Zeit hervorgerufen, die er anerkannte, die ihm gerne huldigten. Die Akademie war ihm, schließt die herrliche Rede, sowie die Wissenschaft selbst eine Quelle des Vergnügens, ein Mittel der Anregung und Befriedigung: erreichte sie diesen Zweck, so kommt wenig darauf an, wieviel sie außerdem unserem Vaterlande geleistet hat, weil, was er selber für die Herrschaft des Geistes leistete, Alles übertrifft, was eine Akademie heute wirken mag. Er hatte das Geschick und die Bestimmung dieses Reiches begriffen durch Kühnheit des Gedankens nicht minder als der That zu wachsen und zu bestehen, und wie Pallas streitbar zu sein mit beiden. Mögen beide, wie unter seiner Führung, verbündet ein Ziel verfolgen, und niemals sich die Eintracht auflösen zwischen der Macht, welche auf die Waffen gegründet ist, und der langsam, aber weit hinaus wirkenden Macht einer lebendigen Erkenntniß!

M. Carriere.

Notizen.

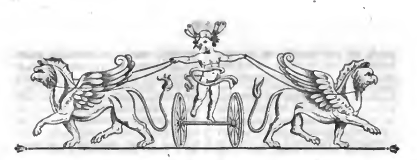
[Die pariser Theater im Jahre 1837.]

Sämmtliche Bühnen von Paris brachten im Laufe des letzten Jahres 292 Neuigkeiten, 5 weniger als im J. 1836. Die vier königlichen Bühnen: die Akademie Royale de Musique (große Oper), das Théater français, die komische Oper und das italienische Theater, waren, wie immer, weniger productiv als die Institute der Vorstadt, die wie in Deutschland die Theater in Mittelstädten durch den Wechsel der Neuheit ersetzen müssen, was ihnen an gediegenem Werth gebricht. Die Porte St. Antoine brachte 34 Neuigkeiten, die Gaîté 30, die Folies dramatiques 29, das Ambigu 28, das Vaudeville 27, Pantheon 25, Variétés 24, Gymnase 23, Palais-Royal 20, Porte St. Martin 15. Von jenen 4 königlichen: das Théater français 11 größere und kleinere Dramen, die komische Oper 7 neue, das italienische Theater 3 neue Opern, die Académie Royale die Oper Serabella und zwei neue Balette: die Mohikaner und die verwandelte Katze. Von den Neuigkeiten der komischen Oper wurde am meisten wiederholt: der schwarze Domino von Auber und Scribe, im italien. Theater die Braut von Lammermoor von Donizetti, im Theater français: die Camaraderie, die Rechte der Frau, das unbekannte Meisterwerk und das Schloß meiner Nichte. Von Theaterdichtern war Theaulon mit 13 Stücken im vorigen Jahre der fruchtbarste; Scribe lieferte 8.

[Bilder aus Spanien.]

Frhr. Biedenfeld hat zwei Bände „Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens" zusammengestellt, Weimar, bei Voigt. Der erste Band enthält Mittheilungen aus Lord Feelings Berichten über Spanien, kleine Bilder, Genrestücke und Novelletten, die von Geschmack und von der Anmuth des Erzählers zeugen. Lord Feeling, ein junger Attaché bei der britischen Gesandtschaft in Madrid im J. 1834, hatte sogar einmal das Glück, von Merino's Bande überfallen zu werden; für den Menschen ein Unfall, für den Autor ein beneidenswerthes Loos. Auch unter den spanischen Schönen glückte ihm manches Abenteuer. Die kirchlichen Scenen hat er besonders interessant geschildert, mit leichtem Pinsel und schneller Auffassungskraft. — Der zweite Bd. enthält auch spanische Bilder von der Feder Chaho's und der Herzogin von Abrantes.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 38. — den 22. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafest.

(Fortsetzung.)

„Als der heilige Francesco von Assisi, von seinem wunderbaren Traume angeregt, einen Orden zu stiften beschlossen und für die Gründung einer Kirche milde Gaben zusammengebettelt hatte, waren die Beiträge so zahlreich ausgefallen, daß ein bedeutender Ueberschuß sich ergab. Francesco hielt dies für ein Zeichen der göttlichen Gnade und zugleich für eine unverkennbare Aufforderung, das begonnene Werk rüstig fortzusetzen. Zufall und Glück vereinigten sich, ihn zu unterstützen. Unweit von Assisi befand sich eine dem Verfall nahe Kirche, Portiuncula genannt, weil sie auf einem kleinen Stück Landes stand, das ursprünglich im Besitz der Benedictiner war. Späterhin, bei der schnellen Verbreitung der neu errichteten Ordensgemeinschaft, die bald in mehrere Grade sich abstufte, hielt sich Francesco meist zu Portiuncula auf und nannte die Anhänger seiner Ordensregel fratres minores. Daraus entstand der Orden der Minoriten. Nur vom Bettel lebend, flossen alle Schätze dieser minderen Brüder in den Schooß der Kirche, und der heilige Vater, der die hohe Bedeutung einer solchen Brüderschaft für die Kirche wohl einsah, ertheilte den Franciskanern außerordentliche Privilegien, unter denen das vorzüglichste in der Erlaubniß bestand, jederzeit, selbst im Falle eines Kirchenverbotes, bei verschlossenen Pforten das heilige Amt zu verwalten und alle Tage im Jahre jedem Pilgrime Ablaß zu ertheilen. Urban VIII. bestätigte diese Vergünstigung noch durch eine eigene Bulle. Auf solche Weise bildete sich in kurzer Frist am zweiten August, dem Tage, an welchem der neu gestiftete Orden 1219 die Weihe empfing, der große Ablaß zur Portiuncula, der späterhin auf jedes Minoriten-Franciskaner-Kloster überging und oft Hunderttausende von Pilgrimen aus allen Weltgegenden herbeizog."

„Da sage mir nun Einer, daß es nutzlos sei, als Führer zu leben," sprach Jablonsk. „Wie von Ihnen, lieber Herr, so hab' ich schon von fünfzig Andern ein Stück Geschichtskram gelernt, und was mir so vorgetragen wird, das bleibt bei mir fester als das Gelesene. Ich glaube, das Gehen trägt auch etwas dazu bei. Es hilft das Gehörte verdauen und festsetzen recht im innersten Menschen. Ich wollte halt, daß alle Historie uns Nichtstudirten ungefähr so beigebracht würde. Glauben Sie mir, das gäbe recht tüchtige Menschen, immer aufgelegt zum Zugreifen, wenn's einmal da oder dort etwas zu thun gäbe. Wir versitzen uns zu sehr, und das macht nun halt wieder unsere elendigliche Ofenhocker-Historie!"

Vor uns in dem fruchtbaren Thale lag das Kloster. Rings umher auf Wiesen, Hügeln und Berggeländen standen malerische Gruppen bereits angekommener Wallfahrer. Andere zogen im Funkennebel der Abendsonne, die ein schimmerndes Goldnetz über das Thal hinbreitete, von den Bergen herab, Einige in tiefem, ernsten Schweigen, Andere Lieder singend. In der Nähe des Klosters schimmerten weiße Zelte; Tücher waren auf die

Erde gebreitet, große Matten bedeckten halbe Acker Landes.

„Wozu diese Teppiche im heißen Sommer?“ fragte Xaver, nach den auffallenden Vorbereitungen zum Feste deutend.

„Ja, das hab' ich auch schon längst zu erfahren gewünscht,“ unterstützte Jablonsk die Frage des Polen.

„Auch dies,“ erwiederte ich, „ist eine Erinnerung an die erste Stiftungszeit des Ordens. Es kamen nämlich bei Eröffnung des ersten Generalcapitels eine so übergroße Menge Fremder bei Assisi zusammen, daß die umliegenden Klöster sie nicht beherbergen konnten. Dadurch ward man genöthigt, auf freiem Felde künstliche Zelte aus Rohr und Schilf zu errichten, von denen jenes erste Capitel den Namen des Matten-Capitels erhielt. Um diesen Glanz einer religiösen begeisterten Vergangenheit im Bilde wenigstens auch auf die Gegenwart überzutragen, erbauen manche Klosterbrüder beim Portiuncula-Ablaß Zellen und Zelte, indem sie es den Wallfahrern überlassen, ob sie davon Gebrauch machen wollen oder nicht.“

Meine anspruchslosen Zuhörer waren befriedigt. Den Polen überraschte eine seiner melancholischen Stimmungen. Er ging schweigsam neben mir her und schien des verblutenden Vaterlandes zu denken. Jablonsk dagegen war durch meine Mittheilungen ungemein erheitert worden. Die böhmische Natur machte sich geltend. Er fing an zu singen, böhmisch und deutsch durch einander, und wußte durch diese nationale Harmlosigkeit uns bei der Uebermasse ankommender Pilgrime ein verhältnißmäßig sehr annehmliches Quartier zu verschaffen. Xaver kümmerte sich um nichts. Stillschweigend, beinahe menschenfeindlich verschlossen, folgte er uns, und nur dann und wann hörte ich ihn mit verbissenem Ingrimm das Wort: „Portiuncula“ dumpf durch die Zähne stoßen. Er schien sein Volk und Land in irgend eine Verbindung mit dem Feste der Minoriten zu bringen. Ungern überließ ich ihn seinem Gram, entschloß mich aber, sobald es die Gelegenheit erlauben würde, Polens zu gedenken, um ihn dadurch zur Mittheilung zu bewegen.

Mit Anbruch des Abends entfaltete sich ein zauberhaft pittoreskes Schauspiel. Der warme Augusthimmel hing wie eine ungeheure Domkuppel über dem Thale, zwischen den Bergen stieg der Mond herauf und übergoß mit silbernem Lichte die stille Klosterkirche, um die in weiten Kreisen die gläubigen Wallfahrer lagerten. Hin und wieder brannten lustige Feuer, Geigen und Trompeter-Marien, zuweilen auch noch von einer Harfe accompagnirt, ließen sich an verschiedenen Orten hören Denn ohne Musik kann der Böhme nun einmal nicht leben. Einem so großen Zusammenfluß von Menschen konnte aber auch das Seltsame nicht ganz fehlen Wie zufälligen Ankömmlinge hatten schon einige Mal das schrillende Geräusch eines Tambourins die milderen Harfen- und Geigenklänge unterbrechen hören. Die Neugier lockte uns dem Tone nach. Bald vernahmen wir lauteren Jubel und sahen auf einer abgelegneren Stelle, von der aus man einen plötzlichen und vollkommenen Ueberblick des ganzen Thales genoß, eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft um ein hell loderndes Feuer versammelt. In das klirrende, und doch angenehm berauschende Mißtönen des Tambourins, das schon von weitem im Wiederschein der Flamme blitzte, schlug grell das Kreischen des Zimbals oder Hackebrets. Der Böhme liebt auch dieses Instrument, das mittelst zweier zart gearbeiteten Holzhämmerchen gespielt oder vielmehr geschlagen wird. Nur von Metallsaiten überspannt, bleibt selbst in der Hand des geschicktesten Spielers der Ton immer hart und unrein. Ein monotones obligates Pfeifen schien die dem Instrumente selbst fehlende Harmonie ergänzen zu wollen.

„Das sind Zigeuner,“ sprach Jablonsk. „Kommen Sie, da kann's 'nen herzhaften Spaß geben. Ich hab' die Zigeuner halt gern; man muß sie nur zu behandeln wissen.“

Wir drängten uns durch den dicht geschlossenen Kreis, innerhalb dessen eine kleinere Gruppe um das hell aufprasselnde Feuer hockte, das augenscheinlich nur aus Uebermuth angezündet worden war. Böhmen besitzt Ueberfluß an Holz, es braucht nicht zu knickern.

Eine schlanke, dunkelfarbige Mädchengestalt, etwas phantastisch gekleidet, schwang sich auf elastischen Sohlen um die lodernde Flammensäule, in zierlich graziösen Bewegungen das Tambourin bald hoch über das Haupt werfend, bald niedergebeugt nahe der Erde es wieder anklirrend. Ihre Fußspitzen berührten kaum den grünen Wiesenteppich, wenn sie im grellen Feuerscheine wie eine begeisterte Bacchantin durch die dunkle Nachtluft fortschwebte. Seitwärts von der Flamme saß der Zimbalspieler, dessen phlegmatische Ruhe einen fast komischen Gegensatz zu der leidenschaftlichen Tänzerin bildete. Er hielt das Zimbal mit den Knien fest, und durch ein höchst vergnügliches Kopfneigen, bald rechts bald links den Takt zu seinem Spiele angebend, pfiff er nach Herzenslust die Melodie zu der unmelodischen Musik. Da-

bei blickte er zuweilen mit listigem Auge auf die Umgebungen und gab, so oft ein paar Kreuzer in den nebenliegenden Hut fielen, seinen Dank durch einen lauten Triller zu erkennen, den er auf der dicksten Saite seines Instrumentes mit den Holzklöpfeln anschlug. Die Gesichtsbildung bezeichnete den Mann unverkennbar als einen Böhmen.

Es trat eine Pause ein in Spiel und Tanz. Das erhitzte Mädchen zog sich zurück und verschwand hinter ein paar Leinwandfetzen, die, über Stangen gespannt, ein Zelt vorstellen sollten. Aus den Umstehenden hinkte mit auffallender Steifheit ein langer, ausnehmend dürrer Mann hervor, dessen Haare das herannahende Alter verkündigten. In seiner lächelnden Miene dagegen concentrirte sich noch eine recht ansehnliche Portion Lebenslust.

„Heda, Mann!“ rief er dem böhmischen Spielmanne zu, „wie heißt Er das Dinges da, womit Er solchen Spectakel macht?“

„Das ist halt 'n Hackebret,“ erwiederte der Angeredete, „gibt aber eine gute Musik, nach der sich's vortrefflich tanzen läßt. Wollt' Ihr 'nen Länder abhaspeln?“

„Alla Bunnör!“ rief der lange Lahme aus, „Er ist ein spaßiger Mann. Das freut mich, weiß Gott! Macht mich vergnügt und ich hab' nichts gegen den Tanz, wenn Er sonst der Gesellschaft das Lachen verbieten kann. Was kostet so ein Hackebret Dinges da?“

„Heut nichts, Morgen auch nichts,“ versetzte der Böhme. „Es ist großer Ablaß, wo man Alles umsonst haben kann, selbst das liebe Himmelreich und die ewige Seligkeit.“

„Ah, alla Bunnör! das muß Er nicht sagen, Mann! Von Gnadengeschenken darf ein Menschenkind nicht viel Redens machen, sonst gehen sie auf Reisen, wie — Dinges da — à propos! — he! Sie, junger Herr! Wie heißt das Wort, was jetzt alle Welt im Munde führt?“

Der Sprecher schritt gravitätisch auf mich zu. Sein Hinken sah aus, als ginge er mit dem einen Fuße auf Moorboden und blieb jedesmal darin stecken. Denn des Mannes ganzer Körper sank lothrecht nur auf einer Seite ein und hob sich dann wieder in das rechte Gleichgewicht. Ich mußte laut lachen, denn das war just die Figur, an der ich von Jugend auf mich erlabt hatte. Als er mich erkannte, blieb er sinnend stehen, nahm eine sehr ernsthafte Miene an und sprach, auf sein lahmes Bein deutend: „Wie gut meint es unser Herrgott mit mir! Dinges da hat mich fromm gemacht. Ich bin jetzt von der freien Geistlichkeit, bitte um Respect.“

Schnurrenreich sprach die Wahrheit. Seit ihn ein Unglücksfall in die Reihen der glücklichen Krüppel rangirt hatte, übertrug ihm die Geistlichkeit ein Kirchenämtchen. Diese Milde der Kirche hat mich immer gerührt, man muß ihr deshalb gut sein; sie ist die Mildherzigkeit selbst.

„Was führt Sie denn hierher?“ redete ich den standhaften Diener der freien Geistlichkeit an. „Ich will nicht hoffen, daß Sie revolutionäre Gedanken hegen.“

„Alla Bunnör!“ erwiederte Schnurrenreich. „Wozu wäre denn das Portschinkelfest, wenn wir Zurückgekommenen an Leib und Bein nicht etwas dabei profitiren könnten? Glück, sag' ich Ihnen, Glück spielt aus und sticht den Trumpf im großen Kartenspiel der Welt. Hab' meine Freude über den Spectakel, und könnte ich nur feischweg in die Welt hineinrennen, so möcht' ich ewig leben, nur um mich satt zu lachen über das Menschenvolk. A propos, wie hieß der Kerl, der Jude mit dem großen Knittel, dessen Geschichte zur Jahrmarktszeit um zwei gute Groschen zu kaufen ist?“

„Meinen Sie den Ahasver?“

„Ja, mein' Seel! Kann's dem Kerl nicht verdenken, daß er ewig leben wollte. Verzeih' mir's Gott! doch, glaub' ich, mir wär es nicht viel besser ergangen. Die Narrethei von Katzen und Mäusen gibt viel Spaß her für einen Mann, wie mich! Der Welt fehlt nur meine Lahmheit, weiter nichts. Wenn's zu viel Bürden gibt, dann geschwind aufgestanden, einen Gang gemacht und — hopp hipp, hopp hipp, was auf der einen Seite zu schwer ist, fällt auf der andern wieder herunter! Das ist eine Gottesgabe, eine geweihte Zweiächselei, die Aemtchen und Käppchen und Kirchendienste und Himmelsschlüssel bringt. Gott erhalte mich bei der Lahmheit!“

„Sie haben ein gotteslästerliches Maul,“ sprach Xaver, der an der Redeweise des Lahmen Ergötzen zu finden schien. „Das heißt ja die Vorsehung zum Beförderer aller Schlechtigkeiten machen, die es auf Erden gibt.“

„Bum bum, bum, bum! Was ist das für ein Raisonnement!“ versetzte Schnurrenreich. „Vernunft ist alles, wenn's Einer von der rechten Seite aufzufassen versteht. Ich weiß nicht, warum die heutigen Menschen so viel klagen und lamentiren. Da haben sich die Narren auf ein Wort gesteift, ich glaube, es heißt Freiheit. Und den Weisen möcht' ich schon kennen lernen, der mir sagen kann, was eigentlich darunter verstanden wird. Sehen Sie, dieses schöne Wort, um das die halbe Welt tanzt, wie vorhin das hübsche braune Mädel um dieses Feuer, hat mich hieher getrieben. Portiuncula nennt

der Franziskaner das morgende Fest. Portiuncula hieß vor so und so vielen Jahrhunderten genau dasjenige, was Ihr heut Freiheit nennt. Der Bettelmönch heißt's eben so, der Bauer spricht Portschinkel, der Bettelmann: seid barmherzig! Der König: Gehorsam, der Soldat: Ins Gewehr! Der Kaufmann: Geld, der Gelehrte: Bücher, der Dichter: Träume! Alle Mädchen und Frauen: Liebe und Schönheit und der Narr: Unauslöschliches Gelächter! Alla Bunnör, das ist mir ein Wischiwaschi, an dem sich's festhalten läßt! Ich meine, wenn wir das Dinges da, mit dem vielen Herzeleid, den gebrochenen Herzen und den tausend Millionen Kummerthränen Portiuncula-Fest hießen, kämen wir allesammt eher zum Genusse. Hopp hipp, hopp hipp! Eine balancirende Stellung ist die Hauptsache in der Welt."

Der im Schooß der Kirche ruhende Schnurrenreich wünschte uns mit komischer Grandezza eine gute Nacht und verschwand unter den Wallfahrern im Schatten der Bäume. Der Böhme schlug schon längst wieder sein Zimbal. Ihm ging die ganze Idee der Freiheit in zwei Lindenholzklopfeln und einem unverwehrten Pfeifen auf. Das dunkelbraune Mädchen schien sie im Tamburinschlagen, in Tanz und leidenschaftlicher Bewegung zu suchen. Xaver seinerseits fand sie in dumpfem Schweigen. Nach einer langen Pause sprach er zu mir: „Ihr Bekannter hat eine praktische Ansicht von der Welt. Solche Menschen werden nie unglücklich. Schade nur, daß es immer unter die Unmöglichkeiten gehört, die Anwendbarkeit solcher Ansichten sich selbst zuzueignen."

Ein heftiger Stoß verhinderte mich, zu antworten. Ein hoher Mann, ganz in dunkelblaues Tuch gekleidet, die Beinkleider mit Schnüren in zierlichen Bildungen besetzt, drängte sich zwischen mich und Xaver. Ein niedriger Hut mit kleinem, runden Deckel und sehr breiten überhängenden Krämpen schützte den ganzen Kopf gegen jeglichen Einfluß des Wetters. Er trug einen großen Kasten auf dem Rücken und darüber als Decke gebunden einen weitfaltigen, blautuchenen Mantel.

Mit dem kurzen stolzen Spruche: „Auch ich bin ein Edelmann!" trat der neue Ankömmling in den Kreis. Als sei ihm Jedermann zu gering, um eines freundlichen Blickes von ihm gewürdigt zu werden, spuckte er schnalzend durch die zusammengepreßten Zähne vor der ganzen Versammlung aus und schritt auf die zeltartige Behausung zu.

Es war ein Ungar, einer von denen, die bald einzeln, bald in kleinen Gesellschaften aus dem fernen Lande heraufkommen, um in hausirendem Kleinhandel ganz Deutschland zu durchstreifen. Sie fuhren, wenigstens in den Grenzgegenden regelmäßig als wandernde Aerzte ein und tragen eine ganze Apotheke mit sich herum, in der sich Mittel für jede Krankheit, welcher Art sie auch sein mag, vorfinden — sollen. Der Grenzer glaubt an ihre Aussprüche, wie an ein Orakel, und fürchtet sie nicht selten eben so sehr, als die Zigeuner. Mit Ungarn und Zigeunern kann man die friedliebenden Bergbewohner unwillkürlich erschrecken. In dieser thörichten Scheu mag auch der Grund ihres öfteren Erscheinens liegen. Aus Furcht kauft der Grenzer irgend ein Universalmittel dem wandernden Ungar ab, um gegen Unglück — namentlich Viehseuchen, gesichert zu sein; und der finstere einsylbige Arzt, der oft genug mit barbarischem Latein sich Autorität zu verschaffen weiß, macht erträgliche Geschäfte.

Xaver bezeigte Lust, den Unger näher kennen zu lernen. Er faßte meine Hand und zog mich mit sich fort dem Zelte entgegen.

Ueberrascht blieb ich am Eingange stehen. Das hell lodernde Kienfeuer erleuchtete den ganzen innern Raum der kleinen Behausung, und ließ uns außer dem Ungar noch drei Gestalten deutlich erkennen. Auf dürftigem Kleiderkram saß ein hageres Weib, dessen Züge, obwohl durch Strapatzen und vielleicht nicht minder drückende Sorgen mit Runzeln bedeckt, dennoch einen Schimmer ehemaliger Schönheit zur Schau trugen. Auf ihrem Schooße lag ein etwa einjähriges Kind, von wunderlieblicher Gesichtsbildung, aber sehr dunklem Teint. Zu Füßen der Alten kniete das Mädchen, deren Tanz und Tambourinspiel uns an diesen Ort gelockt hatte. Sie steckte ihre langen, rabenschwarzen Flechten mit goldenen Nadeln so am Scheitel fest, daß sie in Gestalt eines zierlich gefalteten Netzbeutels auf die linke Schulter herabfielen. Bunte Bänder, mit denen sie durchflochten waren, verliehen diesem äußerst geschmackvollen Toupee eine täuschende Aehnlichkeit mit den Kopfbedeckungen der Spanier.

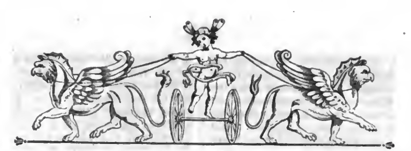
(D. F. f.)

Notiz.

[Die Deutschen in Paris.]

Die deutschen Literaten in Paris haben sich gegen Beurmann zusammenrottirt und sich unter der Fahne des Hrn. A. v. Bornstedt versammelt. Beurmann hatte viele von ihnen in seinem „Paris und Brüssel" portraitirt: hinc illae lacrymae! Im „Phönix" erließen sie ihre erste Demonstration, über welche Beurmann wohl das nöthige Licht verbreiten wird. Auch Heine ist unter ihnen, d. h. mit in seinem Auftrage geschah die Protestation, selbst unterzeichnete er nicht. Läuft das Ding übel ab, so ist der schlaue Heine gar nicht dabei gewesen und hat von nichts gewußt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 39. — den 23. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zeichen.

1.

Nordlicht.

Das Abendroth war längst verglüht,
Da wurd' es hell im Norden,
Am dunklen Himmel deutungsvoll
Ist's roth und röther worden.

Man läuft, man fragt: hat irgendwo
Ein Feuer sich entzündet?
Und wundert sich, daß es vom Thurm
Die Glocke nicht verkündet. —

Bis Einer und der Andre' sagt:
Phosphorische Vereinung!
Und gaffend spricht's die Menge nach:
Natürliche Erscheinung!

Roth ist das Blut, doch röther war
Im Nord der blut'ge Schimmer —
Der Himmel spricht in Zeichen laut,
Die Menschen hören's nimmer!

2.

Die drei Fackeln.

(Die Börse in London, das Opernhaus in Paris und der Kaiserpallast in Petersburg.)

Des Feuers Geister hielten Rath und Vehme
In Aetna's Bauch, des Meisters altem Schloß,
Der saß voran im Sternendiademe,
Im Flammenmantel, der ihn heiß umfloß.

„Was macht die Welt? der kleine Erdenwand'rer?
Was treibt der Menschen winziges Geschlecht?"
Da stand ein Kläger auf und bald ein and'rer:
„Meist Frösche — hier und da ein starker Hecht!*)"

„Sie lachen, jammern, lieben, hassen, streiten,
Verlieren leicht den Muth und halten Rast,
Erzählen sich im Traum von ihren Leiden
Und tragen stets die tausendjähr'ge Last!" —

„„Wenn Frösch' auf Wiesen ihre Kehlen stimmen,
Schnell hüpfen sie, wenn eine Leuchte naht
Zum Reich zurück und — lernen wieder schwimmen,
Das sie vergessen bald auf dürrem Pfad!""

„„Die rechte Fackel weiß auch einzuäschern
Und quae non ferrum, sanat ignis — gut!""**).
Der Meister sprach's und winkte seinen Häschern,
Die traten vor den Thron mit lichtem Muth.

Irrlichter an den Gliedern trug der Eine,
Die tanzten lustig flackernd auf und ab,
Der Andre Gold und rothe Actienscheine,
Hoch schwang der Dritte einen goldnen Stab.

Aus Aetna's Schlunde eilten sie geflügelt,
Um zu erfüllen, was der Herr gebot —
Zu gleicher Zeit war ihre Macht entzügelt,
Drei große Fackeln brannten blutigroth! — —

*) Man kennt Alba's berüchtigtes Wort.
**) „Und wenn das Erz nicht, hilft das Feuer!" Ein Wort des Hippokrates.

Meerkönigin! Lösch' deine Kramerbude —
Du lachend Volk! Wer spielt zur Lust nun auf? —
Auch du, St. Peters Stadt? — du Stolzgemuthe,
Dein Zaarenschloß — schaut ist ein Aschenhauf!
Julius Hammer.

Das Portiunculafest.

(Fortsetzung.)

Durch unsern Eintritt gestört, erhob sich die holde Gestalt, ihr Gesicht, uns zugewandt, ward vom lichten Feuerschein hell bestrahlt, und unwillkürlich rief ich, früherer Tage gedenkend, aus: „Marianne!" Xaver fuhr zusammen. Das Mädchen horchte auf, ein schmerzlich-süßes Lächeln wölbte die schöne Lippe zum lockendsten Ruhekissen für einen liebenden Mund, und ein dunkles Incarnat legte sich lebenswarm, doch nur wie eine duftige Schattirung auf die bräunliche Wange.

„Sie kennen mich?" fragte sie nach einer Pause, mit den runden, kleinen Fingern leise über das Tambourin laufend, als wolle sie ihre Verlegenheit damit weniger bemerklich werden lassen. Ich erwiederte einige erklärende Worte, die Marianne mit Wohlgefallen zu vernehmen schien. Einen Augenblick lang besann sie sich, dann aber reichte sie mir vertraulich die Hand und sagte lächelnd: „Wir sind demnach alte Bekannte."

Hatte mich schon Marianne bei ihrem ersten Auftreten gefesselt, so knüpfte sich jetzt an den neuen Reiz ihrer Erscheinung noch ein anderes, höheres Interesse, weil es aus einer reinmenschlichen Herzensregung entsprang. Diese Wiederbegegnung, die wunderliche, zum Theil Argwohn erregende Umgebung, das Dürftige im Aeußern, Alles forderte mich auf, wo möglich etwas Näheres über des schönen Mädchens Schicksale zu erfahren. Ich würde ohne Umstände Marianne sogleich um eine Erzählung angegangen sein, hätte mich davon nicht das alte Weib, unverkennbar eine Zigeunerin, abgehalten. Sie warf mir und Xaver grimmige Blicke zu und sagte einige Worte zu dem Ungar, der, auf seinen Kasten gelehnt, uns theilnahmlos anstierte.

Marianne fragte, ob sie uns wahrsagen solle? Ich verneinte, Xaver jedoch streckte seine Hand aus, worauf die interessante Tambourinschlägerin eine Menge jener allgemeinen Floskeln laut werden ließ, die in jedem Falle eine Art Geltung behalten müssen. Sie selbst schien sich über die zu grobe Betrügerei zu schämen; erröthend wandte sie sich ab und verbarg den scheuen Blick hinter dem künstlichen Haarnetz. Doch nahm sie dankend, ob auch mit Zittern, die dargereichte Gabe.

Um meinem Ziele näher zu kommen, wollte ich mich eben der Zigeunerin nähern, als ein heftiger Tumult außerhalb des Zeltes entstand. Man schimpfte, schrie, fluchte, warf Steine und Feuerbrände wild durch einander und gerieth dabei mit den Zeltstangen in so heftige Berührung, daß die locker zusammengefügten ins Schwanken kamen und die luftige Wohnung ganz sanft einbrach. So arg die alte Zigeunerin auch tobte und der Ungar verächtlich durch die Zähne ausspuckte; das Volk kümmerte sich wenig um den Unfall. Den Verunreinigten war es bei weitem lieber, sich tüchtig die Haare zu raufen und mit Knüttelhieben und Faustschlägen zur Nachtruhe geschickt zu machen. Der Lärm und das Gedränge rissen Xaver und mich von dem zerstörten Zelte hinweg. Man drängte nach der Schenke zu, vor deren Thür ein schreiender Haufe stand und gegen einen langen Mann drohende Geberden machte, der seinerseits mit großer Gelassenheit seine Gegner im Zaume zu halten suchte. Ein kleiner bissiger Köter, der auf jeden Wink seines Herrn achtete, unterstützte ihn dabei vortrefflich. Schon dieser Kläffer ließ mich den alten Schnurrenreich erkennen.

„Nennt man das bei Euch zu Lande Dankbarkeit?" sagte halb entrüstet, halb komisch lächelnd der lahme Kirchendiener. „Alla Bunnör, das ist wie ein böhmisch Dorf! Seht, ich will Euch die offene Wahrheit gerade ins Gesicht sagen. Ihr seid dumm und versteht auf der Gotteswelt nichts, als das Kaffeetrinken. Spiel! Apropos, was nennt Ihr denn Hazardspiel? Schwerenoth! Ich habe zwanzig Jahre Hazard gespielt und immer gewonnen, und das Bischen großmäuliges Weltragout, was Ihr Menschenvolk nennt, spielt alle Tage seit wie vielen tausend Jahren schon Hazard, und macht's justement wie ich! Wer Hazard spielt, will gewinnen; die Herrscher der Welt haben immer zusammen geknöchelt, mein Lebtage aber nicht wie Ihr geschrien: „Die Schwarze allein gilt!" Nein, die Weiße und die Rothe gelten allerwärts, mit sammt der Blauen! Alla Bunnör, das lass' ich mir nicht nehmen! Weiß und Roth immer und ewig, oder, wenn Euch das verständlicher klingt, „Freiheit und Revolution," um politisch zu reden, „Unschuld und strafende Milde," wenn ich's in die lallende Rede der Kirche übersetzen soll."

„Was haben Sie denn wieder angezettelt, Schnurrenreich," rief ich dazwischen, während Jablonsk seine Landsleute zu beruhigen suchte.

„Ich angezettelt?" versetzte der gravitätische Lahme. „Behüte Gott und die heilige wunderthätige Marie! Ich habe Alles abgezettelt, weil die Kerle Dinges da,

das Hazardspiel, nicht recht verstanden. Frage ich die Narren, was sie wollen, die Portiuncula oder die Portio? „Die Portiuncula!" schreien sie. Gut! wir spielen und die Portio gewinnt. Und nun wollen Sie mir's nicht glauben, daß diese Portio mehr werth sei als die Portiuncula. Alla Bunnör, hol' der Teufel ihre flachsllenigen Köpfe!"

Schnurrenreich hinkte fort, umhüpft von seinem possirlichen Hündchen, das ein recht gutes Geschöpf sein mochte, jedem unparteiischen Hundeliebhaber jedoch platterdings widerlich werden mußte. Als er den feindlich gesinnten Gegnern auf diese Weise entkommen war, lachte er mit seinem ganzen zureichend langen und breiten Gesicht mir zu und sagte: „Habe ich die dummen Tölpel doch wieder um zwanzig Gulden geprellt, lauter neue Zwanziger. Hübsches Dinges! Sie fragten mich, worin denn eigentlich die Freiheit und Gleichheit bestände, von denen alle Welt wieder so viel Geschrei mache? Je nun, entgegnete ich, das ist just wie mit Eurem morgenden Feste. Nicht wahr, morgen erhält Jedermann Absolution für Alles? Ja, gewißlich! schreien zwanzig Kehlen. Na, da gebt her, sag' ich, nehme die Karten, mit denen sie auf die dümmste Manier von der Welt hazardiren, und gewinne ihnen eben Alles ab. „Was ist das?" brüllt das Gesindel. „Freiheit und Gleichheit!" sag' ich und streiche meine Zwanziger ein. Da mochten die Narren nichts mehr von meiner Freiheit wissen, griffen nach den Knütteln und wollten mir ihre Freiheit fühlbar machen. Ich stoße den nächsten Böhmen an, der neben mir einen vollen Bierkrug zum Munde führt, er schlägt ihn dem Nachbar ins Gesicht, und nun war der Henker los. Jablonsk rettete mich. Ich habe meine zwanzig Gulden, ist aber doch immer ein närrisches Dinges mit der Freiheit! Man kann sie immer nur auf einen Tag im Jahre so recht von Herzen genießen. Nun, gute Nacht! Komm, Möppe, halt's Maul! Schade um dein Schnäuzel, bellst dich von Kräften. Komm, Möppe! Ja, ja, immer schwänzle; ich will dich führen."

Schnurrenreich und Möppe, sein treuer Begleiter durch das Freiheit suchende Leben, verloren sich unter der noch immer unruhig umherwogenden Menschenmenge. Die Nacht nöthigte auch mich und Xaver, einstweilen ein Obdach zu suchen. Ich mußte darauf verzichten, über Mariannens Schicksale Aufschlüsse zu erhalten.

Mit Sonnenaufgang flog feierliches Glockengeläut über das Thal. Die kurze Ruhe schlug in wenig Minuten um in ein marktähnliches Geräusch. Der bunte Menschenknäuel, aus allen Gegenden zusammengeflochten, entwirrte sich allmälig und drängte den Pforten der Klosterkirche zu. Aus den nächstgelegenen Ortschaften fanden sich noch immer neue Ankömmlinge ein, die wohl mehr das Schauspiel anziehen mochte, als die kirchliche Festlichkeit. Es war schwer, Zutritt zu erhalten, als endlich der Eingang in die Kirche gestattet wurde. Rings um das Gitter des Hochaltars lagen die Gläubigen Ablaß erbetend auf den Knien. Feiste, wohlgenährte Kaplane, denen man nichts Bettelhaftes anmerkte, vollzogen hier an Christi Statt mechanisch-handwerksmäßig die Vergebung begangener und noch zu begehender Sünden. Es lag genug Ironie schon in der Art dieses Sündenvergebens, es hätte nicht noch äußerlicher Anregungen bedurft, um in den Augen eines nicht starkgläubigen oder bigotten Menschen, wie ich war, die ganze Handlung bedeutungslos zu machen. Mich störte eine Geringfügigkeit — der an die Wand gemalte Hochaltar. Aus Mangel an Raum hat sich der Baumeister diesen jesuitischen Kunstgriff erlaubt, der meisterhaft genug gelungen ist, um die Meisten zu täuschen.

Den ganzen Tag über ward die Kirche nicht leer. Immer neue Massen verdrängten die Absolvirten — die Seligkeit war wohlfeil, es griff jeder zu, der Aermste am begierigsten. Wer mag es dem vom Glück karg Besuchten verdenken, wenn er die auch ihm lächelnde Stunde geizig benutzt? Man nehme dem weltlich Armen die phantastischen Reichthümer eines licht ausgemalten Himmels, und sein gutes, gläubiges Herz streift mit diesem letzten Verluste die Menschlichkeit ab. Vom abergläubisch Frommen bis zum gotteslästerlichen Frevler ist dann nur ein kleiner Schritt!

Auch Marianne mischte sich unter die Wallfahrer. Sie hatte zwar am frühen Morgen noch das Tambourin gehandhabt und ihre große Geschicklichkeit in fremdartig malerischem Tanze entfaltet, wahrscheinlich, um ein freudlos dürftiges Leben zu fristen; jetzt trat sie gebeugten Hauptes, sich festklammernd an die Tradition, zu dem Mönche und ging, der Sünden baar und ledig, wieder hinaus zu ihrem Zelte. Eine Stunde später schrillte das Schwirren des Tambourins abermals durch die Luft. Heiteres Gelächter erscholl, Marianne flog als indianische Fürstin, reizend, eine Grazie in jeder Bewegung, über den grünen Wiesenplan. Die Zuschauer klatschten ihr zu; man hatte Ablaß und Kirche vergessen. Der melancholisch-feierliche Orgelton, der einförmige Chorgesang, der bittend, händeringend hinauf zum Himmel betete für

die Erlösung der ganzen sündigen Christenheit, wehte nur noch manchmal, wie der Sterbeseufzer eines einschlummernden Greises, in die rauschende Lustigkeit herüber.

Viele meiner Landsleute, Menschen aus dem Volke, begegneten mir. Ohne sie zu kennen, verriethen sie sich durch Haltung, Tracht und Sprache. Mancher hatte der Ablaßertheilung beigewohnt und beschrieb nun den minder Begünstigten die Ceremonie. Aus Mangel an Kenntniß entstand daraus gewöhnlich eine Burleske, die herzhaft belacht wurde von Seiten der Zuhörer. Der Protestant von der Grenze bleibt ein für allemal bei der Ansicht: Katholicismus und Abgötterei laufe auf eins hinaus. Heilend, bildend und aufklärend kann hier nur die Zeit selbst in ihrem steten Fortschreiten einwirken, Gewalt führt nicht zum Ziele. Der Grenzer ist viel zu hartnäckig in seiner Gläubigkeit, um etwas anzunehmen, was mit seinen vom Vater und Großvater ererbten Gewohnheiten in geradem Widerspruche steht.

So kam der Abend heran. Einzelne Wallfahrergruppen zogen singend von dannen — eine fromme Caravane durch die unermeßliche Wüste des Aberglaubens. Das Fest ging mit dem Tage zu Ende. Die Menschen waren durch Erwartung, geistige Aufregung und Sommerhitze ermattet. Jedermann suchte die Kühle des Waldes und, war es thunlich, Zerstreuung im Gespräch und bei böhmischer Musik.

Jablonsk hatte sich wieder zu mir gefunden. Auch Xaver, den sein Glaubensbekenntniß ebenfalls unter die Ablaßsuchenden geführt, vereinigte sich mit uns. Der duftige Abend, von Gesang und Spiel in südliche Farben getaucht, führte uns durch Busch und Hecken. Am Abhange eines grünen Hügels in üppigem Grase lagerte die braune Marianne. Ein süßer Schlummer hatte sie überrascht. Flüsternd wehte das grüne Birkenhaar über sie hin, ein natürlicher Fächer. Die Strahlen des Mondes fielen wie Silberflocken auf die schöne Schläferin. Ein schwaches Hundegebell erweckte sie. Erschrocken sprang sie auf und sah uns verwundert, halb lächelnd an. Ich ergriff ihre Hand und nöthigte sie niederzusitzen. Es war so still, einsam, so idyllisch heiter! Neugier und, wenn man will, eine Theilnahme, wie sie die Schönheit immer zu erwecken pflegt, veranlaßten mich, nach den Schicksalen des schönen Mädchens zu forschen. Wir durften nicht fürchten, gestört zu werden, da Schnurrenreich mit seinem Möppe glücklich an uns vorübergehinkt war. Xaver unterstützte mich in meiner Bitte, und Jablonsk meinte auch, es sei immer bildend, eines fremden Menschen Lebensgang zu erfahren. Nach einigen Zaudern reichte mir Marianne die Hand und sprach: „So hören Sie denn!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

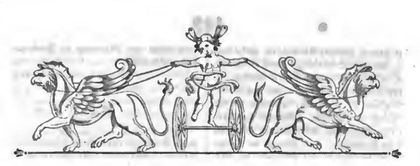
[Gervinus.]

In Karlsruhe erscheint nächstens der erste, 25 Bogen starke Band von Gervinus' gesammelten kleinen historischen Schriften. Wir machen auf Einiges vom Inhalt, das sich eines großen Antheils erfreuen wird, aufmerksam. Vor allen Dingen wird der Aufsatz über Dahlmann's Politik von dem größten Interesse sein, dann eine Selbstanzeige der Literaturgeschichte, der Plan zur Reform der deutschen Universitäten, die durch Heeren veranlaßten historischen Briefe, der Aufsatz über historische Größe, die Geschichte der Zechkunst, die sich bereits so viel Freunde erwarb. Außerdem bringt der erste Band noch eine Abhandlung über Artaud's Machiavell und die Einleitung zu den ehemaligen deutschen Jahrbüchern, einem Journal, das Gervinus bekanntlich anonym redigirte und zu dem er sich jetzt bekennt.

[Die Aesthetik in der alten hallischen Literatur-Zeitung.]
Aus einem Privatbriefe.

„Was für Viehzeug — hier kein Schimpfwort, sondern nur Gattungsname — mitunter in deutschen Recensir-Anstalten weidet, davon gibt uns die hallische Liter.-Zeitung wieder einmal rechte Proben. Dort werden die neuen Taschenbücher für 1838 vorgenommen. Da heißt es: „Von den literarischen Gaben (der Urania) zeichnen wie Biondetta, Novelle von einem Ungenannten, vorzüglich aus." Und weiter nichts! Nun wahrlich, wer nichts von der Herkunft und dem Verfasser Biondetta's weiß, und sie für ein neues, heutiges, deutsches Erzeugniß ansieht, der müßte doch dasselbe mit Staunen und Wundern begrüßen! Aber „der Esel frißt die Ananas für Distel" ist ein altes Sprichwort. Derselbe Recensent kommt nachher auf Mundt's Delphin. Die Novelle „Mutter und Tochter" gibt er in verstümmeltem Gerippe und wundert sich dann, daß der Dichter einen solchen Stoff behandeln, das heißt zum blühenden Lebensgebilde ausbilden, mochte! In desselben Autors „Vertrauten Briefen aus Hamburg" sieht er nur gewöhnliche Correspondenzartikel belletristischer Zeitungen — und bekennt damit schauderhaft, wie es mit seinem Sinn und Ohr beschaffen ist! Ueber den stofflichen Inhalt dieser Mundt'schen Briefe läßt sich vielleicht streiten, aber der Vortrag, die Sprache, die Laune darin gehören zu dem Gediegensten, Anmuthigsten und Feinsten, was unsre neuere Prosa aufzuweisen hat. Und davon merkt so ein Recensent gar nichts! Ob es nicht eine gerechte Anforderung wäre, daß ein solcher Recensent einmal zur Strafe genannt, mit vollem Namen genannt würde? Wenigstens würde man dann niemals in Versuchung kommen, ihm Ananas anzubieten."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 40. — den 24. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafest.

(Fortsetzung.)

Wäre es möglich, dem todten Worte jene seelenvolle Rührung einzuhauchen, mit welcher das verlassene Mädchen ihre Schicksale erzählte, so würden sie auf den Leser denselben Eindruck hervorbringen, den sie auf uns machten. Ohne die geringste Absicht glänzen zu wollen, ergriff sie tief durch den einfachen Vortrag. Lebendig, wahr empfunden, sprachen die Worte aus dem vollsten Herzen. Niemand konnte einem solchen absichtslos hervorgebrachten Zauber widerstehen. Es war ein abermaliger Beweis, wie alle Kunst nur dann wahr und hinreißend sich gestaltet, wenn die Natur im schönen Bilde aus ihr zurückspiegelt. Marianne erzählte:

„In warmen Sommerabenden, wie der gegenwärtige, ist mir's oft, als ziehe ein wunderbarer Traum buntfarbig durch meine Erinnerung. Mein Leben erscheint mir dann falsch, ausgetauscht. Wie eine Münze, deren Gepräge ich nicht kenne, wende ich es zweifelnd hin und wieder und komme doch immer nur zu dem für mich schmerzlichen Endresultate, daß ich nicht bin, was ich scheine. Die Wirklichkeit in ihrer rauhen Wahrheit bleibt eine bittre Täuschung in meinem Gefühle. Ich empfinde, daß alles um mich her Lüge ist, so drückend auch die Gewißheit dagegegen sich auflehnt."

„Ich war noch sehr jung, duftig und sanft rauschend, wie weiche Seiden, hüllte der Tag sich in die abendlichen Schleier. Ein weißes Kleid spielte um meine jugendlichen Glieder und ich tanzte in kindischer Seligkeit durch blühende, fremdartige Gebüsche, mich oft elastisch emporschnellend, um mit erhobener Hand nach den Sternen zu haschen, die ich mir auf den rauschenden Baumwipfeln befestigt dachte. Den Himmel hielt ich immer für einen wunderbar gestickten Baldachin und lachte über die großen Menschen, die mich oft meines Glaubens halber ein träumerisches Kind schalten. Der Baumgang, unter dem ich mich fortbewegte, lief nach dem Meere hin aus und diente mir oft zum Spielplatze, wenn ich allein bleiben mußte. Von jeher liebte ich es, mich auf Seilen zu wiegen, die nahe dem Meere zwischen zwei schlanken Cypressen aufgespannt waren und zu Schaukeln dienten. Ein eigenes, glückseliges, fast sinnenberauschendes Gefühl zitterte durch meinen Körper, wenn ich, unbemerkt von den Meinigen, mit tastenden Zehen schüchtern auf den starken Seilen hinschreiten konnte, mit den Händen nach den über mir hangenden Cypressenzweigen greifend, um mich vor jedem Sturze zu sichern. Es war nicht nur Spielerei bei mir, ich muß es im Gegentheil noch jetzt als Ergänzung meines Lebens betrachten, wie sich späterhin auch die Musik gewisser Instrumente, z. B. das Tambourin, dazu gesellte. Ueber den Grund jenes seltsamen Gefühls habe ich mir selbst nie Rechenschaft ablegen können. Ich betrachtete es als ein angeborenes Talent, das sich mit den Jahren entwickeln mußte, selbst wenn ihm die schwersten Hindernisse in den Weg gestellt würden."

„An der Küste gab es immer ein bunt wechselndes Leben. Fischerbarken glitten über die blaugrünen Wel-

len, Gesang flog hin und wieder, wie ein Echohall, der aus der weiten Natur herausbricht. Ich wenigstens faßte die Gesänge der Fischer in diesem Sinne auf. Oft hob sich über die bewegte Meeresfläche ein weißes Segel und dann zog dämonisch schweigsam der Koloß eines großen Schiffes in einiger Entfernung vom Lande majestätisch vorüber."

„Die Fischer liebten mich und richteten zuweilen ihre einfachen Lieder an mich, wenn ich, meiner Neigung folgend, auf den Seilen nach dem Tact ihrer Ruder oder des Wellenschlages die phantastischsten Tänze improvisirte. Volltönend und harmonisch trifft noch jetzt zuweilen ein Laut der Sprache mein Herz, in welcher damals die Luft selbst zu erzittern schien. Mild und wohlthuend, wie der Aether klangen jene Laute; jedes Wort war ein angeschlagener Saitenton, jede Periode ein Accord. Ich habe seitdem nie mehr so tief empfunden, wie Himmel, Luft, Leben und das geheimnißvollste Schluchzen des Herzens sich in der Sprache begegnen. Das mag freilich wohl Täuschung sein, ein Traum, in den zurück sich die Seele flüchtet, wenn die Gegenwart sie nicht umkettet mit all den Reizen, die sie als Erbtheil der frühesten Kindheit besitzen zu dürfen wähnt."

„An jenem Abende war ich mir ganz allein überlassen. Ein großes Kirchenfest ward in der Nähe begangen und meine Eltern, dem Gesetze folgend und ihrem Glauben, wallfahrteten mit Andern eben dahin. Wer sonst noch um mich bleiben sollte, verließ mich auf mein eigenes Zureden sehr gern, um der Neugier Genüge zu thun. Aller lästigen Aufsicht befreit, eilte ich in den Park, tanzte dem Meere zu und begann dort auf den Seilen meine alte Gliederübung, die für mich jeden höchsten Erdengenuß einschloß."

„Der Abend war wunderbar schön, von Blüthenduft gewürzt. Eine aromatische Luft koste mit meinen frei flatternden Locken und drückte das zauberische Bild des scheidenden Tages in den nachgiebigen, leicht empfänglichen Grund meiner Seele, mit belebten Arabesken umwunden, wie sie Jugendfrische und die Phantasie eines poetischen Gemüthes um den Rahmen des Tages emporranken lassen. Ich war schon ermüdet von meinen wunderlichen Sprüngen, ausruhend ließ ich meinen ermatteten Körper niedersinken auf das Seil, während der Blick meines Auges in dem Phosphorglanz des schäumenden Meeres sich badete. Da hob sich plötzlich über die Mauer des Parkes eine weibliche Gestalt, in sonderbarer, fremdländischer Tracht. Ein heiteres, verführerisches Lächeln tändelte um ihre Lippen. Ihr Auge funkelte in der Düsternheit, ihre Worte aber klangen mild und wohlwollend. Sie fragte mich, ob ich gern tanze, und da ich bejahend antwortete und den Wunsch hinzufügte, immer tanzen zu mögen, küßte sie mich und versprach mir, diesen Wunsch zu erfüllen, wenn ich mit ihr gehen wolle."

„Arglos schwang ich mich vom Seile und folgte dem gutmüthig plaudernden Weibe. Unser Weg führte an einer Kirche vorüber, die ich wohl kannte, da meine Eltern mich oftmals zur Messe dahin mitgenommen hatten. Das Innere der Kirche war von Lichtern glänzend erhellt, der Chor sang, die Orgel schlug dumpf dröhnend in einzelnen, tiefen Tönen in den Gesang. Mich ergriff ein Gefühl der Wehmuth, ich bat meine Begleiterin, mit mir einzutreten: ich wolle mit meiner Mutter beten."

„Ei, das hat Zeit, Marianne," sagte das Weib (mich umtaufend) und zog mit sanfter Gewalt mich an der Pforte vorüber, vor der eine dichte Menschenmenge auf den Knieen lag. Bald stießen wir auf mehrere Männer. Sie überhäuften mich mit Lobsprüchen, nahmen mich auf ihre Arme und wußten auf jegliche Weise meine Munterkeit zu wecken. Freiwillig begann ich zu plaudern, vergaß des Augenblickes und fiel endlich ermattet in Schlaf. Als ich wieder erwachte, lag ich auf einem Teppich, der ehemals sehr prachtvoll gewesen sein mochte, jetzt aber unverkennbare Spuren der Vergänglichkeit an sich trug. Neben mir handthierte das fremde Weib mit irdenem Geschirr. Meine festlichen Kleider waren verschwunden, doch sah ich neben mir ein höchst glänzendes Costum liegen. Ich war in die Hände einer Springerbande gefallen, die am Tage der Portiuncula sich Ablaß erkauft und nach Erlangung desselben mich entführt hatte."

Die holde Erzählerin ließ ihre schöne Stirn in die Hand herabsinken. Ein paar Thränen perlten durch die runden zarten Finger. Der Mond küßte sie verstohlen mit keuschem Strahl und ließ auch in ihnen die schäumende Seele aufblitzen. Die fremdländische Aussprache des Mädchens, die Naivetät in Blick und Vortrag bewegten uns so eigenthümlich, daß wir schweigend warteten, bis Marianne die Erzählung wieder anhob. Die gemischten Töne der Musik, vom nahen Haindorf herüberklingend, die warm athmende Augustnacht, der Gesang der Pilger — Alles trug dazu bei, der Erzählung eine Wahrheit einzuhauchen, die anderen Ortes schwerlich mit solcher Gewalt die Phantasie umstrickt haben würde. Nach einer längeren Pause fuhr Marianne fort:

„Leicht erregbare Kindesgemüther, wie das meinige, lassen sich schnell beruhigen, wenn ihnen geboten wird,

was sie zumeist erfüllt. Zwar sehnte ich mich zurück nach dem gewohnten Umgange; ich vermißte die Sauberkeit der Wohnung, die heitern Räume, in denen mein Sehnen und Träumen sich beschwingte. Dafür gestatteten mir meine Begleiter nun freilich eine vollkommene Freiheit, um mich im Tanz auszubilden. Sie behandelten mich mit einer Art Zuvorkommenheit und bildeten durch Erregung meiner Eitelkeit mein Talent in kurzer Zeit künstlerisch. Auch der Prunkliebe schmeichelten sie. Es war mir unverwehrt, die glitzerndsten Gewänder anzulegen, da sie wohl sahen, daß durch diese Verfügung meine Neigung verstärkt ward. Kaum aber hatte die angeborene Geschicklichkeit zur ungewöhnlichen Kunstfertigkeit sich gesteigert, so änderte sich auch mein bis dahin glückliches Loos. Immer schneller, enttäuschender rollte sich der kummervolle Pfad einer für Geld zur Lust genöthigten Seiltänzerin auf, als welche ich von Land zu Land geschleppt wurde. Ohne Reiz will ich dies Leben nicht nennen. Ich bemühte mich, je mehr mein früheres Leben in die dämmerhellen Farben eines Traumes zurücktrat, so oft ich vor der Neugier meine Künste zeigen mußte, diese Phantasmagorie als mein eigentliches Leben zu betrachten. Die Wirklichkeit dämpfte ich ab zum farblosen Bilde und das Vergangene, träumerisch vor dem Auge der Erinnerung auf und nieder Flatternde baute sich von selbst auf zur Welt, in der ich schaffte in dämmerndem Bewußtsein. So erlangte ich, was ich wünschte. Der Tanz, dem ich meinen Sturz aus dem Himmel Schuld geben mußte, ward der mitleidvolle Träger eines künstlich erzeugten Paradieses. So lange das Seil unter meinem Fuß erzitterte, oder das flüchtige Roß mich in Windeseile durch den Circus trug, war ich selig nicht als Künstlerin, sondern als tändelndes Kind, das mit der Erinnerung in schuldloser Freude spielt. Nur die Beendigung einer Vorstellung machte mich elend und flößte mir einen Widerwillen ein gegen jede kirchliche Ceremonie, gegen Glaube und Sitte, gegen Festesglanz und seine gläubigen Verehrer. Vor allen mit unnennbarem Schauer erfüllte mich die bloße Nennung des Namens der Portiuncula! — So wird eine Kleinigkeit oft Veranlassung zu den wichtigsten und einflußreichsten Verhältnissen. Glauben und Religion, Sitte, Freiheit, Kunst, sie alle mögen Erzeugnisse einer nicht zu unterdrückenden Neigung sein, bedingt werden sie doch meistentheils von Einflüssen, die uns nur als körperlose Schatten berühren."

„Sie wundern sich, ein Mädchen, dem frühzeitig die heitere Lebensatmosphäre mit erstickenden Dünsten verpestet wurde, so sprechen zu hören. Woher kommt Dir diese Ansicht? hör' ich Sie fragen. Die Antwort darauf ist leicht. Unglück macht frühzeitig klug; in ihm erwächst den Armen der untrüglichste Lehrer. Und dem Weibe vielleicht eher, als dem Manne, da des Weibes Gemüth empfänglicher ist für Alles, was die Natur gibt, mag es auch noch so herb, schmerzlich verletzend es berühren."

„Wenn ich nach diesem Erlebnisse mich gern von dem abwendete, was in der Regel Andere unter ähnlichen Bedrückungen des sogenannten Schicksals suchen, so konnte ich mich selbst doch nicht ungläubig oder gar gottlos schelten. Der Sinn für das Heilige blieb rein und unberührt in meinem bekümmerten Herzen. Konnte ich dafür gescholten werden, daß die Art der Auffassung bei mir von der Gewöhnlichkeit abwich? — Mir blieben fast alle eigentlichen Mysterien des Glaubens unbekannt; von dem, was die Kirche zu heiligem Gesetz, zu beseligender Ceremonie erhoben hatte, wußte ich nichts. Mich zu bilden, fehlte es mir an Zeit, weil meine nunmehrigen Gebieter nach Willkür mit mir schalteten. Der Eindruck jenes Tages aber, dessen wollustsüßer Abend mich von dem Busen des Glückes riß, blieb mir unvergeßlich. Mit ihm Alles, was sich daran knüpfte. Es war natürlich, daß mir solchergestalt das Portiunculafest als die ausschließliche Ceremonie in religiösen Dingen unauslöschlich eingeprägt ward. Obgleich ich nun einen gewissen Abscheu davor empfand, so mischte sich doch auch wieder ein mir selbst unerklärliches Gefühl der Sehnsucht in diese unbestimmte Verneinung der Seele, daß mir dies Kirchenfest allein als die Veranlassung meiner dereinstigen Befreiung vorschwebte. Sie mögen dies sonderbar, vielleicht auch lächerlich finden. Die Natur aber gefällt sich gern in diesem ironischen Instinct, in diesem wechselwirkenden Zusammenknüpfen der beleidigendsten Extreme, um inmitten des Kampfes derselben das eigentlich Schöne und Bleibende in Personen sowohl wie in ganzen Nationen zur gedeihlichen Blüthe hinzuführen. Bestimmend wirkt hierbei wohl auch die Phantasie ein, wenn sie zur bleibenden sich gestaltet, und dadurch dictatorisch den nächstfolgenden Tagen eine dauernde Richtung gibt. Zeugungskräftige Geister mindestens besitzen diese Kraft, die vielleicht nicht mit vollem Rechte, schlägt sie zum Guten aus, Glück genannt wird. Wie dem aber auch sein mag, alle meine nachmaligen Schicksale reihten sich so eng an diesem leitenden Faden auf, daß ich bald fest an mein undeutliches Ahnen glaubte."

„Eine Seltsamkeit erzeugt die andere. Unbewan-

dert in allem, was Herkommen und Sitte geboren hatte, trieb mich jene magnetische Kraft der lebengestaltenden Ahnung an, mich genauer nach den Orten zu erkundigen, wo das Portiuncula-Fest vorzugsweise feierlich begangen wurde. Kaum davon in Kenntniß gesetzt, wußte ich durch meine überwiegende Kunstfertigkeit meine nicht eben sehr nachgiebigen Beherrscher meist nach einem dieser Orte zu führen. Immer ereignete sich dann irgend etwas an einem solchen Tage, was für mich bedeutungsvoll war, oder doch so schien, weil Phantasie und Wirklichkeit in meinem entzündbaren Geiste wunderbar vereinigt blieben. Je älter ich ward und je voller mit der Entwickelung des Körpers auch das geistige Leben in mir aufging, desto tiefere Beziehungen knüpfte ich an die leitende Flamme meines Aberglaubens. Obwohl die weibliche Eitelkeit mich selbst immer als Achse betrachten ließ, um welche Wichtiges und Unwichtiges sich bewegte, so erweiterte sich doch auch der Blick meines Auges, das gewohnt war, unaufgefordert viel in die Welt zu schauen. Die Wanderzüge unserer Gesellschaft rissen mich fast durch halb Europa, und einstmals, glaub' ich, ward sogar der Wohnsitz meiner Jugend wieder von uns berührt. Ich hörte bekannte Laute, die tönenden Worte einer nur in meiner Erinnerung noch lebendigen Sprache sangen ein längst vergessenes Wiegenlied ungetrübter Glückseligkeit um mein Ohr. Ich lauschte, ich wollte bestimmend den Zug leiten — da bogen wir plötzlich ab von der Landstraße, und meinem schweifenden Auge war es nur vergönnt, im hereinbrechenden Abenddunkel den feuerflammenden Meeresspiegel zu bewundern, die Wiege und das Grab aller schönen Träume von Glück und Freude. Wir waren in Spanien, meinem Geburtslande. Einen Tag später flatterten wieder die scherzenden Nasentöne der französischen Sprache wie verliebte Blicke coquetter Schönen lustig um uns. Das Land meiner Jugend sah ich seitdem nicht wieder."

„Das Glück, oder wie ich es lieber nennen möchte, der Leben gebende und bestimmende Glaube des Herzens, jene unenträthselte Mystik zwischen dem einfachen Willen des Menschen und der gewährenden Macht der Schöpfung oder Natur betrog mich fortan nie mehr. Meine Kunst, in der ich, so lange ausübend mein Fuß aus dem Weltall poetische Töne zu locken schien, die Freiheit sah, wie sie für mich taugte, steigerte sich zu hoher Virtuosität. Ich ward Beherrscherin meiner früheren Herren. Von mir allein hing ihre Existenz ab, die auf Erden immerdar mehr sein und bleiben wird, als alle Freuden des Himmels. So folgte man den Vorschlägen, die ich, wohl nicht ohne gänzliche Verläugnung der List meines Geschlechtes zu geben für gut befand. Dadurch erlangte ich vorzugsweise, an dem jedesmaligen Festtage der Portiuncula einen Ort zu gewinnen, wo die Feier desselben bedeutend, die zuströmende Menge der Wallfahrer zahllos genannt werden konnte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

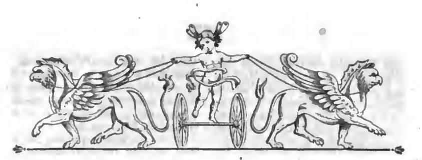
[Dorow's Facsimile von Handschriften.]

Das vierte Heft dieser außerordentlich interessanten Sammlung lithographirter Handschriften ist mit einem Brief Byron's an Goethe, aus Livorno vom Jahre 1823, eröffnet. Nr. 2. gibt den merkwürdigen Brief des Fürsten Pückler, den wir bereits anführten. Außerdem noch 24 andere, von denen wir nur folgende namhaft machen. Ein Brief von Heinse aus dem Jahre, in welchem Ardinghello erschien, ist von besonderem Werth. Die Handschrift des genial üppigen Heinse hat sonst mit Hamann's Schriftzügen, die ein früheres Heft brachte, Aehnlichkeit; so schreibt kein Don Juan, sondern ein innerlich mit seinen Gedanken verflochtner Mensch, ja ein Mystiker kann so schreiben. Friedrich Heinrich Jacobi (aus dem J. 1805) schreibt sehr sauber, nobel moralisch; der alte Gleim (vom J. 1797) hat in seinen Handzügen eine Art dicker, wohlgenährter Gemüthlichkeit. Justus Möser's Handschrift hat sehr viel offne Freiheit, sie verräth ein weitblickendes Auge, während sonst gelehrte deutsche Hände den Myops vermuthen lassen, der mit der Nase auf dem Papiere herumfährt. Auch Gans hat eine kräftig geschwungne Kielführung, man hört beim Anblick dieser Handschrift die schallende Sprache des Mannes auf dem berliner Katheder. Das neue Heft gibt einen höchst schätzbaren Artikel von Gans, seine Ansicht über die Nothwendigkeit der Opposition zum Bestehen eines Staates. Drei Musiker hinter einander fordern zu Vergleichen auf. Salini möchte, wie Spontini, die Buchstaben zu Noten machen, Cherubini zittert beim ungewohnten Dienst der Federführung, Beethoven möchte mit großartig herumwaltenden Zügen sich erst neue Buchstaben entwerfen. Sonst finden wir noch: Schelling, beide Niebuhr, den Reisenden und den Geschichtsforscher, Niemcewicz, Graf St. Aulaire, den Verf. der histoire de la Fronde, König Stanislaus II. von Polen, Großherzog Karl August von Weimar, Bossuet, Girardin u. A. Der Leser mag bei jeder Handschrift selbst sein Handschriften-Lavater sein.

[Böckh's akademische Rede.]

Diese Rede, welche Geh. R. Böckh zur Feier des Jahrestages Friedrichs des Großen am 25. Januar in der berliner Akademie hielt, und von welcher Hr. Carriere in der Correspondenz spricht, ist in Berlin bei Veit u. Comp. erschienen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 41. — den 26. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafest.

(Fortsetzung.)

„Bei dem Feste selbst dachte ich mir nichts mit der Ceremonie im Einklange Stehendes. Hier, wie fast überall, der Eingebung meines Herzens folgend, verknüpfte mein mädchenhaftes Denken und der leicht erregte Sinn der Künstlerin Ideen mit dem Ablaß, die wohl mit der Entstehung des eigentlichen Festes nicht die mindeste Verwandtschaft zeigen mochten. Das Leben hatte mich frei gemacht. Eine Art von Emancipation war mir ungesucht zu Theil geworden, die ich selbst empfand, ohne mir klare Rechenschaft darüber geben zu können. Ich glaube aber, sie ist mit jeglicher Kunst unerläßlich verbunden. So kam es denn, daß ich das Wort „Ablaß" in seiner vollen Bedeutung als sündenlösend auffaßte, und für das Schiboleth hinnahm, in dem eine allgemeine Rettung sich verschließe, die augenblicklich ihre Geltung gewinnen werde, wolle sich die Menschheit nur die Mühe nehmen, das geheimnißvolle Siegel vollends zu lösen. Was ich Alles damit verknüpfte, ist sicher thöricht. Es waren Grillen eines Mädchens, die wunderbar durch das Lebens gerissen worden, vermöge eines glücklichen Naturells aber, trotz allen Fährnissen, doch immer der Bildung entgegengeführt ward. — Die einmal gewonnene Stellung erlaubte mir, jetzt nachzuholen, was mich früher die Nothwendigkeit zu versäumen gezwungen hatte. Ich las, was mir in die Hände fiel, doch am liebsten die Tagesgeschichte. Die rasche Beweglichkeit, mit welcher hier und dort der wunderbare Lebensodem der Geschichte die einzelnen Völker so verschiedenartig zum Handeln oder Träumen veranlaßte, behagte mir ungemein. Es lag eine geheimnißvolle Sympathie in dieser Kunst des großen Völkertanzes mit meinen abgeschlossenen künstlerischen Bestrebungen, und da ich glaube, daß nur Verwandtschaftliches sich berührt, mag es nun in der Ahnung aufzittern, oder in der härteren, festen That herausspringen, so bildete meine Art und Weise, das Künstlerische mit dem Ereignißvollen im Leben zu verknüpfen, eine Politikerin aus mir, die eigenthümlich genug sein mochte, und doch fern blieb von aller Caricatur. Es war ja am Ende doch nur ein Tausch der Maßstäbe, die Sache blieb unverändert."

„Dieser weiblichen Art und Weise, die Geschichte aufzufassen, verdanke ich es wahrscheinlich, daß mich furchtbare Ereignisse nie überraschten, noch weniger niederschlugen. Es war der Fatalismus des weiblichen Gemüthes, aus dem ich Trost schöpfte, sowohl für mich als für die Gemeinschaft von Völkern. Auch hierzu gab die alleinige Veranlassung das Portiuncula-Fest!" —

„Längst schon hatte ich in still verschlossenem Busen einen Gedanken mit mir herumgetragen, den ich von den Menschen, von der Geschichte, ausgesprochen, verkörpert wünschte. Es fehlt mir die Elasticität des durchfühlenden Gedankens, um eine deutliche Anschauung davon Ihnen in Worten geben zu können. Ungefähr aber lief all mein Sinnen darauf hinaus, daß ich wünschte, es möge den bildsamen, fortschreitenden Völkerschaften

gelingen, das Portiuncula-Fest seiner Bedeutung nach auf das ganze Leben auszudehnen — den Ablaß zu emancipiren, und ihn, wie es ja auch in der Kirche festgesetzt ist, seine Wirksamkeit auf jeden Tag und jede Stunde im Jahre zu erweitern. — Sollte ich sagen, was mich zu diesem Gedanken veranlaßte, so möchte ich schamroth werden. Es war vielleicht nur ein geläutertes Gefühl der Künstlerin, eine minder eingeengte Betrachtung des Heut und Gestern. Ohnedies schien mir die ceremoniöse Form des Portiuncula-Ablasses im Laufe der Zeit so abgenutzt, daß eine Auffrischung nur vortheilhaft sein konnte. Wünschte ich diese im Sinn einer freien Künstlerin, dem Bedürfnisse der Völker und ihren Stellungen angemessen, so kann dies als albern belächelt, doch, glaub' ich, nicht geradezu verworfen werden. Mein Wunsch blieb überdies so harmlos, daß er nicht einmal die Flecken einer Ketzerei durchschimmern ließ."

„Ganz irre gegangen konnte ich in meinen Ansichten aber doch nicht sein. Das Portiuncula-Fest war abermals angebrochen, ich befand mich nebst der Gesellschaft, die ich beinahe allein erhielt, in einer bedeutenden Stadt Deutschlands, als plötzlich eine ungewöhnliche Bewegung unter den zahlreichen Pilgern sichtbar ward. Man schrie, stieß, lärmte, drängte und rannte durch- und gegeneinander, ohne den Grund dieser Aufregung vom Nächsten erfahren zu können. Es hieß, so eben angekommene neue Zeitungen brächten wichtige Nachrichten aus Frankreich. Nach einigem Hin- und Herwogen der Menschen erfuhr Jedermann den Ausbruch der Julius-Revolution. Ueber diesem Ereigniß vergaß der größte Theil der Wallfahrer die Bedeutung des Festes, das sie herbeigeführt hatte. Der Ablaß der Kirche ward vernachlässigt, man fühlte die Macht des Gedankens, der weit aus der Ferne herüber laut und drohend sein Begehren aussprach: Gebt Ablaß aller Welt!"

„Auch die Eitelkeit eines Mädchens beschränkt sich nicht immer auf die nächsten Umgebungen seiner Toilette. Mich hatte die Welt zwar nicht im Glücke geschaukelt, sie war aber doch an mir vorübergegangen. Dies hatte meinen Blick erweitert und all den zahllosen kleinen Regungen, womit das Herz eines Mädchens zu tändeln pflegt, eine Sympathie für Größeres eingehaucht. War es ein Wunder, daß jene Nachricht mich mit unnennbarer Freude ergriff, da ich in ihr eine Eitelkeit befriedigt sah, die lange Jahre mein verschwiegener Busen genährt hatte? Auch hier überraschte und erfreute mich zu gleicher Zeit wieder die Schöpfung meines seltsamen Ahnungsvermögens, das sich dem Glauben bis zur Innerlichkeit der gewissesten Ueberzeugung anschmiegte. Wie bitter schmerzte es mich, daß ich ungekannt, machtlos nur von fern zusehen mußte, was nun Gutes oder Schlimmes aus dem Portiuncula-Feste der Freiheit sich gestalten werde! Den Völkern es zu sagen, laut und überzeugend, das — so dünkte mich — wäre jetzt eine belehrende, edle Aufgabe gewesen. Ich fühlte zum ersten Male die ganze erdrückende Schwere eines großen Gedankens, zu dessen Verdeutlichung die Mittel nicht vorhanden sind!"

„Ein Mädchenherz verzweifelt indeß nicht so leicht. Ich war in einem gewissen Sinne reich, mächtig. Temperament und das Hereindämmern der Abendröthe eines poetisch-schönen Jugendtraumes hielten mich in einer fortwährenden Verzückung, die jetzt noch bedeutend gesteigert ward durch die fröhlich-bange Aufregung, in welcher fortan die Tage über den Völkern Europas auf- und untergingen. Mir kam ein wunderlicher Gedanke, an dessen Gestaltung zur That ich ernstlich arbeitete. Das Wort belehrt, regt auf, spannt an zu Thaten, nicht minder thut es wohl auch die Musik, der ein freierer Wirkungskreis gestattet ist, da ihre Verständniß das Herz zum Dolmetscher bedarf, und diesem weniger Hemmnisse von Seiten sogenannter bürgerlicher und politischer Institutionen entgegengestellt werden können. Die Künste sind sich alle verwandt. Das hatte ich selbst erlebt, ich hatte es gelesen und erfahren. Der Tanz, zur Kunst erhoben, vermag ein ganzes Menschenleben plastisch darzustellen. Er kann aufreizen bis zur Wuth. Er umgarnt den Verstand, er ruft alle Leidenschaften zum Aufstande. Als eine geborne Südländerin fühlte ich diese hinreißende Allmacht des Tanzes mehr, als ich sie wußte. Das Gefühl aber ergänzt das Wissen immer in bedeutungsvollen Augenblicken, und so schien es mir gewiß, daß es einer Virtuosin im Tanz, die eben so viel Willenskraft als freie Gesinnung besitze, möglich sein müsse, durch den Tanz auch der Menge einen Begriff von den Zeitbewegungen beizubringen. Ich gebe zu, daß dieser Gedanke, in einem schwärmerischen Mädchenkopfe entstanden, dessen ganzes Leben aus dem Wunderbaren sich entwickelt hatte, barock erscheinen mag. Dennoch schritt ich zur Ausführung. Ich ging nach Brüssel, gab Vorstellungen in meinem Sinne und ward, wenn nicht verstanden, doch geahnt. Das Volk erhob sich — man sagt, enthusiasmirt durch eine Opernmusik — es verlangte ein Portiuncula-Fest. Zufrieden mit mir selbst durchzog ich fortan Deutschland. Polen nahm mich auf und ich erlebte in Warschaus Mauern den Ruf nach Ablaß.

Auch dort hatte ich auf die Masse gewirkt. Es unterstützten mich dort vorzugsweise die Nationalkleidung und der Nationaltanz des Mazureck, den ich mit einigen meiner Gefährten, Sensen schwingend, aufführte."

Marianne ruhte abermals in ihrer gewohnten malerisch graziösen Stellung, den schönen Kopf in ihre Hand stützend. Xaver hatte aufmerksam zugehört. Er stand bewegt auf und lehnte sich an eine der nahestehenden Buchen. In seinem Gesichte weinte ein bitterer Schmerz, der volle Mondenglanz überdeckte ihn mit silbernem Geflock. Marianne erhob ihr dunkles Auge und erzählte, einen Seufzer gewaltsam zurückdrängend, weiter:

„Es gehört unter die räthselhaftesten Erscheinungen im Leben, daß gewöhnlich diejenigen, welche auf irgend eine Weise energisch in das Getriebe zeitgeschichtlicher Bewegungen eingreifen, in dem Moment des Fortschrittes eine Niederlage oder eine Unbill erleiden. Der Geist der Geschichte, scheint mir, will dadurch das nöthige Gleichgewicht immer aufrecht erhalten, und die Menge der nothwendig bei jedem Umschwunge Zurückgesetzten gewissermaßen besänftigen. — Mir erging es fast eben so. Ein junger Pole, hingerissen von meinem Tanze, eroberte sich von mir die Genehmigung, verkleidet und maskirt mich eines Tages secundiren zu dürfen. Es geschah; wir waren Beide aufgeregt — der Augenblick überraschte mich, ich ward meinen eigenen Gedanken untreu, der Pole besiegte mein Herz und meine größeren Zwecke! Tages darauf brach der Aufstand aus. Die allgemeine Aufregung nöthigte mich, Polen zu verlassen, was ich ohne Reue hätte thun können, wäre ich mir nicht einer Schuld bewußt gewesen."

„Von nun an verlor sich mein Glück mit meiner Kunst. Das nächste Jahr stand ich fast ganz allein. Eine Krankheit hatte mich ergriffen, der Reiz der Kunst entschwand mit der Entweihung ihrer Bedeutsamkeit in meiner Ahnung. Das nächste Portiuncula-Fest erlebte ich am Fuße der Karpathen — ich gebar ein Kind, dasselbe, welches Sie im Arme der Zigeunerin sahen, die mich vor so vielen Jahren dem Eden meiner Kindheit entriß. Ein armer aber stolzer ungarischer Edelmann pflegte mich. Seine medicinischen Kenntnisse wirkten wohlthätig auf meine zerstörte Gesundheit, und als ich genesen war, forderte er meine Hand zur Belohnung der mir geleisteten Dienste." —

„Es stand nicht in meiner Macht, ihn ganz von mir zu weisen. Ich war arm, verlassen, trug ein Kind am Busen und fühlte zum ersten Male den Schmerz einer verwaisten Mutter. Damals ward ich milder gegen so Manches, was ich bisher mißbilligend an mir hatte vorüberstreifen sehen. Ich fühlte, es könne Augenblicke im Leben geben, wo die Pflicht es erheische, der Welt sich abzuwenden und ihren größeren Sorgen, um den kleineren Kreis ganz auszufüllen, und von ihm aus später wieder dem Fortschritte des Ganzen einen bewegenden, kräftigen Theil zuzuweisen. So ward ich nun genöthigt, mein ferneres Schicksal in die Hand des Ungarn zu legen, der in seiner Armuth gezwungen ward, Deutschland hausirend zu durchstreifen. An seiner Seite zog ich nun von Ort zu Ort, er als Arzt, ich als Tänzerin. Auch dieses Leben war nicht ohne vielfache Belehrung und hatte demzufolge seine Annehmlichkeiten. Faßte ich früher Alles, was mich berührte, mehr in traumhafter Ahnung auf, als ein poetisches Bild, das leuchtende Glanzpuncte auf mich herabwarf; so lernte ich jezt das Wirkliche in seiner Reinheit schätzen. Aus beiden Anschauungsweisen entpuppte sich die ursprüngliche, allgemein gültige Wahrheit. Zufrieden war ich freilich mit dieser Verwandlung nicht jederzeit. Phantasie und Lebensschärfe befeindeten sich oft in meinem Herzen. Nach jedem solchen Kampfe siegte aber die Vernunft, die mild alle Fäden verknüpfte, mochten sie nun silberglänzend aus der Welt des Traumes und idealer Schwärmerei herüberflattern, oder dürr und kalt die Prosa des gemeinen Tages beurkunden.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Immermann's „Opfer des Schweigens" Clara Novello.]

— — Nachträglich noch über: „Die Opfer des Schweigens." Immermann hat dies Trauerspiel eigens für die Bühne geschrieben und ganz besonders für die berliner berechnet. Wollte man boshaft sein, so könnte man sagen: „O, hätte er doch dabei selbst das Opfer des Schweigens gebracht und nichts von dem Werke verlauten lassen!" Doch nein, man wird dabei nicht boshaft, sondern nur ernst reden; diesmal hätte es gewiß im wahren Vortheil des Dichters gelegen, wenn er dieses mißlungene, oder richtiger gesagt, nur halbgelungene Werk nicht auf die Bühne gebracht hätte. Sein Ruf als dramatischer Dichter ist fest begründet, wenn auch nicht in dem Grade, wie eine zu einseitig für oder wider eingenommene Kritik es glaubt, oder wenigstens sagt. Sein Ruf als theatralischer Dichter ist dagegen fast umgekehrt, eher ein nachtheiliger als ein vortheilhafter zu nennen. Keines seiner Werke hat auf der Bühne Beifall finden können, und es war nicht blos die Masse, sondern auch die unparteiische Zahl der Einsichtigen,

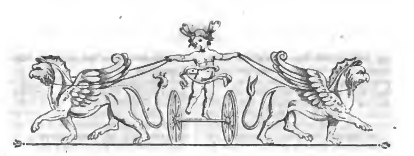
welche die Mängel erkannte, die dem theatralischen Erfolge der Immermann'schen Dramen trotz vieler einzelnen dramatischen Schönheiten entgegenstanden. Von allen Werken des Dichters aber, die uns bekannt geworden, sind „die Opfer des Schweigens" das mangelhafteste. Ein Kritiker Berlins hat, wie das gar leicht ist, den Darstellern und dem ungebildeten Publicum die Schuld des Mißglückens beigemessen; in manchen Fällen ist dies gewiß die Ursache, weshalb ein Werk seinen wahren Eindruck verfehlt. Allein hier war dies nicht der Fall, denn abgerechnet, daß die Bildung des anwesenden Publicums um eine beträchtliche Anzahl von Graden höher steht, als die jenes kritischen Berichterstatters, der uns ganz wohl bekannt ist, so zeigt auch das „Wie" seiner Kritik, daß er von den Ursachen des Falls und Mißfallens desselben keine Einsicht hatte. Sie liegen, generell ausgedrückt, darin, daß dem Werke ein dramatischer Zusammenhang, eine wohlberechnete Kette von Ursachen und Wirkungen, endlich, ein in die rechte Stelle gerückter Knoten und Entwickelungspunct fehlt. Die ersten Acte leiten den Zuschauer auf lauter Irrwege; es werden eine Menge Interessen entwickelt, Motive breit entfaltet, die nachher gar keine Früchte für das Werk tragen. Die Katastrophe fällt in den dritten Act, so daß die zwei letzten in bloßen Schilderungen der Wirkung bestehen, welche das vollendete tragische Factum, der Tod eines Jünglings, auf diejenigen macht, welche dabei leidend oder handelnd betheiligt sind. Nur die Hoffnung, das Werk müsse, weil es aus der Feder eines so berühmten Autoren hervorgegangen ist, noch irgend eine überraschende, neuerfundene Wendung nehmen, erhält die Theilnahme; da aber diese Hoffnung völlig getäuscht wird, so muß dies auf die endliche Stimmung des Zuschauers einen desto nachtheiligeren Einfluß äußern. — Jeder Dichter irrt sich wohl bisweilen über eine Wirkung, die er beabsichtigt; in diesem Grade aber ist uns bei einem sonst so ausgezeichneten Manne wie Immermann die Selbsttäuschung schwer erklärlich. Und zumal da er nicht flüchtig, nicht von Verhältnissen, vom Augenblicke gedrängt schrieb, sondern völlig freie Muße hatte, und überdies wußte, daß er eine entscheidende Schlacht für seinen Ruf focht. Denn wenn auf der ersten Bühne Norddeutschlands ein Dichter mit einem neuen, d. h. nicht im Druck erschienenen Werke auftritt, der sich bisher keines glücklichen Bühnenerfolges zu erfreuen hatte; wenn er ferner unter Umständen auftritt, wo er mit der Suprematie eines dramatischen Schriftstellers zu kämpfen hat, dem er an dichterischem Talente nicht zu weichen braucht, welcher ihm aber an theatralischen Erfolgen (deren Berechtigung vielfach, und auch zum Theil mit Grund, bestritten worden ist) weit voraus ist; wenn er also einem starken Gegner, der durch frühere Siege die Meinung schon für sich hat, gegenüber treten will: dann muß er mit aller seiner Kraft gerüstet, muß, wir möchten sagen, seines Sieges gewiß sein. Denn selbst ein halber Erfolg ist unter solchen Umständen eine ganze Niederlage. Und der Erfolg mußte gerade ein theatralischer, ein durch die Wirkung der concentrirten, lebendig organisirten, den Bühnenräumen proportionirten Handlung, und durch die Eigenthümlichkeit und Wahrheit der Charaktere erreichter sein; alle anderen accessorischen, allgemein dichterischen, oder auch dramatischen Schönheiten des Werkes fallen gar nicht, oder doch nur sehr leicht in die Wage. Deshalb konnte geistreicher Dialog, einige glückliche humoristische Momente, selbst schönes dichterisches Detail, an welchem Allem dieses Werk nicht arm ist, es doch nicht auf dem Standpuncte, den es zu nehmen versucht hatte, erhalten. Es ist uns dies doppelt leid, weil wir einmal jedem geachteten Dichter auch einen glücklichen Erfolg seines Strebens wünschen, und weil es gerade bei den in Berlin obwaltenden Verhältnissen wichtig war, daß auch andere frische Kräfte concurriren möchten, um einer nicht ohne Talent erworbenen, aber einseitig und dictatorisch geführten Herrschaft entgegen zu wirken.

Aus Leipzig kam uns die anmuthvolle Sängerin Miß Clara Novello zu. Herrn Felix Mendelssohn-Bartholdy muß ein besonderer Dank votirt werden, und wäre ich ein Finanzminister, ich ließ ihm eine Einfuhrsprämie von Belang reichen für diese eingesandte englische Waare. Je kleiner der Raum, je größer die Wirkung, kann man von dieser ganz eigenthümlichen Sängerin sagen. Das zarte Verhallen ihrer Glockentöne ist nicht für unser großes Opernhaus geeignet; im Concertsaale füllt der feine Duft ihrer Maienglöckchen den Raum schon viel bemerkbarer, im noch kleineren Saal sättigt er die Lüfte bis zur süßen Betäubung. Ja, wahrlich, süß betäubt sind unsere Hörer, und noch mehr unsere Hörerinnen. Denn auch das ist eine seltsame Eigenthümlichkeit dieser Sängerin, sie hat eben so viel, ja noch mehr Verehrerinnen als Verehrer. Die Damen sind am begeistertsten für diesen auch in der That echt weiblichen, anmuthvollen, seelenhauchenden Gesang, der sich mitten in den trüben Verwirrungen und Verzerrungen moderner Kunstcaricaturen, in einer durch diesen Contrast doppelt reizenden Unschuld erhalten hat.

Der 24. Januar, der 26. detto, und der 3. Februar waren vom Schicksale dazu bestimmt, daß an selbigen in Berlin sehr viel gegessen und noch mehr getrunken werden solle. Am 24. Januar, dem Geburtstage Friedrich des Großen, findet bei uns stets das Fest der Handwerker — wie humoristische Mitglieder des Gewerbe-Vereins es selbst nennen — Statt. Dieses Fest ist immer eins der ehrenwerthesten, die gefeiert werden, weil es meist aus unabhängigen Männern besteht, die ihre Gesinnungen nicht mit jedem Vorgesetzten zu wechseln brauchen. Im ganzen Jahre hält der Gewerbeverein seine Sitzungen trocken, beschäftigt sich damit, wie man bessere Strümpfe webt, Lichte zieht, Zink consumirt, Dampfmaschinen construirt, Dorn'sche Dächer schmiert, u. dergl. m. Aber wenn das ein Jahr gedauert hat, so wird er natürlich endlich einmal hungrig und setzt sich im Jagor'schen Saale zu Tische, und ißt und trinkt auf deutsche Weise, d. h. ansehnlich viel. Haud inexpertus loquor, da ich selbst öfters mitgegessen und mitgetrunken.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags ——— 42. ——— den 27. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafest.

(Beschluß.)

„Bei diesem neuen Leben gebrach es mir nicht an Zeit, um stille Blicke, ernster Fragen voll, auf die Zeit zu werfen. Bald mußte ich mir selbst gestehen, daß hier ein ganz ähnlicher Proceß im Gestalten sich entwickele. Polen war besiegt — ein Bild meines Lebens lag es zerbrochen zu meinen Füßen — Frankreich hatte die Periode der schwärmerischen Lust auch bereits überschritten, Belgien führte den großen Salto mortale mit einigen lächerlichen Seitensprüngen zu einem erfreulichen Ende! — Da stand das Portiuncula-Fest wieder in alle seinen mannichfachen Schattirungen vor meiner fragenden Seele. Der Tag war gekommen, das neue Weihefest begangen worden, und Blut und Seufzer hatte es gekostet, um den großen Ablaß zu gewinnen. Die Völker hatten sich errungen, was sie im Begeisterungstraume gesehen, gleich dem heiligen Francesco von Assisi. Der kleine Fleck der Erde, wo ihre Idee der Freiheit sich eine Kirche bauen konnte, befand sich in ihren Händen. Es wallfahrteten Tausende dahin, den Ablaß zu empfahen an der reinen Quelle; darunter gab es der Bettlergewänder viele und mannichfache. Doch trieb sie noch der Glaube. — Wie lange wird es dauern, und die Schellenkappe Gewohnheit läutet dem Meßner Glauben die Sterbeglocke? — Unser neues Portiuncula-Fest ähnelt in allem dem alten. Sie werden neben einander bestehen, keins das andere verdrängen, und die Zahl der Neugierigen wird die der Wallfahrer übertreffen." —

„Sie können mir einwenden," setzte Marianne nach einer Pause hinzu, „es sei dies ein schlechter Spruch! Aber Sie irren sich! Halten Sie nur immer die Erfolge zusammen, und ich möchte beinahe behaupten, das Bessere liege für die Gesammtheit in dem Mangel des Schwärmerischen. Könnte ich mein Ahnungsgefühl, das mich als Künstlerin durch die Welt begleitete, den Nationen vererben, dann würden sie mit Klugheit den einmal gehobenen Schatz bewachen, damit er ihnen von Jahr zu Jahr gleich mir, bevor ich untreu ward, die Zinsen der Besonnenheit liefere. Für mich bleibt das Portiuncula-Fest immer ein Tag der Hoffnung. Konnten ehemals fromme Bettler den Erdkreis mit dem Abglanz freiwilliger Gaben in einen noch jetzt nicht erloschenen Heiligenschein betten, warum sollten heutigen Tages nicht freie Bettler ein ähnliches Resultat hervorrufen? Hier kommt der Glaube wieder in Anregung, angethan mit dem Eisenharnisch eines gesunden Willens, und, mich dünkt," schloß das braune Mädchen, „in diesem Harnisch wacht und schläft der Erdkreis. Es ist das Pilgergewand der neuen Zeit; wen es umschließt, für den liegt an jedem Tage ein Ablaß der neuen Portiuncula bereit." —

Marianne stand auf, ihr tanzgeübter Fuß begann sich wie von selbst zu bewegen. Gewandt schwang sie das schrillende Tambourin über ihr dunkles Haar und entfernte sich auf raschen Sohlen. Wie das wundersame

Mädchen durch die flüsternden Bäume im Schimmer des Mondes dahinschwebte, glich sie einer überirdischen Erscheinung. Man mußte an Sylphiden glauben, so lautlos zitterte der Fuß auf dem smaragdenen, leuchtenden Wiesenteppich. Nur der Schall des Tambourin, das blitzend bald hoch in der Luft, bald scharf am Boden hin die graziöse Tänzerin mit sich fortriß, entnahm ihr den überirdischen Zauber.

Mir ward sonderbar zu Muthe. Willenlos folgte ich der verschwindenden Gestalt, die jetzt auf dem Wiesenrain in immer wilderen Strudeln der Bewegung dem nahen Dorfe zueilte. Lichter glommen das ganze Thal entlang. Hin und wieder brannten auch noch Feuer im Freien. Gesang flog da und dort über Hügel und Busch. Das durchdringende Pfeifen des Böhmen und die eintönigen Klänge seines Zimbals mischten sich in die helleren Harmonien. — Ich hatte Xaver und Jablonsk fast ganz vergessen. Der Pole schoß an mir vorüber dem braunen Mädchen nach. Im wilden Laufe ereilte, umfaßte er sie und drückte sie stürmisch an seine Brust. Es erfolgte eine kurze Scene, Beide erkannten sich. Marianne hatte ihren Mäzuren gefunden.

Im Dorfe wieder angekommen, fiel mir zuerst der Ungar auf. Er hatte sich auf einen Stein gesetzt und bot nun den Umstehenden seine Medicin mit einer unerschütterlichen Ruhe zum Verkauf.

„Hier ist eine superbe Tinctur, hilft vor Zahnschmerz, Kopfweh, Bauchgrimmen, Gicht, Reißen, sei es im Kopf oder Fuß, in zwei, drei oder vier Stunden, je nachdem der Patient daran glaubt oder nicht, und könnte man es einem ganzen Volke eingeben, das an Kopfweh und Bauchgrimmen leidet, es würde gesund zur selbigen Stunde! — Und hier gibt es Salben für alle Gliederschmerzen, neue und alte Schäden, Stich-, Hieb- und Schußwunden, mögen sie sich herschreiben aus Freiheits-, Knechts- oder Revolutionskriegen. Ein Erbsenkorn groß auf den leidenden Theil gelegt, lindert allen Schmerz; und wenn auch der kalte Brand drinnen wäre, in sechs bis acht Stunden muß er 'raus sein. Es ist ein königliches Mittel, greift durch, wie Schwerter und Kanonenkugeln."

In dieser Manier sprach der Mann ohn' Aufhören. Die Zuversicht in Wort und Blick, eine rasch eingestreute Bemerkung, die dem Ersten Besten glücklich irgend ein Gebrechen laut angab, verschafften ihm Zulauf und reichlichen Absatz. Vor allen waren die Gränzer bemüht, die Gelegenheit zu benutzen. Schnurrenreich, der niegends fehlte, wo es etwas zu sehen gab, hatte sich natürlich auch eingefunden; zum Kaufen war er aber zu klug.

„Närrisches Dinges das!" sagte er, als er mich ansichtig ward, und zog mich mit sich fort. „Ach du mein lieber Heiland, ist das Volk dumm! Mit eigenen Augen hab' ich's angesehen, wie der Kerl dein in der Schenke den Fusel zusammenbraute, alles aus ein und demselben Material, und hier kaufen die Menschen mit theurem Gelde das Zeug — und 's hilft auch! Apropos, wie kommt das?"

„Der Glaube," erwiederte ich, „der Glaube —"

„Richtig," fiel Schnurrenreich ein, „der Glaube macht selig, oder gesund? Je nun, vielleicht auch. Gesundheit ist Seligkeit, Seligkeit Freiheit! Der Glaube hilft! Närrisches Dinges! Bin doch neugierig, was einmal aus dem Bischen Welt werden wird. — Alla Bunnör!"

„Was aus Ihnen geworden ist," versetzte ich. „Die Welt befindet sich immer in einer hinkenden Balance, dient nebenbei Gott, oder vielmehr dem Altar, der Freiheit und dem Narrenthume. Alles zusammengefaßt und tüchtig unter einander geschüttelt, gibt's eine pikante Speise. Es gehört nur eine gute Verdauung dazu."

„Ja, ja, ja, ja! Ungefähr darauf läuft's hinaus. Wozu aber solcher Festspektakel?" fragte der geistlich Beamtete.

„Zum Ausgleichen, Genügsamwerden und zur Aufrechthaltung eines hoffenden, aber schönen Aberglaubens."

„Auch zum Lernen, Herr," fiel Jablonsk, der Edelsteinschleifer, mir in die Rede. „Ich habe heute viel gelernt, noch mehr aber gehofft. Das braune Mädchen hat mir bewiesen, was Leben heißt. Von heut' an versteh' ich das Portiuncula-Fest. Wann," fuhr er fort und sah, seinen schweren Wanderstab erhebend, mit blitzendem Auge hinauf in den flimmernden Sternenhimmel, „wann wird auch mein Land begreifen, was die Portschinkel bedeutet? Je nun, gute Nacht, Herr! Ich werde wohl die neue Portschinkel halt nicht erleben." —

„Da geht er hin," sprach Schnurrenreich, der hohen Gestalt des Böhmen nachsehend. „Heut ist er ergriffen, und morgen springt er einen Renowaczka nach der ersten Dorffiedel."

„Der nicht," versetzte ich. „Jablonsk hat etwas von dem Gemüth der braunen Tänzerin."

„Schönes Kind, alla Bunnör! Hab' wohl gehört, was das Mädel schwatzte, mochte aber nicht stören. Ungefähr denk' ich's auf meine Weise auch."

Wir hatten uns dem Zelte genähert. Der Ungar stand unter der Thür. Xaver, Marianne im Arme, trat

lächelnd heraus. Treuherzig schüttelte er mir die Hand. „Gott erhalte Sie," sprach er, „und schütze mein armes Vaterland! Einstweilen bis dort oben das Portiuncula-Fest wieder anbricht, will ich mit Mariannen auf Hoffnung tanzen gehen!"

Der Ungar nickte und spritzte den Sprichel zischend durch die Zähne. „Bist auch ein Edelmann," fügte er hinzu, „bist ein Pole. Magst mitlaufen."

Marianne neigte ihren schönen Kopf auf die Schulter des Sarmaten. Johanniskäfer schwärmten um die Gruppe. Das Mädchen schwang das Tambourin spielend in der Hand, warf mir freundlich lächelnd einen Abschiedsgruß zu, und trat zurück in die leinene Behausung. Der Mond erleuchtete grell die markirten Züge der Zigeunerin. Das Weib saß regungslos, wie das Schicksal, am Boden, den Blick fest auf das schlummernde Kind geheftet. So liegt die Zeit, ein schlafendes Kind, im Arme der alternden mißtrauischen Vergangenheit! — Am Morgen darauf war die wandernde Familie verschwunden.

Das ABC des Lebens.

A. B. C. D.

Ein flüchtig Reh
Ist der Gedankenlauf;
Kühn eilt's vom Thal hinauf
Auf lichte Bergeshöh'n,
Frei zu besteh'n.

E. F. G. H.

Der Jäger sah
Fern durch des Waldes Pracht
Beute, die reich ihm lacht.
Waldmanns Herz freudig schlägt,
Muthig bewegt.

H. I. K. L.

Fliehst Du so schnell?
Ich folge Deiner Spur;
Lockst mich zur Ferne nur,
Hin, wo ein glänzend Licht
Den Tag verspricht.

M. N. O. P.

Frei sieht das Reh
Hier von des Waldes Saum
Fernes Land, wie ein Traum
Zieht's durch die frohe Brust
Klar sich bewußt.

Q. R. S. T.

Ach, armes Reh!
Freiheit ist nur bedingt!
Wer durch die Schranken dringt,
Den hält der Zeiten Lauf,
Hemmend schon auf.

T. U. V. W.

Leiden und Weh
Bringt Dir des Schützen Hand,
Vom Bogen, kühn gespannt,
Drang Dir ein Pfeil ins Herz,
Mit bitterm Schmerz.

X. Y. Z.

Schließ Alphabet.
Siegend der Waldmann naht,
Froh ob der raschen That.
Edles Wild frei bist Du
In Todesruh.

Natalie v. Herder.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

(Fest des Gewerb-Vereins. Ur. Gottfr. Schadow's Jubiläum. Der 3te Februar. Fromme Wünsche.)

Der Gewerbe-Verein hat außer seinem vortrefflichen Wirken im Gewerbfache viele wahrhafte Verdienste, die ihm meine scherzende Darstellung nicht schmälern soll. Zuerst, daß er Friedrich des Großen Geburtstag in lebendigem Andenken der Nation erhält. Es denkt sich gar mancherlei, wenn man sich dieses großen Königs lebhaft erinnert! Zweitens, daß er dem veredelnden Element des Schönen in seiner Welt des Nutzens das Bürgerrecht gegeben hat. Davon zeugt alljährlich die Ausschmückung des Saales, bei welcher das Gesetz des Schönen oft in einem überraschenden Grade, sowohl bei den einzelnen Erzeugnissen, als auch bei der Anordnung des Ganzen zur Ausführung kommt. Es ist fast unglaublich, wie ein gewandter Sinn dabei selbst dem Kleinsten seine zum Ganzen wirkende Stelle anzuweisen vermag, so daß das Päckchen Tabak am Ende sein Scherflein nicht blos zum Guten und Nützlichen, sondern auch zum Schönen beiträgt. Das dritte Verdienst endlich ist die wahrhaft freie, unabhängige und doch gesetzliche Gesinnung der Mitglieder dieses Vereins, die leider aus andern Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft mehr und mehr verschwindet. Hier gibt Verdienst die Würde, Tüchtigkeit Ansehen; der Fabrikant von der äußersten Linie der Stadt, der ein gutes Product geliefert hat, gilt mehr als der reichste Kaufmann oder Fabrikbesitzer unserer City-Königsstadt, dessen Erzeugnisse hinter den Fortschritten der Zeit im Gewerbewesen zurückgeblieben sind. Der Tüchtige fühlt seine Unabhängigkeit; er steht auf eigenen Füßen, bedarf nicht, wie so oft der Beamte, der Gunst eines minderverdienten aber höher gestellten Mannes, um seine Bahn zu gehen. Deshalb das Bewußtsein wirklicher Freiheit (die sich immer mit dem Gesetz ver-

trägt), welches in diesem Verein herrscht. Hier liegt der wahre Reichthum, die Kraft, und bei vernünftigem gerechtem Wollen auch die festeste Zuversicht des Staates; hundertmal mehr als in den feudalistischen Statuten eines eigene Zwecke verfolgenden Adels, wie sich denn das erst jüngst auf das auffallendste gezeigt hat.

Auf das Handwerkerfest folgt mit Recht ein Künstler-Fest. Es war das des Jubelgreises Dr. Gottfried Schadow, des Altvaters der jetzigen Bildhauer. Er war seit dem 26sten Januar 1788 Mitglied der Akademie der Künste! Selten, daß ein Künstler so lange als solcher gilt. Die Zeitungen haben sein Jubelfest ausführlich geschildert, wie der Greis harmlos und anspruchlos im Schlafrock die Gratulanten empfing, die jungen Schüler und Künstler eben so unbefangen, wie die Prinzen und hohen Behörden, die sich einstellten. Die jüngern Künstler schenkten ihm einen silbernen Pokal. Er ließ ihn sogleich mit bestem Weine füllen und die Runde machen, und gab den jüngern Leuten den Rath, den Tag doch auch fröhlich zu feiern, und die Arbeit ruhen zu lassen. Ein Rath, der, wie man leicht denken kann, angenommen wurde. Nachdem Glückwünsche, Reden, Gedichte, Geschenke, Ehrenzeichen und Orden den ganzen Vormittag in Beschlag genommen hatten, mußte natürlich endlich etwas Solideres folgen, das Mittagsmahl im Jagor'schen Saale. Hier gab es zwar nochmals Gedichte und Tischreden in Menge, aber dazwischen doch auch Suppe, Rostbeef und andere gute Dinge, die einer Rede niemals zum Nachtheil gereichen. Man sieht, wie alle Stege zur Unterwelt führen, so führen alle Jubiläen und Feste endlich zur Tafel. — So der dritte Februar, mit dessen Silberjubiläum ich schließe. Wie er gefeiert worden ist, von siebenhundert Kämpfern durch kameradschaftliche Mittagsmahle an vier öffentlichen Orten Berlins, durch Vorlesung des Aufrufs unseres Königs „An mein Volk," vom 17ten März 1813, durch Toaste, Gedichte, Reden, herzliche Brüderschaft, erhebende und schmerzlich bewegende Erinnerungen, — das Alles ist durch viele Zeitungen gemeldet worden. Doch wie er hätte gefeiert werden sollen, darüber hat ein Correspondent so seine eigenen Träume und Ideen. Die großherzige vaterländische Begeisterung des Jahres 1813 erkämpfte dem Vaterlande die Unabhängigkeit von fremdem Joch. König und Vaterland feierten also das silberne Jubelfest ihrer Rettung. So däucht mir, wäre es auch angemessen gewesen, wenn die Feier einen Nationalcharakter gehabt hätte. Den Tag, den man dazu wählte, sei es nun der dritte Februar, von welchem die Aufforderung zur Bildung freiwilliger Jägerbataillone datirt ist, oder der 17te März, wo der König das Volk aufrief, die letzten Kräfte an Ehre und Freiheit zu setzen, der erwählte Tag hätte ein Festtag für das ganze Land sein sollen. Gottesdienst und feierliches Tedeum in allen Kirchen — die Kämpfer der großen Zeit geschmückt mit Lorbeeren, im Ehrenzuge nach der Kirche begleitet, umgeben und gepriesen von dem dankbaren und geretteten Volke, geehrt von dem Monarchen, unter dessen muthigem Vorangehen sie die heiligen Güter der Freiheit und Selbstständigkeit erwarben, ja, erwarben, denn sie waren schon verloren, und der übermüthige Wille der Despotie schaltete mit den Rechten der Könige und Nationen! Einen Dankaltar hätte man aufrichten, ihn mit den eroberten Fahnen beschatten sollen; Lorbeerzweige müßten die Gedächtnißtafeln der Gefallenen, die in unsern Kirchen hängen, umkränzen. Jungfrauen sollten den Kriegern Ehrenkränze und Gedichte überreichen, denn sie waren es, die die Ehre und Reinheit der deutschen Mädchen mit ihrem Blute gegen frevelnde Gewalt des Feindes vertheidigten. Mit einem Wort, die Nation hätte den Kriegern das Fest des Dankes und der Ehre bereiten sollen, nicht diese selbst blos in freundschaftlichem Mahle beisammensitzen, und sich herzlichen oder wehmüthigen Erinnerungen hingeben. So sollte die Mitwelt anerkannt haben, was sie jenen Tagen der Begeisterung dankt! Sie sollte sich lebendig erinnert haben, wie viele tausend Opfer bluten mußten, damit wir die Güter der Gegenwart genössen! — Aber es ist noch Zeit. — Lasse man denn unsern Kriegern das Fest ihrer kameradschaftlichen Erinnerungen am dritten Februar, das sie schon sonst alljährlich gefeiert haben. Bleiben uns nicht noch andere Tage, wo wir Zeichen geben können, daß wir die Schuld des Dankes öffentlich, wirklich anerkennen, und sie gern abtrügen, wenn sie nicht unabtragbar wäre? Können wir nicht den 2ten Mai, den Tag, wo auf Lützens geheiligten Feldern die erste große Opferschlacht donnerte, und das Blut vieler hundert Edlen, die muthig von Heerd, Pflug und Hörsaal zu den Waffen geeilt waren, floß, — können wir diesen Tag nicht zum Dankfest wählen? oder wenn wir nicht den Beginn, sondern die Vollendung des Werkes feiern wollten, bleiben uns nicht der 18te October oder der 31ste März (Einzug in Paris) des nächsten Jahres? Oder endlich das große, unvergeßliche Fest des Friedens am siebenten August? Laßt es Euch nicht umsonst gesagt sein, Ihr Preußen und Deutsche! Die heutige Generation ist der nächst vorangegangenen, — denn in fünfundzwanzig Jahren erwuchs schon ein neues Geschlecht, — Alles schuldig, was sie an freien, veredelnden Gütern des Lebens genießt. Auf denn! Zeigt, daß Ihr den Werth dieser Güter zu schätzen wißt! Wenigstens der achtzehnte October, der Siegestag der Freiheit Deutschlands, an dem noch lange Jahre die Erinnerungsfeuer auf den Höhen der Dörfer und Städte freudig loderten, — er wenigstens werde in diesem fünfundzwanzigsten Jahre der Wiederkehr zu einem Nationaldankfest, welches Fürsten und Völker den Tapfern widmen, die ihnen Krone und Selbstständigkeit erhielten!

Notiz.

[Marschner's neueste Oper: Der Bábu.]

Der talentvolle Componist des Templers und der Jüdin, Dr. Marschner, brachte am 19. Febr. dieses jüngste Product seiner Muse auf dem Hoftheater in Hannover zur Aufführung. Der Erfolg war glänzend. Nachdem schon während der Vorstellung jeder einzelne Satz mit rauschendem Beifall aufgenommen worden, ward am Schlusse sowohl der Componist, als einige von den Künstlern einstimmig gerufen. Wie wir hören, ist die Partitur des Babu bereits im Druck und wird in einiger Zeit bei Julius Wunder in Leipzig erscheinen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung
für die
Elegante Welt.



Achtunddreißigster Jahrgang.

März.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1¼ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongulorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. in wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Fraunhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Fraunhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

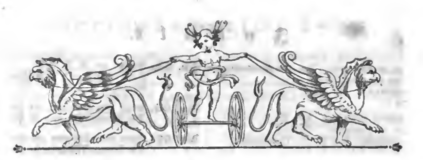
Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

(Hiebei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 43. — den 1. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe an Esmeralda.

Aus dem Wanderbuche eines fahrenden Ritters.

1.

Wien.

Ich weiß nicht, welcher böse Geist mir den absurden Gedanken eingab, Dich gestern noch am Fenster sehen zu wollen! — Ich sah Licht in Deinem Zimmer und glaubte, Du schriebst; aber Du warst noch in Gesellschaft. Einen Augenblick entfernte ich mich, und als ich zurückkam, war es oben schon finster. Ich gab zwar die Hoffnung, Dich zu sehen, sogleich auf, allein es war, als ob ich vor Deinem Fenster festgebannt wäre, — ich konnte nicht fort. — Schwarz und düster, wie meine Zukunft, stand das Haus vor mir, dessen Mauern Dich umschließen. Es war, als drohten sie mir, — ich konnte nicht umhin, mich meiner alten kriegerischen Diebskünste zu erinnern; es wäre mir ein Leichtes gewesen, dieses Fenster zu ersteigen. Aber nicht sowohl die äußern Hindernisse sind es, die uns trennen; nein, meine Esmeralda, es ist der Mangel an entschlossener Thatkraft, der uns jeden Strohhalm zur unübersteiglichen Schranke macht! Du wagst es nicht, mich zu rufen, und ich, ich zage vor dem Blitz Deiner dunklen Augen, und kann den Schritt nicht machen, mit welchem ich entweder die Schwelle des Paradieses betrete, oder die Gränze zu immerwährendem Unglück überschreite. Eine Stunde jenseit dieser Mauern, eine Stunde in Deinen Armen, meine Esmeralda, — und Alles ist entschieden! Und doch wird diese Stunde nie kommen, denn in Deiner Brust lebt nicht die schaffende Gewalt, die allmächtige Kraft der Liebe, welche die meine durchglüht. Sonst würde es Dir nicht möglich gewesen sein, die letzten Stunden so ganz aufzuopfern, denn Du hättest mir so viel zu sagen, als ich Dir — Du würdest mit den Secunden, die mich beglücken, gegen Andere eben so wenig freigebig gewesen sein, als Du in der Wüste dem Verschmachtenden Tropfen der Labung versagen würdest, um gleichgültig dem Fremden zu gestatten, sie in vollen Zügen einzusaugen, denn Du würdest die Qual des Durstes so gefühlt haben, als Dein Freund; — Du würdest durch die Angst und Besorgniß, Dein inneres Gefühl zu verrathen, minder befangen, denn Du wärest gewissermaßen stolz darauf gewesen. — Was Du für mich gethan hast, that Dein Herz, Dein liebes mitleidiges Gemüth. — Wie der Kahn, auf welchem der schiffbrüchige Pirat Hülfe sucht, nahmst Du mich an Bord auf, hast meine Seele gesättigt, meine Wunden gepflegt, die öde, schutzlose Brust erwärmt, und mich Lebensglück trinken lassen aus Deinen Augen und von Deinen Lippen. — Du konntest Dich nicht entschließen, mich wieder auszusetzen in die wilde, stürmische See; — aber den Muth, mich vor der peinlichen Criminaljustiz der Convenienz zu schützen und zu verstecken, — das vermagst Du nicht, und lieferst das arme Herz lieber wieder aus, als daß Du Dir einen Betrug gegen das, „was sie zum eigenen Gebrauch mit allerhand pompösen Namen ausgestattet und zum Gesetz erhoben haben,

erlauben würdest. — Du siehst, Esmeralda, ich bin nicht ungerecht und weiß Dein Gefühl zu verstehen und zu würdigen, denn ich wage es nicht, auf dasselbe Unternehmungen zu bauen, bei welchen ich das Capital Deines Lebensglückes in Anspruch nehmen müßte. Der Pirat dankt Dir für Schutz und liebevolle Pflege, und wenn Du dem Hafen Dich näherst, wird er sich in die Brandung stürzen, vielleicht erreicht er den wirthlichen Boden, oder verschlingen ihn die Wogen und zerschmettern seine Glieder an der Felsenküste; so bleibt ihm — ein schönes Andenken an die Rettung, die nun keine mehr ist! — Die erste Stunde des Tages, dessen untergehende Sonne nicht mehr mein Glück beleuchten wird, habe ich vor Deinem Fenster zugebracht. Es war mit Läden verschlossen. Nur aus einer Spaltenritze leuchtete aus dem Dunkel eine Art Hoffnungsstrahl hervor. Endlich erlosch auch dieser. Es war nun ganz finster; beinahe so finster, wie in meiner Brust. Ich blickte nach den Kirchenfenstern, meinend, ich würde das ewige Licht schimmern sehen. Allein seit wir die Kirchenbeleuchtung mit staatswirthschaftlichem Oel illuminiren und an der Gasbeleuchtung der Aufklärung uns die Augen verderben, gibt es keine ewige Lampe mehr, und schwarz bleiben die hohen Bogen, so daß die schmuzige Gassenlaterne ganz stolz auf mich herabblickte, als ob sie sagen wollte: „Unbefriedigter Thor! hast Du denn nicht meine Strahlen, und sind Dir die nicht genug, um nach Hause zu kommen, ohne mit der Nase anzurennen, wozu thörichtes Faseln von Kerzenschimmer aus dem Nachtstübchen der Geliebten, oder Glanz von Kirchenlampen? Du bist ein civilisirter Staatsbürger. An meinem Lichte kämest Du sicher bis nächste Caffeehaus; dort kannst Du schlechten Punsch trinken, Billard spielen und ein seelenvergnügter Kerl sein; dann leuchtet Dir der Nachtwächter nach Hause; nur nimm Dich in Acht vor der Patrouille!" — So sprach Madame Gassenlaterne. Ich verschmähte aber die Zudringliche und blickte nach den Sternen, die funkelten zwar hell, aber der kalte Fieberschauer, der mich in meinem schwarzen Frack schüttelte, überzeugte mich, daß sie zu hoch stehen, und daß Gestirne wohl leuchten, aber zu weit von diesem Erdball sind, um zu wärmen. Kalt und streng drehen sie sich manierlich in ihrem alten langweiligen Firmament herum, welches zum Sterben einförmig wäre, führe nicht zuweilen ein fashionabler Komet, wie ein leichtsinniger Husarenlieutenant, durch das ewige Einerlei, bei dem schon unser Herrgott eingeschlafen zu sein scheint! — Auch die Sterne befriedigen mich nicht. Kenne ich doch ein Paar, die ganz anders glänzen und glühen, leuchten und blitzen, — die segnen und tödten! Das sind andere Gestirne, als so ein dummer kalter Polarstern! — Es schlug ein Uhr, und das Gestern war nicht mehr; das Heute war noch nicht. Ich wandelte durch die Straßen fort. Da ging ich bei St. Stephan vorbei, und mir schimmerte aus einem kleinen Fenster ein dunkelrothes, mattes Licht entgegen, — es war die Todtenkammer! Das also die letzte Leuchte, dachte ich, und ward traurig; denn ich dachte, daß also Alles stirbt, auch in Deiner Brust das Gefühl für mich. Ich kam nach Hause und blickte zum Fenster hinaus; da röthete sich der Himmel, die Morgenröthe stieg empor, Gassenlaternen und Todtenlampen verlöschten mit dem Aufgehen der Sonne der Hoffnung.

Ich habe Dir ein Buch geschrieben, dafür schreibe mir eine Zeile, und eine Zahl, wann ich kommen darf. Drei Rosen schicke ich Dir, sie sind von der Farbe des Herzblutes! Es sind meine letzten. —

2.

London.

— Glaube mir, ich fühlte ein gewisses Vibriren meiner Nerven, wie der Spieler, der eine entscheidende Karte in der Hand hält; — ich hatte Lust, das theure Blatt, welches Deine Rosenfinger berührt hatten, wie der Araber den Firman des Großherrn, an Stirn und Mund zu drücken; — manche Erinnerung klang in meinem Herzen, und ich darf sagen, daß ich mit Andacht das Siegel erbrach. — Du hast also meiner gedacht, meine schöne Freundin? Und obzwar Dein Brief mit diplomatischer Geschicklichkeit geschrieben, ja ein wahrhaft ostensibler Brief zu nennen ist, so schimmert doch durch diesen kalten ernsten Ton der Strahl eines Lichtes hindurch, das mir einst, wenn auch nur kurze Zeit, wie ein heller Stern strahlte! — Daß Du es verwischen willst, daß Du mich zwingen willst, diese Erinnerung in das Reich der Träume zu bannen, das thut mir weh, und daran thust Du Unrecht. — Was soll ich Dir von hier sagen, Dampf und Dampf, und wieder Dampf. — Dampfschiffe, Dampfwagen, bald werden wir Dampfgalgen und Dampfkanonen haben und die Menschen en masse expediren. — Parlament, Lever der Königin, Taglioni, italienische Oper, kurz alle Arten Komödie, die es gibt. Reichthum und Elend, Licht und Schatten, wie überall.

Ich komme oft zu Lady Blessington, einer Frau, deren Schönheit um so weniger in Zweifel gesetzt werden kann, da ihr Ruf schon viele Jahre dauert, noch ge-

wisser abee ist ihe Verstand und ihr Geist. — Elle m'a pris en affection et répresente ma protectrice, chose aussi nécéssaire dans la société ici, als ein jüdischer Faktoe in Lemberg. Elle me demanda hier la description de la femme que je me sentirois capable d'aimer. — Je ne pus m'empêcher de te depeindre de pied en cap. — Ton joli pied, ta main, tes yeux, tes cheveux, den Nacken, enfin en quelques mots stand'st Du da, wie Du leibst und lebst. Lady K. aber erkannte aus meinem warmen Colorit, oder aus der Richtigkeit der Pinselstriche, daß das Gemälde nach der Natur gezeichnet und nicht aus meiner Phantasie entsprossen sei, und nun war des Fragens kein Ende. Du hast mir Feuer in mein Blut gegossen, und es ist ein ganz eigener Magnet, der mich an Dich zieht; laß mich bei den Andern für schiecht und verdorben gelten, für Dich bin ich es nicht, und der größte Beweis davon ist, daß ich wahr mit Dir bin und den Wolfspelz untee kein Lammfell versteckt habe. Mit den Zähnen des Wolfes dürfte es vielleicht noch minder gefährlich aussehen, und Deine Rosenfinger könnten sie, wie van Aken es thut, bequem abfeilen, ohne etwas zu befürchten zu haben, die Lippen ausgenommen, welchen man schon von Natur aus das Bedürfniß nach Honig zu Gute balten muß, und die wie Tantalus oft genug teocken und leer ausgehen müssen, während die Augen sich am gmundner See satt schwelgen; kann man es dahee dem armen so stiefmütterlich behandelten Mund veeübeln, wenn er zuweilen etwas räuberisch wird und das nimmt, was die aristokratischen Augen ungehindert geniessen. — Hast Du Pückler's Tutti Frutti gelesen? Seit seinen Briefen über England ist er mir wieklich interessant geworden, denn nur wenn man das Werk hier liest, kann man die richtige Beobachtungsgabe und den feinen Blick des Verfassers genugsam würdigen. Es ist ein wahres Meisterportrait.

Und somit will ich diese Epistel schließen. — Bevor ich England verlasse, oder von Holland aus, will ich Die wieder einen Brandbrief schicken. Wenn ich sage, Brandbeief, so meine ich damit die Abgebrannten, die, wo ihnen das Haus der Liebe abgebrannt ise, um das Almosen der Freundschaft betteln. Und so ungern ich sonst Almosen annehme, so will ich bei Dir eine Ausnahme machen. — Ich ging heute spät über die londner Brücke; der Luxus rasselte im Viergespann an mir vorüber; der Handel und der Eigennutz in schweren Güterkarren, die Prostitution im seidenen Gewand, die Armuth in Lumpen gehüllt zupfte mich am Arm. — Geben, nehmen, geniessen! — Links vor mie im Mondlicht der Tower und in seinen Gemächern vielleicht die Schatten Anna Boleyn's und Jane Geey's! — Die tausendfachen Lampen und Lichtee dee Riesenstadt, welche so mannichfaltige Scenen beleuchten mochten, sahen nur wie zahllose Johanniswürmer aus der Finsterniß heeaus. Ich wae wehmüthig gestimmt, Alles, selbst das Große, kam mir so klein, so dunkel voe. — Was sind diese Westindienfahrer anders als Nußschalen größerer Art, die Naschwerke für die Mäuler der Reichen, und der Glanz dieses Babylons reducirt sich endlich auch auf eine gewisse Quantität schmuziger Straßenlaternen. — Da blickte ich hinab auf die alte Themse, die so viel tausend Jahre da unten fortrauscht, unbekümmert um das Joch dieser londnee Brücke, und aus Gefälligkeit die Schiffe der Menschen hinausträgt in das weite Meer, unbekümmert um ihren Keämergeist. — Und dann sah ich hinauf in die Sterne, die in dem dunklen Azue des Firmaments strahlen und sich moquiren über all den Straßen- und Lumpenglanz; — und ich dachte an Dich, Esmeralda — an den gmunder Seespiegel, und hätte hinabspringen mögen, — nicht in die Themse, — wahrlich nicht, — aber inmitten zweier lieben Arme, die aber verschlossen blieben. — Gute Nacht! —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Cassel.

[Einzug der Hrn. vertriebenen Professoren. Eudemann's Antrag zu Gunsten Grimm's.]

Es ist bekannt, wie im vorigen Jahre König Ernst August von Hannover seine berühmtesten Professoren verbannte; es ist auch bekannt, wie man in Cassel Herrn Dahlmann höflichst ersuchte, sich doch alsbald gefälligst weiter zu bemühen; allein der wahre Grund dieses Ersuchens ist meines Wissens noch nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt.

Der Grund lag lediglich in der Angst vor Revolutionen, und diese Angst wurde dies Mal höchst wahrscheinlich noch durch einen ärgerlichen Irrthum vermehrt. — Als die göttinger Studenten mit ihren geliebten Lehrern in Witzenhausen — einem an der hannöverschen Gränze gelegenen Städtchen — feierlichst und jubelnd einzogen, und der dortige Magistrat ihnen sofort das Rathhaus einräumte, hatte man in seiner Angst nichts Eiligeres zu thun, als auf der Stelle eine Estaffette nach Cassel zu schicken und derselben die Nachricht mitzugeben, daß so eben mehrere Hundert göttinger Studenten mit den vertriebenen Professoren Dahlmann, Grimm rc. und zwar größtentheils in Koller und Kanonen auf das diesseitige Territorium gerückt seien, und allem Anscheine nach nichts Geringeres im Schilde führten,

als nach einer tüchtigen Mahlzeit gerades Weges auf Cassel los zu marschiren. — Hannibal ante portas! Kinder schrieen, Mütter jammerten, die Wachen wurden verstärkt, scharfe Patronen ausgetheilt, Polizeidiener rannten Laternenpfähle um, Schwangere kamen zu früh nieder — Alles war in Aufruhr. In der Todesangst hatte man den Dahlmann und die Koller übersehen, und nur den Grimm und die Kanonen beachtet, und so kam's denn, daß man wirklich so großartige Zurüstungen traf, daß die Studenten, die glücklicher Weise keine andern Waffen, als einige Federmesser bei sich hatten, in der That zurückgeschlagen wurden. Die armen Schelme! In kalter Winternacht mußten sie auf den benachbarten Dörfern campiren. Nur Wenigen gelang es, sich auf Umwegen als Spaziergänger in die Stadt zu schmuggeln und ein wirthliches Obdach zu finden. Selbst Cautions-Erbietungen von angesehenen Bürgern sollen zurückgewiesen worden sein.

Hofrath Dahlmann aber, der Ritter des Guelphenordens, der Freund des Herzogs von Cambridge, der loyale Mann rechtmäßiger Ordnung, wurde am folgenden Tage weiter complimentirt. Man fürchtete eben in Dahlmann die Revolution. Allein man höre den Mann einmal sprechen: „Auch die aufs Beste ausgehende Revolution," sagt er in seiner Politik, Bd. 1. S. 180., „ist eine schwere Krise, die Gewissen verwirrend, die innere Sicherheit unterbrechend .... Der revolutionäre Sinn, der auf Revolutionen wie auf öffentliche Lustbarkeiten Rechnung macht, die nicht allzulange ausbleiben dürfen, ist von der Vaterlandsliebe viel weiter entfernt, als die träge Verehrung alles ländlich sittlich Hergebrachten es ist, über die er so vornehm sich zu erheben pflegt. Die Vaterlandsliebe schlägt ihre Wurzeln in den Oertlichkeiten, welche sich um die Wiege des Menschen versammeln; sie bleibt vielleicht daran hangen, verschließt sich provincialisch gegen die Entwickelung von Volk und Staat in ihren großen Dimensionen, allein der beschränktere Sinn bewahrt den menschlichsten Neigungen, welche die vierundzwanzig Stunden jedes Tages zusammenhalten, seine Treue, bis vielleicht die Stunde der Noth ihn weiter hinaus zu blicken zwingt. Der revolutionäre Sinn hat seine flache Wurzel im Verstande, ist familienlos, heimathlos. Für ihn gelten nur die großen Verhältnisse. Er möchte das Jahrhundert umgestalten, unbekümmert, ob die nächste Heimath mit ihrem Glücke und ihrer Sitte ein Opfer des Umschwungs wird."

So F. C. Dahlmann, den man für einen Revolutionär ansah. Grimm dagegen blieb. — Und in unserer Ständeversammlung stellte der Vicepräsident, Herr Prof. Endemann aus Marburg, einer unserer trefflichsten Juristen und Professoren, den Antrag, daß die Staatsregierung ersucht werden möge, für Jakob Grimm eine eigene Professur in Marburg zu gründen, und dieser Antrag wurde denn auch nicht nur vom Publikum mit ungetheiltem Beifall vernommen, sondern auch in der Ständeversammlung fast einstimmig genehmigt. Nutzt es auch zu weiter Nichts, so kann's doch als öffentliches Zeugniß über das öffentliche Verlangen, über die öffentliche Stimme gelten. Um so schöner, daß gerade hier die Volksvertreter eine seltene Einhelligkeit an den Tag gelegt haben.

Ich sage seltene und zwar ganz der Wahrheit gemäß; doch will ich damit im Allgemeinen keinesweges einen Vorwurf ausgedrückt haben. Die bedeutenden Minoritäten, die sich in der Regel bei den Beschlüssen unserer Ständeversammlung herausstellen, sind durchaus nicht immer ein Zeichen von Parteiungen, von einem bedeutsamen Schwanken in den Ansichten oder gar von einer bevorstehenden Krisis, „si fas est, magnis componere parva:" sie liegen ganz im Wesen, in der eigenthümlichen Zusammensetzung der Kammer. Die verschiedenartigsten Elemente sind hier vereinigt, zu einer Versammlung vereinigt: kein Wunder also, wenn bei der großen Mannigfaltigkeit menschlicher Interessen und Ansichten der Mangel einer gänzlichen oder doch bedeutenden Minorität bei wichtigen Angelegenheiten zu den parlamentarischen Seltenheiten gehört.

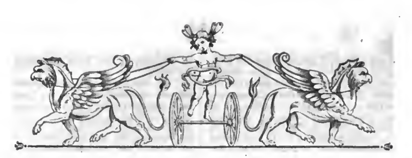
In jüngerer Zeit fand meines Wissens nur in Betreff des Anfalles der rotenburger Quart eine ähnliche Erscheinung Statt. Bekanntlich befindet sich seine Hoheit der Kurprinz und Mitregent im Besitze der bedeutenden Domänen jenes Paragiums; die Ständeversammlung aber hatte sich, nach den gründlichen Berichten eines zu diesem Zwecke bestellten Ausschusses, wiederholt für die Ansicht ausgesprochen, daß jene Domänen als Staatsgut zu betrachten seien. Da es aber an einem Mittel fehlte, diese Ansicht im Rechtswege mit Erfolg geltend zu machen, so beschloß die Ständeversammlung mit einer Minorität von nur zwei Stimmen, den Kurprinzen in einer unterthänigsten Adresse zu bitten, zur Eröffnung des Rechtsweges, nöthigen Falles durch Niedersetzung eines eigenen Gerichts, seine Zustimmung zu geben. Indessen erfolgte nicht nur eine durch Hrn. Hassenpflug gefaßte, ablehnende Antwort, sondern es sind auch alle ferneren Versuche, welche ständischer Seits zur gütlichen Ausgleichung des Streits bisher gemacht worden, ohne Erfolg geblieben. (D. F. f.)

Notiz.

[Dr. Riesser über Lessing's Denkmal.]

Bekanntlich geht man schon längere Zeit damit um, Lessing, dem kräftigsten Vorkämpfer für die Freiheit des Gedankens, in Braunschweig ein Denkmal zu errichten. Dr. G. Riesser findet sich bei dieser Gelegenheit veranlaßt, begeisterte Worte an seine Glaubensbrüder, die Juden, zu richten. Der Verf. entwirft mit wenigen sichern Pinselstrichen ein klares Bild von Lessing's großartiger Wirksamkeit und faßt geschickt die einzelnen Fäden zusammen, durch welche sein vereinzeltes Streben mit dem der Humanität unserer Zeit eng verknüpft ist. Es versteht sich von selbst, daß seiner Freundschaft mit Moses Mendelssohn auf das Würdigste gedacht wird. Der Ertrag des Schriftchens ist zur Beisteuer für das Denkmal bestimmt. Hoffentlich werden auch seine Worte nicht ungehört verhallen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 44. — den 2. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Französische Memoiren.

Memoiren, Correspondenz und Manuscripte des Generals Lafayette. Herausgegeben von seiner Familie. Aus dem Franz. von Dr. E. Brinkmeier. Braunschweig, Meyer. Bd. 1—3.

Cambacérès, zweiten Consuls, Erzkanzlers von Frankreich, Herzogs von Parma, vertrauliche Mittheilungen über die Männer und Ereignisse des alten Regimes, der Republik, des Directoriums, des Kaiserreichs und der Restauration. Gesammelt und herausgegeben von Leo v. Lamothe Langon. Nach dem Franz. von Dr. F. Steger. Braunschweig, Meyer. 4 Bände.

Muß man im Interesse des Geschichtschreibers wünschen, daß die Acten über die französische Revolution geschlossen werden, weil mehr und mehr die Möglichkeit verschwindet, daß ein Mensch, selbst bei dem eisernsten Fleiße, sie alle durchsehen und mit der Sorgfalt vergleichen und prüfen kann, die die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert: — im Interesse der Geschichtsforschung muß man wünschen, daß Jeder, der thätigen Antheil hatte an dem großen Weltereignisse; Jeder, der auch nur momentan herausgedrängt wurde aus dem wilden und blutigen Gedränge der Parteien, Kämpfe, Intriguen und Bewegungen; — Jeder, der durch Genie oder Zufall über dem Chaos schwebte und von den Fernstehenden für den Leiter des Ganzen gehalten wurde; — daß Jeder hervortritt mit seinen Scherflein Memoiren. Bringen sie uns auch keinen neuen Stoff, erschweren sie vielmehr noch die Ordnung und Auswahl des vorhandenen, so führen sie doch die Portraits der Persönlichkeiten bestimmter und voller aus, und dies ist nicht minder wichtig. Die Ideen der Geschichte lehnen sich nun einmal an hervorragende Persönlichkeiten, als die Repräsentanten der Völker, der Parteien, der Richtungen und der Erfolge; als solche machen sie Anspruch auf einen Platz in der Historie, auf Unsterblichkeit, und dieser Anspruch ist gerecht. Aber der historische Kalender wäre längst überfüllt mit Heiligen und Märtyrern, wenn die Nachwelt nicht hinzuträte mit kritischer Sonde, die Individuen auszöge von dem Gewande ihres Thuns und ihres Glücks, sie nebeneinanderstellte, wägte, unterordnete und sichtete. Die geschichtliche Kanonisation ist nicht ewig, wie die kirchliche, der „große Mann“ der gegenwärtigen Epoche wird oft zu Nichts in der folgenden. Der Grundsatz de mortuis nil nisi bene paßt nicht in die Geschichte, denn wie die Wahrheit sich nur hinsetzt „auf den Sarg der Könige“, so kann sie auch den Helden — welcher Art er auch sein möge — oft erst in seinem ganzen und natürlichen Zustande betrachten, wenn er das pomphafte Kleid des Lebens abgelegt hat. Große und tiefbewegte Zeitepochen sind sehr freigebig mit Unsterblichkeiten; wer ihrem augenblicklichen Bedürfniß abhilft, ja wer es nur ausspricht, ist ihr Gott. „Ein Volk wird nie alt, wird nie klug“, sagte Goethe, und er hat insofern Recht, als eine ewige Jugendkraft in ihm wohnt, die im Zustande der Aufregung mächtig zur Erscheinung

kommt, weil es in den Phasen lebendig gewordener Thatkraft nicht über das Alter hinauskommt, welches man leichtsinnig und unklug, welches man im Menschenleben die tollen Jahre nennt. Es vergöttert den Menschen, der seine gefüllten Speicher öffnet und die Menge sättigt, wenn sie hungert, eben so sehr, wie den Helden, der ihm zwanzig Schlachten gewinnt, oder das Gebäude seiner künftigen Existenz aufrichtet mit allen seinen Lebenskräften; ja der Enthusiasmus für den erstern wird unstreitig der stärkste sein, und stirbt er in dem Augenblicke, wo das Volk einen vollen Magen hat, so trägt es ihn unwidersprechlich ins Pantheon. Daher tadle man die Geschichte nicht, wenn sie zum Grabthiere wird und unter Leichen umhersucht; sie muß den Tempel des Nachruhms reinigen von seinem Ueberflusse, damit der wirklich Unsterbliche Platz finde in seinen Hallen. — Wie viele Unsterblichkeiten hat die französische Revolution emporgehoben in ihren verschiedenen Epochen! Necker und seine gleichgesinnten Collegen; Lafayette, Mirabeau, die Lameth und ihre Freunde und Helfer; Pethion, Vergniaud, Lanjuinais und die übrigen Häupter der Gironde; Desmoulins, Couthon, Marat, Anacharsis Cloots und andere Helden des Ueberganges; Danton, Robespierre, St. Just; wieder Lebas, Carrier, Tionville, Henriot, Hebert; dann Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und selbst die Gliederpuppe Barrère; nun Cambacérès, Talleyrand, Barras, Ducos; endlich Carnot und Bonaparte, die Masse der Napoleon'schen Krieger gar nicht gerechnet. Und was ist übrig geblieben von ihnen Allen? Wen bringen wir unbedingt und ohne Clauseln in die Unsterblichkeit? Drei Menschen von Allen: Robespierre, Carnot und Bonaparte. Hiermit ist natürlich keine moralische Werthschätzung, nicht einmal eine menschliche Geltung ausgesprochen, sondern nur der historische Höhepunct bezeichnet, den sie erklommen; denn diese drei waren fast die einzigen, welche die Revolution von ihrem universellen Gesichtspuncte auffaßten, die der ungeheuren Idee folgten und ihren Fortgang wollten, unbekümmert um Systeme und Formen, oder sich die ganze Idee verkörpert hatten in einer Form, und tragisch endeten mit dieser, weil sie nur in ihr das Heiligthum ihrer Seele geschützt glaubten; sie waren die einzigen, die fest standen in allen Wirren, die mit Liebe oder Fluch genannt wurden, auch als der Strom der Revolution sich eine andere Bahn gebrochen hatte; ich glaube sagen zu können: diese drei waren die einzigen historisch-großen Männer. — Alle übrigen waren nur interessante Persönlichkeiten, sie galten nur für ihre Geschichtsphase, und diese war sehr kurz und beschränkt; sie wurden emporgehoben von einer Welle, verschlungen von der andern, und verschwanden spurlos; die Geschichte sammelte ihre Namen und stellte sie in die Reihen der Mitwirkenden an einem ihrer größten Werke; dort prangten sie, wie die Namen der dreihundert Spartaner zu Thermopylä; zum Leonidas konnten natürlich nicht alle werden. — Wir haben hier zwei dieser bedeutenden Persönlichkeiten der Revolution vor uns; Cambacérès ist bekannt als ein Schwätzer und dienstwilliger, fleißiger Arbeiter; auf ihn kommen wir unten zurück. Lafayette ist noch bekannter; er ist vorzugsweise mit pomphaften Prädicaten beglückt worden, „der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte" lebt in Aller Munde, und die fromme Gewohnheit wird beben bei dem Gedanken, daß sie ihn nicht mehr als den ersten Helden jener Zeit betrachten soll. Man hat Bonaparte häufig sein Glück vorgeworfen, welches ihn oft willenlos gehoben von Stufe zu Stufe und ihm durchaus in die Hände gearbeitet. Kann dieser Vorwurf — wenn er begründet ist — seiner Größe Abbruch thun, so findet sich Lafayette durchaus in demselben Falle, denn mehr als bei irgend einem Menschen haben äußere zufällige Glücksumstände beigetragen zu seiner Erhebung. Sein Entschluß, nach America zu gehen und die Waffen zu führen für die auflebende Freiheit, war ein achtenswerther, schöner und edler; aber können wir historische Größe darin sehen? Dann müssen wir dieselbe Tausend Andern zuerkennen, die ungenannt und vergessen jenseit der Atlantis schlummern. Oder liegt die Größe darin, daß er der Erste war, der in dem weiten Frankreich diesen schönen Entschluß faßte und ihn ausführte? Als Lafayette nach America kam, hatte der Congreß bereits die prätenziöse und kostspielige Hülfe der Europäer kennen gelernt und sich genöthigt gesehen, auf dieselbe zu verzichten. Lafayette hätte schwerlich eine Anstellung gefunden in der Armee der vereinigten Staaten, wenn seine zufälligen Glücksgüter ihn nicht in den Stand setzten, die Hindernisse zu beseitigen, die sich ihm entgegenstellten; er wäre im glücklichsten Falle Officier geworden im Heere, wo er jetzt General wurde, und man wird zugestehen, daß hinsichtlich des Erfolges darin ein kleiner Unterschied liegt. — Es liegt nicht im Zwecke dieses Artikels, der Kriegsgeschichte Americas zu folgen; Lafayette's glänzendste That war die Vertheidigung Virginiens gegen Cornwallis vor der Belagerung und Einnahme von Yorktown. So wohlverdient der Lorbeer auch ist, den dieser Feldzug um seine Stirn wand, die Memoiren selbst zeigen, daß dem

edlen, bescheidenen Washington ein großer Theil davon zugesprochen werden muß; denn laut der beigefügten Correspondenz waren gerade die erfolgreichsten Demonstrationen von ihm entworfen und vorgeschrieben, und Lafayette behält nur das Verdienst einer treuen und sorgfältigen Ausführung. Ueberhaupt ist nach dieser Correspondenz die Stellung Lafayette's in America durchaus nicht so bedeutend, einflußreich und selbstständig, wie seine Verehrer sie geschildert haben, sondern das natürliche Verhältniß des Unteranführers zum Feldherrn stellt sich zwischen ihm und Washington sehr klar heraus. — Und war es nicht ein rein zufälliger Glücksumstand, daß die Politik Frankreichs den Wünschen Lafayette's so günstig war? Daß dieselbe den Rebellen, den Deserteur zum gepriesenen Helden umschuf und ihm eine glänzende und liebevolle Aufnahme bereitete, wo er im günstigsten Falle einige Jahre Gefängniß, im schlimmsten eine Kugel erwarten mußte. An die Aufnahme seines Thuns, als er nach Frankreich zurückkehrte, knüpft sich seine ganze nachherige Wirksamkeit und Bedeutung; der öffentlichen Anerkennung, die ihm zu Theil werden durfte, dankt er seine Wahl zum Mitgliede der Nationalversammlung und zum Commandanten von Paris und der Nationalgarde; eine Stellung, die er sich durch seine Kraft und Wirksamkeit in der Revolution nie errungen haben würde. — Denn wie sich Lafayette's Persönlichkeit hier vor uns hinstellt, so war er ein ganz biederer und edler Mensch, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein braver und tapferer Soldat, ein strenger und zugleich humaner Vorgesetzter, ein pünctlicher und pflichtgetreuer Untergebener; aber über die Sphäre des letztern konnte er sich nicht erheben. —

(Der Beschluß folgt.)

Briefe an Esmeralda.

(Beschluß.)

3.

Venedig.

— Und Du fürchtest Dich vor dem Meere! Glaube mir, daß auf dem gmundner See weit schwerer zu schiffen ist, und ich dessen Untiefen und Stürme weit mehr fürchte als die Wogen der Brandung. Wüßtest Du, wie tief man in diese blaue Fluth hinabsieht, und wie endlos der Horizont von Seligkeit und Schmerz ist, der sich dem Schiffer eröffnet, der erst zu spät bemerkt, auf welcher gefährlichen See er schifft. — Vielleicht liegt an der gegenseitigen Küste ein Eldorado von Glück, aber es winkt nur verführerisch aus weiter Ferne und vermuthlich verschmachtet die Mannschaft auf der endlosen Fluth oder scheitert an der Küste, wenn sie die Landung wagt, oder springt aus Desperation selbst in das Wasser. Das sind die drei wahrscheinlichen Fälle der Expedition, gegen welche die Fahrt des Capitain Roß ein wahres Possenspiel ist, denn dem ist es doch nicht eingefallen, auf dem Nordpol das Eismeer schmelzen zu wollen. —

Daß Du mir nicht gestattet hast, mit Dir in Venedig zu sein, werde ich Dir nie verzeihen. Dort, auf dem Markusplatze, mitten unter den Erinnerungen einer Geschichte, die fast Romantik, und einer Romantik, die sich wirklich zur Geschichte machte, sucht Dich meine Einbildungskraft. Wie eine schöne todte Frau liegt das herrliche Venedig, und der Orient sendet noch in der lauen Seeluft warme Küsse der gestorbenen Geliebten, die so lange mit ihm gebuhlt, und das adriatische Meer umfängt mit seinen Liebesarmen die todte Braut und beengt mit seinen Fluthen Busen und Wange, bis sie untergeht im Strom der Zeit. Aber unvergeßlich bleibt sie, die schöne Frau! Unvergeßlich wenn sie liebend und süß Kunst und Reichthum, die Schätze des Orients, die Marmorgötter Griechenlands, die Intelligenz Europas der erstaunten Welt spendete; unvergeßlich, wenn sie in glühender Begierde das Meer wie einen kalten Bräutigam zur Befriedigung ihrer Lust zwang; unvergeßlich, wenn sie, stolz und siegreich, die Königin der Meere, acht Jahrhunderte den Dreizack führte, den nunmehr Albion so zu sagen licitando erstanden hat, und ihn auch regiert, streng und kalt, wie ein Parvenü, der eine Herrschaft gekauft hat, um theures Geld, nicht aus angestammtem Adel besitzt. Venedig war die schöne, lebensfrohe, stolze, wollüstige siegende Patrizierin. London die Frau Mariandl, dick, rothwangig, mit blauen Fäusten und viel Geld, die in der Auction die Caschemirs, Perlen und Juwelen der schönen Frau gekauft hat. Aber die Liebhaber hat sie nicht kaufen können, die meisten lassen sie sitzen und liebäugeln mit der erzcoquetten Nachbarin Paris, und andere, sogar ihre Söhne, weinen lieber mit der verlassenen, verarmten Patrizierin, als sie sich mit den beefsteakenen Umarmungen daheim ergetzen könnten.

Wenn diese Aeußerungen unsern Anglomanen bekannt werden, bin ich ein verlorener Mensch.

Correspondenz.

Aus Cassel. (Forts.)

[Die rotenburger Frage. Grundsteuer-Gesetz. Theater. Literarisches.]

Vor einiger Zeit kam die rotenburger Sache bei Gelegenheit des Finanzgesetzes abermals zur Sprache. Die Erwartung des

Publikums war aufs höchste gespannt; denn der betreffende Ausschuß trug darauf an, die Einkünfte der rotenburger Quart dem Finanz-Minister in Einnahme zu setzen. In dem, vom Deputirten Nebelthau verfaßten, sehr ernst und würdevoll gehaltenen Berichte hieß es unter Anderm: „Als wesentlich verdient hervorgehoben zu werden, daß aus unzweifelhaften Documenten die ursprüngliche Eigenschaft, wo nicht aller, doch der bei weitem beträchtlicheren rotenburger Domanialien ins Licht gestellt werden kann. Es ist säcularisirtes Kirchen- und Klostereigenthum, das Landgraf Philipp (der darum Magnanimus genannt wird) nirgends an sich gebracht oder den Einkünften seiner Familie einverleibt hat, — es sind Klostergefälle gewesen, welche der Landesherr, „um sich des Argwohns eigenen Nutzens gänzlich zu entheben," im Einverständniß mit der Synode und seinen Ständen lediglich zu „gemeiner Landes-Nothdurft" bestimmt hat, damit die Armuth verschont und mit Schatzung nicht so sehr erschöpft werde."

Dies und Anderes wurde verlesen und besprochen; bis tief in den Abend währte die Sitzung hinein. Es war am zweiten Abende vor Weihnachten. Die Versammlung sah bei den flimmernden Lichtern aus wie ein erwartungsvoller Kreis, dem eben bescheert werden soll. Indessen wurde dies Mal nur die Eröffnung bescheert, daß Seine Hoheit Nichts dagegen hätten, daß eine Reservation aller Rechte Seitens der Stände demnächst in den Landtagsabschied aufgenommen werde. — Man vermuthet jedoch, daß, bei der anerkannten Gerechtigkeitsliebe unsers allverehrten Landesherrn, derselbe nächstens aus eigenem Entschlusse die Sache zur richterlichen Entscheidung bringen werde.

Ein anderer Gegenstand von allgemeinerem Interesse war unlängst die Discussion des Grundsteuergesetzes, namentlich diejenige Bestimmung des Regierungs-Entwurfes, wonach den Besitzern von Ritter- und andern Exemten-Gütern für die einzubüßende bisherige Steuerfreiheit volle Entschädigung geleistet werden soll. Fast alle unbetheiligten Mitglieder der Kammer erhoben sich gegen dies, der Natur der Sache nach, widersinnige Ansinnen und wollten höchstens nur denen Entschädigung zugestanden wissen, welche sich im Genusse der Steuerfreiheit auf den Grund eines speciellen Rechtstitels befänden. Allein, da fast die Hälfte der ehrenwerthen Deputirten selbst im Besitze steuerfreier Güter sich befindet, so wurde die Regierungs-Proposition mit einer Majorität von einer Stimme angenommen. Zum Glück ist aber das Gesetz an einem andern Punkte gescheitert und somit auch ein Beschluß wieder unwirksam geworden, der weder Recht (fast alle Juristen waren dagegen) noch auch eine vernünftige Billigkeit im Geringsten für sich hat.. Niemand wird läugnen, daß nach staats- und naturrechtlichen Grundsätzen alle Angehörigen des Staates zu dessen Lasten nach Verhältniß ihrer Kräfte beitragen müssen, wenn dies die kurhessische Verfassungs-Urkunde noch ohnehin ausdrücklich vorschreibt, und wenn man nun dennoch nicht allein Denen, welche die Steuerfreiheit vermöge eines besondern Titels erworben haben, sondern auch Denjenigen, welchen sie lediglich in Folge allgemeiner Gesetze rc. zusteht, so viel an Capital geben will, daß sie nachher von den Zinsen die Steuern bezahlen können: so ist dies eine grelle Verhöhnung aller gesunden Vernunft, eine wahre Blasphemie auf Recht und Billigkeit. Allein man scheint sich in Wunderlichkeiten der Art seit der Dauer dieses Landtages förmlich zu gefallen.

Neben den landständischen Verhandlungen bilden Theater und Theegesellschaften und dann einmal wieder zur Abwechslung die Theegesellschaften und das Theater die Hauptgegenstände der Unterhaltung. Ueber das erstere hat seit einiger Zeit nicht viel verlautet. Die Klappermühlen haben Windstille bekommen. Auch mag im Grunde wohl wenig darüber zu sagen sein. Das dreht und bläht und spreizt sich; die Plätze sind aus Gewohnheit gefüllt, die Schauspieler aus Gewohnheit eben Schauspieler, die Sänger und Sängerinnen aus Gewohnheit arrogant, die meisten aus Gewohnheit schlecht, das Orchester aus Gewohnheit gut: kurzum es geht Alles seinen gewohnten Gang, und dabei amüsirt man sich doch. —

Jüngst haben einige Benefiz-Vorstellungen Statt gefunden. Madame Ahrens, unsere treffliche erste Liebhaberin, hatte sich Raupach's Tochter der Luft gewählt und soll viel Beifall und viele Kränze, ja sogar Gedichte geerntet haben. Fräul. Pistor, unsere erste Sängerin, hatte sich Euryanthe erbeten, und erhielt in Verbindung mit Fräul. Löw (Eglantine) auch Beifall, aber keine Kränze. Fräul. Pistor hatte zwar geäußert, wie man sagte, sie kenne ihre Pappenheimer; allein darob schämten sich beinahe die Pappenheimer und behielten die Kränze in der Tasche.

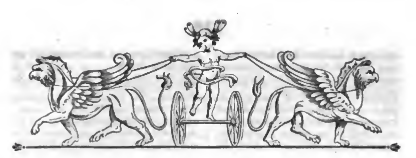
In literarischer Beziehung ist ebenwohl nicht viel zu erwähnen. Die bedeutendsten Erscheinungen in dieser Hinsicht sind, abgesehen von den polizeilichen Plakaten an den Kirchen- und Straßenecken, wonach Niemand den Ort daselbst verunreinigen darf, das hessische Album (im Verlag von J. J. Bohné), Dr. Lobe's Wanderungen durch Cassel und seine Umgebungen und Preime's Adreßbuch für 1838. Letzteres erscheint alljährlich; vom Album weiß man dies noch nicht. Die polizeilichen Plakate haben an manchen Stellen bereits die dritte Auflage, resp. Aufklebung, erlitten; von den Wanderungen verlautet in dieser Beziehung noch nichts Bestimmtes. (D. Beschl. f.)

Notiz.

[Die Gefahren der Autorschaft.]

So heißt eine kleine Broschüre, die in England herausgekommen ist und in kurzer Zeit vier Auflagen erlebt hat. Eine deutsche Uebersetzung (Leipzig, bei Jul. Wunder) macht das Schriftchen jedem angehenden Schriftsteller zugänglich, der Lust verspürt, sich Auskunft zu verschaffen über das, was ihm im guten und schlimmen Falle bevorsteht. Aus dem Ganzen ersieht man, daß es allerwärts in literarischen Angelegenheiten herzugehen pflegt, wie in unserm Deutschland, obwohl das Letztere in Diesem und Jenem sich noch eines geringen Vorzuges rühmen dürfte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 45. — den 3. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Französische Memoiren.

(Beschluß.)

Lafayette's Begeisterung für Freiheit und Völkerglück mag in tiefster Seele wahr und aufrichtig gewesen sein, und wir wollen auf die nicht zu läugnende Coquetterie, die er unmittelbar nach seiner zweiten Rückkehr aus America damit trieb, keine gehässigen Blicke werfen; aber klar war er über diese Ideen in seinem Innern nie geworden, er erkannte sie nicht wieder, als sie aus der stillen Menschenbrust eintraten in das wirkliche Leben, er zitterte vor ihren Konsequenzen, die er doch hätte vorhersehen müssen. Die wilde Revolution schien ihm ein legales Kind geworden zu sein, als das erklärte Menschenrecht und die emancipirte Volkssouverainetät Pathen gewesen waren bei ihrer Nothtaufe; aber nun sollte sie sich auch betragen, wie ein Kind aus gutem Hause, sollte den Anweisungen ihres Hofmeisters gehorchen, der Lafayette selbst zu sein glaubte, und sich einer stillen Sittsamkeit befleißigen. Als sie das nicht that, als sie in der Jugend ihrem mächtigen Naturtriebe gehorchte, das schmollende Gesicht des Erziehers nicht beachtete, seinen Schlägen Widerstand entgegensetzte, sich bei guter Zeit für mündig erklärte, da gab Lafayette sie auf, floh das ungerathene Kind und vergaß, daß er dem Hause desselben Pflichten schuldig war, die sich durch diesen Ungehorsam keinesweges aufheben ließen. Lafayette war zu befangen in den amerikanischen Zuständen, um die französische Revolution auch nur zu begreifen in ihrem innersten Sein; er begriff nicht, daß sich der Freiheitsdurst bei einem Volke, welches versumpft war in einem jahrhundertlangen Elende und Verderben, ganz anders äußern mußte, als bei den reinen Natursöhnen in America; er vergaß, daß die Franzosen eine zweitausendjährige Unterdrückung und Tyrannei zu rächen hatten, während die Amerikaner nur den Versuch zurückwiesen, sie unter ein ähnliches Joch zu beugen. Die Lumpen, die Blößen, die Wunden und Rohheiten des Volkes beleidigten ihn, und er erwog nicht, daß es eben die unglückseligen Eigenheiten seines Volkes waren, daß diese socialen Krankheiten zur Erscheinung kommen mußten, ehe sie geheilt werden konnten. So stand er takt und rathlos in der Revolution und unglücklicherweise eine Zeit lang an ihrer Spitze; er, der zum Beförderer jedweder Revolution zu gerade und redlich, zum Leiter derselben zu schwach und unselbstständig war, sollte von allen die mächtigste lenken und zu einem glücklichen Ziele führen. So wurde sein Thun unbefriedigend für ihn selbst, unbefriedigend für seine Committenten, zweideutig für die Geschichte. Keine Partei kann ihn ganz verdammen, aber keine mag ihn vertheidigen; der Hof wie das Volk, und bei beiden wieder alle verschiedenen Nüancen der Meinung, hatten gegründete Ursache ihm zu mißtrauen, denn seine Reden und Handlungen standen zu häufig in grellem Widerspruche; während in den erstern eine Energie, Entschiedenheit und feste Gränze des Wirkens sich kund gab, zeigten die letztern von alle dem nichts, und es gehörte eben kein hoher Grad von Schlechtigkeit dazu, in diesen Gegensätzen bösen Willen zu argwohnen. — Man

wird uns in Deutschland hoffentlich nicht für einen Ultra — von welcher Partei es auch sein mag — halten, wenn wir Lafayette's geschichtliche Größe in Frage stellen. Sollten die gegen ihn vorgebrachten Verschuldigungen zu hart erscheinen, so erinnere man sich nur der vier bedenklichsten Situationen seiner Revolutionswirksamkeit, und man wird sie bestätigt finden. Die erste ist der Aufstand vom 5. u. 6. Oct., oder der bekannte „Zug nach Versailles." Lafayette hatte Kenntniß von der Aufregung des Volkes, von seiner Absicht, seinen Planen und den wahrscheinlichen Folgen derselben. Was that er? Nichts. Er blieb unentschlossen in Paris, bis es zu spät war, den skandalösen Zug zu verhindern, was seine Pflicht war, wenn er ihn verdammte; er kam nach Versailles, als es zu früh war, ihm entgegen zu treten, wenn er die Volksbewegung für gut und gerecht hielt. In Versailles stand er eben so unentschlossen, sparte dem Hofe weder die Kränkungen, die ihm zu Theil wurden, noch beförderte er die Absichten des Volkes; er spielte eine traurige Vermittlerrolle, mit der beide Theile gleich wenig zufrieden sein konnten. — Die zweite ist die Flucht und Gefangennehmung des Königs. War Lafayette von derselben vorher unterrichtet und wollte sie verhindern, so ist seine Zögerung und Unentschiedenheit unbegreiflich; war er nicht unterrichtet, oder wollte sie nicht verhindern, so ist sein Benehmen unerklärlich. Ueber dieses historische Factum, auf welches man mit dem meisten Erfolge die Anklagen gegen ihn gegründet hat, geben seine eigenen Memoiren einen höchst ungenügenden Aufschluß, und man ist fast gezwungen, die dürftige Darstellung desselben lückenhaft zu nennen. — Die dritte der erwähnten Situationen ist „die Versammlung auf dem Marsfeld" am 17. Julius 1791. Auch hier war er genau unterrichtet und versäumte alle Vorsichtsmaßregeln, wenn deren nöthig waren. Bald hält er die Versammlung für unbedeutend, ungefährlich, und sieht in ihrer Absicht nur eine gesetzliche Befugniß; bald hält er die Ruhe von Paris und die Constitution für bedroht; erst sieht er dem Morde selbst unthätig zu, dann schreitet er ein mit einer eben so unzweckmäßigen als unnützen Strenge; um das Blut zu schonen, duldet er den Skandal, und als der Skandal vollendet ist, vergießt er dennoch Blut. Auch hier kränkt er alle Parteien, ohne einer einzigen, und — was mehr ist — ohne der guten Sache zu nützen. — Die vierte endlich ist sein Benehmen nach dem 10. August 1792. Die Zeit, in der eine Handlung möglich war und gelingen konnte, verliert er in schwankenden Unterhandlungen mit der Nationalversammlung, mit Luckner, mit dem Hofe, mit den Clubs und den einzelnen Magistraten; als es zum Handeln zu spät war, versucht er die hoffnungslose und ungenügende Empörung in den Ardennen, und flieht, als sie — was ganz leicht vorauszusehen war — mißlingt, Vaterland und Armee. Will man auch in die harten Urtheile nicht einstimmen, die dieser letzte Schritt hervorgerufen, dies wenigstens scheint unwidersprechlich: daß es für Lafayette eine Nothwendigkeit geben konnte, für seine Grundsätze zu sterben, und wär's auch auf der Guillotine gewesen, aber durchaus keine, zu fliehen, als die äußern und innern Feinde die Freiheit am mächtigsten bedrohten. — Das sind die vier wichtigsten Ereignisse während seiner Wirksamkeit in der Revolution, und man wird gestehen müssen, daß er in diesen Krisen den thatkräftigen Führer, den selbstständigen festen Lenker, mit einem Worte: „den großen Mann" eben nicht zur Schau trägt; seine unendliche Mühe zur Erhaltung und Herstellung der Ordnung, zum Schutze des Eigenthums und der Person, und zur Erschaffung fester gesetzlicher Formen, kann und wird Niemand tadeln wollen. — Mit seiner Flucht verschwand Lafayette von der Bühne der Thaten und wurde vergessen. Haben wir oben von seinem Glücke gesprochen, so dürfen wir auch nicht unterlassen, der schwertreffenden Nemesis zu gedenken, die unwillkürlich an den Ring des Polykrates erinnert. Und gibt es ein traurigeres Schicksal, als das Lafayette's? Vierzig Jahre überlebte er seinen eigenen Tod, wandelte umher als historische Leiche, und trat endlich wieder ins Leben, um das Ziel des Mitleidens der Bessern und des Spottes seiner Widersacher zu werden. Wer kann sich heute eines mitleidigen Lächelns erwehren, wenn er die Ereignisse der letzten sieben Jahre überblickt, und beim Beginne derselben den alten ehrwürdigen, betrogenen Lafayette auf dem Stadthause zu Paris erblickt, rufend: Voilà la meilleure des republiques! Armer Greis, Deine Hoffnung hat Dich getäuscht, und Du mußtest noch den ganzen Schmerz des Bewußtseins dieser Täuschung auskosten, die Menschen haben Dich fürchterlich betrogen, und als Dein redlicher Wille sie erhoben hatte, traten sie Deinen Ruhm nieder, um höher zu steigen. Ruhe in Frieden, und Dein Andenken sei gesegnet, als das eines wahrhaften Biedermannes, den das Schicksal an eine Stelle setzte, der er nicht zu genügen vermochte. — Betrachten wir die vorliegenden Memoiren in Bezug auf ihre literarische und historische Bedeutung, so dürften wir zwar nicht zum Tadel derselben berechtigt sein, da Lafayette diejenigen Erinnerungen aufgezeichnet hat, die ihm werth und theuer waren, ohne auf einen spätern Leser

Rücksicht zu nehmen; aber wir müssen bedauern, daß dieselben den gehegten Erwartungen der Welt so wenig entsprechen. Seine Darstellung der Ereignisse ist gar zu einfach, um nicht dürftig zu sagen, und wir gewinnen darin nicht eine einzige neue Ansicht der Dinge. Dies ist besonders für die amerikanischen Zustände beklagenswerth, wo wir keineswegs einen Ueberfluß an Quellen aufzuweisen haben. Wie ungenügend ist z. B. Arnold's Verrath erwähnt, und doch war Lafayette als Mitglied des Kriegsgerichtes, welches die Sache untersuchte und den Major Andrée zum Tode verurtheilte, zuerst geeignet, diese noch ziemlich dunkle Geschichte zu beleuchten. — Portraits gelingen ihm auch nicht, die wenigen, im Buche enthaltenen, z. B. Mirabeau, die beiden Lameth, Dumouriez, sind kaum kenntlich. Die Correspondenz ist bezüglich des psychologischen Studiums der Individualität Lafayette's bedeutend und interessant; im allgemeinen Interesse jedoch kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Herausgeber sie theilweise zurückgelegt haben möchten, denn diese ewige Wiederkehr von Freundschafts- und Liebesversicherungen frommt der Geschichte nicht und ermüdet den Leser.

Was soll man sagen zu den Memoiren Cambacérès? Wenn irgendwo große Tafel gehalten wird, so sammeln sich die Bedienten um die Reste und thun sich gütlich dabei. Dagegen ist nichts zu sagen. Wenn man aber diese Brocken einer großen Gesellschaft als Gastmahl vorsetzen will, so werden die Gäste schwerlich zufrieden sein. Und solche historische Rudera sind es, die uns der Herr Ritter v. Lamothe Langon hier auftischt. Der gute Mann spricht sehr pathetisch über die Unrichtigkeiten und falschen Angaben in andern Memoiren und mag darin nicht Unrecht haben; aber darin hat er jedenfalls Unrecht, daß er die seinigen über alles anpreist. — Wenn er uns in den Memoiren Ludwig XVIII. ein ziemlich klares Bild des Hofes gegeben hat, in welchem sich die Individualität des Königs durchaus nicht verkennen läßt, so glaube er deshalb ja nicht, daß wir alle die aufgestellten Behauptungen und Thatsachen für baare Münze zu nehmen geneigt sind; das Werk trägt zu sehr den Stempel seiner offiziellen Abfassung an der Stirne, als daß man ihm Vertrauen schenken könnte; aber die Benutzung der Staatsarchive und des königl. Cabinets hat dort wenigstens hinsichtlich des Factischen manches Bedeutende zu Tage gefördert, was den vorliegenden „vertraulichen Mittheilungen" gänzlich mangelt. Es ist eine endlose vierbändige Klatscherei ohne Folge, ohne Ordnung, ohne Zweck, ohne Ziel und ohne Nutzen. Da kommen im J. 1815 die Ränkemacher der letzten Revolutionszeit zusammen, Cambacérès, Fouché, Roederer und wie die Intriguanten alle heißen mögen, und unterhalten sich über die vergangene Zeit. Einer belügt und betrügt den Andern, Jeder stellt mit diplomatischer Spitzfindigkeit die Dinge so dar, wie er wünscht, daß sie gewesen sein möchten; Jeder will sich rein waschen und keiner wird fleckenlos. Und wie die Leute alles genau wissen! Da erzählt uns der Eine, daß die ganze Revolution nicht zu Stande gekommen wäre, wenn nicht ein Glied in der Kette an der Zugbrücke der Bastille einen Sprung gehabt hätte; der Andere belehrt uns, daß Robespierre am 9. Thermidor gesiegt haben würde, wenn er seine Handschuhe schneller angezogen. Solcher Art sind die „vertraulichen Mittheilungen," die eben so gut den Namen jedes andern Erzählers an der Stirne tragen könnten, als den Cambacérès; das Einzige, was ihn bevorrechtet, ist, daß er am meisten plaudert. Allerdings läuft auch manches Interessante dazwischen, aber dies ist wie das Weizenkorn in der Spreu, und es ist grausam, dem Leser zuzumuthen, daß er deshalb vier Bände durcharbeiten soll. — Cambacérès Mittheilungen sind mit diesen vier Bänden geschlossen, Lafayette's Memoiren gehen in den vorliegenden drei Bänden nur bis zu seiner Gefangenschaft; es wurde bis zur Vollendung monatlich ein Band versprochen. Uebersetzung und Ausstattung beider Werke sind durchaus lobenswerth.

R. B.

Correspondenz.

Aus Cassel. (Beschluß.)

[Bauten, gesellschaftliches Leben.]

Am meisten cultivirt wird neuerdings in Cassel die Bau- und Verschönerungs- resp. Verhäßlichungskunst. Am Ausbau der neuen Friedrich-Wilhelmsstraße wurde seither wieder mehrfach gearbeitet, wenn sich auch gerade nicht behaupten läßt, daß man bis jetzt eben viel Schönes dort zu Wege gebracht habe. Mit Baracken und Steinhaufen ist's nicht gethan. — Insbesondere aber verdient das Bemühen, auch der Altstadt hier und da ein freundlicheres Ansehen zu geben, einer lobenden Erwähnung. Man hat in dieser Beziehung sich sogar nicht gescheut, zur Gewinnung eines breitern Straßenraums Hand an das alte, ehrwürdige Rathhaus zu legen, wo bekanntlich „selbigen Abends" das viele Bier getrunken wurde, und wo so oft das Heil der Stadt seine weise Berathung fand. Glücklicher Weise hat Hr. Fischer den klugen Einfall gehabt, das alte Denkmal erst zeichnen und lithographiren zu lassen, und so den patriotischen Gemüthern eine liebe Erinnerung zu bewahren; aber wo bleibt denn der werthvolle Stein mit der ehrwürdigen, goldenen Inschrift über dem Eingange?

„Eins manns red eyn halbe red,
Man sol die Part verhören bed."

Die alte Sentenz liegt zwar so sehr in der Natur der Sache und entspricht so sehr dem gesunden Menschenverstande, daß man glauben sollte, es sei überflüssig, dieselbe noch in unsern Tagen zu bewahren. Indessen man hat doch wunderliche Exempel von Beispielen, und in Anbetracht deren möchten wir denn gleichwohl rathen, jene Inschrift wenigstens noch einige Menschenalter zu erhalten. Dem Vernehmen nach beabsichtigt der hiesige Abendverein, demnächst ein eigenes Gesellschafts-Lokal zu erbauen; wie wäre es, wenn derselbe den alten Stein an sich brächte und solchen über dem Haupteingange einmauern ließe? — Versteht sich, nachdem derselbe von Schmutz und Tünche gesäubert und die Inschrift zum Besten gebildeter und blöder Augen wieder aufgefrischt worden wäre! —

Ich komme nunmehr auf das sociale Leben, d. h. ich schweige darüber. Denn die Casselaner haben es nicht gern, wenn man sich in ihre innern Angelegenheiten mischt, und dazu rechnen sie im Allgemeinen alle geselligen Beziehungen. Viel erinnern läßt sich dagegen nicht. Das eigentlich häusliche Leben, welches in Cassel noch vielfach mit einer Treue und Einfachheit wie kaum irgendwo gefunden wird, verträgt sich mit der Oeffentlichkeit nicht; es liebt die Beschrankung, es sucht und bedarf, wie die Liebe, eine friedliche, begrenzte Stille. — Daher mag's denn auch kommen, daß man Fremde in Cassel so häufig über Kälte, Schroffheit, Isolirung klagen hört; allein tadeln möchte ich, wie schon gesagt, den Grund dieser Erscheinung nicht, er gereicht den Casselanern, namentlich dem weiblichen Theile, nur zum Lobe, und wenn ja eine Aenderung dieserhalb zu wünschen wäre, so dürfte dies lediglich die Beseitigung einer gewissen Unbehülflichkeit sein. Diese zeigt sich nämlich gleichmäßig in der Beibehaltung herkömmlicher Formen, wie in der Anwendung moderner, herübergebrachter Lebensweisen, oder vielmehr in der widerstreitenden Verbindung von beiden. Man will erst, aber man mag nicht, und beim Besinnen wird gestolpert.

Uebrigens soll bei Leibe nicht geläugnet werden, daß in Cassel auch ein wahrhaft großartiges Leben existirte. Da würde ich schön ankommen. Nein, es gibt auch ein wirklich salonmäßiges Treiben daselbst; es gibt Gesellschaften, wo man blos zu stehen braucht, es gibt Gesellschaften, wo die Güte und Fülle des Weines mit der Langweile im umgekehrten Verhältnisse steht, es gibt Gesellschaften, wo man den Mund nicht anders zu öffnen braucht, als zu Complimenten und zum Gähnen, ja es soll sogar Gesellschaften geben, wo — incredibile dictu! — wo nicht einmal getanzt wird. Doch bedarf dies noch der Bestätigung.

Außerdem geht man in Cassel auch auf Bälle, in Conzerte, auf Maskeraden (die pfiffiger Weise sofort mit der dritten beginnen), und vor allen Dingen macht und empfängt man Visiten. Namentlich dies, und mit der größesten Gewissenhaftigkeit. Wer nicht jeden Sonntag von 11 bis 1 Uhr wenigstens ein Dutzend Besuche zu machen hätte, der würde sich selbst verachten, und wer nicht wenigstens vor seinem Spiegel ein halbes Tausend Visitenkarten aufzuweisen vermöchte, den würde man gar nicht mehr respectiren. Goethe reihte die Visitenkarten, wie die Bauern die Sperlingsköpfe, an einen Bindfaden: soweit ist man freilich in Cassel noch nicht, allein ich getraue mir zu behaupten, daß man nächstens noch Visitenkarten in die Kirche oder in die Ständeversammlung schicken wird. Dabei klagt Jeder, wie rücksichtlich des Hutabnehmens, über das Lästige, ja wohl gar über das Alberne der Sitte; aber es ist einmal so eingeführt, fügt er dann mit Resignation hinzu, und läuft wieder weiter, als ob ihm der Kopf brennte. — Die armen Leute! Sie dauern mich wahrhaft! Ich will mich ihrer erbarmen, da ich doch gerade ohne ein eigentliches Geschäft bin. Ich werde nämlich unter dem Namen „Allgemeines Visitenbureau," eine Art Börse einrichten, die jeden Sonntag, nach Befinden auch täglich von 11 — 1 Uhr geöffnet sein soll, und wo dann Jeder seine Besuche mit einem Schlage abmachen kann. Die ungeheuren Vortheile dieser Einrichtung — mit deren Erfindung ich mir nicht wenig schmeichele — leuchten von selbst ein. Zwanzig, ja mehrere hundert Besuche, lassen sich in zehn Minuten ohne alles mühsame Nachfragen und Umherlaufen abmachen. Wer nicht in Person hingehen kann, der überschickt durch seinen Bedienten eine Handvoll Visitenkarten und läßt nach dem Börsenschluß die für ihn abgegebenen in Empfang nehmen. Kann irgend etwas bequemer sein? Und dabei die Vortheile für das öffentliche Leben, für den Credit! Läßt sich doch aus dem Börsenschlusse sofort der Stand, die Achtung, der Ruf, kurzum die ganze sociale Stellung eines Mannes entnehmen, zumal wenn man etwa zwei Mal wöchentlich die allgemeinen Ergebnisse im Provinzial-Wochenblatte bekannt gemacht oder gar besondere Courszettel ausgegeben würden! Wie gesagt, ich schmeichle mir nicht wenig und rechne auf bedeutende Procente. — C. Fried.

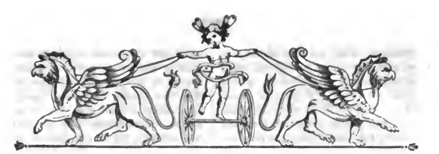
Notiz.

[Eine poetische Phantasie.]

Die literarischen Zustände und Zeitgenossen aus K. A. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse, von denen so eben das erste Bändchen, bei Brockhaus, erschienen ist, bringen uns unter der Ueberschrift: Weimarsches Geniewesen mancherlei ernst- und scherzhafte Curiositäten aus der Zeit, wo Goethe's Stern Bekannte und Unbekannte nach Weimar lockte. Hier eine von der scherzhaften Art.

„— — Das Kraftgenie Klinger wanderte ein, ein roher, ungeschlachter Naturmensch. Einst sah er beim Rath Krause zum Fenster heraus auf eine gleich unten befindliche Fleischbude. Auf einmal fing er beim Anblick der schönen Schöpskeulen gewaltig über die Ausartung des Menschengeschlechts zu wehklagen an und pries das Zeitalter, wo die Menschen das Fleisch noch roh verzehrt hatten. Rath Krause fragte, ob er nicht Lust habe, zur Ehre jener Heroen ein Stück rohes Fleisch auf der Stelle zu verzehren. Warum nicht? sagt Klinger. Man wettet, und Krause läßt augenblicklich durch seinen Bedienten ein Pfund Fleisch in seiner natürlichen Sauce heraufholen. Diesen Ernst hatte Klinger nicht vermuthet; er fing an, Ausflüchte zu machen, und sagte endlich, da Krause immer dringender wurde: er habe die Sache gar nicht so gemeint, es sei blos eine poetische Phantasie gewesen."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 46. — den 5. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

Novelle.

1.

Es war an einem der anmuthigen Abende, welche im Norden unbekannt sind. Die weißbestäubte Alcala-Straße, die Alleen des Prado und das einsame Schloß Buen-Retiro glänzten im Mondscheine. Die ganze elegante Welt Madrids war am Alcala-Thore versammelt. Dieser Lieblingsspazierort der schönen Madrilenas stellte zu jener Zeit noch nicht den bunten und heitern Anblick der französischen Promenaden dar. Die pariser Moden kamen erst unter Karl's III. Regierung allgemein auf; kaum wagten einige zierliche Damen in den Tertullas dieselben anzulegen. Im Theater, auf den Straßen, in den Kirchen trugen sie nur schwarz; schwarze Kleider, schwarze Mantillen, schwarze Blonden und Spitzen umgaben die schönsten Köpfe in der Welt. So war vor funfzig Jahren die herrschende Mode in Spanien.

Dieser traurigen Tracht und des Ernstes ungeachtet, der von dem Charakter der Spanier nicht zu trennen ist, hatte Alles an diesem Abend im Prado einen Anstrich von Festlichkeit und Heiterkeit. Der Graf von Artois, der Bruder Ludwig XVI., zeigte sich eben zum ersten Male dort, und man möchte fast sagen, daß ganz Madrid, nur um ihn zu ehren, sich auf der Promenade am Alcala-Thore versammelt hatte. Der Graf von Artois war damals der erste Elegant der Welt, jung, glänzend, bei den Damen beliebt, allgemein bewundert. Das Volk klatschte in die Hände und rief Viva, wo er sich zeigte; der spanische Hof lag vor ihm auf den Knien. Wer würde nicht damals sein Geschick beneidet haben? Er durchflog die Alleen im offenen Wagen. Sein königlicher Vetter, der Prinz von Asturien, saß neben ihm, und der ganze junge Adel, der so sehr wetteiferte, seine französischen Manieren nachzuahmen, drängte sich, um seine Gunst zu erwerben. Um zehn Uhr kehrte der Graf von Artois ins Schloß zurück. Es war die Stunde, wo Karl III. zu Bette ging, und alle Glieder seiner Familie machten sich eine Pflicht daraus, dabei anwesend zu sein.

Als der königliche Zug sich entfernt hatte, verließ die Menge das Alcala-Thor und zerstreute sich in den Alleen. Es bildeten sich Haufen um die Tische, wo mit Eis und Sorbet bedient wurde, und die Sänger ließen sich da nieder. Ein Andalusier, als Mejo gekleidet, blieb vor einer zahlreichen Gesellschaft stehen; er stimmte seine Guitarre, zog seine Montera schräg auf das eine Ohr nieder, und begann mit kräftiger Stimme eine alte maurische Romanze. Ein schlecht gekleidetes armes Weib stand einige Schritte seitwärts davon; man konnte ihr Gesicht unter der alten schwarzen Mantilla, die darüber geworfen war, nicht sehen, allein man hörte die im kläglichen Ton ausgesprochenen Worte: Por Dios! Sennores, ich habe kein Brot! Und diese silberne Stimme verrieth ein junges Mädchen, ja fast ein Kind. — Als der Mejo die Romanze beendigt hatte, schlich die Bettlerin hinter ihm, und so wie er, steif wie ein Regiments-

Tambour, seine Montera, in die von allen Seiten Gaben niederregneten, allen hinreichend herumschritt, folgte sie nach, und verstohlen die Hand ausstreckend, wiederholte sie: „Sennores, por Dios!“ Solcherweise erntete sie einige Almosen ein, aber der Mejo wurde es endlich gewahr. Er war ein nach Gewinn gieriger und höchst jähzorniger Kerl; wüthend, daß Jemand wagte, mit ihm theilen zu wollen, stieß er einen furchtbaren Fluch aus, und ein derber Schlag von seiner geballten Faust traf den Kopf der armen Dirne. Das unglückliche Kind schwankte und sank in die Kniee. Durch diesen Unfall glitt die Mantilla vom Kopfe herab, und ein bezauberndes Gesicht, dunkle thränenvolle Augen, kurz, eine seltene Schönheit kam zum Vorschein.

Ein Herr, der ihr so eben ein Almosen gereicht hatte, hielt sie mit der einen Hand aufrecht und mit der andern versetzte er der Wange des Mejo eine derbe Ohrfeige. Jetzt entstand ein allgemeiner Lärm. Der Andalusier rief, daß er von Adel sei, und er diese Beleidigung nicht hingehen lassen könne; die Damen meinten, daß es nicht der Mühe werth, sich wegen einer kleinen Bettlerin zu erhitzen, und die Männer drängten sich um diese, die vor Schrecken an allen Gliedern zitterte.

Die Menge häufte sich immer mehr, der Lärm wurde größer, und bald wußte man nicht mehr, wovon die Rede war; Jeder schrie und stritt sich für eigene Rechnung. Glücklicherweise kam der Alcalde von Barrio mit seinen Leuten hinzu; er ließ den Mejo ergreifen und schickte ihn die Nacht über ins Gefängniß. Indessen war die Bettlerin von dem Herrn, der sie so gewandt gerächt hatte, fortgezogen und mit ihm verschwunden. Er ließ sie in ein finsteres, abgelegenes Kaffeehaus bei dem Atocha-Thore eintreten, und auf einen Wink führte sie der Kellner, der herbeikam, in ein an den großen Saal stoßendes Zimmer. Der Herr verlangte eine Tasse Chocolate und eine Flasche Wein. Die Bettlerin ließ sich, nachdem sie viel Umstände gemacht hatte, ganz verwirrt auf ein altes ausgestopftes Taburet nieder, und nachdem man die verlangten Sachen vor sie hingestellt, blieben sie in dem eingeräucherten, von einer einzigen, an der Wand hangenden Lampe schlecht erhellten Zimmer allein.

Die arme Dirne hatte ihr Gesicht wieder in die Mantilla gehüllt; sie schluchzte und rührte ihre Tasse Chocolate nicht an. Der Herr goß Wein für sich ein, zündete sein Cigarito an, und unternahm sie zu trösten. „Hier ist ja über gar nichts zu weinen, meine Prinzessin!“ sagte er, zwischen jedem Satze seiner Rede einen Rauchwirbel von sich gebend. „Weder der grobe Kerl hat Schaden genommen, noch Du; dafür stehe ich. Jesus Maria! ich fühle noch seine Wange unter meiner Hand. Nun denn, trockne die schönen Augen, allerliebste Dulcinea! Willst Du ein Glas von diesem Canarien-Wein? Der ist ganz vortrefflich. Der alte Schlingel Pedro Badillo versichert, daß er zehn Jahr alt ist. Ich glaube es nicht; aber meinetwegen, er läßt sich trinken. Weißt Du auch, daß Du ganz verteufelt schön bist, mein Kind? Wir brauchen nur einige Ringe an diese kleine Hand zu stecken, so wird sie die einer großen Dame beschämen. Aber Du weinst ja immer? Was vermag Dich denn zu trösten, Schätzchen? Komm, gib mir einen Kuß.“

Auf diese unverschämte Zumuthung, die von einer noch unverschämteren Geberde begleitet wurde, stieß die Bettlerin einen Schrei aus und wollte das Zimmer verlassen. Der Herr ging hin, die Thür zuschließen, und lachte dann laut auf.

„Ei, ei!“ sagte er, „warum Umstände machen, meine Prinzessin? Hast Du vielleicht Furcht vor mir, Don Antonio Colosia y Campillos, einem der hübschesten Jungen in allen spanischen Reichen?“ —

Als sie versuchte, die Thür zu öffnen, hörte er auf einmal zu lachen auf und fügte im barschen Tone hinzu: „Mag's nun genug sein! Komm, setze Dich dahin, trinke dies Glas Wein, sonst por vida mia, werfe ich Dir's ins Gesicht.“

Wahrscheinlich hatte er diese grobe Drohung gar zu laut ausgesprochen, denn es wurde an die Glasthür, die auf die Promenade hinausging, geklopft. Das junge Mädchen öffnete, ungeachtet Don Antonio Colosia y Campillos' Widerstreben, sogleich. Ein junger Gardeofficier trat ein.

„Cavallero!“ sagte er, „ist sie Eure Frau?“

Don Antonio erwiederte nur durch eine verneinende und höhnende Geberde.

„Ist sie denn Eure Maitresse?“

„Vielleicht! — Allein was geht das Euch an?“

„Glaubet ihm nicht, Herr!“ rief die Bettlerin. „Nie ist mir vor diesem Abend dies Gesicht des Unglücks begegnet. Ich wurde geschlagen, und in meinem Schrecken folgte ich ihm hieher; das ist Alles!“

„Fort! geh' mir voran!“ unterbrach Don Antonio das junge Mädchen, sie am Arme ergreifend.

Sie entschlüpfte ihm und nahm ihre Zuflucht zum Officier, den sie mit einer flehenden und stummen Geberde um Schutz anrief. Er stellte sich vor sie hin mit den Worten: „Cavallero! dies Frauenzimmer stellt sich

unter meine Obhut, und ich dulde nicht, daß sie beleidigt werde. Wenn diese Erklärung Euch verletzt, bin ich bereit, Euch Rede zu stehen."

„Valga me Dios!" unterbrach ihn Don Antonio, „Ihr macht Euch ja zum Ritter dieser Närrin. In der That ist es nicht werth, daß sich zwei Edelleute ihretwegen die Hälse brechen."

Dann verließ er, mit stolzen Schritten durch den Haufen Zuschauer, welche dieser Auftritt herbeigezogen hatte, schreitend, das Kaffeehaus.

Der Offizier nahm eine Hand voll Realen aus seiner Tasche, gab sie der Bettlerin und setzte sich außerhalb des Kaffeehauses nieder. Dort bettelte sie noch eine kurze Zeit um Almosen.

Ungefähr eine halbe Stunde darauf wurde ein Aufschrei in einer Seitenallee gehört. Es war schon spät, und es waren keine Leute in dem Kaffeehause mehr, der Garde-Offizier ausgenommen, der da geblieben war, um ein Sorbet zu nehmen. Er zog seinen Degen und gebot den Kellnern, ihm mit Windlichtern zu folgen. Zwanzig Schritte davon fanden sie unter den Bäumen die Bettlerin mit Don Antonio ringend, der sich bemühte, sie mit sich fortzuziehen.

„Vertheidige Dich, Niederträchtiger!" rief der Offizier. „Jetzt sollst Du Dich wegen des armen Kindes schlagen."

Don Antonio zog seinen Degen, man hörte die Klingen zusammenklirren, dann ein durchdringendes Geschrei. Die Bettlerin war getroffen worden, sie sank zu Don Antonio's Füßen nieder, der den Degen fallen ließ und, so schnell er es vermochte, entfloh. Dies alles war in einem Augenblicke vorgegangen, ohne daß Jemand begreifen konnte, auf welche Weise dies Unglück geschehen. Der bestürzte Offizier ließ seinen ledernen Handschuh über die Spitze seines Degens hingleiten; sie war mit Blut gefärbt.

„Gott sei mir gnädig!" rief er, „ich bin's, der dies Mädchen getödtet hat."

„Vier Schritte von meinem Hause ein getödteter Mensch!" rief der Kaffeewirth ganz athemlos herbeieilend. „Heiliger Himmel! das ist ja ein Weib, — die Bettlerin, die so eben bei mir gewesen. Das wird Don Antonio gethan haben, der Schurke!"

„Das ist ein Zufall, ein trauriger Zufall!" fiel der Offizier ein. „Niemand hier ist schuldig; aber auf der Stelle muß für das unglückliche Kind Sorge getragen werden. Habt Ihr ein Zimmer für sie?"

„Mein ganzes Haus steht zu Diensten Eurer Herrlichkeit."

Der Offizier half selbst dem Wirth und den Kellnern die Bettlerin aufheben. Sie wurde in das Kaffeehaus hineingetragen, und erholte sich bald wieder. Die Wunde war unbedeutend, die Furcht allein hatte ihr den Gebrauch ihrer Sinne geraubt. Der Offizier überließ sie der Sorgfalt des Kaffeewirthes und seiner Frau.

„Hier ist meine Börse," sagte er im Fortgehen, „tragt Sorge für das Kind; laßt es ihr an nichts fehlen; ich werde in einigen Tagen wiederkehren, mich zu erkundigen."

Am anderen Tage folgte er dem Hofe nach Aranjuez, wohin sein Dienst ihn rief, und mehrere Wochen vergingen, bevor er nach Madrid zurückkehrte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin, im Februar.

[Das Weibliche in der Kunst; Charakteristik der Sängerinnen.]

„Das Unbeschreibliche, hier ist es gethan — das Ewig-Weibliche zieht uns hinan," sagte der Dichter des Faust von dem Himmel, in den er seinen Helden eingehen läßt. Da wurde hier gespöttelt, dort Zeter geschrieen über diesen Mädchenhimmel, wie sie ihn nannten. Diese Verketzerer ahnten nicht die Tiefe der Idee, die jener poetischen Anschauung zu Grunde lag, oder sie wollten absichtlich ihren Sinn dagegen verschließen. Wort und Bild, Poesie und Kunst, sind nur Gleichniß; für den Begriff gilt es gleich, Gott oder Gottheit; und wenn die ethische Vorstellung einen männlichen Gott zu fordern scheint, weil der Mann es ist, der dem Denken und Handeln das Gesetz und die Regel gibt, so hat die poetische ihrerseits eben so triftigen Grund, das weibliche Element vorzugsweise als das entsprechendste Symbol des Göttlichen zum Ausdruck der höchsten Idee des Schönen und Wahren zu wählen. Alle Sprachen, die das Geschlecht unterscheiden, geben der idealen Concentration des Geistigen in den Erscheinungen die weibliche Form. Und was die Sprache abstract andeutet, das prägt die Kunst in ziemlich lebendiger Gestalt aus. Die Plastik feierte ihre größten Triumphe in der Darstellung weiblicher Schönheit, und Antigone ist der Gipfel der antiken Dichtkunst. Raphael wollte den Abglanz der Gottheit malen, da schuf er seine Sixtinische Madonna. Und die neuere Poesie, was hat sie Vollendeteres aufzuweisen, als Shakspeare's und Goethe's hehre Frauengestalten? In welchen Dichtergebilden ist reinere Göttlichkeit, als in Cordelia und Desdemona, in Iphigenia, Leonore und Dorothea? Die weiblichste aber von allen Künsten ist die Musik, weil sie wesentlich auf dem Gefühl, auf der Empfindung beruht; und doch, welche Kunst versetzt uns in einen so innigen, geheimnißvollen Rapport mit der überirdischen Welt, als die der Tonharmonien, welche uns Cäcilie, das heilige, gottbegeisterte Weib, gelehrt? Mächtig ergreifend ist zwar die Wirkung der männlichen Stimme

und der ihr entsprechenden Instrumente, leidenschaftlich regen sie das Gemüth auf oder erschüttern es bis in seinen tiefsten Grund; aber himmlischer Frieden, göttliche Beseligung ergießt sich über uns nur mit dem Tone, der aus der weiblichen Kehle dringt; auf seinen Schwingen hebt sich die Seele zur Gottheit empor. Die Stimme des Weibes und die ihr verwandten Instrumente führen die Herrschaft im Reiche der Tonkunst; in weiblichen Charakteren haben die größten dramatischen Componisten ihre Meisterschaft vorzüglich glänzen lassen, ja, ihr Instinkt trieb sie schon von selbst zur Wahl solcher Stoffe, in denen eine Heroin hervorragte, und selbst da, wo ein Held den Mittelpunct der Handlung bildet, wie im Don Juan, Cortez oder Titus, haben sich die Tondichter mit sichtbarer Vorliebe zu den weiblichen Gestalten hingewandt.

Zu diesen Betrachtungen veranlaßte die unvergleichliche Sängerin, der diese Zeilen gewidmet sind, Miß Clara Novello, deren Name schon einen so guten Klang hat, daß das bekannte Sprichwort an ihr aufs schönste erfüllt wird. Wir haben der Sängerinnen viele und unter ihnen die berühmtesten in den beiden letzten Decennien hier gehört, manche von diesen würde auch ohne Frage neben Clara Novello in einer besonderen Art, Farbe und Richtung des Gesanges den Sieg davontragen, die Eine durch größere Kraft der Stimme, die Andere durch gewandtere Kehlfertigkeit, oder durch leidenschaftlicheren Ausdruck und sonstige einzelne Eigenschaften; aber gewiß keine durch eine so harmonische, in allen Theilen gleichmäßige Schönheit, durch ein solches Gleichgewicht der Naturgaben und der Kunstbildung, daß man beides gar nicht mehr zu unterscheiden vermag. Da ist Alles so einfach und doch so vollendet; urfrisch, als wäre es eben erst aus den Händen der Natur hervorgegangen, und doch den strengsten Regeln des Ideals entsprechend; Alles Ebenmaß und Rundung, wie an einer antiken Statue oder wie in Goethe's Iphigenia; die Stimme in allen Regionen gleich schön und ausgebildet; die Töne von haarscharfer Reinheit, und doch ohne die mindeste Härte, sondern weich und die Passagen und Solfeggien deutlich und zart verbunden; der Vortrag edel und mit gerade so viel Feuer und Lebhaftigkeit erfüllt, als dem Ideal-Schönen angemessen. Von all' den Fehlern aber, die man an den Sängerinnen unserer Tage so häufig findet, hat die anmuthige Britin sich frei gehalten; hier hört man keinen störenden Ansatz des Tones; es ist, als ob ein elektrischer Funke vom Himmel fiele und auf den Lippen der Sängerin den Ton erzeugte, den kein Hauch vorbereitet; bei der Verbindung der Töne läßt sich nie ein schluchzender Laut vernehmen, beim Anschwellen oder Verklingenlassen des Tones kein Abbrechen und Tremuliren; das Sforzando ist nie scharf und erpreßt, das Piano nie lispelnd.

Sollte ich nun, obgleich alles wahrhaft Schöne und Originelle nur an und für sich zu beurtheilen ist, dennoch die Sängerin mit einer ihrer Kunstgenossinnen vergleichen, so wüßte ich unter allen, die seit zwanzig Jahren in Berlin gehört worden, keine andere ihr zur Seite zu stellen, als die Sontag. Großartiger und gewaltiger war allerdings die Catalani, aber nicht frei von Manier. So mächtig auch ihr Gesang hinriß, man hatte doch keinen ganz ungetrübt schönen Eindruck davon. Dasselbe gilt von unserer geistreichen, man könnte sagen, witzigen Sängerin Sophie Löwe, die uns mitten im Entzücken über ihre feurige Beweglichkeit, über ihre sprudelnde Laune, über ihre meisterhafte Volubilität plötzlich durch ein Ueberspringen der Schönheitslinie auf Augenblicke wieder herabstimmt. Die beiden großen **dramatischen** Sängerinnen, die Schechner und die Schröder-Devrient, waren zu leidenschaftlich, zu ungestüm, als daß ihr **Gesang** für vollendet schön gelten konnte, wenn gleich sie in ihrer Sphäre Unübertreffliches leisteten. Die Stimme der Milder tönte energisch und prächtig, aber es fehlte ihr an Biegsamkeit und zarter Nüancirung. Im Charakter und Klang der Stimme gleicht der Letzteren am meisten Auguste von Faßmann; was ihr an gleicher Stärke und Festigkeit des Tones abgeht, ersetzt sie durch bewegteren Ausdruck. Noch sind drei Sängerinnen zu nennen, von denen zwei schon der Oeffentlichkeit nicht mehr angehören, und die dritte auch schon im Begriffe steht, vom Schauplatze abzutreten, die Damen Schulz, von Schätzel und Seidler, sämmtlich durch große Bravour ausgezeichnet, besonders die beiden Ersteren, und die Eine, welche leider ihr Talent so früh der Oeffentlichkeit entzogen, dem Ideal ziemlich nahe, und frei von einem gewissen Schlendrian der beiden Andern, nur daß man bei ihr dennoch jene angeborene Genialität vermißte, die uns mit „urkräftigem Behagen" erfüllt. Beides nun, diese göttliche Flamme, die, wie das Feuer auf Vesta's Altar, durch einen Strahl von oben entzündet worden, und die priesterlich sorgsame Pflege derselben, erschien in der Sontag und erscheint in Clara Novello aufs schönste vereinigt. Wo Natur und Kunst in so inniger Vermählung in einander fließen, da ist das Unbeschreibliche gethan, da entspringt das Götterkind Poesie, jener Goethe'sche Euphorion, der, von Gipfel zu Gipfel sich schwingend, uns mit hinanzieht zum ewig-weiblichen Urquell des Wahren und Schönen.

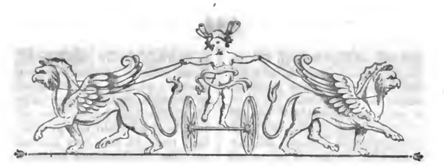
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Kant's sämmtliche Werke, neunter Band.]

Von der großen glänzenden Ausgabe der sämmtlichen Werke Kant's ist bereits der neunte Band erschienen, herausgegeben von Prof. Schubert. Er enthält die Rechtslehre, die Tugendlehre und die Pädagogik. Jenen beiden schickte Kant im J. 1785 eine Grundlegung zur Metaphysik der Sitten voran, welche bereits 1797 ihre vierte Auflage erlebte, als endlich die lange verheißene Rechts- und Tugendlehre erschienen. Zwischen diesem ersten Abriß und dem ausgeführten System lag ein Zeitraum der Geschichte, der für die praktische Anwendung die bedeutsamsten Erfahrungen bot; die französische Revolution und die beiden letzten Theilungen Polens. Diese Einwirkungen der weltgeschichtlichen Bewegungen damaliger Zeit auf Kant's Philosophie des Rechts schildert Schubert in seiner Abhandlung im diesjährigen Raumer'schen Taschenbuche. Zu den pädagogischen Lehrsätzen, die der neunte Bd. zum Schluß liefert, wird Schubert's Biographie des Philosophen die Erläuterungen bringen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 47. — den 6. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortsetzung.)

2.

Der Name des Garde-Officiers war Don Manuel de Villa Viciosa. Er war schön, voller Ehre, Tapferkeit und Großmuth. Ein Majorat, daß zehntausend Thaler jährliche Zinsen einbrachte, und das er vor kurzem geerbt, trug nicht wenig dazu bei, seine Verdienste zu erhöhen, und man war im Allgemeinen so fest überzeugt, daß er eine Frau beglücken würde, daß alle seine Freunde sich wetteifernd bemühten, ihm eine Partie zu verschaffen.

Während der Reise nach Aranjuez fielen in dieser Hinsicht große Unterhandlungen vor, und als Don Manuel nach Madrid zurückkam, war er schon so gut als gebunden. Der Graf von Montepino gab ihm seine Tochter unter der einzigen Bedingung, daß er den Namen und das Wappen seiner neuen Familie annehmen sollte. — Donna Luisa von Montepino war das Ziel vieler Bewerbungen gewesen. Schon durch ihre Mutter Erbin eines großen Besitzes, brachte sie ihrem Gatten außer dem Grafentitel hunderttausend Realen jährliche Zinsen. Sie war im Kloster der Benedictinerinnen in Madrid erzogen worden, und sollte dieses erst an ihrem Hochzeitstage verlassen; denn ihr Vater hielt sich gewöhnlich an einem fremden Hofe, wo er Se. katholische Majestät repräsentirte, auf; ihre Mutter war seit lange todt. Aus Aranjuez zurückgekehrt, kam Don Manuel mit dem Grafen von Montepino überein, daß ihr Besuch in dem Kloster der Benedictinerinnen den folgenden Tag Statt finden sollte.

Den Abend vorher ging Don Manuel allein in den Prado. So wie vor einem Monate war die Promenade glänzend und voller Leben. Der Mond versilberte mit seinen Strahlen das unbewegliche Laub. Kein Windhauch, keine Wolke am Himmel, und unter den Bäumen rieselten Springbrunnen, klangen Guitarren-Accorde, wanderten verschleierte Frauen und Männer mit breiten niedergeschlagenen Hüten. Don Manuel trieb sich ohne Zweck unter der Menge herum. Eine Art Unruhe und schmerzliche Ungeduld ergriff ihn jedesmal, wenn er des zum folgenden Tage bestimmten Besuches gedachte. Seine Phantasie gefiel sich darin, die ihm bestimmte Donna Luisa sich vorzumalen; sie zeigte sie ihm schön, anmuthig, durchaus reizend, und er verliebte sich fast in das Phantasiebild, ohne daran zu denken, daß er den folgenden Tag das Original dazu gar nicht finden würde.

Mitten in diesen Träumereien, diesen voreiligen Vorstellungen, welche leichten und leidenschaftlichen Gemüthern eigen sind, erinnerte sich Don Manuel plötzlich des Austrittes im Kaffeehause und der in den Alleen von Prado von ihm verwundeten Bettlerin; durch einen schnellen Handgriff überzeugte er sich, daß seine Börse nicht leer war, und trat darauf bei Pedro Badillo ein.

Don Antonio Colosia y Campillo befand sich in dem großen Saale. Der Mejo, in einem Winkel leh-

nend, klimperte nachlässig auf seiner Guitarre. Don Manuel ging ernst vorüber, legte die Hand an seinen Hut, ohne den Anschein, irgend Jemand wieder zu erkennen, und trat in das anstoßende Zimmer.

„Seid mir willkommen, Herrlichkeit!“ sagte der Kaffeewirth. „Ich sehnte mich schon, Euch Rechenschaft wegen Eurer Wohltbaten ablegen zu können. Die Bettlerin ist beinahe hergestellt. Ich habe es ihr, bei meiner Seele! an nichts fehlen lassen; dafür hatte Eure Herrlichkeit im voraus gesorgt.“

„Schon gut, schon gut!“ unterbrach ihn Don Manuel. „Ich will das Kind sehen.“

„In der Minute,“ erwiederte der Kaffeewirth, ein Windlicht ergreifend. „Ich will ihr sagen, daß sie herabkomme.“

„Nein! Ich werde selbst hinaufgehen.“

Sie stiegen fünf Etagen hinauf. Am Ende eines mit alten Mobilien fast versperrten Ganges, wo das Stelldichein aller Katzen der Nachbarschaft Statt fand, war ein beinahe von allen Seiten verschlossener Verschlag. Bündel von Tabaksblättern, die an den Balken hingen, verbreiteten einen durchdringenden Duft, der anfangs in den Kopf stieg. Hinter der Thüe befand sich ein kleines, ziemlich sauberes Bett; weiterhin ein rothlederner Lehnsessel, der sich wenigstens von den Zeiten der letzten Prinzen aus dem österreichischen Hause herschrieb, und neben dem Sessel ein Tisch mit ungleichen Füßen. Die Bettlerin saß auf dem Fußende des Bettes; sie erhob sich lebhaft, als sie Don Manuel, dem Pedro Badillo voranging, eintreten sah, und begrüßte ihn mit der demüthigen und kläglichen Miene, womit sie gewohnt war, um Almosen zu bitten.

„Setzt Euch nieder, mein Kind!“ raunte ihr der Offizier zu.

Und als sie darauf beharrte, aufrecht stehen zu bleiben, fügte der Wirth, sie an ein altes Taburet hindrängend, hinzu: „Setzt Euch doch nieder, Lazarilla; Seine Herrlichkeit befehlen es.“

Sie setzte sich ganz verwirrt auf den Rand des Taburets. Don Manuel bediente sich des Lehnsessels, und Pedro Badillo blieb mit der Kerze in der Hand aufrecht stehen.

Jetzt fragte der Offizier leise sich selbst, ob die seltene Schönheit, die er in diesem Neste vorfand, auch wohl dieselbe Bettlerin sei, die er vor den Beleidigungen Don Antonio Colosia y Campillo's geschützt hatte. Er wagte es fast nicht, sie wiederzuerkennen. Eine monatlange Einsperrung hatte eine wunderbare Veränderung in Lazarilla's Aeußerm hervorgebracht. Ihre von der Sonne geschwärzte Haut hatte eine sanfte Weiße wiedergewonnen; ihr langes Haar, statt in wirren Locken über ihr Gesicht herabzufallen, bildete an ihrer Stirn einen anmuthvollen Kranz, und ihre feinen und reizenden Züge, die sie nicht mehr unter einer zerlumpten Mantilla verbarg, hatten sich durch einen unverwüstlichen Ausdruck von Ruhe und Schwermuth verschönert. Ein sauberes Kleid von Sarsche hob noch mehr die volle und schlanke Gestalt, die Don Manuel bewunderte.

„Mein Kind!“ sagte er endlich, einen Blick auf Lazarillens Arm werfend, den sie noch im Bande trug, „es hätte ein großes Unglück geben können, und ob gleich von meiner Seite unabsichtlich, würde ich mich darüber nie getröstet haben. Danken wir Gott, daß Ihr beinahe hergestellt seid.“

„Und der Fürsorge Eures ergebenen Dieners!“ fiel Pedro Badillo ein. „Ich bin Barbier gewesen, bevor ich die Kaffeewirthschaft übernahm, und ich habe mein altes Gewerbe nach nicht ganz vergessen. Fraget nur die Kleine da. Ich habe ihr schon gestern erklärt, daß sie in voller Genesung sei, und daß sie im Laufe eines Monates den Arm zu allem, was sie wolle, brauchen könnte.“ —

„Ach! Ihr seid gar zu gut, Herr!“ rief Lazarilla mit Thränen in den Augen. „Noch ein Monat, das ist zu viel. Ich fühle mich schon genesen, und bin wieder im Stande, mein armes Leben zu fristen.

„Mein Kind!“ versetzte Don Manuel, ohne den Blick von Lazarilla abwenden zu können, „Ihr bettelt also bei dem San Francisco-Thore?“

„Ja, Herr! bei dem kleinen Thore, und des Abends bei schöner Witterung gehe ich nach dem Prado.“

„Habt Ihr Eltern? Was ist Euer Vater?“

„Mein Vater war ein alter blinder Mann, ehemals wohl bekannt bei Puerta-del-Sol. Meine Mutter führte ihn, und sang dazu, während er die Geige spielte. Sie sind beide gestorben, als ich kaum sechs Jahre war.“

„Und wer hat sich Eurer angenommen?“

„Die Großmutter, eine fromme Frau. Sie ist auch todt, und nun bin ich ganz allein.“

Ihre Stimme zitterte, als sie die letzten Worte aussprach, und eine Thräne drang durch ihre langen seidenen Wimpern.

„Und um zu leben, bittet Ihr um Almosen?“ sagte Don Manuel mit tiefer Theilnahme. „Ach! armes, armes Mädchen. Ihr müßt arbeiten lernen, Lazarilla, das ist das einzige Mittel, immer wacker und rechtlich

zu bleiben. Sobald Ihr etwas gelernt habt, werde ich Euch einen guten Dienst verschaffen. Nehmt dies, um Euer Lehrgeld zu bezahlen."

Die Börse fiel in Pedro Badillo's Hand, und die Bettlerin machte große Augen. Die Zumuthung, zu arbeiten, schien ihr höchst befremdend; allein sie wagte kein Wort zu sagen.

„Das nenne ich ein Glück!" rief der Kaffeewirth. „Danket Gott, Lazarilla, alle Tage Eures Lebens, wegen des Degenstoßes; dem werdet Ihr Euer Glück zu verdanken haben. Weil denn Seine Herrlichkeit die Großmuth hat, Euer Lehrgeld bezahlen zu wollen, so werde ich es überehmen, Euch eine Lehrerin zu verschaffen, bei der Ihr die Nähterei lernen könnt. Es wird vielleicht lange dauern, denn Ihr versteht nicht, Eure Hände zu brauchen. Nun denn, dankt hübsch Sr. Herrlichkeit."

Lazarilla murmelte einige unverständliche Worte und betrachtete Don Manuel mit thränenvollen Augen.

„Wie schön sie doch ist!" dachte Don Manuel, „welche Beredsamkeit in diesem stummen Ausdruck ihrer Dankbarkeit."

„Nun denn, kleiner Einfaltspinsel," raunte ihr Don Badillo ins Ohr, „sagt doch der Herrlichkeit etwas Angenehmes."

Lazarilla aber konnte keine Worte finden.

„Ich werde in einigen Tagen wiederkehren," sagte der Offizier aufstehend. „Gute Nacht, Lazarilla, ich werde Euch beistehen, und mit Gottes Hülfe wird die Folgezeit Eures Lebens besser werden, als der Anfang es war." —

„Möge unsere Frau von Guadalupe und der große Schutzheilige Spaniens Euch vergelten, Herr!" sagte die Bettlerin mit lauter und durchdringender Stimme. — Auf solche Weise pflegte sie zu danken, wenn ihr ein Almosen gereicht wurde; allein sie war gar zu schön, als daß Don Manuel durch ihre demüthigen und alltäglichen Manieren verletzt wurde, und er eilte bezaubert, unruhig, fast beschämt von hinnen, denn böse Gedanken waren in ihm aufgestiegen.

Don Antonio war noch in dem Kaffeesaale, und horchte begierig hin, als er den Offizier erblickte, der im Hinaustreten zu Pedro Badillo sagte: „Eure Frau muß über das Kind sorgfältig wachen, und besonders sie nie unten erscheinen lassen. So schön und so verlassen, wie sie ist, würde sie sonst bald verloren sein."

„Das ist wahr! Denn sie ist unschuldig wie ein neugebornes Kind, das arme Geschöpf, und dumm, schrecklich dumm.... Ein Wüstling würde sie bald weghaben."

Der Offizier ging fort. Don Antonio näherte sich dem Mejo; sie plauderten leise mit einander.

„Das ist ein wackerer und barmherziger Herr!" sagte der Kaffeewirth mit lauter Stimme. „Ich möchte, daß man solche Züge in die Tagblätter setzte. Ein armes Mädchen wird vor meiner Thür verwundet, ich weiß nicht wie, noch durch wen! Es war schwarz unter den Bäumen, wie in einem Ofen. Ich eile zum Beistande hin, finde einen Offizier da; er reicht mir seine Börse hin, ohne nachzuzählen, was darin war — drei Dublonen und ungefähr ein dreißig Stück Realen; das war zur Bezahlung des Wundarztes und der Zimmermiethe. Heute kommt der Offizier wieder und findet das arme Geschöpf beinahe hergestellt. Glaubt Ihr nun wohl, daß er, nachdem er schon dem Mädchen so große Beweise seiner Großmuth gegeben hat, es dabei bewenden läßt? Nein, nein, meine Herrschaften! noch eine Faust voll Realen, Empfehlungen und Versprechungen spendet er, und die vor kaum einem Monat zerlumpte lebendige Armuth ist jetzt gekleidet, hat ein Zimmer in meinem Hause, wird die Nähterei lernen und, mit einem Worte, in einem guten Hause aufgenommen werden. Und das schönste bei der ganzen Geschichte, meine Herrschaften, ist, daß der Teufel nicht darüber lachen wird, und Niemand soll sagen können: nach der Barmherzigkeit folgt die Sünde. Denn meine Frau wacht über das Mädchen und wird sie nicht aus den Augen verlieren. Jedermann kennt Teresa Badillo; sie ist Bürge genug; dessen schmeichle ich mir." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Forts.)

[Miß Clara Novello.]

Bei aller Aehnlichkeit ist aber noch ein bedeutender Unterschied zwischen der einst so gefeierten Henriette und ihrer britischen Kunstschwester. Wir finden an Miß Clara nicht die grazlöse Leichtigkeit, das perlende Auf- und Niederrollen der Passagen, das neckische und lockende Spielen mit den Tönen, die weltlustige, feine Kokketterie der Sontag; dafür aber desto mehr Portament, ernstere Weihe und kindlichere Naivetät. Die reizende Henriette war eine Weltheilige; eine keusche, geläuterte Weltlust spiegelte sich in ihren üppig-zarten Tönen; bei Clara Novello's Gesange aber ist uns zu Muthe, als thäte der Himmel sich auf und wie hörten einen der Engel von der Herrlichkeit des Herrn singen. Und wenn wir die Stimme der ewigen Liebe uns denken, so müßte sie in solchen Tönen zu uns herniederklingen. Wem es noch nicht eingeleuchtet, wie Felix Mendelssohn dazu gekommen, den Herrn durch weibliche Stimmen zu Saulus sprechen zu lassen, der höre Clara Novello. Wie könnte die männliche Stimme, die immer eine Beimischung von Rauhigkeit hat,

je diese Klarheit und Reinheit erreichen, welche nur der weiblichen eigen ist, und die uns in der Musik den vollkommensten Ausdruck der Göttlichkeit gibt? So ist mir jener Gedanke als einer der genialsten Züge in dem Oratorium Paulus erschienen, und ich begreife nicht, wie man bei Beurtheilung eines Werkes, in welchem es auf ästhetische Wirkung ankommt, zur biblischen Exegese seine Zuflucht nehmen konnte, um jene Auffassungsweise anzugreifen oder zu rechtfertigen.

Als Miß Clara hier zum erstenmal öffentlich gesungen hatte, schien man sich in ihre Art und Weise noch nicht recht finden zu können; zwar der Klang ihrer Stimme wurde allgemein bewundert, aber man sprach von Mangel an Leben oder wohl gar von Kälte. Vielleicht war einige Befangenheit des ersten Auftretens daran Schuld, vielleicht auch trug zu diesem Eindruck der Umstand bei, daß die Sängerin kein Notenblatt in der Hand hielt und die Arme unbeweglich am Körper herabhängen ließ, während sie sich später zu der bei uns gewohnten Haltung bequemte; der Hauptgrund zu jenem anfänglichen Urtheil lag aber wohl einerseits darin, daß die ruhige Abgeschlossenheit des Idealschönen nicht gleich so allgemein hinreißt, wie das Markirte und leidenschaftlich Bewegte, welches zur Bewunderung herausfordert, wenn jenes sich gleichgültig gegen den Eindruck verhält und, nach innen gekehrt, nur auf und in sich ruht: so wie andererseits darin, daß der Deutsche sich mit dem britischen Volkscharakter immer noch sehr wenig vertraut gemacht. „Der Engländer ist empfindsamer, als Ihr glaubt," sagt der fein beobachtende Mundt in seinen Spaziergängen und Weltfahrten; „er hat einen geheimen Ueberfluß an Herz, an Zartheit; nach außen ist er ein wunderliches Mimosenkraut, nach innen, in seine Herzen, seine Häuser und seine Familien hinein, verbirgt er seine wahre Blüthe und lebt da ein seltenes Liebeleben." Und auch an Clara Novello, der seelenvollen Sängerin, wurde man bald inne, „wie diese scheinbare Krystallisation und Versteinerung des englischen Wesens doch eigentlich nur um den herrlichsten Kern sich herumlegt, gleichsam ihn schützend und behütend gegen das fremde rauhe Außenleben." Schon in dem zweiten Concert wendete sich die Ansicht des Publicums zusehens um, der Beifall wurde immer rauschender, und wollte nicht enden, als man die Nationallieder mit solcher rührenden Innigkeit und Begeisterung vortragen hörte. Seitdem steigerte sich der Andrang zu Miß Clara's Concerten in schneller Progression, und das Publikum hat sich mit ihrer nationalen Eigenthümlichkeit vollkommen befreundet.

Höchst bewundernswürdig ist es auch, mit welchem richtigen Gefühl Miß Novello den Charakter eines jeden Musikstücks aufzufassen und wiederzugeben weiß. Händel, Mozart und Bellini klingen in ihrem Munde gleich schön, und man vergißt die Leere und Geistlosigkeit der neueren italienischen Musik über den herrlichen Klang der Stimme, die, alles irdischen Stoffes entäußert, eine leichte Psyche, im reinen Aether sich zu wiegen scheint. Der bloße Ton ist hier Poesie, und für eine solche Stimme würde auch Gluck sich die Einflechtung einiger Passagen und Cadenzen gern verziehen haben, trotz seiner Antipathie gegen dergleichen Schmuck, die sich bei ihm, unter dem Kampfe gegen eine seichte Oberflächlichkeit in der Musik, bis aufs äußerste steigerte, so daß er, um nur ja dem Ohre nicht zu schmeicheln und blos das Herz zu rühren, oft zu herb und streng wurde. Gewiß ist die Ansicht von der Tonkunst, die sich ihrer nur bedienen will, um die Poesie zu heben, nicht erschöpfend, ja sogar irrig; hätte Gluck, als er dies schrieb, Mozart's und Beethoven's Symphonien schon gekannt, er würde vielleicht anders geurtheilt haben. Wer fühlte nicht allen Zauber der Poesie bei diesen Tonschöpfungen, ohne der untergelegten Worte zu bedürfen? Und bewegen nicht in den Arien der Donna Anna und Constanze, wo der Componist die Worte fallen läßt und in bloßen Tönen schwelgt, diese werthlosen Solfeggien, von einer schönen Stimme gesungen, bewegen und rühren sie nicht auch das Herz? Doch Gluck selbst ist seinem Grundsatz sogar in seinen späteren Werken nicht unbedingt gefolgt, denn seinen Orpheus läßt er eine sehr passagenreiche Arie singen. Ein Land, das die Natur mit Nachtigallenstimmen gesegnet hat, will sich ihrer auch erfreuen, und so ist es ganz natürlich, daß die Tondichter Italiens mit Gesangscoloraturen etwas verschwenderisch sind. Sie haben leichtere Arbeit, weil ihre Sänger durch die Macht des Tones ersetzen, was den Compositionen an innerer Poesie gebricht. Aus diesem Lande der Musik glaubt man auch Clara Novello entsprossen, wenn sie mit ihrer goldreinen Stimme selbst einer Paccini'schen Arie geistige Verklärung einhaucht oder in den Piris'schen Variationen auf den Schweizerbua ihre krystallklaren Lerchenwirbel zum Himmel ansteigen läßt. Treffend ist sie in diesen Blättern mit der ersten Frühlingssängerin des Feldes verglichen worden, oder wollte man in ihr eine Aehnlichkeit mit der Nachtigall finden, so könnte es nur mit jener paradiesischen sein, deren Brust noch keinen Schmerz empfunden, noch zur Klage nicht gestimmt war. Darum wirkt ihre Stimme so erhebend, so läuternd auf das Gemüth, darum ist der edle Styl ihr eigentliches Element, darum steht sie in den Händel'schen Arien und in den Volksliedern auf dem Gipfel ihrer Kunst. Solch' ein Geist, wie Felix Mendelssohn's, mußte sich von dieser einfachen Schönheit des Gesanges, von dieser hohen Ruhe, die Alles mäßigt und sanft begränzt, innig angezogen fühlen. In diesem Sinne sagt eines der Gedichte, die der liebenswürdigen Britin hier gewidmet worden, recht artig:

> The raptures felt at Felix' sacred strain
> Proud Albion would requite with nothing less
> Than with Novello's song and loveliness.

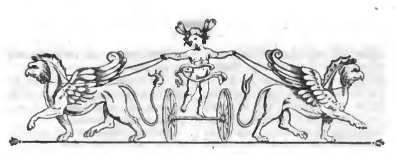
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Pölitz.]

Hofrath Pölitz (geb. 1772, gest. im Februar 1838) hinterließ eine Bibliothek von 30,000 Bdn., auf welche die leipziger Universitätsbibliothek sich Hoffnung machte, die jedoch der Rathsbibliothek testamentarisch anheimfällt. Nach der Zahl der Bände könnte man sie für bedeutender halten, als sie ist, wenn man erwägt, daß der Verstorbene alle historischen und wissenschaftlichen Schriften neuerer Zeit nur in Uebersetzungen besaß; er hatte wenig Sprachkenntnisse, oder las ungern Werke in fremder Zunge.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 48. — den 8. März 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortsetzung.)

Während dieses Wortstromes war Don Antonio aufgestanden und stellte sich vor Pedro Badillo mit den Worten hin: „Das Wesen, für das Deine Frau als Bürge dient, ist von allen Kutscheen am Puerta-dei-Sol hofirt worden; sag' das ihrem Beschützer in meinem Namen."

Jedermann fing an zu lachen. Don Antonio ging mit einer gemein spöttischen Miene fort, und Pedro Badillo rief mit Unwillen: „Lüge, meine Herrschaften, lauter Lüge! das ist die böse Zunge der Menschen! Don Antonio hatte zuerst die Bettlerin hergebracht, und zwar trotz ihres Widerstrebens, wozu sie guten Grund hatte; denn er ist plump, ein Raufer, häßlich obendrein, wie Jeder sehen kann, und arm wie eine Kirchenratte. Ich weiß es, ich, der ich es Euch sage. Das junge Mädchen ist tugendhaft, dafür stehe ich ein, und valga me Dios! ich werde es dem Don Antonio ins Gesicht sagen und ihn bitten, seinen Fuß nicht mehr über diese Schwelle zu setzen."

„Na! na!" sagte der Mejo, aus dem Haufen tretend, hinter dem er verborgen gestanden. „Ereifert Euch nicht so sehr. Ich könnte Euch auch etwas vorsingen von der Taube, die Ihr im Käfig zu halten übernommen habt. Ich habe sie drei Monate hindurch in meinem Zimmer auf dem Markte Santa Barbara aufbewahrt, darauf habe ich sie einem Freunde von mir, einem Musikanten, überlassen."

Mit diesen Worten ging er fort, und der verwirrte und bestürzte Pedro Badillo stand da als Zielscheibe der schlechten Späße aller der Müßiggänger, die seinen Kaffeesaal besuchten.

3.

Früh am folgenden Tage fand sich schon Don Manuel bei dem Grafen von Montepino ein. Seine Herrlichkeit war in einigen Geschäften begriffen, und ließ seinen künftigen Schwiegersohn bitten, in einer an den Salon stoßenden Galerie seiner zu harren.

Viele Bilder schmückten die Wände derselben, und die meisten stellten Scenen aus dem alten und dem neuen Testamente dar. Die Märtyrgeschichte hatte auch die schwermüthige und finstere Phantasie der spanischen Maler mit mehrern Gegenständen versehen, und alle die Bestrafungen, welche der Fanatismus der Heiden für Christi Anbeter erfand, waren in diesen bewunderungswerthen Erschaffungen vorgestellt.

Don Manuel durchlief die Galerie mit einem zerstreuten Blick. Diese Heiligen, diese Madonnen riefen ihn von weitem das Urbild der Schönheit, das ihm den Tag vorher begegnet war, ins Gedächtniß, aber nirgends fand er es hier so vollkommen und so ergreifend; die jungfräulichen Köpfe, um die ein Heiligenschein glänzte, waren nicht so göttlich, wie Lazarilla's Kopf.

Erstaunt, verwirrt, sich ohne Unterlaß dieser Erinnerung und dieser Vergleichung gegenüber zu befinden, bemühte sich Don Manuel, die Gedanken auf Donna Luisa zu richten; er versuchte, die Empfindungen wieder hervorzurufen, die den Tag vorher bei dem Gedanken an diese erste Zusammenkunft ihn so sehr erregt hatten; er wollte das Phantasiebild wieder erhaschen, das er unter den Bäumen des Prado sich erschaffen hatte; allein sein ungetreues Gedächtniß gab ihm nur Lazarilla's süße und kindliche Züge zurück. Er ließ sich einem Bilde von Murillo gegenüber nieder. Es war die Jungfrau der Schmerzen; ihre schwarzen Augen erhoben sich gen Himmel; man empfand, daß ihre Augenlider Thränen bedeckten, und ihr halboffener Mund schien einen Seufzer heiliger Entsagung auszuathmen.

„O, wie ähnlich sieht ihr dies heilige Bild!“ seufzte Don Manuel, in ein süßes Hinschauen versinkend.

„Ich bin zum Befehl Eurer Herrlichkeit,“ sagte der Graf von Montepino eintretend.

Don Manuel sprang schnell auf; er erröthete, als hätte der Graf die Gedanken, die seine Seele erfüllten, errathen können, und eilte zu erwiedern: „Wenn Eure Herrlichkeit bereit sind, können wir ja sogleich hinfahren.“

„Mein lieber Manuel,“ sagte der Graf, den ernsten und ceremoniellen Ton, den er bisher gegen seinen künftigen Schwiegersohn beobachtet hatte, verlassend, „auf der Stelle, weil Ihr so begierig seid, Donna Luisa zu sehen. Sie ist von unserm Besuche unterrichtet, und nach all' dem Guten, das ich ihr von Euch gesagt habe, ist sie völlig zu Euren Gunsten gestimmt. Donna Luisa ist keine Schönheit, aber in ihrem Charakter und in ihren Manieren sind Herzensgüte und Liebenswürdigkeit vorherrschend. Ich gebe Ihnen einen wahren Schatz.“

Der gute Vater hielt sehr bewegt inne. Don Manuel fühlte eine Rinde von Eis sich um seine Seele drängen. Er fand keine Worte, und vermochte nur, sich zum Zeichen der Beistimmung und des Dankes zu verbeugen. „Sie ist keine Schönheit,“ dachte er, „ach, mein Gott! sie ist vielleicht gar häßlich.“ Seit dem vorigen Tage war ihm die Schönheit wichtig geworden.

Während des Fahrens wurde nur von der Aussteuer gesprochen. Der Graf von Montepino legte auf diesen Gegenstand ein großes Gewicht. Er legte ihm seinen Vermögenszustand vor, und zeigte diesen so klar, so anwendbar und mit solcher Ordnung eingerichtet, daß kein Sachwalter die kleinste Einwendung dagegen machen konnte. Don Manuel erschrak beinahe davor. Alle diese großen Vortheile, ihm so nahe vor die Augen gelegt, kamen ihm als eine Art von Ausgleichung vor.

Sie langten an. Don Manuel zitterte, während er die Treppe hinaufstieg, und die sehr sichtbare Gemüthsstimmung, die er zu bezwingen strebte, schien den alten Grafen völlig zu befriedigen.

Es war Niemand im Sprachzimmer. Während Donna Luisa von ihrer Ankunft unterrichtet wurde, vollendete der Graf noch eine Erörterung über einige Salzgruben, die er im Königreiche Valencia besaß, und welche er nicht ungeneigt schien, seinem Schwiegersohne als Eigenthum zu überlassen. Diesmal aber hörte Don Manuel nicht, was er sprach. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf das ungeheure große Gitter, das das Sprachzimmer theilte, gerichtet. Hinter dem schwarzen Vorhange, der sich seinen Blicken entgegenstellte, hatte er Schritte und ein Murmeln von Stimmen vernommen.

Der Vorhang öffnete sich. Zwei Nonnen und eine Duenna bildeten die erste Linie; drei gelbe, gerunzelte, gräßliche Medusenköpfe; man hätte glauben sollen, daß es mit Fleiß so angeordnet war; hinter diesen hielt sich Donna Luisa. Don Manuel warf einen Blick hin, wandte aber die Augen schnell wieder ab, und der Graf von Montepino sagte mit ernster Würde:

„Meine Tochter! ich stelle Euch Don Manuel de Villa Viciosa, Garde-Hauptmann Sr. Majestät, vor.“

Donna Luisa begrüßte ihn ganz leise und setzte sich neben das Gitter, die Nonnen und die Duenna nahmen einige Schritte hinter ihr Platz.

Jetzt begann das verlegenste, leerste und ceremoniellste Gespräch von der Welt. Der Graf von Montepino legte dabei einen völlig guten Willen, Donna Luisa eine große Schüchternheit, und Don Manuel einen verzweifelten Muth an den Tag. Der Anblick von Donna Luisa hatte ihn gleich anfangs vernichtet, und als der erste Augenblick vorüber war, betrug er sich als ein Mann, der auf seinem Entschlusse beharren will.

Man stelle sich eine kleine, so schmächtige, so zarte Frauengestalt vor, daß sie in den großen Falten ihres Kleides von schwarzem Atlas mit großen Blumenranken sich zu verlieren schien. Eine Reihe von Perlen umgab ihren Hals, die von hinten in Haarbüscheln, deren helle Farbe nicht wenig ins Röthliche spielte, hinaufgeflochten war. Ihre Züge waren, ohne entstellt zu sein, doch ohne Harmonie, und bildeten ein bizarres, nicht günstiges Ganze. So war Donna Luisa. Don Manuel wagte nur einmal, sie anzusehen, und sie mit dem bezaubernden Gesichte vergleichend, dessen Erinnerung ihn

so hartnäckig erfüllte, empfand er einen durchaus ungerechten Anflug von Widerwillen und Zorn.

Donna Luisa sprach wenig; ihre Stimme war sanft, ihre Ausdruck gewählt, und vielleicht verbargen sich unter dieser ungünstigen Hülle ein scharfer und gebildeter Geist, eine großmüthige und edle Seele; allein Don Manuel ließ es sich nicht angelegen sein, diese zu errathen.

Nach Verlauf von einer Stunde stand der Graf von Montepino auf. Es war in der Ordnung, daß Don Manuel sich die Erlaubniß erbat, wiederkommen zu dürfen; sein künftiger Schwiegervater mußte ihn indessen daran erinnern. Donna Luisa willigte durch eine einfache Verbeugung ein, aber eine geheime Freude durchdrang das Lächeln, womit sie ihrem Vater begegnete, und ihre kleinen grauen Augen richteten schüchtern auf Don Manuel einen Blick, den der seinige glücklicher Weise nicht auffaßte.

Vom Kloster zurückkehrend, glaubte der Graf von Montepino sich verpflichtet, die Herzählung der guten Eigenschaften seiner Tochter, und eine neue Uebersicht der Aussteuer, die er noch prachtvoller berechnete, wieder zu beginnen. Diesmal war das Ausgleichungssystem handgreiflich.

Don Manuel war ein Spanier von echtem Blute. Hatte er einmal sein Wort gegeben, so dachte er nicht einmal daran, einen Ausweg zu suchen, um es zurückzunehmen, und er fügte sich. Einen Monat hindurch besuchte er regelmäßig zwei Mal in der Woche das Kloster der Benedictinerinnen. Der Graf von Montepino begleitete ihn nicht immer, und oft befand sich die Duenna allein als dritte Person in seinen Unterredungen mit Donna Luisa.

Don Manuel konnte nicht umhin, zu gestehen, daß seine künftige Gattin viel Geist, eine große Sanftheit des Gemüths und edle anmuthige Manieren besäße. Dennoch fühlte er sich höchst unglücklich. Seine Abneigung gegen diese Verbindung wurde noch durch seine Bemühungen, sie zu überwinden, vermehrt. Keine Art von Stolz, keine Rücksicht auf Glücksumstände würde ihn zu einem solchen Opfer bestimmt haben; allein er hielt seine Ehre für verpflichtet, und sollte es ihm auch das ganze Glück seines Lebens kosten, er war entschlossen, Donna Luisa zu heirathen. — Die Zeit seiner Hochzeit war noch nicht bestimmt. Jedermann aber sah sie als sehr nahe an, und Don Manuel erhielt alltäglich Glückwünsche. Er würde gewiß zuletzt dahin gekommen sein, das Glück zu würdigen, mit einer liebenswürdigen Frau von hohem Stande, die keinen andern Fehler, als einen völligen Mangel an Schönheit besaß, verbunden zu sein, wenn nicht das Andenken an das bezaubernde Gesicht, mit dem er sie gegen seinen Willen vergleichen mußte, ihn davon abgehalten hätte. Er hatte darauf gerechnet, daß die Zeit diesen schnellen und tiefen Eindruck verwischen würde, allein obgleich er Lazarilla nicht wiedergesehen, fühlte er doch im Innersten seines Herzens, daß sie nicht vergessen war, und daß ihr Bild sich unablässig zwischen ihn und Donna Luisa stellte.

Eines Tages, als Don Manuel allein nach dem Kloster der Benedictinerinnen gegangen war, kam es ihm vor, als empfinge ihn Donna Luisa mit einer traurigen und weit ernsteren Miene als gewöhnlich. Nach dem Verlaufe einiger Augenblicke gab sie der Duenna einen Wink, sich zu entfernen. Sie waren nun allein, zwar durch das Gitter getrennt, allein einander so nahe, daß sie sich leise unterreden konnten, ohne von den zwei Nonnen gehört zu werden, die am andern Ende des Sprachzimmers sich aufhielten.

„Don Manuel!“ sagte die junge Gräfin mit zitternder Stimme, allein mit einer gewissen Entschlossenheit, „ich habe eine Gunst von Euch zu erbitten, und wage zu glauben, daß Ihr mir dieselbe nicht verweigern werdet, denn unser beiderseitiges Glück hängt davon ab.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Bschl.)

[Miß Clara Novello.]

Nächst den Arien von Händel, unter denen besonders die From mighty kings von rührender Wirkung ist, und den grandiosen englischen Nationalgesängen Rule Britannia und God save the queen, zeigte Miß Novello ihren erhabenen Sinn vorzüglich auch in dem meisterhaften Vortrage des großen Duetts der Donna Anna mit Octavio, das zwar mit gluthvollerer Leidenschaft, aber nicht mit vollendeterer Schönheit gesungen werden kann. Von feinem Geschmacke zeugte eine bebende Coloratur auf den Worten color di morte, das Zusammenschauern vor der Todesblässe trefflich malend, und eine in die Höhe gehende, die Aufforderung zum Schwure steigernde Cadenz auf der Fermate giura! Andere Verzierungen brachte die Sängerin in diesem hochtragischen Musikstücke nicht an, indem sie auch hierin einen seltenen Takt bewies. Ein Duett aus Norma, gegen jenes Mozart'sche gehalten freilich ein trauriges Machwerk, verfehlte dessenungeachtet, in so schöner Ausführung, da die Stimmen der Novello und der Faßmann vortrefflich zusammen harmonirten, seine Wirkung auf die Zuhörer nicht; beide Sängerinnen waren oft kaum von einander zu unterscheiden, nur daß der Ton der Novello etwas weicher, runder und elastischer klang. Wer konnte endlich die britischen und irländischen Volkslieder hö-

ren und dieser Sängerin Innigkeit der Empfindung absprechen? Gestanden doch selbst Solche, die gegen die Eindrücke der Musik fast gleichgültig gewesen, es sei ihnen urplötzlich eine neue Welt aufgegangen. Ein frischer, lieblicher, keuscher Duft, kein sinnberauschender, entströmt diesen Tönen, wie den halbgeöffneten Kelchen der Erstlingsblumen des jungen Jahres, die noch kein üppiger Gluthhauch des Sommers angeweht. So fließt „ewig klar und spiegelrein und eben, im Olymp den Seligen das Leben."

Es liegt ein eigener Zauber darin, denselben Stammcharakter, den man an sich selbst fühlt, in einer anderen Modification sich gegenüber zu sehen. So viel Verwandtes und doch so anders. Die gleichen Grundstoffe, haben sie einander erst gefunden, ziehen sich um so mächtiger an, je mehr ihre verschiedenen Hüllen ihrer Vereinigung Schranken entgegensetzen. Eine solche Schranke ist zwischen dem Engländer und Deutschen nicht nur die Sprache, sondern auch das ganze Naturell. Aber der germanische Kern liegt in Beiden, und in ihren Dichtungen haben sie sich zuerst den Bruderkuß gegeben. Der Deutsche hat sich dem Briten eher genähert, weil er überhaupt anschließenderer Natur ist; aber auch der Brite ist nicht zurückgeblieben. Walter Scott war es, der die Engländer gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit deutscher Poesie bekannt machte, nachdem ihnen Händel schon früher deutsche Musik gebracht hatte. Seitdem ist ein regerer, geistiger Verkehr zwischen beiden Nationen eingetreten; unsere Tondichter werden in England so verehrt wie bei uns selbst, und die Meisterwerke unserer Poeten sind in die verwandte Sprache übertragen, ohne in diesem anderen Kleide ein wesentlich verändertes Ansehen erhalten zu haben. Nun kommt auch eine britische Sängerin zu uns herüber und läßt uns nicht nur ihre englischen Volkslieder in ihrer Sprache hören; nein, um die Artigkeit der Schröder-Devrient zu erwiedern, überwindet eine Engländerin den angeborenen Nationalstolz und begrüßt Preußens König mit dem „Heil Friedrich Wilhelm, Dir!" Der Enthusiasmus, den dies unter der im Opernhause versammelten Menge erregte, war groß. Mit demselben Gesange beschloß Miß Novello auch ihr letztes Concert sehr wirkungsvoll und nachhaltig. Und wie schön und rein sprach sie das Deutsche aus, in diesem Liede sowohl wie in den Variationen auf den Schweizerbub. Obgleich sie erst so kurze Zeit in Deutschland verweilt, war doch nicht der geringste fremdartige Laut zu hören.

Neunmal hat Clara Novello in Berlin öffentlich gesungen, viermal im Opernhause, zweimal in eigenen und dreimal in anderen Concerten, in dem der Gebrüder Ganz, in dem von Carl Eckert zur Nachfeier des Freiwilligenfestes veranstalteten und neulich in einem Dilettanten-Concert zum Besten der Armen. Außerdem ist sie aber auch sehr bereitwillig gewesen, Privatgesellschaften mit ihrem Gesange zu erfreuen, und besonderes Interesse soll es gewährt haben, in einem musikalischen Zirkel drei andere ausgezeichnete Sängerinnen unserer Stadt mit ihr wetteifern zu hören, wobei nach Einigen Miß Novello den Sieg davon getragen, nach Anderen der Preis wenigstens unentschieden geblieben wäre. Unter den öffentlichen Concerten war das der Gebrüder Ganz vorzüglich glänzend. Spontini, der das große Talent der bewunderten Ausländerin sehr anerkannt, und namentlich die Art, wie sie die Händel'sche Arie: From mighty, mighty kings vorträgt, für unübertrefflich erklärt haben soll, hatte die Leitung dieses Concerts übernommen und führte in demselben seinen Festmarsch und die Ouvertüre zu „Agnes von Hohenstaufen" aus, zwei seiner prächtigsten Compositionen. Interessant war ferner unter den Musikstücken, die dies Concert uns brachte, ein Trio für zwei Violoncellos und Contrebaß von Corelli, jenem alten Meister, dessen Charakter, aus tiefem Ernst und wunderlichem Humor gemischt, für weiland Kreisler-Hoffmann so viel Anziehendes hatte. Die beiden Concertgeber spielten in gewohnter Weise, der Violoncellist besonders durch pikanten Vortrag, der Violinist durch sangreichen Ton in den Adagios ausgezeichnet.

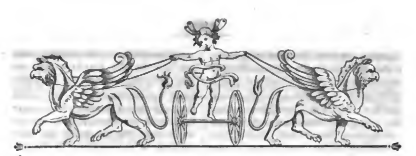
Wie verlautet, dürften wir binnen kurzem noch einmal das Vergnügen haben, Miß Novello in unseren Mauern zu sehen und zu hören, wenn die russische Kaiserfamilie zum Besuche hier sein wird. Unterdessen, heißt es, geht die Sängerin nach Wien und München, und später nach Italien, um sich dort im Bravourgesange noch mehr auszubilden. Zu wünschen ist nur, daß sie dabei nichts von ihrer vollendet schönen Methode einbüßen und nichts von den extravaganten italienischen Manieren annehmen möge. Unverkennbar vorherrschend ist bei ihr die Anlage für den edlen Styl in der Musik, und wenn ihre Stimme noch an Kraft, ihr Vortrag an dramatischem Ausdrucke gewinnt, so würde man lieber eine größere Virtuosität in Passagen, Trillern und sonstigen Coloraturen missen, als durch Aneignung dieser Fertigkeit am Ende jene Idealität der Kunstform getrübt sehen. Doch eine so schöne Natur bürgt wohl für sich selbst und geht rein und unverfälscht aus jeder Schule hervor. R. W.

Notiz.

[Dr. Kugler's Museum.]

Wir beschuldigten dies in Berlin erscheinende Kunstblatt des Nachdrucks und der Geheimhaltung der Quelle. Es war in Bezug unseres Artikels von Ludolph Wienbarg „über Kunstausstellungen im Allgemeinen." Wir nehmen diese Anklage als ungerecht zurück. Der Stand der Sache ist dieser. Vor der Mittheilung des Artikels in unsrer Zeitung brachten hamburger Kunstblätter bereits Reflexionen über die dortige Ausstellung, welche von Wienbarg herrühren, ohne Namensnenung des Verfassers. Im Novbr. gab Herr Kugler seinen Artikel mit Hinweis auf die hamburger Quelle, nachdem Wienbarg's Artikel bereits von uns mitgetheilt war. Hr. Kugler erklärt uns, daß er die Zeitung für die elegante Welt, aus welcher er den Namen des Verfassers kennen lernen konnte, nicht gelesen, sonst aber zur Unterdrückung oder Verschweigung des Namens Wienbarg keinen vernünftigen Grund hatte. Unsere Anschuldigung ist mithin völlig ungerecht, das Museum ist unschuldig, denn die Redaction dieses Blattes liest nicht, was die Zeitung für die elegante Welt von Wienbarg zu berichten das Glück hatte. Wienbarg's glänzender Name konnte also in den Hallen dieses Tempels auf keine Weise seine Stätte finden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 49. — den 9. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortsetzung.)

Es durchfuhr Don Manuel wie ein Grauen; er schlug die Augen nieder und verbeugte sich, ohne ein Wort hervorstammeln zu können. Das Wort, unser Glück, hatte ihn schmerzlich ergriffen.

„Als Ihr mich mit Eurer Wahl beehrtet," fuhr Donna Luisa mit ernster Würde fort, „erbat ich mir einen Monat, um diesen Antrag, der mir schmeichelte, auf den ich aber nicht vorbereitet war, zu erwägen. Dieser Bedingung ungeachtet glaubte mein Vater auf meine Einwilligung hoffen zukönnen. Er hat sich getäuscht."

Diese letzten, mit tiefer Empfindung ausgesprochenen Worte hatten Don Manuel einen Ausruf der Ueberraschung und der Freude entrissen. Er sah Donna Luisa an, als zweifelte er noch, ob er sie recht verstanden. Sie versetzte mit ruhiger Stimme: „Ich bin entschlossen, dies Haus, wo die ersten Jahre meines Lebens so sanft verflossen sind, nicht zu verlassen. Es kommt mir zu, meinen Vater mit diesem Entschlusse bekannt zu machen; und meine Bitte an Euch, Don Manuel, besteht darin, daß Ihr Euch nicht für verpflichtet halten möget, gar zu großes Mißfallen ob dieses Bruches zu äußern. Der Verdruß meines Vaters würde dadurch nur vermehrt werden. Darf ich darauf hoffen, daß er Euch eben so gleichgültig, wie ich es wünsche, dabei finden werde?"

Don Manuel versprach, noch ganz bestürzt, aber von ganzem Herzen, einen völligen Gleichmuth. Es wurde verabredet, daß Donna Luisa noch denselben Tag dem Vater ihren Entschluß schreiben und ihm zu gleicher Zeit melden sollte, daß sie Don Manuel schon davon unterrichtet habe. Dann rief sie schnell ihre Duenna und erhob sich mit den Worten: „Don Manuel! ich hoffe, daß die zwischen Euch und meinem Vater obwaltenden Verhältnisse unverändert bleiben werden. Ich schmeichle mir nicht minder, einen Freund erworben zu haben. Später, wenn Ihr einst verheirathet seid, werdet Ihr wohl zuweilen die arme Klausnerin besuchen. Wenn ich Euch dann glücklich im Genusse aller der Freuden, die man hienieden kosten kann, wiedersehe, werde ich wenigstens zu mir selbst sagen können: Ich habe, sofern es in meinem Vermögen stand, zu seinem Glücke beigetragen — und jetzt: Lebt wohl, Don Manuel!"

Er empfand eine solche Dankbarkeit, er liebte in diesem Augenblicke Donna Luisa so sehr, daß er beinahe mit Leidenschaft schwor, ihr ergebenster Freund, ihr Freund bis in den Tod zu bleiben.

Sie streckte die Hand aus, ihre Finger berührten sich durch das Gitter, dann machte sie eine tiefe Verbeugung und zog sich zurück. Don Manuel bemerkte mit Verwunderung, daß ihr Thränen in den Augen standen.

Er verließ das Kloster der Benedictinerinnen, das Herz mit Freude und Hoffnung erfüllt, wie ein armer Gefangener, der aus einem Gefängnisse befreit wird, wo er gedacht hatte, den Rest seines Lebens hinzuschleppen. Ohne sich um das, was ihn erwartete, Sorge zu machen, schwelgte er im Gefühl seiner Freiheit, und ge-

dachte Lazarilla's mit Entzücken. Don Manuel war ein wackerer junger Mann, es war ihm noch gar nicht eingefallen, dies Kind zu gewinnen, allein sein Herz klopfte heftig bei dem Gedanken, sie wiederzusehen, und ohne daß ein Mensch Recht hatte, ihm wegen einer so zärtlichen Theilnahme Rechenschaft abzufordern, ihr Gutes zu erzeigen.

4.

An demselben Tage, als die Spazierstunde herangerückt war, begab Don Manuel sich nach dem Prado. Pedro Badillo stand unter dem Thore seines Kaffeehauses. „Willkommen, Ew. Herrlichkeit!" rief er, Don Manuel entgegen schreitend. „Ich hätte mich schon zu Euch begeben sollen, und wenn ich nur Euren Namen und Eure Wohnung gewußt, hätte ich mir eine Ehre daraus gemacht."

„Ich habe es freilich ein wenig aufgeschoben," fiel ihm Don Manuel in die Rede, „mich nach dem Kinde zu erkundigen. Habt Ihr recht Sorge um sie getragen, Pedro Badillo?"

Der Kaffeewirth kreuzte die Arme, schüttelte den Kopf mit einem Ausdrucke des Unwillens und sagte: „Ach, Herr! auf welchen undankbaren Boden sind Eure Wohlthaten gefallen! Die kleine Lazarilla ist eine Bübin. An einem schönen Morgen ist sie entschlüpft, und ich weiß auf Treu und Glauben nicht, was aus ihr geworden ist."

Bei dieser unerwarteten Antwort schien anfangs Don Manuel höchst erstaunt; dann brachten Unwille, Zorn, eine Art Eifersucht, die er früher nie gekannt, sein Blut in Wallung.

„Sie ist nicht mehr da!" rief er, „irgend ein Schurke hat sie vielleicht entführt!"

„Ich habe vielen Grund, zu glauben, daß sie allein fortgegangen ist. Keine lebendige Seele hat sie gesprochen, so lange sie in meinem Hause gewesen ist. Gott ist mein Zeuge, daß ich sie wie meine eigene Tochter behandelte. Es war am Sonntage vierzehn Tage, als Teresa zu ihr hinaufstieg, um sie zur Messe abzuholen. Allein das Zimmer war leer."

„Habt Ihr nicht nach ihr gesucht?" unterbrach ihn Don Manuel.

„Nein, Herr! allein ich vermuthe, daß sie sich in derselben Nachbarschaft wie ehemals, in der Alcala-Straße beim Puerta-del-Sol aufhält, und Gott mag wissen, auf welchen Wegen."

Jetzt erzählte ihm Pedro Badillo, was der Mejo und Don Antonio Colosia y Campillos gesagt hatten. „Ja, ja! traue wer will diesen heuchlerischen Mienen; diesen niedergeschlagenen Augen!" rief er, als wollte er einen Folgeschluß daraus ziehen; „das kleine Mädchen, das ich für eine Heilige hielt, hat ganz den Anschein einer Dirne, die der Barmherzigkeit christlicher Seelen unwürdig ist."

„Das ist möglich!" erwiederte Don Manuel im Fortgehen. Er durchstreifte die Alcala-Straße von einem Ende zum andern, dann kehrte er nach dem Prado zurück und suchte in den Alleen. Viele Bettler streckten die Hand gegen ihn aus; andere trotz ihrer Mantillen von Spitzen und ihrer goldenen Ketten noch elendere Geschöpfe warfen ihm zärtliche Blicke zu, allein unter den allen erkannte er nicht Lazarilla.

Endlich, als er an dem Alcala-Thore vorüberging, sprach eine Stimme hinter ihm: „Sennor, por Dios!"

Er wandte sich schnell um, und Lazarilla machte, verwirrt und bestürzt, Miene zu entfliehen.

„Was machst Du hier?" fragte er, sie am Arme zurückhaltend, mit einem Gemisch von Eifersucht und Verächtlichkeit.

Sie sah ihn verwundert an und erwiederte: „Ich bitte um Brot, Herr! ich bin ein armes Mädchen." Dann fing sie an zu weinen, denn sie fühlte den Gewissensvorwurf, so undankbar gegen Don Manuel, der ihr so viel Güte erzeigt, gewesen zu sein.

„Komm mit mir!" sagte er sanfter. —

Sie folgte ihm ohne Widerstreben, und sie ließen sich in einer einsamen Allee nieder. Don Manuel lüftete die Mantille der Bettlerin, und betrachtete einen Augenblick bei den glänzenden Strahlen des Mondes das offene und reizende Gesicht, dessen Schönheit ihn bezauberte. Sie zitterte vor diesem Blicke.

„Lazarilla!" sagte er, mit Mühe nach einem ruhigen Tone suchend, „warum hast Du Pedro Badillo's Haus verlassen? Hat man Dich nicht so wie ich es befohlen behandelt?"

„Doch, doch! O, mein Gott! Nichts hat mir da gefehlt, Herr!"

„Warum bist Du heimlich fortgegangen?"

Sie gab keine Antwort.

„Man sagt, um ein verwerfliches Leben zu führen," versetzte Don Manuel.

Lazarilla faltete die Hände; wahrscheinlich begriff sie die bittere Verachtung, welche diese Worte begleitete,

denn sie sagte mit zitternder Stimme: „Ich bin ein ehrbares Mädchen, Herr!“

Warum hast Du die Freistätte verlassen, die ich Dir gegeben? Warum bist Du hier?“ rief Don Manuel. „Sag' es mir, Lazarilla, sag' es mir gleich, und um Deiner Seele willen verbirg mir nichts! Denn Du siehst, daß ich Dir gut bin. Fürchte nichts! Nun, mein Kind! bekenne mir alles.“

„Ach, Herr! was wollt Ihr, daß ich Euch sage? Die Sünde, die ich auf dem Gewissen habe, ist nicht groß. Mein einziger Kummer ist, daß ich gegen Euch und gegen Herrn Badillo, den ich aus ganzer Seele verehre, undankbar gewesen bin. Allein ich wäre in dem Hause gestorben. Ach, welch ein Leben! Stets eingesperrt mit der Arbeit in der Hand da zu sitzen! Ich mochte nicht länger weinen und in die Straße hinaussehen. Eines Tages ging ich von hinnen. Das ist das Ganze.“

„Und was hast Du seitdem gethan?“

„Ich habe am Thore San Francisco um Almosen gebeten, und des Abends bin ich hierher gekommen!“

„Fürchtest Du denn gar nicht, diesem Don Antonio zu begegnen, der Dich jenen Abend mißhandelte?“

„Er ist mir mehr als einmal nachgefolgt; aber ich blieb in den Alleen, die voller Leute sind, und er hat mich nicht angeredet.“

„Es gibt auch einen andern Mann, der Dir nachfolgt und Dich gut kennt; er sagt, daß Du drei Monate hindurch bei ihm wohntest.“

„Er sagt dann eine unverschämte Lüge!“ fiel die Bettlerin heftig ein. „Heilige Jungfrau, schütze Du mich gegen diese bösen Menschen!“

Sie küßte das Skapulier, das ihr um den Hals hing, dann sagte sie mit Unruhe sich erhebend: „Eure Herrlichkeit wird mich entschuldigen, allein ich muß fort; die Alleen werden immer öder.“

Ich will Dich begleiten,“ sagte Don Manuel aufstehend, „nimm meinen Arm.“

Sie wich bestürzt zurück.

„Nimm meinen Arm,“ fuhr er fort. „Fürchtest Du Dich vor mir?“

„Ach nein, nein, Herr!“ rief sie. „Ihr wollt mir nichts Böses anthun, Ihr werdet nicht ein armes Mädchen beschimpfen. Ich werde neben Euch gehen.“

Er zwang sie, sich auf seinen Arm zu lehnen, und ließ sich von ihr führen. Nach einem halbstündigen Gange kamen sie in die Nachbarschaft des Lebada-Platzes.

„Herr!“ sagte die Bettlerin, mitten in einer engen, finstern, schmuzigen Straße, die aus einer traurigen Ironie den Namen la Colle de los Hidalgos trägt, stille stehend: „Wir sind da. Möge Euch Gott Eure Barmherzigkeit vergelten. Ich werde alle Tage einen Rosenkranz für Euer Heil beten.“

Mit diesen Worten verschwand sie in einen finstern Gang. Don Manuel eilte ihr nach und erreichte sie bei einer verfallenen Treppe, die sie im Begriffe zu betreten war.

„Ich will Dich erst in Deinem eigenen Zimmer sehen,“ sagte er, „aber wohnst Du auch wirklich hier?“

Das Haus hatte das Ansehen eines wahren Raubnestes. Die Thür blieb offen Tag und Nacht. Am Ende des Ganges befand sich ein kleiner Hof, in welchen mehrere dunkle Gänge ausliefen. Die für alle Winde offene Treppe wand sich in einer Ecke schneckenförmig hinauf, und die ersten Stufen waren von einem Stümpfchen Licht erhellt, das vor eine Nische gestellt war, von welcher die Statue des heiligen Joseph auf die Köpfe der Vorübergehenden herabzufallen im Begriffe schien.

Lazarilla konnte nicht umhin, vor den Worten und dem Entschlusse Don Manuel's zu erschrecken.

„Herr!“ sagte sie mit einer flehenden Geberde, „verlaßt mich nun, ich bin hier in Sicherheit. Jetzt flößt Ihr mir beinahe Schrecken ein. Herr, ich bin ein armes Mädchen, allein noch hat kein Mann mein Zimmer betreten.“

„Ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, nur eine Minute zu bleiben; aber ich will mit hinaufgehen, Lazarilla!“

Sie machte das Zeichen des Kreuzes, steckte ein Stümpfchen Kerze bei dem Unschlitt an, und sie begannen hinaufzusteigen. Lazarilla ging voran. Als sie das dritte Stockwerk erreicht hatten, öffnete sich eine Thür, und das gelbe, schmuzige Gesicht einer armen Alten kam zum Vorschein. Lazarilla, auf der obersten Stufe stehend, verbarg Don Manuel hinter sich, während sie schnell sagte: „Ich bin es, ich bin es, Mutter Hoetiga. Gute Nacht! ich brauche nichts.“ —

„Ich habe Dir einen Napf Suppe gebracht, Du Läuferin! Ich habe sie bei den Vätern der Gnade bekommen. Du findest sie auf Deinem Tische. Ich habe sie Dir noch ganz warm gebracht; allein Du bist diesen Abend spät zurückgekehrt. Nimm Dich in Acht, Kleine!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Carneval, Musikalisches.]

Ein Fest rückt heran, das wohl den größten dieser Gattung, die je am Rheine gesehen worden sind, angereiht werden dürfte — ich meine das **große Narrenfest** beim diesjährigen Carneval. Auffallend müßte es sein, daß gerade dieses Jahr die neue Aera des Mainzer Fasching ins Leben treten soll, in einer Zeit, wo die Gemüther gerade wieder durch ernste politische Dinge in Athem gehalten werden, wenn man nicht wüßte, daß eben die Harlekins-Maske ganz geeignet ist, den Ernst, die Sorge und den Schmerz zu verdecken. Ich halte diese Zeit gar nicht ungünstig für ein Narrenfest; auch war unser Carneval in den letzten Jahren so heruntergekommen, daß man kaum noch den alten Spaßvogel erkannte. Nun trifft es sich gar, daß der arme Harlekin dieses Jahr in Cöln, sonst seinem Lieblingsaufenthalt am Rheine, die Gemüther nicht ganz für seinen lustigen Besuch gestimmt findet. Sollte die schwesterliche Moguntia nicht zuvorkommend dem Verstoßenen eine gastfreundliche Stätte bieten? Sie hat es gethan! Ein Carnevalsverein ist zusammengetreten, aus mehreren hunderten unserer besten lustige Brüder bestehend, und täglich reihen sich neue Schaaren an, um der Narrenseligkeit theilhaftig zu werden, die schon jetzt in den wöchentlichen Versammlungen der lustigen Gesellschaft zu Hause ist. Die Anordnungen für die Fastnächte sind grandios und sinnig; der Genius des Frohsinns und der guten Laune muß die Leute beseelt haben, sie hätten sonst nicht so leicht die interessanten und drolligen Aufzüge, Spiele und Harlekinaden erfinden können, welche drei Tage hindurch eine ganze Narrenbevölkerung ergötzen sollen. Die hochgestelltesten Personen suchen Zutritt in diesen wöchentlichen, vorbereitenden Versammlungen, wo Witz und Humor, Laune und Scherz sich überbieten. Vom Ständeunterschiede weiß man an diesem Orte nichts; die Narrenkappe hat Gottlob das leidige Ständewesen verwischt. Ich finde in dieser Beziehung wahr, was unser „Rheinland“ von diesem unserm ersten, großartigen Fasching sagt: „Wirklich, Harlekin hätte seine neue Aera in unserer Stadt nicht glanzender beginnen können! Wunder that sein Nahen; Kranke machte er gesund, Feinde machte er zu Freunden; den Doktorhut, den Hut des Richters, alle prägnanten Kopfbedeckungen, die dazu dienen, Species in der Species herzustellen, stülpte er ab, und brachte Alle jedes Standes unter **einen** Hut, unter die klingelnde, vielfarbige Narrenkappe! Er erschien in dem bunten, schillernden, lebendigen Farbenglanze der Poesie; seine Narrenjacke tragt die Zeuge, die auf dem Olymp von den Musen und Nymphen gewebt wurden. In die Augen goß er dem Boten des goldnen Zeitalters, dem allmachtigen Carneval, das lebendige Feuer, das allerwärmende, vor dem Lug und Verstellung und Feindschaft fliehen.“ — Zufallig ist gerade der Improvisator **Langenschwarz** hier anwesend, der den Carnevalsversammlungen durch seine humoristischen Vorträge in verschiedenen Volksdialekten eine gute Würze gibt. Das Volk ist wahrhaft vernarrt in diesen Witzvogel, und es reißt sich mit Enthusiasmus um die Carnevalsblättchen, die Langenschwarz wochentlich zweimal erscheinen laßt. Er will sogar bei den öffentlichen Zügen improvisiren; ich halte es aber für eine Entweihung der Kunst, sich zur Belustigung eines Narrenvolks auf der Straße herzugeben!

Die hiesige Liedertafel brachte uns vor einigen Tagen Haydn's Meisterwerk „die vier Jahreszeiten.“ Sie brachte es zum Besten der Armen, die durch diesen fatalen Winter hart mitgenommen worden sind, und die Armen hatten sich einer reichen Spende zu erfreuen. Wir haben also auf eine doppelt würdige Weise diese unsterblichen Töne genossen; uns waren sie eine Labung in dieser Zeit der musikalischen Flachheit, an die uns Oper und Concerte mit aller Gewalt gewöhnen wollen, und neben diesem Hochgenusse erfreuten sich die Armen des Scherfleins, das ihnen dieses herrliche Werk zur Linderung ihres Elends abwarf. Aber bewundern mußten wir ein Dilettanten-Institut, das Haydn's großartiges Werk in **einer solchen** Vollendung vorzuführen vermochte; es schien in der That, als wäre alles von der mächtigen Gewalt der Wahrheit dieses Naturgemäldes hochbegeistert! — Noch eine andere Reihe guter Concerte — von den schlechten rede ich gar nicht — hörten wir in den letzten Wochen, nämlich die Concerte, welche jährlich zum Vortheile des Orchesterpensionsfonds veranstaltet werden. Es handelt sich in diesen Concerten um **gute, classische** Instrumentalmusik und die deutschen Symphonieen der besten Gattung, auch ausgezeichnete Quartetten werden uns hier der Reihe nach vorgeführt. Das Orchester zeigt hier seine große Befahigung zur Execution der Werke deutscher Musikheroen, und das Publicum, das diesen Concerten seine volle Theilnahme schenkt, zeigt, daß sein Kunstsinn noch nicht ganz von dem Melodienrausche **Bellini's** und **Rossini's** entnervt ist. Ein Pietätsgrund mag auch bei diesem außerordentlich zahlreichen Besuche dieser Concerte zu suchen sein. Es wird nämlich aus dem Ertrage dieser Concerte ein Pensionsfond für Wittwen und Waisen unsrer Orchestermitglieder gegründet. —

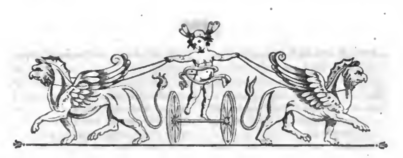
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Aus Mailand.]

Francilla Piris hat als Cenerentola auf der Scala einen stürmischen Beifall geerntet. Kurz zuvor war die neue Oper, die zweite des Carnevals, „die Aragonier in Neapel,“ ausgezischt, und nur dem Buffo Luzio gelang es, durch einige Lazzi die Aufregung des Publikums zu dampfen. Um so glanzender war der Erfolg der deutschen Sängerin in einer alten Partie, welche Rossini selbst mit ihr einübte. Sie wurde dreimal gerufen, an demselben Orte, wo die Primadonna Schoberlechner ihre gewohnten Triumphe feiert, wo man die Neuigkeiten aus Deutschland achselzuckend aufnimmt und ein Jahr vorher selbst Sabine Heinefetter übel empfangen wurde. Der Ruf der Pirio scheint in dem schwierigen und launenhaften Italien gesichert zu sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **50.** — den 10. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortsetzung.)

Mit dieser Warnung zog sich die alte Eule wieder in ihr Loch zurück, und Lazarilla, den Finger auf den Mund legend, machte Don Manuel ein Zeichen zum Umkehren; allein er widerstrebte dieser Bitte und bestand darauf, ihr zu folgen.

Im obersten Stockwerk des schmuzigen und verfallenen Hauses befand sich ein kleiner Verschlag, ohne Ofen und Fenster zum Verschlusse. Dies war Lazarilla's Zimmer; eine schwere Thür verwehete den Eintritt, und der Riegel von innen trozte aller Gewalt von außen. Alle Mobilien waren keine drei Realen werth; eine bis auf Kleinigkeiten beobachtete Sauberkeit verbarg indessen die Armuth derselben. Alte Heiligenbilder bedeckten die Wände, in einem zerbrochenen Kruge blühten Rosen. Der Tisch, der einzige Stuhl waren polirt und glänzend; das Bett, winzig und schmal wie das eines Karthäusers, hatte einen weißen Ueberzug. Don Manuel warf einen schnellen Blick rings umher. Die Kleine stand zitternd vor ihm. „Lazarilla, morgen werden wir uns im Prado wiedersehen!" sagte er mit flüsternder Stimme und schlich die Stufen hinunter.

In seiner Wohnung fand er einen Brief von dem Grafen von Montepino. Heftig gegen seine Tochter aufgebracht, hatte der Graf, bei dem Gefühl, daß es ihm an Muth fehlte, Abschied von dem zu nehmen, den er sich geschmeichelt hatte, seinen Schwiegersohn zu nennen, noch denselben Abend Madrid verlassen.

Den folgenden Tag begab sich Don Manuel früh nach dem Prado. Lazarilla erschien mit dem Anbruch der Nacht; sie gingen, in einer einsamen Allee auf dem Wege zu Unserer Frau von Atocha sich niederzusetzen. Jetzt gab Don Manuel der Bettlerin zu erkennen, was er für sie thun könne und wolle; er machte ihr den Antrag, für sie sorgen zu wollen; er verlange nichts, als ihre Liebe, ihr Herz, sie solle ihn lieben, für ihn leben. Sie schlug es ohne Spott, ohne Zorn, aber mit einer kalten Festigkeit aus. Don Manuel verließ sie eben so aufgebracht als bestürzt, und mit der Erklärung, daß er sie nie wiedersehen würde.

Den folgenden Tag suchte er sie wieder auf und folgte ihr von weitem, ohne sich ihr zu nähern. Den Tag darauf redete er sie an, und bald verbrachte er alle Abende damit, den Augenblick zu erspähen, wo er ihr sagen konnte, daß er sie liebe, daß er durch ihre Gleichgültigkeit, ihre Weigerung unglücklich sei. Er entschuldigte ihre Grillen, ihre ungebildete Art, seinen Antrag abzuweisen. Er verehrte sie; es that ihm wehe, sie arm und zurückgestoßen zu sehen; kurz, er liebte sie wirklich. Ohne sich seine Liebe und eine so große Leidenschaft zu Herzen zu nehmen, fuhr Lazarilla fort, zu betteln, und es kam dahin, daß Don Manuel's Bewerbungen ihr sichtbar beschwerlich fielen, statt ihr zu schmeicheln und sie zu gewinnen.

Indessen reizten diese häufigen Unterredungen auf

das heftigste Don Antonio Colosia y Campillos' Neugierde. Da er sein ganzes Leben fast im Prado verbrachte, hatte er völlige Muße, die Bettlerin zu erspähen, und seine bösen Leidenschaften wurden wieder erweckt, sobald er auf die Vermuthung gekommen war, ein Anderer sei der glückliche Besitzer des Mädchens, das ihn verschmäht hatte. Eines Abends sagte er zu dem Mejo, der sein Vertrauter und Busenfreund geworden war:

„Pepe, mein Sohn, ich muß in dieser Sache klar sehen. Dieser hübsche Offizier scheint mir Lazarilla unter seinen steten Schutz zu nehmen."

„Er, ihr Beschützer!" gab der Mejo zur Antwort. „Jesus! sie geht zerlumpter als der heilige Johannes. Ich würde sie wie eine Prinzessin halten, wenn sie mein wäre; allein meiner Ansicht nach gehört sie Niemanden."

„Ich würde die Hälfte meines Namens geben, um zu wissen, woran ich bin. Mein Sohn Pepe, Du mußt das herausbringen, Du mußt —"

„Ergebenster Diener!" unterbrach ihn der Mejo. „Am Ende solcher Bemühungen gibt's nur Stockprügel. Es ist mir nicht daran gelegen, daß der Offizier mich durch seine Lakaien herumzausen läßt. Er hat immer zwei hinten auf seinem Wagen."

„Es ist in dieser Bemerkung etwas Wahres, Freund Pepe; aber, um Gott! ich würde mich mit dem Offizier auf Leben und Tod schlagen, wenn seine Leute nur ein Haar an Deinem Kopfe anrühreten." —

„Ihr seid gar zu gut," versetzte der Mejo, der recht wohl wußte, was er von Don Antonio's Großsprechereien zu halten hatte; „aber hundert Degenstöße in den Bauch des Offiziers hellen nicht eine Schramme an meinem Rücken. Indessen, da ich Euch so sehr ergeben bin, fühle ich mich aufgelegt, ein Mittel zu ersinnen."

„Welches? So sprich doch, statt die Augen niederzuschlagen, als zähltest Du die Streifen an Deinen Strümpfen."

„Weil ich mich ganz verwirrt fühle, wenn ich daran denke, wie sehr ich mich dadurch demüthigen würde." Hier machte der Mejo die Pantomime eines Burschen, der einen Teller abwischt und aufwartet.

„Du willst wieder Lakai werden?" rief Don Antonio.

„Ja, bei dem Garde-Offizier, wenn's möglich ist."

„Ich verstehe. Also, Freund? und es wäre nicht das erste Mal, daß Du Livree trägst!"

„Ich habe die eines Granden von Spanien getragen," unterbrach ihn lebhaft der Mejo, „allein in dem Hause waren wie alle Edelleute. Ohne eine Adelsprobe wurde Niemand in die Vorzimmer gelassen. Ich würdige mich herab, sage ich Euch; aber gleichviel."

Noch denselben Tag schnitt Pepe seinen Knebelbart ab, zog einen zugeknöpften Rock an, setzte einen aufgeschlagenen Hut auf, den ihm Don Antonio lieh, und begann bei allen den Leuten herumzulaufen, die ihm zur Erreichung seiner Absicht behülflich sein konnten. Ein böses Verhängniß wollte, daß Don Manuel eben zu der Zeit seinen Kammerdiener verabschiedete. Nach Verlauf von acht Tagen hatte Pepe seinen Platz eingenommen.

5.

Sechs Wochen später begegneten sich Don Antonio Colosia y Campillos und der Mejo im Prado. „Ei, sieh da! wo zum Teufel kommst Du her?" sagte jener. „Seit mehr als einem Monate mühe ich mich ab, Dich aufzusuchen; ich verliere die Zeit, indem ich auf Dich warte; Du bist ja wie ein Dunst verschwunden. Nun denn, laß hören, was Du mir zu sagen hast!"

„Nichts!" erwiederte der Mejo durchaus kalt. „Nichts, oder so gut wie nichts. Ich werde Euch blos meine Heirath anzeigen."

„Ja so, und welche ist die von Gott und von Menschen verlassene Frau, die Dich heirathen möchte?"

„Lazarilla! Ich schmeichle mir damit! Hört, Antonio, ich bin ein gerader Mann; ich habe Euch davon unterrichten wollen. Ich bin in die Kleine verliebt, und ich will eben zu ihr und ihr den Antrag machen, meine Frau zu werden."

„Pepe!" erwiederte Don Antonio, den Zorn bezwingend, der ihm das Blut in die Wangen jagte. „Pepe, mein Freund! erklären wir uns ruhig auf beiden Seiten. Du willst die Herumläuferin, Don Manuel's Maitresse, heirathen?"

„Sie ist Niemandes Maitresse!" fiel der Mejo ein. „Valga mi Dios! Ich bin kein Don Quichotte, der Wiederhersteller des Unrechts. Die Bettlerin ist ein ehrbares Mädchen. Sie hat Don Manuel's Geld und Geschenke ausgeschlagen. Sie will nichts von ihm wissen. Seit einem Monate habt Ihr sie nicht im Prado gesehen; sie verläßt nicht das San-Francisco-Thor; dort habe ich auf Don Manuel's Befehl sie von fern belauscht. Während ich sie betrachtete, ist die Liebe bei mir eingeschlichen. Sie hat nicht die Maitresse eines großen Herrn sein wollen; allein sie wird sich glücklich fühlen, die Frau eines armen Teufels zu werden; ich werde sie Don Manuel vor der Nase wegheirathen."

„Sehr wohl, und dann?“

„Dann werde ich sie aufs Land, nach meiner Heimath führen, wo es Sitte ist, im Gürtel einen kleinen Dolch zu tragen, mit dem man dem Galan aufwartet.“

„Ich rathe Dir, gleich nach Deiner Hochzeit abzureisen,“ sagte Don Antonio scherzhaft spöttisch, „denn hier würde Deine Ehre vielleicht nicht in Sicherheit sein, selbst wenn Du mit Deinem kleinen Dolche spielen würdest. Freund Pepe, ich will Dich über eine Sache aufklären, in der Du gewiß unwissend bist, nämlich, daß Lazarilla gestern Abend bis elf Uhr in der Allee der beiden Springbrunnen mit Don Manuel blieb.“

Der Mejo fuhr mit der Hand schnell unter sein Kleid; ihm entfuhr ein derber Fluch; dann sagte er: „Gleichviel. Sie ist ehrbar; bis jetzt bin ich dessen gewiß!“ Darauf ging er fort, ohne Antonio Lebewohl zu sagen.

Es war zur Stunde der letzten Messe. Der Mejo lief nach dem San-Francisco-Thore, in der Gewißheit, die Bettlerin dort zu treffen. Dennoch war sie nicht da. Jetzt beschloß er, sie in ihrem Neste zu suchen; er wußte den Weg dahin, weil er dort mehrmals von Don Manuel hingeschickt war.

Als der Mejo leise an die Thür klopfte, saß Lazarilla, mit den Elnbogen auf den Tisch gestützt, das Gesicht in ihren Händen verborgen. Sie schien in tiefes Nachdenken versunken; allein es wäre schwer gewesen, zu errathen, ob dies Sinnen von Gram oder Freude herrührte. Als der Mejo ins Zimmer trat, begrüßte sie ihn mit Kopfnicken, und harrete dessen, was er ihr zu sagen hatte, als handelte es sich um eine Botschaft, worauf sie vorbereitet war. Pepe stand einen Augenblick betroffen da. Er sah sich zu allen Seiten nach einem Stuhle um, denn er fand es nicht bequem, aufrechtstehend die feierliche Bewerbung zu beginnen. Da er nichts gewahrte, worauf er sich niedersetzen konnte, schlug er die Arme in einander und sagte mit großem Ernste: „Lazarilla! ich komme her, um mit Euch von einer Sache zu reden, worauf das Glück Eures ganzen Lebens beruht.“

Sie lächelte flüchtig und neigte den Kopf, als wüßte sie im voraus, wovon die Rede sei.

„Lazarilla!“ versetzte der Mejo, dem dieser Anfang ein gutes Vorzeichen schien, „bevor ich Euch Alles sage, was ich auf dem Herzen habe, muß ich wissen, ob Ihr Euch erinnert, mich vor ungefähr drei Monaten eines Abends gesehen zu haben, wo ich im Prado sang.“

Sie sah ihn an und schüttelte verwundert den Kopf.

„Ich erinnere mich dessen, ich!“ fuhr er fort; „allein da es Eurem Gedächtniß entfallen ist, nützt es zu nichts, die Erinnerung daran zu erfrischen. Auch würde es nicht viel zu bedeuten haben.“

Sie sah ihn aufs neue an, und von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen, rief sie: „Ihr seid es, der mich eines Abends geschlagen hat!“

„Ach, ja wohl!“ erwiederte er, „und ich möchte, daß diese Hand vor einer so bösen That hingewelkt wäre. Ich will diese schändliche Grobheit durch das Opfer von allem, was ich besitze, vergüten, durch mein Herz und meine Hand, die ich zu Euren Füßen lege. Wollt Ihr mit Pepe Cadalso eine gesetzliche Ehe eingehen? Er wird Euch seine Arbeit, sein Blut, sein Leben, wenn es sein muß, hingeben, um Euch glücklich zu machen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Cöln.

(Theater.)

— — Wie die weltliche und geistliche Macht, so stehen sich auch Herr Köckert und Herr Henkel gegenüber. Diese Herren sind nichts geringeres als Directoren für Oper und für Schauspiel. Sie schickten sich diplomatische Noten, die von Trennung, Auflösung, Verpflichtung und Vergessenheit handelten, und bei welchen jeder im vollsten Rechte zu sein glaubte. Mitten in diesem Hader steckte das Volk von Cöln wie eine dritte souveraine Macht das Haupt hinein. Mit dieser souverainen Hoheit ist nicht zu spaßen, es spukt noch etwas von der barschen Gewalt des alten Kaiserreiches darin, von der modernen Luft des nahen Wassers, und den Erinnerungen an die Republik. Die Cölner haben dabei den Stolz, sich für das Herzblatt Deutschlands zu halten, wenigstens für die erste Stadt am Rhein und die Perle jeder Krone. Ihr Geschmack ist wählig, denn Viele sind reich und haben auf Reisen das Beste gesehen, aber das Beste kommt nach ihrem Urtheile Cöln zu, nur möchten sie nicht allzuviel dafür geben. Im Allgemeinen muß man sagen, daß bei allem Geschmack der Antheil am Theater und der darstellenden Kunst gering und die Abgaben hoch sind. Dies ist der Grund, weshalb sich noch kein Theater-Director halten konnte, selbst Mühling nicht, der in allen Dingen ein tüchtiger Mann war. Nach einem mehrjährigen Fasten glaubte man, daß der Magen gesund geworden sei, und wirklich äußerte sich ein sehnliches Verlangen, als die neue Gesellschaft für Aachen und Cöln gestiftet wurde und im Herbste bei uns erschien. Für eine Provinzialbühne war sie tüchtig genug, und zählte bei vorherrschender Mittelmäßigkeit recht wackere Mitglieder. Aber man wollte mehr, man wollte Außerordentliches, und vor Allen eine ausgezeichnete Oper. Vorzügliche Sängerinnen und Sänger sind jedoch eine nicht allein theure, sondern auch seltene Waare. Große, königliche Bühnen, welche über unbeschränkte Geldmittel gebieten, gerathen dabei doch häufig in Verlegenheit, und sen-

den vergebens ihre Regisseure auf Reisen nach singenden Nachtigallen. Die Cölner aber bestanden darauf und fingen an, das Schauspiel und dessen Director zu hassen, weil sich Gerüchte verbreiteten, dieser hindere aus Eigennutz eine bessere Besetzung der Oper, und das Schauspiel absorbire den größten Theil der Mittel. An einem Abend nun wurde der souveraine Herr Demos wild, er brüllte auf wie der verwundete Ares und forderte die beiden Directoren zur Rechenschaft auf das Proscenium. — Nun gab es Geschichtchen. Einer klagte den Andern an, Herr Henkel wurde ausgezischt, nach Hause geschickt und zur Ruhe verwiesen, Herr Köckert gelobt und mit Beifall gekrönt. Unter solchen Umständen war eine Auflösung des Theaters unvermeidlich, sämmtliche Mitglieder erhielten am nächsten Tage Kündigung, und der souveraine Herr war etwas verblüfft darüber, diesen Ausgang hatte er freilich wohl nicht erwartet. Unter den Mitgliedern gibt es bei aller Mittelmäßigkeit doch einige sehr bedeutende Talente, die übrigens, wie man vernimmt, auch schnell placirt worden sind. Herr Heppé, ein junger Mann, der wahrscheinlich binnen kurzem als einer der bedeutendsten Künstler Deutschlands genannt sein wird, geht nach Hamburg, Herr Wallrabe nach Berlin, und Dem. Mügge, die erste jugendliche Liebhaberin, steht mit einer königl. Bühne in Unterhandlung. Diese junge Schauspielerin, eine Schülerin der Madame Crelinger und des Fräulein von Hagn, war ein Schatz für unsere Bühne, und besonders in naiven Rollen und im Lustspiele eine der lieblichsten Erscheinungen, zu welcher auch körperliche Vorzüge, und eine höchst geschmackvolle Toilette das ihrige beitragen. Ihr ausgebildetes klangvolles Organ und feines nüancirtes Spiel erinnern lebhaft an beide Vorbilder und Lehrerinnen, welche sie sich wählte; so muß sie jeder Bühne zur Zierde gereichen, und nur mit Bedauern sehen wir sie von uns scheiden. Auf diese Weise ist Cöln zum zweiten Male seines Theaters verlustig, und ich glaube, es wird lange dauern, ehe ein drittes wiederkehrt. —

Aus Mainz. (Beschluß.)

[Ries, Mainzer.]

Ich füge hier ein Wort über Ferdinand Ries' schöne Oper „die Räuberbraut" bei, welche vor einigen Tagen zum Erstenmale über unsre Bühne ging. Der berühmte Schüler Beethoven's hat es vor mehreren Monaten veranlaßt, daß diese seine Lieblingsoper einstudirt wurde, er versprach, sie selbst bei der ersten Aufführung zu dirigiren, und freute sich außerordentlich auf den Tag der Aufführung. Leider hat er ihn nicht erlebt. Uns tobte bei dieser Aufführung eine schmerzliche Erinnerung an den heimgegangenen Componisten durch die Brust, dem es so schwer fiel, in seinem Vaterlande die gehörige Anerkennung zu finden. Fraget in Albion nach Ferdinand Ries, und sie werden den deutschen Künstler anders zu schätzen wissen! Was diese Oper selbst betrifft, so kann man zwar nicht läugnen, daß die Instrumentation oft überladen, daß die Effecte oft gesucht, und daß die Längen oft bedeutend sind. Allein es ist und bleibt die Oper ein classisches Werk, voll herrlicher Motive, voll genialer Gedanken, und wundern muß man sich, daß ein so schönes Werk so selten auf deutschen Bühnen zum Vorschein kommt! Allein Auber und Bellini erlauben nicht, daß man an einen neuern deutschen Componisten denkt; die Werke dieser tüchtigen deutschen Männer müssen in den Pulten oder unter der Makulatur vermodern. Es ist der Fluch der Deutschen, daß sie überall Vorzüge sehen, nur nicht bei sich selbst!

Joseph Mainzer's neueste musikalische Werke, die in der hiesigen Musikhandlung von Schott u. Söhne erschienen sind, nämlich seine „Singschule" und seine „Gesangbibliothek" fanden in unserer Gegend eine außerordentlich günstige Aufnahme. Es sind eigentlich zwei sich gegenseitig ergänzende Werke, und sie müssen jedem Pädagogen als eine reiche Quelle musikalischer Bildungsmittel erscheinen. Mainzer, der sein ganzes Leben vorzüglich dem Studium des Gesanges und Gesangunterrichtes gewidmet, der zu diesem Zwecke während vieler Jahre die ausgezeichneten Meister Deutschlands, Italiens und Frankreichs besucht hat, der in der neuesten Zeit dem jämmerlich darniederliegenden Schulgesang in Frankreich tüchtig unter die Arme gegriffen, und ihn zum Erstaunen schnell gehoben hat, der dadurch die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich gezogen, Mainzer, sage ich, bietet uns in dieser Singschule aus dem Felde seiner Erfahrung ein Werkchen, das auf leichte, angenehme und sichere Weise die Jugend zum Gesange hinführt, ohne sie zu ermüden und zu entmuthigen; so wie er denn auch in der Gesangbibliothek nur solche Stoffe gewählt hat, die dem jugendlichen Alter angemessen sind, indem er die Composition so einrichtete, daß sie die Kräfte der Schüler niemals übersteigt, sondern zu immer größerer Vervollkommnung und Gewandtheit im Vortrage die beste Anleitung giebt. Es sind zwei äußerst nützliche Werke, auf die man nicht genug aufmerksam machen kann.

Notizen.

[Dahlmann, Ewald, Jakob Grimm, Gervinus.]

Es ist bekannt, daß Dahlmann an der leipziger Universität Vorlesungen halten wird. Ewald wird in Leipzig Sanskrit lesen. Jakob Grimm, hieß es, suche die berliner Universität zu gewinnen. Gervinus hat aus Wien die nöthigen Pässe zu seiner Reise nach Italien nunmehr erhalten. In Bezug auf Dahlmann verweisen wir noch einmal auf Professor Bülau's gediegenen Artikel in Nr. 6 und 7 der neuen hallischen Jahrbücher.

[Ein Impromptu von Iffland.]

Iffland pflegte zuweilen, wenn er besonders guter Laune war, seine Mitschauspieler durch irgend ein Wort, eine komische Miene oder dergleichen aus der Fassung zu bringen. Einstmals wollte sich ein Schauspieler, wie Z. Funk in seinen Erinnerungen erzählt, an Iffland rächen und ihn in Verlegenheit setzen. Er extemporirte: „Da stehen wir nun wie ein paar Ochsen am Berge!" Iffland blieb ganz ernsthaft, sah dem Sprecher scharf ins Gesicht, zog hierauf einen unfern von ihm stehenden Stuhl heran, setzte sich darauf und sprach mit Salbung: „Ich sitze!"

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 3. und eine Beilage von Hinrichs in Leipzig.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 3. — den 10. März 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Anzeige.

Um armen Leidenden den Ankauf eines Werkes zu erleichtern, das in unzähligen Fällen Hülfe glücklich nachwies, und auch, um der Speculation derer Nachdrucker ein Ziel zu stecken, haben wir von dem in unserm Verlage bereits in drei Auflagen erschienenen Buche:

Die Auszehrung heilbar,

aus dem Englischen übertragen vom H. S. Obermedicinalrathe und Leibarzte Dr. Hohnbaum, und mit Anmerkungen und Heilberichten desselben bereichert, eine **vierte Auflage** zu

halbem Preise,

nämlich zu 8 Groschen sächs. — 36 Kr. rhein. — 32 Kr. Conv. Mze. — 10⅓ Silbergr. veranstaltet. — Dieselbe verläßt eben die Presse.

Diese vierte Auflage ist nicht allein

a) viel wohlfeiler, als alle Ausgaben der Nachdrucker,

sondern sie hat auch vor diesen und allen übrigen ältern Editionen den entschiedenen Vorzug dadurch, daß sie

b) die zahlreichen neuesten (sehr merkwürdigen) Erfahrungen des Herrn Verfassers (Dr. Ramadge, Oberarztes des Londoner Hospitals für Lungensüchtige) enthält, welche, sowie die Zusätze und Bereicherungen unsers Herrn Bearbeiters,

allen andern und frühern Ausgaben gänzlich fehlen.

Die erläuternden Kupfertafeln sind um zwei vermehrt worden und der Text ist in der Bogenzahl fast um die Hälfte stärker.

Um aber gewiß zu sein, die rechte Ausgabe zu erhalten, verlange man:

Ramadge-Hohnbaum:

Die Auszehrung heilbar,

4te Originalauflage zu halbem Preise
(8 Groschen sächs.)

„Ich habe gefunden, daß die Heilung einer Krankheit möglich ist, die man bisher für unheilbar gehalten hat, und zwar besteht das Mittel zur Heilung nicht aus irgend einem pharmaceutischen Arkanum, sondern aus einem einfachen, mechanischen, fast nichts kostenden und allenthalben anwendbaren Proceß. Was uns bis jetzt dunkel war, ist nun, wie ich hoffe, hell geworden, und ich habe die frohe Ueberzeugung, daß, als Wirkung dieser kleinen Schrift, alle bisherigen, auf bloßen Vermuthungen beruhenden Auszehrungs-Curmethoden, die nur zu oft die Krankheit verschlimmerten, statt sie zu heilen, gleich andern irrigen Behandlungsweisen der Vorzeit, an die wir nur mit Bedauern und Erröthen zurück zu denken vermögen, nun der verdienten Vergessenheit übergeben werden." Vorrede.

Hildburghausen, Amsterdam und New-York, 1838.

Bibliogr. Institut.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Literarische

Zustände und Zeitgenossen.

In Schilderungen
aus
Karl Aug. Böttiger's
handschriftlichem Nachlasse.
Herausgegeben von
K. W. Böttiger.
Erstes Bändchen.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Es sind namentlich Beiträge zu den Memoiren der „Weimarischen Genieperiode", welche, aus dem reichen handschriftlichen Nachlasse K. A. Böttiger's gesammelt, hier dargeboten werden und des Neuen und Anziehenden über die Heroen jener Zeit Vieles enthalten. Zugleich mögen sie als Ergänzung der biographischen Skizze K. A. Böttiger's (1837, 16 Gr.), welche, ebenfalls von dem Sohne desselben bearbeitet, in meinem Verlage erschien, betrachtet werden.

Leipzig, im Jan. 1838.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen sind nachstehende Bücher zu haben:

Die natürliche Religion.

Für alle, die nach Wahrheit, Recht und Tugend streben, die Gott verehren und die Menschheit lieben. Neue Ausgabe. Vom Dr. Heinichen. 12 Gr.

Vom Wiedersehen;

ob wir uns wiedersehen: — warum wir uns wiedersehen. — Gründe für die Seelenunsterblichkeit; — wohin gelangen wir nach diesem Leben, — und wie ist da unser Loos beschaffen? —

Jeder will gern wissen, wie es jenseit des Grabes aussieht; diese vom Dr. Heinichen herausgegebene Schrift giebt darüber Belehrung.

brosch. 8 gGr.

Bergk,

Die Kunst reich zu werden,

und zwar durch Verstand, Liebe zur Thätigkeit, Benuzung der Zeit, Sparsamkeit und mäßige Lebensweise, — nebst Franklin's Anweisung zum Reichwerden. 8. 9 gGr.

(Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg).

So eben ist erschienen:

G e d i c h t e

von

Anastasius Grün.

Zweite Auflage.

Preis: 2 Rthlr.

Die erste Auflage, welche Ende des vorigen Jahres erschien, war in wenigen Wochen vergriffen. Bei der raschen Folge ist die zweite Auflage nicht vermehrt, aber doch von dem Dichter durchgesehen.

Leipzig im Febr. 1838.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage des Literatur-Comptoirs in Stuttgart erschien und ist durch alle Buchhandlungen auf feste Bestellung zu haben:

Portrait des Dr. D. F. Strauß,

Verfasser des „Leben Jesu,"

nach dem Leben gezeichnet von Schmidt, in Stahl gestochen von Karl Mayer.

Auf feinstem franz. Kupferdruck-Velin, in groß Quart, chines. Papier, 1 fl. 30 kr. oder 22 gGr.
Ebenso auf weißem Papier 1 fl. 12 kr. oder 18 gGr.
Desgl. in groß Octav — fl. 48 kr. oder 12 gGr.

Bei Bestellungen bitten wir, durch Beifügung des Preises genau die gewünschte Ausgabe zu bezeichnen.

Interessante Lectüre.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

I r l a n d.

Geschildert von Leitch Ritchie.

Aus dem Englischen von A. v. Treskow.

Mit 4 lith. Abbildungen.

gr. 8. geh. Velinpap. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Seit O'Connell den Proceß seines Vaterlandes gegen England begonnen hat, sind die Blicke von ganz Europa auf Irland gerichtet. Das gegenwärtige, aus Leitch Ritchie's geübter Feder geflossene Werk hält sich zwar fern von jeder politischen Farbe, giebt uns aber ein höchst charakteristisches Bild Irlands, sowohl seiner hohen Naturschönheiten, als seiner Gebräuche und Lebensweise, ohne das dortige schreckliche Elend zu verschweigen, das sich dem Beobachter bis in die Höfe der Paläste aufdrängt.

Polytechnisches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 7—12 mit 43 Abbildungen.

Ch. Heideloff's Einschwärzungsmaschine (toucheur mécanique). — d'Hennin patentirte Mühle zum Auswaschen von gold- und silberhaltigen Aschen. — Lea's gewundener Holzbohrer. — Cartier's Beutelmaschine (tamis-bluteau). — Chalet's Fussrolle. — Janvier's Ruderapparat für Dampfboote. — Bidone über den Ausfluss des Wassers unter verschiedenen Umständen. — Ueber das Anhängen von Eisenbahnwagen. — Ueber das Aufthauen eingefrorner Brunnenröhren von W. Sternberg. — Callan über elektromagnetische Maschinen. — Frequenz der Nürnberg-Fürther Eisenbahn. — Ueber den gegenwärtigen Zustand der Eisenfabrication in Frankreich. — Die Production des hannoverschen Oberharzes, nach Albert. — Ueber die Fabrication vergoldeter und gepresster Papiere von Dolport. — Harvey and Brown Verbesserungen in der Fabrication metallener Röhren und gewalzten Eisens. — Die rheinische Eisenbahn. — Eisenbahnen in England. — Ueber die Bestimmung des Stärkmehlgehalts der Kartoffeln, von Berg. — Sächsischer Bergbau im Jahre 1836. — Versuche über die Anwendung erhitzter Gebläseluft in Sachsen. — Schlumberger und Schearer über Wasser-Filtrirapparate. — Reisebemerkungen in Bezug auf Baumwollenfabrication von Schlumberger und Schearer. — Leipzig-Dresdner Eisenbahn. — Eine Anstrichfarbe von Zinkblende. — Der harzer Wettersatz. — Eisenbahnen zur Gruben- und Tageförderung. — Ueber Hausleinenfabrication von Ruff. — Ueber den Unterschied des englischen und amerikanischen Dauermehles. — Ueber die Goldscheidung mit Schwefelsäure zu St. Petersburg von Sobolewskoy. — Rooss's Lampe mit Regulator. — E. Dingler über Twaddle's Aräometer. — Wagen, welche nicht umfallen können. — Verfahren zum Härten feiner Stahlinstrumente. — Oelwaagen. — Schwarzes Email oder Nielle. — Charoy's Bomben und Raketen mit Fallschirmen. — Bandförmige Haspelseile. — Steinkohlen bei der weissen Arsenik-Fabrication. — Ueber die durch Einführung des erhitzten Windes hervorgebrachten Veränderungen bei den verschiedenen Eisen-Schmelz- und Frischprocessen, von Wachler. — Production des kön. preuss. rheinischen Hauptbergdistricts und des westphälischen Oberbergamtsbezirks im Jahre 1836. — Ueber Löhnung der Arbeiter und Transportkosten am Ludwigscanal. — Die Dampfwagen von Norris in Philadelphia. — Letesta's Thürschlösser. — Ueber Brüniren der Flintenläufe. — Parraut's hydrostatische Lampe. — Schwedens Metallproduction im Jahre 1836. — James Dredge's verb. Construction von Kettenbrücken. — Th. Ellis und Th. Barr, Verfertigung von Bleiröhren und Platten. — O. Zeller, Beschreibung einer in Niederfüllbach bei Coburg aufgestellten Wasserhebemaschine. — Séguier, über Frimot's Mittel, Explosionen an Dampfkesseln zu verhüten. — A. L. Crelle über verschiedene Arten von Eisenbahnschienen und deren Fundamentirung. — Russlands Ausbeute an Metallen im Jahre 1836. — Die Goldausbeute der vereinigten Staaten 1836.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage eine Nummer (Bogen) mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr. Preuss. Crt.

Leipzig, den 23. Febr. 1838.

Leopold Voss.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Aus dem Leben
zweier Schauspieler:

August Wilhelm Iffland's
und
Ludwig Devrient's.

Von
J. Funck.

Auch unter dem Titel:

Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Zweiter Band: A. W. Iffland und L. Devrient. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Die günstige Aufnahme, welche den Erinnerungen aus dem Leben E. T. W. Hoffmann's und F. G. Wezel's (1836, 1 Thlr. 16 Gr.) zu Theil wurde, glaubte der Verfasser als eine Aufforderung ansehen zu dürfen, in seinen Mittheilungen über interessante Persönlichkeiten, zu denen er in nähern Verhältnissen stand, fortzufahren und bietet in diesem Bande eine nicht minder interessante Gabe.

Leipzig, im Januar 1838.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen sind nachstehende nützliche Schriften zu haben:

Der belustigende
Kartenkünstler,
eine deutliche Anweisung
zu 113 größtentheils noch unbekannten, leicht ausführbaren und höchst überraschenden
Kartenkunststücken
von A. v. Meerberg.
8. brosch. Preis 8 Gr.

Franklin's goldnes Schatzkästlein,

oder Anweisung, wie man thätig, — verständig, beliebt, — wohlhabend, — tugendhaft, — religiös und glücklich werden kann. — Ein Rathgeber für Jung und Alt in allen Verhältnissen des Lebens. Herausgegeben von Dr. Bergk. 2 Bändchen, zweite, verbesserte Auflage. 8. brosch. 20 gGr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Ein schönes, nachahmungswerthes Beispiel giebt uns der so berühmte Franklin in diesem Buche, was Fleiß, Ordnung, Mäßigung, Nachdenken und Sparsamkeit vermag, und wie weit es der Mensch in seiner Selbstbeherrschung und durch eine unaufhörliche Geistesausbildung und Veredlung seines Herzens bringen kann.

Die Kunst,
ein vorzügliches Gedächtniß

zu erlangen, auf Wahrheit, Erfahrung und Vernunft begründet. — Zum Besten aller Stände und aller Lebensalter, herausgegeben vom Dr. C. Hartenbach. 8. brosch. Preis 8 Ggr. oder 36 Kr.

Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.

Für die gebildeten Stände, Lehrer ꝛc.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

J. A. L. Richter's Handbuch der
populären Astronomie

für die gebildeten Stände, insbesondere für denkende, wenn auch der Mathematik nur wenig oder gar nicht kundige Leser. 2 Bände (72 Druckbogen enthaltend). Mit 1 Atlas Abbildungen. 8. Wohlfeile Ausgabe.

Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Die Astronomie ist die Krone der Naturwissenschaften; sie enthält das geistige Element in einem solchen Grade, daß sie darin fast alle andere Wissenschaften übertrifft, und unmittelbar dahin wirkt, die höchsten Ideen des Wahren, Schönen und Guten in der Seele hervorzurufen. Darum spricht sie denn auch Jeden an, dessen inneres Selbst noch nicht ganz verkrüppelt ist; ja, das bloße Anschauen des gestirnten Himmels erweckt schon in der Seele, auch des Ununterrichtetsten, eine Menge Vorstellungen und Empfindungen, die ihn erheben und läutern und mit Ahnungen des Unsichtbaren erfüllen. Ist es doch, als ob eine geheime Zaubermacht den Menschen zu jenen glänzenden Gestirnen hinzöge, wenn er sie in ruhigem Schweigen ihre Bahnen dahinwandeln sieht, als ob nicht hier, sondern dort die wahre Heimath seines Geistes wäre, als ob er Flügel bekommen müßte, um sich aufzuschwingen, wo Orion sich gürtet und der Schwan seine Silberfittige entfaltet. Daher wird denn Kenntniß der Sternwissenschaft auch im großen Publikum als ein allgemeines Bedürfniß gefühlt. — Dieses Handbuch, das hier in einer zweiten, wohlfeileren Ausgabe erscheint, gehört zu den besten und vollständigsten neueren Werken über populäre Astronomie und darf jedem Lehrer und Freunde der Naturwissenschaften mit Recht empfehlen werden. Der Text ist durch eine große Anzahl trefflicher Abbildungen erläutert.

Quedlinburg, im Februar 1838.

G. Basse.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Geist und Sinn
der
Hahnemann'schen Heillehre
und ihrer Psoratheorie,

nebst einem Worte der Zeit an alle Homöopathen, die Hahnemann's System unbedingt, oder nur theilweise annehmen und befolgen.

Von
G. H. G. Jahr,
homöopathischem Arzte und derzeitigem Vorsteher des homöopathischen Vereins in Lüttich.

72 Seiten. 8. in farbigem Umschlag geh. 8 ggr.

In dieser kleinen Schrift sind die Hauptsätze des von Hahnemann aufgestellten Systemes der Heilkunde in einer ganz neuen und eigenthümlichen Auffassung und Folge vorgetragen, durch die der eigentliche Sinn seines Urhebers überall außer Zweifel gesetzt und auf manchen höchst wichtigen, bisher ganz übersehenen Punkt jenes Systems aufmerksam gemacht wird. Dabei hat der Verfasser auf den gegenwärtig in Deutschland un-

ter den Homöopathen geführten Streit ganz besondere Rücksicht genommen, und die Fragen über ächte und unächte, reine und unreine Homöopathie so beantwortet, daß beide Theile das Buch mit gleichem Interesse lesen und sichere Mittel finden werden, den Frieden dauerhaft herzustellen. Zugleich enthält es dann auch manchen wichtigen Fingerzeig für die richtige Wahl der Heilmittel, und ist daher nicht minder dem Praktiker, als dem Theoretiker zu empfehlen.

Bei B. Riz in Athen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Conditorei des Orients v. Fr. Unger, Hof-Conditor Sr. Majestät des Königs von Griechenland. Mit 7 Lithographien. 8. geh. 18 Gr. illuminirt 1 Thlr. 12 Gr.

Fünfjähriger Aufenthalt im Orient gab dem Verfasser Gelegenheit, die Süßigkeiten und amdreßischen Leckereien der Orientalen hinlänglich kennen zu lernen; hier theilt er nun die Resultate mit, weil in Deutschland noch keine Abhandlung über diesen Gegenstand existirt. —

In der v. Jenisch und Stage'schen Buchhandlung in Augsburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historische Romane

der M. A. E. Bray.

Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

1—36ste Lieferung 12. geheftet à 4 gr. oder 18 kr.

Ganz England wiederhallt von dem Ruhme der Mrs. Anna Eliza Bray, die in ihren historischen Romanen die Leser und Leserinnen aus allen Ständen, wie durch einen unwiderstehlichen Zauber, zur unbedingten Bewunderung hinreißt. Man konnte sie den „weiblichen Walter-Scott" nennen, da sie nach den übereinstimmenden Urtheilen der gediegensten englischen und deutschen Journale in allen ihren Werken einen blühenden, kräftigen Styl, eine glühende und doch wohlbeherrschte Phantasie mit unerschöpflichem Reichthume an Charakteren, Naturtreue, Festhalten an der geschichtlichen Wahrheit, mit geistvoller Auffassung und vollendeter Kenntniß des menschlichen Herzens, zugleich aber mit jener tadellosen Sittenreinheit in der Darstellung verbindet, welche die Dichterin und ihre Werke adelt, die selbst von züchtigen Jungfrauen unbedenklich dürfen gelesen werden.

1r bis 3r Band: Die Weißkappen; oder: Anna von Gent. Ein niederländisches Gemälde.

4r bis 6r Band: De Foix; oder: Französisches Leben im vierzehnten Jahrhundert. Ein Zeit- und Sittengemälde.

7r bis 9r Band: Der Infant von Portugal; oder: Schicksale der Ines de Castro. Ein Bild aus der Maurenzeit.

10r bis 12r Band: Warleigh, oder die Schicksalseiche. Eine Sage aus der Devonshire.

Neueste Erzählungen u. Novellen

Von

Adolph von Schaden.

4 Theile mit Kupfern. Geheftet. 4 Rthlr. oder 6 fl.

Zu bekannt ist der Verfasser als trefflicher Erzähler und Novellist, wir begnügen uns daher, auf einige der in diesen 4 Bänden enthaltenen Novellen aufmerksam zu machen:

1) Die Familiengruft des Grafen Tr*lf**gen. Eine wahre Begebenheit. — 2) Das Henkermahl, oder das Mädchen aus der Fremde; ein Nachstück. — 3) Die Allerseelen-Nacht, oder die liederlichen Geschwister und der Vater. — 4) Concert auf dem Rabensteine. — 5) Das mitternächtliche Gespenst auf dem Augsburger Schrannenplatz.

Sämmtliche Werke v. J. Morier.

Aus dem Englischen von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Erster Theil.

Aeïscha, die Jungfrau von Kars.

1e bis 6e Lieferung geh. 4 ggr. oder 18 kr.

Wer kennt nicht den Verfasser von Hajji Baba's Abenteuer in Ispahan und Zohrab die Geißel Gottes, welche in mancher Hinsicht die bekannte Tausend und Eine Nacht übertreffen. Ausgezeichneter aber noch ist sein neuestes Werk: „Aeïscha" — dieses schönste, liebenswürdigste und tugendhafteste Mädchen, welches vielleicht jemals die Welt bezaubert hat, dieses „Licht aller Augen", diese „Perle des Morgenlandes", deren Bild in den Herzen der Liebenden Verewigung finden wird, mit den Leiden und Freuden ihrer standhaften Liebe zu Lord Osmond, dessen außerordentliche Abenteuer, wobei auch der furchtbare Kurdenhäuptling Kara Bey eine große Rolle spielt, die Einbildungskraft der Leser wundersam fesseln.

Für Aerzte, Eltern und Erzieher.

In der Basse'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. A. Maisonabe: Die

Verkrümmungen des Rückgrathes

und deren Heilung. Uebersetzt von Dr. Eduard Martiny. Mit 2 Tafeln Abbild. gr. 8. geh. Preis 16 Gr.

Diese für Aerzte, Eltern und Erzieherinnen gleich wichtige Schrift behandelt sämmtliche bisher zur Heilung der Difformitäten der Rückenwirbelsäule angewendete gymnastische und mechanische Mittel und empfiehlt, insbesondere bei sehr veralteten und hartnäckigen Uebeln, eine verbesserte Art des Streckbettes.

Geschenk für Confirmanden.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Emiliens

Stunden der Andacht

und

des Nachdenkens.

Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände

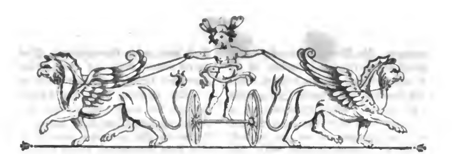
von

Dr. C. W. Spieker.

Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. mit Titelkupfer. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 51. — den 12. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Melchior Meyr über die jüngere Literatur.

Endlich nach so vielen taktlosen, ungeberdigen Versuchen, den Geist unserer Literatur in neuester Zeit zu würdigen, eine ehrenwerthe, parteilose Kritik. Melchior Meyr, vielleicht pseudonym, gab (in Erlangen bei Heyder) ein höchst schätzbares Büchlein „über die poetischen Richtungen unserer Zeit." Der Verfasser edirte früher ein idyllisches Epos und stellt nächstens seine lyrischen Productionen zusammen. Zugleich geht er mit einer umfassenden Geschichte der deutschen neuern Literatur um, wovon hier eine Probe dargelegt wird. Es sind Aufsätze über Heine, Platen, Uhland, Rückert, und die jüngere Welt. Hohe Sittlichkeit der Auffassung, zarte Humanität und ein feiner Takt bezeichnen gleich sehr das Talent wie die Gesinnung des Verfassers. Von der jungen Literatur macht er Niemand namentlich, er nimmt sie als einen Gesammtausspruch der Zeitbedürfnisse. „Die vorzüglichsten Repräsentanten derselben," sagt er unter andern, „sind unmittelbar Söhne der Zeit, die nach Freiheit ringt, nach Freiheit in jeder Beziehung, nach gerechter und ungerechter Freiheit. Sie sind geboren und erzogen, die Forderungen der Zeit in Wort und Schrift vorläufig geltend zu machen. Ausgerüstet mit keckem Streben, mit einem gewissen Sinn für die Erscheinungen der Welt und der Literatur, mit steter Sehnsucht nach freier Bewegung und frischem Thun, werden sie auf der einen Seite die Anwälte des **Lebens** und der **Natur**, und fordern Ungebundenheit, Frische, Kraft, Farbe und Fülle mit einer Wärme, die auch in ihren kritischen Schriften sehr anregend ist. Ein verdienstliches Unternehmen! da man im Dichten und Thun nichts leichter vergißt, als daß die Wahrheit nur im Leben, nur in stets lebendigem Denken und Empfinden ist, und jeder Stillstand Tod bringt. Auf der andern Seite sind sie die geschwornen Feinde der Pedanterie, des Schlendrians, und all' der kranken und todten Dinge, die in der Welt oft noch mit einer besondern Wichtigkeit und Würde auftreten. Diesen versetzen sie, unterstützt von durchdringendem Witze, die empfindlichsten Streiche, so daß sie, schlimm zugerichtet, sich unsern Augen in ihrer ganzen Kläglichkeit darstellen. Nicht minder verdienstlich und anerkennenswerth! Die todte Gewohnheit ist etwas, worein der Mensch jeden Augenblick zu verfallen droht, und gerade dadurch, daß man sie lächerlich macht, kann man am besten vor ihr abschrecken. Ich möchte hier als eine nützliche Eigenheit dieser Autoren auch einen gewissen Mangel an Pietät anerkennen, an jener falschen Pietät nämlich, die eine verehrte Persönlichkeit oder Einrichtung in jeder Beziehung gelten lassen will, und die Schwächen derselben auch da nicht anzugreifen sich getraut, wo sie offenbar zum Unheil wirken. Freilich sollte man den Mangel an falscher Pietät mehr an denjenigen loben, welche die wahre nicht so oft außer Augen setzen, wie unsere Autoren."

„Als productive Naturen kommen sie ihren Theorien großentheils nach. Ihre Darstellungen blühen und duften, farbig frisches Leben quillt aus den kecken, ra-

schen Strichen entgegen. Ihr Vorsatz, nur echt Erfahrenes, glühend Genossenes wiedergeben zu wollen, ist der allein rechte, und muß noch gute Früchte bringen. Dazu kommt, daß sie sich bemühen, neue, unserer Zeit gemäße poetische Formen zu erfinden. Dieses Experimentiren in der Form ist sehr wichtig, und wird ohne Frage viel zur Lösung der Hauptfrage beitragen: in wie weit nämlich die jetzige Generation die Formen der verschiedenen Zeiten und Völker zu regeneriren hat, und inwiefern es ihr möglich werden könne, ganz eigenthümliche, bisher noch nicht dagewesene Formen für den eigenthümlichen Zeitgehalt zu schaffen."

Mich dünkt, wer so zu würdigen weiß, habe auch das Recht zum Tadel, an dem es dann im Verlauf des Artikels nicht fehlt.

Dagegen ist in Leipzig ein großer Schreier und ein kleiner Philosoph, Herr Dr. Marbach, abermals mit Angstweh und Zeter über die Literatur der Zeit zu Stuhle gegangen. Anfangs rührte mich dieser Eifer und ich schrieb über das erste Heft seiner Literaturbriefe an anderem Orte eine Warnung, daß es lächerlich sei, nach Hegel die über ihn hinausliegende Zeit zu construiren; sobald Hr. Marbach, in seinem zweiten Hefte, die lächerlichen Grimassen schnitt, um seine ABC-Weisheit kräftig zu machen, erklärte ich mich hier an Ort und Stelle über sein Treiben.

Aus dem Abwurfe der Moral und den Brosamen von Hegel's reicher Tafel dreht sich dieser Philosoph Brotkügelchen und wirft sie der Literatur ins Gesicht. Dabei springt er um den Tisch herum in possierlicher Wehmuth. Das ist so ein Philosoph, wie ihn sich Sir John Falstaff nach Tisch aus Käserinde schnitzt.

Lazarilla.

(Fortsetzung.)

Nach diesem oratorischen Ausfluge ließ sich der Mejo aufs Knie nieder und sagte nach einem kurzen Schweigen: „Nun denn, werdet Ihr nicht einwilligen? Ich liebe Euch, und ich habe Ersparnisse zurückgelegt: sechs hundert Realen. — Ich bin eine gute Partie, Lazarilla; Ihr werdet leben, ohne arbeiten zu brauchen. — Nun denn, wann werden wir Hochzeit machen?"

„Nie! denn es ist unmöglich!" gab sie ruhig zur Antwort.

„Unmöglich? und warum?" fragte er, mit einem Ausdrucke des Zornes und der Verachtung sich erhebend. „Ihr findet vielleicht, daß ich Eurer nicht würdig bin! Sieh 'mal, welche Einbildungen. Denkt Ihr denn, mit Eurem nackten Leibe und Eurer Mantille in Fetzen die Frau eines Granden von Spanien zu werden?"

Die Bettlerin hatte kein Talent zum Spott; sie begnügte sich damit, die einfache Antwort zu geben: „Pepe! ich kann Euch nicht heirathen, weil ich einem Andern die Ehe versprochen habe. Entfernt Euch schnell, denn Eure Anwesenheit könnte leicht etwas Unangenehmes über Euch verhängen. Geht, ich werde vergessen, was Ihr mir so eben gesagt habt."

Der Mejo entgegnete diesem wohlwollenden Worte mit einer drohenden Geberde, und ging mit Wuth in dem Herzen fort, ohne sich herabzulassen, nach dem Namen des Nebenbuhlers, der ihm vorgezogen würde, zu fragen. „Irgend ein Bettler gewiß!" dachte er. „O, ich werde Don Manuel davon unterrichten, und wir werden sehen."

Eine Woche später nahm Don Manuel seinen Abschied als Capitain der Garde. Seit einiger Zeit hatte er von der Welt sehr zurückgezogen gelebt, und er sprach die Absicht aus, eine Reise nach Frankreich zu machen. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß er sich verheirathet hatte, aber Niemand erhielt eine Anzeige oder Charte.

Donna Luisa war die Einzige, an welche Don Manuel vor seiner Abreise schrieb. Dieser Brief enthielt nur einige Zeilen. Er kostete der, die ihn empfing, viele Thränen. Don Manuel gestand ihr, indem er ihr Lebewohl sagte, seine sonderbare Heirath. Die junge Gräfin schrieb an ihren Vater und bat ihn um Erlaubniß, den Novizenschleier anzulegen, allein der Graf blieb beharrlich bei seiner Weigerung. Er hatte entschieden, daß seine Tochter erst nach ihrer Volljährigkeit sich dem Kloster weihen dürfe.

6.

Don Manuel hatte nur zwei Diener mit sich genommen. Der Mejo war in Madrid als Oberaufseher des Hotels geblieben, und man kann sagen, daß er sich dort wie im eigenen Hause betrachtete. Sein alter Freund Don Antonio Colosia y Campillos, mit dem er sich aufrichtig ausgesöhnt hatte, besuchte ihn alle Tage.

Ungefähr achtzehn Monate nach Don Manuel's Abreise aßen einmal Pepe und sein Freund Don Antonio mit zwei oder drei Lakaien und einer alten Duenna, die ihre Küche bestellte, zum Abend. Es war beinahe Mitternacht, und diese Herren waren schon recht lustig geworden, als plötzlich an das große Thor geklopft wurde.

„San Jakob und San Joseph! wer mag der Freudenstörer sein!" rief Pepe.

Die Alte lief ans Fenster und erblickte eine mit Koffern und Schachteln beladene Kutsche; zwei Diener zu Pferde hielten an den Schlägen.

„Es ist Se. Herrlichkeit!" rief sie. „Kann man denn so ankommen, als fiele man vom Himmel herab? Nichts ist in der Ordnung, kein Zimmer ausgefegt, keine Vorhänge, nur Spinngewebe an den Fenstern. Hätte man mir es nur einen Tag vorher angesagt! Allein es scheint, als fänden die Herrschaften Vergnügen daran, schlecht bedient zu werden."

Indessen war Don Antonio verschwunden, und Pepe eilte mit zwei Dienern, die Kerzen trugen, den Thorweg zu öffnen; der Wagen rollte in die Vorhalle hinein. Don Manuel stieg aus, und gab dann seiner Frau die Hand, um sie in den großen Saal der ersten Etage zu führen, während man die Sachen ablud.

Es ist eine traurige Sache, nach einer langen Abwesenheit in sein Haus unerwartet zurückzukommen. Die Räume, die man sich sehnt wieder in Besitz zu nehmen, haben ein leeres, trostloses Aussehen; man fühlt sich fremd in seinem eigenen Dasein, und muß erst mit der ganzen Umgebung von neuem Bekanntschaft machen. Es war mitten im Februar und es war kalt. Don Manuel ließ Feuer machen, zog einen Lehnsessel vor den Kamin, und Lazarilla, in ihren Pelz gehüllt, ruhte darin aus.

Zwei Kerzen brannten auf dem Tische, und machten nur die goldglänzenden Ränder sichtbar, welche die damastnen Tapeten des Salons einrahmten. Die ungemein großen Spiegel warfen ihren Wiederschein auf die in Fresco gemalten Plafonds, und Strahlen des Mondes drangen durch die vorhanglosen Fenster. Lazarilla warf einen Blick ringsum, dann drückte sie sich noch tiefer in ihren Lehnsessel und schloß die Augen wie zum Schlafe. Allein eine Thräne glänzte durch die lange Wimper, und Don Manuel sagte zum hundertsten Male zu sich selbst, während er sie mit Bitterkeit betrachtete: „Sie ist nicht glücklich. O, mein Gott, warum denn nicht? Ich liebe sie ja, und lebe nur für ihr Glück."

Don Manuel hätte auch sich selbst fragen können, warum er im Besitz dieser Frau nicht glücklich war. Die seltene Schönheit, die ihn verlockt hatte, glänzte in ihrer höchsten Fülle. Durch die sorgfältigste Toilette, durch die Fürsorge eines üppigen Lebens hatte sie das Wenige erworben, was an ihrer Vollkommenheit fehlte. Uebrigens war Lazarilla noch immer ein gutes, schüchternes, durchaus demüthiges Geschöpf. Nie hatte sie sich durch Mangel an Ehrfurcht und Dankbarkeit, die sie Don Manuel schuldig war, versündigt, allein trotz aller Zuvorkommenheiten, womit er sie überhäufte, trotz aller Genüsse des Luxus war es, als wenn Traurigkeit und Langeweile sie aufrieben. Sie hätte ihre prächtigen Kleider, ihr ganzes verschwenderisch prangendes Leben, um die alte Mantille von ehemals und einen einzigen Tag der Unabhängigkeit und der Armuth hingegeben.

Don Manuel zeigte ihr seine Absicht an, den übrigen Theil des Winters in Madrid zu bleiben. Wie gewöhnlich versicherte seine Frau, daß sie mit dieser Bestimmung sehr zufrieden sei. Wenn er in demselben Augenblicke seinen Entschluß verändert hätte, würde sie dasselbe gesagt haben.

Diese völlige Gleichgültigkeit war Don Manuel's größte Qual. Er bemühte sich auf jede Weise, diese Gleichheit der Stimmung, diese Verläugnung alles Willens zu vernichten; aber Lazarilla wußte nur, sich zu fügen und sich zu unterwerfen. Sie hatte keinen Selbstwillen.

Pepe merkte sehr bald, wie traurig-glücklich das häusliche Leben war, und das freute ihn nicht wenig. Die ganze Liebe, die er für Lazarilla empfunden, hatte sich in einen eifersüchtigen Haß verwandelt. Ohne das, was er wollte, sich recht klar zu machen, fühlte er sich gedrungen, ihr wehe zu thun, und aus einer Art Instinkt mehr als aus Hoffnung auf irgend eine Rache, erspähte er selbst ihre unschuldigsten Handlungen. Sie, immer gut und gleichmüthig, behandelte ihn, als hätte sie ihn nie gesehen, bevor sie Don Manuel's Gattin wurde. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig.

[Bürgersinn, moralischer Eifer.]

Durch das Leichentuch von Schnee grabe ich mich, trotz Frost und Stürmen, hinein in das Grab des alten Jahres, rüttle das Unverbesserliche für Augenblicke noch einmal in ein künstliches Leben zurück und lasse mir Bericht erstatten, welche Ereignisse unter seiner Regentschaft außer den schon gemeldeten wohl in Betreff Braunschweigs noch für die Leser dieser Blätter von Interesse sein möchten. — Die Antwort ist so reichhaltig, daß ich fast zaghaft werden sollte um Beginn und Verlauf meiner Nachrichten, doch im Vertrauen, daß Ersterer auch schon den Letzteren geben wird, schaue ich mich nach einem erfreulichen Anhaltspunkte um, und finde als solchen vor Allem den schönen Gemeinsinn für öffentliches Wohl und Wehe, der sich in unserm Bürgerstande offenbart. — Ja, es ist wahr! unter dem oberflächlichen Mode-

schimmer des Alltagslebens hat sich bei dem Braunschweiger doch auch ein Zug jenes Charakters treu erhalten, den ihm das kräftige Bürgerthum vorzüglich des funfzehnten Jahrhunderts ausgedrückt hatte. Um Bürgerehre und Bürgerrechte hat Braunschweig viele und verzweifelte Kämpfe erlitten; aber durch ihrer Bürger Streben hatte die Stadt auch einen so hohen Grad von Reichthum und Wichtigkeit erlangt, daß sie nahe daran war, reichsunmittelbar zu werden, und daß sie, nach ihrem Beitritte zur Hansa, durch ihren ausgebreiteten Handel bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts als erste Stadt Niedersachsens galt. Von jener Zeit übersiedelte sich der Stolz auf das Bürgerthum der folgenden Jahrhunderte, und noch in der Jugend unserer Väter galt der Titel: „braunschweiger Bürger", als ein so gewichtiger und ehrenvoller, daß ihr die Eigenliebe gar gern im Munde zu führen pflegte. Die geistige Politur der Zeit seit 1789 hat zwar freilich viel in dem öffentlichen Charakter Braunschweigs geändert, doch hat er durchaus nicht ganz und gar die Spuren der bürgerlichen Selbstständigkeit hanseatischer Zeiten zu verwischen vermocht, und wo die Verhältnisse einmal in die Hülle des alltäglichen Treibens ein Loch rissen, da brach der kräftige Bürgersinn der Braunschweiger wieder in Wort und That an das lang entbehrte Sonnenlicht hervor. Eine solche Epoche bildeten zuletzt die verhängnißvollen Ereignisse des Monats September 1830. Der Zusammenfluß seltsamer Bestrebungen Einzelner entzündete die Flamme und legte, zum physischen Elemente werdend, das kleine freundliche, mit der Stadt harmonirende Fürstenhaus, unter dessen Dache zwei der ausgezeichnetsten Fürsten ihrer Zeit gelebt hatten, in Asche. Die augenblickliche Lösung der obersten Gewalten, und der vertrauenvolle, schmeichelnde Hülferuf der Magistratsbehörde gab plötzlich dem Bürgersinne Raum und Gelegenheit, sich elastisch auszudehnen, und es trat an die Stelle langjähriger Passivität für ihn ein Zeitraum kräftigen, thätigen Eingreifens in seine höchsten Interessen, ja in jene allgemeinen der Stadt und des Landes. Der Bürgerverein ward gebildet, und mag es immerhin wahr sein, daß an seiner Gründung und an seinem spätern Wirken die Aussicht Einzelner, dadurch ihrer Eigenliebe in hohem Grade schmeicheln und eine gewichtige Rolle spielen zu können, eben so vielen Antheil hat, als das reine schöne Wohlwollen für die Bewohner der Stadt und des Landes Braunschweig; — nicht von der Hand zu weisen ist dennoch die Wahrheit, daß dieser Bürgerverein manches neue Gute hervorrief, manches Alte kräftigst förderte, und vorzüglich den Sinn für öffentliches Wohl und für die Kunde unserer Angelegenheiten und Zustände verbreiten und von philiströsen Beschränkungen erlösen half. Vielleicht beleuchte ich die vielseitige Thätigkeit dieses Vereines später einmal näher, und beschränke mich dagegen für diesen Augenblick auf die Erwähnung einzelner Puncte, welche der Gegenwart besonders nahe liegen.

Dahin gehört besonders der Correctionsverein, der seine Gründung und sein Bestehen dem Bürgervereine verdankt. Von vielen Seiten her ertönten in unsern Zeiten die Klagen über das traurige Schicksal derer, die, aus einer Straf- oder Besserungsanstalt entlassen, rath- und hülflos, und ohne irgendwo Vertrauen zu finden, sich geradezu gezwungen sahen, ihre besten Vorsätze und Entschlüsse aufzugeben, und, durch allseitiges Mißtrauen zu einem rechtlichen Erwerbe unvermögend gemacht, ihr Fortkommen wieder auf eine, der gesellschaftlichen Ordnung widersprechende Weise suchen **mußten**. Man fühlte die schreiende Ungerechtigkeit tief, die in einer Strafe liegt, welche zur Fortsetzung des bestraften Vergehens zwingt, und so sich nicht nach dem Worte des Gesetzes auf eine bestimmte Zeit beschränkt, sondern in seinen nächsten Folgen ein ganzes Menschenleben vergiftet, und die Saat des Unrechts üppig keimen und zeitigen hilft. — Aus dem Bewußtsein dieses Unrechts und in Furcht vor dem Schreckbilde der wuchernd um sich greifenden allgemeinen Demoralisation aller, und insbesondere der untern Classen, das, je weiter wir in die Zukunft hinausblicken, um so drohender uns entgegentritt, entsprang der braunschweiger Correctionsverein, dessen Zweck ist: diejenigen, welche wegen regelloser Lebensweise in eine Correctionsanstalt geschickt waren, bei ihrem Austritte aus derselben durch Beschäftigung und Beaufsichtigung wieder auf den rechten Weg zu führen und auf ihre nachhaltige Besserung möglichst einzuwirken. Der Verein hat sich zunächst für die Stadt Braunschweig gebildet, doch wird er sich mit den künftig im Lande sich noch bildenden Vereinen dieser Art in Verbindung setzen, auch bezweckt er, sobald es erreicht werden kann, sich auf die aus den eigentlichen Strafanstalten Entlassenen auszudehnen. Die Mittel zur Erreichung des Zweckes sind im Allgemeinen: **Unterhalt** durch Beschäftigung, nöthigenfalls Unterstützung an Kleidungsstücken, Materialien, Werkzeug, Miethe u. s. w. Dann: **Versittlichung** durch Beaufsichtigung und Ermahnung, nöthigenfalls unter Mitwirkung der Ortspolizei. Die Verwaltungs- und Unterstützungskosten werden theils durch freiwillige Beiträge der Mitglieder des Vereins aufgebracht, theils werden dazu die Orts-Armen-Cassen zu Hülfe gezogen. Die Mitglieder, Männer und Frauen, geben, nach freier Wahl, entweder Beiträge, oder übernehmen Geschäfte, oder thun Beides.

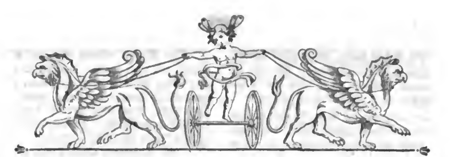
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Fürst Pückler.]

Am 15. Januar schiffte sich Fürst Pückler in Alexandrien zur Rückkehr nach Deutschland ein. Ihm voran ging eine Schiffsladung nach Triest, die seine itinerarischen Triumphzeichen führte, die drei jungen arabischen Pferde, Geschenke des Vicekönigs, die ihm derselbe durch Araber über's Meer sendet, ferner die ägyptischen Sammlungen des Fürsten, Alterthümer, Papyrusrollen und Mumiensärge, Pflanzen, Blumensämereien u. dgl., sein bebendes Reise-Dromedar aus der Wüste, drei schönäugige Gazellen, Affen, sein dongalesischer Hengst von edelster Race, kurz, der Fürst kann, wenn er genug Literatur gemacht haben wird, aus seinen Reiseeffecten auch eine Menagerie eröffnen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 52. — den 13. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortsetzung.)

Einige Wochen gingen hin. Lazarilla verbrachte die Zeit in ihrem Zimmer, ohne irgend einen Besuch zu empfangen, ohne mit etwas beschäftigt zu sein. Sie hatte eine tiefe Abneigung gegen Alles, was Arbeit hieß, und nie konnte sie sich entschließen, lesen zu lernen. Die Talente und Kenntnisse, welche die müßigen Stunden reicher Leute so sanft beschäftigen, fehlten ihr ganz und gar; sie schlief bis tief in den Tag hinein, oder betete zu Gott, um die Zeit zu tödten. Sie ging nur aus, um die Messe zu besuchen, immer von Pepe und der Duenna gefolgt. Ein alter Franciskaner, ihr Beichtvater, war die einzige Person, die sie hin und wieder, aber sehr selten besuchte.

Don Manuel hing unmerklich der Gewohnheit nach, alle Abende außer dem Hause zu verbringen. Er kehrte zwar nicht in die große Welt zurück, allein er besuchte einige alte Freunde wieder. Eines Tages ging er nach dem Kloster der Benedictinerinnen, und bald wurden seine Besuche dort immer häufiger. Die junge Gräfin errieth bald, daß Don Manuel nicht so glücklich sei, als er zu scheinen sich bemühte. Mit ihrem Tacte und Zartgefühl gab sie ihm unmerklich guten Rath. Sie tröstete ihn über die Bizarrerie seiner Lage. Endlich wurde sie für ihn eine nachsichtige und wahre Freundin.

Oft wenn Don Manuel zu der armen Lazarilla zurückgekehrt war, betrachtete er sie still für sich und sagte: „Sie ist sehr schön, aber ihr fehlen Donna Luisa's Geist und Zauber... Wie liebenswürdig ist Donna Luisa!"

Er begann häufig das Theater zu besuchen. Lazarilla konnte diese Art Vergnügen nicht ausstehen, und obgleich sie nichts darüber äußerte, wollte ihr Gatte ihr die tödtende Langeweile, alle Tage an seiner Seite drei Stunden hindurch zu gähnen, ersparen. Gewöhnlich bediente er sich des Abends seines Wagens, und Pepe folgte ihm dann mit einem andern Diener. Lazarilla verblieb allein mit ihren Leuten im Hotel. Die Duenna und zwei Kammerfrauen verließen das Zimmer ihrer Herrschaft nie; ein alter blinder Diener hielt sich im Vorzimmer auf; die andern waren in dem Küchenzimmer.

Als der Frühling gekommen war, gefiel Lazarilla sich darin, alle Abende, in den Garten des Hotels hinabzugehen; sie verbrachte ganze Stunden dort ganz allein, denn der alte Diener, der ihr folgte, schlief gern auf der Terrasse ein, und zuweilen kehrte er aus Besorgniß, der Abendthau könne ihm schädlich sein, ins Haus zurück. Tief im Garten war ein kleiner Pavillon, den Don Manuel in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Madrid ganz von neuem hatte ausschmücken lassen. Anfangs gefiel er sich darin, dort mit Lazarilla zu verweilen; seit einiger Zeit aber hatte er ihr den Raum gänzlich überlassen, und besuchte ihn nicht mehr. Nun faßte sie eine große Vorliebe für diesen Ort; sie schloß sich darin ein, sobald ihr Gatte nach dem Theater fuhr, und blieb bis Mitternacht dort. Wenn Don Manuel zurückkehrte, fand er sie fast immer im Bette, ihren Rosenkranz andäch-

tig herbeitend. „Sie ist sehr simpel, sie ist sogar albern," dachte er oft; aber gleich darauf sagte er sich, wie zur Ausgleichung, wieder, „aber sie ist so schön und so sittsam — ein sittsames Weib ist ein seltener Schatz!"

Eines Tages überzeugte sich Pepe, der seit längerer Zeit einen gewissen Verdacht gefaßt hatte, daß Lazarilla allabends durch die kleine Gartenthür, die in die Straße der Baarfüßer führte, hinausging. Den folgenden Tag eilte er, seinem Freunde Don Antonio diese Entdeckung mitzutheilen. Dieser war der Meinung, daß man vor allem sogleich den Gatten davon unterrichten müsse. „Das übernehme ich," sagte er, „und wir wollen sehen, wie er sich bei der Nachricht benehmen werde."

Denselben Abend, als Don Manuel vor der Opera-Buffa aus dem Wagen stieg, überreichte ein unbekannter Diener an Pepe einen Brief, und verschwand sogleich. „Es ist an Ew. Herrlichkeit!" sagte der Mejo.

Don Manuel nahm den Brief, lief ihn durch und zerknitterte ihn mit Zorn, wie ein Mann, der eine niederträchtige und verläumderische Angebung verachtet.

In seine Loge eingetreten, las er noch einmal das verhängnißvolle Schreiben durch. Es enthielt nur folgende Zeilen: „Lazarilla verläßt alle Abende Ihr Haus von acht Uhr an bis Mitternacht. Es kommt Eurer Herrlichkeit zu, zu untersuchen, wer der abendlich Beglückte ist, und welcher von den zahlreichen Geliebten, die sie vormals gehabt, in seine alten Rechte wieder eingetreten sein mag!"

Don Manuel zerriß das Schreiben und setzte sich nieder. Nach Verlauf von fünf Minuten stand er auf und eilte nach seinem Wagen, der noch auf dem Platze hielt. Sich hineinwerfend, rief er: „Ins Hotel!"

„Ins Hotel!" wiederholte der Mejo, und setzte sich neben dem Kutscher auf den Bock.

Die Pferde schlugen Funken vom Pflaster; in zehn Minuten war der Kutscher vor seinem Hause. Er stieg vor dem Thorwege aus dem Wagen, und hieß den Kutscher warten und verbot Pepe, ihm zu folgen.

Im Hintergrunde der Vorhalle befand sich ein gewölbter Durchgang, der auf die Terrasse und nach dem Garten führte. Don Manuel eilte ohne Licht hindurch. Der alte Diener ruhte an dem steinernen Geländer der Terrasse. Er erhob sich schnell, als er seinen Herrn mit zitternder und stammelnder Stimme fragen hörte: „Weißt Du, wo Deine Herrschaft ist?"

„Dort im Gartenhause," erwiederte der Diener. „Sie erwartete Ew. Herrlichkeit nicht so bald."

Don Manuel athmete wie ein Mann auf, der plötzlich von einer schweren Last befreit wird. „Das ist gut!" sagte er; dann, als der Diener ganz erstaunt ob der barschen Frage und dieser nichtssagenden Erwiederung schien, fügte Don Manuel hinzu: „Leuchte mir bis zum Gartenhause. Ich will einen Augenblick vorsprechen, bevor ich wieder ausfahre."

„Ew. Herrlichkeit haben freilich zu befehlen," sagte der alte Roque. „Sennora hat mir ausdrücklich verboten, sie zu stören; allein Ew. Herrlichkeit machen eine Ausnahme!"

„Vorwärts, Schwätzer!" sagte Don Manuel beklommen; „ich habe Eile."

Während der Diener zurückkehrte, um ein Windlicht zu holen, legte Don Manuel die bedeckte Allee, die zum Gartenhause führte, zurück. Man konnte Licht zwischen den verschlossenen Jalousien erblicken; der Schlüssel steckte nicht im Schlosse. Don Manuel klopfte an die Thür und rief mehrmals: „Lazarilla!" Niemand gab Antwort. Unterdessen langte Roque mit einem Windlichte in der Hand an.

„Du sagst, daß Deine Herrschaft da sei?" rief Don Manuel blaß und von einer sonderbaren Erregung ergriffen.

„Ich habe sie, kurz nachdem Ew. Herrlichkeit in den Wagen stieg, dort hineintreten sehen."

„Beim Heil Deiner Seele! redest Du wahr?"

Der Diener legte die Hand auf seine Brust und verbeugte sich, sein Wort bekräftigend, mit einem Ausdruck des Erstaunens.

Don Manuel klopfte und rief nochmals, dann lehnte er sich an die Thür und sprach mit lauter Stimme: „Ich will in das Gartenhaus hinein! Auf der Stelle werde ich hineinkommen, und wehe dem, den ich dort antreffe!"

Er lauschte nochmals. Niemand bewegte sich darin; Niemand gab Antwort. Dann gebot er dem Diener, aus seinem Schranke einen zweiten Schlüssel zum Gartenhause zu holen.

Der Alte stieß in dem Durchgange auf Pepe. „Es ist sonderbar!" sagte der Greis ganz verwirrt. „Es ist mir, als stehe diesem Hause ein großes Unglück bevor. Freund Pepe, begleite mich hinauf; Seine Herrlichkeit hat mir befohlen, hinaufzugehen und den Doppelschlüssel zu holen. Sennora hat sich im Gartenhause eingeschlossen und will nicht öffnen."

Pepe entriß seinen Händen das Windlicht; in einem Augenblicke war er die Treppe hinauf und hatte den Schlüs-

sel gefunden; er war es, der denselben seinem Herrn überbrachte.

„Gut, Pepe,“ sagte dieser mit barscher, vor Wuth zitternder Stimme; „jetzt bleib' hier an dieser Thür; bewache sie wohl, während ich darin verbleiben werde. Niemand darf entschlüpfen — hörst Du, Pepe!“

Der Mejo gab nur durch ein Zeichen Antwort; er lehnte sich an die Mauer und steckte seine Hand unter das Kleid.

„Keinen Messerstoß!“ sagte Don Manuel, „ich will selbst Alles abmachen.“

Er öffnete die Thür und trat rasch hinein, den blitzenden Degen in der Hand. Das Gartenhaus war leer. Zwei Wachslichter brannten auf einem Tische. Lazarilla's seidenes Kleid, ihr Perlenhalsband, ihr Halstuch von schwarzen Blonden, alles lag nebst ihren Handschuhen auf einem Stuhle. Don Manuel suchte, störte überall herum; er fand Niemand.

Er trat aus dem Gartenhause und verschloß fest die Thür; dann sagte er zu Pepe: „Nimm die Fackel und geh' mir voran.“

Sie eilten nach dem Hintergrunde des Gartens und untersuchten die kleine Thür. Der Riegel von innen war zurückgezogen, und das an der Schwelle niedergepreßte Gras verrieth, daß Jemand kurz vorher es betreten.

Don Manuel kehrte nach der Terrasse zurück und nahm Roque ins Verhör. Der arme Greis schwur, daß seine Herrschaft ihn jeden Abend dort mit dem Befehle hinterlassen, Niemanden zu ihr eindringen zu lassen, und daß er weiter nichts wisse.

„Gleichviel,“ sagte Don Manuel, „Du wirst mir folgen. Pepe, überzeuge Dich, ob Jemand uns eintreten sah!“

Der Mejo ging in die Küche hinab, dort fand er die ganze Dienerschaft versammelt; die Duenna legte ihnen die Karten.

„Niemand,“ sagte er, wieder zurückgekehrt, „wird der Sennora anzeigen können, daß Ew. Herrlichkeit sie heute Abend nicht hier gefunden.“

„Das ist gut! nimm Roque mit Dir; doch nein, der arme Greis, er soll sich hinten in den Wagen setzen. Steig' hinein, Roque! steig' hinein! ich gebiete es.“

„Ach, du mein Gott!“ rief Roque bestürzt, „ist denn das Ende der Welt gekommen, weil alles vom Obersten zum Untersten gekehrt wird?“

Don Manuel rief dem Kutscher zu, nach Don Diego Vasconcellos zu fahren. Dieser war sein nächster Anverwandter. In den letzten zwei Jahren hatten sie sich nicht gesehen; allein Don Diego, obgleich Manuel's höchst befremdende Heirath mißbilligend, hatte laut erklärt, daß er sein Freund bliebe, und daß er dies bei jeder Gelegenheit beweisen würde.

Während des Hinfahrens verhörte Don Manuel noch einmal den alten Roque, und erhielt dieselben Antworten. „Heilige Jungfrau! welcher Unglückstag!“ rief der arme Greis. „Ihr glaubt Euch beleidigt, Herr! Seid barmherzig! — Eine so schöne und so gute Dame. Ich kann nicht glauben, daß sie Eurer Herrlichkeit irgend eine Schmach angethan. In jedem Falle sind wir alle große Sünder, und in dem eigenen Gebete bitten wir alle Tage, daß Gott uns verzeihen möge, wie wir denjenigen verzeihen, die uns beleidigt haben.“

„Verzeihen? Nein! niemals! nie!“ rief Don Manuel, von Zorn und eifersüchtiger Wuth gepeinigt. Von dem Augenblicke an fühlte er nur Trost in der Rache; allein diese Rache wollte er schnell, sicher und vollständig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Beschluß.)

[Die Bestrebungen des Bürgervereins.]

Um den Zweck des Vereins bestens erreichen zu können, wirkt Letzterer in vollkommenem Einverständnisse mit der Correctionsanstalt und der Polizeibehörde. Sieht der, einen untergebrachten Curanden Beaufsichtigende ein, daß derselbe ohne Gefahr von Rückfällen in seine frühere Lebensweise nicht ohne einigen Zuschuß zu lassen sei, so wird der Verein diesen leisten; jedoch werden nur im äußersten Nothfalle diese Zuschüsse in barem Gelde verabreicht. Die Zeit der Entlassung richtet sich nach Umständen, jedoch wird in der Regel angenommen, daß der Curande noch eben so lange Zeit unter der Aufsicht des Vereines bleibt, als sein Aufenthalt in der Correctionsanstalt währte. Nach den im Obigen angedeuteten Grundzügen ist der Correctionsverein seit ungefähr zwei Jahren wirksam gewesen und hat schon in dieser ersten Zeit seines Bestehens öfters Gelegenheit gefunden, sich selbst und die gute Meinung zu rechtfertigen, die er im Publikum genießt. Die Zahl der Theilnehmer hat sich durch einen allgemeinen Aufruf im vorigen Jahre bedeutend vermehrt, und mit ihnen die Kräfte, über welche er zur Zügelung der Sittenverderbniß in seiner Weise zu disponiren hat. Das Entstehen eben solcher Vereine in andern Städten des Landes ist mehr als wahrscheinlich, und wenn man noch einen Wunsch für diese, einem schönen Gemeingeiste entsprungenen Vereine hegen darf, so ist es zunächst wohl der, daß sie sich bald vermögend sehen möchten, ihr Wirken in der Beziehung auszudehnen, wie es der braunschweiger Verein andeutet, nämlich auch die aus den eigentlichen Strafanstalten Entlassenen in ihre Leitung und ihre Fürsorge zu ziehen. — Eine andere Richtung, nach welcher hin der Bürgerverein wohlwollend und hülfreich in

das hiesige öffentliche Leben eingreifen will, trifft auf jene armen Familien, denen das strenge Gesetz der Conscription im Sohne oder Bruder u. s. w. den einzigen Ernährer, die einzige vielversprechende Stütze zu rauben droht, ohne daß sie vermögend wären, den herben Schicksalsschlag durch die hohen Geldopfer von sich abzuwenden. Das neue braunschweigische Conscriptionsgesetz, durch welches der junge Mann von seinem zurückgelegten einundzwanzigsten Jahre an auf sieben Jahre, statt der früheren fünf, dem Staate Militairdienste zu leisten verpflichtet ist, hat die Forderungen der Stellvertreter, bei deren Annahme die Kriegscommission auch immer vielseitigere Ansprüche machte, so sehr gesteigert, daß nur eine gewisse Wohlhabenheit sie befriedigen kann, und so ist denn die bedürftigere Familie ganz des Mittels beraubt, ihren Ernährer an sich zu fesseln. Nach dem Vorgange Hessens ist nun durch den Bürgerverein eine Gesellschaft im Entstehen, die durch eine Commission für jene Söhne der dadurch vertretenen Familien, die das Loos zum Dienste zwingt, Vertreter stellen wird, ohne daß diese letztern je erfahren, an wessen Statt sie dienen; eine Einrichtung, die es ganz verhütet, daß die Stellvertreter während und nach ihrer Dienstzeit den Familien irgendwie lästig fallen. Jede zu der Gesellschaft gehörige Familie zahlt für jeden dienstpflichtigen Sohn 25 Thaler, um welchen Preis ihnen ein Stellvertreter gestellt wird, falls das Loos den Conscribirten zum Dienste nöthigt. Die Freiloosungen kommen dem Fond der Gesellschaft zu gute und setzen diese in den Stand, auch zu höhern Summen, als die Einzahlung beträgt, Vertreter für ihre Mitglieder zu engagiren. Die Militairbehörden zeigen sich im Ganzen den Gesellschaftszwecken geneigt und werden ihr Gedeihen dadurch fördern, daß sie Ausgediente, auf denen weder im Physischen noch im Moralischen ein hindernder Fehler ruht, von der Gesellschaft gern als Stellvertreter annehmen werden. Der Stellvertreter erhält die gebotene Summe erst nach dem vollen Verlaufe seiner Dienstzeit, und den Familien ist es im Falle der Noth gestattet, die Summe von 25 Thalern in verschiedenen Zeiträumen vom Eintritte in die Gesellschaft an bis selbst nahe zum Schlusse der sieben Dienstjahre abzuzahlen. — Auch auf die Verbesserung der Lösch- und Rettungsanstalten bei Feuersgefahren hat sich die Aufmerksamkeit des Bürgervereines jüngst gerichtet und dahin seine Thätigkeit erstreckt. Der bekannte, neuerdings öfterer in Erwähnung gebrachte Paulin'sche Apparat, vermöge dessen man ohne Erstickungsgefahr ein in verschlossenen Räumen, als in Kellern &c. mit starker Rauchentwickelung brennendes Feuer löschen kann, ist es zunächst, der als wünschenswerthe Acquisition für die hiesige Stadt in Vorschlag gebracht wurde. Ein Gleiches geschah mit einer Leiter zur Rettung von Menschenleben; die Leiter befindet sich auf einem Wagen, ist in wenig Secunden zusammengelegt und eben so schnell wieder an dem brennenden Gebäude aufgerichtet und steht mit einem Apparate in Verbindung, durch welchen in einem Sacke der sich Rettende leicht und sanft zur Erde niedergelassen wird. Wenn auch gleich beide Apparate im Durchschnitte sehr selten eine Anwendung finden möchten, so belohnt doch schon ein glücklicher Erfolg, besonders bei dem letztern, die Anschaffung vollkommen, und so ist letztere denn zu wünschen und zu hoffen.

Notizen.

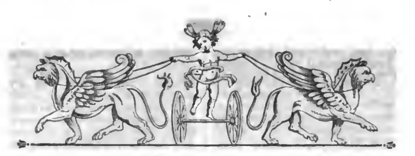
[Das Wort Aperçu.]

In den Blättern für literarische Unterhaltung (Nr. 51. Februar 1838.) bemerkt Jemand, indem er sich des Ausdrucks „Aperçu" bedient, dieses Wort werde seit ungefähr dreißig Jahren, nach dem Vorgange eines berühmten Mundes, in der unfranzösischen Bedeutung für „erfinderische Originalansicht" nicht richtig angewandt. Der berühmte Mund ist Goethe, und allerdings ist jenes Wort im Deutschen durch ihn häufiger in Gebrauch gekommen. Allein falsch ist, daß Goethe den Ausdruck in dem Sinne genommen habe, der ihm hier beigelegt wird. Er nimmt ihn vielmehr in dem gewöhnlichen, auch französisch ganz richtigen Sinne, für „erste, übersichtliche Wahrnehmung, vorläufige, aber im Einzelnen noch näher zu bestimmende Auffassung," wobei eine unzweifelhafte Thatsache zum Grunde liegt, deren Beziehungen aber noch weiter aufzufinden und zu verfolgen sind; bei deutschen Schriftstellern findet sich wohl der entsprechende Ausdruck, „etwas Gesehenes, Angeschautes," aber das fremde Wort ist unstreitig prägnanter. Der Ungenannte, welcher, wo Goethe „Aperçu" sagt, dafür „erfinderische Originalansicht" setzen zu können meint, kann keine jener Stellen richtig verstanden haben.

[Niebuhr.]

Ueber den Charakter und die Verdienste Niebuhr's scheint sich ein Streit erheben zu wollen, der im Für und Wider manche ansehnliche Persönlichkeit auf den Kampfplatz führen kann. Die näheren Freunde des Verstorbenen wollen aus ihm einen Heiligen machen und einen Staatsmann dazu, dem nur eine erste Stelle gefehlt habe, um die ganze Macht seines Talents und die Energie seines Charakters zu zeigen; sie vergessen aber, daß die erste Aufgabe solcher Kräfte gewesen wäre, sich diese Stelle zu verschaffen! Uebrigens kann jener Streit wohl nicht vollständig geführt werden, ohne in die größten politischen und socialen Interessen des Tages einzugehen, die für eine solche Verhandlung bei uns noch lange Zeit unberührbar sein dürften. Manches würde in Niebuhr's eigenen Briefen seine Belege suchen müssen, dann aber wäre deren Mittheilung vollständiger zu verlangen, als sie bisher von den umsichtigen Herausgebern beliebt worden. Die Briefe von und an den Minister Stein z. B. dürften nicht fehlen; doch die mögen größtentheils verloren sein; viele andere aber sind noch vorhanden, die vielleicht noch einmal zu ihrer Zeit hervortreten, und die besonders die Sachen des Tugendbundes und die seltsamen Verwickelungen aristokratisch-jakobinischer Tendenzen in Deutschland beleuchten würden. Daß Niebuhr ein so reiner politischer Jansenist, ein so fester Doctrinair gewesen, wie die Recension in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik ihn darstellen möchte, dem wird von bedeutenden Orten her mit Nachdruck widersprochen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 53. — den 15. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortsetzung.)

Bei Don Diego angekommen, trat er rasch zu ihm ein. Sein Antlitz war so verwandelt, seine Züge so entstellt, daß der Freund erstaunt zurücktrat. „Heiliger Himmel!" rief er, „was ist Euch begegnet? Welche böse Nachricht habt Ihr erhalten?"

„Es ist nichts, nichts als etwas ganz Gewöhnliches!" erwiederte Don Manuel mit einem wilden Gelächter. —

Er schloß die Thür und setzte sich nieder; denn seine Knie zitterten so heftig, daß er sich nicht aufrecht halten konnte.

„Irgend ein großes Unglück ist Euch begegnet!" rief Don Diego. „Mein Freund! Ihr habt wohl gethan, zu mir zu kommen. Ihr wißt es, meine Börse und mein Degen sind zu Eurem Dienste bereit."

„Dank, Vetter!" erwiederte Don Manuel, „ich weiß, daß ich auf Euch zählen kann, und deshalb kam ich. Ich werde Euch alles vertrauen, allein sorgt vorher dafür, daß uns Niemand stört. Ich fühle mich nicht fähig, Jemand zu sehen."

Don Diego verließ einen Augenblick das Zimmer, um dieser Zumuthung zu genügen. Als er zurückkehrte, untersuchte Don Manuel die Klinge seines Degens, den er aus der Scheide gezogen hatte.

„Morgen," sagte er mit Bitterkeit, „mag ich vielleicht todt da liegen, aber gewiß wird diese Spitze zuvor in Blut getaucht sein. Hört mich aufmerksam an, Don Diego! Ihr wißt, durch welchen äußersten Grad von Leidenschaft, blinder Ergebung — und — ich möchte sagen — gewaltsamer Schwäche, ich eine Bettlerin geheirathet habe. Durch diese Ehe habe ich mich aus der Welt, in der ich zu leben berufen war, verbannt; ich habe mich von meinen theuersten Freunden entfernt, ich habe mich vielleicht in den Augen Aller mit gerechtem Tadel bedeckt. Ich hätte wohl eine Wiedervergeltung wegen so vieler Opfer erwarten dürfen. Die Liebe und Hochachtung der Frau, der ich diese gebracht, sollte der Lohn dafür sein. Nun, diese Frau betrügt mich, sie verräth, sie entehrt mich. Ich habe die Gewißheit, daß sie des Abends allein, vermummt, verstohlen ausgeht. In diesem Augenblicke befindet sie sich außerhalb meines Hauses. Ach, wäre ich dort geblieben, ihrer zu harren, würde sie diese Schmach mit ihrem Leben bezahlt haben. Ich bin hierher gekommen, weil ich, aufs äußerste gebracht, nicht mir selbst vertraue. Don Diego! gebt mir einen Rath! was soll ich thun?"

„Es gibt hier nur zwei Wege," sagte Don Diego. „Lazarilla muß in ein Kloster eingesperrt werden und ihre ganze übrige Lebenszeit Buße thun. Wenn ihr Geliebter von Eurem Stande ist, werdet Ihr Euch mit ihm schlagen; ist aber der Mann ein Elender, dem Ihr nicht einen Degenstoß versetzen könnet, so überliefert ihn Euren Dienern, damit er unter dem Stocke verende."

Don Manuel machte ein Zeichen völliger Beistimmung, dann sagte er: „Jetzt bleibt mir nur übrig, die-

fen Schurken zu kennen. Wer wird mich auf die rechte Spur bringen?"

„Wie!" unterbrach ihn Don Diego. „Ihr habt nicht einmal einen Verdacht?"

Jetzt theilte Don Diego seinem Anverwandten alle Umstände dieses verhängnißvollen Abends mit. Ganz offenbar hatte Lazarilla keine Mitschuldigen in seinem Hause; und wenn sie einmal den Argwohn ihres Gatten gemerkt hatte, würde sie sich wahrscheinlich keiner Gefahr mehr bloßstellen. Don Diego war daher der Meinung, daß Don Manuel nicht den Abend in sein Haus zurückkehren, aber, um Lazarilla noch sicherer zu machen, eine Reise auf zwei oder drei Tage vorschützen sollte.

„Schreibt ihr," fügte Don Diego hinzu, „daß Ihr mit mir nach Ocanna gehen werdet, weil unsere alte Tante Donna Maria in den letzten Zügen liegt. Das ist freilich ein abgenutztes Mittel, aber gleich viel. Sie wird Euch glauben."

Don Manuel war gezwungen, einzugestehen, daß er nur vergebens an Lazarilla schreiben würde, weil sie nicht lesen konnte. „Ich werde Pepe zu ihr schicken!" fügte er hinzu: „Das ist ein mir völlig ergebener Bursche; übrigens werde ich seine Verschwiegenheit gut bezahlen."

„Nun denn!" sagte Don Diego. „Elf Uhr ist vorüber! Schickt sogleich hin!"

„Es hat keine Eile," erwiederte Don Manuel bitter, „oft verläßt sie das Gartenhaus vor Mitternacht nicht."

Als Pepe in dem Hotel anlangte, um seinen Auftrag auszurichten, sagte ihm die Duenna, der er auf der Treppe begegnete, daß ihre Herrschaft sich so eben in ihr Zimmer begeben.

Der Mejo trat leise ein und blieb an der Thür stehen. Lazarilla saß ruhig da vor einem kleinen Tische. Sie zählte kleine Scheidemünzen, die auf dem Teppich herum lagen, und steckte sie dann in einen kleinen ledernen Beutel. Bei dem Geräusche, das Pepe veranlaßte, sah sie auf und steckte schnell das Beutelchen in die Tischlade.

„Sennora!" sagte Pepe, seinen unheimlichen durchdringenden Blick auf Lazarilla heftend; „ich komme von Seiten Seiner Herrlichkeit, um Euch zu melden, daß er mit Don Diego Vasconcellos nach Ocanna gefahren ist. Seine Tante, Donna Maria, liegt in den letzten Zügen. Seine Herrlichkeit wird übermorgen zurückkehren."

Lazarilla schien ein wenig verwundert; allein sie legte weder Trauer noch Freude ob dieser plötzlichen Abreise an den Tag.

„Warum hat Dein Herr Dich nicht mitgenommen?" fragte sie.

„Weil er den alten Roque mit sich hat."

Bei diesen Worten erröthete Lazarilla ein wenig und rief: „Das ist sonderbar, daß Roque so abgefahren ist, ohne ein Wort davon zu sagen. Als ich aus dem Garten trat, habe ich ihn nicht mehr dort gefunden, und Niemand hat mir zu sagen gewußt, wo er geblieben."

„Der alte Bursche hat kein besseres Gedächtniß mehr, als ein Hase!" sagte Pepe mit durchaus gleichgültiger Miene, „hätte er nur ein wenig Sammlung gehabt, würde er Sennora gesagt haben, daß Seine Herrlichkeit ihm befohlen, diesen Abend zu Don Diego Vasconcellos zu gehen, um Erkundigung von Donna Maria einzuziehen. Darauf ist er nach dem Theater geeilt, um dem Herrn zu melden, daß, wenn er seine ehrwürdige Tante noch einmal in dieser Welt sehen wollte, er auf der Stelle hinreisen müsse."

„Gut! gut! ich begreife es," sagte Lazarilla, sich in den Armsessel zurücklehnend. „Bevor ich zu Bette gehe, werde ich einen Rosenkranz für die glückliche Reise und die schnelle Rückkehr Sr. Herrlichkeit beten. Pepe, sag' Ritta, daß sie eintreten kann. Ach, ich bin müde."

Das Kammermädchen befand sich im Salon, wo sie jedes Wort gehört hatte.

„Freund Pepe," sagte sie im Vorübergehen, „weil Seine Herrlichkeit Euch zurückgelassen hat, wollen wir morgen Abend zusammen einen Schmaus halten."

„Ja! und einen tüchtigen Schmaus!" erwiederte Pepe. — „Gute Nacht, Ritta."

7.

Am folgenden Tage im Zwielichte hielten sich drei Männer im Hinterhalt unter der kleinen Kirchthüre der Barfüßer. Niemand war in der engen Straße zu sehen, die auf der einen Seite in ihrer ganzen Länge von Gartenmauern begrenzt war.

„Sie hat früh zu Mittag gegessen," sagte der Mejo, „und später hat der Vater Miguel sie besucht; es war leicht zu merken, daß dieser Besuch ihr zuwider war; endlich ist Seine Ehrwürden fortgegangen, und gleich darauf ist sie in den Garten hinabgestiegen, nachdem sie uns diesen Abend völlige Freiheit zugestanden; sie hat sogar zu Ritta gesagt, daß wir ausgehen dürften."

„St!" flüsterte Don Manuel, sich vor den Mejo stellend, „da ist sie!"

Die kleine Gartenthür war geöffnet worden; eine weibliche Gestalt trat heraus. Beim ersten Anblick schien

es unmöglich, unter dem weiten schwarzen Mantel, der sie verbarg, Lazarilla zu erkennen. Indessen täuschte sich Don Manuel nicht. Sie schloß die Thür, und nachdem sie sich überzeugt, daß kein Mensch in der Nähe, entfernte sie sich schnell.

Don Manuel nebst seinem Vetter folgten ihr von weitem, Pepe blieb hinter ihnen. Sie durchstreifte in Eile einige Straßen; allein sich der Alcalastraße nähernd, wurden ihre Schritte langsamer, und sie wanderte ruhig nach dem Prado zu. Don Manuel bemerkte mit Wuth, daß sie bei der Maler-Akademie einen Mann ansprach; allein eine Minute darauf trennten sie sich wieder und sie setzte ihren Weg nach dem Prado fort.

Es befanden sich eine Menge Leute in den Alleen. In demselben Augenblicke wo Don Manuel die Schritte beschleunigte, um seine Frau zu erreichen, verschwand sie in der Mitte eines großen Haufens. — Eine ganze Stunde hindurch durchstreifte Don Manuel verzweifelt, wüthend, toll vor Eifersucht, den großen Prado entlang, alle, die ihm begegneten, anstoßend und alle in einen alten schwarzen Mantel gehüllte Frauen scharf prüfend. Vergebens flehete ihn Don Diego, von diesem unnützen Verfahren abzulassen; er wollte nichts hören.

Sie waren vor Pedro Badillo's Kaffeehause angelangt, als der Mejo herbeilaufend zu ihnen sagte: „Dort ist sie! in der Allee dort. Es ist ein Mann bei ihr, allein es ist so dunkel, daß ich ihn nicht recht sehen konnte."

Don Manuel nahm den Degen in die Hand und eilte, von Pepe geführt, vorwärts. Als sie in dieser dunklen und einsamen Allee vor sich tappend immer weiter fortrückten, erkannten beide an der Stimme Don Antonio Colosia y Campillos, der eben sagte: „Du bist, bei Gott! ein reizendes Geschöpf; und man soll nicht sagen können, daß Don Antonio Dich schimpflich behandelt habe. Ha ha!" fügte er mit lautem Gelächter hinzu: „Ueber den armen Don Manuel!"

„Herr! in des Himmels Namen," flüsterte Lazarilla mit flehender Stimme, „macht mich nicht unglücklich!"

Don Manuel befand sich in diesem Augenblicke hinter ihr. Er ergriff sie bei den Haaren, und bohrte den Degen in ihren Busen.

Lazarilla war mit einem dumpfen Seufzer zu Boden gesunken. Manuel stürzte auf Don Antonio zu. Sie rangen einen Augenblick Körper an Körper, ohne aufzuschreien, ohne eine Drohung hervorzubringen. Der Eine betrug sich wie ein Mann, der sterben oder seinen Feind tödten wollte; der Andere vertheidigte sich mit der verzweifelten Entschlossenheit einer feigen Memme.

(Der Beschluß folgt.)

Fr. v. Raumer's historisches Taschenbuch 1838.

Auch in diesem Jahre tritt dieses Stiefkind der Raumer'schen Muse und Muße ohne alle Mitgift von Seiten des Vaters in die Welt. Professor Barthold eröffnet das Buch mit einer Biographie des Herrmann Christopher von Roßwurm, jenes abenteuernden, wilden, charakterlosen Parteigängers, der in den kriegerischen Wirren im Anfange des 17ten Jahrhunderts bald hier bald dort für Brot und Geld seinen Degen führte, sich zuletzt zum kaiserlichen Feldherrn gegen die Türken emporschwang und endlich am 29sten November 1605 zu Prag, wegen Raufereien und Todtschlags auf offener Straße, hingerichtet wurde. Als ein Bild eines jener Raufbolde, die in der letzten Zeit der Schlägereien eine Rolle spielten und sogar ein Stück Unsterblichkeit davon trugen, als ein Beispiel, wie wenig damals dazu gehörte, en miniature ein großer Mann zu werden, ist die Biographie von Interesse; allein der Verf. hat unstreitig zu viel, zwar nicht Fremdes, aber doch Unnöthiges und Ueberflüssiges hineingemischt, die wüsten und unerfreulichen deutschen Verhältnisse mit einer zu großen Breite behandelt, als daß er die Aufmerksamkeit des Lesers dauernd fesseln könnte; diese wird später durch einige gehaltvollere und edlere Charaktere angezogen, die, wenn auch nur in flüchtiger Zeichnung, im Verlaufe der Darstellung emportauchen, während sie sich von dem sogenannten „Helden" abwendet. — Carl Georg Jacob bemüht sich in einer Abhandlung „Ueber den politischen Einfluß der Königin Marie Antoinette von Frankreich" zu zeigen, daß dieser Einfluß nicht so bedeutend gewesen sei, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, und daß die Königin fast willenlos zu dem Antheile an der Staatsgewalt getrieben wurde, den sie später daran genommen. Das gewählte Motto:

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte"

ist wohl hier nicht ganz passend, denn Marie Antoinettens eifrigste Verehrer stellen es nicht in Abrede, oder es geht vielmehr aus ihren Mittheilungen über die Königin hervor, daß dieselbe ihre Stellung und ihre Zeit gänzlich verkannt und durch Leichtsinn, Eitelkeit und Eigensinn mitgewirkt hat, die Katastrophe herbei zu führen, die sie und die Ihrigen ins Verderben stürzte. Daß die schöne, liebenswürdige und geistreiche Fürstin an dem, beinahe zwei Jahrhunderte lang von Weibern regierten französischen Hofe nicht ohne Antheil an der Regierung bleiben konnte, ist sehr wahr und um so natürlicher, als ihr Gemahl ein so schwacher und schwankender Charakter war, der einer beständigen Leitung bedurfte. Aber eben weil die Fürstin mit Verstand, Urtheilskraft und Charakterstärke begabt war, mußte man auch von ihr erwarten, daß sie in der Sphäre des Weibes bleiben werde, oder wenn sie durch die Umstände oder ihren eigenen Wil-

len zur **Regentin** geworden war, diejenige Nachgiebigkeit zeigen werde, die in einer Krise, wie sie der Anfang der französischen Revolution darbot, allein zur Versöhnung und Beruhigung führen konnte. Marie Antoinette aber verband mit der Kraft und Energie einer Regentin die Kleinlichkeit und Richtungslosigkeit des schwächsten Weibes; ihr mächtiger Einfluß, der Alles zum Guten wenden konnte, wurde zum Spiel- und Werkzeuge der ultramontanen Partei des Grafen Artois, und während sie dem Volke Liebe und Bereitwilligkeit zur Erfüllung seiner Wünsche und Bedürfnisse heuchelte, entfremdete sie sich durch ihre Handlungen die Herzen der Franzosen, die ihr Anfangs liebend entgegenschlugen. Und wahrlich, an Warnungen hat es der Königin nicht gefehlt; der Eindruck, welchen die famöse Halsbandgeschichte und die skandalöse Begünstigung der Familie Polignac und ihres Anhanges machte, blieb ihr nicht unbekannt; Lameth, Mirabeau, Duport, Barnave, Lafayette u. A. machten sie hinreichend bekannt mit den drohenden Gefahren und den möglichen Wegen, ihnen zu entgehen; aber mit unbegreiflichem Eigensinne folgte die Königin den einseitigen und verderblichen Rathschlägen einer täglich an moralischer und physischer Kraft abnehmenden, verhaßten Partei, war absichtlich taub gegen die immer lauter werdende Stimme des Volkes und erkannte zu spät, auf dem Wege zum Blutgerüste, seine verkannte Macht. — Jacob's Abhandlung hat viel Verdienstliches. Wenn es ihm auch nicht gelingt, die Königin rein zu waschen von den Flecken, die auf ihrem Leben ruhen, so gewinnt er ihrem Bilde Mitleid und Theilnahme; denn während wir gewöhnlich nur das äußere und öffentliche Unglück der bedauernswerthen Fürstin betrachten, läßt uns der Verf. einen Blick in das nicht minder drückende Unglück ihres häuslichen Lebens thun, wo sie als der Spielball ihrer wahren und falschen Freunde umhergeworfen wurde von Intrigue zu Intrigue und durch diese Richtungslosigkeit ihre liebsten Plane scheitern, ihre schönsten Hoffnungen zertrümmern sah. — Der sorgsamste und historisch bedeutsamste Artikel des Buches ist Voigt's Mittheilung „Ueber Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.“ Mit unermüdlichem Eifer hat der Verf. alle Schriften dieser Art, woran besonders das „geheime Archiv zu Königsberg,“ welches häufig als Quelle citirt ist, sehr reich sein muß, studirt und das Passende ausgezogen; seine Arbeit ist für den Geschichtsforscher von hoher Wichtigkeit und bleibendem Werthe. Für den humanen, d. h. nicht streng gelehrten Leser dürfte der Aufsatz folgende Betrachtung erwecken. Der Humor und seine Kinder, Pasquill und Satyre, sind die Erzeugnisse einer spätern Culturgestaltung, einer durchgreifenderen Völkerbildung, einer nach allen Seiten ausgebreiteten Intelligenz, kurz, die Resultate moderner Lebensentwickelungen; was uns aus jener Zeit als Satyre geboten wird, sind knotige Schmähungen, plumpe Anspielungen, die man gleich mit beiden Armen greifen kann; sie waren der Zeit angemessen, die nur mit Keulenschlägen sich fortheifen und eine neue Bahn brechen konnte, denn die Nacht der religiösen leidenschaftlichen Befangenheit war zu undurchdringlich, als daß das Streiflicht des Witzes auch nur eine flüchtige Helle auf die Zustände werfen konnte. Rauser, wie **Roßwurm**, waren die einzig wirksamen Witzbolde jener Zeit. — Den Schluß des Jahrgangs bildet F. W. Schubert's Aufsatz: „Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts.“ Ob Kant mit Sieyes und Mirabeau, oder mit Hobbes und Burke übereinstimmte, mag uns hier gleich sein; wünschen aber müssen wir, daß die Lehren, die der königsberger Philosoph in seiner „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ gegeben, daß die Behauptung: „kein Mensch und kein Volk dürfe für sich und seine Nachkommenschaft der fortschreitenden Aufklärung widerstreben, ohne die heiligsten Rechte der Menschheit zu verletzen und mit Füßen zu treten;“ — und besonders sein Ausspruch: „Was nun aber nicht einmal ein Volk über sich beschließen darf, das vermag noch weniger ein Monarch über das Volk zu beschließen: denn sein gesetzgebendes Ansehen beruht eben darauf, daß er den gesammten Volkswillen in dem seinigen vereinigt“ — in unserer Zeit allgemeine Anerkennung und Befolgung finden möchten.

R. B.

Notizen.

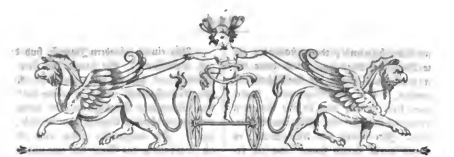
[Musikstücke zu Schumann's „Neuer Zeitschrift für Musik.“]

Robert Schumann gibt zu seiner Zeitschrift eine Beilage von Compositionen alter und neuer Zeit, die bei Friese in Leipzig auch einzeln käuflich sind. Das erste Heft enthält neue Stücke von Mendelssohn-Bartholdy, Henselt, Spohr und Moscheles. Eichendorff's Waldschloß: „Wo noch kein Wandrer gegangen, hoch über Jäger und Roß, die Felsen abendroth hangen“ u. s. w. ist recht eigentlich ein Thema für Mendelssohn-Bartholdy's Muse, die sich gern in den sanften Schatten der Sommernacht ergeht, wo uns der leise Schauer einer wunderbaren Mähr anwandelt. Ueber diese Stimmungen gebietet hier der Componist fast noch glücklicher als der Dichter. Das zweite Stück, die Rhapsodie von Henselt, athmet dieselbe lyrische Träumerei, die einige von dessen Etüden charakterisirt. Das Lied: „Was mir wohl übrig bliebe“ von Hoffmann v. F. und Spohr ist so weich, zärtlich und empfindsam wie Spohr'sche Klänge zu sein pflegen, und es überrascht uns nicht weiter, daß sich hier drei der beliebtesten Componisten der Zeit so verwandtschaftlich berühren in Elegie und Wehmuth. Das vierte Stück, Präludium und Fuge von Moscheles, gibt Arbeit für die Finger.

[Spontini.]

Spontini, heißt es, hat ein neues libretto vor; der Held ist Cromwell. Seltsam genug, den Protector und die Puritaner, diese personificirte Prosa der bigotten Werkelthätigkeit, diese Feinde aller Romantik, in eine Oper zu bringen! Indessen was hat die Musik nicht schon alles bezwungen! — Ritter Spontini ist Willens, nach England zu reisen, um den Schauplatz seines Themas zu besichtigen; wahrscheinlich mehr der Decorationen als der Musik wegen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 54. — den 16. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rahel in Frankreich.

In der Vorrede zu seinem Buche der Lieder äußerte sich Heine: „Die Heimkehr, welche zuerst in den Reisebildern erschien, ist der seligen Friederike Varnhagen von Ense gewidmet, und ich darf mich rühmen, der erste gewesen zu sein, der diese große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große That von August Varnhagen, daß er, alles kleinliche Bedenken abweisend, jene Briefe veröffentlichte, worin sich Rahel mit ihrer ganzen Persönlichkeit offenbart. Dieses Buch kam zur rechten Zeit, wo es am besten wirken, stärken und trösten konnte. Das Buch kam zur trostbedürftig rechten Zeit. Es ist, als ob die Rahel wußte, welche posthume Sendung ihr beschieden war. Sie glaubte freilich, es würde besser werden und wartete; doch als des Wartens kein Ende war, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, sah Varnhagen an und starb schnell — um desto schneller auferstehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener andern Rahel, die aus dem Grabe hervorstieg und an der Landstraße stand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenschaft zogen. — Ich kann ihrer nicht ohne Wehmuth gedenken, der liebreichen Freundin, die mir immer die unermüdlichste Theilnahme widmete, und sich oft nicht wenig über mich ängstigte in jener Zeit meiner jugendlichen Uebermüthen, in jener Zeit, als die Flamme der Wahrheit mich mehr erhitzte als erleuchtete..."

So schrieb Heinrich Heine zu Paris im vorigen Frühling, als ziemlich zu derselben Zeit der Marquis von Custine, welcher Rahel ebenfalls persönlich gekannt hatte, in der Revue de Paris seine Landsleute mit dieser Frau bekannt zu machen suchte. Zwar gibt seine Schilderung kein vollständiges Bild von ihr: dies ist allein in den Briefen selbst enthalten, und es daraus in seiner ganzen Größe darzustellen, möchte wohl nur einem Deutschen gelingen, der selber alle die Freuden, Leiden und Gedanken der Neuzeit durchlebt hat, die auch die Brust Rahel's bewegt, die sie mit dem Gefühle des Weibes und dem Verstande des Mannes aussprach: aber er hat so vieles Schöne und Treffende in reizender Darstellung gesagt, und so kräftig aus warmem Herzen gesprochen, daß es sich wohl verlohnt, aus seinem sehr schätzbaren Aufsatze Einiges dem deutschen Publicum mitzutheilen.

Custine sagt selber, daß es schwer sei, Rahel zu fassen, die wie alle höher begabten Wesen ein treuer Spiegel ihrer Zeit war. „Sie erkennen," sagt er, „heißt Deutschland studiren und besonders Preußen in der glänzendsten Epoche geistiger Entwickelung und der unglücklichsten politischer Geschichte. Ihre Briefe, dereinst in alle Sprachen übersetzt, werden zu den Büchern gehören, welche die europäische Literatur ausmachen. Sie war eine Frau, eben so außerordentlich als die Staël, verstrahlend durch Geisteskraft, Ideenfülle, Seelenklarheit und Herzensgüte. Das Schweigen solcher Geister ist eine Stärke. Mit mehr Eitelkeit hätte sie sich ein Publicum bilden können, aber Rahel wollte nur Freunde. Nie sprach sie, um bewundert zu werden, immer nur, um ihr inneres Leben mitzutheilen. Und die Stärke dieses

Lebens war eine Alles beseelende, ideengestaltende; ihr Wissen war eine Welt, wo Alles seine Stelle hatte wie im Reiche Gottes; wäre das Wesen der Gesellschaft anders gestaltet gewesen, als in der Gegenwart, Rahel hätte für Nationen sein können, was sie nur für einen kleinen Kreis vertrauter Freunde war, Licht der Geister, Leitstern der Seele. Ihre Briefe sind keine Werke, es sind Blitze, die aus ihrem Herzen kamen, um ein befreundetes Herz zu treffen. Mich dünkt, man könne ihr Wesen durch ein Wort aussprechen: Sie hatte den Geist eines Philosophen und das Herz eines Apostels, und war dabei so sehr Kind und Weib, als man sein kann. Ihr Geist durchdrang die innersten Tiefen der Natur, sie dachte mit gleicher Kraft und mehr Klarheit als der Theosoph Saint-Martin, den sie begriff und bewunderte, und sie fühlte wie ein Künstler. Ihre Geistesthätigkeit war eine zwiefache; sie erfaßte die Wahrheit durch zwei Vermögen, die bei gewöhnlichen Menschen sich ausschließen: durch Gefühl und Nachdenken. Ihre Freunde fragten sich, woher die Blitze des Genies kämen, die sie in die Unterhaltung schleuderte. Waren sie langer Studien Frucht? Waren sie Ausbrüche plötzlicher Begeisterung? Es war die Anschauung, die der Himmel als Lohn den wahrhaften Seelen verleiht: diese Märtyrseelen kämpfen für die Wahrheit, deren Erscheinung sie sind, leiden für den Gott, den sie lieben, ihr ganzes Leben ist die Schule der Ewigkeit. Man konnte keine Viertelstunde mit ihr reden, ohne aus dem Schatze ihres Geistes eine Fülle von Funken zu ziehen. Scherz stand ihr nicht minder zu Gebote, wie erhabener Ernst. Der Beweis, daß sie natürlich war, ist, daß sie das Lächeln verstand wie den Schmerz, daß Alles in ihrer Brust ein Echo fand."

Indem Custine auf diese und andere Weise das Eigenthümliche von Rahel's Wesen würdig darzustellen weiß, schildert er zugleich ihre Persönlichkeit nach eigener Anschauung sowohl, als durch Uebersetzung mehrerer Stellen aus Varnhagen's Einleitung zum Buche Rahel, und sucht zugleich Einiges aus ihren Briefen französisch mitzutheilen. „Ganz wiedergeben," sagt er, „konnte ich nicht die Poesie des deutschen Styls, dieses Styls von Menschen, die durch das Herz beherrscht werden, aber ich hoffe, eine Idee davon gegeben zu haben." — Mannichfache Aeußerungen aus Gesprächen mit ihr hat er aufbewahrt, darunter auch den einfachen Ausspruch, der wie alle tiefen Wahrheiten weinen machen kann: Ich beklage nicht das Unglück, darüber man sich beklagt, das wahre Unglück ist verschämt, es verhüllt sich.

Von einem besondern Interesse sind die Unterhaltungen über Goethe. Sie hatten zur Zeit Statt, als der Goetheenlnus sich mächtig erhob, der Ausländer theilte den Enthusiasmus nicht, er tadelte an Rahel, daß sie, dem allgemeinen Entzücken zu sehr nachgebend, eine ihrer ausgezeichneten Eigenschaften vergäße, die Unabhängigkeit. Sie antwortete: „Nur vom Gewöhnlichen bin ich unabhängig, das Genie hat eine unumschränkte Macht über mich." Custine sah einige Zeit nachher den Dichter selbst, und der Brief, den er damals an Rahel schrieb, möge hier noch eine Stelle finden.

„Endlich habe ich Ihren Goethe gesehen! und das erste Mal in meinem Leben habe ich gefühlt, daß man vor einem Menschen stehen kann wie vor einem Monumente, ohne zu reden. Ich mußte ihm recht lächerlich erscheinen: ich betrachtete ihn wie ein Naturphänomen. Es ist Ihre Schuld; warum haben sie mir so viel von ihm gesprochen! Im ersten Augenblick flößte mir seine Erscheinung mehr das Verlangen, nachzudenken, ein, als das, zu reden. Er verwirrte mich nicht, seine Sphäre ist höher als das, was Furcht verbreitet; ich glaube nicht, daß sich jemals Einer mit der eigenen Person und mit dem Eindrucke, den sie hervorbringen könnte, vor dem vatikanischen Jupiter beschäftigt hat; vor Goethe konnte ich nicht mehr an mich denken. Ich erschien mir ganz einsam vor diesem Manne, zu dem man ganz anders herantritt, als zu allen Andern, denen ich begegnete; ich war von Ehrfurcht ergriffen; ich fühlte Wohlbehagen und Schrecken, und wußte nicht warum; es war mir, als blickte ich hinab vom Rande eines Abgrundes, aus dessen Tiefe die Stimme eines Orakels emporstieg."

„Es ist lange her, daß Sie Goethe nicht gesehen haben; er ist vierundsechzig Jahr alt; sein Antlitz ist noch stolz; es ist, wie Sie sagen, das Haupt des Jupiter, oder lieber des Homer. Sind seine Züge nicht belebt, so drücken sie eine edle Trauer aus; man glaubt, einen Helden des Alterthums zu sehen, auf dem das Gewicht unseres Elendes lastet. Dies Jahrhundert, in welchem das Burleske herrscht, liegt schwer auf ihm; es wohnt etwas tief Tragisches auf seiner Stirn, in seinem Blick. Wenn er lebendig wird, sprudelt er von Geist, und wenn er sich gehen läßt zum Lächeln, ist er voll Anmuth. Was mich besonders in seinen Zügen überrascht, ist die Harmonie und das Zusammenstimmen: nie sah ich bei so vieler Mannichfaltigkeit solchen Einklang vereint; alle Gefühle und alle Gedanken der Menschheit malen sich auf seinem Angesichte. Seine lebensvolle Physiognomie ist ein Spiegel der Welt und doch

zugleich der Ausdruck eines Charakters; man liest Alles darauf vom Werther bis zum Faust und der Farbenlehre; es ist ein weltumfassender Geist; Wissenschaft und Kunst thronen auf dieser Alles enthaltenden Stirn; es scheint, daß man nach ihm gesagt hat: der Mensch ist der Mikrokosmus."

(Der Beschluß folgt.)

Lazarilla.

(Beschluß.)

Während dieses Zweikampfes riefen Don Diego und der Mejo mit lautem Geschrei um Hülfe. Man strömte von allen Seiten mit Windlichtern herbei; allein es war zu spät. Don Antonio wälzte sich, in der Seite verwundet, auf der Erde; er hauchte in demselben Augenblicke, wo man ihn aufhob, die Seele aus. Lazarilla athmete noch; unbeweglich mit herabgebeugtem Kopf erwiederte Don Manuel nicht auf das Dringen seines Anverwandten, der ihn beschwor, die Verwirrung des ersten Augenblicks zur Flucht zu benutzen.

Von allen Seiten eilten Leute herbei; die Volksmenge drängte sich mit wilder Neugier um die Gefallenen. Der dichte Schwarm verwehrte dem Alcalden, der mit seinen Begleitern nahte, den Zugang.

„Rührt ihn nicht an! Das ist ein Ehrmann, der seine Frau getödtet hat. Der wackere Herr hat auch den Geliebten seiner Frau erschlagen. Er hat sich nur Gerechtigkeit verschafft, Gerechtigkeit! Gerechtigkeit für alle!"

„Im Namen des Königs! zieht Euch zurück!" rief der Alcalde, und seine Leute zerstreuten bald mit ihren Piken die Haufen.

Lazarilla wurde in die Höhe gerichtet. Durch diese Bewegung kam sie wieder zu sich; ihr erloschener Blick blieb auf Don Manuel haften; sie machte ein Zeichen, daß sie reden wollte.

Don Manuel, leichenblaß, mit wirrem Auge und vielleicht schon mit den Falten des Gewissens im Herzen, näherte sich ihr.

„Herr!" sagte sie mit Anstrengung, „ich bin unschuldig, das schwöre ich vor Gott, der mich zu sich ruft!"

Eine Empfindung von Zorn und Unwillen erwachte in Don Manuel's Seele. Er konnte nicht dulden, daß diese Frau noch in ihren letzten Stunden ihn betrog, und rief: „Unseliges Geschöpf! was machtest Du denn hier?"

„Ach, Herr! ich bettelte," sagte sie in Pepe's Arme, der sie aufrecht hielt, zurücksinkend.

Don Manuel stieß einen Schrei des Schmerzes und des Erstaunens aus, und der Mejo murmelte mit einem gräßlichen Lachen: „Das habe ich wohl vermuthet."

Ungefähr sechs Monate später wurde in der Gazette von Madrid folgender Artikel gelesen: „Gestern beim Handkusse hat Seine katholische Majestät den Ehecontract Don Manuel de Villa Viciosa's, seines Gesandten bei der Republik Holland, mit Donna Luisa de Monterpino unterzeichnet. Diesen Morgen hat der Erzbischof von Carthagena beide Gatten ehelich eingesegnet."

(Nach dem Französischen der Mad. Reybaud.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Ueber Gutzkow's neueste Polemik.]

In letzter Zeit machte hier die Polemik einiges Aufsehen, welche Gutzkow gegen einen Kreis von Literaten begonnen hat, mit denen er hier noch vor wenig Monaten auf sehr freundschaftliche Weise verkehrte. Man gab dem Besucher zu Ehren Gastereien, man honorirte ihn, wie er selbst nachher, wenn uns recht ist, erzählte. Vom Publicum aus konnte man derlei literarischen Banketten, in jetziger Zeit gehalten, nicht ohne einiges Lächeln zusehen; bei alle dem durfte solches Zusammentreten verschiedenartiger Literaturkräfte zu gastfreundlichem Vereine als ein hübsches Zeichen gelten, daß persönlicher Hader schwinden, die literarischen Interessen nicht ferner in die Sphäre eitler Tracasserien und dürftiger Klatschsucht verfallen würden. Dabei lebte auch der Gedanke auf, daß frühere literarische Uebereilungen, Ausartungen des Geschmacks und widersinnige Tollheit nicht wieder in gleicher Art auftauchen möchten, wenn ein gegenseitiges Behüten an die Stelle isolirter Ränke treten würde. Allein jene Festivitäten scheinen selbst den Zankapfel hingeworfen zu haben, über den man jetzt leider in der lieben Journalistik einen bejammernswerthen Zeter erhebt. Andere Blätter führten die Misère durch; hier genüge eine kurze allgemeine Betrachtung, da es für das Publicum immer von Belang ist, zu wissen, woran es mit der Literatur der Zeit ist, zumal da auf ihr noch theilweise ein Bann liegt, den sie selbst zu heben im Stande ist durch fortgesetzte Beglaubigung, es sei ihr um das Heil des Lebens, um das Wohl und Wehe der Gesellschaft, um die Cultur zu thun. Genug, ein Hader ist ausgebrochen von bedauernswerther Art. Wir lasen ein Mährchen von Gutzkow, in welchem er seine berliner Freunde persiflirt. Wir wünschten, es wäre witziger gewesen, allein die Erfindung war gar zu plump, wenn Gutzkow seine Poesie gegen die angeblich dürre kritische Richtung der Berliner stellte, wenn er sich als Dr. Speculativus und zugleich als leichtgeflügelten Elfen schilderte. Man denke sich Gutzkow mit seinem schwerfälligen Kaliber als Elfen! Er träumt

sich zum Ariel, schwebt geflügelt auf im Wehen des Zephyrs und setzt sich in die Blumenkrone der Königin der Nacht. Die zarte Blume der Poesie zittert und wankt natürlich wie ein Espenlaub, wenn er von dem duftigen Sitze herab den Vorübergehenden kritische Grobheiten und Persönlichkeiten ins Antlitz schleudert; ja der derbe Mann rupft ihr alle Staubfäden und Blätter aus, um diese Plattheiten poetisch zu machen, bis zuletzt der Stiel der Blume bricht und der plumpe Gesell dröhnend zu Boden fällt. Doch genug der Scherze. Mit solchen Scherzen und Gegenscherzen hätte es sein Bewenden haben können; allein die Literatur will ein ernster Reformator, ein Wiederhersteller sein! Gutzkow fühlt den Ernst, um den es sich handelt, er fühlt, daß ein Literat, wenn er die Würde verloren hat, rettungslos dasteht. Es ist ein unläugbarer Eifer in ihm, womit er die Sache der gekränkten Menschheit vertreten möchte, sein Fehler ist nur, daß er die Welt mit Brutalitäten verbessern will. Er schrieb kürzlich über die Gedichte des jugendlichen Karl Beck, und machte den Schulmeister bei dieser jungen Blüthe. Es ist gut, daß einer da ist, der den pedantischen Schulmeister spielt, aber es ist schlimm, wenn ein kritischer Heros, wie Gutzkow sein möchte, nichts weiter gibt als Kleinigkeitskram. Er schrieb über einen Roman von Willkomm, und man muß sagen, er hat sich hier die schamlosesten Nuditäten zu Schulden kommen lassen und in der Art und Weise der Verwerfung dieses Autors eine moralische Barbarei und eine Grausamkeitslust offenbart, die Hrn. Menzel einen gerechten Schmerz machen muß, nämlich den Schmerz darüber, diesen seinen lieben verkannten Sohn, den er einst so sorgfältig pflegte, thörichter Weise aus der Hand gegeben zu haben. Was man auch an Willkomm's Leistung zu tadeln haben mag, solche Art der Behandlung ist nur Ausartung der schlechtesten Sorte. Will Hr. Gutzkow durch diese Zügellosigkeit sich und die Literatur beim Publicum accreditiren? Uns dünkt, die wir ganz frei sind von jeder Parteinahme, dies sei der trüglichste Weg. Und in welche trostlos ordinäre Sprache verfällt er bei Beurtheilung der neuesten Schrift von Mundt! Sind das die Versuche eines bewußten Kopfes oder eines verzweifelnden, um sich vor dem Publicum als Sprecher hinzustellen?

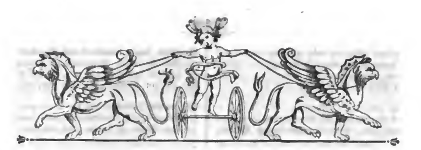
Uns scheint diese neue Ausartung des Tones insofern interessant und der Erwähnung werth, als eine Warnung vor mancher schiefen Tendenz der modernen deutschen Zeitbildung daraus hervorgeht. Reißt diese plebeje Gesinnung wieder ein, so könnte wohl der Glaube des Publicums, die Literatur sei gar nicht mehr Sache der guten Gesellschaft, leicht bestärkt werden. Wogegen die Epoche, welche die Gegenwart durchlebt, als eine der wichtigsten erscheinen dürfte.

Es handelt sich jetzt darum, der Bildung, welche das vorige Jahrhundert in seinem politischen und culturhistorischen Verlaufe erworben hat, eine freie und sichere Stellung in dem Leben der Nation zu erringen, um dieses selbst zu einem erhöhten Daseln zu erwecken. Das Bereich der Literatur ist deshalb ein ungleich größeres und weiteres wie in den früheren Epochen geworden, denn ihre Wirksamkeit hat sich fester mit dem schaffenden Geiste der Geschichte verzweigt. Die Kunst ist aus ihren engen ästhetischen Schranken getreten, um in dem ganzen Völkerleben ihren Inhalt zu suchen, und die Wissenschaft hat den Erdkreis durchwandert, um ihr Bewußtsein für alle Nationen fest und sicher zu gestalten. Deutschland hat bei dieser Arbeit der Cultur den schwierigsten Stand. Hier gerade, wo die Thätigkeit des forschenden Geistes am bewegtesten waltet, treten die äußern Verhältnisse, welche in der Zersplitterung und der natürlichen Laßheit des Volkes beruhen, dem Drange des Fortschreitens hemmend entgegen, ja, jeder stürmische Versuch, welchen der ungeduldige Geist macht, die Fesseln zu sprengen, wird mit Recht gewaltsam unterdrückt. Freilich läßt sich die Nothwendigkeit dieser Unterdrückung nicht abweisen, wenn man die fortgesetzte Ausartung erlebt, die Gutzkow wieder einführt. Man fürchtet von neuem, daß das deutsche Freiheitsstreben, wenn ihm Luft gegönnt wird, in eine solche Brutalität und hartnäckige Wuth ausarte, daß der französische Jakobinismus ein harmloses Kinderspiel dagegen ist. Hätten die mittelalterigen Anhänger Jahn's zu Anfange dieses Jahrhunderts oder die Ultraliberalen der ersten dreißiger Jahre die Oberhand gewonnen, sie würden die gesammte Cultur mit Füßen getreten haben.

Machen wir — wie leicht geschehen darf — die Nutzanwendung hiervon auf literarisches Verhalten, so brauchen wir kaum nach den Gründen zu suchen, wenn die Rohheiten einer Literatur, die doch die Blüthe der Cultur eines Volks sein will, stets nur selbstvernichtend wirken. Oder hat die Literatur, die doch vorzugsweise mit „Jugend" prunkte, wirklich schon das greisenhafte Frösteln einer matten und mit dem Heiligsten zerfallenen Seele? Es wird sich herausfondern und unschädlich machen. Aber es wird sich auch rächen an dem, der die schadhaften Elemente in seiner Natur fast mit consequenter Absichtlichkeit herauszuarbeiten bemüht ist. Es wird sich an ihm rächen, daß er dem schlechten, nur auf die Erregung der Leidenschaften und die Blasphemirung der Persönlichkeiten gerichteten Element des Freiheitsstrebens der modernen Zeitbildung sich hingibt. Will er sich consequent bleiben, so wird seine Stellung in der Literatur sehr bald der eines Müllner und Menzel gleichkommen. Aber eben darum wird er auch wirkungsloser wie diese dastehen, weil man solche Erscheinungen schon zur Genüge erkannt und durchschaut hat. Wie in der politischen Geschichte jedes Element, das sich verlebt hat, wenn es sich Gewalt und Macht anmaßen will, nur als Karrikatur hervorzutreten vermag, so sind auch in der Literatur einseitige Richtungen, wenn sie sich ausgetobt haben, für immer fixirt und mit Spottnamen gebrandmarkt. —

Mich dünkt, es sei nicht ohne Nutzen, diese Entwickelungen einer verirrten Kraft auch fernerhin sorgsam zu belauschen, um zu wissen, wo das Publicum in der Literatur moralische Würde und Blüthe der Cultur zu suchen habe, und wo nicht.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 55. — den 17. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von R. E. Prutz.

Der Verlornen.

1.

Von prächt'gen Städten geht verjährte Kunde,
Die in der Meerfluth plötzlich untergangen,
Die Gassen sieht man noch, die breiten, langen,
Sieht Schloß und Tempel schimmern aus dem Grunde.

Auch war's dem Schiffer oft in nächt'ger Stunde,
Als ob die Glocken aus der Tiefe klangen,
Als ob melodisch ferne Stimmen sangen
Geheime Lieder aus geheimem Munde.

Ach! Glück und Liebe sind die Herrlichkeiten,
Mein Herz das Meer, darin sie untergingen, —
Kein Taucher bringt, was dort versank, mir wieder.

Ich träum' und singe von vergang'nen Zeiten,
Der Schiffer weiß nicht, was die Glocken klingen,
Und Niemand, ach! verstehet meine Lieder.

2.

Verstummen wollt' ich, wollte nimmer sagen,
Was ich gefühlt in dieser bangen Zeit,
Welch bitter Grämen, welch unnennbar Leid,
Da jäher Blitzstrahl all mein Glück zerschlagen.

Doch fürchte nicht! Mit Seufzern nicht, noch Klagen
Will ich verkümmern Deine Heiterkeit:
Du hast's gewollt, — und sieh! ich bin bereit,
Wie Freuden einst, die Leiden jetzt zu tragen.

Du hast's gewollt, — es sei! wir müssen scheiden!
Gib mir zum Abschied ein Mal noch die Hand;
Nicht zürne drum: die Hand, nur auf Secunden!

Was wäre Liebe, könnte sie nicht leiden?
Dieselbe ja, die einst mich Freund genannt,
Dieselbe schlug mir jetzt auch diese Wunden.

3.

Nun will die Nacht sich auf die Erde senken,
Der Tag war lang, und Manches ist geschehn,
Zu hören gab es viel und viel zu sehn;
Doch konnte nichts von Dir die Seele lenken.

Jetzt sitz' ich einsam zwischen Bücherschränken,
Auf jedem Blatte wird Dein Name stehn;
Dann, ruhelos, werd' ich zur Ruhe gehn,
Und selbst im Traume werd' ich Dein gedenken.

Du hast indeß von Schmeichelei'n umflogen,
Bei Festmusik und heller Kerzen Licht
Dich satt geschwelgt in üpp'gen Tanzes Wogen.

Mich hast Du wohl seit lange schon vergessen,
Mein Name klang in diesen Zymbeln nicht:
Hab' ich indeß Dich minder drum besessen?

4.

Nicht diese Zeit ist's, diese wild empörte,
Die irr' gelockt durch selbst verschuldet Weh,
Aufschwankt und ab, ein Schifflein auf der See, —
Was mir des Busens süßen Frieden störte;

Auch nicht die Zukunft ist's, die mich bethörte,
Daß ich wie fremd durchs bunte Leben geh',
Hinbrüte stumm und sinnend stille steh',
Als ob ich fernher Geisterstimmen hörte. —

Vergangenheit! auf dich nur hingewendet,
Ward mir das Heute, mir das Morgen leer,
Und nichts mehr freut, nichts kümmert meine Sinne.

Und, o, mir ist's, als hätt' ich längst vollendet,
Und diese Welt wär' nur ein Sarg, nichts mehr,
Darin ich schlafend schwere Träume spinne.

5.

Papyrusrollen, Schriften alter Zeiten,
Hat man gegraben auf Pompeji's Grund,
Von Purpur einst und blankem Golde bunt,
Jetzt aschenfarb, unleserliche Seiten.

Vergebens will man Tränke jetzt bereiten,
Mit Kunst zu lösen ihren todten Mund;
Sie bleiben stumm! Kein Zeugniß wird uns kund
Von jener Vorzeit stolzen Herrlichkeiten. —

Ein Blatt nur mein, ein einziges, — zerknittert,
Unscheinbar, gelb, ein schlechtes Stück Papier;
Sie aber schrieb mir, sie mir diese Seiten.

Und wenn aufs Blatt die Thräne niederzittert,
Wird wieder lesbar jede Sylbe mir,
Und neu erblüh'n mir alle Herrlichkeiten.

6.

Wehmuth beschleicht mich; denn ein seltsam Bild
Hält ohne Rast die Sinne mir gefangen,
Als säh' ein Mädchen ich mit bleichen Wangen,
Gesenkten Haupts, die Locken wirr und wild.

Nicht weint sie mehr: versiegt ist, nicht gestillt
Der Thränen Quell; tief in ihr nagt, wie Schlangen,
Rathloser Jammer, tödtliches Erbangen,
Davon das Herz ihr hoch in Wogen schwillt.

Horch, armes Kind! horch auf und tröste Dich!
Wie linder Balsam träuft von allen Zweigen
Der holden Vöglein süße Melodie.

Horch auf — und jetzt, als kehrte sie auf mich
Das Auge jetzt mit stumm beredtem Neigen —
Und mir, o Gott! mir ist's, als kennt' ich sie!

7.

Vorbei, vorbei! — Horch, ging die Thüre nicht?
Sie ging, bei Gott! als kam' mit leisen Tritten
Die Falsche selbst zu mir hereingeschritten —
Sie ist es, ja! mich täuscht kein Dämmerlicht.

Gesenkten Aug's, schamroth das Angesicht,
Tritt sie herein, Vergebung zu erbitten
Für all' den Schmerz, den ich um sie gelitten,
Für all' den Kummer, der das Herz mir bricht.

Die weißen Händchen auf die Stirn gelegt,
Beugt sie sich abwärts, vor mich hinzuknien;
Der Mund ist stumm, doch ach! die Seele spricht.

Ich aber fühl' mein Innerstes bewegt
Versöhnt versöhnend sie ans Herz zu ziehen —
Vorbei, vorbei! es war ein Traumgesicht.

8.

Ob ich Dir zürne? — Zürnt man auch dem Mai,
Dem köstlichen, da alle Quellen sprangen,
Aus jungem Laub die muntern Vögel sangen,
Daß er uns, ach! zu schnell entschwunden sei?

So warst auch Du, so hell und wolkenfrei,
In Deiner Schönheit maienhaftem Prangen
An meinem Himmel einst mir aufgegangen: —
Wie zürnt' ich jetzt? Der Frühling ist vorbei.

Und wie der Hirt, wenn Winterstürme wüthen,
Sich Lieder reimt von der vergangnen Lust,
Und fröhlich hofft auf neue Sommerszeiten;

So will auch ich das Angedenken hüten
An jenen Frühling in getreuer Brust: —
Nur hoffen freilich kann ich keinen zweiten.

Rahel in Frankreich.

(Beschluß.)

„Goethe's äußeres Benehmen (fährt Custine fort) ist kalt; doch fühlt man sich zu ihm hingezogen, wie zu einem höhern Wesen, abee man fühlt zugleich, daß man nicht seines Gleichen ist. Wenn er die Augen aufschlägt, möchte man sagen, er weine über die Menschheit; wenn er sie auf Dich heftet, durchdringt Dich sein Blick. Aber dies Durchschautwerden thut wohl. Was einen gewöhnlichen Menschen ermüdend macht, ist, daß er niemals auf der Stelle einen andern versteht. Goethe versteht die Natur, wie sollte er nicht ein armes menschliches Atom verstehen? Ich hätte mich ihm nahen mögen und sagen: Belehre mich darüber, was ich bin. Orakel, sage mir, was über mein Leben entscheiden, was aus mir werden muß. Obgleich seine beständige Würde etwas steif erscheint, hat er doch eine Einfachheit, welche man für naiv halten könnte: doch ist er unendlich weit entfernt von Naivetät; bei ihm ist Alles Wille

und Bewußtsein seines Willens. Wenn man zu Goethe sagte: „Warum bist Du, wie Du bist?“ statt zu antworten: „Weil ich ich bin,“ würde er sagen: „Weil ich will ich sein.“ Diese Antwort befestigt eine große Kluft zwischen ihm und der Naivetät, aber sein Geist verleiht ihm den Zauber der naiven Menschen. Nur kann man sich nicht frei dem Vergnügen überlassen, das man im Gespräch mit ihm empfindet. Täusche man sich nicht, er ist mehr als Mensch. Nichts Anmuthigeres als seine Art, sich mit Personen, die ihm vorgestellt sind, zu unterhalten: für Augenblicke hat er eine so feine und zarte Ironie, daß sie nicht verwunden kann; er besitzt im höchsten Grade das Talent oder vielmehr die Gabe, für das was er sagt zu interessiren. Seine Person, seine Gegenwart allein, sein Schweigen führen zu Nachdenken und erwecken Sehnsucht nach seinen Worten; er vereinigt Wärme und Ruhe, er hält sich zurück, als wäre wenig Leben in ihm, und doch fühlt er, wie ein Anderer leidenschaftlich bewegt ist; er ist ein Mensch, erhaben über das Gewöhnliche und erhaben über sich selber. Er ist Herr über sich, er hat sich darein ergeben, das Unannehmliche seines Geschicks zu ertragen, er ist der erste große Mann, den ich entschieden sah, das Unglück des Genies ohne Klage auf sich zu nehmen; er ist unglücklich, weil er allein ist, aber er will allein sein, weil er erkannt hat, daß er es muß. Ich habe gesagt, daß man Alles in seiner Physiognomie finde, aber etwas mangelt ihr dennoch, etwas Nothwendiges, die Liebe. Ich glaube nicht, daß er in einem Andern zu leben vermag; er hat Alles in sich, nur das nicht, was uns Allem entsagen läßt. Der Reichthum seiner Natur genügt ihm, befestigt ihn in seiner Persönlichkeit; einsam ist er in dieser Welt, und bereitet sich vielleicht schon darauf vor, einsam in jener zu bleiben: auf diesen Punct getrieben, ist der Egoismus ein Exil.“

„Es ist eine außerordentliche Erscheinung, daß ein Mensch zu solcher Ausdehnung und Höhe der Gedanken gelangt ist, ohne das Christenthum anzuerkennen. Er ist wie ein Schiffbrüchiger, der nur an der Küste glauben würde. Zum Unglück für Goethe ist die christliche Religion eine Offenbarung. Er hätte sie vielleicht erfunden, aber da er sie in der Welt vor ihm erschienen findet, und ihr gar mancherlei anhangen sieht, das er nicht mit ihr verbunden hätte, da er in ihren Priestern sieht, was er nicht sehen möchte, nicht sieht, was er sehen möchte, stößt er sie zurück. So drückt ihn die Oede nieder, welche sie in ihm läßt, Unbefriedigung nagt an ihm, er heftet sich an geringere Details der Dinge, er pflanzt sich die Beschäftigung und den Geschmack an Kleinigkeiten ein, endlich zieht er sich hin in die Nacht dieser Welt, als wenn er nicht eine ihrer Sonnen wäre, und man ist gezwungen zu gestehen, daß dies wunderbare Genie eben so erstaunlich ist durch das, was ihm mangelt, wie durch das, was es besitzt. So vergleicht mein Freund Werner das Haupt Goethe's einer ungeheuren, oben verschlossenen Kuppel, durch die der Tag nur von unten eindringt.“

So sehr auch das über Goethe's Mangel an Christenthum Gesagte an das erinnert, was Heine mit dem Ausdruck: Französische Unzulänglichkeiten bezeichnet, verdient doch die Auffassung Goethe's und Rahel's allen Dank und bewundernde Anerkennung, zumal auch in Deutschland die Zahl derer noch gar klein ist, welche einsehen, daß im Childe Harold mehr Religiosität ist, als in den Stunden der Andacht, daß nicht Calderon und Klopstock, sondern Shakspeare und Goethe die schönsten Blüthen des Christenthums im Reiche der Kunst sind. Und wie mächtig wird Cusine's einleitendes Raisonnement durch einen Ausspruch Rahel's überwogen, der wohl das Tiefste ist, was je eine Frau gesagt hat, und allein hinreichen würde, sie den größten Denkern der Jahrhunderte zuzugesellen: „Keine Hand hält die Vergangenheit, sie rinnt durch; keine greift die Zukunft, sie ist nicht da. Aber die Ewigkeit ist da; in den wirklichen Lebensmomenten, in Leidenschaft, in Zorn, Liebe, in edlen Ueberzeugungen und ihren Wirkungen haben wir sie ganz; darum handeln und wollen wir auch in solchen Momenten ohne Rücksicht auf Zeit; darum Glück und Leid der Liebe unendlich.“

Moriz Carriere.

N o t i z e n.

[Andreas Hofer auf der leipziger Bühne.]

Kürzlich gab man Immermann's Trauerspiel in Tyrol nach der neuen Bearbeitung des Verfassers. Hr. Schenk war als Hofer sehr brav, auch Hr. Reger als Speckbacher; beide hatten früher diese Rollen in Düsseldorf unter Immermann's Leitung gegeben. Mad. Dessoir gab die wahnsinnige Bärbel, die freilich in der neuen Umarbeitung zu einem Schattenwesen reducirt ist; Mad. Geißler gab die Frau Straubing sehr gut mit dem Anstriche des tyroler Dialektes, Baudius gab den Kanzler, Düringer den Vicekönig, beide gewandt und löblich, obschon jener kein Metternich war. Das Haus war übervoll; die rührende Idylle in den deutschen Thermopylen zog das Publicum in Masse an, und es war erfreulich, zu einem Drama einmal eine schaulustige

Menge versammelt zu sehen. — Immermann's Dichtung selbst kann nicht fesseln. Einige Scenen (wo Hofer auf seinem Berge sitzt und nicht weichen will, die Scene zwischen ihm und dem Vicekönige) zeichnen in meisterhafter Diction den Charakter der Figuren; die kernige Kürze, die feste Prägnanz sind sehr gelungen; in diesem Bezuge auch die Scene mit dem Kanzler. — Immermann hat viel von Shakspeare gelernt, aber nicht die Hauptsache. Jedes Drama will eine Katastrophe, das Interesse muß sich steigern, die Charaktere müssen etwas wollen, erzielen. Hofer aber sitzt und schießt und wartet auf Kunde, bis der Verrath den Helden abführt. Das alles und seine Liebe zum alten Kaiserhause, zur alten Religion und Sitte, das macht eine rührende Idylle, aber kein Drama; es macht höchstens eine Reihe dramatischer Scenen, die ohnedies sehr karg gehalten sind. Käme ein Dichter über den Stoff, so machte er eine Novelle daraus. Die Novelle gäbe auch Spielraum, sich in die Localität einzunisten, denn gerade die Localität machte diesen Charakter.

[Das Absterben des plattdeutschen Dialekts.]

Unter der Chiffre L. W. gibt das Feuilleton der „Hamburger neuen Zeitung," die sich jetzt eines ausgezeichneten Beifalls erfreut, einige Erläuterungen über die niedersächsische Sprache. Wir entheben den trefflichen Bemerkungen nur folgende Stelle: „Alle Sprachforscher müssen die Verfallenheit des niedersächsischen Dialects einräumen. Doch haben sie, ihrem Handwerke nach, hierbei mehr die zerbröckelte Form als den versiegten Gedanken im Auge. Zum Sprachforscher muß der Dichter, zum Dichter der Mensch mit seinen hohen Forderungen hinzutreten. Der Dichter wacht über die heilige Flamme des Gedankens, der Forscher über das Brandmaterial; jenem ist der wortprägende Geist, diesem das ausgeprägte Wort, die fertige Fülle näher. Der Dichter weiß, daß man das sprödeste Material — die hochdeutsche Sprache ist ein solches — überwältigen und verklären kann. Aber vor dem abgestorbenen und verwitterten fühlt er ein Grauen, und er wird sich schwerlich überwinden, die versteinerte Pinie der römischen Sprache, oder den verulmten Eichenstamm der niedersächsischen als Brandopfer auf den Altar der Begeisterung zu legen. Als Johann Heinrich Voß seine plattdeutschen Gedichte zimmerte, war er mehr Philolog als Dichter. Die süddeutschen Dialekte kenne ich nicht zur Genüge, um mir ein entscheidendes Urtheil über dieselben zu gestatten. Doch glaube ich, daß sich noch immer eine reiche und lebendige Welt altdeutschen Volkslebens in ihnen abspiegelt. Der Süddeutsche erfreut sich einer bunteren, mit geistigen Elementen mehr gesättigten Vergangenheit als der Norddeutsche; er kann länger von seinem Schatze zehren, als dieser, den ein böses Geschick seit vielen Jahrhunderten in lauter armseligen, herabdrückenden Zuständen veröden ließ. Wenn ich bedenke, daß die in allen Gebieten schaffend strebsame Kraft des Südens die Lebensäußerungen des Nordens so weit übertraf, so muß ich in der That aus diesem uns beschämenden Phänomen den Schluß ziehen, daß der süddeutsche Volksdialekt, welchen alle jene Genien von der Geburt an umsäuselten, eine frischere Quelle für die Belebung der Geister geblieben ist, als dies von der Muttersprache der Norddeutschen zu rühmen steht. Auch weiß ich aus meinem nur zu kurzen Aufenthalte im Süden, daß der Bewohner jener glücklichen Gegenden die bedeutsamsten Conflicte der Zeit und die Richtungen, welchen sich Deutschland und die große europäische Völkerfamilie hingibt, leichter und glücklicher in seiner Sprache darstellen kann, als dem Norddeutschen in der seinigen, selbst bei wissenschaftlicher Nachhülfe, nur irgend möglich wäre. Dennoch wird der allgemeine Sieg der hochdeutschen Sprache auch hier nicht ausbleiben, mag auch der sterbende Dialekt langsamer verrieseln, und damit ein schöneres, naturgemäßeres Ende zu nehmen bestimmt sein, als der niedersächsische."

In Hamburg hat das Plattdeutsche noch sein derbes Bollwerk. An andern Orten ist es schon mehr gesunken. Z. B. hört man es in Königsberg in Pr. nur selten, während es dort zu Kant's Zeiten noch so gäng und gäbe war, daß die jetzigen Herausgeber der Kant'schen Werke, Rosenkranz und Schubert, manches in der Diction des alten Weltweisen ausmerzen, was geradezu aus dem Plattdeutschen in seine Schriftsprache überging.

[Für Reisende.]

In der Hoffmann'schen Buchhandlung in Stuttgart, erschien eine neue schöne Rheinkarte nebst Rheinbaiern und den angrenzenden Uferländern, in Taschenformat gefaltet, sehr bequem. Auch ein Tarif über die Dampfböte fehlt nicht.

Bei Weber in Leipzig für die junge Welt eine Reise in den Harz, im Tone des Robinson Crusoe erzählt, mit Kupfern. Von dem bekannten Verfasser mit der Chiffre *r.

[Tieck.]

Ludwig Tieck schreibt seine Memoiren. — Und der Aufruhr in den Cevennen, wird er Fragment bleiben? — In der Reimer'schen Gesammtausgabe seiner Werke hatte Tieck bekanntlich schon vor jedem Bande ein Stück Lebensgeschichte gegeben, das zunächst die Entstehung der einzelnen Dichtungen einleitet.

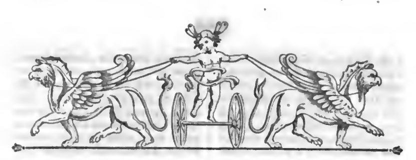
[Für ernste Liebhaber des Weines.]

In der Rubach'schen Buchhandlung in Magdeburg erschien ein Atlas der Weinländer Europas, bereits in acht Karten, mit sehr willkommnen Notizen über Weinbau, Charakter der Sorten und der besten Anschauung der beliebten Localitäten, wo der Sorgenbrecher gedeiht.

[Gemälde von Nord-Amerika.]

Eine pittoreske Geographie von Nordamerika, von Traugott Bromme, mit mehreren Hunderten von Abbildungen erscheint in Stuttgart, Scheible's Buchhandlung. Die ersten beiden Lieferungen circuliren bereits seit einiger Zeit, jede mit sechs Tafeln aus der Thier- und Menschenwelt der Eskimo und der Nordwest-Indianer.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 56. — den 19. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken *).

II.

Endlich ist es mir vergönnt, mein Versprechen zu erfüllen und Ihnen einige weitere Bemerkungen, zunächst über Schwaben, mitzutheilen. Doch nach zwei Seiten hin muß ich mein Schreiben bevorworten, in Bezug auf den Ton und in Bezug auf den Umfang der Darstellung.

„Ich danke Dir Gott, daß, oder vielmehr, wenn ich nicht bin wie andere Reisende und Reiseschreiber," so möchte ich heute gern ausrufen, wenn ich die schnellen, selbstgenügsamen, absprechenden Urtheile so vieler fashionablen Touristen und den angeblichen Studienmacher, namentlich über Schwaben lese. Erschöpfen will ich nicht, aber gerecht möchte ich sein und billig. Wer sich nicht selbstlos und parteilos an seinen Gegenstand hingeben kann, wer immer nur seine individuellen Capricen und Malicen herbeischleppt, um nur recht über das eigene Besser- und Weiter- und Klügersein erstaunen zu können, der hat nicht das Recht, gelesen zu werden, und wenn er gelesen wird, wenigstens nicht geschont zu werden. Ließe man doch Jeden und Jedes gewähren, einzig darauf bedacht, der Erscheinung ihre rechte Stelle im Ganzen zu geben; nichts würde zu unbedeutend, nichts zu gering sein, das sich nicht mit innerer Nothwendigkeit in den großen Ring der Menschheit einfügen müßte. Wer weiß, was das Geringste im Schooße trägt, spotte des Kleinsten nicht, auch an ihm hat sich der Weltgeist ein Lob bereitet. Es bedarf eines geringen Aufwandes von Geist und Kunst, über enge, beschränkte Verhältnisse zu witzeln; schwieriger, aber belohnender ist's, im Kleinen das Große zu ahnen und zu schauen. Thöricht, wer sich durch kleinliche Mäkelei den Genuß verdirbt, den alles Individuelle, sei es auch noch so beschränkt, gewährt; doppelt thöricht, wer seine aufgespreizte Unfähigkeit noch an den literarischen Pranger zu stellen den Ehrgeiz hat. — Mit diesem Nikolaismus hat in der letzten Zeit namentlich auch ein malcontenter Americaner das Schwabenländchen durchfahren. Auch ohne Schwabe zu sein, muß es ärgern, nach Quadratschuhen und Postmeilen ein Land bemessen zu sehen, in dem ein edler Zweig des germanischen Stammes sproßt, ein Zweig, dessen Pfropfreiser schon mehr als einmal die abgestandene Triebkraft verjüngen halfen.

Aber eben dieses möge mich bei Ihnen entschuldigen, wenn ich etwas weiter greife, als ich mir selber vorgenommen hatte. Ich gedachte Ihnen in diesem Briefe Bemerkungen über literarische und wissenschaftliche Verhältnisse zu schreiben; je mehr ich aber die Aufgabe mir ansah, desto mehr fand ich, daß ich Ihnen nur erst das Allgemeinste der schwäbischen Zustände geschildert habe. Nun aber ist Literatur und Wissenschaft die Krone jedes Völkerlebens, nur auf der Höhe der Entwickelung reifen die Früchte, welche, aus dem Leben entsprungen, den Keim eines neuen Daseins an sich tragen. In jenes

*) Die erste dieser Mittheilungen gaben wir im December 1837. Nr. 252, 253 u. 254. D. Red.

Leben aber habe ich Sie noch zu wenig blicken lassen. Leicht ist's, über die glatte Spiegelfläche mit geistreichen Phrasen hinwegzufahren, aber die individuelle Lebensgestaltung, das ganze Thun und Treiben, den allgemeinen Charakter bis in die einzelnsten Offenbarungen, mag sich Niemand vermessen, so leicht durchdringen zu wollen. Auch ich bin mir wohl bewußt, die socialen Verhältnisse, wie sie hier in ihrer umfassendsten und weitesten Bedeutung genommen sein wollen, durchaus nicht vollständig ergründet und verfolgt zu haben. Ist es doch etwas Unerschöpfliches, Unendliches um das Leben eines Volkes; es ist ein Proteus, der in ewigem Wechsel die Gestalten hervorkehrt, ein räthselhaftes Ineinander von Ruhe und Bewegung, von Zeugen und Verschlingen, ein dunkler, geheimnißvoller Schacht, den nur die Zeit ausbeutet, weil er in die Ewigkeit der Ursprünge sich verliert. Wo fangen wir an, wo hören wir auf, um ein Leben zu erfassen? Hier wirft die Wucht seines Armes Thaten in die Welt, dort kriecht es langsam und ruhig seinem Schneckenhause zu, hier vergräbt es sich in die Tiefen des Geistes, dort opfert es fröhlich einem heitern Gott, hier jubelt, dort weint, hier schläft, dort gähnt es — aber überall ist es vorhanden! —

Betrachten Sie mit mir den Schwaben, wie er in seiner eigenthümlichen individuellen Natur vor uns tritt, so ist freilich zu bemerken, daß wir gar nichts Besonderes bemerken können. Es zeigt sich uns eine stille, einfache Ruhe, keine in sich gekehrte, vom Leben und der Welt sich abziehende Beschaulichkeit, sondern eine gewisse, gemessene Naivetät, wie wir sie an Kindern zu sehen gewohnt sind. Der Schwabe verschließt sich nicht, denn er hat sich noch nicht erschlossen, er isolirt sich nicht, denn er ist noch nicht in einen größern Weltverband getreten; er wirft sich nicht in die Selbstbespiegelung zurück, denn noch hat er wenig, nichts gesehen, die Welt ist ihm noch nicht überflüssig und überdrüssig geworden, die Natur hat für ihn ihre Anziehungskraft noch nicht eingebußt, das Leben hat ihn noch nicht in Sand und Weißbier verkümmern lassen. Es ist nicht die Ruhe des Todes, sondern die des Lebens, das jeden Augenblick aufwogen und in den Wellen der That und des Werdens aufschlagen kann. Hier ist noch kein Abgestanden-, kein Fertigsein. Stille Wasser sind tief, und — tiefe Wasser sind still! Daher vernehmen Sie von dem Schwaben als solchem nie das Geplätscher geschwätziger Seichtigkeit, das lustig und schillernd dahinsprudelt. Die Rede ist Ja, Nein, Nein, Ja. Eine im ersten Augenblick oft unbegreifliche Trockenheit und Trägheit, die eine schnellere Natur zur Verzweiflung bringen kann. Wer sachte geht, kommt aber endlich auch weit.

Laß mich gehen, oder wie der Stockschwabe sagt: „laß mi gau-u" (klemmen Sie Ihre Nase nur recht tüchtig zu, wenn Sie das gau-u aussprechen wollen) — das ist die Antwort auf alles Treiben und Eilen. Was wollen Sie machen? Er läßt sich nicht aus der Fassung bringen, Sie müssen sich in Geduld ergeben und so nach und nach in diesen Gang sich fügen, der am Ende doch auch zum Ziele führt. Aber wirklich, für den Franken, den Rheinländer, den Norddeutschen eine entsetzliche Natur! Wie sich's in diesen weiten, platten, mehr oder weniger sandigen Ebenen so flink und fertig tummelt, wie es zu und abgeht, wie diese schmucken und schmächtigen Leutchen so geschwind und lustig um einander kreisen! Ein gewisses Phlegma hat ganz Süddeutschland gemein, doch ist der Schwabe ungleich sehniger, stockiger und nerviger, sein ganzes Wesen starrer und trockener als bei dem runden, biecfrohen Baier und knödelsatten Oesterreicher. Flinkigkeit kennt der Schwabe selbst nicht dem Namen nach — „mach, lauf tapfer" herrscht Einer dem Andern zu; nur recht handfest, recht gewaltig, recht tapfer aufgetreten — das ist Geschwindigkeit genug für den Schwaben.

Schon die Physiognomien zeigen den großen Unterschied. Im Oesterreicher und Altbaier hat sich das Viereck zu einer „passabeln" saftigen Rundung ausgenährt. In den schwäbischen Gesichtern ist alles eckig, die Lineamente sind in starre Bande geschlagen, mit einer eisernen Stereotypie haben sich die gedrungenen, gehärteten Furchen eingeackert. Daher auf dem Lande die Schönheiten selten, Regelmäßigkeiten fast gar nicht anzutreffen. Berühmt sind die Bewohnerinnen des Steinlach-Thales; ein origineller Menschenschlag, und man betrachtet sie mit Recht als Repräsentanten des schwäbischen Landvolks. Ihre Tracht ist wie ihr ganzes Wesen keck und kurz angebunden. Aus dem runden, derben Gesichte sehen ein paar frische, schalkhafte Augen, klug wie die Schlangen, einfältig wie die Tauben, so blau und tief wie aus irgend einem Enkel Armin's. Die blonden oder braunen Haare setzen sich in einem langen, üppigen, von weißen und blauen Bändern durchschlungenen Geflecht bis an die Ferse fort; sie sind von einem kleinen, langbebänderten, mützenartigen Häubchen bedeckt, das unternehmend und keck sich etwas gegen die Stirn herabsenkt. Die üppige, dralle Brust umfängt nothdürftig ein rothes oder blaues Mieder, aus dem die kräftigen Arme in weiten, weißen, zierlich genähten Aermeln hervordringen. Eine reinliche,

weiße Schürze sticht anmuthig ab von dem dunkeln, überreich gefalteten Tuchrocke, der kurz genug ist, um die vollsten, derbsten, strammsten Waden in ihrer vollen Glorie von den tübinger Studenten bewundern zu lassen. — So ziehen die muthwilligen, rüstigen Töchter des Landes schaarenweise an Sonn- und Feiertagen „tapfer“ in die nahe Stadt, singend und trillernd, schäkernd und neckend, Dirnen, die trotzig und stark genug wären, es mit der Hölle selber und mit ihren stärksten Versuchungen aufzunehmen. — Nicht schön zwar, aber in der üppigsten Naturkraft blüht die starke Jugend; aber wie häßlich erscheint sie im Alter, wie verwaschen, wie verwittert, wie „verschafft!“ „Schaffen“ nämlich braucht der Schwabe für arbeiten, und zeigt hierin ganz das Elementare, Ursprüngliche seiner unmittelbar an die Natur sich anlehnenden Bethätigung. Gebückt, zusammengedrückt, obwohl immer noch rüstig und zäh zeigen sich namentlich im weiblichen Geschlechte Gestalten, „deren sich der Teufel selbst in seinem geheimsten Staatsrathe schämen müßte.“

Es fehlt der freie, schnelle Fluß einer vollständig entwickelten Natur, welche sich über die Ruinen der Zeit hinausschwingt und in die träge Masse das Feuer des Geistes als nährende und erhaltende Lebensessenz eingießt. Der Geist ist noch zu wenig Herr über seine Außenseite geworden, er lebt und webt in der reichen Tiefe des Innern, die letzte Kruste hat er noch nicht durchbrochen, um sie mit seinem rosigen Hauche zu durchseelen und zu durchgeisten.

An die Sprache des Schwaben darf ich nur erinnern; sie hat für jeden Fremden in ihren harten, zähen Naturtönen, namentlich in den „Na-nsen“-Lauten eben so viel Anziehendes als Abschreckendes. Das feine, glatte, schmächtige i und e mit seinen gebildeten Doppellauten kann vor dem gedehnten, brummigen, volltönenden aber unzarten o und u nicht zu Worte kommen. Noin oder Nuä, Joa, hört man namentlich in Stutgart selbst nicht Ungebildete im vertraulichen Gespräche entgegnen. Und das dehnt und zieht sich mit einer göttlichen Langsamkeit, mit einer süßen, heimlichen Behaglichkeit über die Lippen, mit einer Wichtigkeit und Ausdrücklichkeit, der man die Befriedigung, den Ernst und die Ehrlichkeit anhören muß. — Der Schwabe übereilt sich nicht, er weiß, was er auf die Zunge nimmt, und läßt sich in seiner Gemächlichkeit nicht stören. Sie haben längst erahnt, was kommen wird, sie haben ihm das Wort in ungeduldiger Eile leise oder laut beigeschoben, aber es hilft nichts, sie kommen nicht eher vom Flecke, als bis Alles bedächtig und gründlich dargelegt ist. Lassen wir ihn ja gehen. „Gäu-u, stau-n, bleibe lan-u“ — verstehen Sie das? — „wer die drei Wörter nit ka-n, er mau-g nit ins Schwabeland gau-u!“ Hören Sie's, — gehen, stehen, bleiben lassen, dies hat die schwäbische Sprache auf den Wegzeiger in ihr Vaterland geschrieben! — „I will geh, gleich sehe, komme“ antwortet Ihnen der Schwabe, wenn er sich zu etwas anschickt. Ich will gehen, ich will sehen, ob es geht, daß ich sehen, kommen kann, — so sind dem Schwaben so zu sagen in Denken und Thun die Füße in den Boden gewurzelt, so normal ist das Stehen und Stehenbleiben, daß es immer eines besondern Impulses zum Gehen bedarf.

Doch lassen Sie sich nicht durch diese Trockenheit, durch dieses Phlegma täuschen. Es ist kein Zeichen des Mangels, sondern des Reichthums. Ich wiederhole nicht, daß der Schwabe am nachhaltigsten, gründlichsten arbeitet, aber ich wiederhole, daß stille Wasser tief gründen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Autoren-Association in Paris.

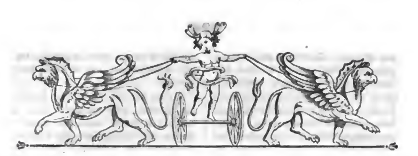
In Paris ist am 10. Januar d. J. eine Gesellschaft von Schriftstellern zusammengetreten, um sich gegen die Beeinträchtigung in ihrem Eigenthume, welche sie theils durch totalen, theils durch partiellen Nachdruck erleiden, wechselsweise zu schützen. Die Statuten dieser Gesellschaft in 64 Paragraphen liegen dem Unterzeichneten vor und sind von mannichfaltigem Interesse. Was ihre äußere Organisation betrifft, so besteht sie theils aus Mitgliedern, die zugleich Stifter sind, und aus einfachen Mitgliedern, die beide gleiche Rechte genießen. Der Sitz der Gesellschaft ist in Paris; aber auch in der Provinz wohnhafte Individuen können daran Theil nehmen, wenn sie ihre Zustimmung zu den Statuten, mittelst eigenhändiger, von einem Notar beglaubigter, Unterschrift erklären. Die Dauer der Gesellschaft ist vorläufig auf funfzig Jahre bestimmt. An ihrer Spitze steht ein Verwaltungsausschuß von mindestens zwölf (bis achtzehn) Mitgliedern, welchen der Ausschuß nöthigenfalls noch mehrere beigesellen kann. Dieser Ausschuß wird jährlich neu gewählt in der General-Versammlung, die am Stiftungstage, den 10. Jan., gehalten wird. Die jetzigen Ausschußmitglieder, die bis zum 10. Jan. 1839 fungiren, sind: Villemain, Präsident; Louis Desnoyers, Vice-präsident; Jules David und André Delrieu, Secretaire; Arago, Alexandre Dumas, Léon Gozlan, Granier de Cassagnac, Eugène Guinot, Victor Hugo, Lamennais, Hippolyte Lucas, Désiré Nisard, Louis Reybaud, Alphonse Royer und Louis Viardot, Mitglieder. (Zum größten Theil höchst ehrenwerthe Namen, wie sich deren auch in dem Ausschusse für die Berathung der Rechtsangelegenheiten, der dem Verwaltungsausschusse zur Seite steht, finden, z. B. Odilon Barrot, Berryer, Philipp Dupin, Hennequin, Parquin, Vatimenil u. A.) Der Zweck der Gesellschaft ist,

sich gegenseitig den Ertrag aus ihren Geisteserzeugnissen zu sichern, seien es Bücher oder Werke dramatischer Gattung; so viel als möglich dem französischen wie dem ausländischen Nachdrucke entgegen zu arbeiten; die Rechte ihrer einzelnen Mitglieder, als eine die Individuen schützende Corporation, auf alle Weise wahrzunehmen; endlich, wenn wenigstens zwei Dritttheile der Gesellschaft damit einverstanden sind, Eltern, Witwen und Kinder (vielleicht auch Großeltern und Enkel; es heißt im Originale: ascendans, veuves et descendans) aus den Gesellschaftsfonds Unterstützung zu gewähren. Diese Fonds sollen gebildet werden aus von dem Verwaltungsausschusse, dem Quantum nach, zu bestimmenden Eintrittsgeldern; aus einer Quote von Allem, was die Gesellschaft für ihre Mitglieder oder deren Erben erstreitet, und die gleichfalls, ihrem Betrage nach, von dem Ausschusse festgestellt wird; aus Geldbußen, die von Mitgliedern zu entrichten sind; endlich aus zu erwartenden Geschenken, Legaten und anderweitigen Zuwendungen. Die Mitglieder müssen sich für den Rechtsschutz, den ihnen die Gesellschaft angedeihen läßt, so wie für die Aussicht auf Entschädigung für erlittene Benachtheiligung durch Nachdruck oder Plagiate, und auf Unterstützung ihrer Familien, bei einer Geldbuße von 50 bis 100 Fr. für jeden, ganz oder theilweise, nachgedruckten Artikel, verpflichten, ohne daß gewisse Bedingungen, die der Verwaltungsausschuß zu stellen hat, von dem Vervielfältiger erfüllt werden, keinen Wieder-Abdruck ihres Werkes, oder eine Benutzung desselben zur theatralischen Darstellung, sich gefallen zu lassen; ferner auf ihre Ehre und bei Vermeidung einer Strafe von 100 bis 1000 Fr. für jeden, ganz oder theilweise, wieder abzudruckenden Artikel, sich durch kein öffentliches oder geheimes Uebereinkommen mit dem, welcher einen Abdruck ihrer Aufsätze beabsichtigt, über irgend eine Art eines solchen Wieder-Abdrucks zu verständigen, wodurch die Bedingungen verletzt werden könnten, welche die Gesellschaft für den Abdruck festzusetzen für gut gefunden hat. Diese, wie sie in den Artikeln 18., 19., 20., 21. u. 22. enthalten sind, laufen im Wesentlichen darauf hinaus: 1) Kein Auszug aus einem Buche oder einer Flugschrift darf früher als 24 Stunden nach der Zeit, wo das Buch in den Handel gekommen, publicirt werden; 2) Auszüge, wenn sie successive mitgetheilt werden, dürfen an Umfang den vierten Theil des Originals niemals überschreiten; 3) jeder Wieder-Abdruck muß die Quelle, woraus der Aufsatz geschöpft worden, so wie die Unterschrift des Autors, und, in Ermangelung des Namens desselben, die anderweitige Bezeichnung, die er für seine Person gewählt, wiedergeben. Wer diesen Bestimmungen entgegenhandelt, wird von der Gesellschaft wegen Nachdrucks belangt und wegen Entschädigung des in seinem Rechte gekränkten Verfassers in gerichtlichen Anspruch genommen; 4) wer auch nur ein Mal, sei es im Ganzen oder theilweise, von dem Rechte Gebrauch machen will, das Werk eines Mitgliedes der Gesellschaft wieder abdrucken zu lassen, muß zwei Frei-Exemplare davon, das eine an die Haupt-Agentur in Paris, das andere an die Local-Agentur in den Departements (die Haupt-Agentur hat nämlich dergleichen in den Provinzen) einreichen, und zwar längstens im Laufe eines Monats nach dem Erscheinen des Wieder-Abdrucks; 5) ferner muß an Honorar für den Wieder-Abdruck gezahlt werden: a) für 1000 Buchstaben, in Paris $1\frac{1}{2}$ Fr., in Städten von 10,000 Seelen und darüber 1 Fr., desgleichen von 5000 Seelen $\frac{1}{2}$ Fr., in Städten endlich die nicht 5000 Einwohner zählen, $\frac{1}{4}$ Fr.; b) bei Gedichten wird jede Verszeile für 50 Buchstaben gerechnet.

Der Ertrag dieser Honorare für den Wieder-Abdruck wird zur Hälfte zwischen dem Autor und dem ursprünglichen Verleger getheilt, so lange, bis der Letztere auf die Hälfte seiner, zu dem Werke verwandten Auslagen gebracht ist. Wenn dieser Fall eingetreten, gehört der ganze Ertrag dem Autor allein, seinen Erben oder Rechtsnachfolgern. Bei Büchern und Flugschriften erlischt das Recht des Verlegers, an den in Rede stehenden Entschädigungen Theil zu nehmen, nach Erschöpfung seines Vorraths an Exemplaren, oder spätestens ein Jahr, nachdem die Schrift in den Handel gekommen; bei Aufsätzen in den Revues sechs Monate, und bei den täglich erscheinenden und andern Blättern drei Monate nach dem ersten Abdruck des wieder abgedruckten Aufsatzes. — Bemerkenswerth sind auch noch folgende Bestimmungen aus dem Art. 36.: Es wird nicht als Nachdruck angesehen, wenn ein Fragment aus einem Buche, einer Flugschrift oder einem mündlichen Vortrage in einer Zeitung wieder abgedruckt wird, welche sich gewöhnlich von Original-Aufsätzen nährt (noch stärker drückt sich der französische Text aus: un journal, qui vit habituellement d'articles originaux), vorausgesetzt, daß die aufgenommenen Bruchstücke dem Autor mit dem Honorar, welches die Redaction gewöhnlich zu zahlen pflegt, remunerirt werden. Dagegen wird die Aufnahme von Fragmenten, wie die oben erwähnten, als Nachdruck erachtet, wenn die Zeitung, welche sich des Wieder-Abdrucks schuldig macht, nicht in die Kategorie der vorbezeichneten gehört (des journaux, qui sont habituellement en dehors de la catégorie ci-dessus), d. h. also, sich gewöhnlich mit nachgedruckten Aufsätzen speist. — Als Zwangsmittel ist in dem 37. Art. dem Verwaltungsausschuß das Recht des Interdicts (sic) beigelegt. Wenn — heißt es in diesem Artikel — wegen offenkundigen bösen Willens, oder grober Uebertretungen seiner Verbindlichkeiten gegen ein Mitglied der Gesellschaft, der Verwaltungsausschuß, mit einer Mehrheit von zwei Dritttheilen seiner Mitglieder, einen Verleger mit dem Inderdicte belegt hat (aura frappé d'interdit un publicateur quelconque), so muß jedes Mitglied sich jeder fernern Lieferung von Manuscript an einen solchen enthalten, geschehe sie auf directe oder indirecte Weise, bis zu wieder aufgehobenem Interdicte. Ein Mitglied, das gegen dieses Verbot handelt, wird im ersten Contraventionsfalle mit einer Geldbuße von 3 bis 30 Francs für 1000 Buchstaben, im zweiten mit dem doppelten Betrage derselben, im dritten mit der Ausschließung aus der Gesellschaft bestraft. Ausgestoßen für alle Zeit wird aber ein solches Mitglied, bei welchem es sich herausstellt, daß es einen geheimen Vertrag geschlossen, um die Festsetzung in diesem Artikel illusorisch zu machen. —

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 57. — den 20. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Man hält den Schwaben gewöhnlich für einfältig, bornirt, und ein Leichtfertigerer, Gewandterer schlägt ihm wohl hundert Schnippchen. Man hält den Schwaben für recht naiv unschuldig, für recht arglos kindlich, man meint oft, er könne nicht drei zählen. Aber er trägt, wie er selber zu sagen pflegt, „seine Tücke faustdick hinter den Ohren." Er ist „verfteckt", und schon vor dem Schwabenalter gescheidt genug, um — aber nur so unter der Hand, ganz in der Stille, ohne Aufsehen — sein Plänchen und Schnitzchen zu machen. Bezeichnend ist der Ausdruck „lugen", für sehen; dieses von hintenher, nur so nebenbei Hinauslugen ist nicht eben das Zeichen eines kecken, sichern, offenen Blickes. Ist nicht lugen mit lügen verwandt?

Ja, täuschen Sie sich nicht, der Schwabe rechnet so gut wie ein Anderer, er rechnet, aber nur langsamer und deutlicher, und aus der harmlosesten, einfachsten Persönlichkeit blitzt oft ein Wort, ein Gedanke, eine That auf, an der eine Welt zu rathen bekommt. Ich darf dies in edlerem Sinne auf fast alle bedeutenden Männer Schwabens anwenden. Der weiche, schwächliche, schweigsame Schüler der Akademie brütete über Räuberpläne; Pfizer, die stille, eingezogene Natur, saß so duldsam und arbeitsselig wie irgend ein Assessor in seinem Collegium, während er die Briefe schrieb, welche die Welt seines Vaterlandes umstoßen; und wer sah es Strauß, dem bescheidenen, schmächtigen Jünglinge an, daß er eben im Begriff sei, den Feuerbrand in die Welt — wenigstens der Theologen — zu schleudern? Wenn irgend, so ist bei dem Schwaben der Schluß vom Aeußern auf das Innere, von der That auf die Persönlichkeit schwer, ja unmöglich. Je ruhiger und stiller das äußere Leben dahinfließt, wie ein Bächlein im Thale, desto tiefer oft gehen die Wogen des Innern, desto reicher und bewegter ist das eigenste Leben.

Der „Vetter aus Schwaben" und „die Schulmeisterwahl in Blindheim" geben treffende Belege für obigen Punct. Trefflich ist namentlich in letzterem Büchlein gezeichnet, wie Pfarrer und Schultheiß, trotz aller Beredsamkeit und Dialektik, trotz Ermahnung und Drohung über Gemeinde und Gemeinderath nichts auszurichten vermögen. Da haften keine Gründe und Vorstellungen, das so einfältig scheinende Bäuerlein weiß wohl, wo es hinaus will, es hat sich den Vortheil längst erlauscht, und wie es sagt, „den Pfiff gemerkt." Vielleicht sind Ihnen die „Scenen aus dem Leben eines Vikars", lith. von L. Helwig, zu Gesicht gekommen, die — ein durch und durch schwäbisches Product — seit einigen Jahren in Bilderläden gesehen werden. Eine Partie namentlich ist unübertrefflich, wie nämlich der „Herr Vikare" den vollen Strom seiner Beredsamkeit von der Kanzel herabrauschen läßt, während die Zuhörer vom Schuldheißen abwärts pfiffig die Köpfe schütteln und Alles viel besser wissen, und schon lange vorher. — Wirklich, etwas Verschlagenes, Pfiffiges lauert oft hinter diesen uner-

gründlich-stereotypen Mienen. Das weiß der Schwabe selber recht gut, „Du wärst nicht versteckt?“ ruft er dem Andern zu, der ihm eine Zumuthung macht. Also das Verstecktsein nimmt er als allgemeingültige Voraussetzung an — Du müßtest nicht versteckt, Du müßtest kein Schwabe sein, wenn ich Deiner scheinbar so gutgemeinten Zumuthung nur so Folge leisten dürfte ... Hier schlägt der schwäbische Charakter in einen entschieden unschönen, tadelnswerthen um. Namentlich in den niedern Ständen macht sich oft eine Arglist, eine Schlauheit des Calculs, des Verstandes geltend, welche für die sonst grundehelichen Seelen doch zu unehelich ist. Natürlich, der Verstand macht sich hier einseitig geltend, er löst sich ab von dem reichen Grunde des Gemüthes, dieses wird — versteckt, und der Verstand waltet eigensinnig, eigennützig, verschlagen. Und eben, weil er nicht gleichförmig sich durchbildet, und die ganze Persönlichkeit nicht gleichen Schritt mit der vorschreitenden Bildung halten kann, muß er in der Furcht, überlistet zu werden, selber listig sein, und so im Stillen die Minen untergraben, welche eine Ueberlegenheit gegen ihn zu führen beginnt. So hat denn der Ausländer nicht ohne Grund sein Sprichwort über und gegen den Schwaben, „wem der Schwabe noch keine Tücke gethan hat, dem thut er eine.“ Ich habe namentlich Norddeutsche über Prellerei und Unehrlichkeit klagen hören, und dieselbe Klage in schwäbischen Blättern bestätigt gefunden, die gar kein Hehl daraus machten, daß es leider im Handel und Wandel, im Tausch und Verkehr gar nicht so vortrefflich und idyllisch hergebe, als man wohl glaube. — Gewiß ist dieses Volksleben so wenig ursprünglich mehr, als anderswo; die Macht der Bildung und Reflexion zersetzt auch diese Sphären mit einer ätzenden, der Einfachheit und stillen Gediegenheit entwöhnenden Schärfe. Und der Bildung und ihren Einflüssen kann sich Schwaben nicht entziehen. Sein Schulwesen ist anerkanntermaßen eines der am besten eingerichteten, und wenigstens mittelbar machen sich auch weitere Beziehungen geltend. Ich erinnere hier an die Colonien, an die ehninger Krämer, welche die Welt durchziehen und sicher nicht immer die besten Culturstoffe ins Land bringen. Die Gemüther werden so von der stillen umfriedigten Häuslichkeit in eine unbekannte Ferne gerissen, der Geist richtet sich auf Erwerb und Gewinn, Unzufriedenheit mit dem kleinen Erbtheile harter Arbeit, ungeduldige Grübeleien, unruhige Projectenmacherei stören das harmlose Stillleben des Landes. Je unvermittelter gerade jene Beziehungen und Stoffe einer fremden Lebenssphäre ihnen zukommen, je weniger sie dazu organisiet sind, in ein selbstkräftiges Wechselverhältniß zu treten, desto gestörter und unerfreulicher gestalten sich die Zustände.

Doch das sind Auswüchse, welche dem lebenskräftigen Stamme nicht zuzurechnen sind. Oder wollen wir den ganzen Baum umhauen, wenn einige Aeste und Zweige aus Mangel an Luft und Licht in eine schiefe und verkrüppelte Richtung gerathen? Es ist nur der Mangel an freier, allseitiger Entwickelung daran Schuld. Sonst entwickelt der Schwabe einen klaren, besonnenen Verstand, einen tiefen, ruhigen Blick, welcher ordnend und regelnd seinen Lebenskreis beherrscht. Ja, diese gesunde Natürlichkeit gewinnt einen wahrhaft nüchternen, prosaischen Charakter, eine Trockenheit und Regungslosigkeit, welche scheinbar an nichts Antheil nimmt, und auf den ersten Blick nicht ahnen läßt, wie tief und voll im Innern die Saiten ertönen. — Wer nach Schwaben kommt mit dem Gedanken, hier die Poesie mit Händen greifen, wie mit Löffeln essen zu können, täuscht sich schwer. Nichts weniger als ein idyllisches Schäferleben! Es geht Alles seinen geregelten Gang, Arbeit und Ruhe, Leiden und Freuden kommen und gehen mit dem Tage. Sie suchen vielleicht in den Zeiten und Arten festlicher Lustbarkeit die Poesie, die nun einmal im Volksleben abzuschütteln sein soll wie Maienblüthe. Ich habe sie nie, am wenigsten in Schwaben, nur so vom Zaune brechen können. Flieht sie doch überall das Geräusch des Marktes, den Tummelplatz der Oeffentlichkeit, und sinnt und dichtet in heimlicher Stille, im Schatten des Abends, im Laubgange des Waldes, in der Dämmerung der Einsamkeit. Am wenigsten vermag sie in Schwaben sich dem schreienden Tage zu überantworten, sie kann, wie Cordelia, ihr Herz nicht in die Hand nehmen und zur Schau aushängen. Sie webt und lebt in der Tiefe des Gemüthes, hier innen tönt's wie Glockengeläute, da ist ihr Sonntag, da feiert sie ihr Auferstehungsfest, nicht in der harten, schweren Arbeit des Tages. Oft fehlen ihr die Worte, die Zeichen, in einen leisen Seufzer faßt sie dann mehr zusammen, als hundert Verse sagen können. Die Zunge ist ihr nicht gelöst, sie ist nicht redselig, selig ist sie nur in der traulichen Häuslichkeit des Herzens, und läßt nur seltene Gäste ein, um sie mit dem Dufte ihrer schönsten Blüthen verklärt und verschönt zu entlassen. Jedes Fäserchen alsbald zu Reim und Vers sich auszuziehen, jeden auch noch so winzigen Gedanken zu einem Gedichte zu machen, Alles, was ihr in den Kopf kommt, in ihr Allerheiligstes einzuführen, und daran ihren Weihrauch zu verschwenden, das kommt ihr nicht in den Sinn,

oder vielmehr, dazu hat sie nicht den Sinn, das Organ. Es ist in der Sphäre des Gefühls, der Poesie, wir in der des Verstandes. Es geht Alles schwer, hart, aber tief und gründlich. Es fehlt an Entwickelung und Bildung, an Herausarbeitung und Cultivirung des im Innern verborgenen Gehaltes.

Doch diese Härte, diese granitne Härte bedingt die innere Charakterfülle und Charakterfestigkeit. Welche Entschiedenheit, Zähigkeit und Consequenz! Die unerweichliche Sprödigkeit macht keine Concessionen, weicht kein Haar breit, ist aller Vermittlung, Verschmelzung und — Verflachung feind, und bleibt starr und standhaft auf dem einmal genommenen Standpuncte. Daher nach außen oft ein ungefälliges, unbilliges, argwöhnisches, mürrisches Benehmen, das verletzt und abstößt. Es bedarf großer Kunst, sich in diese Persönlichkeiten zu finden; in sich gefestet leisten sie jeder Durchdringung Widerstand. Eine unendliche Schwerkraft ist in ihrem Wesen, kein Hebel will sich ansetzen lassen, oft muß man es der Zeit überlassen, sie mürbe zu machen. Nichts schwerer, als den Schwaben auf einen andern Standpunct zu bringen; alles Deduciren und Demonstriren hilft nichts, er muß selbst darauf kommen — und lassen Sie ihn nur „gehen", er kommt gewiß darauf. Gar oft habe ich erfahren, wie langsam und schwierig, wie delicat und undankbar es ist, ihn von sich selber wegzuschieben und von der einmal gewonnenen Ansicht und Ueberzeugung abzubringen. Nur nach und nach und von der Seite kann man ihm beikommen, in ihm selbst ist keine Vielfältigkeit der Stand- und Gesichtspuncte, kein ausgleichendes, versöhnendes, vermittelndes Element. Man könnte es einen Mangel an Plastik nennen, wenn der schwäbische Geist so schwer und langsam sich die Brücke von einem Puncte zum andern bauen, so schwer den Riß im Gewölbe seiner Anschauungsweise ausfüllen kann. Doch eben, weil er sich nicht begnügen kann, äußerlich auf Treu und Glauben nur so in sich aufzunehmen und sich Fremdes anzueignen, weil der Vermittlungsproceß ein organischer sein muß, geschieht er auch um so voller und gründlicher; hat einmal etwas eingeschlagen, so haftet es gewiß fest. Daher ist es nicht rathsam, in eine directe Collision mit dem Schwaben zu kommen, ich will nicht an die berüchtigten „Schwabenstreiche" erinnern; auch ohne dies wird er leicht bitter, gereizt, eigensinnig, hart, empfindlich für das Geringste, und läßt auf eine unschöne, unartige Weise das Gewicht seiner unbearbeiteten Moles fühlen.

Diese Bitterkeit und Gereiztheit ist eine leicht erklärliche Erscheinung. Unfähig, den Angriff alsbald durch eine gewandte, taktfeste Schlagfertigkeit zurückzuweisen, im Gefühle seiner dialektischen Unzulänglichkeit muß er sich in einen bittern, schneidenden Ingrimm verbeißen. Er weiß, daß er Recht oder auch Unrecht hat, aber es fehlt ihm Wort und Ausdruck zur Auseinandersetzung, er sieht wohl die Möglichkeit einer Ausgleichung von fern ein, aber es fehlen die Mittelglieder, der Geist ist nicht im Stande, sie schnell zu überschauen oder zu überspringen, und da ereifert er sich und müht sich ab, er sucht und sucht und kann das Losungswort nicht finden.

(Der Beschluß folgt.)

Die Autoren-Association in Paris.

(Beschluß.)

Der Verwaltungsausschuß hat, nach Art. 47., das Recht, bei dreimaligen Verstößen gegen die Statuten, das schuldige Mitglied auszuschließen. Eben so erfolgt diese Ausschließung von selbst bei der gerichtlichen Verurtheilung eines Mitgliedes, wodurch seiner Ehre irgendwie Abbruch geschieht. Daraus folgt, daß es als eine Ehre betrachtet werden kann, Mitglied der Gesellschaft zu sein, und, da nach Art. 31. der Ausschuß eine Liste von Autoren entworfen hat, die zum sofortigen Eintritte in die Gesellschaft aufgefordert werden sollen, sie dazu nicht die unbedeutendsten gewählt haben wird, überdies der, welcher auf die an ihn ergangene Aufforderung sich nicht sogleich zum Beitritte bereit erklärt, diesen nicht eher nachsuchen kann, als nach Ablauf von drei Jahren, so ist wohl vorauszusetzen, daß in diesem Augenblicke das Statut schon mit den berühmtesten Namen Frankreichs unterzeichnet sein mag.

Gewiß gehört die Maßregel aber zu den merkwürdigsten, welche die neueste Zeit auf dem Gebiete der Literatur hervorgerufen hat. Sie scheint nämlich eine Grundlage zur Auflösung des schwierigen Problems darzubieten, wie hauptsächlich das Zeitungs- und Journalwesen auf einen honetten Fuß zu bringen sei: eine Frage, deren Lösung auch unsere vaterländische Gesetzgebung noch nicht versucht hat, deren Erörterung vielmehr erst mit Erfolg zu erwarten ist, wenn sich, nachdem das Gesetz vom 11. Junius v. J. in das Leben getreten, aus einer langjährigen Praxis, vorzüglich aus den Gutachten der Sachverständigen-Commissionen, hinreichende Materialien dazu werden angesammelt haben. Darin steht Frankreich sehr im Vortheile gegen Deutschland. Es erfreut sich nämlich schon seit Jahrhunderten, namentlich aber seit der Revolution, einer Reihe von Gesetzen zum Schutze des Eigenthumes gegen Nachdruck und Nachbildung (das Gesetz vom 19. Julius 1793 zieht zuerst Musikalien, Malereien u. dgl. in den Kreis der Gegenstände des Schutzes); mithin sind dort schon die schätzbarsten Erfahrungen über vorkommende Beeinträchtigungen der Rechte am geistigen Eigenthume gemacht. Dies gibt deutlich ein ungemein fleißiges, mit einer großen Zahl von Rechtsfällen durchwebtes, eben erschienenes Werk des Advokaten am k. Gerichtshofe in Paris, Etienne

Blanc, unter dem Titel: Traité de la contrefaçon et de sa poursuite en justice, zu erkennen, mit dessen Bearbeitung für Deutschland ich mich beschäftige, welche, wenn Gott mir die Kraft sie zu vollenden schenkt, denke ich, ein brauchbares Handbuch für unsere Richter, die Mitglieder der Vereine von Sachverständigen, Autoren und Buchhändler werden soll. — Doch, um wieder auf das pariser Statut, und namentlich auf den Journalismus zurückzukommen, — können wir läugnen, daß es in dieser Beziehung auch bei uns*) im höchsten Grade im Argen liegt? Wie viele Zeitungen und Journale leben allein (um mich des Ausdrucks des pariser Gesetzes zu bedienen) vom Raube, und zwar unter der schändlichsten Form? Gibt es nicht z. B. ein vielgelesenes deutsches Blatt mit der perfiden Taktik, sich aus lauter Fragmenten zusammenzusetzen; die von wenig bekannten Autoren, deren Namen zu keiner Empfehlung dienen kann, als Original-Aufsätze in seine Spalten aufzunehmen; wenn sie aber von Autoren von Ruf herrühren, die Namen, aber nicht die Quellen, woher die Excerpte entlehnt worden, fein darunter zu setzen, damit das Publikum glaube, diese Autoren hätten die Artikel eigens diesem Blatte zugewandt, wogegen die Betheiligten, wenn sie es erführen, gewiß höchlich protestiren würden? Und sollte nicht eine Vereinigung redlicher deutscher Zeitungs- und Journal-Redactoren auf eine ähnliche Art, wie sie das französische Statut darbietet, möglich sein? Es würde mich sehr beglücken, durch diese Zeilen den ersten Anstoß dazu gegeben zu haben, und damit die Thatsache von dem Zusammentritte des pariser Vereins wenigstens recht im Vaterlande bekannt werde, autorisire, im Vereine mit dem Herrn Eigenthümer dieser Zeitung, ich auch jegliche andere Redaction einer Zeitung oder eines Journals, gegenwärtigen Aufsatz, ganz oder theilweise, zu allgemeinem Nutz und Frommen wieder abdrucken zu lassen.

Dr. Julius Eduard Hitzig.

*) Die gleiche Klage hören wir aus England. So enthält die in Frankfurt a. M. erscheinende „Didaskalia" vom 9. Febr. d. J. eine Mittheilung über eine, unsern Gegenstand betreffende, Erklärung des Eigenthümers des in London erscheinenden New monthly Magazine. Er spricht darin von dem in der Welt der Journalistik „jetzt im Schwunge gehenden Raubsystem," und von seinem Vorsatze, „mit dem, von ihm bisher befolgten Verfahren, aus interessanten, noch ungedruckten Werken Fragmente zu geben, deren sich sodann gleich die andern Zeitungen bemächtigten, so lange inne zu halten, bis ein gesetzliches Mittel ausfindig gemacht worden, einem Unwesen Einhalt zu thun, welches, bei dem jetzigen Zustande der Gesetzgebung, nothwendigerweise zerstörend auf die englische Literatur einwirken müsse." — Ich erwarte, wie ich aufrichtig gestehe, von der Gesetzgebung, und selbst von einer sich durch Processe bildenden Praxis, bei der Materie von dem partiellen Nachdrucke oder dem Plagiate, weniger als von dem Zusammentreten honetter Zeitungs-Redactoren auf der Grundlage der Reciprocität. Wem das literarische Gewissen versagt ist, der wird sich dann wenigstens doch schämen, sein Blatt in Verruf erklärt zu sehen. Und den Charakter einer Gewissens- und Ehrensache trägt das Plagiat immer mehr an sich, als den eines vor Gericht zu ziehenden Vergehens.

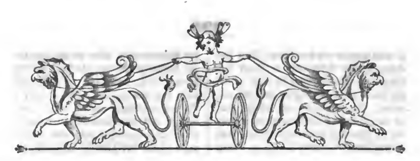
Notiz.

(Wilhelm Heinse.)

Bei Volckmar in Leipzig kommen Heinse's gesammelte Schriften heraus; die zwei ersten Bände mit dem Ardinghello sind bereits erschienen. Heinrich Laube bevorwortet mit einem Abrisse von Heine's Leben die Ausgabe. — Man weiß bekanntlich wenig von des Autors äußern Umständen. Erst im Jahre 1825 brachte der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen" die Notiz, daß Heinse's Vater in dem schwarzburg-sondershäusischen Stadtflecken Langewiesen Bürgermeister, Stadtschreiber, Organist und Landschaftsdeputirter in einer Person gewesen sei. Wer Heinse sehen will, wie er leibt' und lebte, der gehe nach Halberstadt. Dort hat Dr. Körte, der geistvoll gemüthliche Mann, die Güte, und zeigt Euch die Gleim'sche Galerie, die ihm erblich zufiel. Der alte Dichter-Grenadier Gleim hatte die Liebhaberei, alle seine lieben Zeitgenossen, die ihn Vater nannten, weil er aus seiner Fülle ihnen wohlthat, in Oelbildern um sich zu versammeln. Auch Lessing's Bild hängt da in der Glorie seiner schönsten Mannesblüthe. Dort ist auch Heinse's Bild, nicht unter Laven die einzig fühlende Brust, aber unter lauter Perrücken das einzige freie Haupt mit zottigem Haarwuchse. Ein Mantel wild um die Schulter geschlungen, banditenartig, das sinnlich glühende Auge mit kecker Gewalt auf Euch gerichtet, die verlorene Liebeslust im Spiele seiner abgespannten Muskeln. Der alte Vater Gleim hatte den Kopf vor den Augen der Welt verstecken müssen, das freie Haupt des Natursohnes war nicht fashionabel; erst nach seinem Tode ward das Bild wieder von den Erben der Sammlung hervorgeholt. — Dort in Halberstadt lebte Heinse eine Zeit lang unter dem Namen „Rost", und der Biograph Laube theilt manches aus den Rost'schen Billetten mit, das den genialen Mann des Ardinghello fest bezeichnet. So sagt Heinse bei Gelegenheit Klopstock's: „Oft hat sein Genie wie ein Strom Empfindungen, gleich großen, allmächtigen Wogen, in meinen Busen gewälzt; aber bei verschiedenen seiner Oden muß ich schon meine Unwissenheit eingestehen, wie Hans Lafontaine bei den Prophezeihungen des Jesaias. Ich bin begierig auf seine Beschreibung des Himmels und der Hölle. Schrecklich wird mir aber seine letztere nie sein, denn unmöglich kann sie so schrecklich sein, daß ich dabei vergessen könnte, es sei nur Phantasie. Mein Gott ist der Gott der Grazien, und seine Gütigkeit laß ich mir nie durch Millionen Teufel und Furien und alle Dante'schen und Klopstock'schen Höllenmartern, „si fractus illabatur orbis," durch einen Kometen voll afrikanischer Klapperschlangen und Tiger und hungriger Katzen aus dem Busen klappern und zischen."

Laube's Darstellung ist sehr elegant aber auch sehr breit abgefaßt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 58. — den 22. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Beschluß.)

Uebrigens ist jene Empfindlichkeit keine zartnervige Empfindsamkeit. Es ist nur Mangel an Leichtigkeit, Ueberschaulichkeit, Gelenkigkeit im Denken und Reden: er ist mehr „tapfer" als flink. Es ist ein Mangel, aber keine Schwäche; er fühlt sich stark genug, aber in der Geschwindigkeit weiß er sich nicht zu finden und zu fassen, da kann er keine Störung dulden, keinen Eingriff, er muß mit sich selber fertig werden — laßt ihn nur gehen. Buchstäblich! Kehren wir nur dem Freunde heute den Rücken, er nimmt es nicht übel, morgen bieten wir uns schon wieder die Hand.... Auch darin war und blieb Hegel bis in die Philosophie hinein echter Schwabe, daß er, wenn er einsah, eine Demonstration werde und wolle nichts fruchten, sagte und rieth, „einen solchen müsse man eben stehen lassen."

Daher nehme man es mit Derbheiten, Grobheiten nicht so gar genau, sie sind nicht so böse gemeint; man weiß es nicht anders, beleidigen will man nicht besonders, man setzt keine schwächern Nerven voraus, als bei sich selber. Schelling hat der schwäbischen Grobheit einen Platz im Olympos gesichert, und wahrlich, Hegel war Schwabe genug, um dem feinen Berlin mit dieser „göttlichen" zu imponiren. Es ist freilich eine naive Weise, andere so geradezu wie sich vorauszusetzen, so ungenirt sich gehen zu lassen. Sächsische Feinheit, formenreiche Artigkeit, die Grazie, wächst nicht in Schwaben, im Gegentheil eine recht derbe und abstoßende Kälte und Härte im Aeußern. Man fühlt sich wohl oft verletzt, und doch kann man nicht grollen, es ist ja die liebe Natur; und besser keine Bildung, als Verbildung. Uebrigens werden wir überreich entschädigt, wenn das Herz, wie die Schwaben sagen, nach und nach „aufgefriert", da ist es eben doch recht traulich und freundlich, und gern verstehen wir es, Hütten zu bauen, denn hier ist gut sein. Diese Fülle von Gemüth erquickt und erfreut mit ureigener Lebenswärme. Keine schönen Worte, keine schönen Redensarten, Alles, nur nicht Sentimentalität! Nichts ist dem Schwaben unnatürlicher und unleidlicher als diese. Nie spricht er von seinen Gefühlen, von seinem Herzen, er ist herzhaft genug, herzlos zu scheinen, er läßt die That für sich reden. Der Schwabe schämt sich eigentlich, sich auf der Höhe des Pathos zu sehen, er kennt sich da selber nicht und bedeckt sich das Gesicht mit den Händen. Niegends tritt Schiller mehr über den eigenthümlichen, heimischen Charakter hinaus, als in seinem declamatorischen Pathos.

Sentimentalität ist Schwächlichkeit, Hohlheit, Schwindsüchtigkeit; aber das schwäbische Gemüth ist stark, voll und gesund. Nur wenn die Sentimentalität so stark ist, um die Ironie, die Selbstpersiflage zu ertragen, mag sie ihre, wenigstens poetische, Berechtigung haben. Aber um jene zu ertragen, wird eine gewisse Ueberschaulichkeit, Gewandtheit und Sicherheit vorausgesetzt; ein Ueberwachen, ein Auskennen seiner Selbst; ein gewisses Fertig- und im Reinen Sein mit sich selber, wie es bei der schwäbischen

Natur sich noch nicht geltend machen kann. Zum Humor hat der Schwabe, das sehen Sie an Hegel und Schiller, kein Organ. Er nimmt Alles zu ernst, er verfolgt zu bestimmt einen Zweck, und wird dadurch wohl bitter und ungerecht. Er hat so viel mit sich zu thun, ist noch so wenig über sich selbst Herr geworden, er steckt noch so bis über die Ohren in den Verhältnissen, daß an eine Vermittlung derselben mit sich nicht zu denken ist. Eben nur dieses Werden, dieses stete Processiren läßt der kranken und verflüchtigten Blässe der Sentimentalität, die über die Verhältnisse sich hinausgeseufzt hat, keinen Raum, und macht somit das Gegengift des die Welt und sich selbst verlachenden Humors eben so unmöglich und überflüssig. Das Gefühl des Schwaben ist keine ausgepumpte Hohlheit, es ist ein volles, tiefes unergründliches Meer, das ein geheimnißvolles Leben und Weben in sich verbirgt. Nur hier und da kommt ein Bläschen auf die Höhe, das uns aufmerksam macht auf den schweigsamen Grund. In solchen Momenten erst erschließt sich das innerste Ich des schwäbischen Geistes, aber nur in Momenten; da löst sich die Zunge und traulich „schwätzt" sich das übervolle Herz heraus. Bedeutsam gebraucht der Schwabe „schwätzen" geradezu für sprechen, reden. Ist ihm unser Sprechen schon Schwätzen, was erst unser Schwätzen? — offenbar ein Unding, das er nicht kennt, nicht begreift, für das er daher keinen Ausdruck hat.

Der Schwabe ist nicht offen, d. h. er ist kein offener Brief, in dem Jedermann die Geheimnisse lesen dürfte. Das Briefgeheimniß wird freilich oft zu genau beobachtet. Der Schwabe ist nicht verschlossen, d. h. so wortkarg er ist, so sehr wir ihm seine Worte abkaufen müssen, so fühlt und hat er doch in Momenten das Bedürfniß, sich auszusprechen und mitzutheilen, wenn er — Worte und Gelegenheit findet.

Dann wirkt aber oft die Vereinigung von gemüthlichen Ergüssen und nationaler Derbheit mit einem komischen Effecte. Ich erinnere mich einer drolligen Geschichte. Auf einer Fußreise schließt sich mir noch spät Abends ein junger Bursche vom Lande an. Es war Sonntag, und in traulicher Muße „schwätzte" er von Diesem und Jenem. Er errieth, woher ich kommen müsse, und sagte dann mit einem halbverschämten, innigen Tone, der mir Bürge für ein wahres Gefühl war, in dem Orte da habe er auch „a Liabsti." Ausführlich erzählte er mir den kleinen Roman seiner Liebe, wie Eltern und Herren es anfangs nicht gern sahen, wie er sie aber doch gar gern möge, und daher jeden Sonntag den stundenlangen Weg zu ihr mache. Nur komme er gar häufig zu spät von ihr fort, und da müsse er denn allemal eilen, um wieder zu rechter Zeit heim zu kommen, daß ihm — Sie erlauben doch? — daß ihm vor Schweiß das Wasser aus den Beinkleidern hinauslaufe.... Freilich will dem Fremden die derbe Natürlichkeit, das naive Sichgehenlassen nicht recht gefallen. Doch Recht gegen Recht; der farblose Witz unseres Nordens, dieses Haschen nach dem eigenen Schatten, diese verzerrte, verzwickte Eckensteherei der Heine'schen Einfälle mag auch dem Süden nicht recht gefallen. Der Witz ist zu verständig, zu abgebleicht, altklug und weise für die langsame, derbe Schwerfälligkeit. So gewürfelt, so leicht beschwingt das Hundertste ins Tausendste zu mischen, mit Allem zu spielen, um nichts zu behalten, an Beziehungen und Verhältnisse den Kern und das Wesen zu verkaufen, das kann nimmermehr die bedächtige, gründliche Natur, die mit Weile eilt, die sich alles erst ordentlich zurechtlegen muß und keine so schnelle Weltverdauung besitzt. Aber wenn sie lacht, dann nimmt sie auch gern den Mund etwas voll und will auch ein kleines Nachgeschmäcklein sich erübrigen; der spitze Witz mit seinen kleinen Stacheln und Wiederhäkchen findet hier seine Rechnung nicht, wohl aber der Spaß, der mit schwerer, kecker Sohle einhertritt und behaglich seine fetten Weiden abgrasen läßt. Ja, ich hatte Gelegenheit, zu beobachten, daß ein bedeutendes Talent zum Witz den schwäbischen Charakter entschieden unschön, häßlich, gemein macht. Der Verstand, hier einseitig geltend gemacht, wird unnatürlich schadenfroh, bitter und giftig, der Duft des Gemüthes ist abgestreift und macht der Gemeinheit Platz, die treuherzige, ehrliche Miene nimmt etwas Gaunerhaftes und Spitzbubenmäßiges an. Natürlich, der Witz ist keine wesentliche, natürliche Lebenspotenz des schwäbischen Geistes. Im Gegentheil löst er ihn von seiner intensivsten Grundlage ab, macht ihn charakter-, gesinnungslos.

Sie kennen die Geschichte der sieben Schwaben; ein Product und Bild echt schwäbischen Lebens. Das ist immer wieder frisch und saftig wie Sauerkraut und „Spätzle", das Leibessen des Schwaben, das wöchentlich zwei Mal selbst auf den gebildetsten Tisch kommt; und wie dieses „schwäbische Kraut," so lebt der „Allgäuer und Knöpfles-Schwab" fort ins späteste Geschlecht. Freilich sind die Sandhasen klüger als die treuherzigen Seehasen; die Mark baut dem „schwäbischen Heiland" keine Capelle, und in die Salons hat der Spaß keinen Zutritt, der grobe Flegel.

Räthsel.

Klein bin ich zwar, doch unentbehrlich,
Bin klug und handle mit Bedacht.
Leicht werd' als Liebe ich gefährlich,
So schön ich bin, nimm Dich in Acht.
Viel reiche Schätz' an Thaten, Mythen,
Thu' ich durch Welt und Zeit Dir kund;
Ob meine Helden längst auch schieden,
Ihr Ruhm tönt noch von Mund zu Mund.
Oft schleich' ich zu der Großen Zimmer,
Wo die Erwartung stets gespannt;
Mir hilft das eilig Sein nicht immer,
Nahm' ich auch selbst den Witz zur Hand.
Oftmals ergötzt' ich Dich beim Spiele,
Die Wand mein Zufluchtsort gern ist,
Selbst meine Hand verlangen viele,
Sei's nur zum Boston oder Whist.
So mancher Rath wird freudig danken,
Steh' ich ihm bei, helf' ich ihm aus
Mit meiner Fülle von Gedanken,
Dann geht er sicher klug nach Haus.
Mit Stadt und Hof weiß ich zu leben,
Wag' selber an Gebirge mich,
Als finstrer Hang Dich zu umschweben
Such' ich, nehm' stets mein Theil für mich.
Der Menschen Werk weiß ich zu krönen,
Im Felde der Oekonomie;
Kann Mathematiker auch höhnen,
Denn meine Sätze löst er nie.
Ich schreibe viel, doch selten nehmen
Die Menschen meine Schriften an,
Ja meiner besten Sätze schämen
Sie sich, und denken nicht daran.
Oft kann Dir meine Bitte nützen,
Mein Wort von großem Werthe sein
Denn selbst die schönsten Züge schützen
Dich nicht davor verkannt zu sein.
Nicht immer komm' ich Dir gelegen,
Bin ich ein Bote schlimmer Zeit.
Beßr' ich mich nicht nach Deinen Schlägen,
So hast Du Würfe gar bereit.
Hast Du gar einen Schuß bekommen,
Verbird es nicht mit Deinem Mund,
Es hilft, wenn Du in Noth gekommen,
Und steht Dir bei in trüber Stund'.
Den Mittag kann ich nie erreichen,
Wie brüderlich wir auch vereint,
Kann ich mich doch nur flüchtig zeigen,
Wenn mein Gefahrt' im Glanz' erscheint.
Mit schönen Bildern oft verbunden
Schweb' ich als Ideal Dir vor,
Hast Du das rechte nicht gefunden,
Blick' muthig auf zum Sternenchor,
Zum höchsten Wesen froh Dich wende,
Und mit mir sagt Dir Dein Gefühl,
Daß hier Dein Forschen bald sich ende,
Daß Dich Dein Gott beglücken will.

N. v. H.

Correspondenz.

Aus Braunschweig.

[Beethoven's Symphonie über die Freude.]

Das vorzüglichste, was die Kunst in letzter Zeit zu Braunschweig bot, war die Ausführung der großen, neunten D-moll-Symphonie Beethoven's, welche die herzogl. Hofcapelle in einem Concerte bot, das zur Gründung eines Wittwen-Unterstützungsfonds vom Herrn Capellmeister Methfessel arrangirt war. Alle Musikfreunde haben von dieser merkwürdigen Symphonie sagen hören, wenige sie wirklich gehört. Und in der That wäre es für manches Orchester eine kühne Aufgabe gewesen, dieses große Tonwerk vollkommen zu ergreifen und sich seiner technischen Schwierigkeiten zu bemeistern, einmal bedarf es mehr, als jedes andere, der tiefsten Blicke in die Seelenzustände des Componisten, anderntheils aber gehört ein Grad von musikalischer Kunstbildung und ein besonderes Studium dazu, um der Schwierigkeiten der Dichtung und ihrer Idee Herr zu werden. Wo man nun eine solche Capacität in einer musikalischen Corporation zusammenfindet, wie es bei der herzoglichen Hofcapelle der erfreuliche Fall ist, da darf man bei Ausführung eines solchen musikalischen Kolosses auf den höchsten Genuß rechnen.

Mühe und Anstrengung hat es freilich gekostet, eines der merkwürdigsten Werke Beethoven's sich so zu eigen zu machen, daß es ohne anscheinende Schwierigkeit das Geheimniß der Idee enthüllt und als abgerundetes, ungestörtes Ganze dasteht; der Herr Capellmeister Methfessel äußerte auf wohlverstandene Weise, daß wohl keine Musik mehr der Einführung und Näherlegung beim Publicum bedürfe, als die Beethoven'sche. Mit einer wahren Kunstbegeisterung schritt dann auch die Capelle zur Ausführung dieses Werkes und verdiente den lebhaftesten Beifall der zahlreichen Kunstfreunde, die sich eingestellt hatten.

Man hat an dieser Symphonie auf verschiedene Weise interpretirt, man fühlte, daß eine tiefe Idee darin walte, die aber durch seltsame Tonfiguren bald hierhin, bald dorthin geworfen werde, die Vocalrecitation gegen den Schluß, das Finale des Liedes: „Freude, schöner Götterfunken ꝛc.," konnten Manches für die Verständlichkeit des Ganzen hergeben, und man schloß von diesen rückwärts auf die ersteren Theile. Man glaubte eine aus den Fesseln des tiefsten dämonischen Elends sich bis zur Sprache, bis zum Gesange losringende Freude zu finden, man suchte eine ungeheuere Naturentwickelung, eine Katastrophe des göttlichen Schöpferwillens darin, man interpretirte, daß vielleicht aus dem Urchaos der Welt, aus dem Bösen sich eine freie Kraft losreißen und zur Selbstständigkeit heranbilden wolle, man nannte die tiefergreifenden Baßfiguren: hemmende Dämonen, Zerstörungsgeister, die der Freiheit des Gedankens entgegen arbeiteten und endlich beim Eintreten der menschlichen Stimme und unter lautem Jubel der Instrumente besiegt niederstürzten. — Ich abstrahire mein Urtheil von allen jenen, mit Geist und Phantasie gegebenen Erklärungen und versuche, aus dem Gemüthseindrucke, den jene Musik auf mich machte, Worte für diese Symphonie zu construiren und ihr unterzulegen. —

Vor allen Dingen muß man die Persönlichkeit und das Leben Beethoven's selbst vor Augen haben, um diese seine letzte Dichtung zu erklären. Von diesem Standpunkte aus wage ich die Interpretation. Beethoven hatte ein finsteres, verwirrtes Leben hinter sich, derjenige Sinn, der ihm ein unendlich reicher Quell der Tröstung, Freude und Genußseligkeit hätte sein können, das *Gehör*, hatte ihm die Natur grausam genommen, er stand wie ein Blinder in der zauberhaften Welt, die er selbst um sich geschaffen hatte, nur *fühlen* und tappen konnte er die Herrlichkeit der Schöpfung, nur *sehen* konnte er die Note, nicht ihren Klang *hören*; die Blume sah er, aber er roch den süßen Duft nicht. In dieser schrecklichen Lage schrieb er jene schauerliche tief die Brust durchwühlende, das Herz zerschneidende Symphonie, sie ist ein ganzes Menschenleben, ein Kampf des Willens mit Himmel und Hölle, ein schreckliches Ringen des Geistes mit Materie und dem Dämon des Schicksals. Noch einmal wollte Beethoven den ganzen Lebenskampf durchfühlen, er suchte Hülfe, Freude, Trost, — *Freude* wollte er um jeden Preis der geistigen Existenz vom Himmel reißen, wollte sie der Hölle, dem Fatum abzwingen, er ringt sich hinauf, das Wort auszusprechen, ja! zu singen — aber *wie?* Schrecklich — bis zum tiefsten Schmerze wehmüthig. —

Der Anfang der Symphonie ist spannend, die Quinten A. E. laufen durch 16 Takte, es entsteht eine quälende Straffheit, man ahnt etwas Großes, eine Gefahr, ein schreckliches Ereigniß. — Plötzlich tritt das Hauptthema ein, ein wirres, großartiges Getreibe von Lebenselementen, ein Chaos, wo Licht und Nacht, Erde und Wasser durcheinander fahren, ein *erster* Schöpfungstag, ein weltgroßer Sumpf, über den dämonische Irrlichter hingleiten und unheimlich die Trümmer gebrochner Bestrebungen beleuchten. Hier und dort regt sich der Weltgeist, er will sich in Gestalten manifestiren, die Atome suchen sich, strecken die zarten Faden nacheinander, es jubelt die junge Existenz — aber ein vernichtender Sturm heult gräßlich über sie hin und zerstäubt Alles. — Dieses Allegro umfaßt einen bedeutungsvollen Lebensabschnitt, aus ihm entwickeln sich nach und nach die tollsten Figuren eines Scherzo, einer wilden bacchantischen Nacht, wo Kobolde und Dämonen sich zausen, über einander beim Haschen wegspringen und schreckliches Hohnlachen mit dem tiefen Gemurmel des Schmerzes vereinen. Es ist ein verzweiflungsvolles Uebertauben des Bewußtseins, ein träumerischer Walpurgistanz und — wo der Jubel wie aus einem schäumenden Hexenkessel überbrodelt, da — wie auf einen Zauberschlag entsteht eine Pause und seltsame, gegen den Rhythmus laufende Paukentöne zucken wie ein überreizter Pulsschlag hindurch, stöhnen und verhallen wie ein ungehörter Schmerz im einfallenden Instrumentenschwall. Aber diese Verzweiflung gibt *die* Freude nicht, die der Componist im Leben sucht, noch liegt eine unklare, finstere Wüste da, die Nacht ist im Schwinden, der Ermattete findet sich von einem Morgenrothe überrascht, er betet, er stürzt in unendlicher Wehmuth nieder, und hier entsteht eins der schönsten Adagios, das je gedichtet wurde. Ein tiefer Weltschmerz löst sich in einer blutigen Morgendämmerung auf, eine Thräne spannt sich über den ganzen Himmel und bricht das junge Licht zu einem tröstlichen Regenbogen des Friedens. Aber mitten in dieser Ruhe tönen, wie aus weiter Ferne die Nachklänge jener tollen, gespenstischen Nacht herüber, einige schwarze Wolken ziehen herauf, das Schicksal kriecht listig am Boden näher, die Töne des Bacchanals werden kecker, lauter, bilden sich zu lockenden, verführerischen Reminiszenzen, die finstere Nacht des Lebens will das Recht am Menschen vindiciren. Schon neigt sich die Seele jenen Gestalten hin, es entsteht ein Kampf des Geistes mit der Finsterniß, ein Ringen nach Freiheit, da — in der höchsten Todesangst stößt der Mensch einen Angstschrei aus — er hat *Sprache* erhalten — die Sprache, jene Blüthe des freien Geistes, die Waffe gegen die Hölle. — Und hier beginnt das Finale, eine Solostimme, feierlich tief, gezwungen ruhig. „O Freunde! nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere." — Und unmittelbar darauf fällt der Sänger in Schiller's Hymnus an die Freude, an die Freiheit, ein; ängstlich ruft er „Freude!" und der Ruf tönt leise, jedoch ermuthigend vom Chore guter Geister zurück. Aber die Melodie ist eintönig, schleppend, es ist der Gesang eines Menschen, welcher gewaltsam zur Freude gerissen wird, der aus einem düstern Traume erwacht und ein jubelndes Lied singen soll. — Kunstrichter haben diese Melodie gemein, unpassend genannt, ich finde sie charakteristisch. — Es ist eine Ahnung von Freiheit, ein Erkennen — aber ein Zustand, wo sich der Mensch besinnen, sich hineinleben muß. — Deshalb ist dieser Chor; „Ihr stürzt nieder, Millionen! rc." von tiefergreifender Wirkung, es ist eine Freude über den erkämpften Sieg, aber ringsum zucken die Leichen unserer Lieben und von dem geschwungenen Schwerte rollen Blutstropfen auf den Boden nieder. (D. B. f.)

Notiz.

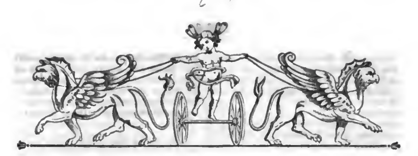
[Chamisso und die göttinger Anzeigen.]

Die göttinger Anzeigen brachten jüngst eine Recension von Chamisso's Gedichten, worin diesem der göttliche Funken ziemlich unbedingt abgesprochen wurde. Die Buchstaben W. M., womit sie unterzeichnet ist, verhüllen einen Herrn Wilhelm Meyer in Clausthal, der ein Festgedicht für das göttinger Jubiläum mit folgenden Zeilen begann:

Nicht kleiner Ruf besticht mein Wort,
Zahllos beschauter Blätter
Zu unterscheiden eines mehr,
Labyrinthes Weg zu finden.
Auf innerer Stufe Vorraum schon
Anrüste dies dem Jünger.

Wahrlich, einem so banausischen Kritiker konnten sich nur die grauen Spalten eines solchen Blattes öffnen, das, obwohl im Einzelnen über großartige Kräfte verfügend (Otfried Müller ist eifriger Mitarbeiter), doch alles Lebens, aller Frische ermangelt, wie von Mitarbeitern selbst zugestanden wird. Es steht unter der Redaktion des Hofraths Heeren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 59. — den 23. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von Karl Beck *).

Am Fenster.

1.

Dem Dichterjüngling gleichest du, Natur,
Dem in der Brust die ersten Reime hallen!
Dein Lenz gewürfelt über Berg und Flur,
Ist Deiner Muse erstes Kinderlallen.
Mit schönen Lettern malst Du dieses Lied,
Mit Bildern ist's, mit Düften überladen;
Dem grollst Du, der zu hören es vermied,
Und singst es selbst auf allen Deinen Pfaden.
Du dichtest rasch die duftberauschte Pflanze,
Ganz unbesorgt, wozu die Welt sie pflückt:
Zum festlichen Gelag, zum Todtenkranze?
Und Deine Nachtigallen läßt Du schlagen,
Nicht wissend, wen die Melodie beglückt,
Und wen sie mahnt, in Seufzern wehzuklagen.

2.

Du schöner Lenz! Ihr meine ersten Lieder!
Du Jubelfest in meinem Dichtertraume!
Ich stand entzückt vor diesem Weihnachtsbaume,
Und üppig hing die goldne Frucht darnieder.
Er beugte sich mit Lichtern reich bedeckt,
Bekränzt mit hellen, kindlichen Gefühlen:
Da glich mein Lied dem Kind, vom Traum erweckt,
Das bang' sich dehnt auf seidenweichen Pfühlen.
Begeistert kam ich da vom Kreuze heim,
Vom Kreuz, — an Grabeshügeln aufgepflanzt;
Der Biene scholl mein jugendlicher Reim,
Die wonnevoll um Blumenkronen tanzt;
Der Nonne, die, dem Heiland anvermählt,
Verzückt des Rosenkranzes Perlen zählt.

3.

Das ist vorbei. Mir ward zum Volk die Biene,
Zum Fürstendiadem die Blumenkrone,
Die Nonne ist die Zeit mit banger Miene,
Die ihre Thränen zählt an Gottes Throne.
Du schöne Nonne, bleich und florumnachtet!
Mit Augen, alle Welten zu versengen,
Mit einem Blut, das nach Genüssen schmachtet,
Läßt du die Welt zur Zelle dir verengen?
O, daß sie dich mit Schleiern tief vermummen!
Daß du nur frömmeln sollst und dann — verstummen!
Ist das dein schönes Himmelreich auf Erden?
Daß du nicht wandeln darfst so froh und frei,
Nicht wissen, was das Glück der Liebe sei,
Nicht Mutter freigeborner Söhne werden!

4.

Und andre Kreuze sieht mein Auge ragen,
Ich suche sie nunmehr auf Gräbern nicht.
Ein andrer Gott ist nun ans Kreuz geschlagen,
Der dorngekrönet zu den Völkern spricht.
Er heißt Gedanke. Hört den Heilverkünder!
Vernehmt ihn Morgens und des Abends spät —
Wer ist der Judas, wer der feile Sünder,
Der diesen Gott zum zweiten Mal verräth?
Und doch verrathen in den eignen Hallen!
Für seinen Glauben muß der Dulder fallen,
Verstohlen nur besuchen wir sein Grab.
Gekreuzigt von Heuchlern und von Dieben,
So starb er hin, — die Todtengräber blieben,
Ach, und ihr Spaten ist ein Herrscherstab.

*) Aus einem größern Cyclus von Dichtungen, die später bei Engelmann in Leipzig erscheinen werden. D. Red.

5.

Wie reizend mir der Maienmorgen lächelt,
Der süßgewürzt um meine Schläfe fächelt!
Ihr Sorgen fort! Was kann die Klage helfen,
Ihr Sonnenstrahlen werdet mir zu Elfen!
O, zaubert eine niegefühlte Lust
In diese junge, tiefbewegte Brust,
Den Sonntag kündet dieser lauten Schmiede
Ihr Elfen mit dem goldnen Augenliede!
Lullt mich in Schlaf, das Herz voll Saus und Braus
Entwendet mir mit lieblichem Betruge,
Mit ihm versinkend in des Meeres Braus.
Und nur die Liebe, die Versöhnung luge
Ein Wasserweibchen, mährchenhaft heraus,
Den Trank mir bietend aus des Friedens Kruge.

6.

So braust an mir vorbei, ihr Menschenwogen,
Du winkst mir, Freund, mit frohem Angesicht?
Aus wärmstem Herzen bin ich dir gewogen,
Nur störe jetzt den Traumbefangnen nicht.
Mein Geist ist räuberisch hinausgezogen,
Wo er gepanzert aus dem Dunkel bricht,
Wo er die pilgernden Gedanken schlachtet,
Und wiederkehrt, wenn es im Thale nachtet.
Dann zieht er sinnend aus der sichern Schlucht,
Verschenkt, was es geraubt, im süßen Wahn:
Er führt, ein Schiffer, einen schweren Kahn
Voll Lieder, in des Ohres stille Bucht,
Und bringt den Bräuten Kränze schön gebunden,
Und salbt mit Oel des Flüchtlings heiße Wunden.

7.

Er schenkt und schenkt, die Schätze werden minder,
Er schaut entzückt die Bettler sich vermehren,
Da strömen her die hungerbleichen Kinder,
Und immer feuriger wird ihr Begehren.
Nun sieht er traurig ein, wie arm er ist, —
Bis Morgen gibt die Menge keine Frist, —
So treibt es ihn, sein bestes, tiefstes Leben
Dem durstigen Gedränge preiszugeben,
Sein Bestes aber wünscht der Pöbel kaum,
Sein Bestes ist der Zukunft freier Traum,
Die Reue, und ein Glück, das längst zerstoben.
Im stillen Wahnsinn blickt er nun nach oben,
Und wirft, mit gramumdüsterter Geberde
Des Auges letzte Perle rasch zur Erde.

8.

Ihr Greise mit den winterlichen Locken,
Wohin? Es schlägt in ausgelaßner Lust
Der frohe Sonntag an des Thurmes Glocken,
Und an die Glocke in der Menschenbrust.
Es liegt der Weltgeist schwergebeugt darnieder,
Er siecht in seiner Ewigkeit so bang,
Die Glocke tröstet, schweigt und tröstet wieder,
Und muntert auf den Kranken mit Gesang.
Die fromme Heerde, wie sie duldend wallt!
Das Haupt vom weichen, seidnen Vließ umsponnen,
Sich lagernd an der Rührung tiefem Bronnen.
Sie horchet auf, sobald die Orgel schallt,
Als Heerdenglöcklein vor den Karavanen,
Das die Verirrten ruft auf ebne Bahnen.

9.

Du holdes Kind genüber, Bild der Gnade!
Du hast mich lang' und sinnend angeblickt,
Ich scheine Dir ein Lamm auf dunkelm Pfade,
Im Wald' der Sünde rettungslos verstrickt.
Ich mag die Kirche heuchelnd nicht betreten,
Mich rühren nicht die Klänge und die Lieder,
Nur senke du dein Auge nicht darnieder,
Zu diesem blauen Himmel laß mich beten.
Mich lüstet's nicht nach dem Gefild' der Frommen,
Ich bin ins schönste Himmelreich gekommen,
Wenn dir im Aug' mein sündig Bild erscheint.
Was blätterst Du so emsig in der Fibel?
Die Liebe schreibt sich eine neue Bibel,
Wozu des Herzens Blut die Farben weint.

10.

Du holde Schöpfung, du mein schönstes Leben!
Mit Blumen ist dein Angesicht erfüllt.
Dein Busen sproßt in seidenen Geweben,
Ein Hügelland von Nebeln überhüllt.
Ja des verlornen Edens süßer Traum
Liegt eingesargt im Grübchen deiner Wange;
Um deiner Glieder schlankgeformten Baum
Rollt sich in Ringen deine Lockenschlange,
Berührt den Busen dir in scheuer Furcht,
Mir träumt, daß ich in Paradieses Lauben
An Eva's Brust zu lehnen mich versucht.
Die Schlange spricht: Mein Kind, du darfst es glauben,
Auf ihren Lippen blüht die rothe Frucht,
Und trägst du kein Gelüst sie schnell zu rauben?

11.

Ich jubie, daß in deines Auges Regen
Die tollen Wünsche meiner Brust ertranken;
Zum Thurm der Rede will ich Worte legen,
Doch du verwirrst mir Sprache und Gedanken.
In Flammen unauslöschlich lodert mir
Das Geisterwort: du bist ein einzig Wesen,
Und knieend will ich diese Sendung lesen,
Ich will nicht Götter haben neben dir!
Das Haus, wo deines Wortes Honig schäumt,
Ist das gelobte Land, das mir geträumt,
Ich gleiche hier dem sterbenden Propheten:
Ich darf es sehen, — aber nicht betreten.
Dein Auge fliegt, — o könnte diese Sonne
Nur einmal stille stehn zu meiner Wonne.

12.

Wer deinem Willen trotzt, der sei verflucht,
Dein ist die Erde, dein des Himmels Ehre!

Doch sündigst du an des Erlösers Lehre:
Weil du mich heiß verführt und heiß versucht.
Du hast's mit schwarzer Kunst mir angethan,
Dich muß die Welt als Zauberin erkennen,
Drum solltest du nach kirchlich weisem Plan
Auf meines Kusses Scheiterhaufen brennen.
Nicht bin ich abergläubisch wie die Alten,
Nicht tödten will ich dich, nur oft und viel
In meinen Armen dich gefangen halten. —
Dir winkt ein täglich Brot, gewürzt und labend,
Der Händedruck, verstohlnes Augenspiel,
Vom Morgen bis zum träumerischen Abend.

13.

Des Liebens Bibel hab' ich dir verkündet,
Du aber traust dem jungen Mönche nicht,
Der wollustvoll, mit flammendem Gesicht
Ein solches Himmelreich auf Erden gründet?
Du ahnest, was den Busen mir geschwellt,
Und ließest schlau den seidnen Vorhang fallen;
Da lag vor mir die neugewordne Welt,
Ein Adam zog ich aus den schönsten Hallen.
Am Fenster blüht dir eine Blumenlaube,
Mein Auge hängt nur am Vergißmeinnicht.
Und meine Sehnsucht ist die weiße Taube,
Dein Dach umflatternd, liebevoll und schlicht.
Und meine Sprache wandert fort und fort,
Und lernt für mein Gefühl das rechte Wort.

14.

So lebe wohl! — Die Hörner schmettern hell,
Es stürmt die Post heran aus allen Polen!
Ich sehe Männer tiefbesorgt und schnell
Ein schwarzes Kästchen aus dem Wagen holen.
Es schlummert eine Welt mit Lust und Leid
Geheimnißvoll im weißen Blatt der Briefe:
So liegt der Rosenpfad, die schwarze Tiefe
Verborgen in des Winters weißem Kleid.
Das Siegel springt, die schwarzen Lettern schlagen
Wie schwarzer Mohn, auf schönbebauter Trift,
Die schlummertrunknen Häupter in die Räume.
Man pflückt sie ab mit klösterlichem Zagen,
Berauscht sich an dem süßgewürzten Gift,
Und sinkt erschöpft in Schlaf voll wüster Träume.

15.

Ihr tiefstes Fühlen seufzt ein Mägdlein aus,
Ihr Liebling ist so weit hinweggezogen:
Der Schwarm der Freude ist davongeflogen,
Ich bin die Bettlerin im öden Haus.
Geliebter, wenn am fernen Himmelsbogen
Dich rings umblüht der Frauen reicher Kranz, —
Und klirrt das Glas, und rasest du im Tanz, —
Ach, bleibst du dann der Bettlerin gewogen?
O, bleibe mir mit Liebesbriefen hold,
In Briefe schließ dein Gedankengold,
Daß ich dafür mir frohe Stunden kaufe!
Daß nicht dein Mädchen Hungers stirbt, das arme,
Daß du es aufhebst aus der Thränentaufe,
Daß es an deinem Herzen frisch erwarme!

16.

Wann aber kommt die Post im raschen Trabe,
Drauf der ersehnte Brief der Freiheit fährt?
Der erste Todte kommt er aus dem Grabe,
Vom Glanz des Himmels wunderbar verklärt.
Das Horn der Auferstehung schmettert laut,
So wird der Weltbesieger hergetragen —
Besiegte Könige vor seinem Wagen,
Wie es die Siebenhügel einst geschaut.
Daß sie den Brief in alle Welten trügen!
Sie tragen, lesen ihn, — er wimmelt dann
Von hunderttausend kühnen Namenszügen.
Und selbst ein Sklave, der nicht schreiben kann,
Malt, wenn sie ihm die Charta magna reichen,
Ein Kreuz dahin als frommes Glaubenszeichen.

17.

Wer aber, von Begeisterung getrieben,
Wer schreibt den Brief dem armen Vaterland?
Der nimmer, der die ersten kühn geschrieben,
Die ersten aus Paris mit starker Hand.
Im Rausch der Weihe zittert das Jahrtausend,
Zum Dichter wird das menschliche Geschlecht,
Zur Harfensaite, in Gewittern brausend
Des Armes Sehne, — wachsend im Gefecht.
Man kauft die Briefe nicht, man tadelt nicht,
Denn jeder liebt das eigene Gedicht,
Und jeder trägt es selbst im weiten Busen.
Nun fehlt nicht mehr die reizendste der Musen,
Es kehrt mit einem Korb voll süßer Lieder
Die Harmonie zu ihren Schwestern wieder.

18.

So fliegt denn, rothgesiegelt, weiße Briefe!
Mit rothem Auge, weiße leichte Tauben!
So schmettre, Horn! erwecke mir den Glauben,
Die stumme Hoffnung in des Herzens Tiefe!
O, daß ich wandern könnte wie der Fluß,
Der Gränzen traut mit liebevollem Kuß,
Der frei und ungefragt vorüberrauscht
Am Schrankengitter, wo der Zöllner lauscht.
Die sprudelnden Gewässer nimmt er auf,
Der Erde Schatten und das Licht am Himmel,
Und höher schwillt und schwillt sein Fluthgewimmel:
Ich zöge so mit ungetrübtem Lauf,
In meinem Thränenspiegel Gram und Lust,
Und immer höher schwölle mir die Brust.

19.

Bei meines Herzens hellen Glockenlauten
Mag ich ein Mönch nicht sein in dumpfer Zelle,
Die Feder tauchend in die schwarze Welle,
Die Bücher rings, die jugendlich ergrauten.

Besitzt mein Geist ein angeerbtes Land,
An dem die Sonnen niemals untersinken:
So geb ich nicht der Krone schönes Blinken,
Wie jener Karl, für graues Mönchsgewand.
Doch wo das Gold in Wagen fortzuschwanken?
So will ich reisen, reisen in Gedanken,
Gedanken ziehn mit leerem Beutel fort!
So wandert denn, ihr munteren Gesellen,
Der hohen Mauern spottend, und der Wellen,
Und raubet Küsse hier und Kronen dort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Beschluß.)

[Beethoven.]

Nur bis hierher konnte der Componist kommen — eine Mischung von Freude und Schmerz und Humor, wie er im Leide zu allen starken Menschen tritt — immer noch strecken die Zerrgestalten des abgethanen Lebens ihre Gesichter durch den mühsam geschlungenen Freudenkranz der Gegenwart, der Kampf zwischen Freiheit und Lebensfessel wird im Sonnenstrahle mit lichteren, geistigeren Waffen geführt, die roheren Gewalten sind verscheucht, aber noch blitzt die Thräne, noch grollt der Feind. Und jetzt schmettern die Instrumente im lauten Jubel darüber hin, die Melodie der Freude strebt alle düsteren Reminiscenzen, die noch auftauchen, zu übertönen — aber es ist ein Jubel, ein Geschmetter, wie die Nachtigall anhebt, wenn sie die Brust auf den Rosendorn gespießt hat und sterbend alle Töne der Seele auf einmal aushaucht! —

So erschien mir diese Symphonie als ein Abschied vom Leben, eine bittere Resignation, als ein mühsam erkämpfter Todesjubel. Beethoven konnte nach diesem Werke nichts mehr schaffen, er hatte sich selbst, sein eignes Leben in Töne aufgelöst, er war am Ende. —

Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß die braunschweiger Hofkapelle ihre Aufgabe vollkommen löste; die Mitwirkenden waren vom Geiste der Symphonie durchglüht und auf das Richtige geleitet, der Dirigent, Hr. Methfessel, hatte mit anerkennungswerther Mühe in vielen Proben den Geist und die Technik der Symphonie seinem Orchester zu eigen gemacht. So entstand eine schöne Tonwelt vor uns, die noch lange in unsrer Seele nachklingen wird.

Dem Vernehmen nach soll die Symphonie wiederholt werden und Braunschweig wird den Genuß haben, demnächst mehrere jener Beethoven'schen Schöpfungen zu hören und zu bewundern. H. Klenke (Worosdar).

Notizen.

[Willkomm's Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater.]

Mit den vorliegenden Heften wird der zweite Band dieser Zeitschrift eröffnet. Diesmal erhalten wir ein fünfactiges Lustspiel: „Selim, der eitle Sultan," von Wallmont. Eine Anmerkung der Red. bemerkt, daß dieses Product bei der vorjährigen Preisbewerbung in Stuttgart einige Hoffnung hatte, den Preis zu gewinnen. Allem Anschein nach hat die damaligen Schiedsrichter nur die mindere Bühnenfähigkeit des Stückes abgehalten, dem Wallmont'schen Lustspiele den Preis zu ertheilen. Ueber die Vortrefflichkeit, dem Uffo Horn'schen Producte gegenüber, läßt sich auf keine Weise streiten. Dies wäre nun freilich noch kein Lob, weit eher könnte man es für einen Tadel halten. Der Verf. des Selim hat aber jedenfalls ein Talent, dem man alle Unterstützung angedeihen lassen sollte. Könnte es diese oder jene Direction über sich gewinnen, einige zu sehr ins Breite gezogene Scenen geschickt zu kürzen, so würde der Aufführung nichts im Wege stehen. Die im Stücke selbst liegende Ironie ist so harmlos, daß sie nirgends mit Grund Anstoß erregen kann. Die Erfindung ist nicht tief, aber artig, muß auf die Zuschauer wirken und demnach gefallen. Wallmont hat eine poetische Anschauungsweise, versteht zu gestalten und handhabt Vers und Prosa mit gleicher Geschicklichkeit. Schade, daß sich gegen das Ende hin das Interesse verliert und eigentlich in einen herumfahrenden Nebel verschwimmt. Der Narr „Hassan" ist bis zu Ende des dritten Actes trefflich gezeichnet. — Außerdem bringt uns dies erste Doppelheft noch ein kleines einactiges Lustspiel: Richardet v. Otto Jacobi, dem es an Verwickelung mangelt. Der Verf. macht schöne Verse und hat hübsche Bilder. Von prosaischen Aufsätzen gibt Rudolph Marggraff eine Abhandlung über moderne Tragödien. Dann folgen verschiedene kleinere Mittheilungen; Kritiken und Notizen schließen die Lieferung.

In Stuttgart wird demnächst die Tragödie: „Cola Rienzi" von Julius Mosen einstudirt, die in der 3. und 4. Lieferung des I. Bandes dieser Jahrbücher enthalten war.

[Goethe und Wieland.]

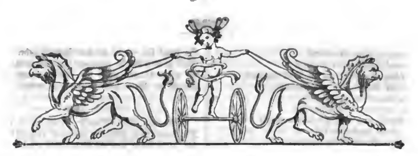
Folgende Bemerkung des alten Böttiger (im ersten Bde. seiner bei Brockhaus erschienenen literarischen Zustände) verdient Beachtung: „Ein Hauptunterschied zwischen Goethe und Wieland ist in ihrer sinnlichen Organisation. Wieland hat äußerst blöde Sinne, besonders Augen. Daher ist alle seine Poesie Feenwerk, Phantasiespiel, Vision und Exaltation des inneren Auges, ohne ganz reine, bestimmte äußere Form. Goethe hat sehr scharfe äußere Sinne, hat selbst frühzeitig zeichnen und malen gelernt (doch waren seine Zeichnungen immer nicht blos fest, sondern auch hart), und daher umfaßte er die sinnlichen Gegenstände mit unwiderstehlicher Gewalt und Wahrheit. Daher seine krystallhelle Klarheit im Ausdruck, sein kurzgeschlossener, fest und symmetrisch gegliederter Periodenbau, sein Hang zur rein-epischen Dichtung, da Wieland's Gedichte alle nur romantische Epopöen sind."

[Bettina und die Brüder Grimm.]

Bettina hat an Wilhelm Grimm einen herrlichen Brief geschrieben, worin sie sich über den Schritt der sieben Professoren so anerkennend und liebevoll tröstend ausspricht, daß dieser Brief unbedingt zu den schönsten gehört, die sie je geschrieben hat. Von Jakob Grimm soll eine der ersten und bedeutendsten Recensionen über die Briefe eines Kindes herrühren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

277



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 60. — den 24. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von Karl Beck.

(Fortsetzung.)

20.

So wandert denn nach Kräften und Geschäften,
Die Reise schwängert Euch mit frischen Säften!
Den armen Bettler treibt es auf die Gassen,
Er zagt, sein Kind allein daheim zu lassen,
So zieht er bang hinaus nach frommen Gaben,
Und trägt im welken Arm den frischen Knaben.
Vom Tummelplatze ist das Kind entzückt,
Nicht weiß es, was den stummen Träger drückt,
Wirrt seinen Bart und beißt ihn in die Wange
Und stört den Trauernden im schweren Gange.
Doch küßt er es und schaukelt es gelinde,
Und reicht das nasse Brot dem theuren Kinde,
Und träumt sich eine reine Fürstenkrone,
Wenn ihm das Kind ein Händchen reicht zum Lohne.

21.

So zieht denn hin nach Kräften und Geschäften,
Die Reise schwängert Euch mit frischen Säften!
Euch treibt es wild hinaus in Nacht und Wind,
Nehmt mit mein Herz, das träumerische Kind.
Ihr seid ja stark genug, ein Herz zu tragen,
An Freuden arm und leicht, und reich an Klagen.
Doch zürnet nimmer, wenn es froh bewegt
In Eurem Arm sich lustig rührt und regt,
Dann zürnet nimmer, wenn es fieberroth
Um Liebe bittet, um sein täglich Brot.
O, laßt es blühen nur im Frühlingsmorgen,
Gewiß, dann lohnt es golden Euch die Sorgen,
Dann streut es, wenn ihr matt am Boden ruht,
Euch die Erfahrung in den Bettlerhut.

22.

Ja, tragt mich nur auf brausendem Gefieder!
Dorthin, dorthin zu jenem, jenem Strand —
Ein Stück des Himmels fiel zur Erde nieder,
Mich dünkt, es ist mein heimathliches Land.
Italien, des Pilgers spotte nicht,
Der schwärmend kehrt zu langvermißten Fluren;
Der, niederfallend auf sein Angesicht,
Selbst in Gestrüppen sieht des Himmels Spuren.
Als er vom Vaterlande weggezogen, —
Zum fremden Strand den irren Schritt gelenkt, —
Ach, lag so schwer auf ihm des Himmels Bogen:
Nun kehrt er froh zu seinen Bergen wieder,
Und diesen ganzen schweren Himmel senkt
Er jetzt auf den geweihten Boden nieder.

23.

Du schönes Vaterland, und Berg und Schlucht und See!
Als Buhle kommt der Himmel dir entgegen,
In dir begrüßt er seine Danae,
Und küßt dich heiß in goldnen Strahlenregen.
Die Saat, des Stehens überdrüssig, ruht,
Sie neigt das Haupt voll goldener Gedanken,
Die Rebe, trunken von der eignen Gluth,
Muß sich berauscht um ihre Schwestern ranken.
Das Silber und das Gold der Bergesschlucht
Befehden sich mit wollustvollem Grauen,
Des Neides Blaß, das Gelb der Eifersucht
Ist ausgeprägt auf ihrer Stirn zu schauen,
Denn wer es sah und sieht, der weiß es nicht,
Was glänzender von beiden ihn besticht!

24.

Sei noch so wüst, ich sehe doch im Sand
Die leisen Spuren der entwichnen Jugend, —

Auf Farrenkräutern tief im Haideland,
Da sitzt die Weltgeschichte, düster lugend.
Hier wird der Pflug zum Schwert in Blut geweidet,
Und Herzen sind die Aehren, die man schneidet,
Es feuchtet Blut, unendlich ausgegossen,
Die Gräser dort, geschmeidig aufgeschossen.
Hier stand der Christ, und dort der Turbanträger,
Hier Attila, der Heide groß und frei,
Ihn hieß die Sage: Gottes Geißelschläger!
Da bebte Rom. Das Alles ist vorbei,
Nur Romas Sprache schweift mit trägem Schritte
Ein müder Schatten noch in unsrer Mitte.

25.

Die Wolke trägt den Regen auf und nieder,
So wie die Mutter wiegt ihr weinend Kind;
Du Reiter mit dem stolzen Bau der Glieder
Nimm auf dein schnaubend Rößlein mich geschwind!
So — schnell ins Dorf! Was? eine Gasse nur?
Dies deine Hütte? weder Thür noch Thor?
Des Hundes Klaffen auf dem nackten Flur?
Des Sturmes Sausen in des Daches Rohr?
Und Brot und Salz ist deine ganze Speise?
Nur Sonntags lagerst du mit deinem Kreise
Auf deiner Stube erdigfahlem Grund,
Des Fleisches Brocken theilst du mit dem Hund,
Und weinend hängt mit nimmersatten Lüsten
Der Säugling an der Mutter welken Brüsten.

26.

Wer höret deines Jammers schrillen Ruf?
Wo schwelgt dein edler Herr, der Edelmann?
Wo er dein Stöhnen nicht vernehmen kann,
Am Fuß des ewig dichtenden Vesuv.
Der Heimath Sprache, er verlernt sie leicht,
Drum betest du, — wenn er der Sünde fröhnt,
Du baust den Wein, der seinen Gram erweicht,
Und zahlst das Gold, das ihm im Beutel tönt.
Der edle Herr, dir gilt sein hohes Spiel,
Er schafft in dein Gelock des Silbers viel,
In deine Augen manche Perlenschnur. —
Und kehrt er heim, der hoffnungsvolle Bube,
So spielt und wühlt er, — dir zur Freude nur,
In deines Mädchens goldner Lockengrube.

27.

Magyare, du bist feig? ein schaurig Wehen
Durchfährt mich kalt bis zu des Herzens Grunde,
Am Grabe lieg' ich eine schwarze Stunde,
Und kann doch nicht hinweg vom Grabe gehen.
Ob Byron seinen Klumpfuß auch verbarg,
Er hinkte nach zu Land und auf der Welle:
So folgt mir dieser Gram bis in den Sarg,
Und alle Welt erkennet ihn zur Stelle.
Leb' wohl! Ich will nicht jetzt von Rache sprechen,
Du armes Volk! du läufst der Kette nach?
So trage sie, — ist sie doch dein Begehr.
Einst aber wirst du jauchzend sie zerbrechen,
So glänzend, wie sie je ein Volk zerbrach, —
Jedoch wir Beide leben dann nicht mehr!

28.

Vorbei! Dies ist mein Vaterhaus so traut!
Ihr kennt mich nicht, so seelenvoll verzückt?
Ich selber ward zum Brief lebendig laut,
Drauf Euer Mund das heiße Siegel drückt.
Doch redet nicht, — nur Küsse laßt uns nippen,
Denn seht, wir träumen nur — es geht die Sage:
Der Geist verraucht, gerührt vom Zauberschlage,
Entströmt ein Wörtchen nur den offnen Lippen.
Gedankenkugeln gießend steh' ich da
Ein freier Schütze! Fort, Vergangenheit,
Du grauer Geist! Ich bin zum Schuß bereit.
Doch nein! du schöne Mutter, bist mir nah,
Du läßt dem Bösen nimmer mich zum Raube,
Und rufst: Kind, schieße nicht, ich bin die Taube!

29.

Du junge Mutter, junge Trauerweide,
So früh von Gott zum Klagen nur bestellt,
Die Welt ist groß mit ihrem Freud' und Leide,
Ein Mutterherz ist größer als die Welt.
Mir kann die Welt zum warmen Liebchen werden,
Wenn sie mich lang', ein sprödes Weib, geneckt;
Mir kann sie Witwe werden, hier auf Erden,
Will mich der Tod, bevor sie es bezweckt,
Sie küsset mich vielleicht, so lang' ich jung,
Und tröstet mich mit der Erinnerung,
Wenn ich ein Greis, erkrankt vielleicht und blind. —
Du fromme Mutter, bleibst mir ewig treu,
Dir bin ich ewig jugendlich und neu,
Ich bin als Greis doch immer noch dein Kind.

30.

Ich liebe dich, ich kann es nimmer sagen!
O, laß mich niederknien zu deinen Füßen,
Um meine Sünden reuig abzubüßen,
Wenn du die Himmelsaugen aufgeschlagen.
Du bist mir mehr als Heimath, als Gedicht,
So südlich flammte mir die Wange nicht,
Als ich des Vaterlandes Farben schaute,
Das erste Lied mir heiß im Auge thaute.
Ein Atlas in des Alterthumes Sagen
Muß ich den jugendlichen Nacken biegen,
Auf ihm ein ganzes Himmelreich zu tragen.
Ich muß im Kahn der Phantasie mich wiegen,
Und sehe alle Sonnen um mich tagen,
Und durch die süße Last muß ich erliegen.

31.

Und du, mein Vater, warnender Prophet!
Warum verbirgst du mir dein Angesicht?

Versage den durchnäßten Pilger nicht,
Der bittend dir im warmen Auge steht.
Du weinest, Mann? Du bist ein Kriegesheld,
Auf des Gefühles kampferhitztem Feld:
Das ist des Heldenherzens letztes Klopfen,
Ist deines Blutes letzter, schönster Tropfen.
Wir haben uns so viel, so viel zu sagen,
Du kannst es nicht — es fällt uns Beiden schwer,
Die Thränen sprachen, die im Aug' uns schwammen:
So wollen Land und Himmel sich befragen,
Die Sprache fehlt — sie spiegeln sich im Meere,
Und Frag' und Antwort schwimmen hier zusammen.

32.

„Die Dichtung bringt nicht Wahrheit mir ins Leben,"
Das willst du sagen? seufze nicht so schwer. —
Mit einem Panzer hab' ich mich umgeben!
Nichts haben, ist ein Bild so arm und leer, —
Jedoch Nichts sein — und alle Pulse beben,
Das ist kein Bild und kein Gedanke mehr.
Wenn auch die schönsten Hoffnungen zerstieben,
Ist auch die Welt verödet und versteint,
Ist mir die Kunst, die Liebe doch geblieben,
Ein Brot, ein Trank ist mir auch nicht verneint.
Und diese vier, die Künste und das Lieben,
Und Brot und Wasser sind so eng vereint:
Drum geht nach Brot umher der Künstler immer,
Und Liebe sucht der Thräne hellen Schimmer.

33.

Du hast mich einen Spieler stets gescholten,
Der mit dem Leben wie mit Karten zielt,
Der nicht gewußt, wie viel sein Blatt gegolten.
Verlor ich auch, — ich hab' nicht falsch gespielt.
Ich spielte, wohl, ich spielte ernst und bange,
Bei Tag und Nacht mit wildverworrnem Haar;
Ich spielte, wohl, mit fieberheißer Wange
Am großen, grünen, weltlichen Altar.
Ich hab' nach stolzen Königen getrachtet,
In meine Blätter hat das Kreuz genachtet,
Das kleine Kreuz mit seinem großen Schmerz.
Ich wollte nur mit einem Blatt gewinnen,
Rings schmucklos, wüst und leer, — doch mitten drinnen
Ein stilles, unbeachtet blutend Herz.

34.

Auch das verlor ich! Nein, ich will nicht klagen,
Ich hab' es an die Menschheit doch verloren, —
O, schönes Spiel! Verlust, so leicht zu tragen,
Wenn sie damit nur Freuden sich erkoren!
Verloren ist's, — nun kann ich freudig sagen:
Ich hab' ein Herz gehabt, — nun ist es fort —
Doch ahnt vielleicht mir kaum der ferne Port,
Wo es beginnt in fremder Brust zu schlagen.
Wer's Herz verliert, — der kann auch nimmer hassen,
Den treibt es, in bacchantisch wilder Lust,
In Liebe, jede Seele warm zu fassen;
Denn ihr Verlornes sucht die müde Brust,
Und will ihr Herz, von Fremden angenommen,
Auch für den höchsten Preis zurückbekommen.

35.

Du Mädchen drüben, zart wie Mondenschein,
Erröthend öffnest du das Fensterlein,
Du füllst den Becher mit dem reinsten Schaum,
Und weckst die Blumen aus dem Sommertraum.
Aus süßem Traume hast du mich geweckt,
Um mich in einen süßeren zu senken,
Der Erde höchstes Gut mir weggeneckt,
Mich mit des Himmels Gütern zu beschenken.
Am Mutterherzen lag ich kindlich warm,
Dein flüchtig Aug' entriß mich ihrem Arm. —
Den Vater sah ich weinend, tiefgerührt,
Dein Lächeln hat das ernste Bild entführt. —
Ich lag, ein Büßender in Gottes Hallen,
Du ließest sanft mich auf die Erde fallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich Bülau's Geschichte des europäischen Staatensystems *).

Friedrich Bülau hat als staatswissenschaftlicher und politischer Schriftsteller eine Bedeutung gewonnen, die jedem neuen Werke eine Aufmerksamkeit sichert, wie sie nur dem anerkannt Ausgezeichneten zu Theil werden kann. Während er in seiner „Encyklopädie der Staatswissenschaften" (Leipzig, 1832) eine Fülle von Kenntnissen, die trefflichste Uebersichtlichkeit und zweckmäßigste Anordnung des immensen Stoffes beurkundete und zugleich eine systematische Behandlungsweise desselben andeutete, die aus einer neuen und tiefen Anschauung der Dinge hervorging; zeigten die folgenden staatsökonomischen Schriften einen Forscher, der mit der Fackel eines weise prüfenden und scharfen kritischen Verstandes in die dunkelsten Labyrinthe des Staatshaushaltes eindrang, mit unnachsichtlicher Consequenz jede Partie derselben beleuchtete und jedes Resultat zu Tage förderte, welches sich dem suchenden Geiste als Wahrheit darbot, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, in wiefern diese Wahrheit für unsere Gegenwart bereits eine Wirklichkeit sei oder nicht. Wenigstens war bei der Rücksicht, die der Verf. nahm, niemals die Freiheit seiner Forschung gefährdet. Eine Forschung, die leise auftritt, ist um deswillen nicht weniger tief, sicher und ergreifend, denn sie tobt nicht lärmend an den Peripherien herum, sie sucht den centralen Halt zu behaupten, um das ganze Leben der modernen Zeitfragen in festem Verbande zu erhalten und auf die Quelle dessen, was noth thut, immerdar wieder zurückzuführen. Man lese seinen gediegenen Aufsatz über Pauperismus, und man fühlt, wie sich die deutsche Wissenschaft der Jetztzeit um den naheliegendsten Lebensgehalt bekümmert,

*) Erster Theil. Leipzig, bei Göschen.

wie durchdringend jetzt die Ineinanderbildung von Leben und Wissenschaft möglich wird. Zugleich liegt in dem Aufsatze am Tage, wie sehr sich die forschende Wissenschaft in Diction, Wendung und Waffenführung der Rede all der glänzenden Helligkeit und der schlagfertigen Kraft bemächtigt hat, womit der Geist einer jugendlichen Zeit neue Bahn brach. —

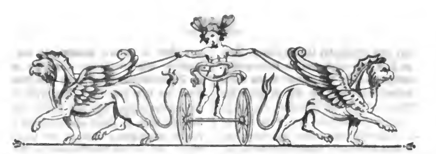
Friedrich Bülau betritt in seiner Geschichte des europäischen Staatensystems ein anderes Feld seiner Forschung, und der Leserkreis, welcher bisher seinem Wirken, seiner Denk- und Anschauungsweise mit Achtung folgte, wird ihn auf dieser Bahn mit um so größerem Interesse begleiten, als die hier niedergelegten Gedanken, nach des Autors eigenem Geständnisse, die Lieblingskinder seines Geistes sind, die mit ihm aufwuchsen, sich vervollständigten, abrundeten und zu einem festen geordneten Gewebe verbanden, ehe sie sich zur Mittheilung drängten. Die Darstellung, wie die gegenwärtigen unter den europäischen Staaten bestehenden rechtlichen und politischen Verhältnisse sich ausbildeten, ist die Aufgabe des Werkes, welches zwar die Geschichte nicht darstellen soll, aber für die Erkenntniß und richtige Beurtheilung der geschichtlichen Ergebnisse von großer Wichtigkeit ist. Denn während das Buch keineswegs die **Ereignisse**, sondern die **Verhältnisse**, unter denen jene ins Leben traten, betrachtet, ergänzt es die Lücke, welche sich zwischen der äußern formalen Gestaltung der Begebenheiten und ihrem innern Werden und Gedeihen findet; und wieder wird der Blick zurückgeführt auf die formalen Wechsel und Veränderungen, wenn in der bloßen politischen Geschichte, in der Erzählung der Begebenheiten die Wirren im Innern der gesammten Staatenwelt ihn abziehen von den verloschenen oder verschobenen Linien, die die äußern Scheidungen der Einzelstaaten begrenzen; der Zusammenhang der Ursache und Wirkung, die Harmonie des innern Seelenlebens der Staaten und der äußern Erscheinung desselben rollt sich uns auf, und vor dem Auge des aufmerksamen Betrachters lösen sich die Probleme, an denen die Menschheit arbeitet. Allerdings verliert bei dieser Betrachtung manche historische Partie, der man mit besonderm Vergnügen seine Aufmerksamkeit zu widmen pflegte, ihren poetischen Nimbus und eigenthümlichen Reiz; wo man gewohnt war, einen rein geistigen Impuls zu erblicken, tritt oft die kalte physische Nothwendigkeit uns gebietend entgegen und manches vielgepriesene individuelle Streben, welches in seinem glücklichen Erfolge die Bewunderung der Welt erzielt hatte, verliert sich bis zur Unbedeutendheit in der Anschauung des zufällig oder nothwendig günstigen Zusammenwirkens gegebener Verhältnisse; aber es wird dafür die Ueberzeugung gewonnen, daß das Leben der Staaten ein unaufhaltsam fortschreitendes, auf unwandelbaren Gesetzen beruhendes sei, und das Bewußtsein, daß keine Macht der Welt dasselbe zu erschüttern vermöge, tröstet eben sowohl über die verlorenen Reize der Einzelnheiten, als über die scheinbaren Rückschritte, die ein gesammtes Staatensystem, oder seine einzelnen Glieder, in seiner natürlichen Lebensentwickelung machen könnte. — Es ist nicht zu läugnen, daß eine Art von Prädestination in dieser Anschauung des Staatenlebens liegt, die noch erhöht wird auf dem Standpunkte, auf den uns der Verf. in der Einleitung und Vorgeschichte seines Werkes hinführt. Das Ringen des Individuums zum Zwecke der Vervollkommnung staatlicher Zustände scheint wenigstens nutzlos, und das Streben einzelner Völker nach einem gewissen Ziel ein vergebliches zu sein; da aber das Schicksal der Staaten nur aus den natürlichen ureigenthümlichen Elementen ihrer innern Bestandtheile und den unvermeidlichen Einflüssen äußerer Verhältnisse, wie Lage, Klima u. s. w., prädestinirt wird, so ist die Erkenntniß dieser Eigenthümlichkeiten auch vermögend, dem Individuum den geeigneten Platz seiner Thätigkeit anzuweisen und seinem einzelnen Wirken eine festere, des Erfolges gewissere Richtung zu geben. Unstreitig sind es auch diese Ideen, die nach der Meinung des Verf. erst nach der Vollendung des Werkes genügend erkannt werden können, denn erst bei ihrer Anwendung auf die Geschichte der neuern Zeit wird es sich zeigen, in wie fern dieselben mit den letzten Gestaltungen des Völkerlebens und der ganzen Geistesrichtung unserer Zeit im Einklange stehen; nicht als ob eine als wahr erkannte Idee gerade unserer Zeit als eines Prüfsteins bedürfte, sondern weil ihre Zustände uns näher liegen, und es uns leichter ist, an ihnen die Wechselwirkung und Harmonie der Idee mit dem Leben zu erkennen und zu beurtheilen. — Der vorliegende erste Band enthält eine Geschichte der Elemente des europäischen Staatensystems in ihrem ursprünglichen Zustande, in ihrer ersten Vereinigung unter Karl dem Großen und ihrer bald nachher wieder erfolgten Trennung, dann eine Geschichte des Systemes selbst und der wechselnden Kämpfe des Hauses Habsburg mit Frankreich um die Präponderanz, endlich die Geschichte desselben unter dem Prinzipate Spaniens bis zum westphälischen und pyrenäischen Frieden. Der zweite Band soll die Zeit bis 1789 und der dritte die Zeit von 1789 bis auf unsere Tage umfassen. Man kann nur mit großer Erwartung der baldigen Fortsetzung eines Werkes entgegen sehen, welches in seinem Fache eines der bedeutendsten der letzten Zeit zu werden scheint, und mit welchem der Verf. jedenfalls einen tüchtigen Grundstein zu einer allgemein gültigen Historik legt, während er zugleich einem wirklichen Bedürfnisse abhilft, indem die Geschichten des Staatensystemes von Heeren und Pölitz lange nicht so umfassend sind und überhaupt von einem ganz andern Standpunkte ausgehen, als das vorliegende. R. B.

Notiz.

[Karl Hoffmeister über Schiller.]

Als Supplement zu Schiller's Werken erscheint in Stuttgart bei Balz ein Werk, das des großen Dichters Leben, Geistesentwickelung und Werke auf das genaueste und umfassendste im Zusammenhange darstellt. Dr. Karl Hoffmeister, der geistvolle Verf. des Romeo, eines pädagogischen Romans, hat den größten Beruf zu dieser Arbeit. Die erste Abtheilung erschien bereits, sie gibt Schiller's Jugendentwickelung bis zum Don Karlos 1786.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 61. — den 26. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

III.

Ich habe Ihnen den Schwaben in seiner individuellen Behabung geschildert, und damit unmittelbar die Elemente der schwäbischen Geselligkeit auseinandergesetzt. Elemente der Geselligkeit? Nun ja, oder auch Ungeselligkeit; denn allerdings findet sich für das gesellige Leben im Schwabenlande ein wenig fruchtbarer Boden. Ich weiß, mit welcher Begeisterung der Schwabe von dem leichten, beweglichen Tone seiner Nachbarn zu erzählen weiß, wie er erst recht eigentlich cultivirt wird, wenn ihn ein Beamten- oder Reiseschicksal namentlich in fränkische Gegenden verschlägt, wie ungern er das schöne, vergnügliche Leben verläßt, wenn ein höheres Geschick ihn abruft. Nämlich auch hier bewährt der Schwabe seine unendliche Bildungsfähigkeit — wie er die reichste, umfassendste Anlage besitzt, welche nur der Anregung und Entfaltung harrt. Er hat Alles, aber es fehlt ihm die Art, die Form, die Geschicklichkeit, es geltend zu machen; er hat ein tiefes, kräftiges Leben, nur das savoir vivre fehlt ihm.

So ist denn die schwäbische Gesellschaft ausschließlich wie die deutsche überhaupt, aber ich zweifle, ob diese Ausschließlichkeit irgendwo theils so umfassend, theils so wenig drückend ist. Drückend ist sie nicht, denn man fühlt kein Bedürfniß nach größern Kreisen, es fehlen alle Voraussetzungen und Bedingungen dazu; versucht man es dennoch, so wird es steifer und langweiliger sein als irgendwo. — Die Akademie gibt hier viele Belege. Es sammelt sich Gleich zu Gleichem, man trinkt, man ißt, man raucht und schwätzt zusammen, bis man — auseinandergeht. Weitere Bezüge machen sich selten geltend, und Verhältnisse, wie sie auf andern deutschen Universitäten sich gestalten, sind da unerhört. Gewöhnlich gaben daher auch Ausländer, namentlich Norddeutsche, den Ton an, sie bildeten die Mittelpuncte für gesellige Kreise — freilich auch oft die Leichen, um die sich die Raben sammelten.... Mit welcher Verwunderung hört und liest der Schwabe von jenen Cirkeln, wie sie in Berlin und Halle, in Leipzig und Göttingen — unter einem Wolf, Schleiermacher u. A. Statt fanden und noch finden. Ich möchte als Grund für den relativen Mangel an höherer Geselligkeit den Mangel an bedeutenden Männern — nicht der Wissenschaft und der That, sondern des unmittelbaren Lebens bezeichnen, wenn dieser Mangel nicht vielmehr selbst durch jenen bedingt wäre. Hegel vermochte in Berlin einen Kreis um sich zu vereinigen, in Tübingen hätte er es sicherlich nicht vermocht. Leben und zu leben wissen ist eine Kunst, eine Wissenschaft, die auch ihr Studium, auch ihre Uebung und Bildung fordert. Aber bedeutend als Mann des Lebens und der Gesellschaft vermag blos der zu sein, der Takt und Gewandtheit, Reichthum und Gefälligkeit der Formen genug hat, eine Macht zu bilden und sich als lebendigen Mittelpunct zu behaupten, ohne einseitig zu dominiren. Aber diese Voraussetzungen fehlen der schwäbischen Individualität, je bedeutender die Geister, desto

spröder, unergiebiger und abstoßender für das Leben. Dem Schwaben wird es stets unheimlich sein in einer großen Gesellschaft, er versteht es nicht, sich immer in die rechte Beleuchtung zu stellen, das Parket ist ihm zu glatt für seinen tapfern Schritt, es fehlt die Tournure, die Zunge versagt ihm die leichtfertigen Dienste, der Geist vermag sich nicht über die Nähe des unmittelbar Gegebenen und Stofflichen mit leichter Wendung hinwegzuschwingen — und die Arme vollends, was soll er mit diesen anfangen, welch ein unbequemer Ballast, konnte er sie nicht ablegen wie Hut und Stock, so legt er sie wenigstens zusammen.

Dieser Unmittelbarkeit wird es natürlich erst wohl in den kleinen, geschlossenen Privatzirkeln — in den „Kränzchen" — in den Freuden und Genüssen im engern — Sinn und Zimmer. Man ist sich an bestimmten Tagen und Orten seines Cirkels von Bekannten versichert; die wahlverwandten Genien lassen sich gemeinsam von einer soliden Weinschenke anziehen und genießen sich in cordialer Gemüthlichkeit. — Nach zwei Seiten öffnet sich die Perspective für die Damenwelt — Damenunterhaltungen mit Stricken und Tanzen in einem Gesellschaftssaale, mit Musik und Bier in einem Gesellschaftsgarten. Das ist eine neue, treffliche Erfindung, die guten Leute ins Leben herauszulocken. — Seit einigen Jahren blüht namentlich in Stuttgart eine Musik und Bier liebende Societät unter Gottes schönem, freiem Himmel. Eine grandiose Actien-Bierbrauerei hat sich zu Befriedigung der größern Consumtion an Bier und Musik erhoben, und die Damen theilen nun, mit dem Bierglase in der Hand, das süße Geschäft des Trinkens mit den Männern. Diätetisch und gesellschaftlich erfreulich zugleich! Man klagt in Schwaben viel über das einreißende Biertrinken, doch sind wenigstens die Besorgnisse ungegründet, daß der Wein deswegen auf den Boden laufen müßte. Es wird nur um so mehr getrunken. Aber eine Aenderung in der Gesittung mag es zur Folge haben. Schwaben ist ein Weinland, und das Weintrinken ist etwas aristokratisch. Das will ein kleines Tischchen, ein behagliches Zimmerchen, einige gute Freunde; es braucht keine Musik, keinen blauen Himmel, keinen Putz und keinen Sonntag. So ist der Wein ganz für die „Kränzchen" geschaffen, in denen man sich langsam und mit Weile an dem guten Trunke erlabt und „mit Verstand trinkt", wie es der Schwabe so gar gern hat. Das Bier liebt aber nicht die Isolirung — der Gläser und Gäste; Glas auf Glas, Gast auf Gast, so ist erst ein rechtes Leben. Wo zwei oder drei beisammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen — also der Wein; das Bier aber verlangt das zu Dutzenden und Hunderten, das Bier ist aller Aristokratie des haut-goût feind. So heißt es denn, die Leute an einander rücken, hoch und nieder, reich und arm, häßlich und schön — Alles ist freundlichst von Vater Gambrinus eingeladen. Das ist die sociale Bedeutung des Biers, und in der Annäherung der Stände, in der Veröffentlichung des Genusses, in der allgemeinen Verbrüderung der Genießenden hat es seine Wirkungen auch auf die schwäbische Gesellschaft bereits bewährt. Ob es aber von einem tiefern bleibenden Einfluß sein wird, will ich nicht entscheiden. Bis jetzt ist das Bier nur das officielle, das öffentliche Getränk; ein gutes Gläschen Wein bleibt immer der Haustrunk und temperirt wohl die dicken Hopfendünste auf wohlthätige Weise ....

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonette von Karl Beck.

(Fortsetzung.)

36.

Loth's Weib verwandelte zur Säule sich,
Als es zurückgeschaut ins Thal der Plage:
So wird zum Stein die Seele mir, wenn ich
An todte Sünden rückzudenken wage.
Der Schwermuth Wolke weinte bitterlich
Aus meinem Aug', in herbstlich stiller Klage, —
Da war mein Herz so wüst, so arm an Duft,
Und läutete sich selbst zur Todtengruft.
Mir schien beneidenswerth der Kriegesheld,
Er kämpft, er stirbt auf offnem Schlachtenfeld,
Von Hunderten umringt, ein kühner Ritter;
Jedoch, allein! allein! o schrecklich Wort!
Nicht Tod! nur Nacht! — Die Ketten rasseln fort,
Man lehnt das müde Haupt an Eisengitter.

37.

Doch nun umschweben mich des Liebens Mächte,
Verheißen mir der Lethe süßen Schaum!
An meines Liedes wetterschwüle Nächte
Hingst du den Mond, die Sterne und den Traum.
Wohl schien es mir, daß hinter Nebelräumen
Noch eine neue Welt verborgen tagt, —
Doch machte mich der Zweifel stets verzagt,
Und hieß es Hirngespinnst und hohles Schäumen,
Bewimpelt fliegt die Bilderflotte fort,
Von tausend Lichtern ist die Fluth erhellt,
Fast will ich wie Kolumbus Freuden weinen;
Und Land und Land! — so schallt es hier und dort,
Die neuentdeckte, längstgeahnte Welt,
Sie liegt vor mir mit Gold und Edelsteinen.

38.

Die Zauberin, die mir den Frieden stahl
Heißt mich im Augenblick ein Jahr zu leben:
Den weißen Vorhang sah ich niederschweben,
Und meine Wangen wurden wieder fahl.
Du rollst ihn auf, — und Frühling wird's im Thal,
Entflognen Schwalben gleich, die heimwärts streben,
Wenn sie erkannt des Lenzes buntes Weben:
So kehren Glück und Freuden ohne Zahl.
Du lächelst schlau, — und Herbst und Trauben blühen!
Ich schlürfe lustbegeistert, daß ich trunken
Im Traume, in die Arme Dir gesunken!
Du siehst mich liebend an — und es erglühen
Die Augen mir, wie tausend Sommersonnen, —
Als Regen kommt die Thräne nachgeronnen.

39.

O, hohes Glück! Du höchstes Glück der Erde,
Wenn das Geständniß noch am Herzen nagt,
Sich Antwort gibt, wenn es sich selbst befragt,
Zu ziehn nicht wagt vom heimathlichen Heerde!
Ob es der fremde Busen pflegen werde,
Das ist's, warum er bang' erschrickt und zagt. —
O, Zeit, wo nur den Genuß der Jüngling wagt,
Zieht er vorbei, mit freundlicher Geberde!
Wenn an dem Hause, wo sein Liebchen sinnt
Sein unermeßlich großes Reich beginnt,
Und dennoch schon am letzten Pfahle endet;
Und wo das Mädchen, mit des Tuches Schnee
Die Rosenwange deckt, voll Liebesweh,
Wenn es verstohlen ihm ein Küßchen spendet!

40.

So nimm den ersten Kuß voll Duft und Gluth,
Aus offnen Händen werf' ich ihn hinüber!
Du fliehst vom Fensterlein? Mir starrt das Blut,
Und mein Gemüth wird trüb' und immer trüber.
Du fliehst? ich sende schnell dir Häscher nach,
Die Wünsche send' ich nach mit leichten Schwingen,
Die schöne Räuberin zurückzubringen,
Die meines Herzens Wunderschrank erbrach.
Sie fliegen fort, sie fliegen auf und nieder,
Sie kehren rasch mit Neugewoebnen wieder,
Dich bringen die Gesandten nimmer mit, —
Wo du nicht bist, da mag ich auch nicht leben,
So will ich denn mit kühnem Sturmesschritt
Auf den Gedanken weit und weiter schweben.

41.

Wo bin ich jetzt? Ist das nicht Frankreichs Erde?
Was will ich hier, ich wahnerhitzter Thor?
Ich komme mir doch selbst auf deutschem Heerde,
Wo Alles schlaft, ein lautes Frankreich vor:
In meines Hirnes Kammern heiße Reden,
Mit kühn Napoleonischer Gewalt
Die Welten unersättlich zu befehden, —
Der Friede, oft besiegelt, hat nicht Halt.
Die Phantasie mit flatterhaften Sinnen
Ist der verwachsne Mönch im Fürstendrame,
Sich schaukelnd auf des Glückes schwankem Brette,
Wo aber Früchte treibt des Rechtes Same,
Mein stilles Herz, im tiefsten Busen innen,
Das ist der alte treue Lafayette.

42.

Paris! wenn einst die Menschheit sehen wollte
Die Weltgeschichte auf dem Richterstuhle,
Wie sie den Freiheitsbrief der Zeit entrollte,
Ging sie zu dir, ein Schüler, in die Schule.
Die Flammen stiegen nur aus deiner Esse,
Die Welt war Lear, — du warst der Narr darin,
Der uns enthüllt des Lebens tiefsten Sinn
Bei dem Geklingel deiner Schellentresse.
Der Narr ist mit dem Ernst nicht mehr vertraut,
Die Straßen sind nur aus Gewohnheit laut,
Die Freiheit ist zur Mumie geworden.
Ach, nur ihr Balsam lockt die Völkerhorden. —
Lebend'ges Schattenreich! Die Heldenspur,
Und Volk und Fürst — sind blasse Schatten nur!

43.

Und lebt so gar nichts denn in diesem Schwarme?
Mich faßt die Zeit mit ihrem Riesenschmerz, —
Vermodert — hier, die größten Heldenarme,
Vermodert — hier, ein fremdes, großes Herz.
Hier starb der Mann, er starb, — doch auf dem Schilde,
Zu dessen Thaten ich die Träume wob,
Vor dessen schmerzlich wundgeschlagnem Bilde
Ich meinen Hut wie vor dem Kreuze hob.
Wie hieß man ihn? Den alten, tollen Schwätzer,
Des Hohnes Bogen ward für ihn gespannt;
Es ward für diesen gottverdammten Ketzer
Des Hasses Scheiterhaufen angebrannt. —
Ach, er umarmte freudig alle Qualen,
Sie kamen ja von heimathlichen Thalen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

Spinoza. Ein historischer Roman von Berthold Auerbach. Zwei Bände. Stuttgart, Scheible.

Der Verfasser beabsichtigt, laut der Vorrede, unter dem Titel: „Ghetto" (Ghetto heißt das Judenviertel zu Rom und Venedig) eine Reihe historischer Zeit- und Sittenbilder aus dem Leben der Juden darzustellen, und von dieser Reihe bildet vorliegendes Werk die erste Abtheilung. Weiter sagt der Verfasser: „Das jüdische Leben zerfällt nach und nach, ein Stück nach dem andern löst sich ab; darum scheint mir, daß es an der Zeit ist, Poesie und Geschichte und beide vereint seine Bewegungen im Bilde festhalten zu lassen. — — So wenig ich nun diese Bilder unmittelbar für den Zweck der religiösen oder moralischen Aufklärung aufzustellen gemeint sein kann, so wenig habe ich hierbei den einzigen und

höchsten Lebenszweck der für den Fortschritt arbeitenden Juden, die Emancipation, im Auge. Poesie ist sich höchster und einziger Selbstzweck."

Somit hat uns Auerbach auf seinen Standpunct geführt. Welchen soll der Kritiker einnehmen? — Es ist nöthig, daß er den Roman in seine drei Theile zerlegt, in seinen historischen, seinen philosophischen und seinen romantischen. — Den Typus des eigentlich historischen Romans, wie ihn Walter Scott gegründet, finden wir hier nicht; wir finden nur den Versuch, den historischen Bildungsgang eines Individuums an einem romantischen Schema zu entwickeln. Dieser Roman ist ein wesentlich biographischer, und so hätte ihn auch der Verf. nennen sollen. Es kam hier darauf an, nachzuweisen, in welchen Umgebungen, durch welche Einflüsse, aus welchen charakteristischen Eigenthümlichkeiten seines Ich's heraus Spinoza der Denker, der Pantheist, der Skeptiker, der Philosoph geworden ist, als welcher er, ein ruhmwürdiges Zeugniß von der Kraft mit welcher ein Einzelner eine Welt von Gedanken umfassen, und das Kettengewirr von tausend gäng' und gäbe gewordenen nutzlosen Gedankenspielen, Vorurtheilen und ceremoniellen Gesetzesauslegungen durchbrechen mag, vor den Blicken der Nachwelt steht. Diese Partie des Buches ist dem Verf. unstreitig sehr wohl gelungen. Der philosophische Bestandtheil legt sich, wie natürlich ist, ganz genau auf die vorgezogenen Linien des Spinoza'schen Systems, und in dieser Hinsicht ist das zweiundzwanzigste Capitel, worin der Verf. seinen philosophischen Helden mit eigenen Worten reden läßt, von vorzüglicher Wichtigkeit. Man wird hier auf eine klare und anschauliche Weise in die Hauptparagraphen des Spinoza'schen Glaubens eingeführt. Zwischen diesen Partien schlägt sich die romantische Brücke herüber und hinüber. Was Roman an dem Buche ist, erscheint besonders glücklich im ersten Theile verarbeitet; im zweiten stört die häufig sich aufdrängende Modernität des Ausdrucks. Da sprechen die Leute, wie etwa Tieck in unserer Zeit, bereits von Poesie und Ironie; Einer führt sogar den Ausspruch des Shakspeare'schen Fallstaff an, daß er sich für Kanonenfutter zu gut halte; der Eine ist ein Mann von Bildung, der Andere besitzt physiognomische Routine, ein Dritter anticipirt dem Schiller die Sentenz: der Rausch erfindet nichts, er schwatzt nur aus; kurz, diese Leute des 17ten Jahrhunderts sprechen gerade wie wir, wie die Helden, die wir aus der modernen Zeit herausschlagen, um sie romantisch zu verarbeiten, gerade, als ob sie den Schiller gelesen, im berliner Auditorium Nr. VIII. den Hegel gehört, und sich mit der in unseren Taschenbüchern gebräuchlichen Gesprächsform vertraut gemacht hätten.

Trotz dieser Aussetzungen empfehle ich das Buch als ein sehr lesenswerthes und mit Fleiß und Talent gearbeitetes, nur daß für unser philosophisches Publikum zu viel Roman, für unser romantisches Publikum zu viel Philosophie darin ist. — Die Vorrede enthält auch eine kleine Polemik gegen Menzel, von dem Auerbach sagt, er habe nie offen und redlich geantwortet; auch sei an ihm keine Ritterehre mehr zu holen; aber Pflicht eines jeden Kritikers sei es, sich offen und unumwunden über Menzel's Treiben auszusprechen. Menzel's erstes Gebet sei: „Ich, Menzel von Cotta's Gnaden, bin der Herr, dein Kritiker — du sollst keinen andern Kritiker haben neben mir." Sehr spoßhaft vergleicht der Vorredner Menzel'n mit dem Pandurenführer Menzel, der im Jahre 1742 ein Decret von Ried aus erließ, worin er seinen Feinden mit Aufhenken und Nasen- und Ohrenabschneiden droht. M

Notizen.

[Holtei's „Shakspeare in der Heimath" auf der leipziger Bühne.]

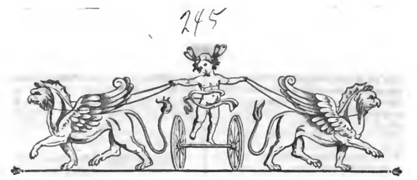
Dies vieractige Schauspiel sahen wir neulich zum ersten Male auf der leipziger Bühne. Der Zettel lockte uns, die Namen Shakspeare und seines Freundes Southampton, seines Vaters John, seiner Mutter Mary, der Tochter Susanna, diese sind schon als Namen, als bloße Schatten eines Schottens, der des größten Dichters Leben darstellen will, nicht bei Seite zu schieben. Ich war nicht sehr begierig darauf, wie ein Holtei einen Shakspeare reden läßt, aber man muß sagen, das Stück ist geschickt gemacht, der gewandte Holtei hat alle bekannte Züge glücklich benutzt, und die Hypothese, William und Southampton hätten eine Zeit lang denselben Gegenstand der Neigung gehabt, wie die Sonette des Dichters verrathen, hat er in die Wirklichkeit gerufen, und die junge coquette Witwe Rosaline untergeschoben. Holtei hat im Grunde nichts als ein Iffland'sches rührendes Familiengemälde daraus gemacht, die Versöhnung zwischen dem Alten in Stratford und dem fortgelaufenen William, der in London ein großer Dichter wurde, ist die Hauptsache geworden, aber der Reichthum der Situationen, auch die Charakteristik von Shakspeare's Zuständen in der Hauptstadt, das alles ist sachlich so interessant, daß man das Bild von Shakspeare's Geiste, das im Innern des Zuschauers lebendig ist, leicht und gefällig ergänzt fühlt, und nicht ohne Behagen von dem in der That begeisterten Holtei scheidet, der den Grafen Southampton sagen läßt, diese Versöhnungsscene sei rührender als irgend etwas in Shakspeare's Werken. Wenn nämlich der Maßstab der Iffland'schen Rührung der gültige ist, dann allerdings.

Von den Darstellern muß Herr Reger herausgehoben werden; er gab den alten Wollhändler in Stratford wahrhaft gelungen, durchaus trefflich. Hr. Schenk gab den Shakspeare, Hr. Düringer den Southampton, Madame Dessoir die Königin in der schwarzen Maske, Madame Schenk die Rosaline. Einige von den ehrenwerthen Herren sprachen die englischen Namen miserabel. Der College Shakspeare würde sie freilich nicht blos deshalb desavouiren.

[Lieder von Mendel.]

Von Mendel, Organisten in Bern, sind vierstimmige Lieder für Männerchor erschienen, auch der „Gruß aus Bethli im Mai" für eine Stimme. Recht frische Bergluft athmet in diesen einfachen Liedern.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 62. — den 27. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von Karl Beck.

(Fortsetzung.)

44.

Wer zürnt, wenn dieses namenlose Wesen
In meinen Liedern ewig wiederklingt?
Wenn seinen Namen jede Lerche singt,
Wenn ich in tausend Augen ihn gelesen?
Du liebst die Rose? Nun, so brich sie dir.
Ihr liebt die Nachtigall? So lauschet ihr;
Ich liebe ihn, ich spiele mit dem Stabe
In seiner Hand, ein träumerischer Knabe.
Man schreibt auf Fensterscheiben theure Namen,
Sie bleichen aus; — von einem Hauch erfrischt
Erstehn sie jugendlich im blanken Rahmen:
Ich schrieb den seinen in des Herzens Wunde;
Wenn ihn ein düstrer Augenblick verwischt,
Weckt ihn der andre mit dem Geistermunde.

45.

Die Templer zogen einst nach fernen Reichen,
Auf weißem Kleid des Kreuzes rothes Zeichen:
Ihr Lieder hin, — Geschwader auf Geschwader,
Auf bleicher Stirn des Grames rothe Ader,
Zu seines Grabes Allerheiligthume,
Und raubt ein Stück der gottgeweihten Erde;
Doch scheint es mir, daß eine zarte Blume
In dieser Erde kaum gedeihen werde.
Den Baum nur der Erkenntniß darf sie tragen,
Und wer davon genießt, dem wird es leicht,
Den Geist der Zeit zu sehn im Flammenglanze.
Wenn unsre Asche längst der Sturm verschlagen,
Dann trägt sie erst, von Thränen längst erweicht,
Auch Rosen zu der Freiheit Hochzeitskranze.

46.

Als du zuerst gebraust wie Wirbelwind,
Verstand ich's nicht, — jedoch vernahm ich oft,
Wie man auf dich geschworen und gehofft —
Da war ich noch ein mährchenvolles Kind.
Als ich ein Jüngling ward, vom Liede trunken,
Da waren Jene, — tolles Fastnachtsspiel —
Zu krüppelhaften Kindern eingesunken,
Nicht fassend dein beneidenswerthes Ziel.
Sie riefen dir: O, Thor, im Köhlerglauben,
Daß um die Sonne sich die Erde dreht,
Du wolltest ihr den süßen Frieden rauben,
Und weißt, daß sie so gerne stille steht. —
Die großen Kinder an der Brust der Amme,
Die sich die Hand verbrannt an deiner Flamme!

47.

Mir graut vor dir, Europa, alte Welt!
Wem heiß, wie mir, das Blut die Pulse schwellt,
Der liebt nicht deine buntbemalten Wangen,
Und Brüste, die erschlafft herunterhangen.
Einst warst du schön, der Jugend rosig Blut,
Das Völkerglück, verklärte dich mit Prangen,
Da war dein Busen hochgeschwellt von Muth,
Von Muth, den hunderttausend Schwerter sangen.
Du warst so schön, so liebevoll, so jung,
Das ist vorbei. — Die Rückerinnerung,
Sie fächelt dir, doch nimmer mir die Gluthen.
Zu deiner jüngern Schwester fortgestürmt,
Die nimmer hinter Büchern sich verthürmt,
Zur wilden jungen Welt, durch graue Fluthen!

48.

Seid mir gegrüßt, ihr Berge, ihr Titanen!
Ihr ragt so kühn hinauf zum blauen All,

Von euren Wangen stürzt der Wasserfall,
Euch Trotzigen ein mildversöhnend Mahnen
Dem Menschen gleich, — er reckt ins Wolkenland
Des Uebermuthes räuberische Hand,
Indeß die Thräne, die sein Auge feuchtet,
Dem Wohl der Welt und ihrem Wehe leuchtet.
Sei mir gegrüßt, du stiller Waldesfriede!
Ihr Bäume in der Hoffnung grünem Kleid,
Ausrufungszeichen in des Schöpfers Liede!
In dieses Zeichen legt man Lust und Leid,
So liegt im Urwald, liegt in jedem Baume
Der Erde Wohl und Weh in tiefem Traume.

49.

Ich lege mich, erkrankt, in eure Wunde,
Daß ich vom süßen Kinderhauch gesunde.
Ihr Sprößlinge des Waldes werdet laut,
Wir sich ein Kind dem andern vertraut —
So kündet, vom Zephire sanft bewegt,
Was euch ein Gott ins große Herz gelegt.
Ihr schüttelt das Gelock im edeln Stolz?
Hat Dich der Stolz gebläht, du schlichtes Holz?
Verstummend meßt ihr mich — und das ist recht,
Denn ihr seid frei geboren, — ich ein Knecht.
Ihr wollt nicht spielen mit dem Knecht im Bund?
So hört denn Ernst aus eines Knechtes Mund.
Ich sage kühn, mit heiligem Erbeben,
Daß ihr die Weltgeschichte uns gegeben:

50.

„Als Gott noch voll des jugendlichen Strebens,
Da schuf er dichterisch den Baum des Lebens,
Er blies ihm die erhabne Sendung ein,
Entzückt vernahmen sie die Engelein:
„„Der erste Sprößling meiner Phantasie
Es ist die Welt, — sie saugt noch an der Amme,
Aus dir ergeht, aus jedem Waldesstamme
Der Traum des Paradieses über sie.““
Der Böse rollte sich herum als Schlange:
„„Ich hasse sie, — drum bring du ewig lange
Den Traum der Hölle der verfluchten Welt.““
Noch heute sieht man hoch im Laubgezelt
Als Gottes Wache, die Frucht, die blühend rothe,
Jedoch der Wurm dafür ist Satans Bote.

51.

Und so geschah's. — Da war das Kreuz erstanden,
Und für die Liebe starb ein Gott darauf,
Die Götzen und die Menschenopfer schwanden,
Im süßen Schauer wacht die Erde auf.
Da will der Böse seine Götzen heben,
Nach Menschenopfern geilt er mit dem Zahn,
Ihr muß der Baum die Scheiterhaufen geben
Und Ketzer würgt ein frevelvoller Wahn.
Es flog das Schiff, — die neue Welt erstieg,
Die nach Jahrhunderten die gottverwandte,
Die Freiheit, der betagten Schwester sandte:
Da sieht der Böse den verlornen Sieg,
Und aus dem Baum wird dort das Joch gezimmert,
In dem der Mensch, der sklavgewordne, wimmert.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Gehen Sie heute mit mir in eine Gesellschaft. Sie haben lauter Leute aus gebildeten Classen vor sich — aber sind Sie unbekannt, so müssen Sie sich selbst einführen. Warten Sie nicht auf ein zuvorkommendes, einladendes Anknüpfen und Anschließen. Das Kränzchen ist geschlossen, es ist ein Cirkel von Bekannten, und Sie sind ein Unbekannter! Sie müssen die Initiative ergreifen, freundlich und mit einer gewissen Höflichkeit wird man Sie gewähren lassen. Aber damit ist immer noch nicht viel gewonnen, erst müssen Sie sich einen Anknüpfungspunct erobert haben, wenn sich ein näheres Verhältniß eröffnen soll. Geschieht dies nicht von Ihrer Seite, so sind Sie wohl stets gut gelitten, aber man verhält sich gegen Sie passiv, man hält sich zurück, denn diese wortkarge, trockene, ungelenke Natur schließt sich nur mit Mühe zu einer gewandten, ungezwungenen Gegenseitigkeit auf. — Die Unterhaltung ist selten lebhaft, nicht leicht aufgeregt oder wohl gar stürmisch, man thut Alles mit Verstand, und wirklich mit einem gediegenen, sichern Blicke werden da wohl oft sichere Interessen behandelt. Doch liebt es der Schwabe nicht, sich in solchen Besprechungen über allgemeinere Stoffe zu ergehen, dazu fehlt die Schwinge der Dialektik; kleine Späßchen, namentlich Anekdoten aus der Nähe, mitunter Klatschereien, kurz die kleineren, individuellen und unmittelbaren Beziehungen machen sich mit Vorliebe geltend. Nehmen Sie Fr. Bührlen als Repräsentanten dieser Weinkränzchen-Geselligkeit. Eine reiche Erfahrung auf individuellen Lebensgebieten, ein unschädlicher Witz, ein gesunder praktischer Hausverstand, harmlose Gedanken über das Gegebene, ein treuherziger, gemüthlicher Ton lassen die Paar Abendstunden recht freundlich verdämmern. Denn am Abend erst, wenn die Last des Tages in redlicher Arbeit getragen ist,

„Wenn am Abend sinkt die Sonnen
Ist's dem Guten wohl zu gonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen Guten trinkt,"

nach diesem Normalverse, den man in Schwaben so oft citiren hört, thut sich's zum Kränzchen zusammen.

Ich habe auf meinen Reisen schon oft die Wirthshäuser auf dem Lande mit eigenem Interesse beobachtet. Gewiß prägt sich auch hier der Charakter, wie überall, reiner und bestimmter aus. Hier wird nur von dem raschen, rothen Landwein, kein Bier getrunken, hier ist der Schwabe mitten in seinem Elemente. — Also, wenn am Abend sinkt die Sonnen, besinnt sich der müde Arbeiter, wenn anders eine Wahl möglich ist, in welchem Wirthshause er sich sein Schöppchen gönnen soll. — Er tritt ein, schwer und langsam, setzt sich nieder, nachdem er die Mütze ein wenig gelüftet, und ruft dem Wirthe: „mir au oln Schoppe rauthe." Er zündet das Pfeifchen an und lehnt sich in die Ecke oder stützt die matten Arme auf den Tisch. Man wechselt nur seltene Worte, hier und da wirft ein Vetter, ein Nachbar dem andern eine Rede hinüber. Nach und nach gefrieren wohl Köpfe und Zungen auf, und es geht schon etwas lebhafter her — aber gesetzt und ruhig, nur langsam setzen sich die Massen in Bewegung. In einer schwerfälligen, für den Fremden namentlich durch das scht statt st (ischt statt ist) barbarischen Sprache rücken die Colonnen vor, und mit gewiegter Sicherheit werden die Interessen des Tages besprochen, Haus und Hof, Handel und Wandel; vielleicht wird auch etwas aus der „Zeitung" — der schwäbische Merkur ist überall zu finden — aufgetischt von den „Russe oder Törke oder Engelländer." Doch fehlt alle Leichtigkeit und Gewandtheit der Behandlung, das ewige „i moi-u eba" (ich meine eben) gibt dem Ganzen einen schleppenden, unsichern Ton, der nie durch einen leichtfußigen Witz, oft aber durch eine Grobheit, einen derben Spaß gewürzt wird. Am allerwenigsten läßt sich einer gern „für einen Narren halten," er hat genug Verstand, die Absicht des Gegners im Augenblicke zu merken, aber die Ueberlegenheit hätte er nie, es ruhig über sich ergehen zu lassen und sich selber der Satyre Preis zu geben. Das kann der Schwabe nicht, er nimmt alles zu ernst, er ist zu sehr auf seiner Hut, er erträgt keinen Spaß, wenn er ihn betrifft, denn er ist noch nicht so seiner selbst mächtig, kennt sich noch nicht so aus, daß er sich nicht über dem Preisgeben einer Seite ganz zu verlieren glaubte. Vor dieser Empfindlichkeit mag man sich allen Ernstes in Acht nehmen....

Natürlich, daß auch hier die Anekdotenlust sich ungestört ergeht. „Woisch au scho-u" — weißt Du es auch schon, daß da und da, dem und dem, dieses oder jenes begegnet ist? Nur wenn etwa ein alter Dorfschulze, oder ein Fremder, oder ein lustiger Barbier, oder ein naseweiser Schulprovisor von Krieg und Frieden, von fremden Ländern und Völkern, von Politik und Geschichte zu erzählen beginnt, da wird es still, und mit offenem Munde sitzen die Zuhörer da, verwundernd und kopfschüttelnd, was doch nicht Alles hinter den Bergen sei. Hier hört das „Meinen" auf, hier gilt es, mit Mund und Ohren aufzumerken „wie ein Hechelmacher." — Ja, hinter den Bergen! „Das wois me eabe net" — freilich, das weiß man nicht!....

Das sociale Leben nimmt in ganz Schwaben nur wenige und selten allgemeine Lebens- und Weltbezüge in sich auf, der Gesichtskreis ist durch die Berge beschränkt, und kein Wunder, wenn das Bewußtsein zwar darüber hinausblickt, aber mehr träumend als in wacher Gegenseitigkeit in jenseitige Lebensgebiete übertritt. Bemerkenswerth ist, wie der Schwabe so ungern auf Reisen geht, die Heimath fesselt ihn zu sehr, ein ganz eigenthümliches Phlegma hält ihn im „Vaterland," in der Vaterstadt zurück. Zu dem kommt, daß er sich ungern dem Gespötte der Fremden aussetzt, die den armen Schwaben so oft zur Verzweiflung bringen. Er ist so fest in seine Muttersprache und Landesart verwachsen, daß er nur schwer in andere Rede- und Lebensweisen sich fügen kann; das Schwäbische ist und bleibt ihm doch das beste. — Die ehninger Krämer sind deshalb von ihren Landsleuten fast mehr als proscribirt; in den Auswanderern aber bestimmt sich der Drang in die Weite und Ferne immer stets von vorne herein zum festen Plan einer neuen Heimath. —

So bildet der schwäbische Stamm in seiner nationalen Eingeschränktheit nur Eine große Familie, in der sich Alles kennt und nennt als Seinesgleichen. Natürlich, je kleiner das Ländchen, desto größer die localen Interessen und Sympathien, desto inniger schließt sich das Bewußtsein an das Unmittelbare und Nächste, eines an das andere an, desto mehr verwurzelt Glied in Glied. Da ist keine Persönlichkeit, die nicht allbekannt wäre, kein Ereigniß, sei es auch noch so klein, das nicht alsbald von einer Gränze zur andern erschölle, kein Wort fällt ungehört zu Boden, ohne alsbald von kleinern oder größern Lästerzungen, Anekdotenjägern und Klatschblättern aufgefangen und aufgetischt zu werden. — Kennen Sie die schwäbische Journalistik? Nur ein Blatt sprengt hinaus über die Berge und lehnt sich an weitere sociale Tendenzen an, aber je weiter es sich von der Heimath entfernt, desto unheimlicher kommt es dem Schwaben vor, und mit scheuem Blick sieht er seine Botschaft an, — ob der Franzmann ihn nicht verrathe und verkaufe. Der „deutsche Courier" ist durchaus nicht volksthümlich

nicht „vaterländisch.“ Selbst der „Beobachter,“ ein Sohn des alten bekannten „Hochwächters,“ ist kein eigentliches Volksblatt, d. h. er hat keine allgemeinen Sympathien im Lande für sich. Er wirkt nur ins Einzelne und beschränkt sich fast durchweg nur auf locale Interessen und verfolgt zum großen Ergetzen des schadenfrohen Lesers Schulzen und Gemeinderäthe, Ober-Amtleute und Nachtwächter. (D. F. f.)

Deutsche Romane.

Die Höllenbraut, oder: Die Feeninsel des 19ten Jahrhunderts. Natürliche Wundergeschichte vom Verfasser des Romans: „Der Türk in Sachsen.“ Leipzig, in Commission bei Karl Drobisch.

Mit dem Romane, „der Türk in Sachsen,“ ist der Verf. bedeutsam eingetreten in die Literatur; Erfindung und Anlage zeigten ein reiches und schönes Talent, welches sich nicht festgehalten fühlte in dem ausgetretenen Gleise der Gewöhnlichkeit, sondern mit Kraft seine eigene Bahn suchte und seinen Schöpfungen den Stempel der Originalität aufzudrücken vermochte. Auch in der Ausführung — obschon in ihr die Schwächen des Romans lagen — offenbarte sich manche Lichtseite; Witz, Menschenkenntniß, Phantasie und eine gesunde Anschauung der Dinge waren unverkennbar; nur der mitunter schwerfällige Styl, die oft verschwimmende, oft überladene Färbung, und der Mangel eines haltbaren Fadens waren die Fehler, die die Kritik an dem Werke rügen mußte. — Wenn nun aber der Verf. meint, daß er die Winke der Kritik benutzt und diese Fehler in der vorliegenden Erzählung vermieden habe, so zeugt dies von einer Ueberschätzung seiner Arbeit, die keinen wohlthätigen Eindruck auf den Leser macht; man muß ihm zwar zugestehen, daß er die Charakteristik klarer und prägnanter durchführte und den Faden der Erzählung festhielt; aber der Styl ist mindestens eben so schwülstig und mit gesuchten Bildern überladen, wie in dem erstern Werke, und das vorliegende hat dabei noch bedeutende Mängel in Plan und Anlage. Der Verf. will seiner Erzählung den Reiz einer Wundergeschichte, eines Feenmährchens geben, und glaubt denselben dadurch zu erhöhen, daß er das Wunderbare nachher in eine kalte Natürlichkeit, in gewöhnliche Lebensprosa auflöst. Das ist ein unglücklicher Versuch. Der Reiz des Mährchens, jener poetischen Blüthe des kindlichen Volksthums, beruht eben in der Unbefangenheit und Naivetät, womit es sich der Wirklichkeit gegenüber stellt und für eine solche gelten will. Wer durch den nüchternen Gedanken, „das Erzählte könne nie geschehen,“ in dem Genusse dieser harmlos jugendlichen Dichtung gestört wird, für den ist sie wahrlich nicht geschrieben, und der Verf. wird ihn mit seiner „natürlichen Wundergeschichte“ eben so wenig befriedigen; denn die Natürlichkeit derselben ist doch etwas gewaltsam herbeigeführt, und es lassen sich, eben weil das Wunderbare in unserm Leben und unserer Zeit fußen soll, bedeutendere Zweifel dagegen erheben, als gegen ein Mährchen, welches eine andere Welt zu seinem Schauplatze wählt, oder doch die Motive seiner Wunder in übermenschlichen Einflüssen findet. Demnach erscheint es etwas keck, wenn der Verf. selbst behauptet, daß die „Höllenbraut“ den Reiz des Mährchens, aber nicht den Mangel desselben habe, und man wird im Gegentheil mit Recht sagen können, daß sie den Mangel zur Schau trägt, ohne den Reiz zu bieten. Was uns hier geboten wird, ist eine literarische Puppen-Komödie, wie man sie nur auf dem Jahrmarkte im Marionettenkasten der schaulustigen Kindermenge bieten kann. Der Hanswurst leitet sie mit einer Krähwinkliade ein, Feen und Dämonen führen sie fort in hochtrabendem Schwulste, und die nüchterne Lebensprosa endigt sie mit einer hausbackenen Moral. Es ist nicht zu läugnen, daß der Verf. in jeder dieser drei Richtungen Gutes, ja mitunter Ausgezeichnetes geleistet hat; aber in der barocken Verbindung, wie hier die divergirendsten Gattungen der Romandichtung erscheinen, können sie unmöglich erfreuen, oder als ein Ganzes betrachtet werden. Hoffentlich wird der Verf. in der Wahl des Stoffes zu seinem neuen größern Romane, welchen er uns in der Vorrede verheißt, glücklicher und vorsichtiger gewesen sein.

R. B.

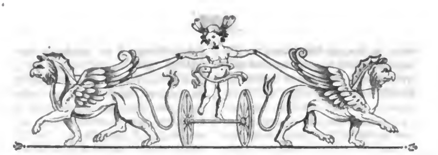
Notiz.

[Duller über Grabbe.]

Seit dem Tode Grabbe's haben fast alle Journale Deutschlands über den Dichter des „Herzogs von Gothland“ und „Hannibal gesprochen, gefabelt und gedeutelt, ohne doch die ganze Wesenheit des seltsamen Menschen erfassen zu können. Wurden auch die seltsamsten Gerüchte über ihn in Umlauf gebracht, so war dies nicht zu verwundern. Grabbe war kein Mensch wie andere Menschen. Die Welt kümmerte ihn wenig, gegen Sitten und Gebräuche, gegen gesellschaftlichen Verkehr hatte er eine an das Unbegreifliche grenzende Abneigung. Diese Seite hob man allein an ihm heraus. Die Veranlassung einer so seltsamen und traurigen Vereinsamung des Geistes, die von Verwahrlosung nicht gar weit entfernt war, blieb unermittelt. Es fehlten alle authentische Quellen. Immermann, der in der letzten Zeit am vertrautesten mit Grabbe lebte, gab zwar in dem neuesten Jahrgange der dramatischen Originalien von Frank interessante Mittheilungen und eine Reihe Grabbe'scher Originalbriefe. Dennoch war auch dies nur ein unvollständiger Schattenriß. Als Vorwort zu dem hinterlassenen Werke Grabbe's die „Herrmannsschlacht,“ liefert jetzt Eduard Duller eine vollständige Biographie des Verstorbenen, die über die meisten Dunkelheiten in seinem seltsam verworrenen Leben ein hinlängliches Licht verbreitet. Duller'n standen alle Quellen zu Gebote, die Wittwe des Dichters lieferte dazu her, was sie besaß, und so erhalten wir ein Lebensbild, dem es freilich nicht an Finsterniß gebricht. Wer sehen will, was eine Mutter ihrem Kinde werden kann, der lese diese wenigen Blätter, und breche dann, wenn er es noch vermag, den Stab über das wüste, trostarme Leben des todten Dichters. Man kann sagen, Grabbe trank schon Gift am Busen der Mutter; wie konnte sein Leben anders sich gestalten, als es vor uns liegt!

*.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 63. — den 29. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Aber der „Merkur" ist das eigentlich schwäbische Volksblatt, der wird in jedem Hause und Orte gelesen, der ist für alle Stände das delphische Orakel. Nämlich nicht das Mosaik seiner Correspondenzen und fremden Zeitungsartikel, nicht die eigenen Artikel über Wollenspinnereien und Schafzucht, Weinkeltern und Raupennester, wohl aber die regelmäßig bogenstarken Ankündigungen und — Trauerbriefe; Merkur gibt ja von Alters her den Todten das Geleit zur Unterwelt. Diese Trauerbriefe sind der Köder, sie werden, nächst den Dienstnachrichten, vor Allem gelesen, und findet das gefühlvolle Herz die Beförderung eines Bekannten — natürlich, denn wer wäre unbekannt — in ein höheres Dasein, sei's durch einen sanften, seligen Tod, oder durch ein glückliches Examen, so setzt sich der Kaffeelöffel erst recht in Bewegung, und unter Freuden- oder Trauerzähren arbeitet man sich dem Mittage entgegen, für den man Nähr- und Schwätzstoff nun die Hülle und Fülle hat. —

Sie kennen den Terminus technicus „schwäbischer Vetter." Nichts ist bezeichnender für diese nationale Familiarität, als die unendlich verzweigten Vetter- und Verwandtschaften. Eine nur halbweg bedeutende Familie hat im ganzen Lande sich freundschaftlich verzweigt und durch alle Stände hindurchgerankt — Gott weiß bis ins wievielste Glied — wer will die Länge dieser Verwandtenketten ausreden? Ich war oft Zeuge recht lustiger Auftritte, da sich bisher wildfremde Leute oder Bekannte und Freunde, die sich ein verwandtschaftliches Band kaum hätten träumen lassen, durch glückliche genealogische Forschung plötzlich einander — nicht in die Arme sinken, denn das wäre zu sentimental für den Schwaben, aber einander — zurufen mußten: „ei da sind wir ja Vetter!" Berühmt ist ein Aufsatz Stefflen's im Hochwächter: „Der würtembergische Verwandtschaftshimmel", in welchem ein ganzer District von Beamten, bis zum Nachtwächter herab, in dem zarten Familiennetze der schwäbischen Vetterschaft gar launig dargestellt ist. Nicht an den weiten Himmel läßt sich diese Stammtafel malen; wie schwer muß es sein für das schwäbische Geblüt, sich frei in diesem weitläufigen Geflechte zu bewegen. Denken Sie nur an W. Hauff; weil er denn doch nicht anders konnte, als sich in ein Bäschen zu verlieben, wußte er nur dadurch der schwäbischen Haus- und Basen-Romantik zu entgehen, daß er einen Roman spielte, um, wie sein Biograph Schwab sich so naiv ausdrückt, mit poetischer Mühe sich zu erobern, was er hätte gleich ohne weiteres haben können.

Stutgart ist die Metropole dieser familiären Hierarchie. Da ist kein Haus, keine Familie im ganzen gut schwäbischen Lande, die nicht einen Absenker in Stuttgart hätte. Daher und von dorther fließen alle Kanäle der Fraubasereien, von dorther bringen Hunderte von Frachtboten den Bedarf bis an die fernsten Gränzen; dorthin pilgert Jung und Alt, und das Jahr über nie

in Stuttgart gewesen zu sein, ist Weltschmerz. — Die residenzliche Bildung zwar wollte mir nie recht behagen, wie in allen kleinen großen Städten ist daselbst ein unharmonisches Gemisch von Vornehmthun und Großbürgerei, von Ausländerei und Schwabenthum, von fremdem Firniß und inländischer Naivetät. Indeß, Stuttgart ist eben einmal die heilige Stadt, dahin schickt man die Töchter des Landes und läßt sie kochen und nähen lernen; die Hoffnung des Landes, die Jugend, zieht ohnehin nach Stuttgart zur Schule, die ganze Gelehrsamkeit zu Dienst-, Staats- und Beförderungs-Examen; Stuttgart ist Mittelpunct des Militairs — kein Wunder, wenn der Schwabe jedesmal, so oft er sein liebes Stuttgart verläßt, begeistert und beseligt ausruft: „es gibt eabe no-u oin Stuegert!“

Dieser Patriarchalismus ist in seiner Unmittelbarkeit zwar das Element eines schönen Gemeingeistes, aber er schließt um so mehr fremde Sympathien aus. Der Schwabe ist so zu sagen, Schwabe mit Haut und Haar, er kennt sich vor Schwabenthum selber nicht mehr. Folgendes nur als Spaß: Ich fragte einst meinen Bedienten, ob er wisse, wo Schwaben liege? — „Das könne er nicht wissen, er sei noch nie drin gewesen.“ — Unser Wohnort liege ja selbst in Schwaben! — „Ich solle ihm doch das nicht weis machen. — Er sei selber ein Schwabe, ein geborener Schwabe. — Ich solle ihn nicht für so dumm halten, wenn i's glaube thät', thäte Se mi auslache, no-i, no-i, i wois, wo i her bi-n, i; i bi-n oin Würteberger.“ —

Der Schwabe läßt seinem Lande, seinem Landesmanne durchaus nichts geschehen; muß er dennoch etwas zugeben, so geschieht es mit unverkennbarem Leidwesen. So habe ich über meinen ersten Brief schon von schönem Munde recht anmuthige Vorwürfe hören müssen darüber, daß ich dem Schwaben Salonsfähigkeit absprach und ihm zum Bewußtsein brachte, daß er erst im vierzigsten Jahre gescheidt werde. Es ärgert, obgleich man Recht geben mußte. Wie er so alles Fremde abzuwehren sucht, so ist innerhalb der Gränzen eine Art republikanischer Gleichheit. In der großen Volksfamilie darf sich kein Glied über das andere erheben, daß es sich von ihm ablösen und abwenden könnte. Alles ist zu sehr, zu natürlich an einander verwurzelt, das Verhältniß ist ein zu unmittelbares, als daß sich trennende Zwischenglieder einschieben ließen. Daher die auffallende Erscheinung, daß die wichtigsten literarischen Institute von Ausländern geleitet werden. Insbesondere muß zwischen Schlesien und Schwaben eine große Wahlverwandtschaft Statt finden; Marggraff hat, glaube ich, auf sprachliche Aehnlichkeiten einmal aufmerksam gemacht.... Ich habe es schon oben berührt, für die Möglichkeit, daß eine einzige hervorragende Persönlichkeit mit entschiedenem Uebergewicht einen Kreis um sich vereinigte, fehlen fast alle Bedingungen; was einerseits Mangel an industrieller Gewandtheit und Fertigkeit ist, das ist andererseits jene spröde, körnige, unflüssige Substantialität der Gesammtheit. Daher können sich gesellschaftliche Unternehmungen und Verbindungen in allgemeinern Tendenzen so schwer halten. Ich erinnere an das Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten. Es versprach viel, leistete Treffliches, aber man wartet umsonst auf Fortsetzung. Auch Schwab darf ich nennen, der doch auch nicht genug gesellschaftliches Talent in sich fühlte, bleibend der Literatur und den Literaten in Schwaben die Honneurs des Hauses zu machen. Wie zog sich Schiller zurück — schrieb lieber Briefe über die Straße hinüber, als daß er des persönlichen Wechselverhältnisses pflog. — Oft war ich stundenlang mit Freunden zusammen, es war Zeit und Gelegenheit, sich mitzutheilen, aber das Wichtigste ward verschwiegen, und wenn ich nach Hause kam, fand ich brieflich die Geheimnisse vor, die, wie Börne von Schiller sagt, auf öffentlichem Markte hätten ausgerufen werden können. So schwer wird dem Schwaben die freie, gesellige Mittheilung, die persönliche Vermittlung von Mund zu Mund durch das lebendige, geflügelte Wort; das Letzte, das Beste bleibt stets im geheimen Schrein zurück. Daher auch in der Stände-Kammer so auffallend wenig rednerische Talente. Doch liegt auch hierin ein Vorzug. Dadurch, daß das Subject in seiner innersten Tiefe sich einen Grundstock erhält, kann jenes schale, eitle, selbstsüchtige Coterien- und Cliquen-Wesen nicht aufkommen, das anderswo die Gesellschaft banquerott macht. — Nur wenn fremde Einflüsse sich geltend machen, mag die Selbstständigkeit und Unparteilichkeit auch hier sich zu befangener Einseitigkeit umstimmen — exempla sunt odiosa.... Man hat viel von einer schwäbischen Schule gesprochen. Sie existirt nur in der Gleichheit der Gesinnung und des Charakters weniger Jugendfreunde. Daß sie Clique machen, jüngere geflissentlich in ihre Ansichten hineinziehen, überhaupt ein äußeres Interesse verfolgen wollten, darf nicht behauptet werden. Und wie ist es in der Stände-Kammer? Weder die Opposition noch die ministerielle Partei hat einen bestimmten Partei-Charakter, aber beide haben Charakter, nur die gleiche Ueberzeugung und Gesinnung führt sie zusammen: kein Einzelner vermag sich zu einer Macht zu er-

heben, daß er durch seinen Einfluß die Uebrigen bestimmte, zu einem Parteiinteresse gegen besseres Wissen und Gewissen sich herzugeben. Es ist zu viel Charakterschwere für eine solche Amalgamirung und Nivellirung ꝛc.; der Einzelne steht zu fest und sicher in sich selbst, er vermag und braucht sich nicht an Andere zu verkaufen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonette von Karl Beck.

(Beschluß.)

52.

Und wieder sann der Baum auf Kraftgedanken,
Nach Hölzern ward das erste Buch geschnitten!
Was man geliebt, gejubelt und gelitten,
Das läßt man leicht nach allen Polen schwanken.
Da wird der Gott vom Teufel heiß bestritten,
Und aus dem Baume zimmert der die Schranken,
Und setzt die Wächter hin, und läßt nicht weiter
Die Lichtverbreiter und die Gottesstreiter.
Die Menschheit fühlt es, daß sie schlecht und roh,
Sie späht nach dem Erlöser bang auf Erden;
Drum läßt ein Gott, — vielleicht auf hartem Stroh —
In stiller Nacht das Lied geboren werden.
Da schickt der Wahn die Häscher durch das Land,
Und sendet ihm das Kreuz, die Henkershand.

53.

Und Presse, Kreuz und Schiff! Und freut's den Baum,
Daß er das Göttliche der Welt gesendet,
So träumt er seines Lenzes holden Traum,
Die Reiser treiben Augen, nie geblendet:
Denn sehen will er die beglückte Welt,
Sie mit den Armen brünstiglich umfassen,
Mit grünen Kronen schmückt er sein Gezelt,
Und will, ein Bräutigam sich sehen lassen,
Da kann er seine Wonne kaum ertragen,
Er sieht nach Worten aus, — und jubelnd muß
Die Nachtigall in den Gezweigen schlagen.
Mit Früchten ist er überall belastet,
Lädt die Natur zum duftigsten Genuß,
Die lang und bang im Kämmerlein gefastet.

54.

Und Scheiterhaufen, Sklavenjoch und Schranken!
Da fassen ihn die schwarzen Grabgedanken.
Die Blätter hingen fest, solang er reich,
Nun ist er arm, — da fallen sie sogleich.
Der letzte Thau, die letzte Frucht ist fort,
Das letzte Kleid, — nun ringt er um ein Wort,
Den Riesenschmerz der kalten Welt zu zeigen. —
Da heult als Sturm der Teufel in den Zweigen.
Doch Gott, er legt die greise, weiche Hand,
Erbarmungsvoll auf des Verbrechers Locken,
Und färbt sein Haupt mit schneeig weißen Flocken,
Bei Nacht geholt aus winterlichem Land.
Vergebung hat der Sünder nun erhalten,
Und laßt getrost die tollen Stürme walten.

55.

Weil er der Erde Lust und Leid gegeben,
Drum schenkt sie dankbar ihm ein langes Leben,
Daß er des Erdenglückes lange pflöge,
Und seine Sünden lang bereuen möge.
Er strebt empor, — das Haupt gehört dem Blauen,
Doch an die Wurzel klammert sich der Böse,
Er blüht und welkt im gläubigen Vertrauen,
Ihn fällt die Axt mit donnerndem Getöse.
So stirbt er hin, — als Wiegenkämmerlein
Erzählt er die Geschichte still dem Kinde,
Erzählt dem Todten sie als Todtenschrein,
Erzählt dem Mägdelein, als Brautgewinde,
Von neuer Welt, von Liebesbüchern noch,
Und auch vom Kreuz vielleicht, vom Sklavenjoch.

56.

Das ist es, wenn wir am Kamine sitzen,
— Allein, mit Eltern, Freunden und Geschwistern —
Was wir vernehmen in des Holzes Knistern,
Was uns ins tiefste Herz die Flammen blitzen;
Die ganze Welt mit ihrer ganzen Lust
Hat Raum in unsrer hochgeschwellten Brust
Und auch der Gram, der kalte, stumme Fisch,
Im Strom des Auges schwimmt er selig frisch,
Die Kindlichkeit verklärt uns das Gesicht.
Ein unschuldsvolles Kind ins reine Licht
So starren wir stets in die Flamme wieder;
Sie lacht und seufzt, — und dieser Weltenschmerz
Und diese Lust zieht in das offne Herz,
Und zuckt und bebt durch alle meine Lieder.

Deutsche Romane.

Jakob von Molay, der letzte Templer. Historischer Roman in 3 Theilen von F. Th. Wangenheim. Altona, Hammerich.

Der Verf. dieses Romanes hat sich durch mehrere historische Erzählungen ähnlicher Sorte bekannt gemacht; doch wählte er gewöhnlich Zeit und Schauplatz der Art, daß das Fremde und Seltsame derselben die Schwächen des Productes — in historischer wie poetischer Hinsicht — der Menge verbarg; so war es in seinem „Dr. Francia" und in „Hakkem Ben Haschem." Desto deutlicher aber treten diese Schwächen hervor, wo uns Zeit und Schauplatz näher liegen, wie in dem eben genannten Romane, der zu den mittelmäßigsten Erscheinungen in diesem Genre gehört. Die Verfolgung und der endliche Untergang der Templer in Frankreich geben die historische Unterlage; unstreitig eine der interessantesten Geschichtsepisoden für poetische Darstellung, die aber der Verf. keineswegs geschickt benutzt hat. Nicht weil er historische

Unrichtigkeiten aufgenommen, trifft ihn dieser Tadel, denn der Dichter ist nicht Geschichtschreiber, und man kann ihm nicht wehren, sich die Ereignisse und Situationen zu arrangiren, wie sie zu seinem Zwecke passen; sondern weil er den Charakter und den Geist der Zeit so wenig verstanden, so dürftig zur Anschauung gebracht hat. Die Anhäufung und Benutzung des Begebenheitlichen bildet noch lange keinen historischen Roman; es ist vielmehr unerläßlich, daß die Begebenheiten geistig verbunden, gleichsam in einander gearbeitet und zu **einem** ganzen und abgerundeten Bilde der Zeit gestaltet werden. Wenn der Verf. sagt: „daß ein undurchdringlicher Schleier auf den Motiven des Ereignisses ruhe," welches er hier gewählt hat, so weiß man wahrlich kaum, wie man das verstehen soll; denn wäre auch die Evidenz dieser Motive historisch nicht genügend erforscht und dargestellt — sie ist es indessen längst — dem **Denker** liegt sie jedenfalls sehr klar vor, und nichts hindert den **Dichter** sie auszusprechen. Da steckt es aber, die historischen Romanschreiber sollen Denker und Dichter sein! Als ein einziges Beispiel, wie wenig der Verf. den Geist jener Zeit erfaßt habe, möge hier nur die Unterhandlung des Königs mit dem Erzbischof von Bordeaux wegen der Wahl eines Papstes genannt werden; so plump unterhandeln höchstens zwei Handwerksburschen, die sich einander überlisten wollen, nicht aber der mächtigste König Europas mit einem der ersten Fürsten der Kirche. — Die historischen Ereignisse sind zusammengehalten durch eine Liebesgeschichte, die dünn wie ein Zwirnsfaden sich um dieselben herumschlingt, ohne sie eigentlich zu verbinden; der Roman hat keinen Mittelpunkt, um den sich das Ganze als passende Staffage reiht; eine Masse Personen kommen und gehen ohne Zweck und ohne Noth, ihre schwankende haltlose Charakteristik fesselt nicht, und das Bischen Interesse zersplittert sich in der verworrenen Mannichfaltigkeit. Kommt noch eine breite und kraftlose Sprache dazu, so haben wir einen schlechten Roman vor uns, der auf schönem Papier gut gedruckt ist. R. B.

Gulmineh. Historisches Gemälde von **Amalie Kraft.** Leipzig, Friedrich Fleischer.

Bonaparte's Zug nach Aegypten, ist in seiner Anlage und Ausführung eine so merkwürdige, fast wunderbare historische Erscheinung, daß sie gewiß noch lange das Interesse des Publicums in Anspruch nimmt, wenn sie in historischem oder poetischem Gewande vor ihm erscheint. Dieses Interesse wird denn auch der vorliegenden Erzählung nicht entzogen werden, deren historischen Hintergrund jener Zug bildet; von der Landung der Franzosen bis zu ihrer Rückkehr nach Frankreich gehen alle wichtigen Einzelnheiten jenes denkwürdigen Zuges an uns vorüber, von der Verfasserin mit lebhaften Farben geschildert. Eine einfache, aber wohlangelegte und durchgeführte Familiengeschichte spinnt sich mit den geschichtlichen Begebenheiten weiter und endet mit denselben. Die Verf. erzählt leicht und angenehm, der Schauplatz und einige Eigenthümlichkeiten des Orients sind treu gezeichnet und dadurch der poetische Hauch des Morgenlandes über die Erzählung verbreitet. Von besonderem Reiz ist die Contrastirung der beiden weiblichen Figuren. Gulmineh ist das Weib des Orients, dem die Liebe höhere Gebote gibt als die Pflicht. Rosalie, ihr Gegensatz, kränkelt an den occidentalen Begriffen von Pflicht. Was Gulmineh als Weib, ist Croisier als Mann, der den Kelch getäuschter Liebe ohne Klage leert, während er den Verlust der Ehre nicht erträgt. Napoleon und Ibrahim sind ganz gut gehalten. Und wo die Phantasie der Dichterin sich ihre eigne Welt erbaut und ihre orientalischen Träume gestaltet, kennen wir sie schon von früher her als eine sehr glückliche, mit zarten Schwingen begabte. R. B.

Schickungen. Novelle von **Theobald** im Osten. Bunzlau, Appun.

Bei diesem Buche läßt sich nichts Besseres thun, als das Urtheil dem Leser überlassen; es zu fällen wird er im Stande sein, wenn wir ihm auch nur ein kleines Pröbchen geben:

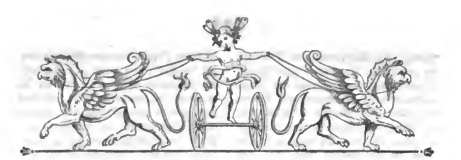
„Unumwunden, wie ihre (Helenens) kurze Frage, was er von dem jungen Manne halte, war auch seine Antwort. Mit großer Heftigkeit stieß er die beiden Worte: **Gar nichts!** heraus. Wie ein eiskalter Dolch fuhr dabei sein Blick in das glühende Herz Helenens. Die Rede der sich von Außen nähernden Marquise machte, daß er durch die entgegengesetzte Thüre hinwegeilte, während sie hereintrat und Helena, im dringenden Bedürfniß eines theilnehmenden Busens sich mit beiden Händen verzweiflungsvoll an den Nacken ihrer Tante anklammerte. — Gar nichts! dumpf und geisterhaft hauchten diese zwei Sylben über Helenens blaue Lippen. Lichtlos standen ihre weitgeöffneten Augen in dem bleichen Schnee des zu Stein gewordenen Antlitzes. — Der Nachhall derselben aus ihrem Munde und der Anblick des zu einem Bilde des Todes verwandelten schönen, lebendigen Symbols des Frühling und der Liebe bebten der kranken Marquise durch alle Glieder." Damit es dem Leser nicht auch durch alle Glieder bebe, wollen wir mit der Versicherung aufhören, daß die Handlung eben so confus und hohl ist, wie dieser schwülstige Unsinn. Diese Stylprobe über „gar nichts" wird genügen, um auf die Frage, was an der Novelle sei, die Antwort zu thun: Gar nichts! R. B.

Notiz.

[Drei Bücher der deutschen Prosa.]

Als praktischer Beleg zu Mundt's Geschichte der deutschen Prosa erscheinen in Frankfurt bei Sauerländer drei Bücher der deutschen Prosa, von Dr. Heinr. Künzel. Wackernagel's ausgezeichnetes deutsches Lesebuch umfaßt nur den Ulphilas und die althochdeutsche Prosa, nicht aber die mittelhochdeutsche, und berücksichtigt vom 16. Jahrhundert an nur die Dichter; die treffliche Sammlung Pischon's nur die historische Prosa, während andere Sammlungen, wie Hiecke's Lesebuch, nur für Schulzwecke angelegt sind. Künzel's Sprachschatz wird eine vollständige Auswahl deutscher Stylproben aus allen Zeiten liefern und empfiehlt sich für jede Hausbibliothek. Der Subscriptionspreis für jede der 5 Lieferungen von 12 Bogen beträgt ⅔ Thlr., im Julius dieses Jahres wird das Ganze vollendet sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 64. — den 30. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Daher im Allgemeinen Isolirung der Persönlichkeiten, ohne dadurch der Gesammtheit und Einheit der Interessen, Tendenzen und Ansichten entfremdet zu werden. Es ist ein Naturverhältniß; noch hat die Persönlichkeit nicht das Allgemeine in ihre Besonderheit so aufgenommen und eingelebt, daß sie sich frei und leicht innerhalb dieser weitern Sphäre bewegen könnte. Es ist die Bethätigung des in sich gefesteten Willens, des in seiner Gediegenheit und Umschränktheit oft beschränkten, einseitigen, unbilligen, unschönen Charakters; es ist nicht die freie Genialität des Lebens, welche dem Einzelnsten und Geringsten huldigen und dienen kann, weil sie das Allgemeine überschaut und besitzt. — Das Individuum steht vereinzelt und besonders für sich, es geht Anderes nichts an, und will von Anderem nicht angegangen sein. Aber dennoch steht es in lebendiger Einheit mit der Gattung, es entzieht sich ihr nicht, wie es ihr nichts entzieht; es ist ein gleichgültiges Außereinander, aber mit der vollen Kraft natürlicher Wahlanziehung geht ein tiefer, gewaltiger Zug des geheimsten Lebens durch das Innere, hier erzittert und lebt es, still am geheimnißvollen Bande webend, das die ganze Gattung umschlingt. Daher hüten Sie sich, es so genau damit zu nehmen, wenn der Schwabe Ihnen mit apathischer Gleichgültigkeit, mit unbegreiflich trockener und kalter Theilnahmlosigkeit sein, „was goht's mi a-n" entgegnet. Oder vielmehr, nehmen Sie es recht genau, wörtlich genau, der Schwabe ist gründlich, er sagt ja blos, es gehe nicht an ihn hinan; denn die Nähe kecker, frischer Umarmung, die Wärme des Kusses, den er geben oder empfangen soll, ist ihm bis zum Schauer zuwider, was bedarf's der Sentimentalitäten! es darf nicht erst an ihn hinangehen, es ist schon in ihm, längst haben sympathetisch in ihm die Saiten erzittert, aber ruhig und still — stille Wasser aber gründen tief. —

Die Zeit, welche das Bier zum Vermittler der spröde sich isolirenden Geselligkeit brachte, trieb auch zu weitern socialen Vermittlungen. Von allen Seiten wird eine Concentrirung der zerstreuten Kräfte angestrebt, nur ist der Impuls immer blos mehr ein äußerlicher, mehr merkantilisch-politischer als volksthümlich-socialer. So sollte wohl das cannstadter Volksfest alljährlich einen Vereinigungspunct bilden; der Zweck ist ein tüchtiger, aber aus einem officiellen und öffentlichen treibt er sich unmittelbar und nothwendig in einen privaten und familiären hinüber. Es ist wahr, man zieht von allen Ecken und Enden dahin, aber weniger in einem nationalen Volksbewußtsein, als in dem süßen Bewußtsein, da gewiß recht viele — alte Vettern und Basen, Freunde und Bekannte anzutreffen. — In größerer Menge als irgendwo bilden sich in Schwaben Vereine mit Zusammenkünften, Versammlungen und Zeitschriften. Alles thut sich in Vereine zusammen: für Botanik und Landwirthschaft, für Obstzucht und Kunst, für Meteorologie und Schafzucht, für Handel und Gewerbe, für Weinverbesserung

und Hagelversicherung, für Wettrennen und Kinderrettung, für Credit und Arme, für Sparen und Renten, für Landstreicher und Möbel, für Züchtlinge und Thierquäler; — Universitätsfreunde und Präceptoren, Apotheker und Geistliche, Aerzte und Musiker — Alles, was Hände und Füße, Alles, was etwas zu gewinnen oder zu verlieren hat, stiftet Vereine. Da versammelt man sich denn alljährlich ein oder mehrere Male, hält eine Rede, und genießt nach väterlicher Sitte ein vaterländisches Mittagessen gewürzt mit germanischer Cordialität und Herzlichkeit. Daß und wie viel dadurch schon gewirkt worden, steht mir zu beurtheilen nicht zu, sicherlich sind sie nicht umsonst, jedenfalls aber für jenen familiären Particularismus von tiefer Bedeutung. — Sie sehen, das Bedürfniß ist da, das Streben nach Vereinigung und Verbindung der zerstreuten Kräfte macht sich auf eine tüchtige Weise geltend. Aber eben die Menge dieser Anstalten beweist für einen wesentlichen innern Mangel, man fühlt ihn, man will ihm abhelfen, aber das Princip der Isolirung und Trennung liegt einmal in dieser Natur. Da gibt es einen Apothekerverein für den Neckarkreis, einen andern für den Donaukreis, einen Präceptorenverein für den Jaxtkreis u. s. w. Wer weiß, wie spannenlang diese Kreise und Aemter sind, mag sich von der Unmöglichkeit eines größern socialen Lebens überzeugen. In Stuttgart war einige Zeit lang das Museum Vereinigungspunct für alle Gebildete, nicht lange, und es theilte sich in ein höheres und niederes, und dem Bürgermuseum steht noch einmal eine Bürgergesellschaft zur Seite. So theilen sich auch die Gesangvereine in — nicht einmal filiale — Harmonien, Sängerkränze, Liederkränze und Liedertafeln. —

Erreichen nun solche Bestrebungen nicht einmal die besondern „vaterländischen", d. h. schwäbischen Interessen, wie sollte sich der Blick darüber hinaus in größere Welt- und Völkerbezüge wenden können. Offenbar hängt das damit zusammen, daß Schwaben kein Handels-, sondern ein ackerbautreibender Staat ist. So ist der ganze Sinn und Zweck an die Unmittelbarkeit der Scholle, an die nächste Nähe gekettet. Man hat noch so viel mit sich selbst zu thun, das Fremde ist so fern und unbekannt, nirgends sind allgemeine, höhere Gesichtspuncte gestattet. Das Leben greift hier nicht im Großen, in seinen universellen Schwingungen und Regungen ein, nur das individuelle und besondere, das subjective und einzelne kommt zur Geltung. Alle die Emancipationen und Weltschmerzen eines Geistes, der mit der Unmittelbarkeit und Wirklichkeit gebrochen hat, und sich inmitten des großen menschheitlichen Vermittelungsprocesses, inmitten der Strömungen der Zeit gestellt sieht, gehen großentheils spurlos an dem Schwaben vorüber. Er hat vor der eigenen Thür zu kehren — jene Bedürfnisse, jene ideellen, in die Zukunft des Weltgeistes strebenden Tendenzen können sich nicht fühlbar machen, wo die Moles der Gegenwart, die Masse der Wirklichkeit vollauf zu thun gibt; wo das ganze Sein und Bewußtsein so sehr in die Unmittelbarkeit verästet ist.... Hier ist Alles so zu sagen Land- und Händearbeit, es geht aus dem Groben; dem natürlichen Boden müssen seine Erzeugnisse stets von neuem entrungen und enthoben werden, ehe sie einen höhern Vermittlungsproceß eingehen können. Noch gibt es zu viel unverarbeiteten Stoff unmittelbaren Lebens, noch zu wenig ist fertig und abgestanden, als daß jene zersetzende, auflösende Macht dialektischer Speculation eingreifen könnte. Wie sich aber überall das Leben seine Vorzüge durch Mängel und Einseitigkeiten erkauft, so auch hier. Jene Sublimate entbehren der realen Basis; diese gediegene Substantialität ermangelt des leichten Flusses, der sich in die feinsten Wunden und Ritzen der Zustände und Verhältnisse hineingießt.

So dürfen wir die Bethätigung des schwäbischen Geistes als solchen nicht auf der Spitze, sondern nur in der Tiefe, im innersten Urgrunde des Menschengeistes suchen. Er tritt unter der Potenz des Gefühls und des Gemüths in der Familie in seiner einfachsten, unmittelbarsten Form auf, und wohl gewinnen Sie die beste Anschauung des schwäbischen Lebens, wenn Sie es durch und durch als ein Familienleben auffassen. Nicht als ob sich die Familie in britischer Abgeschlossenheit oder in französischer Heimlichkeit verpuppte, nein, sie rankt sich hervor über das ganze Leben, über die ganze Gesellschaft, das gesammte Dasein weist dahin zurück. Alles geht vom Hause aus und in dasselbe zurück; und wenn Hegel so gern „von Hause aus" statt „ursprünglich" sagt, so zeigt sich auch darin ganz sein schwäbisches Bewußtsein, dessen naive und ursprüngliche Ausdrücke den norddeutschen Nachtretern und Nachschreibern Hegel's so jämmerlich stehen. —

Eben nun innerhalb der Familie muß Sie der Duft des gemüthlichen und behäbigen Stilllebens begrüßen. Und gewiß, Sie sind gut aufgenommen, eine patriarchalische Gastlichkeit sorgt mit den einfachsten Mitteln, mit der erquickendsten Rücksicht für die individuellsten Wünsche und Bedürfnisse. Gerade weil die Individualität in dem ganzen Leben herrschend ist und durch alle Verhältnisse ihr Recht durchsetzt, beschränkt und belästigt kein conventionelles Ceremoniell, bindet keine kleinliche Be-

aufsichtigung und aufdringliche Absichtlichkeit. Das Sich- und Andere Gehenlassen nach eigenem Wunsche und Willen darf der Schwabe hier am allerwenigsten vergessen. Da geht denn Alles seinen gewöhnlichen Gang fort, man genirt nicht, man wird nicht genirt, man genießt sich und Andere vollkommen durch. Dem ruhig und bedachtsam seinem Berufe huldigenden Hausvater geht eine besonnene, auffallend verständige, stille, ja scheinbar nüchterne, aber seelenvolle und herzensgute Gattin zur Seite, die, wenn es an der Zeit ist, recht lieblich geschwätzig ist, die mit einem milden, still-poetischen Zauber Alles in ungesuchter Einfalt um sich her in Ordnung, Verehrung und Liebe vereint. Natürlich, auf den still umfriedigten Kreis des Hauses beschränkt, hat der Markt, die Gesellschaft, die Welt den Duft der Weiblichkeit noch nicht verwischt, den harmlosen, bescheidenen Gang noch nicht verschränkt und gespreizt. — Kein Hausgenosse ist unbeschäftigt, der häusliche Sinn waltet und schafft ununterbrochen, daher leicht und zwanglos, an der gemeinsamen Aufgabe. Den Kindern ist ihre natürliche Berechtigung nicht verkümmert, frisch und munter, aber mit kluger, stiller Bescheidenheit springen sie um. Eigenthümlich schwäbisch und für die geselligen Verhältnisse bezeichnend ist das Maienfest, an dem jährlich die ganze Schuljugend auf einen offenen Plan hinauszieht und in gemeinsamen Spielen sich aufs heiterste tummelt. Natürlich ist Alles festlich geputzt, Blumen und Maien sind nicht gespart, an langen Tischen wird das junge Völkchen öffentlich und auf öffentliche Kosten gespeist, während daneben die Hausmutter besorgt ist, den Tisch mit dem reichen Schmause zu besorgen, zu dem Freunde, Vettern, Nachbarn und Bekannte eingeladen sind. Familie an Familie, die Gaben des eigenen Heerdes und Kellers, frische Blumen und Zweige, blauer Himmel, fröhliche Gesichter, schwarze Pfarrherren mit langen Röcken und Reden, sorgsame Schulmeister am Brotkorbe — das sind die Elemente schwäbischen Lebens und Vergnügens. Hier wird das Familienleben zum Volksleben, hier öffnet sich das Haus und überliefert sein geruhiges Stillleben dem öffentlichen Jubel. Ich habe diese Sitte noch nirgends angetroffen wie in Schwaben; umsonst hat man es einmal in Franken einzuführen gesucht — es war gesucht, es war eine gemachte Freude, nicht aus dem eigensten Volksleben mit innerer Nothwendigkeit hervorgesproßt....

Die schwäbische Gastfreundlichkeit ist unbegränzt, sie reicht dem Nahen und Fernen, dem Bekannten und Unbekannten die Hand — das Schott'sche, Schwab'sche, Kerner'sche Haus sind Muster, wahre Standlager der Gastfreundschaft. Eben die Einfachheit des Lebens, die Unbefangenheit des Bewußtseins, die gewissermaßen ländliche Bedürfnißlosigkeit macht es dem Hause wie dem Gaste möglich, ungenirt der schönen Sitte zu leben. Hier muß ich namentlich der Pfarrschaften gedenken, bei ihnen habe ich auf meinen Wanderungen schwäbische Freundlichkeit und Herzlichkeit mehr als einmal recht herrlich kennen gelernt. In den noch ursprünglichern Verhältnissen entfaltet sich jene treuherzige Einfachheit zu dem ansprechendsten, traulichsten Dasein. Wir mochten noch so viele und noch so fremd sein, noch so spät kommen oder gehen, stets dieselbe freundlich entgegenkommende Familiarität und Traulichkeit. — Keine menschheitlichen, keine welthistorisch-universalen Beziehungen machen sich hier rege, nur menschliche, rein menschliche.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Prag.

[Ende des Fasching, Alexander Dreyschock.]

Das Theater, in den drei letzten Tagen des Carnevals zum Redoutensaale umgemodelt, füllte sich zwar mit Besuchern, doch war die Art der Unterhaltung, die man in Redouten zu suchen pflegt, sehr prekär, da die Masken wenig zahlreich, die anwesenden aber weder besonders redselig noch witzig waren. Dagegen hatte die Direction den Einfall, das Theater selbst zu maskiren, indem ringsherum unter den Bogenreihen buntgemischte Maskenaufzüge gemalt wurden, welche theils bekannte, lebende Originalien, theils phantastische Caricaturen vorstellten. Kaum waren die Redouten vorbei, so wurde das Theater noch auf eine andere Art maskirt; man gab nämlich Nestroy's Posse: „Das Haus der Temperamente,“ wo die Bühne in vier getrennte Theile zertheilt, und in allen vier Abtheilungen zugleich gespielt wird. O Einheit des Aristoteles! wohin haben dich die deutschen Autoren gebracht? Doch warum sollte man nicht? Ein Theaterdirector, der, um Geld einzustreichen, das Publicum und sich selbst viertheilen möchte, kann wohl zu gleichem Behuf auch einmal die Bühne viertheilen. Zum Glück wird in der Nestroy'schen Posse nicht nur die Bühne, sondern auch die Langeweile geviertheilt, denn das Ding macht vielen Spaß.

Der Fasching ruht, und Strauß und Lanner schweigen.
Nach altem Brauch folgt auf den när'schen Tanz
Als Fastenspeise der Concerte Reigen.

Da wird wieder was gegurgelt und gefiedelt und gehämmert werden! Wenn jedoch die unzählige Mal abgeleierten musikalischen Luxusartikel in den Auslagekästen der Concertsäle den meisten Zuhörern schon überlästig sein dürften, so soll uns das nicht abhalten, ächte, gediegene Kunstgenüsse, wo sie uns geboten werden, mit Theilnahme aufzunehmen und zu würdigen. In dieser Art verdiente gleich das erste Concert unserer Fastensaison, welches Alexander Dreyschock am 3ten März gab, eine ehrenvolle Auszeichnung.

der Concertgeber, welchem selbst außer den Gränzen unseres böhmischen Vaterlandes wenig Pianisten den Rang streitig machen dürften, hatte sich durch eine zweckmäßige Auswahl seiner vorzutragenden Musikstücke Gelegenheit verschafft, die Tüchtigkeit und Gediegenheit seines glänzenden Spiels in das vielseitigste, hellste Licht zu stellen. Die Romanze und das Finale des E-moll Concerts von Chopin lieferte den Beweis, daß Dreyschock den Schwierigkeiten der neu romantischen Manier in geistvollem Vortrage wie in der Mechanik vollkommen gewachsen sei. Ein Allegro capriccioso di bravura, von seinem würdigen Lehrer, W. J. Tomaschek meisterhaft componirt, bewährte den Virtuosen als denkenden Spieler solider, kerngediegener Tonstücke; zuletzt aber erregte Dreyschock durch von ihm selbst componirte Variationen für die linke Hand allein das beifälligste Erstaunen. Bei der äußerst kühnen Bravour, mit welcher er es dahin brachte, daß man sich nur durch das Sehen von der Unthätigkeit der rechten Hand überzeugt, verdient es um so gerechtere Anerkennung, daß glücklicherweise bei diesen Variationen der Virtuose dem Compositeur keinen Eintrag that, wie dies leider oft geschieht. Dreyschock schrieb nicht nur ein glänzendes, sehr schwieriges Concertstück, woran mancher Spieler mit beiden Händen genug zu thun hätte, sondern auch zugleich eine schöne, gediegene Tondichtung. Sollte es sich bewähren, daß er, wie man vermuthet, dieses Frühjahr einen Besuch in Leipzig macht, so werden Sie selbst in der Lage sein, zu beurtheilen, ob ich Ihnen von seiner Virtuosität und seinem Compositionstalente zu viel gesagt habe oder nicht. Dreyschock ist auch in der freien Phantasie ausgezeichnet, wie ich von mehreren Musikkennern vernahm, die ihn in Gesellschaften zu hören Gelegenheit hatten. Ich bin übrigens überzeugt, das sich bald — wie es auch bereits geschehen ist — tadelnde Stimmen über ihn in Correspondenzartikeln aus Prag werden vernehmen lassen: denn nirgends gibt es mehr Parteien und Anfeinder des wahren Talents, als bei uns, nirgends mehr unberufene Scribler, die sich selbst nicht entblöden, über musikalische Leistungen abzusprechen, obwohl sie von Musik nicht das Geringste verstehen. Aber sie haben irgend einen Bekannten — der auch glaubt, ein zweiter Lißt oder Thalberg zu sein, und da wird denn über die übrigen Clavierspieler hergezogen! So sagte vor Kurzem ein solcher großer Musikverständiger im wiener Telegraphen (wie denn überhaupt die wiener Journale viel Correspondenzberichte enthalten) — Dreyschock hätte in dem erwähnten Concerte ohne Seele gespielt — indeß man doch allgemein die große Innigkeit und Zartheit, mit welcher er spielte, bewundert hat. Wenn es in unserer Literatur so fortgeht, wie bisher, so wird das Publicum bald auf die öffentlich ausgesprochenen Urtheile nicht hören. — (D. B. f.)

Notizen.

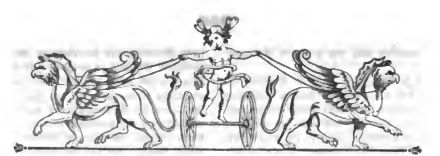
[Clara Wieck.]

Clara Wieck, die in Wien so große Triumphe feiert, ist zur kaiserl. Kammervirtuosin ernannt. Unserem nächsten Publicum sind folgende äußerliche Einzelnheiten genügend bekannt, die wir für weitere Kreise zur Mittheilung bringen. Clara Wieck, den 13. Septbr. 1819 zu Leipzig geboren, erhielt von ihrem Vater, dem hiesigen Clavierlehrer Friedrich Wieck, ihre musikalische Erziehung. In ihrem neunten Jahre spielte sie bereits mehrere Concerte von Mozart und das A-moll-Concert von Hummel auswendig. Ein Jahr später begann sie die Erstlingsversuche eigner Composition, welche damals Paganini's Aufmerksamkeit bei seinem Besuch in Leipzig auf sich zogen. In ihrem eilften Jahre trat sie zuerst öffentlich auf, in ihrer Vaterstadt, in Weimar, Kassel und Frankfurt a. M. Ein Jahr darauf besuchte sie Paris, um Chopin, Kalkbrenner und Lißt zu hören. Aus den dort gewonnenen Eindrücken möchte sich am meisten der phantasievolle, kecke Geist ihres Spiels charakterisiren lassen; sie hat in Deutschland wesentlich Chopin's Ruf durch ihren Vortrag begründet. In einem öffentlichen Concerte in Paris improvisirte sie auch damals, was sie später nur in Privatcirkeln zu thun pflegte. In Leipzig setzte sie später auch unter Dorn ihre Studien fort und besuchte in neuester Zeit zu wiederholten Malen die Hauptstädte Niederdeutschlands, wo sie besonders Chopin, Henselt und Robert Schumann bei dem Publicum auf das glänzendste einführte. Jetzt erfreut sich nun das musikvergnügte Wien der phantasiebeflügelten Künstlerin. Die Methode, nach der Clara Wieck von ihrem fünften Jahre an gebildet wurde, und welche ihr Lehrer in einem nächstens zu erscheinenden Werke öffentlich der musikalischen Welt vorlegen wird, zeichnet sich unter andern Eigenthümlichkeiten auch dadurch aus, daß der erste Unterricht ohne den Gebrauch der Noten gegeben wurde. Erst in ihrem siebenten Jahre, nachdem sie eine tüchtige Mechanik erlangt, Gehör und Tactgefühl ausgebildet, alle Tonarten und Grundaccorde gelernt, Tonleitern in allen Richtungen geübt hatte, und mehr als zweihundert kleine, eigens für sie geschriebene Etuden mit tadelloser Fertigkeit und Richtigkeit spielen, und mit Leichtigkeit in alle Tonarten transponiren konnte, lernte sie, bei solchen Vorkenntnissen natürlich mit ungemeiner Schnelligkeit, die Noten kennen und lesen, und spielte, mit Umgehung aller Elementarübungsstücke, Etuden von Clementi, Cramer, Moscheles, Sonaten von Mozart, die leichteren und faßlicheren von Beethoven, und andere Tonstücke, welche einestheils dem Geiste und der Phantasie eine tiefere, ernstere Richtung zu geben, und anderentheils eine natürliche, regelrechte Applicatur zu fördern geeignet waren.

[Herloßsohn's Damen-Conversationslexikon.]

Mit dem zehnten Bde. ist das Werk geschlossen, hübsch gedruckt, mit schönen Stahlstichen, in Bd. 9. Lady Stanhope, Bd. 10. Venus nach einer Zeichnung von Retzsch. Dieses Lexikon hat in geistiger Beziehung das Eigne, daß es die gesammte jüngere Literatur ignorirt. Mancher Lump von Coulissenheld hat seinen Artikel, aber Literaten, die durchaus im Bewußtsein des Publikums leben, sind auf ganz unverantwortliche Weise von dieser Damenhalle ausgeschlossen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 65. — den 31. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ueber Salzbrunn.

Selten möchte wohl eine größere Verschiedenheit der Meinungen über ein deutsches Bad gefunden werden, als wenn es ein Urtheil über das schlesische Salzbrunn gilt. Nicht daß man Viele fände, welche die Wirksamkeit der Quelle in Zweifel ziehen; allein das Leben des Badegastes in Salzbrunn, die geselligen Verhältnisse daselbst, die Einrichtungen der Badedirection u. dergl., das ist es, was für den Einen zur Quelle begeisterten Lobes, für den Andern ein Grund heftigen Tadels geworden.

Ref. dieses hat durch einen Aufenthalt von fast acht Wochen hinreichende Gelegenheit gehabt, Salzbrunn kennen zu lernen, und sah sich dadurch in den Stand gesetzt, nach seiner Rückkehr in Vielen ein Vertrauen zu dem in Rede stehenden Bade zu befestigen, welches durch einseitige, entstellende Darstellungen oft sehr geschwächt war. Es verursachte ihm stets ein schmerzliches Gefühl, wenn ein solches Begegnen ihn mit Personen zusammenführte, welche es versäumt hatten, Hülfe an jener Quelle zu suchen, weil sie üblen Berichten Glauben beigemessen.

Es kann hier nicht im Plane liegen, darzuthun, wie weit die Quelle selbst ein Vertrauen rechtfertigt, welches ihr eine Menge Hülfsbedürftige zuführt. Daß Salzbrunn in dieser Beziehung einen großen Segen übt, dafür sprechen die immer mehr steigende Anzahl der Badegäste, die wachsende Versendung des Brunnens, auch nach den entferntesten Gegenden Europas, und die Erstaunen erregende glückliche Wirkung dieses Mineralwassers an vielen schwer Leidenden, welche Ref. selbst beobachtete. Und dennoch stehen die Hunderte, welche Salzbrunn als seine Besucher jährlich aufzählt, in keinem Verhältniß zu jenen Tausenden, welche viele Jahre hindurch an Uebeln tragen und so sehr oft denselben unterliegen, ohne Hülfe in Salzbrunn gesucht zu haben. Ref. ist der festen Ueberzeugung, daß sehr, sehr Viele noch frisch und fröhlich das schöne Leben genießen könnten, daß Tausende von Thränen nicht geweint worden wären, daß viele Eltern nicht umsonst nach ihren Kindern suchten, daß viele hundert Wittwen mit ihren Waisen nicht mit Elend und Noth jetzt kämpften, wenn die Kranken in der Zeit den schlesischen Salzbrunn gebraucht hätten.

Salzbrunn liegt in einem Thale am Fuße der Sudeten, in der Nähe der lieblichsten Puncte des schlesischen Gebirges. Seine topographischen Verhältnisse machen es nicht nur zu einem sehr reizenden, sondern auch zu einem höchst gesunden Aufenthaltsorte. Eine herrliche Natur tritt uns überall in lieblicher, stets neuer Gestaltung entgegen, und der Besucher trinkt in einer würzigen, Geist und Leib erfrischenden Luft mit jedem Odemzuge sich neue Kraft und Heilung. Die meisten der herrlichsten Naturbilder liegen in geringer Entfernung und sind für Schwache auch bequem zu Wagen zu erreichen. Für Herbeischaffung der letztern sorgen auf Verlangen einige verpflichtete Männer, und da für alle Partieen eine billige Taxe bestimmt ist, so kann man die

köstlichsten Naturgenüsse auch mit geringem Kostenaufwande erlangen.

Das Leben zu Salzbrunn kann im Vergleich mit andern Bädern sehr billig genannt werden. Ich habe die meisten der nöthigen Bedürfnisse immer aus der zweiten Hand erhalten, und fast stets ohne den geringsten Gewinn für den Verabreicher; selbst in den Gasthäusern herrscht ein sehr billiges Preisreglement. Vor allen Dingen aber zeichnet sich Salzbrunn durch die Redlichkeit und Gutherzigkeit seiner Bewohner aus. Da ist nicht die Prellerei anderer Badeörter; sondern die Einwohner Salzbrunns betrachten fast alle den bei ihnen wohnenden Fremden als eine ihnen anvertraute theure Person, welcher alle mögliche Pflege und Liebe zu erweisen sie stets bereit sind. Ich kenne viele specielle Fälle, in denen die Gutmüthigkeit der Salzbrunner gegen Badegäste sich auf eine wahrhaft rührende Weise an den Tag legte.

Die Wohnungen sind theuer, aber durch die Fürsorge der Badedirection meistens gesund gelegen. Ueberhaupt muß man es der Direction nachrühmen, daß sie mit einer seltenen Bereitwilligkeit und mit dem thätigsten Eifer bemüht ist, allen billigen Wünschen der Gäste nachzukommen. Wenn irgend möglich, so sucht sie jeder Klage abzuhelfen; sie scheut weder Mühe noch Kosten, um auch gesellige u. dergl. nicht gerade nothwendige Bedürfnisse zu befriedigen, und jedes Jahr gibt Beweise, wie durch Verschönerung und Erweiterung der Anlagen, durch Baue, durch Errichtung geselliger oder unterhaltender Institute ꝛc. sie bemüht ist, allen Anforderungen der Fremden zu genügen. Daß Salzbrunn in dieser Beziehung aber noch nicht überladen ist, das ist eben sein Vorzug vor vielen andern Bädern. Man vermißt dort, Gott sei Dank! bis jetzt noch alle Anstalten, welche dazu dienen, die kaum wieder gewonnene Gesundheit aufs neue zu zerstören; aber keine, welche edlerm Vergnügen dienen kann. Klug und geräuschlos wissen die örtlichen Behörden alles zu beseitigen, was den Zwecken der Kur entgegenwirken könnte. — Salzbrunn ist besonders dazu geeignet, alle Individuen einander nahe zu bringen, und dadurch dem Badeleben seinen schönsten Reiz zu verleihen. Die meisten Menschen werden ja ohnehin unter dem Einflusse eines wohlthätigen Brunnens, einer schönen Natur und gesunden Luft manche Rinde vom Herzen schmelzen fühlen, welche in den so oft verdrießlichen Verhältnissen der Heimath um dasselbe sich gelagert hatte. Unter der verjüngenden, erheiternden Wirkung jener Einflüsse gewinnen unser ganzes geistiges Leben und unser Urtheil eine heitere Farbe, und dieses und das gemeinsame Bedürfniß der Unterhaltung bringen alle in eine günstigere Stellung zu einander. Es ist mit dem Menschen wie mit einem Gemälde: man muß beide im rechten Lichte sehen, wenn sie den besten Eindruck machen sollen. — In Salzbrunn treten bald Personen von den verschiedensten Verhältnissen in einen das Leben erheiternden Bund. Viele locale Ursachen vereinigen sich für diesen Zweck. Und der gemeinschaftliche Genuß irgend einer schönen Gegend öffnet ja auch vielen Menschen das Herz, stimmt sie besser, und verbündet durch ein edles Vergnügen und durch eine schöne Erinnerung. Und sei ein Kreis auch noch so klein, selten wird ihm Jemand fehlen, der durch heitere Laune, durch hervortretende Geistesbildung ꝛc. das Band enger zieht, und die Scheidewand äußerlicher Rücksichten und Verhältnisse mehr fallen macht. Wer in einem bessern Sinne als dem gewöhnlichen das Leben zu genießen versteht, der hat in Salzbrunn keine Langeweile; und wer in Salzbrunn sich einsam fühlt, der trägt in sich selbst die Schuld davon.

Uebrigens soll durch dieses Alles nicht gesagt sein, daß der in Rede stehende Badeort ohne Mängel sei. Vielmehr läßt auch Salzbrunn noch Vieles zu wünschen übrig. So ist, um nur Einiges anzuführen, die Straße, welche durch das eine Stunde lange Dorf führt, durch ihre schlechte Beschaffenheit ein großer Uebelstand für die Kranken. Während sie bei Regenwetter bodenlos scheint, wird sie bei trockner Witterung durch den handhoch liegenden Staub für Brust-, Augenkranke ꝛc. nachtheilig. Und es ist um so auffallender, daß ein den Staub noch mehr vermehrendes Aufschüttemittel gebraucht wird, da in der Gegend gar kein Mangel an tauglichem Material herrschen kann.

Ein anderer sehr gegründeter Tadel bezieht sich auf die neugebauten Wohnungen. Ref. hat bemerkt, daß Häuser, welche eben vollendet waren, auch schon den Badegästen zur Bewohnung geöffnet wurden. Man kann es sich wohl denken, wie schwer es halten möchte, die Eigenthümer solcher neuerrichteter Häuser zu vermögen, deren Zinsertrag um ein ganzes Jahr noch hinauszuschieben; aber es kann auch nicht in Abrede gestellt werden, daß besonders den Kranken, wenn sie nach Salzbrunn kommen, ein solche Wohnung sehr schaden muß.

Der Verf. dieser flüchtigen Skizze hegt die Ueberzeugung, daß Salzbrunn mit jedem Jahre an Vertrauen gewinnen werde, und kann es nicht unterlassen, schließlich noch dankbar der Verdienste zu gedenken, welche ein sehr wackerer Mann, der Brunnenarzt Dr. Zemplin, um

Salzbrunn sich erworben hat. Es kann keinem Fremden entgehen, daß besonders durch sein Bemühen Salzbrunn das geworden, was es jetzt ist. Kalcher.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Beschluß.)

Auch in Schwaben prägt sich der Stammcharakter am vollständigsten und liebenswürdigsten in den Frauen aus. Die Frau beschäftigt sich hier zumeist mit dem häuslichen Kreise und Berufe, sie beschäftigt sich wohl auch mit höhern Interessen, sie ist der Literatur nicht abhold, ja belesen; das Urtheil ist verständig, einfach, oft wunderbar treffend. Mit einem so sichern Takte bewegt sich ihr Hausverstand, daß die feinste Dialektik hier unwirksam, weil überflüssig ist — zur großen Qual der lieben Ehehälfte. In einer mir werthen Familie gab es Veranlassung zu manchem Spaß, wenn der Hausherr bereits im Triumphe die Kreide erhob, um doch endlich abgeredetermaßen einen Strich zum Zeichen seines Sieges an die Thür zu machen, als plötzlich eine kecke Wendung dem „Hausverstand" aufs neue die Palme eroberte.... Aber die Frau ist sich ihrer Stellung und Bildung zu gut bewußt, als daß sie im geringsten Scheu tragen sollte, einfach zu sagen — davon verstehe ich nichts. — Aufs Seltsamste sah ich höchst gebildete und belesene Frauen von der Debatte über Emancipation der Weiber berührt; es war ihnen rein unbegreiflich, wie man auf einen solchen Gedanken kommen könne; was ihnen denn noch fehle, fragten sie, was man denn Weiteres wollen könne — sie seien ja frei, glücklich, befriedigt. Eine Rahel, eine Stieglitz ist der Schwäbin ein Wunder, sie staunt es an, schüttelt den Kopf — und geht an ihren Beruf. Schon mehr Sympathien hat Bettina für sich, doch vermag der langsamere, besonnene Geist nicht allen jenen Capriolen einer weltentzügelten, naturfreien Phantasie zu folgen, man fühlt, daß jenes Verhältniß zu künstlich, den Grund und Boden der natürlichen Verhältnisse zu überspringend ist, als daß es die Bethätigung eines wahren, echten Naturkindes und nicht vielmehr eines Kindes der Laune und Ueberbildung wäre.

Ein tiefreligiöser Sinn ist ein specifisches Element dieser harmlosen Häuslichkeit schwäbischer Mütter. In der Regel nichts Mystisches, Unklares, Verworrenes in religiösen Ansichten, aber ein Ernst, eine Unbefangenheit, eine Ursprünglichkeit, welche zeigt, wie die Religion ein wesentliches, nothwendiges Element dieser gemüthvoll angelegten Naturen ist. Aufs liebenswürdigste sah ich die schönen Hände sich gegen den Mythen- und Wunder-Doctor ballen, gegen denselben, den sie selbst wieder so liebenswürdig finden sollten.... Es ist kein fanatischer Ketzerhaß, dazu gehört mehr Egoismus und Raffinerie der Reflexion, mehr Einseitigkeit und Unnatürlichkeit, es ist nur das Aussprechen eines wirklichen, mächtigen Bedürfnisses. Diese Frömmigkeit und Religiosität bestimmt auch den schwäbischen Pietismus. Ich habe Ihnen meine Ansicht über die allgemeinen Verhältnisse dargelegt, ich muß hier durch einige nähere Bestimmungen die nöthigen Lichter aufsetzen.

Die Unmittelbarkeit des Geistes, die Gediegenheit des Charakters, der trockene, nüchterne, verständige Ton, der bedächtige Ernst und die Gründlichkeit der ganzen Behabung gibt dem Pietismus — in seiner bessern Gestalt — hier einen prosaischen, selbstbewußten, klarern Charakter. Er geht aufs unmittelbare Leben, auf die Erfahrung, die Wirklichkeit, er ist nicht mystisch, nicht gnostisch, er ist — praktisch. Biblischer Prakticismus ist der entsprechendste Name; im Worte Gottes, dem verständig und klar ausgesprochenen, sucht und findet das religiöse Bewußtsein seine volle Genüge. Nur die Ausdrücklichkeit, das Absichtliche und Ausschließliche, mit dem für alle und jede Verhältnisse und Individualitäten dasselbe in Anspruch und Aussicht genommen wird, gibt eine gehässige Richtung nach einseitiger Befangenheit und Beschränktheit. Jeder soll haben und erfahren, was sie, worin sie sich befriedigt fühlen. Eine Mehrheit der Standpuncte wird nicht gestattet, die individuelle Berechtigung aufgehoben, dadurch eine sektirerische Isolirung und Abschließung, um so mehr, als sie in der Individualität der schwäbischen Natur von Haus aus angelegt ist. Daher in Würtemberg die vielen gesonderten religiösen Gemeinden und Sekten. —

Auflösung des Räthsels in No. 58.

Vor.

Correspondenz.

Aus Prag. (Beschl.)

[Concerte, Literatur in Böhmen.]

In dem Concerte zum Besten des israelitischen Hospitals am 12. März hörten wir zum ersten Male eine große Arie (mit begleitendem Gesangsquartett) und die Ouverture aus Meyer-Beer's „Hugenotten." Beide Musikstücke haben hier mannichfachen Tadel erfahren. Ferner war bemerkenswerth ein Duett aus Halevy's „Jüdin" (von Mad. Podhorsky und Dem. Großer trefflich gesungen). Unsere Concerte sind gewöhnlich deswegen so uninteressant,

weil man fast nur alte Stücke und bekannte Sängerinnen zu hören bekommt. Hier gab es doch einiges Neue, und bei der ersterwähnten Arie wirkte Hr. Siegfried Rosenberg, Sopranist an dem neuen israelitischen Bethause, mit, so wie bei dem 29. Psalm (von Würfel) das Chorpersonal desselben Bethauses. Hr. Ignaz Tedesko spielte Thalberg's Phantasie für das Pianoforte über Motive aus der „Unbekannten.“ Man fand sein Spiel sehr fertig, konnte aber in die großen Lobeserhebungen, welche auswärtige Blätter über ihn angestimmt hatten, nicht einstimmen. — Die Concerte des prager Conservatoriums (von denen das erste am 4., das zweite am 18. März gegeben wurde) sind immer für die Musikfreunde sehr interessant, weil hier oft neue Kräfte in Gesang und Spiel vorgeführt und die Ensemblestücke größtentheils höchst präcise gegeben werden. Lachner's Preissymphonie erhielt keineswegs das Lob, welches ihr an andern Orten gespendet wurde. — Die am 10. März zum ersten Mal gegebene Oper: „Lodovico“ von Herold und Halevy machte beinahe fiasco und erschien seitdem nicht mehr auf unserer Bühne. — Des trefflichen Bauernfeld Lustspiel: „Der Vater“ (zum ersten Mal am 7. März) gefiel nicht sehr und wurde erst einmal gegeben; dagegen spricht Töpfer's Bearbeitung nach dem Französischen: Zurücksetzung — unser Publicum ganz besonders an und machte zweimal bereits ein volles Haus. —

In literarischer Beziehung ist jetzt bei uns eine viel größere Regsamkeit als in früherer Zeit. Sie ward, wenn nicht hervorgerufen, doch befördert durch die neuen Zeitschriften: „Ost und West,“ redigirt von Rudolf Glaser, und den seit Neujahr 1838 hinzugekommenen „Novellisten,“ welchen Johann Umlauft herausgibt. Da Sie diese Journale selbst kennen, so enthalte ich mich alles Urtheils über dieselben, und bemerke nur, daß, wie man vernimmt „Ost und West“ eine immer größere Verbreitung gewinnt und in den entlegensten Ländern gelesen wird. Zwei sehr gelesene pariser Zeitschriften übersetzten Artikel aus diesem Journal, ebenso das illyrische Blatt Danica, und manche deutsche Zeitschriften benutzten die Originalnotizen desselben, ohne die Quelle zu nennen. Die Haupttendenz von „Ost und West:“ den slawischen Osten dem Westen näher zu bringen, scheint vorzüglich auf das außerösterreichische Deutschland berechnet zu sein; das Blatt verdiente daher von Seiten des auswärtigen Publicums eine kräftige Unterstützung. „Ost und West“ ist mit der seit Januar in Triest erscheinenden, von J. Löwenthal trefflich redigirten „Adria“ zu vergleichen; wie diese italienische, so vermittelt jenes slawische Zustände mit deutschen, und beide Journale sind die einzigen deutschen in Oesterreich, welche lauter Originalartikel enthalten, was wohl allgemeine Anerkennung verdiente. — Viele Leute wollen bemerken, daß, seit „Ost und West“ erscheint, die Redaction der „Bohemia“ große Anstrengungen macht, gehaltvollere Artikel, als früher, zu bringen. — Das erste Vierteljahresheft der böhmischen Museumszeitschrift für 1838 wurde so eben ausgegeben und bringt, wie immer, sehr interessante Mittheilungen von Schafarik, Palacky (Palazky) Chmelensky u. m. a. Da Palazky jetzt mit dem zweiten Theile seiner Geschichte von Böhmen beschäftigt ist, so hat er die Redaction dieser Zeitschrift an unsern, in jeder Hinsicht — als Mensch und Literator, — höchst ausgezeichneten Schafarik übertragen. Da Palazky's aus den Quellen geschöpfte Geschichte von Böhmen ein wahres Musterwerk ist, so mußte die in Gersdorf's Repertorium darüber erschienene Recension, die jedenfalls von einem Slawen herrührt, und aus welcher die größte Animosität athmet, hier die höchste Indignation erregen. — Eine sehr interessante Beschreibung von Palazky's literarischer Reise nach Italien, welche er im Frühling 1837 zur Aufsuchung von Quellen der böhmischen und mährischen Geschichte unternommen hatte, ist vor Kurzem erschienen und in der Buchhandlung „Kronberger's Wittwe und Weber“ zu haben. — Der erste Theil von Schafarik's in der slawischen Literatur Epoche machenden „Slawischen Alterthümern“ (in böhmischer Sprache) — ein Werk großen Scharfsinns und immensen Fleißes — ist nun vollendet. Dem Vernehmen nach beschäftigt sich Schafarik mit einer Umarbeitung (Verbesserung und Erweiterung) seiner trefflichen „Geschichte der slawischen Literatur.“ — Das große Wörterbuch der böhmischen Sprache von Jos. Jungmann, worauf der gelehrte Verfasser sein halbes Leben verwandte, ist der Vollendung nahe. — Nicht allen Lesern Ihrer Zeitschrift dürfte es bekannt sein, daß der in der deutschen Literatur hochgefeierte, geniale Naturforscher Jos. Purkinje (Prof. in Breslau), ein geborner Böhme, auch in böhmischer Sprache schreibt. Nächstens wird seine überaus treffliche böhmische Uebersetzung von „Tasso's befreitem Jerusalem“ erscheinen. Purkinje ist auch der russischen und polnischen Sprache vollkommen mächtig. — Der zweite Jahrgang des böhmischen Almanachs „Wesna,“ welcher vor Kurzem bei Pospissil (Pospischil) erschien, enthält Productionen von mehrern jüngern Autoren, worunter manches Gelungene, manches Mißlungene. — Die Zeitschrift „Blüthen“ (Hwety) — welche wöchentlich zu einem Bogen erscheint, wird ebenfalls meistens von jüngern Literatoren geschrieben und könnte gehaltvoller sein. — Die „Böhmische Biene“ (Ceska wcela) hat sich sehr verschlechtert, seit der talentvolle Celakowsky (Tschelakowsky) die Redaction nicht mehr führt. —

Zum Schlusse die Nachricht, daß unser im In- und Auslande hochgefeierter Compositeur W. J. Tomaschek nächstens sechs Compositionen zu Liedern der Königinhofer Handschrift (der bekannten von Hanka aufgefundenen Sammlung uralter böhmischer Volksgesänge), wozu ihm Prof. W. A. Swoboda eine dem Rhythmus genau anpassende Uebersetzung geliefert hat, — und drei Allegri capricciosi di bravura, für das Pianoforte, herausgeben wird. Die letztern hat Tomaschek Ihrer kaiserl. Hoheit der Großherzogin von Sachsen-Weimar gewidmet, welche die Dedication annahm und demselben eine goldene Tabatière als ein Andenken übersandte.

Notiz.

[Berthold Auerbach.]

Der geistvolle Verfasser des Spinoza, Berthold Auerbach, arbeitet an einem Leben des Philosophen Mendelssohn.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung
für die
Elegante Welt.



Achtunddreißigster Jahrgang.

April.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und streng wissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1¼ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 38 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836, 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Frauenhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

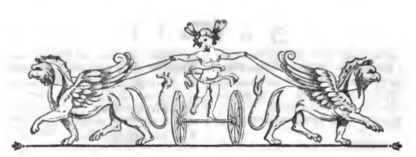
Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 66. — den 2. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unversöhnliche.

Novelle von Th. Mügge.

„Das Leben ist doch schön!" rief der alte Proviantverwalter Müller, indem er sein gefülltes Glas emporhob und die großen glänzenden Augen unter den dichten weißen Brauen feurig hervorblitzen ließ.

„O, liebster Vater," sagte das frische, junge Mädchen, das ihm gegenüber saß und klingend anstieß; „noch lange, noch funfzig Jahre wie heute." Der alte Mann lachte in seinem tiefsten Basse, daß die Wände dröhnten. „Funfzig Jahre," rief er, „du liebe Zeit, in funfzig Jahren, das ist bald gesagt, aber da wäre ich ja — funfzig und fünfundsechszig, wie viel ist das gleich, Vetter Anton?"

„Hundert und funfzehn," sagte ein stattlicher Mann, der in der Tracht eines Freicorporals vom Regimente der Königin an der dritten Seite des kleinen Tisches saß. „Mancher ist älter geworden, Herr Vetter."

„Wohl möglich," versetzte der Proviantverwalter, „und wenn unser Herr Gott dort oben es beschließt, so ist's schon Recht. Aber so ein alter Kriegsknecht, wie ich, Narben auf der Brust, Narben an den Beinen, darf schwerlich auf solche Gnade hoffen. — Nun, und was ist's mehr," fuhr er fort, „fliegt man nur mit fröhlichem Herzen in das schwarze Jenseits, wo so viele hunderttausend lustige Kameraden auf der grünen Wiese versammelt sind, und unter den schönen Purpurzelten noch drüben vom Soldatenleben nicht lassen können.

Der Freicorporal sah finster vor sich hin. „Wohl Mancher möchte schon hier nichts davon wissen," murmelte er.

„Das ist ein Hasenherz, eine Memme!" rief der Alte und warf den dicken Zopf, der vornüber flog, auf den Nacken zurück. „Anton," sagte er dann, „mach' mich nicht böse an meinem fünfundsechzigsten Geburtstage. Sieh mich an, mein Sohn, vierzig Jahre habe ich das Gewehr getragen, drei Königen gedient, zehn Feldzüge mitgemacht, im siebenjährigen Kriege gefochten, im baierschen, im Kartoffelkriege, in Polen und der Rheincampagne; und von der Schlacht von Torgau an, wo ich als Rekrut die Sprache noch nicht kannte, welche die Kugeln mit den Menschen sprechen, wo ich ausriß, und der Alte mit der Krücke hinter uns her jagte und uns immer wieder ins höllische Kanonenfeuer trieb, hat der Stock und die Fuchtel auf meinen Schultern getanzt. Himmel und Donner! ich war wohl auch wild und verwünschte mein Leben und verfluchte die Tyrannei und die Tyrannen; aber wenn die böse Stunde vorüber war, hätte ich doch nichts anderes sein mögen, als eben Soldat, und nichts als Soldat."

„Ich wüßte Manches, das besser wäre," murmelte der Corporal vor sich hin. —

„Nachdem ich redlich gedient habe, ist nun seit sechs Jahren dieser gute, ruhige Posten mein, der seinen Mann nährt," fuhr der Alte fort. „Der alte Feldwebel wird freilich wohl arm bleiben, denn das Betrügen wird nimmermehr sich mit ihm vertragen, und die einzigen Schätze

meines Lebens werden wohl mein Zopf hier und mein liebes Kind dort sein müssen. Den nehm' ich mit mir, wenn sie mich ins Grab legen," setzte er mit unwillkürlicher Rührung hinzu, „und für die da wird Gott sorgen."

„Und ich, Vetter, so lange ich auf Erden bin," rief der Corporal.

„Das danke Dir Gott, Anton," sagte der Alte mit feierlicher Stimme. „Wenn ich nicht mehr sein werde, so sei Du ihr die feste Stütze; ja Kinder, und recht von Herzen wollte ich die Stunde segnen, wenn ihr Euch zusammenthun wolltet, als Mann und Frau. Sprich's heraus, Linchen, heut an meinem Geburtstage, Mädchen, mach's mit ihm, wie es Deine Mutter machte, fall' ihm um den Hals und sage ihm, ich will Dein sein und alle die Laffen und Gecken verachten, die mir den Kopf verdrehen."

Die Tochter war todtenbleich geworden und faltete die Hände vor ihre überströmenden Augen. „Wollen Sie mich denn zwingen, Vater," sagte sie leise weinend, „so muß ich wohl gehorchen."

„Zwingen," rief der alte Verwalter. „Himmel und Donner! nein, zwingen nicht, aber Vernunft predigen, Du thörichte Dirne."

„Lassen Sie es gut sein, Herr Vetter," sagte der junge Mensch begütigend, „ich weiß es ja, daß ich nichts zu hoffen habe."

„Kann ich denn dafür," sagte das schlanke Mädchen weinend. „Ich bin Dir ja gut, Anton, ich weiß, daß Du ein redlicher Mensch bist, ich liebe Dich auch wie eine Schwester, aber — "

„Du willst mich nicht heirathen," erwiederte der Corporal sanft. „Nun, ich werde an meinem Kummer nicht sterben, Linchen, ich werde mich freuen, wenn Du mit einem andern braven Manne glücklich bist."

Eine tiefe Pause folgte. „Zum Henker!" sagte endlich der Verwalter, „warum muß das auch gerade heute vorkommen. Schlag' Dir's aus dem Sinne, Anton, laß die alberne Dirne laufen, ein Kerl wie Du, fünf Fuß neun Zoll, wie Milch und Blut, vierundzwanzig Jahr, und ein blonder Schnurrbart bis an die Ohren, findet hundert und tausend, die besser sind als diese da."

Der junge Soldat seufzte und schüttelte leise den Kopf, als wollte er sagen: „So Eine finde ich doch nie wieder."

„Stoß an, mein Sohn," rief der Alte. „Sieh', ihre Mutter war anders. Als ich sie kennen lernte, war ich Gefreiter, und ich war nicht der Einzige, der sie haben wollte. Da war ein Corporal von unserer Compagnie, ein wilder Kerl, groß, verwegen, mit Augen, die wie Feuerräder funkelten. Auf dem Tanzplatze war er der Erste und der Letzte, wo es Händel gab, war er dabei; ein braver Soldat, aber dem Trunke ergeben, und wenn er den Kopf voll hatte, würde er vor Kaiser und Papst nicht geschwiegen haben. Meine Marie liebte ihn auch, wie die Weiber gewöhnlich die wilden Männer lieben, und es war ein schöner, stattlicher Mann. Mir war er vor Allen gewogen, denn ich hatte ihm das Leben gerettet, was keine große Sache im Kriege ist, und dann hatte es auch der Zufall gemacht, daß ich mit ihm im gleichen Jahre und am gleichen Tage geboren war. Als er aber merkte, daß Mariens Herz sich zu mir wandte, weil seine Tollheit auch sie nicht schonte, da wurde er mein Feind, und der bösen Tage, die er mir machte, will ich nicht weiter gedenken. Da traf es sich, daß einer seiner Verwandten starb, und er erbte beinahe tausend Thaler. Ich war bei Mariens Eltern, armen Gärtnerleuten, die mehr von der fleißigen Nadel ihrer Tochter lebten, als von dem Grünkram. Nun trat er herein, erzählte sein Glück und wollte sie in seine Arme schließen. Ich stand betrübt an der Thür, und meine Augen flimmerten so dunkel, daß ich nichts, gar nichts sehen konnte. Plötzlich aber fühlte ich ihre Hände um meinen Hals, ihre Küsse auf meinem Munde. Nein, nein, rief sie, Dich will ich, und sein Geld soll uns nicht trennen. So bin ich glücklich geworden, und ich glaube, uns Beiden hat's niemals gereut."

„Was wurde denn aus dem Andern?" sagte der junge Soldat.

„War er nicht liederlich, ward er's jetzt," versetzte der Alte. Er machte einen dummen Streich nach dem andern, wurde degradirt und ich in seine Stelle gesetzt. Nun hätte ich Rache nehmen können, aber ich that's nicht, es ging ihm ja doch übel genug. Sein Haß, seine Wuth kannte aber keine Gränzen; endlich als ich ihn einst hart anließ in Reih und Glied, stach er nach mir mit dem Bayonnet, und um ein Haar ging's mir durch die Brust. Er mußte Gassen laufen auf Leben und Tod, drei Tage lang, aber er starb nicht, und leider ward er auch nicht gebessert. Seine Wildheit nahm nur zu mit den Mißhandlungen, die jetzt über ihn kamen, denn unser Hauptmann, Gott sei ihm gnädig dort oben, war ein harter, strenger Herr. Zuletzt vergriff er sich auch an dem; er sollte erschossen werden, aber der König begnadigte ihn, und so kam er zeitlebens in Ketten auf eine Festung, wo er längst gestorben sein mag."

Draußen klirrte die Flurthür auf, und das Geräusch eines Kommenden unterbrach die Rede des aufmerksamen Alten. „Sieh, wer's ist, Linchen," sagte er, und hörte auf das leise Klopfen.

Die gehorsame Tochter eilte, aber noch vor ihr öffnete sich die Thür, und eine hohe, verfallene Bettlergestalt stand auf der Schwelle. Die nervigen, gebeugten Glieder steckten in einem zerlumpten Rocke, über dessen Kragen lange, silberweiße, dichte Locken fielen. Das Gesicht des Greises war ausdrucksvoll, schwermüthig ernst, voll grotesker Züge und Linien, redender Zeugen des Grames, Jahrbücher seines Unglücks. Ein Lächeln schwebte darüber, bitter anklagend und doch demüthig, und als weigere sich sein Mund, eine beschämende Bitte zu sprechen, starrte er das junge Mädchen mit den großen, schwarzen Augen an, die plötzlich, wie im Feuer der Jugend, aufloderten, und indem er eine alte Mütze ihr entgegenhielt, stammelte er einige rauhe, dumpfe, unverständliche Worte.

„Nun, wer ist da?" rief der Verwalter, welcher den Gegenstand hinter der Thür nicht sehen konnte.

„Ein armer, alter Mann," erwiederte Linchen mitleidig.

„Gib ihm, gib ihm," rief der Vater. „Hier ist Essen genug, er mag wohl hungrig sein. Heute soll kein Armer ungespeist von meiner Schwelle gehen. Gib ihm auch ein Glas Wein, eine Herzstärkung, er soll meine Gesundheit trinken, heute ist mein Geburtstag."

„Mein Geburtstag ist heute auch," erwiederte der Bettler dumpf und trat ganz hinein in das Gemach.

Der Proviantverwalter drehte sich um, und als habe er eine Erscheinung gesehen, richtete er sich langsam und sprachlos auf. Auch der Bettler starrte ihn an, die stieren Augen ingrimmig auf ihn geheftet, dann aber wurden seine Blicke sanfter, seine grauen Wangen von einem leichten Schimmer der Scham durchzogen, und ein Zittern schüttelte die Locken auf dem gebeugten Haupte. „Alter Müller," sagte er sanft, „Du irrst nicht, ich bin es, Bernhard Lorenz, der hier an Deiner Thür um ein Almosen fleht."

„Guter Gott!" rief der alte Mann erschüttert; „deine Wege sind unerforschlich. Ihn führst du zu mir nach langen Jahren, am Rande des Grabes, am festlichen Tage zur Versöhnung, sei gepriesen, mein Schöpfer, für dies Glück." — Er betrachtete von neuem mit stummem Erstaunen die eingesunkene, vergrämte Gestalt des Fremden, als wolle er alle Züge seines frühern Bildes in sich zur Vergleichung hervorrufen. Dann reichte er ihm plötzlich die Hand und zog ihn zum Tische. „Setz' Dich," sagte er, „iß, trink, erzähle mir, wie es Dir ging, dann wollen wir sehen, wie zu helfen ist."

Er schenkte ihm ein volles Glas ein, aber der Bettler stieß es zurück. „Ich trinke nichts als Wasser," sagte er, wie von einem leichten Schauder ergriffen.

„Armer Bernhard," rief der Verwalter, „Kopf in die Höh', wie's einem alten Soldaten zukommt. Laß die Vergangenheit ruhen, denke nicht mehr daran, Du sollst bei mir bleiben, wir wollen die paar Tage auf dieser Welt noch vergnügt vollbringen; Alles sei vergessen und vergeben."

Der alte Bettler schüttelte trübsinnig den Kopf. „Du wirst einen schlechten Gesellschafter haben," sagte er, „ich habe das Reden verlernt, das Lachen verlernt, arbeiten kann ich auch nicht mehr, nur sitzen und sinnen über die Vergangenheit und mein verlorenes Leben."

„Sie haben Dich wohl lange hinter eisernen Riegeln gehalten," sagte der Verwalter mitleidig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Tübingen.

[Charakteristik der Universität.]

Ein gewisser Dualismus gehörte von jeher zur Eigenthümlichkeit der Deutschen; es wurde ihm immer schwer, im Leben das Ideale und Reale in eine concrete Einheit zusammenzubringen, und er lief immer Gefahr bei dem Versuche, es zu thun, statt des Etwas nur das Nichts zu bekommen. Dieser Gegensatz ist die eigentliche Seele des Romantischen. Aber auch im politischen Leben ist der nämliche Kampf zu finden, z. B. in dem Verhältnisse zwischen dem Feudalherrn und seinen Leibeigenen. In der spätern Zeit des Mittelalters waren es namentlich zwei politische Gestalten, in denen sich das romantische Princip realisirte, das Städtewesen und die Hochschulen. Dort kam das reale, das praktische Leben, hier das ideale, die Wissenschaft zur Wirklichkeit. Die Aufgabe der modernen Zeit ist es, beide mit einander zu vermitteln, und ihre Einheit in einer neuen und eigenthümlichen Gestaltung darzustellen. Den Uebergang zu dieser neuen Form der Gesellschaft bildet unsere jetzige Staatsform, nach welcher sich alles in bestimmten und festen Formen bewegt, die Persönlichkeit zurücktritt, und kaum noch eine Zuflucht findet im Privat- und Familienleben. Corporationen, Innungen und alle dergleichen Einrichtungen lösen sich auf in fließende Unterschiede; die allgemeine Rechtsgleichheit tritt an die Stelle des Rechts der Individualität. Daß dieser Uebergang sich besonders auch in der äußern Gestaltung der Verhältnisse unserer Universitäten und dem Geist, in dem die Wissenschaft gepflegt wird, nachweisen läßt, bedarf keines Beweises. Sie waren von jeher die Stelle, an welcher die Pulsschläge unseres Nationallebens am schnellsten und sichersten zu fühlen waren. Und daß auch unsere

Universität lebhaften Antheil an den geistigen Bewegungen unseres Vaterlandes nimmt, läßt sich nicht anders erwarten.

Es ist für den ersten Anblick auffallend, daß Schwaben einerseits so viele tüchtige Köpfe von tüchtiger wissenschaftlicher Bildung liefert, die auf kräftige Weise fördernd in die Bewegung des Lebens und der Wissenschaft eingreifen, und daß andererseits diese Männer ihre angemessene Stellung erst im Auslande, d. h. relativ, im nicht-schwäbischen Deutschland suchen mußten. Wiederum ist es selten, wenn ein Ausländer eine bedeutende Stelle im Inlande bekleidet, und es wird dieses auch im Allgemeinen nicht gern gesehen. Es hat dies seinen Grund in dem einfachen, unbefangenen, naiven Familienleben des Schwaben, in dem unmittelbaren Umgange mit einer schönen und reichen Natur. Auch in den Städten ist noch wenig von großem Welt- und Salonleben zu finden, und nicht hier haben die tüchtigen Charaktere und kräftigen Gemüther ihre Pflege genossen. Im Durchschnitte wird ein einfaches Familienleben auf dem Lande geführt, in welchem durch den unmittelbaren Umgang mit der Natur eine in Städten seltene, oder eigentlich unmögliche Unschuld bewahrt wird. Ein tiefes Gemüth, religiöser Sinn und gewählte, gesunde Lectüre bewahren eine solche Unbefangenheit, und erzeugen zugleich einen so tüchtigen geistigen Fond, daß jeder Same, sei er ein guter oder schlechter, reichliche Nahrung findet, und, hat er nur eigene Triebkraft, zu einem kräftigen Stamme anschießen muß. Damit stimmten aufs Beste unsere gelehrten Schulen zusammen. Ein Hauptvorzug derselben war, daß nur übere wenige Lehrgegenstände docirt wurde. Die meisten jungen Leute, welche studirten, machten den Weg durch die theologischen Seminare, in welchen sich alle Vortheile der alten strengen Erziehung vereinigten. Unterwerfung unter das Gesetz war das erste; Unbescholtenheit der Sitten, Unbekanntschaft mit raffinirten Genüssen, mit erschlaffenden Zerstreuungen und die kräftige Nahrung der Classiker machten ihre Zöglinge zu den ausgezeichneten Männern, die sie waren. Im Grunde war es derselbe Geist, der auch die ehemalige Karlsakademie beseelte. Mit einem solchen Schatz ausgerüstet, bezog der Jüngling die Universität. Hier erst, nachdem das erste Jahr den Classikern und der Geschichte gewidmet war, trat die Philosophie ein, und mit ihr der Zweifel. Das aber kam noch keinem in den Sinn, daß er nach seinen Studienjahren mit seiner Ueberzeugung abgeschlossen zu haben glaubte, sondern der größte Gewinn schien es ihm, jetzt gelernt zu haben, wie man studiren müsse. So erklärt es sich, wie Männer, wie Wieland, Schiller, Uhland, ein Storr und die Männer seiner Schule, ein Paulus und Strauß, ein Spittler, Schlözer, Plank, eine Schelling und Hegel, ein Kielmeyer, Autenrieth und die Menge anderer berühmter Männer, aus einem und demselben Lande, das keine vierhundert Quadratmeilen umfaßt, hervorgehen konnten.

Aber allmälig haben sich diese Verhältnisse geändert. Das Philisterium, das sonst der Idealität der Hochschule feindlich gegenüber stand, ist praktisch geworden; es hat nicht mehr im Kopf seine Welt der Wirklichkeit, sondern gestaltet ein thätiges und ruhiges Leben um sich her. Wo Thätigkeit ist, da ist Geist, und indem das Philisterium Geist in sich aufnimmt, ist es nicht mehr Philisterium. Es will das Leben nicht mehr in Duodez, sondern in Folio; es gelten ihm alle Schranken der Sitte, des Gesetzes, nicht mehr, weil sie da sind, sondern weil sie vernünftig sind. Wenn sich aber draußen im Reiche, wenn mir der Ausdruck erlaubt, ist, mehr und mehr frisches Leben regt, so scheint die Hochschule in einem Uebergange aus der Poesie in die Prosa, aus der begeisterten Illusion in die Nüchternheit begriffen zu sein. Früher war es die Poesie der Hochschule, hier den Puder und die Peerücke von sich werfen und in göttlicher Freiheit sich selbst Gesetze geben zu dürfen. Darin lag der große Werth all dieser Förmlichkeiten des akademischen Lebens, der Verbindungen, des Comments; sie waren aus einem freien, sich selbst bestimmenden Geiste hervorgegangen. Darum hingen diese Freiheiten so nothwendig und innig mit der Blüthe der Wissenschaft zusammen, weil Leben und Wissenschaft die einander bedingenden, organisch sich gegenseitig tragenden Momente des geistigen Daseins sind. Die Wissenschaft, die keinen Richter und Herrn kennt in ihrem Gebiete, als sich selbst, wie könnte sie auf einer Basis erbaut werden, die nicht vom Geiste durchströmt ist? Das Leben, wie könnte es in geistlosen Formen bestehen und in sklavischer Unterwerfung, wenn es doch nichts anderes als die Aeußerung des ruhe- und rastlos thätigen Geistes ist? Aber nur dann konnte der jugendliche Geist im Ernst meinen, das vom Geist getragene Leben sei ein anderes als die wirkliche Gesellschaft, wenn die Wirklichkeit eine geistlose, d. h. philisterhafte war. Aber jetzt ist in der Wirklichkeit ein Gehalt gegeben; substantielle Interessen, welche das Volk bewegen, sind es allein, welche ihm eine Grundlage geben können. Und die Formen des Comments, die noch als Reste der alten Zeit bewahrt werden, nehmen mehr und mehr den Charakter des Philisteriums an. Diese Neigung zum Philisterhaften wird genährt durch das Verbot der Verbindungen, durch die Beschränkung der freien Lebensäußerung und der geistigen Mittheilung, durch die so häufige Aechtung mancher Systeme, und die theils offene, theils im geheimen, bald auf dem Wege der Güte, bald der Gewalt bewirkte Entfremdung gegen die Nationalinteressen.

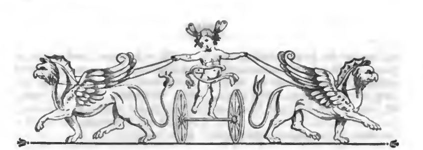
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Schmidt auf der leipziger Bühne.]

Herr Schmidt, aus Hamburg gebürtig, gegenwärtig noch in Breslau engagirt, gastirte als Postillon von Lonjumeau, Masaniello, Tamino und Fra Diavolo. Meist bei überfülltem Hause, durchgängig aber mit glänzendem Beifall. Seine Mittel sind bedeutend, besonders schön seine untern Töne, höchst bedeutend ist aber die geschmackvolle Anwendung dieser Mittel, die einen seltnen Grad musikalischer Bildung an den Tag legt. Was sein Spiel anlangt, so muß man ihm einen Rang unter den besten und glücklichsten Schauspielern einräumen. Herr Schmidt ist auch als Lieder-Componist ein glückliches Talent.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — **67.** — den 3. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unversöhnliche.

(Fortsetzung.)

Der Bettler streifte die Aermel an seinen Händen auf und zeigte ihm tief eingedrückte Narben, welche rund über seine Knöchel liefen. „Dreißig Jahre," sagte er darauf, „dreißig lange, finstere Jahre. Siehst Du den Brandmark meines Lebens hier? Frage nicht weiter, Müller, denn hier siehst Du Alles. Als ein kräftiger Mann, ein stürmischer Mann, dem das Blut zu heiß durch die Adern lief, schleppten sie mich hinein, mit weißen Haaren, kalt wie Eis, zitternd und wankend trat ich heraus. Das nannten sie Gnade, verstehst Du das, Gnade! — Nun, die Welt hatte sich von mir gewandt, und ich von der Welt; ich ging darin umher und wanderte und bettelte, und bettelte und wanderte; aber auch das gönnten sie mir nicht. — Man fing mich wieder ein, ich sollte arbeiten. Arbeiten, ich, ein Greis mit zitternden Gliedern, dessen Kraft in Kerkern und Ketten verfault war. Man ließ mich laufen und fing mich wieder und ließ mich wieder laufen, da hast Du den Rest meines Lebens. — Und was hab' ich gethan, um dies Alles zu dulden?" setzte er finster hinzu; „doch solche Fragen nutzen nichts, sie vermehren nur unsere Qualen."

„Du scheinst ein Stück von Philosoph geworden zu sein," sagte der Verwalter tröstend und legte seinem hungrigen Gaste von neuem den Teller voll Speisen.

„Das bin ich geworden," versetzte dieser. „O, wenn nichts in der Welt vernünftig macht, kalt, ruhig, überlegend weise, so thut's die Einsamkeit eines halb unterirdischen Loches, die Kette, welche das rasende Blut an die feuchte Mauer schmiedet und es nach und nach selbst in Stein verwandelt." Ein Lächeln spaltete seine schmalen Lippen und zeigte zwei Reihen von Zähnen, so fest, so glänzend weiß und rein, wie bei einem Jünglinge.

„Nun, ein schönes Stück Deiner Jugend hat Dir Dein Schicksal doch erhalten," sagte der Verwalter. „Himmel und Donner! Du bist darum vor vierzig Jahren beneidet worden, und das muß man noch, wenn man diese Zähne sieht. Von den meinen hier sind kaum ein Paar baufällige Palissaden geblieben."

Die Stirn des alten Bettlers zog sich finster zusammen. „Hartes Brot und klares Wasser haben sie fest und rein gehalten," sagte er. „Während ich in meine Ketten biß, verdarbst Du sie im Genuß, lachtest Du, küßtest Du, und, wenn Du die im Arme hieltst, die nun todt ist, dachtest Du nicht daran, daß ich knirschend mein Schicksal verfluchte."

„Laß gut sein, laß gut sein," rief der Verwalter, „laß die alten Zeiten ruhen, Bernhard, es bringt keinen Segen, vergangene Gefühle wieder aufzufrischen."

„Mir nicht," sagte der Alte ruhig, „aber Dir hat's Segen gebracht; denn das schmucke Mädchen hier, die wie sie aussieht, die nun todt ist, ist Deine Tochter. Ich kannte sie gleich," fuhr er fort, „und seit langen Jahren lief es heiß durch mein altes Herz; aber wer ist denn der junge Mensch da? Der Bräutigam, nicht wahr?"

„Wollte Gott!" versetzte der Vater. „Es ist ein Vetter, ein braver Junge, den ich liebe wie meinen Sohn. Der wird's weit bringen, Bernhard, schreibt wie ein Gelehrter, und hat was gelernt. Wie lange wird's dauern, so ist er Feldwebel, wenn er nur will, aber Bräutigam ist er nicht."

„Ei," rief der Alte, „so ein junges, rothwangiges Mädchen, mit blitzenden, verliebten Augen, und will den hübschen Vetter nicht. Da wird sich wohl schon ein Anderer gefunden haben, der das Herzchen erobert hat."

Eine dunkle Röthe bedeckte Linchens Gesicht, der Verwalter aber lachte. „Nein," sagte er, „damit ist's nichts. Die würde eine Nonne, wenn wir katholisch wären."

Lorenz lächelte vor sich hin. „Lebt denn der alte Herr von Ingelheim noch?" fragte er.

„Unser alter böser Hauptmann," rief der Verwalter, „nein, der ist todt, als Oberst gestorben, aber sein Sohn hat die Leibcompagnie vom Regimente Königin, wo der Vetter Anton Freicorporal ist. Menschen sind Menschen, alter Bernhard, Dir haben sie übel gethan, mir Gutes. Der Bruder des alten Herrn ist Director der Verwaltung, und durch den Sohn habe ich meine Stelle hier bekommen. Ein schmucker, junger Herr, ein echter Edelmann, wild wie sein Vater war, aber das Herz auf dem rechten Flecke, und herablassend zu niedern Leuten."

„Er besucht Dich wohl zuweilen?" fragte der Alte.

„Freilich," erwiederte der Verwalter, „er hört gern von seinem Vater erzählen, und Du weißt, da gibt es tausend Geschichten."

„Ich wollte ihm manche auftischen, daß ihm die Ohren gellten," sagte Lorenz dumpf vor sich hin.

„Von den Todten soll man nur Gutes sprechen," meinte der Verwalter begütigend. „Sieh, da kommt er über den Hof. Schweig' Du still, Lorenz, und erzürne ihn nicht, so wird's auch gut für Dich sein."

Der alte Bettler setzte sich in die finsterste Ecke, und der Freicorporal ergriff seine Mütze und seinen Säbel und machte sich zum Gehen bereit.

Inzwischen ging die Thür auf, und ein stattlicher junger Offizier in reicher, silberbesetzter Uniform trat herein. Sein jugendlich schönes Gesicht war frisch und heiter wie ein Frühlingstag, die Locken an den Seiten machten ihn zum Apoll, vornehmer Anstand und das Gefühl hoher Geburt zeigten sich überall in seiner Erscheinung, und nur die blitzenden, beweglichen, lüsternen Augen verrieth einen Zug, der nicht zu dem nobeln Aeußeren paßte.

Als er hereintrat, warf er Hut und Stock auf einen Stuhl und reichte dem Verwalter die Hand. „Mein alter Freund," sagte er zutraulich, „nehm' Er meinen besten Glückwunsch zu seinem Geburtstage, und hier diese silberbeschlagene Pfeife zur Erinnerung, und hier dies Röllchen zur Anschaffung von irgend etwas, was Ihm Freude macht."

Der Verwalter stammelte Worte des Dankes, die der Baron nur halb hörte. Seine Blicke wandten sich auf das junge Mädchen, der er freundlich zulächelte, und, indem er ihre Hand ergriff, ihr einige Schmeicheleien über ihren Anzug und ihr Aussehen sagte. „Auf Ehre!" rief er, „Müller, Er ist ein glücklicher Mensch, solch ein liebenswürdiges, schönes Kind zu besitzen, die der Stolz jedes Vaters sein müßte, und wäre es auch ein Baron oder Graf."

„Es ist auch mein einziger Schatz, den ich auf der Welt habe," sagte der Verwalter, entzückt über dies Lob.

Der Baron warf einen Blick auf den Corporal, der kerzengerade an der Wand stand. „Ah, ist er auch hier," rief er mit sichtlichem Verdruß. „Er verdient es nicht, solche liebe Verwandte zu haben. Nur um derentwillen schone ich ihn, aber seine Nachlässigkeiten nehmen kein Ende. Müller, Er muß den Menschen ermahnen, Ihm zur Liebe habe ich ihn allein zum Freicorporal gemacht, aber es ist ein schlechter Soldat, aus dem nichts werden wird. Meine Geduld ist zu Ende, der Stock wird helfen müssen. Jetzt geh' Er, ich habe hier noch zu sprechen, was Er nicht zu hören braucht."

Der junge Soldat war durch diese Worte in einen schwer zu beschreibenden Zustand der Wuth versetzt. Sein Haar schien sich emporzusträuben, seine Knie wankten, die Lippen färbten sich blau und die Augen starrten racheglühend auf den Offizier, der im Gefühl seiner Macht und Hoheit kalt und verächtlich sich von ihm wandte. — Vor seinem Verwandten, den er wie seinen Vater ehrte, geschmäht, vor dem Wesen, das er inbrünstig liebte, erniedrigt und beschämt, diese Tyrannei durchbohrte seine Seele, und seine Hand ballte sich um den Griff des Säbels.

„Nun, wird's bald?" sagte der Baron befehlend und sah noch einmal zu ihm hin.

Da siegte der Gehorsam. Der Corporal drückte dem betrübten alten Manne die Hand und eilte hinaus, ohne auf Linchen einen Blick des Abschieds zu werfen. Es war ihm unmöglich, er fühlte sich vernichtet, unaussprechlich elend, und wie ein Rasender lief er umher, bis er erschöpft in sein kleines Quartier zurück kam, als der Abend

schon da war. Er warf sich auf sein Lager und weinte. „Bin ich nicht ein Mensch wie er," sagte er endlich, „habe ich nicht gleiche Rechte und Ansprüche! Verflucht sei die Geburt, verflucht die Tyrannei, verflucht die Zeit, wo Ehre und Glück, Aussicht und Hoffnung einer Kaste Eigenthum ist, die in ihrem Uebermuthe jeden Andern wie einen Hund betrachtet, den sie mit Füßen tritt. Ich ertrage es nicht, komme was da will, ich werfe die Banden von mir, ich desertire."

Als der Corporal sich entfernt hatte, nahm der Capitain die Hand des Verwalters. „Müller," sagte er begütigend, „sei Er nicht so betrübt an seinem Geburtstage, ich meine es nicht so schlimm mit dem Burschen, aber es ist ein verstockter, eigenwilliger und nachlässiger Mensch."

„Ein Mensch mit einem Herzen wie ein Kind, Herr Hauptmann," sagte der Alte; „jung und nachlässig, aber gewiß nicht aus bösem Willen."

„Ich weiß, er ist Ihm ans Herz gewachsen," rief der Baron lächelnd, „und ich werde ihn schonen, das versteht sich. Aber sein Vetter gehört zu den Gelbschnäbeln, die jetzt hin und wieder vorkommen, und die man ducken muß, damit sie sich nicht überschätzen. Der Mensch liest Bücher, liest andern Taugenichtsen etwas vor, schreibt Briefe, lernt sogar, wie ich vernommen habe, Französisch. Wohin soll das führen, wenn ein Corporal sich so etwas herausnimmt, und vor lauter Gelehrsamkeit vergißt, wer er ist, und was er zu thun hat! Schärf' Er ihm das ein, Müller, er soll die Streiche lassen, oder mit nächstem bekommt er einen Denkzettel, der blau auf seinem Rücken haften soll, und vielleicht sein Gehirn wohlthätig erschüttert."

„Es ist freilich nicht recht," sagte der Verwalter, „das hat er aber sicher von seinem Vater, dem Schulmeister."

„Schulmeister brauch' ich nicht," versetzte der Capitain erhitzter. „Man muß jetzt wachsam sein, daß sich nicht auch bei uns die Köpfe verdrehen, wie in Frankreich, wo die Canaille sich aufbläst."

„Das Herz hat er gewiß auf dem rechten Flecke und Achtung vor seinen hohen Vorgesetzten," betheuerte der Verwalter.

„Das dank' ihm der Teufel!" rief der Capitain lachend, „wir würden ihm schon Gehorsam lehren. Was aber das Herz betrifft, so kann er es bald zeigen, denn der Krieg ist vielleicht näher, als wir denken. Der Bettelkaiser führt seine Franzmänner heran, sie haben Roßbach vergessen, wir wollen aber ein Ende mit der ganzen Wirthschaft machen, und den Pöbel in Paris Ordnung und Gehorsam lehren."

Der alte Verwalter nickte fröhlich mit dem Kopfe. „Endlich," rief er, „nun denn, Gnade Gott Frankreich, wenn unsere Blechmützen kommen."

„Leider wird das Gesindel nicht ordentlich Stand halten," sagte der Capitain, „es wird eine Hasenjagd sein; nun, auch gut, wenn kein besseres Wild zu haben ist."

In dem Augenblicke raschelte der Bettler in der finstern Ecke, und der Baron warf seinen Blick auf die seltsame Gestalt. „Was zum Henker hat Er denn da für ein Ungeheuer," rief er lachend und trat auf den Alten zu, der sich hoch vor ihm aufrichtete.

„Ein alter Jugendfreund, gnädigster Herr Hauptmann," sagte der Verwalter verlegen, „ein alter Soldat, der auch einst in Ihres Herrn Vaters Compagnie diente, dem's aber traurig und trübselig auf seinen Wegen gegangen ist, und welcher nun ein Obdach und Hülfe bei mir sucht."

„Was will er denn mit dem alten Vagabunden machen," sagte der Baron, „will er ihn ernähren?"

„Wenn's geht, mit Freuden," rief der Verwalter, „aber da ist gerade eine Stelle bei uns leer, als Wächter am Magazin; und wenn es Euer Gnaden beliebte, wenn Sie ein gnädiges Wort bei dem Herrn Onkel einlegten, so wäre uns Allen geholfen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Tübingen. (Fortsetz.)

[Universitätsleben.]

Ausländer sind selten auf der hiesigen Universität, sowohl unter den Docenten als unter den Studirenden, unter den erstern kaum Vier oder Fünf. Es ist klar, daß ja gar zu leicht dem Herkommen als solchem gehuldigt wird. Ausländer haben in der Regel — und es ist im Allgemeinen vorauszusetzen, daß nur Talentvolle berufen werden — einen unbefangenern und freieren Blick. Bei der Neigung der Schwaben aber, sich gegen das Fremde abzuschließen und an der Stammesbeschränktheit zu kleben, wäre es gewiß von wohlthätigem Einflusse, wenn in jeder Facultät der eine oder andere Docent ein Ausländer wäre. Wie ferner die studirenden Inländer nicht gern fremde Universitäten besuchen, so sind auch die Zeiten vorüber, wo namentlich Norddeutsche Tübingen besuchten. Anderthalb Dutzend Schweizer, wenn's hoch kommt; ein Paar irrende Ritter aus dem benachbarten Baden und Baiern, aus Norddeutschland, England und Frankreich, ist alles, was von fremder Zunge sich hier aufhält. Trotz dem könnte man bei 700 Studirenden ein reges Leben und Treiben erwarten, was aber im Allge-

meinen nicht der Fall ist. Die Studirenden der beiden theologischen Facultäten sind zum bei weitem überwiegenden Theil im Stift und Convict abgeschlossen. Unter den übrigen finden sich eine Menge Pharmaceuten, Chirurgen, Buchhalter, Schreiber, die noch die eine oder andere juristische oder cameralistische Vorlesung hören wollen; sie haben somit specielle Zwecke, die nichts mit der allgemeinen Wissenschaft zu thun haben, und stehen häufig in einem Alter, in welchem die akademische Illusion keinen Raum mehr hat. Anderseits kommen oft Leute auf die Universität, denen es noch durchaus an der nöthigen Reife des Alters und Charakters fehlt. Doch der Hauptunterschied zwischen der Zeit von 1814—30 und der Gegenwart ist, was das äußere Leben betrifft, der Umstand, daß mit der Burschenschaft und den ihr entgegengesetzten Corps die größeren Verbindungen so ziemlich verschwunden sind. An die Stelle des Gemeingeistes ist mehr und mehr eine particularistische Absonderung getreten, durch welche jede lebendige nnd gegenseitige Einwirkung verloren geht. Es findet sich nichts mehr von der organisirenden, Gemeinschaft bildenden Kraft, durch welche jeder tüchtige Trieb sich kund thut; es sind lauter kleine Geister, von denen keiner so viel inneres Feuer besitzt, daß er es den anderen einpflanzen könnte. Da sind es nun eine Anzahl kleiner Gesellschaften, nach Gymnasien, Provinzen und Facultäten abgezweigt; den Gesichtskreis, den sie schon auf dem Gymnasium überschauten, haben sich nicht überschritten; keine neue Ideen, keine neue Gesellschaft. Man trinkt, raucht Tabak, spricht über Hunde und Pferde, oder prügelt sich auch zur Abwechslung. Welche Befangenheit in Provincial-, Standes- und Facultäts-Vorurtheilen, welche Kleinigkeitskrämerei dadurch genährt wird, ist leicht einzusehen. Doch ich würde Vielen Unrecht thun, wenn ich behaupten wollte, sie bringen ihr Leben in der Kneipe zu. Nein! es fehlt auch nicht an solchen, welchen das Bierglas der Spiegel ersetzt. Es gibt auch Schöngeister, welche schon frühzeitig, wie Hr. Diesterweg will, durch den Umgang mit gebildeten und feinfühlenden stuttgarter Frauen aus hohem und niederem Stand, und durch die Kunst der Tanzmeister und Friseure der Hauptstadt, salonfähig geworden sind. Denn das weibliche Geschlecht zu Tübingen liebt schöne Complimente, glatte Halstücher und feine Handschuhe an den jungen Herren. Nur in ironischer Beziehung lassen sich diese noch den Namen „Schwaben" beilegen. Zwar will ich nicht sagen, daß nur diese zwei Classen von Studirenden sich hier finden, aber die bei weitem überwiegende Mehrzahl trägt keinen andern Charakter. Die wenigen, die sich der treuen Pflege der Wissenschaft widmen, sind meistens zurückgezogen, und auch von diesen sind nur zu Viele bloße Fachmenschen. Wir müssen sehr eifrig suchen, bis wir noch einige wenige finden, die die Wissenschaft im wahren und vollen Sinn als die freie That des Geistes zum Panier erheben, und ihm unverrückt und rücksichtslos treu bleiben. Daß Charakterlosigkeit der Grundfehler der Gegenwart sei, ist so wahr, als es schon oft behauptet wurde. Charakter, die consequente Durchführung einer Ueberzeugung, so daß das Leben durch sie beherrscht wird, wird diese Generation nicht bekommen. So wenig aus dem Tode das Leben, so wenig wird aus der Bücherstube Charakter hervorgehen. Tod, aber nicht Leben hat jetzt die Herrschaft. Wie Mährchen, die gar schön sind für die Phantasie, und deren Melodie das Ohr ergötzt, erscheinen uns die Großthaten unserer akademischen Vorfahren; aber wir sind ungewiß, ob nur durch die Ferne der Zeit die Gestalten zu riesigen Schatten sich erweiterten, oder ob unser Geschlecht so ganz zusammengeschrumpft ist. Es ist jetzt alles gehörig verpallisadirt, so daß kein auch noch so geschickter Springer unverletzt über den Graben, der das Paradies umgibt, hinwegsetzen kann, und die Tafeln, die man an verbotenen Wegen aufzustellen pflegt, tragen eine so leserliche Schrift, und die unglücklichen Beispiele der Uebertretung sind so sprechend, daß auch der Uebermüthigste zahm wird. Sonst zwar, als die Wissenschaft noch voll Staub und nur Sache des Gedächtnisses war, da hat wohl mancher seinen lechzenden Gaumen an dem frischen Quellwasser der Philosophie gelabt. Jetzt aber zieht man es vor, das **Leben zu genießen**, d. h. seine Zeit mit Nichtsthun, Trinken und Schlafen todt zu schlagen. Nur versäumt man nicht, sich von ein Paar Hauptvorlesungen vollständige Manuscripte zu verschaffen. Man schreibt, als dictirte der heilige Geist. Denn was man Schwarz auf Weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen, d. h. man macht dann ein gutes Examen. Hat man nämlich auf obige Weise sein Leben genossen, so präparirt man sich aufs Examen, und da ist es immer gut, zu wissen, was die Lieblingsgrille des Examinators ist. Mit einem Wort, die Wissenschaft ist zum Handwerk geworden, durch das man sich einmal sein täglich Brot verdient. Man erwirbt sich Kenntnisse und gewisse Fertigkeiten, wie der Lehrjunge in seiner Werkstatt. Von einer selbstständigen Verarbeitung, von eigener Forschung ist keine Rede. Man weiß nichts mehr davon, daß die Wissenschaft ein organisch gegliedertes Ganzes ist, das verschiedene, einander gegenseitig bestimmende und bedingende Gebiete begreift. Daher werden die allgemeinen Wissenschaften, wie Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften vernachlässigt und nur von denen getrieben, zu deren Fach sie gehören.

Ich spreche natürlich von der Mehrzahl; und auch das Bisherige habe ich nur gesagt zum Beweis, wie alle Momente, die unser Nationalleben bewegen, ihre bewährtesten Repräsentanten hier finden. So gut aber als die schlechten, werden auch die bessern Partieen desselben repräsentirt, namentlich die Bewegungen in der Theologie und Philosophie.

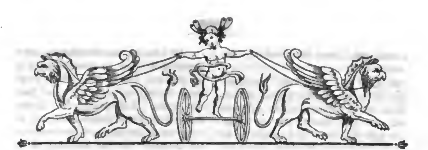
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Graf Baudissin.]

Graf Wolf von Baudissin, der Herausgeber des werthvollen Werkes „Ben Jonson und seine Schule," der thätige Theilnehmer an der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung Shakspeare's, seit Jahren in Dresden wohnhaft, hat eine Reise nach dem Orient angetreten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — **68.** — den 5. April 1838.

Redacteur: **Dr. F. G. Kühne.** Verleger: **Leopold Voß.**

Der Unversöhnliche.

(Fortsetzung.)

Der Baron betrachtete den Alten mit mißtrauischen, unwilligen Blicken und richtete einige Fragen an ihn, welche dieser einsylbig beantwortete. „Meinetwegen,“ sagte er dann, „ladet ihn Euch auf den Hals, mein Onkel ist so eben nach Hause gekommen, geh' Er mit ihm hinüber, Müller, zeige Er ihm das Ungeheuer, ich werde ein paar Worte schreiben.“

Er nahm von dem kleinen Schreibtische ein Blatt, und während er schrieb, zog der glückliche Verwalter den Bettler in die Nebenkammer und beschenkte ihn mit einem Anzuge, der diesem ein stattliches Aeußere verlieh. Der Capitain selbst bewunderte die Metamorphose und wünschte ihm lachend Glück dazu. „Nun schnell hinüber,“ sagte er, „ehe es zu spät wird. Schickt nur mein Billet mit dem Bedienten hinein und wartet, die Zeit ist gut gewählt, mein Onkel bewilligt am leichtesten etwas vor dem Nachmittagsschlafe, damit er Jeden schnell los wird, der ihn stören könnte.“

Als sie hinaus waren, stand der Capitain noch einen Augenblick am Fenster und strich mit einem kleinen Taschenkamme Locken und Zopf, kaum aber erblickte er die Beiden auf dem Hofe, als er mit dem freundlichsten Gesichte sich umkehrte und mit geöffneten Armen auf Linchen zueilte, welche im Hintergrunde an dem Tische stand und ein zierliches Jou-jou von Elfenbein zwischen ihren kleinen Fingern auf und ab rollen ließ.

„Ach, Närrchen,“ rief der Baron, „willst Du mir zeigen, wie Du mein Geschenk schon zu benutzen verstehst? Komm her, setze Dich auf mein Knie, wirf den Bettel fort, es ist so nicht mehr Mode. Geschwind komm, die Minuten sind kostbar, und ich muß Dich tausend Mal küssen, Du kleiner närrischer, allerliebster Affe.“

„Wenn uns der Vater überraschte, mein theurer Freund,“ sagte Linchen halb ängstlich und legte die Hände um seinen Hals.

„Halt,“ rief der Baron, „halt, Hexe, Du zerdrückst mir Toupé und Locken und ich muß in einer Stunde zur Assemblée bei der Gräfin Rosenberg.“

„Du bist jetzt so oft dort,“ sagte sie traurig.

„Als ob ich nicht müßte!“ versetzte er; „aber um sieben schleich ich mich fort, und wenn Du am Fenster pochen hörst, so öffne leise die Thür; oder glaubst Du, daß der Alte zu Hause bleibt?“

Sie schüttelte den Kopf. „Sicher geht er mit seinem Gaste in die Krone,“ sagte sie.

„Es ist mir gar nicht recht, daß er den alten Landstreicher ins Haus genommen hat,“ rief der Baron, „und schwerlich hätte ich auch meinem Onkel geschrieben, wollte ich nicht mit Dir allein sein. Aber der Kerl muß heute noch ins Wächterhäuschen hinüber, damit er nicht ein Wächter für mich etwa wird. Hörst Du, bei Euch ist's zu eng und klein. — Aber, was ist denn das mit Dir!“ fuhr er fort, „Du weinst, Linchen; ins Himmels oder ins Teufels Namen denn, warum weinst Du?“

„Liebst Du mich auch," sagte sie, „darf ich Dir denn auch ewig vertrauen?"

„So lange die Welt steht, mein Kind," erwiederte der Baron lachend. „Was sind das für Possen! Glaubst Du, daß ich Deinem Vater den guten Posten verschafft hätte, wenn's nicht um Dich wäre? Sei kein Närrchen, höre auf, ich habe keine Zeit, Dich weinen zu sehen. Oder haben sie Dich wieder ins Gebet genommen, sollst Du etwa den Corporal heirathen? Zum Teufel, ich will dem Lümmel die Hochzeitsgedanken aus dem Kopfe bringen, ich will ihn so blaß und mürbe machen, wie die Gardine hier. Er ist mir in der Seele verhaßt, der ungeschlachte Kerl."

„Nein, nein," rief sie hastig, „der arme Anton ist gut, zürne ihm nicht, denn meine Sorge betrifft nur Dich, meine Thränen fließen nur um Dich, ich weiß es selbst nicht warum, aber mir ist so bang', so weh, so beklemmt im Herzen, und wenn ich daran denke, daß Du mich verlassen könntest, ist es aus mit meiner Ruhe."

„O, Du liebes Närrchen!" rief der junge Offizier, „Du bist ja so schön, so frisch, so liebenswürdig, wie könnte ich Dich verlassen!"

„Aber, wenn Du in den Krieg mußt, mein Herr und Gott, wenn sie Dich todt schießen; ich würde Dich immer und ewig beweinen müssen und keine Ruhe auf Erden finden."

Dem stürmischen, wilden Manne that es unbeschreiblich wohl, von dem holden Geschöpf sich so geliebt zu sehen, wie es überhaupt nichts Süßeres gibt, als der zarte, tiefe Kummer eines liebenden Weibes um den Verlust des Mannes, der noch voll Jugendstärke und Lust in ihren Armen liegt. — „O, weine nicht, mein Herzblatt," sagte er schmeichelnd, und küßte ihre Augen, „wer weiß, wie Alles kommt; vielleicht geh' ich gar nicht mit gegen die lumpigen Franzosen, vielleicht kriechen sie auch zu Kreuz, ehe wir einmal marschiren, denn sie fürchten sich vor unserm Namen schon. Und übrigens habe ich auch mehr zu thun, als einer Hetzjagd beizuwohnen, welche doch wenig Ruhm verspricht. Ich bin eben volljährig, und meine Güter sind in Unordnung, das will ich Dir ganz im Vertrauen sagen. Kann ich mit Ehren fort, das heiße, zieht die Geschichte sich noch in die Länge, so nehm' ich meinen Abschied."

„Und dann und dann," rief sie mit strahlenden Augen.

„Dann sollst Du ganz mein sein, Närrchen, dann lasse ich nie von Dir."

Er besiegelte diese Versicherung mit einem unendlich langen Kusse, und ihr lautes Gespräch ging in ein leises zärtliches Liebesgeflüster über, welches plötzlich von einem Schlage auf den Drücker der Hausthür unterbrochen wurde. Das Pärchen flog auseinander, und der Baron hatte seiner Schönen nur noch zuzuzischeln, daß er in der achten Stunde sicher wiederkehren würde, als der Verwalter und sein trübseliger Freund hereintraten. Auf dem freudigen Gesicht des Alten schwebte der Sieg, und mit Jubel verkündete er, daß Alles abgethan sei. Der alte gnädige Herr Director hatte in Lorenz' Anstellung gewilligt, und in der Hast seines Entzückens und den Hoffnungen der Zukunft bemerkte er nicht die zerdrückten Puffen an Linchens Kleide, und ihre gerötheten Wangen, noch die zerstörte Frisur des Capitains, welche im letzten Sturme der Liebe eine allgemeine Niederlage erlitten hatte.

Der junge Herr schied, nachdem er Glück gewünscht hatte, und der Magazinverwalter ordnete und schaffte, suchte Wäsche und Kleider hervor, ließ, auf Anrathen der Tochter, Bett und Geräthe sogleich in das Wächterhäuschen bringen, und lebte ganz auf in alter Jugendneigung zu dem Wiedergefundenen, dessen langjährige Leiden er mit einem Gefühle der Reue zu versöhnen suchte, die immer im Herzen eines guten Menschen erwacht, wenn er glaubt, einen gewissen Theil der Schuld zu tragen. Das Alter hatte die Leidenschaft ausgelöscht, der Haß war längst verschwunden, und er erinnerte sich nur, daß Lorenz einst Liebe und Freundschaft für ihn empfunden hatte. Mit heißer Begier sah er ein Wesen, das ihn kannte, das ihn verstand, mit dem er von Zeiten und Geschichten reden konnte, um welche zum Theil Beide nur wußten. Der alte Mann war glücklich, doch der ruhige, ernste Lorenz schien in der sorgloseren Lage nicht von neuem aufzuleben.

So vergingen Wochen und Monate, der Frühling des Jahres 1806 brach heran, und die junge Frische der Natur streckte die grünen Finger überall aus den erwachenden Gestaltungen. Die großen Magazingebäude umschlossen einen weiten Hofplatz, an dessen Vorderseite ein schönes pallastartiges Haus die Wohnung des Directors bildete, zur Seite lag das kleine Domizil des Verwalters, und im Hintergrunde an einer Ecke des Magazins ein Hüttchen von Stein mit einem niedern Gemache, und Herd und Kammer, wo der alte Lorenz hauste. Sein Vorgänger im Amte hatte von dem Rasenplatze rund umher Besitz ergriffen, grüne Hecken gezogen, Beete abgesteckt, Blumen und Bäume gepflanzt. Eine dunkle Laube

von jungen Linden wölbte sich zum schattigen Dache, Weinranken umschlangen das niedere Häuschen, und schwellende Rasen- und Moosbänke erhoben sich an den Seiten der Thür. Der finstere, schweigende Alte verrichtete seine Pflichten mit sorgfältiger Pünctlichkeit. Nachts, wenn Alles schlief, sah man die seltsame Gestalt die großen, ruhenden Gebäude umkreisen, und wenn der Strahl seiner Laterne die weißen, vom Winde getriebenen Locken beleuchtete, schien er ein Gespenst zu seyn, das nebelartig durch die Mitternacht fährt. Der Director hatte diese Wachsamkeit wohl bemerkt und lobte sie, der Verwalter aber schüttelte den Kopf über den alten Freund, der so düster und stumm war, nicht mit ihm Abends nach vollbrachter Arbeit zum erfrischenden Trunke gehen mochte, und nur mit Widerwillen einsylbig von den Tagen seiner Jugend sprach, wenn er mußte.

Das Gärtchen allein war die Sorge und Lust des Alten. Unablässig schaufelte und pflanzte er, und im Reiche der jungen Blüthen und Blumen, unter den weißen Kronen der schlanken Bäume, schien ihm allein das Herz aufzugehen. Er murmelte vor sich hin und sprach mit ihnen, lächelte und seufzte, wenn der Nachtwind schüttelnd darüber hinfuhr; oder ein stürmischer Tag die Blüthen brach, und Blätter und Zweige abstreifte. Abends wenn die Sonne zu Rüste ging, saß er dann auf der Moosbank und blickte über den Strom hinaus, der an der Seite dicht vorüberfluthete, und verfolgte das zitternde letzte Glühen, wie es über die höchsten Giebelfirsten der großen Stadt blitzte und an den schlanken Thurmspitzen an Kreuzen und Goldkugeln glänzend zurückprallte. Wenn aber Lachen und Lust auf dem Strome laut wurden, wenn Gondeln und leichte Kähne plätschernd vorüberschaukelten, Gesang und Musik mit dem zitternden Mondschein heraufschwammen, blickte er wild auf das Wasser hinab, oder wenn fröhliche Knaben landeten, wenn sie spielend die großen Gebäude umschwärmten, trieb er sie mit rauhem Schelten fort, und hetzte seine großen, wilden Hunde hinter sie her. — Er haßte die Kinder, als werdende Menschen, mehr noch, als die Menschen selbst; die starre Natur liebte er, weil sie dulden mußte, und gemißhandelt ward, wie er.

Bei allem Haß aber schloß er sich dennoch fester an einen Menschen an, dem er mit einem Gefühle der Freundschaft die Hand reichte und gegen ihn allein Vertrauen und Milde zeigte. Dies war der junge Corporal. — Anton hatte seit jenem Tage selten seinen Vetter besucht, der in väterlicher Besorgniß ihm jedesmal dringende Vorstellungen machte, die mit Vorwürfen vielfach gemischt waren. Was der junge Mann auch zu seiner Vertheidigung sagte, wie bitter er auch die Tyrannei anklagte, wie entschuldigend er über kleine Fehler sprach, welche ihm nicht mit Unrecht vorgeworfen wurden: die alte strenge Ordnung fand in dem Verwalter einen eifrigen Verfechter. Er, der es als die höchste Staffel der Ehre betrachtete, Feldwebel gewesen zu sein, und Stock und Prügelbank, Zopf und unbedingte Unterwerfung als nothwendige Elemente des Soldatenstandes ansah; der in jedem Junker den unbedingten geborenen Oberen erkannte, und mit angestammter Ehrfurcht zu ihm aufblickte, konnte die Klagen des jungen Menschen nicht begreifen, der mit thränenden Augen über die Schmach sprach, von jedem nichtsnutzigen Knaben mit Esponton um den kleinsten, erbärmlichsten Zufall, um einen schlecht gewickelten Zopf, um ein herabhängendes Haar, um einen angelaufenen Knopf, um eine Schuhspitze, wie ein Bube gescholten, wie ein Verbrecher mit gemeinen Schimpfworten bedeckt, wie ein Hund getreten zu werden. — Walberg war jung, feurig, ehrgeizig und von einem stolzen Drange nach Auszeichnung und Ruhm, wie vom Durste nach Wissen beseelt. Er hätte mit diesen Eigenschaften nichts Unglücklicheres sein können, als Soldat in einer Zeit, wo das Heer zum großen Theil noch aus Geworbenen bestand, welche unter der starren Zuchtruthe einer Prügeldisciplin gehalten wurden, der man die größten Erfolge des siebenjährigen Krieges zuschrieb, und deshalb mit Hartnäckigkeit über ihre vollste Ausübung wachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Tübingen. (Fortsetz.)

[Theologen und Philosophen.]

Würtemberg ist seit langer Zeit Heimathland der Theologie. Dies ergibt sich schon daraus, daß die katholisch-theologische Facultät in Tübingen lange Zeit eine der berühmtesten war, und es, wie zu erwarten steht, in kurzer Zeit wieder werden wird. In früherer Zeit zeichnete sie sich aus durch Freisinnigkeit. Seitdem aber Möhler hier auftrat, hat sich die Richtung um ein bedeutendes mehr dem Ultramontanismus zugewendet, eine Richtung, die sich auch seit der Entfernung Möhler's nur in etwas wieder geändert hat.

In der protestantisch-theologischen Facultät finden alle Richtungen der Theologie warme und entschiedene Anhänger. Die Orthodoxie, der störrische Supranaturalismus wird durch seine Fixirung gegenüber der Wissenschaft mehr und mehr zum Pietismus. Zwar will er die Wissenschaft nicht ausschließen; er ist zum Theil recht gelehrt, hat auch einige geistreiche und philosophisch sein sollende Schmucksächelchen

um sich gehängt. Im Grunde aber hat er einen so zähen und eigensinnigen Verstand, daß er das gerade Gegentheil von der Bewegung der Wissenschaft repräsentirt. Ja, ein besonderer Zweig des Pietismus will von gar keiner Wissenschaft etwas wissen, denn diese fordert harte Arbeit. Doch ist auch anzuerkennen, daß gar Vielen das Parteiwesen im Innern fremd ist und denen es unangenehm ist, in ihrem tiefen Gemüthsleben gestört zu werden. Aber schon dieser Umstand hat mehr und mehr die Folge, daß sich die „frommen Studirenden" den „Antichristen" gegenüber separiren. Schleiermacher hat viele Anhänger, doch mehr unter der Generation, welche seit einigen Jahren die Universität verlassen hat. Aber Jeder, der Interesse nimmt an der theologischen Discussion, würde es sich zur Schande rechnen, Schleiermacher's Dogmatik, wenn nicht selbst zu besitzen, doch wenigstens gelesen zu haben. Der eigentliche Kampf aber dreht sich um den alten, mit einigen neuen Phrasen zugestutzten Supranaturalismus und die Hegel'sche Philosophie.

Man will es hier ganz unbegreiflich finden, wie in Norddeutschland die Consequenzen, die Strauß aus Hegel gezogen, nicht zugegeben werden. Wenn man hier von Hegel und seiner Anwendung auf die Theologie spricht, so setzt man stillschweigend voraus, daß dieses in der Art und Weise wie von Strauß geschehe. Und nicht leicht möchte Strauß irgendwo wärmere und entschiedenere Anhänger und Vertheidiger finden, als auf der hiesigen Universität, die er wegen seines Buches verließ. Eine lebenskräftige Richtung wird sich nur um so gewaltiger Luft machen, wenn sie bekämpft wird, und gerade dieses ist hier der Fall.

Unsere philosophische Facultät ist zusammengesetzt aus Philosophie und Philologie. Außerdem hat noch die Geschichte und Naturwissenschaft Sitz darin. Geschichte wurde noch bis vor wenigen Jahren, besonders von der alten Burschenschaft, fleißig studirt, und es ist wirklich zu bedauern, daß die gediegenen Vorträge unseres Haug neuerdings so wenig besucht werden. Ausgezeichnete Darstellung, feine Combination, gründliche Studien, Unbefangenheit und Freisinnigkeit des Urtheils sind Vorzüge, die ihn zu einer Zierde einer jeden Universität machen würden. Und ich hoffe, daß sein demnächst erscheinendes universalhistorisches Werk ebenso viele Leser bekommen werde, als seine Vorträge früher Zuhörer hatten, und daß er nicht mehr lange zu bedauern haben möge, daß die eingedrungene Philosophie der Geschichte feindlich entgegentrete. Unsere Philologie hat ein gutes Gedächtniß und ist sehr gelehrt. Die eine Hälfte derselben beschäftigt sich mit macedonischen Straßenzügen, die andere hat viele Rhetoren, d. h. nicht Redner, sondern solche, welche über die Redner geschrieben haben, gesammelt und mit seltenen Anmerkungen ausgestattet. Sie befand sich gerade in der Julius-Woche in Paris und wollte durch ihr Werk den Franzosen Anleitung zur wahren Redekunst geben. Mit einem Wort, unsere Philologie hat alles, nur nicht vorzugsweise Geist und Geschmack. Beides wird, hoffen wir, Ewald mitbringen. Schon längere Zeit suchte man einen Orientalisten für die hiesige Universität zu gewinnen. Mohl zog es vor, in Paris zu bleiben. Rückert und v. Bohlen, die dem Rufe gefolgt wären, fanden hier geheime Gegner. Jetzt kann es sich Würtemberg zum Ruhme rechnen, Ewald aus Göttingen berufen zu haben. Auch unsere Philosophie seufzt nach Erlösung. Der Conflict zwischen Himmel und Hölle hat zwar sammt Hrn. Prof. Eschenmaier (dessen Philosophie nach Tennemann schon 1820 zu ihren Vätern, oder Müttern versammelt wurde) das consilium abeundi erhalten; die Logik aber leidet an schwerer Verdauung. Dr. K. Ph. Fischer scheint die Erwartungen, die er vor einigen Jahren erregte, nicht mehr erfüllen zu wollen. Konnte man früher noch hoffen, er werde das, was er aus Schelling, Bader, Steffens, Schubert u. A. gesammelt hatte, noch zu einem Ganzen verarbeiten, so zeigt es sich mehr und mehr, daß es Mangel an philosophischer Production ist, der ihn Verwirrung und Unklarheit für identisch mit Tiefe halten läßt. Wüßte er, was Wissenschaft ist, so würde er weder ein so exaltirter Freund des Pietismus, noch ein so leidenschaftlicher Gegner Hegel's sein, dessen Methode ihm selbst gar sehr zu wünschen wäre. Er verschmäht es nicht, den moralisirenden Maaßstab anzulegen, d. h. er findet es viel bequemer, statt das System sich aus sich selber widerlegen zu lassen, dem philosophischen Pöbel ein Paar schönklingende Phrasen von Gemüth u. dgl. vorzuwerfen, und sich dann groß zu dünken, wenn er dem todten Löwen noch einen Fußtritt gibt. Er verschmäht es nicht, die Werke Hegel's so zu verdrehen, daß Jeder, der nur die geringste Kenntniß von Philosophie hat, ihm entweder den guten Willen, oder die Fähigkeit, ein großes Ganzes zu verstehen, absprechen muß. Man muß sich schon lange wundern, daß er noch keinen Kreuzzug gegen Hegel gepredigt hat. Gewiß hat seine Manier, die Sätze des Gegners zu verfälschen und sie ihm ins Gewissen zu schieben, ihren letzten Grund in dem Gefühl, daß er seinem Gegner auf wissenschaftlichem Boden nicht gewachsen ist. Und es ist auch leichter, auf dem Katheder zu schmähen, als Schmähungen öffentlich zu vertheidigen.

Das gerade Gegentheil von ihm ist der Aesthetiker Dr. Fr. Vischer, im Inlande bekannt durch mehrere poetische Producte, im Auslande neuerdings auch durch seine treffliche Schrift über das Erhabene und Komische. Klarheit und Präcision des Gedankens, entschiedene Feindschaft gegen alles Dunkel und Geheimniß, rücksichtslose Consequenz, Witz und lebendige Darstellung machen ihn zu einem äußerst wohlthätigen Element für die Universität. Die theologische Facultät zählt nur 4 Mitglieder. In Dr. Steudel verlor die Hochschule einen trefflichen Charakter. Seine theologische Richtung wird mit mehr Scharfsinn, Gewandtheit und mit umfassenden Kenntnissen, aber auch mehr und mehr mit Hinneigung zum Pietismus vertreten von Dr. Schmid, im Ausland fast gar nicht bekannt, woran aber nur die Kargheit seiner Feder die Schuld trägt. Eine bedeutende Persönlichkeit gibt ihm eine einflußreiche Stellung. Die Schleiermacher'sche Richtung wird vertreten durch Dr. Dorner; er wurde erst vor kurzem als außerordentlicher Professor angestellt, und verspricht, wenn er sich vom Pietismus fernhält, bedeutende Leistungen. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 69. — den 6. April 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unversöhnliche.

(Fortsetzung.)

Seit der französischen Revolution aber waren in tausenden von Schriften Gedanken verbreitet worden, welche mit geheimnißvoller Gewalt in die Herzen der Völker drangen. Die meisten Soldaten konnten freilich nicht lesen, so wenig wie viele ihrer Offiziere, aber mehr oder minder drang die sympathetische Krankheit auch in ihre Reihen, und vermehrte die dumpfe Unlust, das geheime Gefühl der Unzufriedenheit. Man freute sich auf einen Feldzug, aber es war eine Freude, wie sie ein Gefangener empfindet, der bei einem Transport die Gelegenheit ahnet, seine Ketten zu zerbrechen; rachedürstende Gedanken mischten sich darein, Gedanken des Mordes und der Vergeltung gegen ihre Peiniger, und nicht ohne Bangen sahen manche Offiziere den Augenblick nahen, wo die Mauern der Städte, mit Schildwachen umstellt, nicht mehr die Flüchtlinge aufhielten, und Pulver und tödtendes Blei sich in den Händen ihrer Untergebenen befinden werde. Manche suchten daher schon jetzt durch mildere Behandlung eine vortheilhaftere Meinung zu erregen, Andere verdoppelten ihre Strenge, um durch Furcht sich zu sichern, und diese Maßregel schien der Baron von Jugenheim zu befolgen, der es seinen Offizieren zur Pflicht machte, das geringste Dienstversehen unnachsichtlich zu ahnden.

Anton war die Zielscheibe seines verhaltenen Hasses, und der junge Soldat sah sich mit harten Vorwürfen und Strafen bei dem geringsten Anlaß überhäuft, die endlich sogar, trotz des Capitains Versprechen, mehrmals bis zur körperlichen Züchtigung mit der Klinge gingen, da sein Grad ihn gegen den Stock schützte. Seine Beschämung und die Gluth seiner Empfindungen überstieg jede Ausmalung derselben; seine Kameraden liebten und beklagten ihn, sie wußten, daß er mit der ängstlichsten Sorge jeden Grund der Unzufriedenheit zu vermeiden strebte, und sahen in ihm ein Opfer des Hasses. Nur der Gedanke an seine Zukunft und seine Pläne hielt Walberg mehr als ein Mal ab, die Spitze seines Kurzgewehrs in die Brust seines Peinigers zu senken. Er war fromm erzogen, mild, und schauderte vor einem Morde, darum war es ihm unmöglich, ruhig überlegend auf Rache zu sinnen, aber fest beschlossen hatte er es, die erste Gelegenheit zu ergreifen, sich allen Qualen und Mißhandlungen von Menschen zu entziehen, die er tief verachtete, die in Kenntnissen, in Empfindungen, in Denken und Thun weit unter ihm standen, und, wie er meinte, nur durch Unrecht, durch Gewalt, durch schauerliches, tausendjähriges Vorurtheil sich über ihn erhoben hatten, und sich besser achteten als ihre Mitmenschen.

Er mied die Wohnung des Verwalters, denn er fürchtete dort den zu treffen, bei dessen Anblick seine Glieder bebten, und sie, die er liebte, hatte keinen Blick für ihn. Die Zuneigung seines Vetters war überdies durch die Klagen des Barons merklich erkaltet, Eifersucht mischte sich in seinen Zorn, aber die Liebe wurzelte dennoch tief in seiner Brust. Abends in der Dämmerung schlug er

den Weg zum Strome ein, nahm in der Nachbarschaft von einem Fischer, den er kannte, den kleinen Nachen und fuhr bis an die Steinwehr des Magazinhofes. Wenn er dann zu der Hütte des alten Lorenz trat, saß dieser auf der Moosbank und streckte ihm freundlich die Hand entgegen. Schweigend nahm der Unglückliche neben dem trübseligen Gefährten Platz, der ihn finster und doch mit blitzenden Augen betrachtete. Ein geheimes Gefühl der Freude schien sich in seiner Brust zu regen; er sah einen Leidensgefährten, dessen Schicksal dem seinigen ähnlich war. Auch er war jung gewesen, feurig, ehrsüchtig, wild, und von der Gewalt zertreten worden. Er dachte nicht an seine Schuld dabei, er betrachtete nur die Folgen, die Kette seines Unglücks, die Qualen seines Lebens, und ein Strahl schmerzlicher Genugthuung, ein Schimmer der Rache zuckte durch seine unvernarbten Wunden. — Dann begann er zu erzählen, von dem Leben bei dem Verwalter, von den Besuchen des Barons, und stachelte den Haß und die Eifersucht mit mehr Geschick, als von ihm zu erwarten stand.

Eines Abends, nach leidenvollem Tage, war Anton ungemein finster und brütete düster sinnend vor sich hin. Er war heute hart bestraft worden, und so eben von einer Patrouille zurückgekehrt. Ohne in sein Quartier zu gehen, kam er zu dem Alten, warf das Gewehr neben sich an die Wand und berichtete ihm seine neuen Leiden, die dieser mit einem verächtlichen Lächeln begleitete. — „Das ist die Art so, das kenne ich besser als Du, junger Mensch," rief er und erzählte dann aus den Tagen seiner Jugend eine Reihe von Geschichten der Ungerechtigkeit und der Rache. Endlich sprach er auch von dem Vater des Capitains, und malte ihn mit den Zügen des tiefsten Hasses, als einen der abscheulichsten Tyrannen. — „Den hättest Du sehen sollen," sagte er, „wie er umherging und sich seine Opfer suchte, wie er wüthend war, wenn er nichts finden konnte, und aus bloßer Lust an Prügeln endlich den ersten Besten herausgriff und unmenschliche Strafen über Schuldlose verhängte. Morgens, wenn er aufstand, mußte der Rapport ihm gemacht werden, was am vergangenen Abend vorgefallen war; er hielt sich seine Knechte, die ihm immer etwas zu hinterbringen wußten, und während er lächelnd seinen Kaffee schlürfte, hörte er mit Wohlgefallen das Geschrei der Zerprügelten vor seinem Fenster."

„Es ist ein verfluchtes Geschlecht," murmelte der Corporal und ballte die Faust vor seiner Stirn. „Er hat einen würdigen Sohn, der verdammte Henker."

Lorenz ergriff seine Hand. „Die Rache am Vater übte ich schlecht," sagte er dumpf, „Dir ist der Sohn vorbehalten; sei glücklicher, als ich es war."

Walberg sah ihn starr an. Der Mond trat so eben hinter einer Kirche hervor und beleuchtete das kalte, große Gesicht des Alten. „Was sagt Ihr da, Vater Lorenz?" stammelte er.

„Räche Dich wie ein Mann," flüsterte dieser und drückte seine Hand.

„Nein, nein," rief Walberg, „ich will fliehen, Gott schütze mich! ertragen kann ich es nicht länger."

„Thor," sagte der Alte, „wohin willst Du fliehen? Ueberall an den Gränzen wimmelt es von Truppen, jede Maßregel ist jetzt geschärft. Sie werden Dich fangen und ein fürchterliches Loos erwartet Dich."

„Wenn ich bleiben muß, wenn ich wirklich bleiben muß," sagte Walberg zitternd, „so verzeihe Gott denen, die mich zum Verderben leiten. — Ein Krieg ist an der Thür; wenn er ausbricht und es kommt zur Schlacht, so wird meine erste Kugel ihren Weg finden."

Der Alte lachte laut. „Dafür ist gesorgt," rief er, „der tapfere Held wird nicht mit Euch ziehen, er sucht jetzt seinen Abschied nach, denn er weiß recht gut, daß mehr als Einer so denkt wie Du."

„Nun, Gott sei Dank," rief der Corporal, „so sind wir ihn los."

„Bist Du ein Mann," rief Lorenz, „und sprichst wie eine Memme? Du kennst die Rache noch nicht, Du weißt nicht, wie süß sie ist. Dreißig Jahre habe ich Ketten getragen für einen großen Augenblick, aber ich würde ihn um tausend Jahre nicht weggeben. Wie er vor mir stand mit dem malitiösen Lachen, wie er mich betrachtete mit dem Geierblicke, wie er mit verachtender Lust mich zu binden befahl, und nun plötzlich der ganze Grimm meines Lebens in meine Arme floß; wie mein Bayonnet ihn durchbohrte, wie es knirschend in seine Seite drang, und ich den Schrei hörte, der wie ein Engelsgesang durch meine Brust strömte. Die Qualen kamen erst wieder, als ich sah, daß er lebte, daß ich ohnmächtig, nutzlos mich geopfert hatte; mach' Du es besser, mein Sohn, vergilt es, räche uns Beide."

Das Auge des alten Mannes funkelte in wilder Lust der Rache, und Walberg bebte davor zurück. „Der Himmel rächt Alles," sagte er leise und faltete die Hände.

„Der Himmel rächt nichts," rief Lorenz bitter. „Gott ist zu hoch, er weiß nichts von dem Elende seiner Geschöpfe, sonst hätte er einmal doch mein Gebet erhören müssen."

Ein tiefe Pause folgte. „So laß es denn gehen,

wie es geht," sagte Lorenz endlich, „krieche im Staube fort, laß Dich treten, zuletzt ißt Du doch wohl Dein Stück Brot in Frieden. Der hochgeborne Baron wird nach zwanzig oder dreißig Jahren auch einmal, wenn er Dich sieht, lächelnd mit dem Kopfe nicken, und sein Sohn vielleicht in Deine Hütte einsprechen, wenn Du eine hübsche Tochter hast."

„Was wollt Ihr damit sagen, Lorenz?" rief der Corporal heftig.

„Nun," rief der Alte lachend, „siehst Du denn ganz und gar nicht ein, daß der Haß, mit dem er Dich verfolgt, aus dieser Quelle entspringt. Er verachtet Dich und ist doch eifersüchtig, und wenn er das Mädchen küßt, denkt er mit Neid daran, daß Du sie auch gern küssen möchtest."

„Dummes Zeug das!" murmelte Walberg.

„Und hat's doch gar nicht nöthig," fuhr Lorenz fort, „denn die Dirne ist ihm ergeben mit Leib und Seele, und er genießt ja täglich jeden Abend alles Glück in ihren Armen."

„Das ist nicht wahr, das ist nichtswürdige Verläumdung!" rief Walberg außer sich.

„Du armer Junge," sagte der Alte, „da ist nichts mehr zu helfen. Kannst Du lesen, da lies, ich habe ein Stück Papier gestern gefunden."

Er reichte dem Corporal einen Zettel hin, den dieser mit fieberhafter Gluth ergriff. Das Licht aus der Hütte warf seinen Schein durch das kleine Fenster, er erkannte augenblicklich die Schriftzüge des Hauptmanns und las:

„Mein allerliebster Herzensdieb! Da ich Dich, kleines Närchen, heut nicht sehen kann, so muß ich Dir wenigstens schriftlich tausend Küsse geben. Ich bin bei der Gräfin Rosenberg heute zu Tische, aber mein Gehirn sitzt so voller Gedanken an Dich, daß ich völlig gesättigt bin und wahrscheinlich keinen Bissen hinunter bringen werde. Wenn doch der Himmel den heutigen Tag schnell expediren wollte, damit ich erst wieder in Deinen Armen wäre und hunderttausend Küsse auf Dein Rosenmündchen drücken könnte. Mir wird auf Ehre bei diesem Gedanken so warm, daß ich das Fenster öffnen muß. Höre, Linchen, ich dächte Du kämst heut ein wenig zu mir, ich weiß sonst, hol mich der Teufel! nicht, wie ich es den ganzen Tag aushalten soll. Einen Vorwand wirst Du bald finden, drehe dem Alten eine tüchtige Nase. Ich küsse, umarme und hoffe auf Dich, mein Puttchen, und bin bis in Himmel und Hölle Dein Moriz."

(Die Fortsetzung folgt.)

An R. v. H.

(S. No. 58.)

Man hat Dein Räthselspiel mir jüngst gelesen.
Es hat mich froh und stolz gemacht,
Daß Du so gütig gegen mich gewesen,
Man hat sonst wenig meiner Acht!
Wenn solch ein Glück dem Uebersch'nen blühet,
Kennt es, entzückt, nicht Maß noch Ziel,
Wird laut und möcht' ans Licht sich drängen, mühet
Sich ab, und schwatzt unendlich viel.

So muß der Gönnerin ich jetzt erzählen,
Wie es erst kürzlich mir erging.
Man wollte weislich einen Stand erwählen,
Da braucht' man mich, mich armes Ding.
Ich fügte mich, und dreist — es schärft das Glück den Witz —
Begehrt' ich den vakanten Sitz.

Dein Schützling ward zu Ehren hoch erhoben,
Er steht, kein Fall wirft ihn zurück;
Den Rang behauptet er, man soll ihn loben,
Womit ihn hat beschenkt das Glück.
Des eingedenk hüllt er sich jetzt in Schweigen,
Die Herrin grüßend, sieh ihn Dir sich neigen. A.

Correspondenz.

Aus Tübingen. (Beschluß.)

[Dr. Baur.]

Der bedeutendste Theolog ist Dr. Baur, der sich durch ein bedeutendes historisches Talent, treffliche Darstellung und umfassende Kenntnisse, namentlich in den ersten Jahrhunderten der Patristik auszeichnet. Dabei ist er der Philosophie keineswegs fremd. Er spricht mit Bewegung über die letzten Gegensätze, über welche nach seiner Ansicht das philosophische Denken nicht hinaus kann. Es drängt ihn, die Sprüche der alten Weisen, die Sätze der alten Religionen und Philosophien über Werden und Vergehen, über Leben und Tod, über Seligkeit und Unseligkeit darzulegen, und es steht ihm gut, wenn er dann mit einem gewissen Feuer der Begeisterung und Poesie spricht. Besonders merkwürdig ist aber seine außerordentliche Combinations-Gabe. Analogien und Parallelen stehen ihm aus allen Gebieten der Geschichte und Wissenschaft zu Gebote. Aber so viel Scharfsinn und Witz er dabei kund thut, so zeigt sich doch gerade hier auch sein Mangel. Seine Parallelen sind oft treffend, immer interessant, aber sehr oft eben auch nur Parallelen. Ueber dem „Wie" bleibt er das „Weil" nur gar zu oft schuldig. Baur ist ein höchst geistreicher Mann. Aber die bloße Geistreichigkeit läuft oft nur in eine optische Täuschung hinaus. Der Geistreiche weiß alles halb, und nichts ganz; seine Art und Weise zu denken, ist ein Gemisch von poetischer Anschauung und Reflexion. Aber seine Anschauung enthält für seinen Begriff zu viel und zu wenig; sein Begriff ist eben nur ein Reflexionsbegriff; darum sucht er den Mangel des rechten Bildes durch ein zweites, drittes, zu ergänzen. Er stellt so

eine ganze Bildergallerie, eine ganze Reihe von Allegorien auf, von welchen jede etwas vom Begriff hat. Man meint bei jedem einzelnen Bilde den Begriff zu haben, wird aber von einem unlösbaren Zwiespalt fortgetrieben und versinkt ins Bodenlose.

Man sollte meinen, Baur sei über diese Reflexion durch Hegel hinausgehoben worden. Allein hier zeigt er sich gut tübingisch. Es ist eine Eigenthümlichkeit der tübinger Schule, daß sie, indem sie andere Richtungen bekämpft, mehr oder weniger von ihnen annimmt. So war Steudel, so sehr er Schleiermacher und Hegel bekämpfte, doch starker, als er selbst wußte, von ihnen inficirt worden. Baur nun hat noch viel mehr mit Schleiermacher und Kant gemein, als er selbst weiß. Eigentlicher Philosoph ist er ohnedies nicht, sondern wesentlich Historiker. Die Hegel'sche Methode dient ihm nicht sowohl zu einer innern Entwickelung des Gegenstandes aus sich selbst, als zu einem Thema für die bequeme Eintheilung und Beherrschung des historischen Stoffs. Trotz dieser Mängel aber ist er wegen seiner sonstigen Vorzüge, seines trefflichen Charakters und seiner wissenschaftlichen Rückhaltslosigkeit ein ganz unschätzbares Mitglied der Facultät. Er ist der einzige, an dem die wissenschaftliche Freiheit noch eine feste Stütze hat. So viel ich als Protestant über die katholische Facultät sagen kann, habe ich oben gesagt. Was die übrigen Facultäten betrifft, so steht mir über sie kein Urtheil zu. Was die juristische betrifft, so wünscht man im Allgemeinen, sie möchte etwas mehr Philosophie und Germanismus in sich aufnehmen; die medicinische aber, wünscht man, möchte einen größeren Unterschied zwischen Pferd und Mensch machen. —

Notiz.

[Concert zu Mozart's Denkmal in Leipzig.]

In Leipzig hat sich ein Comité gebildet, um den 19. April unter Direction des Musikdirector Pohlenz zum Besten des Mozart-Denkmals eine Musikaufführung zu veranstalten. Von Seiten der Concertdirectoren ist der Saal des Gewandhauses gratis dazu eingeräumt. Man wird eine Auswahl des Schönsten aufführen, aus Idomeneo, Cosi fan tutte, Entführung, Figaro, Don Juan, außerdem Einiges aus dem Oratorium Davidde penitente, eine Symphonie, ein Clavierconcert. Es steht zu gewärtigen, daß das Publicum durch zahlreichen Besuch seine Liebe für den Begründer einer neuen Aera in der Tonkunst bethätigen werde.

Nach einer Berechnung, die von Salzburg einging, waren 10,314 Gulden eingegangen, worunter sich als ausgezeichnete Posten befinden.

Der Kaiser von Oesterreich	Fl.	300
Die Kaiserin Wittwe von Oesterreich	"	200
Fürst Colloredo-Mansfeld	"	466
Bamberg. (Concert.)	"	90
Berlin. (Theater im Opernhaus.)	"	1658
Carlsruhe. (Theater.)	"	521
Copenhagen. (Kirchenconcert.)	"	1173
Darmstadt. (Theater.)	"	963
		5371
	Latus	5371
Dresden. (Capelle — Theater.)	Fl.	520
Feldkirch. (Städtchen mit 1500 Einwohnern.)	"	108
Göttingen. (Concert.)	"	80
Grätz. (Graf Herberstein . 120 Fl. Subscribirte Beiträge 151 " Concertaufführung. 415 ")	"	686
Hannover. (Capelle — Singakademie.)	"	300
Klagenfurt. (Musikverein.)	"	275
Laibach. (Philharmonische Gesellschaft.)	"	150
Lemberg. (Theater.)	"	103
Linz. (Musikverein.)	"	138
München. (Theater.)	"	833
Rostock. (Concert.)	"	139
Steyer. (Concert.)	"	118
Stuttgart. (Theater. 433 Fl. Militärmusik. 113 ")	"	546
Kleine Posten, wobei Graf Nostitz-Reinek, Graf Bombelles und die Städte Altenburg, Aschaffenburg, Preßburg, Schemnitz, Ulm mit 50 und 60 Gulden jeder und jede	"	947
	Fl.	10314

Seit dem Druck der Berechnung sind bis Anfang März 1838 wiederum 1897 Gulden eingegangen. Das Museum in Salzburg als Comité des Mozartdenkmals erläßt einen neuen Aufruf, worin unter Anderm gesagt wird: „Die gewichtigsten Stimmen haben sich dahin vereint, daß dieses Denkmal in einem Standbilde des Meisters bestehen dürfte, auf würdigem Unterbau an öffentlicher Stätte aufgestellt. Kein anderes Monument würde so klar und deutlich den Ausdruck der allgemeinen, öffentlichen Anerkennung an sich tragen, der doch in einem Denkmale, das Europa einem seiner größten Geister widmet, vor Allem sich aussprechen soll. Allein um diesen Vorschlag auf eine geziemende Weise auszuführen, reichen die vorhandenen Mittel nicht hin, und aus diesem Grunde durften die Unternehmer auch nicht wagen, einen edlen, großherzigen Antrag, den einer der ersten Künstler Deutschlands in dieser Beziehung an sie gerichtet, entschieden anzunehmen. Das Comité stellt daher an die Gebildeten aller Nationen, vor allen aber an Deutschland, die Heimath des Meisters, die wiederholte Bitte, noch ferner für den Zweck wirken zu wollen. Besonders werden die öffentlichen Bühnen, die Musikvereine und Liederkränze angegangen, einen Theil ihrer Thätigkeit dem Andenken des Mannes zu widmen, der ihnen eine so ergiebige, noch immer unerschöpfliche Quelle des Einkommens, des Vergnügens, der Erhebung und Fortbildung geworden ist. Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, um deren Erfüllung wir bitten; eine Gabe, die leicht gegeben wird, da sie nur einige Stunden künstlerischen Wirkens erfordert und doch bei der Begeisterung, die der Name Mozart's überall erweckt, für unsern Zweck die günstigsten Erfolge verspricht."

Dem Vernehmen nach handelt es sich blos noch um 8000 Gulden, die zusammenzubringen sind.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **70.** — den 7. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unversöhnliche.

(Fortsetzung.)

Der Corporal ließ das Blatt aus der zitternden Hand fallen. „Woher habt Ihr den Zettel?" rief er gepreßt.

„Aus der Stube Deines Vetters, mein Sohn. Glaubst Du nun, ist Dir nun Alles klar?"

„Nimmermehr! es ist unmöglich," rief Walberg. „So jung, so unschuldig, so sittsam, und wie könnte sie den alten Vater so betrügen! Er hat den Zettel dort verloren, und sie ist unschuldig."

„Geh hin," sagte der Alte, „Du bist ein Thomas, der bekehrt sein will, Du sollst selbst sehen und hören. Du bist jung, Dein Schritt ist leicht und Deine Hand sicher. Schleiche Dich über den Hof, öffne leise die Vorthür, ein Spalt ist in der obersten Füllung, dort kannst Du Dich überzeugen."

Blaß und zitternd erhob sich Anton und ohne ein Wort zu sagen, ging er leise im Schatten des Magazins bis an die Wohnung des Verwalters. Plötzlich stand er wie in die Erde gewurzelt. Er hörte durch die geschlossnen Fenster Worte, Geflüster, wechselnde Stimmen, und er erkannte die Sprache des Barons.

Die Macht der Ueberzeugung war zu stark, die Wahrheit wuchs riesenhaft in ihm empor, und eine ungestüme Gluth drohte seine Adern zu zersprengen. Grauen und Ekel trieben ihn fort, aber ein Verlangen, mehr zu hören und zu wissen, hielten ihn fest. Endlich öffnete er ganz leise die Vorthür, welche nur angelehnt war, und stellte sich dicht an die Thür, wo er durch den kleinen Spalt einen Theil des Gemaches übersehen und Alles genau hören konnte.

Der Baron ging mit großen Schritten im Zimmer umher, es schien eine Pause in die Unterhaltung getreten zu sein, und Anton glaubte seine Cousine leise weinen und schluchzen zu hören.

„Bei Gott!" sagte der Capitain rauh, „Du bist ein wunderliches Ding; ich bitte Dich, Linchen, mein Närrchen, sei gescheidt, und höre auf, mich zu quälen. — Ich liebe Dich ja, zum Teufel! ich hab' es Dir zwanzig Mal gesagt, aber heirathen kann ich Dich doch nicht, das wirst Du einsehen, das geht nicht, göttliche und menschliche Gesetze stemmen sich dagegen."

„Hast Du nicht tausend Mal geschworen, mich nie zu verlassen?" rief Linchen weinend.

„Das schwör' ich von neuem," versetzte er feurig. „Ich werde Dich nie verlassen, aber heirathen muß ich die Gräfin. Ach, mein Närrchen! Du weißt nicht, was es mich kostet, und hättest Du nur ihr Geld, ich glaube, ich wählte Dich, machte einen dummen Streich und käme um Dispensation zur Mesalliance ein. So aber hast Du nichts als Dich, freilich ein schönes Capital, aber meine verschuldeten Güter werden davon nicht gebessert, und meinen schreienden Gläubigern kann ich doch noch weniger damit den Mund stopfen. Also siehst Du ein, daß es nicht anders sein kann, aber was schadet das auch? Hast Du mich denn darum geliebt, daß ich Dich heirathen soll? Liebe ist etwas ganz Anderes als Ehe, und

ich bitte Dich, mein Herzblatt, bleib' meine Geliebte, und laß die traurige Ehre, meine Gattin zu sein, immerhin dem eitlen sechszehnjährigen Kinde und ihrer vernarrten Frau Mutter."

„Du hast mich sehr unglücklich gemacht," sagte Linchen leise und weinend. „Gott steh' mir bei! ich weiß nicht, wie es enden soll."

„Glücklich hab' ich Dich gemacht, Närrchen," rief der Baron, „und ich will Dich noch glücklicher machen, denn mein Reichthum wird Dir nicht minder zu Gute kommen."

„O, mein armer Vater," schluchzte das Mädchen. „Mein Gott, wer rettet mich aus dieser Noth!"

„Thörin, wenn Du nicht hören willst, so geh' ich," erwiederte er. „Ich habe Dir tausend Mal gesagt, es soll Dir nichts, gar nichts abgehen."

„Die Schande, die Schande!" rief sie weinend. „Erbarme Dich meiner, erbarme Dich des unschuldigen Kindes unter meinem Herzen, verstoß' uns nicht, rette mich vor der Welt!"

Ein Rauschen überzeugte den zitternden Walberg, daß sie vor dem harten Manne aufs Knie gesunken war. Der Capitain stampfte heftig auf den Boden. „Verdammt sei die Komödie!" rief er, „ich will Geld geben und mit Deinem Vater sprechen, mehr kann ich nicht thun, und jetzt laß mich los, laß mich los, sag' ich, Du verrückte Dirne, was kannst Du noch von mir verlangen? Komm zu mir, wenn Du vernünftig geworden bist, oder schicke mir Deinen Vater, ich komme nicht wieder her, um Deine Thränen zu sehen, leb' wohl auf immer."

Mit einem schwachen Schrei hörte Walberg sie zu Boden fallen und vor ihm klirrte plötzlich der Riegel zurück, rasch flog die Thür auf, und der Capitain trat heraus. Eine Hölle voll Leidenschaft fuhr durch die Brust des jungen Mannes, als er die dunkle, hohe, trotzige Gestalt erblickte, er streckte den Arm aus, und mit einem heftigen Stoße warf er den überraschten Gegner zurück.

„Teufel!" schrie der Baron, „wer ist hier?"

„Ich," versetzte Walberg mit wutherstickter Stimme, „und nicht von der Stelle, Herr, bis der Vater des armen Mädchens hier ist."

Der Baron hatte den Soldaten erkannt. „Walberg," rief er, „Er wagt es, Hand an seinen Offizier zu legen?"

„An einen Schurken," rief der Corporal in höchster Wuth, „an einen elenden Verführer, an einen Bösewicht."

Der Capitain trug den Degen unter dem Mantel, und in der Hand sein spanisches Rohr. Ohne ein Wort zu sagen, schwang er dies und schlug auf Walberg los. Es gab ein Ringen, endlich hielt der Corporal den Stock und seine geballte Faust traf den Capitain ins Gesicht. „Hund," schrie der Baron, „ob Du todtgeprügelt wirst, oder von meiner Hand stirbst, gleich viel, sterben mußt Du;" und indem er zurücksprang und den Mantel von der Schulter warf, zog er den Degen.

In diesem Augenblicke spaltete der Blitz eines Schusses die Dunkelheit, das Gewehr fiel neben Walberg nieder, der Pulverdampf, der Knall und ein Schmerzensschrei kamen zugleich. Er sah die Gestalt des Hauptmanns wanken und niederstürzen, und hörte mehrere Stimmen, die mit lautem Rufen sich näherten. Verwirrung und Schreck betäubten den jungen Soldaten, er wollte sich zu dem Gefallenen niederbeugen und helfen, aber in der nächsten Minute zeigte sich ihm klar seine Gefahr. Mit einem Sprunge war er hinaus und stürzte das Gebäude hinab nach der Wächterhütte. — „Feuer! Feuer!" schrien hundert Menschen an dem eisernen geschlossenen Gitter, welches die Magazine von der Straße trennte. Er blickte empor, eine wirbelnde Dampfsäule stieg aus dem Hauptmagazin mit zuckenden Flammenspitzen gemischt. — „Lorenz! Lorenz!" schrie der Corporal und schlug mit der Faust an die geschlossene Thür. Nichts regte sich. Von Todesangst getrieben sprang Walberg über die Seitenmauer eines Gartens, über zwei, drei andere, endlich kam er in ein Gäßchen und athemlos erreichte er sein Quartier. Die Lärmtrommeln donnerten durch die Straßen. Sein Gewehr war fort, seine Mütze verloren. Schnell riß er die übrigen Zeichen seines Soldatenstandes herunter, holte die bürgerlichen Kleidungsstücke, welche er sich heimlich schon längst verschafft hatte, aus dem Versteck, schob seinen kleinen Geldschatz in die Tasche und eilte durch die vollgefüllten Straßen schnell dem nächsten Thore zu.

Eine Stunde darauf füllten Soldaten das kleine Gemach. Man suchte den Mörder, den Mordbrenner, und die nächsten Zeitungsblätter enthielten genaue Beschreibungen seiner Person und sicherten Belohnungen für seine Verhaftung zu.

Wir überspringen einen Zeitraum von fast sieben Jahren, während dessen sich eine allgemeine sociale Revolution über Norddeutschland verbreitet hatte. Die Unglücksfälle waren überraschend und zerschmetternd gekom-

men, die Monarchie Friedrich des Großen lag vernichtet, und was Weisheit und Klugheit neu erbaut hatten, keimte still dem Tage der Blüthe entgegen. Der gewaltige Geist, welcher an der Spitze des westlichen Europa's thronte, trieb, im Gefühle seiner weltherrschenden Kraft, die unbezwinglichen Massen in den nordischen Winter, der sie verzehrte, und die Banden der Unterworfenen locker machte. Scharen von Flüchtlingen, bald einzeln, bald in ungeordneten Haufen gemischt, drängten sich der Elbe und Weser zu, und die furchtsamen Reste jener stolzen Heerhaufen deckten dürftig den verhängnißvollen Rückzug.

An einem finstern, stürmischen Februarabend saß der Baron Jugenheim auf seinem Schlosse neben seiner Gemahlin, und las die neuesten Zeitungsnachrichten, mit jenem merkwürdigen Aufrufe des Königs, der sein Volk zu den Waffen rief. — Der Baron hatte sehr gealtert, er war nicht mehr der junge, übermüthige Offizier, mit allen Reizen einer schönen, kräftigen Gestalt und den stolzen Vorzügen seiner hohen Geburt geschmückt. Sein Körper war hager und abgezehrt, die Gestalt gebeugt, die Züge spitz und eingefallen, er hustete nach jeder Anstrengung der Rede, und sein Auge lag tief in den Höhlen.

„Daß ich nicht nach Breslau kann," sagte er, „daß ich hier sitzen und den Rest meines Lebens hüten muß, wie einen goldenen Apfel!"

„Du nimmst Dich nicht genug in Acht, lieber Leopold," sagte seine Gattin sanft. „Du setzest Dich zu sehr der rauhen Luft aus, und bist neulich zur Jagd gewesen, ohne meine Bitten zu beachten. Hättest Du doch meinem Rathe gefolgt und den Winter über in der Residenz griebt, wo man geschickte Aerzte und jede Hülfe in der Nähe hat."

„Die ewige Klage," sagte der Baron rauh. „Ich mag die Residenz nicht, und weiß am besten, was mir gut ist. Freilich gibt es dort Bälle und Lustbarkeiten, Theater und Concerte, welche Dich mehr unterhalten hätten als ich hier."

Eine Thräne tröpfelte aus dem großen dunklen Auge der schönen jungen Frau. Sie seufzte leise und ergriff schweigend eine kleine Stickerei, welche neben ihr lag.

„Ja, wir sind einsam hier," fuhr der Baron düster fort, „aber besser so, als dort unter Franzosen und Gesindel! Dem Himmel sei Dank, daß wir von der Brut hier verschont bleiben. Hätten wir Kinder, würde es lustig und bunt genug bei uns sein."

„Soll ich Dir Gustav rufen lassen," sagte die Dame sehr bewegt.

„Ich will ihn nicht sehen," erwiederte er rasch. „Und überhaupt, was soll das Gerede von meiner Krankheit? Ich bin noch gesund und kräftig genug; die Jagd ist mein einziges Vergnügen in dieser Welt, wo mich Alles mit Ueberdruß erfüllt, und am meisten Du mit Deinen Launen, Deinen Seufzern und Deinen Thränen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

Böhmen vor vierhundert Jahren. Von Julius Seidlitz. 3 Theile. Leipzig, Engelmann.

Die Aussicht, einen dreibändigen Roman lesen und darüber sprechen zu müssen, hat mich von jeher in ein Gefühl der Undehaglichkeit versetzt — weniger um meiner selbst und der anzuwendenden Mühe, als des Buches und des Verfassers willen. Ich erschrecke über die Möglichkeit, einen Stoff, der vielleicht nur ein ganz kleines Goldplättchen ist, in einen so großen langen Faden ausgesponnen zu sehen, der vielleicht nur hier und da einen geschichtlichen Knoten bildet, woran er zu fassen ist. Welche Productivität, vielleicht bei einem jungen Talente! Das Talent, denk' ich dann, wird sich an sich selbst aufreiben, sich verausgaben, wie die Campagna Romana, die aus zu großer Ueppigkeit eine Steppe ward, und endlich werden wir nichts haben, als einen ausgebrannten Krater, eine lüneburger Heide, eine Wüste Sahara, worin die in Sand verschütteten Knochen des untergegangenen Talents bleichen! Bei alledem fühl' ich hier einen Anflug von schreckhafter Bewunderung. Ich sehe ein Stück aus dem Hussitenkriege, Ziska spielt einen wilden Tyrannen, Procop eine Liebhaber- und Heldenrolle. Ein Jude tritt auf und hat eine schöne Tochter, die einen Christen liebt, Ziska hat eine Schwester, die sich mit einem Mönche verging und in Folge dessen mit Procop niederkam (NB. der Mönch wird endlich von Ziska erschlagen und die wahnsinnige Schwester stirbt dem Mönche nach). Der polnische Prinz Koribut ist ein schlechter Kerl und ein noch schlechterer Kerl ist sein Page; Barbara, Procop's Geliebte, vergiftet den krank darniederliegenden Ziska, soll gerichtet werden und verblutet unter dem Dolche ihres Geliebten, der sie dem Henkersknechte nicht überlassen will! Dazu viel Kriegs- und Aufruhrgeschrei, Marterscenen, Klosterscenen, Schlachten, Belagerungen, ein Franzose, der gebrochenes Deutsch spricht, ein Prior, eine Priorin u. s. w. Man sieht, es ist in diesem Romane — denn die genannten Elemente sind darin verarbeitet — viel deutsch ehrlicher Romantik aufgespeichert. Seidlitz, der wirklich ein frisches Talent besitzt, schwelgt in seinem Stoff, aber bläst ihn auf wie eine Luftblase. Classisch ist dieser Roman nicht, aber er ist unterhaltend, stofflich, gewandt durchgeführt und geschrieben. Die Situationen sind zum Theil neu, weniger die Maschinerie des Ganzen. Die Darstellung ist voll Leidenschaft; die Ausdrucksweise stark, an vielen Stellen roh. „Ziska" heißt es ein-

mal „stand wortlos da, in seinem Innern kochte die Wuth ihr höllisches Gebräude, der Zorn zog schwer athmend in den weitaufgerissenen Nasenflügeln aus und ein" — dies schmeckt nach dem alten Ritterroman, und ein Talent, wie Seidlitz, der selbst kritisirt und bei einem Andern jene Stelle gewiß nicht billigen würde, sollte sich dergleichen nicht zu Schulden kommen lassen. So heißt es einmal: „die vernichtenden Blicke, die sein Auge schleuderte, fielen, eine Welt versengend, auf Procop." Die Gleichnisse sind vor Eifer nicht selten allzugesucht. So wird in einer Stelle der Himmel eine große Kornblume genannt, daran der Mond das riesige Pistill und die Sterne die weißen Knöpfchen der Staubfäden sein sollen. Wer sah je einen Sternenhimmel und verlor sich so sehr in botanische Gleichnisse! — Abgesehen von diesen einzelnen Mängeln und der Breite des Ganzen ist bei Seidlitz die Beweglichkeit der Phantasie, das Darstellungsvermögen und die Kraft zu individualisiren immer anerkennenswerth. Ich wünsche nur für künftig seinem Talent mit diesen kritischen Aussetzungen einen Schlagbaum vorzuschieben, damit es nicht überwuchere. Ich verweise ihn auf die letzten Scenen seines Romans, die in scharfen Gliederungen hervortreten und unter denen die Vergiftungsscene des Ziska wirklich sehr gelungen ist. — Ein interessanter Gedanke des Verfassers war es, für die Schilderung einer Versammlung von Hussiten Zug für Zug Lessing's bekannte Hussitenpredigt als Vorbild zu benutzen. M.

Graf Otto von Eberstein, oder: das Turnier bei Durlach. Novelle von Carl Karcher. Karlsruhe, Groos.

Ein nagelneuer Roman aus der Spieß-Cramer'schen Rumpelkammer. Wer kennt nicht die Ingredienzien, aus denen die unzähligen Geburten jener Schule bestehen? Turniere, Gelage, volle Humpen, Raufereien, treue Knappen, Pfaffenlug, Heuchelei, Frömmelei und zum Schlusse eine sentimentale, spießbürgerliche Glückseligkeit. Das sind die Stoffe dieses Gebräudes im Allgemeinen und des vorliegenden insbesondere. Wenn es vielleicht dem Verf. zum Lobe gereicht, daß er die so beliebten narkotischen Gewürze dieser Gerichte, wie z. B. einige Burgverließe, etwas Folter, ein Stückchen Inquisition, einigen Mord und vielleicht auch ein Paar Gespenster nicht angewendet hat, so entbehrt aber dafür auch sein Buch des einzigen Reizes, den diese Gattung durch grotesk-schauerliche Situationen noch haben kann. Das Mittelalter hat gewiß entschiedenes Unglück; es liegt manch schöner und reicher Stoff darin, aber gewöhnlich wird derselbe auf eine Art benutzt, die ihn völlig ungenießbar macht; das rohe, polternde, unfreundliche Aeußere wird hervorgehoben, ja, es ist das Einzige, woran die Bearbeiter sich festhalten; der innere Gehalt, der Geist der Zeit aber liegt tief begraben, und Niemand versucht es hinabzusteigen in das Dunkel der verworrenen Zustande, um ihn herauf zu holen an das Tageslicht. Das erwachende und langsam erstarkende, selbstständige Bürgerthum, die Opposition des Individuums gegen kirchliche und weltliche Tyrannei, und die einzelnen Lichtblicke eines freien Geistes inmitten der hinsterbenden Barbarei sind um so interessantere Erscheinungen, als verwandtschaftliche Elemente mit den Richtungen der neuesten Zeit sich darin kund geben. — Auch die Epoche, welche die historische Basis des obigen Buches ausmacht, ist mannichfach interessant und der Aufmerksamkeit wohl werth; es ist die Zeit der Regierung Rudolphs von Habsburg, die reich war an Leben und Bewegung, reich an heldenkräftigen Männern, unter denen der Markgraf Rudolph der Erste von Baden — eine der Hauptfiguren der Novelle — einer der tüchtigsten war, und reich an geistiger Regsamkeit und vielfacher Keime einer künftigen Zeit. Von dem Allen finden wir nichts im Buche, dafür aber Chroniken-Auszüge, die noch langweiliger als lang sind; Charaktere, die nicht mehr geistige Physiognomie haben, als wenn man ein Portrait mit Kreide an eine dunkle Wand zeichnet, und eine Sprache so abgestanden und schaal, wie schlechter Wein, der drei Tage im offenen Glase stand. R. B.

Notizen.

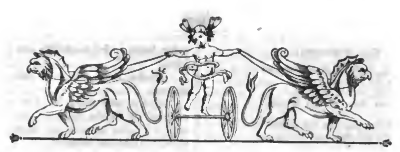
[David's Quartette in Leipzig.]

Wir sprachen schon früher von dem feinen Genuß, den Concertmeister David den Freunden der Musik in Leipzig verschaffte. Die Reihe seiner Quartette wurde kürzlich mit zwei neuen Pièces geschlossen, einem Quartett von Strauß in Karlsruhe und einem ebenfalls noch im Manuscript vorhandenen von Mendelssohn-Bartholdy. Beide in Es-dur, jenes etwas steif und — wenn's erlaubt ist — etwas hartmäulig, dieses, von Mendelssohn-Bartholdy, das gerade Gegentheil, leichtbeflügelt, der zweite Satz bis zum Uebermuth witzig, voller Humor in Gedanken und Instrumentation; auch der letzte Satz und andere Stellen fein, leise, ein zarter Athemzug der musikalischen Psyche — wie sich hiermit überhaupt eine vorherrschende Seite der Compositionen unsers Meisters bezeichnen läßt.

[Caroline Botgorschek.]

Ein Contre-Alt, der seines Gleichen sucht, sowohl an Umfang als Kraft in der Tiefe. Fräul. Botgorschek, von der Oper in Dresden, sang in Leipzig zwei Mal, im letzten Gewandhausconcert und in einem eigenen, das sie mit ihrem Bruder, dem Flötisten Franz Botgorschek, veranstaltete. Sie sang eine für sie arrangirte Baßarie von Reißiger, mehrere Lieder, eine Arie aus Nitocri von Mercadante, und aus dessen Donna Caritea zu wiederholtem Male die Cavatine mit dem brillanten Rondo, das der Sängerin Gelegenheit zu einigen sehr gelungenen Bravourstückchen gab. Der Beifall war außerordentlich, die Naturkraft dieses Organs imponirt besonders in der Tiefe, obschon auch die weiche Lieblichkeit, die der Alt in den mittleren Tönen hat, von der Sängerin sorgfältig gepflegt ist. (In diesem Concerte erfreute auch Mendelssohn-Bartholdy durch ein neues Adagio und Rondo eigner Composition.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 71. — den 9. April 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Liebesbilder.

Verständniß.

Ich schrieb ihr in die Ferne,
Wohl klang es frisch und frei,
Es sollte Trost ihr geben,
Doch weint' ich still dabei.

Ich wehrte nicht der Thräne,
Denn, dacht' ich, Niemand sieht
Dein Weh, das ruht für alle
Geheim in deinem Lied.

Hinaus that ich es senden,
So ging's von Haus zu Haus,
Und frohe Augen lasen
Nicht meinen Schmerz heraus.

Doch als mein Lieb es hörte,
Schwoll ihr das Herz so bang,
Da mußt' es herzlich weinen,
Wie froh das Lied auch klang.

Liebessprache.

An deinem Herzen ruh' ich still
Und lausche, was es spricht,
Voll stiller Lust versenk' ich mich
In deiner Augen Licht.

Und wie mein Arm, so Brust an Brust,
Dich fest umschlungen hält,
In namenloser Wonne dir
Mein Herz entgegenschwellt.

O, süßes Lieb, was zwar dein Mund
Vor mir verschweigen muß,
Das sagt dein stilles Lächeln mir
Und deiner Lippen Kuß.

Männertreue.

Ich ging mit ihr am schönsten Tag
Im stillen Wiesengrund,
So blau der Himmel drüber lag,
Das Feld von Blumen bunt.

Sie bückte nach den Blumen sich,
Nach Klee und Tausendschön,
Da sah ein blaues Blümchen ich
Im hohen Grase steh'n.

„Sieh," rief ich freudig, „welcher Dank
Dem Finder wohl gebührt?"
Doch schon dahin das Blümchen sank,
Vom Finger kaum berührt.

Sie sprach: „Dies Blümchen dauert nicht,
Es heißet Männertreu!"
Und sah mir schelmisch ins Gesicht,
Ob ich verlegen sei?

Das Geheimniß.

Wohl dir, darfst du in Herzensgrund
Für dich ein süß Geheimniß tragen;
Noch zögerst du, es laut zu sagen,
Scheu vor dem Worte bebt der Mund.

Noch Besseres gönnt dir das Geschick,
Darfst du dein süß Geheimniß theilen,
Mit deiner Liebsten sinnend weilen
Bei eurem stillverschwiegnen Glück.

Dann seid vor Zeugen auf der Hut!
Am Besten freilich, will dazwischen
Sich noch ein Dritter plaudernd mischen,
Der unter Liebchens Herzen ruht.

Cäsar von Lengerke.

Der Unversöhnliche.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Der Baron stand hastig auf und begann im Zimmer umher zu gehen, als die Thür geöffnet wurde, und ein blonder Knabe mit aller Fröhlichkeit der ersten frischen Jugend hereinstürzte. Als er den Baron erblickte, hielt er plötzlich an und schmiegte sich leise an die Seite der schönen Frau, welche liebreich ihre Hand über die flatternden, vollen Locken strich.

„Mütterchen," sagte er hastig, „denke Dir, unten ist Alles voll Soldaten, und sie schimpfen und toben und sprechen eine Sprache, die kein Mensch versteht."

„Was sagt der Junge," rief der Baron rauh und drehte sich vom Fenster zurück mit gerunzelter Stirn, und die bösen, strengen Augen verschüchterten das ängstliche Kind.

„Franzosen sind da!" versetzte seine Gattin schnell. „Um Gottes willen, Leopold, fasse Dich, bezwinge Deinen Unmuth, gib ihnen, was sie wollen, widersetze Dich nicht."

In dem Augenblick eilte der Kammerdiener des Barons herein. „Gnädiger Herr," sagte er zitternd und verwirrt, „eine ganze Bande Franzosen hat uns überrascht. Sie verlangen Lebensmittel und Quartier, und dies ausgehungerte Gesindel scheint nicht übel Lust zu haben, das ganze Schloß zu plündern und uns dazu."

„Wie viele sind es," fragte der Baron kalt.

„Siebzig, Achtzig wenigstens."

„Lauf hinab ins Dorf," fuhr der Baron fort, „laß die Bauern sich bewaffnen, wie sie können, und dem Verwalter sagen, er soll die Knechte und Jäger zusammenhalten."

„Großer Gott! was willst Du thun!" rief die Baronin.

„Nichts, mein Kind, wir sind nicht in Spanien, wo man die Räuber bewirthet und schlachtet," erwiederte er; „aber wenn es zum Aeußersten kommt, will ich mein Eigenthum schützen."

Schwere Tritte und Geschrei, das Klirren der Gewehrkolben und Säbel ließen sich von der großen Steintreppe herauf hören.

„Hier hinaus durch die Zimmer in den Seitenflügel," sagte der Baron rasch. „Konrad, begleite meine Gemahlin bis in das obere Thurmzimmer, schließe alle Thüren, und nimm den Knaben mit. Schnell, Helene, fort, ich höre sie kommen."

„Ich gehe nicht von Deiner Seite," rief die Baronin. „Nicht von der Stelle."

Die Thür sprang auf, und mehr als zwanzig Gestalten der buntesten Art drängten sich herein. Menschen mit wilden, verfallenen Zügen, bleich von Hunger, abgezehrt von Strapatzen, in verschiedenartige zerlumpte Kleider, die Reste ihrer ehemaligen soldatischen Tracht, gehüllt, die Füße und Köpfe mit Lumpen umwickelt, und rohe Brutalität, die Gier nach Beute und Raub in den verwetterten, bärtigen Marodeurgesichtern.

Als sie in das prächtige Gemach traten, standen sie einen Augenblick still und betrachteten den Hausherren und die Umgebung.

„Was wollt Ihr hier?" fragte der Baron finster und trat näher heran.

„Was wir wollen?" schrie einer der Kerle in breiter deutscher Sprache. „Wo möglich Alles; denn wir können Alles gebrauchen."

„Und mit welchem Rechte?" sagte der Baron heftig. „Wollt Ihr die Freunde Eures Kaisers berauben."

„Wenn Ihr's gutwillig gebt, nein," rief der Soldat; „aber wir sind hungrig, durstig, abgerissen, und fragen wenig darnach, ob Ihr Freunde oder Feinde seid."

„Satt will ich Euch machen," erwiederte der Baron, „und was ich an Kleidern missen kann, sollt Ihr haben."

„Hoho!" schrie der Kerl, „ist's so gemeint, so müssen wir selbst uns helfen. Heraus mit dem Gelde, wir sind nicht umsonst hier. Die Schlüssel her, brecht die Schränke auf, vorwärts Cameraden, verliert die schöne Zeit nicht, durchsucht den Kerl und das Frauenzimmer."

Seine Faust klammerte sich um die Brust des Barons, der mit Anstrengung seiner ganzen Kraft und einem plötzlichen Fußtritt den Angreifer zurückstieß.

Mit einem fürchterlichen Fluch riß der Soldat den Pallasch von seiner Seite. „Halt ein! halt ein!“ rief die Baronin in Todesangst, „wir wollen Alles geben.“

„Pfeifen die Vögel so,“ schrie der Soldat. „Nun, her damit, vorwärts, heraus mit den Schätzen.“

Die übrigen Kerle hatten mehr oder minder an dieser Scene Theil genommen und mit wüthendem Geschrei und Schimpfworten den unglücklichen Baron umringt. Plötzlich aber ward ihr Kreis durchbrochen, und eine starke Hand schleuderte den deutschen Soldaten zu Boden, welcher von neuem den Baron ergriffen hatte.

Ein hoher Mann in einen Mantel gehüllt, der eine blitzende Uniform nur halb bedeckte, stand zwischen ihnen und ihren Opfern, und am Eingange zeigten sich Bärenmützen und lange Bayonnette, die eine Wand vor der Thür bildeten.

„Was geht hier vor!“ rief der Offizier und übersah mit einem Blicke den Schauplatz. „Hinaus mit Euch, Bösewichter, die Ihr den Soldatennamen entehrt. Fort, nehmt ihnen die Waffen, Euer Lohn soll nicht ausbleiben.“

Durchdonnert von dem strengen Worte, erstarrten die Ueberraschten. Mehrere Offiziere und ein Haufen von Grenadieren eilten herbei und trieben sie hinaus.

„Der Krieg ist ein Uebel,“ sagte der Offizier mit milder Stimme, „dessen Leiden leider auf den Schuldlosen gewöhnlich am schwersten haften. Ich preise mich glücklich, durch Zufall hier wenigstens eine Unthat verhindert zu haben.“

„Nehmen Sie meinen wärmsten Dank,“ sagte der Baron mit großer Herzlichkeit und streckte beide Hände gegen den Retter aus. „Wollte der Himmel, ich könnte Ihnen vergelten.“

Bei dem Tone dieser Stimme fuhr der Offizier sichtlich zusammen. Die flackernden Lichter warfen einen ungewissen Schimmer auf das todtenbleiche, eingefallene Gesicht des Gutsherrn. Der Fremde trat einen Schritt zurück. „Mit wem habe ich die Ehre zu reden,“ sagte er mit fast zitternder Stimme.

„Ich bin der Baron von Ingelheim,“ versetzte dieser, „und hier meine Gemahlin Helene, geborne Gräfin von Rosenberg.“

„Und dieser liebe, blonde Knabe ist Ihr Söhnchen,“ sagte der Offizier, die offenen Züge des Kindes musternd, der zutraulich zu ihm emporsah.

„Das nicht,“ versetzte der Baron rasch, „ich habe keine Kinder. Es ist eine Waise, die wir erziehen.“

Der Offizier beugte sich zu dem Kinde nieder, nahm es in seine Arme, und indem er lange und tief in die großen blauen, freundlichen Augen sah, drückte er den lockigen Kopf des Kleinen fest an seine Brust und küßte die frischen jungen Lippen. „Ich liebe die Kinder wie ein Soldat,“ sagte er lächelnd, „und besonders, wenn sie so schön sind, wie dieses.“

„Und dürfen wir nun auch den unvergeßlichen Namen unseres Retters erfahren,“ sagte die Baronin bittend.

„Ich heiße Rammont. Oberst Rammont,“ versetzte der Fremde rasch.

„Sie sind kein Deutscher,“ sagte die Baronin erstaunt, „und sprechen unsere Sprache so vollkommen.“

„Allerdings Franzose von Geburt, Madame,“ erwiederte der Oberst lächelnd; „allein ich ward in Deutschland erzogen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Kunst. — Rauch's neuestes Werk. — Allgemeines über die berliner Malerei. Wach's Judith. Seine Schüler.]

Das hiesige Kunstleben ist kein vollathmiges, kräftiges Kind, welches offen der Luft und den Leuten ausgesetzt werden könnte, viel eher ein Kind, welches in jedem Augenblicke aussieht, als ob es die Nothtaufe empfangen müßte. Diese Nothtaufen sind in Berlin die Kunstausstellungen, wo sich allerdings ein regeres Kunstleben offenbart, obgleich ohne die Ankömmlinge von außen die berliner Kunstausstellungen ein sehr dürftiges Ansehen haben würden — nicht der Quantität nach, denn dafür sorgen unsere unzähligen Dilettanten und Portraitmaler, aber wohl der Qualität nach. In der Skulptur würde Berlin viel leisten, wenn den Bildhauern, die meist aus Rauch's Schule und Richtung hervorgegangen sind, mehr Gelegenheit gegeben wäre, ihre Kräfte und Fähigkeiten anzuwenden. München, Osnabrück, Nürnberg und andere Städte wandten sich an Rauch und dessen Schüler, als sie ihrem Max Joseph, J. Möser und Dürer Standbilder setzen ließen. Es liegt ein gewisser verständiger und edler Naturalismus in dem Charakter der berliner Skulptur, wodurch ihre Hervorbringungen leicht und nahe zu dem Volke herantreten. Hiervon ward uns ein neues Zeugniß durch die beiden Modelle zu den Standbildern der beiden ersten christlichen Polenfürsten, Mieczyslaw und Boleslaw I., welche von dem kunstsinnigen Grafen Raczynski bei Rauch bestellt, für den Bronzeguß gefertigt und für Posen bestimmt sind. Auffassung und Costumirung sind großartig, letztere möglichst national und jener Zeit entsprechend. — Von dem angeregten und so vielfach seit Decennien besprochenen Friedrichsdenkmal hört man weiter nichts, und selbst darüber scheint man noch in Ungewißheit zu sein, ob das Denk-

mal in einer Säule oder einem Standbilde bestehen soll. — Was die berliner Malerei betrifft, so hat sie keine Gelegenheit, sich im Geoßen und Ganzen zu produciren, sie zersplittert sich in allerhand Detailstücke und, was das schlimmste ist, sie weiß nicht, was sie soll und was sie will. Dieser Uebelstand liegt zum Theil an den dürftigen Umständen vieler jungen Künstler, welche dem Geschmacke des Publicums zu huldigen und kleine Modebilder anzufertigen oder Portraits zu malen gezwungen sind, um nur leben zu können. Da sieht man Paradestücke, Maskenbälle, reitende Uhlanen, Tänzerinnen und anderes Militair zu Fuß und zu Roß, Genrebilder, nämlich: berliner Steaßenjungen, Bettelknaben, Eckensteher, Fischweiber, Obsthändlerinnen, Milchmadchen und andern Straßenunfug, dann Landschaften, schöne märkische Gegenden von Beenau, Verneichen oder Beelitz her, eine Eiche, die grüne Blätter und einen Stamm hat, um welchen sich unschuldige Lämmlein, auf dem mystischen Felde des märkischen Geases weidend, in aller Lieblichkeit versammelt haben u. s. w. Und nun gar die Portraits! — Nirgenos läßt man mehr portraitieen als in Berlin: aus Eitelkeit, denn es gibt keine Stadt in Deutschland, welche eitler wäre, als Berlin. Man weiß auch, daß Berlin an malerischen Gesichtern und Schnurrbärten reich ist! Die ersten Stände Berlins: Tänzerinnen, Schauspieler und Militair, figuriren auf unsern Ausstellungen. Einen berühmten Schriftsteller, etwa Chamisso oder Varnhagen v. Ense, auf die Ausstellung zu bringen, fällt keinem ein; oder vielmehr, die Schriftsteller als solche sind allzu bescheiden, um sich dem Publicum in effigie darstellen lassen zu wollen. Viele jungen Maler fangen selbstsüchtig mit ihrem eigenen Ich. ihrem eigenen Gesichte an, mit Seldstportraits, bei welchen die Malerei in der Regel eben so unbedeutend ist, als die gegenstandliche Physiognomie. — An öffentliche Gebäude schließt sich in Berlin die Malerei gar nicht an; sie ist nicht monumental; sie bietet kein so organisch verdundenes Ganze, wie in München, obgleich die Berliner viel mehr Kunstgeschwätz machen als die Münchner; man malt in Berlin niegends al fresco; man begnügt sich mit der Leinwand, mit Staffeleigemälden, weil man nicht andees kann. — Ich besuchte hinter einander die Ateliers der hiesigen berühmtesten Meistee; ich fand talentvolle Anfänge, schöne Anstakte, aber doch immer ein Herein- und Herumgeeifen hinsichtlich der Stoffe, welche nah an Verlegenheit gränzt. Hierin sind die Düsseldorfer, welche manchem der Berlinee in dee Technik nachstehen, glücklicher. Trotz hier und da sich äußernder Schwächlichkeit, wissen sie wenigstens, was sie wollen und woran sie sind. Sie erscheinen wesentlich lyrisch sentimental, und bringen auch wohl in geößern Compositionen Gedanken und Tendenzen zue Anschauung — die sich freilich nicht an mitzeitige Zustände, sondern an mittelaltrige und altisraelitische anschließen. Die Düsseldorfer bilden für sich eine Schule, was man von den berliner Schulen nicht wohl sagen kann. Doet ist der Meister, Schadow, von vielen seiner Schüler überflügelt worden; Wach, Begas und Hensel in Berlin lassen keinen vor. Von ersterm sah ich im Atelier ein so eben zu Stande gebeachtes Bild, Judith darstellend, wie sie, das Haupt des Holofernes in der Hand haltend, aus dem Zelte tritt, begleitet von einer Dienerin — also in typischer bekannter Weise, wie ungefähr derselbe Gegenstand von Allori dargestellt worden ist. Es mangelt Wach, wie er selbst fühlen muß, an Eefindungsgabe und Compositionstalent; aber er ist bedeutend als Zeichner und sein Colorit prächtig. Er malt lebendiges, oft üppiges Fleisch; er erscheint trefflich als Portraitmalee. Gegenstände, wie diese Judith, welche sich auch äußerlich fassen lassen, und wobei die Decoration mit Hauptsache ist, sagen Wach besonders zu. Es ist viel mehr Gewandung auf dem Bilde als Fleisch, und viel mehr Fleisch als Gedanke. Die Schüler Wach's zeichnen sich durch eine ziemlich handfeste Technik aus, welche der ihres Meisters nahe verwandt ist. Das Colorit ist glatt oder brillant, die Composition besonnen, aber ein wenig kalt; das Herz wied nicht erwärmt, höchstens das Auge bestochen. Zu seinen talentvolleren Schülern gehören Cretius und Espersted t; der componirfähigste ist Schorn, welcher mit einer in dieser Schule fast auffallenden Kühnheit unternimmt, eine Masse von Figuren, wie auf dem Bilde „Salvator Rosa unter Räubern" auf einem Gemälde zusammenzubringen. Jetzt sieht man von ihm einen Carton, eine lebendig bewegte und figureneeiche Scene aus dem Bauernkelege darstellend — man sieht, daß Schorn seine erste Schule, die münchner, weise benutzt hat. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

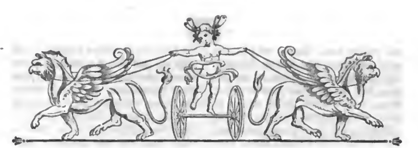
[Englische Urtheile über Mundt's Styl.]

In dem neuesten Hefte des Foreign Review werden die von Varnhagen v. Ense und Theodor Mundt herausgegebenen Scheiften Knebel's besprochen, und es erfreut und überrascht uns, den feemden Kritiker so feinen und sichern Sinnes für den Zauber unsrer Sprache zu sehen. Er weiß den Reiz und die Frische, die Gewandtheit und Sicherheit, welche den von Mundt verfaßten Lebensabriß Knebel's auszeichnen, vollkommen zu würdigen, und führt ganze Stellen daraus mit gebührendem Lobe an. Aber auch von andern Seiten eefährt Mundt von englischen Lesern gerechte Anerkennung, und besonders sind sie von seiner anmuthigen, so beseelten und doch so klaren Schreibart eingenommen, während sie bei den meisten andern deutschen Schriftstellern, wenn sie diesen auch sonst großes Verdienst zugestehen, über Schwerfälligkeit und Nachlässigkeit des Styls klagen.

[Rücklaß, nicht Nachlaß.]

Das Wort Nachlaß ist heutzutage oft mißbraucht, in vielen Nachlässen gab man Nachlässigkeiten. Statt des verbrauchten Wortes thut nun ein anderes noth. Man sagt Rücklaß statt Nachlaß. In Leipzig erscheint nächstens im Industrie-Comptoir ein Buch: „Rücklaß eines Geschiedenen" (von seiner Feau Geschiedenen?) herausgegeben v. F. Lienth.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 72. — den 10. April 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unversöhnliche.

(Fortsetzung.)

Der Officier gab den dringenden Bitten des Barons nach und blieb einen Tag auf dem Schlosse, um die zerstreuten Reste seines Regiments, das bis auf hundert fünf und sechzig Köpfe geschmolzen war, zu sammeln und dem erschöpften Trupp eine Erholung zu gönnen. Der Gutsherr sorgte für die Bewirthung mit Aufbietung aller Kräfte, und schien ausnehmendes Gefallen an einem Gaste zu finden, der nach seinem Urtheile ein eben so vollkommener Soldat als liebenswürdiger Gesellschafter war. Sein Franzosenhaß schwieg in der Nähe dieser vom Unglück verfolgten Männer, welche so Großes und Schweres vollbracht, so unzählige Drangsale erduldet, und aus den eisigen Wüsten Rußlands die Energie der erprobten Krieger und die feine Höflichkeit der Bildung zurückgebracht hatten. Mit der Theilnahme eines alten Soldaten hörte er die Geschichte der furchtbaren Schlachten, den Sturm auf Smolensk, das Gemetzel an der Moskwa, den entsetzlichen Rückzug, den Uebergang über die leichenvolle Beresina, und die Scenen der Verzweiflung und des Jammers, welchen die Tapfersten und Erprobtesten unterlagen. Er suchte den Kummer aus den düstern Blicken seiner Gäste durch den zauberischen Saft der Rebe zu scheuchen, und freute sich herzlich, als die französische Heiterkeit diese schnell über die traurige Vergangenheit und die sorgenvolle Zukunft erhob.

Auf die Baronin machte der schöne, junge Oberst einen andern und weit tieferen Eindruck. Seine edle, hohe Gestalt, sein bleiches, von Kummer und Anstrengungen durchfurchtes Gesicht, das klare und doch so sichere und kühne Auge, die milde Kraft seiner Rede, und vor Allem seine männliche That, sein göttergleiches Erscheinen im Augenblicke, als sie Alles verloren sah, schrieb sich unvergeßlich auf die geheimste Tafel ihres Herzens. Frauen sind weit dankbarer als Männer für solche Augenblicke. Der Edelmuth findet in ihrer Brust die reinste Glorie, und ihre Bewunderung und Verehrung singt in leisen, süßen Worten ein hohes Lied der Verklärung, und schmückt den Helden mit allen Tugenden, allen Reizen, Träumen und Wünschen, die ein Weib in dem ewig unerklärlichen Tempel ihres Busens hegen kann.

Sie wußte nicht, warum ihre Thränen ihm nachflossen, als er hinter den Hügeln auf immer verschwand, warum sie trostlos und lange weinte, wenn sie einsam sinnend in den Abend hinaus schaute. Sein Bild schwebte vor ihrem innern Auge, der Blick, mit welchem er schied trat immer wieder vor den Spiegel ihrer Seele, und gedankenvoll und seufzend betrachtete sie oft die Stelle auf ihrer kleinen, weißen Hand, wohin er den Abschiedskuß gedrückt, und Worte, welche auf Wiedersehen deuteten, leise geflüstert hatte.

Sie fühlte jetzt zum ersten Male bestimmt, daß sie den Baron nie geliebt hatte, ja, daß die wunderbare Zaubermacht, welche das menschliche Leben beherrscht, ihr

noch niemals nahe getreten war. Sanft, wie sonst, ertrug sie die Launen und Härten ihres kranken Gemahls, dessen Unmuth sich bei zunehmenden Leiden oft ins Unerträgliche steigerte, aber sie ertrug sie nicht mehr mit der stillen Ergebung, dem frommen Gefühl heiliger zu erfüllender Pflichten. Mit Bitterkeit empfand sie ein stiefmütterliches Schicksal, und ihre Träume klammerten sich wünschend und hoffend an das bunte, reiche, ferne Leben. Mißmuth und steigender Kummer malten ihr ihre Einsamkeit, ihre Trauer, ihre Qualen an der Seite eines mürrischen, unzufriedenen Gatten, und sie wog in geheimen Stunden ihr Glück an der Seite eines Mannes, wie Rammont, und ihre Schmerzen der Gegenwart.

Während dessen hatte der Krieg begonnen. Der große Kaiser führte neue Schaaren in die Ebenen Sachsens, wo die begeisterte Jugend Preußens sich ihm entgegenwarf, und seine Siege Niederlagen ähnlich machte. Zurückgedrängt nach Schlesien und die Marken, folgte die berühmte Waffenruhe, welche dem Kaiser augenblickliche Vortheile gewährte, deren Nachtheile er später jedoch empfinden sollte.

In der äußersten Linie der Franzosen lag auch das Gut des Barons, der nicht zu bewegen war, das Schloß seiner Väter zu verlassen, und dessen Gemahlin, vielleicht von geheimen Ahnungen angetrieben, sich entschlossen zeigte, muthig bei ihm auszuharren.

Hatte sie wirklich Hoffnungen gehegt, hier den geheimen Gegenstand ihrer Wünsche wiederzufinden, so täuschte sie das Schicksal nicht. An einem schönen Morgen sprengten Reiter mit goldbetreßten Hüten durch das Thal, und bald trat Oberst Rammont in den Saal.

Mit Freundlichkeit reichte er dem Baron die Hand. „Fort mit dem gezwungenen Blicke, Herr Baron," sagte er, „nicht der Feind Ihres Vaterlandes, der Freund Ihres Hauses tritt unter Ihr gastliches Dach. Lassen Sie den Kampf austoben, mag das Schicksal seine Loose schütteln, wir können Beide nicht in sein rollendes Getriebe greifen. Warum sollen wir uns hassen? Sie wenigstens haben keinen Grund, und ich mag keinen haben." Er sagte diese Worte ernst und bedeutungsvoll, und der Baron setzte sich erschöpft auf den Lehnstuhl und drückte die dargebotene Hand.

„Ich hoffe," sagte er, „daß der Krieg einem glücklichen Frieden Platz machen soll, und mit doppelter und ungetheilter Freude werde ich Sie recht lange bei mir festhalten."

„Ich wünsche den Frieden, aber ich hoffe ihn nicht," erwiederte der Oberst finster. — Dann wandte er sich zu der erröthenden schönen Frau, die er mit aller Herzlichkeit einer Langvermißten begrüßte. „Mein Regiment," sagte er, „hat die Vorpostenkette bezogen, ich bin gezwungen, auf einige Zeit mein Hauptquartier in Ihrem Hause aufzuschlagen, werden Sie mir die Unruhe verzeihen können, welche ich Ihnen machen muß?"

Die Hand der Baronin zitterte in der seinen; sie fühlte den leisen Druck seiner Finger und senkte das schöne Auge vor dem strahlenden Blicke, der süß und verzehrend zu ihrem Herzen drang.

Der Baron war sehr krank, mißmuthig und reizbar, und nicht ohne Unwillen dachte er an den kriegerischen Lärm, der die Hallen des alten Schlosses erfüllen mußte. Der Oberst nahm ihm wenigstens einen Theil seiner Sorgen, indem er um den Seitenflügel des großen Hauses bat, und betheuerte, daß sein Gefolge und der ganze kriegerische Troß sich vom Hauptgebäude entfernt halten sollte.

So vergingen die ersten Tage, der Oberst war vielfach beschäftigt, er erschien selten in der Familie, wo die Unruhe, die Ausgaben und die mannichfachen Störungen den Baron zum stummen, finstern Manne machten, dessen Heftigkeit und böse Laune sich nicht undeutlich überall zeigte.

Eines Tages stieg Rammont, aus dem Hauptquartier seines Generals früher zurückgekehrt, als er meinte, fröhlich die Stufen zu dem Gesellschaftssaale hinauf, um an der Seite seiner schönen Wirthin einige trauliche Worte zu wechseln. Die scheltende, heftige Stimme des Barons tönte von Innen, und er blieb an der Thür stehen, und hörte die unwürdigen, kleinlichen Vorwürfe, mit welchen der kranke, leidenschaftliche Mann seine Gattin überhäufte. Es war ein unbedeutender Gegenstand, aber der Baron suchte für seinen Mißmuth ein Wesen, das den duldenden Ableiter bildete, und die sanfte, stille Frau, welche ihm nichts entgegensetzte als Thränen, war immer das passendste dafür gewesen.

Sei es nun aber, daß das Maß keine Zugabe mehr ertrug, oder daß sie im Gefühle ihres verkannten Werthes und seiner Unwürdigkeit sich plötzlich erstarkt fühlte, oder die Nähe eines geliebten Gegenstandes ihren Unmuth zu hellen Flammen schürte, sie schwieg nicht, sondern beantwortete die Zornworte ihres Gemahls mit Würde und Festigkeit. „Lange genug habe ich Deine unwürdigen Launen ertragen," sagte sie, „und Alles auf Rechnung Deiner Krankheit gestellt, aber Du forderst mich heraus, Dir zu gestehen, daß Dein Benehmen mich empört, und ich nicht gesonnen bin, mich länger dieser Mißhandlung willenlos hinzugeben."

Der Baron war erstaunt über diesen unverhofften

Widerstand, dann aber lachte er höhnisch auf. „Ei, sieh da," rief er, „willst Du mir einen Ritter entgegenstellen? Etwa einen Franzosen, den schlanken Rammont, den Chevalier der Ehrenlegion, den tapfern Retter Deiner Tugend? Nur heraus damit, noch bin ich Herr in meinem Hause und fürchte mich nicht."

Rammont glaubte einen tiefen Seufzer zu hören, und sein Herz pochte so heftig, daß er scheu zurücktrat, als könne ihn der laute Schlag desselben verrathen. Dann wurde eine Thür zugeschnappt, eine Pause folgte, und endlich das heisere, dumpfe Lachen des Kranken. Leise kehrte der Oberst zurück in seine Zimmer, wo er lange mit gekreuzten Armen, die Augen sinnend auf den Boden geheftet, umherging. Eine innere Gluth leuchtete auf seinem männlichen, gebräunten Gesicht, er strich oft mit der Hand über die schmerzenden Augen und die brennend heiße Stirn; endlich wurde ihm die dumpfe, schwüle Luft unerträglich, er öffnete die Seitenthür des Gemaches, welche auf die Terrasse des Gartens führte, und suchte in den hohen schattigen Gängen des schönen Parkes Sicherheit und Fassung zu gewinnen. Wohlthätig wehte ihn die kühle Abendluft an, und wie er durch die einsamen, grasbewachsenen Wege schritt, unter den stillen träumerischen Bäumen, die sich säuselnd umschlungen hielten, und die kühnen, glänzenden Kronen funkelnd zu ihm niederbeugten, schlich der Frieden, mit welchem die Natur so gern die Leidenschaften ihrer halbenwachsenen Kinder zu besänftigen sucht, auch in seine erhitzten Gedanken. Lange stand er an dem schilfigen Teiche und sah den Schwänen zu, wie sie eben ein Nest im Rohre bereiteten, und er lächelte, als in eifersüchtiger Gluth das große stattliche Thier zischend gegen ihn daherzog, um die sanfte Gefährtin zu schirmen, die mit leisem Liebesgeflüster ihn zurückzurufen schien. Er fühlte sich einsam und unglücklich, und sein feuchtes Auge sah überall den sehnsüchtigen Drang nach Vereinigung und Freuden. Langsam ging er einem Tempel zu, der am Ende des Parkes auf einer Höhe stand, von welcher man die Landschaft weit überblickte. Die reichen Fluren, welche der Krieg jetzt verödete, der weite Halbkreis von Dörfern, unter den grünen, laubigen Gebüschen, die stolze dunkle Kette der Wälder, und in der Ferne das zackige, von blauen Nebeln umflatterte Gebirge! Die Sonne war im Untergange und schnitt mit ihrer rothen Gluth scharf das Licht vom Schatten; die Säulen des kleinen Tempels blitzten in dem abendlichen Glanze, und der heiligste, tiefste Gottesfrieden deckte sein schönstes Feierkleid sanft auf den schweigenden erhabenen Frieden. Nur Lerchengesang erfüllte die blaue Luft, und in der Ferne verschollen die Töne einer ländlichen Schalmei und verklingende Heerdenglocken, die an Nacht und Heimkehr mahnten. Als Rammont auf die Stufen des Portales trat, sah er ein weißes Gewand, vom Abendwinde bewegt, vor sich zwischen den Säulen. Sein Fuß stockte, lauschend stand er still und lehnte sich an den Eingang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Hensel. Begas. Neue Erwerbungen für das neue Museum. Französische Bilder.]

Gehen wir über zu der Schule des Prof. Hensel. Wilhelm Hensel ist ursprünglich Naturalist, reicher an Erfindungen, mannichfaltiger, beweglicher und poetischer, als Wach. — Hensel war einmal selbst Poet und gehörte zu dem Cyclus der Frauentaschenbuchsdichter, damals, als Fouqué noch ein berühmter Recke, die Jungfrauenschaft altdeutsch und die Turnerschaft sprungfertig war. Seine Technik ist nicht so sicher und festgestellt, als die Wach'sche, sein Colorit das Resultat eigens angestellter Versuche. Er liebt kolossale Gestalten, große Flächen, figurenreiche Compositionen. Hierin thut es ihm keiner unter den berliner Malern zuvor, obgleich weder Gruppe noch Kugler von ihm wissen und ihn neben Begas, Wach und Hrn. v. Klöber erwähnen wollen. Hensel hat sich erst seit wenigen Jahren, was man so sage, herausgemacht. Früher fand man seine Darstellungen zu gewaltsam kolossal, unnatürlich; erst sein Christus vor Pilatus, ein Bild mit 70 Figuren, jetzt in der Garnisonkirche befindlich, verschaffte ihm, trotz aller gerügten Mängel, allgemeinere Anerkennung. Gegenwärtig malt er an einem Weltheiland in Lebensgröße, im Zustande der Reflexion, mitten in der Wildniß. Einen bloß reflectirenden Christus hat bis jetzt, so viel mir erinnerlich, noch kein Maler darzustellen gewagt. Der Gegenstand ist, zumal in einem protestantischen Lande, keineswegs dankbar. Wer hat auf einer Kunstausstellung Sammlung genug, einen reflectirenden Christus zu verstehen und Andacht für ihn zu empfinden? — In der Stille und Zurückgezogenheit des Ateliers mache jedoch dieser Heiland, um dessen Haupt ein wunderbarer Lichtschein strahlt, einen großen Eindruck. Der landschaftliche Hintergrund ist großartig angelegt, aber vielleicht allzu complicirt. — Die Schüler Hensel's üben sich an sehr verschiedenen Gegenständen. Das Meiste verspricht ein von Rosenfelder angefangenes und vom stettiner Kunstverein bei ihm bestelltes Bild: Arthur, der dem Hubert das Eisen, womit seine Augen ausgeglühe werden sollen, aus den Händen schmeichelt. — Begas, der in Compositionen sinnreich und als Colorist unter den berliner Malern leicht der gediegenste ist, hat in seinem Atelier drei weibliche Portraits aufgestellt, welche vortrefflich sind; es sind die Portraits Ihrer Königl. Hoheiten, der Prinzessinnen Wilhelm und Karl, und das Portrait einer griechischen Gräfin. Ich kenne keinen, der weibliche Formen, und besonders das Fleisch an Arm und Hand, zarter widerzugeben, die Stoffe durchsichtiger zu

behandeln wußte, als Begas. Für weibliche Portraits eignet sich Begas' weiches Gemüth ganz besonders. Als er sich an den großen historischen Stoff „Heinrich IV. vor Pabst Gregor" wagte, unterlag er dem mannhaften Gegenstande. Auch in seinen religiösen Bildern wählt er vor Allem das Liebliche, das neutestamentliche Stillleben. Ein von ihm angelegtes Bild: „Christus, von den Jüngern umgeben, prophezeit den Untergang Jerusalems" verspricht etwas Treffliches zu werden. Dies wären die Hauptrichtungen der berliner Malerei. Von den Professoren der Akademie schweige ich. Sie mögen gute Lehrer und zum Theil auch gute Zeichner sein, aber die ganze Welt weiß, daß sie mittelmäßige Maler sind.

Einige hübsche Bilder erwarb man in jüngerer Zeit für das Museum, einen vortrefflichen van der Helst, eine kleine Prinzessin darstellend, welche in lieblicher Gemeinschaft mit ihrer Milchschwester am Boden sitzt, und von Govert Flinck ein trefflich in der wirkungsreichen breiten Manier Rembrandt's gemaltes Bild, von vieler Süße nnd Naturwahrheit, die heilige Anna darstellend, welche Marien, die kleine Mutter Gottes, lesen lehrt — weniger ein Heiligenbild, als ein freundliches Familienstück. Ein neu erworbenes Bild von van der Goes und ein in der Manier von Hieronymus Bosch gemaltes sind zwar merkwürdig, aber in der Eigenschaft als Gemälde nicht hervorstechend. An ähnlichen Bildern aus der Incunabelnzeit ist das berliner Museum zum Uebermaße reich.

Dem Kunsthändler Hrn. Sachse verdanken wir eine fortwährende Anströmung von vorzüglichen französischen Bildern. Sie kamen zur rechten Zeit, da sich die Berliner und Düsseldorfer bereits überschmeichelt hatten; jetzt erkennen sie, daß es auch jenseits des Rheins Maler gibt, und reuevoll schlagen sie an ihre Brust und gestehen, daß der den Franzosen gewöhnlich gemachte Vorwurf, als seien sie zu excentrisch, unbegründet sei. Was war uns nicht vordem der Seemaler Krause, der es unternahm, mitten im märkischen Sande und Angesichts der trüb sickernden Spree, Marinen zu malen und die Farben und Lichtspiele des aufgeregten oder beschwichtigten Meeres wiederzugeben! Was ist Krause gegen Le Poittevin und Gudin, von denen der letztere ein wirkliches Seemannsleben geführt hat? — In der jüngsten Zeit sahen wir bei Sachse eine höchst malerische und trefflich ausgeführte südfranzösische Gebirgslandschaft von Giroux, und die schon durch Kupferstich bekannten Bilder: eine Scene aus der Bartholomäusnacht von Delaroche, und einen Bazar, auf welchem reizendes und üppiges weibliches Fleisch verkauft wird, von Vernet, Schwiegervater des Delaroche. Noch hat man nichts technisch Vollendeteres gesehen, als diesen Bazar, und doch hat Vernet bereits über 1000 Gemälde vollendet! Die letztgenannten beiden Bilder sind von einem hiesigen Geheimerath angekauft.

Mf.

Notiz.

[Custine, Goethe, Friedrich Schlegel.]

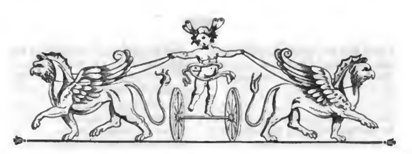
„Spanien unter Ferdinand dem Siebenten," dies ist der Titel eines vom Marquis von Custine mit glänzender Einbildungskraft dargestellten Gemäldes von Spanien, dem bei seiner Farbenpracht nicht schaden kann, daß die französische Kritik den Titel selbst schon einen Anachronismus nennt; als wenn das Spanien Ferdinand's nicht noch immer in allem Wesentlichen auch das Spanien Christinens wäre! Doch wir beabsichtigen hier nicht, das Buch selber zu besprechen, sondern nur einen Zug herauszuheben, der unsre deutschen Interessen, der Goethe betrifft!

Der Marquis schildert die Einsiedler bei Cordova. Er sagt: „Jeder übt ein Handwerk, aber nicht um etwas zu schaffen, sondern um beschäftigt zu sein; sie haben mehr Sorge für das Werkzeug, als für das Werk. Dies erinnert mich, — fährt er fort, — an einen Ausspruch des großen Dichters Goethe; mehrmals hat er mir gesagt, daß er bei seinen Arbeiten niemals an das Buch gedacht, das entstehen solle, sondern daß der einzige Zweck, der ihm aller seiner Anstrengungen würdig dünke, die Vervollkommnung des eignen geistigen Lebens sei. Goethe, — so sagt er weiter, — dieser Weise des Alterthums, dieser moderne Platon, verkannt, wiewohl verabgöttert, von seinem Jahrhundert, war ein antiker Philosoph, aber sehr würdig ein Christ zu sein. Er ersetzte durch Gravität, durch persönliche Größe, was ihm mit dem Glauben an eine geoffenbarte Religion abging. Er war nicht gottlos, aber er irrte sich im Gegenstande seines Cultus: gleich den Heiden, betete er die Natur an, und wie in dieser Natur das Beste unbestreitbar er selbst war, so machte er einen Gott aus seinem Geiste. So ist es denn wahr, daß der vollkommenste Mensch, seiner eignen Vernunft überlassen, nur zu einem gereinigten Egoismus gelangt, zu dem Egoismus der Wissenschaft? Wird das Maß unsres Begreifens als die Gränze aller Wahrheit für uns aufgestellt, so sind wir, wie weitumfassend auch dieser Geist sei, doch nur arm, denn alles Begränzte ist klein: Größe ist nur im Glauben. Der Glaube ist eine Huldigung der Vernunft für das Gefühl. Durch diese Opferung seines Stolzes gewinnt der Geist des Menschen seine ursprüngliche Kraft wieder; er steigt zu seiner Quelle empor, nnd ergreift das Reich wieder, welches er durch Verkennung seines Herrn verloren hatte."

Der fremde, katholische Eiferer äußert sich über Goethe wenigstens glimpflicher, als wir es von unsern deutschen Frömmlern zu sehen gewohnt sind. Freilich hat jener neben der höheren Geistesbildung auch die feinere, edlere Sitte vor diesen voraus!

Gedenken wir hier, bei Gelegenheit obigen Spruches von Goethe, auch der ähnlichen Aeußerung von Friedrich Schlegel, welche diesem ebenfalls vornehmen und hohen, in seinen Eigenheiten schwer zu fassenden Geiste zur größten Ehre gereicht. Er sagt in der Vorrede zu seiner Geschichte der Literatur, daß er für sein Werk die größten, umfassendsten Studien gemacht, wiewohl dabei keineswegs das Buch, sondern zunächst die Befriedigung der eignen Wißbegierde sein Zweck gewesen sei.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 73. — den 12. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Weibliche Gedankenstriche.

Von F. T.

Dir Leidenschaften — ich meinr damit diejenlgen, dir dem Menschen in seinem Naturzustande eigen sind — bewahren und erhalten uns das Bischen Natur, das sich noch in unsern künstlichen Zuständen auffinden läßt.

Nichts ist so gemüthslos, als wenn man das gute Zeugniß, das wie rinem Menschen geben, mit der Aeußerung abweist, man könne sich nicht darauf verlassen, denn der Mann sei unser Freund. Nun ja, er ist ja eben deshaib mein Freund, weil das Gute, das ich von ibm sage, wahr ist, und rr ganz so ist, wie ich ihn schilderr. Warum setzt Ihr voraus, daß ich nur Gutes von ihm eede, weil er mein Freund ist, und nicht, daß rr mein Freund ist, weil man Gutes von ihm reden kann?

Die mehresten Adligen erinnern an ihre Vorfaheen, wie dir italienischen Cicerone an Cicero.

Es gibt eine Klugbeit, die man den Adlerflug des menschlichen Geistes nennen kann, und eine andrrr, die dem Mauiwurfsgangr ähnelt. Die erstere erfordert, daß man muthig seinen Charakter brhauptet und vor keiner Inconvenienz zueückschreckt, die damit verbunden sein mag, wenn man eine Eigenschaft desselben geltend machen will.

Unsere Vernunft macht uns zuweilen eben so unglücklich, wir unsere Leidenschaften; wir gleichen dann einem von seinem Arzte vergifteten Kranken.

Nur sehe wenig Menschen erlauben sich den vollen, kräftigen und muthigen Gebrauch ihrer Vernunft bri Beurtheilung von Personen, Sachen und Verhältnissen. Man veriäugnet sie, um nicht angefeindrt zu werden, und noch viel öfter geschieht es, um es sich seibst bequem zu machen. Wrr hat in unserer Zeit den Hrldenmuth, wahe, ganz wahe zu sein, und seibst selnen eigenen innern Gefühien und seinen Grundsätzen nach sich auszusprechen? Keinee, keiner.

Für sich seibst und mit sich selbst zu leben, bedarf der Mensch der Tugend; zum Verkehe mit Andern bedarf er der Ehrr.

Körperliche Leiden lehren uns den Tod, die Gebrechen der Gesellschaft lehren uns das Leben verachten.

Zwischen einem geistreichen boshaften Mannr und einem edien, geistreichen Manne ist derselbe Unterschied, wie zwischen einem Meuchelmörder und einem geschickten Fechtee.

Zwei Dinge muß man zu ertragen und sich an sie zu gewöhnen wissen, um das Leben nicht unerträglich zu finden: schlechtes Wetter und die Ungerechtigkeit der Menschen.

Reichthum und Rang zwingen uns eine Repräsentation auf, die auf die Dauer auch den besten Menschen, gegen seinen Willen, zum Komödianten macht.

Ein Mensch ohne Grundsätze ist gemeinhin auch ein Mensch ohne Charakter; besäße er diesen, so würde er auch das Bedürfniß empfunden haben, sich Grundsätze zu bilden.

Die schwankenden Charaktere sind die leichten Truppen in der Armee der Bösen. Sie richten mehr Schaden an, als das Hauptheer selbst; sie plündern und verwüsten.

Berühmtheit gewährt den zweideutigen Vortheil, von denen gekannt zu sein, die wir nicht kennen.

Es ist nicht wahr, daß man um so weniger fühlt, je mehr man denkt. Die großen Gedanken kommen im Gegentheil aus dem Herzen; wohl aber liebt man die Menschen weniger, je mehr man sie zu beurtheilen vermag.

Es gibt eine gewisse gutherzige Milde gegen seine Feinde, die mehr den Schein alberner Schwäche als den der Güte und Großsinnigkeit hat. Solche Menschen kommen mir wie Harlekin vor, wenn er zu seinem Nebenbuhler sagt: Du hast mir eine Ohrfeige gegeben, aber so etwas nehme ich noch nicht übel. Man muß so viel Verstand haben, seine Feinde hassen zu können.

Der Unversöhnliche.

(Fortsetzung.)

Die Baronin saß auf einer der Marmorbänke an der äußern Façade, das schöne, fromme Gesicht zu der heiligen stillen Bläue des Himmels erhoben, übergossen von dem letzten hellen Glühen der Sonne, und die Hände gefaltet vor die schmerzensvolle Brust gedrückt. Erschüttert stand der Offizier unbeweglich und betrachtete die schöne Frau. Nie war sie ihm so reizend, so unaussprechlich lieblich erschienen. In der harten, männlichen Brust wird die Liebe zur höchsten Flamme getrieben, wenn zu der Bewunderung und Anbetung sich auch das Mitleid gesellt, und um so sicherer, wenn das Schicksal eine tiefe Kluft zwischen den Getrennten aufgerissen hat, wenn der Verstand den schweren unheilbaren Kampf beginnt, bis er endlich in den Flammen untergeht, die eine zarte, starke und doch so ungewisse Brücke über den Abgrund schlagen. — Rammont's Herz war im Aufruhr, seine Augen verschlangen die Gestalt der Geliebten, er fühlte nichts mehr als den einzigen Drang, zu ihren Füßen zu sinken, die heiße Begier, sie von einem Unwürdigen zu befreien, die selige Lust, Trost, Hoffnung und Zukunft in wechselseitigem Austausch zu geben und zu nehmen, ihr nur ein Mal alle seine Empfindungen zu bekennen, und was er leide, wie er sie beklage, wie er ihr Leid kenne und verstehe, und wie er glühe, um von ihren Lippen Tod oder Leben zu empfangen. Leise trat er näher, sie hatte das Gesicht abgewendet, aber sie hörte das Rauschen seines Trittes. Plötzlich kehrte sie sich zu ihm, er sah das feuchte, schimmernde Auge und zwei Thränenströme, welche langsam über die bleichen Wangen rollten. In der Glorie des Himmels stand sie vor ihm, eine Heilige, ein Engel Gottes im weißen Gewande, dessen Flügel die azurblaue Schärpe bildete, welche leicht um ihre Schultern flatterte. Mild und ernst schaute er sie an, keiner war eines Wortes mächtig, endlich ermannte sich der Oberst und reichte ihr seine heiße, bewegte Hand.

„Fliehen Sie nicht, gnädige Frau," sagte er, „ein treuer Freund bittet Sie darum; und Sie haben einen Freund nöthig."

Sie setzte sich an seine Seite, schweigend, die Augen unruhig an den Boden geheftet, und die zitternden Lippen fast gewaltsam geschlossen.

„O, wie ungerecht ist das Schicksal," sagte Rammont leise und seufzend, „daß es den Edelsten und Besten seine bittersten Kelche reicht. Sie weinen, und diese Thränen sind eine schwere Anklage. Kann ich nichts thun, sie zu trocknen?"

Sie schüttelte verneinend das schöne Haupt, und hob es dann mit einem flehenden Blicke zu ihm auf. „Ich bin wohl sehr unglücklich," sagte sie, „aber ich habe Niemanden anzuklagen, am wenigsten die gütige Vorsehung, welche über mich und alle Menschen wacht."

„O, mein Gott!" rief Rammont leidenschaftlich, „welche Krone hast Du für diese Demuth. Nein, täuschen Sie sich nicht, Sie tragen keine Schuld, Sie sind eine Magdalena, ein Engel, dem der Himmel gehört, und der auf Erden, vielleicht um die Sünden der Welt

zu büßen, einem Elenden, einem Unwürdigen anheimgefallen ist, welcher mit roher Hand tausend Dolche in Ihr schönes Leben bohrt."

„Schweigen Sie, aus Barmherzigkeit, schweigen Sie," rief die Baronin erschüttert und streckte flehend die Hände aus. „Ich kann und darf nicht hören, was Sie sagen. Es ist mein Gemahl, den Sie verdammen."

„Und darin," rief Rammont, „liegt die unendliche Quelle Ihrer Leiden. Seine finstere Tyrannenseele steht an dem ewigen Scheidewege, und sein ganzes Leben, im Fluche böser Thaten vollbracht, drängt sich jetzt in Qualen zusammen, die er ableitend auf Ihr theures, geduldiges Haupt schüttet. Ja, beim Himmel! darum ganz allein könnte ich eine blutige Rechenschaft fordern."

Sie sah strafend und betrübt zu ihm auf. „Das werden Sie niemals," sagte sie, „meinetwegen werden Sie es nicht."

„Sie wissen nicht, was ich will und kann," erwiederte er und strich mit der Hand über seine Stirn; „aber Sie haben Recht, Ihretwegen werde ich es nicht, es sei denn, daß es zu Ihrem Schutze geschähe." — Einen Augenblick schwieg er tiefsinnend, dann ergriff er mit der zärtlichsten Leidenschaft ihre beiden Hände und drückte sie an sein heißes Herz. „Helene," sagte er, „der Augenblick drängt, und ich bin ein Mann, gewiegt im Leben, geprüft vom Schicksale, herangereift unter tausend Leiden und Qualen. — Was soll ich Ihnen sagen, was Sie nicht wüßten; ach! Sie wissen nur allzuwohl, was in meiner Brust vorgeht. Ich scheide in wenigen Tagen von Ihnen, der Krieg beginnt aufs neue, und vielleicht umschwebt mich schon jetzt der Engel des Todes. Aber ich will nicht sterben, ohne einmal das Glück empfunden zu haben, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie mit der Leidenschaft eines Mannes anbete, der hoffnungslos in eine ewige Trennung eilt. Geliebte, theuerste Helene, soll ich hoffnungslos und unglücklich von Ihnen scheiden? Betrachten Sie mich als einen Todten, einen Abgeschiedenen, aber sprechen Sie es aus, daß ich erhört bin; o! gönnen Sie mir die unendliche Seligkeit, daß ich auf Erden ein Herz gefunden hatte, das mein, auf ewig mein geworden ist."

Er hatte sie umfaßt und sie hinderte es nicht; ihre Arme legten sich um seine Brust, ihr Kopf sank an seine Schulter, und ihre heißen Thränen tropften auf sein herabgebeugtes Gesicht. Die Seligkeit des ganzen Himmels strömte durch seine Adern, seine Lippen berührten die ihren Kuß auf Kuß, und die göttliche Wonne hingebender Erhörung füllte die nächsten Minuten. „So ist es wahr, was ich nimmer zu erreichen glaubte," rief Rammont, „ich bin geliebt, geliebt von dem edelsten Wesen auf Erden."

„Mein Geliebter, mein theuerster Freund," flüsterte sie weinend. „Ach, daß ich nie aus diesem schönen Traume erwachte."

Als sie dies seufzend sprach, war sie schon erwacht, und mit schreckender Gewalt zeigte sich ihr der verrätherische Augenblick und die finstere Zukunft. Sanft suchte sie sich seinen Armen zu entziehen, und mit einem leisen Schrei legte sie die Hand an ihre Stirn. „Wir müssen scheiden," rief sie ängstlich, „o, mein Gott! wohin haben Sie mich geführt."

„Zum schönsten Augenblick meines Lebens," sagte der Oberst sanft. „Ja, wir müssen scheiden, meine Helene, „aber trennen können wir uns nicht mehr. Es gibt eine höhere, ewige Vereinigung der Seelen, die von irdischen Banden befreit, aus dem Himmel stammt und zu ihm zurückkehrt, wo getrennte Atome sich sehnsüchtig harrend wieder finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

Meine Reise nach Portugal im Frühjahre 1836. Von Gustav v. Heeringen. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus.

Der Verfasser, welcher einem on dit zufolge auch der Bearbeiter der merkwürdigen sachsen-gotha-coburg-portugiesischen Correspondenz-Artikel aus Lissabon in der Augsb. Allg. Zeitung ist, machte im Jahre 1836 in Begleitung des Prinzen Ferdinand die Reise, deren Beschreibung er uns hier vorlegt. Daß bei einem Aufenthalte von nur einigen Monaten kein vollständiges Bild eines ganz fremden Landes geliefert werden kann, ist sehr natürlich, und der Verf. hat sich deshalb auch klüglich aller statistischen und sonstigen speciellen Angaben enthalten, die in ein „wissenschaftliches Werk" gehören, wie uns kürzlich vom Obristen v. Eschwege ein treffliches über Portugal geliefert wurde. Was er gibt, sind leichte, aber angenehme und deutliche Crayon-Zeichnungen, flüchtig hingeworfene Skizzen, wie sie der Wanderer sammelt bei seinem vorübergehenden Aufenthalte in einer reizenden Gegend. Ueberall aber tritt ein achtungswerthes Auffassungs- und Portraitirungstalent uns entgegen; wo die Aehnlichkeit der Gegenstände eine Einförmigkeit fast unvermeidlich machte, flicht der Verf. geschickt einige Nebendinge, pikante Anekdoten u. dgl. ein, und oft ersetzt legend ein Charakterzug aus dem Volksleben die mangelnde Kenntniß der Zustände und läßt uns tiefer blicken als eine lange Beschreibung. So entrollt sich, aus gelungenen Einzelnheiten zusammengesetzt, ein Bild des herrlichen Lusitaniens, welches außer den seltenen Reizen der Natur noch außerdem geschmückt ist mit den mannichfachen Feierlichkeiten, die mit der Vermählung des Prinzen mit Portugals jugendlicher Köni-

gin verbunden waren. Mag auch Manches, was der Verf. über portugiesische Zustände sagt, jetzt keine Anwendung mehr haben, da sich die innere und politische Physiognomie des Landes seitdem verändert hat, so läßt sich doch nicht verkennen, daß er bemüht gewesen ist, seiner Schilderung so viel Wahrheit wie möglich zu geben. — Folgen wir dem Verf. auf seiner Reise, so bietet das majestätische London den ersten Anhaltepunkt; denn dem Verf. zu erklären, daß und wie Cöln wirklich einen Karneval im eigentlichen und großartigen Sinne des Wortes haben kann und hat, dazu genügt dieser Artikel nicht. Londons Localitäten zwar gewinnen unter der Feder des Verf. keinen neuen Reiz, und wir können höchstens seinen gerechten Unwillen theilen beim Anblicke des letzten Ruheplatzes für den größten Herrscher, der Gartenbank Napoleon's zu Longwood, die in London unbeachtet in einem sogenannten Panorama, einer Natur- und Alpenkomödie steht. Die einzige Erscheinung, die in London in dieser Reise interessiren könnte, hat der Verf. sehr flüchtig gezeichnet. „Wir traten aus dem Hofe, sagt er, von Kensington-Palace und bemerkten aus dem gegenüberliegenden Wirthschaftsgebäude eine junge Dame raschen Schrittes auf den Rasenplatz treten. Ihr folgten unmittelbar zwei schlanke Husaren, schöne blühende Jünglinge und diesen nach erschien eine ältere Dame, am Arm eines ältern Herrn. Es war eine Gesellschaft die vom Spaziergang heimkehrte und die wir gar nicht beachtet haben würden ohne die ungarische Tracht der jungen Herrn; unser Franzose — der Cicerone — aber trat ehrerbietig zurück und zog den Hut mit den Worten: „„Messieurs, voilà Madame la Duchesse de Kent avec sa famille!““ Und diese Fürstin war es in der That — die leichte anmuthige Gestalt im weißen Morgenkleide und indischen Shawl, das jungfräulich frische Antlitz unter dem Schirm eines kleinen Strohhütchens lächelnd, war ihre Tochter Victoria, Englands Thronerbin, vielleicht eine neue Elisabeth. In der zarten Hand, die einst das Scepter so vieler Reiche zu führen bestimmt ist, duftete ein Veilchenstrauß. Wie sie so leicht über den Rasenteppich schwebte, Großbritanniens Hoffnung! Und der schlanke Jüngling, ihren Sonnenschirm tragend, den er zwischen den Fingern spielen ließ, war Dom Fernando von Portugal, der andere sein Bruder und ihr Vater, der seine königliche Schwester am Arm führte." — Man muß bedauern, daß die Hauptfigur dieses fürstlichen Idylls nicht mehr herausgehoben ist. Nach einer sehr stürmischen Seefahrt kommen die Reisenden nach Lissabon, dessen Anblick unsern Autor sehr entzückt, und nun beginnt die ganze Reihenfolge von Ceremonien und Festlichkeiten, welche die Leser aus den politischen Journalen kennen, die sich aber hier, zu einem Ganzen vereint, mit Interesse lesen. Hier gibt der Verf. ein Bild von der jungen Donna Maria da Gloria. „Die Gestalt der Königin ist von mittlerer Größe und zeigte eine Fülle, vielleicht ein wenig mehr, als die strengste Regel der Schönheit gestattet, jedoch durchaus nicht so viel, um aus der Anmuth der Formen zu treten; die Züge ihres blendend weißen Antlitzes sind sanft und einnehmend, ihr Haar ist blond, Nacken und Hals hätten den Schwan beschämt, und sie erschien mehr bleich als blühend, was vielleicht in dem Angreifenden der Ceremonie, in der Hitze des Tages und in der dumpfen Luft der dichtgehüllten Kirche seinen Grund hatte. Außerordentlich reich und prächtig war ihr Anzug. Sie trug ein Kleid von weißem Atlas und ein Tunika mit Gold durchwirkt, deren Schleppe eine lange Reihe von Damen hielt. Die Ordensbänder, welche ihre Brust umfaßten und unter derselben große Sterne von Edelsteinen wiegten, ließen kaum den Gürtel von Diamanten zwischen ihren bunten Farben durchschimmern. Aber alle Pracht von Brasilien hatte sich auf ihrem Haupte vereinigt. Auf ihren blonden, fast noch kindlichen Locken ruhte ein Juwelenschmuck, der deutlich zeigte, daß es keine Schäferin, sondern eine Königin war, welche zum Altare schritt — die Krone. — Wie diese Krone glänzte und wie schwer sie zu tragen sein mochte — welche hellen Farbenblitze, welche Strahlen sie warf, und sie hatte doch so viel Blut gekostet, das zum Theil noch nicht verraucht war!" Und diese reizende Königin hatte Mühe, einen zweiten Mann zu erhalten! Das Portrait des Prinzen ist nicht minder reizend und seine körperliche Schönheit wird dadurch erhöht, daß, nach dem Ausspruche des Verf., sein Benehmen stets wahrhaft liebenswürdig ist und er bei allen Begegnissen männliche Ruhe, Unerschrockenheit und Würde zeigt. — Wahrhaft rührend ist das Bild der verwittweten Kaiserin von Brasilien, „der blühendsten, schönsten Gestalt, der lieblichsten Frau, die man sehen kann, in einfachem, schwarzem Gewande, mit gescheiteltem Haar. Ihr Kleid ist Trauer und auch in ihrem Herzen wohnt wohl die Trauer. Sie hat viel verloren, sie hat den Bruder, den Gemahl und Brasilien verloren — wahrlich, Verluste von Bedeutung!" So ziehen die Skizzen von interessanten Menschen, Zuständen und Naturerscheinungen an uns vorüber, wechselnd in grellem Lichte und tiefem Schatten. Eines der gelungensten Bilder ist das der portugiesischen Theater, deren Bedeutung in künstlerischer Beziehung man höchstens mit deutschen Provinzial-Theatern dritten Ranges vergleichen kann. — Der Zustand der Literatur ist ziemlich trostlos und, die politische ausgenommen, sehr unbedeutend; „in den Buchläden, denn Buchhandlungen wäre ein zu großer Name für diese düstern antiquarischen Gewölbe, liegen die Bücher haufenweise zusammengebunden und werden — wenn nicht immer — zuweilen gewiß nach dem — Gewichte verkauft. Buchhandlungen nach englischen, deutschen und französischen Begriffen gibt es in Portugals Hauptstadt gar nicht."

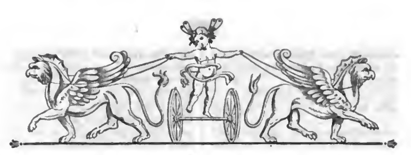
R. B.

Notiz.

[Christliches.]

Ein Pächter in England, der zur Quäker-Gesellschaft gehörte, ward gefragt, ob er nicht Lust habe, eine Petition um Kirchenreform zu unterzeichnen. „Mit dem größten Vergnügen," gab er zur Antwort; „denn er besitze nur 30 Schafe. Von denen seien in den letzten Tagen 28 an einer Krankheit gestorben, und die beiden übrigen ihm von der Kirche genommen, weil er den Zehnten noch nicht bezahlt habe." — Die englische Kirche hat auch einen guten Magen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 74. — den 13. April 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unversöhnliche.

(Fortsetzung.)

Die Gewalt dieser Worte fiel mit erdrückender Last hoffnungslos auf ihr kaum empfundenes Glück. „So müssen wir denn auf den Himmel hoffen," sagte Helene erschüttert, „und die Erde hat kein Glück für uns."

Dieser Ton des zitternden Schmerzes drang mit neuer Gluth in Rammont's Brust. „Wer kann die Zukunft erforschen," sagte er, und zog sie von neuem in seine Arme. „Sind wir Beide nicht noch in der Blüthe des Lebens? Die bösen Geister sind zwar immer neidisch auf die Hoffnungsträume des Menschen, aber die Kugeln können mich verschonen, der Tod in seinen tausend Gestalten geht an mir vorüber, und wenn der Friede wiederkehrt, finde ich wohl, daß er hier erlösend erschienen ist, und eine schöne, freie Hand empfängt mich."

„Halten Sie ein!" rief die Baronin zitternd, „das ist ein Gedanke, der mich schaudern macht. Soll ich den Tod meines Gatten wünschen, soll ich verbrecherisch darum zum Himmel flehen? O, mein Gott! schütze mich, rette mich vor mir selbst!"

„Lassen Sie dem Himmel den Ausgang," versetzte er sanft und kniete an ihrer Seite nieder. „Leben Sie wohl, geliebte Helene, ewig wohl und glücklich; kein Gedanke, kein Wort und Blick soll je verrathen, was in dieser heiligen Stunde hier vorging. Ich scheide mit meinem Glücke und meinen Hoffnungen, nur um einen Kuß flehe ich noch, der als Segen mich begleiten soll."

Stumm drückte er sie an sein Herz, und mit Leidenschaft berührten sich ihre Lippen, als plötzlich die Gestalt eines Mannes hinter einem der Pfeiler hervortrat. Es war der Baron, und mit einem durchdringenden Schrei sank Helene leblos in den Armen des Obersten zusammen.

Beide Männer standen sich dicht gegenüber, und der letzte falbe Schein des Abends zeigte die verfallenen von Grimm verzerrten Mienen des Gutsherrn, gegenüber der kalten Ruhe seines Gegners.

„Mit welchem Namen," rief der Baron endlich, „soll ich Ihre Thaten hier belegen. Ein ehrvergessenes Weib in den Armen eines Menschen, der auf seine Gewalt pocht, eines Buben, eines Schurken, der den Namen eines Offiziers entehrt."

„Wer hätte diesen Namen jemals mehr entehrt als Sie selbst," sagte Rammont mit glühender Stirn. „Hier steh' ich und biete Ihrem Grimme Trotz, aber bei Allem, was heilig ist, verschonen Sie diesen Engel, den Sie zu besitzen nie werth waren."

„Was ich über Diese da beschließen werde, steht mir zu," versetzte der Baron stolz, „aber Worte sind überflüssig hier, haben Sie so viel Muth bewahrt, um mir gegenüber zu treten, so finden Sie sich morgen früh sechs Uhr hier wieder ein."

„Elender," rief Rammont, „ja, ich werde kommen, und der Himmel wird seine ganze Rache in meine Hand legen. Nicht die Rache für das unglückliche Wesen allein, auch für mich selbst, für jenes unglückliche Mädchen, de-

ren Kind hier furchtsam Ihre Blicke vermeidet, ja für alle Menschen, die unter Ihren Henkerhänden litten, trete ich in die Schranken."

Der Baron trat erstarrt zurück, stier blickte er auf den Obersten. „Wer sind Sie?" fragte er er mit schwankender Stimme.

„Dämmert keine Ahnung in Ihr verstocktes Herz," rief dieser und trat näher zu ihm heran. „Betrachten Sie mich genau, ob keine Ihrer Erinnerungen ihnen sagt, daß ein lang gequältes Opfer vor Ihnen steht."

„Ewiger Gott!" rief der Baron und taumelte an eine Säule, „Sie sind —"

„Walberg," sagte der Oberst kalt. „Erkennen Sie darin die Fügungen und die Rache einer strafenden höchsten Gewalt."

Der Baron machte eine heftige Anstrengung zum Reden. Er wollte sich emporrichten und vermochte es nicht; plötzlich brach ein Blutstrom aus seinem Munde, und besinnungslos sank er nieder.

Der Oberst war in der peinlichsten Lage. Laut rief er um Hülfe, und glücklicherweise hörten ihn ein paar Gartenarbeiter, welche so eben durch den Park nach Hause kehrten. Die armen Leute sahen mit Bestürzung ihren Herrn im Blute schwimmend am Boden und neben ihm seine ohnmächtige Gattin, welche so eben die ersten Zeichen des wiederkehrenden Lebens gab.

Rammont erzählte ihnen, daß bei einem Spaziergange der Blutsturz plötzlich den Baron hier überfallen hatte, und Schreck und Sorge seine Gemahlin bewußtlos niederwarfen. Dann hieß er sie eilig den Körper des Barons aufheben und sorgsam in das Schloß tragen, und folgte mit der bleichen Dame, welcher er leise Worte des Trostes und der Beruhigung zuflüsterte.

An der Treppe des Schlosses überließ er sie ihren Frauen. Die größte Verwirrung herrschte, der alte Verwalter küßte ächzend die kalten Hände seines Herrn, die Diener liefen umher und suchten den Hausarzt, und der blonde Knabe, welcher dem Trauerzug begegnete, sprang laut schreiend durch die Gänge und verlangte nach seiner schönen Mutter.

Der Oberst ging in seine Zimmer und seine Ordonnanzen sprengten bald darauf in den nahen Flecken, wo der größte Theil seines Regimentes und der Stabsarzt desselben, ein geschickter Mann, ihre Quartiere hatten. In einer halben Stunde war er zur Stelle und eilte zu dem Kranken, der aufs dringendste seiner Sorge empfohlen war.

Bange Stunden verflossen, und von bangen Zweifeln, von Furcht und Hoffnungen gequält, ging Rammont ruhlos auf und nieder. Jeder Ton drang mahnend zu seinem Herzen, das Nahen eines Fußtrittes weckte in ihm die verschiedenartigsten Gefühle. Was hatte er von der Erhaltung des Lebens seines Feindes, was von dessen Tode zu hoffen? In solchen bangen Minuten schweift die Phantasie in ihren kühnsten und wildesten Bildern, die Zukunft scheint sich zu öffnen, und aus ihrem dunklen Schooße treten die unendlichen Ketten von Träumen und Verbindungen finster und hell, süß und kummervoll vor den Menschen, und der Geist der Lüge windet sich um das reinste Herz. Auch in Rammont's Brust erwachten Wünsche, verbrecherisch, unheimlich, die er mit aller Gewalt seiner bessern Gefühle nicht verbannen konnte. Er empfand ein sehnsüchtiges Verlangen nach der Botschaft, welche ihm den Tod eines Menschen verkündigte, den er haßte, und dessen Weib er anbetete. In dem Halbdunkel des Zimmers stand sie vor ihm, Thränen in den Augen, mit bleichen Wangen, und sah ihn an mit jenem verstohlenen, süßen Blicke, der sein nahes Glück verkündete. „O, meine Helene!" rief er träumerisch und breitete die Arme gegen das luftige Bild aus, „vergiß den Schmerz, denn jetzt bist Du frei und mein." — Dann fuhr er empor und deckte die Hände erschüttert über beide Augen, als wolle er die blassen Gespenster von seiner Seele abschütteln. „Frei mag sie werden," sagte er seufzend, „aber mein nimmermehr, denn zwischen uns liegen alle Höhlen des Todes, zwischen uns rauscht der Styx, und die Vergessenheit rauscht schnell über die Welt, welche des Lethe nicht mehr bedarf."

Seinen Träumen überlassen lag er bis gegen Mitternacht, als die Thür seines Zimmers sich leise öffnete, und der Haushofmeister mit einem Lichte hereintrat. Die alte, gebeugte Gestalt des Greises, dessen ehrwürdiges Silberhaar thränenfeucht über die kahle Stirne sank, und die Auflösung seiner starren Züge in tiefen Kummer verkündeten dem Obersten die Trauerbotschaft.

„Er ist todt!" sagte Rammont mit zitternder Stimme."

„Noch nicht," versetzte der Alte weinend. „Ach! das junge Leben will noch nicht in die starre, kalte Gruft hinaus, es ringt einen schweren, furchtbaren Kampf. Aber bald wird's zu Ende sein."

Die Thränen des Greises erschütterten den Obristen. Die Anhänglichkeit des alten, treuen Menschen an den finstern, heftigen Herrn hatte etwas rührend Erhabenes, um so mehr, als der Oberst wußte, wie manchmal auch der alte Mann unter dessen starrer Heftigkeit gelitten hatte.

„Du weinst über ein Erben, das vielleicht sich selbst zerstörte," sagte er.

„Ich habe ihn auf meinen Armen getragen," versetzte der Alte. „Großvater, Vater und Sohn habe ich treu gedient, und ich muß sie Alle begraben sehen. O! lieber Herr, der Tod löscht alle Mängel aus, und wir sind alle arme Sünder, die Gottes Gnade bedürfen."

„Wahr, wahr, alter Mann," rief der Oberst gerührt, und indem er die Hand seufzend über die Augen legte, sagte er leise: „Der Tod löscht auch seine Mängel aus, und Thränen der Liebe werden auf sein Grab fließen."

„So kommen Sie, mein gnädiger Herr," sagte der Alte, „der Herr Baron hat eifrig nach Ihnen verlangt, es scheint sein letzter irdischer Wunsch zu sein, Sie zu sehen."

„Der Wille eines Sterbenden ist mir heilig," versetzte der Oberst. Plötzlich blieb er stehen und faßte die Hand des alten Mannes. „Weißt Du gewiß, daß er nach mir verlangte?" sagte er.

„So gewiß ich selig zu werden hoffe!" rief der Alte feierlich. „Er hat mit Zeichen und Worten sich verständlich gemacht; und meine gnädige Frau bittet Sie, zu eilen."

Der Oberst folgte, und der Alte führte ihn so schnell er konnte durch die schallenden, öden Gänge. Endlich traten sie in das Krankenzimmer. Eine Lampe flackerte trübe hinter dem deckenden Schirm und verbreitete das schauerliche, mattgebrochene Licht über das weite, hohe Gemach. Die blasse, todtenähnliche Gestalt des Barons saß halb aufgerichtet auf dem Lager, eine Menge von Kissen unterstützten Körper und Kopf, sein dunkles Haar hing über die weiße Stirn, seine Augen, groß und starr, blickten bewegungslos vor sich hin; er schien nicht mehr zu athmen, so kalt, so stier, so durchsichtig, schattengleich war er, einem körperlosen Wesen ähnlich, das, vom nächsten Luftzuge gehoben, den irdischen Schranken zu entschwinden eilt.

Der Oberst blieb ensregt an der Schwelle stehen; dann hefteten sich seine Blicke auf die Baronin, welche an der Seite des Krankenbettes in gebeugter, halbknieender Stellung sich auf die gefalteten Hände ihres Gatten zu lehnen schien. Ihr leises Weinen mischte sich mit dem lauten Schluchzen des alten Dieners, der die zitternde Hand über die Flamme der Wachskerze deckte und sich vorbeugte, als wolle er mit den trüben Augen das brechende Leben im Gesichte des Barons festhalten. Manche hastige, ängstliche, leise Frage that er an den Arzt, den fürchterlichen Richter über Sein und Nichtsein, der an der Seite des Bettes stand und den Pulsschlag des Kranken mit der einen Hand aufmerksam prüfte, während er den springenden Zeiger der Secunden an der Uhr in seiner Rechten verfolgte, und blickte dann wieder, wie vorwurfsvoll, auf den blonden Knaben, das Bild des unschuldsvollsten, frischesten Lebens, der, unbekümmert um den blassen Tod in seiner Nähe, auf dem weichen Polsterstuhle am Haupte des Krankenbettes eingeschlafen war, und die rothe, gesundheitstrotzende Wange in das Kissen des Sterbenden drückte.

„Ich glaube," sagte Rammont mit seiner weichen, sanften Stimme, indem er nahe heran trat, „daß ich gekommen bin, um die Hand eines Geschiedenen zu ergreifen."

Der Arzt hob winkend die Hand empor. „Noch nicht," sagte er leise, „das Leben kehrt zurück, ich fühle den Puls wieder." Im Augenblick hob sich die Brust des Kranken schwer und tief, und das starre Auge gewann einen neuen Ausdruck. Plötzlich schien er den Oberst vor sich zu erkennen, und ein Widerwille, ein tiefes Entsetzen rang sich in dem abgestorbenen Gesicht empor. Es war als erhöben sich in seiner Brust noch einmal alle Erinnerungen seines Lebens und der Haß stritte gegen die Versöhnung, die Verachtung und der Trotz gegen eine schuldbewußte Vergangenheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

Skizzen über Deutschland und die Deutschen, von einem in Deutschland wohnenden Engländer. Leipzig, literarisches Museum.

Soviel ich weiß, haben mehre deutsche Regierungen in neuerer Zeit auf ihren Straßen ein engeres Wagengleis eingeführt. Der Reisewagen des in Deutschland wohnenden Engländers muß jedoch nach der alten Spur gebaut gewesen sein, denn etwas Breitspurigeres als diese „Skizzen" wird schwerlich gefunden werden. Der Titel „Skizzen" gleicht einer deutschen Einladung auf ein simples Butterbrot, dem, wie es zum Treffen, d. h. zum Essen kommt, noch eine halbe Legion Würste, Schinken, wo möglich auch eine Tonne Häringe oder Sardellen beigegeben ist. An so pikante Zugaben ist aber allerdings bei obigen Skizzen nicht zu denken, denn was den Nerv des Inhalts betrifft, neue individuelle Belehrung über das Gesehene, so sind's zwar auch wiederum keine Skizzen, aber doch skizzirte Skizzen. — Der edle Reisende beginnt die Erzählung seiner Abenteuer mit der beunruhigenden Versicherung: man solle ihn ja nicht, wie mit Recht so viele seiner Landsleute, für einen Spion halten; er werde Niemand, dem er eine Aufklärung verdanke, mit Namen nennen und somit compromittiren, und überhaupt nicht erlauschter Heimlichkeiten über deutsche Verhältnisse indiscreter Weise ausplaudern. Der zartfühlende, rücksichtsvolle Maître

kann hierüber ganz ruhig sein: wir haben, offen gestanden, gar nichts von Helmlichkeiten und dergleichen in dem Buche gefunden, und nur die eine Eigenschaft theilt er mit vielen Spionen, nämlich die: daß er seinen Adlerblick meist auf Nebensachen und Kleinigkeiten richtet. Darum spielen auch in seinen Berichten die verschiedenen Wappen und namentlich die „Wahrzeichen" die ihm aufgestoßen, eine so große Rolle. So erfahren wir, daß das Wahrzeichen der Stadt Rostock die Zahl VII ist; da er die Mecklenburgerinnen schön nennt, so kann dies Zeichen beiläufig gesagt nicht so ominös sein. Das Emblem von Stralsund sind Sonnenstrahlen. Natürlich vergißt er auch nicht, das Hufeisen in dem Privatpalaste des Königs in Berlin zu betrachten, weshalb es mich Wunder nimmt, daß er bei seinem Aufenthalte in Leipzig nicht auch das Wahrzeichen dieser Stadt, das Hufeisen an der Nikolaikirche, bemerkte. Wahrscheinlich zog ihn der Anblick der neuen Buchhändlerbörse, des „Stapelplatzes des deutschen Gehirns," hiervon ab. Vorzüglich aber machen ihn die zahllosen Büffelköpfe stumm, die er überall an den Häusern der Mecklenburger angebracht sieht. Jedoch scheint er auch tief historische Studien über die Geschichte des besagten mecklenburgischen Wappens gemacht zu haben, denn er bemerkt, daß ein Büffelkopf das Emblem Radegast's, Königs der Vandalen, gewesen sei. — Noch ist die Divinationsgabe des Master wohl zu berücksichtigen, der die Naivität seiner verschiedenen Anschauungen und Verwunderungen an psychologischem „Interesse" nichts nachgibt. Nachdem er bereits Hamburg überblickt, stößt er später darin auf Reihen breiter, reinlicher Straßen mit schönen Gebäuden, und zieht endlich daraus den scharfsinnigen Schluß, „daß dieselben wohl einer bedeutenden Stadt angehören müßten." Sogleich verräth ihm auch die gesunde Fülle der Hamburgerinnen, „daß man sie nicht blos mit Salat und Sauerkraut füttert." Vorzüglich freut er sich über die überall sichtlich hervortretende Milde des deutschen Charakters, welche ihm vor Allem gleich von vorn herein aus dem Umstande klar wird, daß „während der Zeit, welche zwischen der Verurtheilung und der Hinrichtung liegt, die Verbrecher ihren Gaumen an Allem letzen können, was ihnen beliebt." — Holstein, obgleich er in dieser Landschaft „die Abwesenheit der Wahrzeichen einer wohlhabenden Bevölkerung empfindet," dünkt ihn doch ein Paradies zu sein. Hier begegnen ihm auf allen Tritten und Schritten fette, vollbusige Milchmädchen, lebendigen Butterkannen vergleichbar. Aehnliche vollsaftige Reiseblüthen pflückt er in den Mecklenburgen, denn hier trifft er zu seinem andächtigen Erstaunen unablässig auf fette Heerden. Dann jagt er durch die dürren Marken, wo ihm von Meile zu Meile die „Wahrzeichen" des preußischen Gebietes, die Adler, entgegenstrahlen; später wittert der Scharfsichtige die „Wahrzeichen einer großen Stadt," als „Haufen gutgekleideter Leute u. s. f.," und endlich steht er vor Berlin und ruft: „Ich muß gestehen, daß der erste Eindruck von keiner Stadt ein so vortheilhafter auf mich war, als der von Berlin. Die Armuth der von mir durchreisten Gegenden hob noch mehr den Glanz Berlins, und erregte mein Erstaunen, daß sie eine so reiche Hauptstadt ernähren könnten." — In der preußischen Metropole selbst interessirt ihn natürlich die Gespenstergeschichte von der weißen Frau im königl. Schlosse ganz absonderlich; er thut wichtige Einblicke in den Charakter der Nation, indem er bemerkt, der vorzügliche Unterschied zwischen den Preußen und den übrigen Deutschen bestehe darin, daß, während jeder andere sich mit einem simpeln „Donnerwetter" begnüge, der Preuße allemal dagegen ein „hunderttausend millionen Donnerwetter" ausstoße. — Auch etwas Tragisches gibt's in der Mitte des Buches, — der ehrenwerthe Master nimmt einen verbannten Polen als Bedienten mit und schmuggelt denselben großmüthig in sein Vaterland ein, versteht sich ohne sein eignes Leben dabei aufs Spiel zu setzen. Doch bald gelangen wir von dem tragischen Seitenpas wieder in das alte Fahrgleis; wir stehen abermals vor „den beredten Wahrzeichen eines blühenden Zustandes," d. h. wir sind in Schlesien angekommen, und treten mit dem Master in Breslau ein. Hier ist es, wo sich ihm „die Destillationen, Brauereien und Conditoreien in der ganzen Stadt gleich Meteoren auszeichnen;" doch blenden ihn dieselben nicht so, daß er darüber vergessen sollte, uns vorsichtig zuzuraunen: „ich muß allen Fremden, die sich etwa an einem Regentage in Breslau umsehen, die Beherzigung meines Raths empfehlen: nehmt euch vor den Dachrinnen in Acht, welche vom Gipfel der Häuser ihren Inhalt mitten auf die Straße gießen." Der wackere Mann hat großes Recht zu dieser Vermahnung, da er uns selbst schon so reichlich mit Flüssigkeiten überschüttet. Es ließ sich wohl auch von so einem verständigen Reisenden nicht anders erwarten; denn obwohl er der deutschen Sprache nicht so mächtig zu sein scheint, hat er doch ein weises, den Ausländern sonst wenig bekanntes Sprichwort sich sogleich zu eigen gemacht; er weiß es, wie er selbst sagt: „wo der Hase im Pfeffer liegt." S.

Notizen.

[Joel Jacoby.]

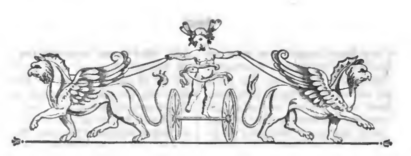
In einer Beilage zur leipziger Allgemeinen Zeitung gibt Joel Jacoby eine famose Erklärung über sich und seine Gegner. Er spricht von „literarischen Banditen-Jünglingen," und schließt: „wer wissen will, was ich von ihnen denke, lese meine eben erschienene Schrift, „die Frevel der Revolution." Das ist in Art der englischen Puffs, die mit einem tragischen Vers aus Byron anfangen und mit der Anzeige von Stiefelwichse schließen, worauf es ihnen zumal ankam. — Man sollte einmal eine Summe ziehen von dem, was Joel Jacoby anfänglich schrieb und was er jetzt schreibt.

$\pm = 0.$

[Für Gläubiger.]

In Stamford (England) nahm neulich ein Kaufmann zu einem ungewöhnlichen Mittel seine Zuflucht, um von säumigen Schuldnern die Rechnungen bezahlt zu erhalten. Er verfertigte nämlich eine Namenliste derselben, und stellte diese öffentlich an seinem Fenster aus. Nach achtundvierzig Stunden hatten Alle bezahlt. —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 75. — den 14. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unversöhnliche.

(Fortsetzung.)

Nach und nach aber wurden diese starren Züge milder, und ein flehender Blick des düsteren, gebrochenen Auges hing sich Vergebung fordernd an das Auge des Obersten. Der Kranke streckte die müde dürre Hand nach ihm aus, er faßte und drückte dessen dargebotene Rechte und bewegte die Lippen ohne Worte. Plötzlich ergriff er auch die Hand seiner Gemahlin und suchte beide zusammenzufügen. Dann deutete er mit sichtbarer Angst auf den schlummernden Knaben. — „Vergebung, Vergebung," sagte er mit fester Stimme, „und dem Kinde ersetzt dir Mutter, welche ich" — Er sank mit einem tiefen Seufzer zurück.

„Er ist erlöst," sagte der Arzt, und legte die Hände des Todten zusammen.

Helene that einen durchdringenden Schrei und stürzte ohnmächtig auf die Leiche. Ihre Frauen kamen herbei, die Diener, das ganze Hausgesinde; das Kind erwachte und weinte der Mutter nach, die leblos in ihr Zimmer getragen wurde. Es war eine Nacht der Verwirrung, und Tage der Unruhe und des Grams folgten, bis am dritten der Sarg, welcher den letzten Sprößling einer erlauchten Familie umschloß, in die Gruft seiner Väter gesenkt wurde.

Am Morgen darauf ließ sich der Oberst der Baronin melden, und er fand sie in der schwarzen Witwentracht vor dem offenen Buche, welches dem Menschen so vielen Trost gewährt, wenn das Herz krank und kummervoll ist, vor der Bibel.

Er küßte stumm ihre Hand und hielt sie lange in der seinigen. „Helene," sagte er endlich, „ich habe ein Recht auf Sie erhalten, als Ingenheim Ihre Hand in die meine legte. Es ist das geheiligte schöne Recht eines Mannes, dem der Schutz eines edeln Kleinods übertragen ist. Was wollen Sie thun?"

„Beten und weinen," erwiederte sie leise.

„Beten Sie, weinen Sie," versetzte der Oberst, „aber denken Sie auch an das Leben. Der Krieg wird in wenigen Tagen von neuem diese Thäler verheeren. Sie können nicht hier bleiben, schutzlos, allein, allen Schrecknissen der Gesetzlosigkeit und trauriger Zufälle preis gegeben. Vielleicht morgen schon, vielleicht in wenigen Stunden muß ich meinem Verhängnisse folgen, und ich kann nicht gehen, ohne Sie in Sicherheit zu wissen."

„O, mein theurer Freund!" rief sie erglühend, „wie unglücklich bin ich. Ich kann nichts denken, nichts empfinden, ich bin zum Tode betrübt."

„So lassen Sie mich denken," erwiederte er. „Sie haben in Wien nahe Verwandte?"

Sie nickte ihm die Bejahung zu.

„Wohlan denn, Sie müssen noch heute abreisen. Ich habe die nöthigen Pässe besorgt, alle Anstalten getroffen, daß nichts Sie aufhält. Wir müssen scheiden, Helene."

„So schnell, so eilig," sagte sie erschreckt. — „Aber wir müssen," fügte sie schnell hinzu, „um uns nie wieder zu finden."

Der Oberst ging schnell hinaus. Bald ward der Reisewagen herausgeschoben, emsige Diener schnallten die Koffer fest; zu Mittag war Alles bereit. Der Oberst ordnete mit großer Umsicht, was geschehen sollte. Gerichtliche Instrumente wurden von dem verständigen Justitiar ausgestellt, der alte Haushofmeister an die Spitze der Verwaltung gestellt, und als der Wagen mit der geliebten Herrin von dem Schloßhofe rollte, schallten ihr Segenswünsche und lautes Weinen nach. Der Oberst begleitete den Wagen mehrere Meilen weit durch die Postenketten und Lager des Heeres, bis an die große Straße, welche sich nach Böhmen hineinzieht. Endlich, als er die Weiterreise völlig gesichert sah, kam der Augenblick der Trennung. Auf einem Hügel ließ er den Wagen halten und reichte Helenen die Hand in den offenen Schlag. Stumm drückte er seine zitternden Lippen zum letzten Male darauf, und eine heiße Thräne fiel mit seinem Kuß auf ihre krampfhaft geschlossenen Finger; noch einmal sah er in ihre Augen, die von dem feuchten Schleier des Schmerzes verdunkelt wurden, dann bäumte sich das Roß unter seinen Sporen, und als solle kein Abschiedslaut, kein Gruß mehr das theure letzte Bild zerstören, sprengte er den Hügel hinab, und in die Dämmerung des Abends, der träumerisch von den Bergen niederrieselte. —

Wir haben wiederum eine lange Zeitfolge zu überspringen, und finden an einem schönen Herbsttage des Jahres 1828 einen prächtigen Reisewagen vor dem ersten Hotel einer großen nordischen Hauptstadt. Der französische General Rammont, ein rüstiger Herr mit einem Stelzfuße, seine Gemahlin Helene, im reifen Sommer der weiblichen Blüthe, eine schöne Frau; ein junger Mann mit hellbraunem lockigem Haar, Lebensmuth und Kraft in den freundlichen Zügen, und eine junge Dame, an der Gränze vom Kinde zur Jungfrau, waren so eben ausgestiegen und hatten von den besten Zimmern Besitz genommen.

Der General aber hatte es sich kaum bequem gemacht, als er schon Hut und Stock ergriff und lange Spaziergänge durch die verschiedenen Theile der Residenz machte. Zur Verwunderung des Lohnbedienten wies er dessen Führung ab, und schien so völlig vertraut mit Haupt- und Nebenstraßen zu sein, daß der neugierige Diener kaum seine Verwunderung verbergen konnte. Mit jedem neuen Spaziergange brachte der General halb erloschene Erinnerungen mit, die ihn bald fröhlich, bald traurig stimmten, denn er besuchte jedes Plätzchen, wo einst der arme Corporal Leiden oder Freuden empfangen hatte. Nach einigen Tagen aber kam er in ungewöhnlich fröhlicher Stimmung nach Hause; er lächelte, er rieb sich die Hände, er streckte den Stelzfuß vor sich aus und drückte sein schönes Töchterchen, die immer lachende Therese, zwanzig Mal an seine Brust.

Endlich saß er auf dem Sopha seines Zimmers, als Gustav hereintrat. Der junge Mann hatte viel zu erzählen, aber er war in Paris erzogen, und wenn auch die breiten, schönen, reinlichen Straßen und die modernen, stattlichen Häuser vortheilhaft für diese nördliche Residenz sprachen, er vermißte zu sehr das lebendige Gewühl, das reiche Leben der Salons, die weltgroße Entfaltung der Verhältnisse, und spottete über tausend Gegenstände, die ihm kleinlich, spießbürgerlich und lächerlich erschienen.

Der General hörte ihn aufmerksam und lächelnd an. „Es ist mir nicht lieb, Gustav, Dich so von Deinem Vaterlande urtheilen zu hören," sagte er, „Du bist ein Deutscher, und Deine Landsleute haben freilich nicht den bunten Schein, der Paris zur Welthauptstadt macht, allein dafür ist ihnen ein reiches Gemüth, ein offenes, warmes Herz für das stille Glück des Lebens geblieben."

„Ach, lieber Vater," rief der junge Mann lachend, „mit den Nationen im Ganzen mag es freilich so sein, aber diese Hauptstädte sehen sich alle gleich in ihrer Eitelkeit, ihrer Verderbniß, ihren Gelüsten und moralischen Gebrechen. Jede ist ihr Paris im Kleinen, lassen Sie eine so groß und wichtig werden, so haben wir dieselbe Geschichte, wenn nicht noch Aergeres. Das Lustige ist nur, wie sie ihrem Vorbilde nachstreben, und wie tölpelhaft es meistens gelingt."

„Du aber, ein geborner Sohn dieser Stadt, solltest am wenigsten darüber spotten," sagte der General, indem er halb gewaltsam das Gespräch zu einem erwünschten Puncte lenkte. Ueberdies glaubte ich, Dir eine Freude zu machen, wenn ich Deinen Geburtsort besuchte."

Der junge Mann wurde ernsthaft. „Ich weiß nicht, lieber Vater," sagte er, „Du hast seit einiger Zeit öfter mit halben und ganzen Worten mir Andeutungen ertheilt, die mir geheimnißvoll und unverständlich sind. — Ich weiß wohl, daß ich halb mit Unrecht Deinen Namen trage, daß ich der Sohn eines Mannes bin, dessen düsteres Bild mir aus frühester Jugend noch träumerisch vorschwebt, allein nie hast Du so wenig wie meine Mutter mir erzählt, daß ich hier geboren sei."

Der General zog ihn freundlich zu sich auf das Sopha. „Setze Dich hierher, Gustav," sagte er, „und höre ruhig und gesetzt an, was ich Dir mittheile, denn

der Augenblick ist gekommen, wo Dir Alles klar werden muß."

Vor dreiundzwanzig Jahren lebte ein Baron hier ein wüstes, wildes Leben, nach der Sitte der Zeit, ausgelassen mit seinen jungen Gefährten. Er verführte ein junges, schönes Geschöpf, die Tochter eines alten Mannes, dem er zu diesem Zwecke wohlgethan hatte. Er versprach der Verführten die Ehe und verließ sie, die verachtet und verspottet das Elend des alten Vaters theilte, dem ein unglückliches Verhängniß und der nahende Krieg das Brot nahmen. Unter solchen Umständen erschien es als eine Wohlthat, als nach einem Jahre der Verführer sich bereit erklärte, für das Kind zu sorgen. Es ward ihm übergeben, und nach einiger Zeit meldeten seine Agenten der Mutter, es sei todt, aber das unschuldige Wesen lebte.

Der junge Mann war todtenbleich geworden. „O, meine Ahnungen!" rief er. ‚Sprich es aus, ich bin dies Wesen."

„Du bist es, und bist mein guter Sohn," sagte der General sanft und schloß ihn in seine Arme. — Die Thüe ging auf, die Generalin trat herein und betrachtete Beide. „Er weiß Alles," sagte der General.

„Mein armer Gustav!" rief die schöne Frau, „fasse Dich, Du hast Deine Eltern nie verloren."

Der junge Mann stürzte weinend zu ihren Füßen, umschlang ihr Knie und preßte ihre Hände an seine Lippen. „So habe ich denn nichts mehr," rief er, außer sich, „so stehe ich plötzlich fremd und einsam in der Welt. O, meine Mutter, meine theure, geliebteste Mutter, ich kann nicht von Dir lassen, was sie auch sagen mögen, es ist nicht wahr, Du mußt meine Mutter sein."

„Das will ich, so lange ich lebe, mein Gustav," rief die Generalin sanft weinend; „Du bist nicht ärmer geworden, mein Sohn, Du bist reicher als vorher, denn Du hast zwei Mütter nun."

„Fasse Dich, mein Sohn," sagte der General, „sei ein Mann und handle darnach. Sieh, nie hättest Du ein Wort von Allem erfahren, wenn die verschiedensten Umstände mich nicht dazu bestimmten. — Als wir im Sommer auf den Gütern Deines verstorbenen Vaters waren, fand sich in einem alten Schranke unter tausend Papieren auch eins, welches auf Dich wichtigen Bezug hat. Eine vom Könige bestätigte Legitimation nämlich, welche Dich zu seinem rechtmäßigen Sohne und Erben erklärt. Wahrscheinlich hatte der harte Mann es heimlich in der Absicht betrieben, Dich anzuerkennen, im Falle er keine Erben erhielte, im andern Falle aber Dich zu verwerfen. Er ist darüber schnell gestorben, und im Gewirre der Zeiten und Verhältnisse hat Niemand weiter danach gefragt. Nun war es Pflicht, Dich schnell zur klaren Verständigkeit Deiner Aussichten zu führen, und dies schien mir um so gerathsamer, als ich die eifrige Zuneigung, ja, mein Freund, die etwas unbrüderliche Eifersucht bemerkte, welche Du seit einiger Zeit für Deine Schwester Therese an den Tag legtest."

„O, mein Vater!" rief Gustav, heftig bewegt, „welchen Himmel schließest Du mir auf."

(Die Fortsetzung folgt.)

Einem leipziger Gaste.

Durch Straßen ging ich, wie durch weite Hallen,
Zur Kuppel wölbte sich des Himmels Blau;
Gedrängt rings, und vor den Gläub'gen allen
Trug ein Erlöser seine Welt zur Schau.

Der Priester dort im faltigen Gewande,
Des guten Rechtes Heil'genschein ums Haupt,
In seiner Hand zersprengte Willkürbande,
Und das Gesetz im Arm', das er geglaubt;

Er hat gewagt, für eine Welt zu leben,
Für eine Welt, die er im Herzen trug;
Drum ist die Welt ihm bis zum Tod ergeben,
Und zürnt dem Arm, der den Gerechten schlug.

Man hat ihn fortgestoßen, fortgeschlagen;
Zu flieh'n verdammet, ohne Ruh' und Rast:
Er hat sein Kreuz genommen und getragen,
Und der Geschmähte ward der höchste Gast.

Castagne.

Correspondenz.

Aus Mainz, d. 30. März.

[Dampfangelegenheiten. — Der Kunstverein. — Letzte Romanzen der Malibran. — Künstler-Lexikon von Fétis.]

Es wird dies Jahr auf dem Rheine gar lebhaft hergehen, denn nichts ist jetzt einladender als eine Rheinreise mit Dampf. Die beiden Dampfschifffahrts-Gesellschaften wollen sich gegenseitig den Rang ablaufen, und der Reisende fährt gut dabei. Die eine Gesellschaft will es der andern in Ermäßigung der Preise zuvorthun, dafür will die andere den Weg rascher zurücklegen, und werden die andern wohl Alles überbieten, was bisher an Bequemlichkeit und Eleganz geleistet werden. Da wird man am Ende noch Geld dazu bekommen! Sie reisen für sechs Thaler von Mainz nach Straßburg und zurück, besehen sich ganz behaglich den Münster und die übrigen straßburger Merkwürdigkeiten, und sind, ehe sie sich's versehen, wieder in Mainz. Nach Cöln und Düsseldorf reisen Sie weit schneller und billiger; ja die Gesellschaft sorgt dafür, Sie selbst landeinwärts weiter zu schaffen, als wenn auch die Dampfschiffe auf trocknem Boden ihren Dienst versehen könnten. Es lebe die Concurrenz! Früher

bekümmerte man sich kaum um den Reisenden; jetzt erdrückt man ihn fast mit Höflichkeiten und Zuvorkommenheit. Schon in den Gasthöfen geht der Spaß los. Kaum ist der Fremde angekommen, als sich schon ein geschäftiger Kellner erkundigt, ob er zu Dampfschiff und mit welcher Dampfschifffahrt er reise. Es scheint fast, als ob diese Leute im Solde der Dampfschifffahrtsgesellschaften ständen. Neu ist auch, daß die Dampfschiffe jetzt sogar auf- und abwärts Segelschiffe nachschleppen, wodurch diesen die Reise äußerst erleichtert wird. Mit welchen ungeheuern Hindernissen hatt' sonst ein schwer beladenes Frachtschiff zu kämpfen, wenn es rheinaufwärts fuhr? Jetzt hängt es sich ganz behaglich an ein Dampfschiff, und überläßt dem Dampf die Dienste, welche sonst Pferde thun mußten. Die armen Pferde! gegen die scheint es jetzt überhaupt abgesehen zu sein. Dampfschiffe und Eisenbahnen machen dieselben fast ganz überflüssig, und das nützliche Thier, das sonst seinen Mann ernährte, wird nun von ihm ernährt oder abgeschafft werden müssen. Dies alles haben die Civilisation und die Fortschritte in der Wissenschaft gethan, und Kutscher und Fuhrleute haben Recht, wenn sie sich über die leidige Civilisation beklagen! —

Unser Kunstverein hat dieser Tage den Beschluß gefaßt, daß, für den Fall seiner Auflösung, die Stadt Mainz Erbin seines Kunst-Besitzthums werden solle. Daraus wollen Sie nicht schließen, daß es mit diesem Institute zum Ende gehe. Es hat schon Mancher bei gesunden Kräften sein Testament gemacht, und dachte nichts weniger als an ein baldiges Ende. Im Gegentheile glauben wir, daß dieser Schritt unsern Kunstverein erstarke, da nun das Institut nicht mehr als ein isolirtes, sondern mehr der Allgemeinheit angehörendes wird betrachtet werden, womit es zugleich auch im Interesse der Allgemeinheit liegt, um die Blüthe des Kunstvereins besorgt zu sein. Unsere städtische Gemäldesammlung ist reich an ältern Werken; der Kunstverein kann und wird es sich nun angelegen sein lassen, Werke der modernen Kunst anzuschaffen und zu sammeln, wodurch das städtische Kunstbesitzthum ein Ganzes wird. Eine andere Maßregel, die der neue Vorstand des Kunstvereins ergriffen hat, besteht darin, daß nun an den wöchentlichen Abendversammlungen keine Kunstgegenstände mehr ausgestellt werden, wohl aber in den Vormittagsstunden der Sonntage, wo zwischen der Kirche und dem Mittagsessen noch eine gar sehr gelegene Zeit ist, sich an einem guten Kupferstich oder an einem neuen Gemälde zu erbauen. Die Abendversammlungen gehören nun ganz der Besprechung von Kunst- und Literaturgegenständen an, und auch die musikalischen Unterhaltungen brauchen nun nicht mehr als profan im Locale des Kunstvereins betrachtet zu werden. Ueberhaupt scheint es uns, daß das neue Präsidium des Kunstvereins consequent und energisch in seinen Anordnungen zum Frommen des Instituts ist, was in der That Noth thut. Es gab eine Zeit, wo sich die tüchtigsten Männer unsrer Stadt das Gedeihen des Kunstvereins angelegen sein ließen. Damals war der Verein eine Zierde der Stadt, ein Concentrationspunct des ernstesten Kunst-Dilettantismus und selbst der wahrhaften Künstlerthätigkeit. Soll der Verein das wieder werden, so muß wie damals mit Einsicht und Nachdruck, vorzüglich aber mit Liebe gewirkt werden.

Unter dem neusten Verlag der außerordentlich thätigen Handlung von Schott's Söhnen (Mainz, Paris und Antwerpen) ist folgendes so eben erschienene Werk hervorzuheben: „dernières pensées musicales de Marie Felicitle Garcia de Beriot," die letzten Romanzen und Lieder der zu früh geschiedenen Malibran. Jeder dieser Romanzen hat die Verlagshandlung eine prachtvolle Lithographie beigegeben, die den Sinn derselben bezeichnet. Wir heben daraus hervor: 1) die Braut des Räubers, Ballade; 2) Die Botschaft, Romanze; 3) Gebet zur Madonna, Romanze; 4) Gebet der Matrosen, Romanze; 5) Die Hochzeit eines Seemanns, Lied; 6) Am Meeres-Ufer, Lied; 7) Lebewohl an Laura, Lied; 8) Die Gebirgsbewohner (Tyrolienne); 9) Die Räuber, Ballade; 10) Der Sterbende, Ballade. Die Ausstattung des Werkes ist höchst geschmackvoll. — In demselben Verlag ist so eben der vierte Band des nach größtem Maßstabe angelegten Ton-Künstler-Lexikons von Fètis erschienen, ein Werk, wie es in dieser Art kein ähnliches gibt, und wie es auch nur ein Mann wie Fètis unternehmen konnte, dem, bei eignem umfassendem Wissen, so viele Jahre die reichsten Kunstschätze der Weltstadt Paris zu Gebote standen. Was unter so eminent günstigen Umständen der große Sammlerfleiß und der durch langjährige Studien genährte, systematische und kritische Sinn des Verfassers gesichtet und geordnet hat, wird in diesem großartigen Werke der Kunstwelt übergeben, eine frische und unerschöpfliche Quelle des Wissenswürdigen im Gebiete der Musik. —

N o t i z e n.

[Leopold Schefer als Componist.]

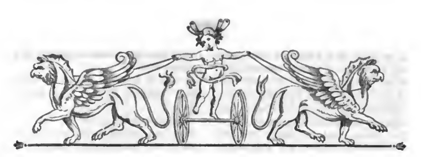
Die Appun'sche Buchhandlung in Bunzlau kündigt von Leopold Schefer eine große vierhändige Sonate für Pianoforte an und dessen Vater Unser mit Pianofortebegleitung. Eine Beilage der prager Zeitschrift „Ost und West" brachte zwei Lieder, Text und Musik von dem Novellisten in Muskau. Der originelle Mann hat in seiner Jugend in Wien unter Salieri Musik studirt; in seinem Pulte liegen auch Operncompositionen. Wenigstens schrieb er einmal einem Freunde nach Berlin: Wir werden noch zusammen im Opernhause eine Oper von mir erleben!

[Pietismus und Unschuld.]

Ein puritanischer Prediger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bemerkte zu seiner größten Betrübniß, daß ein hübsches, zu seiner Sekte gehörendes Mädchen Locken trug. „Ach, Eliza," sprach er, „Du solltest doch Deine kostbare Zeit nicht mit so eiteln Dingen vertändeln, und Dir Locken drehen. Wäre es Gottes Wille gewesen, daß Du gekräuseltes Haar hättest haben sollen, so würde es der Allmächtige schon für Dich gekräuselt haben." — „Entschuldigen Sie," gab das witzige Mädchen zur Antwort, „daß ich diese Meinung nicht theile. Als ich noch klein war, hat mir allerdings der liebe Gott das Haar gekräuselt; aber jetzt, da ich erwachsen bin, kann ich ihm das nicht mehr zumuthen, und muß es darum selbst thun."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von G. Basse in Quedlinburg.)



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 76. — den 19. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. . Verleger: Leopold Voß.

Der Unversöhnliche.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Der General umarmte Gustav lächelnd. „Siehst Du wohl," sagte er, „auch aus den heftigsten Schmerzen sprießen uns Freuden. Die Stimme der Natur in Deiner Brust sprach für sie, als sie vor einem Jahre zuerst aus der Pension wieder zu uns kam, und schon darum hätte ich handeln müssen; aber eben so wohl Deiner Mutter wegen. Ich schrieb hierher, ich stellte Erkundigungen an, und fand sie auf. Sie lebt mit Deinem alten Großvater."

„Wo, wo lebt sie?" rief Gustav zitternd.

„Hier hast Du ihre Adresse, mein Kind," sagte der General gerührt. „Eile zu ihr, ich will in den ersten seligen Minuten Deine Freude nicht schwächen, aber ich komme nach, wir treffen uns dort."

Hastig ergriff Gustav den Hut, an der Thür begegnete ihm Therese. Er drückte sie an seine Brust und küßte den kleinen frischen Mund, daß sie laut aufschrie.

„Was hat er denn wieder, der häßliche Mensch," sagte sie scheltend, „was gibt es denn, Papa?"

Der General zog sie und die Mutter in seine Arme. „Nächstens einen Bräutigam und in ein paar Jahren Hochzeit," rief er lachend, und legte die Hand auf ihre klugen, ungläubig fragenden Augen.

Drei Treppen hoch in einer Seitenstraße saß Linchen emsig nähend am Fenster, und blickte nur von Zeit zu Zeit von der Arbeit auf nach dem Sorgenstuhle, in welchem der alte Vater schlief. O, wie war Alles so zierlich und reinlich in dem einfachen Stübchen. Der Kanarienvogel am Fenster selbst schien sich darüber zu freuen, und sang sein schmetterndes Lied lustig in das sonnenhelle, heitere Zimmer, welches mit seinen spiegelblanken Möbeln, dem weißen Bettchen im Hintergrunde und dem buntgeblümten Sopha hinter dem runden polirten Tische einen gewissen Wohlstand athmete. Von der Wand her tickte und tackte die Uhr in gemessenen Schlägen, und wenn der Großvater schlafend den Fuß ausstreckte, knirrten die Sandkörner auf den weißgescheuerten Dielen.

Mit einem Blick stiller Freude übersah Linchen die heitere Ruhe, dann legte sie die Arbeit in den Schooß und faltete die Hände nachdrukend darüber. „Gott hat Alles wohlgemacht," sagte sie leise, „und heut an meinem dreiundvierzigsten Geburtstage kann ich ihm aufrichtig danken, daß er durch Leiden und Trübsal vieler, vieler Art mich zur Erkenntniß und Genügsamkeit geführt hat. Freilich hätte Manches anders und besser kommen können," fuhr sie fort, und fuhr betrübt mit der Hand über die Augen, „aber auch schlimmer," setzte sie hinzu, „ja gewiß, auch viel schlimmer." — Der kleine Spiegel ihr gegenüber strahlte ihr Bild zurück, das Bild einer vollen, frischen, kräftigen Frau, mit schimmernden braunen Locken, rothen Wangen und zwei Reihen weißer schöner Zähne.

Dabei war alles so sauber und zierlich an dem wohlgestalteten Körper, die Kleider so passend und anschmiegend, an der runden, kleinen Hand saß eine ganze Gallerie von Ringen der verschiedensten Formen, und vor ihr auf dem Nähtischchen lagen Handschuhe, Tücher, Kistchen mit wohlriechenden Seifen und Riechwassern sammt allerhand zierlichen Kleinigkeiten aufgepackt; und mit dankbaren Blicken musterte Linchen die verschiedenen Schätze.

Noch war sie damit beschäftigt, als der alte Vater erwachte. Mit der Behaglichkeit einer wohlüberstandenen, sorglosen Ruhe dehnte er sich auf dem weichen Polsterstuhle, gähnte so recht aus Herzenslust und erwiederte mit väterlicher Liebe den Kuß der guten Tochter.

„Ist Lorenz denn noch nicht hier gewesen?" fragte er dann eifrig. „Der alte Bursche macht seit einiger Zeit seine Besuche immer spärlicher und kürzer."

„Da steigt er eben mit seinem Keuchhusten die Treppe herauf," sagte Linchen. „Er ist so finster und mürrisch, seit es nach und nach uns besser geht, ich glaube fast, er beneidet uns."

„O, Possen!" rief der Alte, „geht es ihm doch auch dadurch besser; denn er findet sein warmes Essen, und so mancherlei fällt nun für ihn ab."

Linchen setzte den Hut auf und warf ein Umschlagetuch über. „Heute," sagte sie freundlich, „soll es auch an einer Herzstärkung nicht fehlen. Ich laufe schnell hinunter, und Ihr mögt Euch unterhalten."

In dem Augenblicke ging die Thür auf und Lorenz trat herein. Die verfallene Gestalt des Alten hatte sich seit zwanzig Jahren wenig verändert. Sein Silberhaar hing in dichten Locken weit über den Kragen des schlechten blauen Rockes, ein gewisser soldatischer Trotz siegte über die gebeugte Haltung, und das finstere Gesicht mit den weißen, unzerstörbaren Zähnen und glanzvollen Augen blickte mürrisch über das festlich geschmückte Zimmer.

Linchen grüßte den alten Bekannten so freundlich sie konnte und eilte hinaus. Lorenz stellte den Stock in den Winkel, hing die Mütze an den Wandnagel und sah dann mit einem spöttischen Lächeln auf die Geschenke, welche das Tischchen füllten.

„Nun," sagte er, „der Geburtstag ist gut ausgefallen, alter Müller. Die jungen Mamsells haben es sich etwas kosten lassen und hundert Schnurrpfeifereien bescheert.

„Das war eine Freude," versetzte der Alte vergnügt und faltete die Hände. „Eine kam nach der Andern und keine kam leer. Da wurde geküßt, gelacht und geweint, immer bunt durch einander, wie das so bei den Frauenzimmern Mode ist."

„Es ist doch ein einträgliches Ding, solche Nähschule," brummte Lorenz. „Ich hätte es nimmermehr geglaubt."

„Ich auch nicht," rief der Alte, „aber von Tage zu Tage geht es besser, und die halbe Stadt kommt und will bei uns etwas lernen. Künftig sollst Du auch nicht mehr drei Treppen steigen, Lorenz," fuhr er mit der Geschwätzigkeit des Alters fort, „wir müssen eine größere, bequemere Wohnung haben, denn Gottes Segen ist mit meinem guten Kinde, Alles gedeiht bei ihr, und unser Wohlstand mehrt sich sichtlich."

„Der meine nicht," rief Lorenz rauh und bitter. „Das lumpige Gnadengeld reicht kaum hin, das arme Leben zu fristen, und der Tod hat mich vergessen."

„Laß ihn gehen, mahne ihn nicht," sagte der Alte gutmüthig leise und ängstlich. „Es ist ein dummer Gedanke von Dir, Lorenz, Du hast uns ja noch, und wir helfen Dir gern." Er hatte dabei in die Tasche gefaßt und drückte dem Invaliden Geldstücke in die Hand, die dieser ohne Wort und Dank einsteckte.

Ein stürmisches Klopfen an der Thür störte die Beiden, mit rauher Stimme rief Lorenz sein: „Herein!" und auf der Schwelle stand Gustav, verlegen lächelnd und die Greise musternd.

„Ich irre," sagte er, „ich suche die Wohnung einer Madame Müller, die eine Nähschule hält."

„Da sind Sie recht," erwiederte der Vater und richtete sich auf. „Aber meine Tochter ist nicht zu Hause."

Der junge Mensch lächelte, seine Lippen zuckten zusammen, als er zitternd vor den ehrwürdigen Greis trat, und ihn mit starren, funkelnden, entzückten Augen betrachtete. „Wird sie wohl bald zurückkommen?" sagte er, mühsam sich fassend.

„In wenigen Minuten," erwiederte der Verwalter. „Setzen Sie sich, lieber Herr! Stühle haben wir heute überflüssig. Sehen Sie, heute ist meines Linchens Geburtstag, da ist keine Schule, sonst würden Sie schwerlich Platz finden können vor lauter schönen, jungen, muntern, lachenden Mädchen."

„Heute ist Geburtstag, ihr Geburtstag!" rief Gustav entzückt und ergriff die Hand des Greises. „O, wie glücklich macht es mich. Nicht wahr, sie ist gesund, wohl, heiter, es geht Ihnen gut?"

„Recht gut," versetzte der alte Mann, verwundert über die leidenschaftliche Gluth des jungen Menschen, „aber kennen Sie meine Tochter?"

„Das nicht,“ versetzte dieser lächelnd, „aber ich werde, ich will sie kennen lernen.“ — Eine kleine Pause folgte, dann sagte Gustav rasch, um den spähenden Blicken der Alten auszuweichen: „Und wie alt sind Sie, lieber alter Herr, wann ist Ihr Geburtstag zu feiern?“

„Nächstes Frühjahr sieben und achtzig,“ sagte der Verwalter und schaute vergnügt vor sich hin. „Ja und rüstig und kräftig vollauf. Weißt Du noch, Lorenz, wie der Anton mir damals prophezeiht, ich würde hundert Jahre werden und darüber?“

Der Invalide hatte mit seinen düstern Augen den Fremden unablässig gemustert und schien instinktartig einen verborgenen Feind in ihm zu wittern. „Schweig still, Alter, von dem Mörder und Mordbrenner,“ sagte er, „dem Schurken, der uns alle unglücklich gemacht hat.“

„Unglücklich,“ rief Gustav, „wie ist das geschehen?“

Der alte Mann faltete seufzend die Hände; der Invalide aber blickte ihn mit einem grimmigen Blicke an. „Wie's geschehen ist?“ rief er, „nun wie Vieles in der Welt geschieht. Der da hatte eine hübsche Tochter, und ein schmucker Herr von hohem Stande liebte das Mädel, dann hatte er auch einen Vetter, Corporal, ein wilder Thunichtgut, der auch in das Mädel verschossen war. Eines Abends überfiel der Corporal den Herrn Hauptmann, schoß ihn nieder und steckte das Magazin in Brand; Alles aus Eifersucht und Rache, wofür er elend umgekommen ist.“

„Und Ihr?“ fragte Gustav bestürzt.

„Nun,“ sagte Lorenz grinsend, „der Baron war nicht todt, über unsere Häupter aber kam ein Donnerwetter von oben. Eine Commission wurde errichtet, der Director seines Dienstes entsetzt, der Verwalter hier, der gerade im Wirthshause saß, als der Spektakel losging, wegen Fahrlässigkeit abgedankt, und ich, der Wächter, bekam eben so wohl den Laufpaß. Da kamen schöne Jahre, wo man gute Zähne hatte und nichts zu beißen und zu brechen, wo Hunger und Elend ihre Feilen an uns legten, und uns so klapperdürr machten, daß wir als Vogelscheuchen gebraucht werden konnten.“

„Schweig still, Lorenz,“ rief der Verwalter eifrig, „nach den sieben magern Kühen kamen die fetten; und was fehlt uns jetzt? Du hast ein paar Gnadenthaler, und mein liebes Kind hat auf mein Alter den Ueberfluß gebracht.“

„Der niemals wieder verschwinden wird,“ sagte Gustav gerührt und drückte die Hand des greisen Vaters.

„Wer kennt die Wege Gottes,“ erwiederte der Alte. „Alles hängt davon ab, daß mein Linchen gesund bleibt, und sie strengt sich so an, sie arbeitet so viel, ihre Brust will das viele Sitzen nicht vertragen, und jedesmal, wenn der Husten kommt, schneidet es mir durchs Herz.“

„Sie soll nicht mehr arbeiten,“ rief der junge Mann heftig aus, dann legte er die Hand vor die nassen Augen und sagte leise: „Und sie haben keine weitern Kinder, keine Enkel?“

„Nichts auf der Welt,“ erwiederte der Verwalter, „mein Linchen ist mein einziger Schatz.“

Gustav kehrte sich von ihm zum Fenster, um seine Aufregung zu verbergen, der Invalide aber stand plötzlich auf und sah wild vor sich hin: „Ha!“ rief er „meine Augen täuschen mich nicht, das ist seine Nase, seine Augen, seine Stirn. Alter Müller, schade, daß Du nicht eine Enkelin hast; wie die Alten sungen, zwitschern die Jungen, haha! der Vater schickt seinen Sohn her, um zu sehen, ob keine Beute vorhanden ist, ja, ich erkenne das verfluchte Geschlecht, das nicht ausgerottet werden kann.“

Ein dunkle Röthe stieg im Gesichte des Verwalters auf. Kräftig erhob er sich von dem Lehnstuhle und trat auf Gustav zu. „Wer sind Sie, Herr,“ rief er, „was wollen Sie bei uns?“ (D. B. f.)

Zur Literatur der Reisen.

Edinburger Cabinets-Bibliothek für geschichtliche, geographische, naturhistorische und biographische Kenntnisse. Aus dem Engl. von Dr. Diezmann, Joh. Sporschill und Andern. Leipzig, Hartleben.

Von den sechs ersten Bänden der Verdeutschung dieser vortrefflichen Bibliothek statteten wir unsern Lesern bereits vor längerer Zeit Bericht ab. Die Edinburger Cabinet-Library gibt den großen Cyclus der vornämlich von England ausgegangenen Expeditionen zur Entdeckung neuer Meere, Straßen und Länder. Es schließt sich daran die Geschichte aller jener dem Dunkel entzogenen fernen Völkerstämme, die Geschichte der Erfindungen, ohne die jene Expeditionen nicht möglich waren, und eine Darlegung des Stufenganges in der Erweiterung unserer dahin einschlagenden Kenntnisse in scientifischer und industrieller Hinsicht. Die Uebersetzung ist ein sehr verdienstliches Unternehmen, der Preis derselben, 9 gGr. für das elegant gedruckte, mit Stahlstichen und Holzschnitten gezierte Bändchen erhöht die Gemeinnützigkeit desselben. Der erste Bd. gab eine Uebersicht der ersten Entdeckungen in der Südsee, namentlich die Erzählung Magelhaen's, Franz Drake's Leben, Erdumschiffung und Unternehmungen in Westindien, endlich des merkwürdigen Cavendish Expeditionen, seine von großen Erfolgen begleitete Reise um die Welt und seine zweite unglückliche Fahrt nach der Südsee, auf der er St. Helena vergeblich suchte, und von der nur sein entseelter Körper nach Altengland zurückkehrte. Der

2te Bd. brachte uns die nach Westindien und Neuholland gerichteten Reisen des abenteuerlichen Seefahrers William Dampier und eine Geschichte der Buccanier, mit denen Dampier's Leben und Fahrten so eng zusammenhängen. Mit dem 3. und 4. Bde. erhielten wir Fraser's vortreffliche Darstellung von Persien, nebst einer genauen Uebersicht seiner Hülfsquellen, Regierung, Bevölkerung, Naturgeschichte und des Charakters seiner Bewohner, insbesondere der wandernden Stämme. Der 5. und 6. Band der Uebersetzung brachten Russel's Gemälde der Berberei, eine Geschichte und Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der ehemaligen Seeräuberstaaten an der nordafricanischen Küste. — In Bd. 7 und 8 erhalten wir aus England, was uns Deutschen weit näher schon selbst angehört. Hr. Macgillivray, Mitglied der naturwissenschaftlichen Gesellschaften von Edinburg und Philadelphia, stellte in einem Auszuge Alexander von Humboldt's Reisen und Forschungen dem allgemeinen Publicum zu Genuß, und so erhalten wir in der Uebersetzung dieses Auszugs ein Eigenthum Deutschlands zurück; es ist eine gedrängte Darstellung von Humboldt's Reisen in den Aequinoctialgegenden von America und im asiatischen Rußland, mit beständiger Rücksicht auf die Resultate seiner wichtigen Forschungen. Eigenthümlich dem englischen Autor angehörend sind manche eingestreute Notizen über das frühere Leben des großen Reisenden, namentlich das erste Capitel, das über Humboldt's Geburt und Erziehung, seine früheren Beschäftigungen und seinen Aufenthalt in Spanien berichtet. Sodann folgen wir dem Columbus der Geologie nach Südamerica. Man kennt Humboldt's Zug. Er überschritt die Höhenzüge und Ebenen von Venezuela, folgte dem Orinoko bis zu seiner Verbindung mit dem Amazonenstrome aufwärts, fuhr den ersteren Fluß bis zur Hauptstadt von Guiana hinab, stieg nach dem Besuch auf der Insel Kuba durch das Magdalenenthal zu den hohen Plattformen der Anden hinauf, erforschte die majestätischen Einöden der großen Cordilleras von Quito, beschiffte den Rand des stillen Oceans, wanderte durch die meisten Provinzen von Neu-Spanien und kehrte über die vereinigten Staaten nach Europa zurück. In dem letzten Capitel finden wir einen kurzen Bericht über Humboldt's asiatische Reise. Ein schöner Stahlstich gibt uns das Bild des großen Mannes, mehrere Holzschnitte zeigen Menschen und Dinge aus der neuen Welt.

Mit dem 9. und 10. Bde. der Uebersetzung erhielten wir Russel's interessantes Werk über Palästina mit Charte und vielen Holzschnitten.

Notizen.

[Türkische Musik.]

Nach Muhammed's Ausspruch ist es für seine Anhänger Sünde, Musik zu treiben; aber die Türken, welche für Musik und Champagnergetränk eine natürliche Anlage haben, scheuen die Sünde nicht und trinken Champagner eben so gern, als sie Musik treiben. Muhammed's Verbote waren oft grausam, das auf die Musik bezügliche lautet so: „Musik zu hören, ist Sünde gegen das Gesetz; selbst sie spielen, ist Sünde gegen die Religion; Vergnügen daran zu finden, ist Sünde gegen den Glauben und macht Jeden des Verbrechens der Ungläubigkeit schuldig.“ Dennoch gab es selbst unter den türkischen Herrschern mehre, welche als Musikfreunde berühmt waren. Tietz in seinen Reiseskizzen zählt deren acht auf, worunter der jetzt regierende Sultan. In den Liedern der Türken spielt unglückliche Liebe oder Klage um Abwesenheit der Geliebten eine Hauptrolle. Zärtlich nennt der Türke seine Geliebte „mein Lamm, mein Auge, meine Seele, mein Herz, meine Sultanin ꝛc.“ Der verliebte Sänger setzt dabei die Daumen der ausgebreiteten Hände hinter seine Ohren und schraubt seine Stimme bis zur entsetzlichsten Höhe und den gellendsten Trillern an. Ein solcher Gesang heißt „Miaul“ — ein Wort, welches mit unserm „Miauen“ die unverkennbarste Aehnlichkeit hat. Die dem Deutschen unter dem Texte: „das Schiff streicht durch die Wellen“ bekannte venetianische Barcarole ist auch ein Lieblingslied der Türken.

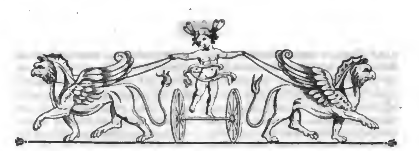
[Merkwürdige Entdeckungen an Mond, Himmel und Hölle.]

Im J. 1753 erschien ein Buch zu Regensburg unter dem Titel: „Lustig- und Nützlicher Zeit-Vertreiber. Zum Lust und Nutzen eines melancholischen und langweiligen Gemüths. Zusammgetragen von R. P. Odilo Schreger, Benediktiner in dem befreyten Kloster Emsdorf in der obern Pfalz.“ Der würdige Verf. gibt uns darin die überzeugendsten Aufschlüsse über Himmel und Hölle und was dazwischen liegt. Der Verf. glaubt nicht, daß es Leut' im Monde gäbe, „denn“ sagt er, „wo Leut seynd, da muß auch Speys und Trank seyn. In dem Mond aber ist kein Speys und das Wasser kann man nicht trinken.“ Wir erfahren auch durch den kenntnißreichen Benedictiner, daß wir im Himmel, wenn wir fein fromm auf Erden gewesen sind, gewaltige Linguisten sein werden; „denn“ sagt er, „Einige sagen, man rede allda die lateinische, Andere aber, die hebräische Sprache. Ich meine aber, daß die Auserwählten die Vollkommenheit haben, alle Sprachen zu reden und zu verstehen.“ Die Hölle liegt, nach Schreger, unter unsern Füßen 900 deutsche Meilen tief und ist „ein großes Loch oder Gruben, 3 Meilen rund und eine Meile hoch, rings-um mit Seitenwänden umgeben, mit Feuer, Schwefel und Pech ganz ausgefüllt. Es ist kein einziges Löchlein darin, wodurch der Rauch und Gestank könnte hinausgehn, oder die Sonne oder Mond könnte hineinscheinen ꝛc.“ Das ist gewiß Wasser auf die Mühle unsrer Pietisten und Mystiker!

[Gutzkow.]

Gegen Gutzkow's neueste Federführung brachten wir eine Stimme aus dem Publicum. Gutzkow dankt dafür im Telegraphen und ist erfreut, sich nunmehr rüsten zu können. Es ist nur schlimm, daß er selbst dadurch dem Publicum vorerzählt, seine Polemik ergreife blos Repressalien. Merkwürdig, wie diese Literaturkraft, Gutzkow genannt, sich immer die eignen Waffen zerschlägt. Ich meines Theils kann versichern, daß mein Handwerk nicht in solcher persönlichen Absichtlichkeit besteht, daß mich blos das Sachliche leitet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 77. — den 20. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Carl Banck.

Seit einer Reihe von Jahren schon beschäftigen Banck's Lieder die musikalische Gesellschaftswelt, viele von ihnen sind Lieblinge der gesangslustigen Soiréen in Deutschland geworden, und werden neben Kurschmann's und Mendelssohn-Bartholdy's lyrischen Productionen gehört. Das Lied ist eigentlich das seltene Erzeugniß stiller Stunden, und Banck's Muse gibt ganze Cyclen von Liedern, so daß jedes einzelne nicht immer in selbstständigem Werthe, sondern in seinem Verbande mit andern aufgefaßt werden soll. Manche seiner Arietten erklärt man für gesucht, wo nicht affectirt, wenn man sie für sich allein gültig nimmt, ihre Absichtlichkeit sollte aber nur dahin führen, sie im Zusammenhange zu betrachten. Nur wenige seiner Lieder sind wirklich Lieder im alten Styl, sie erwachsen zu Arietten, und ihre Künstlichkeit ist oft dramatische Berechnung, oder es liegt ihr irgend ein Bezug zu Grunde, der die Form der lyrischen Einzelnheit überschreitet. Der Componist hat eine Reihe von musikalischen Reisebildern und Lebensscenen gegeben, und wir bedürfen eines übersichtlichen Blickes, um seine Intentionen richtig zu nehmen. Einen solchen Blick verschafft uns ein Brief des Componisten selbst, der einem Freunde die Reihe von Eindrücken schildert, die seine musikalischen Bilder hervorriefen, und es ist erfreulich, zu sehen, wie die Musik, sonst ganz und gar der innern Klause der nur subjectiv erregten Seele angehörig, sich ein freies Schwärmen in aller Welt erlaubt, um bienenartig aus den Zuständen des Menschenlebens ihre Stoffe zu saugen. Dieser Brief, den wir hier mittheilen, ist als Selbstgeständniß und als Zeugniß dessen interessant, wie sehr auch die innerlichste der Künste sich nicht mehr abschließt, um ein Inneres und Aeußeres im Menschen im Widerspruch zu belassen.

„Die ältesten meiner herausgegebenen Compositionen, um zuerst von den „Liedern aus Italien und Deutschland" zu sprechen, können nur bis zu meinem Aufenthalte in Rom zurückdenken. Anschauendes Studium der bildenden Künste und lebendiges Acclimatisiren an Land und Volk ließ indeß dort wenig Eigenes aufkommen, und an diesem waren meistens noch die Wehen von Italiens wohlthätigem Einfluß und dem Durchkampf der Selbstständigkeit sichtlich. Aufgenommen wurden davon nur „Leichter Sinn", und der wehmüthige vierstimmige Künstlerabschied „Die Segel sind aufgezogen." — Die römischen Soldaten schrieen überall ihr zitterndes „qui vive?", die von Romulus stammenden Teasteveriner durchschlichen unter dem priesterlichen Segen mit guten Messern die Straßen, die meisten Künstlerbärte waren, aus Scheu vor diesen Messern, friedlicheren gefallen, und wir wollten die ewige Stadt verlassen und nach Neapel pilgern. Fünf stürmende Künstler und eine Florentinerin, so schön, als sie je die Büffel der pontinischen Sümpfe erblickten, die Geliebte des Fürsten L..... in Neapel, die eben, diesem nach, ihrem Manne aus Genua entflohen war. — In dem lebenswirren üppigen Neapel, wo man mit jedem Schritte an ein poetisches Sujet anrennt, in Si-

cilien, wo Leben und Poesie in ewiger Umarmung liegen, auf der stillen Seefahrt nach Messina und der stürmischen von Catanea nach Triest wurden nun die meisten der Lieder „aus Italien", wo nicht vollendet — was in Venedig geschah, denn hier trug ich eine heilige Scheu, dem Leben eine Stunde zu rauben — empfangen, und eine getreue Schilderung von allen Eindrücken und Erlebnissen. Ich erinnere mich mit besonderer Liebe einiger Piecen, welche auf der Tour nach dem duftenden Sorrent, dem Felsenpallast Capri und dem wüsten Rosengefilde Pästo improvisirt wurden. Das „O Paradies" wurde unter Sorrents goldenen Früchten zuerst zu der Guitarre gesungen, wobei den Guitarristen und Dichter nur die Begeisterung des Moments vermochte, einige widerhaarige Schwierigkeiten mit muthiger Geduld zu besiegen. Das Mädchen, oder wahrer, „die Blume von Amalfi", fand sich in einer Fischerhütte auf einem jähen Felsenabsturz zwischen der sprühenden Brandung; ihr Einfluß war stark genug, daß ich dies Lied noch einmal im Genre des Volksliedes componirte, was ich zurückbehalten. Ueberhaupt war's natürlich, daß sich volksthümliche Charaktere, weniger in äußerer Form, als im ganzen innern Wesen der Poesie und Musik aufdrängten, z. B. im Puleinelliede, in der Sehnsucht „Mein Liebster ist der weiße Schwan", im Maulthiertreibergesange, worin sogar die recitirende Melodieweise vielmöglichst nachgebildet wurde, wie sie unser lustiger Mulattiere, auf seinem bedächtigen Packthiere sich wiegend, in der faulen Sonnengluth auf unsern Reisen in Sicilien fortwährend ablallte. — Dort in Catanea, wo wir in den ersten Familien herzlichste Aufnahme gefunden, wurden auch einige meiner Compositionen zuerst dem Kriterium eines Publikums vorgestellt, eines italienischen, das artig genug gegen den Fremden war. Der jetzt bekannt gewordene liebenswürdige Coppola war damals noch in seiner und seines Freundes Bellini Heimath, und dieser Beiden Compositionen wechselten in unserm Kreise mit deutschen, die von dem damals schönen Tenor des Dichters eingeführt wurden. Besonders merkwürdig ist mir der schlagende Effect einer Composition des „Königs von Thule" geblieben, die freilich in ihrer energisch dramatischen Weise von der Zelter'schen, die mehr eine passende Staffage zum Goethe'schen Gedichte bildet, sehr verschieden war. — So entstanden, besonders nach langem zweiten Verweilen in Venedig, wo ergänzt und ausgearbeitet wurde, und nach Anknüpfung der „Lieder aus Deutschland" in gleicher Art — vornehmlich in Tyrol und gleich nach dem Wiedereintritte in Deutschland gemacht, vollständige musikalische Reisebilder, deren momentan-lebendiges scharfgezeichnetes Wesen Veranlassung war, ihre Mängel zu toleriren, und zwar in viel bedeuterndem Umfange und Mannichfaltigkeit, als sie in Opus 1 und 8 erschienen sind. — Aber bei meiner Rückkehr war das zur Schaustellen der Persönlichkeiten noch weniger ins Leben getreten, oder wenigstens war ich, ziemlich fremd wieder in Deutschland eintretend, noch nicht daran gewöhnt, und so zerriß ich bei der Herausgabe dieser Compositionen mit Absicht fast alle leitenden Fäden, und ließ Manches, was mir von zu regem subjectivem Interesse schien, zurück, oder gab vom Zusammengehörigen nur Einzelnes, und vieles sogar erst in spätern Heften zerstreut, was Sie an dem Dichternamen C. Alexander erkennen können." (D. B. f.)

Der Unversöhnliche.

(Beschluß.)

Im Augenblick ging die Thür auf und Linchen trat herein.

„Da ist sie," rief der junge Mensch und eilte auf sie zu. „Erkennen Sie mich nicht?"

Sie betrachtete ihn bestürzt und forschend; eine Ahnung schien sie zitternd zu durchströmen. „In der That, ich weiß nicht," sagte sie leise. „Ihren Namen, mein Herr."

„Ich habe — ich heiße — Mutter," rief er außer sich, und sank vor ihr nieder, „erkennst Du nicht Dein Kind, Deinen Sohn Gustav, meine liebe, verlorene, geliebte Mutter!"

Sie sank ohnmächtig in seine Arme. Er trug sie auf das Sopha, seine Thränen, seine Küsse erweckten sie; und in der schönen Scene des Erkennens vergaß die glückliche Mutter die Welt und ihre Schmerzen, denn ihre geheime Sehnsucht, ihre stillen Qualen hatten endlich die schönste Befriedigung gefunden.

Dann warf sich der Jüngling in die Arme des alten Mannes. „Mein theurer Großvater," rief er, „das brachte ich, das wollte ich," und unter seinen Liebkosungen erwarmte das alte starre Herz in zärtlicher Gluth und nie gekanntem Glück.

Erst lange nachher kam es zu Erörterungen, und während Gustav seine Mutter umarmt hielt und die Hand des Greises in der seinen drückte, erzählte er, was er von seinem Leben wußte. In aller Augen schimmerte die Seligkeit der schönsten Zukunft, nur der Invalide saß stumm und finster in dem Winkel am Fen-

ster, und in den verwetterten Zügen arbeiteten Leidenschaften, welche sie verzerrten.

„Alles soll gut und heiter werden," rief Gustav. „Das Unglück ist überstanden und die schönen Tage kommen. Zwei böse Menschen haben Euer Leben getrübt. Den Einen muß ich leider Vater nennen; aber was ist aus dem unglücklichen Vetter geworden, wo ist er geblieben?"

„Hier ist er," rief eine tiefe Stimme, und durch die geöffnete Thür trat der General herein.

„Mein Vater!" rief der junge Mensch.

Der Invalide sprang auf und starrte die Erscheinung an. „Verflucht!" schrie er, „die Gräber öffnen sich, die Todten kommen wieder, das jüngste Gericht ist da. Erbarmen! Erbarmen!"

„Anton!" rief Linchen und streckte betend die Hände aus.

„Mörder! Mordbrenner! entfliehe," rief der alte Verwalter.

„Dort steht er, der diese Namen verdient," sagte der General ernst und wies auf den Invaliden. „Bekenne, Alter, bei der Gnade des ewigen Gottes, vor dessen Throne Du bald stehen wirst! Sprich die Wahrheit!"

Die Würde des Generals, seine durchbohrenden Blicke und die dröhnende, mächtige Stimme machten den Sünder beben. Er schwieg und starrte lange vor sich nieder. „Ja," sagte er dann gefaßt, „ich läugne es nicht, ich that den Schuß nach einem Verfluchten, welchen ich haßte, und meine Hand warf den Brand in das Magazin, denn ich haßte Euch Alle. Ihr habt mir das Leben gestohlen, Ihr habt mich elend und unglücklich gemacht, ich wollte Euch werden lassen, was ich bin, Bettler, Verbrecher, vom Fluche Gottes und der Menschen verfolgt. Es ist anders gekommen, Ihr siegt, ich habe umsonst gethan, was ich that. Und jetzt geht hin, ruft die Henkerknechte, laßt mich fortschleppen, ich werde nicht läugnen und lügen, enden will ich, enden muß ich, ob so oder so, ist jetzt gleich."

„Geh, alter Mann," erwiederte der General, „und bereue, wenn Du kannst. Geh, auf Erden ist kein Kläger für Dich, denn die Vergangenheit liegt abgeschieden hinter mir, und niemals will ich sie wieder wecken. Aber nimm meine Verzeihung mit Dir, nimm die Versicherung, daß ich Deine letzten Tage erheitern will, wie ich kann; denn was Du mir auch Böses thatest, eine göttliche Macht hat Alles zum Guten gelenkt."

„Ich mag nichts Gutes von Euch," rief der Alte, „thut, was Ihr wollt, ich hasse Euch, ich verfluche Euch." So schnell er konnte, ging er hinaus, und eilte die Treppen hinunter, während Walberg den schönen Augenblick der Versöhnung und Vergebung feierte.

Mit kurzen Worten erzählte er seine Geschichte. An jenem schrecklichen Abende war er glücklich entkommen, und einige Zeit glückte es ihm, sich in einem entfernten Dorfe verborgen zu halten, bis seine Verfolgung schwächer wurde, da man im Strome den entstellten Körper eines jungen Mannes auffand, welchen man allgemein für den seinen annahm. Schnell kamen dann die Verwirrungen der Zeit, er nahm Dienste in einem Regimente des Rheinbundes und ging mit diesem in den Krieg nach Spanien, wo er durch Tapferkeit und Glück schnell von Stufe zu Stufe stieg, und sich nun Begebenheiten anknüpften, welche schon bekannt sind.

„Und nun begleitet mich, meine Freunde," sagte er, „mein Wagen wartet unten, ich führe Euch zu meiner Gemahlin und Tochter, die bald Euch, wie ich hoffe, noch näher verwandt sein soll."

Drei Jahre später ward in dem Schlosse des jungen Barons seine Hochzeit mit Theresen gefeiert. Mutter und Großvater leben im Kreise der glücklichen Familie, dem alten Lorenz konnten sie nur ein einfaches Begräbniß ordnen, er hatte sein Dasein freiwillig geendet. —

Zur Literatur der Reisen.

Mein Römerzug. Federzeichnungen von **Franz Freiherrn Gaudy.** Berlin, Enslin. 3 Bände.

Es könnte sicherlich ein anziehendes Büchlein geschrieben werden über die verschiedenen Römerzüge, die sich seit beinahe zwei Jahrtausenden ohn' Unterlaß folgten: welch' artige Contraste würden uns entgegentreten! Den Reihen eröffnet Alarich, den seine Krieger im Bette des Stromes begruben, damit Niemand sein Grab wisse, — statt daß später dagegen sich tausend Reisende in Ströme von Lob über Rom ergossen, um aus dem Grabe der Unberühmtheit erstehen zu können. Dann folgen die allerhand Schildbürgerfahrten der deutschen Kaiser, die mehr oder minder alle vor St. Peter wie Peter in der Fremde standen. Besonders merkwürdig ist dann ferner wohl die Wallfahrt des Augustinermönchs aus Wittenberg nach Rom, denn ihr folgte ein dreißigjähriger Krieg, während sich die Folgen späterer Reisen auf einen einwöchentlichen Federkrieg beschränken. Wer kennt nicht die Winckelmann'sche Kunstreiseepidemie ein paar Jahrhunderte später? Jeder Marmorstein am Wege nach den sieben Hügeln ward da zum Steine eines seligen Anstoßes. Auch der Fußreisende im langen Philisterrocke, Ehren-Seume, kann hier erwähnt werden, denn, wie er selbst erzählt, zerriß er bis Rom nicht mehr und nicht weniger als ein Paar in

Leipzig gefertigter Schuhsohlen. Viele seiner Nachfolger zerrissen deren mehr; sie wußten sich aber schadlos zu halten und, wie ein gemeines Sprichwort sagt, versohlten noch extra das Publicum mit ihren Wanderskizzen im leipziger Meßkatalog. Zu ihnen gehört vielleicht der medisante Mann, der den nach Italien Wallenden im buchstablichen Sinne des Wortes einen Floh ins Ohr setzte, — bis endlich dem Meister Floh des Meisterrecht durch neuere, unparteiische Beobachter genommen wurde, zu denen auch der Verf. obiger Federzeichnungen gehört. — Gaudy geht den tausendmal vor ihm begangenen Weg auf seine eigne Weise. Ihn beseelt die ächte Liebe zu dem Lande, das er zu seinem Reiseziele wählte; er besitzt die erforderliche Hingebung des Gemüths für seine Objecte; sein Blick ist, möcht' ich sagen, liebendscharf, aber nicht zu einer Helle geschärft, daß er nichts als Scharfkantiges um sich zu sehen vermöchte. Ihm ist Roma die ewige Stadt, die blühende Greisin, die geheimnißvolle Sibylle der Gräber und Auferstehungen von drei Jahrtausenden. Ihm erscheint Italia noch als das himmlische Weib mit dem Januskopfe zweier Welten, mit dem zwiefachen Diademe römischer und bischöflicher Herrschaft, und dem tausendfach verdienten Lorbeerkranze in den dunkeln Locken. Aber der Begeisterungshauch seiner Phantasie macht ihn darum nicht unempfindlich gegen die Hitze des Sirokko. Das deutsche, behäbige Element der Ordnung und Nüchternheit in ihm beachtet an Europas Stiefel wohl das Zerlumpte und Abgelaufene. — Die von ihm gewählte Form der Darstellung ist neben den neuesten Neuigkeiten von Reisenovellen neu zu nennen: nur sieht man ihr zuweilen das Gemachte an. Die schattigen Laubengänge der Poesie werden zuweilen zu altfranzösischen Taxuswänden, und steifpapierne Stellen wie „der Nachtigallen schmetternde Wegweiser-Stimmen," die wir nimmermehr schön finden können, sind nicht gar selten. — Die Reise geht über Mantua, Florenz nach Rom, und von da über Pisa, Florenz, Ferrara, Verona, Venedig, nach Deutschland zurück. Rom ist natürlich der Glanzpunkt der Zeichnungen: die Berichte über das Römerleben überhaupt, mit besonderer Rücksichtnahme des Volks- und Winkellebens, können höchst reichhaltig genannt werden. Der kirchliche Ritus macht auf unsern Reisenden wenig Eindruck: aber der hochheilige Gesichts- und Kunstcultus, in dessen Feier sich die drei Jahrtausende hier schwesterlich vereinigen, ergreift ihn so, daß er nur unter Thränen von der ewigen Stadt Abschied nehmen kann. Seine Urtheile über die verschiedenen Kunstgegenstände tragen das Gepräge der größten Selbstständigkeit, daher weichen sie oft von dem seit langer Zeit tausendfach wiederholt Behaupteten ab. Sehr umfassend und mit stetem Hinweis auf die Abwandlungen der verschiedenen Jahrhunderte schildert er uns das alte Forum, das jetzige Campo vaccino. Nächstdem fesselt der Besuch des Belvedere des Vatikans und die sehr eigenthümlichen „Aphorismen über die vatikanische Gemäldegallerie." Durch besondere Originalität zeichnen sich noch aus: „ein Morgen in den albaner Bergen," und „der Schäfer der Campagna." Neben Rom ist die Hauptfigur Florenz. Mit großem Vergnügen liest sich unter andern auch die Beschreibung von der Aufführung der Schiller'schen Maria Stuart auf dem Amphitheater zu Verona. Zum Schluß schildert uns der Verf. noch Venedig, ohne doch gerade etwas Neues hierüber zu sagen. — S.

Notizen.

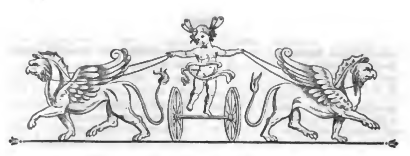
[Goethe's Briefwechsel mit der Gräfin Stollberg.]

Es war vor kurzem davon die Rede, der nächste Jahrgang der Brockhaus'schen Urania werde diesen kurzen, aber höchst merkwürdigen Briefwechsel bringen. In den siebziger Jahren correspondirte eine Gräfin Stollberg mit dem Dichter des Werther. Er seinerseits mochte eine Freundin in ihr sehen, obschon auch seine Mittheilungen lebhaft waren und fast stündlichen Bericht von seinem Verhalten brachten. Das Vertrauen ging so weit, daß er ihr seine Neigung zu Lilly (einem Fräulein v. Schönberg) gestand und ihren Rath und Zuspruch erbat. Nachdem ihn in Weimar eine neue Welt in Anspruch genommen, wurde der Verkehr seltner und hörte endlich auf. Gesehen hatten sich beide nie. Nach mehr als zwanzig Jahren — die Gräfin Stollberg hatte durchaus eine religiöse, vielleicht pietistische Richtung erhalten — schrieb sie wieder an den gefeierten Dichter und suchte ihn zu bekehren, ihm die weltlichen Dinge zu verleiden. Goethe's Antwort war höchst merkwürdig. Mit der sichern und strahlenden Heiterkeit, die seinem Wesen eigen war, schrieb er ihr, daß der Himmel ihm nicht um deswillen entzogen werde, weil er der Menschenerde und weltlichem Dasein alle seine Kräfte anheimgebe. Schon sein Glück hienieden, inneres und äußeres, führe ihn zu diesem Glauben, und droben seien der Wohnungen gar viele; für ein aufgeopfertes Erdenglück aber möge er nicht selig sein. — So ungefähr lautet das Goethe'sche Bekenntniß. Seine Briefe kamen in den Besitz eines Arztes der Gräfin, der in Kiel lebte und dem sie dieselben aus Dankbarkeit für geleistete Dienste auf dem Sterbebett schenkte. Von ihm kamen sie in die Hände der Frau v. Binzer, der Gattin A. v. Binzer's in Cöln, der Verfasserin mehrerer unter dem Namen A. T. Beer erschienenen Novellen. Den so werthvollen Bekehrungsbrief der Gräfin fügte der Kanzler v. Müller in Weimar der Sammlung bei; alle andere Briefe von derselben Hand hatte Goethe vernichtet.

[Wieland's Coquetterie.]

Der alte Böttiger erzählt von Wieland folgenden Zug, der den lächelnden Myrtill mit der Schäfermiene bei Hofe sehr gut charakterisirt. „Wieland hat immer eine Art von Coquetterie mit seiner eignen Gestalt gehabt und schimpft auf die Maler, die ihn so häßlich machen. Als er noch sehr jung war, bekam er einmal eine Hitzblatter auf der Nase. Dies ärgerte ihn so sehr, daß er sie sich selbst mit Gefahr und Schmerz ausschnitt. Heute erst ließ er sich einen schwarzen Fleck an der Nasenspitze vom jungen Doctor Herder besehen, der ihn, so oft er sich im Spiegel erschaue, sehr unglücklich mache. Herder sagte dabei, daß dies das schwarze Fleckchen sei, das der Engel Gabriel dem Muhammed aus dem Herzen als die Erbsünde genommen und auf die Nasenspitze gesetzt habe."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 78. — den 21. April 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Theodor Creizenach.

Die jüdischen Auswanderer.

[Herrn Dr. Stern in Göttingen gewidmet.]

Seht jenen Hauf
Von Kindern und von Greisen!
Er macht sich auf,
In fernes Land zu reisen.

Sie lassen nie
Die Lehr' aus grauen Tagen
Und wollen sie
Auch in die Fremde tragen.

Ihr habt geseh'n
Die deutschen Burgen thronen.
Ihr wollt nun geh'n
Und in dem Urwald wohnen.

An seinem Saum
Wird Euch im Schlaf erreichen
Ein wüster Traum
Von Cedern und von Eichen.

Im Glück vereint
Lebt Ihr wie neugeboren.
Mein Herz doch weint
Und fühlt, was Ihr verloren.

Es fühlt so sehr,
Was Eure Seele leidet,
Wenn Euch ein Meer
Von Eurer Hoffnung scheidet.

Es weht ein Sturm
Durch alle Erdenräume,
Verschont den Wurm
Und trifft die edlen Bäume.

Er führt dich auch,
O Volk, du weit verschlag'nes,
Durch seinen Hauch
Von Land zu Land getrag'nes!

Wird sich der Kern,
Den Stürme jetzt verstreuen,
In weiter Fern'
Zum Lebensbaum erneuen?

Wie, oder soll
Die Schaar in neuen Mauern
Nur sehnsuchtsvoll
Vergang'ne Zeit betrauern,

Und jener Schrein,
Wo ihre Rollen lagen,
Nur alte Pein
In neue Welten tragen?

Echo im Harz.

Von bemoosten Felsenwänden
Eng umschlossen, rings umkreist,
Wollt' ich in die Lüfte senden,
Was erregte meinen Geist.

Und ich eilt' es zu verkünden;
Freiheit! war das Losungswort.
Aus den Höhen, aus den Gründen,
Freiheit, Freiheit, hallt es fort.

Legt die Freiheit in den Bergen
Nieder ihr gequältes Haupt,
Weil so ganz die stolzen Schergen,
Menschen, sie von Euch geraubt?

Wenn der freiste Mann sein freistes
Wort in Sturmes Muthe sprach,
Aus den Gründen Eures Geistes
Hallt es nimmer Freiheit nach!

Göttingen, 1838.

Carl Banck.

(Beschluß.)

„So blieb eine Folge Lieder, „Sicilische Liebe", die in den Myrthensteppen am Hybla unter Oleanderblüthen, und an der Arethuse Quell unter dem Feuer des Muskatweins spielte, zurück bis auf Eins, das in Opus 16 abgedruckt ist; in demselben Hefte finden Sie auch den „Gondoliere Venedigs", worin die Weise der Sänger der Jerusalemme liberata frei nachgebildet ist, dessen Worte früher schärfer politisirten, und sogar den „Abschied aus Italien" auf den Stufen des Amphitheaters zu Verona. Dagegen steht der Schlußstein der „deutschen" Lieder, „die Heimkehr" (Romanze) in Opus 7. — Zur „Räuberin Wiegenlied" (Op. 1) gehörten noch andere, z. B. „die Räuberin vor Gericht", wozu eine Räuber-Wittwe in Rom, deren Mann in der Engelsburg, Modell gesessen. — Vieles aber war in so keckem Umsichgreifen der Phantasie, ohne Rücksicht auf die prüde Salonsitte diesseit der Alpen, die ich bei meinem ersten Auftreten nicht erröthen machen wollte, oder durchaus mit Nichtbeachtung der Ausführbarkeit geschrieben, und nur bühnenmäßig gedacht, so daß es ebenfalls ausgeschieden blieb. Z. B. eine große Scene mit Chor in Rom: — ein Fremder erkennt bei einem Gelage in der verhöhnten Bettlerin mit ihrem Säugling die früher Verführte; — ein neapolitanisches Fischerlied — eine Scene der burlesk zudringlichen Eseltreiber des Vesuvs; ein Duett: — eine Dirne dictirt einem öffentlichen Schreiber, der den Pasquino spielt, einen Liebesanklagebrief, wobei ein Bischof der Delinquent; — eine Folge Piecen mit dem Hauptthema „Sturm", als wir von einer achtstündigen Burrasca nach Ragusas Küste zurückverschlagen wurden. — Endlich mußte aber Anderes auch aus kritischen Gründen durchaus verworfen werden."

„Diese bedeutungsvollere Weise, Gesangscompositionen als poetische Bilder zu einem fast dramatischen Ganzen aneinander zu reihen, recht nach meinem Wunsche fortzuführen, war später fast unmöglich, und andere nach fortführender innerer Vollendung und vielseitiger objectiver Anschauung strebende Interessen mußten statt dessen eintreten. Den Willen indeß sehen Sie sogar an der künstlichen Zusammenstellung der in Geistes- und Gefühlsrichtung gleicheren Compositionen, z. B. Op. 2—9, der „Frühlings- und Herbsttraum", die in den thüringer Bergen in wirklichen Dämmerstunden empfangen sind, des „Leiermanns Liederbuch" (Op. 21) u. A. — Zu Ersterem gehörte durchaus ein bewegteres vom Norden Deutschlands entfernteres Leben, denn der Norddeutsche erkennt die Poesie eher als der Süddeutsche, aber er bietet ihr weniger Stoff. — Die erregende Romantik der Eindrücke, die Thatkraft der Erlebnisse, die poetisch prägnante Bedeutung von Menschen und Sitten fehlte, sobald nur die ersten Empfindungen des Gegensatzes nach der Rückkehr aus dem Süden durchlebt waren. Zudem werden Sie mir zugeben, daß unsere Dichter sich in eine Gefühls- und Charakter-Monotonie lyrisch reflectirender oder didaktischer Art hineingearbeitet haben, und wenig geneigt sind, ihre Phantasie auf eine malerische Wanderung zu schicken: auch gehört dazu eigene Anschauung. Endlich hören sie sich zu gern, wogegen sich billig wenig sagen läßt, um der Musik den Befehlshaberstab zu reichen, was ich liebe."

„Noch einen besondern Cyclus bilden indessen Opus 18 u. 19, die gleich nach Op. 1 u. 8 entstanden, ehe der Dichter noch einen andern Weg einschlug, der von diesen Arbeiten trennte: nur zwei Romanzen, die Sie leicht herausfühlen, obgleich sie die Haltung des Ganzen nicht stören, sondern nur vervollständigen, sind aus späterer Zeit. — Die melancholisch trüben Liebeslieder des Müllerburschen in Mond- und Morgenklagen, die sich nur mit innerlich bewegtem Leben in monotoner Steigerung zum tragischen Schluß fortrollen und in einander eingreifen (1. Morgenlied, 2. Mondlied), sind bis auf den Schluß, der im umgekehrten Verhältnisse zur Wirklichkeit stand — richtig genug: denn die deutsche Liebe muß durchaus ihr Theil Unglück haben, um ein poetisches Gesicht zu zeigen. Die Farbe ihres Geburtsortes tragen sie wohl in sich. Dieser ist ein — wohl oder übel — romantisches Eiland der Mark, denn auch diese herbergt ihre stumme Romantik. Es gibt dort Scenen mit weißen und gelben Lotoskelchen, orientalisch geschmückt, schilfbewachsene Uferhügel mit lauschenden Nixen, geheimnißvoll rauschende Kiefern, eintönig lebendige Mühlräder und Mondschein genug. Bei Madelitz, zwischen Frankfurt und Berlin, wo Genelli geboren, finden Sie die Oase. Hierbei fällt

mir ein, daß das letzte Lied in den Frühlingsträumen, „Auf dem See", und ein anderes in den Herbstträumen: „Ich liege auf sonnigem Hügel", eben daher stammen, wie Sie an ihrer Färbung bald erkennen werden, nur gingen sie in anderer Spur als die Müllerlieder. — Die Idee zu den „nordischen Liedern" lag nahe, weil der Charakter des höheren Nordens nur ohne Selbstanschauung durch dichterische Werke am nächsten liegt. Den Zusammenhang dieses Liederkreises mußte ich leider durch Hinweglassung einiger musikalischeren Texte etwas verdunkeln. Es ist ein Wechselgesang zwischen Thela, die von Felgar dem Sänger verlassen, dessen Todesbotschaft ihr sein Falke bringt, und Volundur dem Krieger, der, in seiner Liebe von ihr verstoßen, zuletzt fernem Tode entgegenzieht."

„Um diesen Commentar, da ich Ihre Aufmerksamkeit nun einmal so lange in Anspruch genommen habe, nach meinem Wunsche zu schließen, möcht' ich Ihnen nur noch die „Volkslieder" erwähnen, deren Titel schon oft mißverstandenerweise auf die Musik, statt auf die Texte allein bezogen wurde. Mit dem Volksgesange in jeder Richtung vertraut, konnte ich solchen stumpfen kritischen Mißgriff kaum für möglich halten. Dem Volke in sein Recht, sich seine Lieder selbst zu singen, das auf einer größern Legitimität der Jahrhunderte, als die Sitte der Throne beruht, einzugreifen, ist gefährlich, und schwieriger, als allzeit fertige Componisten sich träumen lassen, obwohl für Norddeutschland im Erfolge höchst wünschenswerth. Dazu gehörte aber auch neue Poesie, die sich im Kreise der jetzigen Volksbegriffe und Sitten bewegt, denn ältere Volkslieder, welche schon einmal aus dem Munde des Volks mehr oder weniger verschwanden, durch neue Melodien wieder en vogue zu bringen, wär' ein lächerliches Doctrinairunternehmen. — Um auf die Volkslieder" zurückzukommen, so sind sie im Styl von Miniaturbildern gehalten, und in gleicher Weise vorzutragen. Sie sind auf feinste und freiste Ausführung und warme Auffassung der romantischen Färbung, die in einigen vorherrscht („An Meieli", „Ich hab' die Nacht geträumet"), bedacht: — en gros gesungen, wird es ihnen wie Miniaturbildern ergehen, die man aus der Ferne sieht, und Manches wäre dann geradezu verwerflich. Nur einige („Treue", „Ein Knabe, der hat ein Mägdlein lieb") berühren den Volkston, aber sie berühren ihn auch nur soweit er auf ihrem Wege lag, ohne sich darin festzuhalten." —

Wir fügen hinzu, daß Opus 22 und 23, jenes in Berlin bei Cranz, dieses in Magdeburg bei Wagner und Richter, des Ausgezeichneten gar Manches enthalten, und die Quelle dieser Lieder- oder vielmehr Bilder-Compositionen noch unermüdlich fortsprudelt. In Op. 22 nennen wir den „Deserteur", eine kleine burleske Tragödie aus des Knaben Wunderhorn: „Zu Straßburg auf der Schanz" u. s. w. In Op. 23 hat „des Fischers Liebeslied" überall viel Freundinnen und noch mehr Freunde gefunden, denn es möchte für Tenor besonders wirksam sein. Und das „Soldatenweh" ist gleich an Werth. In solchen bestimmten Charaktersituationen ist der Componist am glücklichsten, weshalb es uns Wunder nimmt, daß er nicht schon längst Singspiele producirte, zu denen freilich die Ausartung des Theaterwesens bedenklichen Raum gibt, die aber im Salon und im Concertsaale ihre völlige Ausführung erleben könnten.

Zur Literatur der Reisen.

Portfolio eines deutschen Journalisten. Darmstadt, Leske.

Man erwarte in diesem Buche nicht etwa eine Nachahmung des englischen Portfolio; man erwarte keine politischen Actenstücke und Erörterungen, wie sie dort zu finden sind. Ob sich auch zuweilen ein politischer Beigeschmack findet, so ist das Ganze doch ziemlich harmloser Natur und wird keinem Diplomaten Kopfschmerzen, keinem Cabinette Europas Unruhe bereiten. Diese Veröffentlichung der Actenstücke der russischen Politik schreibt der Verf. eine so weitgreifende und wunderbare Wirkung zu, daß er alle Besorgnisse entfernt glaubt, die der Einfluß Rußlands auf die europäischen Angelegenheiten in mancher Brust erweckt hatte, und „zur dankbaren Erinnerung an dieses wunderthätige Portfolio — sagt der Verf. — hänge ich hiermit meine kleine Gabe in dem Tempel der Literatur auf und nenne das Buch statt: Mappe, Brieftasche, Portefeuille: Portfolio! Es ist nur Dankbarkeit, bescheidene, aber innige Dankbarkeit; weiter nichts." Das Buch enthält flüchtig hingeworfene Notizen und Aquarell-Bildchen, wie sie sich den aufmerksamen und denkenden Reisenden überall darbieten. Wenn man gleich anfangs beim Anblicke der dickleibigen Reisebeschreibung erschreckt und alle die tausendmal wiedergekauten Bemerkungen der Professions-Reise-Schriftsteller wieder zu finden fürchtet, so wird man um desto angenehmer überrascht, von dem Allen nichts, wohl aber manches nicht Gesuchte und Erwartete zu finden. Von Warmbrunn aus durch einen Theil von Deutschland, dann durch Frankreich und die ganze Schweiz und wieder zurück bis nach Mainz begleiten wir unsern Journalisten und finden den angenehmsten und freundlichsten Gesellschafter an ihm; er erzählt so unermüdlich, so lebendig, so gewandt und geistreich, daß wir die Länge des Weges gar nicht bemerken und bedauern, uns unerwartet schon am Ziele zu finden. Tausend Anekdötchen, Witze, Bonmots wechseln mit grö-

ßern Notizen über Localitäten und Persönlichkeiten, Sitten und Culturzustände, politischen Reflexionen und novellistischen Kleinigkeiten. R. B.

Aus dem Reiseportefeuille eines Deutschen. Herausgegeben von Erich Gothenburg. 2 Bändchen. Hamburg, Erie.

Dieser „Deutsche" reist von Dresden aus durch Deutschland und die Schweiz nach Italien und durchzieht das letztere in mehrfachen Richtungen; nach einer anziehenden novellistischen Einleitung gibt der Verf. nun in achtundzwanzig Briefen seine Notizen über diese Reise. Die Alterthümer sind dem Verf. zunächst beachtenswerth, und er widmet denselben seine besondere Aufmerksamkeit, manches Schätzens- und Beherzigenswerthe über diesen Gegenstand hat er niedergelegt in seinem Buche und demselben dadurch eine mehr als gewöhnliche wissenschaftliche Bedeutung gegeben. Aber nach dem Besuche der Museen zieht er den Gelehrten und Alterthumsforscher aus und eilt fröhlich hinunter auf den Corso in das frische Volksleben, betrachtet dasselbe mit gleicher Aufmerksamkeit, und indem er sich hineinmischt in das lebendige Gedränge und daran Theil nimmt, sammelt er Stoff zu wahren und interessanten Schilderungen. Auch hier sucht er zwar nach Antiquitäten, aber nach ganz andern, als man in Museen und Sammlungen findet: er sucht das alte freie Völkerleben, die alte Oeffentlichkeit, Regsamkeit, Aufgewecktheit und Freiheit des Bürgers, die sich nach dem Verfalle der römischen Republik in den kleinen italienischen Freistaaten zuerst wieder emporhob aus der langen Nacht und sich licht und glänzend entfaltete, mächtige und herrliche Städte gründend und Kraft, Reichthum und Leben verbreitend im ganzen Lande. — Ueberall lüftet er die Eisdecke langer Unterdrückung, überall räumt er den Schutt einer leeren und wüsten Spießbürgerei hinweg, um die Spuren seines Lieblings zu finden. Und ist das Gesuchte wirklich erdrückt unter den Lasten, worunter es begraben war, so bemüht sich der Verf. wenigstens den unverdorrten und grünenden Keim zu zeigen, welcher im Geistesfrühlinge, der sich geltend macht in Wort und Schrift, neu und kräftig emporzusteigen verspricht. — Das anziehende, frisch und lebendig geschriebene Buch endet mit einem bedeutungsvollen Schlußworte, in welchem der Verf. eine Skizze der Culturgeschichte der Menschheit niedergelegt hat, die seinem Herzen und seinem Geiste gleich viel Ehre macht; daß dieses Schlußwort, wie überhaupt der reflectirende Theil des Buches, etwas stark kantirt ist, geht uns nichts an; zeigt doch Kant auch einen Weg zum wahrhaften Menschenglück. R. B.

Notizen.

[Häßliche und hübsche Frauen.]

Wieland — erzählt Böttiger — behauptete gegen Dem. Schröder, daß er nie ein Frauenzimmer wegen ihrer Schönheit geliebt habe, selbst die in ihrer Jugend unwiderstehliche La Roche nicht. Julie Bondely war so häßlich, daß er sich erst an ihren Anblick gewöhnen mußte; doch hatte sie ein Paar sehr schöne sprechende Augen und eine süße Stimme. Die Liebe zu einer häßlichen Frau ist die dauerhafteste. Die klugen Weiber lieben nie die Schönheit an den Männern, sie ziehen sogar, sagte Herder, aus Coquetterie und Widerspruchsgeist die unansehnlichern, aber klugen Männer vor. Ich, sagte Herder, bin nie durch die Liebe einer Frau gehätschelt worden. Und ich, sagte Wieland, bin Alles, was ich bin, durch edle Weiber. Aber die Männer, sagte Dem. Schröder, suchen doch zuerst die Schönheit an der Frau oder vielmehr an den Frauen, denn an Einer genügt nie. „Lieben Sie nur Eine Blume?" fragte hierauf Herder. Das war eine sehr männliche Frage, erwiederte die Schröder. — Sehr bezeichnend ist Göthe's Wort über Wieland; er nannte ihn die zierliche Jungfrau von Weimar.

[Mendelssohn-Bartholdy.]

Wir waren lässig in Anführung der interessanten Leistungen, welche die Donnerstags-Concerte im leipziger Gewandhause brachten. Die vier historischen Concerte lieferten eine Reihenfolge von Meisterwerken seit Sebastian Bach bis auf unsere Zeit, und der Kenner wie der Laie war im Stande, diesen Cursus der musikalischen Entwickelung nach geschichtlicher Folge zu durchlaufen. Nachträglich geschehe noch der beiden Psalme von Mendelssohn-Bartholdy Erwähnung, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen im Kirchenstyl gehören dürften. Psalm 42 und 115, nur noch Manuscript und nirgend sonst gehört. Sein Paulus wurde kürzlich in Dresden aufgeführt. Die Chöre gingen vortrefflich, die Soli waren weniger gelungen, wie Privatbriefe melden.

[Sängerfest in Frankfurt a. M.]

Ende Juli findet das frankfurter Musikfest Statt. Spohr componirt einige Oden von Klopstock, deren Aufführung er selbst dirigiren wird. Auch das Klopstock'sche „Zeit und Ewigkeit," von dem geschickten Musiker Schnieder von Wartensee componirt, wird executirt werden. Am zweiten Tage Männer-Chöre im Freien. Das Ganze zum Besten eines Mozart-Conversatoriums, das man in Frankfurt gründen will, um junge Musiker zu unterstützen.

[Ein Professor der Bewegung.]

Ein Tanzmeister wurde neulich, wie wissen nicht weshalb, vor eines der vielen londoner Polizeibureaux geführt. Als der Beamte ihn nach Namen und Stand fragte, entgegnete er: „Karl Albert Hamilton, Professor der Bewegung." In Deutschland dagegen gibt es auch Professoren des Stillstandes, Professoren der Bewegung „nach" hinten u. dgl.

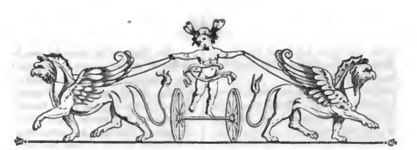
[Chatterton.]

Auch in England ist man jetzt eifrig daran, Denkmale zu setzen. In Bristol ist eine Subscription für ein Monument zu Ehren Chatterton's eröffnet worden. Es sind bereits ansehnliche Summen unterzeichnet worden.

[Dessaur.]

Am 1. Mai soll in Dresden von Joseph Dessaur eine neue Oper: „das Pensionat" aufgeführt werden. Der Text, nach einem französischen Roman, von Bauernfeld.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 79. — den 23. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter von Cornelius.

Von Hermann Marggraff.

Cornelius ist für viele unserer Landsleute eine mythische Person, ein Heros, den man vom Hörensagen kennt, und der von einem christlichen Nimbus wie von einer heidnischen Götterdämmerung zugleich eingewickelt wird. Dieser christliche Nimbus und diese heidnische Götterdämmerung bezeichnen zugleich seine Doppelrichtung, die eine, die sich der griechischen Mythologie, die andere, die sich dem alt- und neutestamentlichen Mythus zuwendet. Jene Richtung manifestirt sich in der Glyptothek, diese in der neuen Ludwigskirche. Jeder Deutsche, der sich einigermaßen mit Büchern und Bildern beschäftigt, weiß, daß Cornelius ein großer Künstler ist, er weiß es vom Lesen, vom Hören, von der Ansicht einiger lithographischen Umrisse, die einmal dem Morgenblatte beigegeben wurden und eine entfernte Ahnung von der Größe der Cornelius'schen Fresken an die Hand gaben — aber die wenigsten, und höchstens solche, welche München, des Künstlers Werkstatt, selbst besuchten, kennen ihn seinem Umfange, seinem geistigen Inhalt nach, und selbst unter diesen zumeist nur die, welche in näherem Umgange mit ihm den Menschen in ihm neben dem Künstler zu Gesicht bekamen. Die Werke eines Künstlers oder Schriftstellers treten uns um so näher, je weniger uns seine Persönlichkeit selbst in der Vogelperspective blieb. Ein Sollicitant, der um irgend eine Stelle im Ministerium betteln geht und überzeugt ist, daß er eine angenehme Erscheinung abgibt, thut wohl, sich in Person dem Vorgesetzten anheimzustellen; was er vorher als Schriftsteller und denkender Kopf in Bittschriften und ähnlichen unangenehmen Versuchen der Schreibekunst geleistet, erhält jetzt erst durch die Person Leben und Nachdruck. Napoleon's und Friedrich's des Großen Thaten, Leben und Denkweise rücken uns in ihren Abbildern näher. Und Cornelius' geistige Natur ist wesentlich eine solche, deren Umfang sich gesprächsweise am klarsten herausstellt; seine Persönlichkeit ist der beste Interpret seiner Leistungen. Cornelius malt nur Fresken, die sich nicht ablösen und auf die verschiedenen Kunstausstellungen schicken lassen; wie viele Norddeutsche kennen ihn in seinen Werken? — Es möchte einmal an der Zeit sein, den Künstler im Ganzen, Großen seinen Landsleuten näher zu rücken. Ich wage hier nur eine Bleistiftzeichnung.

Wer die im Bau begriffene Ludwigskirche in München besucht und auf der improvisirten Treppe das unterste der ungeheuren thurmhohen Gerüste, womit das Schiff der Kirche ausgefüttert ist, erstiegen hat, erblickt vor sich ein kolossales zur Zeit fast zur Hälfte vollendetes Bild al fresco, und davor auf einem Malergerüst, cigarrenrauchend, den Meister des Bildes, Peter von Cornelius. Nur mittelgroß imponirt er sogleich durch sein scharfgeschnittenes, wohlgebildetes Gesicht, die Festigkeit seiner Züge, die geistreiche Schärfe des Blicks. Es ist etwas Gebietendes in diesem Auge. Fest wie seine Gesichtszüge sind seine Bewegungen, scharf, ohne eckig zu sein. Trotz seiner funfzig Jahre ist er an keiner Stelle seines äußern

und innern Menschen vom Grau des Alters angeflogen; er ist in Allem feurig wie ein Jüngling und sicher wie ein Mann in seinem blühendsten Alter.

Wir Norddeutschen, und vor Allem die Berliner, sind nicht daran gewöhnt, mit einem Menschen auf eine rein menschliche Weise zu verkehren und auf eine rein menschliche Weise von ihm empfangen zu werden; wir richten unser Benehmen nach dem Titel, dem Vermögen, dem Rufe, dem Stande desjenigen ein, den wir besuchen und bei dem wir uns einführen wollen; wir unterscheiden den Maler, der nicht Professor ist, von dem, der zugleich Professor ist, und diesen wiederum von demjenigen, der nicht blos Maler, nicht blos Professor, sondern zugleich Hofmaler ist. Ist der Künstler Inhaber eines Ordens, oder hören wir von ihm, daß er ein großes Haus macht und glänzende Abendgesellschaften gibt, so wird auch diese Accidenz auf unser Benehmen influiren. Ueberall unterscheiden wir das Windspiel, den Mops, den Spitz, mit oder ohne Band, obgleich sie, wie Shakspeare sagt, doch alle Hunde heißen. Zwischen einem Hofrath und einem Geheimerath — welch ein Unterschied, und welche feine Nüancen werden sich daraus für unser Verhalten gegen Beide ergeben! Der Titel Hofrath fordert sogar zu einer Art Cordialität, einem gewissen Humor auf — und wer je Gelegenheit hatte, in einem Kreise solider Hofräthe einen genußreichen Weißbierabend bei Volpi in der Mohrenstraße, oder Sommer in der Rosenthaler zu verleben, wird zugeben müssen, daß diese Herren ein sehr gemüthliches und anspruchsloses Völkchen bilden, und daß sie so gut wie der Nachbar Schneider und Handschuhmacher an allerlei Witzen und Stadtanekdoten den herzlichsten Antheil nehmen und, wie der gebildetste Rante, Glasbrenner's tiefe Zeittendenzen zu würdigen wissen. Man fürchte sich nicht vor der vornehmen Miene, welche diese guten wackern Männer häufig zu Hause oder in ihren Bureaus annehmen — man meint's nicht so, man thut — oder im berlinischen Dialekt — man duht nur so. Das „man so duhn" ist sehr bezeichnend für das berliner Leben. — Unsere conventionelle Höflichkeit unterscheidet sich von der der Franzosen nur dadurch, daß sie steifer, ceremonieller, rückhaltender, abgemessener, vorsichtiger, in gewissen Provinzen slavisch-knechtischer, schüchterner und im Allgemeinen herzloser ist. Wir vergeben unser Herz nur an einzelne Vertraute, wir kargen mit unserm Herzen, so reich, so umfassend es ist; der Franzose verschwendet sein Herz, er hat für Alle ein Herz, aber er gibt sich leichter aus, und im Nothfalle hat er vom Herzen nicht viel mehr übrig.

Der Norddeutsche findet sich mit seinem ceremoniellen Wesen, welches als ein in infinitum fortgesetzter Bückling erscheint, desto schwerer zurecht, je weiter er im deutschen Süden vordringt. Norddeutsche Höflichkeit — ich kenne Beispiele davon — ist dem Münchner ungefähr das, was den Römern die fides Punica war; man ist vor ihr auf der Hut und hält jedes noch so gut gemeinte Compliment für ein Calcul der Schlauheit. Es fällt einem Norddeutschen schwer, mit einem Baier in ein Geschäftsverhältniß zu treten. Die gewecktern Frauen verstehen uns schon besser; wir wissen doch zu reden und in eine scherzhafte Wendung des Gesprächs einzugehen, was nicht jedem Baier gegeben ist.

Diese oder ähnliche Betrachtungen — ich schäme mich nicht, es zu sagen — erschwerten mir einigermaßen den Gang zu Cornelius. Es hat immer etwas Eigenes, Befangenes und Erwartungsvolles, vor einen genialen Mann zu treten, der sogar eine europäische Berühmtheit ist. Man möchte vor ihm wenigstens nicht zu Schanden werden, man möchte ihn sogar ein weniges interessiren — gewiß ein billiger und höchst natürlicher Wunsch. Mir aber drängten sich in Bezug auf Cornelius folgende Fragen auf: Cornelius ist ein Genie, ein Künstler, ein geborner Rheinländer, jetzt ein Münchner — welche Veranlassungen für den Besucher, seine norddeutsche Complaisance und formelle Steifheit von sich zu streifen! Aber Cornelius ist zugleich ein Adliger, Director der münchner Akademie, Ritter des Civilverdienstordens der baierschen Krone, gewohnt, mit gekrönten und fürstlichen Häuptern umzugehen, wie mit Seinesgleichen. Wir nun?

Diese Fragen lösten sich zu Gunsten des Meisters, mir und meinem Bruder Reisegefährten zum Vergnügen. Wir fanden ihn nicht in der Stellung, wie ich ihn oben beschrieben; er hatte vielmehr auf einer Plattform des Gerüstes, welches an mancher Stelle einem Tanzsaale gleicht, unter Skizzen, Umrissen, Farbentöpfen und Reibeplatten seinen Standpunct genommen, um die Wirkung seines jüngsten Gerichts aus weiterer Entfernung zu observiren. Hier, unter den Emblemen seines Künstlerthums, auf der Werkstätte seines Genies, Angesichts seiner erhabensten Productionen, empfängt er die ihm Empfohlenen oder Nichtempfohlenen, welche seine und seiner Werke Bekanntschaft machen wollen, am liebsten. In der Regel kümmert er sich um die Fliegenschwärme der Fremden, welche von Gerüst zu Gerüst stürmen, wenig; eine kurze Verbeugung mit dem edlen Kopfe, während er ruhig weiter malt, ist gewöhnlich das einzige Zeichen seiner den Fremden gespendeten Aufmerksamkeit. Anderes

verhielt es sich mit uns, die wir ihm specieller bekannt und im voraus empfohlen waren.

Ich ahnte die Nähe, die Wirksamkeit eines Genies, so stürzte, noch eh' ich den Meister zu Gesicht bekommen, sein jüngstes Gericht auf mich ein mit allen seinen Schrecken und Lieblichkeiten, den posaunirenden Gerichtsengeln, den psalmodirenden Erzvätern und Propheten, dem wilden Knäuel der Verdammten und den lichten Ordnungen der selig Gesprochenen. Nur einen Augenblick überließen wir uns dem Erstaunen, dann standen wir vor Cornelius. Er empfing uns wie Leute, denen man Gutes zutraut, von denen man erwartet, daß es sich mit ihnen umgehen, daß sie Verständniß für unsere Wirksamkeit haben werden. Da war nichts Formelles, nichts Ceremonielles, nichts vornehm sich Ueberhebendes; nichts, was da sagte: vor Euch, Unbehauste, steht der Ritter, der Director Cornelius; vor euch, ihr jüngern Leute, der funfzigjährige große Cornelius; da sind meine Werke; bewundert die, und wenn ihr euch satt gewundert habt, so sagt mir's und setzt eure Floskeln zurecht, „wunderbar, herrlich, seit Menschengedenken nicht dagewesen, excellent, magnifik“ und ähnliche Redeblumen, womit ich erst neulich in einem berliner Atelier den Meister des Gemäldes „Judith“ von mehreren hochadligen Damen bewirthet sehen mußte. Cornelius empfing uns mit einem treuen und biedern Handschlag. Ich glaube nicht, daß er Kopf und Rücken in Bewegung setzte, ich glaube sogar, daß auch unser Bückling mehr einem Ansatz dazu ähnlich sah, dem Versuche, einen zu machen; man fühlt sich zu sehr Mensch, wenn man Cornelius gegenüber steht. Vor Allem habe ich die Meinung, daß z. B. Bönisch und Herr von Klöber, Maler in Berlin, vornehmer, respectvoller und ihren malerischen Verdiensten gemäßer zu empfangen wissen werden. Doch fehlt mir darüber die Gewißheit. Ich habe noch nicht Anlaß genommen, einem oder dem andern der beiden Herren inmitten ihrer künstlerischen Thätigkeit die Aufwartung zu machen.

Nach einigen Einleitungsworten gönnte uns Cornelius Zeit und Ruhe, sein Freskobild näher zu betrachten und mit der Skizze, die gerade vor uns stand, zu vergleichen. Diese Skizze gab uns deutlicher, als etwa ein Schlachtplan von einer Schlacht, ein architektonischer Umriß von dem Gebäude, ein Schema zu einem Trauerspiel von dem Trauerspiele selbst, eine Idee von der Anordnung, dem Gedankenreichthum, der reichen Gruppirung seines Gemäldes, des epischen Gedichts, welches hier in gewaltigen Farbenrhythmen und großartigen Versen und Thesen auf die Wand gezeichnet werden soll. Wenn man bedenkt, daß die Figuren dieses weltgerichtlichen Dramas weit über Lebensgröße, und die in der Höhe, wie der Weltrichter, wohl drei Leibeshöhen hoch sind, so erschien die Skizze zwar räumlich klein; aber der Gedanke des Bildes greift über diesen Raum hinaus, und indem wir das bereits Ausgeführte mit dem blos Skizzirten verglichen, war es uns möglich, nach der übrigen Skizze uns die Gesammtwirkung des Bildes, wenn es vollendet sein wird, vorzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

Vierzehn Tage im Gebirge. Ein Fragment aus meinem Wanderbuche. Von L. Starklof. Bremen, Kaiser.

Starklof, so viel ich weiß, auch Romanschriftsteller, beschreibt in diesem Buche seine Reise im baierschen Hochgebirge, zum Königssee, ins Salzburgische, nach Golling, in das Tyrol, zum Hirschbühel u. s. w. Die Reise ist munter, lebendig, flott, ein wenig zu behaglich breit und nachlässig geschrieben; die Gegenden, von denen Referent selbst im vergangenen Sommer die größere Anzahl bereiste, sind im Ganzen naturgetreu aufgefaßt und geschildert, und es ist ein Verdienst des Verfassers, daß er die Charakteristik der Bewohner nicht minder als die Charakteristik der Gegenden im Auge behält. Bloße Localitäten darstellen, reicht in einer Reisebeschreibung nicht hin; der Leser ermüdet; es bedarf hier der menschlichen Staffage noch mehr als auf farbigen Landschaftsgemälden; die Wirkung einer in ihrer Abgeschlossenheit und Einsamkeit großen und überwältigenden Localität wird, wenn diese Schilderungen sich häufen, im Worte mehr schreckend und ermüdend, als anziehend und anspannend. Wenigstens gehört ein farbigerer und gesättigterer Pinsel dazu, als der Starklof's. Der Verf. fühlte, daß das Wort, nach einem einfachen Gesetze, und besonders sein eigenes Wort, mehr zur Darstellung der Erscheinungen in der Menschenwelt als der Natur sich eignet, und demgemäß spricht er viel von und über Menschen, aber allzu redselig, und ohne daß er mehr als die Oberfläche derselben aufgefaßt hätte. So liebenswürdig ihn seine fortgesetzt jocose Stimmung als Mensch macht, so sehr schadet sie ihm als Reisebeschreiber. Der Verf. hatte meist schlechtes Wetter, z. B. am Königssee, und dieser böse Umstand läßt ihn gegen die Umgebungen desselben, im Verhältnisse zu andern Partien, offenbar ungerecht sein. Die Beleuchtung ist das geistige Leben einer Localität und verändert ihren Charakter häufig in ihr gerades Gegentheil; es kommt hier eben sowohl, wie auf einem Gemälde, darauf an, daß die Gegend in das rechte Licht gesetzt werde. „Die glücklichen Menschen,“ sagt der Verf. gegen das Ende seines Buches, „blieben alle hier in dem herrlichen Gebirgslande — und ich mußte fort! — Heimweh! Heimweh nach den Bergen! — Es überfiel mich hier mit seiner ganzen Gewalt!“ — Wer, der ein Gebirgsland bereist hat, und so eben das Flachland betreten soll, theilte

diese Empfindung mit dem Verf. nicht? Es ist ein eignes Ding um die Berge. Da ist der Wechsel, die Größe, die Freiheit, das Mährchen und eine anziehende magnetische Kraft, eine eiserne Kraft, die einen langen Faden spinnt, und daran den Reisenden, je weiter er sich entfernt, desto inniger festhält. H. M.

Reiseskizzen aus Tyrol. Von Heinrich Wenzel. Bunzlau, Appun.

Der Verf., welcher zum Theil ziemlich unbekannte und wenig besuchte tyroler Gegenden bereiste, liefert in dieser Schrift weniger eine fortgesetzte Reisebeschreibung, als eine Aufstellung abgesonderter Tableaux, Einzelbilder, welche in beschränktem Rahmen lebendig wirken. Er malt uns nach einander das Zillerthal, das Oetzthal, den Oetzthaler Ferner, Meran, die wormser Jochstraße, Heiligenblut und den Großglockner, Gastein und seine Wasserfälle, Salzburg und seine Umgebungen; er läßt ferner im bunten Wechsel die landschaftlichen Bilder, welche die Donaufahrt bietet, am Leser vorübergehen und stellt eine interessante Betrachtung über die charakteristischen unterscheidenden Merkmale zwischen der Schweiz und Tyrol an, eine Betrachtung, die, was das Landschaftliche betrifft, doch im Ganzen zum Vortheil der Schweiz, was aber das Volk betrifft, zum Vortheile des Tyrolerlandes ausfällt. Wenzel hat offenbar ein größeres Talent für die Schilderung landschaftlicher Hintergründe als Starklof; er stellt plastischer dar, er faßt die Gegenden mehr im Ganzen, Großen auf, und malt auch geschickt ins Detail, er hat Sinn, Gefühl und Ausdruck für die Belenchtung, welche die starre Natur erst recht in Bewegung setzt. Auf einigen gefährlichen halsbrechenden Partien folgt man dem Verf. mit interessantem Schwindel, den er durch seine lebendige Anziehungskraft auch im Leser zu erregen weiß. Wenzel ist mehr ein poetisch-tiefes, Starklof mehr ein weltlich oberflächliches Talent; aber sich auf der Oberfläche und im weltlichen Element geschickt und consequent zu erhalten, erfordert auch Talent. Dort sinnt und reflectirt man, hier genießt man und läßt sich's auf der grünen Weide des Lebens überaus wohl sein. H. M.

Reiseabenteuer und Reisenovellen, von G. P. R. James, Verfasser der Romane: „Die Zigeuner", „Eine unter Tausend" ꝛc. Aus dem Engl. von W. A. Lindau. 3 Thle. Leipzig, Kollmann.

Der Verf. hat seiner Reisebeschreibung eine ganz neue Form gegeben, wodurch sie aus dem Genre der gewöhnlichen Reisejournale vollständig heraustritt. Er gibt ihr eine romanhafte Unterlage, die sich wie ein Faden durch das Ganze hindurchspinnt, um sich in Südfrankreich in den Knoten einer lange verzögerten Heirath zur Gemüthsergetzung der Leser zu concentriren. Er reist wie große Herren incognito, unter dem Namen Young, dessen Lebenslauf nach englischem Brauch von Geburt an als Vorläufer der Reise erzählt wird. Kommt nun Young in eine Stadt oder Landschaft und hört dort eine der Gegend angehörige Erzählung, ein Mährchen, eine Anekdote oder Aehnliches, so wird das Gehörte in die Reisebeschreibung verflochten, und auf diese Weise der Titel „Reisenovellen" mehr als bei den Laube'schen Reisenovellen gerechtfertigt. Man bekommt dadurch einen ganzen Pack Novellen und Novellchen, von denen die meisten gut erzählt, aber auch inhaltlos sind. Eine der spannendsten und rührendsten Geschichten befindet sich gegen den Schluß des Buches unter dem Titel: „Eine Scene aus der Juliusrevolution" — schlimm genug, daß die großen Strömungen und Ueberschwemmungen der Weltgeschichte, die über ganze Reiche und Königshäuser hinweggehen, der stillen Familienbauden an der Seite ihres zerstörenden Pfades nicht Acht haben und auf Kinderleichen, Vernichtung des einzelnen Hausstandes ꝛc. keine Rücksicht nehmen können; denn die Geschichte ist heißhungerig und bedarf der Sättigung; sie reutet das Unkraut aus, und die Gefahr, hier und da ein Blümchen mit zu entwurzeln, kann sie von ihrem Geschäft nicht zurückschrecken. Sind die Constellationen zu etwas Ungeheurem vorhanden — was kümmert ein unglücklicher Arbeiter, eine Kinder- oder Frauenleiche mehr? — Die Rührung, welche James im Leser hervorzurufen und ihn damit gegen die Juliusrevolution zu erbittern nicht undeutlich die Absicht hat, fällt der rollenden Weltgeschichte wahrlich nicht in die Speichen, und wird sie eben so wenig in ihrem zermalmenden Gange aufhalten, wie ein weinendes Kind einen Lastwagen, der so eben einen Bergabhang hinunterrollt. — Das Beste am Buche sind die Reiseskizzen selbst, die Beschreibung französischer Land- und Ortschaften, die Schilderung der Volkssitten, der Pyrenäenreise. Das Anziehendste indeß möchte eine vorzüglich gelungene Parallele sein, die der Verf. Th. II. S. 125—137 zwischen französischer und englischer Gesittung gezogen hat. H. M.

Notizen.

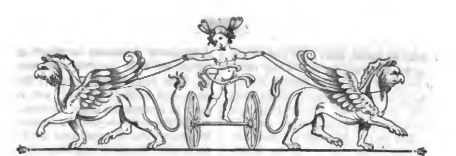
[Keine Persönlichkeiten!]

In einer Versammlung, welche sich in einer englischen Stadt über kirchliche Angelegenheiten berieth, trat auch ein Herr Bussey auf und sprach zu einem der Kirchenältesten: „Sir! es kommt mir wahrhaftig auch nicht entfernt in den Sinn, gegen meinen vortrefflichen Freund, Hrn. N. N., die mindeste Persönlichkeit vorbringen zu wollen; allein es ist meine innigste Ueberzeugung, daß derselbe schon seit Kindesbeinen das Kirchspiel geplündert hat, und der größte, unverschämteste Dieb auf Erden ist. Ich möchte nicht gern persönlich werden, aber das muß ich sagen, er ist ein Schurke, ein nichtswürdiger Schuft, ein Radikaler (hic haeret aqua!). Es wäre am Besten, jeder nähme eine tüchtige Peitsche, und triebe dieses Ungeheuer damit von einem Ende der Welt bis zum andern." — Alle Anwesenden lachten, und der „nicht persönlich" Angegriffene am meisten. Der Tory fiel durch und der Radikale wurde wieder gewählt.

[Eine Schaale ohne Auster.]

Gutzkow's Telegraph in Hamburg machte folgenden Witz: „Von der Gräfin Ida Hahn-Hahn ist erschienen Austergesellschaft, eine Novelle. Hoffentlich wird man den Champagner nicht vermissen." — Sehr schade! Die Novelle heißt: Aus der Gesellschaft.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 80. — den 24. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter von Cornelius.

(Fortsetzung.)

Es ist eine eigene Situation, vor einem Kunstwerke zu stehen, dessen Werkmeister gegenwärtig ist. Es gibt große, berühmte, mit Lob vollgesättigte Künstler, welche doch immer noch eine Lobeserhebung mehr vertragen können und von dem Beschauer erwarten, so daß die Situation für Jemand, der keinen ins Gesicht zu loben und mit allgemeinen überschwänglichen Redensarten umzugehen weiß, ihr gewiß Unangenehmes hat. Und ich war hier so voll, so überrascht, daß ich mich keines Wortes fähig hielt und nur in feierlicher Stille genießen mochte. Sonst bin ich eben kein Recensent, dem Loben leichter fiele als Tadeln; ich habe zu viel Schnickschnack und Quisquilien als etwas Großes preisen hören, um nicht vor mir und der Lobphrase, die mir auf der Zunge liegt, auf der Hut zu sein.

Anders bei Cornelius. Rein menschlicher Gesinnung und natürlicher Urtheilskraft, wie er ist, verstand er die zarte Situation zu würdigen, in welcher wir uns ihm und seinem Werke gegenüber befanden, und überließ uns uns selbst und unserm still verarbeitenden Nachdenken. Mit einer Lobeserhebung gewöhnlichen Styls würde ihm schlecht gedient sein, und als ein überzeugtes Genie würde er durch eine fragende, zweifelnde, irgend ein Motiv in kritischen Betracht ziehende Bemerkung in seiner Sicherheit, daß er das Rechte im Verhältniß zum Ganzen getroffen, nicht gestört werden können.

Nachdem wir des Eindrucks, den das jüngste Gericht auf den Beschauer macht und künftig in seiner Vollendung verdoppelt machen wird, uns versichert hatten, so weit es bei erstem und einmaligem Anschauen möglich ist, begaben wir uns auf die höchste Abtheilung des Gerüstes, mehr unter der mittlern Kuppel, von wo aus der Hinabblick auf den Estrich der Kirche fast Schwindel erregen möchte. Hier malten einige Schüler, darunter der bekannte Hermann, an einer Versammlung der Patriarchen und Propheten, der Apostel, Märtyrer und Propheten, wie sie von Cornelius entworfen sind. Ich breche jedoch hier ab, weil es mein Vorsatz ist, auf dies kolossale Kunstwerk, dies umfassende, in einzelnen Partiren dramatisch-lebendige, christliche Epos, wie es in solcher Größe der Combination noch nicht gemalt und gedichtet worden, späterhin zurückzukommen.

Wir wechselten mit Cornelius zum Abschiede noch einige Worte, welche besonders ein in München zu gründendes Kunstblatt zum Gegenstande hatten. Cornelius faßte den Gedanken mit einer ungemeinen Wärme auf; durch sein natürliches, richtiges Urtheil geleitet, übersah er mit überraschender Schnelle die Vortheile und durchgreifenden Wirkungen eines solchen Institutes; er sah ein, klarer fühlend als die größere Anzahl unserer Künstler und Kunstfreunde, daß es in unserer Zeit, und besonders in dem an Kunstformen und deren Verständniß wenig gewöhnten Deutschland nicht hinreicht, immer nur zu produciren, wie etwa in den schönen Zeiten der griechischen Kunst und später der Medici, sondern daß eine Vermittlung des

Verständnisses gefunden werden müsse, und dies sei eine objective kritische, auf die Grundsätze des Schönen basirte Kunstkritik und die in lithographischen Umrissen bewirkte Veranschaulichung bedeutender Kunstwerke, welche somit auf dem möglichst schnellsten und wenigst kostspieligen Wege dem deutschen Publikum zugänglich und näher gebracht würden. Dies sei eine National- und Ehrensache, ein Bedürfniß. Vieles, was jetzt als etwas massios Großes gepriesen würde, werde auf diesem keltischen Wege in seiner Nüchternheit und Nichtigkeit erkannt werden. Wie die Begründung eines solchen Kunstblattes im Interesse aller Kunstschulen, Künstler und Kunstfreunde Deutschlands liege, so besonders im Interesse der münchner Kunst, die, wesentlich monumental, nicht von ihrer Stelle gerückt werden könne, und bis jetzt wenig, selten sogar in Abbildungen, der deutschen Kunst und Kundschaft vor Augen gebracht worden sei. Das Kunstblatt zum Morgenblatt habe, so lange sich Schorn in München aufgehalten und für artistische Beilagen gesorgt habe, außerordentlich viel Theilnahme gefunden, die es jetzt zum großen Theil eingebüßt hätte. Alles in Allem versprach er seinen Rath, seine Hülfe, ausgebreitete Unterstützung von den münchner Künstlern, von den Mitgliedern der Akademie, und daß er seine neuesten Werke gern zur Disposition stellen wolle*).

Als wir nach einigen Wochen von unserer Reise durch die baierschen und salzburger Alpen zurückgekehrt waren, begann für uns erst das wahrhafte Zusammenleben mit Cornelius. Ich kann unser Verhältniß nicht anders als mit dem Ausdrucke „Zusammenleben“ bezeichnen, wenn Zusammenleben heißt, bei dem älteren erfahrenen Freunde ein Gefühl wahrhafter Sympathie, eine theilnehmende Stimmung in Freud' und Leid, Unterstützung mit Rath und That, nie ablassendes Wohlwollen, warm werdende Steigerung des Gefühls, Offenheit, zwang- und harmlosen Umgang, und ein gewisses nicht näher zu bezeichnendes Etwas vorfinden, welches sich als geistige Brücke zu den Jüngeren hinüberschlägt, und eine fortgesetzte leichte Communication der Ideen und Ansichten bewirkt. Das waren keine steifen, kalten Besuche mehr, die man so über's Knie bricht, um sie abzumachen und den Regeln der conventionellen Höflichkeit zu genügen — es waren Stunden der Erholung, des wechselseitigen Ideentausches — woran bekanntlich in München sonst kein Ueberfluß ist — der erhebenden aber nie beabsichtigten Belehrung, welche wir aus dem unerschöpflichen Unterhaltungsborn unsers verehrten Freundes zu schöpfen hatten.

Cornelius, dessen Abendtafel Jedem, dem er wohlwill, ohne vorhergehende Einladung offen steht, sah es gern, wenn wir ihn an schönen Sonntagsnachmittagen von Hause, oder nach Abschluß seiner Arbeitsstunden, von der Werkstatt seines Genies, der Ludwigskirche, zu einem Spazirgange abholten. Wurde das Gerüst heruntergeschraubt, so daß die Arbeit einen Tag stillstehen mußte, so gab es gewissermaßen einen Schulfeiertag, welcher auf das Beste zu einem Ausfluge aufs Land benutzt wurde. Bei mehreren dieser Ausflüge hatten wir noch einen Begleiter an dem Verfasser des Romans: „Der Psycholog,“ Ehrenbaum, der durch uns mit Cornelius bekannt wurde, und ebenfalls ein Norddeutscher ist. Stieglitz hätte dabei sein können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, sich an den starnberger Seen und später in den baierschen und den tyroler Hochalpen umherzutummeln und nach poetischem Schwarzwild zu jagen, alten dunklen Berg- und Volksmährchen — ein Genuß, um den ich ihn nur dann nicht beneidete, wenn ich mich am münchner Volksleben ergetzte, bei dem biedern patriarchalischen Geschichtsprofessor Zöltl zu Abend frugal speiste, oder mit Cornelius über Land und, gesprächsweise, über das Feld der Kunst ging und herging.

Wir lebten auf diesen Ausflügen in der Regel ganz münchnerisch und ließen uns durch ein paar Kannen baierschen Bieres Gesprächs- und Lebenslust ein wenig anfeuern; denn das münchner Bier gehört, bis auf den bekannten stößigen Bock, nicht zu den stärkeren Bieren, wie etwa das nürnberger oder bamberger; es feuert an, ohne Kopf und Blut zu verdicken und schwer zu machen. Nur einmal kehrten wir abtrünnig dieser Nationalsache

*) Dies von meinem Bruder Rudolf beabsichtigte Kunstjournal wird nun wirklich zu Stande kommen, nicht in dem buchhändlerisch matten München selbst, sondern hier, im regsamen Leipzig, in dem Doppelverlage der Herren Weigel und Engelmann. Die münchner Schule wird zuerst in lithographischen Umrissen repräsentirt werden; aber es ist auch Zweck und Bedingung für die Existenz des Journals, daß die übrigen Kunstschulen Deutschlands nach und nach für dasselbe gewonnen werden, wie denn auch bereits mehrere Künstler Berlins ihre Theilnahme zusicherten. Dies Journal hat in Deutschland keine Nebenbuhler. Das Kunstblatt zum Morgenblatt vertritt, da ihm artistische Beilagen mangeln, auf keine genügende Weise die Interessen der deutschen Kunst, und Kugler's Museum ist, wie es zu erwarten war, in eine Auflösung und Blutstockung gerathen, welche einem wirklichen Tode ähnlich sieht.

den Rücken und schworen zu einer ausländischen Fahne, so viel ich weiß, einem tricoloren Detachement französischen Weins, wobei nur der sehr schätzbare Feind eine Niederlage erlitt, nicht wir, die wir ihn, durch ein Gericht von Krebsen durstig und blutdürstig gemacht, zu vernichten bestens bemüht waren. Dieses Vorpostengefecht fand in Neuberghausen Statt, weil der bereits zweideutige und wassersüchtige Himmel sich zu entladen begonnen hatte, und der Fußweg, welchen wir weiter hinwärts nach Böhring einschlagen wollten, für eine Fußmannschaft, wie wir, unwegsam geworden war. Dazu kam, daß vier Köpfe wohl unter dem weiten Gotteshimmel, aber nicht unter einem einzigen Seidenschirm — mehr Bedeckung hatten wir gegen den unerbittlichen Regenhimmel nicht — nach allen Gesetzen des Raumes Platz haben. — Bei dieser Gelegenheit lernten wir Cornelius kennen, als einen Freund alles Starkmüthigen, Gewaltigen, selbst Uebermenschlichen, als einen Freund des Shakspeare und Dante — weiterhin als einen für das Epische und ursprünglich Menschliche, wie es sich in Homer's Heldengedichten und den Nibelungen offenbart, und für den Titanenkampf einer nach unendlicher Sinnen- und Wissensgenüge ringenden Menschenbrust, wie er in Goethe's Faust vorgezeichnet ist, endlich und ein Begeisterten. Alle diese Dichter hat Cornelius entweder in Skizzen und Fresken bereits commentirt und verherrlicht, oder wenigstens ihre Elemente in sich aufgenommen und auf eine geniale Weise verarbeitet. Die reine Lyrik schlägt nicht in den Umfang des Cornelius'schen Geistes. Er gestand, von Uhland noch nichts gelesen zu haben, noch irgend ein Bedürfniß darnach zu fühlen. Das blos Subjective, und was sich daraus ergibt, das Sentimentale, Blaßwangige, Blaurändige, Weinerliche, Schwammige ist ihm verhaßt und seiner epischen Natur, die indeß die Hauptmomente in einen dramatischen Kern und zu einem tragischen Abschluß zu concentriren weiß, durchaus zuwider. — Allmälig wurden wie wärmer, und es erhob sich ein ziemlich hitziger Dispüt über eine ästhetische Ansicht Ehrenbaum's, gegen welche Cornelius mit Feuer und der klarsten Auseinanderlegung seiner gegentheiligen Ansicht opponirte, so zwar, daß eher der Aeltere wie Achilles, der Jüngere wie Agamemnon dastand, und daß die kluge, kriegerische Minerva hinter Jenem mit der klingenden Aegis zu stehen schien. Der Eifer des jüngern Mannes gefiel Cornelius mehr, als daß er ihm mißfallen und ihn incommodirt hätte. So habe er's gern, sagte er; er liebe die Opposition; man müsse sich reiben; wir würden uns über seinen Zorneifer wundern; aber das sei noch gar nichts; heute sei er noch wie ein Kind so sanft; er könne noch ganz anders dreinfahren und habe davon mehr als einmal die körnigsten Beweise abgelegt. Kurz, Cornelius war in seinem Eifer in hohem Grade liebenswürdig. Wir Brüder, mehr an den Schranken stehend, und nur hier und da mit einer blitzschnellen Meinung — man mußte nämlich den günstigen Moment rasch ergreifen — zwischen die Duellanten springend, hatten dabei den Genuß, eine interessante Ansicht und Belehrung von der Art zu erhalten, wie Cornelius die Idee zu seinen Productionen empfängt, verarbeitet, gestaltet, die Combinationen ordnet, in Verhältniß setzt, dann, vom Feuer des Moments ergriffen, über die erste Anlage hinausgreift, neue Combinationen ersinnt, neue Figuren erfindet, und die überall hervorquellenden Gießbäche der augenblicklichen Begeisterung mit dem schon an sein Bett gewiesenen Hauptstrom sich vereinigen läßt. Ich dachte dabei an Michel Angelo, dem gewiß die Statue, die er so eben aus dem Marmorblocke herausarbeitete, dem Ganzen nach vor Augen schwebte, der aber zugleich, wie von einem wilden Dämon getrieben, auf den Block unter immerwährenden donnernden Exclamationen losschlug, mehr als geschähe es aus Wuth denn mit künstlerischem Bewußtsein. Es ist bei einem genialen Künstler gewissermaßen das technische zugleich mit dem Fingerzeig der Inspiration verbundene Bewußtsein, welches ihm, selbst im begeistertsten und losgelassensten Moment, wo er wild im Stoffe wühlt, vernehmlich sagt: bis hieher! — Ich glaube, die Debatte drehte sich um die Aeußerung Ehrenbaum's, daß dem Künstler und Dichter sein Kunstwerk bis aufs geringste Detail in allen Theilen schon vor der Ausführung in der Art sich darstellen müsse, daß während der Ausführung keine Abweichung mehr gedacht werden könne; es müsse eigentlich schon vorher geworden sein, ehe es werde. Ein Genie, wie Cornelius, konnte sich diese schablonenartige Ansicht dem norddeutschen besonnenen Calcül gegenüber nicht gefallen lassen. Der Gedanke zu einem Kunstwerke ist das Chaos; der Geist schwebt über den Wassern; die Elemente scheiden sich aus; die Phantasie ist in jedem Augenblicke thätig, weiter zu greifen und neue Mischungen zu ersinnen; aber das künstlerische Bewußtsein zügelt und ist eigentlich eins mit der Phantasie, die bei einem wahren Künstler, wie etwa bei den Indern, nicht ins Maßlose hinausschweifen kann, die künstlerische Phantasie ist die eigentlich bildende Kraft, mit einem Worte: das Kunstwerk muß erst werden durch das Werden. So ungefähr drückte sich Cornelius über

diesen Gegenstand aus; so wenigstens war der Sinn seiner Worte, wenn auch nicht seine Worte selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

Reise durch Nord-Amerika bis zur Mündung des großen Fischflusses und an den Küsten des Polarmeeres, in den Jahren 1833, 1834 und 1835. Von Capitain Georg Back. Aus dem Englischen von Dr. Karl Andrée. Leipzig, Weber.

Diese beschwerliche Reise, unternommen, um den verloren geglaubten Capitain John Roß und dessen Gefährten, wo möglich, aufzusuchen, schließt sich auch in wissenschaftlicher Hinsicht der Reisebeschreibung des genannten Entdeckers eng an. Capitain Back wählte den Weg durch Canada an die Küsten des Eismeeres, um die noch unbekannten Gegenden, die jenseits des oberen See's und der mit diesem zusammenhängenden Gewässer liegen, zu durchforschen. Unter unsäglichen Entbehrungen und Mühen gelingt es den Reisenden, im zweiten Jahre das Polarmeer zu erreichen. Da ihnen schon im Anfang der Expedition die glückliche Rückkehr von John Roß gemeldet wurde, ward der ursprüngliche Zweck der Reise aufgegeben und die vergönnte Zeit allein der Entdeckung gewidmet, vorzugsweise aber der Bestimmung des Laufes und der Mündung des großen Fischflusses, von den Eingeborenen Thlew-ee-choh-dezeth genannt. Von großem Interesse sind die Schilderungen einer Natur, die im Moment der Erschaffung erstarrt zu sein scheint. Wilde romantische Landschaften wechseln mit Gefilden, die reizend genannt werden können, bringt man die hohen Breiten, in denen sie liegen, mit in Anschlag. Nur der Mensch ist verkümmert in jenen Regionen, wo die Natur noch immer gigantische Formen hervorzubringen vermag. Nächst den geographischwichtigen Bestimmungen sind die naturhistorischen Bemerkungen von Wichtigkeit, und selbst die an sich spärlichen Mittheilungen über die an jenen Seen und Flüssen wohnenden Indianer und Eskimos erregen unsere Aufmerksamkeit und erwecken Theilnahme. Was sich in so kurzer Zeit von Reisenden, deren erstes und fast einziges Augenmerk unter einem eisigen Himmel nur auf die nöthigen Lebensbedürfnisse gerichtet sein muß, beobachten läßt, ist von Back und seinen Gefährten geschehen. Manche interessante Notiz über die religiöse Entwickelung jener armen Völkerstämme flicht sich in die Erzählung, Anekdoten scherzhaften Inhalts und Mährchen, die nicht ganz eines poetischen Hauches entbehren, werden mitgetheilt. — Angehängt sind dem eigentlich erzählenden Theil der Reisebeschreibung eine sehr schätzenswerthe Abhandlung über das Nordlicht, meteorologische Tabellen, zoologische Bemerkungen und anderes für Naturforscher Interessantes. Die Uebersetzung ist lobenswerth und die Ausstattung glänzend. Die beigegebenen Abbildungen zweier Eskimos vom großen Fischflusse werden jedem Leser angenehm sein. W.

Notizen.

[E. v. d. Halde, angeblicher Student und Schriftsteller.]

Die Mitternachtzeitung theilt jetzt von Zeit zu Zeit berliner Correspondenzen mit, deren Verf. ein so eben entlaufener Student aus Berlin sein soll. Namen, nenne dich nicht — der Herr Studiosus hat diesen Spruch im Auge und hat sich daher den falschen Namen E. von der Halde beigelegt, vielleicht, weil eine Halde mit „grün" etwas Verwandtes hat. (Man denke hierbei ja nicht an Anastasius Grün, der auch ein Pseudonym ist.) Dieser studiöse Correspondent bemüht sich, eine gewisse Anzahl von berliner Schriftstellern möglichst oft, und zwar angeblich aus persönlicher Rachsucht, verläumderisch anzugreifen, und macht es durch seine Pseudonymität und jüngst erfolgten Durchbruch aus Berlin unmöglich, ihn vor die hier allerdings übel angebrachte Pistole oder das Universitätsgericht zu ziehen. Die Angelegenheit ist an sich unbedeutend und eigentlich der Rede nicht werth; aber sie beweist doch, bis zu welcher Stufe der Degradation selbst ehemals angesehene Journale in Deutschland zu sinken vermögen, wenn sie sich nicht entblöden, Studenten, welche die Collegien schwänzen und die Meß', als muthmaßlich gratis schreibende Berichterstatter anzunehmen, und sie in ihrer wirren, wüsten und zerfaserten Lebensrichtung zu erhalten und zu fördern — nach Leibesnöthen. 12.

[Republikanische Freiheit auf den ionischen Inseln.]

Die Verfassung der sogenannten Republik der ionischen Inseln bestimmt freilich einen aus sechs Mitgliedern bestehenden Senat und eine „gesetzgebende Versammlung;" aber die Wahl zu den Stellen im Senat und deren Dauer hängt vom Protector ab und die gesetzgebende Versammlung ist eine, die zu den Gesetzvorschlägen des Lordobercommissair in allen Fällen ja sagen muß. Jede Insel hat zwar einen aus den Eingebornen gewählten Regenten, aber zugleich einen britischen Residenten, dessen Drahtpuppe jener ist. Die Presse ist englisches Monopol; die öffentliche Meinung könnte, wenn sie eben könnte, nur durch die Druckerei des Lordobercommissair laut werden. Vier englische Regimenter überwachen diese nationalen freien Zustände und republikanischen Institutionen.

Die Briten haben auch in der Art, wie sie ihre Colonieen und Schutzunterthanen behandeln, Aehnlichkeit mit den Römern. Ebenso in Betreff der militärischen Disciplin. Uebertreter der Kriegsgesetze wurden bei den Römern zu Tode gepeitscht; den Reformern ist es noch nicht gelungen, die Aufhebung der Peitschenstrafe auf Tod und Leben im englischen Heere zu bewirken. Das Marsch-Exercitium bei den Engländern ist auch merkwürdig. Ein Corporal mißt den Recruten mit einem kolossalen hölzernen Zirkel die Gleichmäßigkeit des Schrittes ab, und die Differenz um nur einen Zoll zieht eine nachdrückliche Erinnerung der gewichtigen Corporalfaust nach sich. 12.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 81. — den 26. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter von Cornelius.

(Fortsetzung.)

Einer unserer späteren Ausflüge brachte uns nach Böhring, einem am hohen Isarufer gelegenen Vergnügungsorte, von wo aus der pfeilschnelle Fluß mit der jenseit liegenden Waldpartie im glänzenden Licht der Abendsonne einen trefflichen Anblick bot. Nach Süden und Südost zu streckte sich das Hochgebirge in dunkelblauer Abzeichnung in der Richtung gen Salzburg hin. Das Licht der münchner Sonne feierte heute ein glänzendes Fest; die Ostsee-Niederung hat von dieser Lichtverklärung keine Ahnung. Schon früher hatte uns Genelli auf die prächtigen Wolkenbildungen aufmerksam gemacht, welche sich über der Hochebene Münchens gestalten und, besonders im Spätherbst, den Wolkenbildungen Italiens ähneln sollen. Auch heute führte uns der Schimmer, welcher sich rings über Fluß, Gebirg und Waldgrün ergoß, auf die Schönheiten des hesperischen Landes. Es war wohl eine Lust, Cornelius zuzuhören. Auch die Fähigkeit, mit Worten zu malen, besitzt Cornelius im hohen Grade. Er sprach sich besonders über die Gegensätze zwischen den Gebirgsgegenden Italiens und Deutschlands aus, ein Capitel, worüber sich späterhin Genelli in ganz ähnlicher Weise ausließ. Deutschland stellt auch in seinen Gebirgsformen den massenhaften, derben, mährchenhaft düsteren, gothisch ausgezackten und romantisch phantastischen Charakter seiner Einwohner und deren Hervorbringungen dar; die Gebirgsgegenden Italiens haben sanfte Schwingung und klaren classischen Styl. In Deutschland ist es Salzburg allein, das an sich selbst und durch seine Umgebungen mit den Städten und Gebirgsgegenden Italiens wetteifern darf.

Einen ähnlichen genußreichen und mit reiner Luft und Sonnenduft gesegneten Nachmittag brachten wir späterhin in Hessellohe zu, dem ältesten und uralten Vergnügungsorte der Münchner, wohin von München aus ungefähr zwei Stunden Weges sind. Wir hatten die Partie Tags vorher, an welchem wir unerwartet Cornelius in Unterfendling ohne gesellschaftlichen Anhang sitzend trafen, verabredet. Das Ufer der Isar erhebt sich bei Hessellohe bis zu einer bedeutenden und steil abfallenden Höhe. Weithin schlängelt sich und spiegelt der Fluß und rauscht zwischen den hohen, dicht mit Wald bewachsenen Gestaden. Diese Puncte, deren die münchner Umgegend am Ufer der Isar (z. B. bei Böhring, auf der Menterschwaige) viele hat, widerlegen die Vorwürfe, womit man diese Hochebene der Oede und Einförmigkeit beschuldigt; sie ersetzen reichlich das Unisono von Grassteppe, welches sich von Nymphenburg und München aus nordwärts und südostwärts auf beiden Seiten der salzburger Chaussee schläfrig ausdehnt. Cornelius führte uns durch den Wald zu einer hervortretenden Anhöhe, von wo aus die Alpen sich in ihrem prächtigen Zuge so klar und bis auf die einzelnsten Umrisse verfolgbar darstellten, als müsse man sie in wenigen Stunden erreichen können. Cornelius gestand, daß er selten, vielleicht nie, das Gebirge in gleich vortheilhafter Beleuchtung gesehen habe, und wünschte uns

zu dieser Gunst des Himmels, der heute unser Schicksal und uns eine frohe Stunde machte, herzlich Glück.

Obgleich seine Familie — seine Frau, eine geborne Römerin, und seine Tochter erster Ehe — des Meisters warteten, und der Wagen, der ihn herausbefördert, bereits angespannt war, zog er es doch vor, mit uns eine Fuß- und Gesprächswanderung nach München zurückzumachen. Denn Meister Cornelius ist ein wackerer Fußgänger, und sein kräftiger Körper hält es wohl noch mit dem Jüngsten aus. Funfzig Jahre sind kein Alter für einen Geist wie Cornelius; sein Genie hält ihn jung, und es wäre, nach seiner Constitution zu urtheilen, wenigstens nicht unmöglich, daß er so lange, oder doch nahe daran, leben und in seiner Kunst thätig sein dürfte, wie der beglückte Titian. — Mit heiteren Gesprächen und Scherzreden wanderten wir aus; allmälig nahm die Unterhaltung eine ernstere Wendung; wir kamen auf Goethe, des Künstlers Liebling, und dessen Gegner zu sprechen, den Wolfgang Menzel, welchen zu beobachten Cornelius in Rom Gelegenheit hatte. Als Menzel seinen Römerzug machte, um nicht den Papst, aber wohl das „geschmacklose" Gebäude der Peterskirche, den „schreienden alten Mann" Laokoon, die mediceische Venus und den belvederischen Apoll zu Gunsten einer andern Venus- und Apollostatue zu bekämpfen, befand sich Meister Cornelius gerade in Rom und konnte wohl auch seinerseits die Bemerkung machen, daß Menzel ein wenig anmaßender aufträte, als sich für ihn schicken mochte. Menzel äußerte damals auch, daß man das Interesse für sich immer frisch erhalten und gegen das sich wenden müsse, was zu bekämpfen im Augenblicke gerade das meiste Ansehen brächte und Aufsehen erregte.

Je kürzer die Tage und je kühler die Abende wurden, desto mehr sahen wir uns und unsere Spaziergänge auf die nächsten Umgebungen und die Etablissements innerhalb der Stadt beschränkt. Wir besuchten z. B. den Glasgarten, wo man ein säuerlich weinartiges Weißbier schenkt, und die Schießstätte, den Sammelplatz mehrerer jüngerer Künstler, mit denen freilich keine Annäherung Statt fand. Hier gab's auch lustige Musik, und besonders gern hörte man ein wirkungsreich componirtes Künstlerlied aufspielen, welches stets applaudirt und mehr als einmal da Capo verlangt, auch wohl von den Künstlern mit den Textesworten begleitet wurde. — Sonst sahen wir noch Cornelius häufig zu Abend in seiner Wohnung, wo wir Gelegenheit hatten, interessante Männer der Kunst kennen zu lernen. So Hermann Stielke aus Düsseldorf, früher Cornelius' Schüler, den beredten, kenntnißreichen, scharf kritischen Olivier, jetzt Secretair der Akademie, Bertram, ehemals Miteigenthümer an der bekannten Boisseréeschen Sammlung altdeutscher Gemälde, welche jetzt der münchner Centralgalerie einverleibt ist. Bertram ist ein echter, ungenirter Rheinländer, voll Munterkeit und Humor, ein origineller Anekdotenerzähler, in Scherzreden unerschöpflich. Was er uns beim Nachhausegehen von Goethe, dem alten reinlichen Herrn, und dessen Aufenthalt in Heidelberg Wissenswürdiges und Charakteristisches berichtete, ist bereits an einem andern Orte mitgetheilt worden. Cornelius war auch im häuslichen Kreise liebenswürdig wie immer. Feuriger italienischer Wein oder ein vortrefflich bereiteter Punsch bildeten die Wärmeleiter der Unterhaltung.

Ehe ich noch einige für Cornelius charakteristische Aeußerungen aus seinen Gesprächen mit uns anführe, gestatte ich mir, folgendes von seiner liebevollen und rein menschlichen Theilnahme für uns norddeutsche Wandervögel zeugendes Beispiel mitzutheilen. Wir beabsichtigten, in München ein kunstkritisches Journal zugleich in Verbindung mit einem literarischen Blatte herauszugeben. Der Prospect wurde von Cornelius gelesen, die Einholung der Erlaubniß allseitig betrieben, mit einem münchner Buchhändler eine Unterhandlung angeknüpft. Obgleich letztere zu einem glücklichen Fortgange sich anzulassen schien, zeigte es sich später doch, daß die Regierung, welche uns die Herausgabe des Journals unter dem Titel „Walhalla" gestattete, minder bedenklich war, als der von mehrern Zwischenträgern eingeschüchterte Buchhändler. Ich selbst fühlte, daß ein literarisch-kritisches Journal in München noch nicht an der Zeit sei, und gab die Redaction desselben und somit die Einbürgerung in dem mir lieb gewordenen München auf. Aber an einem traurigen, sonst sonnenhellen Tage zerschlug sich auch die Angelegenheit des Kunstjournals. Cornelius hörte nicht sobald von diesem schmerzlichen Resultate, dem wir eine lange Zeit und die beabsichtigte Reise nach Wien geopfert hatten, als er auch schon sich selbst gegen neun Uhr Abends nach unserer ziemlich entfernten Wohnung auf den Weg machte, um uns zu trösten, aufzumuntern und mit uns die fernern Maßregeln zu besprechen. Welche erquickende Theilnahme von einem Manne wie Cornelius! In Norddeutschland würde man die Wellen einer wenn auch nur angenommenen Gleichgültigkeit über eine so verfehlte Unternehmung haben schlagen lassen, um sich nicht fernerhin zu compromittiren und zu incommodiren.

Ueber Cornelius' religiöse und politische Ansichten ausführlicher sprechen, hieße jenen indiscreten Weg ein-

schlagen, der jetzt so breit und von so Vielen betreten ist, daß wir Schriftsteller, Angesichts der Bessern, insgesammt darunter zu leiden haben. Es gibt heilige Stätten in der Persönlichkeit eines Menschen, die man nicht enthüllen, deren Vorhang man nicht vor aller Welt lüften sollte. Die Gastfreundschaft, womit ein großer Mensch Einzelne in diese Heiligthümer einführt, darf nicht gemißbraucht werden. Man soll nicht das Garderobezimmer, wo die bunten Kleider unserer politischen Ansichten und die Meßgewänder unserer religiösen aufbewahrt sind, Stück für Stück ausbeuten und in der Krämerbude seines Buches aller Welt zur Schau stellen; es gibt manches Stück darunter, welches wir nur vor uns und wenigen Erwählten anlegen, worin wir um aller Welt willen nicht vor der geschwätzigen Menge erscheinen möchten. Nur so viel von Cornelius: er ist von Herzen ein Katholik, aber als solcher einer der aufgeklärtesten; er gehört nicht zur strikten Observanz, zu den Katholiken quand même; aber sein religiöser und Kunstcultus fallen bei ihm zusammen; er kann unmöglich treulos sein gegen eine Religion, welche an seiner bildenden Phantasie, seiner Kunstbegeisterung die unveräußerlichsten Mutterrechte erworben hat; er kann sich dem Protestantismus nicht zuwenden, innerhalb dessen jedes Individuum sich seine eigene innere Kirche macht, eine Kirche, die eben aussieht, wie unser Inneres, meist kahl, nackt, bildlos, oder monströs mystisch, mit verzerrten und geschmacklosen Gebilden unserer eigenen Phantasie ausgeschmückt. Er kann nicht protestiren gegen seine Kirche, er müßte denn zugleich gegen die innere Wahrheit seiner eigenen Kunstgebilde Protest einlegen. — Daß er aber ein freisinniger, dem geistigen Fortschritte des Menschen entschieden das Wort redender Mann ist, daran zu zweifeln, hieße ihm Unrecht thun. „Das macht die Mönchserziehung!" rief er aus, als er von den betrübenden Mordthaten vernahm, welche die wüthende Menge in den von der Cholera heimgesuchten Städten Siciliens begangen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Schwerin.

[Anmuthige Umgebungen der Stadt. Schloß und Schloßgarten. Alter Garten. Bauliches. Gefährliches Pflaster.]

Durchblättere ich so manchmal die gewaltige Masse der erscheinenden Journale, so find' ich wohl gar oft in ihnen große, wenigstens lange Berichte aus kleinen Orten, selten aber, oder fast nie, aus Schwerin. Das betrübt denn mein patriotisches Herz immer gar gewaltig, und ich denke dann so bei mir selbst: Sollte Schwerin, diese kleine Residenzstadt eines kleinen Großherzogthums, einen Vergleich mit solchen Städten zu befürchten haben? Sollte sich nicht auch Merkwürdiges in ihrem Schooße befinden? Warum bleibt sie denn immer in ein so mystisches Dunkel gehüllt, und gibt so wenig Zeichen des Lebens von sich? Jede dieser Betrachtungen kostet mir immer ein Paar trübe Stunden, und regt auch wohl bisweilen den Wunsch in mir auf, selbst einmal eine Correspondenz aus Schwerin zu schreiben, aber schüchtern ob des ungeheuren Wagnisses versteckte sich immer wieder dieser Gedanke. Heute jedoch — ich weiß nicht mehr in welchem Journal — las ich einen ganz langen Bericht aus den Fürstlich Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein-Ebersdorfischen Landen, und dieser Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein-Ebersdorfische Artikel begeisterte mich so gewaltig, daß es fest bei mir beschlossen stand, ein Correspondent der Stadt Schwerin zu werden. Rasch nun, damit dies edle Feuer nicht verloderte, eilte ich nach Hause, legte den größten feinsten Briefbogen zurecht, nahm, damit doch etwas Scharfes an der Correspondenz mitarbeite, meine schärfste Stahlfeder, und schrieb mit kecker Hand die Ueberschrift: „Correspondenz aus Schwerin." Soweit war nun auch Alles gar leicht und schnell gegangen, jetzt aber stockte es ganz gewaltig; wie sollte ich den großen, interessanten Stoff, den Schwerin mir darbot, beherrschen? wie ihn ordnen? womit sollte ich beginnen? womit enden? und fast hatten diese Schwierigkeiten mich von meinem Wagniß wieder abgeschreckt: aber, was man anfangt, muß man auch vollenden, dacht' ich, und schrieb weiter, und so möge es mir verziehen werden, wenn ich mich an keine bestimmte Ordnung kehre, und Alles ohne zierliche Uebergänge bunt durcheinander werfe.

Erhielt' ich in Schwerin einen Besuch von einem Fremden, so würde ich gewiß, und jeder Schweriner, wenn anders er seinen Vortheil nur recht verstände, würde es eben so machen, meinen Gast, um ihm eine günstige Meinung von unserer Stadt abzugewinnen, so schnell wie möglich aus der Stadt selbst weg und in die Umgegend führen, würde da mit ihm den Scheifwerder mit seinen düstern Eichen- und Buchenhainen besuchen, würde das freundliche, an den Ufern des großen See's so traulich erbaute Zippendorf und andere ähnliche Punkte nicht vergessen, und ich wäre sicher, mein Gast würde, wenn er nur ein Quentchen Gefühl für Naturschönheiten besäße, nicht anstehen, zu erklären, daß Schwerin, umgürtet von seinen Seen, sich hinsichtlich der Lage wohl mit den meisten Städten Norddeutschlands messen könne. — Müßten wir nun in die Stadt zurückkehren, so würde ich es, wo möglich, einzurichten suchen, daß wir zuerst den Schloßgarten beträten, jenen Schloßgarten, angelegt nach den Regeln Le Notre's, mit hohen geraden Alleen, stehenden Canälen und weiß angestrichenen Statuen, griechischen Götter-Fratzen, der dem Schweriner ist, was der Thiergarten dem Berliner, der Prater dem Wiener und der große Garten dem Dresdner. Dann wird das Schloß besehen. Ich muß bekennen, das alte Schloß ist mir bei weitem das liebste Gebäude in Schwerin. Betrachtet man dessen Theile einzeln und genau, so wird man sie alle für plump, geschmacklos und den architektonischen Regeln widerstrebend finden, und doch macht es, wie es so einsam, von hohen Bäumen

umlaubt, auf seiner Insel steht, mit seinen Zinnen und Thürmchen und dem Gemisch von gothischer, morgenländischer und moderner Bauart, einen so eigenen, fast wehmüthigen Eindruck. Ich glaube, ich könnte stundenlang vor diesem grauen, in sich zerrissenen, Gebäude stehen, und würde immer Stoff zu neuen Betrachtungen finden. Wär' ich ein Poet, was leider nicht ist, und hätte die Verwegenheit, in Schwerin dichten zu wollen, so ging' ich gewiß an einem schönen ruhigen Sommerabende, oder auch, wenn der Sturm die Wolken am düsteren Horizonte peitschte, auf den Wall des Schlosses, da wo der See seine Wasserfläche vor meinem Auge hinbreitet. Würd' ich dann nicht begeistert, so wäre wohl kein Fünkchen von Poesie in mir! — Vom Schloß hätten wir nicht allzuweit bis zum Alten Garten, dem Stolz der Schweriner. Es ist auch wahr, der Alte Garten ist unbedingt der schönste Platz in Schwerin. Dazu gehört freilich nicht gerade besonders viel, aber der Garten kann vielleicht mit der Zeit noch ein recht schöner Platz werden, nur fehlt gegenwärtig noch ziemlich viel dazu. Hier auf dem Alten Garten würde ich nun meinem Gaste zuerst das vor einigen Jahren neu erbaute Schauspielhaus zeigen, welches ein ganz stattliches Gebäude ist, obgleich zwar Lästerzungen hier behaupten wollen, es habe von Außen große Aehnlichkeit mit einer im vergrößerten Maßstabe erbauten Scheuer. Sie haben aber wohl Unrecht. — Und das Innere des Hauses ist über jeden Tadel erhaben; ich wenigstens habe noch wenige Theater gefunden, welche einen so heiteren fröhlichen Eindruck gewähren, als das schweriner, wenn die dreifache Reihe der weiß und goldnen Logen gut besetzt ist. — Nun einen raschen Sprung zum Regierungsgebäude, welches, im edelsten Styl nach Schinkel's Idee erbaut, auch der größten Stadt zur Zierde gereichen würde. Hier auf dem Alten Garten werden übrigens auch in Schwerin die meisten Götter verehrt: im Schauspielhaus die Thalia und Terpsichore, im Regierungsgebäude der Jupiter, dessen Statue es auch schmückt, und noch ein Halbdutzend andere. Jetzt würde ich aber dringend bitten, auf dem weiteren Wege durch die Stadt, wo möglich, die Augen zu schließen, oder, wenn dies auch nicht gut anginge, doch wenigstens das Umherblicken und Mustern so viel wie möglich zu lassen, denn was man ferner noch in Schwerin sieht, erweckt nicht die günstigste Meinung von dieser Stadt. Es ist aber auch wiederum nicht zu leugnen, daß in neuerer Zeit sehr viel für die Verschönerung gethan ist, so daß, wer sie binnen 10 Jahren nicht gesehen hat, sie an einigen Stellen kaum wieder erkennen würde. Wo früher wüste Plätze und nur noch im Geripp zusammenhängende Baraken dem Wanderer entgegenstarrten, da lächeln jetzt anmuthig neue und meist auch geschmackvoll erbaute Häuser, ja das alte Rathhaus, früher seiner Schrecklichkeit wegen ausgezeichnet, hat auch seit einigen Jahren ein neues Gewand angethan. Die meisten Hauptstraßen ziert schon ein anständiges, wenn auch nicht gerade vorzügliches Pflaster, in einigen Nebenstraßen hingegen ist es noch so beschaffen, daß einem etwas vorsichtigen Menschen dringend zu rathen ist, sein Testament zu machen, bevor er sich in dieselben wagt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Louis Huth.]

Der als Liedercomponist in Berlin mit Curschmann concurrirende Componist Louis Huth, ein Mecklenburger, ist in diesen Tagen hier angekommen, und zwar nicht leer, da er eine Oper, „Genoveva," mitgebracht hat, um sie hier, wo möglich, zur Aufführung zu bringen. Schreiber dieser Zeilen kennt nur die Ouverture nach dem Clavierauszuge und muß gestehen, daß ihm das Romanzenthema darin sehr anmuthig und das Allegro zwar in strengerm Style gehalten, aber doch im Ganzen frei und ungezwungen erscheint. Die Oper hat bereits in Neu-Strelitz eine Aufführung erlebt und, nach Ausweis mehrerer unabhängiger Journale, die günstigste Aufnahme gefunden. Bei dem Mangel an neuen deutschen Opern ist die Genoveva des Herrn Huth wohl zu beachten. — Wir bemerken noch, daß sein Lied „der Reiter und sein Liebchen" (der Verfasser des Liedes theilt jetzt leider, wie es heißt, das unglückliche Loos von Lenz, Hölderlin und andern deutschen Dichtern) auf der Königsstädtischen Bühne mit entschiedenem Beifall aufgenommen worden ist. Möge das gastfreie Leipzig dem bescheidenen Componisten freundlich entgegenkommen! 12.

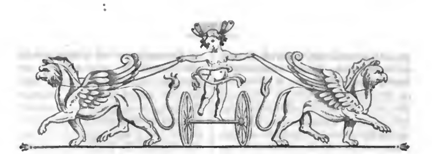
[Johanna Schopenhauer.]

Am 17. April entschlief die Hofräthin Schopenhauer in Jena, 73 Jahre alt, sanft vom Schlage gerührt. Wenige Tage vor ihrem Tode hatte sie noch mit einer leipziger Buchhandlung wegen ihrer Memoiren, mit denen sie in der letzten Zeit beschäftigt gewesen, abgeschlossen. Sie waren auf drei Bände berechnet. Nun findet sich nur der erste Theil im Manuscript vor; er erzählt ihre Kindheit und erste Jugend bis zu ihrer Flucht aus Danzig. Die wichtigsten Erlebnisse hatte sie offenbar in Weimar, wo sich seit ihrer Bekanntschaft mit Fernow ein Kreis der glänzendsten Geister um sie versammelte, die sich gern in ihrer wohlthuenden Nähe erschlossen.

[Deutsche Monumentomanie.]

Die Sucht der deutschen Nation, ihre merkwürdigen Menschen erst nach dem Tode zu ehren, erinnert an ein altes Lustspiel von Stephan Schütze: „Der Dichter und sein Vaterland," das im Jahre 1806 in Leipzig bei Steinacker erschien. Es ist ein Vorschlag zu einer Todtenfeier für alle Dichter, die gestorben sind und noch sterben werden. Myrtengrün, der Poet, will im Stücke Hungers sterben. Allein der Hunger giebt ihm einen witzigen Einfall. Er fingirt seinen Tod. Da trauert das Vaterland, und Enthusiasten erheben sich, ihm ein Denkmal zu errichten. Man subscribirt, und eine ansehnliche Summe kommt zusammen. Nun tritt Hr. Myrtengrün wieder vor und dankt im Namen seiner Leiche, bei lebendigem Leibe, für die schätzbare Summe. Das Vaterland kann nicht zurücktreten, Myrtengrün ist ein reicher Mann.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 82. — den 27. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter von Cornelius.

(Fortsetzung.)

Ob Cornelius Absolutist, Republikaner oder ein constitutionelles Mittelding ist, weiß ich eigentlich nicht zu sagen, bleibt sich auch bei einem Künstler wie Cornelius ziemlich gleich. Jedenfalls wird ihm der Staat der liebste sein, welcher am meisten das begünstigt, was ihm am meisten am Herzen liegt, die Interessen der Kunst. Mithin ist es jetzt Baiern. Am liebsten, sagte er, lebte er in Rom, und nach Rom in München. Er möchte München mit keiner andern Stadt Deutschlands vertauschen. Aber in welchem Staate auch Cornelius lebte, so würde er unter keiner Bedingung gegen dessen Gebrechen blind sein. Bureaukratie, Beamtenstolz, Hof-Hoffarth und Ceremonienwesen, einseitiges Vorwalten militairischer Institutionen, speculirender Kaufmannssinn, Einschränkung der Volksthümlichkeit und der Volkslust müssen Cornelius verhaßt sein und sind es. Der Künstler gilt ihm, der Dichter — der Mensch. Was man so „zu Hofe gehen" nennt, thut er wohl selten, und ist darum von seinem Könige nicht weniger geschätzt. Sonst könnte er auch wohl, wenn er es wünschte, den Kammerherrenschlüssel tragen. Nie sah ich ihn mit dem Abzeichen seines Ordens, nie auch nur im Leibrock, der bei ihm als ein steifes unkleidsames Kleid gewiß nicht in Gunst steht. Man erscheint bei ihm am besten im Oberrock, und Stieglitz durfte, trotz seines majestätischen Bartes, der weit über den nackten Hals herabfließt, bei Cornelius zu Tafel sitzen. Meister Cornelius lachte laut auf, als ich von einigen Abendgesellschaften in Berlin erzählte, wobei man verbunden ist, den Hut zwischen den Knieen zu halten, so lange man sitzt, oder gar einen Armhut zu tragen, wie es jetzt hier und da in Berlin geschieht. Einmal war er genöthigt, seine Staatsuniform anzulegen, was ihm gewiß einige Ueberwindung gekostet hat. Es war zu der Zeit, als der kunstsinnige Kronprinz von Preußen in München verweilte und Cornelius den Auftrag hatte, in den Kunstsälen der Cicerone Sr. königlichen Hoheit zu sein. Der Kronprinz, welcher Cornelius von Rom her kennt und sein Genie und seinen Charakter zu schätzen weiß, war höchlich erstaunt, Cornelius so blank und steif uniformirt zu sehen. Er lachte einmal über das andere und äußerte scherzend, daß er kaum seinen Augen traue; er habe nie geglaubt, daß sich Cornelius und eine Uniform mit einander vertragen könnten. — Cornelius liebt keine Uniformen, nur Kunstformen.

Gewiß ist, daß Cornelius auch nicht im entferntesten revolutionnairer Gesinnung ist, aber eben so gewiß, daß er an unserer Gegenwart keine Freude, kein Wohlgefallen hat. Er hält sie, wie andere wackere Männer auch, für nüchtern, abgeblaßt, philiströs, des Heroismus, der wahren Begeisterung, der Verleugnung des Egoismus, der Lust zur großen raschen That für unfähig. Er findet sie abschmeckend, säuerlich, und sprach es einmal geradezu aus, daß ein Volkskrieg, der die schlaffen Menschen aufrüttele und Aufopferungen hervorriefe, jetzt gar

nicht so sehr von Uebel wäre. Dieser Ausspruch ist durch Cornelius' epische Natur bedingt. Um sich darüber einem sogenannten „Weltschmerze" hinzugeben, ist Cornelius, ein durch funfzig Jahre gestählter Mann, zu wenig modern zerrissen, und um in eine elegisch nachklagende Stimmung zu gerathen, zu wenig lyrisch und zu thatkräftig dauersam. Cornelius sah ein ungeheures Stück Weltgeschichte, eine Lawine, wie sie in solcher Mächtigkeit von dem Gebiege der Historie sich noch nicht losgerissen, vor seinen Augen in die Tiefe der Zeit stürzen und sie ausfüllen, bis das allgemeine Niveau da war; er ist mit den blutigen Thaten der Iliade und der Nibelungen, den Kämpfen der rothen und weißen Rosen, wie sie Shakspeare schildert, angefüllt, wie sollte er da der Leerheit nicht inne werden, die für unsere Zeit bezeichnend ist! — Mit den Constitutionen und Landständen mag es ihm gehen, wie mir. Auch ich erkenne sie an als gediegene Basis des Völker- und Staatslebens, als ein nie aufzugebendes Princip, und ich freue mich, daß dies Princip in die Welt gekommen ist — aber die Trivialität und Flauheit, das bloße Nützlichkeitssystem und das Princip der größtmöglichsten Sparsamkeit, und die persönliche Friedensliebe, die sich Alles gefallen und mit diplomatischen Sophismen irre führen läßt — alle jene mattherzigen Motive der Gegenwart haben sich auch der französischen Kammer, wie mehreren deutschen Ständeversammlungen, mitgetheilt. Das Volk erhält in vielen derselben — rühmliche Ausnahmen gibt's auch hier — eine Anleitung, wie man geizt und spart und nichts Großes wagt noch daran setzt. Habe ich doch selbst in einer süddeutschen Kammer mit angehört, wie man um tausend Gulden, die für eine wohlthätige Anstalt angesetzt waren, knickerte, und eine schöne Zeit vergeudete, um sie schließlich aus dem Budget zu streichen! — Hatte man auch triftige Gründe dafür, so kenne ich sie nicht, so mag ich sie nicht kennen. — Die Kunst zumal muß überall zurückstehen, aber die Kunst ist des Meisters Cornelius' Augapfel.

Wäre mein Gedächtniß haltiger, so würde ich hier die tiefen und großartigen Ansichten des Meisters über seine Kunst mittheilen; ihre Resultate liegen in seinen Werken vor. In vieler Hinsicht scheint er den am meisten vollendeten Werken Buonaroti's den Vorzug vor allen übrigen, selbst denen des Raphael, einzuräumen, ohne daß er deshalb die Künstlergröße des göttlichen Jünglings von Urbino irgendwie verkleinern will. Im Gegentheil zeigen viele seiner reizenden himmlischen Personen und kindhaften Engel (Kind-Engel würde der dresdner Katalog sagen), daß er Raphael's schlanke oder quellende Anmuth sehr wohl aufgefaßt und weiter fortgeführt hat. Ueber die düsseldorfer Malerschule urtheilt Cornelius minder schroff und absprechend, als andere Münchner, denen freilich die Düsseldorfer nur aus Abbildungen in Kupferstich oder Steindruck bekannt zu sein pflegen. Aber die elegische und — um so zu sagen — gemüthszuständliche Auffassung der Düsseldorfer liegt einmal der epischen Natur unsers Meisters fern. Ueberhaupt betrachtet er die Oelmalerei als untergeordnet. Er hat sich damit wenig befaßt und, so viel ich weiß, nur ein einziges Oelbild gemalt, welches sich im Besitz des gleich berühmten Thorwaldsen befindet, der es auch durchaus nicht wieder herausgeben will.

Cornelius ist sich seiner Künstlergröße und seines Genies sehr wohl bewußt, ohne deshalb von sich und seinen Leistungen viel zu sprechen, das Gespräch darauf zu leiten, oder von Andern zu erwarten, daß sie die Unterhaltung nach dieser Seite hin lenken werden. Ganz entgegengesetzt so Vielen, welche tief unter ihm stehen, und sich nur wohl befinden, wenn von ihnen und ihren Werken die Rede ist. Schweift man von ihrer Person ab, so empfinden sie Heimweh nach ihrem eigenen Ich und vergehen vor Langweile. Nur wenn Cornelius warm wird, hört man wohl von ihm ein entschiedenes Wort in Bezug auf sich. So sprach er einmal von einer Skizze, welcher dasselbe Sujet zu Grunde lag, das auch ein anderer sonst von Cornelius rühmlich anerkannter Künstler behandelt hatte. „Den Moment" rief Cornelius aus, „habe ich besser aufgefaßt; ich hab' es besser gemacht; warum soll ich's nicht sagen, Ihr Herren? — Ich fühl' es, ich weiß es." — Wo aber ein Cornelius etwas weiß, da ist kein Zweifel daran, daß er es gewiß weiß. — „Ich stehe Jedem gleich," sagte er ein anderes Mal, „ich bin so gut ein König in der Kunst, wie ein König König ist in seinem Lande." — Es ist nicht wahr, was ich hier und da in München hörte, daß Cornelius auf mehrere seiner Schüler und besonders auf Caulbach eifersüchtig sei. Diesem lügnerischen Gerücht muß ich widersprechen. Cornelius äußerte sich in unserer Gegenwart stets mit großer und warmer Anerkennung über Caulbach, den er auch, trotz Caulbach's phantasiereicher und gewaltiger Hunnenschlacht, einer drohenden Ueberflügelung wegen nicht zu fürchten hat. — Seinen deutschen (nicht preußischen, nicht baierschen, nicht fürstlich lichtenstein'schen oder sonst privilegierten Binnen-) Patriotismus beurkundete er häufig. „Ich bin stolz darauf," sagte er,

„ein Deutscher zu sein. Wenn ich etwas gewirkt habe, so möchte ich's für Deutschland gewirkt haben. Dem deutschen Vaterlande gehört meine Liebe, meine Kraft, meine Wirksamkeit!“ —

Diesr Worte denke sich der Leser als Facsimile unter dem von mir flüchtig umrissenen Portrait eines Mannes, den sein Charakter und seine Wrrke unbedenklich zu einem der größten unter seinen deutschen Zeitgenossen stempeln. Manche Züge, welchr das Bild vervollständigen konnten, mußte ich unterdrücken, um nicht indiscret zu erscheinen. Aber über Cornelius zu sprechen, war mir Herzensbedürfniß und, der deutschen Nation gegenüber, auch Pflicht, wenn als Pflicht rrscheint, der Nation ihre wahrhaft großen Charakterr näher zu rücken.

Ich kann mir nicht versagen, über Cornelius' Leistungen, wie sie in der Glyptothek und der Ludwigskirchr vor uns aufgeschlagen sind, einigr Wortr hinzuzufügen. Ich habe bereits grsagt, daß seinr Natur eine epische sei, dir sich indeß in ihren Hauptmomenten zu einem dramatischen Kern zu condensiren wisse. So in der berühmten Darstellung des Unterganges von Troja in der Glyptothek. Hier ist keine epische Expansion und Auseinanderlegung, hier ist dramatische Concentration, Vereinigung meheerer Unteractionen zu einer Hauptaction im Raum einer und derselben Scene, hier ist tragischer Abschluß, die Katastrophe des Dramas, der Hereinbruch des Fatums, die plötzliche Entladung der Wolken, welche donnernd hingen über Ilium. Diese Darstellung hinterläßt einen eben so gewaltigen und lang nachhaltenden Eindruck, wir nur immer die tragischr Katastrophe der Nibelungen, des Lear oder Hamlet. Wie das Gesicht einer geliebten Person, welchr man sterben sah, nie unser Lebelang verwischt werden kann, so diese Greisin Hekuba mit ihrem starren, thränenlosen, versteinten Antlitz, worin sich dir Verzweiflung incrustirt hat; dann vor ihr der langgestreckte, todte Riesrnleib des Königs, ringsumher aber die verzweifelnden, resignirenden, abwehrenden und wahrsagenden schönen Töchter und all' das mordlustige Gewühl der griechischen Helden, Flammen, Tod und Ruin! — Man kann nicht sagen: hier ist Raphael, hier ist Buonarotti, man muß sagen: hier ist Cornelius, hier ist ein unabhängiges Werk! Es ist darin, bei aller Combinationsgabe, die verständigr Anordnung der Modernen sichtbar. Nichts ist müßig, keine Figur der bloßen schönen Füllung oder der symmetrischen Anordnung wegen da, wie es uns selbst bei Raphael hier und da begegnen mag — jede Figur ist individualisirt, dient zum Ausdruck einer bestimmten Leidenschaft, und greift in die Handlung des Ganzen mit ein.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Schwerin. (Beschluß.)

[Geselliges und literarisches Leben. Theater.]

Vom Pflaster der Stadt gehe ich nun ohne Weiteres zu den Menschen über, die es betreten. Das gesellige Leben und Treiben hier stimmt eigentlich mit dem Aeußeren der Stadt selbst überein; es bietet einige Glanzpunkte, aber auch viele Schattenseiten dar. Zu den ersteren rechne ich, wie billig, die hier während des Carnevals Statt findenden Subscriptions-Bälle, zu welchen jeder Gebildete, ohne Unterschied des Ranges, Zutritt findet. Gewiß, Niemand, er müßte denn ein arger Misanthrop sein, wird immer diese heitern Gesellschaften, die in dem schönen, ja prachtvoll zu nennenden, Tanzsaal des Schauspielhauses Statt finden, unbefriedigt verlassen. — Desto mehe sticht aber das übrige gesellige Leben hiervon ab, denn dies ist wirklich so steif und so streng nach Ständen und Kasten geschlossen, wie es wohl sonst nirgends mehr in Deutschland zu finden ist. Schwerin mit seinen 14,000 Einwohnern besitzt 5 oder 6 streng abgesonderte Klubs und Vereine. Diese Angabe möge genügen. Von dem Geiste, der in diesen Klubs herrscht, kann ich Ihnen nichts berichten. Dieser Artikel ist überhaupt, auch wenn man des Diogenes Laterne in die Hand nimmt, schwer zu finden, zumal da Theater und Klatschereien den Stoff zur Conversation liefern. Diese Klatschgeschichten dagegen werden aber auch hier mit einer Virtuosität und Kunstfertigkeit betrieben, die fast an Geist erinnern und den Mangel daran kaum merklich machen. Selbst die unschuldigsten Begebenheiten werden aufgespürt und so lange verdreht und verändert, bis am Ende ganz artige Geschichten daraus entstehen. Würde Alles hier mit solchem Geschick und Eifer betrieben wie die Erfindung solcher Geschichten, Schwerin würde unbezweifelt bald eine der ersten Städte werden. — Literarisches Leben herrscht hier, wie überhaupt in Mecklenburg, bis jetzt noch wenig, wird sich mit der Zeit aber wohl mehr und mehr entwickeln. Einige in unsern Mauern lebende Schöngeister und Gelehrte haben sich übrigens im Auslande Namen und Ruf erworben. Für geistige Nahrung sorgen hinlänglich die zwei sehr gut assortirten Buchhandlungen der Firma Stiller und des Hrn. Kürschner, und die trefflich eingerichtete Leihbibliothek deutscher und französischer Bücher des Letzteren. Diese Anstalt ist wirklich für Schwerin von großem Werth, und die Leitung derselben musterhaft zu nennen; wenigstens ist es mir, einem sehr eifrigen Leser, nie vorgekommen, vergebens nach einem neuen bedeutenden Werke der schönen Literatur zu fragen. Der damit verbundene Journal-Lesezirkel hat noch manche Lücken. Soll ich nun auch vom Hoftheater berichten? Wenn ich schriebe: D. G. oder X. besitzt die herrlichste mir bekannte Silberstimme, oder H. H. oder Z. wetteifert an Feinheit und Durchdachtheit des Spiels mit Seibelmann, so hätte ich meine lieben

Landsleute gegen mich; ein Theil von ihnen würde behaupten, ich hätte dies nur aus bitterer Ironie gesagt, der andere hingegen, ich hätte schreiben müssen: Die G. oder X. ist bei weitem die beste Sängerin, die jemals existiet hat, existirt und existiren wird, oder H. H. oder Z. übertrifft Seidelmann und andere Koryphäen der deutschen Bühnenkunst bei weitem. Darum will ich lieber nichts von unserem Hoftheater erwähnen, als daß es ein Theater von außerordentlichem Glanze sei. Dies möge sich Jeder nach Belieben auslegen. An Gästen hatten wir Hrn. Meyer aus Hamburg, und Hrn. Geen aus Berlin, der zehn Abende hintereinander den größern Theil des Publikums erfreute. Erwartet wurde Mad. Dessoir aus Leipzig. In der Oper gastirten Mad. Fischer-Moneaffa, vom Theater in Kadix, eine schöne starke Stimme mit ausgezeichneter Methode, Dem. Kunth, vom Kärnthnerthor-Theater in Wien, in vielen Dingen eine Anfängerin. An fremden Virtuosen hörten wir im Theater den Pianisten Tansig aus Wien, den Kammermusikus Belke aus Berlin, auf der Baßposaune, und den Violinisten Ole Bull, an dessen gewaltigem Spiele meine Kritik verstummen möge. —

N o t i z e n.

[Feuerbach über Bayle.]

In Nr. 67.—69. der berliner Jahrbücher lesen wir einen vortrefflichen Artikel von L. Feuerbach über Erdmann's Geschichte der neuern Philosophie. Die Pedanten haben ohne Zweifel mancherlei daran auszusetzen; wer es aber nicht mit schwerfälligem Wortkram, sondern mit frischem Geiste hält, wird sich an der Weise des Verfassers erquicken, der seine gründliche Gelehrsamkeit an das Leben und die Interessen der Gegenwart heranbringt, und mit dieser die Vergangenheit erhellt und erwärmt. Sehr gut nimmt er sich Baco's an, und vortrefflich des verkannten Bayle, dem unser zimperliches Jahrhundert sogar die „Obscönitäten" seines Dictionnaire vorwerfen will. Hr. Feuerbach sagt darüber schlagend: „Bayle geht auf das Particuläre, Persönliche ein. Die Beschaffenheit seines Werkes führt ihn nothwendig nicht nur in die Gastzimmer, sondern auch in die geheimsten Cabinette ein. — Was soll er thun? weglaufen, oder gar eine moralische Standrede halten? Nein! Er ist Historienmaler, er schildere also. Aber wie? mit „Wohlgefallen?" Warum nicht? das Wohlgefallen ist verschiedener Natur. Bayle schildert schlüpfrige Situationen allerdings nicht mit moralischem Mißfallen, aber auch nicht mit moralischem, sondern mit komischem Wohlgefallen. Die obscönen Sachen sind für ihn keine Schau-, sondern Lustspiele. Sie haben aber auch oft für ihn eine ernste Bedeutung, indem sie ihm die Gewalt der Natur darstellen. Daher die schönen Stellen über die Liebe: er nennt sie l'ame du monde. Worüber man aber lacht, darüber drückt man sein Befremden aus, seine Verwunderung, — und zwar darum, weil man das Ding so findet, wie es nicht sein soll. — Ueberdies verdanken wir diesem freien und unbefangenen Wohlgefallen Bayle's oft höchst interessante historische und psychologische Notizen. Ehren wir also auch in dieser Beziehung Bayle's Andenken und lassen seine Asche in Frieden, aber am Leben seinen kritischen Geist!"

[Schriftsteller-Honorare in der alten Zeit.]

Unter dem Klatsch aus der weimarschen Genieperiode, den der Nachlaß des alten Böttiger auftischt, finden wir auch Folgendes: „Das Erste, wofür Wieland einen Ducaten Honorar bekam, war Araspes und Panthea. Für den Shakspeare erhielt er pro Band, im Deutschen gedruckt, 10 Carolin. Es war etwas Unerhörtes, als Reich Wielanden 2 Louisd'or pro Bogen zahlte. Reich wußte dies aber auch in allen seinen Briefen recht geltend zu machen, zumal da er allerdings das Unglück hatte, daß immer in vier Wochen auch schon ein Nachdruck des Wieland'schen Werkes da war."

Eine andere Mittheilung deutet an, daß Goethe für den Wilhelm Meister, erste Auflage, 4 Louisd'or pro Bogen bekam, indem Wieland, wie Böttiger, der lachende Philister, erzählt, geäußert habe: anfänglich sei der Roman auf vier Bände bestimmt gewesen, allein die 4 Louisd'or pro Bogen hatten ihm „so gut geschmeckt," daß es noch sechs oder acht Bände werden könnten.

[Ungedruckte Verse von Goethe.]

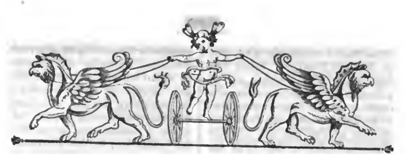
In Böttiger's Nachlaß steht die Geschichte einer Selbstmörderin, die, den Werther in der Tasche, in der Ilm bei Weimar aufgefunden wurde. Dies erinnert an die vielen verkehrten Wirkungen jenes Buches, die auf das Gemüth des Dichters trüben Einfluß hatten. Man hat einige ungedruckte Verse, zu den römischen Elegien gehörig, die diesen Unmuth aussprechen, den Goethe über die Verfolgungen um Werther's und Lottens willen empfand. Wer Goethe's Arbeitszimmer in Weimar betreten hat, erinnert sich des alten Manuscripts der römischen Elegien, das Bibliothekar Kräuter, damals Secretair bei Goethe, ohne dessen Mitwissen vor dem Flammentode rettete. In diesem sind viele Varianten befindlich, oft sehr naive, oft sehr prosaische erste Lesarten, die der Dichter verbesserte, bevor er die Verse veröffentlichte. Gleich in einer der ersten Elegien stehen die alten, ausgemerzten Verse:

Ach, wie hab' ich so oft die thörichten Blätter verwünschet,
Die mein jugendlich Leid unter die Menschen gebracht,
Und wenn Werther mein Bruder gewesen, ich hätt' ihn erschlagen:
Kaum verfolgte mich so rächend sein trauriger Geist.

[Moritz Carriere über Herbart.]

Das berliner Conversationsblatt will Moritz Carriere tadeln, daß er mehr Pietät für Spinoza als für Herrn Herbart in Göttingen hegt, und diesem seine Mißverständnisse des hohen Philosophen, seine Blößen und Schäden mit frischer Dreistigkeit aufdeckt. Einsichtige freuen sich an dieser frischen Rüstigkeit Carriere's.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 83. — den 28. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter von Cornelius.

(Beschluß.)

Diese Kraft, zu concentriren, ist Cornelius eigenthümlich*). Welch ein Gewirr von Lebenden und Todten, von Angreifenden und sich Vertheidigenden, von Flüchtenden und Nachsetzenden, von Verwundeten und Sterbenden, von Roß und Mann, bietet eine andere Darstellung des Künstlers, die Darstellung des Kampfes zwischen Hektor und Ajas, dem Telamonier, um des Patroklus Leiche. Und doch ist Alles klar, scharf gegliedert und bis ins Einzelnste zu verfolgen, so daß man nicht weiß, was man hier mehr bewundern soll, die anhäufende Unruhe der dichterischen Phantasie, oder die sichtende Ruhe des künstlerischen Verstandes. — Weniger hatte des Meisters Genie Gelegenheit, sich auf einer dritten Hauptdarstellung zu bethätigen, ich meine des Achilles Streit mit Agamemnon. Die Hauptfiguren sind schön, trefflich gedacht, die weiblichen besonders reizend, lieblich, wie man sich nur die rosige Briseis denken kann, aber das Bild gewährt keinen rechten Haltpunct für das Auge, welches von einer Figur zur andern schweift, weil es jede an sich anziehend aber doch mehr vereinzelt findet. Das Bild hat bei alledem viel Mannichfaltigkeit und Verstand, und trägt mit seinen Seitengruppen und der landschaftlichen Umgebung einen heitern, idyllischen Anstrich. Aber die Größe des Cornelius'schen Genies zeigt sich am hervortretendsten im Gewühl, im Widereinanderrennen der Leidenschaften, im Aeschylei'schen Pathos. — Ich schweige von den übrigen Darstellungen in der Glyptothek, die eine so reiche Erfindungsgabe, ein so tiefes Eingehen in den Mythus, eine so große Fülle von bildnerischen Gedanken beurkunden, daß man billig erstaunen muß.

Wie Cornelius in der Glyptothek ein vollständig heidnisch-homerisches Epos zur Erscheinung brachte, so dichtet er jetzt ein christlich-biblisches Epos in der Ludwigskirche, welche gewissermaßen nur gebaut ist, um dem Genie des rastlos thätigen Meisters zur Unterlage für seine ungeheure Composition zu dienen. Ich nenne sie eine ungeheure, sie wird den größeren Raum der Kirche in Anspruch nehmen; sie wird uns an den Seitenwänden des Presbyteriums einerseits die Geburt — eine gedankenschwere figurenreiche Composition — andererseits die Kreuzigung Christi zur Anschauung bringen; sie vertheilt an die mittlere Kuppel und die Seitenkuppeln die Gemeinschaft der Heiligen — die Evangelisten, die Kirchenväter, die Patriarchen und Propheten, die Apostel und Märtyrer; endlich nimmt sie den Raum des Altarbildes der ganzen Höhe der Kirche nach für die Darstellung des jüngsten Gerichts in Beschlag. Hier haben wir also wieder eine Katastrophe, wie in der Zerstörung Troja's, und zwar die furchtbarste, die Katastrophe des Weltgerichts, wobei freilich die himmlische Gerechtigkeit die poetische vertreten muß. Dies Freskobild ist das kolos-

*) Auch in Skizzen. Auf einem Blatte weiß Cornelius fast den ganzen Faust zur Anschauung zu bringen.

falste, was man sehen kann. Die Figueen in der Höhe, obgleich wohl zwei Mal über Lebensgröße, dürsten vom Boden aus schwerlich halb iebensgroß erscheinen, und dee sonst so markirte Ausdruck in den Gesichtern mit unbewaffnetem Auge nicht zu erkennen sein. — Gott Weltrichter schwebt in dee Höhe, umgeben von psalmodirenden Heiligen. Daruntee der Engel mit dem aufgeschlagenen Buche des Lebens und Todes. Sein kurzes lichtes Haar wird wir von einem Sturm zurückgeweht. Sein Verhalten ist parteilos, sein Gesicht ohne eigentlichen Ausdruck, undeweglich, starr, sein Blick groß, schaef, aber theilnahmlos — eine gewaltige Figur. Links vom Standpunete des Beschauers aus steigen die Seligen in die Verklärung hinauf; da winken die Engel mit Palmenzweigen, da ist süße Gemeinschaft, Friede, Freude und Seligkeit. Der Künstler hat manche zarte Idee in diese geordneten sanft aufschwebenden Gruppen gelegt; so führt ein Engel, dessen Haupt mit Rosen bekränzt ist, den Petrarka, den Repräsentanten der Liebe und Dichtung, und ein zweiter Engel, dessen Haupt mit Lorbeer gegürtet ist, den Dante, den Repräsentanten des Kriegseuhms und der Dichtung, gen Himmel. Vortrefflich ist in den wunderbar lieblichen Engelsgestalten das Geschlechtslose derselben ausgedrückt; aber sie nähern sich mehr dem Jünglingbaften, als dem Magdlichen, um den Halbzustand des allzu Zwitterhaften zu vermeiden. Zwischen dieser Gruppe und dee Gruppe rechts, oder vielmehr übee beiden in der Schwebe, sind die posaunirenden vier Engel des Gerichts, sitzend auf einer Wolke, mit mächtiger Anstrengung und heiligem Eifer blasend, dir Todten nach allen vier Weltgegenden aus den Gräbern hervorrufend. Rechts ist gewaltiges Gewühl, leidenschaftlicher Kampf, Grimm und Zorn; da ist der Sturz der Verdammten — ein Knäuel in einander gewickelter Gliedmaaßen, menschlichee Leiber und gräßlicher Teufelsgestalten *). Es ist nicht die blos physische und fleischliche Angst, wie sie Rubens in seinem Höllensturzr malt in der Absicht, seine Kunst in dee Darstellung quellenden aber gewaltsam convulsirenden Fleisches zu zeigen, es ist hier zugleich die Angst der Psyche, die protestirende Verzweiflung der gemarterten Seele, ein mit Ueberiegung begonnenes und fortgesetztes Gegenringen. Es ist hiee viel weniger verworeene Fleischmasse; der denkende Künstlee hat die Leidenschaften mehr individualisirt, die Körper, trotz aller Ineinanderflechtungen, einen von dem andern zu lösen gewußt. Und mitten inne die wilden in mannichfachen Farben schillernden Gestalten der Höllenfürsten, in deren Darstellung der Künstler auf unsere ungläubigen and zarten modernen Nerven wahriich wenig Rücksicht genommen hat, und weiter oben die edlerm Bildungen der Zornengel — welchr Heine vielleicht spöttisch die himmlische Gensdarmerie nennen würde — die mit scharfen Schwertern die gottlosr Menge zwingen, sich in den Abgrund der Hölle hinabstürzen zu lassen. Diese wied sich unten öffnen und darin wird thronen der Satan Statthalter, eine gräßliche Physiognomie, den einen Fuß stützend auf Segest, den Verräthee am Vaterlande, den andern auf Judas Ischarioth, den Verräther am Heilande; denn Verrath, am Vaterlande oder an der Religion begangen, ist in Cornelius' Augen unter allen Verbrechen das niedrigste, dasjenige, welches man mit Füßen treten muß. Diese Verräther sind selbst dem Satan zu gemein, um sie auf eine ehrliche, redliche Weise martern zu lassen, er braucht sie nur als Fußschemel — und dieses Joch, diese Last werden nicht leicht sein.

So steht diese wunderbare Composition vor uns, trotz der von manchen Zarten und Bedenkiichen gerügten Teufelsleiber dir größtr, welche je von einem deutschrn Künstlergenie ersunden und ausgeführt wurde.

Oben an der Mittelkuppel ist heilige Ruhe; da sind die Propheten und Märtyrer — würdige Antlitze, und darunter vor Allem ein Kindesgesicht, wie es lieblicher und frommer kaum von Raphael gemalt worden — mitten unter diesen bärtigen, eensten Helden des Märtyreethums und alten Testaments ein freundiiches, versöhnendes, unbewußt in dir Welt hinausschauendes Kindesgesicht. Cornelius ist wie jedes Genie Meister in der Handhabung der Contraste, in der Gegeneinanderstellung des Eensten und Freundlichen, des Anmuthigen und Entsetzlichen.

In dem Atelier des Künsilees, im Gebäude der Akademie befindlich, sahen wir einen ebensalls für die Ludwigskirche zur Ausführung bestimmten Carton, Gott Vater als Weltschöpfer darstellend, umgeben von den Dienern und Boten seines Willens: den Tugenden, den Weisen, den Herrschaften und Gewalten — eine ideale,

*) Man bemecke wohl, daß Caulbach an dieser Daestellung und ähnlichen älteren gewissermaßen seinen Weg für seine bekannte „Hunnenschlacht" vorgezeichnet fand. Auch hier steigen die Kämpfenden zu beiden Seiten in die Höhe, links vom Beschauer aus die Christen, die seligen Kriegee, geordnet, in aller Ruhe ihres religiösen Bewußtseins, rechts die Hunnen, ordnungslos, mordsüchtig, gottverlassen, schon vor ihrer Verdammung sichtbar zur Verdammung prädestinirt.

tiefsinnig symbolisirende Composition, voll einfacher Größe, Keuschheit des Geschmacks und Lieblichkeit.

Während so Großes in der Ludwigskirche geschieht, führt ein Künstler (Zimmermann, wenn ich nicht irre) in den Loggien der Pinakothek die Darstellungen aus dem Leben berühmter Maler aus, ebenfalls nach Entwürfen von Cornelius*).

Dies sind Cornelius' Schöpfungen, auf den Wink seines Genies hervorgebracht, Schöpfungen, deren genauere Darlegung einen größeren Raum erfordern würde, als ich hier für mich in Anspruch nehmen kann. Wer den ehrwürdigen Boden Nürnbergs betritt, fragt und sucht zuerst nach den Schöpfungen Dürer's, aber er wird deren wenige finden, und selbst diese sind in ihrer Eigenschaft angeblicher Originalität meist fraglich; unsere Nachkommen werden mit den Schöpfungen des Meisters Cornelius, wenn sie deren Geburtsstätte München besuchen, glücklicher sein, und diese Werke werden im Laufe der Jahrhunderte an Ruhm zunehmen und die Kunstjünger des zukünftigen Deutschlands um sich versammeln, oder wenn das Kunstleben erloschen ist, ein angestauntes Zeugniß von der genialen Kraft eines ihrer würdigsten Vorfahren sein. Man wird sie, wenn man sie auch nachzuahmen und zu erreichen nicht fähig sein sollte, als ein Unnachahmbares und Unerreichtes bewundern und als ein Heiligthum der Stadt München in Pflege und Schutz nehmen. Nur die Mitwelt ist karg, kritisch und spart selbst noch am verdientesten Lobe ab.

Zur Literatur der Reisen.

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. Herausgegeben von C. D. L. v. Arnim. Berlin, Nauck.

Die Männer unserer haute volée schwören jetzt in immer größerer Anzahl zur literarischen Fahne und bereiten uns aus den Bouillontäfelchen ihrer Salons- und Reiseerfahrungen eine ziemlich schmackhafte Brühe, die zwar nicht direct von nahrhaftem und unausgekochtem Rindfleisch kommt, aber doch anständig, klar und hin und wieder mit humoristischen Blasen versehen ist. — Des Herausgebers der „flüchtigen Bemerkungen" angenehme Nonchalance ist, wie ich denke, bekannt, und nicht weiter darüber zu sprechen. Und wer wäre in Constantinopel gewesen, ohne etwas Neues gesehen zu haben? Jede Reise dahin ist eine Entdeckungsreise. — Der Herausgeber hatte bei mehreren Diners Gelegenheit, die Großen des osmanischen Reiches kennen zu lernen; so den Seeminister Tahir Pascha, dessen Gesichtszüge Härte genug zeigen, um an die Grausamkeiten glauben zu lassen, die er verübt haben soll. Auch Bethûne, der englisch-persische Gesandte, fiel dem Reisenden, seiner imposanten Größe und athletischen Formen wegen, auf; Lord und Lady Ponsonby wegen ihrer Schönheit. Bei einem nach europäischem Zuschnitt angeordneten Gastmahl setzte sich der Reis-Effendi in einen Winkel, und rauchte ruhig sein Pfeifchen, weil er sich, wie er offen sagte, am Tische langweile. Es ist also mit der Accomodation der Türken, und sogar der Reformers, der Staatsbeamten, an europäische Formen nicht so weit her, als man uns einreden will. Viel Anziehendes erzählt der Herausgeber noch von dem Hasse, welchen die Franken bei den türkischen Männern, und von der Zuneigung, welche sie bei den türkischen Weibern genießen. Die schon etwas ältliche Schwester des Sultans, Prinzessin Helbetulla, soll besonders eine große Freundin europäischer Männercultur sein, und darin sogar weiter gehen, als dem doch auch cultursüchtigen Sultan angenehm ist. Unter den Ministern ist Hamik Pascha der einzige, mit dem man sich unterhalten kann; er spricht das Französische vollkommen fertig. Er verdankt diese Fertigkeit einem Erziehungsinstitute, das nun auch eingegangen ist — ein Loos, welches wahrscheinlich auch die übrigen Neuerungen des Sultans treffen wird. Die Türkei wird dereinst europäisirt werden, aber nur auf demselben Wege, wie das ehemalige arabische so hoch civilisirte Spanien — durch völlige Unterdrückung oder Vertreibung des morgenländischen Volkes. Der Muhammedanismus kann einmal auf europäischem Boden nicht für die Dauer bestehen. Nur die Diplomatik und die gegenseitige Eifersucht schützen noch den Sultan in unsern friedfertigen Zeitläufen. Der Umsturz kann eher da sein, als wir meinen. Der erste allgemeine Krieg, und ein ewiger Friede steht nicht im Register unserer Assecuranz-Gesellschaften, noch in den Registern der Weltgeschichte, kann ihn herbeiführen. Der Herausgeber muß später noch eine triste Quarantäne in Gallatz aushalten, besucht sodann Jassy, wird zu einem Diner beim Hospodar eingeladen, wo, wie im Orient überhaupt, die Reisen des Fürsten Pückler-Muskau, des Modells unserer vornehmen Reisebeschreiber, den Hauptstoff der Unterhaltung abgaben, und kehrte sodann über Lemberg, Krakau, Wieliczka und Teplitz in die Heimath zurück. Eine fragliche Zierde des leichten und angenehmen Büchleins sind zwei lithographische Zeichnungen, welche die königlich preußische Gesandtschaftsgondel und einen melancholischen Köter aus Constantinopel darstellen, der sich schnüffelnd in den Text des Buches verirrt hat. M.

*) Einige Umrisse nach diesen Entwürfen werden die ersten Hefte des von meinem Bruder Rudolf gegründeten Kunstblattes bringen, z. B. Raphael's Tod. Dann aus der Pinakothek die Decke des Buonarotti. Von Genelli die Zerstörung Sodoms — eine in ihrer Einfachheit grandiose Composition. Schade, daß Genelli kein eben so großer Techniker ist, wie Componist.

Reise durch die Schweiz, das südliche Frankreich, Italien, Tyrol und Baiern. Von Guido v. Meyer. Erster Band. Frankf. a. M., Sauerländer.

Wieder ein vornehmer Reisender, der im Fluge, d. h. auf einer Reise, zum Schriftsteller wird. — Die Hauptpartie des ersten Theils spielt in Süd-Frankreich, aber wahrlich, es pulsirt darin kein südliches Blut. Was wäre über Volk

und Land in Süd-Frankreich zu erzählen gewesen? — Dafür beschäftigt sich der Verf. lieber mit der alten Geschichte von Laura und Petrarca, worin freilich manches Interessante, aber auch längst Bekannte und von Meyer Aufgewärmte. Konnte der Verf. nicht lieber in das volle, glühende Leben der Gegenwart greifen? — Auch die Zurückführung der Sagen und Dichtungen von Roland auf ihre Quellen lassen wir, da sie zu reich mit unerwiesenen, wenn auch nähere Betrachtung verdienenden Hypothesen versetzt ist, auf sich beruhen. Die Darstellung ist durchaus lose und unplastisch, und der Styl, wie die Reflexionsweise des Verf., aus einander gefallen. Namentlich entbehrt der erstere aller Schönheit, Wärme und Färbung. — Die tagebuchähnliche Reisepartie durch schweizer Gegenden bringt des Bemerkenswerthen nicht viel mehr als nichts, und ist für den Leser in hohem Grade ermüdend. M.

Correspondenz.

Aus Düsseldorf.

[Firmenich's Tragödie „Clotilda Montalvi."]

Wir sahen auf unserer Bühne nun schon zum dritten Male die in den Blättern so vielfach besprochene Tragödie Clotilda Montalvi.

Die dramatische Kunst, wenn wir überhaupt die zum Schattenbilde erniedrigte noch so nennen dürfen, liegt an einer lebensgefährlichen Krankheit darnieder, die bis zur Krisis gesteigert ist, von der Alles zu hoffen, Alles zu fürchten ist. Wenige hoffen noch und vertrauen mit Recht, daß die Nahrung, die sie in ihrer Jugendzeit erhalten, Kräfte hervorrufe, die ihr ein neues, schöneres Leben versprechen. Ein solcher Hoffnungsstrahl erscheint uns obengenannte romantische Tragödie, das jüngste Geistesproduct des unter uns lebenden geschätzten Dichters und Sprachforschers Dr. J. M. Firmenich.

Wenn es immerhin gewagt erscheinen mag, sich über ein Kunstwerk, ohne es gelesen zu haben, ein Urtheil zu erlauben, so glauben wir doch nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß ein sehr befähigter Geist, ein nicht gewöhnliches Productionsvermögen, dieses Werk geschaffen hat. Es trägt überall die Weihe der Musen und die lebendig frische Färbung der Poesie. Die Mittel, Gebilde zu schaffen, die höheren Kunstanforderungen genügen, besitzt der Verfasser; sie bekunden sich in jeder Scene, in jeder Situation. Die Sprache ist voll Kraft und Wärme, die Verse fließen leicht und rasch, und halten sich von hohlem Phrasengeklingel wie von lyrischem Schwulste gleich fern, und genügen der Reflexion, wie dem Gefühle. Die Reflexionen, in denen man bei Andern gewöhnlich die Person des Dichters salbadern hört, sind hier durch die augenblickliche Stimmung der Charaktere und durch die Situation bedingt. Sie sind durchaus nothwendig und keine windgefüllten Auswüchse, die man wegschneiden kann, ohne daß das Ganze verschrumpft. Es kann der Dichter uns nicht immer auf die Lichtpuncte des Lebens führen, wo letzteres wie ein lachendes Eden vor uns ausgebreitet liegt, er muß auch in die sonnenlosen Tiefen und Gruben der Menschenseele hinabsteigen, wo das Licht der Gedanken, die hier als emsige Bergleute arbeiten, zu erlöschen droht im Qualm der unterirdischen Stickluft. Vorzüglich die Jünger der romantischen Schule waren es, die in diesen unheimlichen Schacht hinabfuhren, um nach dem Golde der Dichtkunst zu graben. War es auch nicht immer gediegenes Metall, was sie bis jetzt zu Tage förderten, so war das gewonnene Erz doch durchwachsen von den Goldadern der Poesie. Das in Rede stehende Stück schließt sich auf eine ehrenvolle Weise der Shakspeare'schen romantischen Schule an, und tritt gegen die neuere französische Romantik auf. Es ist reich an Effectscenen, obgleich kein Haschen darnach sichtbar ist und das Licht immer den Schatten beherrscht. Das Gefühl wird nicht, wie dies bei jenen Romantikern der Fall ist, mit glühenden Zangen gefoltert, oder der Zuschauer aus dem Siedepuncte plötzlich in den des Gefrierens geschleudert. Das rein Menschliche bleibt immer vorherrschend in Zeichnung der Helden der Tugend, wie jener des Lasters. Die Lösung der Katastrophe ist überraschend und versöhnend; Stolz, Leidenschaft und Verirrungen sind bestraft, und das heilige Recht der Natur trägt den Sieg davon. Es würde zu weit führen, das ganze Kunstwerk zu zergliedern und Mängel aufspüren zu wollen, die dem Ganzen keinen Eintrag thun, das, wie die Einzelnheiten, reiche Phantasie und ungewöhnliche Kraft bekundet. Und somit glauben wir in Firmenich ein für das dramatische Fach hochbegabtes Talent begrüßen zu können, welches den Beruf zum dramatischen Dichter durch sein erstes Auftreten auf das Glänzendste dargethan hat. Er wurde unter Pauken- und Trompetenschall einstimmig hervorgerufen. E—h.

Notizen.

[Der alte Böttiger.]

Alle deutschen Blätter sind moralisch empört über Böttiger's Nachlaß. In den „hallischen Jahrbüchern," die schon so viel Treffliches brachten, schrieb Ruge, in der „Mitternachtzeitung," die unter Brinkmeier sich sehr vortheilhaft gestaltet, schrieb Laube einen Bericht. Wir unsrerseits nehmen weniger an der Empörung Theil, wir erlustigen uns mehr. Aber einen kleinen Zug, um Böttigers Wesen zu bezeichnen, wollen wir aus Weimar beitragen. Merkwürdiger Weise war blos Goethe durch und durch widrig affitirt von der Persönlichkeit jenes literarischen Bedienten, der überall servirte und den Klatsch herumtrug. Goethe witterte überall sehr bestimmt die impotente Gemeinheit. Aber Böttiger hatte es speciell bei ihm verdorben. Er hatte einmal in Goethe's Abwesenheit dessen Haus betreten und dem Bedienten einen Thaler geboten, wenn er ihn in des Dichters Arbeitszimmer führte, um zu erfahren, was für Sachen auf seinem Arbeitstisch ihn gerade beschäftigen möchten. Der Bediente widerstand der Versuchung; der Lauscher und Schnüffler war ein für allemal in Mißcredit.

[A. v. Sternberg.]

Auf den Fortunat (bei Brockhaus in 2 Bdn. erschienen) läßt Freiherr Sternberg sofort ein andres Buch erscheinen, einen Salon-Roman: „Psyche," in Frankfurt bei Sauerländer.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 4.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 4. — den 28. April 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Berlin, den 27. März 1838.

In Bezug auf den in No. 101 und 102 pro 1837 des Kometen befindlichen Artikel: „Licht und Schattenseite" ꝛc. angeblich von W. Robloff, welcher die amtliche Stellung sowohl als die künstlerische Wirksamkeit des Herrn Spontini angreift, sehen wir uns veranlaßt, nachstehende Ehrenerklärung des eigentlichen Verfassers, Herrn Thomas, bekannt zu machen. Es ist dies nicht nur an und für sich ein merkwürdiges Actenstück, sondern dasselbe verbreitet auch ein grelles Licht über die vielfachen Anfeindungen und Verläumdungen aller Art, welchen Spontini in seiner dienstlichen und künstlerischen Stellung und hinsichtlich seiner Persönlichkeit, seit Jahren ausgesetzt gewesen, indem daraus deutlich hervorgeht (was freilich keinem unbefangenen Beobachter entgangen seyn wird), daß es nicht an Individuen fehlt, welche, ohne den Muth zu haben, selbst aufzutreten, Andere zu ihrem Werkzeuge mißbrauchen, um Spontini als Beamten, Künstler und Mensch anzuschwärzen. Die feige Nichtswürdigkeit dieser Umtriebe würde noch mehr in Erstaunen sezzen, wenn diejenigen Personen, welche, wie der Verfasser jenes Artikels sagt: „seine Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit, zur Erreichung verwerflicher Parteizwecke so arg getäuscht und gemißbraucht, und welche Herr Spontini ganz genau kenne," — öffentlich genannt würden. Spontini, in seiner edlen Verfassungsweise sich stets gleich bleibend, hat darauf, ebensowohl als auf die Bestrafung des Herrn Thomas Verzicht geleistet. Uebrigens wird noch bemerkt, daß, nach Inhalt der uns vorgelegten glaubhaften Beweisstücke, Herr Spontini in Hinsicht auf die, in dem mehrerwähnten Artikel enthaltenen, falschen Angaben, über seine amtliche Stellung, Wirksamkeit und Handlungsweise ꝛc., auch von dem königlichen General-Intendanten Herrn Grafen von Redern, auf officielle Weise, höchst ehrenvolle und völlig zufriedenstellende Erklärungen erhalten hat, und daß zwischen diesen beiden Dirigenten jetzt das vollkommenste Einverständniß herrscht.

Ehrenerklärung.

Ich Endesunterschriebener erkläre hierdurch öffentlich, daß alle von mir in No. 101 und 102 des „Kometen" vom Jahre 1837 gegen den Königl. General-Musik-Director Ritter Dr. Spontini in Bezug auf seine Person und seine Verwaltungsweise vorgebrachten Anschuldigungen sich wie nach Einsicht des wahren Sachverhältnisses, im Ganzen, wie in den einzelnen Punkten, völlig grundlos und der Wahrheit durchaus widerstreitend erwiesen haben. Zugleich nehme ich keinen Anstand zu erklären, daß bei diesen fingirten Anschuldigungen eines in jeder Hinsicht höchst achtbaren und ehrenvollen Mannes, welche ich unberufen veröffentlicht, meine Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit von gewissen Personen — die Herr Ritter Spontini ganz genau kennt und deren Namen er, wenn nicht wichtige Umstände es erfordern, großmüthigerweise geheim halten will — zur Erreichung verwerflicher Parteizwecke so arg getäuscht und gemißbraucht worden ist. Indem ich diese meine Erklärung im Angesichte der Welt abgebe, und somit der Wahrheit gerecht werde, füge ich noch hinzu, daß Herr Ritter Spontini in Folge dieser ihm schriftlich von mir zugefertigten Declaration mit dem Geständniß meiner innigsten Reue und der Bitte, Beides wohlwollend aufzunehmen und mir zu verzeihen, keinen Augenblick Anstand nahm, die gegen mich eingeleitete und bereits abgeschlossene fiscalische Untersuchung, die mit der ganzen Strenge des Gesetzes mich getroffen haben würde, sofort zurückzunehmen und dadurch auf das Entschiedenste bewiesen hat, daß jedes Rachegefühl seinem edlen Herzen stets fremd gewesen ist.

Berlin, den 25. Februar 1838.

W. Thomas.

So eben ist bei Friedr. Volckmar in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Wilhelm Heinse's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben und mit einer biographisch-kritischen Einleitung begleitet von H. Laube.

Jeder gebildete Deutsche kennt Heinse's Namen und seine nie veraltenden trefflichen Leistungen, die dem Besten angehören, was unsere Literatur besitzt. Sein Ardinghello, sein Laidion, die Hildegard, werden stets als die trefflichsten, herrlichsten Kunstbilder unter allen Literaturen glänzen. Das Vermögen des Genusses, Reizes und Glückes, das griechische Daseinsprincip der

Freude, der olympischen Heiterkeit und was sonst Glückliches, Beseligendes und Hohes gebildet werden mag, liegt gluthvoll auf Allem, was Heinse schuf. Es ist hier nicht der Ort zu weiterer Hervorhebung, und wir beziehen uns auf den ausführlichen Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

Diese Ausgabe erscheint aufs Eleganteste ausgestattet in 10 Bänden, von denen der 1te und 2te (Ardinghello enthaltend) in allen Buchhandlungen vorräthig ist.

Der äußerst niedrige Pränumerationspreis fürs Ganze ist 6 Thlr. 16 Gr., oder 10 Fl. Conv. M., oder 12 Fl. rhein.

Polytechnisches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 13—18 mit 42 Abbildungen.

Daniel Chambers und Joseph Hall verbesserte Pumpe. — Samuel Hall's Dampfmaschinen. — Verbesserungen von Danforth und R. Montgomery an den Spindeln der Drosselstühle. — Dörell über die Fahrmaschinen beim oberharzer Bergbau. — J. Hague's Wasserhebungsmaschine. — W. Boarder's verb. Dampfmaschine. — Henry Booth's Verbesserung an der Feuerung der Dampfwagen. — D. Ledsam und W. Jones Verbesserungen in der Fabrikation von Bolzen, Stiften, Nägeln und Schrauben. — Runkelrübenzuckerfabrikation in Ungarn. — Frankreichs Dampfmaschinenkraft. — P. Spence's Verbesserungen in der Fabrikation von Berlinerblau, eisenblausaurem Kali und Sparkalk. — Wedding, über Wasch- und Walkeinrichtungen für wollene Gewebe. — Hawkin's verbesserter Dampfkessel. — Bray's Seilbohrapparate. — Die Eisenbahn von Mailand nach Como. — Erste ungarische Pressburg-Tyrnauer Eisenbahn. — Eisenbahn auf der Insel Cuba. — Die sächsische Maschinenbau-Compagnie in Chemnitz. — Dampfwagenbau. — Die Grand-Junction-Eisenbahn. — Heeren, über den englischen Mastic-Cement. — Kaiser, über hydraulischen Kalk aus England. — Steinheil's Versuche mit verschiedenen Beleuchtungsmitteln. — Ueber Chrysorin. — Ueber Anwendung von Pressen zum Trocknen der Farben, namentlich Erdfarben, von Engelhardt. — Fourneyron's Plan einer Eisenbahn und eines Kanales von Basel nach Strassburg. — Die Form der Dampfboote. — Sächsische Elb-Dampfschifffahrt. — Chantet's und Gray's Heizvorrichtung für Dampfwagen u. Dampfboote. — Baka, Mittel gegen Incrustirung der Dampfkessel. — Maschine zur Verfertigung der Drahtnägel. — Hechelmaschine. — Porcellanerde-Abfälle. — Versuche mit Cementstahl von Bormann und Hausner. — Schwarze Ziegel. — Monnain's Perrücken aus Pflanzenseide. — Maschine zum Aufzeichnen der Handschuhe. — Wiedergewinnung des Indigo. — Holzgeist. — Polens Eisenfabrikation. — Ueber die Cämentation, von Leplay und Laurent. — Oechsle's Goldlegirungswage. — Bereitung des Kalkblaus nach Gentele. — Ueber Bestimmung der Güte des Mostes, von G. Osann. — Literar. Nachweisungen. — Tombakanalysen. — Künstlicher Cement. — Stahlstab-Geläute. — Metallhobelmaschine. — Bänder zum Uebertragen der Bewegung. — Röstung des Kupfersteins. — Ersparung an Kochsalz bei der Amalgamation. — Flugstaubkammern. — Holzbedarf zu einem Linienschiffe von 74 Kanonen. — Baiersche Patente. — Jordan, über die Wassersäulenmaschine im Silbersegner Richtschachte bei Clausthal. — Der mechanische Aufschütter (distributeur mécanique) am Dampfkessel im Etablissement von Payen zu Grenelle. — Karmarsch über einen Holzbohrer zum Gebrauch auf der Drehbank. — Linz-Gemundener- und Budweis-Linzer-Eisenbahn. — Leipzig-Dresdner Eisenbahn. — Heathcoat's Webemaschine für schmale Bänder, Borten und Besatz. — Saint Léger über das Bremsdynamometer. — David Napier's verbesserte Buchdruckerpresse. — Oechsle's Liqirmaschine. — Carliczeck's Beleuchtung von Egen's Aufsatz: Geschichte der ersten in Preussen erbauten Kreiselräder.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 2. April 1838.

Leopold Voss.

NEUE MUSICALIEN

im Verlage von

Julius Wunder in Leipzig.

Für das Pianoforte allein.

Marschner, Heinr., Das Schloss am Aetna, romantische Oper in 3 Acten, vollständiger leichter Auszug ohne Worte . . . . 4 —

— Ouverture aus derselben Oper . . . . — 16

Marschner, A. E., Potpourri nach den beliebtesten Themen, aus der Oper: „das Schloss am Aetna" . — 16

Tänze, 1 Polon. und 2 Gallop. nach Melod. aus der Oper: „das Schloss am Aetna", arrangirt . . . . — 8

Für das Pianoforte zu vier Händen.

Genast, Ed., Divertissement. Op. 10. . . . . . . — 20

Marschner, Heinr., „das Schloss am Aetna", für das Pianof. zu 4 Händen eingerichtet von F. L. Schubert 5 —

— Ouverture aus derselben Oper . . . . 1 —

Marschner, A. E., Introduction et Polonaise . . . . — 10

Gesang-Musik.

Becker, J., Reiterlieder von Lampadius für eine Singst. mit Pianof.-Begl. Op. 5. . . . . — 12

— Lieder von Chamisso etc. für eine Singst. m. Pianof.-Begl. Op. 6 . . . . — 14

Genast, Ed., 2 Gesänge; der Thürmer von Stieglitz; Mönch und Schäfer von Uhland, mit Pianof.-Begl. Ihrer Kaiserl. Hoheit, Maria Paulowna, Gross-Herzogin von Sachsen-Weimar und Eisenach gewidmet. Op. 11. . . . . — 12

— Schwerting, der Sachsenherzog, Ballade von K. E. Ebert, mit Pianof.-Begl. Ihrer Kaiserl. Hoheit gewidmet. Op. 12. . . . . — 20

(Die geschriebene Partitur ist für 2 Thlr. 12 Gr. netto zu haben.)

Irische Volkslieder, gesungen von Miss Clara Novello, und ihr gewidmet . . . . — 12

Lemcke, Heinr., Nic. Lenau's Schilflieder, mit Pianof.-Begl. Op. 4. . . . . 1 8

(Die Singst. liegt noch besonders abgedruckt bei.)

Marschner, H., „Das Schloss am Aetna", grosse romantische Oper in 3 Acten, das Buch von Klingemann, vollständiger Clavier-Auszug vom Componisten, Seiner Majestät Friedrich II., König von Dänemark gewidmet. Op. 95. . . . . 6 —

Sämmtliche Piecen daraus einzeln:

No. 1. Introduction: Golden brennt . . . . — 12
— 2. Duettino: Mild auf rosigem (Sopran und Bass) — 8
— 3. Chor und Tanz: Evan Evoe! . . . . — 20
— 4. Recit. u. Cavat.: Wie fühlt ich sonst (Sopran) — 4
— 5. Recit. und Duett: Hinweg den Blick (Tenor und Sopran) . . . . — 8
— 6. Recit. und Aria: Um meine Wiege (Sopran) — 12
— 7. Finale: Ha, sieh'! . . . . — 8
— 8. Scene und Arie: Das griff mir nun ans Vaterl. (Bass) . . . . — 12
— 9. Duett: Flieh' die Lust. (Sopran und Bass) — 8
— 10. Recit. und Arie: Träum' ich zurück (Tenor) — 8
— 11. Finale: Hier ist der Aufenthalt 1 12
— 12. Romanze: Röslein hold in Liebe (Sopran) . — 8
— 13. Recit. u. Arie: Mein Schloss liegt (Bariton) — 8
— 14. Terzett: Tauch' diese goldne Feder (Sopran, Tenor und Bass) . . . . — 20
— 15. Duett: Willst du mir nicht (Sopr. und Barit.) — 12
— 16. Lied: Hör' Schätzchen (Tenor) . . . . . . — 8
— 17. Scene und Duett: Gesunken ist der (Sopran und Tenor) . . . . — 12
— 18. Finale: Wie pocht mein Herz . . . . . . — 16

Marschner, A. E., 6 Lieder für eine Bass- oder Baritonstimme. Op. 3. . . . . — 14

So eben ist erschienen:

Immanuel Kant's sämmtliche Werke.

Herausgegeben
von
Karl Rosenkranz und *Friedr. Wilh. Schubert.*

Neunter Theil. (Metaphysik und Pädagogik.)
Subscriptionspreis: 1 Rthlr. 18 Gr.

Wir überliefern hiermit dem Publicum in schneller Folge auf den ersten, den neunten Theil von Kant's sämmtlichen Werken, den Herr Prof. *Schubert* edirt hat. Er enthält die Metaphysik der Sitten in den zwei Abtheilungen der Rechtslehre und der Tugendlehre, und die Pädagogik. Der Metaphysik der Sitten schickte Kant eine „Grundlegung" voraus, welche im Jahr 1785 zuerst erschien und bereits 1797 ihre vierte Auflage erlebte, als die Rechtslehre und die Tugendlehre bekannt gemacht wurden. Diese Grundlegung zur Metaphysik der Sitten wird der achte Theil unserer Ausgabe bringen. In Bezug auf Kant's Pädagogik, die dem neunten Theile angehängt ist, wird Herr Prof. *Schubert* in seiner Biographie des grossen Philosophen, seine Erläuterungen bringen.

Zunächst werden die anthropologisch-praktischen Schriften, herausgegeben von Herrn Prof. *Schubert*, und die Kritik der reinen Vernunft, herausgegeben von Herrn Prof. *Rosenkranz*, erscheinen.

Leipzig, den 14. Febr. 1838.

Leopold Voss.

Freunden der Insecten- und Schmetterlingskunde erlauben wir uns auf zwei ältere, aber empfehlenswerthe Bücher aufmerksam zu machen, die bei A. Wienbrack in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

K. v. Tischer's encyklopädisches Taschenbuch für Anfänger in der deutschen Schmetterlingskunde, und überhaupt für Freunde dieser Wissenschaft. 2te vermehrte Auflage. Mit 5 Kupfern. 8. 1 Rthlr.

Desselben, die kleinen Schmetterlingsfreunde. Mit 4 Kupfern. 4. 1 Rthlr.

Dr. *J. G. Flügel,*

Triglot or Commercial-Dictionary

in 3 languages: English-French-German; compreh. the technical expressions in Trade Manufactures, Navigation and Law. gr. in 8. ($25\frac{1}{2}$ B.) 1838. cart. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Der erste Deutsch-Englisch-Französische Theil, 1836, wurde mit verdientem Beifall aufgenommen; der dritte Französisch-Englisch-Deutsche Theil wird im Laufe dieses Jahres fertig werden. Der rühmlichst bekannte Verf. liefert hier ein so vollständiges als neues Werk, welches in der Bibliothek keines Rechtsgelehrten, Kaufmanns und Manufacturisten fehlen sollte.

Dr. *C. B. Schade,*

complete practical Grammar

of the German language. Fifth edit. thorongly altered and improved in every part of speech by many additions. 8. (32 B.) Velinpap. Leipsic, London, Philadelphia. cart. 1837. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Diese anerkannt praktische Sprachlehre hat die weiteste überseeische Verbreitung gefunden, und ist besonders den, sich auf dem Continente aufhaltenden Briten und Nord-Amerikanern zur leichten und gründlichen Erlernung des Deutschen mit Erfolg zu empfehlen.

J. C. Hinrichs'sche Buchh. in Leipzig.

Anzeige für Leihbibliotheken und Lesevereine.

Als eine interessante Lectüre ist der eben erschienene historische Roman:

Jacob von Molay, der letzte Templer.

Historischer Roman
von
F. Th. Wangenheim.

3 Bände. 8. Altona, Hammerich. 1838. geh. 3 Thlr.

zu empfehlen.

Wangenheim's Romane werden überall gern gelesen und dürfen in einer gutversehenen Leihbibliothek nicht fehlen.

Ist in sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

F. G. Wetzel's gesammelte Gedichte und Nachlaß.

Herausgegeben von
Z. Funck.

8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Herausgeber hofft mit Recht, durch eine Auswahl von Wetzel's Gedichten, welche in Taschenbüchern und Zeitschriften bisher zerstreut waren, den Dank der Besten zu verdienen und dem Dichter ein Denkmal zu errichten.

Leipzig, im Januar 1838.

F. A. Brockhaus.

So eben ist in Appun's Buchhandlung in Bunzlau erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Eichel, E., Lathonia. 8. geh. 1 Thlr. 4 Ggr.

Friesen, H. von, Grillen. Eine Novelle. 8. geh. 18 Ggr.

Gaudy, Fr. Freih., Venetianische Novellen. 2 Thle. 8. geh. 2 Thlr.

I. Theil: Der öffentliche Erzähler an der Riva degli Schiavoni. — Antonello, der Gondolier. — Das Modell. — Villa Tornaquinci. — Der Schatzgräber. — Frau Venus.
II. Theil: Die Gefangenen. — Cornaletta. — Die Braut von Ariccia. — Die Maske. — Die Brenta-Blume. — Giannettino l'Ingense.

Heusinger, E., Aus den Wanderungen eines Invaliden. 2 Theile. 8. geh. 1 Thl. 16 Ggr.

Kannegießer, K. L., Abriß der Geschichte der deutschen Literatur. gr. 8. 12 Sgr.

Rispart, E., Familienbilder. 2 Thle. 8. geh. 2 Thlr. 12 Sgr.

Inhalt: I. Mutter und Sohn. II. Tante und Neffe. — Bruder und Schwester

Sand, G., Der Geheimschreiber; deutsch von Louise Claudé, herausgegeben von Th. Mundt. 2 Thle. 8. geh. 2 Thlr.

Appun's Buchhandlung.

Die grosse Chronik,

oder

Geschichte des Weltkampfs

in den Jahren

1813, 1814 und 1815

von

Johann Sporschil.

Mit 40 — 50 Stahlstichen nach berühmten Gemälden, historisch-geographischen Uebersichtscharten und Plänen.

Subscriptionsbedingungen.

Die große Chronik erscheint in 12 — 18 Lieferungen. Jede Lieferung mit 3 Stahlstichen und 1 Bogen Text auf feinem Velinpapier kostet 8 Gr., 10 Sgr., 36 Kr. rhein. Ausgabe in Royal-Quart mit Abdruck auf chines. Papier 16 Gr., 20 Sgr., 1 Fl. 12 Kr. rhein.

Man subscribirt auf das ganze Werk, zahlt aber nur bei Empfang einer jeden Lieferung. Subscribenten-Sammler erhalten auf 12 bezahlte Exemplare eins frei. Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

M. G. Saphir,

Humoristische

Damen-Bibliothek.

2 Theile. Broch. 2 Thlr. 4 Gr.

Interessante Neuigkeit.

Dr. Ferdinand Hand,

Prof. und Geh. Hofrath.

Aesthetik der Tonkunst.

Erster Theil.

26 Bogen. gr. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Eine Aesthetik der Tonkunst wurde seit langer Zeit gewünscht und von vielen Seiten angeregt, denn unsere Wissenschaft besaß noch keine vollständige und wissenschaftlich durchgeführte Untersuchung. Was wir hier darbieten, soll darauf hinwirken, daß in die ästhetischen Grundansichten von der Musik Einheit und Klarheit komme, sowie es überhaupt bestimmt ist, den Freunden der Tonkunst das Urtheil über musikalische Werke und Meister zu befestigen, und das Schwanken in den Grundbegriffen zu mindern. Fern von aller Polemik will das Buch als ein Product der reinsten Liebe für die Sache der Kunst aufgenommen sein und eine lebendigere Begeisterung für das Schöne vermitteln.

(Der 2te (letzte) Theil zu Ostern.)

Leipzig. C. Hochhausen und Fournes.

Bei J. M. Gebhardt in Grimma erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

National-Versammlung

der

deutschen Lyriker

des 18. und 19. Jahrhunderts

von

Ferdinand Stolle.

Dieses Werk, welches in circa 10 Lieferungen von je 6 Wochen, à 9 Bogen in 8. auf feinstem Velinpapiere erscheint, wird aus 3 Bänden bestehen, von welchen jeder eine Periode der deutschen Lyrik enthält. Der erste Band geht von Haller bis Goethe, der zweite von Goethe bis Heine und der dritte Band umfaßt die neuere Dichterschule, welche mit Heine ihren Anfang nimmt. Jeder in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Lyrik berühmt gewordene Dichter wird durch ein und zwar durch das beste Gedicht aus den verschiedenen Gattungen der Lyrik, in welchen er sich auszeichnete, repräsentirt, und somit wird dieses Werk eine Literaturgeschichte der deutschen Lyrik in Beispielen seyn.

Noch ist zu bemerken, daß sämmtliche lebende Dichter, bis auf sehr wenige, deren Theilnahme noch zu erwarten steht, diesem nationalen Unternehmen dadurch fördernd zur Seite stehen, daß sie durch eigne Wahl, ihrer schönsten poetischen Leistungen ihr dichterisches Portrait in dieses National-Album der deutschen Lyrik eingetragen haben.

Die erste Lieferung liegt in allen Buchhandlungen zur Ansicht bereit und wird für 12 Gr. oder 54 Kr. rhein. verkauft.

Ferner:

Mährchen

der

Tausend und Einen Nacht

für

die Jugend bearbeitet

von

Albert Ludw. Grimm.

Diese dem Publicum schon längst als ausgezeichnet bekannte Jugendschrift erscheint in 10 Halbbänden in Zwischenräumen von je 4 Wochen, auf feinstem Velin-Papier à 6 Gr. oder 27 Kr. rhein, so daß das ganze Werk, welches früher 7 Thlr. 12 Gr. kostete, nicht mehr als 2 Thlr. 12 Gr. kosten wird. Später tritt der Ladenpreis von 5 Thlrn. ein. Der 1. Halb-Band ist in jeder Buchhandlung einzusehen.

Auf 12 Exemplare wird von jeder Buchhandlung ein Frei-exemplar gegeben.

So eben ist im Verlage des Unterzeichneten erschienen:

Erste Eindrücke eines Laien auf der Leipziger Kunstausstellung im Herbst 1837. Von *Heinrich Paris.* gr. 8. elegant broch. 12 Gr.

Da das kunstliebende Publicum dem Erscheinen dieses gehaltvollen Schriftchens mit Verlangen entgegen sah, so fühle ich mich zu einer nochmaligen Empfehlung desselben veranlasst, um so mehr, da der geistreichen Behandlung des Stoffes die gefällige äussere Form vollkommen entspricht.

Leipzig, im April 1838. ***B. G. Teubner.***

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 84. — den 30. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von R. E. Prutz.

An die Heimath.

1.

Will ruhn und schlummern! — Ich vermag es nicht,
Es senkt kein Schlaf sich auf die müden Glieder;
Vom Lager spring' ich, wandle auf und nieder,
Und harr' und sinne bis zum Morgenlicht.

Ach, mich verfolgt ein liebliches Gesicht!
Der mir entfloh'n, der sel'ge Mai, kehrt wieder,
Ich sehe sie, ich höre ihre Lieder,
Die Lippe küß' ich, die von Liebe spricht.

Will ruh'n und träumen! — Ob ich das vermag?
Nicht von vergang'nen, von zukünft'gen Zeiten,
Von neuer Sonne, die aus Nebeln bricht, —

Vom Wiedersehen, von dem sel'gen Tag,
Da sie die Meine wird für Ewigkeiten —:
Ja, träumen will ich; ruhen kann ich nicht.

2.

Hab' ich geliebt? Hab' ich das Glück empfunden,
Das wie ein Mährchen durch den Sinn mir schwebt?
Hat Herz an Herzen glühend heiß gebebt,
In süßem Kuß sich Mund dem Mund verbunden?

Kaum weiß ich's mehr: die Wonne jener Stunden, —
Wie die Raquete sich gen Himmel hebt,
Ein Mal nur flammt, dann sich in Nacht begräbt,
So ist auch sie begraben und verschwunden.

Und dennoch, horch! was flüstert mir im Herzen
Von der entschwund'nen, selig süßen Pein,
Von meinem Glück —, dem meinen und dem ihren?

Ach! meine Lust ahn' ich aus meinen Schmerzen:
So ganz verarmt, so elend ganz zu sein,
Mußt' ich unsäglich großes Glück verlieren.

3.

Wie oft, mein Lieb, bin ich mit Dir gegangen,
In später Nacht! Mit Dir ich ganz allein!
In meiner Hand hielt ich die Hände Dein,
Auf meine Schulter lehntest Du die Wangen.

Kein Sternchen schien, Nacht hielt die Welt umfangen —
Nicht Nacht für mich! Mir schien ein Stern darein,
Ein wundervoller — Deines Auges Schein,
Tag ward die Nacht, und alle Himmel klangen.

Jetzt, da ich Dich, Du süßes Licht! verlassen,
Kein Tag für mich! Licht ist in Nacht verkehrt,
Und dunkel sind die sonnenhellen Gassen.

O, Liebe! sprich, kannst du das Wunder fassen,
Das also mir die Sinne hat bethört? —
Ich hab' ja Dich, Du süßes Licht! verlassen.

4.

Hast Du die Alp im Abendroth gesehen?
Die Thäler schlummern, Nacht umhüllt die Flur,
Die Alp allein im dämmernden Azur
Scheint leuchtend noch in Sonnenglanz zu stehen.

Und sehnst Du Dich hinauf zu jenen Höhen,
Zu ew'gen Tages gold'ner Rosenspur?
Das ist kein Tag, — ist Abendschimmer nur,
Die Sonne mußte längst zur Ruhe gehen.

— Der Alpe mag ich selber mich vergleichen:
Noch glänzt mein Blick, noch athmet doch die Brust,
Noch schwebt ein Lächeln um die jungen Wangen;

Doch was Du deutest als der Freude Zeichen,
Ist nur ein Schimmer längst gewes'ner Lust, —
In mir ist's Nacht, die Sonn' ist untergangen.

5.

Schau' ich der Blumen buntgeschmückten Flor,
Der Blumen denk' ich da mit stillem Bangen,
Die ich aus Deinen Händen einst empfangen,
Und unaufhaltsam bricht die Thräne vor.

Tönt Lerchenlied mir ins erschrockne Ohr,
Denk' ich der Lieder, welche ehmals klangen,
Da Du und ich um Mitternacht gegangen,
Und jeder Ton sagt, daß ich Dich verlor.

Doch wenn gen Himmel dann mein Auge sieht,
Zu jenem Stern, der Dich und mich gesehen,
Dann gießt ins Herz sich Paradiesesruh'.

Die Blume welkt, es schweigt der Lerche Lied,
Der Himmel nur, der ewige, bleibt stehen, —
Und wie der Himmel ewig bleibst mir Du!

6.

Schilt mich nicht treulos, schau' ich nach den Frauen!
Nur Dein gedenkend, einzig, Liebe! Dein,
Geh' ich bedachtsam durch die bunten Reih'n,
Ob ich nicht Eine, die Dir gleicht, kann schauen.

Sieh, Jene dort! die Stirne sieh, die Brauen,
Am Kinn das Grübchen — solltest Du es sein?
Doch nein! das sind nicht Deine Locken, nein!
Das sind die Augen nicht, die wunderblauen.

So födt' ich spielend mir die langen Stunden:
Schilt mich nicht treulos! Immer ahn' ich Dich,
Und immer seh' ich wieder Dich entschwinden.

Und fänd' ich Alles, Alles auch verbunden,
Was Dich allein ziert, — holde Liebe! sprich,
Das Eine doch, Dein Herz, wo sollt' ich's finden?

7.

Wir lesen viel von jenen alten Rittern,
Die im Gefecht mit Drachen, Riesen, Feen,
Der Heißgeliebten Namen zu erhöh'n,
Die Welt durchzogen ohne Furcht und Zittern.

Und kehrten heim gleich fruchtbelad'nen Schnittern,
An Ehre groß, von Wunden schmuck und schön,
Und legten ihr zu Füßen die Trophän
Von Siegsgeschmeide, Fahnen, Lanzensplittern.

Ach, daß auf ewig diese Zeit entschwunden!
Ja, kämpfen wollt' ich, wär' es mir vergönnt,
Daß sich vor Dir die Erde sollte neigen.

So hätt' ich Raum für meine Gluth gefunden;
Jetzt aber, ach! was mir im Innern brennt,
Kann ich Dir nur in schlechten Reimen zeigen.

8.

Nichts Schön'res weiß ich, als mich zu versenken
In jene Tage, welche nicht mehr sind,
Als jenen Frühling, unaussprechlich lind,
Da ich bei Dir war, rastlos durchzudenken.

Zwar weiß ich wohl: auf Andres sollt' ich lenken
Den jungen Muth; die Jahre flieh'n geschwind,
Ruhmlose Namen flattern hin im Wind,
Drum Thaten gilt es seiner Mitwelt schenken.

Ich acht' es nicht! Inbrünstig ganz versunken
In jene Zeit, bin ich der Larve gleich,
Die sich ihr Grab in Rosen hat gesponnen.

Doch hoffe nur! Bald blitzt der Lebensfunken,
Ein Wiedersehn an Freuden überreich,
Ein neuer Mai von kaum geahnten Wonnen. —

9.

Wahnwitzig hör' ich oft den Frommen schmähen,
Der Jahre lang im fernen Morgenland
Gen Himmel starrte nach der Sonne Stand,
Im Lichte dort den Ewigen zu sehen; —

Ward Mann und Greis, und ruhte nicht zu spähen,
Ja, da die Gluth das Aug' ihm ausgebrannt,
Kehrt' er geblendet, dennoch unverwandt
Den todten Blick empor zu jenen Höhen.

So schaut' auch ich mit Wonne, nicht zu fassen,
Auf Dich allein, Du Sonne mir und Licht!
Und konnte nicht von Dir die Seele kehren.

Jetzt aber, ach! da Du mich hast verlassen,
Sprich, süßes Lieb! gleicht meine Seele nicht
Dem Auge jetzt, dem ausgebrannten, leeren?

10.

Ich weiß, Du liebst mich; doch ergreift mich Zagen,
Ob Du mir treu wirst in der Ferne sein,
Ob Du mein Bild in Deines Herzens Schrein
Wirst ungetrübt und unverloren tragen.

Du bist so schön; so Viele, die Dir's sagen, —
So lustig lacht des Lebens Morgenschein:
Wer bin nur ich mit meinen Träumerei'n,
Daß ich zu Dir die Augen aufgeschlagen.

— Und frag' ich noch? Ich frage, süßes Leben?
O, zürne nicht dem allzuschwachen Muth:
Das eigne Herz kann mir ja Antwort geben.

Ich war so schwach und bin so treu geblieben,
Du bist so gut, so mehr, als engelgut —:
Mit welcher Treue mußt nicht Du mich lieben!

11.

Heimkehr.

Ich habe Dich, nicht hast Du mich gesehen.
Am Fenster stand ich, lauschte bang hinein,
Da saßest Du bei Deiner Lampe Schein,
Still war's umher, den Pendel hört' ich gehen.

Mir schien's wie Gram auf Deiner Stirn zu stehen,
Feucht schien Dein Blick — gewiß, Du dachtest mein,
Daß ich von Dir muß gar so ferne sein,
Und ahntest nicht, was heimlich ist geschehen.

Schlaf, süßes Lieb! Gut' Nacht auf wenig Stunden!
Träume von mir, und bist Du halb erwacht,
Dem Traume zürnend, der so bald verschwunden:

Dann weck' ich Dich mit meinen Flammenküssen,
Taghelle Wahrheit wird das Bild der Nacht,
Nicht ob Du wachst, ob träumest, sollst Du wissen.

Clotilde von Vallon-Chalys *).

Clotilde von Vallon-Chalys, auch nach ihrem Gemahl Surville genannt, ist um das Jahr 1405 unweit Vallon in Languedoc geboren. Sie stammt aus jener Dichterschule, welche von Heloise, der Geliebten Abälard's, gestiftet wurde, mehrere gefeierte Dichterinnen zu Zöglingen zählte, in unserer Clotilde ihren Höhepunct erreichte, und bald nach deren Ableben erlosch. Der bekannte Gelehrte Vanderbourg gab ihre Gedichte — das Manuscript war ihm durch Zufall in die Hände gerathen — 1804 heraus, und begleitete die Edition mit einer Biographie der Dichterin. Diese Sache erregte Aufsehen. Niemand wußte etwas von Clotilden; keiner ihrer Zeitgenossen hat ein Document hinterlassen, worauf man den Beweis, daß sie wirklich existirt habe, stützen konnte. Man witterte eine Mystification. Dazu kamen gewisse in Clotildens Dichtungen bemerkbare Eigenthümlichkeiten, welche von der zu ihrer Zeit gangbaren Manier, zu dichten und sich auszudrücken, entschieden abwichen. Man fand in den Gedichten neben dem naiv Natürlichsten auch viel des Manierirten, was mehr dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte anzugehören schien als dem funfzehnten. Ganz besonders fiel in diesen Liedern die standhafte Beobachtung des metrischen Gesetzes und das Abwechseln mit männlichen und weiblichen Reimen auf, eine Regel, die man sonst von den provenzalischen Dichtern jenes Jahrhunderts nicht beobachtet findet, und welche Marot selber nicht gekannt zu haben scheint. Wer aber, fragt man weiter, ist denn eigentlich der Verfasser dieser zärtlichen, rührenden und im hohen Grade wohllautenden Gedichte? War es Joseph Stephan von Surville, der selber Dichter gewesen ist, die von ihm im Manuscript vorgefundenen Dichtungen seiner Ahnin ordnete, und 1798 als ehemaliger Emigrant zu Puy en Valay erschossen wurde? Das Manuscript, welches Surville hinterließ, ist eben dasjenige, welches Herrn Vanderbourg durch Zufall in die Hände gespielt ward. Oder wie — argwohnte einer der jetzt geachtetsten deutschen Schriftsteller, welcher im berliner Conversationsblatt einige von Rosa Maria verfaßte einfach schöne Uebersetzungen der Clotilde'schen Lieder mittheilte — wenn Vanderbourg selbst der Verfasser ist? — Denn, setzte er hinzu, Vanderbourg ist immer ein närrischer Kauz gewesen. War aber Vanderbourg der Verfasser, so hat er nicht blos die Gedichte untergeschoben und eine Lebensbeschreibung der Clotilde erdacht, er mußte sich auch einen Lebenslauf des J. Stephan von Surville combiniren und diesem die langwierigen Beweise, daß Clotilde existirt habe, in den Mund legen u. s. w. In der That, das wäre eine bewundernswerthe und noch dazu uneigennützige Speculation, vortreffliche Gedichte zu verfassen und damit einen fremden Namen aus dem 15ten Jahrhundert namhaft zu machen! Welche complicirte Erdichtungen, nur um eine Caprice zu befriedigen! Gewiß, ein noch größerer Kunstwerk — weil wahrscheinlicher — als Wagner's neu entdeckter Sanchuniathon! — Gaudy zweifelt an der Aechtheit dieser Gedichte durchaus nicht, obgleich er nichts geradezu beweisen und sich mehr auf blos moralische Ueberzeugung stützen kann. Er sagt: der vollgültigste Beweis für die Aechtheit dieser Gedichte liegt in ihnen selber. Wer anders als eine Frau war wohl im Stande, jene liebeathmenden Rondeaux, oder die Reime „an meinen Erstgebornen" zu schaffen, Dichtungen, in denen die leidenschaftlichste Liebende, die zärtlichste Gattin, die glücklichste Mutter ihre Gefühle so treu, so wahr, so innig ausspricht? Alle Zweifel, welche gegen den Styl, die Versification mit

*) Auswahl in freier Bearbeitung, von Franz Freiherrn Gaudy. Berlin, Enslin.

einem Anschein von Recht erhoben werden könnten, scheitern an der Macht des moralischen Beweises, und nicht unpassend dürfte hier der Ausspruch Jean Jacque's angewandt werden: si c'est une fable poétique, l'inventeur en serait plus étonnant que le héros.

Wie dem nun auch sei — wir haben in diesem überaus zierlich ausgestatteten Bändchen eine nur vielleicht zu kleine Anzahl von Liedern vor uns, welche die ungeschminkteste Naivetät, das rein ursprüngliche Leben eines glühenden Herzens, die wärmsten Gefühle der Gatten- und Mutterliebe, die zärtlichsten Klagen während der Abwesenheit des Geliebten, die innigste Empfängniß für die Eindrücke der umgebenden Natur in lieblichen Rhythmen ausathmen. Jene umfassende Liebesgluth sprudelt am mächtigsten in der Heroide „an meinen Gatten Berengar;" alle nur denkbaren Gefühle einer Mutter überstürzen sich in dem Gedicht „an meinen Erstgebornen." Wie anmuthig ist diese Strophe:

Das Aermchen sinkt — Schlaf hat ihn sanft umfangen —
Sein Aeuglein schloß — er regt sich nicht — schlief ein —
Wenn nicht des Apfels Farb' auf seinen Wangen,
Man glaubte fast, er könne leblos sein.

Und dann:

Wie willig wird mein Gatte Deinem Streicheln
Sich leih'n! Um Deinen Kuß wie häuf'ger Streit!
Schelm, hoffe nicht, er werde Dir nur schmeicheln —
Clotilden spart er gleiche Zärtlichkeit. —

Es ist sein Wesen — es sind ganz die Züge
Des Vielgeliebten — seiner Wangen Ros' —
Sein Flammenblick — und staun' ich noch? — Wie trüge
Ein andres, als sein zweites Selbst mein Schooß?
u. s. f.

Die Uebersetzung ist im hohen Grade gewandt, fließend und im Ganzen auch wohllautend. Nur selten stört eine Härte, aber unnatürlich hart ist folgender Vers:

Rasch zischet ihre thör'chte Freude auf.

Ich bin sonst ein Recensent, der sich, so gut wie Franz Mohr, nicht mit Kleinigkeiten abgibt, aber ich meine, daß man mit keiner Sprache delicater verfahren darf, als mit der deutschen, und daß der zischende Uebellaut hier so leicht, und zwar gerade von einem so bedeutenden Versvirtuosen wie Gaudy, zu vermeiden gewesen wäre. Dergleichen stört, wie an einer einzigen Stelle ein schmuziger Farbenauftrag auf einem sonst schönen Gemälde.

M.

Englische Romane.

Nathan der Quäker, oder der Satan des Urwaldes. Nordamerikanischer Roman von Dr. Bird, herausgegeben von W. Harrison Ainsworth, übersetzt von Joh. Sporschil. 3 Bde.

Die Theilnahme der europäischen Welt hat sich auf die Seite des „rothen Mannes" geworfen, der von seinen anglo-amerikanischen Feinden ohne Gewissensbisse von Land und Besitzung vertrieben ward. Hier haben wir ein Buch, das uns die Ureingebornen Nordamerikas von einer ganz andern Seite zeigen möchte. Doctor Bird, der Verfasser, ist in der Literatur der Vereinigten Staaten wohlbekannt. „Calavar", „der Ungläubige" und „Spartakus" haben ihm unter seinen Landsleuten seinen Ruf gesichert. Sein Nathan ist vielleicht sein bestes Werk. Es ist voller Abenteuer, wie sie sich nur in jenen unermeßlichen Urforsten zu einer Zeit zutragen konnten, wo der wilde Indianer beständig in blutigen Fehden mit dem kaum minder wilden Hinterwäldler verwickelt war, der auf seinen höchst fragmentarischen Zusammenhang mit der civilisirten Welt pochte. Doctor Bird zeigt uns an den Ureinwohnern nicht jene heldenmüthigen Tugenden, welche ihnen sonst zugeschrieben werden, vielmehr als listig, treulos, grausam, feig, sogar mit der Schuld des Weiber- und Kindermordes befleckt. Der Verf. ist jedenfalls von Nationalfeindschaft erfüllt, bei alledem bleibt sein Gemälde als Parteischrift interessant. Seine Schilderung der Waldwelt Nordamerikas ist reizend; das Dunkel, die Einsamkeit, die riesige Vegetation, das verworrene Ineinander der Wildniß, das isolirte Blockhaus, der brausende Strom und die unendlichen Weiten, die ganze großartige Naturwelt nimmt uns auf und fesselt uns. Unter den komischen Figuren, die er aus dem Volke aufgreift, ist der Pferdedieb Brüll-Ralf sehr ergötzlich. Der landdurchirrende Nathan, der seinem Rachegefühl unzählige Opfer schlachtet, ist ein großartiges Bild.

Notiz.

[Deutsche Pedanterie.]

Der alte Böttiger äußerte einmal in einem Briefe: es hätte Schiller'n an Kenntnissen gefehlt, und er hätte, um ein solider Mensch zu werden, am besten gethan, die Tochter des Buchhändlers Schwan zu heirathen. — In diesem Ausspruch hören wir die Stimme der tausend und aber tausend deutschen Werkeltagsmenschen, welche sich in eine amtliche Stellung eingewühlt haben! — Vielleicht hätten wir an Schiller einen gesetzlichen und gesetzten Spießbürger gewonnen, aber über dem Spießbürger Schiller den Dichter Schiller verloren. Hundert Gelehrte wiegen das nicht auf, was der ungelehrte Schiller an Deutschland, oder der noch ungelehrtere Shakspeare an der gesammten germanischen Welt gethan und gewirkt hat. Das Beste freilich wär's, wir Alle gingen Rüben schaben und Kraut und Kartoffeln bauen — das ist doch eine nützliche Wirthschaft und läßt uns Zeit genug übrig, Kinder zu warten und Gellert's Trostgründe für ein sieches Leben zu studiren.
12.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung
für die
Elegante Welt.



Achtunddreißigster Jahrgang.

Mai.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche rc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, rc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Tuen- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

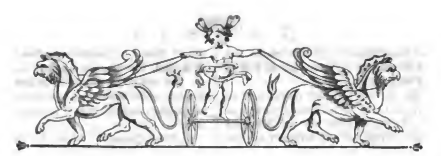
Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

(Hierbei eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 85. — den 1. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquise von Spinarosa.

1.

Am Johannisabend des Jahres 16.. hatten die Rathsherren der guten Stadt Aix, dem alten Herkommen gemäß, einen großen aus Reisig und Holzklötzen erbauten Scheiterhaufen anzünden lassen, der auf dem Predigerplatze errichtet war, und über dem hoch in der Luft die Fahne mit den französischen Lilien flatterte. Bald erhellte die Flammenlohe die hohen Häuser dieses Platzes und seine hundertjährigen Ulmen, und die Fenster des Palastes der ehemaligen Grafen von Provence erglänzten in ihrem Widerschein. Das Volk klatschte jubelnd in die Hände und tanzte die Farandola um das Freudenfeuer herum; von Zeit zu Zeit fiel ein Schwärmer mitten unter die Menge, die dann mit lautem Geschrei auseinander fuhr. Die besonnenen, ruhigeren Menschen begannen schon sich weg zu begeben.

Gegen neun Uhr, als der Holzstoß niedergebrannt war, entfernten sich auch die Rathsherren, und nun begann der kleine Krieg. Seit der Erfindung des Schießpulvers hatte man am Johannisfeste jedes Jahr eine große Menge desselben verbraucht; der Magistrat duldete diese Art von kriegerischer Lustbarkeit, ob sie gleich jedes Mal einigen Menschen das Leben kostete, da man bei dem Werfen der Raqueten und der Schwärmer durchaus keine Art von Vorsicht beobachtete.

Auch fand man am Johannisabende in dieser Hauptstadt der Provence noch vor Sonnenuntergang alle Thüren und Fenster sorgfältig verschlossen; rechtliche Leute zogen sich in ihre Häuser zurück und wagten sich nicht auf die Straßen hinaus, wo die Officiere des Regiments Royal-Comtois, die Schreiber des Gerichtshofes und die Studenten der Universität Tausende von Feuerrädern, Schwärmern und Raqueten abbrannten. Auf dem erst erwähnten Platze ging es am feurigsten her, denn hier kämpften die Schreiber und die Officiere schon seit einer Stunde mit einander. Der Pöbel, der dabei die Rolle der Kampfrichter spielte und jede ausgezeichnete Waffenthat dieser Schlacht mit Jubelgeschrei begrüßte, war schon bis in die benachbarten Straßen zurückgewichen. Nur ein in einen weiten Mantel gehüllter Mann, dessen Gesicht durch einen breiten, niedergeschlagenen Hut verdeckt wurde, blieb, dem Hotel des Parlaments-Präsidenten gegenüber, unbeweglich an einen Baum gelehnt stehen.

„Holla! Meister Brissot," rief ihm im Vorbeigehen einer der Gerichtsschreiber zu, „Ihr seid unbewaffnet. Nehmt Euch in Acht!"

Ruhig sah sich der Advokat um.

„Bravo! Marius Magis," antwortete er; „die Officiere setzen Euch tüchtig zu, allein Ihr bleibt ihnen nichts schuldig."

„Sie sollen uns wohl das Feld räumen müssen," erwiederte er, „aber ihr thätet wirklich besser, Meister Brissot, wenn Ihr nach Hause ginget. Ihr lauft Gefahr, im Gesicht versengt zu werden; es geht hier heiß her."

„Ein Bischen Pulverdampf, und der thut mir nichts, da ich gut dagegen geschützt bin," sagte Brissot und wi-

delte sich fester in seinen Mantel. „Ich will indessen doch nach Hause gehen, um mich in einer kühleren Luft zu erfrischen. Gute Nacht, Marius Magis."

Er winkte ihm hier mit der Hand ein Lebewohl zu, und ging nach einem kleinen in der Straße Portalet gelegenen Hause. Die Thür war, wie zur Zeit eines bürgerlichen Krieges, verrammelt und verschanzt, und hinter keinem Fenster sah man Licht schimmern.

Der Advokat öffnete leise die Hausthür und schlich in einen schmalen Gang, der zum Vorplatz diente und nach dem Hofe führte. Kaum hatte er die Thür wieder hinter sich zugemacht, als eine Petarde vor der Schwelle derselben zersprang.

„Welches albrene und tobende Vergnügen!" murmelte Brissot vor sich hin, als er sein im Erdgeschoß gelegenes Arbeitszimmer aufschloß.

Die Gardinen von blauem Wollenzeuge waren dicht vor den Fenstern zugezogen; auf dem mit Acten und Papieren bedeckten Schreibtische brannte eine Lampe; gepolsterte Bänke und einige Strohstühle standen an der Wand umher, und eine Wanduhr und einige hundert Bücher, die auf zwei schwarzen Bretern aufgestellt waren, vervollständigten das Ameublement dieses Zimmers, in dem der berühmte Advokat Jaques Brissot seine Clienten empfing.

Er warf schnell seinen Mantel ab und setzte sich in den großen rothledernen Lehnstuhl, der viel älter war, als er selbst; nun tauchte er die Feder in ein Tintenfaß aus schwarzem Horn, aus dem die Brissot's schon seit drei Generationen ihre langen und gelehrten Gutachten geschrieben hatten. Doch diesmal fehlte es dem Advokaten an der erforderlichen Sammlung; eine unüberwindliche Zerstreuung hatte sich seiner bemächtigt, und der weiße Bogen Papier, den er vor sich hingelegt hatte, blieb unbeschrieben. Der Kampf zwischen seinem Willen und der fixen Idee, die ihn beschäftigte, wurde ihm bald lästig, er warf die Feder weg, stützte den Kopf auf die Hand und versank in seine Träumereien. Sein Blick irrte gedankenlos auf den Papieren umher, die auf dem Schreibtische aufgehäuft lagen; maschinenartig las er die Aufschriften einiger Klagschriften; allein ein tiefes, zärtliches Gefühl leuchtete dabei aus seinen schönen blauen Augen; er lächelte seine Bücher, seine eingestäubten Acten freundlich an, eine wonnevolle Erinnerung erfüllte sein ganzes Herz. Doch zuweilen trübte ein bitterer, schmerzlicher Gedanke diese stumme Begeisterung; er drückte die Hände gegen die Stirn und fragte sich selbst, wohin ihn dies führen solle? — „Herr, mein Gott!" flüsterte er, „welche vermessene Gedanken! — es ist Tollheit, sich ihnen hinzugeben!" —

Und von neuem tauchte er die Feder ein und wollte schreiben; allein dieser eine, unwandelbare Gedanke kam bald wieder, und er versank abermals in tiefe Träumerei.

„Vetter Jaques!" rief vor der Thür des Zimmers eine sanfte, helle Mädchenstimme, „gefällt es Euch, zu Tische zu kommen?"

Er stand rasch auf, und plötzlich in den Kreis seiner gewöhnlichen Beschäftigungen zurückversetzt, begann er seine Papiere zu ordnen.

„Meine Tante wartet auf Euch; kommt Ihr, Vetter?" fragte schüchtern dieselbe Stimme.

Nun ergriff er die Lampe und folgte dem jungen Mädchen.

Zu jener Zeit waren die Advokaten noch nicht wie heut zu Tage vornehme Herren und ihre Häuser waren keine Hotels; Brissot's Arbeitszimmer war das schönste Gemach im ganzen Hause; ein Vorzimmer gab es nicht und die Küche diente der Familie zum Salon. Hier hielten sich die Mutter und die Cousine des jungen Advokaten für gewöhnlich auf; alles, was man darin sah, war reinlich, glänzend, wohlerhalten, und die ganze Einrichtung zeugte von der bescheidenen Wohlhabenheit einer anständigen, bürgerlichen Familie, in der die Frau des Hauses sich selbst um das kleinste Detail ihrer Wirthschaft bekümmert.

Gerade über dem Kamin stand ein übergroßes Kannenbret, dessen Reihen mit silberblankem Zinn und bunten Blumentöpfen und gemalten Tassen besetzt waren. Der nußbaumene Tisch, auf dem das Abendbrot aufgetragen war, war mit einem schneeweißen leinenen Tuche bedeckt, auf dem eiserne Gabeln und zinnerne Becher zu sehen waren. Ein mit schwarzem Leder überzogener Lehnstuhl deutete den dem Herrn des Hauses gebührenden Platz an, und in einer ehrerbietigen Entfernung stand der Sessel der alten Magd, die an demselben Tische mit ihren Gebietern ihre Mahlzeit theilte.

Die Mutter des Advokaten war eine eben so verständige als fromme Frau, die in dem ganzen Stadtviertel wegen ihres musterhaften Lebenswandels und wegen ihrer Wohlthätigkeit verehrt wurde. Ob sie gleich ihrem Manne 3000 Thaler zugebracht hatte, wagte sie es doch nicht, sich Madame nennen zu lassen, sondern begnügte sich mit der einfachen Benennung Misé Brissot *). Ihre Nichte Katharina Brissot war achtzehn Jahre

*) Dies Wort ist jetzt veraltet, würde sich aber mit „wackere Frau" verdeutschen lassen.

alt; sie war ein zartes blondes Mädchen, ein so sanftes und reines Geschöpf, daß selbst böse Menschen, wenn sie sie sahen oder mit ihr redeten, für den Augenblick gut wurden. Früh verwaist, war sie mit ihrem Vetter, dem Advokaten, verlobt, und noch vor Ablauf des Jahres sollte die Hochzeit gefeiert werden.

„Ihr leset zu viel, Vetter Jaques," sagte sie, und sah ihn mit ihren klaren frommen Augen liebevoll an, „Ihr schadet Euch dadurch. Eure Augen sehen so trübe aus, als wenn Ihr geweint hättet.

„Es hat nichts zu sagen," unterbrach der Advokat sie schnell; „ich habe die ganze vorige Nacht gearbeitet, aber dafür will ich auch in dieser recht ausschlafen."

Katharina setzte sich bei Tische neben die Mutter und entfaltete maschinenmäßig ihre Serviette; als aber jetzt ihr Blick auf den neben dem Advokaten leer gebliebenen Platz fiel, zerfloß sie in Thränen.

„Faßt Euch, Katharina," sagte er mit einem ernsten, beinahe strengen Tone. „Ihr habt schon zu viel Thränen um das unglückliche Mädchen vergossen. Gott erbarme sich ihrer! wir können nichts mehr für sie thun."

„Meine arme Schwester!" erwiederte Katharina, „wer weiß, wo sie in diesem Augenblicke ist, und wie unglücklich sie sich vielleicht fühlt! Ach, Vetter Jaques, wenn Ihr mir nur wenigstens Nachricht von ihr verschaffen könntet!"

Der Advokat und seine Mutter warfen sich hier einen betrübten Blick zu.

„Du kannst sie nicht wiedersehen, mein Kind," sagte die Mutter, „für uns ist sie so gut wie gestorben. Sie war mündig, als sie unser Haus verließ, und wir konnten sie nicht gegen ihren Willen hier behalten. Möge Gott sie leiten und schützen! — Die Schönheit ist ein gefährliches Geschenk, liebe Katharina, wenn man nicht seine Pflichten liebt und die Sünde verabscheut!"

„Laßt uns nicht mehr von ihr reden," setzte der Advokat hinzu; „der Name Clara muß in diesem Hause vergessen werden, und Ihr, Katharina, müßt Euch an den Gedanken gewöhnen, daß Ihr nie eine Schwester gehabt habt. Versprecht mir, daß Ihr es thun wollt."

„Ich verspreche, Ihrer nur in meinem Gebete zu gedenken," antwortete sie mit einem Seufzer.

Während dieses Gesprächs ging es draußen sehr tumultuarisch her; der Lärm, das Geschrei, das Schießen wurde immer heftiger und drang selbst bis in die kleine, abgelegene Straße Portalet.

„Heilige Jungfrau!" rief die alte Magd, „wenn nur kein Mensch dabei zu Schaden kommt!"

„In dem Jahre, in dem der König starb," sagte Misé Brissot, „fuhr einem der Gerichtsschreiber eine Petarde ins Gesicht und verbrannte ihn so schrecklich, daß er daran sterben mußte."

In diesem Augenblicke schien das Getümmel näher zu kommen. Man hörte rufen und laut lachen; wahrscheinlich setzte man irgend einem Flüchtlinge nach; man vernahm das Platzen einiger Petarden und den Angstschrei einer weiblichen Stimme, und fast in demselben Augenblicke klopfte man heftig an die Hausthür. Der Advokat stand auf und tappte im Dunkeln hin, um sie zu öffnen. Kaum hatte er den Riegel weggezogen, als auch Jemand hereinstürzte, die Thür hinter sich zuwarf und mit gebrochener Stimme fragte:

„Sind wir allein, Meister Brissot? Mich darf in diesem Augenblicke Niemand sehen."

Zitternd und so voll Erstaunen, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte, ergriff er diese Person beim Arme und stieß sie schnell in sein Zimmer hinein, da Katharina eben mit Licht kam. Der Advokat nahm ihr die Lampe aus der Hand.

„Geht zu meiner Mutter," sagte er ihr, „ich will allein sein."

In der Straße dauerte das Toben und Schreien fort. Brissot verschloß sein Zimmer hinter sich. Die Dame, die bei ihm Zuflucht gesucht hatte, war ganz erschöpft in den rothen Lehnstuhl gesunken und schien mit Todesangst auf die Stimmen ihrer Verfolger zu horchen. Der Advokat stand bleich und unentschlossen neben dem Schreibtisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Custine über Murillo*).

1.

An Frau Varnhagen von Ense.

Sevilla, 5. 31.

— — In einer Sacristei der Hauptkirche fielen mir die Portraits zweier Bischöfe, des h. Isidorus und des h. Bonaventura, auf. Nie brachte man wohl die Täuschung durch Farben weiter. Die Kunst ist auf diesem Punkte Zauberei. In der nöthigen Ferne erscheinen diese Gemälde ganz vollendet; steigt man aber auf die Leiter und nähert sich der Leinwand nach Gefallen, so sieht man nur die gröbsten Pin-

*) L' Espagne sous Ferdinand VII. par le Marquis de Custine. 2 tomes. Paris, Ladvocat. 1838. Die spanische Galerie Louis Philipp's zieht von neuem das Auge der Welt auf die spanische Malerschule, so daß es von Interesse scheint, die begeisterten Schilderungen Custine's auch deutschen Lesern theilweis vorzuführen.

felstriche, und das Meisterstück wird zur Sudelei. Uebrigens ist dies nicht die gewöhnliche Manier Murillo's; er hat hier zeigen wollen, daß er auf den Effect zu malen verstehe, wenn er wolle. Im Allgemeinen war er äußerst sorgsam in der Ausführung, und seine Gemälde zeichnen sich durch die Feinheit des Strichs wie durch die Weichheit seines Pinsels aus. Es charakterisirt ihn, daß er die Geduld in gleich hohem Grade besitzt wie die Begeisterung. Die außerordentliche Sorgfalt, die er auf seine Pinselführung verwendete, war eine Art von Achtung vor sich selbst, wie vor dem Publikum. Dieses ängstliche Arbeiten hat dem Aufschwunge seines Talents so wenig geschadet als dem Fluge des Raphael'schen Genius. — Der Saal des Capitels faßt 3 oder 4 Gemälde Murillo's, unter andern eine Madonna und zwei Heilige, die seinen besten Werken gleichzustellen sind. Vor Allen fiel mir ein Bild dieses Meisters auf, welches in einer der abgelegensten Sacristeien stand, um dort von einem jungen Maler copirt zu werden. Es war hier besser erleuchtet als in der Kirche, und ich konnte mich dessen ungestört erfreuen. Nichts machte bis jetzt von der spanischen Malerei so großen Eindruck auf mich als diese Composition, welche eben so einfach als poetisch war. Vorzüglich herrscht in den Werken Murillo's das Gefühl christlicher Poesie vor. Er ist verschiedenartig, glänzend, voller Ausdruck, Bewegung und Einbildungskraft; zuweilen ist er selbst großartig, wenn auch nur selten, immer jedoch religiös. Im Allgemeinen fehlt der spanischen Schule der Ernst des Styls; auf diesem Punct bleibt ihr die italienische überlegen. Man sieht, daß das Christenthum in Andalusien nicht auf das Alterthum gepfropft ward, wie der Katholicismus in Rom. Der Gegenstand ist ein Engel, welcher ein Kind in den Himmel einführt. Der Engel zeigt mit einer Hand die Glorie, welche die befreite Seele des neuen Seligen erwartet, doch seine Augen folgen der Bewegung nicht, sie richten sich mit einer Art von engelgleicher Sorgfalt auf das Kind. Der Ausdruck der Züge des jungen Geschöpfes ist Sorglosigkeit, Unkenntniß jeder Gefahr, in der reizendsten Anmuth. Dieses menschliche Wesen, welches eine höhere Macht vor den Gefahren seines Standes bewahrte, weiß nicht, wo es ist, woher es kommt, wem es entgeht, wohin es eilt; es kennt weder Furcht noch Reue, weder Hoffnung noch Erinnerung, weder Wunsch noch Verlangen: es ist das Ideal der Kindheit, es sind die Züge eines Kindes, dem es versagt ward, Mann zu werden. Man sieht, daß es nicht leiden, nur genießen kann. Es entgeht nicht nur dem Uebel, sondern es kennt nicht einmal den Schmerz, dem es entzogen wird. Es schwebt durch die Lüfte als spränge es über Wiesen; es athmet Freiheit, ohne den Begriff der Sklaverei zu kennen. Ein Schmetterling des Himmels segelt, es wie Blumenstaub auf den Frühlingslüften durch den unendlichen Raum. Diese tiefe Sicherheit der Unschuld, im Begriff, die höchste Seligkeit zu theilen, die in seinen Augen nur reine Gnade, nicht Belohnung ist; dieses Glück ohne Furcht, ohne Ungeduld im Augenblick des höchsten Gerichts, ist ein Zug des Genies vom Maler. Raphael's Kinder haben zu viel Dinge im Kopf. Niemand verstand es bisher so gut als Murillo, die Kindheit zu vergöttern und sie zu lassen, wie sie ist. Das ganze Geheimniß unserer Bestimmung, der Absichten Gottes mit den Menschen, jede Gefahr, die uns droht, ist in dem schützenden Blick des Engels zu lesen. Dieser Engel erklärt Alles; in dem Ausdruck seiner Züge ist ein schnell ergreifender Ernst; ein tiefes Mitgefühl zwingt uns zur Einkehr in uns selbst und erinnert uns an den Zustand des Menschen mit allen seinen Schmerzen, seinen Gefahren und Bedürfnissen. Man versetzt sich in die Täuschungen, die Todesfurcht, den Verrath, endlich in das Leben, wie es ist. Dies ist die irdische Seite. — Zu gleicher Zeit ist jedoch in den ernsten Zügen des göttlichen Boten ein Gemisch von Zufriedenheit, ich möchte fast sagen eine heilige Wichtigkeit, welche mir die Wunder des Himmels offenbarte. Murillo rechtfertigt den Glauben an die Schutzengel. Die Verrichtung dieser vermittelnden Wesen, welche neben der menschlichen Seele stehen, ihr Einfluß auf die Ordnung der Schöpfung, unsere ganze christlich-poetische Philosophie des Mittelalters, welche inniger als die griechische Mythologie ist, endlich all' das Unaussprechliche im Glauben der Einfalt, Alles ist in der allegorischen Scene offenbart.

Für Murillo ist die Leinwand der Spiegel der Seele, einer reichen, gefühlvollen Seele; für ihn wird die Allegorie zur Wirklichkeit, und das Gefühl der Wahrheit vermischt sich in seinen Werken mit poetischer Begeisterung. Nie wurde eine flüchtigere, idealere, metaphysischere Poesie den Bedingungen unseres groben Verstandes glücklicher angepaßt. Ueberall erkennt man den Meister, der in den Schwierigkeiten seiner Kunst nicht blos Mittel zum Effect sucht. Für ein Genie ist ein Hinderniß immer eine Quelle der Schönheit. Mit Thränen der Bewunderung im Auge rief ich vor dem Engel und dem Kinde knieend aus: Großer Mann! aus welchem Quell hast Du geschöpft? Wie glücklich muß man sein, wenn man Murillo war! Wer sein Kind sterben sah, kann das Gemälde dieses Schutzengels nicht ohne Trost und Rührung betrachten! — — — Murillo war Vater, das sieht man aus diesem Werke. Die Arbeit daran ist weniger zart und vollständig als die berühmteren Meisterstücke des Künstlers, doch die Auffassung, der Ausdruck sind göttlich; es ist eine unkörperliche Religion, eine geistige Philosophie, welche durch den Genius der Malerei sichtbar gemacht wird.

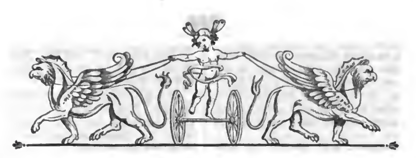
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Wirkung der Musik.]

Neben dem Opernhause in Berlin steht die bronzene Bildsäule Blücher's. Nach der Aufführung der Spontini'schen Agnes von Hohenstaufen fand man am Morgen darauf einen Zettel in der Faust des alten Feldmarschalls. Er enthielt das dringende Gesuch um Versetzung. An den Donner der Kanonen sei er gewöhnt; aber gegen die Musik der Agnes seien seine Nerven zu schwach.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 86. — den 3. Mai 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquise von Spinarosa.

(Fortsetzung.)

„Ihr seid es, Frau Marquise!" rief Beiffot endlich, „um diese Stunde und allein! — Um Gotteswillen! was ist bei dem Herrn Oberpräsidenten vorgefallen?"

„Nichts," antwortete sie mit kaum hörbarer Stimme, „nichts! Ihr sollt erfahren, warum ich ausgegangen bin — — Eine Unbesonnenheit —"

Die Dame war so klein und so zart, daß man sie, ihrem Wuchse nach, noch für ein Kind hätte halten können; aber ihr Gesicht, so regelmäßig und auffallend schön es auch war, doch um Vieles älter als ihre Gestalt. Aus den falben Augensternen funkelte eine leidenschaftliche, glühende Seele, und auf der Stirn lag schon zwischen den Augenbrauen eine tiefe Falte, die ihrer Physiognomie einen strengen Ausdruck gab, den aber ihre seidenweichen, blonden Haarlocken milderten. Sie trug Trauer und war in einen weiten schwarzen Mantel mit Kapuze gehüllt.

„Meister Beiffot," sagte sie und suchte ihrer Verstörung Herr zu werden, „es ist ein Glück für mich, daß ich Euer Haus fand und erreichte. — Ich wurde von einigen frechen Menschen verfolgt, sie haben mich beschimpft, aber sie haben mich nicht erkannt —"

„Mein Entsetzen war unbeschreiblich, als ich Eure Stimme, gnädige Frau, erkannte. — Wie habt Ihr aber nur allein und unbegleitet ausgehen können?"

„Ich hatte," antwortete sie, so abgebrochen, als ob ihr bei jedem Worte der Athem ausgehen wolle, „vergessen, daß heute Johannisabend war, und wollte, nach dem Unglück, das heute vorgefallen ist, meine Schwester besuchen. — Bei Anbruch der Nacht bin ich aus der kleinen Thür des Gartens gegangen, ohne irgend Jemand etwas davon zu sagen; man glaubt, daß ich mich in mein Betzimmer eingeschlossen habe; ich habe eine Stunde bei ihr im Kloster zugebracht, und auf dem Rückwege stieß ich auf jene Menschen."

„Der Herr Oberpräsident wird die Frevler bestrafen lassen, die —"

„Nein, nein," unterbrach sie ihn lebhaft, „Ihr bedenkt nicht, was Ihr sagt, ich wäre ja verloren, wenn man erführe, daß ich heute Abend ausgegangen bin! — Mein Oheim würde es mir nie vergeben! — Sein Neffe, mein Gatte, heute erst gestorben, die Leiche noch in seinem Hotel ausgestellt, und ich ausgegangen! — Und, o mein Gott! mein Gott! wie soll ich nun wieder nach Hause kommen?"

Sie schlug hier voll Entsetzen die Hände zusammen und schien zu horchen. Der Lärm verlor sich, und man hörte Niemand mehr auf der Straße. Der Advokat, der noch immer an den Schreibtisch gelehnt stand, zerknitterte maschinenartig die Papiere, die vor ihm lagen; auch er zitterte, wenn er die Marquise ansah. Plötzlich näherte er sich ihr mit einer Geberde des heftigsten Erschreckens. „O, Himmel, Ihr blutet, gnädige Frau!" rief er und zeigte auf ihren linken Arm.

Dieser war bis an den Ellnbogen unbedeckt, voller schlecht abgewischter Blutflecke, und der andere, an dem sie einen schwarzen durchsichtigen Handschuh ohne Finger trug, ganz blutig. Sie schlug schnell den Mantel über die Brust zusammen; ihr Gesicht wurde todtenbleich und sie bewegte die Lippen, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Ihr seid verwundet, Frau Marquise, am Arme verwundet,“ fuhr Brissot fort.

„Ich fiel, als ich vor jenen Menschen floh. Es hat aber nichts zu sagen. Seid ganz ruhig, Meister Brissot, ich befinde mich wohl, ganz wohl, ich fühle keinen Schmerz.“

Sie versuchte, während sie diese Worte sprach, den Handschuh auszuziehen, aber ihre zitternde Hand vermochte nicht, damit fertig zu werden; sie schien von einem fürchterlichen Schwindel ergriffen zu werden; endlich riß sie mit gewaltsamer Anstrengung das seidene Gewebe herunter, das ihren Arm bedeckte.

„Dies Blut ängstigt mich,“ murmelte sie, „Brissot, ich ersticke, mir vergeht die Besinnung.“

Er trat näher, um ihr beizustehen, aber sie stieß ihn erschrocken zurück. „Ich sage Euch ja,“ rief sie, „es hat nichts auf sich, eine bloße Schramme, bekümmert Euch nicht darum, Meister Brissot, ich fühle sie gar nicht.“

„O, wenn ich wüßte, wer so frevelhaft gewesen ist, Hand an Euch zu legen!“ rief er mit funkelnden Blicken.

In diesem Augenblicke schlug es 11 Uhr, die Marquise zählte bebend die Schläge.

„Ich muß nach Hause!“ rief sie, „ich muß durchaus nach Hause! Aber wie soll ich in all' dem Getümmel und in all' dem Feuer über den Platz kommen? — Ich mache mir nichts daraus, verbrannt zu werden, aber wenn ich erkannt würde!“

„Herr, mein Gott! welche Lage!“ sagte Brissot, „die Offiziere und die Studenten werden sich bis zum Anbruch des Tages auf dem Platze herumtreiben.“

„Ich muß aber nach Hause!“ wiederholte sie. „O, wie gern wollte ich mein Vermögen, meinen Rang, alles, was ich besitze, dafür geben, jetzt in meinem Betzimmer zu sein! Und ich kann nicht anders zu der Thür des Gartens gelangen, als über den Platz hin: wie soll das werden?“

Sie ging wie wahnwitzig im Zimmer auf und nieder; Brissot sah bestürzt durch die Ritzen der Fensterladen auf die Straße. Nach Verlauf einiger Augenblicke trat die Marquise plötzlich an ihn heran.

„Ich bin gerettet!“ rief sie; „hört mich, Brissot. Ihr seid sehr groß, ich sehr klein. Ihr könnt mich unter Eurem Mantel forttragen.“

Der Advokat erblaßte, die Knie brachen unter ihm zusammen. Ohne ein Wort zu erwiedern, nahm er den Mantel um, bebend warf sie sich in seinen Arm, er hob sie auf. Ihre kleinen Füße berühreten nicht den Boden, und sie war ganz verhüllt.

„Nur fort,“ flüsterte sie, „nur geschwind.“

Furchtsam und bebend drückte Brissot sie an sich und eröffnete behutsam die Thür. Katharina ging gerade über den Hof und er rief ihr zu, daß er bald wiederkommen werde; dann trat er leise auf die Straße hinaus.

Hier und da streiften noch einige Neugierige umher, und auf dem Platze selbst wurde noch immerfort gefeuert. Die Studenten und die Schreiber hatten dem Pallaste gegenüber auf dem dort errichteten steinernen Galgen Posto gefaßt, und vertheidigten sich, als sei er ein Festungswerk. Die Offiziere stürmten ihn und wurden oft mit Verlust zurückgeschlagen. Der ganze Platz schien in Feuer zu stehen und ein Regen von glühenden Funken fiel immerwährend auf die Bäume nieder.

Der Advokat schlich längs der Dominikanerkirche hin und ging im Angesichte der beiden feindlichen Parteien ganz langsam. Was konnte ihm in diesem Augenblicke daran liegen, ob sein Gesicht geschwärzt, sein Haar verbrannt, oder er selbst von einer der geschlängelten Raqueten verwundet wurde? Dies kümmerte ihn nicht, dies war nicht der Grund seiner tiefen Bewegung. Er trug die Marquise nicht auf, sondern vielmehr unter dem Arme; er athmete den Wohlgeruch ihrer Haare ein; ihn dünkte, ihr Herz, das er unter seiner Hand so gewaltig schlagen fühlte, müsse ihre zarte Brust sprengen; mit wonnevoller Angst umschloß er die Gestalt, die so zart und bebende war, daß er fürchtete, sie könne ihm unbemerkt entschlüpfen. Er blieb endlich, von diesen so süßen und doch auch fürchterlichen Empfindungen überwältigt, einen Augenblick stehen; da drückte die Marquise sanft seinen Arm und flüsterte ihm bittend zu, er solle um des Himmels willen vorwärts eilen.

Endlich kamen sie bis zu der entgegengesetzten Seite des Platzes und standen am Eingange einer kleinen dunklen Gasse. Hier glitt die Marquise aus seinem Arme, und während die hohe Gestalt des Advokaten sie verdeckte, öffnete sie schnell die Thür des Gartens und schlüpfte hinein. Der Gerichtsschreiber Marius Magis

war nur wenig Schritte von ihnen entfernt, und er erkannte den Advokaten.

„Holla!" sagte er, „seid Ihr auch noch hier? Wollt Ihr das Ende der Schlacht mit ansehen? Wir kämpfen, als wenn jeder von uns ein Cäsar wäre; aber Royal-Comptois ist besser mit Munition versehen als wir."

„Da gilt es, auf einen geschickten Rückzug zu denken."

„Noch nicht, Meister Brissot, noch nicht! — Aber sagt mir doch, wer war das Frauenzimmer, dem die Studenten nachgesetzt haben, und das sich in Euer Haus geflüchtet hat?"

Der Advokat antwortete nicht.

„Ich wollte sie schützen," fuhr Marius Magis fort, „aber sie wollte meinen Arm nicht annehmen. Sagt mir doch, wer es war."

„Es war meine Cousine Brissot," sagte er nach einigem Bedenken sehr trocken.

„Katharina Brissot!" wiederholte Marius Magis erstaunt.

„Ja, und wenn mir die bekannt wären, die sie so verfolgt und geängstigt haben, so würde ich sie lehren, welche Achtung sie einem jungen Mädchen schuldig sind."

„Wißt Ihr denn," unterbrach ihn Marius Magis mit einem gewissen Lächeln, „wo sie um diese späte Abendstunde gewesen war?"

„Sie kam aus dem Kloster der Ursulinerinnen," antwortete der Advokat um so gleichgültiger, als er innerlich unruhiger und durchaus nicht aufgelegt war, dies Verhör zu dulden.

Der Schreiber drehte sich rundum. „Seht, Meister Brissot," sagte er, „wie unsere guten alten Traditionen verloren gehen! — Da schwatzt der Cadet Beauregard ganz traulich mit dem Hauptmann von Lansac; sie sind den ganzen Abend unzertrennlich gewesen, und Beauregard hat, ob er gleich ein Stadtkind ist, mit auf uns gefeuert. Kennt Ihr den Hauptmann Lansac, Meister Brissot?"

Es lag in dieser Frage etwas Absichtliches, das dem Advokaten nicht entgehen konnte. Er fand darin eine boshafte Anspielung auf seine Cousine Clara, ein junges, coquettes Mädchen, dem man in der Stadt den Namen: die schöne Lubette, beigelegt hatte. Brissot erröthete lebhaft. „Eure Zunge," sagte er und drückte den Arm des Schreibers, „ist ein zweischneidiges Schwert; ich sehe, daß Ihr noch irgend etwas auf dem Herzen habt, das Ihr mir gern anbringen möchtet. Warum fragt Ihr mich nach Herrn von Lansac?"

„Ich habe mir nichts dabei gedacht, Meister Brissot, Ihr fangt gleich Feuer, und es ist nicht möglich, mit Euch vernünftig zu reden und Euch irgend etwas erzählen zu können. Uebrigens ist auch in Allem, was ich Euch sagen könnte, nichts Böses. Herr von Lansac ist in die schöne Lubette verliebt, und er ist so wenig der Erste, der ihr den Hof macht, als er der Letzte sein wird. Sie ist, ob sie gleich schon dreiundzwanzig Jahr alt ist, noch so frisch, wie eine Rosenknospe, und noch eben so blühend, wie ihre jüngere Schwester —"

„Vergleicht Beide nicht mit einander," fiel hier Brissot ein; „die eine ist ein frommer, reiner Engel, und die andere — Gott möge sie vor einem bösen Ende behüten! Ich habe ihr oft prophezeiht, daß ihr dies bevorsteht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Custine über Murillo.

(Fortsetzung.)

2.

An Herrn L. Boulanger.

Sevilla, 5. 31.

Welch ein Mensch ist dieser Murillo!.... Die Natur scheint sich seiner Phantasie zu Gefallen zu bilden, welche zum Vorbild einer poetischen, doch immer wahren Welt wird. Die ganze Kunst der Malerei ist sein; jeder Gegenstand paßt sich seinem Talent an; er steht auf dem Gipfel göttlicher Begeisterung, und dennoch bleibt ihm die irdische Kraft, die Anmuth und Natürlichkeit getreu. Welch ein Colorit besitzt er! Sein Auge ist ein lebendiger Feuerheerd: er hat sich eben so mit dem Lichte des afrikanischen Himmels vertraut gemacht als mit der Zartheit flammändischer Tinten, die man an mehreren seiner jugendlichen Köpfe findet. Die Sonne der Berberei strahlt auf europäischen Gesichtern wieder. Man folgt der Circulation des Blutes unter der Haut auf der Stirn und dem Hals seiner Jungfrauen; feucht erglänzen die Augen seiner Engel in Zärtlichkeit und Liebe.

Murillo war ein Spätling in seiner Kunst, er wurde hundert Jahre nach Raphael's Tode geboren, im Jahre 1618 (nach Einigen in Pilas, nach Andern in Sevilla), aber er war doch in vielen Dingen glücklicher als die Väter der Malerei*). Er benutzte die Arbeiten der Flammänder, besonders Van Dyck's, dann studirte er in Madrid die Meisterstücke der italienischen Schule, welche dort von den Königen von Spanien vereinigt wurden. Er machte sich verschiedene Arten zu eigen. In einigen seiner Werke scheint er dem Correggio zu gleichen, in der Anmuth, im Glanz der Farben, in der klugen Anwendung des Halbdunkels, in der Kunst, seine Figuren mit Luft zu umgeben, die Flächen seiner Compositionen gehörig auszufüllen und jeden Gegenstand in eine duftige Atmosphäre zu kleiden, endlich in der immer malerischen und zugleich stets natürlichen Wirkung, die er

*) Murillo starb 1682.

durch den Contrast von Licht und Schatten hervorzubringen weiß. In einigen andern gleicht Murillo dem Domenichino, in der Wahrheit und dem Ausdruck. Uebrigens übertrifft er Paul Veronese in der Kunst, seine reichen Compositionen zu ordnen, und in der Größe der Zeichnung. Moses, welcher das Wasser aus dem Felsen springen läßt, vereinigt mehrere dieser Eigenschaften in verschiedenen Graden: es ist eins der ersten Gemälde der Welt. Es steht in der Kirche des Hospitals zu Marité. Die meisten Gegenstände, welche zur Zierde dieser schönen Einrichtung bestimmt sind, haben Bezug auf wohlthätige Handlungen. Das Hauptbild ist sein Moses. Schon hat der Schlag mit dem Stab das wunderbare Wasser hervorsprudeln lassen, und während das plumpe Volk Israel in Menge nach dem Felsen stürzt, um seinen Durst an der belebenden Quelle zu stillen, erhebt der Prophet seinen Stab zum Himmel, und dankt dem Herrn, durch dessen Kraft er das Wunder hervorgebracht hat. Dies Bedürfniß, zu danken, dieser Durst der Seele, der über den des Körpers triumphirt, bildet einen bewundrungswürdigen Contrast mit der großen Begierde der Menge, und ist allein schon fähig, fein fühlende Herzen zu rühren. Nirgends fand ich noch etwas so tief Empfundenes, oder so edel Ausgedrücktes: es ist groß wie Himmel und Erde, groß wie die Bibel. Die Figuren sind von mehr als natürlicher Größe, die Gruppen, welche die Episoden dieser ungeheuren Composition bilden, bieten dem Auge eine Verschiedenheit des Details, eine Wahrheit des Ausdrucks, die eine Täuschung hervorbringt, welche selbst die berühmtesten Meisterwerke der Kunst nur selten verursachen. Der Anblick der Wüste ist erhaben, und die Costüme sind so malerisch, die Figuren so belebt, daß das Auge sich nicht von der Scene losreißen kann: es ist ein anschaulich gemachtes Gedicht. Derselbe Gedanke schwebt über der ganzen Composition; dieser Gedanke ist die Ueberlegenheit des Geistes über den Stoff. Moses, durch den Himmel begeistert, das jüdische Volk, durch körperliche Begier beherrscht, dies sind die Sinnbilder des einfachen und erhabenen Gedankens, aus welchem eine Reihe Nebenhandlungen hervorgehen, welche alle in ihrer unerschöpflichen Verschiedenheit dahin wirken, den Effect des Hauptgedankens zu steigern. Ich brachte fast den ganzen Morgen vor diesem Meisterstück zu, dessen Styl nicht das Weichliche, Kleinliche hat, was man einigen andern Werken Murillo's zum Vorwurf macht. Das Gemälde nimmt fast eine ganze Seite vom Schiff der Kirche ein, deren Zierde es ist. Man hat ihm eine andere Composition desselben Meisters zum Gegenstück gegeben, die eben so groß, doch minder schön ist: Christus, welcher durch ein Wunder die Brote und Fische in der Wüste vervielfältigt. Trotz dem geringen Werth dieses Gemäldes habe ich es doch mit Interesse in seinen Einzelnheiten geprüft. Die Landschaft ist herrlich, Unordnung und Bewegung in der Menge sind mit Meisterhand dargestellt, aber dem Christus fehlt alle Begeisterung; die Hauptfigur ist verfehlt. Ich zweifele nicht daran, daß dieses Gemälde erst nach dem des Moses componirt ward. Man sieht, daß ein dem Gegenstand fremder Gedanke in dieser Arbeit vorherrscht. Murillo war durch die Furcht gequält, sich diesmal nicht erreichen zu können. Ein Künstler muß sich selbst, wie seine Nebenbuhler, vergessen können. Doch auch in seinen geringern Bildern bleibt er immer der große Murillo: dann ersetzt er die fehlende Größe durch die Schönheiten der Anordnung, die Verschiedenheit der Zeichnung, die Bewegung der Composition, durch die verdoppelte Kraft des Colorits, den Contrast von Licht und Schatten, die Tiefe des Gefühls, die Poesie, die Anmuth der Köpfe, das Dramatische der Handlung, die malerische Darstellung, mit einem Wort den andalusischen Styl, mit welchem der Gegenstand gegeben ist. Murillo ist noch immer zu wenig bekannt, kaum macht man sich, selbst in Madrid, einen Begriff von seinem Talent. Nach Sevilla muß man gehen, um den Raphael Spaniens zu studieren und schätzen zu lernen.

Seine heilige Elisabeth, Königin von Portugal, welche die Aussätzigen verbindet, die ich kürzlich in Madrid sah, gehörte sonst auch zu den Gemälden des Hospitals in Sevilla. Einer unserer Generale schickte es nebst andern nach Paris; zum Glück für Spanien wurde es im Namen des Gouvernements genommen und im Jahre 1815 von den Spaniern zurückgefordert. Dies Bild ward jedoch nicht mit Moses und einigen andern nach Sevilla zurückgeschickt, sondern vom spanischen Gouvernement unter dem lächerlichen Vorwand in Madrid behalten, daß es zur Entschädigung für die Transportkosten der übrigen gerechnet werden solle. Der verschwenderische Sohn, die Erscheinung der Engel bei Abraham, endlich zwei andere schöne Gemälde, die sonst in der Hospitalkirche waren, ferner Mariä Himmelfahrt und viele andere theilten dies Schicksal nicht.... sie sind für Spanien, doch nicht für die Kunst verloren, nicht für den Ruhm ihres Urhebers, dessen Ruf sie in fremden Landen begründet haben.

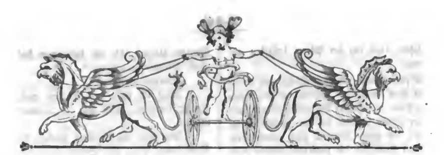
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Schlauheit der Türkinnen im Zustande der Liebe.]

Man muß als bekannt voraussetzen, wie sehr den schönen Türkinnen die Liebesabenteuer, besonders mit Europäern, erschwert werden. Aber die Weiber sind schlau und erfinderisch — mithin die Türkinnen auch. Hiervon ein Beispiel. Eines Tages gehen sieben türkische Weiber in ein Haus und verlassen es schon nach einigen Minuten. Sie wiederholen des andern Tages ihren Besuch und so die ganze Woche hindurch. Diese täglichen Besuche erregen endlich die Aufmerksamkeit der Nachbarn; man forscht nach und erfährt endlich, daß in diesem Hause eine sehr gefällige Frau wohne, welche gemischte Gesellschaften von verschiedenen Religionen bei sich zu empfangen liebe. Die Türkinnen gingen jedesmal zu sieben in das Haus, aber man hatte übersehen, daß nur sechs wieder herauskamen, so daß jede der Freundinnen nach der Reihe Gelegenheit fand, der europäischen Civilisation unter vier Augen näher zu treten. — Etwas deutlicher findet man dies Ereigniß in v. Arnim's flüchtigen Reisebemerkungen erzählt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 87. — den 4. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquise von Spinarosa.

(Fortsetzung.)

Marius Magis hob mit einer Miene spöttischer Theilnahme die Augen gen Himmel. „Mein armer Brissot," sagte er und legte ihm die Hand auf die Schulter, „zum Glück verläßt das Regiment Royal-Comptois morgen unsere Stadt. Die Offiziere sind furchtbare Nebenbuhler! — Der da," fuhr er fort und zeigte mit dem Finger auf Herrn von Lansac, „kann sich rühmen, der Tugend vieler Frauen in Aix gefährlich geworden zu sein."

Hier verließ er Brissot, um sich wieder zu seinen Cameraden zu begeben.

Ein Gefühl des Zornes und der Beschämung verdrängte jetzt in Brissot's Seele die süßeren Eindrücke und Empfindungen, die ihn an diesem Abend beherrscht hatten. Marius Magis hatte in seinem Herzen eine schwere Sorge, eine tiefe, peinliche Demüthigung wieder erweckt; er warf es sich vor, die schöne Lubette nicht strenger bewacht und nicht bessere Mittel angewandt zu haben, ihre Coquetterie in Schranken zu halten.

Den Kopf voll von diesen quälenden Gedanken, lehnte er sich gegen einen Baum und starrte maschinenmäßig vor sich hin. Der Kampf wurde matter; es fehlte an Munition, und Einzelne zogen sich schon zurück. Marius Magis hatte eben seinen letzten Schwärmer verpufft und lief hin, sich neuen Vorrath zu holen; als er bei Brissot vorüber kam, rief er ihm zu:

„Die schöne Lubette hat heute Abend noch eine Zusammenkunft mit Herrn von Lansac. Laßt Euch das gesagt sein, Meister Brissot."

Der Advokat sagte nichts, aber er näherte sich dem Hauptmann. Es schlug gerade Mitternacht.

Herr von Lansac warf seinen leeren Munitionsbeutel fort und faßte den Cadet Beauregard unter den Arm, indem er seinen Hut tief ins Gesicht niederschlug.

„Für heute habe ich genug Pulver verbraucht," sagte er, „und ich hätte bald über diesem Spaß die Stunde zu meiner letzten Zusammenkunft versäumt. Kommt mit mir, Beauregard, und deckt mir den Rücken, wenn wir noch auf Feinde stoßen sollten."

Der Cadet drückte sich seinen Hut fester auf den Kopf. „Zu Eurem Befehle, Hauptmann," erwiederte er.

Der Advokat folgte ihnen von fern. In einer einsamen Gasse, die nach dem Kloster der Ursulinerinnen führte, lag ein kleiner, ringsum mit hohen Mauern umgebener Garten. Vor der Thür desselben stand eine alte Platane, deren starke Aeste die Straße beschatteten, in der, wie in freiem Felde, Gras wuchs. Auf der andern Seite standen einige baufällige Häuser, und in dieser späten Nachtstunde war weit und breit kein lebendes Wesen mehr zu sehen. Ein tiefes Schweigen herrschte in der ganzen Gegend.

Herr von Lansac ging mit seinem Begleiter in den Garten und Brissot, der in der Erwartung war, sie in ein benachbartes, von der schönen Lubette bewohntes

Haus gehen zu sehen, blieb vor der Pforte desselben als Schildwache stehen.

Es war eine jener wunderschönen Nächte, in denen die Nachtigall bei dem friedlichen Schein des Vollmondes sich selbst ihre Liebe mit seliger Wehmuth vorzusingen scheint; ein leichter Wind säuselte in den breiten Blättern der Platane; der ganze Garten glich einem Blumenkorbe; die blaue Iris und die tausendblätterige Rose faßten die schmalen Gänge desselben ein; blühende Granaten und persischer Flieder bildeten eine Laube, über der die gelben Blumen des Cytissus herabhingen. In diesem kleinen Bezirke war Alles still und lachend, und für den Hauptmann war er ein wahres Paradies der Liebe. Er ging gleich auf einen kleinen Pavillon im Hintergrunde des Gartens zu.

„Lubette, meine schöne Lubette, wo bist Du?" rief er leise.

Niemand antwortete.

„Sie ist nicht hier," sagte Beauregard, „die Thür steht auf, und es ist kein Licht darin."

„Sie ist es wahrscheinlich müde geworden, auf mich zu warten, und doch lag es ihr, wie sie sagte, so sehr am Herzen, mich noch einmal zu sehen. O, die Weiber! die Weiber!" —

„Sie hat ohne Zweifel darauf gerechnet, daß Ihr sie in ihrem Hause aufsuchen würdet."

„Da hat sie sich geirrt. Glaubt sie, daß ich ihr als ihr gehorsamer Diener meine Aufwartung machen werde? — Nein, ihr Liebhaber bin ich, weiter auch nichts, und das will ich ihr auch beweisen."

„Das wird Euch aber mit ihr entzweien."

„Ich werde mich darüber zu trösten wissen, und dies um so mehr, da ich abreise."

„Aber, wenn Ihr wieder kommt?"

„Wer weiß, ob mir dann noch so viel wie jetzt an Lubettens schönen Augen gelegen sein wird! — Ich gestehe Euch, Beauregard, ich bin dieser Bürgermädchen und Bürgerfrauen satt; allein meine Lubette ist wirklich so schön, daß es Wenige ihres Gleichen gibt. — Ich werde es ihr auch nie vergeben, daß sie heute Abend nicht länger auf mich gewartet hat."

Er ging in dem Garten auf und nieder, als wolle er diesem reizenden Aufenthalte Lebewohl sagen. „Wahrlich," sagte er, „ich gehe ungern von hier weg, und Ihr werdet mich bald wieder in Aix sehen. Ich mache mir nichts daraus, an der Gränze von Piemont irgendwo in Garnison zu kommen, und vorläufig werde ich die zwei Monate Urlaub, die ich bekommen habe, in der Grafschaft Venaissin zubringen."

„Warum nicht hier?"

„Weil ich nicht zurückbleiben will, wenn das Regiment fortgeht. Erst war ich Willens, Lubette mitzunehmen."

„Das war ein schlechter Einfall, Hauptmann, dessen Ausführung Euch von Seiten ihrer Familie manche Unannehmlichkeit hätte zuziehen können."

„Das hätte ich doch sehen mögen!" erwiederte Lansac mit übermüthiger, verächtlicher Miene.

„Nun, erstlich einen Proceß."

„Den würde ich freilich mehr als zwanzig Zweikämpfe fürchten, aber das ist es eben bei diesen verwünschten bürgerlichen Liebschaften, statt die Sache mit dem Degen auszufechten, hängen sie einem einen Proceß an!" —

„Meister Brissot hätte Euch aber doch auf keine andere Art zur Rechenschaft ziehen können!"

„Warum nicht? ich habe noch nie irgend Jemand Genugthuung versagt, und alles, was ich in solchem Falle verlange, ist, daß mein Gegner mit dem Degen umzugehen weiß. Jenseit des Vars habe ich schon fünf Zweikämpfe gehabt, und ohne die kürzlich erschienene Ordonnanz des Königs, die es uns bei Todesstrafe untersagt, uns die Hälse zu brechen — — doch wir wollen gehen, Beauregard. Ich werde es Lubetten nie verzeihen, daß sie nicht die Geduld gehabt hat, heute Abend länger auf mich zu warten."

„Ich glaube doch, mögt Ihr auch sagen, was Ihr wollt, daß Euch das Bürgermädchen mehr am Herzen liegt, als eine gewisse vornehme Dame."

„Ich leugne es auch nicht; vor jener vornehmen Dame fürchte ich mich."

„Ihr, ein Mann wie Ihr könnte sich vor einem Weibe fürchten!" —

„Ja, sie liebt mich zu leidenschaftlich," sagte Lansac mit einer geckenhaften Naivetät, die ihn bei seinem schönen Gesicht und seiner schönen Gestalt nicht übel kleidete.

Er ging noch einmal in dem Garten herum, und trat dann in den Pavillon, um das Fenster zuzumachen, das noch halb offen stand. Er schloß den Laden, und dann auch die Thür, indem er zu Beauregard sagte: „Sonderbar! es riecht da drinnen nach Blut."

Sie gingen fort, und der Advokat sah sie in das Wirthshaus zum schwarzen Roß gehen, wo der Hauptmann wohnte. Er war jetzt halb und halb überzeugt,

daß Marius Magis ihm etwas vorgelogen habe, und beschloß, sich jetzt gleichfalls nach Hause zu begeben.

Das Erste, was ihm bei Eröffnung seines Cabinettes in die Augen fiel, war der schwarze Handschuh, den die Marquise beim Weggehen hatte fallen lassen. Schnell hob er ihn auf; er war ganz blutbefleckt, doch drückte er ihn inbrünstig an seine Lippen, bedeckte ihn mit Küssen und verschloß ihn dann sorgfältig in einen Auszug seines Schreibtisches.

Als der Tag anbrach, saß Brissot noch unbeweglich auf derselben Stelle; vor den ersten Strahlen desselben sanken seine Augen zu, und er flüsterte, wie in einem Traume, leise vor sich hin: „Ines Spinarosa! — wie schön klingt dieser Name! — die schöne Ines Spinarosa! — die Wittwe eines spanischen Granden! — ich habe sie im Arme gehabt! — sie an mein Herz gedrückt! — Armer Thor! — armer Jaques Brissot! — du läßt dir einfallen, die Marquise von Spinarosa zu lieben!" —

2.

Am folgenden Morgen begab sich Brissot nach dem Hotel des Oberpräsidenten; er war der Sachwalter der Marquise von Spinarosa und hatte als solcher freieren Zutritt zu ihr, als alle anderen jungen Männer von Adel, deren Besuche nur mit großer Förmlichkeit angenommen wurden. In dem Hause des Oberpräsidenten herrschte ein unsäglich steifer Ton; sein Hochmuth bannte Jedermann in gehörige Form, und selbst in seinen Familienverhältnissen wich er nie von dem schwerfälligsten Ceremoniel ab. Seine Nichte, die Marquise, redete er nie anders als mit entblößtem Haupte an; nie kam er zu ihr, ohne sich vorher melden zu lassen, und eben so wenig würde er es ihr vergeben haben, wenn sie ihn nicht beim Weggehen ehrerbietig bis an die Thür des Vorzimmers begleitet hätte.

Das Leben dieser jungen Frau war bis zu dem Todestage ihres Mannes in der Beschäftigung mit unzähligen, höchst kleinlichen Dingen vergangen; man hatte sie mit einem dreifachen Wall von Andacht, Rang und Etiquette umgeben, der nicht vielen Menschen den Zutritt zu ihr vergönnte. Im Allgemeinen wußte man, daß sie ihren Mann nicht liebte, und daß er sie nicht glücklich machte; doch war ihr Ruf durchaus rein und makellos geblieben, und die Art, wie sie bewacht und eingezogen gehalten wurde, schien sie vor jeder Gefahr und vor jedem Verdacht schützen zu müssen. Was Meister Brissot anbetrifft, so war er viel zu niedern Standes, um nicht für unverfänglich gehalten zu werden.

Der Leichenzug des Marquis von Spinarosa zog über denselben Platz, wo sich vor wenig Stunden die Schreiberzunft und das Regiment Royal-Comtois eine so heiße Schlacht geliefert hatten. Der Advokat war in der Hoffnung gekommen, die Marquise einige Augenblicke sprechen zu können. Der Zustand, in dem er sie am vorigen Abend verlassen hatte, flößte ihm die lebhafteste Unruhe ein, und er zitterte, wenn er an die Verwundung dachte, deren blutige Spuren er noch vor sich zu sehen glaubte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Custine über Murillo.

(Beschluß.)

Das Seitenstück zu dem berühmten Gemälde der heiligen Elisabeth ist wieder nach Sevilla gekommen; ich sah es diesen Morgen in der Kirche, und es fiel mir unter dieser Sammlung von Kunstwerken am meisten auf. Die Composition ist einfach, die Handlung geht zwischen drei Figuren vor: ein Engel, ein Sterbender und ein Heiliger. Es ist dunkle Nacht, das Licht geht nur vom Engel aus. Das ist der Gegenstand des christlichen Gedichtes. Es ist auch eine Handlung der Barmherzigkeit, und ein Beweis für die Macht des Glaubens in Spanien ist, daß, trotz dem nationalen Widerwillen, Murillo doch nicht fürchtete, zwei Züge aus der Geschichte Portugals zum Gegenstand seiner Bilder zu nehmen: Das Werk der Barmherzigkeit des heiligen Jean de Dieu und das der heiligen Elisabeth.

St. Jean de Dieu, ein portugiesischer Mönch, ist in Spanien wegen seiner evangelischen Tugenden und die durch solche hervorgebrachten Wunder berühmt; er wurde der Stifter eines geistlichen Ordens, dessen Zweck es war, Kranke zu pflegen, und wurde endlich heilig gesprochen. Folgenden Zug aus dem Leben des Heiligen stellte Murillo dar. — Am Abend eines, guten Werken geweihten, Tages brachte St. Jean seinem Kloster einen Kranken, den er von der Straße aufgehoben. Mit Mühe hatte er den Sterbenden auf seine Schultern geladen; mitten auf dem Wege fühlt der Mönch, daß seine Kräfte schwinden, er fällt selbst fast sterbend unter der Last, die ihn überwältigt, zu Boden. Plötzlich fühlt er sich durch eine Hand unterstützt, die ihm aufhilft und zugleich seine Bürde leichter macht. Seine erste Bewegung ist Furcht; man sieht, daß er auf die Kniee gefallen war und sich mit den Händen auf die Erde stützte, wie Christus unter dem Kreuz im Spasimo von Raphael. Erschrocken wendet er den Kopf und erblickt einen Engel des Lichts, der vom Himmel gesandt ist, um ihm bei seinem Liebesdienst beizustehen.

So ist die Handlung, die Murillo vorstellt, und hier fangen die Wunder von Gefühl, Kunst und Zartheit an, welche vorzüglich das poetische Talent dieses Meisters charakterisiren. Staunen, Rührung, Bewunderung, Dankbarkeit, Glaube, Liebe und Demuth sind bereit, den Schrecken aus

diesen durchsichtigen Zügen zu verscheuchen, in welchen sich alle Contraste zu gleicher Zeit abspiegeln, wo Alles redet und lebt, wo alle Bewegungen der menschlichen Seele vereinigt scheinen. Murillo allein könnte in dem Ausdruck einer einzigen Figur so viele Abstufungen so verschiedener Gefühle schildern. Es ist ein Wunder an Feinheit und Geschicklichkeit, ohne von dem poetisch-religiösen Gedanken zu reden, der so geistreich wiedergegeben ist, daß man selbst Verstand haben muß, um die ganze Absicht des Malers zu errathen, und es ist keine von den allzusinnreichen Ideen, die der Kunstfreund kalt zergliedernd dem schaffenden Künstler leiht, es ist der bestimmte Wille des Meisters, der aber so geheimnißvoll ausgedrückt ist, daß man sich mit dem Gefühl der Personen befreunden muß, um ihn zu erkennen, obgleich man ihn, einmal erkannt, nicht mehr in Zweifel ziehen kann. Der Kranke ist ganz im Schatten; Niemand denkt daran, man ist von seiner baldigen Genesung so überzeugt! Der Glaube des Künstlers und der dargestellten Personen theilt sich mit. Uebrigens sagt die Legende, es sei der Teufel, welcher den Muth des Heiligen prüfen wolle. Der Heilige aber ist zum ersten Mal in seinem Leben über seine eigene Tugend erstaunt; er ist von einer directen Verbindung mit dem Himmel überzeugt; der belohnte Büßende fürchtet in seiner Bescheidenheit eben so sehr, stolz durch die ihm zu Theil gewordene Gnade zu werden, als er besorgt, sich undankbar zu zeigen, der wahre Christ hält durch die Demuth den Ausdruck seiner frommen Erkenntlichkeit zurück; dies Alles in einem Gesicht bildet eine wahrhaft spanische Schöpfung, es ist ganz Murillo, nur er allein. Wer anders, als dieser natürliche Dollmetscher des katholischen Christenthums, hätte so in den Geist eines so dichterisch-religiösen Gegenstandes eingehen können!

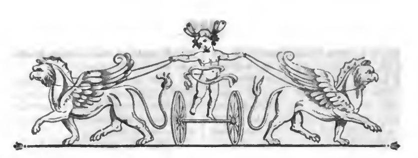
In der Capuzinerkirche findet man die berühmtesten Gemälde Murillo's. Ein Crucifix, welches durch das Gebet des heiligen Franz von Assisi lebendig wird; die Heiligen Justine und Rufina, zwei schwesterliche Märtyrinnen, welche die Schutzheiligen von Sevilla wurden. Man findet ferner die Heiligen Leander und Bonaventura, bewundrungswürdige Gemälde, wegen des kräftigen Colorits sowohl, als des edlen Ausdrucks. Neben diesen beiden Bildern sieht man noch eine Madonna mit dem Jesuskinde. Sie ist von kleinem Umfang; die Jungfrau ist als Brustbild gemalt, doch ist dies Meisterstück en miniature von einer Farbe und Vollendung, welche es über jedes Lob erhaben.

Das Lieblingswerk des Meisters ist ein heiliger Thomas von Villa-Nueva. Dieser fromme Mann wird vorgestellt, indem er den Armen Almosen austheilt. Eine Frau mit dem Kinde steht im Schatten auf dem Vordergrund des Gemäldes. Diese kräftig gemalte Figur dient der Hauptperson als dunkler Gegensatz. Ein fast nackter Mann kniet vor dem heiligen Thomas und streckt die Hand aus, um die Gabe zu empfangen, welche ihm der Heilige reichen will. Dieser Körper, dessen Rücken man unbedeckt sieht, dieser leidende Kopf, der nicht ohne Schönheit ist, das verkürzte Bein, der Fuß, welcher aus dem Bilde heraustritt, werden ewig Gegenstände des Studiums für die Künstler bleiben, die da lernen wollen, wie viel Vorsicht, Scharfsinn, Klugheit, Tastsinn dazu gehört, um in der Kunst kühn zu werden. Heut zu Tage glauben Viele da anfangen zu können, wo die Meister aufhörten; doch sehen wir die Resultate davon! —

Neben dem heiligen Thomas sieht man noch ein anderes Gemälde von gleicher Größe, welches die neuern Maler jenem noch vorziehen: es ist eine Erscheinung des heiligen Felix, eines Capuzinermönches. Dieser heilige Mönch sah eines Tages, als er in der Kirche betete, die Jungfrau zu ihm herniedersteigen und das Jesuskind in seine Arme legen. Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo sich die Mutter zu dem Mönche neigt, um ihren Sohn wieder abzufordern. Nichts gleicht der Anmuth dieser eben so poetischen als katholischen Composition. Der schöne Greis, das Kind, die Mutter, drei ganz verschiedene Personen, sind durch, ich weiß nicht welchen, Ausfluß himmlischer Seligkeit, der in ihnen und um sie her erglänzt, vereinigt. Ein übernatürliches Licht beleuchtet diese Drei. Die Jungfrau ist eine ganz göttliche Gestalt. Der feine, zarte Murillo hat sich selbst übertroffen in diesem mehr als menschlichen Kopf, diesem Hals, diesen Schultern, welche zu bewundern sich ein profanes Auge zum Vorwurf macht. Es giebt hier weder Umrisse, noch Linien, Alles ist Farbe und glänzender Duft; man sieht nur Luft, durch welche die Strahlen der andalusischen Sonne und der Geist Gottes dringen. Es ist der Traum eines liebenden, aber religiösen Dichters. Ein Gewebe, feiner als der Staub, trennt das Fleisch von den umgebenden Gewändern, keine Linie ist bezeichnet, man weiß weder, wo etwas anfängt, noch wo es aufhört; das Gotteskind schwebt mehr in der Luft, als es getragen wird von den Armen des heiligen Greises. Es scheint zu schlafen und lächelt im Schlummer; der Mönch sucht seine strengen Züge zu mildern. Man sieht, wie gern er der Mutter seines Gottes würdig danken möchte, und diese christliche Höflichkeit, diese Anmuth eines Greises, dieser Skrupel eines Heiligen, das heißt eines Höflings des Himmels, das Alles hat einen unaussprechlichen Reiz. Hier ist ohne Zweifel mehr als Kunst vorhanden, doch kann die Kunst allein, auf der höchsten Stufe, die Mittel bieten, um ihre eigenen Grenzen glücklich zu überschreiten. Bei Meisterstücken fängt der Gedanke erst da an, wo das Handwerk aufhört; dann bringt er seine ganze Wirkung hervor, und geht unmittelbar aus der Seele des Dichters oder Malers in die des Hörers oder Beschauers über: dann bringt die Kunst Wunder in den Seelen hervor und hilft der Vorsehung in ihrer Macht der Civilisation nach. Auf diesen Punct gelangt, wird die Kunst zur andern Natur, eine zweite Schöpferin, welche die Ruinen der ersten Schöpfung wieder herstellt.

Ich kam entzückt aus diesem Kloster wieder und konnte lange nur an die Wunder des Glaubens denken. Ich sah die Mutter Gottes in heiliger Freude über das Entzücken eines armen Greises und den Schlummer eines Kindes! Das ist mehr als ein Gemälde, es ist eine höhere Erscheinung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 88. — den 5. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquise von Spinarosa.

(Fortsetzung.)

Der ganze Adel der Stadt war im Hotel des Oberpräsidenten versammelt, und man sah in dem Salon der Marquise mehr als hundert Personen in Trauerkleidung. Der Advokat blieb im Vorzimmer stehen und überlegte, ob er es wohl wagen dürfe, sich anmelden zu lassen.

„Wollt Ihr etwas, Meister Brissot?“ fragte ihn eine der Kammerfrauen der Marquise, die eben aus dem Schlafzimmer ihrer Gebieterin kam.

„Ich wollte mich nur nach dem Befinden der Frau Marquise erkundigen. Wie geht es ihr heute?“

„Schlecht, Meister Brissot, recht schlecht. Sie hat heute ihr Bett noch nicht verlassen, und den Herrn Oberpräsidenten ausgenommen, hat noch Niemand Zutritt zu ihr erhalten.“

Die Kammerfrau blickte hier um sich her, um sich zu vergewissern, daß Keiner sie hören könne, und setzte dann ganz leise hinzu: „Ich hätte nie geglaubt, daß die Frau Marquise sich diesen Todesfall so zu Herzen nehmen würde. Seit gestern ist sie wie ganz von Sinnen.“

„Herr, mein Gott! was sagt denn der Arzt?“

„Sie hat ihn nicht vorgelassen. Gestern Abend verschloß sie sich bei Anbruch der Nacht in ihr Betzimmer und verbot uns, sie zu stören. Ich begreife nicht, wie sie das Herz haben konnte, ganz allein darin zu bleiben, während die Leiche des Herrn Marquis noch oben auf dem Paradebette lag. — Wir lagen alle in ihrem Schlafzimmer auf den Knieen und beteten, als sie um Mitternacht aus ihrem Betzimmer wieder zu uns kam. Ihr hättet sie sehen sollen, Meister Brissot! sie sah selbst so bleich wie eine Leiche aus. Sie mußte viel geweint haben, denn als ich sie auszog, war ihr Busentuch so feucht, als wenn es aus dem Wasser gezogen wäre.“

„Sie ist also nur betrübt und nicht eigentlich krank?“

„Ja, wenn das aber so fortgeht, so wird sie vor Kummer und Gram sterben. Ich habe die ganze Nacht bei ihr gewacht; sie weinte nicht mehr, aber alle Augenblicke rang sie die Hände und ächzte und schrie, als ob sie ein schwerer Traum ängstige. Gegen zwei Uhr sagte sie uns, ihr graue, und wir mußten so viel Kerzen anzünden, daß ihr Schlafzimmer einer Todtencapelle ähnlich sah. Erst gegen Morgen schlief die Frau Marquise ein, und ich hoffte, sie werde nun ein wenig ruhen; aber plötzlich hörte man die Trommeln auf dem Predigerplatze; das Regiment Royal-Comtois zog aus, und sie fuhr erschrocken aus dem Schlafe hoch in die Höhe; ich eilte hinzu, zog den Vorhang weg, und wir erschraken alle, als wir sie sahen. Sie saß mit fliegenden Haaren und ausgestreckten Armen aufrecht im Bette und starrte mit gläsernen Augen vor sich hin; nach einigen Augenblicken sank sie zurück und weinte nun viel.“

Und was hat sie seitdem gesagt und gethan?“ fragte der Advokat voll schmerzlicher Besorgniß;“ habt Ihr den Herrn Oberpräsidenten nicht von ihrem Zustande benachrichtigt und den Arzt holen lassen?“

„Die Frau Marquise hat uns Beides zu thun ver-

boten. Jetzt eben ist der Herr Oberpräsident bei ihr gewesen und hat ihr angekündigt, daß sie sich anschicken müsse, die ganze zur Leichenfolge versammelte Gesellschaft zu empfangen. Die Etiquette fordert dies. Die Frau Marquise ist nicht im Stande, eine solche Anstrengung zu ertragen; doch wenn ihr Herr Onkel einmal gesagt hat: es muß so sein! so ist sein Ausspruch eben so unwiderruflich, wie ein Urtheil des Parlaments."

„Ich werde vor Abend noch einmal wiederkommen, um mich nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen. Ihr habt eine gütige, edelgesinnte Gebieterin, Genoveva, und ich bin auch von Euch überzeugt, daß Ihr sie aufs Beste und Treulichste pflegen werdet."

Thränen standen ihm bei diesen Worten in den Augen, und er entfernte sich schnell, um die Bewegung zu verbergen, mit der er diese Erzählung angehört, die seine ganze Seele mit Wehmuth und Zärtlichkeit erfüllt hatte.

Sie leidet, sie weint! dachte er, warum habe ich ihr nicht mit meinem Blut und Leben die Angst ersparen können, die sie in dieser unglücklichen Nacht ausgestanden hat! Der Tod ihres Mannes hat sie nicht in diesen Zustand versetzt; er verdiente so wenig beklagt zu werden! — So geringen Standes ich auch bin, so fühle ich mich ihrer doch würdiger, als es dieser Mann, trotz seines hohen Ranges, war. Wie abschreckend sah er aus! wie unliebenswürdig war sein ganzes Betragen gegen sie! Von welcher Eifersucht würde ich mich auch gefoltert gefühlt haben, wenn sie ihn geliebt hätte; aber ihr Herz hat noch für Niemand geschlagen, weder für ihn, noch für einen Andern. Ach, diese Nacht schlug es unter meiner Hand vor Angst und Schrecken!

Als er wieder über den Platz nach seinem Hause ging, erblickte er Marius Magis, den zehn bis zwölf Bürger und einige Gerichtsschreiber und Häscher umringten. Alle diese Menschen richteten ihre Blicke auf Meister Brissot, sobald sie ihn erblickten, und Marius Magis kam gleich auf ihn zu.

„Nun," sagte er mit einer betrübten Miene, durch die aber doch die Schadenfreude leuchtete, ihm eine unangenehme Neuigkeit zuerst verkünden zu können, „die schöne Ludette ist diese Nacht von ihrer Zusammenkunft mit dem Hauptmann von Lansac nicht wieder heimgekehrt, sondern mit ihm davongegangen..."

„Wie könnt Ihr das so dreist behaupten?" unterbrach ihn der Advokat mit einem Blicke, vor dem Marius Magis das Auge senkte; „wenn dies wieder eine jener Lügen ist, die so oft über Eure Viperzunge gehen, so werde ich Euch zu einer öffentlichen Ehrenerklärung und Abbitte zwingen." —

„Laßt mir doch mehr Gerechtigkeit widerfahren, Meister Brissot, ich bin wahrlich Euer Freund und suche Euch schon seit zwei Stunden, um Euch von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. In der ganzen Stadt ist nur davon die Rede."

„Sagt mir alles!" rief Brissot mit mühsam verhaltenem Zorne; „ein solcher Freund, wie Ihr, wird mir besser als jeder Andere von einem Vorfalle Nachricht geben können, der meine Familie entehrt und uns alle unglücklich macht."

„Es bedarf keiner weitern Nachforschung, um die Thatsache selbst außer allen Zweifel zu setzen. Die schöne Ludette hat gestern bei Anbruch der Nacht das Haus verlassen und ist nicht wiedergekommen. Ihre Magd hat sie in der ganzen Nachbarschaft gesucht; sie kam sogar auch zu mir, allein man hat sie nirgends gefunden. Seid Ihr nun nicht auch, wie wir alle, der Meinung, daß sie mit dem schönen Hauptmann Hector von Lansac den Weg nach der Gränze eingeschlagen hat?"

Brissot schlug die Arme in einander. „Es ist möglich, ja selbst wahrscheinlich, daß sie es gethan hat?" antwortete er kalt; „ich will gleich zu dem Cadet Beauregard gehen und ihn darum befragen."

„Der ist auch abgereist, und Ihr könnt also von ihm keine Auskunft erhalten."

„Vielen Dank für Eure freundliche Benachrichtigung, Marius Magis," sagte der Advokat und verneigte sich, Abschied nehmend, gegen ihn mit stolzer Ironie.

Als er nach Hause kam, fand er Katharina, die seiner weinend an der Thür seines Arbeitszimmers wartete.

„Ach, Vetter," rief sie ihm mit von Schluchzen gebrochener Stimme zu, „wißt Ihr, was vorgefallen ist?" —

Sie hielt plötzlich inne, denn das finstere, zürnende Gesicht des Advokaten verrieth ihr, daß er alles wußte.

„Fahrt fort, Katharina," sagte er und warf sich in den Lehnstuhl.

„Marius Magis, dieser Herumträger böser Nachrichten, ist hier gewesen — er wollte Euch sprechen — er hat mit meiner Tante gesprochen —"

„Und hat ihr Alles gesagt! — und meine Mutter hat vor seinen Augen eine solche Demüthigung erleiden müssen!" rief er ganz außer sich.

„Sie hat ihm keine Sylbe geantwortet; allein wie er fort war, wurde ihr so schlecht zu Muthe, daß wir sie zu Bette bringen mußten. O, lieber Gott! stehe uns bei!"

Er ging unruhig und bewegt im Zimmer auf und

nieder; Katharina stand, an die Mauer gelehnt, mit gefalteten Händen da und weinte bitterlich.

„Wenn es aber doch nicht wahr wäre!“ fing sie wieder an, „wenn Marius Magis gelogen hätte! Meine arme Schwester! Es ist vielleicht nur Verläumdung!“

„Darüber will ich bald ins Klare kommen,“ antwortete Brissot mit finsterer, entschlossener Miene. „Auf eine oder die andere Art muß dies ein Ende nehmen. Meine Mutter! welche Kränkung, welche Schmach, für diese ehrwürdige und fromme Frau! — Ein Glück ist es noch, daß Ihr, armer Engel, da seid, um sie zu trösten!“

Er ging zu Misé Brissot hinauf. — „Jaques,“ sagte ihm die alte Frau, „die schlechte Aufführung dieses unglücklichen Mädchens wird mich ins Grab bringen; sage ihr dies, wenn Du sie künftig nochmals wiedersehen solltest. Vielleicht wird sie es dann bereuen!“

In alten Zeiten zeichnete sich der Bürgerstand durch eine Strenge und Reinheit der Sitten aus, die ihn im Punct der Ehre eben so empfindlich machte, als es der hohe Adel nur immer sein konnte; Brissot's Mutter war ihr Lebelang ein vollkommenes Muster der Tugend gewesen, die noch nie eine Frau, sowohl aus ihrer eigenen, als aus ihres Mannes Familie, verletzt hatte. Die ehrlose Aufführung ihrer Nichte war für sie ein Todesurtheil; sie hatte nicht die Kraft, eine solche Schmach ertragen zu können. Die alte Magd, die seit 40 Jahren mit zu der Familie gehörte, war eben so tief betrübt als ihre Gebieterin; sie nahm sich diese kränkende Demüthigung eben so zu Herzen, als wenn ihr eigener Ruf dabei betheiligt gewesen wäre, und bangte schon vor dem Geschwätz und vor den Fragen, mit denen man auf sie einstürmen werde, wenn sie sich den Nachbarn zeigen müsse.

Brissot betrachtete einige Augenblicke mit schmerzlichem Mitleid schweigend die Thränen, welche seine alte Mutter vergoß; dann sank er vor ihrem Bette auf die Kniee nieder: — „Ich will mich gleich auf den Weg machen,“ sagte er zu ihr, „um dies unglückliche Mädchen aufzusuchen und sie wieder zurückzubringen. Dann wollen wir auf Mittel sinnen, sie zu einer Besserung ihres Lebenswandels zu bewegen.“

„Sage ihr, Jaques, daß sie durch aufrichtige ernstliche Reue ihren Fehltritt und unsere Schmach wieder gut zu machen vermag,“ rief Misé Brissot, indem sie ihren Sohn umarmte. „Sage ihr auch, ich könne und werde nie vergessen, daß sie die Schwester des Engels ist, den Gottes Gnade Dir zur Frau bestimmt hat.“

Der Advokat schlug bei diesen Worten traurig die Augen nieder; die Leidenschaft, die sich in die tiefsten, geheimsten Falten seines Herzens eingenistet, hatte daraus die Liebe verdrängt, von der er früher das Glück seines ganzen Lebens erwartete. Er empfand für dies sanfte, demuthsvolle Wesen, das seiner Liebe so unbedingt vertraute, nur noch eine brüderliche Freundschaft, und erschrak vor dem Bündniß, an das die Worte seiner Mutter ihn erinnerten. Er wünschte in diesem Augenblicke, daß irgend ein Ereigniß sein Leben aus dem stillen Gleise reißen möge, in dessen Form seit vielen, vielen Jahren das Leben seiner Vorfahren sich eingefügt hatte, und er hätte nicht Bedenken getragen, sich seine Freiheit mit Allem zu erkaufen, was er sein nennen konnte, und würde vor keinem jener Schritte zurückgebebt sein, durch die ein Mann sein Leben und sein Glück aufs Spiel setzt.

Brissot traf alle Anstalten und Einrichtungen, welche eine lange Abwesenheit erforderlich machte, und verließ dann Aix, ohne die Marquise wieder gesehen zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Gutzkow über Görres.]

In Gutzkow sind so viel schadhafte und nutzbare Elemente dieser Zeit, daß die Betrachtung, die den Entwickelungen mit Theilnahme zusieht, sich nicht lange von ihm abkehren kann. Gutzkow ist der Mann der Debatte. Poesie, Philosophie, Zeitgestaltungen, Volksbewegungen, Alles dient ihm nur zum Mantelwurf, um hinter ihm die eigenen Glieder seines immerfort bewegten Naturells zu postiren. Diesen Mantelwurf nimmt er meist als nemeische Löwenhaut um die Schulter und steht als kritischer Herkules Modell. Aber er versucht allerhand Stellungen, allerhand Costüme, auch als Fee, als Faun, als Satyr, als Cerberus. Oft genug gibt er in solchen Positionen Blößen. Immer aber beschäftigt er. — In Gutzkow ist sehr viel schadhafter und sehr viel nutzbarer Zeitstoff. Man kann die Zeit in ihm beobachten. In seiner Schrift gegen Görres Athanasius haben alle seine guten Elemente wirksam ineinandergegriffen, um das Bewußtsein des jetzigen Geschlechts über die cölner Wirrung hinauszuheben. Warum? Man stelle Gutzkow auf die Tribune, und sein besseres Selbst rafft sich immerfort kräftig zusammen und hält Ziel und gebotene Mittel fest. Inzwischen ist er nur Literat, und die Wachsamkeit seines Kopfes versinkt in kleinliche Ränkesucht. Dann steht er blos Modell und zeigt nach Gelegenheit dem Zeitalter seine üble Seite. Indessen soll er das Zeitalter nicht an Wachsamkeit überbieten. — Er beleuchtet in seiner Schrift sehr scharf die rothe Mütze und die Capuze, die Görres schwingt. Er meint, die demagogische Vergangenheit des Mannes hätte sich, wie ein alter Rheumatismus, nun in heftigen Geschwüren auf die Haut geworfen. Er erinnert an andere Wandlungen renegatenhafter Männer Deutschlands, Zach. Werner, Fr. Schlegel, Stollberg, und deutet auf die Einheit, die sich doch in deren Metamorphosen an den Tag gestellt. „Doch

hat, sagt er, diese Einheit bei Görres nicht wie bei jenen den Vorzug, daß sie sich tief im *edleren* Theile seines Herzens gebettet hätte, daß sie einen unauslöschlichen Durst nach Erkenntniß, Beruhigung, Wahrheit verliehe und durch die großartigsten Veränderungen in der allgemeinen Zeitgeschichte bedingt würde. Das, was Görres unter allen Umständen beibehielt, war die Leidenschaft, der formelle Widerspruchsgeist, der kleinliche coblenzer Localegoismus. Das Talent der Sprache umgaukelte ihn verführerisch, so daß er Alles vertheidigte oder angriff, was seiner Ausdrucksweise schlagender Effecte darbot. Den Styl St. Just's ahmte er als Republikaner nach, dann pfiff er den Ton der Naturphilosophie, dann folgte er den Bahnen, die Schlegel und Kanne gezeichnet hatten, dann, als Herausgeber des rheinischen Merkur, poetisirte er die trockne Derbheit Jahn's und Arndt's, dann machte er umgekehrt den La Mennais'schen Weg vom Demokraten zum Jesuiten, opferte den theokratischen Einflüssen der neu-französischen Speculation und den historischen Rechtsbegründungen eines Haller, bis die Kirche ihr weites Gewand ausbreitete, alle verworrenen Ideen und Eindrücke, die in dem Chamäleon noch zuckten und galvanisch vibrirten, umhüllte und über die allmälige Abtakelung dieses Fahrzeugs, die Pensionirung und Inruhestandversetzung eines stark gewesenen Mannes ihren heiligen Segen sprach. Wohl dem, der seinen Frieden hat! Aber wer möchte den Frieden um den Preis seiner Ehre erkaufen? — Ist sich aber etwas unter allen Umständen in Görres gleichgeblieben, so ist es sein Talent zur Demagogie. Welche vortreffliche Proben liefert davon seine Anrede an die Rhein- und Münsterländer! Görres, in der Capuze, blickt sich einen Augenblick schen um und wirft, ohne daß es seine Oberen sehen, schnell die rothe Mütze unter seine alten Landsleute, die denn auch endlich zeigt, daß sie ihre Aufwiegelungskünste noch versteht. Diese Anrede ist ein Meisterstück der revolutionären Beredsamkeit, über das man sich ordentlich freuen möchte, wenn nicht doch darin mehr Talleyrand als Mirabeau nachgeahmt wäre, wenn nicht Mephistopheles sich lächerlich machte durch die alte Pelzkappe, mit der er in die Hütten der Rhein- und Münsterländer tritt und sich als alter Gevatter zu erkennen gibt, hinter den Ofen setzt, in Töpfe und Tiegel lugt und der Dummheit und dem Aberglauben frisch zum Munde redet."

[Einzige Aehnlichkeit der Portugie'en mit den Deutschen.]

Die erste und einzige Aehnlichkeit, welche die deutsche Nation mit der portugiesischen hat, liegt auf Seiten der bühnlichen Darstellung. Heeringen erzählt, daß, wenn er das Ohr vor der fremden, auf den Theatern Lissabons ertönenden Sprache verschloß, er sich ganz der süßen Täuschung hingeben konnte, in einem deutschen Schauspielhause zweiter, vielleicht dritter Classe zu sein. Es war ganz dieselbe Art von Pathos, jenes Fechten mit den Armen, jenes geräuschvolle Abgehen der Helden und Heldinnen, wie es auf unsern deutschen Theatern Statt findet. Daß die spanische Darstellungsweise, namentlich in der Tragödie, mit der deutschen verwandt sei, war längst bekannt. Sollte man indeß hieraus und aus dem Gefallen daran nicht auch auf eine gewisse geistige Verwandtschaft schließen? — Wir wissen so gut wie der Spanier und Portugiese eine gewisse Grandezza in vielen Fällen zu behaupten, eben so überspreizt zu sein, ein falsches Pathos für den Ausbruch wahren Gefühls zu halten, und so titel-, rang- und ordensüchtig wie der Spanier ist auch der Deutsche.

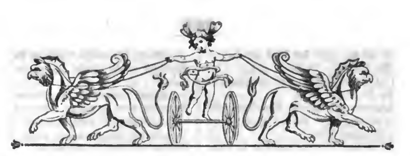
[Gefahren der Cameraderie.]

Ueber die literarische Cameraderie und deren Gefahren spricht ein französisches Blatt weitläufig, indem es nachweist, daß eine Cameraderie sich nie auf wirkliche Sympathien stütze, sondern sich berechneterweise zusammengefunden habe und eine Anstalt gegenseitigen Lobens und Hätschelns sei. Es sei also nicht zu verwundern, wenn ein Umschlag ins Gegentheil erfolge. Man würde doch des gegenseitigen Herausstreichens endlich müde, man könne sich einander gar nicht mehr ohne Lachen ansehen, und zuletzt träten die alten Antipathien um so mächtiger hervor, ein Ereigniß, welches in der Regel mit einer obligaten Erniedrigung verbunden sei. — Gewiß! auch in der Literatur bewährt sich das treffliche Wort, daß der Starke am besten allein stehe. Zu viel gesellschaftlicher Anhang theilt die Aufmerksamkeit, die Kraft, und bricht die Consequenz. Man fängt leider an, in Deutschland fast dieselben Erfahrungen mit der Cameraderie zu machen, wie in Frankreich. 12.

[Berliner Enthusiasmus — Warnung vor Nachdruck.]

Ein Berliner Journal, welches, früher mehr literarisch, sich allbereits sehr an den strudelköpfigen Enthusiasmus der Berliner für Alles, was singt, klatscht, das Pianoforte, sein Stimmchen oder die Beinchen rühret, zu gewöhnen beginnt, spricht von dem Aufenthalte der Dem. Löwe in Frankfurt. Es heißt, ihr Triumph sei von 1000, schreibe tausend, Zungen wiedergehallt, sie (ist Dem. Löwe denn Directrice des königl. Theaters?) werde in Berlin Auber's „schwarzen Domino" zur Aufführung bringen; Meyerbeer's *herrlichen* „Robert" werde die *geniale* Künstlerin (die Wiener sprechen sogar von ihrem „genialen" *Fleiße*) zur *Feier* ihres Wiederauftretens wählen. — Gleich darauf wird von der *unvergleichlichen* Frau Gräfin Rossi (Henriette Sontag) und von ihren *unverwelklichen* Kränzen raisonnirt, welche die Vergangenheit ihr bereits geflochten, so daß leider die Gegenwart keine mehr flechten könne. Gräfin Rossi habe auch zum Besten der Ueberschwemmten gesungen und Dem. Löwe zuerst besucht — freilich ein Ereigniß, welches bisher noch nicht in der Weltgeschichte erlebt worden, mindestens so wichtig wie des Hannibal und Scipio Zusammenkunft auf dem Felde von Zama. Dasselbe Journal, welches von einem begüterten Musikalien- und Buchhändler, der Akademie gegenüber, verlegt wird, sollte sich doch, da die Nachdruckfrage so sehr und erst neuerlich von *Duller* in Bezug auf Journale angeregt worden, vor Nachdruck in Acht nehmen. Man überlasse dies Geschäft den Provinzial- und Wochenblättern. Die Ehre bringt thalerweis ein, was man so groschenweis erspart. Ein Journal muß darauf bedacht sein, wenn es unterliege, ausrufen zu können wie Friedrich der Große nach der Schlacht von Collin: Alles verloren, nur nicht die Ehre! 3.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 89. — den 7. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquise von Spinarosa.

(Fortsetzung.)

3.

Seit dem Abend des Johannisfestes schien Brissot's Haus ganz unbewohnt zu sein; die Fenster blieben Tag und Nacht geschlossen und die Nachbarn sahen nicht Katharinens reizendes Gesicht zwischen den Blumen hervorschimmern, die sie sonst auf einem Brete vor den Fenstern stehen hatte und sorgsam zog und pflegte. Das arme Mädchen verließ nie das Haus, welches, ehemals der Wohnsitz stillen, friedlichen Glückes, jetzt so einsam und traurig war.

Der Advokat kam nicht zurück und gab auch keine Nachricht von sich; die Mutter lag im Sterben, die alte Magd war kindisch geworden; sie saß den ganzen Tag in dem Arbeitszimmer ihres Herrn und antwortete den Clienten, die nach ihm fragten, er wohne einer Sitzung des Parlaments bei, da sie es ganz vergessen hatte, daß er schon seit einiger Zeit abwesend war.

Katharina pflegte die beiden alten Frauen mit frommer Liebe; die bangen Sorgen, die an ihrem Herzen nagten, wurden durch die sorgsamste Erfüllung ihrer Pflichten beschwichtigt; sie ertrug ihr Unglück mit der kindlichen Ergebung einer wahrhaft frommen Seele. Alle Morgen und alle Abende betete sie für ihre unglückliche Schwester und für Jaques Brissot. Den Tag über hoffte sie auf seine Ankunft, und wenn sie des Abends die Hausthür verriegelte, durch die kein Mensch gegangen war, seufzte sie und flehte inbrünstig zu Gott, er möge Jaques nicht zu spät hereinsenden.

Brissot's Stillschweigen beunruhigte seine Mutter weit mehr; sie fürchtete, ihm könne ein großes Unglück begegnet sein, und sprach oft gegen Katharina ihre Furcht aus, ihn nicht wiederzusehen. „Ich fürchte," sagte sie, „daß ich vor seiner Rückkehr sterben werde! Wer weiß, wohin er gegangen ist, um das unglückliche Mädchen aufzusuchen! Wer weiß, wann er wiederkommen wird!"

Vierzehn Tage nach Johannis starb Misé Brissot.

Am folgenden Tage, zwischen 11 und 12 Uhr des Nachts saß Katharina allein im Arbeitszimmer des Advokaten. Die alte Magd war schlafen gegangen, und in dem kleinen Häuschen war alles so still, düster und einsam, wie in der Capelle eines Kirchhofs. Katharina übersann weinend die Begebenheiten, die in so kurzer Zeit das Glück ihres bisherigen Lebens getrübt hatten; doch ihre heißesten Thränen flossen bei dem Gedanken an den Schmerz, den Jaques Brissot empfinden werde, wenn er sie ganz allein da wiederfinden werde, wo er seine Mutter und sie gelassen hatte.

Ein leises Klopfen an die Hausthür riß das junge Mädchen aus diesen traurigen Gedanken; sie sprang blitzschnell auf, denn sie erkannte die Art, wie der Advokat anzuklopfen pflegte. Er war es auch wirklich. Katharina wich zurück, als sie ihn erblickte, doch im nächsten Augenblicke warf sie sich, in Thränen zerfließend, in seine Arme.

„O, Gott!" rief sie, „Ihr seid krank gewesen! — Wie elend seht Ihr aus!" — Er weinte auch.

„Wie geht es meiner Mutter, gute Katharina?" sagte er und küßte sie auf die Stirn.

Sie fuhr zusammen und drückte krampfhaft seine Hände, indem sie die Augen gen Himmel erhob.

Er verstand sie augenblicklich.

„Todt!" rief er und sank wie vernichtet in seinen Lehnstuhl.

Katharina kniete neben ihm nieder und fand keine Worte, um ihn in einem so großen Schmerz zu trösten. Das blasse und abgezehrte Gesicht des Advokaten hatte einen so finstern Ausdruck, daß sie davor erstarrte. Beide weinten schweigend; endlich wagte sie es, ihn zögernd zu fragen:

„Und meine arme Schwester?"

„Marius Magis hatte gelogen," antwortete er mit dumpfer Stimme, „sie hat Herrn von Lansac nicht begleitet."

„Ha!" rief Katharina mit einer Aufwallung von Freude, „ich wußte wohl, daß es eine schändliche Verläumdung war! Meine arme Schwester! Aber wo ist sie denn? Hier hat sie Niemand wieder gesehen, was ist denn aus ihr geworden?"

Der Advokat war aufgestanden; er warf einen fieberhaft glühenden Blick im Zimmer umher und drückte die beiden Hände an seine Stirn, als wolle er gewaltsam seine Gedanken sammeln.

„Katharina," sagte er mit sichtlicher Anstrengung, „Ihr wißt unser Unglück noch nicht ganz; ich bin in einer schrecklichen Lage — ich muß Frankreich verlassen — mein Leben steht auf dem Spiele — morgen schon muß ich fliehen."

„Ich werde Euch begleiten."

„Nein, Katharina, nein! das ist unmöglich. Wer weiß, ob ich vermögen werde, mich vor meinen Verfolgern zu retten."

Starr vor Schrecken hörte sie ihn an; sie begriff nicht, was er sagte, und wagte doch keine Frage zu thun.

„Begebt Euch zur Ruhe, Katharina," ich bleibe auf; ich bedarf der ganzen Nacht, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen."

„Laßt mich bei Euch wachen," bat sie und sank ihm zu Füßen. In Eurem Gesichte liegt etwas, das mir bange macht. Guter Gott! was hat sich denn zugetragen? Warum wollt Ihr es mir nicht sagen? Ich bin ja kein Kind mehr. Gewiß, Ihr könnt mir vertrauen."

Er hob sie auf und zog sie neben sich nieder.

„Wenn Ihr wüßtet," sagte er ihr, „wie mich Eure Betrübniß peinigt! Ach! ich bin so schon unglücklich genug!"

Schnell trocknete sie ihre Thränen und suchte ihres Schmerzes Herr zu werden. Aber ihr Herz floß über; die Ankündigung der nahen Trennung hatte es gebrochen.

„Erzählt mir von meiner armen Mutter," sagte der Advokat nach einer langen Pause.

Welche Nacht! Ueberwältigt von Schmerz und Verzweiflung lag Katharina in dem Lehnstuhle; der Advokat saß schreibend vor seinem Arbeitstische; von Zeit zu Zeit floß eine Thräne über seine Wangen, und Katharina hörte ihn flüstern: „Meine Mutter! meine arme Mutter!"

Als der Tag anbrach, stand er auf und legte Katharina die Hand auf die Schulter.

„Katharina," sagte er, „da auf meinem Schreibtische liegen Papiere, die Euch betreffen: das Testament meiner Mutter, welches Euch zu Ihrer Universalerbin ernennt, und noch einige andere Schriften, die die Gerichtspersonen Euch erklären werden. Hier ist auch eine Adresse, unter der Eure Briefe sicher zu mir gelangen werden. Jetzt müssen wir uns trennen. Gott mache Euch, liebe Katharina, so glücklich, als ich unglücklich bin."

Sie weinte nicht, sie betete mit gefalteten Händen. Brissot küßte sie auf die Stirn. „Armer Engel!" sagte er mit gebrochener Stimme, „Du warst der Schutzengel, den Gott diesem Hause geschenkt hatte, in dem Du nun allein zurückbleibst! Leb' wohl! leb' wohl!" —

Noch einen Abschied hatte der Advokat zu nehmen, und diesen mit Gefahr seines Lebens. Die Marquise bewohnte seit einigen Tagen ein reizendes Landhaus, das nur eine halbe Stunde von Aix in einem kleinen von einem klaren Bach durchflossenen Thale lag. Sein Gemurmel verbreitete eine erfrischende Kühle; die ganze Blumenfülle des Südens entfaltete in den Wiesen dieses Thales, und auf den baumbekränzten Hügeln, die es einschlossen, ihre Schönheit und ihre Pracht.

Das Landhaus selbst lag hinter hohen Kastanienbäumen verborgen; ein mit Jasmin und Flieder eingefaßter Schlangenpfad führte zu demselben. Brissot irrte den ganzen Morgen wie besinnungslos in den Gebüschen umher. Ermattung und Schmerz hatten alle seine Seelen- und Geisteskräfte abgestumpft; wie von einer unsichtbaren Hand fortgestoßen, ging er maschinenartig vorwärts und näherte sich gegen Mittag dem Landhause.

Die Marquise war allein in einem Salon, dessen niedergelassene Jalousien die Sonnenstrahlen abhielten;

ein sanftes Dämmerlicht, wie es Alabasterlampen zu verbreiten pflegen, herrschte hier; die Marquise lag in tiefer Trauerkleidung in einem Krankenstuhle. Sie fuhr zusammen, als ihr eine ihrer Kammerfrauen den Advokaten anmeldete. „Was will er von mir?“ fragte sie und richtete sich plötzlich in die Höhe.

Er trat ein. Die Marquise erschrak, als sie ihn so blaß und entstellt vor sich sah.

„Guten Tag, Meister Brissot,“ sagte sie ihm und bemühte sich zu lächeln. „Ihr habt Euch lange nicht sehen lassen.“

Zitternd näherte er sich ihr. „Ich habe,“ antwortete er mit dumpfer Stimme, „eine Reise gemacht, eine unglückliche Reise, Frau Marquise, und bin im Begriff, von neuem zu verreisen.“ —

„Doch nur auf kurze Zeit?“

„Vielleicht für immer.“

Sie sah ihn an, denn der Ausdruck seines Gesichts machte einen tieferen Eindruck auf sie, als seine Worte, und stammelte dann einige unverständliche Laute.

„Ich habe von Euch Abschied nehmen und Euch selbst sagen wollen, was Ihr durch das Gerücht sonst morgen, vielleicht schon heute erfahren würdet; ich fliehe und muß mich in ein fremdes Land begeben, denn ich habe in einem Zweikampfe das Unglück gehabt, einen Menschen zu tödten!“

Mit einem leisen Ausruf wandte hier die Marquise das Gesicht weg.

„Man wird glauben, daß ich diesen Menschen getödtet habe, um die beleidigte Ehre meiner Familie zu rächen, und ich werde auch vorgeben, daß es deshalb geschehen ist, aber Ihr sollt die Wahrheit erfahren. Der Niederträchtige wagte es, mir ins Gesicht zu behaupten, daß er Euer Liebhaber, Euer begünstigter Liebhaber sei — ich habe Euch gerächt, gnädige Frau.“

„Ihr habt Lansac getödtet! Lansac ist todt!“ rief die Marquise und richtete sich auf.

Beide standen sich einige Augenblicke schweigend gegenüber. Die Marquise wollte noch etwas sagen, aber ihre Zunge versagte ihr den Dienst; eine furchtbare Verzweiflung sprach aus ihrem Blicke und allen ihren Zügen.

„Ha!“ murmelte Brissot voll Entsetzen, „er hat dir Wahrheit gesagt.“

Die Marquise verlor das Bewußtsein und sank zu Boden. Er starrte sie lange an; dann verließ er langsam das Zimmer und entfloh durch den Garten.

Am Abend dieses Tages brachte der Cadet Beauregard von Avignon die traurige Nachricht mit, daß der Advokat Brissot den Hauptmann Hektor von Lansac im Zweikampfe erlegt habe.

Marius Magis war einer der ersten, die nach dem Gasthofe zum schwarzen Roß eilten, wo bald alle Müßiggänger der ganzen Stadt sich versammelten, um die geheimnißvollen Umstände dieses Ereignisses zu besprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Bendemann, Meyerbeer, Bier- und anderes Vergnügen.]

Ein ganzer Winter, welch' ein Lebensalter von on dit und on a dit, liegt vor mir! — Was soll man zuerst berichten über diese energische Saison, die Dresden erlebte? — In einer Woche Hugenotten und Waldschlösselbier; an demselben Tage Bendemann's Einholung und der stürmische Ruf im Theater: Meyerbeer! Meyerbeer! Die Kette der Ereignisse wirrt sich fast durcheinander. Zum Glück kann sich der pragmatisch Erzählende an einen Faden für dieses Labyrinth von Begebnissen halten, ans Waldschlösselbier, diesen Generalstoff der Stoffe; „ans Bier, ans vaterländ'sche schließ' dich an; hier sind die festen Wurzeln deiner Kraft“ — denn da herrscht Ganzheit, Einheit, All- und andere Gemeinheit; Krügel wechseln in fatalistischer Verbindung mit Prügel, ihrem reinsten Reime. Man hat dem schlummernden Leu endlich Blut zu kosten gegeben, der Dresdner trinkt jetzt das Glas Bairisch zu 1 Groschen, und es lösen sich alle Bande der Gesellschaft! Das Linke'sche Bad, seit der Epoche 1830 bekanntlich doch sehr republicanisirt, reicht dem Waldschlößchen nicht einmal das Wasser, oder, was gleichbedeutend ist, sein bisheriges Kannenbier; dort ist der Freistaat als Muster; der „Hut“ herrscht unumschränkt; der Mensch gilt nicht mehr nach dem, was er heißt, sondern nach dem, was er — hat, nämlich an Bier, sobald ihm der große Wurf gelungen, eines Krügels Herr zu sein. Bier und Krügel sind die furchtbaren Vorläufer einer neuen Umgangssprache; man verhandelt, wettet, schwört Liebe auf so und so viel Krügel. „Heute ist wahres Bierwetter! Sie hatten gestern keine Bierlaune rc.“ Sogar die Aerzte und Chirurgen fördern ihre Subsistenz durch Erlaubniß des neuen Bieres; wie Viele haben nun erst recht de quoi vivre; Alles weiß de quoi causer. Dresdens altes Bierrenommee ist gerettet; denn es sind eben die Enkel jenes „Koswiger“, der unter dem Kurfürsten Johann Georg dem Ersten 22 Maß in einem Zuge leerte. Einem solchen müßte jetzt selbst von Altmünchnern die Hopfenpalme zuerkannt werden. Nach Ostern folgte die Auferstehung der jetzt geschlossenen Wirthschaft; nun kann man wieder stolz hinabschauen mit bedeckeltem Haupte und dito Glase hoch vom Plateau über der Landstraße, die links, nunmehr einsam, nach dem aristokratischen Findlater führt, rechts von den durstigen Zügen einer ganzen Städtewanderung wimmelnd; — welche

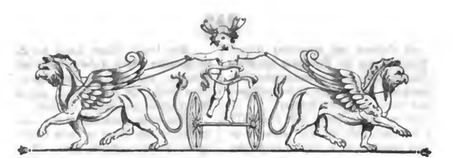
Lust für den, der eine Frage frei hat an seinen Beutel! Doch das Gold ist ja nur Chimäre, wie es im Robert heißt, um dessen Aufführung man dringend bittet. Natürlich; Meyerbeer überwältigt uns; ist Beethoven der Jean Paul, so wird Meyerbeer eine Art Klopstock in der Harmonistik; eine solche Subjectivität löst alle Probleme oder durchschneidet sie gordisch. In Paris ließ er, wie dort der Witz sich ausdrückte, chanter les fusils. Hier hört man jetzt Pelotonfeuer auf der Bühne. Wer hätte dieses je dem zarten Gliederbau unserer Bühne und unserer Damen zugemuthet! Nichts über die Stürme an der Casse und nach dem letzten Acte! Auch dieser Enthusiasmus der Dresdner hat nur geschlummert; denn es waren unsere Großväter, die z. B. bei Hasse's Oper Ezio (1755) ein so schallendes Bravo hören ließen, daß die Pauken des Hoforchestertympanisten zersprangen. Unser Prometheus-Meyerbeer bleibt, wie es heißt, diesen Sommer bei uns; Madame Schröder-Devrient singt in Leipzig; an ihrer Stelle Dem. Wüst (die Braut des nach allem Verdienste unserm Theater erhaltenen Herrn Kriete) in den Hugenotten. Nicht so lärmend, aber eben so eindringlich und wohl reichhaltiger war der Eindruck des nun schon öfter aufgeführten „Pflegevaters", sicherlich des zweiten besten Stückes der königlichen Hoheit. Sind Dialog und Situationen, wie bei den Werken der hohen Frau immer, ungesucht; so ist namentlich in diesem neuesten die Zeichnung der Charaktere noch treffender, ihre Beziehungen unter einander folgerecht, und die Entwickelung so überraschend, daß jede Darstellung zum lebhaftesten Applause hinriß. Freilich kommt hier die durchgängig competenter Besetzung, nicht selten eine stadtkundige Portraitirung, sehr zu Statten. Was läßt sich vom meisterhaften Zusammenspiele unseres Porth, Pauli, Heckscher und der Madame Werdy nicht erwarten! Die Bonhommie des altjunggeselligen Hofraths, die schroffe Pünctlichkeit Gerhard's und seines Sohnes herrliches Gemüth werden, so aufgefaßt und durchgeführt, wahre Vorbilder, was man gleich an dem Fleiße wahrnahm, den die noch Mitspielenden (Dem. Anschütz und Herr Klauer) bekundeten. Ist die Rolle Karl's auch nicht frei vom Parallelismus mit dem „Landwirthe" und „Vetter Heinrich", so sichert ihr dennoch ihr so reichbegabter Darsteller (Hr. Heckscher) durch seine Innigkeit und Lebendigkeit durchaus den Vorzug der Frische und Naturfülle. An jugendlichen Repräsentanten sind wir überhaupt nicht arm, seitdem Herr Baison günstig debütirt, Herr Otto (einmal ein Zögling unserer Bühne selbst) kleinere Partien schon recht wacker ausgeführt, und Herr Porth seine Tochter — eine liebliche Erscheinung — in den neueinstudirten: „Welcher ist der Bräutigam?" und Kotzebue's „Versöhnung" uns zu allgemeinem Erfreuen vorgeführt hat. Von neuen Stücken sahen wir Scribe's „Cameraderie", ein feines, die pariser Zustände treffend wiederspielendes Conversationsstück, dem zur Theilnahme des größern Publicums nur Verständlichkeit fehlte, denn es war mit den Damen Bauer, Devrient, den Herren Devrient, Porth, Pauli, Weimar gewiß gut genug besetzt, — und „Corona von Saluzzo", abermals ein Raupach'sches Kunststück aus Unnatur und Rhetorik zusammengesetzt, worin Dem. Berg, jetzt bei dem Urlaube der Dem. Bauer entsprechend beschäftigt, alles Lob verdient. Nur getheilt war das der britischen Sängerin Miß Clara Novello, die unsern Hitzköpfen zu kalt erschien. — Unsere Museen sind bereits offen; sehr zweckmäßig die neuerdings restaurirten Bilder unserer Galerie vorerst einzeln ausgestellt; auch hierin wird sich zeigen, was unsere Tüchtigen, z. B. Herr Inspector Renner, schon längst, anstatt der kostspieligen Mission Palmaroli's, geleistet haben würden. Vom Bau eines Gesammtmuseums verlautet nichts mehr, und über den des neuen Theaters übt man sich immer noch im Conjugiren des j'ai oui dire, tu as oui dire etc. — Privatim geht es desto anhaltender; das Maternihospital, ein echtes Hôtel à la Rococo, steht fertig und ziert den ohnehin sehr vernachläßigten freiberger Vorstadttheil, — die Freimaurerloge und das Haus der Zuckersiederei-Compagnie werden nächstens, so wie die ganze Marienstraße fertig. Auch vor den Thoren geht es lebhaft zu. So siedelt sich wieder eine reiche Familie aus Berlin in der sonst Villiers'schen Villa an. Schon kommen die Fremden herbei, mit ihnen so viele Willkommene, wie das Haizinger-Neumann'sche Künstlerhaus zu einem Cyklus von Gastrollen. Das Interessanteste wäre nun, wenn Herr Meaubert wirklich noch das Theater auf dem Linke'schen Bade übernähme: eine Sommer-Volksbühne. Schauspieler und Dichter kann er aus Budissin recrutiren, wo erst kürzlich der mit fünf Thalern für ein ganzes Sittendrama honorirte porta loci stürmisch gerufen worden ist.

Notiz.

[Deutsche und portugiesische Eleganz in Drucksachen.]

Vor mehrern Jahren las man die Bemerkung, daß in den Kaffeehäusern von Paris unter allen dort ausgelegten Zeitungen nächst den portugiesischen die deutschen am übelsten ausgestattet waren. Auch dies Verhältniß hat sich geändert, nämlich so, daß die lissaboner Journale jetzt in ihrer äußern Erscheinung mit den französischen, die deutschen Zeitungen nur mit sich selbst wetteifern können, indem sie noch gar nicht aus ihrem lumpenhaften Ansehen herauskommen. Einem deutschen Zeitungsleser wäre es begreiflicherweise auch gleich, ob er seine Zeitung auf Seidenpapier oder wirkliche Lumpen gedruckt erhielte, wenn nur der Preis auf eben so viel Pfennige, wie jetzt Thaler oder Groschen herabgesetzt werden könnte, und derselbe lumpige und gesinnungslose Klatsch darin sich breit machte. Von Heeringen (in seiner Reise nach Portugal) spricht hierüber weitläufiger und knüpft seine Betrachtung an eine gerade vor ihm liegende Nr. der berliner Voß'schen Zeitung, die er ihrem Inhalte nach gut, aber ihrer äußern Erscheinung nach, obgleich sie in der elegantesten Hauptstadt Deutschlands gedruckt würde, abscheulich nennt. Es wären noch ganz die Typen von 17.., deren man sich beim Entstehen des Journals bedient habe. Ein Engländer, setzt er hinzu, würde so schmuziges Löschpapier entweder gar nicht, oder nur mit Handschuhen anfassen. 12.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 90. — den 8. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquise von Spinarosa.

(Fortsetzung.)

Das Erstaunen und die Verwunderung erreichten den höchsten Gipfel, als Beauregard auf seine Ehre betheuerte, die schöne Lubette, die seit vierzehn Tagen verschwunden war, habe den Hauptmann von Lansac bei seiner Abreise von Aix nicht begleitet. Einige waren der Meinung, daß sie mit irgend einem andern Offiziere des Regiments davon gegangen sei; andere versicherten, sie thue in einem Kloster Buße. Marius Magis gab sich viele Mühe, sich bedeutend zu machen, und bot dem Cadet Beauregard seinen Beistand an, um die Verlassenschaft des Verstorbenen in Ordnung zu bringen. Diese war nicht beträchtlich; er hinterließ nur so viel, daß es gerade zur Bezahlung seiner Schulden hinreichte."

Gleich am folgenden Morgen begaben sich Beauregard und Marius Magis in Begleitung eines Notarius nach dem Garten, den seit dem Johannisabend kein Mensch wieder betreten hatte, um ein Inventarium von den Möbeln des Pavillons aufzunehmen.

„Der arme Hauptmann!" sagte Beauregard bei dem Eintritte in den Garten, „wer hätte glauben können, daß es mit seinem Leben und mit seinen Liebschaften ein so schnelles Ende nehmen werde!"

Es hatte in der Nacht geregnet; das Laub war frisch und duftig, die Blumen schimmerten, die Knospen entfalteten sich, die Vögel zwitscherten in den schlanken Zweigen des Cytissus; alles in diesem engen Bezirke war friedlich, lachend und anmuthig.

„Dies ist wahrlich eine dem Amor geweihte Einsiedelei," rief Marius Magis, „und der Hauptmann mag hier viel schöne Schäferstunden gefeiert haben! Laßt uns nun den Tempel betreten."

Er eröffnete hier die Thür des Pavillons und fuhr mit einem lauten Schrei des Entsetzens zurück; der Notarius und Beauregard blickten über seine Schulter hinweg in das Zimmer — die Haare sträubten sich ihnen empor. „Abscheulich! abscheulich!" riefen sie, wie aus Einem Munde.

Im äußersten Winkel des Saales lag der schon halb verweste Leichnam eines Frauenzimmers, mit dem Gesicht auf der Erde, und auf dem Fußboden sah man große Flecken eingetrockneten Blutes. Marius Magis erkannte sogleich an der Kleidung, daß sie die Leiche der schönen Lubette vor sich sahen.

„Meine Herren," sagte er, „indem er die Thür wieder zumachte, „hier müssen wir augenblicklich dem Gerichte unsere Anzeige machen."

Einige Stunden später nahmen einige Gerichtspersonen an dem Orte, wo das Verbrechen begangen worden war, ein Protokoll darüber auf. Man fand neben dem von mehreren Stichen durchbohrten Leichnam einen Damenhandschuh von schwarzer Seide und ein Messer mit buchsbaumenem Griff, von dem Beauregard behauptete, daß er es schon irgendwo bei einer Mittagsgesellschaft gesehen habe.

Alles war voll Entsetzen und neugieriger Erwartung, da diese Anzeichen nicht zur Entdeckung des Mörders zu führen schienen. Mehrere Stimmen erhoben sich, um den Hauptmann von Lansac dieser That anzuklagen; aber dagegen erhob Beauregard seine Stimme.

„Ich habe ihn den ganzen Abend nicht verlassen!“ rief er laut und bestimmt, „und wir sind zusammen zu der Zusammenkunft gegangen, die er hier, in diesem Pavillon, mit der schönen Lubette haben sollte. Er rief sie, und da er keine Antwort erhielt, ging er in dies Zimmer, um das Fenster zuzumachen, und ich erinnere mich, daß er mir, als er die Thür zuschloß, sagte, es rieche darin nach Blut. In der Dunkelheit hatte er nichts sehen können, allein ich bin überzeugt, daß sie damals schon ermordet hier gelegen hat.“

Plötzlich von einer Erinnerung ergriffen, trat jetzt Marius Magis vor; mit bebenden Lippen und zum Himmel erhobener Hand rief er: „Ich habe am Johannisabend gegen 10 Uhr Jemand hier aus dem Garten kommen sehen — ich weiß, wer das Verbrechen begangen hat — Katharina Brissot hat ihre Schwester ermordet, und ich bin bereit, meine Aussage vor Gericht zu wiederholen.“

4.

Der Justizpallast in Aix war ein altes Gebäude, dessen neuester Theil doch schon vor einigen Jahrhunderten angebaut worden war. Ueber seine düstern Mauern ragten drei alterthümliche Thürme in die Höhe; der höchste von ihnen war ein prachtvolles Mausoleum, das zum Andenken eines römischen, in dieser von Cajus Sextus gegründeten Colonie gestorbenen Patriziers errichtet worden war. Die ehemaligen Grafen der Provence hatten dieses Denkmal, welches wunderbarerweise die Barbarenhorden verschont hatten, die sonst alle Spuren der Civilisation vertilgten, in den Umkreis ihres Pallastes mit eingeschlossen. Doch die Pracht dieses von Berengar erbauten und einst vom König René von Anjou bewohnten Schlosses war seit lange verschwunden, und in denselben Räumen, wo einst der Liebeshof seine Urtheile sprach, hielt jetzt das Parlament von Aix seine Sitzungen.

Die verschiedenen Gerichtshöfe des Bezirkes hatten ihre Gefängnisse im Innern des Schlosses; das leidlichste von diesen war in dem mittlern Thurme; in dasselbe fiel in der Mittagsstunde ein Sonnenstrahl, und man hörte auch die Uhr, die oben im Thurme angebracht war, schlagen.

Seit langen Jahren hatten die Spinnen ungestört die schwarzen Wände dieses Gemachs mit ihrem Gewebe überzogen; eine Schwalbe hatte innen vor dem vergitterten Fenster ihr Nest gebaut, und in den Ritzen der Mauer blühte eine Staude Goldlack.

Hier wurde Katharina Brissot eingeschlossen, nachdem sie die erste Nacht in einem fürchterlichen, tiefer gelegenen Kerker zugebracht hatte. Man hatte dies Gefängniß für sie eingerichtet. Das Bett, das in einem Winkel stand, glich einer Leichenbahre; am Kopfende desselben war ein Weihkessel und ein Crucifix angebracht; unter dem Fenster stand ein wackeliger Tisch, auf dem neben einem Wasserkruge ein Stück Brot und einige Andachtsbücher lagen.

Die Gefangene saß mitten in diesem Zimmer, das so kühl und so düster wie ein Grabgewölbe war; ein einziger Sonnenstrahl fiel schräg auf sie hin und erhellte ihr Gesicht wie mit Verklärungsglanz. Ihre Stellung verrieth eine schwermuthsvolle, still ergebene Fassung; sie hatte die reine, bleiche Stirn auf die Hand gestützt; ihre Lippen bewegten sich lautlos; sie las ganz leise in einem Gebetbuche, das auf ihrem Schooße lag.

Lange war sie nur mit dem Buche beschäftigt; dann erhob sie den Blick und sah durch das Gitter zum Himmel hinauf. Die Schwalbe steckte ihren kleinen schwarzen Kopf und die weiße glänzende Brust aus dem Neste hervor, hob die Flügel und flog durch die Stangen des Gitters hindurch ins Freie; mit nassem Auge sah ihr Katharina nach.

In diesem Augenblicke wurden die Riegel ihres Gefängnisses weggezogen und das Schloß der Thür mit jenem Geräusch aufgeschlossen, das in den Ohren des Gefangenen so schmerzlich wiederhallt. Katharina wandte erschrocken den Kopf weg und blieb in banger Erwartung unbeweglich sitzen. Sie glaubte, man wolle sie holen, um vor ihren Richtern zu erscheinen.

„Gott sei mit Euch, Katharina Brissot!“ sagte der Eintretende ernst und feierlich.

„Pater Athanasius!“ rief sie und stand bebend auf und faltete die Hände in einander; „Ihr seid es! Ihr kommt zu mir! Ihr habt mich nicht verlassen! Ich glaubte, Niemand, selbst nicht mein Beichtvater, dürfe hier im Gefängniß zu mir kommen!“

Pater Athanasius war ein alter einfacher und frommer Trinitarier. Er war kein großer Gelehrter und auch eben kein besonderer Redner, aber man verehrte ihn um seines heiligen Lebenswandels willen.

„Meine Tochter,“ sagte er und warf auf Katharina

einen Blick der Trauer und der Theilnahme, „ich wußte, daß Ihr meiner bedurftet, und habe mir von dem Herrn Oberpräsidenten die Erlaubniß erbeten, Euch noch vor gefälltem Urtheil sehen zu dürfen. Ich komme, um Eure Beichte zu hören. Ihr werdet ruhiger vor dem Tribunal der Menschen erscheinen, wenn Ihr Euer Gewissen im Beichtstuhle erleichtert habt. Euer Leben steht in Menschen Hand, doch das Heil und die Rettung Eurer Seele allein in Gottes Hand."

„Auf dieser Zuversicht beruht auch mein Trost und alle meine Hoffnung," antwortete sie. „Ihr seid gekommen, um meine Beichte zu hören, und ich bin bereit, sie abzulegen. Ach, ich habe hier schon Zeit genug gehabt, mich zu prüfen und mein Gewissen zu erforschen."

Der Mönch setzte sich auf den einzigen hölzernen Schemel, der im Gefängnisse war; Katharina kniete vor ihm und betete, nachdem sie sich einen Augenblick gesammelt hatte, das Confiteor her. Auch der Pater betete mit gefalteten Händen und seine Augen ruhten mit dem Ausdrucke banger schmerzlicher Erwartung auf Katharina. Er forderte sie mit einem stummen Blicke zur Ablegung ihrer Beichte auf, indem er ihr das Crucifix vorhielt, das an seinem Rosenkranz hing, allein sie schwieg, nachdem sie das Confiteor hergesagt hatte.

„Meine Tochter," sagte er sanft und mit abgewendetem Blick, „Ihr kniet vor einem Gott des Erbarmens und der Gnade, der dem reuigen Sünder das größte Verbrechen verzeiht, wenn er es bekennt und Buße thut."

„Vor beinahe vier Wochen, mein Vater," antwortete sie demüthig, „habt Ihr mir Absolution ertheilt, und seit dieser Zeit glaube ich keine Todsünde begangen zu haben."

Der Mönch sah sie hier fest an. „Ihr sprecht," sagte er mit einem Anfluge empörten Gefühls, „mit Eurem Beichtvater und nicht mit Eurem Richter; Gott sieht in das Innerste Eures Herzens, und vor seinem allwissenden Auge ist nichts verborgen."

„Das glaube ich fest, mein Vater, und meine ganze Hoffnung beruht auf ihm, denn vor ihm bin ich frei von Schuld und Sünde. Man beschuldigt mich, ein scheußliches Verbrechen begangen zu haben; man hat mich mit Schmach und Schande überhäuft; die menschliche Gerechtigkeit ist bereit, mich zu verdammen, allein vor Gottes Richterstuhle bin ich unschuldig."

Das junge Mädchen hob hier ihren sanften frommen Blick zum Himmel empor und schien ihn in einem stummen Gebete anzuflehen. Der Friede eines reinen Herzens, eines ruhigen Gewissens leuchtete von ihrer Stirn. Pater Athanasius schrak zusammen; Katharinens Blick und Worte hatten die Ueberzeugung von ihrer Strafbarkeit plötzlich umgewandelt, und er vergaß seine Rolle als Beichtvater, um die eines Rathgebers und Advokaten zu übernehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus einem Winkel Deutschlands.

Schoppe an Albano.

Ich habe Dir, lieber Albano, lange nicht geschrieben. Die Prosa des Lebens hat mich etwas eingemummelt, doch brachte ich noch immer von Zeit zu Zeit den Kopf wieder heraus, um poetische Lebensluft einzuathmen und nach den Sternengefilden des Himmels zu schauen. Wenn man, wie ich, täglich umgeben ist von den Erscheinungen des Unwahren, Schlechten und Häßlichen, wenn man täglich streitende Parteien Grimm, Zorn, Geschrei und Lästerung ausstoßen hört, wenn man sieht, wie die Lüge und nichts als Lüge ihren Wohnplatz weit und breit aufgeschlagen hat unter den Menschen, wie sie ihren heiligsten Verpflichtungen mit höhnendem Spott und Ungehorsam sich entziehen, dann hat man Mühe, die Ideen des Wahren, Guten und Schönen lebendig in sich zu erhalten und ihren Abglanz im Menschenleben wieder zu finden. Man liefe gern davon, fände man's nur irgendwo besser, und ich möchte gern mit dem goldnen Schmetterlinge, den ich als holden Frühlingsboten heute zum ersten Male sah, weit hinweg fliegen in wärmere, stillere Fluren, wo Liebe und Freude einträchtig bei einander wohnen, wüßte ich nicht, daß auch auf den schönsten Stellen dieses Gottesgartens die Gemeinheit und Selbstsucht, leider oft noch in grausigeren Ausbrüchen, als bei uns, ihr scheußliches Gorgonenhaupt erhebt. Ein Richter, der Freude hat an der Friedfertigkeit, hat's schlimm genug, und nur das kann mich trösten, daß es meines Amtes ist, sie wenigstens äußerlich herzustellen, wenn schon es mir leider äußerst selten, ich möchte sagen niemals gelingt, sie innerlich hervorzubringen, eine christliche Versöhnung der Gemüther zu bewirken. Und doch — geh' ich weder in ein Kloster, noch tret' ich feige vom Schauplatze zurück, denn was soll ich im faulen Schlaraffenleben eines Klosters, da ich viel mehr im großen Kloster, der Welt, kämpfend die ehrwürdigen Gelübde des Klosterlebens, die eigentlich jedem Menschenleben aufgegeben sind, durchführen soll, als in dem engen Steingebäude, wo ihre Erfüllung, durch äußern Zwang herbeigeführt, keine Früchte für Geist und Herz bringt! Auch bleiben will ich auf dem Kampfplatze, und weder nach Italien gehen noch in die andere Welt, denn in Italien glänzt nur das Land, nicht das Leben; zwischen den Gebilden einer entschwundenen, kunstbegeisterten Zeit grinsen uns die Larven niedrigen Sinnes und dumpfer Unwissenheit entgegen, und in der andern Welt möchte mir, wenn ich ungerufen erschiene, kein freudiges Willkommen eines Seligen entgegentönen. So drückend auch die Bürde meines Amtes bisweilen auf mir

lastet, so ermattend auch oft die Schlichtung der feindseligsten Zerwürfnisse auf Geist und Körper wirkt, so erhebt mich doch stets wieder das Bewußtsein, daß ich meinen Platz, so weit es überhaupt menschlicher Schwäche und Kurzsichtigkeit möglich ist, ausfülle, daß ich die Schranken aufrecht erhalte, welche die Gesetze haben ziehen müssen, damit sich nicht bisweilen die Menschen, wie wilde, reißende Thiere, von ihren tollgewordenen Leidenschaften hinreißen lassen, an einander die Stärke der Fäuste zu prüfen und das Recht auf die Entscheidung der rohen Leibesgewalt zu gründen. Wie verschieden von den Christen, denen ihre, nur liebenden Gehorsam gegen den göttlichen Gebieter athmende, Lehre befiehlt, den rechten Backen hinzuhalten, wenn der linke einen Schlag empfing, den Rock zu lassen dem, der den Mantel nahm, deren Vorbild sich von den rohen römischen Kriegern ins Angesicht speien ließ, während er von seinem Vater Legionen von Engeln erbitten konnte, die ihn aus dem tobenden Umdrängen der Feinde emporgetragen hätten in die Arme des Weltenschöpfers, während ein Wort von ihm hinreichte, und die geißelnden Arme waren, wie morsche Zweige, abgefallen vom sündigen Leibe, die übermüthigen höhnenden Spötter hätten sich in vernichtender Verzweiflung höllischer Angst im Staube gekrümmt vor dem blendenden Leuchten des göttlichen Heilandes.

Außer den beruhigenden Ergebnissen meines Amtes freut mich auch das Leben, in das jetzt wieder der Kampf eingetreten ist zwischen dem Licht und der Finsterniß, zwischen der Aufklärung und der Verdummung, zwischen der Freiheit und der Verknechtung des zur ewigen Freiheit berufenen Menschengeistes, denn — die Wahrheit wird euch frei machen. Dem uns benachbarten preußischen Staate ist von dem Regierer der Welten der hohe Beruf zugetheilt worden, wie er einst kräftig mitgewirkt hat zur Zerbrechung des Joches, das der eiserne Corse der Welt auflegen wollte, so auch jetzt die Mauern niederzureißen, welche die Gewalt des Abgrundes aufbauen will, um die Strahlen der Wahrheit und Freiheit von der Welt abzuhalten, so auch jetzt die Bande zu zerbrechen, an welche der Haß die christlichen Brüder fesseln will, daß sie sich nicht als solche einander erkennen und sich einander die helfenden Hände reichen in der Trübsal des Erdens unter den feindlich ankämpfenden Elementen der Natur. Es kann auch nicht anders sein. Der brave Kant könnte ja nicht aus den Räumen der höhern Vollendung in liebender Erinnerung herniederblicken auf sein irdisches Vaterland, er, welcher der Gottestochter Vernunft die Wege bereitete unter den Völkern, wenn nicht dieses sein Vaterland ferner die Bahnen der Vernunft frei machen wollte von den Schranken, die Aberglaube und Bosheit ihr stellen wollen, von den Schlingen, die sie ihr legen und in die sie, zur Strafe für ihr ungöttliches Gebahren, selbst fallen werden. Einer der Vorkämpfer der Finsterniß ist, wie Du, lieber Albano, wohl wirst gelesen haben, der mittelalterliche Görres in seinem Athanasius. Mein seliger Menschbruder Christian Moritz Pauli hat ihn schon einmal geschüttelt, als er sich in Bezug auf Sand's Meuchelthat unverständig äußerte, was ich Dir, da es nicht weit ab vom Wege unserer Unterhaltung liegt, hersetze. Görres hatte in Bezug auf Sand gesagt: „Kennst Du noch nicht das finstere Reich des Abgrundes, das die Natur beschließt? Glücklich Du, wenn es immer beschlossen Dir geblieben. Alle seine dunkeln Mächte hat der Geist besiegt und sie in seine Tiefe eingeschlossen; aber durch des Menschen Herz gehen tiefe Brunnen wieder in ihre Finsterniß; um den Eingang drängen sich, Freiheit suchend, alle Leidenschaften, aber ihn hält Religion und Sitte fest geschlossen und versiegelt, und so lange die Pforten im Beschlusse bleiben, spielet oben das heitere Leben. Aber hat die Siegel eigne Schuld oder (Pauli: es findet neben der eigenen Schuld kein Oder Statt) das Unglück der Zeit erbrochen und die Thore zum Unterreiche aufgerissen, dann steigen alle Schrecken aus der Tiefe auf, wie Unwetter zieht es aus dem Abgrund; es faßt den Menschen mit dämonischer Gewalt, und der einzelne Wille vermag nichts mehr gegen die furchtbare Macht, die sich gegen ihn entfesselt hat. Die Nacht und alle Furien des Lebens steigen durch jenen Schlund herauf, der Selbstmord und jeder blutige Frevel." Hierauf Pauli: „Sehr wahr, Du jesuitisch wirrender Redner, nur muß Kant erst Unrecht haben in dem, was er Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, Seite 43. Aufl. 2., sagt: „Wenn Jemand bis zu einer unmittelbar bevorstehenden freien Handlung auch noch so böse gewesen wäre, so ist es nicht allein seine Pflicht gewesen, besser zu sein, sondern es ist jetzt noch seine Pflicht, sich zu bessern; er muß es also auch können, und ist, wenn er es nicht thut, der Zurechnung in dem Augenblicke der Handlung eben so fähig und unterworfen, als ob er mit der natürlichen Anlage zum Guten begabt aus dem Stande der Unschuld zum Bösen übergeschritten wäre." Dürfen wir des Persius Wort: Velle suum cuique est anschließen? oder dürfen wir nicht mit solchen unerfahrenen Jünglingen, vielleicht aber mit dem Geübten (Paul Winkler) kommen, der in den Gedanken, Breslau 1686, sagte: Gott giebt den düstern Gemüthern wohl gute Speisen, der Teufel aber (die böse Ueberzeugung) ist der Koch dazu." So weit Pauli.

(Die Fortsetzung folgt.)

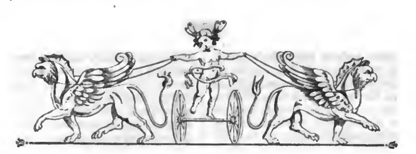
Notiz.

[Francilla Pixis in Italien.]

(Brieflich.)

Francilla Pixis wurde von Mailand nach Piacenza gerufen, um bei der Frühlings-Stagione, welche die Erzherzogin Marie Louise der Stadt gibt, als Primadonna assoluta in zwei Opern zu singen, nämlich in der Sonnambula und in der Gabriella di Vergy, einer neuen, sehr ernsten, Oper von Mercadante. Man spendete der Sängerin außerordentlichen Beifall, obschon die Musik Mercadante's, der zu charakterisiren sucht, zu wenig lyrisch und gefällig ist, um den Italienern zuzusagen. Gestern, am 18. April, wurde die Oper unter gesteigertem Beifall wiederholt; Francilla Pixis riß durch Spiel und Gesang zu ungewöhnlich lautem Jubel hin.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — **91.** — den 10. Mai 1838.

Redacteur: **Dr. F. G. Kühne.** Verleger: **Leopold Voß.**

Custine — Rousseau — literarischer Erwerb.

In Frankreich und Deutschland ist alles beeifert, durch Gesetze und Vereine das sogenannte geistige Eigenthum, oder richtiger den literarischen Erwerb auf möglichst sichern Fuß zu bringen. Unvermuthet läßt sich aber, und zwar von gutem Orte her und in würdiger Weise, eine ganz entgegengesetzte Stimme vernehmen, und wir können nicht umhin, dieselbe zu beachten. Der Marquis von Custine spricht in seinem Buche über Spanien, das auf allen Seiten eine hohe und ungemeine Lebensansicht kund gibt, folgende Betrachtungen aus, die wir als Merkwürdigkeit und als zeitgemäßen Stoff weiteren Nachdenkens hier mittheilen. Der Autor trägt seine Meinung in folgender beredter Weise vor:

„Während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts erblick' ich in Frankreich nur den einzigen Rousseau, der durch seine Handlungen eben so wie durch seine Reden Zeugniß gibt von der Größe des literarischen Priesterthums. Anstatt von seinen Schriften zu leben, seine Gedanken zu verkaufen, schrieb er Musiknoten ab, und bestritt von diesem Erwerbe seine Bedürfnisse. Dieses edle Beispiel, von einer blinden Welt so sehr verspottet, dünkt mich schon allein hinreichend, die Irrthümer seines Lebens zurückzukaufen. Sein Benehmen war eine Predigt in Handlung; denn, ohne die Berühmtheit, welche er seinen Schriften verdankte, hätte er von der Musik nicht einmal das Brot gehabt, das sie ihm brachte: doch war in dieser Art von Lüge, die er sich selber vorspiegelte, mehr edle Kraft des Stolzes, als in dem glänzenden, aber leeren Redeschwall seiner Nebenbuhler. Durch seine Lebensweise ahnete und bezeugte er im voraus das Reich eines Messias, dessen Erhebung wir noch nicht geschaut haben: das Genie. Man findet in dem cynischen Trotze des Philosophen von Genf etwas von der Größe der hebräischen Propheten, jener Männer, deren ganzes Dasein nur ein Symbol war, das die Wahrheit ihrer Worte den Juden darthun sollte. Von der Würde der Handlungsweise des armen Rousseau ist ein weiter Abstand zu dem glänzenden literarischen Ertrage der Speculanten in der Philanthropie, Voltaire's und seines fernen Echos Beaumarchais. Diese beiden Männer, ungeachtet des Glanzes ihrer Geistesgaben, und wegen des Glanzes ihres Reichthums, sind nur die Reihenführer dieser Ideenhändler, die man heutiges Tages Schriftsteller nennt. Diese Bücher-Unternehmer, diese Buchhändler-Schriftsteller haben aus unserer Literatur eine Meierei gemacht, die eben so einträglich, aber auch eben so staubig und schmuzig ist, wie ein Runkelrüben- oder Rappsfeld. Ich selbst wie jeder Andere, ich möchte durch das Talent, welches ich haben mag, erwerben, dasselbe mit Geld aufwiegen lassen; ich möchte verkaufen, und sehr theuer verkaufen, sogar diese Briefe, welche ich an Sie schreibe; und ich würde mich mehr nach dem Preise schätzen, den sie erlangen, als nach dem Zeugnisse meines innern Bewußtseins!! — Inzwischen werde ich doch nie lügen, um ihren Preis zu erhöhen, auch wenn dieser mir den nothwendigen Lebensunterhalt verschaffen müßte. Aber ohne die Werke meines Geistes

deshalb zu verfälschen, werde ich suchen, sie so vortheilhaft als möglich anzubringen. Rousseau erscheint mir in seinem Jahrhundert als eine Ausnahme, nicht nur durch sein Talent, sondern auch durch seinen Charakter. Ich finde, daß man in neuester Zeit ungerecht gegen ihn ist. Er war der Vorläufer eines Geschlechts von höheren Menschen, welches die Welt erneuen soll durch Geistesmacht; dieses Geschlecht ist freilich noch nicht geboren, aber ich erwarte dasselbe auf das Zeugniß des prophetischen Schriftstellers; ein Prophet ist dieser aber mehr durch seine Handlungen als durch seine Bücher: denn in einem schon wahrlich geldgierigen Zeitalter hat er uns einen Literator gezeigt, der lieber arm bleiben, als sich durch den Ertrag seiner Werke bereichern wollte. Dieses Genie im Handeln ist mehr werth als alle Zauber eines schönen Styls; das Talent Rousseau's hat bis jetzt mehr Nachahmer gehabt, als sein Trotz; aber wer weiß, was die Zeit uns noch vorbehält?"

„Der Reichthum behilft sich so gut ohne Ruhm, daß man hoffen muß, der Ruhm werde endlich auch des Reichthums entbehren können, und dann erst wird er seinen ganzen Einfluß erlangen: daß Rousseau mich dies vorempfinden läßt, dafür dank' ich ihm. Der feile Ruhm, der so viel verspricht und sich mit so wenigem begnügt, ist nur ein Schatten, ein Zerrbild des wahren Ruhms; dieser begleitet die wahrhaft hohen Namen, jener verzögert das Reich des Genies, indem er sich dessen Amt und Stelle anmaßt. Ich werde nur an die Herrschaft der Männer von Talent glauben, wenn ich sehen werde, daß der Geist den irdischen Gewinn verschmäht; aber so lange die Werke des Gedankens mit den übrigen Erzeugnissen der Gesellschaft auf gleicher Liste stehen, wie ein mittelst Dampf gestickter Stoff oder ein Knäuel künstlichen Wollgespinstes, so lange muß ich sagen: die Männer des Geistes haben ihre Sphäre nicht gefunden, sie sind Kaufleute, Lügner wie alle andere Kaufleute; denn aller Handel artet in Lüge aus. Aber die Lügen der Wahrheitshändler sollten strenger bestraft werden, als der Betrug eines Gewichtes oder Maßes; die betrügerischen Talente stehlen nicht nur die Börse; sie fälschen die Erkenntniß. Die Verräther: es ist die reine Nahrung des Geistes, die sie zur Verderbniß des Geistes anwenden: statt Beifalls müßte Hohn und Schmach ihnen zu Theil werden."

Wir sehen, der edle Marquis ist nicht gemeint, den literarischen Erwerb durchaus zu verdammen, oder den gegenwärtig eingerichteten plötzlich abgeschafft wissen zu wollen, im Gegentheil, er bekennt freimüthig, daß er selbst — der vornehme, und wir dürfen hinzusetzen, sehr reiche Mann — den herrschenden Eifer theilt, und für seine Schriften das größtmögliche Honorar zu erlangen wünscht. Tausende von Menschen aus allen Classen sind auf den Ertrag der Autorschaft angewiesen, nicht nur um mit den Ihrigen davon zu leben, sondern auch, um einer edlen und wieder neue Thätigkeit belebenden Unabhängigkeit zu genießen. Hier ist nicht vom einzelnen Falle die Rede, sondern von allgemeinen Einflüssen und Richtungen, wie man mit Recht gegen die übertriebene Geldherrschaft warnen kann, ohne deshalb sein eigenes Geld wegzuwerfen, oder zu wünschen, daß es gar nichts mehr vermögen soll. Ohne Zweifel hat das Honorarwesen einen großen Einfluß auf die Literatur, und in vielen Beziehungen — wie sich sogar an namhaften Beispielen nachweisen läßt — einen unläugbar schlechten. Schon oft ist auch uns der Gedanke gekommen, daß es wohl besser wäre, wenn von Honorar wenig oder gar nicht die Rede wäre, und der Erwerb durch Schriftstellerei nur untergeordneter Zweck beim Schreiben sein könnte. Doch hüten wir uns, über einen so verwickelten Gegenstand voreilig abzusprechen, vielmehr möchten wir ihn fernerer Ueberlegung anempfehlen. Wie deren Ergebniß aber auch ausfalle, die Betrachtungen Custine's und seine Loberede auf Rousseau sich aus hohen Gesichtspuncten, und gereichen Beiden, dem Gelobten wie dem Lobenden, zur wahren Ehre. — •.

Die Marquise von Spinarosa.

(Fortsetzung.)

„Es sind gegen Euch, mein Kind," sagte er und zwang sich aufzustehen, „schwere Anklagen erhoben und furchtbare Beweise haben sich gefunden — — Um unsers Heilandes willen! verhehlt mir nichts! beantwortet mir alle meine Fragen ohne Furcht und ohne Rückhalt. Wo waret Ihr am Johannisabend?"

„Still zu Hause bei meiner armen Tante Brissot, die ich mit keinem Schritte verlassen habe."

„Ihr wißt aber doch, was Marius Magis ausgesagt hat?"

„Ja, ich habe es gehört, als man uns mit einander confrontirte," antwortete sie, indem sie vor Empörung erröthete; „was konnte ich aber auf diese schändliche Lüge antworten, die mich entehrt und mich in den Tod schickt? Die Wahrheit? Diese habe ich gesagt, ohne sie durch irgend etwas beweisen zu können."

„Wißt Ihr denn gar Niemand, der Euch bezeugen kann, daß Ihr am Johannisabend zu Hause gewesen seyd?"

„Nein, ich weiß Keinen, der seine Stimme erheben könnte, um mich zu vertheidigen! Meine Tante ist todt, unsere alte Magd ist nicht mehr bei Sinnen; unser Unglück hat ihr den Verstand geraubt, und mein Vetter Jaques Brissot hat das Königreich verlassen."

„Aber dieser Handschuh, Katharina, dieser blutbefleckte Handschuh, der durchaus dem ähnelt, den man neben dem Leichnam Eurer unglücklichen Schwester gefunden hat? — Man hat Euch früher solche Handschuhe tragen sehen."

„Ach, meine gute Tante hatte sie für mich gemacht! Doch der, den man in dem Auszuge des Schreibtisches gefunden hat, gehört mir nicht. Wer ihn aber da hineingelegt hat? ich weiß es nicht; unter allen diesen Umständen liegt irgend ein schreckliches Geheimniß verborgen; es wird entdeckt werden, wenn es zu spät sein wird, um mich zu retten."

Sie barg hier ihr Gesicht in ihre Hände und lehnte sich, von ihrem Gefühl überwältigt, gegen die Mauer. Der Mönch erhob Hände und Augen gen Himmel.

„Ich erinnere mich," nahm Katharina wieder das Wort, „daß an jenem Abend an unsere Hausthür geklopft wurde; der Vetter lief hin, um sie zu öffnen; ich eilte ihm nach, allein er sandte mich sogleich wieder fort. Ohne Zweifel hat er damals ein Frauenzimmer eingelassen — wer sie aber war, und wie sie das Haus wieder verlassen hat, weiß er allein und kein Anderer kann darüber Auskunft geben."

„Er muß durchaus durch sein Zeugniß diese schreckliche Begebenheit aufklären!" rief der Pater; „ich eile zu dem Herrn Oberpräsidenten und zu allen Euren Richtern, um einen Aufschub Eurer Verurtheilung zu erhalten —"

„Aber Jaques kann nicht ohne Lebensgefahr für sich zurückkommen; er hat im Zweikampfe einen Menschen getödtet —"

„Das ist ein großes Unglück und vor Gott eine entsetzliche Sünde, die er nur durch ein ganzes Leben voll Buße und guter Thaten versöhnen kann; doch würde er vielleicht nicht sein Leben aufs Spiel setzen, wenn er zurückkehrte, um Euch zu vertheidigen: er hat sich auf päpstlichem Gebiet geschlagen, und die königl. Ordonnanz bestraft nur den Zweikampf auf französischem Grund und Boden mit dem Tode. Wenn die Familie des Herrn von Lansac nicht klagbar gegen ihn auftritt, so wird die ganze Sache vertuscht bleiben. Wir wollen jetzt nur Aufschub zu erhalten suchen; Brissot kann Euch als Zeuge und als Advokat das Leben retten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus einem Winkel Deutschlands.

(Fortsetzung.)

Ich wünschte, Görres hätte sich nicht lächerlich gemacht. Er nennt die Sprößlinge aus gemischten Ehen zweischlächtige Bastarde. Als ich dem alten biderben Jahn die Stelle vorlas, warf er einen ingrimmigen Blick auf seinen Reise-Knüttel, der bestaubt im Winkel stand, und murmelte Etwas von „durchwamsen die Römlinge," „die finstern Umtriebler" und dergleichen in seinen eisgrauen Bart, ich aber klopfte ihm, ihn begütigend, auf die Schultern, sprechend: es hat nicht Noth, alter Herr, er hat schon widerrufen, auch ist die Injurie bereits verjährt. Denn sehr weise verordnete der Gesetzgeber, daß, wer nach 3 Monaten noch seinen unchristlichen Groll festhalte, keine Ableitung desselben finden solle vor dem Gerichte, sondern ihn in sich zersetzen solle, wenn er ihn nicht festhält bis zum großen Tage des Gerichts, wo sein feindseliger, unversöhnlicher Sinn ihm selbst zum Gerichte dienen wird. Görres' Widerruf ist noch schlechter als sein Schimpf; ich würde ihn, wäre ich aus einer gemischten Ehe entsprossen, von mir ablehnen und mir den Schimpfnamen wieder ausbitten, denn man weiß mit ihm doch, woran man mit einem solchen jesuitischen Trugredner ist; es ist doch ein aus der Wahrheit der Seele gesprochenes Wort, und kommt nicht aus dem dunkeln Hinterhalte des Truges, vor dem man sich oft nicht zu wahren vermag. Ich habe mich schon öfters mit ihm herumgestritten. Vor langen Jahren standen wir einst, es war eine himmlische Mondnacht, in einer Burgruine am Rheine. Mir war auch die nüchternste Vernunft etwas entschwunden vor den Nebelgestalten der dämmernden Landschaft, vor den Gebilden, welche die Einbildungskraft aus der Zeit der gottbegeisterten Kreuzzüge, der wortgetreuen, mannhaften Ritter, der dichtungsfreudigen Minnesänger heraufführte; vor meinen inneren Augen nebelte und schwebelte es von lauter Recken und Degen, und Lanzen und Schilden, im Abendgolde wehten die Banner der muthigen Ritter, der treuen Knappen. Görres sprach empfindungsvoll von der Zeit, wo noch nicht eine Kirchenspaltung das unglückliche Zerwürfniß in die Christenheit gebracht, wo noch der Glaube in den hohen, ahnungsreich dämmernden Domen ein seliges Leben entfaltet, wo noch nicht die Zweifel der selbstsüchtigen Vernunft die Einheit des Daseins gestört, wo der gute, untrügliche Papst auf ebener Bahn die Christenheit geleitet habe zu dem hohen Ziele gemeinsamer Beseligung. Untrüglicher Papst! das Wort schreckte mich auf aus meinen Träumen; erschreckt fuhr ich mit der Hand nach meiner Stirn, als wollte ich die entrinnende Vernunft festhalten. Wie meinen Sie das, untrüglicher Papst, Herr Görres? fragte ich ihn höflich. Worin un-

trüglich? in der Erdbeschreibung, in der Geschichte, in der Naturkunde, in der Sternkunde, in fremden Sprachen, in Gewissens- und Glaubens-Sachen? Ich kann Ihnen in allen Facultäten Männer nennen, denen er in ihrem Fache nicht das Wasser reicht; nehmen Sie — nun, ich will Dir die Namen aller jener Heroen der Wissenschaften nicht hersetzen, die ich ihm vorführte. — In Gewissens- und Glaubens-Sachen? Zuvörderst muß ich bevorworten, daß ich beides für gleich halte. Glauben ist: das in sich Tragen der lebendigen Ideen der Gottheit, der Tugend, der Unsterblichkeit. Der christliche Glaube ist derjenige, in welchem diese Ideen erst ihr wirkliches Leben gewonnen haben, durch Christus aus seinem himmlischen Vaterlande ins irdische Leben herniedergebracht, in welchem sie durch die Sünden der Völker verdunkelt und verzerrt worden waren, derjenige Glaube, in welchem diese Ideen vollendete Klarheit gewonnen haben, in welchem sie ihren Urbildern vollkommen entsprechen. Ursprünglich aber ruhen sie in dem unverdorbenen Gewissen, welches, nach innen gewandt, Vernunft heißt. Deshalb sage ich, Glaubens- und Gewissens-Sachen sind eine und dieselben. Diese Vernunft, dieses Gewissen, ist die jedem Menschen ins Erdenleben mitgegebene Gottesstimme und deshalb untrüglich. Trüglich sind nur die Leidenschaften, welche das Gewissen übertäuben, es ganz verdrangen und seine Stelle einnehmen; deshalb mag der Papst untrüglich sein, sofern er dem innersten Gewissen folgt, aber auch jeder Mensch ist es, wenn er dies thut. Gut mag der jetzige Papst auch sein, nämlich der damalige, von welchem wir sprachen, und dessen Name mir entfallen ist, denn Sie sagten mir selbst, es überlaufe ihn jedes Mal ein tödtlicher Schauder, wenn ihm Jemand die Füße küsse und er dabei an die mit Nägeln durchstochenen Füße seines göttlichen Bevollmächtigers denke, aber ich kann doch mein Bedenken nicht unterdrücken, er würde gut thun, statt der goldenen Pantoffeln einfache Filzschuhe anzuziehen, dann würde sich das Fußküssen von selbst geben, und er würde nicht unschuldig den Schein eines unchristlichen Hochmuths auf sich laden.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Fresco-Malereien in Weimar.]

Im Schlosse zu Weimar läßt die Großherzogin zum Andenken an die Männer der „goldenen" Literaturperiode mehrere Zimmer in Fresco malen, ein Schiller-Zimmer, ein anderes mit Bildern aus Wieland's Dichtungen, ein drittes auf Herder bezüglich, einen größern Saal mit Darstellungen aus Goethe's Poesien. Ueber den beiden Flügelthüren dieses Saales sind bereits die beiden antiken Basreliefs, zur Iphigenia bezüglich, die der jetzige Erbprinz von Weimar in Italien kaufte, angebracht. Die ganze interessante Kunstarbeit ist erst im Werke, nur im Schiller-Zimmer sind bereits einige Wände der Vollendung näher gebracht; eine Scene aus Fiesco, die letzte, wo Verrina den Herzog am Mantel ergreift, aus Carlos, ebenfalls die letzte, wo der Prinz in der Mönchsverhüllung von der Königin Abschied nimmt, aus Wallenstein die Scene, wo Friedland die Geliebten trennt; diese drei sind zum Theil ganz fertig. Eine Kritik der Auffassung wäre vor der Vollendung unstatthaft; was das Technische betrifft, so darf die Farbenpracht eine in jeder Beziehung ausgezeichnete genannt werden. Nehre, aus Stuttgart gebürtig, ist der Künstler, der aus München zu diesem Zwecke nach Weimar berufen wurde, derselbe, der das große Frescogemälde am Isarthor in München, den Einzug Ludwig des Baiern, lieferte. (Der Carton dazu ist in Weimar befindlich.) Ein in Weimar heimischer Künstler, Herr Preller, wird das Wieland-Zimmer malen.

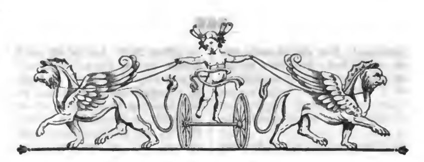
[Liszt.]

Liszt, der eine Gräfin aus Paris entführte, scheint Geld zu brauchen, denn die Frau Gräfin ist mittellos. Liszt ging von Mailand nach Wien und benutzte die Gelegenheit, um über Clara Wieck zu triumphiren. Er gab zwei Concerte, das erste zum Besten seiner verunglückten Landsleute in Pesth, das zweite zum eignen Besten. Der Andrang war sehr bedeutend; die musikliebenden Wiener jubeln nun über Liszt, wie sie für Clara Wieck schwärmten, und die seichten Kritiker machen tollhausterische Artikel. Die einzige vernünftige Kritik, welche die Wiener über die Künstlerin vorgebracht, war aber auch keine Kritik, sondern ein poetischer Ausspruch, das schöne Gedicht von Grillparzer. Sonst ist entsetzlich viel gefaselt in Wien. — Nach Allem, was wir hören, gibt Liszt als Spieler ein Nonplusultra von raffinirten Leistungen; er scheint dem augenblicklichen Blendwerk Alles zu opfern, zumal aber die Schönheit. Als Componist ist er ebenfalls ein Raffineur, ein Verstandes-Calculant ohne alle Phantasie.

[Sprachschatz der deutschen Prosa.]

Von dieser Sammlung von Musterstücken deutscher Prosa, die Dr. Künzel, in Frankfurt bei Sauerländer, in drei Büchern herausgibt, ist bereits die vierte Lieferung erschienen. Das erste Buch schloß in der zweiten Lieferung mit einem Bruchstück aus dem Weißkunig und aus der „Teutsch-Theologia" aus dem J. 1518. Das zweite Buch geht von Luther bis Lessing, diesen beiden großen Wendepunkten in der Geschichte unserer Sprachentfaltung. Von Luther gibt uns Künzel auserlesene Stellen seiner Bibelübersetzung aus der wittenberger Ausgabe vom J. 1522 mit daneben gedruckten Uebertragungen von andern Federn aus älterer Zeit, Luther's „Vermanungsschrift an die Rathern aller Stedte Teudsches Landes, das sie Christliche Schulen auffrichten vnd halten sollen," und seine kostbaren Predigten von der Auferstehung der Todten und der letzten Posaune. Dann folgen Stücke von Zwingli, Hutten, Agricola, Melanchthon, Sebastian Frank, Fischart, aus dem Volksroman Eulenspiegel, von Jakob Böhme, Zinkgref, Opitz, aus der Geschichte des Dr. Faust (vom J. 1599), aus dem Volksbuch „die Schildbürger," u. a. Das dritte Buch hat zwei Abtheilungen, von denen die erste bereits dem Publikum übergeben ist. Die zweite wird Sprachproben von Jean Paul bis auf die neueste Zeit bringen. — Diese vortreffliche Sammlung ist ein wahrhaftes Bedürfniß des Publikums.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 92. — den 11. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquise von Spinarosa.

(Fortsetzung.)

„Wenn es nur dies eine Mittel zu meiner Rettung gibt, mein Vater, so schlage ich es aus."

„Das würde Selbstmord sein, mein Kind, und Ihr würdet vor Gott sehr strafbar werden, wenn Ihr nicht alle Mittel benutzen wolltet, die Euer Leben retten können."

„Kann es aber Gottes Wille und Befehl sein, daß ich das Leben meines Vetters aufs Spiel setze, um das meinige zu retten? Mein armer Vetter! Wenn Ihr wüßtet, wie edel und großmüthig er gesinnt ist! wie bereit, sich für Alle aufzuopfern, die er liebt! Bei der ersten Nachricht von meinem Unglück würde er sogleich zurückeilen, ohne auf seine eigene Sicherheit bedacht zu sein, und ohne sich darum zu kümmern, ob ihn die Familie Lansac nicht als den Mörder des Mannes verklagen wird, der meine Schwester entehrt und ihren Tod veranlaßt hat. — Und ich, die ich der menschlichen Gerechtigkeit verfallen, im Begriff bin, von ihrer Blindheit unschuldig verurtheilt zu werden, sollte ihr nun auch noch sein theures Haupt preisgeben? — Nein, Vater Athanasius, das kann, das werde ich nie thun! — Ich werde vor meinen Richtern die Wahrheit aussagen, wie ich sie hier vor Euch und vor Gott bekenne — und dann werde ich geduldig mein Schicksal erwarten."

„Unglückliches Kind! bedenkt, daß man Euch auf die Folter legen wird!"

„Ich weiß es," antwortete Katharina erblassend, „und ich fürchte mich davor mehr als vor dem Tode. Heilige Jungfrau! verleihe du mir die Kraft, diese fürchterliche Prüfung zu ertragen und bis zu meinem letzten Athemzuge meine Unschuld behaupten zu können!"

„Gott wird eine solche Ungerechtigkeit nicht zulassen, er wird Euer Leben retten, mein Kind," rief der Mönch und trocknete sich die Augen. — Katharina sank vor ihm auf die Kniee nieder.

„Ich fürchte nicht den Tod, mein Vater," sagte sie; „das Leben liegt so traurig und jammervoll vor mir da! — Wenn ich meine Lage betrachte, so empfinde ich eine glühende Sehnsucht nach jener schöneren Welt, deren Pforten mir meine Hinrichtung eröffnen wird. Ich danke Gott innig, daß er mich auf diesem Wege zu sich ruft. Die Unglücksfälle, die meine Familie betroffen haben, sind so schrecklich, daß ich bei weitem noch nicht die Beklagenswertheste von uns bin. Meine unglückliche Schwester! — ach! sie bedarf unseres Gebetes! — sie ist ohne Beichte gestorben, ermordet, ohne daß man ihr eine Minute zur Reue über ihre Sünden vergönnt hat. Die arme Seele! — in welchem Zustande ist sie vor Gottes Richterstuhl erschienen! — und Jaques Brissot, er, der so gut, so gerecht, so allgemein geachtet war, hat einen Menschen umgebracht! — Der Friede seines Gewissens ist nun unwiederbringlich verloren! Tag und Nacht wird er die Stimme desselben hören, die ihm das Wort: Mörder! zuruft. — Ich, mein Vater, habe mir nichts vorzuwerfen. Was mache ich mir aus Gefängniß,

Schande und Hinrichtung! Dort oben ist meine Heimath. Vor Gott und vor Euch, mein Vater, der Ihr meine letzte Beichte hören werdet, stehe ich unschuldig da. In meiner Seele ist kein Gefühl der Furcht oder des Hasses; sterbend werde ich von ganzem Herzen meinen Feinden, meinen Richtern und meinen Henkern vergeben!"

Voll frommer, ruhiger Ergebung wandte Katharina bei diesen Worten ihren Blick gen Himmel; ihr Muth war fern von jeder Prahlerei, ihre Festigkeit von allem Stolze; ein geheimer Schmerz machte es ihr leicht, so willig vom Leben abzuscheiden.

Ihr Unglück flößte dem alten Mönch eine unaussprechliche Theilnahme ein. „Scheint Euch denn nichts auf dieser Welt, mein Kind," fragte er, „Eures Bedauerns beim Scheiden werth?"

„Nichts, mein Vater."

„Und doch waret Ihr vor diesem entsetzlichen Unglück ein heiteres, glückliches, junges Mädchen?"

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Mein Glück," antwortete sie nach dem Schweigen einiger Augenblicke, „war schon lange dahin. Ich habe viel gelitten, ohne daß irgend Jemand darum gewußt hat."

Der Mönch sah sie überrascht an.

„Ja," wiederholte sie, „ich habe viel gelitten und im Geheimen viel Thränen vergossen, während man mich für so ruhig und glücklich hielt. Auch war ich entschlossen, der Welt zu entsagen und noch vor Ablauf des Jahres den Schleier zu nehmen."

„Ihr waret ja aber mit Jaques Brissot verlobt!"

„Unsere Heirath wäre aber nicht vollzogen worden. Jaques hätte mich gegen seine Neigung, aus Gehorsam gegen seine Mutter, geheirathet; allein ich hatte tief in seine Seele geblickt; er liebte mich wie eine Schwester, aber er mochte mich nicht zur Frau; ich würde ihm durch meinen Eintritt ins Kloster seine Freiheit wiedergegeben haben."

„Ihr würdet also keinen Anstand genommen haben, alle Eure irdischen Neigungen zum Opfer zu bringen, und verzichtet auch jetzt nur darauf, Euer Leben vertheidigen und retten zu wollen, um nicht das Leben Eures Vetters dadurch in Gefahr zu bringen? — Ihr liebt ihn also mehr als alles Andere und mehr als Euch selbst?"

„Ja, mein Vater," antwortete sie unbefangen, „tausend Mal würde ich mich mit Freuden für ihn aufopfern, und mein letzter Gedanke wird noch ein Gebet für ihn sein."

Der Mönch stand auf.

„Mein Kind," sagte er mit der Würde und dem Gewichte, die ihm sein Alter und sein Charakter gaben, „Gott verbietet Euch eine so unbedingte Hingebung an den Gegenstand einer irdischen Liebe, und erlaubt Euch nicht, die Sorge für Euer Leben und für Eure Ehre so rücksichtslos zu vernachlässigen. Jaques Brissot muß Euch das eine wie die andere durch sein Zeugniß retten; noch kann eine von seiner Hand geschriebene und unterzeichnete Erklärung zu rechter Zeit ankommen. Ihr wißt, wo er ist?"

Katharina antwortete nicht.

„Sagt mir nur, nach welchem Orte ich den Brief adressiren muß, der ihn von Eurer Lage benachrichtigen soll!"

Sie schlug die Augen nieder und zögerte, da sie keine abschlägige Antwort zu geben wagte.

„Fort mit allen nichtigen Bedenklichkeiten," fuhr der Mönch fort; „ich befehle Euch, zu reden."

„Nun, so sei es denn, mein Vater, ich will Euch gehorchen und verlasse mich in Allem, was sich auf Jaques bezieht, ganz auf Eure Klugheit und auf Eure Menschenliebe. Er hält sich in Genua auf, bei einem Kaufmann, Namens Pietro Filomarini, an den Ihr auch Euren Brief adressiren müßt, wenn Ihr es für nöthig haltet, an ihn zu schreiben. Wer weiß aber, ob der Brief in seine Hände kommen wird, und ob es ihm gelungen ist, über die Gränze zu entkommen!" —

„Ist er nach dem unglücklichen Zweikampfe noch wieder hier gewesen? Habt Ihr ihn gesehen."

Sie nickte bejahend.

„Könnt Ihr mir sagen, an welchem Tage dies war?"

„Zwei Tage vor meiner Verhaftung."

„Also erst vor fünf Tagen; die Marechaussee hat ihm nicht nachgesetzt, denn ich weiß ganz gewiß, daß kein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen ist, und da ist er vielleicht noch nicht so fern, als Ihr glaubt. Vielleicht hält er sich nur in der Umgegend verborgen und wartet erst ab, welche Wendung seine Angelegenheit nimmt, denn wo kein Kläger auftritt, gibt es auch keinen Richter."

„Vor allen Dingen, mein Vater," untersagt ihm nur, mag er auch sein, wo er will, daß er nach Aix zurückkehrt. Seine Freiheit und sein Leben ist wichtiger als alles andere."

„Ich verbürge Euch Beides, meine Tochter; man muß sich für ihn bei den Herrn Parlamentsräthen verwenden. Ob ich gleich nur ein armer Mönch und der niedrigste unter den Knechten Gottes bin, habe ich doch einigen Einfluß auf Personen von Bedeutung. Ich will

zu einer vornehmen, sehr frommen und tugendhaften Dame gehen, und sie bitten, sich für Euch zu verwenden. Es wird ihr gewiß nicht fehlen, für Euch noch eine Frist bis zur Verurtheilung zu erhalten, und wenn es uns nur nicht an Zeit fehlt, so wird die Wahrheit gewiß durch die sie verhüllende Finsterniß siegreich durchbrechen. Faßt nur Muth, ich werde Euch alle Tage besuchen."

Der Kerkermeister eröffnete hier wieder die Thür des Gefängnisses und blieb vor der Schwelle derselben stehen.

„Ich lasse Euch in Gottes Schutz," fuhr Pater Athanasius fort und streckte seine Hand gegen Katharina aus, um ihr seinen Segen zu ertheilen; „betet, mein Kind, um Eure Seele zu stärken. Täglich werde ich eine Messe für Euch lesen."

„Gott vergelte Euch, mein Vater, Eure Barmherzigkeit gegen mich!"

Nach der Entfernung des Mönchs setzte sich Katharina auf ihr Lager und weinte lange und schmerzlich. Die Hoffnung, ihr Leben gerettet zu sehen, konnte diese Seele nicht wieder aufrichten, die der Verlust von allen, die sie liebte, zu tief niedergebeugt hatte. Ihr Herz war gebrochen, und sie wandte sich mit einer Art von Geringschätzung und mit Widerwillen von einer Welt ab, in der sie sich für immer von dem einzigen Gegenstande ihrer Liebe getrennt sah.

Pater Athanasius begegnete auf seinem Wege nach dem Hotel des Oberpräsidenten Marius Magis, Beauregard und einigen Andern, die vor demselben auf und nieder gingen und auf die Eröffnung der Sitzungen warteten; alle sprachen von Katharina Brissot, denn seit drei Tagen war in der ganzen Stadt von ihr die Rede. Marius Magis trug, vielleicht schon zum hundertsten Male, seine Ansicht von dieser Begebenheit vor, in der sein Zeugniß eine so wichtige Rolle spielte. Es gewährte ihm eine Art von Befriedigung, bei einem Proceß, der gewiß in Schriften wie in Liedern und Balladen behandelt und besprochen werden würde, eine Rolle zu spielen; von Natur war er nicht schlecht und boshaft; er war nur ein geschwätziger und klatschsüchtiger Mensch, der sich gern in alles mischen und gern bei allem seine Hand mit im Spiele haben mochte. In der ganzen Stadt fiel nichts vor, um das er nicht wußte und von dem er nicht sprach. Gab es irgendwo einen Streit, so konnte man sicher sein, daß er, wie aus den Wolken gefallen, dabei stand; fiel irgend ein Skandal vor, so wußte er aus erster Hand alle nähern Umstände beizubringen, und seine ganze Beschäftigung war, alle guten und bösen und alle falschen Neuigkeiten in der Stadt umherzutragen und sie mit Zusätzen und Erläuterungen zu versehen.

„Alles, was Ihr gehört habt, meine Herren," sagte er zu den Umstehenden, „findet Ihr in meiner Aussage angeführt, die ich an dem Orte, wo das Verbrechen begangen wurde, gleich zu Protokoll gegeben habe. Gott ist mein Zeuge, wie schwer es mir geworden ist, als der Ankläger dieses unglücklichen Mädchens aufzutreten; aber mein Gewissen legte mir die Pflicht auf, es zu thun. Keines meiner Worte ist unbedacht ausgesprochen; wo es einen Criminalfall betrifft, muß man sich durchaus an die reine Thatsache halten."

„Und wer kann auch da noch sicher sein," unterbrach ihn Pater Athanasius, indem er die Hand auf seine Schulter legte, „daß unsere Kurzsichtigkeit uns nicht getäuscht und betrogen hat! Ich komme eben aus Katharinens Gefängniß; sie bleibt dabei, daß Eurer Aussage, Marius Magis, irgend ein entsetzlicher Irrthum zum Grunde liegt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus einem Winkel Deutschlands.

(Beschluß.)

Wieder auf die gemischten Ehen und den Erzbischof von Cöln zu kommen, so ist das so recht ein Stoff, mit dem sie waschen und wirren können, daß es eine Lust ist. Man darf nun sagen: Es ist Gewissens-, es ist Glaubenssache; die Kirche, als das Geistige, steht über dem Staate, dem Weltlichen; wie kann die Regierung sich anmaßen, Jemandem zu befehlen, gegen sein Gewissen, gegen seinen Glauben zu handeln; wie kann sie verlangen, er solle sein Amt, in dem er, seinem Glauben gemäß, Gutes wirken soll, niederlegen, wenn er nicht nach ihren Befehlen sich richten wolle; wie kann sie Forderungen aufstellen, die ins Gebiet des Geistigen hineinreichen; wie kann sie Gewalt eintreten lassen in das Reich des Glaubens; der Erzbischof handelt ganz recht, er folgt seiner Ueberzeugung. Halt, ihr Wäscher, wir wollen doch diese Sätze ein wenig näher beleuchten und auseinandersetzen. Ist der Staat nicht ein Gebäude, welches auf christlicher Vernunft aufgeführt ist? Muß also nicht der Staat Alles aus seiner Gliederung entfernen, was Unvernunft in sich enthält und mithin etwas seinem Baue Fremdes ist? Was sagt nun die christliche Vernunft ferner? Sie sagt unwiderleglich, daß die Spaltung der christlichen Kirche in mehrere Glaubensthümer ihrer Einheit widerspricht, ein in sie getretenes Mißverhältniß ist, daß mithin Alles, was diese Spaltung mindert, was sie nach und nach wohl wieder ganz aufhebt, was die Einheit allmählig wieder herstellt, vernunft-

mäßig ist. Was mindert nun diese Spaltung? Wird dieselbe dadurch gehoben, daß jedes Glaubensthum sich mit starren Schranken umgibt, alle Gemeinschaft mit dem andern aufhebt und sich in einen undurchdringlichen Bau verschanzt, oder dadurch, daß die Glieder jedes Bekenntnisses in Bruderliebe sich einander öffnen, in christlicher Liebe einander die Hand reichen, ihre Ueberzeugungen gegenseitig austauschen, sie in demüthigem Glauben an die frei machende Kraft der göttlichen Wahrheit hingeben dem im Angesichte und unter der Obhut Gottes durch die Welt gehenden Strome der menschlichen Fortbildung, der in unaufhörlicher Bewegung nach dem endlichen Ziele strömenden Aufklarung des Menschengeschlechts? Ist der nicht ein Unvernünftiger, ein Aufwiegler gegen Gottes Ordnung, der diesen Strom eindämmen will, der aus dem hellen Tageslicht, das der Weltenherrscher unseren Tagen immer mehr herauffführt aus der Morgenröthe des Geistererwachens, die Seelen zurückführen will in die Dunkelheit der Nacht, welche der Herr zerstören will? Muß nicht ein solcher Unvernünftiger ausgestoßen werden aus einem Staate, der in freudiger Demuth empfangt die Strahlen der göttlichen Erleuchtung? Recht glaubt Jeder zu handeln, der der Vernunft abtrünnig geworden ist und an deren Stelle seine verkehrte Meinung gesetzt hat. Von da aus sind alle Fanatiker, alle Schwärmer zu deloben: man darf aber nicht nach ihrer Meinung, nach ihrer Ueberzeugung fragen, sondern nach der Vernunft, die ihre Ueberzeugung sein soll; nur von dieser aus ist Ausgang zu nehmen, um das Rechte zu finden. Zu dieser seine Glieder hin zu zwingen hat der Staat nicht nur das Recht, sondern auch die heilige, ihm von Gott auferlegte Verpflichtung. Von zweien. in einem Staate herrschenden, Glaubensbekenntnissen das eine als das allein seligmachende zu preisen und das andere als das irrthümliche aufzustellen, die innige Verbindung zwischen den beiderseitigen Bekennern als etwas Tadelnswerthes zu verbieten, oder nur unter gewissen Bedingungen als ein zu duldendes Unglück zu gestatten, ist Ausgeburt des wahnwitzigsten geistlichen Hochmuths, ist ein Gebahren, welches die Einigkeit des Staats in ihrem innersten Wesen zerstört und die zur Eintracht, zur christlichen Friedfertigkeit bestimmten Glieder desselben in der heillosesten Spaltung als feindliche Parteien einander gegenüber stellt. Solch aberwitziges Treiben darf der Staat in seinem Innern nicht dulden; er würde ein unchristlicher Staat sein, wenn er nicht Alles aus dem Wege räumen wollte, was das Walten der christlichen Liebe, der christlichen Duldung unter seinen Gliedern hemmt. Wir sind nicht so vermessen, daß wir meinen sollten, das aus der Reformation hervorgegangene Glaubensbekenntniß sei in allen seinen Theilen der reinen Christus-Idee vollkommen entsprechend, es könne nicht im Laufe der Zeiten der Idee noch näher gebracht werden, es seien in dem katholischen Glaubensbekenntnisse, mit Ausschluß der irrthümlichen Menschensatzungen, nicht auch Elemente vorhanden, die ehrwürdig und heilig seien und sich befruchtend einglidern können in die reformirte Glaubensansicht; aber eben deshalb verlangen wir auch mit dem Rechte, das Gott jedem vernunftbegabten Menschen gegeben hat, und das er heilig halten soll, daß nicht Römlinge ihre Kirche als die allein seligmachende ansprechen, und mit dem, dem Geiste des Christenthums schnurstracks entgegen laufenden, Verketzerungs-Systeme die Spaltung immer mehr auseinanderklüften und die beseligende Befreundung deutscher Brüder mit lateinischem Wirrsal zerstören.

Ich muß zu meinen Acten zurück. Ein andermal mehr hiervon. Dein

alter Schoppe,
Stadtrichter in Baduz.

Notizen.

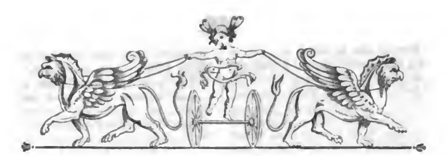
[Athen's Größe und Verfall, von Bulwer.]

Bulwer, Romanschriftsteller und Parlementsmitglied, will sich jetzt auch als gelehrter Schriftsteller einen Namen machen. Er schreibt zu viel. Fast wird es Zeit, ein Buch unter dem Titel: Bulwer's Größe und Verfall, zu schreiben. Erst neulich widmete er „dem großen deutschen Volke, einem Volke (lieber Horde) von Kritikern, wohlmeinenden und gerechten zugleich," einen langen Roman — was, unbeschadet der Anerkennung, welche wir seinem schuldigen Dankgefühl widmen, für uns langweilige deutsche Patrone keine besondere Schmeichelei ist. Raisonnirt Bulwer — nach allen Nachrichten bekanntlich ein sehr eitler, immer fashionabel gekleideter Mann — als Parlementsmitglied von seinem Wollsack aus, so wird sich seine Muse nächstens auf den Aschensack niederlassen und über den Tod, der ihr droht, trauern müssen, wie Jeremias vor, während und nach der Zerstörung Jerusalems. — Bulwer ist der Aufgabe, die er sich in seinem Buch über Athen gestellt hat, keineswegs vollkommen gewachsen. Seine Ansichten sind nicht so neu und seine Widerlegungen früherer Autoritäten im Einzelnen nicht immer so schlagend, als er selbst, laut seinen Anmerkungen unter dem Text, zu glauben scheint. Er kennt nicht genug die deutschen Forschungen über die altgriechischen Zustande. Indeß hat sein Buch einen bedeutenden Vorzug, welchen viele geschichtliche Bücher der Deutschen nicht haben, — es ist angenehm zu lesen und stellt ein zusammenhängendes lehrreiches Bild von der Geschichte Athens vor des Lesers Augen auf. Anziehend sind auch des Verfassers praktische Betrachtungen über das griechische Drama, obgleich nicht immer neu und häufig unhaltbar. Das Werk ist mit dem 4. Bde. der Uebersetzung von Czarnowski (Aachen bei Meyer) noch nicht beendigt und schließt für jetzt mit der Verwaltung des Perikles ab. Der frei blickende Englander läßt sich, wo es auf Hervorhebung republikanischer Vorzüge und Eigenthümlichkeiten ankommt, nirgends verkennen. 6.

[Staats-Lexikon.]

Von diesem in seiner vielfachen Tüchtigkeit anerkannten Werke erschien bereits des sechsten Bandes erstes Heft. Wir lesen unter Anderem von Welcker über Franklin und dessen Politik, über Friedens- und Schiedsgerichte, u. a. Zschocke lieferte einen interessanten Artikel über Freiburg in der Schweiz, G. F. Kold über Friedrich den Zweiten. Ueber Frieden erhalten wir zwei Artikel, von Rotteck und von S.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 93. — den 12. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquise von Spinarosa.

(Fortsetzung.)

Marius Magis erhob statt zu antworten zwei Finger bis zu seinen Augen, und drückte durch seine Geberde aus, daß er, leider! nur zu sehr von der Wahrheit seiner Anklage überzeugt sei. Rund umher erhob sich ein Gemurmel; die allgemeine Empörung über die schreckliche That forderte ein Opfer und die öffentliche Stimme Rache an dem Morder der schönen Lubette; Katharina, gegen die so furchtbare, augenscheinliche Beweise zeugten, wurde allgemein für schuldig gehalten.

Traurig entfernte sich der Mönch; dieser Ausbruch der öffentlichen Meinung hatte ihn bestürzt gemacht; er zagte, die Richter eben so gestimmt zu finden, und statt, wie er gewollt hatte, geradezu sich an den Oberpräsidenten zu wenden, beschloß er, zuerst die Marquise von Spinarosa um ihren Beistand zu bitten.

In dem Augenblicke, wo er das Hotel betrat, kam auch Genoveva, die erste Kammerfrau der Marquise, von ihrem Landhause an.

„Die Vorsehung," sagte sie, indem sie sich ihm näherte, „führt Euch, ehrwürdiger Vater, mir entgegen, um mir in einer großen Angst und Verlegenheit mit Eurem Rathe beizustehen."

„Wenn es eine Sache betrifft, die Ihr mir nur im Beichtstuhl anvertrauen wollt, so begebt Euch in die Kirche, und in Zeit von einer halben Stunde werde ich bereit sein, Eure Beichte zu hören.

„Nein, ehrwürdiger Vater, die Sache betrifft nicht mich, sondern eine Person, in deren Diensten ich schon lange stehe, die ich liebe und verehre, und deren Gewissensrath Ihr seid."

„Dann bin ich bereit, Euch gleich anzuhören."

„Wenn Ihr so geneigt sein wolltet, mich in den Garten zu begleiten, so würde ich dort mit Ew. Ehrwürden unbesorgter reden können, als hier in diesem Saale, wo wir vielleicht von einem der Diener behorcht werden konnten. Was ich Euch zu sagen habe, fordert tiefes Geheimniß."

Die kummervolle Miene dieser Frau setzte den Pater in Erstaunen, und er folgte ihr in den Garten. Als sie hier zu einem abgelegenen Platze gekommen waren, wo sie sicher sein konnte, von Niemand gehört und gesehen zu werden, brach sie in Thränen aus.

„Ach, ehrwürdiger Herr," sagte sie schluchzend, „meine Gebieterin, die Marquise von Spinarosa, ist, wie ich fürchten muß, wahnwitzig geworden, und ich weiß nicht, wie ich dies Unglück länger verheimlichen soll!"

„Heilige Mutter Gottes! was sagt Ihr mir da!"

„Kein Mensch ahnet es noch, selbst nicht der Herr Oberpräsident, und ich wage nicht, es ihm zu entdecken."

„Was ist denn aber vorgefallen? — Ihr hättet mich rufen lassen müssen, Genoveva. Hat die Frau Marquise nicht nach mir verlangt?"

„Ach nein, ehrwürdiger Vater! sie will Niemand sehen und weint seit einer Woche Tag und Nacht; allein ich glaube, daß ihr Uebel schon viel älter ist. Seit dem

Tode des Herrn Marquis zehrt sie sichtlich ab. Hier in ihrem großen, ganz schwarz ausgeschlagenen Zimmer war sie dem Tode nahe; der Herr Oberpräsident bestand darauf, daß sie der Etiquette nach alle Besuche annehmen mußte, die ihr gemacht wurden; da war sie denn vom Morgen bis zum Abend nur von düsteren, schwarzgekleideten Gestalten umgeben, die sie nur von ihrem Unglück unterhielten, und das brachte sie an den Rand des Grabes. Ich hoffte, sie werde sich erholen, als sie die Erlaubniß erhielt, einen Monat in ihrem Landhause zubringen zu dürfen. Da nimmt sie nun gar keine Besuche an, und selbst der Herr Oberpräsident begnügt sich damit, täglich hinaus zu senden und sich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen. Die Frau Marquise fing auch schon an, sich ein wenig zu fassen; sie befand sich schon um Vieles besser — da kam vorigen Sonntag der Advokat Brissot —"

„Der Advokat Brissot! er war am vorigen Sonntage bei der Frau Marquise von Spinarosa?"

„Er selbst. Er sah ganz verstört aus, und ich glaubte gleich, als ich ihn sah, es müsse ihm etwas sehr Unangenehmes begegnet sein. Die gnädige Frau nahm ihn in dem Gartensaal an; er blieb kaum eine Viertelstunde bei ihr, und ich weiß nicht, was zwischen ihnen vorgefallen ist; aber als ich wieder zu der Frau Marquise kam, fand ich sie in einem erbarmungswürdigen Zustande; sie zerfloß in Thränen und schrie und ächzte ganz laut. Ich verschloß sogleich die Thür, damit sie von Niemand in diesem Zustande gesehen werde, und versuchte sie zu trösten —"

„Was sagte sie denn?"

„Nichts. Ich konnte kein Wort von ihr herausbringen; bald weinte sie so entsetzlich, daß sie beinahe das Bewußtsein verlor, und dann starrte sie mich wieder mit Blicken an, vor denen mir das Blut in den Adern erstarrte. Endlich fiel sie wie todt in meine Arme. Ich rief nun die andern Kammerfrauen herbei, die mir behülflich waren, sie ins Bett zu bringen, und sobald sie wieder zur Besinnung kam, war es ihr Erstes, daß sie uns streng verbot, den Arzt holen zu lassen und dem Herrn Oberpräsidenten Nachricht von ihrem Zustande zu geben; seitdem habe ich kein Wort wieder aus ihrem Munde gehört. Sie bringt die Nächte ganz schlaflos zu, und verweigert es, Nahrung zu sich zu nehmen; man sollte meinen, daß sie entschlossen sei, sich zu Tode hungern zu wollen, und wenn es so fortgeht, so werden auch keine vierzehn Tage mehr vergehen, und ihr Sarg wird im Gewölbe neben dem des Herrn Marquis stehen. Ihr Zustand muß irgend eine uns unbekannte Veranlassung haben, und ich zweifle nicht, daß der Advokat Brissot ihr eine unglückliche Nachricht überbracht hat."

„Diese konnte aber in jedem Falle nur ihn selbst betreffen, und bei aller ihrer Herzensgüte hat sich doch die Frau Marquise sein Schicksal nicht so zu Herzen nehmen können. Weiß sie alles, was man seitdem entdeckt hat?"

„Den Tod der schönen Lubette und das Verbrechen, dessen sich Katharina Brissot schuldig gemacht hat? — Nein, ehrwürdiger Vater, ich habe ihr von allen diesen Dingen nichts erzählt, denn in dem Zustande, in dem sie ist, würden sie ihre Einbildungskraft nur noch mehr mit finstern Schreckbildern erfüllt haben. Ich habe es im Gegentheil versucht, sie durch Erzählungen und kleine lustige Geschichtchen zu zerstreuen; doch alles umsonst. Diese der Verzweiflung ähnliche Schwermuth, der sie erliegt, kann nicht mehr verheimlicht werden; es werden einige von ihren Verwandten und Freunden zu uns kommen, und wie soll es dann werden? Die Frau Marquise kann sich nicht auf längere Zeit so einschließen, und kann nicht darauf bestehen, mit keiner lebenden Seele ein Wort reden zu wollen. Ich war eben im Begriff, trotz ihres Befehls, den Herrn Oberpräsidenten davon zu benachrichtigen — rathet mir nun, ehrwürdiger Vater, was ich thun soll?"

„Ich kann nichts sagen, ehe ich die Frau Marquise selbst gesehen habe," antwortete der Mönch, nachdem er sich einige Augenblicke besonnen hatte, „und ich will, ob ich gleich einen andern Gang vorhatte, Euch doch gleich nach dem Landhause begleiten."

5.

Alle Fenster des Zimmers waren dicht verschlossen und es herrschte beinahe eine völlige Dunkelheit in dem weiten Gemache, in dem man keinen andern Laut vernahm, als den des Perpendikels in der großen Uhr, die auf dem Kamin stand. Die Marquise von Spinarosa lag in ihrem Krankenstuhl mit geschlossenen Augen und mit kreuzweis auf die Brust gelegten Händen. Sie war dem Scheine nach ganz starr und unbeweglich; nur von Zeit zu Zeit verrieth ein leichtes Zucken, daß die Seele noch in diesem Körper weile; schmerzliche Gedanken schienen über ihre Stirn hinzuziehen, wie Wolken, die bei stürmischem Wetter über die Fluren hinfliegen; sie hatte gebetet, denn ihr Rosenkranz war noch um ihren einen Arm geschlungen.

„Pater Athanasius wünscht Euch zu sprechen, gnädige Frau," sagte Genoveva, die leise eingetreten war.

„Pater Athanasius!“ rief die Marquise und fuhr rasch auf; „er will vielleicht Geld für seine Armen haben, Genoveva: laß ihn kommen und gib mir meine Börse.“

Der Mönch näherte sich ihr, von der Kammerfrau geführt, da seine Augen in der Dunkelheit nichts zu unterscheiden vermochten; tappend setzte er sich neben der Marquise nieder und redete sie an, ohne sie zu sehen.

„Gott sei mit Euch, Frau Marquisin!“ sagte er. „Bekommt Euch der Aufenthalt auf dem Lande so gut, als ich hoffte?“

„Ja, ehrwürdiger Vater, ich befinde mich sehr gut und denke auch noch lange hier zu bleiben.“

„Doch dürft Ihr nicht länger in einer solchen einsamen Abgeschiedenheit von allem Umgang fortleben, Frau Marquise; eine solche Absonderung von den Menschen macht seelenkrank; nur die Heiligen konnten und durften in der Wüste leben. Ich werfe es mir vor, Euch nicht schon früher besucht zu haben, allein die Pflichten meines Berufs lassen mir so wenig Muße! Immer gibt es Kranke, die man Beichte hören muß, und Unglückliche, die des Beistandes bedürfen. Den Weltleuten bleibt stets Zeit übrig, die sie ihren Vergnügungen widmen können, doch für den, der sich dem Dienst der Armuth und des Elendes widmet, gibt es keinen freien Augenblick.“

„Man sagt,“ unterbrach ihn hier die Marquise, „daß Gott die Armen und Elenden liebt, und daß sie mehr als die Reichen und Vornehmen Gnade vor ihm finden. Ich will Euch Geld für sie geben, ehrwürdiger Vater, und habe mich entschlossen, den größten Theil meines Vermögens zu guten Werken anzuwenden. Gott wird sie mir vielleicht zu Gute rechnen! Man muß an sein Seelenheil denken, wenn man auch noch keine Aussicht auf den Tod hat.“

Hier stieß Genoveva einen Fensterladen auf; plötzlich drang das helle Tageslicht in das Zimmer ein und ein Sonnenstrahl beleuchtete das Gesicht der Marquise. Sie war leichenblaß; um ihre entfärbten Lippen lag ein grünlicher Wiederschein, und ohne das düstere Feuer, das in ihren falben Augen funkelte, hätte man sie für eine Leiche halten können. Ihr Anblick hatte etwas Furchtbares. Die Krankheit, die ihre Jugendblüthe und ihre Schönheit zerstört, hatte die Falten zwischen ihren Augenbraunen viel tiefer gegraben; ihr Kopf, der von einer Fülle dicker, rothblonder Locken umgeben war, hatte etwas Löwenartiges im Ausdruck ihrer Physiognomie, und Pater Athanasius erschrak vor der schnellen und schrecklichen Verwandlung der noch vor Kurzem so blühenden und schönen, kaum 20jährigen Frau.

„Jesus, mein Heiland!“ rief er; „mit Eurer Gesundheit steht es schlecht, Frau Marquise, wie es mir scheint; Ihr müßt viel gelitten haben!“

„Ich habe mich in diesen letzten Tagen nicht ganz wohl befunden,“ antwortete sie kalt, „und Genoveva hat mich gezwungen, das Bett hüten zu müssen. Doch jetzt geht es besser, und ich befinde mich ganz wohl.“

„Die Ergebung in den Willen Gottes ist das einzige wirksame Heilmittel bei den Leiden dieses Lebens, und er will nicht, daß das Unglück, welches Euch betroffen hat, Euch gegen die Sorge für Eure Gesundheit gleichgültig mache. Ihr müßt einen Arzt zu Rathe ziehen, Frau Marquise.“ Sie schüttelte mit dem Kopf und überreichte ihm die Börse, die Genoveva ihr gebracht hatte.

„Nehmt dies für Eure Armen,“ sagte sie. „Ihr braucht mit diesem Gelde nicht zu sparen, Pater Athanasius, und so oft Ihr Gelegenheit zu einem guten Werke findet, so kommt zuerst zu mir; die Armen sind die Lieblingskinder unseres Erlösers; man befördert sein Seelenheil, wenn man sie unterstützt.“

Pater Athanasius war, da er sie so fromm und zusammenhängend sprechen hörte, überzeugt, daß sie im ungestörten Besitz ihrer Verstandeskräfte sei und nur einem Gram erliege, der ihr Leben verzehre, und von dem man sie durch Uebung guter Werke abzulenken und zu trösten suchen müsse. Die Vorsehung selbst schien ihm für die arme Katharina einen mächtigen Schutz und Beistand anweisen zu wollen. — „Wenn Eure fromme, christliche Menschenliebe,“ sagte er ihr bewegt, „mir beistehen will, so könnt Ihr, Frau Marquise, vielleicht einem jungen, unglücklichen Mädchen das Leben retten.“

Die Marquise richtete sich auf, um ihn anzuhören.

„Es ist die Rede von einem Verbrechen, von einer gräßlichen Mordthat, von der Ihr vielleicht noch nichts gehört habt. In einer der geachtetsten bürgerlichen Familien unserer Stadt, in der Familie Brissot, haben sich schreckliche Unglücksfälle zugetragen: man hat Clara Brissot ermordet gefunden und hat ihre Schwester Katharina ins Gefängniß gebracht, weil man sie beschuldigt, die Mörderin ihrer Schwester zu sein.“

Die Marquise sank hier zurück und bewegte sich nicht, während ihr der Mönch, ohne den kleinsten Umstand auszulassen, umständlich erzählte, wie man den Mord entdeckt habe und worauf sich die Anklage gegen Katharina gründete.

Während der ganzen, langen Erzählung sprach die Marquise kein Wort; ihre halb geöffneten Augen blickten ihn an, ohne ihn zu sehen; sie hielt die Hände fest auf

ihre Brust zusammengedrückt, kalter Schweiß lag auf ihrer Stirn, ihre Pulse schlugen gewaltig, aber sie blieb, dem Schein nach, ganz ruhig und gefaßt.

„Wollt Ihr Euch nun nicht," fragte der Mönch am Ende seiner Erzählung, „dieses armen unglücklichen Mädchens annehmen, das Ihr gewiß durch Euren fast allmächtigen Einfluß zu retten vermögt? Sie ist unschuldig; davon würdet Ihr so fest wie ich überzeugt sein, wenn Ihr sie im Gefängniß gesehen hättet; sie ist ruhig und ergeben wie eine Heilige, allein es liegen gegen sie Beweise vor, die ihren irdischen Richtern unwiderleglich erscheinen werden, und man wird sie zum Tode verurtheilen, wenn das Urtheil gesprochen wird, ehe Jaques Brissot zu ihrer Vertheidigung herbeieilen kann. Er allein kennt den Mörder, er allein vermag die Wahrheit zu enthüllen, allein es bedarf, damit sie ans Tageslicht komme, eines Aufschubs; wenn Katharina diesen erhält, ist sie gerettet, und wollt Ihr, gnädige Frau, ihr diesen nicht bei dem Herrn Oberpräsidenten auswirken?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Die Kunstausstellung in Paris.]
(Aus einem Privatbriefe.)

Folgende Zusammenstellung gibt den Ueberblick über die Quantität des Ausgestellten im Vergleich gegen 1837:

	1837	1838
Gemälde	1865	1807
Bildhauer- und Gußarbeiten	131	122
Architektonische Zeichnungen .	37	33
Kupferstiche	61	54
Lithographien	36	16

Noch sind uns die schönen Bilder der letzten Ausstellung von A. Scheffer, Bendemann, Paul Delaroche und Lessing in zu frischem Andenken, als daß wir uns mit so mittelmäßigen Leistungen wie die diesjährigen Salons bunt genug darbieten, begnügen könnten. Aus den Meisterhänden von H. Vernet, A. Scheffer, P. Delaroche u. m. a. findet sich auch nicht ein Pinselstrich dabei. Mit Ausnahme von 7 oder 8 Bildern, worauf wir speciell zurückkommen werden, ist sie unter aller Kritik und dennoch glänzend zu nennen, nämlich in Rahmen. Vor Goldputz sieht man die Gemälde nicht. Die übrigen Werke sind, mit einzelnen Ausnahmen, nicht besser, denn auch hier fehlen die ersten Meister. Allgemein beklagt man sich über die Commission; Unkenntniß und Parteilichkeit werden ihr vorgeworfen. Der rühmlichst bekannte Bildhauer David ist in einem langen und kräftigen Artikel, worin er zugleich eine Aufforderung an alle brave Künstler macht, gemeinschaftlich nach Liebe und Einigkeit zu streben, gegen dieselbe zu Felde gezogen und hat ihr eine tüchtige Schlappe beigebracht. Er hat bewiesen, wie mangelhaft die Einrichtungen der Commission sind, und wie sie, ihren Zweck verfehlend, nur böses Blut macht. Hoffentlich wird in dieser Hinsicht eine Abänderung getroffen werden.

In der Mitte des viereckigen Hofes am Louvrepalast steht kühn und erhaben auf einem aus Bretern wohl eingerichteten Fußgerüst das großartige und ritterliche Standbild des Herzogs von Savoyen, Emanuel Philibert, genannt Eisenkopf. Emanuel Philibert ist ein Sohn Karl des Dritten. Er wurde in Chambery im Jahre 1528 geboren, heirathete eine Tochter Franciscus des Ersten, Margaretha von Frankreich, wurde zum Gouverneur der Niederlande ernannt, folgte in der Regierung seinem Vater 1553 und starb zu Turin 1580. Diese Erzstatue ist ein Meisterwerk seltener Art, sie ist ein Beweis, wie weit die alten Erzgießer in dieser lobenswerthen Kunst zurückgeblieben. Fast ist es unmöglich, der Natur in einer so kolossalen Masse näher zu kommen; man glaubt wirklich, vor einem baumstarken Ritter des sechzehnten Jahrhunderts zu stehen, so voll Leben ist die Stellung. Philibert scheint aus einem gewonnenen Treffen zurückzukehren; sein Visir ist zurückgeschlagen, seine regelmäßigen und kühnen Gesichtszüge, so wie sein Auge, sind freudig und scheinen den Sieg zu verkündigen. Mit der linken Hand zieht er den Zügel stark an, um sein muthig forteilendes Pferd zu stellen, damit er, etwas zurückgelehnt, mit der rechten bis über das Gesicht erhoben, bequem den Degen in die Scheide stecken kann, die seine Spitze bereits erfaßt. Roß und Reiter bilden jedes für sich einen Guß, mithin besteht das Ganze nur aus zwei Theilen. Marochetti hat den Plan dazu entworfen, und die pariser Bronzegießer Soyer und Ingé haben ihn unter dessen Mitwirkung für Rechnung des Königs von Sardinien, Karl Albert, ausgeführt. Dasselbe ist bestimmt, den Karlsplatz in Turin zu zieren; Anfangs Mai wird es dahin abgehen. Die Turiner können sich freuen, ein solches Monument zu besitzen; die Pariser sehen es mit scheelen Augen an.

[Adolph Henselt in Petersburg.]
(Brieflich.)

Henselt hat in Petersburg sein erstes großes Concert unter glänzendem Beifall gegeben. Eine reine Einnahme von 12,000 Papierrubel ist das Vorspiel seiner nunmehrigen Erfolge in äußerer Hinsicht. Schon vorher hatte er bei Hofe mehrmals gespielt; nach dem Concerte wurde er von der Kaiserin aufgefordert, ihr seine Variationen über Thema aus Robert zu widmen. — Außer ihm sind in Petersburg gegenwärtig die drei Violinvirtuosen Lipinsky, Vieuxtemps und Ole Bull. Letzterer gab bereits ein bedeutendes Concert.

[Molière.]

Von der Uebersetzung Molière's, welche Louis Lax herausgibt, sind bereits Lief. 10, 11 und 12 erschienen, unter anderem die Schule der Frauen und den eingebildeten Kranken enthaltend.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 94. — den 14. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das neueste Werk von Chateaubriand.

Chateaubriand's Congrès de Vérone ist gewiß ein merkwürdiges Buch. Zwar die politischen Aufschlüsse, die es bringt, wollen wir nicht allzu hoch anrechnen, auch ist es diese Seite des Buches nicht, mit der wir uns hier zu beschäftigen haben. Aber zur Charakteristik der Personen, Umstände und Verhältnisse empfangen wir reiche Beiträge; leider nicht sehr erfreuliche! Am wichtigsten erscheint uns das Buch in Betreff des Verfassers selbst, und er selbst auch nimmt dies als die Hauptsache. Seinen Zweck aber, so scheint es uns, hat er gänzlich verfehlt. Anstatt des Pracht- und Glanzbildes seines Erscheinens und Wirkens als Staatsmann, worauf es abgesehen ist, liefert er wider Willen das Gegentheil, ein Jammerbild seiner Unfähigkeit, seiner haltungslosen, irrschweifenden Phantasterei. Die Verblendung, die Unanständigkeit, ja man möchte sagen der Wahnsinn der Eitelkeit können nicht weiter gehen! Chateaubriand will das ganze Verdienst, die ganze Ehre des Krieges gegen Spanien vom Jahre 1823 auf sein Haupt nehmen, die ganze Entscheidung der Sache für sich ansprechen, — und theilt die Actenstücke mit, die das Gegentheil beweisen! Um sich aus den Widersprüchen zu retten, die er doch in seinen eigenen Depeschen nicht verläugnen kann, stürzt er sich lieber in das Bekenntniß, er habe nicht immer aufrichtig, sondern bisweilen mit Falschheit berichtet. Er behauptet, durch seine Mittheilungen plaudere er nichts aus, noch stelle er Andere bloß, sondern nur allein sich; sich — ja wohl, doch in anderem Sinne, als er es meint, dann aber auch die Andern ohne Maß und Fug. Wir haben viele Indiscretionen und Veruntreuungen gesehen in unsern Tagen, aber daß ein gewesener Staatsminister noch so frische, durch die Zeitumstände neu aufgeregte Verhandlungen, mit allen Actenstücken, die ihm nur als Dienstgeheimniß bekannt geworden, die zum Theil fremden Cabinetten angehören, ohne Bedenken veröffentlicht, zu eigener Schmeichelei, zu Tadel und Schaden aller andern Theilhaber veröffentlicht, — davon ist uns bis jetzt noch kein Beispiel bekannt geworden. Und ein Franzose aus der höchsten Sphäre der Gesellschaft und Literatur, ein Mann, der den höchsten Ruhm des Takts und des Zartgefühls, der Ritterlichkeit ansprechen will, gibt dieses Beispiel! Aber die Ritterlichkeit leidet noch ganz anderen Bruch. Der edle Vicomte und Pair, der treue Kämpe für die Legitimität, für das Herrscherhaus der Bourbons, der gefühlvolle Redner für den Herzog von Berry, — er wirft die heuchlerische Maske ab, sagt, er sei in seinem Herzen nie recht für die Könige gewesen, und gibt seinen Herrn und Meister Ludwig XVIII. den schmachvollsten Urtheilen preis. Ob der Herr schlecht war, wir wollen es hier nicht untersuchen, aber der Diener zeigt sich unwidersprechlich als ein schlechter! Dienen aber muß er, das ist einmal seine Bestimmung, und da er keinen andern Herrn jetzt haben kann, so schmeichelt er dem Volk, und ist aus einem schlechten Royalisten ein schlechter Freiheitsprediger geworden. Meint er denn, daß wir alle seine schönen Reden, seine Schriften und

Betriebe rein vergessen haben? Jetzt freilich nennt er die Bonaparte'schen Soldaten, die bei Belleallianee geschlagen wurden, schamlos „unsre", wir aber wissen noch recht gut, wie sein damaliger Bericht als Minister Ludwig's XVIII. in Gent über den Zustand Frankreichs lautete. Wir würden nicht enden, wollten wir alle Züge von Unschicklichkeit, Ungebühr, ja Sinnlosigkeit in diesen Zusammenstellungen anführen und rügen. Wie gesagt, die Eitelkeit geht bis zum Wahnsinn. Aber auch als Schriftsteller war Chateaubriand nie geringer und trauriger, als in diesem Buche; die schwülstige, gezierte Phantasie schlägt geradezu in Faseleien um. Und wie weit ist dieser Mann von allem politischen Talent entfernt! Kein Wunder, daß er, bei stets erneutem Versuche einer politischen Rolle, in keiner ausdauern konnte, als in der eines politischen Rhetors, am schnellsten aber von der Höhe herabstürzte, die er einen Augenblick durch die Umstände erklettert hatte, und daß er gerade in dem Augenblicke stürzte, wo er im größten Erfolge gestanden haben will! Nein, dieser Mann war nicht gemacht, sich neben den Metternich, Canning, Pozzo di Borgo, Bernstorff, oder auch nur neben einem Villele, in gleicher Höhe zu halten. Nichts ist in der That lächerlicher, als wenn Chateaubriand sich rühmt, in jener Zeit „par le court et passager succès d'une année" den Fürsten von Metternich überflügelt zu haben. Wie mag dieser Staatsmann, wenn ihm das Buch zu Gesichte kommt, über die eitle Ruhmredigkeit lächeln, die, indem sie Andere beeinträchtigen will, nur sich selber bloßstellt! Die merkwürdige Thatsache, daß bisher durch alle Veröffentlichungen, die man unternommen hat, nur immer heller und heller das Verdienst, nur immer strahlender der Ruhm des Fürsten von Metternich hervorgegangen, bestätigt sich auch hier. Gerade durch die hier mitgetheilten Actenstücke muß jeder Unbefangene sich überzeugen, daß die damalige Politik Oesterreichs, so wie die mit ihr einstimmige Preußens, die einsichtsvollste, besonnenste, mäßigste gewesen; die Unzufriedenheit Chateaubriand's ist schon an sich eine Lobrede. Daß auch ihrerseits diese Politik mit dem Phrasenprunke des politischen Schöngeistes nicht zufrieden war, und froh, ihn los zu werden, ergibt sich aus dem ganzen Zusammenhange klar genug, und selbst die herkömmlichen, für einen französischen Minister und Schriftsteller sich von selbst darbietenden und fast unversagbaren Artigkeiten und Lobreden lassen jenes durchblicken. — •.

Die Marquise von Spinarosa.

(Fortsetzung.)

Die Marquise richtete sich von Neuem wieder auf; ihre schreckliche Lage gab ihr in einem Augenblick alle ihre Geistesgegenwart, ihre Besonnenheit und ihre Willenskraft wieder.

„Das Mittel, das Ihr vorschlagt, ist viel zu ungewiß, mein Vater, und würde aller Wahrscheinlichkeit nach zu nichts helfen," sagte sie stark und entschieden. „Seid Ihr denn gewiß, Jaques Brissot auffinden zu können? Wird er je zurückkehren? — Sein Leben steht dabei auf dem Spiele — Nein, nein, sein Zeugniß wird Katharina nicht retten — Sie muß sich schuldig bekennen — dann bürge ich mit meinem Leben für das ihrige! — Hört Ihr es, Vater Athanasius, mit meinem eigenen Leben verbürge ich mich dafür, daß ihr dann kein Haar gekrümmt werden soll. Wenn eine Entweichung aus dem Gefängniß unmöglich sein sollte, so werde ich ihre Begnadigung auszuwirken suchen."

„Auf diesem Wege würde freilich ihr Leben gerettet werden, allein ihre Ehre!"

„Die Frist, die Ihr für sie zu erhalten wünscht, vermag so wenig das eine als die andere zu retten."

„Nun, allmächtiger Gott! so erbarme Du Dich denn dieser Unschuldigen! Beschütze und rette sie!"

Beide schwiegen lange. Die Marquise saß mit starrem Blick und in die Hand gestütztem Kopfe da und schien die Gegenwart des bestürzten Mönches ganz vergessen zu haben. Dieser stand endlich auf.

„Ich werde morgen wieder kommen, Frau Marquise," sagte er, „nachdem ich Katharina Brissot von dem benachrichtigt haben werde, was Ihr für sie thun wollt."

„Die Marquise antwortete ihm nur mit einer Neigung ihres Hauptes; doch in der Thür kehrte der Mönch wieder um; der Zustand, in welchem er die Marquise zurückließ, beunruhigte ihn sehr, und seine Frömmigkeit sah nur ein Mittel, sie demselben zu entreißen.

„Meine Tochter," sagte er ihr mit einfacher Unbefangenheit, „Ihr habt lange nicht gebeichtet; vielleicht bedarf Eure Seele geistlicher Erquickung; Ihr wißt, welchen wirksamen Trost man im Beichtstuhle findet."

Die Marquise von Spinarosa schrak zusammen. „Ich werde Euch," sagte sie mit bebender Stimme, „in einigen Tagen beichten; allein ich bedarf vorher noch einer genaueren Prüfung meines Gewissens und einer sorgsamen Untersuchung meines Seelenzustandes."

Genoveva wartete im Vorzimmer auf den Mönch.

„Nun, ehrwürdiger Vater," redete sie ihn an, „was denkt Ihr von dem Zustande meiner Gebieterin? Mit Euch hat sie doch endlich wieder einmal gesprochen!"

„Ich halte sie nicht für geisteskrank, allein ich finde sie sehr niedergeschlagen und unglaublich angegriffen und entstellt durch ihre Krankheit."

„Soll ich gegen ihren Befehl den Herrn Oberpräsidenten und den Arzt davon benachrichtigen?"

„Wartet bis morgen, Genoveva; ich will sie erst noch einmal wiedersehn und mit ihr reden."

Gegen Abend ließ die Marquise ihren Krankenstuhl an ein Fenster schieben, das nach dem Garten hinausging. Der Tag war drückend heiß gewesen, doch jetzt säuselte der Abendwind erfrischend und kühlend in den Wipfeln der alten großen Kastanienbäume, die die Terrasse vor dem Fenster beschatteten. In der Stille einer schönen Nacht, in den Düften, die dann die Blumen aushauchen, in dem Murmeln der Quellen, in dem Gelispel der Blätter liegt ein geheimnißvoller, mächtiger Zauber, der auch den tiefsten Schmerz, ja selbst Furcht und Gewissensbisse zu beschwichtigen vermag; die Marquise empfand es; sie bog sich aus dem Fenster, um die Nachtluft und den Duft der Blumen einzuathmen. Einen Augenblick vergingen ihr die Gedanken; Vergangenheit und Zukunft versanken vor ihr; sie vergaß der grausamen, furchtbaren Aengsten der Gegenwart und der Erinnerungen, die sie tödteten. Ein tiefer Seufzer entfuhr ihrem brennenden, glühenden Busen; sie gab sich diesem Gefühl des Wohlseins, dieser augenblicklichen Erholung hin, wie ein Unglücklicher, dessen Folterqualen für eine Minute unterbrochen werden, und flüsterte ganz leise: „O, welche schöne Nacht!"

Genoveva verdeckte die Lampe und setzte sich in eine Ecke des Zimmers. Alle Thüren standen offen, es war Niemand im Vorzimmer; die Dienstboten saßen plaudernd vor der Hausthür des Gärtners, dessen Wohnung kaum hundert Schritte von dem herrschaftlichen Hause entfernt lag.

In dem Zimmer der Marquise herrschte das tiefste Schweigen; die Lampe warf einen bleichen Schein auf den schwarz und weiß getäfelten marmornen Fußboden; die Grau in Grau gemalten Bilder der Wand sahen wie gespenstige Schattenbilder aus, und von außen hörte man nur das Gesäusel des Windes und das leise, leise Plätschern der Quellen und Springbrunnen.

Plötzlich wurde in der Thür des Zimmers die Gestalt eines Mannes sichtbar; erschrocken sprang Genoveva auf und fragte: wer da sei?

Es war der Advokat Brissot. Sein unordentlicher Anzug, sein langer Bart und seine eingestäubten Schuhe gaben ihm den Anschein eines Bettlers oder eines Diebes; sein Gesicht war braun geworden, und er schien um zehn Jahr älter geworden zu sein. Schweigend näherte er sich der Marquise, die unbeweglich sitzen blieb; ihr war, als presse ihr eine eiserne Faust den Hals zu. Nur mit gewaltiger Anstrengung vermochte sie nach einigen Augenblicken, Genoveva zuzuwinken, daß sie das Zimmer verlassen solle. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Ein Volksdichter, das Armenwesen, Ansicht über die cölner Sache.]

Statt erquickender Sonnenstrahlen hatte uns dieses Frühjahr ein böses Fieber gebracht, das manche Menschenblume zerknickt hat. Auch einen Dichter hat es hingerafft, ein edles Herz, das sehr warm für Menschenglück fühlte! Ich meine den Volksdichter Friedrich Lennig, dessen Humor gar wohl that, sowohl in seinen Gedichten wie in seinem persönlichen Umgange: Lennig suchte die Objecte für seine Poesieen bei einem gesunden, kernigen, lebensfrohen Volksschlage, bei den Landleuten unserer rheinischen Umgebung, besonders bei den pfälzer Landleuten, die so viel Eigenthümliches und Originelles haben, daß sie seinem sprudelnden Humor eine erwünschte und passende Unterlage gaben. In der Volkssprache dieser Leute dichtete er seine schönsten, gemüthlichsten Sachen, die alle einen um so größern Werth haben, da sie frisch aus dem Leben genommen sind. Für unser geselliges Leben, für das Leben in dem Salon, so wie für die engern Freundeskreise, war Lennig's Tod der schmerzlichste Schlag. Wer konnte wie er erheitern und zum ungemessensten Frohsinn stimmen? Ein Glas Rheinwein und ein paar von Lennig's launigen Gedichten — und ein froher Abend war gewiß! Dabei war Lennig ein liebenswürdiger Mensch, offen, bieder und redlich, mit einem Worte, das Muster-Exemplar eines Volksdichters! Bei dem letzten Carneval noch hat Lennig wie ein Genius der Freude gewirkt; es gab keinen liebenswürdigeren Narrn beim Feste. Poor Yorick!

Vor mir liegt der gedruckte Rechenschaftsbericht der hiesigen Central-Armen-Commission, welche darin den Bewohnern von Mainz Kunde gibt von ihrer Wirksamkeit im vergangenen Jahre, so wie von der Lage, von den Ansichten und Hoffnungen des Instituts der Armenpflege. Es ist eine kleine Broschüre, die aber mehr zu erwägen und zu bedenken gibt, als manches dickleibige Buch. Wir sehen darin im Kleinen das Räthsel vorliegen, an dessen Lösung Staaten und Regierungen schon so lange und so ernstlich laboriren. Wie sollen 4000 Arme unterstützt werden, ohne daß sie eines Theils der Gesammtheit der Population allzu lästig, oder andern Theils allzu gefährlich werden? Das ist die Frage, und dieselbe Frage, nur in einem größern Maßstabe, beschäftigt heut zu Tage Staatsmänner, Philosophen und Menschenfreunde, und sie ist ernst genug, um alle Be-

achtung herauszufordern. Wohl uns, wenn es in dieser Beziehung überall nicht schlechter stünde, als hier in Mainz! Unsere Armenunterstützung nimmt jährlich nicht weniger als 40,000 Fl. in Anspruch, eine Summe, die für unsere Population gerade nicht klein ist. Diese Summe wird auf verschiedene Weise herbeigebracht, einmal durch die Zinsen des Fonds der Armenpflege, dann durch freiwillige Subscriptionen der Bürger, dann durch besondere Schenkungen, die von wohlthätigen Privaten in die Casse fließen, endlich durch den Zuschuß, den der Stadtvorstand der Central-Armenpflege leistet. So sind wir schon zwanzig Jahre lang (so lange besteht dies treffliche Institut) der lästigen und gehässigen Armensteuer entgangen, und in dem entferntesten Winkelchen hat kein Armer gedarbt. Es ruht ein besonderer Segen auf diesem Institute, und ein Mann steht ihm vor, dessen Eifer und Uneigennützigkeit wohl schwerlich noch einmal gefunden wird — ein Bürger im schönsten und edelsten Sinne des Worts. Nur die drei letzten Jahre haben dem schönen Institute Verlegenheiten zugezogen durch Krankheiten und Elementar-Widerwärtigkeiten, wodurch die Anstalt bedeutender in Anspruch genommen und etwas zurückgeworfen wurde. Außerdem — es ist schmerzlich, daß man es sagen muß — nimmt die Armuth offenbar mit der steigenden Population zu, aber nicht auch in demselben Grade die Mittel der Armenpflege, und aus diesen letztgenannten Gründen erklären sich die Klagen der Central-Armen-Commission und die dringliche Aufforderung an unsere Bewohner, noch eifriger als bisher die Milde vorherrschen zu lassen. Noch andere beachtenswerthe Dinge kommen zur Sprache, und ich will hier die Central-Armen-Commission selbst reden lassen: „Es stellen sich dem Wohlsein unsers bürgerlichen Vereins immer noch zwei gewaltige Hemmnisse entgegen, deren Wegräumung die Kräfte einer Armenwesens-Verwaltung übersteigt, obschon es ihr die Amtspflicht gebietet, solche den Oberbehörden anzudeuten, als Hauptquellen der überhandnehmenden Verarmung und Verschlechterung. Diese bestehen erstens — als moralisches Gebrechen unserer Zeit — in den sogenannten wilden Ehen, oder vielmehr in dem zuchtlosen Zusammenleben entsitteter Paare, welche sich eben so leichtsinnig verlassen, als sie zusammengetreten sind, indem sie der Gesellschaft die Sorge für die Steuer ihrer unausbleiblichen Noth, und die Früchte ihrer oft zehnjährigen, gesetzlosen Verbindung überlassen. Sodann: der täglich fühlbarere Mangel eines Zwangsarbeitshauses, dessen Bestand allein die zahlreiche Menge von lästigen Müßiggängern, Trunkenbolden, Schwelgern und mehr dergleichen jedem Sittengesetze trotzig entschlüpften Unverbesserlichen zu verringern fähig wäre, zu der Gesammtheit und der Müßiggänger eigenem Wohl." Das ist ein Thema, das, trotz aller Preisaufgaben, die deshalb schon gestellt worden sind, immer noch erst seiner gründlichen Lösung entgegensieht, und sie vielleicht erst in der Zukunft finden dürfte. —

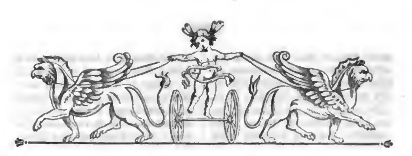
Noch eine andere Broschüre, in ein ganz anderes Feld schlagend, ist unlängst aus der Feder eines geistreichen jungen Mannes hervorgegangen; es ist die Broschüre des hiesigen preußischen Lieutenants **Hoffmann**, betreffend die cölner Angelegenheit, und betitelt: „Das Bestreben nach Wiedererlangung des hierarchischen Absolutismus in Verbindung mit den Handlungen des Erzbischofs von Cöln." Dieser religiöse Zwist hat uns überfluthet mit Streitschriften, die aber keineswegs alle der Masse munden, die sich für diese merkwürdige Angelegenheit interessirt. Der Eine ermüdet uns mit Documenten, der Andere durch maßlose Parteilichkeit, der Dritte durch eine befangene Ansicht, die dem Standpuncte unserer Bildung und unserer heutigen Denkweise zuwider ist. **Hoffmann's** Schrift hat vor diesen allen den Vorzug, daß sie uns die Sache offen, freimüthig und unparteiisch, vom Standpuncte der Humanität und Aufklärung vorführt, und, des Erzbischofs und des Königs Streit mehr bei Seite schiebend, die Frage mehr von ihrer menschheitlichen Bedeutung auffaßt, und dadurch gewährt sie eine anziehende Lectüre. Es ist überhaupt merkwürdig, daß man am Rheine diesen unseligen Zwist gleich von vornherein von dieser Seite betrachtete, weshalb auch jede Aufregung der Gemüther bald sich legte, und weshalb auch die trübselige Stimme eines **Görres**, der in der Jesuiten-Maske, und zugleich mit der Sprache von 1793 zu den Rheinländern sprach, keinen Anklang finden konnte. Wer glaubt heute noch an eine Gefährdung der Religion von Seiten eines Fürsten? Der Fürsten Interesse ist es, die Religionen, wie sie bestehen, aufrecht zu halten. Nur Mangel an Vertrauen in die gute Meinung des Publicums und fortgesetzte Verweigerung der offenen Rede kann diese Zuversicht brechen. Wohl aber glaubt man daran, daß die Hierarchie die goldene Zeit der Oberherrschaft über weltliche und geistige Interessen noch nicht vergessen kann, und da diese goldene Zeit der Menschheit so schmerzliche Wunden schlug, so kann der Vernünftige sich nur betrüben, wenn man diese Zeit wieder heraufzubeschwören trachtet, niemals aber gemeinsame Sache mit denjenigen machen, die diesen unglückseligen und undankbaren Versuch in unserer aufgeklärten Zeit wagen! Man hat deshalb am Rheine keinen Augenblick aufgehört, Katholiken und Protestanten in den vertraulichsten Verhältnissen brüderlich neben einander leben zu sehen, wenn auch hier und da ein Fanatiker sich lächerlich genug machte, indem er dieses wahrhaft menschliche Verhältniß zu stören suchte! **Der** Glaube steht am Rheine fest, daß die Aufklärung siegend aus dem Streite, den das cölner Ereigniß herbeiführte, hervorgeht, und eben so die Ueberzeugung, daß die preußische Regierung, weit entfernt, sich die Gemüther entfremdet zu haben, vielmehr an Popularität und Achtung durch ihr entschiedenes und doch so loyales Auftreten gewinnen wird. —

Notiz.

[Nationalversammlung der deutschen Lyriker.]

Unter diesem etwas pomphaften Titel gibt Ferdinand Stolle eine Sammlung von Proben, eine Mustercharte deutscher Lyrik, wie Dr. Künzel von der deutschen Prosa. Allein Stolle's Unternehmen hätte größern Werth, wenn es, wie Künzel's Stylproben der Prosa, die gesammten Schätze aller Epochen ausbeutete; es beschränkt sich auf die Dichter des 18. u. 19. Jahrhunderts. Bd. 1. Lief. 1. beginnt mit Albrecht v. Haller. Bd. 3. Lief. 1. mit Heine. Die Geburts- und resp. Todesjahre der Poeten sind nicht immer angegeben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 95. — den 15. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquise von Spinarosa.

(Fortsetzung.)

Brissot machte hinter Genoveva die Thür zu und kam dann zur Marquise zurück, vor der er mit ineinandergeschlagenen Armen und mit finsterem, schreckensvollem Blick stehen blieb. Sie stand jetzt auf und streckte beide Hände wie abwehrend gegen ihn aus.

„Ihr kommt," sagte sie, „um mich anzugeben! Aber ihr habt keine Beweise. Wer wird Euch glauben?"

„Niemand, ich weiß es. Auch will ich nicht Euch, sondern mich dem Gerichte überliefern. Auch auf meiner Seele lastet ein Mord! denn ich habe Euren Geliebten getödtet, Frau Marquise! ich habe Hektor von Lansac getödtet, weil Eure beleidigte Ehre sein Blut forderte! — Ich war ein elender Thor! ich liebte Euch, ich betete Euch als die reinste, keuschste, als die edelste aller Frauen an, da Ihr doch ein eben so schamloses als grausames Ungeheuer seid!"

„Habt Mitleiden mit mir, Brissot," murmelte sie; „sprecht nicht so beschimpfend und so drohend mit mir — — Mein Verbrechen habe ich nicht vorsätzlich begangen, und ich würde mein Blut, mein Vermögen, alles, alles dahin geben, um es zu büßen — nur nicht meine Ehre! — Ihr glaubt mir nicht?" —

„Nein," antwortete er und wandte sich ab. „Ich bin zurückgekommen, um das Leben des unschuldigen Schlachtopfers, das für Euer Verbrechen das Blutgerüst besteigen soll, mit meinem Leben zu erkaufen. Gott sei gedankt, daß ich diese schreckliche Nachricht noch zur rechten Zeit erhalten habe! — Wenn ich zu spät gekommen wäre!" —

„Katharina wird nicht sterben; ihr Leben ist gesichert, mag auch das Urtheil ausfallen, wie es will. Ich werde ihr Gelegenheit und Mittel verschaffen, aus dem Gefängniß zu entfliehen — und später werde ich ihr die Begnadigung auswirken — —"

„Ihre Begnadigung! die würde ihr das Leben retten, sie aber nicht vor Schande und Ehrlosigkeit schützen! Nein, nein, Katharinens unschuldiges Haupt darf nur durch die vollkommenste, öffentliche Rechtfertigung gerettet werden. — Der Todtschläger wird die Strafe erleiden, die das Gesetz dem Meuchelmörder zuerkennt; dies ist das Urtheil der göttlichen Gerechtigkeit. Sie schont Euer für den Augenblick, Frau Marquise, allein früher oder später müßt Ihr auch vor dem Thron Gottes erscheinen, um Euer Urtheil zu empfangen. Erinnert Ihr Euch der Blutflecken, die ich am Johannisabend auf Eurem Arm sah? — sie werden dort in jener furchtbaren Stunde von neuem sichtbar werden!" —

Unwillkürlich verbarg hier die Marquise ihre Arme unter dem weißen Nachtmantel, den sie trug. — „Gott wird sich meiner vielleicht erbarmen," sagte sie mit dumpfer, gebrochener Stimme; „wenn er mich aber verdammt, Jaques Brissot, so können die Qualen der Hölle nicht entsetzlicher sein, als die, die ich schon in diesem Leben erdulden muß. Mein Gewissen ist mein Henker und Gott hat mich durch den Tod des Mannes gestraft, den

ich so unendlich geliebt habe. — Auch Eure Hände sind mit einem Blute befleckt, für das ich mit Freuden all das meinige vergossen haben würde. — Lansac ruht im Grabe! — Nie, nie werde ich ihn wieder sehen! — Er ist todt und ich lebe noch! Tag und Nacht nagt der namenlose Schmerz seines Verlustes an meinem Herzen und an meinem Leben!" Sie brach bei diesen letzten Worten in Thränen aus.

„Ihr habt diesen ungetreuen Mann sehr geliebt," antwortete Brissot mit einem verächtlichen Mitleiden; „er liebte Euch aber nicht."

Sie drückte hier krampfhaft die Hände fest zusammen; diese Worte erweckten noch in ihrer Seele Gefühle des Hasses und der Rache.

„Ihr müßt mir jetzt beichten," fuhr der Advokat fort, „und mir die volle Wahrheit sagen. Ihr habt mit Vorsatz gemordet und seid nur nach Herrn von Lansac's Garten gegangen, um Eure Nebenbuhlerin zu tödten?" —

„Nein, nein!" unterbrach sie ihn, „ich schwöre es Euch bei dem allwissenden Gott, der mich hört und mich richten wird, daß ich die einzige Frau zu sein glaubte, die jemals diesen Garten betreten habe, als ich die schöne Lubette dort fand —"

Sie hielt hier ein; der Name kam kaum hörbar über ihre Lippen.

„Weiter!" rief Brissot befehlend.

„Sie erkannte mich, nannte mich bei Namen — sie beschimpfte mich — sie drohte — — mein Geheimniß, mein Ruf, meine Ehre waren in ihren Händen — — die Unglückliche sagte mir, die ganze Stadt solle am nächsten Morgen unser Zusammentreffen erfahren — man werde es sehr lustig finden, daß die Marquise von Spinarosa sich mit der schönen Lubette zu gleicher Zeit zu einer Zusammenkunft eingefunden habe! — Ich war außer mir — auf dem Kamin lag ein Messer — ich ergriff es — sie schrie — weiter weiß ich von nichts — ich war wie von Sinnen und stieß blindlings zu — und sie fiel — "

Die Marquise verstummte, Stimme und Athem gingen ihr aus, sie drückte das Taschentuch vor den Mund und zog es sogleich wieder voll schäumenden Blutes weg. Von tiefem Abscheu ergriffen, wandte Brissot den Kopf fort.

„Seit diesem Abend," nahm die Marquise wieder das Wort, „hat kein Schlaf mein Auge geschlossen! Mein Dasein ist eine ununterbrochene fürchterliche Qual geworden! Die Sprache hat keine Worte für das Entsetzen und die Angst, die mich foltern. Ich hoffe, daß ich nicht lange mehr leben werde; aber was erwartet mich jenseits? Gott! großer Gott! erbarme Dich meiner!" —

„Möge er uns allen gnädig sein und meine Hinrichtung auch Euer Verbrechen büßen!" sagte Brissot mit schwermüthiger, finsterer Ergebung. „Morgen werde ich Katharinens Stelle eingenommen haben! — der arme Engel! Ohne Schutz und ohne Stütze bleibt sie in der Welt zurück; was wird aus ihr werden? welcher Mann wird sie noch heirathen wollen? in welchem Kloster wird sie noch Aufnahme finden? Jedermann weicht vor der nahen Anverwandtin eines Mannes zurück, der öffentlich gerädert worden ist —"

Die Marquise von Spinarosa fiel vor ihm auf die Kniee nieder. „Brissot!" rief sie voll Entsetzen, „Ihr werdet nicht standhaft bleiben, Ihr werdet mich angeben!" —

„Nein, nein! Ihr wißt ja auch, daß ich keine Beweise habe! Aber auf meinem Wege zum Blutgerüste werde ich mich vor der Pforte Eures Pallastes neigen, Marquise von Spinarosa! Ihr werdet doch gegenwärtig sein, um Euch durch Eure eigenen Augen zu überzeugen, daß der Tod Euch von dem einzigen Zeugen befreit hat, der es der Welt verkünden könnte, daß die Marquise von Spinarosa, die Witwe eines Granden von Spanien, die schöne Lubette mit Messerstichen ermordet hat!"

Aechzend verbarg die Marquise ihren Kopf in die Kissen des Lehnsessels und winkte ihm zu, sich zu entfernen. Er ergriff ihren Arm. „Ich gehe nun," sagte er, „statt Eurer in das Gefängniß und auf das Blutgerüst, wenn Ihr aber wünscht, daß Gott Euch in der Stunde Eures Todes gnädig sein solle, so scheidet dereinst nicht von der Erde, ohne das Andenken des armen Jaques Brissot wieder zu Ehren zu bringen!" —

6.

In jener Zeit war in Criminalfällen das gerichtliche Verfahren kurz, und die Sache wurde schnell abgemacht; Brissot's Proceß konnte sich nicht in die Länge ziehen; er hatte sich selbst gefangen gegeben, und seine Geständnisse beschleunigten noch einen Proceß, dessen Ausgang nicht in Zweifel gezogen werden konnte. Die seltsamen Verschlingungen dieses Dramas hatten auf die Bewohner von Aix einen tiefen Eindruck gemacht, und an dem Tage, wo das Urtheil gesprochen werden sollte, wurde der Eingang zum Justizpallaste schon am frühen Morgen von einer zahllosen Menge belagert. Marius Magis hielt mitten auf dem Platze, von vielen Zuhö-

rern umgeben, eine lange Rede; nicht ganz ohne Verdruß sah er sich durch Brissot's Dazwischenkunft gezwungen, die wichtige Rolle aufzugeben, die er in diesem Proceß zu spielen gedachte, da jezt sein Zeugniß seine frühere entscheidende Bedeutung verloren hatte. Sein sinnreicher Verstand hatte ihn aber auf eine neue Vermuthung geführt, die auch im Publicum hier und da Glauben fand.

„Ich bleibe dabei, meine Herren," sagte er zu einigen zwanzig Prokuratoren und Advokaten, die sich um ihn versammelt hatten, daß Jaques Brissot sich heldenmüthig zu einem Opfer für seine Liebe weiht, und daß er sich nur angeklagt hat, um Katharinen das Leben zu retten. Wie soll man sich sonst einen Umstand erklären, den er nicht zu erklären vermocht hat; und der doch durch mein Zeugniß zu einer unwiderleglichen Thatsache geworden ist? Wer war das Frauenzimmer, das ich aus dem Garten, wo das Verbrechen begangen wurde, mit eigenen Augen habe herauskommen und sich in Brissot's Haus flüchten sehen? Er selbst hat mir damals Katharina Brissot genannt; es war ein auffallender Umstand, und ich habe ihn damals gleich Mehreren von Euch mitgetheilt. Und dieser Handschuh? Gewiß, meine Herren, wer nur einige Kenntniß von gerichtlichen Verhandlungen hat, muß dies klar durchschauen, und ich bleibe dabei, Katharina Brissot ist des Verbrechens schuldig, und der Advokat liebt sie so gränzenlos, daß er sich, um sie zu retten, für den Thäter ausgegeben hat. Das gegen ihn eingeleitete Verfahren stüzt sich auf einen Thatbestand, dem es an aller Wahrscheinlichkeit fehlt, und mir scheint seine Schuldlosigkeit ganz erwiesen zu sein. Er wird indessen doch verurtheilt werden; früher oder später wird aber die Wahrheit an den Tag kommen, und statt eines Criminalprocesses werden wir deren zwei erleben. Behaltet meine Worte in Eurem Gedächtnisse, Ihr Herren, das Andenken des armen Advokaten Brissot wird wieder zu Ehren kommen und das vielleicht sehr bald!"

Ein Gemurmel des Beifalls lief hier durch die Reihen seiner Zuhörer; triumphirend nahm er wieder das Wort:

„Das ist noch nicht alles, meine Herren! mir sind noch einige Umstände bekannt, die ich Euch zu guter lezt aufgespart habe." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Prag.

[Literarischer Zustand, böhmisch und deutsch, Theater, Musik.]

Wer diese königliche Hauptstadt seit einigen Jahren nicht gesehen, würde so bedeutende Veränderungen finden, daß er seinen Augen und Sinnen kaum trauen möchte; seinen Augen in Hinsicht der vielen Bauten, neuen Anlagen und Verschönerungen, womit wir so plötzlich bereichert wurden; seinen Sinnen in Rücksicht der geistigen Bewegung, die sich seit kurzem hier kund gibt. Literarische Thätigkeit herrschte hier zu Ende des vorigen Jahrhunderts und auch noch zu Anfange des jetzigen, als Pelzel, Born, Dobrowsky, Dobner, Mader, Birnenberg, Cornova, Pubitschka, Schaller, Meißner u. m. A. hier lebten und wirkten. Seitdem ging es stets abwärts. Die Hohlheit gewann Platz, weil man ihr alles einblasen konnte, während tüchtige Köpfe feiern mußten. Einzelne Blitze zuckten durch die trübe Luft, verzischten jedoch in Sumpf und Pfütze. So lange Dobrowsky, dieser wissenschaftliche Riese, lebte, hatte die deutsche und böhmische Literatur in Prag noch immer einen Anhaltspunkt. Seitdem ist in einem Zeitraume von 25 Jahren kein einziges, Epoche machendes Werk, in irgend einem Zweige der Literatur, hier erschienen. Die Ursache dieser traurigen Thatsache liegt tiefer, so daß es nicht gestattet ist, hier darauf einzugehen, und ohnehin hat die neueste Zeit einige geringe, doch freudige und hoffnungerregende Aenderungen herbeigeführt, welche wenigstens der Stagnation ein Ende machen.

Die slavische Literatur verdient zuerst erwähnt zu werden. Der gelehrte Saffarik (spr. Schaffarschik) gibt die slavischen Alterthümer heraus; ein giganteskes Unternehmen, wenn man bedenkt, wo überall die Quellen aufzusuchen sind. Jungmann sezt sein großes böhmisches Wörterbuch rüstig fort, und hilft dadurch einem stark gefühlten Bedürfnisse ab. Die beiden Brüder Presl haben schon eine Zoologie, Botanik, Technologie und Chemie geliefert, geben die Zeitschrift „Krok" heraus und haben die größten Verdienste um die böhmische Sprache. Hanka besorgt die neuen Ausgaben von Dobrowsky's Werken. Es erschienen viele theologische Schriften, gegen 7 Journale, und sehr viele belletristische Bücher in böhmischer Sprache. Unter den Schöngeistern ist, besonders, wegen seines enormen Fleißes, Tyl zu erwähnen. Ein bedeutendes Talent, das schon Gedichte, Erzählungen und über 50 Theaterstücke, theils Uebersetzungen, auch von Shakspeare, theils Originale lieferte, und selbst beim böhmischen Theater beschäftigt ist. Es wird sehr viel producirt, und man staunt um so mehr über diese Thätigkeit, wenn man weiß, daß das höchste Honorar eines Verlegers 8 Fl. für den Bogen beträgt, ja daß die Meisten ganz umsonst arbeiten müssen, wenn sie nicht ihre Erzeugnisse selbst verlegen. Wie viele Manuscripte finden gar keinen Verleger!.. Ein Geistlicher übersetzte die Iliade, eine siebenjährige mühevolle, aber so gelungene Arbeit, daß sie ein Ehrenzeugniß von den anerkanntesten Autoritäten erhielt; aber ein Verleger findet sich nicht, nicht einmal 5 Fl. für den Bogen will ein Buchhändler daran wagen, und doch existirt nur diese böhmische Uebersetzung der Iliade. —

Das lebhafteste Regen ist unter den böhmischen Literaten; allein auch ein tadelnswerthes Eifern, ein mißliches Streben macht sich bemerkbar. Es gibt Czechomanen, welche eine Regeneration der böhmischen Literatur erst dann für vollkommen halten, wenn sie jede fremde Beimischung verschmäht. Diese Leute glauben zwar nicht wie die Magyaren, daß im

Himmel nur ungarisch gesprochen wird; aber sie meinen doch, daß die böhmische Sprache einmal die französische aus allen Cirkeln verdrängen und Weltsprache werden muß. Mit hämischen Blicken sehen sie auf die deutsche Literatur, während doch nur durch Beihülfe und Benutzung dieser die 200jährige Lücke in der böhmischen einigermaßen ausgefüllt werden kann. —

In deutscher Sprache erschien ungestört die Fortsetzung von Sommer's Topographie, die veraltete von Jaroslaus Schaller ersetzend; Palacky's Geschichte Böhmens, jene von Pelzel verdrängend. Wenn ein geschwätziger Gelbschnabel eine Kritik über den ausgegebenen ersten Band abplapperte, worin dieses Werk dem eines Ranke oder Raumer an die Seite gestellt wird, so ist es eben das Schwatzen eines Unberufenen, während die Sachkundigen erst die Fortsetzung abwarten, ehe sie ein Urtheil über diese gewichtige Schrift abgeben. — Graf Sternberg edirte den ersten Band einer Geschichte der böhmischen Bergwerke. — Legis-Glückselig kündigt eine Geschichte des böhmischen Rechtes an, und gab eine Biographie Dobrowsky's, und eine Stammtafel der böhmischen Regenten heraus. — Die Calve'sche Buchhandlung verlegt ein landwirthschaftliches Conversationslexikon von Lengerke u. m. A. — In der schönen Literatur ists frisch und lebendig. Unsere Journalistik, früher auf ein Lokalblatt „Bohemia" und eine Monatsschrift „Erinnerungen" beschränkt, hat sich durch 2 neue Institute bereichert. Glaser's „Ost und West" ist schon so bekannt und anerkannt, daß nur das von Einheimischen darin Gedruckte erwähnt werden soll. Ein junger Mann, Isidor Heller, debutirte mit der Novelle „der erste April" und erregte große Erwartungen. — Ernee, Tomaschek, Ebert, Kuranda und Glaser lieferten Einzelnes. Das tüchtige Blatt wird gerne gelesen, nur Schade, daß der Theaterreferent, welcher das lokale Interesse befriedigen sollte, mehr von Musik als von Aesthetik zu verstehen scheint. — Ein anderes Blatt ist „der Novellist," von Johann Umlauft redigirt. Es erscheint in Form von Lewald's Europa, die Hauptrubrik füllen moderne Erzählungen. Originale lieferten von den Hiesigen: Neustadtl, Kleeroth, Heinemann, Wilh. Storch; Gedichte von Ebert, Reland, Edward u. A. — Das Feuilleton besorgt der Redacteur selbst. —

Auch in Thalias Gebiete tummelten sich einige Prager herum, aber leider ritten sie nicht den beflügelten Pegasus, sondern hölzerne Pferde, ja Einer sogar einen Bock aus Pappendeckel. Die Posse „Mathilde von Spoleto," das Drama „drei Verlobungstage" von Ernst und F. — das Lustspiel „der Naturmensch" von Geele und Horn, alle drei fielen total durch. Und doch steht schon wieder ein neues Stück auf dem Repertoir, „die Wortbrüchigen," Lustspiel in 3 Acten von Felix Wagner, hinter welchem Namen sich ein hier sehr bekannter Literat verbirgt. Die dabei beschäftigten Schauspieler prädiciren einen sehr günstigen Erfolg; nous verrons.

Das Theater ist zu gänzlicher Bebrutungslosigkeit herabgesunken; weder in der Oper noch im recitirenden Schauspiele eine bedeutende Persönlichkeit. Einige talentbegabte Anfänger haben Interesse; so der Sänger Kunz, der mit einem sehr sonoren und biegsamen Bariton ein so linkisches Spiel verbindet, daß man ihn nur hören, nicht sehen mag. Zwei Opern wurden neu einstudirt; allein „Ludovico," von Herold und Halevy mißfiel gänzlich, und „Belisar" von Donizetti erhielt sich nur auf schwachen Beinen. — Die wiener Possen „das Haus der Temperamente" von Nestroy, und „Liebeleien" von Told wollen auch nicht ziehen. — Von den Schau- und Lustspielen hat nur Eines angesprochen. Weder Leutner's „Geschwister" noch Bauernfelds „Vater" konnten sich erhalten, während Töpfer's „Zurücksetzung" binnen 14 Tagen viermal bei stets vollem Hause gegeben wurde. Dieses Schauspiel ist ein wahrer Schatz für's Repertoir. Einige kritische Richter haben in neuer Zeit bei Besprechung deutscher Bühnendichter Töpfer mit wenigen Worten berührt, und ihn hinter Bauernfeld, Blum und die Prinzessin postirt; jedoch sein „Taugenichts" und „die Zurücksetzung," obwohl nur Bearbeitungen nach dem Französischen, zeigen von solcher Bühnenkenntniß, daß der Erfolg seiner Theaterstücke stets die beiden Letztgenannten und die Preislustspieldichter dazu weit überflügeln wird. Seit einem Decennium wurde für die deutschen Theater kein so gutes Schauspiel geliefert, als die „Zurücksetzung." Unrecht ist es von Töpfer, daß er das französische Original nicht angibt. — —

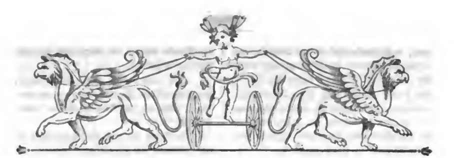
Zum Schlusse noch einige Notizen aus dem musikalischen Prag. Clara Wiek hatte hier viel Aufsehen erregt und gerechte Würdigung gefunden, keineswegs aber so tollhäuslerische Referate ins Leben gerufen, wie es in Wien der Fall. — Daß sie unsern hiesigen Pianisten als Muster dienen möge, ist nur zu wünschen; besonders sollte Herr Dreyschok dieser Künstlerin nachstreben. Mechanik, die ausgebildetste und staunenerregendste, ist doch nur Mittel, nicht Zweck. Das Concertstück für die linke Hand, welches Hr. Dreyschok producirte, trug er mit außerordentlicher Fertigkeit vor; allein so ein equilibristisches Kunststückchen beschäftigt blos Aug und Ohr des Zuhörers, und zwar auf Unkosten des Geistes und Gemüthes. Hr. Dreyschok ist sehr jung und schon weit über die technischen Schwierigkeiten seines Instrumentes; aber die Seele fehlt. —

Unter den Concerten zeichnete sich jenes für das israelitische Spital glänzend aus. Das Chorpersonale des hiesigen israelitischen Tempels trug einen Psalm, Musik von Würfel, in jüdischer Sprache vor. Ein Gesangstück und die Ouvertüre zu den Hugenotten wurden mit brausendem Beifalle aufgenommen. Lächerlich ist es, daß der Name Hugenotten verboten wurde; auf den gedruckten Annoncen stand: Ouverture aus der letzten Oper von Meyerbeer. — Das Conservatorium führte seine Schüler in einigen Concerten vor und bewies wieder, daß es Musiker zu bilden versteht. — Von Componisten sind Kittl, Veith und Kleinwächter als Talente zu nennen.

Ueber die Kunstausstellung, welche nächster Tage eröffnet wird, bald ein Näheres.

L....

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 96. — den 17. Mai 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquise von Spinarosa.

(Fortsetzung.)

Der Kreis seiner Zuhörer drängte sich näher an ihn heran und Aller Blicke hingen erwartungsvoll an seinem Munde.

„Ich habe," fing er an, „diesen Morgen den Bauer gesprochen, bei dem sich Brissot jenseit der Durance verborgen aufgehalten hat; es ist ein braver, rechtschaffener Mann, ein alter Client der Familie Brissot, und er hat mir erzählt, wie der Advokat Katharina's Gefangennehmung erfahren hat: ein Hausirer erzählte sie als Neuigkeit, und die Schäfer sprachen, morgen vor acht Tagen, davon, als sie Abends vor den Thüren saßen. Der Advokat wurde beinahe ohnmächtig, als er Katharina's Schicksal erfuhr; er wollte augenblicklich fort und schrie wie ein Mensch, der ganz seinen Verstand verloren hat: „Ich muß sie retten! ich muß sie retten! und wenn es mein Leben kosten sollte!" —

Hier mußte Marius Magis inne halten, weil eine lebhafte Bewegung vor den Pforten des Pallastes die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf sich zog; jeder eilte dahin, um die öffentliche Verkündigung des Urtheils mit anzuhören. Nach Verlauf einiger Minuten verkündigte ein dumpfes Gemurmel das Ende der Sitzung. Beauregard stürzte zuerst aus dem Saale, und hinter ihm die bewegte, lärmende Menge.

„Verurtheilt, einstimmig zum Tode verurtheilt!" rief er. „Wie es heißt, soll er morgen schon hingerichtet werden!"

Bei diesen Worten hob Marius Magis die Hände gen Himmel empor.

„Meine Lippen lasse ich mir nicht verschließen!" rief er; „laut und öffentlich will ich es bezeugen, daß ich am Johannisabend den Advokaten Brissot hier auf diesem Platze gesehen und gesprochen habe! Der arme Mann hatte seine Freude an unsern Waffenthaten und dachte wahrhaftig nicht daran, sich nach dem Garten zu schleichen, um die schöne Lubette zu ermorden! — Er ist unschuldig! aber da kommt die Verbrecherin!"

Er zeigte bei diesen Worten auf Katharina, die, vom Pater Athanasius geführt, aus der kleinen Straße Portalet hervorkam, um nach dem Gefängnisse zu gehen. Das arme Mädchen wankte wie eine Leiche einher; sie hörte nicht das Murren, das bei ihrem Anblicke laut wurde, und die Drohungen, die ihr folgten; man hätte sie steinigen können, ohne daß sie den Blick aufgeschlagen hätte.

Der Mönch aber erschrak; er umschlang sie mit einem Arme und winkte mit der andern Hand dem Volke zu, sie durchzulassen.

„Was wollen sie von mir?" fragte Katharina leise ihren Beschützer, der sich nur mühsam einen Weg zu bahnen vermochte.

„Gerechtigkeit!" rief hier eine Stimme ganz in ihrer Nähe; „der Advokat ist unschuldig! — sie ist die Verbrecherin!"

Die Ehrfurcht gegen den frommen, ehrwürdigen Pater Athanasius vermochte es allein, sie gegen Mißhand-

lungen zu schützen, und machte es diesem möglich, mit ihr bis zu den schweren Pforten des Gefängnisses durchzudringen, die sich augenblicklich hinter ihnen schlossen.

Der Advokat hatte, sobald ihm sein Todesurtheil bekannt gemacht wurde, darum gebeten, seinen Beichtvater und Katharina zu ihm zu senden, da das Gesetz dem Verurtheilten die Vergünstigung zugestand, Jeden sprechen zu dürfen, den er noch zu sehen wünschte.

Das junge Mädchen sank vor Jaques Brissot auf die Knie nieder und ergriff seine Hände.

Blaß und bange sagte ihm Pater Athanasius leise, wie aufgeregt draußen das Volk sei, und wie man ihn für unschuldig halte und Katharinen gedroht habe, die man immer noch für die Mörderin halte.

„Armes Mädchen!" rief Brissot schmerzlich, indem er sie in seine Arme schloß, „ich habe ihr nur ihr Leben retten können! — Ergebt Euch in den Willen Gottes, Katharina! — betet für das Heil meiner Seele! — ich aber will diese Welt nicht verlassen, ohne Euch zu Eurem Troste zu sagen, daß ich an dem Verbrechen, dessen man Euch beschuldigte, eben so unschuldig bin als Ihr selbst."

„Ihr hättet mich sterben lassen sollen!" sagte sie heftig, „die Richter haben geglaubt, was Ihr ihnen gesagt habt, aber ich habe es nie, nie geglaubt, auch nicht einen Augenblick!"

Schmerzlich erstaunt hörte Pater Athanasius diese Worte.

„Wie?" sagte er, „Ihr habt Euch nur für schuldig angegeben, um sie zu retten? — Auch Ihr seid unschuldig an dieser Mordthat! Wer ist denn aber der Thäter?"

„Ihr sollt dies in meiner Beichte erfahren, mein Vater," antwortete Brissot ruhig; „ich will nur Katharina mein Lebewohl sagen, und dann soll die kurze Zeit, die mir noch vergönnt ist, nur Euch gehören."

Er wandte sich hier wieder zu Katharinen und sprach lange leise mit ihr. Sie hörte ihm knieend, mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen zu.

„Lebe wohl, Katharina," sagte er ihr zuletzt, und drückte sie einen Augenblick innig an sein Herz. „Lebe wohl! — wir müssen uns trennen! — Deine Gegenwart raubt mir allen Muth — in Deiner Nähe bedaure ich das Leben — wir hätten so glücklich sein können! — ich habe mein Glück verkannt! — zu spät habe ich es wieder würdigen lernen! — O, wenn ich es jetzt noch mein nennen dürfte!"

Sie richtete sich bei diesen Worten auf; ein Strahl der Freude belebte ihr Auge, ein mattes Lächeln schwebte um ihre Lippen. —

„Ich werde bald sterben," flüsterte sie leise, „noch vor Ablauf des Jahres werde ich wieder droben bei Dir sein. Bin ich nicht im Tode wie im Leben mit Dir verlobt?"

Er küßte sie auf die Stirn und übergab sie dann den Händen des Mönches.

„Lebe wohl, lebe wohl, Katharina!" sagte er mit gebrochener Stimme. „Führt sie fort, mein Vater! ich muß mit Euch allein bleiben, um mich auf meinen Tod vorbereiten zu können."

Jaques Brissot war ein wahrhaft frommer Mann; er war es auch in dem Sinne seiner Kirche, und so beichtete er dem Pater die volle Wahrheit, ehe er ihn um die Lossprechung von seinen Sünden zu bitten wagte.

Thränen flossen über die Wangen des ehrwürdigen Greises bei Anhörung dieser Beichte, die sein Herz mit Abscheu und Mitleid erfüllte. Als Brissot endigte, ertheilte er ihm in articulo mortis die Absolution.

„Und nun, mein Sohn," setzte er hinzu, „gehe ich, um einen Aufschub der Vollziehung Eures Urtheils zu erbitten."

„In welcher Absicht wollt Ihr dies thun, mein Vater?"

„Wenn die Vorsehung uns auch nur einen Tag, eine Stunde Frist schenkt, so kann diese kurze Zeit schon hinreichen, eine schuldbelastete Seele zur Reue zu bringen. Das Geheimniß Eurer Beichte ist mir heilig; allein ich will das Gewissen dieser unglücklichen Frau bewachen; ihr Leben ist im Verlöschen."

Brissot schüttelte traurig den Kopf.

„Ich habe keine Hoffnung," sagte er, „mein Opfer muß vollbracht werden."

Es gelang dem Pater Athanasius, einen Aufschub von drei Tagen bis zur Vollziehung des Urtheils zu erlangen. Sobald ihm dieser zugestanden war, eilte er nach dem Landhause der Marquise. Auf dem halben Wege kam ihm eine von vielen Menschen umgebene Sänfte entgegen, der die Kutsche des Oberpräsidenten folgte. Athanasius schauderte, als er die schwarze Livree der Dienerschaft erkannte, er glaubte, die Marquise von Spinarosa sei schon todt. Der Trauerzug kam langsam näher; der Präsident befahl seinem Kutscher, zu halten, als er am Rande des Weges den Mönch erblickte, der demüthig, mit entblößtem Haupte, stehen geblieben war.

„Steigt ein, ehrwürdiger Vater," sagte er ihm, indem er sich aus dem Kutschenschlage beugte; „ich bringe

die Frau Marquise von Spinarosa nach der Stadt zurück: sie ist sehr krank, und ich wollte eben zu Euch schicken, um Euch holen zu lassen."

Er winkte hier dem Pater, sich neben ihn zu setzen. Es war zum Ersticken heiß; kein Lüftchen rührte, kein Blatt bewegte sich.

„Welche Gluthatmosphäre!" rief der Mönch; „diese Hitze kann der Frau Marquise in ihrem Zustande tödtlich werden, Herr Oberpräsident!"

„Gott steh' ihr bei! Aber sie mußte durchaus wieder nach der Stadt kommen und konnte nicht länger in dem Landhause bleiben. Die Zimmer dort sind viel zu klein, um mit gehörigem Anstande Besuche annehmen zu können, und sobald man morgen, ja schon heute, erfährt, daß sie in Gefahr ist, wird die ganze Stadt herbeieilen, um sie zu sehen. Ich will vierzigstündige Gebete für sie anordnen lassen; die Kirche ist diese Auszeichnung einer Dame, die derselben durch ihren hohen Rang und durch ihre Tugenden gleich würdig ist, schuldig."

Nach Verlauf einer Stunde lag die Marquise in ihrem großen, mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Zimmer, in ihrem gleichfalls schwarzbehangenen Bette, dem gegenüber ein elfenbeinernes Crucifix über einem krystallenen Weihkessel hing. Fünf bis sechs Damen saßen im Halbkreise um ihr Bette herum und sprachen leise mit einander. Pater Athanasius und Genoveva standen zu Häupten des Bettes, in dem die Marquise mit nach der Wand gerichtetem Gesichte lag. Sie sprach nicht, sie beklagte sich nicht; man hörte nur ihre ungleichen, zuweilen von einem trockenen Husten unterbrochenen Athemzüge.

„Ihr leidet viel, meine Tochter," sagte der Mönch mit leiser Stimme; „faßt aber Muth; Gottes Barmherzigkeit ist unermeßlich, und er sendet mich zu Euch, um Euch beizustehen, wenn es sein Wille ist, daß Ihr Euch auf den furchtbaren Uebergang vom Leben zum Tode bereit machen sollt. — Wünscht Ihr nicht die heil. Sacramente zu empfangen?"

Die Marquise antwortete nicht. Er wiederholte diese Frage zwei bis drei Mal, endlich antwortete sie ungeduldig: „Noch nicht, ehrwürdiger Vater, vielleicht morgen."

„Wie Ihr wollt, meine Tochter; ich verlasse Euch nicht mehr."

Genoveva winkte ihm, ihr in das anstoßende Cabinet zu folgen. — „Die Frau Marquise stirbt," sagte sie ihm weinend, „die Aerzte haben erklärt, daß sie vielleicht nicht zwei Tage mehr zu leben hat; sie kann jeden Augenblick in unsern Armen den Geist aufgeben, und noch hat sie nicht gebeichtet! — Sie ist doch sonst eine Heilige —"

„Gott gebe, daß sie nicht als eine Ungläubige dahin stirbt, ohne die heiligen Sacramente empfangen zu haben!"

Genoveva bekreuzte sich.

„Ehrwürdiger Vater," fing sie an, „Ihr könnt mir glauben, der letzte Besuch des Advokaten Beissot kostet der Frau Marquise das Leben. Der Mensch muß sie behext haben! Man sagt, daß er für die von ihm eingestandenen Verbrechen geädert werden soll, aber wahrlich, ihm widerführe nur sein Recht, wenn er öffentlich auf dem großen Platze lebendig verbrannt würde!"

„Still, Genoveva, still! Ihr lästert!" unterbrach sie der Mönch und kehrte in das Zimmer zurück, wo er sich oben am Bette der Marquise niederließ.

Welch ein Schauplatz gehaltloser, eitler Beileidsbezeigungen wurde dies Sterbelager! Das Zimmer wurde wie eine Todtencapelle betrachtet, in die Jeder im Vorbeigehen einen neugierigen Blick werfen wollte. Der Adel der ganzen Stadt erhielt Zutritt zu demselben.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt am Main.

[Literaten, Diplomaten, Sängerinnen u. s. w.]

Zur Zeit der Anwesenheit Gutzkow's war hier ein literarisches Treiben bemerkbar, während sonst Frankfurt kaum die Möglichkeit literarischer Personen begreift. Mehrere Literaten befanden sich zugleich hier und machten sich einander den Hof. Ein inniges Zusammenleben entsteht aber nie durch solche Sommervögel, da sich unsere jungen Literaten alle für selbstständig genug halten, um sich an andere fester stehende zu lehnen. Die Ausfälle der baltischen Blätter gegen Gutzkow sind denn doch etwas zu unliterarisch. Die Leute schlagen mit Besenstielen drein und Gott weiß, was sie zuerst damit gekehrt haben. Solche Fehden sind ärgerlich und dem Auslande gegenüber kleinlich und spießbürgerlich. Als ob die deutschen Literaten Grund hätten, bei der Gunst des Publicums viel zu wagen! — Unser Theater bleibt definitiv unter der früheren Leitung, das heißt unter einem Kaufmann, der es bereits so weit in den Schlamm geführt hat, daß es kein anderer mehr herausziehen will. Zwar wollten es die Herren Guhr und Malz übernehmen, es ist aber noch lange die Frage, ob es dann besser bestanden haben würde, und unsere Kaufleute sind einmal in Frankfurt für den Status quo, obschon sie ihn in Holland nicht wünschen. Ein Franzose, Herr Lasalle, der eine Gemäldesammlung von einer Million Werth besitzt, stellte neulich hier „die heilige Familie" von Titian zum Besten der Ar-

men aus und machte eine Einnahme von 14 Gulden, sage vierzehn Gulden. Nur der russische Gesandte mit seiner Familie und drei Engländer waren neugierig, ein Gemälde von Titian zu sehen. Die hiesige Kaufmannschaft zog es vor, den berühmten Elephanten einmal anzuschauen. Das hiesige Orchester brachte vergangene Woche der Gräfin Rossi eine Serenade zum Zeichen seines Dankes. Der Capellmeister selbst dirigirte, und es wurden vier Ouvertüren aus verschiedenen Opern gespielt. Die Gräfin reist diese Woche noch über Paris nach Turin, wohin ihr Gatte ihr vorgeeilt ist, um sich dann nach Petersburg zu begeben. Man erzählt sich hier in diplomatischen Zirkeln, der König von Sardinien habe dem Kaiser von Rußland eine Liste von vier Gesandten präsentiren lassen, worauf dieser sich für Rossi entschieden habe. Unsere Liebhabertheater ruhen jetzt bis künftigen Winter wieder. Herr Durand gab neulich den Barbier von Sevilla von Beaumarchais, der außerordentlich gefiel. Obschon die Gesellschaft fast ganz aus dem diplomatischen Corps bestand, so wußte doch mancher nicht, daß Beaumarchais den Barbier geschrieben habe, ehe Rossini seine Musik dazu componirte, der aber dadurch fast allen seinen Witz verlor. Figaro sagt, combien de maitres y-a-t-il qui sont dignes d'être valets? Die Herrn klatschen außerordentlich bei diesen Worten, obschon ich heute noch nicht weiß, warum. Madame Schodel hat hier nach der Löwe gastirt. Man kann sich denken, daß sie viele Hindernisse zu beseitigen hatte. Auch gefiel sie nur zum Theil, denn der Enthusiasmus hatte sich an der Löwe erschöpft. Was auch die hiesigen Blätter darüber berichten mögen, darauf kann man nicht rechnen. Blos das Conversationsblatt, das Pro und Contra über theatralische Gegenstände aufnimmt, kann zum Maßstab für theatralische Leistungen gelten. Dr. Rousseau will hier Vorlesungen über lyrische und epische Poesie halten. Es ist immer gut, wenn solche Leute öffentlich auftreten. Man lernt aus den Gesprächen des Publicums darüber den Geist der Stadt kennen. Ich weiß zwar nicht, ob hier ein Sinn für schlechte oder gute Literatur herrscht, so viel weiß ich aber, daß man hier besonders den Nachdruck liebt, der nichts kostet. Auch nehmen nach und nach alle hiesige Blätter den Nachdruck in Schutz. Er ist ihr tägliches Brot. —

N o t i z e n.

[Offenes Schreiben an die Zeitung für die elegante Welt.]

Meine Verehrteste! Sie beliebten, und zwar ganz recht und gut, neulich zu sagen: „Was für Viehzeug — hier kein Schimpfwort, sondern nur Gattungsname — mitunter in deutschen Recensiranstalten weidet, davon gibt uns die hallesche Literatur-Zeitung (bei Gelegenheit der Besprechung von Taschenbüchern) wieder einmal rechte Proben." Allein solches literarische Viergefüß weidet auch bisweilen in andern wohllöblichen deutschen Instituten. Es ist nicht blos an den vier Füßen des Styls, in dem es einherschreitet, sondern auch an der breiten Stirn erkenntlich, womit es die Ignoranz offen zur Schau trägt. Lesen Sie nur, liebe gestrenge Elegante, unter andern in der jenaer Literaturzeitung No. 226 2c., wo ein soi disant Recensent, mit R unterzeichnet, indem er Reichard's Sammlung kleiner Schriften aus dem Gebiete der mathematischen und alten Geographie zu besprechen vermeint, folgende himmelschreiende Gelehrsamkeit auftischt: „Jedem, der sich übrigens um Geographie interessirt, empfiehlt Recensent das aufmerksame Lesen der Darstellungen des Verfassers, der mit großem Aufwande von geographischen Kenntnissen jene durchführt, und die meisten neuesten Forschungen, namentlich die Beobachtungen Browne's, Edrisi's und Hornemann's, verständig und fleißig benutzt hat"... Wenn nun ein mathematischer und geographischer Recensent nicht einmal weiß, daß Edrisi im zwölften Jahrhunderte lebte, und wenn er diesen Araber unter die neuesten Forscher, zu denen man Browne und Hornemann rechnen kann, inmittenstellt, so kann man wohl mit Fug und Recht sagen, daß es jetzt im gelehrten Deutschland Recensenten gibt, die auf vier Füßen wandeln, obschon sie um deswillen nicht fester und sicherer auftreten. Die gedachten Recensiranstalten wandeln so trägen, langsamen Schrittes, daß man sich wundern muß, wenn sie dann und wann auch noch leichtfertig sind und die dürftigsten Blößen zeigen. Schlimm aber steht es um das wegen seiner allzu pünktlichen Gelehrsamkeit verschrieene Deutschland, wenn es der Eleganten vorbehalten bleibt, dergleichen zu rügen.

Ich unterzeichne mich 2c. 2c.

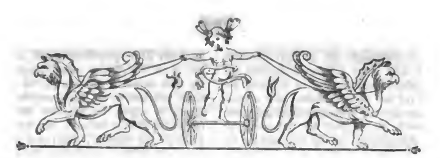
[Dessauer's neue Oper in Dresden.]
(Brieflich.)

Der bekannte Liedercomponist Joseph Dessauer, aus Wien, hat seine neue komische Oper „der Besuch in St. Cyr" auf die dresdner Bühne gebracht. Der Text, aus dem Leben Ludwig des XIV., ist von Bauernfeld. Der Beifall war anhaltend, Darsteller und Componist wurden am Schluß gerufen; nur die Abreise der Dem. Wüst behindert jetzt fortgesetzte Wiederholungen. Dessauer's Musik ist sehr gesangreich, lyrisch melodienvoll, ohne an Bellini zu erinnern. Als besonders schön nenne ich das Finale des zweiten Actes, die Tenor-Romanze, das Duett zwischen Adele und Tenor. Der Componist verließ uns in diesen Tagen, um über Leipzig nach Weimar zu gehen, wo zweifelsohne seine Oper ebenfalls aufgeführt wird. Dessauer machte sich in Paris besonders durch seine für Francilla Pixis componirten Lieder bekannt. Seine frühere Oper „Lidwina," Text von Egon Ebert, kam, so viel ich weiß, nur in Prag zur Aufführung.

[Shelley].

Im Verlag der Classiker zu Stuttgart erschien von Felix Adolphi eine Uebersetzung der Cenci von Shelley, nebst vorgestellter Lebensskizze des Dichters. Dieser Beitrag zur Kenntnißnahme des in Deutschland zu wenig gekannten Shelley ist allen Freunden der Literatur willkommen. Ich enthalte mich hier eines Weitern und verweise auf meine Charakteristik des Dichters im zweiten Band der „weiblichen und männlichen Charaktere," die in Leipzig bei Engelmann nächstens ausgegeben werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 97. — den 18. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

IV.

Haben Sie das Büchlein: „Classiker und Bibel", von Enth, schon zu Gesicht bekommen? Der junge Verfasser wirkt in Kirchheim als Schulmann, wo er sich eng an Eschenmayer und Knapp angeschlossen hat. Sie erkennen auch in jener Schrift noch den Uebersetzer der Odyssee, den mit den Classikern Vertrauten, und das bewahrt ihn vor allzu greller Färbung. Die Bibel soll, so will er, nicht gerade an die Stelle der Classiker, doch über sie gesetzt werden. Er steht mit seinem Vorschlage nicht allein; ein stuttgarter Professor hat über denselben Gegenstand ein Programm geschrieben, und im Dienste derselben Richtung. Ich glaube, diese ist sich ihres Zweckes noch nicht klar geworden, oder hält vorerst noch hinter dem Berge. Die Classiker haben so viel Schönes, aber Christum — den kennen sie nicht. Und so sind ihre Vorzüge doch nur schöne Fehler, ihre Tugenden, wie Augustin sagte, glänzende Laster! Das eigentliche Ziel ist die Christianisirung des Alterthums, d. h. seine Vernichtung. Eine erzwungene Taufe ist keine. So richtet denn Enth die Bibel wenigstens einstweilen im modernen Geschmack zu; jene edle, körnige Sprache Luther's wird in hohle Verse verwaschen. So sehr verkennt der Pietismus sich selber, daß er dem Zeitgeiste gewisse Zugeständnisse macht, die ihn von seinem eigentlichen Boden ablösen. Doch ich verfolge diesen Gegenstand hier nicht, ich werde später auf diese allerchristlichste Poesie zu sprechen kommen. Ich gehe nun näher auf die Erziehung und Entwickelung des Schwaben ein.

Wenn Häuslichkeit das Element des schwäbischen Lebens ist, das Familienleben, die innere, nicht die äußere, die kleine, nicht die große Welt, so ersehen Sie leicht, daß die Erziehung und Bildung nur eine häuslich-gemüthliche sein wird; der innere, nicht der äußere Mensch wird cultivirt, die Natürlichkeit zur Sittlichkeit, der einfache Wille zum festen Charakter gebildet. Es lagert sich nicht die Welt mit ihren tausendfachen Bezügen peripherisch um das Ich; die Selbstergreifung und Verselbstständigung der Individualität ist das Ziel. Daher jene tiefe Unbefangenheit, jenes naive Sichgehenlassen, als ob es nichts außer dem Ich gäbe, jenes rücksichtslose Dreinsprechen und Dreinschlagen, das nur das nächste Beste ergreift, aber mit ganzer Kraft verfolgt, unbekümmert um die Kette der Verwickelungen und Bezüge, die sich sonst in einem reicher ausgebreiteten Leben geltend machen. Indem so nicht das accidentelle, sondern das substanzielle Bewußtsein cultivirt wird, lernt der Geist früh die Einkehr in sich selber, oder besser, er kommt nicht aus, nicht über sich hinaus; befangen im Inhalte, an den sich das Subject unbedingt hingibt, erscheint es nach außen in jener Unbefangenheit, die dem wachern, schnellern Bewußtsein als Beschränktheit oder Einseitigkeit erscheint. — Nicht die Welt, sondern das Gemüth und die Religiosität ist Grundlage jener Erziehung. Sie erwarten es nicht anders von einer schwäbischen Mutter. Dadurch vertieft sich das innere Leben

zu jener sittlichen Selbstmacht und zu jener intensiven Frömmigkeit, die selbst in der äußersten Negativität eine Vollkraft des Positiven begründet, wie sie bei einem Hegel und Strauß tief und kräftig nachtönt. Die religiös-sittliche Grundlage gibt den Lebensfond jener gediegenen Charakterfülle, welche nie den Ernst der Gesinnung, die Redlichkeit der Ueberzeugung und die Beharrlichkeit des Strebens einbüßen darf. In diese enge, gemüthliche Sphäre der Häuslichkeit können auflösende, kritische Tendenzen, alle die modernen Bedürfnisse und Zerwürfnisse nur mit Mühe gelangen. Die Karl v. Hohenhausen wachsen nicht so leicht auf diesem Boden. Denn wenn auch die Unmittelbarkeit des Familienlebens sich auflöst, ist noch keine Gefahr für das jugendliche Gemüth, es bleibt in seiner Sphäre, in seinem natürlichen Grund und Boden; wohin es auch versetzt werden mag, es findet stets heimische Erde. Die Schulen und Anstalten sind stets in der Nähe, Sitte und Sprache ist überall dieselbe, in denselben Freuden und Leiden tummelt sich das gesunde, derbe Völkchen der Scholaren. Die Anstalten selbst sind durch und durch schwäbisch, Schwaben Vorsteher und Lehrer, Schwaben Mitglieder und Schüler. Dazu kommen die schwäbischen Vetterschaften, und wo diese nicht ausreichen, da ist von irgend einer Seite, von der Universität, vom Beruf, von irgend einer gemeinschaftlichen Mahlzeit, vom cannstadter Feste her, die Bekanntschaft wenigstens eingeleitet. Alsbald ergibt sich unter Lehrern und Schülern ein familiäres Verhältniß. Fremde Einflüsse können sich nicht geltend machen, sie würden sich bald der Gesammtheit fügen müssen. So ist es auf den Gymnasien, in den Seminarien, in den lateinischen Schulen. Bekannt und wohlverdient ist der Ruhm der letztern; interessant und bezeichnend ihre Verhältnisse. Da ist ein „Präceptor", grimmig, streng, pünctlich, mit einem großen Schulsack und noch größern Stecken. Er beherbergt in seinem Hause vielleicht 10, ja 20 Kostgänger, die unter beständiger Aufsicht beständige Streiche machen und bekommen. Die Präceptoren sind eine große, gefürchtete Macht — für Groß und Klein — selbst vom Auslande strömen ihnen Kostgänger zu, und Schelling und Thiersch versäumten nicht, ihre Söhne in der nürtinger Schule beizen zu lassen. — In diesen Schulen werden denn die Jungen, die schon etwas ertragen können, tüchtig im Feuer exercirt; zarte Zimperlichkeit erwarte in einer Schwabenschule Niemand, der die Schwabenstreiche kennt... Dann rückt das herbstliche Landexamen herbei, der Präceptor fährt mit seinen jungen Eleven, die der wachhabende Soldat vor dem stuttgarter Thore pflichtschuldigst als „junge Löwen" notirt, in die Residenz zum großen, jüngsten Gericht. Dreißig Beste werden in Seminarien, die übrigen in Gymnasien und sonst in der Welt untergebracht; der wichtige Schritt ist gethan, der sehnlichste Wunsch der Mutter erfüllt, das Examen bestanden, und Hegel und Schelling, Hölderlin und Schwab, Pfizer und Strauß, Zimmermann und Vischer, der göttinger Reuß und Graf Reinhart, der französische Pair, ziehen ins Kloster. Durch solche Namen erhalten diese Institute eine gewissermaßen welthistorische Bedeutung, für die Charakteristik Schwabens sind sie aber von ganz besonderem Interesse.

So viel ich weiß, sind diese Pflanzschulen für künftige Geistliche in der Zeit der Reformation aus aufgehobenen Klöstern gestiftet worden. Die Einrichtung blieb, wie in den sächsischen Fürstenschulen, bis auf die neuere Zeit streng klösterlich — Zellen, Clausur, bestimmt vorgeschriebene Kost, Kleidung und Lehre. Aus den niedern Seminarien ergänzt sich das höhere Stift in Tübingen. Die Bildung war nur eine gelehrte und theologische. Fremde Sprachen und Realien wurden so wenig als deutsche Literatur geduldet. Rührend ist es, alte Pastoren erzählen zu hören, wie sie einst verstohlen Goethe's Iphigenia lasen und halb officiell von Klopstock's Messias sich begeistern ließen — das war die Zeit, welche einen Hegel im schwarzen Mäntelchen, weißen Priesterüberschlägen, kurzen schwarzen Beinkleidern, schwarzwollenen Strümpfen und Schuhen, das dreieckige Klapphütchen unter dem Arm aus- und eingehen sah. Doch schon damals wurden die Vorschriften mit aller Sorgfalt umgangen, und sobald die Schwelle des Klosterhofes verlassen war, ward das Mäntelchen abgeschnallt, der Ueberschlag losgebunden und in den Sack gesteckt, um erst bei der Rückkehr wieder applicirt zu werden. Mit der Morgenröthe der neuen Zeit, in den Tagen Napoleon's, regte und dehnte sich's auch in diesen Mauern. Der Ruf nach Freiheit hallte hier doppelt stark wieder; — eines Abends, als die Nachricht von dem angeblichen Siege der Deutschen bei Lützen erscholl, schrie das ganze Stift, wie aus Einem Halse, zu Thüren und Fenstern die eingesperrte Begeisterung in donnerndem Vivat und Pereat hinaus.... Alle mußten dafür ins Carcer wandern. Indessen haben sich die Zellen erweitert, die Kleider wenigstens, ich weiß nicht, ob auch die Mienen, wurden freundlicher und heiterer, nur noch ein Weniges theologischer Schwärze zeichnet die jungen Leute vor den übrigen Studirenden mehr aus. Man muß ja wohl mit der Zeit, wie sie's heißen, fortschreiten.

„Wißt Ihr, wie ein tübinger Seminarist erzogen wird?" Laube gibt kein übles Bild davon. Liegt es doch in jedem Institute, zu beschneiden, zu dressiren, zu ziehen — zu verziehen. Desto wichtiger die innere Entwickelung des begabteren Subjects. Der Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit, der des Jünglings Brust schwellt, muß hier sich in seiner ganzen Kraft Luft zu machen suchen. Wie diese Krisis bestanden wird, das bestimmt das ganze Leben. Hier erweitert sich der ideelle Blick, hier muß der Riß in das Gewölbe des bisher so beschränkten Gesichtskreises geschehen, und auf die innere Kraft wird es ankommen, ob er sich zu einer bleibenden Spalte verklemmt, ob er gar nicht geschieht, oder ob er sich kühn zu einer neuen Welt ausweitet. Es ist rein innerliche Selbstbestimmung, kein Anklang äußerer Einflüsse, kein Wechselverkehr mit allgemeinern Welt- und Lebensbedingungen. Es ist Charakterbildung, das Individuum hat die Aufgabe, sich eine sittlich-religiöse Weltstellung zu erobern, sich zu sich selber zu bringen und in sich zu vertiefen. Fehlt die Kraft, das eigene Selbst in den gegebenen Verhältnissen zu bejahen und zu bewahren, so wird sich ein knechtisches, verschlossenes Wesen constituiren, das seine Tücke hinter den Ohren trägt, oder es wird das Gemüth sich von dem Gegebenen losreißen, die Verhältnisse überspringen, und in diesem Todessprunge über die eigene Wirklichkeit sich hinausstürzen. Die Engbrüstigkeit des wirklichen Lebens sucht in eine ferne Weite hinauszutoben oder hinauszuschwindsüchteln: ach, wie schön muß es da drüben sein! So versumpfen die Wasser des Lebens, Irrlichter steigen auf und verführen den Unkundigen auf die Wege des Jammers. Nur wer von Haus aus stetig und kräftig genug angelegt ist, mag in gereigter Entwickelung sich an der Hand der Idee für das Leben erziehen. Doch nicht für das weite und große Weltleben, sondern für das innere, für einen festbeschlossenen Kreis, in dem die gefestete Innerlichkeit ruhig auf- und abwogen mag. So denken sich, wen ich unter den erstern Unglücklichen zumeist im Auge hatte. Waiblinger hat in den „Zeitgenossen" Hölderlin's Biographie geschrieben und beredt und eindringend den Fluch, der auf solchen Anstalten lastet, auszuführen gewußt. Entschieden poetische Talente müssen in ihnen verkümmern, wenn sie sich nicht mit Gewalt und früh genug Luft machen. Schiller rettete sich durch die Flucht, aber auch an ihm rächte sich das Institutsleben, das in das eigene Ich zurückwirft und ein Grübeln veranlaßt, das nicht keck in die Welt und Wirklichkeit, sondern über die Welt hinaus in ideale Abstractionen greift. Der Dichter muß sehen und hören lernen — wie aber, wenn man ihn in ein Loch steckt, in dem ihm vollends alles Sehen und Hören vergeht? (D. F. f.)

Die Marquise von Spinarosa.

(Beschluß.)

Die Marquise war von all dem düstern Prunk umgeben, den der katholische Cultus für Sterbende hat. Tag und Nacht brannten geweihte Kerzen um sie her; die Reliquien des heil. Jacob und der heil. Magdalene wurden in Procession zu ihr getragen; in ihrem Sterbezimmer wurde ein Altar errichtet, um davor zu beten; sie sollte in aller Repräsentation ihres Standes sterben, wie sie auch in derselben gelebt hatte, um noch in ihren letzten Augenblicken ein Beispiel von der Größe und der Frömmigkeit ihres Hauses zu geben; ihr Onkel setzte seinen Stolz darein, einen so erbaulichen Tod — ihr klagloses Verstummen galt ihm für fromme, heldenmüthige Ergebung eines Herzens, das der Schmerz um den Verlust ihres Gemahls gebrochen hatte — zu einem öffentlichern Schauspiel zu machen. Die Marquise von Spinarosa hatte keine Kinder, und keine nahe Verwandte; sie war eine Schwestertochter des Oberpräsidenten und sehr jung mit dem Grafen von Spinarosa vermählt worden; trotz ihres hohen Ranges und der beneideten Stellung, die sie in der Gesellschaft eingenommen hatte, weinte kein Auge Thränen wahrer Theilnahme um sie. Sie wurde in ihren letzten Lebensstunden schon wie eine Todte behandelt und die Leiden derselben nicht beachtet. Von den Aerzten aufgegeben, lag sie unbeweglich mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen da, ohne, wie es schien, mehr zu beachten, was um sie her vorging. Alle Fähigkeiten ihrer Seele schienen schon erstorben zu sein, und der letzte Kampf des entfliehenden Lebens dem Tode nur noch auf Augenblicke einen schon erstorbenen Körper streitig machen zu wollen. Einmal indessen schlug sie mitten in der Nacht die Augen auf und warf einen noch hellen und belebten Blick um sich her; doch in demselben Augenblick versank sie auch wieder in ihre scheinbare Erstarrung.

Pater Athanasius wich nicht von ihrem Sterbelager; in unaussprechlicher Angst wartete er auf einen Blick, einen Wink von ihr, doch vergebens! vergebens! alle seine Ermahnungen entlockten ihr kein Wort — sie zuckte nur zuweilen schmerzhaft zusammen, wenn er sie ihr leise zuflüsterte.

In der letzten Nacht sagten zwei Priester in dem

Sterbezimmer die Gebete für Sterbende her; ihre Frauen wachten bei ihr; Pater Athanasius, der vor ihrem Lager kniete, murmelte maschinenmäßig das Miserere her; seine Augen schlossen sich; von Ermattung und Gemüthsbewegung überwältigt, schlummerte er ein. Die Wachskerzen warfen auf alle diese erschöpften und verwachten Gestalten ihr falbes Licht, die Fenster waren halbgeöffnet; der erste Dämmerschein des anbrechenden Tages stieg am Himmel auf, und der Morgenwind säuselte in den Wipfeln der hohen Ulmen, die auf dem großen Platz vor dem Hotel des Oberpräsidenten standen.

Genoveva legte die seidenen Decken zurecht, die über das Bett gebreitet waren, und befühlte dabei die Füße der Marquise; sie waren schon eisig kalt und abgestorben. In demselben Augenblick bewegte sich die Marquise lebhaft; ein Strom von Blut stürzte aus ihrem Munde. —

„Sie stirbt!" rief Genoveva, „gebt ihr schnell das Crucifix zu küssen!" —

Plötzlich richtete sich die Marquise auf, mit weit geöffneten Augen und ausgestreckten Armen rief sie röchelnd: „Ich sterbe! ich muß beichten! — Der Herr Oberpräsident soll kommen! auch ein Notarius und Zeugen! — ruft so viel Menschen herbei, als nur immer da sind! Es hat Eile!" — o mein Gott! friste mir nur noch einige Augenblicke das Leben!" — —

„O geschwind, Zeugen her! Zeugen her!" rief Pater Athanasius; — „noch ist es Zeit, meine Tochter! redet! — erleichtert Euer Gewissen."

Die Frauen der Marquise waren nach der Thür geeilt, um nach den Dienern zu rufen, die im Vorzimmer wachten; man weckte den Präsidenten; in Einem Augenblick war das ganze Haus auf den Füßen. Pater Athanasius ermahnte die Marquise und hielt ihr das Crucifix vor.

„Muth, meine Tochter, Muth!" sagte er ihr. „Gott ist den bußfertigen Sündern gnädig! — Er wird sich auch Euer erbarmen!"

Nach Verlauf einiger Minuten eilte der Präsident, von einigen Personen gefolgt, herbei. Schrecken und Angst lagen auf allen Gesichtern.

„Wo ist ein Notarius?" fragte die Marquise laut und stark; „er soll meinen letzten Willen niederschreiben. Es hat Eile."

„Wollt Ihr noch ein Testament machen?" fragte der Oberpräsident; „ich muß Euch aber daran erinnern, daß Ihr über Euer Vermögen, nach unserem Familienvertrag, nicht verfügen könnt."

„Nein, ich habe nur ein Bekenntniß abzulegen. Seid Alle Zeugen desselben!"

Sie wandte sich nun zu dem Pater; eine Todtenstille herrschte im Zimmer, als sie laut und vernehmlich sagte: „Mein Vater, ich erkläre hier in Eurer Gegenwart und vor allen hier anwesenden Zeugen, daß Jaques Brissot unschuldig ist. Ich habe die schöne Lubette ermordet!"

Ein Schrei entfuhr jedem Munde. Pater Athanasius streckte die Hand gegen die Marquise aus und sprach die Formel der Absolution über sie aus.

„Eure Reue, meine Tochter," sagte er, „rettet einem Unschuldigen das Leben! Einige Stunden später wäre es nicht mehr Zeit gewesen!"

Sie sank zurück, und so leise und schwach, daß der Mönch es kaum zu hören vermochte, sagte sie: „Nur erst in meiner Todesstunde durfte ich reden! Gott sei Dank! — sie ist endlich gekommen!"

Fanny Tarnow.

Notizen.

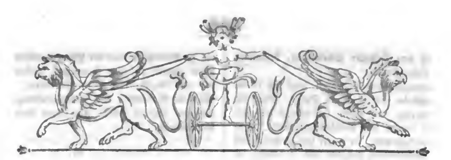
[Neue Bilder der Düsseldorfer.]

Lessing malt an einem „Enzio," den so eben zwei Mönche verlassen, mit der Miene des Bedauerns, ihn nicht bekehrt zu haben. In einem Aufsatz über die düsseldorfer Schule theilt Dr. Ruge in den halle'schen Jahrbüchern Folgendes mit: Schrödter malt ein vortreffliches Genrebild: Fallstaff's Enrollirung seiner Rekruten, die Einschreibungsscene beim Friedensrichter. Fallstaff dictirt die Namen und gibt jedesmal seinen Senf dazu, nachlässig auf einen Stuhl gestützt, der unter seiner Wucht zusammenknickt. Die einzelnen Kerle sind studirt und mit Genie gezeichnet, nur Schade, daß sie nicht eben so berühmt sind als der Ritter selbst. — Sohn malt „Romeo's Abschied," und Ruge beschreibt das Bild: „Das Tageslicht ist schon angebrochen, man sieht durch das Fenster, auf dessen Sims Romeo sitzt, in die Morgenlandschaft hinaus, während Juliens Gemach von der Sophanische aus noch von der Ampel beleuchtet wird. Sie kniet auf einem Polster am Fenster, umfaßt ihn mit der Rechten und legt die Linke auf seine Schulter, um ihn mit der Rechten zum letzten Kusse herabzuziehen, indem sie den innigsten und hingebendsten Blick zu ihm emporhebt, und er scheidend in die Tiefe herabsieht."

[Geographische Curiosität.]

Wer bisher den Lauf der thüringischen und voigtländischen Saale nicht kannte, der lese Ziegler's Schriftchen: „das Erforderlichste aus der Geographie vom Königreiche Baiern," dritte Auflage, und er wird finden, daß sich dieselbe „bei Barby in den Rhein" ergießt. Sehr merkwürdig, und dabei ist das Buch, wie gesagt, zum dritten Male aufgelegt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 98. — den 19. Mai 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Den Dichter muß das Leben und die Welt erziehen; der Zwang des Gesetzes verkrüppelt und verzieht die jungen Sprossen in eine unnatürliche Schiefe. Poetisch angelegte Geister, die doch in dieses Leben sich finden und in ihm ausharren, werden nie den vollendeten Dichterberuf zeigen. Die Schwingen bleiben ihnen gelähmt, und mag auch der innere Kern sich nicht verlieren, in die volle Entäußerung künstlerischer Gebilde tritt er nicht leicht hervor. Das praktische Leben — ein Aemtchen, eine Stelle nimmt sie in Beschlag und macht sie zu tüchtigen Lebemännern, wie Schwab, oder sie bleiben in der Klemme der Speculation stecken, sind nicht genug Philosophen, um der Phantasie, und nicht genug Dichter, um dem Begriff seine Stelle zu geben, wie Pfizer. — Aber ein philosophischer Geist findet in diesen Klosterverhältnissen, die ihn zur Stille der Beschauung anhalten, mit dem nöthigen Bedarf von Hülfsmitteln, tüchtigen Lehrern und Bibliotheken versehen, gewiß, was ihm gut ist. Die Einkehr in sich selbst, der lebendige Verkehr strebsamer Freunde gibt Beides, die Zucht des Gedankens und die Gewandtheit der Dialektik. Schelling hat sein erstes Buch im Stift geschrieben, und sicherlich hat Hegel seinen guten Grund hier gelegt, trotz dem, daß sein Abgangszeugniß gelautet haben soll — in philosophia parum! — Also in wissenschaftlicher und gemüthlicher Hinsicht, wo das Ich seiner innern Vermittlung in dem Gegebenen froh werden kann, wo es in die Tiefe, nicht in die Weite geht, im Gebiete des Zweifels, des Gedankens mag dem Institute sein Vorzug ungeschmälert bleiben. Allein es gibt nicht blos eine ideale, sondern auch eine reale Welt — sie heißt Leben!

Ich habe länger von diesen Verhältnissen gesprochen, als Ihnen lieb sein mag. Allein sie hängen mit der Geschichte und Entwickelung des schwäbischen Geistes so wesentlich zusammen, daß das ganze Schwabenthum sich in letzter Instanz darauf bezieht. Welche schwäbische Mutter, um von der Wiege anzufangen, blickt nicht mit ganz besonderem Interesse auf einen Ort, wo ihre liebsten Wünsche in Erfüllung gehen können? Der Schwarzrock stellt den Geistlichen ins Licht der Gottheit, in seiner Anschauung gehen die höchsten Interessen einer frommgemüthlichen Seele zusammen. Sie wissen, wie Fichte's, wie Lessing's Mutter sich über die ungeistlichen Lieblinge gehärmt; Sie sehen den kleinen Schiller mit der Schürze umhangen von dem Stuhle herabkanzeln. Vom Mutterleibe an also, könnte man sagen, steht der Schwabe Angesichts der Theologie, und folglich des Seminars, das ihn aufnehmen soll. Einen Sohn ins Kloster zu bringen ist für jede Familie — bis zum Minister hinauf, ein süßer Zweck — gelingt es vollends mit zweien, ja mit dreien, so ist des Glückes Gipfel erreicht. So national sind jene Institute. Kein Wunder, wenn das Schwabenthum, in Prosa und Poesie, in der „Stunde“ und in der Caffeevisite stark nach Theologie riecht. — — Sofern der Geistlichkeit die Bildung auf Kanzel und Ka-

wieder eben durch jene Institute anheimfällt, bestimmen sie den ganzen Culturstand.

Der Bildungsgang des Schwaben zeigt sich in der theologischen Laufbahn nur in seiner Spitze. Mag sich auch der Nichttheolog das Leben farbenheller ansehen, umfassender wird darum sein Gesichtspunkt nicht. Das Land hat nur eine Hochschule, die Lehrer sind meistens selbst Schwaben, in schwäbischen Schulen und Instituten gebildet. Fremde Studirende kommen immer seltener nach dem kleinen, so wenig sociale Reize bietenden Tübingen. Mehrere Universitäten werden selten besucht, und so kommt allerdings keine Störung in das traditionelle Leben. Würden sich auch mehr fremde Einflüsse geltend machen wollen, auf diese gefestete Natur würden sie keinen Eindruck machen. Nichts ist interessanter als Varnhagens „Scheidewege." Diese flüchtige, flüssige, weltgewandte, weltüberspringende Persönlichkeit inmitten der trockenen, unbewegten Figuren, die Unheimlichkeit, mit der sie sich angezogen und abgestoßen fühlt, wie sie darüber hinaus sein möchte und doch nicht hineinkommen kann in dieses geschlossene Leben, das ungeirrt seinen schweren Gang thut und mit Weile die innern Schätze ausmünzt!

Die eigentliche große Welt ist und bleibt dem Schwaben „mit Bretern vernagelt." Von der Schule und dem Fachstudium entlassen, fällt er dem noch engern Kreise individuellen Wirkens und Lebens anheim. Ein Bureau, eine Studirstube, eine Praxis mit der Aussicht auf ein fixes Einkommen und ein gutes Schöppchen „wenn am Abend sinkt die Sonnen"..... Wo wären auch die größern Städte und Gesellschaften, wo die Zusammenflüsse und Centralpunkte großer, allgemeiner Interessen, in deren Wirbel die Anschauung erweitert, der schwerfällige Gang beflügelt, der langsame Blick befeuert, der Geist in der Mühle der Dialektik gerädert, die Gelenke gebrochen, die Zunge gelöst, kurz ein neuer Mensch angezogen wird im Nothschrei des Lebens: „hilf dir selber!" Ist das Leben eine Schule, so ist dem Schwaben die Schule das Leben. Sie sorgt für ihn, daß er durchs Leben kommt, wenn er anders nur ein Wenig von ihren reichen Gaben einsackt. Das bestandene Examen gibt Brot, kaum ist nöthig, daß der Candidat sich besonders umthue; er soll es nur gehen lassen, es geht Alles seinen „geweisten Weg."

Sie sehen, wie sich dem Schwaben das Leben von allen Seiten her zu einer Enge und Beschränktheit abschließt; welche sich dem still-zufriedenen Sinn recht heimich und traulich erweisen mag. Von der Kinderstube bis zur Amtsstube, von der Elementarschule bis zur Hochschule immer dieselben Interessen, dieselbe Unmittelbarkeit des Gegebenen und zu Gebenden, eine ruhig beschlossene Einfachheit und Insichverschlungenheit, ein tiefbewegtes inneres Leben, aber keine Ausweitung, keine Entwicklung.

V.

In dem Mangel an Entwickelung und Form, den ich Ihnen bisher nachwies, liegt nun ganz die künstlerische Unzulänglichkeit der Schwaben. Der innere Gehalt kommt nicht zum Durchbruch, und kann sich nicht in die Gliederung der Beziehungen ergießen. — Soll ich von schwäbischer Architektur anfangen? In den größern Städten baut man nicht schöner und besser, als es überhaupt bei dem modernen Zwitterstyl geschieht. Aber eine gewisse Plumpheit und Massenhaftigkeit bemerke ich, — namentlich an neuen stuttgarter Bauten, die solid und trefflich gearbeitet, aber blockhäusermäßig aufgeführt sind. So das Palais für die Prinzessinnen; so der neue Bazar, ein vollendetes Zuchthaus. Auf dem Lande nichts Leichtes, Zierliches, scharf und entschieden Vorspringendes. Meist kleine, etwas verdrückte Häuser, ganz zum Hausgebrauch eingerichtet, ohne allen künstlerischen Ueberfluß. Auf das Festungsartige der Kirchthürme, die massig, dauerhaft, schwäbisch-solid sich erheben, macht Mone aufmerksam. An ästhetischem Sinn gebricht es sehr. Die Dörfer am Rhein und Main sind schöner, freundlicher, wohnlicher als die schwäbischen Städtchen. Ach, es gibt so viel zu sorgen und zu thun, wer wird an das Schöne denken können! — Der Sinn für das Mittelalter ist noch heute wenig ausgebildet; röthliche oder weiße Anstriche, Schnörkel, protestantische Emporkirchen, nüchtern quadrirte Wände entstellen manche alte Kirche bis zum Scheunenmäßigen. Die mittelalterlichen Baudenkmale selbst sind offenbar nicht aus dem nothwendigen Bedürfniß einer künstlerischen Natur hervorgegangen. Einige Klöster, wie Babenhausen, Maulbronn, Blaubeuern, die byzantinischen Kirchen in Gmünd und Ellwangen, die eßlinger Frauenkirche, diese bekannt durch D. Quaglio's geistreiche Aufnahme, der ulmer Münster, geben dem Künstler und Kunstfreund reichen Stoff der Betrachtung. Aber gerade das letztere ungeheure Werk zeigt am entschiedensten den Mangel an künstlerischem Vermögen. Der ulmer Münster ist ein versteinter Schwabe, — breit, massig, derb bis zum Formlosen. Umsonst suchen Sie an ihm jene zierlichen Gestalten und Formen, die so üppig sonst um die gothischen Dome herumklettern. Wo sind die zierlichen

Fensterrosen, wo die kühngeschwungenen Blumengewinde, welche an jenen sprossen und knospen? Nichts als Masse. Man könnte in sein Schiff den Straßburger stellen; man erschrickt vor der ungeheuern Breite und Weite, aber der Geist hat die Materie nicht durchdrungen, daß er an ihr herausschlüge in tausend Gebilden, in die reichumrankten Pfeiler, in die flüchtigen Pilaster, in die leichtgeschwungenen Strebebogen. Da ist kein Thurm, an dem sich die Substanz, der Erdschwere entnommen, zu der Spitze hinaufschwingen sollte, wo sie die reine Geistigkeit in der Existenz erhabener Formvollendung ahnungsvoll erreicht. Man nahm breiten Ansatz, ließ es gehen, so lange es ging, und als es nicht mehr ging, ließ man es wieder gehen. Dieser thurmlose Münster erschien mir stets als ein riesenmäßiger Todtenkasten, ein ungeheurer Sarg, in dem die schwäbische Kunst der Auferstehung entgegenschlummere. Das ist der Mangel an Plastik, von dem ich Ihnen schon einmal sagte. Die feine Rundung und Entfaltung des Gegebenen, die Herausarbeitung aus dem trockenen Körper in die leisern Bezüge und Windungen fehlt, — ein Baum ohne Blätter, sie sind nicht abgepflückt oder abgewelkt, sie sind noch nicht entfaltet. Die Frühlingswärme des Gedeihens und Sprossens gab ein anderer Himmel. In Franken haben sich die Maz Veblinger und Ensingen, die Syrten und Schäuffeie, die Meister von Ulm und Eßlingen gebildet, Peter Vischer und Karl Heideloff in Nürnberg sind ursprünglich Schwaben.

Die neuere Plastik selbst zehrt von der Perrücken- und Zopftradition. Der Herzog Karl Eugen stiftete, wie es die Mode mit sich brachte, eine Akademie der schönen Künste. Guibal, Harper, La Joune leiteten sie und bildeten den verstorbenen Heideloff, Schaffauer, Seele, Maller, Hetsch, Thouret, Wächter — Dannecker. Die Salucci, Ceemoni, Gajani, Mutti, Tarchini, Retti und Frisoni wußten auch da aus jeder Wüste ein Paradies zu machen. — Nirgends habe ich eine größere Menge von Kirchen in jenem Styl gesehen, als im südöstlichen Schwaben und in seinen katholischen Theilen überhaupt. Elchingen, Wiblingen, Neresheim, Ellwangen, Schönthal u. s. w. bieten eine Menge solcher vielbewunderter Balleihäuser.

Bedeutsamer Weise steht Dannecker's Christus in der Neresheimer Kirche. Ich trete dem „deutschen Canova" nicht zu nahe, aber den höhern Genius besitzt er nicht. Unbegreiflich, wie er so geschmacklos sein konnte, das Thonmodell seines Christus grellroth angestrichen, diesen Rothklumpen in der stuttgarter Hospitalkirche aufzustellen. Sein Christus ist der gute Meister, der geduldige, liebevolle Rabbi, nimmermehr aber der Gottmensch. Die Statue, an der jeder Zoll Gott sein sollte, hat nichts Imposantes, ich sah das Werk einmal bei feierlicher Fackelbeleuchtung, aber auch da mußte ich es lau und leer in den gypsmarmornen Wänden und vergoldeten Schnitzelein des Chores stehen lassen. Dannecker hat keinen bedeutendern Schüler.

Auch die Malerei hat zu keiner Zeit in Schwaben besonders geblüht. Durchwandern Sie die Kirchen — Sie finden kein ausgezeichnetes älteres Bild. In der Blüthezeit der Niederländer, im 17. und 18. Jahrhundert, ward eben so wenig Etwas geleistet, nichts, das über die Manier und Praktik des Handwerks, des Gemachten, sich bedeutend erhöbe. Selbst die ludwigsburger Gemäldegalerie, die einzige im Lande, vermag nicht ein allgemein berühmtes Bild aufzuweisen. Die Boisserée'sche Sammlung ließ man nach München ziehen. Neuerdings wirkt allerdings der Kunstverein erfreulich; der Bau eines Antikensaales, einer Galerie in Stuttgart ist beschlossen, Privatsammlungen entstehen; in Tübingen wurde eine Sammlung von Abgüssen in der Bibliothek aufgestellt, aus Mangel an Raum stehen sie in den Fensternischen und lassen sich — den Rücken beleuchten. — Scheitzer, Dieterich, Steinkopf sind gefeiert in der Schlachtenmalerei, in der Historie und in der Landschaft, sie wirken zum Theil an der stuttgarter Kunstschule, aber diese Wirksamkeit ist, wie der ganze schwäbische Kunstbetrieb, sporadisch. Eine Kunstschule ist noch keine Künstlerschule. Dazu fehlt die historische Anschauung und eine Sphäre des Geistes, die weniger der Natur und ihrer Unmittelbarkeit verschrieben ist. — Wächter hat zwar auf die Entwickelung der deutschen Kunst einen bedeutenden Einfluß gehabt, allein so schön sein Wirken in Wien war, so hatte er doch nicht das Vermögen, eine bleibende Richtung anzugeben, oder gar eine Schule zu bilden. Nicht die äußere Technik, auch nicht das blos Lehrhafte stiftet die Schule, sondern jene höhere, innere Form, welche unbewußt und unwillkürlich ausstrahlt und einen artistischen Dunstkreis um sich bildet, innerhalb dessen die lebendigste Kunstmitleidenschaft innerlich nothwendig angeregt wird. Diese innere Form ist wesentlich Bildungstrieb, schöpferische Lust, freithätiges, geniales Wirken. Die schwäbische Natur aber erfaßt sich nicht so leicht in ihrer innern Totalität, um sich zur lebendigen Form abzurunden, sie bethätigt sich in naturfroher, naturgemäßer Entwickelung; es ist mehr ein Werden und Wachsen, als Schaffen und Formen. Das Centrum der selbstbewußten Ichheit ist gleichsam noch eingehüllt in die peripherische Breite des

Stoffs, sie kann ihn nicht gewältigen und zu ihrem Dienste productiv verwenden. Im Gegentheil, das Ich gibt sich der Sache, dem Stoffe fast unbedingt hin, wird, lebt und webt in ihm; erhebt sich nur schwer über das Gegebene zu freier Verarbeitung aus der Höhe künstlerischen Bewußtseins.

Sie bemerken es namentlich bei der Poesie, wie mehr die Einbildungskraft, das aufnehmende, dem Gegenstande folgende und in ihn sich vertiefende Vermögen als die productive Phantasie im schwäbischen Geiste waltet. Noch hat sich die tabula rasa der Empfindung nicht gefüllt, es fehlt die Objectivität der Anschauung, das äußerlich Gegebene, daß dem innern Gehalte zur Erfüllung diente. Erst muß die Welt ins Ich zurückgeschlungen werden, damit die volle Brust sich wieder zur Welt erweitere und entäußere. Das ist das holde Geschäft der Einbildungskraft, hier und da sich eine Blume zu pflücken und ans Herz zu stecken, so oft es möglich ist, ein Bildchen einzurahmen und in der inneren Galerie der Seele aufzustellen. Aber die Arbeit ist eine unendliche, der eingeschränkte schwäbische Genius würde nie damit fertig werden. Sehen und Hören würde ihm vergehen, wollte er n u r sehen und hören; er m u ß das Erworbene alsbald wieder verausgaben, denn schon das Wenige füllt seine noch nicht erweiterte Anschauung aus. Nur wer hat, dem wird gegeben, wer nicht hat, dem wird genommen, was er hat. Der Schwabe aber, wenn er aus der Schule kommt, hat noch sehr wenig Welt in sich aufgenommen. So durchwandert er die Natur und das Leben mit dem sinnig beobachtenden Auge, das über dem Nächsten und Oberflächlichen das Entfernteste und Tiefste nicht vergißt, das in der Metamorphose der Pflanze die allgemeinen Weltzusammenhänge verfolgt — nicht so, sondern wie das Kind im Frühling wird er von dem Ersten, Besten vollständig in Anspruch genommen: das Schellen des Glöckchens, das unscheinbare Blümlein am Wege, der Wirbel der Lerche zieht die ganze Aufmerksamkeit auf sich und wird zum Selbstzweck. Die Person geht in der Sache auf, statt daß die Sache in die Person eingehen und mit einem neuen Capital den Grundstock vermehren sollte. Ein Verslein, ein Liedchen verkündet alsbald den frohen Fund.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Mozart-Concert in Leipzig.]

Am 13. Mai fand zum Besten des Mozart-Denkmals das Concert in Leipzig Statt, unter Leitung des Musikdirectors Pohlenz. Herr Schenk vom Theater sprach ein Weihegedicht von Hermann Marggraff, das die Schöpfungen des Meisters im Umriß schilderte. Fräul. Charlotte Fink spielte einen Concertsatz, Fräul. Luise Schlegel sang eine Arie aus Cosi fan tutte. Von gediegnen Dilettanten wurden zwei Chöre aus Davide penitente, Terzett und Chor aus Idomeneo, der Chor „O Isis und Osiris," das Quintett aus Cosi fan tutte und das erste Finale aus Don Juan ausgeführt. Das Orchester spielte mit seiner anerkannten Bravour die Symphonie in C dur mit der Schlußfuge und der Ouvertüre zu Figaro's Hochzeit.

[Leipziger Eisenbahn.]

Am 11. Mai begannen die Fahrten bis Machern. „Machern gewonnen, alles gewonnen!" war längst das Sprichwort gewesen, der Durchstich eines nicht unbedeutenden Plateaus bot die mühsamsten Anstrengungen und eine Ausdauer seltner Art. Jetzt ist es erreicht, und ein Festzug eröffnete die Fahrten nach Machern, dessen freundliche Localität den ganzen Sommer hindurch die zahlreichen Schaaren anlocken wird. Erhebend war der Anblick, als die vielen tausend Arbeiter den schnaubenden Blitz, dem der Komet nachhalf, und die 17 Waggons mit lautem Hurrah begrüßten. Es war ein zeitgemäßes Volksfest, es galt dem Aufschwung der industriellen Kräfte. — Im Laufe der letzten sieben Tage erwiesen die Listen beinahe 14000 Personen, welche die Fahrt machten, mithin auf den Tag 2000. Die Einnahme am vorigen Sonntag belief sich auf 670 Thlr.

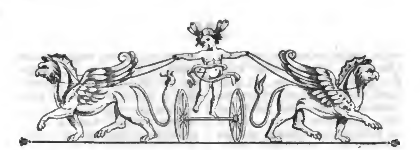
[Die Briten als Antiquitätenräuber.]

Wie wenig Achtung die Briten vor der Integrität der classischen Ruinen in Griechenland haben, ist bekannt und erweist sich noch immer. So erzählt S c h w a r z w ä l d e r, in seinen „Erinnerungen an Griechenland" (Brieg bei K. Schwartz), er habe junge englische Seeofficiere mit Steinen nach den Capitälen an den Säulen des Olympieion zielen und werfen sehen, um wo möglich ein Stück von schöner Arbeit herunterzubekommen. Sie bezahlten auch arme Griechen, die da herumliefen, als Beistände ihrer Spitzbüberei. Gefiel ihnen ein abgeworfenes Stück nicht, so warfen sie es fort und zielten von Neuem. Ein andermal wollte sich ein Engländer mit dem Fragmente eines Marmorkopfes unter dem Rocke von der Akropolis hinwegschleichen, aber die Wächter haben es ihm wieder abgejagt. Schwarzwälder beschuldigt die Engländer deshalb der Barbarei, indem er behauptet, daß Kunstraub so gut wie Kirchenraub ein Verbrechen sei. Von den französischen Seeofficieren habe man nie dergleichen erlebt.

[Pöppig's malerischer Atlas.]

Die fünfte Lieferung bringt wieder drei ausgezeichnete Stahlstiche, zur Natur- und Menschenschilderung in Südamerika gehörig, eine Fahrt auf dem Maranhon, die merkwürdige Stromschnelle Estero in Peru und die Kathedrale in Lima, der Hauptstadt des Landes. Der beschreibende Text gibt ein Gemälde von Ost-Peru.

L e i p z i g, Druck von J. B. H i r s c h f e l d.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 99. — den 21. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mundt's Spaziergänge und Weltfahrten.
Zweiter Band.

Wenn Theodor Mundt eine Kritik schreibt, so weist er aus dieser oder jener Literatureescheinung den Lebensgewinn nach, den der Geist drs Jahrhunderts daraus zu ziehen habe. Wenn er über Philosophie schreibt, so will er die freigeborne Menschenseele von der Knechtschaft der starr gewordenen Dogmen retten. Wenn er von der Nothwendigkeit der Gesetze spricht, so schirmt er die Freiheit des peesönlichen Willens. Er schreibt über Görres und sichert das Gewissen der fortschreitenden Menschheit. In der Novelle gibt er eine Symphonie von Lebensstimmungen. Wenn er sitzt und sinnt, so brütet er über die Rettung des verfolgten Zeitgeistes, und denkt wie ein kleiner David auf neue Harfenmelodien, womit er den umdüsterten Saul erheitern könnte. Wenn er in die Weite hinausläuft und in den zwei großen Culturstätten der modernen Weit sich herumtreibt, so hält er die Diogeneslaterne mit beiden Händen fest, und lacht und weint und kann sein Herz nicht halten, bis er ein Menschenleben findet. Und sie sagen, er sei kein Poet. Was mag wohl Poesie sein nach der Meinung solcher Leute? Lorenz Sterne hatte seinen langweiligen Tristram Shandy geschrieben, und man nannte ihn unter den Romandichtern. Wie er seine Feder in sein eigenes Herzblut tauchte und seine Reise beschrieb, wo der ganze Zauber der süßesten Empfindung ein Bild vom lieben armen Menschenleben hervorrief, da sagten die Kritiker, Sterne sei ein empfindsamer Reisebeschreiber, aber kein Dichter. Daß doch die Leute wüßten, was Poesie ist! Wenn einer Versmaße übt, oder zwei hergebrachte Liebesleute auf der Bahn mit Hindernissen drei Bände hindurch abhetzt, so rangiren sie ihn unter die Dichter; und durchwanderte einer die ganze Welt, bliebe bei jeder Trophäe des Menschengeistes, bei jedem Grabe der Vergangenheit und Gegenwart sinnend stehen und stiege zur Unterwelt hinab, um die Geister über das Geschick der Zukunft zu befragen: sie würden sagen, er sei kein Dichter. Mich dünkt, Theodor Mundt sei nur ein Dichter. Und wenn er über ein ABC-Buch schreibt, es kann euch nichts anders geben als Dichtung, nämlich eine Symphonie, in welcher der Geist des Jahrhunderts seine Dissonanzen harmonisch löst. Armes Zeitalter! Du bist bei alle deinem selbstverschuldeten Unglück, bei allem Irrsinn deiner falschen Maximen doch kein echter Lear, sonst würde Mundt dein guter Junge sein, der die Narrenkappe vor dir schüttelt und dir den Trödel deiner Wirklichkeit mit muntern Einfällen auf kurze Minuten erträglich macht.

Unsere Geschichtsepoche ist weit weniger traglsch als burlesk, selbst Königsmörder geben nur eine Farce, kein Trauerspiel. Mundt besieht sich in Paris die Welt und schildert die possenhaften Züge des Zeitalters. Er beleuchtet die angebliche Sympathie mit Deutschland, und schildert Cousin, der gern Deutsch verstehen will, und Mignet, der von der Bedeutung des Protestantismus in Frankreich und Deutschland etwas wissen möchte, und in der Prinzessin Helene die vermeintliche Vermäh-

lung beider Völker. Er schildert die religiösen Stimmungen und hält es für möglich, daß die katholische Frömmigkeit in Paris — Mode werden könnte. Er spricht von der Amnestie und erklärt sie als eine Hofgnade, von der großen Oeffentlichkeit des französischen Lebens und von Louis Philipp, dem weisen Manne, der alle Parteien zu einer Principlosigkeit abschwächt, von dem Namenstage des Bürgerkönigs, den das schöne Wetter zufällig populair macht, von den Fortschritten der Freiheit, die ihres Lebens müde ist, von der Liberalität, die gern absolut sein möchte, von Talleyrand und seinem verunglückten Schüler Thiers, von dem Ernst des theosophischen Ballanche, der sich wie ein Einsiedler versteckt hält, und von der Toilettenweisheit der Dejacet, die in Frankreich über alle Philosophie des Tiefsinns den Triumph davonträgt, von dem jesuitischen Lamennais, der gern demokratisch wäre, und von den Doctrinairs, die gern praktisch sein möchten, — und um Alles in Eins zusammenzufassen, so schildert Mundt mit verliebter Gemüthlichkeit im Jardin des plantes die räthselhafte Giraffe als den großen Repräsentanten des Zeitgeistes in Paris. Hinter den Ausplaudereien seines guten Herzens liegt so viel Verstand, daß einer mit diesem ohne jenes schon einen leidlichen Haushalt machen könnte. Hat aber ein Autor viel Herz und viel Verstand, und bringt er beides auf die Tafel des Lebens, so werden die Leute verlegen und aus Verlegenheit unwillig. Solchen embarras de richesse bereitet Mundt dem deutschen Publicum. Wer blos verständig ist, erregt schnell die Sympathien des Verstandes, wer blos gemüthlich schreibt, den schlagen die Gemüthlichen gleich auf ihren Leisten; wie aber Beides, das gute Herz, das um den Blüthenkelch des Lebens flattert, und der Tiefsinn, der an der Wurzel nagt, in freier Versöhnung zur Person geworden, das erscheint den Leuten wie eine wilde Ehe.

Das „gute Herz" der jetzigen Deutschheit ist sehr verschieden von dem guten Herzen und der Gemüthseligkeit unserer literarischen Altvordern. Das alte hockte hinter dem Ofen, es machte Familie und Gelegenheitsgedichte, es trank Bier, um seine Gedanken aufzufüttern. Das gute Herz von heute trinkt Champagner und treibt sich auf der Landstraße herum. Seit Jean Paul gab es in Deutschland kein so gutes Herz, als es in Mundt laut wird, und im Fortgange der Zeiten ist es tiefsinniger geworden, gedankenklarer, schwermüthiger, aber auch verwegener in Lust und Scherz. Es entwickelt an den Beinschwenkungen einer Taglioni eine transscendentale Philosophie, und die Grobschmiede der deutschen Kritik nehmen das für eine ernstlich gemeinte Doctrin, und warnen die Philister vor der Frivolität des guten Herzens, das mit den Grazien coquettirt, um den Leuten Spaß zu machen. Die Deutschen haben immer ihr eigenes gutes Herz verkannt, aber das gute Herz läßt sich das nicht verdrießen, es entläuft der Heimath, aber entgeht nicht der Sehnsucht nach Hause. Börne starb sogar an Deutschland, und Heine jammert fast auf lächerliche Weise nach einem Tropfen deutschen Blutes, das nur sehr sparsam noch in seinen Adern perlt. Heine beschäftigt sich nur aus Langerweile mit seiner Grisette Mathilde; von früh Morgens bis spät Abends liest er deutsche Journale und zittert knabenhaft vor dem Gedanken, das er nur noch Mr. Eene sei und nicht mehr Heinrich Heine, der Reisebilderdichter, der von der Einsamkeit der deutschen Verzweiflung sang. Mundt schildert ihn als bon enfant; aber seine komische Position als deutsches Herz im fremden Lande hat Beurmann am eindringlichsten ins Licht gestellt und in Scene gebracht.

Mundt suchte Deutsches auf in Frankreich. Er schilderte die französischen Weiber mit glänzenden Farben, und die Liebe zur Frauenhaftigkeit der deutschen Weiber wuchs doch wie ein Veilchen durch das Tulpenbeet seiner Darstellung. Seine Mittheilungen über Paris im zweiten Bande führen den Titel: Deutschland in Frankreich. Es sind Briefe an einen deutschen Kleinstädter, aber sie entsprechen nicht weiter der Vermuthung, die deutsche Kleinstädterei als Gegensatz zu Paris vertreten zu sehen; sie sind nur Fortsetzung des Tagebuchs. Er schildert die Bemühungen der Franzosen, sich etwas Deutsches zu acquiriren. Statt der Rheinufer haben sie nun die Prinzessin Helene, eine zartsinnige Frauengestalt mit der Universalität des deutschen Geistes und der stillen Traulichkeit des deutschen Gemüthes. Ein Besuch bei Victor Cousin gibt Gelegenheit zur Betrachtung, wie viel Deutsch die Franzosen verstehen, d. h. wieviel nicht. Das pariser Conservatoire veranlaßt eine treffliche Phantasie über Beethoven's Musik. Ein Besuch bei Mignet führt auf die verschiedene Bedeutung der Reformation für Frankreich und für Deutschland. Die Kunstausstellung im Louvre nöthigt zu einem Blick auf die deutschen Maler, welche dort anfangen, Geltung zu gewinnen. Der theosophische Katholicismus des Herrn Ballanche nöthigt zu Rückblicken auf deutsche und französische Befähigung zur Philosophie. An Börne's Grabe, auf einem der höchsten Berghügel des Père Lachaise, wo der Gram des Zeitalters seine Lippen schloß, endet das Tagebuch.

Zu dem, was Mundt über Frankreich selbst in Frank-

reich sagt, zögen wir gern eine fortlaufende Parallele mit Beurmann's Mittheilungen, von dessen „Brüssel und Paris" man das dritte Bändchen erwartet. Vor der Hand ließe sich vergleichen, was Beide über den Journalismus, die Theaterfiguren, über Louis Philipp, Thiers u. A. berichten. Beurmann greift die öffentlichen Charaktere und Verhältnisse fester und praktischer auf, und legt den Nerv der Persönlichkeiten schneller an den Tag. In Mundt's Darstellungen webt sich gern das Gemüth seine Illusionen, umspinnt seinen Gegenstand mit verschlungenern Fäden und möchte jedes Menschenleben recht umständlich motiviren, um seine Position völlig begreiflich zu finden. Man lese, wie beide unter andern Thiers' Charakter verschieden darstellen, während sie ungefähr dieselbe Anschauung von ihm haben.

Der zweite Band bringt uns noch eine „Meerfahrt." Der Reisende sucht eine schöne Miß zu amüsiren mit Phantasien über Gott, Leben und Tod, mit einer sentimentalen und einer lächerlichen Liebesgeschichte, mit allerlei Kurzweil deutscher Redseligkeit; allein die Miß zerreißt ihm seine Tagebuchblätter, aus Ennui oder Zerstreuung oder Uebermuth. Mithin brauchen wir die losen Blätter des Humoristen nicht weiter zu zerpflücken.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Aber weil der Gegenstand nie ganz innerlich wird, wird er auch nie ganz äußerlich, weil er nie ganz in das Subject aufgeht, entfaltet sich dieses nie ganz zur Objectivität. Die ganze Umgebung ist zu arm an größern Verwickelungen und weitern Beziehungen, als daß sie zu tieferer, gewaltigerer Durchdringung aufforderte, mit einer harmlosen Anschauung und Anempfindung ist es abgethan, der bewußten Versenkung und Vertiefung bedarf es nicht. Und weil der schwäbische Geist dazu von Hause aus weder angelegt noch eingeübt ist, so würde er nur mit Mühe jenes Geschäft vollziehen, er wüßte nicht, wo anfangen und aufhören, es fehlte an Gegenwart, und statt in die Wirklichkeit einzugehen, würde er sich über sie hinausstürzen und in bodenloser Höhe der realen Grundlage verlustig werden. Das sind Schiller's Ideale, jene Abstracta ohne Fleisch und Blut, ein schwindsüchtiger Extract der Wirklichkeit, die nothwendig zerrinnen, der rauhen Wirklichkeit „zum Raube werden müssen." Erst als Schiller von Goethe sich an der Realität concret geschichtlicher Stoffe zu beschränken lernte, zeigte sich, wie immer, in der Beschränkung der Meister.

Aber Beschränkung, nicht Beschränktheit. Die Selbstzügelung, die bewußte That in der Kraft und Höhe des gediegenen Selbsts, das die Welt und die Stoffe überschaut und in ihren gegebenen Verhältnissen anerkennt und anbaut. Bis das Subject zu dieser Höhe gediehen ist, ist es der — Reflexion verschrieben, es will die Welt hereinholen, aber es bleibt bei einem unkräftigen Umbiegen; ganz zu sich zurückkehren, ganz sich in der Welt finden, kann das Ich nicht, weil es sich noch nicht stark genug selber erfaßt hat. Nur durch die Welt hindurch geht der Weg in das innerste Ich. Sie muß durchdrungen werden in allen ihren Ritzen und Spalten, in den heimlichsten Winkeln ihrer Verhältnisse und Zustände, die letzten Fäden der Weltdialektik müssen aufgesponnen werden, damit der Mensch wisse, nichts sei ihm fremd, Alles „Fleisch von seinem Fleische", nichts zu groß und nichts zu klein, daß er sich, den Geist, nicht in ihm fände. Zu dieser Höhe der Vermittlung gelangt der Schwabe nur in der Wissenschaft, die sich unmittelbar im Centrum des Geistes bewegt. In der Kunst muß er vor dem Ziele umkehren, reflectiren, nicht speculiren. Schiller's herrlichste Leistungen liegen außerhalb des nationalen Gesichtspunctes, — die fränkische Natur hat auch in diesem Gebiete die schwäbische über sich selbst hinausgehoben. Daher wird das Drama und der Roman von dem eigenthümlich schwäbischen Genius nicht so leicht mit Glück cultivirt werden. Den Verschlingungen der Verhältnisse zu folgen, die feinern Bezüge herauszufühlen, das ganze Netz des Daseienden zu umspannen, über der Sache nicht die Sachen, über dem Einzelnen nicht das Allgemeine, die eine Seite nicht über der andern, über dem Recht nicht das Unrecht und umgekehrt zu vergessen, ist dem noch nicht zu sich selbst durchgebildeten Bewußtsein unmöglich. — Die Wirklichkeit liegt dem Schwaben zu unmittelbar, zu spröde und massig vor, alles ist zu einfach, als daß weitgreifendere Motive sich anregten, die Lichter und Schatten sind von Haus aus zu harmloser Natürlichkeit abgedämpft. Es ist in diesem Leben den Culturstoffen nicht vergönnt, vollständig sich darzulegen; der gute deutsche Handschlag, das alte gute Recht, ein unbekümmertes Sichgehenlassen, höchstens kleine Neckereien und Tücken — das sind Potenzen des wirklichen Lebens und Treibens. Keinem schwäbischen Dichter gelang es, den unendlichen Gehalt der Idee so in lebendige Gestalten einzugießen, daß die mikrokosmische Welt selbkräftig als Bild des ganzen Lebens zu uns spräche. Schiller's frühere — schwäbische — Dramen gehen von einer abstrakten Idee aus und überschweben den Weltzusam-

menhang. Uhland's Dramen lehnen sich an naive Zustände an, legen sich an das Freundesherz, an die Treue in einfach gediegener Bethätigung. Und hier ist es, wo Sie einen merkwürdigen Charakterzug der schwäbischen Poesie bemerken. Sobald sie sich über das Unmittelbare aufschwingen will, wird sie phantastisch — bietet statt Gebilde der Phantasie gar leicht nur Phantasien. Die Romantik ist dem schwäbischen Geiste darum so wesentlich, auch sie hat die concrete Wirklichkeit, weil sie ihr nicht anders beikommen konnte, in geisterhafte Spukgestalten verflüchtigt. „Herzog Ernst" hat schon in der Volkssage so viel Geheimnißvolles, im „Ludwig dem Baier" übt Albertus Magnus in eigener Person seine zauberischen Luftfahrten. W. Hauff, der Verfasser der „Phantasien und Bilder" liebte es ohnehin, seinen leichtbeschwingten Genius neckisch und geheimnißvoll-mährchenhaft durch seine Erzählungen sich hindurchschlingen zu lassen. Und selbst E. Morike, ein viel zu wenig beachtetes Talent, dessen Gedichte wir hoffentlich bald gesammelt erhalten, und von dem das Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten ein so wunderliebliches Mährchen mittheilte, mochte jenes dunklen, zauberisch-räthselhaften Grundes nicht entrathen.

Sein ausgezeichneter Roman — Maler Nolten — ist durchweg auf sympathetisch-mystische Zustände und Bezüge gegründet. Die Spukgestalt einer Zigeunerin zieht sich als ein schöner, aber freund- und freudeloser Dämon durch das Ganze hin. Es ist nirgends geheuer, doch stört nichts den klaren Aether der Poesie. Dieser ist purer Krystall, lautere Substanz, in classischer Reinlichkeit und Gediegenheit, die wie bei Uhland's reinen, glockenhellen Liedern an Meister Goethe's Einfluß erinnert. Aber das Ganze leidet an einer Ueberfülle von Poesie, — ein seltener Vorwurf! — ein ganzes tiefes, reiches Dichterleben ist darin niedergelegt, aber die Unmittelbarkeit der Dichtung ist zu groß, ihrem Reichthum wurde eine durchgebildete Einheit zum Opfer gebracht. Eine Menge einzelner, wunderlieblicher Bilder sind — nebeneinander — eingerahmt, nicht in einander mit innerer Nothwendigkeit verschmolzen. Von allen Seiten quoll die Poesie mit ihren lebendigen, aber auch wilden Wassern entgegen, sie konnten nicht gewältigt und künstlerisch abgebaut werden. Daher etwas fragmentarisch Unfertiges trotz der sorglichen Feile. Offenbar ragt das lyrische über das epische Element vor, und deutlich ist zu erkennen, wie das Ganze zu wenig von der Subjectivität abgelöst und in die freie Bewegung des allgemeinen Lebens hineingestellt wurde. So geläufig dem Dichter die lieblichste Naturanschauung ist, so schwer bewegt er sich in den höhern socialen Verhältnissen, so nahe ihm sein Vaterland die schönsten Bilder und Blumen bot, so ferne stand ihm die Welt. Statt die Prosa eines realen Culturstoffes in das Licht der Poesie hinaufzurücken, hat er unmittelbar aus dem Quell der Poesie geschöpft und berauscht sich und uns in dem süßen Blüthenduste. — Das vermittelnde Maß, die künstlerische Geschlossenheit und Rundung, der Rahmen fehlt dem schwäbischen Roman. An Hyperion und Waiblinger's Phaëton darf ich nur erinnern, um das maßlose Ueberschweben dieser Phantasieen zu bezeichnen, und Schiller's Geisterseher zeigt Ihnen in seiner fragmentarischen Spukgestalt das Unvermögen dieser mehr romantischen als Roman-Poesie, sich mit realem, concret abgegränztem Stoffe zu füllen.

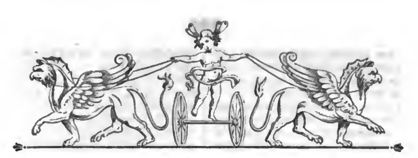
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Zschocke über Freiburg.]

Das neueste Heft des Rotteck-Welcker'schen Staatslexikons bringt einen längern Artikel über Freiburg in der Schweiz, von dem alten würdigen Zschocke. Es ist ein kleines, interessantes Bild zur modernen Sittengeschichte. So gering Freiburg scheint, so wichtig ist es durch die dortige jesuitische Propaganda. Freiburg ist eine hierarchische Demokratie. Was Lamennais im Ganzen und Großen theoretisch aufstellt, hat sich hier en miniature in der Praxis vollzogen. Hier nämlich hat sich die Hierarchie gewissermaßen durch allen Umsturz der Zeitverhältnisse durchgefressen, wie auf der Wartburg in Luther's Zelle der Tintenfleck, der den Teufel treffen sollte, sich trotz aller Uebertünchung immer wieder durchätzt. Seit der Restaurationszeit (1814) wurden die Liguriauer und die Gesellschaft der Jesuiten wieder in Freiburg eingeführt, mit ihnen wuchs das Patrizierthum. Allein 1830 geschah von neuem ein Durchbruch der Demokratie. Die Mehrheit der schweizerischen Völkerschaften verwarf die im J. 1814 aufgedrungenen Verfassungen und rief ihre ehemaligen Rechte wieder ins Leben. Auch der Canton Freiburg bildete in raschem Sturm seine demokratische Form aus, vernichtete alle Vorrechte der Geburt, regierte sich durch selbstgewählte Vertreter, schaffte die Tortur ab, gab Freiheit der Presse u. s. w. Das Priesterthum zitterte um seine Existenz, es fürchtete, mit dem Patriciat zu stürzen; allein bald bedachte es sich, wohl wissend, es könnte unter einer Demokratie noch weit mehr als unter einem Monarchen oder einer eifersüchtigen Oligarchie herrschen. Der Jesuitismus huldigte dem neuen Souverain, dem Volk, und hat sich in seinen Berechnungen nicht geirrt. Der gesetzgebende große Rath, der ganze republikanische Staat, ist ein Knecht des Priesterthums, alle Stellen sind nur mit Männern „vom Herzen Gottes," wie man sich ausdrückt, besetzt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags —— 100. —— den 22. Mai 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Auch der komische Roman wurde in neuerer Zeit von schwäbischen Dichtern gepflegt. L. Bauer, Professor in Stuttgart, schrieb die „Ueberschwänglichen." Seine Freunde stießen mächtig in die Trompete, es wollte nicht recht wiederhallen. Er zeigt komisches Talent, aber schon die Wahl des Stoffes — die Deutschthümelei ist der Ausgangspunct, also etwas ganz Particuläres — verräth zu wenig Originalität. Wer hätte nicht von Heine I. bis Heine XCIX. über diese Tollheiten sich lustig gemacht — und mit wie geringen Mitteln! Auch Bauer nimmt das Gegebene zu unmittelbar auf, daher ein loser, fragmentarischer Charakter, — je mehr er carikirt, desto widerlicher. Wenige Leser werden seinen Roman zu Ende gebracht haben.

Wie beim Schwaben der Idealismus an die Stelle der Idee tritt, das Phantastische an die der Phantasie, so an die Stelle der Komik die Caricatur. Denken Sie an Schiller. Selbst Kerner's Reiseschatten haben mehr Phantastisches und Carikirtes als Phantasie und Humor. Wer lacht nicht über den dicken Brunnenmacher, über die wandernde Stockbibel und all das tolle Zeug, aber es ist offenbar zu wenig ins Ganze verarbeitet und vermittelt, es trägt einen fragmentarisch-anekdotenhaften Charakter und weicht bald genug dem bloßen Schattenleben der Mondschrinnächte, Waldcapellen und Heiligenscheine. Sie erinnern sich, wie ich in einem frühern Briefe dem Schwaben den eigentlichen Humor absprechen zu müssen glaubte. Dieser nämlich setzt den vollständigen Bruch des Geistes voraus, den vollen realen Gegensatz, der in der Idee aufgehoben, in der Wirklichkeit sich zum humoristischen Nebeneinander gestaltet. Der Humor ist eine Weltanschauung, ein Geist, der die Schwächen des Daseins überblickt. Diesen Weltblick erreicht die schwäbische Poesie nicht, sie bleibt im unmittelbaren Leben verhaftet. Eben jener letzte Durchbruch, der das Subject über die Gegensätzlichkeit hinausrückt, auf eine Höhe, von wo es in heiterer Klarheit sich das Leben besehen und in der Welt ergehen kann, um sich wahrhaft in ihre concreten Verhältnisse einzulassen, weil es wahrhaft darüber hinaus ist, hinaus über seine Einseitigkeiten und Unzulänglichkeiten — jener Durchbruch gelingt dem schwäbischen Genius nicht in der Poesie. Sie ist nicht so entwickelungsfähig, ihre Phantasie nicht so elastisch, ihre Anschauung nicht so naturfrei, daß sie unbeschadet ihrer Existenz und vielmehr zu Begründung derselben die dialektische Vermittlung durchführen könnte. Dafür ist der Schwabe zu gründlich, zu ausdrücklich, zu unmittelbar, zu positiv. Läßt er sich einmal in den Vermittlungsproceß ein, so ist keine Ruhe, bis die letzten Tiefen des Geistes durchforscht sind und mit dem Letzten gebrochen ist. Und in jener Positivität findet er dann auch die Kraft, den absoluten Bruch zu ertragen.

So ist die schwäbische Poesie auf das Lied und die Lyrik angewiesen, den höhern Kunstgattungen nähert sie sich in der Romanze; in ihr vereinigt sich das Epische,

dramatische mit dem Lyrischen, und die Phantasie, die über den großen Weltzusammenhang überzugreifen unfähig ist, vertieft und entfaltet sich leicht in dem an sich schon beschränkten Stoffe.

Indessen ist das moderne Bewußtsein darauf angewiesen, das Kreuz jener Vermittlung auf sich zu nehmen, wenn es die Auferstehung zu seinem eigensten Leben feiern will. Daher ergibt sich von selbst die prekäre Lage der schwäbischen Poesie in dieser unserer Zeit. Unerbittlich vollzieht sich der Auflösungsproceß — die einfach-naiven Zustände schwinden, das gute Alte macht Neuerm Platz, dessen Besseres nicht alsbald sich erkennen läßt. Die Wälder lichten, die Thäler bevölkern sich, überall klappern die Maschinen, der Luxus steigt, durch das ganze Leben zieht sich ein Riß hindurch, es ist nicht mehr möglich, sich in ein Jenseits, in ein holdes Vergangene hinüberzuretten, und da den Druck der Gegenwart zu vergessen. Die schwäbische Lyrik kann nichts thun als schweigen.... Erst wenn die Stürme sich gelegt, die Wellen sich geebnet, die kritischen Zustände geschwunden sind, wenn die Wuth der Vermittlung ausgetobt hat und einer neuen Unmittelbarkeit des Welt- und Völkerlebens Platz gemacht haben wird, dann wird der Frühling auch für die schwäbische Poesie wieder blühen, des Grabes Deckel, in den sich das todesmatte Herz eingesargt, wird aufspringen und neue Lieder werden in das neue Leben tönen.

VI.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!

So ruft es Ihnen zu aus dem sangesreichen Schwabenlande. Man muß gesehen haben, wie auf dem Lande an schönen Sommerfeiertagen die zierlich und reinlich geputzten Dirnen mit blendend weißen Aermeln und Schürzen, langen Zöpfen und kurzen Röcken Hand in Hand in langen Reihen durch Feld und Wald, über Weg und Steg einherziehen, wohlgemuth, frisch und keck ihre schelmischen und melancholischen Liedchen trillernd; man muß Gustav Schwab inmitten des Volkes wissen, und Ludwig Uhland im Kreise liederfroher Feste, aus deren jubelndem Chore seine Lieder wiederhallten, gesehen haben, um sich einen Begriff von dem Verwachsensein dieser Poesie mit ihrem Volke zu machen. Wirklich ist Lied und Gesang ein wahrhaft volksthümliches Element Schwabens, und nirgends möchte das eigentliche Volkslied mit seinen tiefen, sinnigen Lauten so tiefe, gründliche Wurzeln geschlagen haben, als hier. Durchreisen Sie die Thäler und die Berge, in allen Städten, ja in den meisten größern Dörfern treffen Sie Liederkränze und Gesangvereine, namentlich aber blüht auf dem Schwarzwalde ein frischer, kräftiger Gesang. Nirgends zwar eine tumultuarische Freude, keine aberwitzige, fratzenhafte Ausgelassenheit in dem protestantischen Lande, aber ein reiner, seelenvoller Ton steigt aus dem tiefsten Gemüthe empor. Mögen sich andere Stämme mehr an der Posse heiterer Lust und ungebundenen Scherzes ergehen, in diesem Gemüthe werden nachhaltigere Accorde angeschlagen.

Ganz der lyrischen Grundstimmung des schwäbischen Geistes gemäß scheint er auch im Reiche der Musik mehr für das unmittelbare Gefühl, für das stille Sichgehenlassen der Empfindung angelegt zu sein, als für die wirbelnden Triller und die mächtig über die Motive übergreifenden Fugen. Die hiesige Phantasie entbehrt einmal jedes ausgreifenden Zuges, der eine selbstständige Welt neuer Gestalten herausbildet. So hören Sie nicht die Kunst, nicht die Schule, nicht den Verstand, sondern die Natur, das unmittelbare Leben, das Gemüth durch die schwäbischen Töne klingen. Ich wüßte keinen schwäbischen Tonkünstler, der sich in den weitern, ausgebildetern Sphären der Musik besonders hervorgethan hätte. Lindpaintner hat in München einen Anflug sicherer Kunst errungen, aber auch er scheint wie Zumsteeg der naiven und einfachen Musik des Gemüthes mit naturgemäßer Vorliebe zu huldigen. Der Schwabe ist einmal nicht für jene freie Beweglichkeit, für den ungebundenen Weltblick angelegt, mit dem sich allein die künstlerische Entfaltung verfolgen, in ihrer ganzen Weite überschauen und zu bestimmter Geschlossenheit abrunden läßt. Der Mensch vermag Alles, wenn er nur erst ruhig geworden ist, sagt Jean Paul, aber das wird der Schwabe so leicht nicht. Es ist in ihm ein stetes Gähren und Weben, ein unruhiges Kämpfen und Arbeiten, um loszukommen von sich selber und sich herauszubilden zu einer gediegenen, gerundeten Gestalt. Das ist die seufzende Creatur, von der ich Ihnen geschrieben, die nach Luft und Licht, nach Leben und Bewegung, nach der Freiheit der Kinder Gottes, der Erstlinge des Geistes sich sehnt. So ist die Poesie nicht so sehr Selbstzweck als Mittel zum Zweck. An ihr rankt sich der Geist hervor aus der stillen Tiefe zu einem höhern Ziele. Sie ist die Vorläuferin zum Messiasreiche des Geistes, sie tauft auf die Erlösung von der Natur; nach ihr wird kommen, was stärker ist denn sie, — die Idee. Auf diesen Augpunct schauend ist sie in ihrem

innersten Wesen speculativ. Natürlich, hat nicht einmal die vollendete Kunst in ihr selber die volle Befriedigung in den Gebilden, in denen sie sich anschaut, wie sollte eine Poesie Ruhe und Frieden finden, die es noch nicht über das einfach unbestimmte Weben des Gemüthes herausgebracht hat, der es nicht vergönnt ist, die Staffel zu erreichen, wo sie in voller Klarheit ihre Seligkeit genießt, und an der Hand der Harmonie die heitere, sorgenlose Gegenwart feiert, mit leichten Blumen sich vor der Vergangenheit und Zukunft verbauend. Aber in der Gegenwart kann sich das dichterische Schwabenherz nimmer mit Ruhe ansiedeln; es ist nicht geheuer, Vergänglichkeit, Dunkel, Geheimniß umfängt sie allenthalben, nirgends Sicherheit, Gewißheit und Befriedigung — nicht die Natur, nur der Geist und seine Geschichte könnte sie bieten, — daher zuckt ein elegischer Grundton durch diese ganze Lyrik, und am Ende nach allem Sehnen und Ringen, nach allen Freuden und Leiden legt sie schwermuthsvoll und hoffnungslos, lebenssatt und todesselig die Leier aufs Grab. Wenn es hoch kommt, ist's Mühe und Arbeit gewesen. Auch ein Goethe mußte das sagen, aber nicht der Goethe, den wir in seinen Werken haben. Hier ist frieden- und freudenvolle Götterruhe, hier blinken die Thränen in heiterm, rosigem Lichte vollendeter Schönheit. Aber die Künstlerhöhe erklimmt die schwäbische Poesie nur selten, auf der sie ihre Empfindung, wie sie wahr und vollgefühlt ist, aussprechen darf; wie sie nicht in die Besonderheit des Subjects einrostet, sondern hinausstrahlt in jedes Menschenherz und zur Menschheit sich erweitert. Nur wenn das Gefühl ungehemmt seinen ganzen Verlauf vollziehen darf, wenn die Saiten ruhig ausschwingen, der angeschlagene Ton vollständig austönen darf, mag es Form und Gestalt gewinnen, die in künstlerischer Rundung der angemessene Träger des vollen Gehaltes ist.

Uhland's Muse ist es, welche am öftersten mit diesen harmonisch ausklingenden Tönen uns bezaubert, in ihm feiert die schwäbische Lyrik ihre Triumphe — seine Lieder schallen zumeist von Mund zu Mund und dringen durch das ganze Volk. Den andern schwäbischen Lyrikern gelingt nur hier und da ein vollerer Ton, und außer Uhland haben wir nur noch Schwab und Kerner'n einige Lieder von bleibendem Werthe zu verdanken. Aber immer sind es die einfachsten, anspruchlosesten, die in naiver Unbefangenheit — echte Enkel des Volksliedes — ihre Leiden und Freuden uns singen. Als Endpuncte des schwäbischen Liedes möchte ich K. Mayer und G. Pfizer bezeichnen. Bei jenem erhebt es sich kaum über den ersten Naturlaut, trotz dem, daß seine Versesammlung sich als „Lieder" ankündigt. Sangbar ist keines; der Gehalt ist zu dünn, als daß er die Ausarbeitung zu einer vollendeten Form ertrüge. Bei Pfizer sind die üppigsten, melodiereichsten gerade am wenigsten Lieder. In seiner dithyrambisch-Schiller'schen Begeisterung, die eine gemachte ist, zieht er die Musik gleichsam mit den Haaren herbei, blendet und kitzelt uns mit den üppig wogenden Rhythmen, das berauscht, aber nicht entzündet und erquickt. Je einfacher und naiver die Mittel, desto wahrer und tiefer die Poesie. Ein wahrhaft poetischer Gehalt schafft sich selber die angemessene Form. In der Beschränkung zeigt sich die Meisterschaft derselben; mit Wahl und Besinnung zu ordnen und zu walten ist aber schwerer, als im Geschwindschritt trunkener Begeisterung einherzutaumeln. Wer mit Weile eilt, kommt endlich auch weit, laßt es nur gehen, aber jene sich selbst überstürzende Kurzathmigkeit bringt sich selber ums Leben.

Nun aber haben wir schon lange genug aus der Ferne die Vögel zwitschern und trillern hören — treten wir ein in den schwäbischen Dichterwald.

VII.

Sehen Sie die Lerche? Sie
„Ist meinem Mayer zu vergleichen,
Rege sich sein Lied, regt sich sein Fuß,
Denn er, als ging's nach fernen Reichen,
Still singend rüstig wandern muß.
Und wie, wenn in die Saaten nieder
Die Lerche sinkt, ihr Lied löscht aus,
Erlöschen auch in ihm die Lieder,
Kehrt er zurück ins enge Haus.
Die Lerche ist ein Stern, ergießend
In Tönen sich in's Himmelblau,
Mein Mayer ist ein Herz, zerfließend
In Liedern licht mit Wald und Au."

So führt Ihnen Kerner seinen Freund Mayer vor. Er eröffnet die Reihe der schwäbischen Lyrik mit den lieblichen Naturlauten seines harmlosen Stilllebens. Die Muse meidet es, bei ihm zu rasten, — „Ein Gruß — und sie ist abgewandt!" desto schneller kehrt sie wieder. „Doch auf einmal ward ich Meister schnell erhaschter Liedergeister.. Wehten Lüftchen sie mir zu?" — Aber auch kein Wunder! „Vogelflug und Wolkenzug, Wiesenblühe und Waldesgrün locken aufwärts, locken nieder, Augen, Wünsche, Herz und Lieder." Von der Natur, die in so holden Zungen spricht, wagt sich dann der Dichter auch keinen Augenblick zu entfernen. Ein neues, wiegenfrohes Kind liegt er im Grünen und macht die Blumenwiese sich zum kleinen Paradiese. Und dann fährt

er auf, der kleine Springinsfeld, bläst die Blumenglocken aus und rupft Herrgottsbrot und Sauerampfer.

„Etwas von der Wildnatur
Ist in mir, gesteh' ich's nur,
Daß ich mich nur wenden will,
Wo es grün und menschenstill.

Nur nichts von Menschen mit ihren lästigen Grüßen — wie ungern läßt sich die blühende Wange von dem stachlichten Backenbart küssen, wohl ist's erst dem Jungen, wenn er den Lieb-Ergüssen entsprungen ist ins freie Feld. Da ist er stets zu finden.

Sollt ich einmal verloren geh'n,
Und Treue wollte nach mir seh'n,
So lasse sie von Stadt und Welt,
Wo's frischem Herzen nicht gefällt.

Nichts Schrecklicheres für den Knaben, der am Pensum, für den Oberamtsrichter, der über den Acten sitzt, als Hausarrest:

Ach! und wie die offnen Augen
An dem Blau der Berge saugen!
Alles an mir will hinaus
Selbst mein Geist ist nicht zu Haus!

Wenn's nur nie zur Schule ginge, wenn die Glocke nur nie in das Bureau riefe:

O selig, wer kein Stundenblatt
Vor seinem freien Auge hat,
Daß er die Rast nicht scheue
In Gottes Himmelsbläue!

Draußen schaut er sich immer wieder gesund; wandern, wandern ist das große Wort: wie lustig nimmt sich Wandern aus, wie trüb und eng ist es zu Haus. Aber ja nicht zu weit!

Ein schlimmer Scherz ist fernesein!
Wie fiel es je dem Herzen ein;
In Herz und Muth
Wird nur daheim es wieder gut.

Freilich auch im Stübchen ebner Erde, auch am Heimathsheerde gibt es manche Klagen, Sorgen und Seufzer, aber

Auch das Trübe soll im Leben
Mir ein Liedesglanz durchweben.

Und die Natur bleibt doch immer schön, gibt sie nicht Blumen auf der Aue, so doch am Fenster. Wenn nur des Menschen Brust weit genug wäre, all den Reichthum der Schöpfung in sich aufzunehmen. Noch etwas fehlt — die Gespielin seiner Freude:

Die Wiese steht in Dolden,
Der Lenz ist vorgerückt,
Ach! mir mit meiner Holden
Noch nicht ein Wort geglückt!

Doch auch das findet sich ein, und Hand in Hand spazieren sie durch stillumwohnte Tannenwiesen, durch Waldnacht, durch Thal und Berg, durch Stadt und Land in leichtem Wechsel Jahr aus, Jahr ein. Auf diesen Spaziergängen werden die beiden Bildchen eingerahmt, die schönen Blümchen gepflückt und eingelegt ins Büchlein. — Dieser Poesie gilt allerdings, wenn auch nicht der „Duetschrnbaum," so doch Maienblümchen und Gelbveigelein über Alles. Das sind die Elemente, die Anfangsgründe der schwäbischen Lyrik, eine heitere Naturbetrachtung, der jeder Baum, jeder Strauch bedeutsam ist. — Wer liest nicht Karl Mayer's Verse mit einem unendlichen Wohlgefallen — es ist wahr, nichts Weltüberwindendes, Weltbezwingendes ist darin, aber eine stille Anmuth, eine liebenswürdige Gemüthlichkeit, nach der wir uns in den „Welt-Schmerzen und Stürmen" vergeblich sehnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

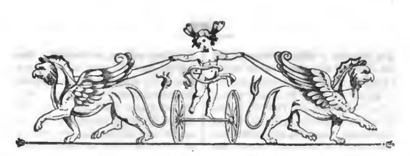
[Marheineke gegen Görres.]

Endlich ist die Geschichte mit dem Erzbischof von Cöln, mit der katholischen Kirche und dem Papst, und allem, was dran hangt, auch aus dem Standpunkt protestantischer Confession und Wissenschaft besprochen worden. Der Doctor der Theologie, Oberconsistorialrath und Professor Marheineke hat in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik eine Recension des Athanasius von Görres geliefert, die den ganzen Handel von Grund aus erläutert und in seiner wahren Gestalt und Bedeutung darstellt. Hier wird unumwunden die ganze Wahrheit gradezu herausgesagt, furchtlos, würdig, scharf, und dabei doch mit großer Feinheit und Gewandtheit, ja sogar mit Laune und Witz. Ein Meisterstück dialektischer Entwicklung und gediegner Folgerungen! Die Freunde Luther'scher Polemik finden dieselbe hier im Lichte der neuesten Zeit. In Berlin sagte Jemand, der Artikel sei wie eine Baarzahlung in klingendem Courant.

[Neugriechische Sprichwörter.]

Seit die Deutschen in Griechenland sind, gibt es in dem an Eseln reichen Athen ein Sprichwort, welches Schwarzwälder in seinen trefflichen „Erinnerungen an Griechenland" übersetzt: O Athen, des Landes erste Zier, wie viel Esel hausen jetzt in Dir. Auch ist das Stichwort auf die Barberini in Rom schon auf die Baiern übergegangen: quod non fecerunt Barbari faciunt Bavari; Schwarzwälder's „Erinnerungen an Griechenland" sind überhaupt durch die Aufschlüsse, welche sie über den Zwiespalt zwischen Deutschen und Griechen und über dessen letzte Gründe geben, sehr interessant.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 101. — den 24. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Nun aber muß sich die Poesie mehr in die Ferne und unter die Leute machen, muß Welt und Menschen kennen lernen, ihnen ihre Geheimnisse abfragen, so weit sie gutwillig und gerne antworten; denn so weit versteigt sie sich noch nicht, daß sie mit Goethe ausriefe: es muß heraus und sollte der Stein es verkünden müssen.

Eine gesunde, joviale Natur tritt vor uns, den Knotenstock in der Hand bringt sie durch Berg und Thal, in Stadt und Land und horcht, woher die seltsamen Töne kommen. Gustav Schwab ist ganz ein Mann des unmittelbaren Lebens, frisch und froh auf der Wanderschaft und im einfach geselligen Kreise. Er quillt von Gesundheit und Lebenslust — sehen Sie ihn nur an, wie rothwangig er ist, wie gut es ihm schmeckt — und desto besser, je mehr diese Welt, „die vergehen muß," das memento mori ihm zuruft.

„Laß Dich nicht den Frühling täuschen —
Lauschest Du, so ist's der Tod."

Das aber darf das Leben nicht vergällen, genießen wir's, weil es da ist.

„Noch schwillt, du halbgeschloßner Mund
Das Lied auf meinen Lippen,
Auch leerst du Becher noch zu Grund
Und weißest nichts vom Nippen.
Du Brust auch bist noch weit und warm,
Und Du selbst bist nicht welk, mein Arm!
Ich bin ein Mann und sterbe,
Ich fühl's mit Lust und lebe!

Wer singt ihm das nach? Etwa Laube, der Schwab's gutes, dickes Aussehen beneidet? Nein, lustig gelebt und fröhlich gestorben, das heißt dem Teufel und dem Neide die Rechnung verdorben! das ist der immer frohe und frische Musensohn, wie er rüstig die Becher zu Grund leert — die akademische Tradition feiert den Helden noch jetzt — und wie er endlich auszieht, sein Pereat dem Carcer bringend und den Straßen grad und krumm Lebewohl zurufend. Wo geht es hin? An den Rhein, auf die Alp, an den Bodensee, auch wohl in ein ferneres Land. Und so frisch und frei er ist, so fromm ist auch der joviale Mann:

„Singen möcht' ich Liederweisen,
Meinen Herrgott möcht' ich preisen,
In dem Tempel möcht' ich stehen..."

Nun steht er wirklich darin und erbaut seine Bauern, die, wie ich aus guter Quelle weiß, ihn hoch verehren, sonntäglich von der Kanzel herab. Der stuttgarter Professor ist bekanntlich seit einiger Zeit Pfarrer in Gomaringen bei Tübingen, wo er in ländlicher Muße von den lästigen Gästen und Besuchen, von denen er doch nur „des Teufels Dank hatte," ausruht. Schwab ist recht eigentlich der Gevatter der jungen Lyrik, fast alle Poeten derselben hat er aus der Taufe gehoben, gastfreundlichen Sinnes öffnete er jedem Anliegen sein Haus. Er

kam in neuerer Zeit besonders in Mißcredit dadurch, daß er Heine's Bildniß nicht auf sein Banner sticken wollte. Es ist wahr, die kleinliche Mäkelei kann nicht ganz entschuldigt werden, obgleich es keines übergroßen Puritanismus bedurfte, um dem Heine von 1836 den Zutritt zu verwehren, den der von 1826 ohne Weiteres erhalten durfte. Sie wissen übrigens, wie billig und anerkennend, ja bewundernd sich Schwab in Recensionen über Heine ausgesprochen hat. Schwab stand damals unter Einflüssen — Stuttgart ist gar fromm —, denen er sich nicht so leicht entziehen konnte; er war auch der Pietät etwas schuldig und sein Schwabenthum konnte er nicht mit Rückert'scher Unbefangenheit vertauschen. Er ist und bleibt doch ein Ehrenmann.

G. Schwab wurde von Uhland auf das romantische Element hingeführt, weniger wohl durch ursprünglich genialen Instinct. Man sieht es, er läßt die Stoffe an sich kommen, wie sie sich bieten, er sucht nicht lange, er greift einfach zu. Begleiten Sie nur den Beschreiber der „Neckarseite der schwäbischen Alp" und des „Bodensees" auf seinen Fußwanderungen über die schönen Gaue, die grünen Wälder, an den Rebenhügeln auf und ab zu den verfallenen Bergen und alten Capellen, immer im Volke, mitten in der Natur; wie müssen Hohenstaufen, Teck, Hohenzollern rc. ein Schwabenherz anregen; wie muß es aufjauchzen beim Anblick alter Größe, beim Anhören der schönen Sagen und Mähren, Mythen und Lieder, von denen das Schwabenländchen so voll ist. Da durfte der Empfängliche nur Augen und Ohren aufthun, er durfte nur hineingreifen in den wuchernden Stoff, um die reichste Ausbeute zu machen. Aber der Genius mußte sich bei der Verarbeitung schon in der Wahl des Stoffes bewähren. Nicht jede Legende, nicht jede Rittersage, nicht jedes Volksmährchen hat Gehalt und Kern genug, um zu einem dichterischen Producte verselbstständigt zu werden. Leicht mochte ein Anhauch von Poesie — und wo wäre die nicht allenthalben in der Sage — blenden und zu Bearbeitung des Unbedeutenden verlocken. Das begegnete manchmal unserm Dichter. Er hörte mit gierigem Ohre, nichts fiel ungenützt zu Boden und mit leichter Mühe wob sich das Romanzen-Mäntelchen um die dünne Gestalt. Anders freilich wußte fast immer Meister Uhland den Schwerpunkt herauszufühlen, den Gehalt zu ertiefen und in die unscheinbare Form die Unendlichkeit der Idee hineinzugießen. Diese zittert denn auch durch jedes Wort und tönt wundersam nach, wie Glockengeläute, wie ferne, süße Musik. Dieses Nachtönen ist die Probe aller Poesie, es ist die unmittelbare Bedeutung des ideellen Gehaltes. Niemals nämlich vermag die Idee — wenn sie voll und wahr gefaßt wird, ganz in die Erscheinungsform einzugehen, kein Gefäß ist ihr ganz adäquat: sie durchdringt es wohl in allen Poren und Fugen, verklärt, vergeistigt das Material, aber ein Ueberschuß muß immer bleiben. Dieser wird still und unwillkürlich das Gemüth anregen, die Phantasie, unsre ganze Mitleidenschaft in Anspruch nehmen und seine Unendlichkeit, die Seele des Gedichtes unmittelbar im Ton als Gesang und Musik aushauchen.

Ohne Widerrede ist unserm Schwab dies mehr als einmal herrlich gelungen, aber während die Poesie durch so manche schöne Gedichte hindurchblitzt wie Wetterleuchten, kommt sie in manchen andern auch kaum zum ersten Dämmerschein. Der Stoff ist zu leicht, er könnte die Idee nicht ertragen, wenn sie auch der Dichter hineinzulegen vermöchte. Was nicht ursprünglich mit der Anlage zu einem allgemeinen, unendlichen Gehalte geboren ist — und den muß der Dichter herausfühlen — dem wird er schwerlich jemals anerzogen werden. In solchen Fällen greift Schwab gern nach seinen Kunstgriffen — er läßt die Natur in den Chor einstimmen, bringt Dies und Jenes, das ihn Volkspoesie und Shakspeare lehren; aber Alles hat seine Zeit und seinen Ort. Wo das Gewebe nicht ursprünglich angezettelt ist für einen solchen Einschlag, da heißen alle Donner und Wetter nichts. Eine Unfähigkeit, die Stoffe zu gewältigen, zeigt er auch in den häufig eingeflochtenen Notizen über Zeit, Ort, Sitte, Tracht u. s. w. Die vollendete poetische Anschauung führt uns mitten in die Sache, sie gibt im Vorüberfluge Alles zu sehen und zu hören, sie wendet sich an das geistige Auge und Ohr. Ist die Phantasie einmal urkräftig angeregt, so wird sie mit innerer Nothwendigkeit sich die Gestalt in ihrem Innern auferbauen, eine leise Andeutung und ein Tritt regt dann tausend Fäden, ein Schlag schlägt tausend Verbindungen. Die Kraft und Pracht dieser prägnanten Kürze zeigt uns Uhland. Er ist seines Stoffes ganz Meister; indem er ihn ganz neu bildet, aus der Errungenschaft seines Geistes ihm das Beste mitgibt, erhalten wir ihn gerade in ursprünglicher, ureigener Schönheit. Dagegen ergeht sich Schwab gern in gedehnter Erzählung; er macht zu viele Verse. Von einem Gedichte verlange ich, daß Anfang und Ende sich zu einem organischen Ganzen vermittle, daß sich der Stoff in seine ideelle Wesenheit verdichte, und wo man ihn anfaßt, vom Geiste durchdrungen sei; schon der erste Ton muß den letzten nicht blos vorbereiten, sondern in sich schließen. Ich glaube, ein gutes

Gedicht muß im Kopfe des Dichters, wo es entsprungen, auch vollendet, d. h. in seiner wesentlichen Form verarbeitet und ausgebildet sein. Von Goethe ist es bekannt, daß er seine Gedichte Tage lang mit sich herumtrug, dann erst sie aufschrieb, Wochen lang feilte und dann für immer verließ. Nur wenn der Gedanke die volle Zeit ausgetragen ist im warmen Mutterschooße des Genius, mag er sich bis in das äußerste Glied organisch entfalten und zu einer gediegenen Gestalt abrunden, so daß eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe webt und lebt. Sicherlich ist das bei Uhland's meisten Producten der Fall gewesen, und unverkennbar schlägt aus manchem Gedichte Schwab's dir milde Blutwärme der innigsten Poesie in rosige Wangenblüthe heraus. Doch ist er öfters nur Sammler und Versificator.

Der poetische Beruf und Charakter des Meisters und des Schülers läßt sich deutlich in ihren poetischen hors d'oeuvres erkennen. Uhland gibt Sagenforschungen, Schwab sammelt die „schönsten Sagen" aus alter und neuer Zeit. Jener stellt Ihnen in „Walther von der Vogelweide" die Pracht des schwäbischen Minnesanges vor die Augen; dieser beschreibt die schwäbische Alp und das schwäbische Meer — den Bodensee. Schwab fliegt aus wie die Biene und nippt leicht und behende an den Blumen der Aue und Sage, Uhland sitzt verschlossen in der Zelle und verarbeitet das Feingeheimste zum süßen Honigseim.

So ist auch Schwab nur ein Vorläufer, nur eine Voraussagung höherer Entwickelung. Es bedarf noch mehr als eines Mittelgliedes, bis wir die Höhe ersteigen, auf der Uhland's Muse thront. Zwei Elemente haben wir — K. Mayer brachte von seinen Spaziergängen Blumen und Bilder, Schwab legt Sagen und Mährchen, die er auf seinen Ausflügen gesammelt, zu den Füßen der Muse. Aber diese muß nur haushalten und sparen lernen, sie darf nicht Alles alsbald wieder verausgaben, sondern muß einen innern Fond und Grundstock sich zu erringen suchen. Noch waren bisher die Gegenstände aus der Natur und Menschenwelt nur fremd und ferne, das eigene Herz durfte und konnte sich nicht an sie erschließen und wesentlich an Ihnen sich ergänzen. In der Liebe erst geht das Herz auf, die innerste Quelle öffnet sich. Aber keinem schwäbischen Dichter lächelt sie Gewährung, es gilt einem höhern Ziele, als irdischer Minne, die Arme der Armida durften die Arbeit an dem Innersten nicht stocken lassen.

Karl Mayer heißt, ein andrer Josua, den Lenz still stehen, „bis sie nicht mehr verziehen mit ihrem Gruße will." Und Schwab, der Moses der Liebe, gesteht:

„In das gelobte Land der Liebe
Hab' ich nur einen Blick gethan:
Drum, ob ich tausend Lieder schriebe,
Sind sie nur alle Traum und Wahn,
Ich selbst weiß nicht, was ich gesungen
Von Liebeslust und Liebeslicht:
Es floh mir stammelnd von der Zungen;
Was ich gepriesen — ward mir nicht."

Und Kerner ruft dem Freunde zu:

„Wohl gehest du an Liebeshand
Ein überfel'ger Mann
Ich geh' allein, ...
Du ruhst in zarter Frauen Arm,
Am Rosenmund voll Duft
Einsam geh' ich ...
Wohl hat noch nie ein Mädchen
Mit Liebe mein gedacht
Noch nie mir stille Freude
In Wink und Kuß gebracht."

Wie aber? sollen wir lachen oder weinen über den blöden, schüchternen Jüngling; was schmachtet der Unbeherzte, warum läßt er sich nicht sehen und hören, warum wirbt er nicht um den Preis? „Mädchen und Burgen müssen sich geben — Kühn ist das Mühen, herrlich der Lohn!" So singt wohl ein Goethe, aber

„Auf den Lippen schwebt die Bitte
Und die Seele glüht im Blick,
Doch das Recht, die strenge Sitte,
Scheuchen Herz und Wunsch zurück."

So G. Pfizer und auch Uhland muß sagen:

„Ihr Brüder, was sollte das Sträußlein mir?
Ich hab' ja kein liebes Liebchen, wie ihr!"

Gern glauben wir daher G. Pfizer'n, wenn er singt:

„Du, der ich tausend Reize lieh
Bist nur ein Kind der Phantasie."

Naiv und offen gesteht Mörike, daß es nur „Scherz" sei:

„Doch wer etwa
Einen kleinen Zweifel möchte haben
Nun, der frage nur das Mädchen selber
Die wird ihn — noch zierlicher belügen."

So tönt uns stets der Klagrefrain W. Zimmermann's entgegen:

„Soll ich meine Tage denn vertrauern
Wo sich Alles liebend, sehnend sucht
Und sich findet, von dem Baum der Liebe
Brechen ach! nicht eine Frucht? — —"

Waren bisher die Schätze aus Natur und Volk wie gewonnen so zerronnen, so sollte die üppige, sich füh-

lende Jugend nun entbehren, sich beschränken, und dadurch Kraft und Mittel für eine größere Aufgabe sammeln. Erst einwärts, dann erst mit dem vollen Gehalte wieder nach außen. Die Liebe, die unbefriedigte Liebe, bildet nur den Grundstock, den Fond des innern Lebens, in dem sich das Gemüth vertiefen und zu einer nachhaltigen Wärme aufbewahren mag. Hier zum ersten Male leuchtet das Ideal im Busen auf, aus der Weite und Fremde des Natur- und Volkslebens zieht das Gemüth seine Fühlfäden in das Innere zurück und baut sich hier eine reine geistige Stätte, den Tempel der Schönheit auf. Diesen Cultus der idealen Schönheit, im Gegensatz zu der bisherigen Naturschönheit spricht W. Zimmermann aus:

„Hell frühlingt es in unsrer Brust
Wie draußen auf dem Feld,
Wir fassen uns mit warmer Lust
Und lieben alle Welt.
Der Schönheit sind als Priester wir,
Der Liebe zugethan,
Und alle Blumen im Revier
Seh'n wir als unser an.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Kiamil Pascha, das Sonntagsgesetz.]

— Die grauen Straßen Berlins erhalten schon durch die fremden Uniformen, die sich allmälig hier zeigen, einige bunte Conturen. Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse! pflegt man zu sagen, und diese Redensart ist classisch geworden für unsere ereignißlose Zeit. Berlin wird aber bald ein wahres Völker- und Monarchen-Theater darbieten, und der Congreß, dem man außer dem Frühlingsmanoeuvre auch politische Zwecke, die aber gewiß nur Nebenzwecke sein werden, beilegt, wird, wie man sagt, einen Kaiser, zwei Könige und mehrere andere fürstliche Häupter herbeirufen. Man kennt den Enthusiasmus der Berliner bei solchen Gelegenheiten! In dem Herzen der Berliner zündet schon ein fremdartiger Federbusch, der durch die Straßen weht, und eine rothe Uniform, die gegen die heimischen Farben schreiend absticht, macht ganze Gruppen voll Bewunderung stillstehen. Bis jetzt, ehe die andern großen Dinge kommen werden, beschäftigt sich die erregbare Phantasie des niedrigeren berliner Volkes noch mit dem vermeintlichen Harem, welchen der kürzlich hier eingetroffene Repräsentant der ottomanischen Pforte, Kiamil Pascha, mit sich gebracht haben soll, und man setzt selbst Zahlen der ihm zugehörigen Weiber in Umlauf, wobei Gevatter Schneider und Handschuhmacher wohlgefällig schmunzeln. Leider ist aber Herr Kiamil gänzlich ohne alle Georgierinnen und Circassierinnen hier eingetroffen, und dürfte auch wohl keine Aussicht dazu sein, ihn in dieser Vollendung seiner türkischen Herrlichkeit hier zu schauen. Man wundert sich aber, daß Kiamil Pascha weder Französisch noch Englisch spricht, weshalb auf den ihm veranstalteten Diners alle Unterhaltung vermittelst des Dollmetschers geführt werden mußte.

Vor einiger Zeit sah man hier bei dem Hofbuchbinder Voigt eine kleine, aber höchst werthvolle Handbibliothek, die als Geschenk des Prinzen August für den türkischen Sultan kostbar eingebunden wurde und aus Werken verschiedener Sprachen und Gattungen, besonders aber historischen und militairischen, bestand. Sie sehen, wie lebhaft und gegenseitig verbindlich unsere Wechselwirkung mit der Türkei geworden, ein ohne Zweifel interessantes Schauspiel! Für jetzt sind aber die Türken nur zu bedauern, wenn sie Cultur und Gesittung von uns annehmen, besonders in ihren jetzigen halbmodernisirten Trachten, in denen sich ihre markirten Physiognomieen ganz unglücklich ausnehmen.

Endlich sind auch bei uns die längsterwarteten gesetzlichen Verordnungen über das strengere Begehen der Sonntage und religiösen Feiertage erschienen. Dieselben sind jedoch milder ausgefallen, als man dachte, und gleichen noch lange keinem englischen Sonntagsgesetz. Sie beschränken sich vornehmlich darauf, daß in der Charwoche künftighin keine Bälle mehr stattfinden sollen, und den auf ein lautwerbendes Geschäft angewiesenen Handwerkern das Arbeiten am Sonntage gänzlich untersagt ist. In einigen frömmelnden Zirkeln unserer Hauptstadt mag man sich wohl stark mit dem Gedanken getragen haben, daß im streng pietistischen Sinne ein Sonntagsgesetz auch bei uns zu Stande gebracht werden könnte; aber man sollte bedenken, daß ein solches mit der Gesinnung der hiesigen Bevölkerung in einen beständigen Widerspruch gerathen würde. Die bekannte Vergnügungslust der berliner Volksklassen ist gewissermaßen unüberwindlich und dürfte sich am allerwenigsten durch einen dumpfen und lebensfeindlichen Pietismus irgendwie dämmen lassen. (D. B. f.)

Notizen.

[Universal-Conversationslexicon.]

Die belgische Buchhandlung in Leipzig brachte bereits No. 15 dieses wirklich universellen, mit ausgezeichneter Sorgsamkeit gearbeiteten Lexikons. Es geht bis Ei.

[Anekdote von Gleim.]

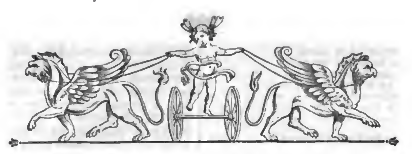
Dr. Klein's baltische Blätter brachten eine Anekdote vom alten Gleim, die uns unbekannt war. Gleim haßte alle Reime auf seinen Namen, auf den sich das Wort Reim selbst reimte. Bei einem Gastmahl in Halberstadt begann der witzige Bürgermeister:

Hoch lebe Vater Gleim,
Er ist der Freundschaft Leim. —

Der Poet fiel ihm ins Wort und rief:

Und der Herr Bürgermeister,
Er ist der Freundschaft Kleister.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags —— 102. —— den 25. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

W. Zimmermann ist ein weniger bekanntes Talent. Auch er war Theologe und zu seinem Unglück.

„Eng in dumpfen Klostermauern
Mußt' ich meinen Mai vertrauern,
Doch in schwerer Wetterstund
Bliebst du meine Sonne immer,
Sanften Regenbogenschimmer
Malend auf den düstern Grund."

„Mit Gelehrsamkeit gedüngte,
Schwarze Kutten, bösgezüngte,
Senden ihre Pfeile mir,
Aber treu und ohne Sorgen
Unter deinem Schild geborgen,
Opfr' ich, ew'ge Schönheit, dir!"

Hier kommt zum ersten Male die Abstraction in den Kreis der schwäbischen Lyrik. Der concrete Gegenstand wird zum Ideal verflüchtigt, das Zeitliche zum Ewigen, das Diesseits zum Jenseits. Das Herz, das sich nicht ausweiten kann ins Leben, muß sich in sich verschließen, und im innern Heiligthum mag es eben so verdorren, als zu innerer Lebenswärme sich entzünden, um aufs neue urkräftig in die Welt herauszuleuchten.

W. Zimmermann hat eine leichte, silberhelle, schon etwas in den Mondschein hinüberspielende Poesie. Sie beginnt bereits zu nachtwandeln und läuft bald mit ihm davon. Er vergeudet sein Talent an Klatschblätter und leichtfertige Bücherfabrication — das ist das Ende vom Liede.

Sie ahnen, wo wir angelangt sind — bei der Poesie des Herzens, des kranken, blutenden, sterbenden Herzens.

„Denn frühe schon ergriff mich tiefe Trauer
Und hat das Herz mir bis zum Tod durchdrungen,"

singt Kerner. — Das Subject, unbefriedigt wie es ist, sammelt sich aus der Zerstreuung der Außenwelt, zieht in sich selber ein, um Welt und Leben im Grunde des Gemüthes in poetisches Blut und Saft aufzulösen. Aber da wird es zu eng, das unendlich Quellende und Wogende hat keinen Ausfluß, kein Object, die leichte Circulation ist gehemmt, vor Ueberfülle erkrankt das Herz:

„Ablegen doch kann nimmer
Der Müde eine Last,
Die träge er fühlend immer
Durch Berg und Thal ohn' Rast,
Die schlägt oft wie ein Hammer
An seine Brust mit Schmerz:
Das ist in enger Kammer
Das volle Menschenherz."

Diese Vollblütigkeit liegt wie ein Alp auf der schweraufathmenden Brust — wo ist das Gefäß, in das die Wasser des Lebens abfließen könnten, damit sie nicht verdicken und versumpfen? Hinter sich hat das Subject die Natur, vor sich die Menschheit mit ihrem Treiben, mit ihren Mühen und Kämpfen des Geistes, der sich zu sich selbst befreien will. Wohin wird er sich wenden?

„Ich hab' mich stets gehalten
An die Natur so warm,

Die Menschen ließ ich schalten,
Gott! — die sind kalt und arm!
Daß ich trag Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun,
Natur ließ mich gesunden,
Sie lassen mich nicht ruhn."

Dru'm

„Laß ganz der Menschen Streben,
Sei wieder frei gegeben
Der alten Einsamkeit."

Nicht die Natur in ihren einzelnen Erscheinungen, nicht der Vogel im Fluge, nicht der Duft und Glanz der Blumen kann mehr ausreichen, nur eine vollständige Versenkung in das Naturleben selber, ein Zurückgehen und Aufgehen in ihren Schooß scheint heilen zu können.

„O könnt' ich einmal los
Von all dem Menschentreiben,
Natur, in deinem Schooß,
Ein herzlich Kind verbleiben,
Doch ist das Treiben mir
So fremd und so unherzlich,
O Mutter, ach, nach dir
Zieht mich ein Heimweh schmerzlich!
Wie ist's ergangen mir,
Daß ich verirrt so lange!
Mutter zu dir, zu dir!
Wie ist's mir weh und bange!
Bis ich wie Blum und Quell
Dir darf am Herzen bleiben,
Mutter! o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben."

— „Läg' ich an dem Mutterherzen
Der Natur wie Erd und Baum,
Säng' ich lust'ge, farb'ge Lieder,
Spielt ich wie ein herzlich Kind,
Jetzo wein' ich, bis ich wieder
Die verlorne Mutter find'!"

Auf diese Weise wird die Abstraction von der Wirklichkeit vollständig. Der einzige Ausweg wäre gewesen, vorwärts in das Heiligthum des Geistes zu dringen, die Menschheit zu umfassen, in ihr Treiben sich einzulassen, und aus dem Durchdrungenen den idealen Gehalt herauszugreifen. Allein so schnell geht es nicht, zu diesem Ziele gelangt dieser Geist wohl auch, aber auf Umwegen. — Statt den Menschen in seiner Wirklichkeit anzugehen, in den Reichthum des Geistes und Lebens vorzudringen, um die einzelnen Gestaltungen und Offenbarungen zur allgemeinen Weihe zu bringen, hält er sich an dem Abstractum „Menschentreiben" ein Schreckbild vor, das er nicht sieht, das, eine nebelhafte Vorstellung, natürlich kalt und arm erscheinen muß. Was denn dieses Menschentreiben eigentlich sei, denn „kalt und arm" ist ja nur Verneinung, kann der Dichter nicht sagen, der dieses Ringen und Mühen der Geister fühlt, den es immer wieder aufstachelt aus der traumartigen Versenkung in die reine Stille und Leere der Natur, den es aber stets nur verwundet und abstößt, weil er mit der Gluth seiner Empfindung, mit der Wärme seines vollen Herzens nicht so unmittelbar an dasselbe kommen kann; vorwärts also kann es nicht gehen, aber eben so wenig rückwärts. Die Natur bietet sich nur dar in einzelnen, schnell vergänglichen Erscheinungen, keine ist fähig, ein volles Herz in sich aufzunehmen. Der Vogel entflieht, der Frühling vergeht, das Grün verbleicht — es bleibt nichts übrig, als das leere Abstractum: Mutter Natur. In diese sind die einzelnen Erscheinungen verflüchtigt, es ist eine absolute Tiefe und Leere, eine chaotische Unbestimmtheit, ein Nichts — und im Grunde nur die unbeschreibliche Leere des eigenen Herzens, das allen concreten Stoff in sich aufgelöst hat, aber unfähig ist, eine neue Welt aus sich zu gestalten. Dieses Nichts der leeren Empfindung, dieser Schmerz und diese Sehnsucht nach lebenskräftigem Inhalt wird nun in das Nichts der Natur hinüberempfunden, Schmerz ist der Grundton derselben:

„Weh, o weh, daß ihr nicht fühlen
Könnet, wie wir Blumen fühlen!
Unbeschränktes Hoffen, Sehnen,
Breitet aus die zarten Zweige,
Blauen Aether zu umfangen,
Leiden, fühlen, sinnig blicken,
Duften, blühen, stummes Singen — —

„Doch Ihr versteht nichts von diesen Dingen," .... weil sie nichts sind. Freilich ist in dieser Natur kein lebendiges Treiben und Ringen, es ist nur ein Seufzen, ein Fühlen und Sehnen — das leere Einerlei. Indem der Dichter sich ganz in die Natur hineinempfindet, hat er sie in sich selber hineinvertilgt. Und doch ist der Geist eben auf diesem Umwege seinem Ziele näher gekommen. Erst hat er die Menschheit in das Weh seines Herzens aufgelöst, dann dieses in die Natur verlegt und sie so in sich hereingezogen, so hat das Herz allen Inhalt in sich, das Universum ist in Eins zusammengeronnen — aber die Gestalt, die Form ist absolut vernichtet. Die Scheidewand zwischen Mensch und Natur ist nun freilich im Herzen, in das beide verflüchtigt sind, aufgehoben, der Mensch fühlt sich der Natur verwandt, was in ihm ist, ist in ihr, keines braucht also vor dem andern und seinem Treiben zu fliehen: im Geiste sind sie Eins — aber nicht im Geiste, der in wachem Selbstbewußtsein das

Getrennte zur Idee vereint, sondern im Herzen, das alle Unterschiede, alle Form in das unbestimmte Weben einer Empfindung zerfließen läßt. Es findet Alles in sich, aber es weiß nicht wie und was, und findet bei allem Suchen und Sehnen — Nichts. Natur und Menschen haben die Bestimmtheit der Form ausgezogen, es ist ein trübes Land, es ist Nacht, nur hier und da streift ein Nebelschatten an uns vorüber.

So werden die extrahirten Gestalten als Geister entlassen und Blumen rc. und Menschen führen als gespenstige Schemen den tollen Spuk ihrer Schattenspiele auf. In absoluter Verwandlungsfähigkeit geht nun Alles in und durch einander; keine Form ist in ihrer Concretheit, keine Gestalt in ihrer realen Bestimmtheit gelassen, Alles ist porös und durchsichtig wie die Bilder des Traumes. In Nacht und Nebel, im Zitterschein des Mondes streifen sie „heimathlos" dahin.

Natürlich, daß in diesem losen Spiele, in dieser absoluten Flucht das Dichterherz keinen Frieden finden kann. Keiner dieser Schatten vermag den unendlichen Gehalt des übervollen Herzens aufzunehmen, was es in ihn übergießen will, zerrinnt alsbald in das gestaltlose Schattenleben. Sodann steht der Dichter dennoch mitten in der Wirklichkeit des Lebens, des Berufes rc. Jenes wie dieses Bewußtsein spielt humoristisch in das Schattenleben hinein. Doch ist es kein rechter Ernst mit diesen Scherzen, weil — zu viel Ernst und Wehmuth da ist; das Menschentreiben ist ihm ja von Anfang an nur eine trostlose Kälte und Armuth, und seine Geisterwelt ist nicht die mit dem absoluten, concreten Inhalt erfüllte Idee, die lebenskräftig genug wäre, sich von der gemeinen Wirklichkeit den Fuß stellen, sich auslachen zu lassen, und doch alsbald wieder, gereinigt von allem Staube des Irdischen, in idealer Höhe zu glänzen. So ist es bei Jean Paul, der in der einen Hand die Idee in ihrer urkräftigen Bestimmtheit, in der andern die baare, volle Wirklichkeit dieses Lebens hat, und keck und heiter eines in das andere wirft. Aber Kerner hat hier und dort ein Nichts, eine zum voraus abgeschätzte absolute Werthlosigkeit — sein Humor ruht nicht auf dem festen Boden wirklicher, lebendiger Gegensätzlichkeit, es sind „Blumen, einem Grab' entsprossen." So ist und bleibt das ganze trostlose Dämmerleben ein somnambuler Seufzer, ein Wehen der melancholischen Aeolsharfe, ein überseliges und doch todtkrankes Empfinden, ein geheimnißvoller Zauberhauch auf der Maultrommel, die ja Kerner so liebt. „Es war der Gesellschaft anfangs, als vernähme sie die wunderbarsten Töne ganz in der Nähe, bald vor, bald hinter sich, dann aber entfernten sie sich immer mehr, stiegen aus der Tiefe weit in die Luft, und nun, nun waren kaum einzelne hörbar, wie kleine Silberglöckchen, bis der letzte Ton wie ein Stern in blauer Ferne verlosch. Da fielen alle Zuhörer mit dem letzten Tone wie aus der Luft und wagten wieder auf der gewöhnlichen Erde Athem zu schöpfen."…. Wagt es auch Kerner wieder? Auf Augenblicke, und in diesen schenkt ihm die Muse den goldenen Wein in das Krystallglas, das er den Manen des Freundes zutrinkt, da geht er zu Sterbenden und Lebenden, vermählt sich mit den guten Geistern der quellenreichen Tiefe, und feiert alle Treue und Untreue, Liebe, Lust und Leiden in einem, kräftigem Gesang.

„Doch bald verschwand der Wunderfrühling wieder;
Er durfte sich nicht senken in dem Thale,
Im Fluge streift er nur der Erde Gipfel."

So singt von ihm Freund Uhland. Natürlich; die Welt ist zerstört, in die Tiefe des Herzens das Leben eingeschmolzen, unmittelbar kann es sich nicht mehr an uns entäußern und Wohnung in ihm machen — wie sollte die Vermittlung vollendet werden? wo wäre der Zauberkessel, der ihm den wahrhaften Verjüngungstrank für sich und die Welt reichte? Einen festen, bleibenden Kern sich abzusondern und zu idealer Gestaltung zu vollenden, dazu fehlt die Kraft. In dem Wogen und Fließen des Herzens schießen zwar einzelne köstliche Krystalle an, aber es fehlt der Schwerpunct, an dem sich die nach Gestaltung strebenden sammeln und verdichten könnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

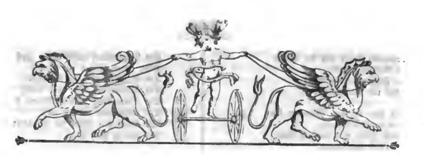
Aus Berlin. (Beschl.)

[Goethe's Faust auf der Bühne, Seydelmann als Mephistopheles.]

Ein Ereigniß in der Theaterwelt ist die Aufführung von Goethe's Faust zu nennen, sowohl durch die Form und Bearbeitung, in welcher dieselbe stattgefunden hat, als weil uns Seydelmann darin zum ersten Mal seinen berühmten und vielbesprochenen Mephistopheles producirte. Was zuerst als das Merkwürdige bei dieser Aufführung hervorstach, ist die, so zu sagen, melodramatische Form, die man dem Goethe'schen Gedicht durch die theilweise Combination mit der genialen Radziwill'schen Musik und mit einigen andern dazu vorhandenen Tonsetzungen von Lindpaintner gegeben. Diese Veranstaltung soll auf höhern Wunsch und Anlaß getroffen sein, machte aber, wie zu erwarten stand, in Verbindung mit dem Gedicht selbst keineswegs eine solche Wirkung, daß sich die Vermählung dieser Schöpfung mit

der Musik dadurch als eine nothwendige erwiesen hätte. Die unter der höchsten Weihe des Genius entstandene Musik des verewigten Fürsten Radziwill wird für sich selbst auf dem absolut musikalischen Gebiete stets ihre große Geltung haben als erhabenes und spirituelles Kunstwerk, aber das Gedicht, aus dessen Umarmung sie geboren worden, duldet in seiner selbsteigenen Darstellung diese hinzutretenden musikalischen Elemente gewissermaßen nur widerstrebend, oder drängt sie dermaßen zurück, daß sie bedeutungsloser dabei erscheinen, als sie an sich sind. Da es aber bei dieser Aufführung auch nicht darauf ankommen sollte, der musikalischen Composition des Faust ihr vollständiges Recht zu geben, sondern nur einzelne Partieen von dem Bühnenbearbeiter, wie es ihm gerade passend erschien, dazu ausgewählt wurden, so hätte man lieber diese Hinzuthat der Composition noch mehr beschränken und lediglich die meisterhaften Gesänge derselben, mit Ausschluß des Recitativischen, für die Aufführung beibehalten sollen. Was diese Bühnenbearbeitung, die in 6 Acten gegeben wurde, in dramatischer Hinsicht anbetrifft, so rührt dieselbe, dem Vernehmen nach, von Seydelmann her. Vieles an der getroffenen Einrichtung erscheint durchaus lobenswerth und sind auch der Prüderie nicht gerade allzu viele Concessionen dabei gemacht worden, was eine besonders zustimmende Anerkennung verdient. Daß das Goethe'sche Gedicht auf der Bühne vieles Wesentliche fallen lassen muß, ist eine Sache für sich, die nur unter dem Gesichtspunkt zu betrachten ist: ob der Faust überhaupt zur theatralischen Darstellung gelangen darf? In dem aber, was der Geschicklichkeit des Bearbeiters zuzurechnen ist, dürfte nur die Scene Gretchens mit dem bösen Geist einem gerechten Tadel unterliegen. Dieselbe ist mit einer so plumpen Unwahrscheinlichkeit arrangirt, daß sie nicht nur mißlungen, sondern auch völlig carikirt erscheinen muß. Die Scene ist unmittelbar an den Tod des erschlagenen Valentin angeknüpft, vor dessen Leichnam Gretchen niederkniet, indem in diesem Augenblick der böse Geist, welcher ihr Gewissen mit so entsetzlichen Worten wachrüttelt, hinter ihr sichtbar wird. Zu gleicher Zeit vernimmt man die Gesänge, welche aus der den Hintergrund bildenden Kirche herüberschallen, die Worte des umsinkenden Gretchens aber: „Nachbarin, Euer Fläschchen!" sind dann mit Unrecht beibehalten, oder müssen als Delirium der überwältigten Phantasie gedeutet werden. Sollen wir nun noch ein Wort von der Aufführung auf unserer Bühne sagen, so müssen wir dieselbe, sowohl was die Schauspielerleistung anbetrifft, für ungenügend erklären, als auch daran das zweideutige und precäre Loos, das eine so speculative, mythisch-mystische und allegorische Dichtung wie Goethe's Faust immer in der heutigen Theaterfassung haben wird, von neuem bemerken. Der transcendente Charakter des Gedichts widerspricht in vielen Fällen gänzlich der theatralischen Verkörperung, die nach Innen gekehrten poetischen und speculativen Intentionen müssen oft ihren eigenthümlichsten Gehalt veräußern, wenn sie scenisch werden sollen. Der Faust selbst als Person möchte eine Aufgabe sein, an deren Individualisirung auch das größte Schauspielertalent scheitern dürfte, da es keine Persönlichkeit mit einer bestimmt gegebenen individuellen Physiognomie, sondern vielmehr eine symbolische Allgemeinheit und Idee ist, die im Faust vor die Anschauung hintritt. Nur eine ausgezeichnete Virtuosität im Sprechen der Rolle kann das Zerfließen des Charakters in eine pathetische Allgemeinheit verhindern. Daß die Rolle aber unter den Händen unseres gewöhnlichen Liebhaberspielers Grua noch schlechter fortkam, als es nöthig gewesen wäre, können Sie sich denken. Er sprach den Faust ungefähr so, wie man wohl einen Jaromir in der Ahnfrau declamiren zu hören gewohnt ist. Dagegen muß man die Darstellung des Mephistopheles durch Seydelmann schon gleich von vorn herein als eine originelle Selbstschöpfung bewundern und anerkennen! Alle Rollen Seydelmann's sind vollendete und genau durchdachte Bildwerke, die mit einem scharfen und unverlöschlichen Stempel sich geltend zu machen suchen, und in dieser schneidenden Eigenthümlichkeit des Typus wird vor Allen sein Mephistopheles auf den ersten Blick bemerkbar. Man hat über seine Auffassung des Teufels in den innerlichen wie äußerlichen Bezügen Vieles für und wider geschrieben, und wir wollen diese Debatte nicht hier am Ort durch eine neue Abhandlung vermehren. Uns fehlt in Seydelmann's Teufel das höhere dämonische Element, wogegen wir die diabolische Brutalität, das Thierische des Teufels, allzugrell und ohne bedeutsame Mittelglieder hervorgekehrt finden. Daß er sich hinsichts der Maske, die er in seiner Teufelserscheinung gibt, an den Glauben der Volksmythe gehalten, auf deren Grund auch Goethe sein Gedicht aufgenommen, vermögen wir nicht zu tadeln, obwohl nicht zu läugnen, daß dabei sein Aussehen fast allzusehr in das Ganze eines Puppenspielteufels gerathen. Goethe's Mephistopheles ist einmal ein Weltelement, das im Zusammenhang mit den allgemeinen Kräften der Schöpfung und selbst als eine solche schafft und wirkt, das andere Mal ist er in seiner Eigenschaft als Verlocker und Versucher ein Lebemann, der nach Allem, was sich aus den Scenen seines Auftretens ergibt, in einer ziemlich chevaleresken Gestalt sichtbar geworden sein muß. Die Verschmelzung des Gentlemanartigen im Mephistopheles mit der brutalen Teufelsnatur wäre die wesentliche Aufgabe bei seiner Darstellung, hinter der freilich Seydelmann bei seiner einseitigen, aber höchst entschiedenen und marquirten Auffassung zurückblieb. Indeß muß man diesem höchst einsichtigen und denkenden Schauspieler zugestehen, daß er ein Ganzes vor unsere Augen hingestellt hat, zu dessen Realisirung er sich oft ganz eigenthümliche Mittel, ja selbst Sprachlaute erfunden, die nicht immer subtil gedacht, aber doch meistentheils höchst effectvoll sind. Seydelmann's Mephistopheles ist ein Phänomen eigener Art, keine künstlerische Schöpfung im höheren Sinne, aber ein zuweilen an Genialität streifendes Capriccio des Verstandes. — Das Gretchen der Fräul. v. Hagn war ebenfalls eine sehr schätzenswerthe Leistung, das naive Bürgermädchen gelang ihr vollkommen, und im Aufschwung zum Hochtragischen entwickelte sie viele dramatische Kraft, obwohl manche Partieen ihres Organs dabei störend sind.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 103. —— den 26. Mai 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geisterhöhle.

Nach einer Skizze von Walter Scott, frei bearbeitet von A. L. Beer.

In Waldgesträupp und Tannennacht,
Von Bergen wild umkränzt,
Liegt einer Höhle dunkler Schacht,
Wo nie die Sonne glänzt;
Kein Liebespaar sucht sich alldort
Ein Ruheplätzchen aus,
Der Sage Mund umgibt den Ort
Mit Schrecken und mit Graus.

Vom Blachfeld flieht ein Wandersmann
Mit Schweiß und Blut bedeckt;
Er hemmt den Schritt, er stürmt voran,
Durch jeden Laut erschreckt.
Der Nachtwind steigt, der Nachtwind fällt,
Der Flüchtling hofft und zagt,
Und hinter ihm der Schweißhund bellt
Auf wilder Menschenjagd.

Und näher stürmt der Rosse Huf
Die Hald' entlang zum Wald;
Der Todesschuß, der Reiter Ruf
Schreckvoll dazwischen schallt.
Da fiel der Mondschein auf das Thor
Der Höhle, schwarz und tief,
Die Eule kroch gemach hervor
Vom Dunkel, wo sie schlief.

„Ha jene Höhl' ist wild und rauh
Und kalt ihr feuchter Mund,
Doch muß ich ihrem Felsen grau
Vertrauen mich zur Stund:

Denn kälter ist der Menschen Herz,
Die mich verfolgt zum Tod,
Und zehnmal bitter ist der Schmerz,
Der mir von ihnen droht.

Und ist der Höhle Bau erricht't
Von geisterhaftem Arm,
So fürcht' ich doch die Geister nicht
Wie meiner Feinde Schwarm."
Und näher kommt das Hundsgebell,
Die Rosse schnaufen laut: —
Da hat der Wandersmann sich schnell
Der Höhle anvertraut.

Steil abwärts stürzt er in die Schlucht
Und hört, gleich Wiederhall,
Den Schweißhund, der sein Opfer sucht,
Und zorn'ger Stimmen Schall.
Er wirft voll Angst sich aufs Gestein
Und horcht, und athmet nicht,
Und bebt, bis ins Geklüft hinein
Kein Feindeslaut mehr bricht.

Dann erst beginnt er zornentbrannt:
„Du Geist, der Schlachten lenkt —
O ring' das Schwert aus seiner Hand,
Der mich so hart gekränkt!
Er irre rastlos durch das Land,
Sein Gold der Feinde Raub;
Die eigne Burg zermalm' in Brand
Sein Weib und Kind zu Staub."

„„Mein Gast, dein Wunsch gefällt mir wohl
Und ich versag' ihn nicht!""
Antwortet eine Stimme hohl,
Und es erscheint ein Licht.

Ein Todtenarm streckt aus der Wand
Sich ins Geklüft hinein,
Und jeder Finger an der Hand
Brennt hell wie Fackelschein.

Ein Greis steht bei dem Wandrer hart,
Gehüllt in dunkles Braun,
Mit weißem Haar und weißem Bart,
Doch schreckvoll anzuschaun.
Des Alters Milde hatte nicht
Die Runzeln sanft bedeckt,
Der Teufel sah aus dem Gesicht —
Nicht einmal sehr versteckt.

War fahlblau schon des Lichtes Glüh'n,
Das graß die Höhle malt,
War fahler blau des Auges Sprüh'n,
Das aus der Stirn' ihm strahlt.
Aufs Haupt dem Wandrer legt er schwer
Die Hand, so kalt wie Erz:
„Erfüllt, mein Gast, sei Dein Begehr
Ist kühn und fest Dein Herz;"

„Doch bist Du feig und schwach von Muth,
So dient Dein schwacher Leib
Zur Speise junger Adlersbrut,
Dem Wolf zum Zeitvertreib."
Des Wandrers Stirn färbt dunkle Glut:
„„Ich bin der Prüfung werth.
Mein Arm ist stark und groß mein Muth
Ich baue auf mein Schwert.

Kannst Du beflügeln jene Zeit,
Die meine Rach' erfüllt,
So sei mein Feind dem Wolf geweiht,
Der seinen Hunger stillt.""
Der Braune blickt ihm ins Gesicht,
Daß seine Farb' erblich:
„Ich fürchte," sprach er, „daß Du nicht
Dein Wort hältst. Hüte Dich!"

Er führt durch eine erzne Pfort'
Und Steig' ihn hoch bergauf;
Ein seltsam Schauspiel thut sich dort
Des Wandrers Augen auf:
Die dunkle Nacht war roth erhellt
Durch vieler Fackeln Schein,
Die Höhle schloß, ein steinern Zelt,
Viel hundert Ställe ein.

In jedem Stall gewappnet stand
Ein Roß, gezäumt zumal;
Ein Ritter schlief in jedem Stand,
Baarhaupt, doch sonst in Stahl.
Es hielt ein jeder Ritter gut
In seiner Hand ein Schwert;
Im Angesichte stumme Wuth,
Aufwärts den Blick gekehrt.

Ein Lanzenschaft zwölf Ellen groß
Hing jedem Mann zur Seit';
Am Sattelknopf hing fleckenlos
Ein Schlachtbeil stark und breit;
Der Helm hing in des Pfeilers Mitt',
Der Helmbusch traurig weht' —
Wie durch den Saal der Wandrer schritt
Und wie er stille steht.

So weit der rothe Fackelschein
Des Wandrers Aug' berührt,
So weit stehn auch in langen Reihn
Die Rosse aufgeführt;
Bei jedem lag ein Rittersmann
Im dunklen Waffenkleid,
Und Helm und Rüstung neben an,
Das Schwert zum Schlag bereit.

Doch bebt kein Laut durch diesen Raum;
Wie erdentwachs'ner Stein
Bewegt kein Roß noch Huf noch Zaum,
Kein Ritter Hand, noch Bein.
Todstill ist Alles rings im Kreis,
Des Lebens Athem fehlt,
Nur daß das Echo schaurig leis
Des Wandrers Tritte zählt.

Zuletzt entdeckt sein staunend Aug'
Auf ehrnem Säulenschaft,
Ein Schwert und Horn nach altem Brauch
Für Riesen angeschafft.
Der Greis spricht: „Prüfe Dein Geschick
Und wähle, was Dir werth!
Dein Wohl, Dein Weh, Dein Leid, Dein Glück
Im Horn liegt's und im Schwert."

Zum Schwerte streckt die Hand er vor,
Doch hin ist all' sein Muth, —
Sein schwaches Herz erbebt davor,
Es starrt zu Eis sein Blut.
Er läßt das Schwert und nimmt das Horn,
Setzt leis' es an den Mund;
Da hallt es laut, wie wenn im Zorn
Aufbrüllt der Hölle Grund.

Von Fels zu Fels, von Meer zu Meer
Das Seegestad' entlang;
Von England bis nach Abukier
Erschallt der grause Klang.
Von Schwertgeklirr die Höhl' erbebt,
Die Rosse wiehern wild,
Ein jeder Krieger wacht und lebt,
Schlägt mit dem Schwert aufs Schild.

„Weh!" ruft ein Jeder „feiger Wicht,
Weh, fürchte meinen Zorn!
Was zogst das tapfre Schwert Du nicht
Bevor Du stieß'st ins Horn!

Was rufst Du die Gefahren auf
Bevor Du Dich bewehrt!
Was rufst Du unsre Schaaren auf
Eh Du gewetzt Dein Schwert!"

Aufs Blachfeld fällt der Morgenschein
Und auf der Höhle Thor;
Zermalmt mit blutigem Gebein
Der Wandrer liegt davor.
Und weil verzagt und klein sein Muth,
So dient sein blut'ger Leib
Zur Speise junger Adlerbrut,
Dem Wolf zum Zeitvertreib.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

So verdickt und versiegt der lebendige, volle Fluß immer mehr, in seiner trostlosen Irre und Leere bleibt nichts übrig, als der Wunsch:

„Herz, so höre denn auf, zu schlagen."

Und wirklich,

„Ungestillt im bangen Sehnen
Stirbt dahin dies warme Herz."

Heimathlos schwankt es hin und her.

„Herberg, wo ich möcht weilen,
Ich kann sie nicht ereilen,
Weit, weit ist sie von hier.
So fremd mir anzuschauen
Sind diese Städt' und Auen,
Die Burgen stumm und todt,
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimath tragen
Ein ewig Morgenroth."

Alle Rettung ist vergebens:

„Ein Kraut nur heilt Wunden
Menschenwunden klein und groß,
Ein Tuch nur hält verbunden,
Leichentuch und Grabes Moos.

Welt, daß ich's finde, laß mich los:
Mich heilt nur meines Grabes Moos."

Zwar:

„Könnt ich einmal wieder singen,
Wär ich wiederum gesund;
Aber noch will's Herz zerspringen
Und in Trauer schweigt der Mund."

Das ist die Ohnmacht des Ringens, gesund kann sich der Dichter nur singen, wenn er die Ueberfülle in eine feste Gestalt ausgießen und so sich von sich selber ablösen kann, nur so wird er ruhig. Jedes Gedicht ist eine Schlangenhäutung, je öfter die Haut abgeworfen wird, desto kräftiger, fröhlicher und länger das Gedeihen. Aber Kerner kommt nicht zum Worte, er hört nichts, als den unruhigen Puls schlagen, versinkt in die Betäubung der furchtbar monotonen Rede:

„Herzblut, du tobst gewaltig
Doch ist dein Lied nur Eins."

Mit Schauern sieht der Dichter diesem Herzen zu, wie es immer trüber und dumpfer tönt, bis jedes Lebenszeichen schwindet und das Herz still steht — mit ihm die Mühle; der Tischler schlägt den letzten Nagel ein.... Doppelt schauerlich, denn der Todte hört's, er ist nicht todt und lebt doch nicht — er ist scheintodt:

„Mein Herz, kannst du dich nicht bezwingen
Nur einmal nach der Luft erglühn?

Es schafft, es klopft, es möcht' sich heben,
Doch kann es nicht, es ist zu krank!
So schafft, so klopft, man hört's mit Beben,
Im Sarge der Scheintodte bang.

Dann kommen eilend seine Lieben
Befrei'n ihn aus des Grabes Haus.
Du Herz, aus dieser Brust, der trüben,
Kommst du doch nimmermehr heraus!"

So hat er das Herz zu Tode gesungen, weil er nicht vermochte, frisch in das Leben und Treiben der Welt sich hinauszuwerfen und mit dem innern idealen Gehalte sie sich zu gestalten und zu beleben. Keiner der modernen Romantiker wurde so unglücklich, wie Kerner. Entweder fehlte ihnen die Tiefe des Gemüthes oder die Urkraft der schwäbischen Natur: Novalis konnte sterben, Kerner nicht; die andern, wie Tieck, wußten ihre leichtbeschwingte Phantasie doch wieder in des Lebens bunte Verhältnisse zurechtzurücken, indem sie es in ihre ideale Höhe künstlerisch erhoben. Kerner machte einen Ansatz in den Reiseschatten, aber dem Schwaben fehlt zu sehr das vielgewandte, plastische Element, das frei und fertig sich über das Leben aufschwingt und den innern Gehalt in lebendige Gestalten umschafft. Und rettete sich diese Romantik in die Mystik der Religion, die in ihrem Glanze und in ihrer sinnlichen Pracht dem Geiste eben mit der Idealität die Wirklichkeit, welche er verflüchtigt hatte, wieder näher rückte und ihm zeigte, wie leicht, wie schön sich's leben läßt, so konnte der protestantische Schwabe mit seiner skrupulösen Gründlichkeit nie in diesem bequemen Katholisiren sich befriedigen. Zwar spricht „der Pilger":

„Da blickt von Bergeshöh'
Mir, ach! so neu, so mild,
Als hätt' ich's nie gesehen,
Vom Kreuz des Mittlers Bild —
Und bis zur Todesstunde
In Weh und Lebenslust

Fühl' ich die theure Wunde
Nun tief in meiner Brust
Fühl', wie ein neues Leben
Mir ganz in ihr gegeben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Thalberg und List.] (Brieflich aus Wien.)

Es kann keine größeren Contraste geben als diese beiden Clavierspieler, im Aeußeren der Persönlichkeit wie im Innern ihrer Leistungen. Unser Thalberg, der natürliche Sohn eines Ministers, von Jugend auf in steifen Cavalierverhältnissen erzogen, läßt sich mit seinem Publicum in gar keinen Rapport ein, er spielt ruhig für sich, seine Ruhe grenzt an Steifheit, eine stetige Präcision bezeichnet den Charakter seines Spiels. Lißt, der bewegliche Stürmer, weiß sehr gut die Schwächen des Publicums zu benutzen, um zu elektrisiren, er weiß den Kritikern zu schmeicheln, gibt Soiréen und besticht durch vulgäres Benehmen. Eine solche Soirée, wodurch er die Huldigung der Leute an sich kettet, gab er neulich hier. Auch im Concerte selbst versetzt er sich mit den Hörern in Rapport. Er steht vom Flügel auf und sagt, es sei ihm mißglückt, er wolle das Stück noch einmal spielen. Nach einer Sturmpassage läßt er die Hände vom Leibe gleiten und lehnt sich erschöpft zurück. Dann nimmt er das Tempo wieder auf, flüstert den nächstsitzenden Damen zu: jetzt passen's auf, jetzt kommt eine schöne Stelle! Dergleichen zündet, und alles drängt sich, um ihm nahe zu sein. Sein Vortrag ist der gerade Gegensatz von der Spielart Thalberg's. Er spielt liederlich genial, während dieser, ebenfalls dem modernen Geiste angehörig, sich doch nur wie eine Figur aus einem Modenjournal ausnimmt. Er läßt manche Stellen ganz fallen und huscht darüber hin, im nächsten Moment aber stachelt er im hinreißenden Schwung seiner glänzenden Phantasie die rauschende Menge zur stürmenden Begeisterung. Stets hat er mehrere Instrumente bei der Hand, denn es kommt oft vor, daß der erste Anschlag, den er versuchsweise macht, mehrere Saiten zersprengt. Mit dieser Mißachtung des Instrumentes will er den Leuten zeigen, daß seinem Genius selten ein Organ genügt. Solche Coquetterien reißen natürlich die Menge hin. Zugestanden aber bleibt, daß seine Fingerfertigkeit alles bisher Geleistete übersteigt; er ist auf seinem Instrument der größte, aber auch der launenhafteste Virtuos.

[Die Schröder-Devrient als Valentine.]

Die gefeierte Künstlerin hat als Valentine in den Hugenotten ihrem Lorbeerkranz ein neues Blatt eingewebt. Ihr Gastspiel in Leipzig führte uns ihre Valentine mehrmals vor. Sie gibt eine Leistung, deren dramatischer Werth jedenfalls noch höher steht als ihr musikalischer. Die Gewalt der Leidenschaft kann nicht ergreifender, dieser Kampf eines in Furcht und Liebe hin- und hergeworfenen weiblichen Gemüths nicht effectvoller dargestellt werden. Wie immer, singt sie nur, weil Gesang das Organ für den Ausspruch der tiefsten und zartesten Gefühle ist. Natürlich erreicht ihre Leistung im dritten und vierten Act den Höhepunkt. Ihr Duett mit Marcell, ihr Recitativ und ihre Romanze und ihr Duett mit Raoul sind Glanzpartieen dramatisch-musikalischer Darstellung. Der Moment, wo der Lärm der Instrumente schweigt und sie mehr parlando als singend in gesteigerter Angst die Worte ausstößt: ich liebe Dich! sucht in der Kunst dramatischer Leistungen seinesgleichen. Auch in der Scene der Schwertweihe entwickelt sie die ganze Virtuosität ihres Spiels, das freilich auf der hiesigen Bühne neben mancher hölzernen Pagode unter den Mitspielenden einen doppelt tragischen Eindruck macht. Einmal nämlich weil sie als Meisterin die Tragödie der Empfindungen, die sie gibt, innerlich fühlt, und dann noch einmal tragisch, wenn man sie neben den schlaffen oder ungeberdigen Leuten, die auf ihre Motive nicht eingehen, wie in Verzweiflung herumirren sieht. Unser Tenor ist eine eben so schlaffe Figur, als unser Bariton mit seinen kullernden Maultrommeltönen eine täppische Gestalt abgibt. Man muß die Künstlerin in Dresden mit den dortigen Umgebungen als Valentine sehen, in Dresden, wo Meyerbeer gestand, die fünfte Probe sei besser gegangen als in Paris die zwanzigste.

Kürzlich sang Mad. Schröder-Devrient auch in dem Concert, das hier die Gebrüder Schubert von der dresdner Capelle und die Frau des Aeltern (Maschinka Schneider) gaben. Als Concertsängerin sollte sich die Künstlerin nicht hören lassen. Die Menge jubelt zwar, wenn sie ihre Töne hervorbringt, allein es schien mir stets ein Mißbrauch, Beethovens Adelaide so forcirt dramatisch zu hören. Hier müssen wir sagen, daß die Stimme der Sängerin nur noch in den Momenten der theatralischen Erregtheit die alte Geltung hat.

Am 18. Mai, dem Geburtstage des Königs von Sachsen, hörten wir die Vestalin bei glänzend erleuchtetem Hause. Hr. Freimüller als schlotteriger Feldherr und Römer war in seiner Art eben so merkwürdig als Mad. Schröder-Devrient in der Rolle der Julia.

[Bekanntmachung des rheinischen Kunstvereins.]

Mit Bezugnahme auf die — von dem Vorstande des Kunstvereins zu Mannheim im Decbr. v. J. erlassene Einladung für die nächste Kunstausstellung wird zur allgemeinen Kenntniß gebracht, daß wegen der — im Septbr. d. J. dahier Statt findenden allgemeinen Zusammenkunft der Landwirthe Deutschlands nach getroffener Uebereinkunft mit den übrigen Städten des rheinischen Vereins die Kunstausstellung für das Jahr 1838 nach folgendem Turnus abgehalten wird:

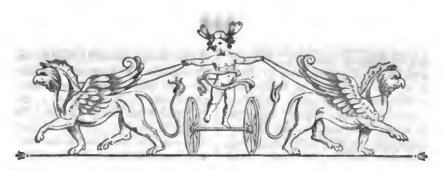
Den Monat Mai in Mannheim,
" " Juni in Mainz,
" " Juli in Darmstadt,
" " August in Straßburg,
" " Septbr. in Carlsruhe,

Die Bedingungen, unter welchen die Künstler zur Einsendung ihrer Werke schon früher eingeladen worden sind, und unter welchen die Ausstellungen Statt finden sollen, bleiben im übrigen unverändert.

Carlsruhe, am 1. Mai 1838.

Namens des rheinischen Kunstvereins
der Kunstverein f. d. Großherzogthum Baden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 104. — den 28. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Thomas Muir und seine Freunde.

Die Geschichte der politischen Reform in England ist nicht blos an und für sich, sondern auch als Geschichte der öffentlichen Meinung in England, merkwürdig. Sie zeigt uns, was die Ausdauer eines Volkes, sein Beharren auf seinem Willen zu erreichen vermag. Man sieht eine Idee entstehen; sie kleidet sich in hundertfache Formen und Formeln, ohne daß sie selbst sich ändert. Die Idee ist: Reform, und dies Wort wird das Losungswort des Volkes, und das Banner, unter dem es sich sammelt. Heute wird dieses Banner niedergerissen und mit Füßen getreten; morgen wird es wieder aufgerichtet und weht vor dem siegestrunkenen Volke her. Endlich sehen wir es nach tausend Unfällen und immer sich erneuerndem Wechsel von Sieg und Niederlage auf den alten Thürmen von Westminster aufgepflanzt, doch nicht vom Volke, sondern von den entschiedensten Gegnern desselben.

Der Gang der Reform in England ist nicht mehr aufzuhalten, und es scheint mir interessant, auf die erste Aufwallung dieser großen Bewegung, auf den Augenblick, der diese Ideen ins Leben rief, einen Blick zurückzuwerfen.

Die Nachwirkung der amerikanischen und dann der französischen Revolution war in Großbritannien sehr merkbar geworden. In England und Irland bildeten sich schnell viele Vereine, die eine Reform der Constitution, einige sogar eine Revolution bezweckten; doch Schottland stellte sich an die Spitze derselben. Was die schottischen Reformisten gleich Anfangs scharf und entschieden von den französischen Revolutionnairs sonderte, war ihre religiöse Stimmung. Thomas Muir, Palmer und ihre vertrauteren Freunde verbanden Frömmigkeit mit literarischer Bildung und hoher Intelligenz, und man kann es daher nur dem Hange zur Nachahmung, der ganze Völker oft eben so mächtig wie einzelne Individuen mit sich fortreißt, zuschreiben, daß sie nicht die Grundsätze, aber die Sprachformen der Jakobiner sich aneigneten. In Glasgow und in Edinburg gab es wie in Paris eine Gesellschaft der Volksfreunde und einen Convent, und in Schottland waren es, wie in Frankreich, größtentheils Männer, die eine glänzende Erziehung erhalten hatten, Schriftsteller, Advokaten, Geistliche und reiche Kaufleute, die sich an die Spitze dieser Vereine stellten. Der ausgezeichnetste unter allen diesen, der hochgesinnteste und liebenswürdigste von allen, der Mann, den man als den Apostel und den Märtyrer der Reform in Schottland betrachten kann, war Thomas Muir. Er war der einzige Sohn seiner reichen und allgemein geachteten Eltern, die in Glasgow wohnten. Er war in seiner Kindheit schwächlich und daher um so mehr der Gegenstand der zärtlichsten Sorgsamkeit. Als er in Glasgow studirte, zeichnete er sich durch seinen rastlosen Fleiß aus und durch die reiche Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, doch noch mehr durch den Stolz seiner Seele, die Unabhängigkeit seines Geistes und durch die Unbeugsamkeit seines Charakters. Er studirte Theologie, allein ein Vorfall in seinen Universitätsjahren bewog ihn, dies

Studium mit dem der Rechte zu vertauschen. Anderson, der berühmte Professor der Naturphilosophie in Glasgow, hatte sich in seinen Vorlesungen zu Ansichten bekannt, die seine Absetzung nach sich zogen. Alle Studenten murrten, doch sein eifrigster Schüler, Muir, begnügte sich nicht damit; er versammelte seine Cameraden und wiegelte sie auf; Anderson wurde wieder eingesetzt, allein an dem Anführer der jungen Leute sollte ein Exempel statuirt werden. Muir verließ aber Glasgow und ging nach Edinburg, wo er, wie schon gesagt, die Theologie mit der Jurisprudenz vertauschte.

Muir war schon seit einigen Jahren Advokat und hatte sich schon einen glänzenden Ruf erworben, als die Krisis im Jahre 1792 eintrat. Muir's Seele glühte für Freiheit und Vaterland. Man war der Bestechlichkeit der Wahlen und der langen Dauer der Parlamente überdrüssig, und die Losung der Reformisten war schon damals, wie sie es jetzt noch ist, eine Reform der Wahlfähigkeit und eine dreijährige Dauer der Parlamente. Glasgow hatte damals nur 40,000 Einwohner, und war nicht, was es in unsern Tagen geworden ist, eine ungeheure Manufactur mit 200,000 Bewohnern, der vornehmste und vielleicht auch der furchtbarste Sitz der englischen Demokratie; aber der Charakter seiner Einwohner war schon ganz so zu Unruhen geneigt, als der der Heloten, die es jetzt in sich schließt. Muir organisirte in Edinburg und in Glasgow die politischen Gesellschaften, in denen sich die Anhänger der Reform sammelten. Seine Flugschriften, seine Reden, die herzgewinnende Freundlichkeit seines Betragens, die Unbescholtenheit seines Charakters und die hohe Achtung, die man ihm allgemein zollte, gewannen der Sache, die er zu der seinigen gemacht hatte, viele Tausende von Anhängern.

Natürlich konnte die Regierung eine solche sich immer weiter ausbreitende Verbrüderung nicht ruhig ansehen. Die schottischen Tories, den Staatssecretair Lord Heinrich Dundas an ihrer Spitze, ordneten sich in Reih und Glied. Sie hätten gern, da es ihren Anführern nicht an Muth und Entschlossenheit fehlte, den ersten Angriff gemacht; wie sollten sie es aber machen, um diese Gesellschaften, deren Organisation durchaus nicht gesetzwidrig war, anzugreifen? Sie mußten warten.

So groß auch Muir's Vertrauen zu der Gerechtigkeit seiner Sache und der Stärke seiner Partei war, so entging ihm doch nicht die Gefährlichkeit seiner Lage. Er hatte eine furchtbare Waffe in Händen, allein es war schwierig, sich ihrer zu bedienen. In der Vereinigung ruht die Kraft — der Einfluß der schottischen Gesellschaften konnte unermeßlich werden, wenn sie sich mit den englischen und irländischen Gesellschaften vereinigten, und einen solchen Verein suchte Muir, trotz der Nationaleifersucht, die ihn erschwerte, zu Stande zu bringen. Er begann damit, einen schottischen Generalconvent zu Stande zu bringen; bei allen Verhandlungen desselben blieb man aber streng in den von der Constitution vorgeschriebenen Gränzen, und seine begeisterte hoffnungsvolle Sprache klang nie aufrührerisch. Dies änderte sich aber, als in London ein Central-Convent zusammenkam, zu dessen Mitgliedern Gray, Fox, Adam, William und Withbread gehörten. Hier wurden die Grundsätze der französischen Revolutionsmänner laut ausgesprochen. Die Heftigkeit der Sprache vermehrte die Heftigkeit der Leidenschaften. In allen drei Königreichen stieg die Unruhe, und vorzüglich in Schottland schien man bereit, die Waffen ergreifen zu wollen. Die Tories zitterten, allein die Mitglieder des schottischen Convents und die Abgeordneten des Central-Convents schwatzten und schrieben viel, thaten aber wenig. Die brutale Macht, die Macht der rohen Gewalt, handelt, weil sie kein anderes Recht, als das des Stärkeren anerkennt; aber die Macht der Intelligenz ist besonnener; die Waffe, deren sie sich am liebsten bedient, und der sie am meisten vertraut, ist das Wort. Was kann man denn auch den Machthabern gegenüber thun, wenn man sich in den Schranken des gesetzmäßig Erlaubten halten will und sich vor Aufruhr scheut? Die Schotten begnügten sich daher mit Manifesten und Drohungen, die das Schrecken der Machthaber nur steigerten, und ihren Haß tiefer, ihre Rachsucht glühender machten.

Pitt stand damals am Ruder. Er besaß natürlich mehr Entschlossenheit und eine größere Einheit des Willens, als eine so vielfach verzweigte Verbrüderung haben konnte, wenn sie auch noch so gut organisirt war. Ihm war noch überdies der durchdringende Scharfblick eines großen Politikers eigen, und da er selbst früher zu den Reformern gehört hatte, kannte er ihre schwachen Seiten und wußte, wo und wie er diese treffen konnte. Doch zögerte er noch — sein Gewissen gab ihm einige Bedenklichkeiten ein; allein der Gang der Begebenheiten riß ihn fort, und er begann den Angriff.

Schottland wurde von ihm zum Schlachtfelde und Muir zum ersten Opfer erwählt. Er wurde im Januar 1793 verhaftet, weigerte sich aber, die Fragen zu beantworten, die ihm der Sheriff im Verhör vorlegte, weil er durch sein Schweigen wenigstens seinen Feinden keine Waffen gegen sich selbst in die Hände gab. Er wurde

bald gegen Bürgschaft wieder freigelassen, da sein Proceß erst nach einiger Zeit beginnen konnte, und benutzte diese Frist zu einer Reise nach London und von dort nach Paris.

Man muß glauben, daß diese Reise keinen verdächtigen Zweck hatte, da sie späterhin nicht als Grund einer Anklage von seinen Richtern benutzt worden ist. Er kam am Abend vor der Hinrichtung Ludwig des Sechszehnten in Paris an, und sah augenblicklich ein, welche für die Freiheit der Völker unglückliche Folgen diese Begebenheit haben werde, und welchen Vortheil die Feinde der Befreiung seines Vaterlandes daraus zu ziehen wissen würden; er sah sich an dem Tage, wo Ludwig des Sechszehnten Haupt fiel, in Schottland von seinen Richtern verurtheilt und mit sich die Freiheit.

Als die edinburger Tories erfuhren, daß er in Frankreich sei und, wie sie sagten, bei den Königsmördern in Gunst stehe, verloren sie keine Zeit. Er wurde des Aufruhrs angeklagt und vorgeladen, vor dem Criminalgericht zu erscheinen; man ließ ihm aber nicht die Zeit, zurückkehren zu können; er wurde außer dem Gesetze erklärt und die von ihm gestellte Bürgschaft confiscirt. Sein erster Gedanke war, nach Edinburg zu eilen und seinen Feinden muthig unter die Augen zu treten; seine Freunde widersetzten sich aber diesem Entschlusse, in dem sie nur ein vergeblich gebrachtes Opfer sahen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Allein auf diesem schwäbischen Grund und Boden stehen die Kreuze nicht auf freiem Felde, am Wege, in der Capelle daneben, der Protestant hat es nicht so leicht, sich mystisch in die heiligen Schauer des Kreuzes zu versenken. Er muß erst hingehen und sich vom Küster der Kirche aufschließen lassen, wenn er das Kreuz sehen will, und unterdessen hat er Zeit, an dies und das zu denken, er reflectirt, kritisirt, und tritt er endlich vor das Bild, so sieht sein wacher, prüfender Blick die schöne Arbeit, die Erhabenheit der Kunst, staunt dann wohl auch über so viel Liebe, die sich freiwillig um der Menschen willen ans Kreuz heften ließ, aber der Eindruck, den das Gemüth erhält, wird alsbald dogmatisch und symbolisch verarbeitet. So sieht der Protestant inmitten der Vermittlung, nicht die unmittelbare Anschauung genügt — er legt wohl seine Finger in die Nägelmahle des Herrn und prüft, ob sie es wirklich sind, wie Thomas, aber er legt sich nicht mit jener unbedingten Hingabe gläubiger Mystik in das Jesusherz hinein. Der Rationalismus sitzt ihm im Leibe, er muß gegen sich selber protestiren. Dieser Protestantismus nun zeigt sich bei Kerner in dreifacher Gestalt. Zuerst als Romantiker hat er gegen den gesunden Menschenverstand zu kämpfen, der ihm seinen *Schatten* verbläst, er bedient sich hier mit Glück der Satyre, aber zu jener künstlerischen Ironie Tieck's arbeitet er sie nicht aus, denn es ist ihm bei seinen Schatten nur halb wohl, der gesunde Verstand regt sich *in ihm selber* gegen das hyper-romantische Spiel. Nun aber gelangt er in eine noch größere Klemme — einerseits muß der Protestant gegen den *Katholicismus*, zu dem die Romantik trieb, protestiren, und zwar mit derselben Vernunft, mit der er gegen die vernunft- oder denkgläubigen *Rationalisten* protestirt. Die Vernunft also gegen die Unvernunft der Sinnlichkeit und der Vernünftigkeit. Gegen die Gläubigkeit muß er die Vernunft, gegen die Vernünftigkeit den Glauben zu Hülfe nehmen. Der Katholicismus hat seinen Himmel voll Heiligen, seine Geschichte voll Wunder und Sagen, seine Kirche voll Reliquien und Weihrauch — das befriedigt ihn in der Gewißheit seiner Wahrheit. Doch dagegen streitet die gesunde protestantische Vernunft. Aber woher nun die *eigene* Gewißheit nehmen? Mit dem reinen Wissen der idealen Wahrheit ist es nicht gethan, es bedarf eines *Beweises*, Thomas will sehen und greifen, ehe er glaubt. So kommt er doch auf jene gläubigen Gestalten zurück, daß sie die Wirklichkeit und Wahrheit des ideellen Jenseits sinnlicher Weise auf- und beweisen; der Unterschied von der katholischen Anschauung ist nur der, daß diese ihre Gewährsmänner in sinnlich lebendiger Fülle und Schönheit sich vergegenwärtigt, die protestantische aber sich an körperlose Geister, an eine unsinnliche Sinnlichkeit hält, und so den Widerspruch in die eigene Gewißheit bringt. Das Bewußtsein dieses Widerspruches treibt dann zu bodenloser Unsicherheit und zu einer absoluten Haltlosigkeit, die nicht lachen und nicht weinen, nicht spotten und nicht anerkennen, die absolut nichts kann. — Hier sehen Sie deutlich, wie der Protestantismus, wie der Schwabe den Vermittlungsproceß vollständig durchmachen muß, wenn er sich einmal tiefer eingelassen hat. Der Zweifel ist ein unendlicher und treibt fort und fort, bis der Bruch mit der Unmittelbarkeit und Natürlichkeit vollendet, die reine Idee erreicht ist. Auf poetischem Wege gelingt das nicht, denn die Poesie bedarf der Sinnlichkeit als ihres andern Ich, die Kraft

aber, die Idee unmittelbar künstlerisch anzuschauen und auszubilden, besaß nur der welt- und selbstgewisse Genius Goethe's. Für die schwäbische Poesie wird das der befriedigende Einschlagspunct von Idee und Wirklichkeit sein, wo sich ein unmittelbares Naturverhältniß bietet, das ideal genug ist, um den Geist, und natürlich genug, um den Sinn zu befriedigen. Ein Faust gelingt der schwäbischen Poesie niemals, aber wohl ein König in Thule.

Kerner, der Geisterseher, erklärt sich aus seinem Protestantismus, in letzter Instanz aber aus seinem Vaterlande, seiner Vaterstadt, wo sich auf gleiche Weise das poetische Dunkel neben der sichtbaren modernen Vernunft in unmittelbarer Nachbarschaft findet. Schlagen Sie die Reiseschatten auf, da erzählt er von seinem Geburtsorte Ludwigsburg: „es ist merkwürdig, daß in der Stadt, die kaum hundert Jahre steht, und also ganz unserm Zeitalter angehört (der alte Kurfürst in dem neuen Berlin!), der Glaube an Erhebung von Schätzen, an Erscheinungen des Teufels und abgeschiedener Seelen so fest an den Einwohnern haftet, daß in ihr so viele Sagen geben, welche man sonst nur in Städten aus fernerm Zeitalter sucht. Die Stadt ist voll Pietisten, Separatisten, Schatzgräbern, Goldmachern und Geisterbeschwörern. — Ich hatte das sonst geahnt, wenn ich in stiller Mitternacht auf den weiten Marktplatz herniedersah und nächtlich durch die verlassenen Straßen ging, und mir dann unwillkürlich gewisse Ortsbenennungen einfielen, als: hinter dem alten Schlosse, in dem Herengäßchen, hinter der Gruft, im Rittersaale." — Ludwigsburg entstand schnell durch das Machtwort eines Fürsten, der Hof, die ganze Erscheinung war dem Volke fremd; das Aussehen der Stadt mit ihren weiten, geraden, öden Straßen hatte in dieser kalten Modernität etwas Unheimliches, manche Abenteurer siedelten sich in der jungen Stadt an, die Spukgeschichten sind noch jetzt allgemeines Volksgut, und waren gerade damals, wo sie bald der Aufklärung weichen sollten, in ihrem höchsten Course — was Wunder, wenn sich hier besonders jener Gespensterglaube niederließ. Ich ließ mir mehrmals etwas der Art zu meinem großen Ergetzen erzählen. Eine Schildwache vor dem Schlosse wird allnächtlich beunruhigt, bald will Niemand mehr Wache stehen, und nur ein herkulischer Grenadier macht sich endlich anheischig, dem Geiste Stand zu halten. Alles ist geheuer bis Mitternacht, da, mit dem Schlag zwölf Uhr, faßt's den Grenadier mit Riesenfäusten an, die Stimme erstickt ihm, die Kraft versagt, er verliert das Bewußtsein — und am andern Morgen findet man ihn in einer unbegreiflich verschränkten Lage hinter ein Geländer hinabgeworfen....

In Kerner schlägt der moderne Geist, wie er sich als romantische Poesie gestaltete, zum ersten Male in die schwäbische Brust. Es ist ein allgemeiner Gährungs- und Auflösungsproceß, in dem das Subject sich mit der Objectivität — freilich einstweilen auf Kosten der letztern auseinanderzusetzen suchte. Aber die in sich verschmolzene Subjectivität erkrankt und streift nachtwandlerisch und somnambul über der Erde Gipfel hin. Vor Allem ist nöthig, daß der unbestimmte Nebel sich auflöse, etwas Entschiedenes, eine Gestalt erstrebt werde, damit das unmächtige Flattern, das haltlose Schwanken vom Diesseits zum Jenseits aufhöre. Weil das Diesseits zerstört war, fehlte es an einer Unterlage für die Brücke ins Jenseits. Die Idee, welche gesucht wurde, muß sich in ihrer Unmittelbarkeit zeigen, das Bewußtsein abgeklärt werden, und durch eine freudige, unbedingte Erfassung des Drüben der unendliche, in das Herz verschlossene Inhalt gestaltet werden. Das geschieht in der ausdrücklichen religiösen Betrachtung der Welt, in welcher Natur und Geschichte in der Gottheit real und wirklich aufgehoben, d. h. erhalten, angeschaut wird. Das religiöse Element ist ja ohnehin ein wesentliches für den schwäbischen Geist; von Kerner wurde es angestrebt, aber nicht erreicht, weil sein kritisch-romantisches Bewußtsein nicht mehr einfach glauben konnte, weil Gott und Welt in Eine ungestalte Empfindung zusammengeronnen war. Die religiöse Poesie fixirte sich zur Bestimmtheit der Stufe in A. Knapp.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

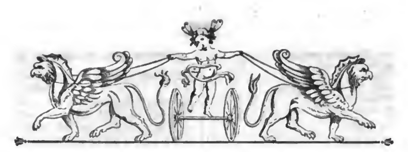
[Wienbarg.]

Ludolph Wienbarg ist von der Redaction der hamburger Neuen Zeitung zurückgetreten. Von seiner feinen Feder waren die französischen Artikel und zum Theil das Feuilleton, das dem Journale einen so bedeutenden Schwung gab.

[Werth eines Kusses.]

Die baltischen Blätter erzählen ebenfalls den Kußproceß, der in englischen Journalen besprochen wurde. In Hull erschien eine junge Frau vor Gericht und verklagte einen Cavalier, der ihr einen Kuß geraubt habe. (Sie hatte ihn also gegeben, oder sich nehmen lassen.) Die Richter verurtheilten den Angeklagten, der in die Wohnung der Frau gedrungen war und sie umarmt hatte, zu 40 Schilling nebst den Kosten und 6 Wochen Gefängniß.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 105. — den 29. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

„Es gibt eine christliche Anschauung aller Dinge, die jedoch im Gebiete unserer Poesie noch wenig cultivirt ist, indem man gewohnt ist, den Ausflug in andere Partien der Weltanschauung der weltlichen Poesie zu überlassen. Mit Unrecht; denn dem Christen gehört die ganze Welt. Es war mir eine der süßesten Erquickungen, in stiller Einsamkeit das über die verwelkliche Natur und das flüchtige Menschenleben sich ewig jung erhebende Wort Gottes zu betrachten, und diese Elemente zu vereinigen. Bei profangeschichtlichen Scenen möchte es genügen, den Felsengrund der Wahrheit angedeutet zu sehen." — „Uebrigens werden wir eine ganz andere höhere Poesie haben, und zwar auf Erden schon. Die wir aber jetzt von Christo singen, sind nur den Morgenschwalben gleich, die in der Dämmerung ihr Liedchen zwitschern. Die Nachtigallen kommen erst nach. Hellere Entfaltungs- und Vollendungszeiten des Reiches Gottes, da die Christenheit nicht mehr wie jetzt einen großen Theil ihrer Bildungselemente vom Heidenthume entlehnt, und darin auferzogen wird, werden auch hellere, eigenthümlichere, mächtigere Christenlieder bringen."

Hören Sie die Posaunen schallen und die Engelein singen Psalter und Harfen? Doch verkümmern wir dem geistlichen Dichter sein Recht nicht, rächen wir nicht einmal Goethe's Manen an ihm, die er bekanntlich in der Christoterpe nicht durch die Himmelspforte Petri lassen wollte. Wurm in Nürnberg hat den großen Heiden in seinen „Stanzen auf Stanzen" wenigstens über den Styx geführt, für diesen Liebesdienst freilich seine Stelle verloren; der christliche Rector Roth — ein Schwabe — hat ihn mit Glanz weggebissen.... Albert Knapp ist Prediger in Stuttgart; er hat unverkennbar poetisches Talent, aber die christlich-pietistische Ausdrücklichkeit gestatten wir im Reiche der Muse nicht. Es ist ja schön, wenn auch im Heidenthume noch ein solcher Grund der Wahrheit gefunden wird, aber braucht man die lieben Heiden darum auch gleich an das Kreuz zu schlagen, das man über jenem aufrichtet? Es ist und bleibt doch nur lächerlich, das griechische Heidenthum zu jüdischen Proselyten gemacht oder christlich getauft zu sehen.

Als ob das Christenthum hätte ohne das Heidenthum entstehen können; es hat allerdings mehr als eines seiner Bildungsmomente vom Heidenthume entlehnt. Und mich dünkt, was irgendwo und irgendwann wahrhaft poetisch ist, ist auch christlich. Die Idee ist nur eine, das Gute, die Wahrheit und Schönheit nur verschiedene Ausstrahlungen — was wahrhaft schön ist, ist wahrhaft gut, und umgekehrt — und so Gott will, auch christlich und göttlich. Alle wahre Poesie ist religiös, aber nicht alles Religiöse ist als solches schon Poesie; eine Predigt ist noch kein Gedicht. Was soll es heißen, wenn A. Knapp singt:

„Mit Schmerz und Sehnsucht spielt man oft
Und findet kaum das Wort,

So flieht die Stimmung unverhofft,
Wie Nacht und Nebel fort;
Wer aber dich, mein Heil, gewinnt,
Der träumet (dichtet?) ferner nicht,
Und alle Dämmerbilder sind
Verklärt im ew'gen Licht."

Und „Morgens im Walde":

„Wie perlet ein ganzes Meer von Thau
Gleich Gottesgedanken umher,
Als ob — die Bibel vom Himmelsblau
In Tropfen gefallen wär'...."

Was Kerner nicht erreicht hat, die Befriedigung und Ruhe im Unendlichen, weil er es nicht aus der Brust herausbringen, nicht objectiv anschauen konnte, das hat A. Knapp erreicht; er darf ausrufen:

„O, wie selig, wer der Erde Schönstes
Ruhig sehen kann verwelken, fliehen,
Weil dich der umfängt, der ewig lebet,
Der im Glanze nie getrübter Sonnen
Auferwecket und zum Himmel hebet,
Was einst winterlich im Staub zerronnen!"

Es ist nun ein sicherer Gehalt, Ruhe und Friede in der Idee Gottes und Christi gefunden, aber poetisch angesehen, entbehrt dieser Inhalt aller Form, er ist roh und ungenießbar. Daher läßt es sich wohl am Ende A. Knapp selbst gefallen, wenn wir zu seinem Erbfolger den frommen Griechenjünger machen.

Singt nicht F. Hölderlin:

„Ihr guten Götter! arm ist, wer euch nicht kennt,
Im rohen Busen ruhet der Zwist ihm nie
Und Nacht ist ihm Welt, und keine
Freude gedeihet und kein Gesang ihm."

Darum:

„Lieben Brüder! es reift unsre Kunst vielleicht,
Da, dem Jünglinge gleich, lange sie schon gegährt,
Bald zur Stille der Schönheit.
Seid nur fromm, wie der Grieche war!"

Hören Sie Hyperions' Schicksalslied rauschen? Die Götter Griechenlands steigen vom hohen Olymp, beseelen, verschönen die Welt, und ihre sel'gen Augen blicken in stiller, ewiger Klarheit. — Fühlt sich der deutsche Genius überhaupt dem idealen Griechen im Innersten verwandt, so blickt um so sehnsüchtiger das engbegränzte Schwabenherz in das heitere Ebenmaß jener süßen Beschränkung, in der das Leben so spiegelklar und eben dahinfloß. Das Maß der ruhigen Schönheit, die Harmonie der Form entgeht so leicht dem stürmischen Drange, in dem das Subject sich auf endlose Bahnen zu verlieren fürchten muß.

„Griechisches Volk, du bist's, das schönste der Erdegebornen,
Das dem unruhigen Geist Stunden des Friedens gewährt."

Hölderlin's Geschick wollte es, daß er dieser schönen Welt, die er mit einer Inbrunst in den Busen schloß, wie keiner, zum Opfer fiel. Mit aller Macht des aufstrebenden Geistes hatte er sich in diese Urform der Schönheit hinübergeschwungen, und sein in der Clausur des Seminars schmachtender Geist erging sich frei in den heitern Gefilden Joniens, um nie mehr den verschlungenen Gestaden des Mäander zu entrinnen. Hier lag die Gefahr zu nahe, den Inhalt an die Form zu verlieren, das Leben zu verträumen und die Gegenwart einer unwiderbringlichen Vergangenheit zu verkaufen. Schiller entriß sich frühzeitig der lockenden Sirene, die den unglücklichen Irren an ihre Ufer schmiedete. Hölderlin ist noch nicht gestorben!.... Auch sein Freund und Erbe, W. Waiblinger, starb an Griechenland; in ihm lodert dasselbe Feuer trunkener Natur und Formberauschung, Phaëton stürzt wie Hyperion vom Himmel.

Wie Goethe sich im classischen Alterthume neu gebar, so holte der gesunde Genius der schwäbischen Poesie sich aus dem Alterthume die Formvollendung der Schönheit; wir bewundern in Uhland die Ruhe und Gedrungenheit, die Klarheit und Tiefe, die krystallene Durchsichtigkeit, Rundung und Geschlossenheit, welche aller Meisterschaft den Stempel des Classischen aufdrückt.

So ist das Schatzhaus gefüllt, die Blüthenfülle der Natur und das reiche innere Leben der Geschichte, die Reinheit der Idee und die Gluth des Gemüthes, die fromme Andacht des Glaubens und die Weihe der Schönheit stehen bereit und harren ahnungsvoll des Meisters, der sie zum holden Reigen führe.

Sie verlangen nicht, daß ich Ihnen über Uhland sage, was schon hundert Mal und hundert Mal besser über ihn gesagt ist, als es von mir geschehen könnte. Genug, wenn ich ihn als die Spitze der schwäbischen Lyrik betrachte, als die Sonne, um welche die untergeordneten Sterne ihre Bahn beschreiben, als die Einheit aller der in den einzelnen Dichtern und Schülern zerstreuten Momente. Halten wir uns mehr an seine Persönlichkeit. (D. F. f.)

Thomas Muir und seine Freunde.

(Fortsetzung.)

Die Reformisten verloren indessen während Muir's Abwesenheit nicht ganz den Muth; sie bildeten ein zahlreiches und muthiges Heer, allein ihr General war nicht da, und seine Lieutenants fürchteten sich. Die vornehmsten Mitglieder des Vereins sorgten für ihre Freiheit und ihr Leben und zogen sich zurück. Die Agenten der Machthaber blieben auch nicht unthätig; jeden Tag nahm man viele Verhaftungen vor, und es trat jener Zeitpunct der neuern schottischen Geschichte ein, der man den Namen der Schreckensregierung gegeben hat.

Das Schicksal wollte, daß Muir, allen Rathschlägen der Klugheit zuwider, in diesem unglücklichen Zeitpunct sich selbst seinen Feinden in die Hände lieferte. Der Krieg zwischen Frankreich und England war ausgebrochen und aller Verkehr zwischen beiden Ländern aufgehoben. Muir's Eltern blieben einige Monate ganz ohne Nachricht von ihm, und die ersten Briefe, die er wieder aus Schottland erhielt, benachrichtigten ihn, daß sein Name aus der Liste der edinburger Advokaten gestrichen sei, und daß die Männer, die zu seiner Partei gehörten, wüthender denn je verfolgt würden. Seine Familie sandte ihm Geld und Briefe und forderte ihn auf, nach den vereinigten Staaten zu gehen, wo er auf eine gastfreundliche Aufnahme rechnen konnte. Muir war kaum 28 Jahre alt, und war der einzige Sohn seiner Eltern, die ihn anbeteten und alle Hoffnungen ihres Alters auf sein geliebtes Haupt niedergelegt hatten. Troß der erhaltenen Warnungen verließ Muir Frankreich und schiffte sich auf einem amerikanischen Schiffe ein, das nach Irland ging. Hier weilte Muir einige Zeit und knüpfte durch die Vermittelung des amerikanischen Schiffscapitains einen Briefwechsel mit seinem Vater an. Der unglückliche Vater mußte sich die Gewalt anthun, in seinen Briefen von dem geliebten Sohne, wie von einem Fremdlinge zu sprechen, aber die väterliche Zärtlichkeit verräth sich doch oft unwillkürlich. „Die Abwesenheit des jungen Mannes betrübt uns schmerzlich," schrieb der Greis; doch beschwor er diesen jungen Mann inständigst, noch in langer Zeit nicht daran zu denken, zu ihm zurückkommen zu wollen.

Muir war seiner Verbannung nach Verlauf einiger Monate sehr müde. Die Aussicht, in America, von seiner Familie und seinen Freunden getrennt, viele Jahre zubringen zu sollen, war ihm verhaßt; aber, was ihm noch mehr galt, er glaubte als Anführer seiner Partei Pflichten zu haben, die er erfüllen müsse; es lag ihm vorzüglich daran, seinen Muth nicht bezweifelt zu sehen und sich nicht dem Vorwurfe auszusetzen, als fliehe er vor der Gefahr. Er kehrte daher auf dem besuchtesten Wege nach Schottland zurück und wurde auch gleich bei seiner Landung in Port-Patrik erkannt und verhaftet. Man bemächtigte sich seiner Papiere, die aber nicht von Bedeutung waren, ob man sie gleich für Aufruhr predigend ausgab. Die Nachricht von seiner Verhaftung machte in ganz Schottland einen außerordentlichen Eindruck. Die Tories konnten ihre Freude nicht verbergen, den feindlichen Heerführer in ihrer Gewalt zu haben, und Thomas Muir wurde nach Edinburg geführt und dort vor das Criminalgericht gestellt. Auch hier gab sich die seltsame Verblendung kund, die so oft die Mitglieder einer politischen Partei umnebelt. Muir's Anhänger waren ganz unbesorgt um sein Schicksal und rechneten zuversichtlich auf seine Freisprechung.

Muir theilte die Hoffnungen seiner Freunde mit der naiven Zuversicht eines jungen, tugendhaften Parteiführers. So warm auch seine Opposition gewesen war, so hatte er doch das Bewußtsein, nie die Grenzen der Rechte überschritten zu haben, die die englische Constitution jedem Bürger zugesteht. Er hielt sein Betragen für durchaus untadelhaft und vielleicht war es dies auch in den Augen jedes Unparteiischen. Auf sein Recht und seine gute Sache vertrauend schlug er den Beistand zweier der berühmtesten Rechtsgelehrten aus, die sich zu seinen Vertheidigern erboten. Mehr denn alles andere fürchtete er, nicht so vertheidigt zu werden, wie er es sein wollte, d. h. auf Unkosten der Sache vertheidigt zu werden, als deren Apostel er sich ansah. Es kam ihm nicht darauf an, für schuldig oder unschuldig erklärt zu werden, wenn er die Schranken des Gerichtshofes nur als eine Rednerbühne benutzen konnte, von der er herab die Reform vertheidigen konnte. Die Jury, die das Urtheil über ihn sprechen sollte, war aus den wüthendsten Tories gewählt und er von ihr schon vor Beginn seines Processes verurtheilt. Das Verfahren des Gerichts war höchst erbärmlich und die Anklagen, die gegen ihn vorgebracht wurden, noch weit erbärmlicher. Sein größtes Verbrechen war, daß man Payne's Werk: die Rechte des Menschen, und einen Auszug aus Volney's Ruinen bei ihm gefunden hatte. Augenscheinlich waren diese Anklagen nur ein Vorwand, um einen Mann ins Verderben zu stürzen, den die Machthaber für gefährlich hielten.

So wurde in dem freien Großbritannien mit der Freiheit und dem Leben seiner edelsten Bürger gespielt! —

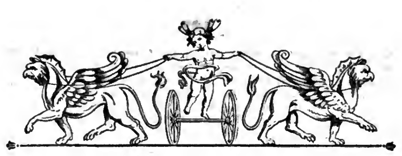
Muir betrug sich vor Gericht mit stiller, ruhiger

Würde. Er begann seine Vertheidigung damit, daß er andre unpartheiische Richter forderte, da er die ihm bestimmten nur als seine erklärten Feinde ansehen könne; doch diese Forderung wurde ihm nicht zugestanden, und man antwortete ihm, die Regierung könne sich nicht ihrer besten Stützen berauben.

Unter den Zeugen, die gegen ihn auftraten, befanden sich auch das Dienstmädchen seiner Eltern und der ehrwürdige H. Lapslie; Lapslie spielte die Rolle, die in allen politischen Prozessen immer irgend Jemand spielt, die Rolle des Verräthers. Lapslie war Muir's Jugendfreund und war in seiner Familie stets wie ein Sohn aufgenommen und behandelt worden, er hatte als leidenschaftlicher Reformer den ersten Sitzungen des Convents beigewohnt; als aber die Verfolgung ausbrach gegen Muir, verließ ihn Lapslie und trieb den Fanatismus seiner Apostasie so weit, daß er unaufgefordert 40 Meilen weit herkam, um gegen seinen Jugendfreund zu zeugen. Anna Fischer, das Dienstmädchen seiner Eltern, war augenscheinlich ein erkaufter Zeuge. Ihre Lection war ihr vorgesagt worden, und sie sagte sie schnell und mit einer Geläufigkeit her, die ihrem Gedächtniß mehr Ehre machte, als der Geschicklichkeit derer, die sie ihr zugeflüstert hatten. Sie sagte aus, daß sie Hrn. Muir oft habe sagen hören, Payne's Buch sei ein gutes Buch; er habe es auch an mehrere seiner Freunde geliehen und sogar zu seinem Friseur gesagt, er solle es doch in seinem Laden liegen lassen, damit seine Kunden daraus die Rechte des Menschen kennen lernen könnten. Auch habe sie auf seinem Tische einen Auszug aus Volney's Werke liegen sehen, den er seiner Mutter und seiner Schwester vorgelesen habe, und sie habe ihn auch sagen hören, Frankreich habe die Tyrannei gestürzt und sich eine freie Regierung gegeben. Die englische Constitution sei noch gut, aber durch Mißbräuche verdorben, sie bedürfte einer Reform u. s. w.

Dies waren die hauptsächlichsten Thatsachen, die man ihm zur Last legen konnte und auch das nur auf das einzelne Zeugniß dieser Person. Lapslie's schändliches Betragen und Anna's Aussage hatten Muir empört. „Meine Herren," sagte er zu seinen Richtern, „der weibliche Spion hat in unserem Hause sein Amt mit ganz besonderer Wachsamkeit versehen. Sie hat Ihnen sogar gesagt, welche Bücher auf meinem Tische gelegen haben! — In Zukunft, Ihr anwesenden Herren, verschließt ja sorgfältig Eure Bibliotheken; denn in den zehn Geboten ist von keinem Verbrechen die Rede, dessen ihr sonst nicht, auf das Zeugniß Eurer Dienstboten, hier beschuldigt werden könnt, der Besitzer eines Plato wird für einen Republikaner gelten, und wenn sich ein Koran unter seinen Büchern befindet, für einen Mohammedaner. — Ach, ich lache, aber es ist ein kummervolles Lachen, das schnell erstirbt, wenn ich bedenke, daß man heut, zu Ende des 18ten Jahrhunderts das Dienstmädchen eines Mannes über den Inhalt der Bücher verhört hat, die er in seinem Hause hat, und daß die Aussage dieser Person ihm Ruf, Vermögen, ja selbst das Leben zu rauben vermag. — Ich wiederhole es noch einmal, meine Herren, wenn Sie solche Aussagen annehmen, so zerstören Sie unausbleiblich alle häuslichen Verhältnisse und vernichten in ihrem innersten Kern die süße Traulichkeit des Familienlebens. — Ach, ist es noch nicht genug, daß wir unser öffentliches Unglück zu beweinen haben, sollen wir uns auch noch, wenn wir unser Haus betreten, in eine düstre, von Argwohn und Gefahr bewohnte Einsamkeit vergraben, in der uns selbst das Glück der Familienliebe verkümmert wird, weil wir uns den Austausch unserer Ideen und Gefühle nicht mehr sorglos erlauben dürfen." Muir behandelte übrigens in seiner Vertheidigungsrede die Frage von der Reform des Parlaments mit einer Geschicklichkeit und von einem so erhabenen Standpunct aus, wie sie selten behandelt worden ist. „Und was ist denn," schloß er, „mein Verbrechen gewesen? Es besteht doch nicht etwa darin, daß ich meinen Freunden ein Exemplar von Payne's Werken geliehen habe? Nein, meine Herren, mein Verbrechen ist, daß ich es gewagt habe, als der thätige und energische Anwalt des Rechtes aufzutreten, welches das Volk hat, im Hause der Gemeinen repräsentirt zu werden, und daß ich auf alle mögliche, gesetzmäßig erlaubte Weise gesucht habe, diese Maßregel zu bewirken; es besteht darin, daß ich lebhaft auf die Verminderung der Abgaben gedrungen habe, unter deren Druck das Volk erliegt, und daß ich die Regierung laut und öffentlich beschworen habe, das Blut der Armen zu sparen. Von meiner Kindheit an bis zu diesem Augenblick ist mein Leben dem Wohl des Volkes geweiht gewesen; es ist eine schöne, eine edle Sache, die doch endlich siegen und triumphiren muß und wird. Sprechen Sie Ihr Urtheil; wenn Sie mich, was ich doch nicht glauben kann, verurtheilen sollten, so wird es nur um meiner Anhänglichkeit und meiner Hingebung an diese Sache willen geschehen und nicht so nichtiger und erbärmlicher Dinge wegen, die der wirklichen Ursache meiner Verurtheilung nur zum Vorwande dienen sollen." (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 106. — den 31. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Thomas Muir und seine Freunde.

(Beschluß.)

Muir wurde zur Deportation auf 15 Jahre verurtheilt, und zur Todesstrafe, wenn er vor Ablauf dieser Zeit nach England zurückzukehren wage.

Er stand auf, als ihm dies Urtheil bekannt gemacht wurde. „Mylords," sagte er, „ich habe Ihnen nur wenig Worte zu antworten. Ich will mir keine Bemerkung über die Strenge und die Rechtmäßigkeit dieses Urtheils erlauben; müßte ich von diesen Schranken weg auf das Blutgerüst steigen, so würde es mit derselben Ruhe und Heiterkeit geschehen, die ich in diesem Augenblick empfinde. Mein Bewußtsein sagt mir, daß ich nach meinem Gewissen gehandelt habe, und daß ich für eine gute, gerechte und glorreiche Sache gekämpft habe, für eine Sache, die durchaus künftig siegen wird und muß, und deren Triumph dies Land vor seinem Untergange schützen wird."

Er wurde gleich nach seiner Verurtheilung bis zu seiner Abfahrt aus dem Gefängnisse nach einem Ponton gebracht. Muir wurde von seiner Familie angebetet; sein Vater bekam, als er seine Verurtheilung erfuhr, einen Schlagfluß, von dem er sich nie wieder erholte. Seine Mutter, eine geistreiche, muthvolle Frau, schöpfte aus ihrer Liebe für ihn Kraft und Stärke. Einst hatte sie in den Träumen ihres mütterlichen Ehrgeizes den einzigen Sohn mit den höchsten Würden des Staats bekleidet gesehen; jetzt war dieser nur noch ein verurtheillter, geächteter Mann; allein dieser Umsturz aller ihrer Hoffnungen war nichts gegen den fürchterlichen Schmerz, den ihr Herz bei dem Gedanken an die nahe, lange, ewige Trennung empfand. In der strengen Kälte des Winters 1793 besuchte sie ihren Sohn fast täglich auf dem Schiffe, in dem er gefangen gehalten wurde. Endlich kam der zu seiner Abfahrt bestimmte unglückliche Tag. — Zum letzten Male drückte sie den geliebten, einzigen Sohn an ihr Herz, der von seinem Vaterlande scheiden mußte, ohne daß sein Vater mit einem Blicke, einem Worte, von ihm Abschied nehmen konnte.

Auf Muir's Verurtheilung folgte die seiner Freunde Palmer, Skirving und Mogaret. Alle Viere wurden auf demselben Schiffe nach Botanybay geführt.

Heut zu Tage ist Botanybay ein Paradies, wenn man es mit dem vergleicht, was es damals war. Die Deportirten waren zu Entbehrungen jeder Art verurtheilt, und mußten ihren Acker selbst bebauen, um sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Der Gouverneur der Strafcolonie, Capitain Hunter, war selbst ein Schotte und unterschied die vier Freunde bald von dem Haufen von Mördern und Räubern, die damals die Bevölkerung von Australien bildeten. Vorzüglich erweckte der junge, schöne, hochbegeisterte Thomas Muir sein Interesse. „Herr Muir," schrieb er an einen seiner Freunde in Leith, „ist der erste, den ich von diesen Vieren gesehen habe. Ich halte ihn für einen edlen jungen Mann. Er scheint die Einsamkeit und Stille zu lieben und beklagt sich nie über sein hartes Schicksal, sondern er erträgt die Strenge

desselben mit Muth und Ergebung." — Hunter that alles, was er konnte, um die Lage seiner Gefangenen so erträglich zu machen als möglich. Muir war wirklich in sein Schicksal ergeben. „Ich gefalle mir," schrieb er an einen seiner Freunde, „in meiner jetzigen Lage so gut, wie man sich gefallen kann, wenn man von Allem getrennt ist, was man geliebt und verehrt hat. Palmer, Skirving und ich leben in der vollkommensten Eintracht mit einander, und ich kann die Güte, die man für uns hat, nie genug rühmen. Ewig werde ich mich den hiesigen Officirren und den Civilbeamten aufs dankbarste verpflichtet fühlen. Ich habe hier ein kleines Haus und einen am jenseitigen Ufer des Flusses gelegenen Meierhof, den ich mir gekauft habe. Wenn Sie einiges Geld für mich in Händen haben, so senden Sie mir dafür etwas Rum, Tabak und Zucker, drei Artikel, die hier zu hoch im Preise sind, als daß man sie zu bezahlen vermag.

Muir war schon ein Jahr in Sidney, als ihn eine unerwartete und von ihm selbst nicht geahnete Begebenheit von dort wegführte. Sein Proceß hatte in America noch mehr Aufsehen gemacht, als in England; man sah dort die schottischen Patrioten wie Freunde und Mitbürger an, und ihre Verurtheilung hatte dort ein so tiefes Mitgefühl, eine so innige Theilnahme erregt, daß man sich nicht begnügte, diese mit Worten auszusprechen. Unter dem Vorwande einer Reise nach China rüsteten einige Americaner ein Schiff aus, dessen eigentliche Bestimmung es aber war, Muir und seine Freunde zu befreien. Der Capitain des kleinen Fahrzeuges lief nach einer glücklichen Fahrt in den Hafen von Sidney ein, unter dem Vorwande, Holz und Wasser einnehmen zu wollen. Der edelmüthige Plan der Americaner gelang indessen nur in Bezug auf Muir. Er entfloh in einer Nacht und verbarg sich am Bord des Schiffes. Von allem, was er besaß, hatte er nichts bei sich, als einige Kleidungsstücke und eine kleine Bibel, die ihm seine Mutter beim Abschiede gegeben hatte, und die er ihr in der Todesstunde zurücksenden sollte. Er ließ bei seiner Abreise von Sidney ein Billet für den Gouverneur zurück, in dem er ihm für sein edelmüthiges Mitleid innigst dankte.

Von Sidney segelte der Americaner nach Nootka-Sund im stillen Ocean; hier begegnete er, zum großen Schrecken Muir's und des Capitains, einer englischen Kriegsbrigg, die in jenen Gegenden kreuzte, und erst wenige Tage vor ihnen Botany-Bay verlassen hatte. Ein einziges Wort von einem der americanischen Matrosen konnte den Flüchtling ins Verderben stürzen, und er begab sich daher auf ein spanisches Schiff, das ihn nach Saint-Blas, am Eingange des Meerbusens von Californien, brachte. Der dortige spanische Gouverneur gab ihm Erlaubniß, den ganzen zu Mexiko gehörenden Theil des Continents zu durchwandern. Mit unendlicher Anstrengung und nach unglaublichen Mühseligkeiten kam er in Havanna an, wo der Vicekönig, der in jedem Engländer einen Feind sah — Spanien und England waren damals mit einander in Krieg verwickelt — ihn ins Gefängniß werfen ließ. Hier blieb Muir mehrere Monate eingekerkert; endlich wurde er aber, zu Folge seiner vielfachen Reclamationen, auf einer spanischen Fregatte eingeschifft, die ihn nach Cadix bringen sollte. Im Angesicht des Hafens dieser Stadt sah sich die Fregatte von dem Geschwader des englischen Admirals Jervis umringt, das an der spanischen Küste kreuzte. Eines seiner Schiffe griff die Fregatte an, und Muir fand nun Gelegenheit, den Spaniern zu beweisen, daß er kein englischer Spion sei; er bewaffnete sich, kämpfte löwenmüthig und erhielt mehrere schwere Wunden, von denen die eine, die quer über die Stirn ging, ihn entstellte, und sank endlich, in seinem Blute gebadet, auf das Verdeck nieder. Die Fregatte wurde genommen und Muir wurde als Gefangener in den ersten sechs Tagen von den Engländern nicht erkannt. Die Spanier hatten ausgesagt, der Engländer, um dessen Anwesenheit auf ihrem Schiffe die Soldaten des Generals wußten und daher nach ihm forschten, sei während des Kampfes getödtet und ins Meer geworfen worden. Ein Wundarzt erkannte ihn, allein die Engländer forschten, mochte dies nun aus Theilnahme oder aus Leichtgläubigkeit geschehen, nicht genauer nach, und Muir wurde mit den andern Verwundeten, an der spanischen Küste ausgesetzt. Von hier aus schrieb er am 14. August 1797 an einen seiner Freunde folgende Zeilen:

„Seit dem denkwürdigen Tage, wo ich Dich, mein „theurer Freund, in .... verließ, ist mein kummer„volles, unruhig bewegtes Leben eine ununterbro„chene Reihenfolge ungewöhnlicher Begebenheiten ge„wesen. Doch hoffe ich darauf, Dich in wenig Wo„chen wiederzusehen. Gegen meine Erwartung bin ich „von meinen vielen Wunden fast geheilt. Die Di„rectoren beweisen mir den größten Antheil. Ihre „Sorgfalt für einen vom Schicksale so grausam ver„folgten Unglücklichen, wie ich es bin, ist ein trösten„der Balsam, der meine niedergeschlagene Seele wie„der aufgerichtet hat. Die Spanier halten mich als

„Schotten noch gefangen, allein ich zweifle nicht, „daß die Verwendung des französischen Directoriums „mir meine Freiheit verschaffen wird. Empfiehl mich „dem Andenken aller meiner Freunde, die Freunde „der Freiheit und der Menschheit sind.

Th. Muir."

Man sieht, daß Muir sich selbst in seinem Unglück treu blieb, und daß so wenig Verfolgung als Noth und Elend seinen Glauben erschüttert und seinen Eifer abgekühlt hatten. Nach seiner Freilassung ging er nach Paris. In Bordeaux wurde seine Ankunft durch ein großes Volksfest gefeiert. Der Moniteur verkündigte seine Ankunft in Paris mit folgenden Worten: „Thomas Muir ist hier angekommen und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat ihn mit der Hochachtung empfangen, die seinem hochsinnigen Charakter und den Diensten gebührt, die er der Freiheit geleistet hat, und auch den Leiden, die er in der Vertheidigung ihrer heiligen Sache erduldet hat." — Alle ausgezeichneten Männer, alle edlen Gemüther, die damals in der Hauptstadt lebten, wollten Muir sehen, und alle wetteiferten mit einander in dem Bestreben, ihn die Leiden seiner Verbannung vergessen zu machen. Muir war für eine so ehrenvolle Aufnahme dankbar, allein seine Gesundheit war zerstört; seine Wunden brachen auf, und nach Verlauf von einigen schmerzensreichen Monaten starb er am 27. September 1798. Er liegt in Chantilly begraben, wohin er sich in den letzten Monaten seines Lebens zurückgezogen hatte. Auf seinem Sterbebette war seine Mutter sein letzter Gedanke; er sandte ihr die kleine Bibel zurück, die er bei seiner Abreise aus Schottland von ihr erhalten, und wunderbarer Weise auf allen seinen Fahrten bewahrt hatte. Muir starb in seinem dreiunddreißigsten Jahre; seine Eltern überlebten ihn kaum zwei Jahre.

Sidney's ungastliche Erde wurde das Grab seiner dort zurückgelassenen Freunde. Skirving starb im Frühling 1796; Palmer allein war stark genug, die siebenjährige Deportation, zu der er verurtheilt war, zu überleben, und er war im Begriff, in sein Vaterland zurückzukehren, als er auf einer Insel des indischen Oceans am Fieber starb. Sein treuer Freund Ellis, dessen Liebe mächtig genug gewesen war, ihn nach Sidney zu führen, um dort die Verbannung seines Freundes zu theilen, brachte nach Europa nur das Andenken des Verstorbenen zurück.

Vierzig Jahre sind erforderlich gewesen, um der Sache der Reform, der ihre ersten Apostel und Märtyrer einen baldigen Sieg verheißen hatten, einen Triumph zu verschaffen, der immer noch nicht vollständig genannt werden kann. Indessen sind die Fortschritte, welche die Reform seitdem auf der Bahn der Freiheit gemacht hat, unermeßlich, und die Namen Muir, Gerald, Palmer und Skirving leben im Andenken ihres dankbaren Volkes, das ihnen auf dem Collon-Hill ein Denkmal errichten will.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Thiers über Talleyrand, Journalismus.]

Thiers lieferte in der neuesten Nummer des Constitutionnel eine skizzenhafte Biographie von Talleyrand, die trotz ihrer Kürze so manches Interessante enthält. Thiers unterschreibt zwar seinen Namen nicht, nichts destoweniger aber ist der Artikel von ihm, und er nimmt seinen Gönner als getreuer Kämpe von vorn herein in Schutz. Dennoch erfahren wir nur eine historische Neuigkeit, nämlich die, daß Danton am 10. August 1792, den er unter der Hand veranstaltete, Talleyrand eben so wie Roland rettete. Gegen letztern war schon ein Verhaftsbefehl ausgefertigt, den Danton selbst zerriß. Merkwürdigerweise aber erzählt Thiers von ersterem gar nichts in seiner Geschichte der französischen Revolution und scheint überhaupt über Talleyrand noch kein sicheres Urtheil gehabt zu haben, wenn er es nicht aus Schonung that. Thiers behauptet, Talleyrand hatte immer das Wohl seines Vaterlandes im Auge. Das läßt sich leicht sagen, aber nicht behaupten. Die Moral brachte Hr. Talleyrand erst in seinem 83. Jahre in die Politik, und auf dem Sterbebett bereuen, beweist weder Selbstständigkeit noch Charakter. Politische Fehler bereuen sich in sich selbst wie bei dem großen Danton, der aus Gewissenhaftigkeit innerlich zusammenstürzte, Talleyrand aber hatte nie einen Zweck vor Augen als diesen — seine Person geltend zu machen. Vulkan zerschlug dem Jupiter die Stirn, damit Minerva herausspringe, Talleyrand, der vom Hephästos nur das krumme Bein hatte, hätte die Minerva sogleich mit erschlagen, um sich nöthig zu machen. Talleyrand hat nie etwas ohne Interesse gethan, und ich glaube, er ist auch nicht ohne Interesse gestorben. Thiers behauptet ferner, er habe immer an der Revolution von 1789 gehangen, dies eben hat er nur vielleicht esoterisch gedacht, exoterisch glaubte er einst an ein anderes System. Es ist noch nicht ausgemacht, wer schlechter oder größer sei, Talleyrand oder Napoleon, denn beide haben sich die Wohlthaten der Revolution zugeeignet, indem sie ihre Gräuel auf ihre ersten Kämpfer zurückwarfen. Napoleon kannte die Zukunft nicht, weil er sein Wort für ein Orakel hielt, Talleyrand kannte sie, er, der schlaue, und dennoch konnte er nicht Selbstbeherrschung genug über sich gewinnen, dem süßen Momente zu entsagen. Er wußte, daß der glücklich stolze Napoleon sich selbst zu schwer werden, daß er nicht lange mit seinen groben, unwissenden Generalen bestehen würde — und diente ihm, bis sie eine persönliche Eitelkeit erbitterte. Wie anders Carnot! — Er wußte ferner,

daß die Restauration nur eine unhaltbare Löthung war — und diente ihr — er sah 1830 voraus, daß die Julirevolution einige Zeit bestehen würde — und diente ihr. Dies letztere ist noch am verzeihlichsten, vielleicht wollte er hier seinem Vaterlande und nicht Personen dienen. Ueber solche Männer aber den Lorbeer der Geschichte flechten, heißt sie entweihen. Alle großen Männer sind Freunde der Ordnung, entweder weil sie wissen, daß ohne Ausnahme alle Systeme eitel sind, oder weil sie über ihrem Geschlecht sind, aber deswegen treten sie nicht hervor und verlangen, man solle sie zu Privatinteressen gebrauchen, sie schweigen und arbeiten für die Zukunft. Talleyrand aber hatte immer seinen Gönnern mehr zu verdanken als sie ihm, ich meine Talleyrand hat seinem Vaterlande mehr als dies ihm zu verdanken. Während seines ganzen Wirkungskreises suchte er erst Hindernisse herbeizubringen, um sie wieder wegzuschaffen und sich des Sieges zu freuen. Zur Zeit der Gefahr, machte er sich aus dem Staube, mit Bonaparte machte er den 18. Brumaire, um ihn später wieder fortzujagen, für die Restauration arbeitete er in Wien, um später Gesandter Louis Philipp's in London zu werden, aber an sein Vaterland denken — nein, daran denken Männer wie Talleyrand nie; sie denken nur daran, was das Vaterland sagen wird von dem, was sie gethan, und geben sich alle Mühe, die wahre Ursache zu verheimlichen, ähnlich unserer Zeit, die nicht glücklich sein, sondern nur glücklich scheinen will. Hier fallen mir unwillkürlich Danton's Worte ein. Qu' importe que la postérité blâme et stigmatise mon nom, que m'importe a moi les questions personnelles et de vanité qui font que les gens travaillent plutôt pour leur nom que pour la cause, que m'importe enfin qu'ils me couvrent de honte et de boue, pourvu que la patrie soit sauvée! Nie hatte der Höfling Talleyrand einen solchen Gedanken. Kein Fürstenherz wird ihn beweinen und die Völker werden gleichgültig seinem Sarge folgen. Nur er allein hätte sich beweinen können, was er auch in seinen Memoiren gethan haben wird. Talleyrand hatte nie einen Herrn als Freund geliebt, weil Manner ohne Enthusiasmus der Liebe unfähig sind, als Gelehrter hätte er zu einem Präsidenten einer Gesellschaft gepaßt, in der Geschichte jedoch, die mit seinem Sterbetage erst anfangt, ist er nur ein glücklicher Arlequin. Ihn als Muster darstellen ist das Verderblichste, was es geben kann. In seiner letzten Zeit lobte er die Offenherzigkeit in der Politik, und doch war nie ein Diplomat weniger offenherzig als er, aber es gibt Männer in der Geschichte, die doppelte Gesichter haben, und Talleyrand gehört unter diese Zahl. Es ist deswegen, meiner Ansicht nach, eines Jeden, der sich um die Geschichte bekümmert, heiliger Zweck, solche Meinungen zu widerlegen und sollte es auch zwecklos sein, da wir einen zweiten Talleyrand nicht zu befürchten haben.

Erlauben Sie mir, von dem Großmeister der schwankenden Weisheit eines sich selbst belügenden Jahrhunderts auf die Oberpostamtszeitung überzugehen. Der Sprung wird weniger gefährlich, da der Constitutionnel vor uns liegt. Wie viel könnte Frankfurts Journalismus leisten; die Nähe des Westens, die Lage zwischen Norden und Süden, die großen Weltstraßen nach allen Richtungen, der Zufluß der Fremden! Allein Frankfurt leistet im politischen Journalismus blutwenig. Betrachten Sie die leitenden Artikel der Postamtszeitung, die ein sächsischer, böslich von der Redaction stehen gelassener Druckfehler in Ihren Blättern einmal zu leidenden Artikeln machte! Ueber jeden Gegenstand werden Sie erfahren, was Montesquieu und Bayle meint, was A. und B. sagt und nicht sagt, nur schwerlich was der Redakteur denkt. Le Journalisme est-il inventé pour déguiser la pensée? Diese Talleyrand'sche Politik ist en miniature ekelhaft. Außerdem steht der Werth der Nachrichten aus Paris und London sehr häufig auf dem Nullpunkt des Interessanten. Und die Correspondenzen! die z. B., welche ausposaunte, Graf Münch-Bellinghausen wäre erst beim König von Baiern gewesen, eh' er hieher kam, während er Aschaffenburg gar nicht berührt hat! Dann wissen die Herren, was in den Sitzungen des Bundes vorgeht, während jeder, der das weiß, gar wohl zu schweigen weiß. Von den Beiblättern will ich gar nicht reden; das hier sehr beliebte Conversationsblatt ist mehr ein Conservationsblatt für die Postamtszeitung.

Dr. Schuster, von jüdischer Abkunft, aus guten Verhältnissen, ist in diesen Tagen zur katholischen Religion übergetreten, was in einer protestantischen Stadt um so auffallender ist, als dieser Uebertritt ihm durchaus keine zeitlich bessere Zukunft bietet und nur Ueberzeugung die Triebfeder davon sein kann. — Die Proben unseres Sängerfestes folgen sich rasch auf einander, obschon der Eifer nicht allzugroß ist. Die Haltung solcher Feste ist nicht national genug; bloße Musik thut's freilich nicht.

Notizen.

[Dampfschiffahrt nach Nord-Amerika.]

Privatbriefe melden endlich die Erfolge der ersten Dampffahrten von England nach Neuyork. Der Sirius lief mit Dampf in den Ocean aus. Zwei Tage darauf folgte ihm der Great-Western. Große Wetten waren entrirt, ob er jenen einholen würde, denn er war vielleicht um 100 Pferdekraft mächtiger und kleiner gebaut. Beide sind nun in Neuyork zu gleicher Zeit eingelaufen, der Sirius hat in 17, der Great-Western in 15 Tagen den Ocean durchschnitten. Sonst rechnete man eine Fahrt von 5 Wochen schon für eine glückliche, und nun gelingt es der Speculation des menschlichen Geistes, die große Wasserwüste in so kurzer Zeit zu durchmessen. Ob beide Schiffe ganz und gar zugleich angekommen, oder das zweite das erste noch wirklich überholt hat, ist noch nicht bekannt. Der Great-Western, der die Fahrt in 15 Tagen gemacht hat, besitzt 300 Pferdekraft. Ein Dampfboot auf dem Rhein hat bekanntlich 60 bis 80 Pferdekraft.

[Immermann's Opfer des Schweigens.]

Der Dichter hat dies Drama auf den Rath seiner Freunde zum Theil umgestaltet, und es wird in der neuen Gestaltung unter dem Titel „Gismonda" nächstens in Weimar zur Darstellung kommen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.



Achtunddreißigster Jahrgang.

Juni.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chaal Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boettichor, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber a. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz and F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Petersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836, 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Fraunhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Fraunhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in specula Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

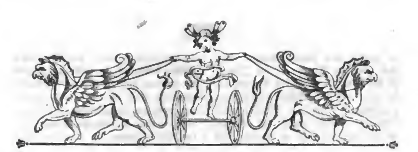
Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 107. — den 1. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kritische Winke.

Laube und Mundt über Görres.

In Leipzig bei Köhler erschien eine kleine Broschüre: „Görres und Athanasius", deren Verfasser unverkennbar Laube ist. Warum versteckt er sich? — Will er es nicht ganz Wort haben mit der unumschränkt ausgesprochenen Ansicht, die weltliche Heiligkeit des militairischen Protestantismus sei den Bedürfnissen des fortstrebenden Jahrhunderts förderlicher als das schwüle Himmelreich des katholischen Priesterthums? Er braucht nicht zu fürchten, daß hierin gegen den Geist der Zeit eine gleich starke Beleidigung liege, wie er sie früher in einer anonymen Schrift über die französische Revolution versteckter Weise sich zu Schulden machte. Jene Brochüre war das Ergebniß einer irren Rathlosigkeit, und es erscheint nur bedenklich, daß in unsern Tagen nicht blos Verzweiflung, sondern auch Kleinmuth, Kurzsichtigkeit, Ennui und Laune jedweder Art gleich eitel genug sind, um Literatur zu machen und sich dem Publicum als solche darzubieten. Mit dem, was die kleine Schrift über Görres zum Ausspruch bringt, ist nicht Versteckens zu spielen, so individuell auch jedes Wort darin ist. Jede Sylbe daran ist Laube, und zwar in seiner besten Verfassung. Der frische kurzangebundene Styl, die leichtgeschürzte Taille und das flatternde Haar der Diction, die gemsenartige Logik seiner springenden Gedanken, kurz, die leichte Reiterei und das Tirailleurgefecht, womit Laube in seiner ersten Zeit sich auf dem Kampfplatze ein Publicum machte, das alles tritt hier erkennbar genug hervor. Die Schrift kommt etwas zu spät in Bezug auf den Stand der Interessen, sie hätte die erste sein sollen, sie erledigt nichts, sie ficht nichts durch, sie ruft blos auf. Gerade so ist Laube, wenn er sich wahr, d. h. seiner Natur treu gibt. Er läuft an die Straßenecken, auf den Markt, und schreit Lärm. Diese Behendigkeit der Rede ist recht dazu gemacht, in Zeiten, wo etwas geschieht, und die Woge des Lebens Tag für Tag Neues heranspült, Geltung zu gewinnen. „Rom will uns fangen!" ruft er, „Rom hat es sehr wohl gewußt, daß geistreiche deutsche Dichter einen künstlichen Kummer hegten und pflegten, weil sie nicht katholisch sein und die Legenden dann ohne Wendung schreiben, über Bilder entzückt sein konnten; daß deutschen Dichtern nur ein Bischen Gerede der Nachbarn und Sippschaften im Wege sei zum Rosenkranze; Rom hat es sehr wohl gewußt, was für Halt hinter einem protestantischen Professor sei, der sich aus naturphilosophischer Ueberschwenglichkeit in die Extreme des Lutherthums flüchtet, zu Conventikeln greift, und wie die poetische Verzweiflung hastig, tastend, krampfhaft überall umherfährt; Rom war nicht blind, es sah, wie viel es wagen konnte. Und die Sympathie mit der katholischen Weltanschauung, muß man sagen, konnte der germanischen Intelligenz nicht ganz verübelt werden, fand sie doch an dem Protestantismus nicht immer den nöthigen Halt und Vorschub, und so lange Pietismus und Unduldsamkeit eine staatsrechtliche Miene annehmen, so lange wird die Blüthenkrone der Cultur hin-

107

über und herüber wanken ohne stetige Festigkeit. Nur so wird es möglich, daß ein Görres, in der Jugend selbst ein radicaler Protestant in politischen Dingen, sich zurückstürzt in eine längst zerfallene Weltanschauung, und sich um funfzehn Jahrhunderte irrt." — Laube's ganze Schrift ist ein: Halloh! deutsche Kunst und Wissenschaft! mache dich auf, versinke nicht in Apathie, laß deine Waffen nicht ruhen, denn es ist um dich geschehen, wenn du dein Werk, die Völker zu erleuchten, lässig betreibst!

Mit dem ganzen Gewichte geistiger Ueberlegenheit faßt Mundt im zweiten Hefte des Freihafens das Thema auf. Laube kommt nie über die Crayonskizze in allem, was er schreibt. Gutzkow gab die Satyre auf Görres, er zeichnete mit scharfem Griffel die Caricatur des ganzen Phänomens. Mundt schmiegt sich am innigsten an den Kern der Sache, indem er sich in die Gemüthsstimmungen der Zeit versetzt und aus ihrem Schooße dies Ereigniß eines merkwürdigen Anachronismus deutet. Seine Abhandlung ist am wenigsten populair, sein Gedankennexus ist nur jener feinsten Bildung zugänglich, die sich über die confessionellen Beschränkungen hinweggehoben fühlt, weder eine rein protestantische, noch eine rein katholische Weltanschauung stetig ausgeprägt findet in den Stoffen der Zeit, und erst nach Abwerfung der sperrenden Einseitigkeiten für die Zukunft eine Perspective findet. Sobald die Macht der Individualität sich geltend machte, mußte der mittelalterliche Katholicismus sich an seiner Wurzel erschüttert fühlen, gleichviel, ob die Gewalt dieser bewegenden Kraft zu einer Reform des Glaubens oder zu einer Revolution des Staatslebens ausschlug. Auch innerhalb der katholischen Welt selbst mußte sich die Bildung für erlöst halten. Nahm nun gar ein protestantischer Staat die katholische Kirche in seinen Verband, so konnte das Bestehen mittelalterlicher Satzung nicht viel mehr als eine bloße Hinhaltung sein, und nur dem aufgestachelten Fanatismus eines mit Revolutionsideen in der Blüthe seiner Jahre reichlich genährten Görres war es möglich, die veraltete hierarchische Anmaßung rednerisch zur Sprache zu bringen. Auf der andern Seite kommt es dem Protestantismus eben so wenig in den Sinn, sich ausschließliche Geltung zu verschaffen, weder dem regierenden Princip, noch der Bevölkerung. Beide religiöse Einseitigkeiten fühlen nicht mehr Stoff genug in sich, um ein volles Leben zu führen. Die Hauptinteressen liegen weit mehr in dem Heranbilden des echt Menschlichen inmitten des bürgerlich gesellschaftlichen Daseins, das Christenthum will aus der Kirche heraustreten und Welt werden. Der Staat ist wichtiger als die Kirche, denn das Kirchliche gab der Geist der Zeit an die Bildung und an die Persönlichkeit preis. Wäre noch zündbarer Stoff zu religiösen Conflicten vorhanden, was man von dem Fanatismus eines Görres beinahe muthmaßen dürfte, so hätte der Staat um so mehr nöthig, den Gesichtspunct der immerdar beschäftigungslustigen Welt auf ein ganz anderes Feld zu rücken, auf ein Feld, wo es sich um das wesentliche Wohl der Gesellschaft, um die drängenden Bedürfnisse der gesunden Wirklichkeit handelt. In den Zerwürfnissen der religiösen Doctrin liegt für den Staat nicht wenig Gefahr, denn aus ihr erwuchsen die Furien der Leidenschaft. Gelingt es dem Staate, das Interesse an der bürgerlichen Wohlfahrt lebendiger zu machen, so setzt er sich weit mehr, als es je die Kirche vermochte, mit dem Volksbewußtsein in den glücklichsten Rapport. Auch der Pietismus, eine Ausartung in jedweder Form, greift nur dann staats- und lebensgefährlich um sich, wenn die Gemüther eben nicht vollauf erfüllt sind mit dem wesentlichen Inhalte der Zeitinteressen. Man ist nur krank, wenn man nicht gesund sein kann.

Der Chamäleonismus in Deutschland.

In Leipzig, in Commission bei W. Engelmann, erschien eine Schrift: „Anti-Athanasius oder Görres und Goßler," als ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Chamäleonismus. Das Wort ist neu, aber die Sache alt, unter den Deutschen nämlich, den ehrlichen, biderben Enkeln des Arminius. Wir brüsten uns mit unserer Geradheit, und doch gibt es unter uns die schiefsten Charaktere, die perfidesten Culturbildungen. Wir schmähen auf Talleyrand, den gesalbten Meister des Truges, der den Schlangenwindungen der Geschichte seines Volkes nachging, und wir, die wir blos nach unsern Gemüthsanwandlungen uns häuten, sind doch nicht weniger nach innerm Gelüste, nach Illusionen des Verstandes oder des Herzens, schlangenhaft perfid, chamäleontisch geartet. Was ein Chamäleon sei, weiß man schon aus Raff's Naturgeschichte. Das Chamäleon gehört zum Eidechsengeschlecht, und zischelt bei jedem Geräusche hin und her durch verstecktes Laubwerk, es kriecht eilig am Boden fort und verdankt seine Celebrität dem behenden Farbenwechsel; über die Grundfarbe des Thieres ist man bis dato in Zweifel. Unter den öffentlichen Charakteren Deutschlands, — die meist versteckt sind, — gibt es viele, die Ansichten und Grundsätze, Gesinnung und Charakter,

Glauben und Wissen so schnell ändern, wie man die Garderobe nach Klima, Jahreszeit und Witterung wechselt. Diese Maskerade des innern Menschen, dieses gesuchte und ungesuchte, verschuldete und unverschuldete Spiel mit den Heiligthümern der Seele, diese Heuchelei in der Entwickelung des Zeitgeistes liegt in dem Mangel an Oeffentlichkeit des Lebens, in der versagten Freiheit der Willensmeinung. An den Zuständen gehen die Charaktere unter, und die Charaktere richten wechselsweise wieder die Zustände zu Grunde; das ist eine Cirkelgang der Geschichte.

Der Chamäleon Joseph Görres ist ein merkwürdiges Phänomen; eine ganze Scala vom Thermometerstand des deutschen Lebens hat er aufzuweisen, freilich nicht stufenweise, sondern kopfüber mit Salto mortale. Wie lange ist es her, da schwang er die rothe Mütze und jubelte Allons enfans de la patrie, jetzt greift er zum Rosenkranze und schreit Ave Maria! — und beides gleich sehr fanatisch. Vom tollsten Franzosenthume sprang er über zur unbändigsten Deutschthümelei, er betete zur Göttin Vernunft, und möchte jetzt, um heilig zu werden, auf den Knieen nach Rom rutschen, er war der glühende Jünger einer Lehre, die Gott par decret ab- und einsetzte, und nun möchte er für die Nonne zu Dülmen Blut schwitzen, tobt gegen die „aufgeklärte Meute“ und nennt die Reformation, die über den Wahnsinn der Geschlechter gesiegt hat, den zweiten Sündenfall der Menschheit. Jenes Journal, „das rothe Blatt“, das er zur Zeit der Revolution herausgab, „der rheinische Merkur“, den er von 1814 bis zu seiner Unterdrückung im Jahr 1816 schrieb, und „der Katholik“, den er 1827 reichlich mit Beiträgen bedachte, sind die Documente seiner innern Lebensskandale. In letzter Zeit schrieb er gehelm für die Münchner und die Würzburger Zeitung, und eiferte mit stillem Wüthen für die Wundersucht seines finstern Sinnes, bis nun die Schleusen seines Ungemachs, das er Jahre lang aufsammelte, schreckhaft platzten. Es ist weit heilsamer, daß dieser Ingrimm Sprache gewinnt und die schadhaften Stoffe von sich schleudert, als daß er im Stillen brütet und im Geheimen die Fäden weiterzieht. Denn nun schreckt das Jahrhundert zurück und besinnt sich desto mehr auf sein Heil. Auch der Protestantismus besinnt sich und scheidet das kopfhängerische Muckerthum von sich. Auch der Staat besinnt sich und bedenkt, auf welcher Seite die Wohlfahrt liegt. Hier endet freilich mein kritischer Wink.

Pater Goßler.

Auch Pater Goßler hat eine Schrift über das cölner Ereigniß geschrieben, und eben so juridisch wie erbaulich beweisen wollen, der Erzbischof sei ungerecht behandelt. Aus angesehener protestantischer Familie entsprossen, widmete sich Heinrich Goßler zu Bonn dem Studium der Jurisprudenz; er schloß sich dort an den Professor und Convertiten Freudenfeld, den jetzigen freiburger Jesuiten, an, und ward Convertit. Die einmal erwählte Laufbahn verfolgend, machte er das Staatsexamen, ward Assessor des Appellationshofes zu Cöln, des Landgerichts zu Cleve und des Oberlandesgerichts zu Hamm. Hier war es, wo er die übliche juridische Form des Repositionsdecrets der Processacten in den geistlichen Terminus: Requiescant in pace umwandelnd, in die Acten schrieb, der Welt entsagte, und in das Franciscanerkloster zu Rietberg, später zu Paderborn, trat. Hier wirkte er durch Predigten und Erbauungsbücher, zugleich als Seelsorger im dortigen Gefängniß, und ist nun für den Erzbischof als ein sehr schlaffer Anwalt aufgetreten. Der juridisch gewiegte Verfasser des Anti-Athanasius widerlegt ihn schlagend.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Göttingen.

[Die Georgia Augusta.]

Es will aus Braunschweig verlauten, man wolle dort den mißlichen Stand der hiesigen Universität benutzen, um das Carolinum zu einer Anstalt von umfassender Wirksamkeit, wohl gar zu einer Art Hochschule zu erheben. Am Wollen würde das etwanige Mißlingen dieses Planes so wenig liegen als an dem Mangel an Mitteln, die man in Braunschweig zu verwenden hat. Das kleine Herzogthum ist gegen unser Königreich ein gesegnetes, ein reiches Land. Es steuerte zum Bau des herzoglichen Schlosses mit Leichtigkeit und ohne sich genirt zu fühlen, eine Million Thaler bei, und dürfte keine Kosten scheuen, um durch das Carolinum die alte Georgia Augusta zu überflügeln, die bisher für Hannover, Nassau, Braunschweig die eigentliche Landesuniversität war. Bleibt sie dies auch, so hat sie doch — vielleicht für immer — ihren europäischen Ruf eingebüßt. Ich gebe nicht viel auf die freie Gesinnung und den Selbstständigkeitssinn der deutschen Gelehrten, allein vor der Hand hört man nichts von Berufungen. Vielleicht liegt es auch gar in der Absicht, die Universität Göttingen in dem Maße dem Staatszweck unterzuordnen, daß der Begriff einer allgemeinen deutschen Hochschule ein für allemal verschwindet. Für die Idee der Unabhängigkeit der deutschen Wissenschaft haben sieben Männer gebüßt. Man hat ihre Namen gefeiert, allein es ergibt sich weiter kein Erfolg davon, als daß

das deutsche Universitätswesen in seiner Abhängigkeit vom speciellen „Brotherrn" heller ins Licht tritt. Ist eine Universität weiter nichts als eine Vorbereitungsanstalt zum Staatsdienst, so ist sie damit schon zu einem bloßen Mittel für den Staatszweck herabgesetzt, und der Wahn von der freien Selbstständigkeit der deutschen Wissenschaft ist eitel geworden. Dieser Wahn hing auch nur noch mit veralteten Illusionen zusammen, mit Erinnerungen an mittelalterliche Institutionen, wie sie auf den ältern Hochschulen Deutschlands noch als Schatten eines frühern Corporationswesens Bestand haben. Mit der Burschenschaft hat in der That das eigentliche Universitätsleben aufgehört. Jüngere Hochschulen zu Berlin und München überflügeln ohnedies alle andern, und es ist nicht daran zu denken, daß die Universitäten „auf altem Fuß" durch größere Lehrfreiheit noch ein Gegengewicht mit Glück behaupten könnten. Ohne den Stoß, den Göttingen an seiner Bedeutsamkeit erlitten, hätte man sich wohl noch eine Zeit lang mit dem Glauben hingehalten, die Georgia Augusta habe einen europäischen Ruf; allein dem Einsichtigen war längst klar, daß gerade diese Hochschule mit ihrer angeblich positiven Richtung hinter den Anforderungen des Jahrhunderts, das die philosophische Speculation als wesentliches Bildungsmittel aufruft, gar sehr zurückgeblieben war. Der Lärm über die Säcularfeier hat manche noch geblendet, als habe die akademische Wissenschaft noch ein großartiges Leben. Und doch bedurfte es nur weniger Demonstrationen und die Illusion war gestört. Herbart erklärte an einem der drei Septembertage ganz offen, daß wenn der Philosophie der letzte Rang auf den Universitäten eingeräumt werde, dies darin liege, weil sie die Vorbereitung zu den andern Wissenschaften sei. Anders denn als Magd der positiven Wissenschaften wurde die Philosophie nie in Göttingen angesehen. Allein lediglich der Philosophie wäre es vorbehalten, dem Universitätsleben einen höhern Schwung zu erhalten und unter der Jugend eine Begeisterung zu erwecken, die eine höhere Bildung erzielt als bloße Vorbereitung zum Staatsdienerthum. Die Ideen der Burschenschaft reichten nicht aus, um die aus allen Provinzen zusammengetriebene Jugend zu einer allgemein deutschen zu machen; nimmt man nun der Philosophie diese Function, das Universitätsleben in diese höhere Sphäre zu erheben, so begreift man nicht, wie es noch verwunderlich erscheinen kann, daß der Staat die Hochschule sich völlig nach seinem Zwecke gestaltet und von ihr nichts will als Erziehung von Staatsdienern zu einem ganz besondern praktischen Behuf. Es ist erklärlich, wenn die Georgia Augusta, die sich selbst schon längst degradirte, auch durch einen speciellen Act der Regierung beschränkt wird. Es kann dahin kommen, daß das Universitätsleben überall seine alte Bedeutsamkeit verliert, da es bei seinen Prätensionen verharrt, eine gelehrte Aristokratie zu bilden, und doch zu ohnmächtig ist, um als selbstständige Kaste sich geltend zu machen. Der Geist der Zeit muß andere Wege auffinden, um der Masse beizukommen und ihr zu einer Bildung zu verhelfen, welche für das Leben ist. Die Wissenschaft auf den deutschen Hochschulen hat dem Leben der Nation niemals genützt. Die Gelehrtenkaste hat sich immer für zu vornehm gehalten, um den Interessen des Volkes sich anzuschließen. Daß Sieben einmal eine Ausnahme machten, ist betrübt genug für den allgemeinen Stand der Dinge. Was Gervinus sprach, ist merkwürdig genug: Schlimm! sagte er, muß es um das Gewissen der Zeit stehen, wenn unser Schritt auffällt! Und wenn man damit umgeht, das Carolinum in Braunschweig zu erweitern: man hüte sich eine Universität im alten Sinne zu errichten; man etablire eine Anstalt für die Zweige der Industrie, eine polytechnische Schule im höhern Style, welche die Wissenschaft fürs Leben treibt und wo sich nicht die Prätensionen einnisten, hinter denen man unter vermeintlicher Hoheit des Standpunktes seine schnöde Indifferenz verbirgt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

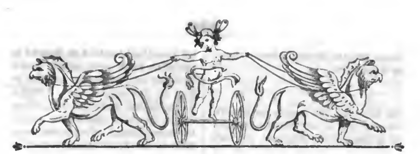
[Das schöne Geschlecht in Münster.]

Wie einst die Frauen zu Mainz sich versammelten, um den Sänger des Frauenthums, den Domherrn Frauenlob, zu Grabe zu tragen, so hat sich heutzutage in Münster das schöne Geschlecht zu einer Ritterschaftscorporation verschwistert, um für den Erzbischof von Cöln zu Schutz und Trutz bereit zu sein. Das heißt denn doch das Mittelalter übertreiben! Sonst zog der Ritter für seine Dame das Schwert; wollen jetzt die Damen für die Männer fechten? Das erste Gefecht, im Februar, war sehr hitzig. In einer Theegesellschaft, wo Frauen von beiden Confessionen versammelt waren, ergriff die katholischen Schönen ein solcher Geist der Ritterlichkeit für die Sache des Erzbischofs, daß die zarten Händchen, nur für Rosenkranz und Strickstrumpf gemacht, sich zu Fäusten ballten und in heftige Bewegung geriethen. Die Theetassen zitterten vor Schreck, selbst die Theemaschine bebte. Der protestantische Theil der Gesellschaft, wahrscheinlich der schwächere, räumte das Feld. Fama war höchst geschäftig, diese Scenen auszumalen. Man klagt über Langeweile in Theegesellschaften; hier war Kurzweil. Seitdem aber hörte man nichts wieder von der weiblichen Theeritterschaft zu Münster. Dagegen erfuhr man die für das europäische Gleichgewicht höchst gefahrdrohende Nachricht, daß ein im Februar d. J. geborner Sohn des vormaligen preußischen Geschäftsträgers am belgischen Hofe, Grafen v. Galen, zur Zeit in Münster, in der Taufe die Namen Clemens August Athanasius erhalten hat.

[Der Kopf des heil. Athanasius.]

Der heil. Athanasius, den der alte Maulwurf Görres wieder aus seinem Grabe aufrichtet, starb in Alexandria. Sein Gebein wurde nach Constantinopel, von da nach Venedig gebracht und in der dortigen Kirche der Nonnen des h. Kreuzes beigesetzt. Allein sein Kopf fehlte in Venedig, man hat blos den Rumpf des Heiligen. Wenigstens war dies lange Zeit Gegenstand des Streites zwischen zwei Kirchen in Spanien und Frankreich, die ihn beide besitzen wollen. Man kann sagen, daß die päpstliche Hierarchie auch nur noch den Rumpf des Heiligen besitzt, der Kopf ist ihr abhanden gekommen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 108. — den 2. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kritische Winke.

(Beschluß.)

Gemischte Ehen und Cölibat.

In Halle bei Schwetschke erschien ein anonymes Schriftchen: „Ueber den Kampf des Papstthums gegen die Staatsgewalt und den wahrscheinlichen Ausgang desselben." Es schildert die katholischen Länder, besonders Spanien, dessen Demoralisation der Jesuitismus auf seinem Gewissen hat. Gleichwohl dringt hier der Schrei des Jahrhunderts nach Erlösung von geistiger Knechtschaft durch; so ohnmächtig die madrider Regierung, so durfte sie es doch wagen, die Güter der Kirchen und Klöster einzuziehen, Mönche und Nonnen verhungern zu lassen. Der Verf. stellt den auch sonst schon, auch von Kölle in dem Buche über Paris, behaupteten Satz auf, katholische Länder bedürften der Revolution, während protestantische durch Reform sich an den Fortschritt des Jahrhunderts anschlössen. Nur das weise, bedachtsame Oesterreich nimmt er aus. Dies huldigt dem heiligen Stuhle nur so weit es mit Staatszwecken vereinbar. Bereits im Jahre 1746 untersagte Maria Theresia die Reisen der päpstlichen Nuntien, wodurch die geheime Beaufsichtigung möglich wurde. Sie bestimmte ein Jahr darauf, daß keine päpstliche Verordnung ohne landesherrliche Genehmigung verkündigt werde; sie verbot 1752 die vom römischen Hofe versuchte Besteurung der österreichischen Geistlichkeit. Noch weiter, für seine Zeit zu weit, ging Joseph der Zweite, aber ihn überlebte sein berühmtes Toleranzedict vom Jahre 1781, welches den Protestanten freien Gottesdienst, Rechtsgleichheit und Befugniß zu Staatsämtern sicherte. Zwei Erzherzöge vermählten sich mit protestantischen Prinzessinnen, welche bei den Glauben ihrer Väter blieben, der Staat erlaubte 1817 das Jubelfest der Reformation, und man hörte Luther's Choral: Eine feste Burg ist unser Gott! in katholischen Landen. Den protestantischen Männern, die sich mit Katholikinnen verehlicht, blieb es gestattet, ihre Söhne in ihrem Glauben erziehen zu lassen, und keinem der dortigen Geistlichen kommt es in den Sinn, das Versprechen der Erziehung sämmtlicher Kinder im katholischen Ritus zu bedingen, und von dessen Leistung die Einsegnung der Ehe und die Aussegnung der Wöchnerinnen abhängig zu machen. Die Regierung schirmt den freien Willen der Protestanten wie in Berlin das Landesgesetz die kleine katholische Gemeinde in freier Verfügung über den Ritus der Kinder schützt. Beide Regierungen sind in dieser Beziehung weiser als der Fanatismus jenes Görres.

Auch die üblen Folgen des Cölibats schildert die Schrift. Es scheint nicht, daß deutsche Ständeversammlungen hierüber zu einem Beschluß kommen. Der Verfasser macht den Vorschlag, daß diejenige katholische Gemeinde, die bereits die Einsicht gewann, ein verheiratheter Seelsorger sei weit mehr als ein eheloser befähigt, die Tugenden des Lebens zur wirklichen Erscheinung zu bringen, sich von der Staatsregierung für ihre Priester die Heirathserlaubniß erbitten solle. Keine Regierung

werde es verweigern, und ein Beispiel würde in kurzer Zeit tausende zur Folge haben.

F. Koenig.

Der geistvolle Autor, der uns jüngst unter dem Titel: „Excommunication" ein so interessantes Stück aus seinem Leben, ein so hochwichtiges Document zur deutschen Zeitgeschichte lieferte, bringt im zweiten Hefte des Freihafens eine Wanderung von Pillnitz bis Sonnenstein. Er beweist damit, wie wenig es großer Localitäten bedarf, um den Zauber der Naturwelt und die Reize des Menschenlebens in einem Doppelbilde zur Darstellung zu bringen. Es ist die kleine Gebirgswelt der sächsischen Schweiz, diese Felsenpartie en miniature mit ihren civilisirten Wegen und Stegen, die wir hier an Koenig's Seite durchpilgern. Sind doch die Elemente überall dieselben, der Himmel, die Sonne, die Sterne, und der Mensch diese Zeit mit seinem Leid und seiner Lust der immerdar bedrohten, erhobenen und gedrückten Seele. Koenig hat einen kleinen novellistischen Faden aus dem socialen Zustand der Gegenwart in seine Wanderung geschlungen; eine emancipationslustige Dame gibt ihm Gelegenheit, seine Ansichten über die in unserer Zeit angesprochene freie Selbstständigkeit des Weibes zu entwickeln. Er sieht die Functionen des Männlichen und des Weiblichen in allem Dasein, schon in der Schöpfung als wesentlich verschieden, überall ein schaffendes und ein empfangendes Princip, das schöpferische Element waltend, das empfangende sich hingebend. So sei auch der bürgerliche Zustand bedingt, nicht durch die Willkür der Menschensatzung, sondern in der Natur des Daseins begründet; alle Vermischung der Thätigkeiten beider Geschlechter sei Unnatur, die Umkehr des activen und passiven Verhaltens nach Saint-Simon Unsinn. Koenig gab in seiner „Excommunication" sein religiöses Verhalten zu den Ideen der Zeit; jetzt vervollständigt er sein Glaubensbekenntniß durch diese Debatte über ein sociales Thema, und seine ganze geistige Person tritt immer fester in den Verband der wichtigsten Fragen, mit deren Lösung sich das Bewußtsein der Zeit beschäftigt. — Dem interessanten Artikel sind noch mehrere kleinere Schilderungen von Zeitgenossen eingefügt, z. B. von Tieck's, von Varnhagen's Persönlichkeit.

Bülau über ein Zeichen der Zeit.

Professor Bülau stellt in seiner Staatswirthschaftslehre als eine möglich neue Phase des Gewerbslebens die des genossenschaftlichen Betriebs hin, der das richtige Maß halten werde zwischen dem schroff trennenden Egoismus des Individuums und dem unnatürlichen Systeme der Erwerbsgemeinschaft. „Vielleicht," sagt er in seinem Aufsatze über Armuth, „erkennt die Zeit allmälig den Werth der Vereinigung zur Erreichung gemeinschaftlicher Zwecke." Manche Erscheinungen der Zeit, die Vorliebe für Actienunternehmungen, das Wirken der schottischen Banken, die Vorschläge von Babbage, Nebbien, Mohl, die Verirrungen selbst des Saintsimonismus, des Owenismus und des Fourierismus, möchte ich gern, wie Bülau sich ausdrückt, als die fernen ersten Vorzeichen einer Hinneigung zu Formationen betrachten, die sich in mannichfachster Gestalt entwickeln könnten. Ihr nächstes Verdienst würde eine gleichere, wohlthätigere Vertheilung des Eigenthums sein, die Erhöhung der Production durch angestrengtern, geistvolleren Fleiß, die Gewinnung von Aussichten für die Proletarier, folglich der kräftigste Sporn zur Aneignung von Kenntnissen, zum Fleiß, zur Sparsamkeit, zur Sittlichkeit; das auf Interesse gegründete und in Freiheit waltende Einwirken Höherer auf Niedere, die Gewöhnung, sein eigenes Interesse in der Beförderung eines gemeinschaftlichen befördert zu sehen; die Vereinigung Mehrerer zu einem Bande, dessen Glieder gar bald die Wichtigkeit des Einzelnen für das Ganze erkennen würden. Vielleicht würde man auch einsehen lernen, wie wichtig die geistige und sittliche Kraft, wie nützlich es auch für das Materielle ist, wenn zu dem materiellen Interesse noch ein moralisches tritt. Bildeten sich aus kleinen, freien und unprivilegirten gewerblichen Genossenschaften jene festen Vereinigungen, die sich, Anfangs um des Interesses willen, mit dem Geiste der Eintracht, Liebe und Treue durchhauchen, ein gegenseitiges Halten, Bilden und Einwirken vermitteln und die Vortheile leisten könnten, die einst für immer dem Untergange verfallene Institutionen gewährten, so könnten diese Corporationen eine neue Basis des Volks- und Staatslebens werden, die allmälig seinen ganzen Charakter, sein Recht, seine Aufgaben wohlthätig verändern würden.

Louise von Bourbon.

Das zweite Heft des Freihafens brachte einen Artikel von Varnhagen v. Ense über die Herzogin Louise von Bourbon, die Tante des jetzigen Königs der Franzosen, Mutter des erschossenen Enghien. Varnhagen schöpft seine Mittheilungen aus einer in Barcelona ge-

druckten, nur an Freunde mitgetheilten Correspondance entre Mad. de B.. et Mr. R.. sur leurs opinions religieuses, 1812. Es steht die Vermuthung nahe, Varnhagen habe dies Werk, welches die Inquisition durch einen Spruch vom Jahre 1819 als ketzerisch und unsittlich verdammte, aus Custine's Händen, der neuerdings Spanien so vielfach ausbeutete. Als die Schwester jenes Orleans, der sich Egalité nannte, während sie selbst vielleicht ironischer Weise sich den Namen Citoyenne Vérité beigelegt hatte, mußte sie Frankreich verlassen. Das Buch beginnt mit dem Abschnitt: Voyage tragique et tendrement burlesque, worin sie scherzhaft ihre Pilgerschaft nach Spanien beschreibt. Sonst war sie tief religiös, eine Freundin Saint Martins, mithin eine denkende Gläubige, die den Katholicismus festhält, obschon sie die Satzungen der Priester verwirft. Unter anderem streift sie in ihren Gedanken bis über den Protestantismus hinaus, z. B. in ihren Ansichten vom Abendmahl. Wie das Wort: „Seid fruchtbar und mehret Euch!" durch alle Zeiten fortwirke, ohne daß seine Wiederholung nöthig werde, eben so wirke, meint sie, der Spruch der Einsetzung des Abendmahls fort und fort, und die segnende Kraft sei nicht abhängig von dem Wiederholungsact der Priester, sondern wer sein tägliches Brot im gläubigen Andenken jenes Segens genieße, der sei auch desselben unmittelbar theilhaft. Wenn daher die Priester der römischen Kirche, um dieser und anderer Sätze willen, ihr die Theilnahme an dem Abendmahl der Kirche versagten, so war sie darüber nicht unruhig, weil sie sich eines tiefern Christenthums bewußt und einer unsichtbaren Kirche angehörig fühlte. Jener Mr. R., an welchen die Briefe gerichtet sind, war ihr jugendlicher Reisegefährte auf der Flucht. Ihn zu den Wahrheiten des Christenthums zu bekehren, war in dem ganzen Zeitraum von 1790 bis 1812 — so weit reicht der Briefwechsel — ihr angelegentlichstes Interesse und macht den Faden in den Mittheilungen aus. Sie hatte oft das Loos gepriesen und ersehnt, an geheiligter Stätte betend zu scheiden; dies wurde ihr am 10. Januar 1822 in der Kirche der heiligen Genoveva zu Theil. „Sie war," sagt Varnhagen, „wie jetzt alles höhere Geistesleben in der katholischen Kirche, schon halb protestantisch, doch ohne jene Form zu brechen, noch diese anzunehmen. Wir werden sie darum nur um so freundlicher begrüßen, als eine Erscheinung mehr zu den vielen, welche auf eine neue Stufe religiöser Bildung hindeuten, wo jede Gestalt zugelassen, aber keine gefordert wird, nur in allen das Wesen."

Talleyrand.

In letzter Zeit trug Talleyrand die Spuren des Alters merklich an sich, er ging seit lange nicht mehr allein aus, obwohl ihn die Eitelkeit bisweilen verführte, stärker zu scheinen, als er war. Sein Gesicht, obschon sehr eingefallen, bewahrte noch bis zuletzt die Entschiedenheit und Feinheit, die es von je charakterisirte; die kleinen lebhaften, blaugrauen Augen, die über die Unterlippe etwas aufgeschlagene Oberlippe, eine breite, merkwürdigerweise noch fast ganz runzellose Stirn, und das noch ziemlich starke, zu beiden Seiten herunterhängende, gepuderte Haupthaar waren die Hauptmerkmale, welche diesen merkwürdigen Kopf bezeichneten. Auch lag hierin der Abdruck seines innern Wesens.' Blaugraue kleine Augen verriethen den lauernden, trügerischen Sinn, eine breite Stirn hatte er immer, gepudert war er immer, bis in seine tiefste Seele hinein lag der parfümirte Staub der Etiquette auf ihm, Falten hatte er nicht, denn die faltenvolle Stirn bezeichnet den Gram des Denkens, der ihm fehlte. Wie immer, sprach er auch in der letzten Zeit wenig; natürlich, da die Rede, wie er sagte, nur dazu erfunden war, pour déguiser la pensée. Wenn er sprach, war seine Stimme noch immer stark und kräftig; natürlich, er hatte sie stets geschont und zurückgehalten, nie hatte eine Leidenschaft ihn abgenutzt. In seinem ganzen Wesen behielt er bis zuletzt eine Eleganz, die an den Hof des sechzehnten Ludwig erinnerte. — Vor zwei Jahren bedrohte ein Herzübel sein Leben. Es wäre sehr ironisch vom Schicksal gewesen, wenn es den Mann, der nie vom Herzen geleitet worden, am Herzen hätte sterben lassen. Er wollte als Bischof im Ornat ausgestellt sein. Man weiß nicht, ob er noch im Tode höhnen wollte; gewiß aber ist, daß die legitimistischen Blätter sich lächerlich machen, wenn sie diesen Sieg des alten guten Glaubens ausposaunen. Er war so sehr Diplomat, daß auch seine Aussöhnung mit dem Papste nur diplomatisch sein kann. Ob sein früherer Privatsecretair wirklich sich eines Theils seiner Papiere, die nach seinem Willen erst nach 30 Jahren veröffentlicht werden sollen, bemächtigt habe, wird eben so sehr behauptet als von anderer Seite bezweifelt. Vielleicht fußt darauf eine Buchhändlerspeculation. Die Herzogin von Dino scheint besorgt zu sein, die Regierung im Gegentheil sehr ruhig. Ich glaube, auch seine Papiere werden die Welt äffen. Seinen Erben hinterließ er 10 Mill. Franken. Er ward Börsenspeculant in allen Dingen, auch innerlich in seinen Denken und Glauben.

Correspondenz.

Aus Göttingen. (Beschl.)

[Das deutsche Universitätsleben.]

Das Leben der Studirenden ist auf den meisten Universitäten kleinerer Städte nicht eben geeignet, die Bildung zu unterstützen. Sie vergraben sich in Bücher oder treiben ein wüstes Leben voll inhaltslosem Skandal. Der Sinn ist entflohen, die bloße Form des alten Treibens zur Frazze geworden. In Göttingen rühmte man das Verhalten der Studenten, allein es war nicht von Belang. Der verstorbene Professor Wendt machte den Versuch, die Studirenden aus dem burschikosen Leben in gesellschaftliche Verhältnisse zu führen, er legte den Grund zur Errichtung eines akademischen Museums, wo Lehrer und Lernende sich persönlich berühren, während sonst überall Professor und Student sich meiden, als sei jeder des Andern überdrüssig. Diese Unzugänglichkeit der Professoren ist eben eine durchaus sträfliche Marotte der deutschen Gelehrsamkeit. Es gibt keinen lächerlicheren Stolz, als sich vor der Jugend zu verschließen. Und die steife Art, die Wissenschaft zu tractiren, nutzt weder dieser selbst, noch entspricht sie den Bedürfnissen des Jahrhunderts. Wenn ein deutscher Gelehrter (Hofrath Hugo) mit wunderbarem Gewicht aus dem römischen Rechte die Sklaverei zu beweisen sich anschickte, so darf man bezweifeln, ob die deutsche Wissenschaft mit ihrem Tiefsinn immer heilsam auf die Entwickelung der Humanität gewirkt habe. An der Wissenschaft selbst liegt es, wenn sie ohnmächtig wird, sei's vor den Augen der Fürsten oder des Volkes. Die deutschen Gelehrten sind sehr häufig entweder Hofleute und feile Diener oder hypochondrische Barbaren, die sich hinter ihren Quartanten verschanzt halten, um sich gegen die lebendige Welt zu schirmen.

Was den Ton unter den göttinger Studenten bisher betraf, so pries man ihn, wie gesagt, als „anständig" — ich gebrauche dies verpönte Wort, — allein noch zur Zeit der ersten Heine'schen „Reisebilder" existirten alle alten Völkerschaften hier. Was Heine über die Rohheit der „Vandalen," der „Teutonen," der „Allemannen" sagt, hat alles seine Richtigkeit. Ich habe diese Institute sich überleben sehen und das Phlegma war schreckbar, nachdem der Spiritus verflogen. Ging es hier feiner zu in einzelnen Zweigen solcher Verbindungen, so lag der Grund in dem europäischen Zusammenfluß der Studirenden. Viele hatten Geld und das Geld civilisirt und polirt, aber nur oberflächlich; der Grundstoff des hiesigen Lebens fraß sich bald genug durch bei jedem frischen Fuchs. Die „Vandalen" z. B., lauter adelige Mecklenburger, schwatzten auf den Thés-dansants der Professoren mit deren Töchtern nie anders als in Escarpins, mit Glacéhandschuhen, den Claque unterm Arm. Allein das war Tünche, die man im Boos'schen Bierkeller, in der „Bosia," schnell genug abstreifte. Man versuchte sich blos einmal, den Feinen zu coquettiren, blieb aber im Grund der Seele burschikos und war nach jener wie dieser Seite hin alles geistigen Inhalts baar und blank. Der Handwerksneid der alten Universitäten gegen einander mußte nicht wenig dazu beitragen, das Burschenwesen festzuhalten, denn man drohte mit Auszügen, wenn irgend eine Beschränkung eintrat, trotz alles Cartels wußte man doch auf andern Hochschulen stets Vortheil von solchen Unfällen zu ziehen. So blieb es beim alten Sauerteig, den Beurmann in seiner vortrefflichen Schrift über die drei Septembertage der Georgia Augusta gebührend beschreibt. Die Schrift erschien Frankfurt a. M. bei Körner. Sie ist nicht blos das einzig Vernünftige, was den eitlen Lärm der Journalberichte über die Säcularfeier zerstört, sondern hat das bleibende Verdienst, den veralteten Jammer aufgewiesen zu haben, der sich wie Rost an das Leben der deutschen Gelehrsamkeit angesetzt hat. Beurmann hat hier studirt und als Jurist promovirt. Er wohnte der Säcularfeier bei und zeigt bei allen Ereignissen den gewandten Lebensbeobachter, der um jeden Preis das Vorurtheil zu tödten den seltenen Muth hat.

Um unser Sommersemester steht es sehr mißlich, von der frühern Anzahl der Studenten ist kaum die Hälfte hier. Selbst die Medicin mit Hofrath Langenbeck hat nicht mehr die vollen Auditorien, die andern Facultäten haben noch mehr eingebüßt. Das Lectionsverzeichniß hat viele Illusionen, sehr viele Collegien sind gar nicht zu Stande gekommen. Die hannoversche Zeitung führte immer noch die Veteranen der Georgia Augusta, Blumenbach, Heeren und Hugo, als thätig an, was aber keineswegs mehr der Fall ist. Auch Mitscherlich ist seit längerer Zeit in Ruhestand gesetzt. Quiescit Academia.

Notizen.

[Preßfreiheit.]

Die Insel Malta erfreut sich jetzt der Preßfreiheit. Der König von Neapel, dem dabei bänglich zu Muth wird, will in London darüber Beschwerde führen, daß man ihm so dicht vor seiner Nase ein Schauspiel der Art gibt. Die Engländer aber denken großartig genug, um auf die Stimme des ängstlichen Autokraten nichts zu geben.

[Ein russischer Faust.]

In No. 210 des vorigen Jahrgangs theilten wir von Hrn. Eduard Huber ein Gedicht nach Puschkin mit und bemerkten zugleich, daß Hr. Huber in Petersburg, dem wir diese werthe Gabe verdankten, Goethe's Faust ins Russische übersetzt hat. Diese Uebersetzung wird nächstens im Druck erscheinen und man ist in Rußland sehr gespannt darauf. Eduard Huber ist, als geborner Russe von deutschen Eltern, beider Sprachen gleich sehr mächtig.

[Aus London.] (Beschluß.)

Die Geldspeculanten machen in Bezug auf die Krönungszeit ihre großen Pläne. Es gibt bei solchen Gelegenheiten förmlich Schwärmer, deren Wagnisse ins Aeußerste steigen. Jemand hat kürzlich für die Dauer der Season ein Haus für 15,000 Pf. St. gemiethet und glaubt gute Geschäfte zu machen, wenn er es in einzelnen Piècen wieder vermiethet. Am 28. Junius wird die große Illumination mit portativem Gas stattfinden; ganz London wird in einen einzigen leuchtenden Feenpallast verwandelt sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt № 5.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 5. — den 2. Juni 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Der Freihafen 2s Heft.

Das 2te Heft der neuen Vierteljahrsschrift:

Der Freihafen

ist so eben erschienen. Gleichwie das erste Heft enthält diese Fortsetzung eine Sammlung der interessantesten Aufsätze, die gewiß dazu beitragen werden, den bereits erlangten bedeutenden Ruf dieser Zeitschrift noch zu vermehren. Der Inhalt des 2ten Hefts ist: Von Pillnitz bis Sonnenstein, Reiseunterhaltungen von H. König; Louise Herzogin von Bourbon, von K. A. Varnhagen von Ense; über die eigenthümliche Weltstellung des Islam, von Karl Rosenkranz; Gedichte von M. Veit; über Görres, von Dr. Th. Mundt; Mittheilung über Niebuhr; über die Verhältnisse der Protestanten in Ungarn; Beiträge zu der neuen Ausgabe von Lessing's Werken; in den Correspondenzblättern: Berichte aus Petersburg über den gegenwärtigen Zustand der russischen Literatur; aus Paris über die diesjährige Kunstausstellung; aus Süddeutschland über süddeutsche Culturgegenstände u. v. A.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands haben Exemplare vorräthig.

Soeben ist erschienen und versandt:

Der

Cavalier auf Reisen.

Vom Verfasser

der

„Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835."

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Inhalt:

Der Geburtstag. — Warnungsstimme. — Politisches Glaubensbekenntniß des Verstorbenen. — Der neue Mirabeau. — Die Volksrepräsentanten. — Die Hoffnung aus Osten. — Kaiser Siebenpfeiffer I. — Die Carbonaris. — Die Freimaurer. — Die Strapaziermenscher. — Die schönen Polinnen. — Das Haus Romanow. — Tout parait beau de loin. — Die Etrasniks. — Auflauf und Tumult. — Die Mißheirathen. — Die Bauerncommissionen. — Das Handbuch für Hof und Staat. — Die märkische Ritterschaft. — Krähwinkel. — Dobberan. — Die Legitimitätsfrage. — Der Censor. — Die Patrimonialgerichte. — Die Frommen im Lande. — Der Toast. — Der Judenball. — Der Hansemann und seine Landsleute. — Das rheinische Adelsstatut.

Die Uebersicht des Inhalts und eine Erwähnung der von demselben Verfasser herausgegebenen „Ansichten aus der Cavalierperspective" (Leipzig, Frohberger, 1836, 2 Thlr.) werden hinreichen, auf diese interessante Erscheinung aufmerksam zu machen.

Leipzig, im April 1838.

F. A. Brockhaus.

So eben ist versandt:

Schulatlas der neueren Erdkunde,

für Gymnasien und Bürgerschulen. Nach den Forderungen einer wissensch. Methode des geograph. Unterrichtes bearbeitet und zusammengestellt vom Dir. **Carl Vogel.** Zweite Lief. in 7 color. Charten (Staaten des deutschen Bundes nebst Polen. Frankreich u. Belgien. Brit. Inseln u. Holland. Skandinavien und russ. Ostseeländer. Pyrenäische Halbinsel. Alpen-Halbinsel. Balkan-Halbinsel.) mit Randzeichn. und Erklärungen. Klein qu. Fol. ⅔ Thlr.

Vollständig nun zu haben, unter dem Titel:

Dr. C. Vogel,

Schul-Atlas der neueren Erdkunde,

dem Prinzen Albert, Herzog zu Sachsen etc. gewidmet. Kl. qu. fol. color. u. steif brochirt 1⅓ Thlr.

Auch ist:

Neuer Atlas der ganzen Erde,

nach den neuesten Bestimmungen, mit Rücksicht auf *Stein's* geogr. Werke. **16te** verm. und verb. Aufl. in 26 color. Charten (davon Preussen in 2 Blatt und Asien neu sind) und 7 Tab. gr. fol. 1837. 4⅓ Thlr.

wieder durch alle Buch- und Landchartenhandlungen zu haben.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

So eben erschien:

Cooper, C. F., Wanderungen in Italien, 2 Bde. nach dem Engl. von Dr. F. Steger, geh. Rthlr. 3.

Den Freunden von Cooper's geistvollen Schilderungen wird dieses Werk, das keinem seiner früheren an Vortrefflichkeit und reichem Interesse nachsteht, eine willkommene Erscheinung, und eine wünschenswerthe Vermehrung ihrer Sammlungen sein. Für Eleganz der äußern Ausstattung ist das Beste gethan.

Braunschweig, den 11. April 1838.

Friedr. Vieweg & Sohn.

Polytechnisches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 19—24 mit 50 Abbildungen.

Gandillot frères et Roy, Fabricate aus gewalztem Hohleisen. — Bemerkungen zur einheimischen Zuckerfabrication, von Neumann. — Ueber die Natur der Flecken, welche zuweilen auf bedruckten Wollenzeugen bei der Behandlung mit Dampf hervortreten, von Chevroul. — Production des K. Preuss. niedersächsisch-thüringischen, schlesischen und brandenburg-preussischen Oberbergamtsdistricts im J. 1836. — Sicherheitsapparat für Dampfkessel von Testu u. Leterrier. — Eisenkitt von Crause. — Crause's Mittel gegen Mauersalpeter. — Frankreichs Communicationsmittel. — Der Gorgon, das grösste Dampfboot der engl. Marine. — Die Beleuchtung der Stadt Paris. — Bulletin der Runkelrübenzucker-Fabrication. — Darstellung von Uranoxyd aus der Pechblende, nach A. Werner. — Ueber die Fassung von Glasverkleidungen. — W. Gibbon's Metallthermometer. — Ueber vier- und sechsräderige Dampfwagen, Grösse der Räder und Preis der ersteren. — Hammann's Oelkitt für Terrassen und Wasserbehälter. — Bruckmann, gebohrte Schöpfbrunnen auf Hochebenen und Bergen. — Leon Coste, über den Einfluss der Dampfwagen auf die Eisenbahnschienen. — Die Eisenbahn von Venedig nach Mailand. — Die Budweis-Linzer und Gemundener Eisenbahn. — Die St. Germainer Eisenbahn. — Morin über Kreiselräder. — Neue Vergoldungsmethoden von Elkington. — Ueber Bertler's Methode, die Bildung von Schaum nach dem Verkochen der Runkelrübensyrupe zu verhüten und die Formen voll zu erhalten, von Malepeyre. — Rehault, Ziegel aus Zinkblech. — Hawthorn's patentirter Schienenpflug. — Runge, über die Dachbedeckungen von Dorn und Sachs und über seinen elastischen Theerfirniss. — Benutzung der Fasern der Ananasblätter, von F. B. Zincke. — Die belgischen Eisenbahnen. — Die Nürnberg-Fürther Eisenbahn. — Die Paris-St. Germainer Eisenbahn. — Unzerstörbare Tinte. — Ueber Aloëpurpur und dessen Anwendung in der Seidenfärberei, von Elsner. — Ueber die Gluphogène (Aetzbeize für Stahl) von Delechamps, und eine neue Aetzbeize für Stahl, von Elsner. — Steinkohlenverbrauch auf Dampfbooten. — Darstellung von Stearinsäure-Lichtern aus Palmöl und Talg, nach Hempel und Blundell. — Schnellessigfabricationsapparate von Klein und Weithauser. — Hohle Ziegel. — Schubarth über die Kniepresse. — Craut's Dampframmmaschine und Pfahlsäge. — Die Explosionen der Dampfkessel mit Hochdruck und Siederöhren. — Boydell's Mechanismus zum Fortbewegen von Wagen. — Ueber die durch Einführung der erhitzten Gebläseluft bei den verschiedenen Eisenfabricationsprocessen herbeigeführten Veränderungen, von Wachler. — Eisenbahn von Montpellier nach Cette. — Cochot's Dampfkessel nach Malepeyre's Bericht. — Darstellung eisenfreier Wolframsäure aus dem Wolfram, nach Meyer. — Echte Stempelfarben für die chemische Bleiche, von Elsner. — Reinigung des Kolophoniums zum Gebrauche für Musiker, von Elsner. — Bellingham's verbesserter Hobel. — Tissot's Hebemaschine für Erde, Steine, Wasser. — Bate's Maschinerie zum Verfertigen metallener Charniere. — Mayer's Schraubstock. — Paulucci über die Brunnenbohrkunst in Frankreich. — Weeke's Appreturmethode. — Jacquard-Maschinen.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. Mai 1838.

Leopold Voss.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

G. C. Claudius

allgemeiner Briefsteller

für

das bürgerliche Geschäftsleben

enthaltend

Vorübungen zum Briefschreiben, Anweisung zum Briefschreiben und die dabei zu beobachtenden Wohlstands- und Klugheitsregeln; ein Verzeichniß der üblichen Titulaturen und Aufschriften der Briefe; eine Anleitung zu Bekanntmachungen in öffentliche Blätter, Wechselbriefen, Assignationen, Quittungen u. dgl.; ferner eine Anweisung zur geordneten Buchführung und eine Erklärung mehrerer ausländischer Wörter, Ausdrücke, Redensarten rc., welche im Geschäftsleben vorkommen.

Ein Handbuch zum Selbstunterricht.

Sechzehnte Auflage, gänzlich umgearbeitet und verbessert

von

Dr. A. A. R. Gutbier.

8. Leipzig, 1838. Bei Adolph Wienbrack.

Preis: geb. 20 Gr.

Der Verleger übergiebt hiermit dem Publikum diesen durch 15 frühere Auflagen genugsam empfohlenen und weit verbreiteten Briefsteller in einer neuen verbesserten und zwar stereotypirten, schönern Gestalt; als Briefsteller wohl die erste Ausgabe dieser Art. Es sind weder Kosten noch Mühe gespart, um das Buch, wovon bis jetzt 60,000 Exemplare verkauft, den Anforderungen der Zeit möglichst entsprechen zu lassen. Namentlich zeichnet sich diese Ausgabe durch eine methodische Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern aus, so daß sie, obgleich vorzugsweise zum Selbstunterricht bestimmt, auch in Schulen zweckdienlich ist. Der Inhalt bietet eine so reiche Auswahl von Briefen und schriftlichen Aufsätzen jeder Art dar, daß man für diesen oder jenen Fall des gewöhnlichen Lebens kaum ein Muster oder Schema vermissen wird. Die beigefügten Erklärungen der Fremdwörter und Anweisung zur Buchhaltung bilden einen sehr nützlichen Anhang. Der Preis ist deshalb so äußerst billig gestellt, um auch den Unbemittelten die Anschaffung dieses allgemein nützlichen Buches zu erleichtern. —

Bei C. Schwartz in Brieg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dober der Schulfreund oder Stoff zu Uebungen der Denkkraft und des Schönlesens, in sachgemäßer

Anordnung für Stadt- und Landschulen bearbeitet. 20½ Bogen. 1 Thlr. 10 sGr.

Der Verfasser arbeitete mit dem größten Fleiße und der emsigsten Sorgfalt viele Jahre hindurch an diesem Werke und es dürfte ihm nach dem Urtheile Sachverständiger vollkommen gelungen sein, demselben eine bisher noch nicht erzielte Vollständigkeit und Brauchbarkeit zu geben. Es läßt sich demnach hoffen, daß Schulvorsteher und Erzieher dies Werk als wirkliches Lehrbuch mit dem günstigsten Erfolge benutzen werden.

Partiepreis billiger.

Erinnerungen an Griechenland von K. Schönwälder, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Brieg. 1 Thlr.

Der Verfasser bereiste Griechenland im Jahre 1836 in der Absicht, Land und Volk durch Anschauung kennen zu lernen. Seine Aufmerksamkeit war daher nach diesen beiden Richtungen gewendet auf die Beschaffenheit des Landes und auf des Volks Sitte, Sprache und Einrichtungen; die alten Denkmäler und Erinnerungen, welche auf classischem Boden nicht wohl unbeachtet bleiben konnten, sind nicht für die archäologische Forschung, sondern in einer Weise behandelt, welche jeden Gebildeten anzusprechen geeignet ist. Da der Verfasser nur Selbsterlebtes erzählt, so hat die Darstellung eine Wahrheit und Frische erhalten, welche dem Publikum willkommener sein wird, als eine Anhäufung von Gelehrsamkeit ohne Farbe und Leben.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, geb. Markgräfin v. Brandenburg. (Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Marie Anna Amalie von Preußen gewidmet.) Nach Originalquellen bearbeitet von C. A. Schmidt. Zweite vermehrte und umgearb. Aufl. 8. 18¼ Bog. feinstes Velinp. 1 Thlr.

Es dürfte wenige Bücher geben, welche, wie diese mit Liebe und Treue, anziehender und einnehmender würdevoller Kraft vorgetragenen Denkwürdigkeiten, als herrliches Gemälde der Tugenden dieser erhabenen Herzogin und treuer Spiegel der Sitten des 17. Jahrh., auf dem Altare jeder Häuslichkeit den Ehrenplatz verdienten. Ich enthalte mich jeder weiteren Anpreisung und erlaube mir nur auf die in der Preuß. Staatszeitung d.d. 9. Febr., Breslauer Zeit. Nr. 297 u. andern Blättern enthaltenen Recensionen aufmerksam zu machen.

Fischer der Liederbote, eine sorgfältig ausgewählte Sammlung, das jugendliche Gemüth ansprechender und erhebender Gesangstücke verschiedener Art als: Lieder, Choräle, Hymnen, Motetten, Chöre, mit Berücksichtigung verschiedener Feierlichkeiten für die fleißige und lernbegierige Jugend beider Confessionen in 4 Abtheilungen, von denen jede wieder ein Ganzes bildet. Unter freundlicher Mitwirkung des H. Ober-Organist Hesse in Breslau und and. hochgeachteten Kunstfreunde.

Die I. Abtheilung enthält einstimmigen Gesang, II. Abth. zweist., III. Abth. dreist., IV. Abth. vierst. Gesang.

Lieferung von 1 Bogen 1 ggr.; Liefr. 1—6 von jeder Abtheilung ist bereits erschienen und jede derselben auch einzeln zu haben.

Bei dem regen Gemeinsinn, welcher sich für Gesang in allen Ständen bekundet, steht meine Hoffnung, diesem Werke die allgemeinste Verbreitung zu verschaffen, es in der Hand jedes Lehrers und Schülers zu sehen, ziemlich fest und erhöhen dieselbe die höchst günstigen Recensionen in mehreren öffentlichen Blättern und die bereits erfolgte Einführung auf mehreren Gymnasien und andern Unterrichts-Anstalten. Die Melodien sind lieblich, gefällig und passend, und indem sie als Uebungsstücke ihren Zweck erfüllen, und den verschied. Stufen der Fertigkeit der Schüler gemäß eingerichtet sind, gewähren sie zugleich Genuß. In den zur Composition gewählten Gedichten waltet ein gesunder und heiterer Sinn, froher Scherz, ein kräftiges Gefühl, eine innige, aber klare und verständliche Andacht.

her minder beachtete Kunstwerke, Volkseigenthümlichkeiten, Naturscenen, enthält diese Schrift auch einige mehr zusammenhängende Abhandlungen, z. B. über den geschichtlichen Ursprung der lombardischen Feld- und Wiesenbewässerung, auf deren schon bewährte Anwendbarkeit auch im deutschen Feldbau mehrfältig hingewiesen wird. — Sie wird demnach nicht blos dem praktischen Oekonomen, vielmehr auch dem Staatswirthe und den Regierungsbehörden überhaupt gewidmet sein. —

So eben erschien bei K. F. Köhler in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Görres
und
Athanasius.

gr. 8. broch. 65 S. 8 gr.

Das Publikum findet in dieser (von einem geachteten Autor verfaßten) Schrift, eine Beleuchtung des Treibens der Partei, als deren Coryphäe Görres aufgetreten ist, die der in Deutschland bestehenden Cultur, Wissenschaft und Bildung, so wie dem geläuterten religiösen Leben, die dumpfe Mystik und papistischen Druck des Mittelalters entgegensetzt.

Für jeden Gebildeten, der einen Ueberblick über das Wollen und Wirken dieser jetzt kräftig wiederauftauchenden Partei — so wie über ihr Verhältniß zu dem jetzigen geistigen und sittlichen Zustande Deutschlands erlangen will, wird dies Schriftchen eine interessante, willkommene Lectüre sein.

Im Verlage der Gebr. Reichenbach in Leipzig erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Aus dem Leben
eines Gespenstes.

Von

Brennglas.

In Umschlag, 25½ Bogen. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Der beliebte Schriftsteller übergiebt hiermit dem Publicum sein neuestes Werk, welches in seinen mannichfaltigen, meist humoristischen Mittheilungen das Interesse der Leser vorzugsweise ansprechen wird.

In der v. Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Die Heilkräfte des Meerwassers.

Zur Belehrung für Gebildete.

Mit besonderer Berücksichtigung der Seebadeanstalt bei Travemünde, dargestellt von F. Lieboldt, Badearzte zu Travemünde.

9 Bog. in 8. Preis geh. 12 Gr.

Bei der Bearbeitung der vorliegenden Schrift hatte der Verfasser die Absicht, Gebildeten aller Stände, zunächst den Kurgästen von Travemünde, eine kurze, aber doch genügende Belehrung über die Eigenschaften, Wirkungen und Heilkräfte des Meerwassers zu geben, die neuesten Forschungen und Erfahrungen darüber mitzutheilen, die Entfernung eingeschlichener irriger Ansichten und Vorurtheile zu befördern, und deren Stelle durch möglichst richtigere Kenntniß auszufüllen. —

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Amtsentsetzung des Erzbischofs von Cöln Droste von Vischering — durch die Kön. Preuß. Regierung nach dem Grundsatze einer ächt christlichen Politik, gewürdigt von W. Schröter. gr. 8. geh. 6 Gr.

Parteilos und unbefangen sind in dieser kleinen Schrift die Angelegenheiten in Cöln untersucht und dargestellt, daß man hoffen darf, sie werde alle Verständige und Gute unter Protestanten und Katholiken sich befreunden. —

In meinem Verlage sind so eben erschienen:

Retzsch's Umrisse zu Shakspeare's
König Lear.

Imp. 4. Kartonnirt. Subscr.-Preis *5 Thlr.

Alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, 2. Mai 1838.

Ernst Fleischer.

An alle Buchhandlungen wurde so eben versandt:

Gedanken und Urtheile Clemens XIV.

über die wichtigsten Gegenstände des Lebens.

Ein Weihgeschenk zum Geburtstage dieses und jedes neuen Papstes, von W. Schröter.

Wohlfeile Ausgabe. 8. Leipzig. Wienbrack. Preis geh. 16 Gr.

Freunden der Lectüre und überhaupt allen Lesebibliotheken

können nachstehende Novellen, welche so eben die Presse verließen, als etwas Interessantes empfohlen werden:

Die Kindesmörderin.
Wie ich Schauspieler ward.
Die letzten Tage meiner Liebe.

Novelletten von Ferdinand Kleophas

Preis 18 Gr.

Dieses Werk ist durch jede gute Buchhandlung zu bekommen.

Leipzig d. 19. Mai 1838.

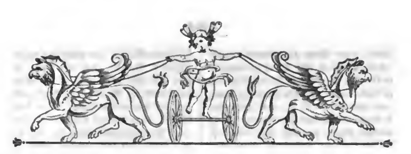
Wilh. Alex. Künzel.

An alle Buchhandlungen wurde so eben versandt;

J. F. Grulich, über die Ironieen in den Reden Jesu; noch ein Beitrag zu seiner Charakteristik. gr. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis, geh. 18 Gr.

Der allen Theologen gewiß höchst interessante Gegenstand selbst, so wie die klare und umsichtige Darstellung und die von tiefer Religiosität durchdrungene Sprache des bekannten und geachteten Verfassers lassen sicher erwarten, daß diese Schrift recht viele Leser finden werde.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 109. — den 7. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die drei Namensschwestern.

Aus dem Leben eines deutschen Seemanns.

1. Autobiographie.

Ein leichtes Segelboot arbeitete sich lustig durch die schäumenden Wellen. Die Kreidefelsen der dänischen Insel Moen lagen schon im Rücken der Schiffenden, und immer deutlicher traten die gesegneten und lang ersehnten Küsten Rügens hervor. Freudig erhob sich der Mann, der am Steuerruder saß und jauchzte dem lieben Heimathlande nach langer Trennung einen lauten Willkommgruß zu, worauf ein spielendes Lüftchen sich vom Lande wie zur Entgegnung erhob, und die Locken aus seinem sonnegebräunten, aber männlich schönen Antlitze blies, und die Falten des Mantels so um seine Gestalt schlug, daß deren kräftige Formen noch schöner hervortraten.

Er hatte wohl oftmals eine gefahr- und klippenvollere See durchschifft und sich auf stürmeeischen Wogen geschaukelt, als die sanften Wellen, die jetzt um sein Boot spielten und schäkernd zum Lande voraneilten — aber dennoch hatte er nie die Küste ängstlicher erwartet, als jetzt. War er vielleicht eben großer Gefahr entronnen und über deren Wiederkehr besorgt? verfolgten ihn Seeräuber, die sonst die friedliche Ostsee nicht kennt? hatte das Boot einen Leck bekommen? — Das konnte es nicht sein, denn zu dem Allen sahen seine Gefährten zu sorglos aus, und das Fahrzeug tanzte so fröhlich fort, wie ein Mädchen, das seinen rechten Tänzer gefunden — nein, diesmal suchte er nicht einen Sicherheitshafen für sein Schiff, sondern einen Lebenshafen für sich.

Neben ihm saß ein etwa funfzehnjähriger Knabe munteren aufgeweckten Aussehens, der theilnehmend allen seinen Bewegungen zuschaute, und zu ihm zugleich in dem Verhältniß eines Freundes und eines Zöglings zu stehen schien; er hieß John — den Andern nannte er Master Eboen.

„Sieh, John," sagte der Letztere, „dies ist das Land, wovon ich Dir so oft zwischen Ostindien und England, in Kalkutta und in London erzählt habe; dies ist das Inselchen, wohin seit vielen Jahren alle meine Wünsche standen, und das ich weder unter den Palmen noch unter den Palästen vergessen konnte."

„Nun Master, ich kann nicht begreifen, was Ihr so Besonderes daran findet: Land ist doch Land — das beste Land ist noch das, worüber das Wasser hundert Klaftern hoch steht. Ich für meinen Theil bekomme immer, so zu sagen, eine Landkrankheit, so oft ich ans Ufer steige, und dann ist mir's bei jedem Schritte, als wankte der Boden unter'm Fuß, so daß ich gar nicht fest auftreten mag; darum denke ich immer mit Widerwillen an die Landung — wahrlich, wär' ich der liebe Gott gewesen, ich hätte die Sündfluth gar nicht wieder verlaufen lassen."

„Du bist zu beneiden, mein Junge: denn Du bist noch ein wahrer Seemann, bist auf der See geboren und erzogen und findest im Schiffe so ganz und gar Deine Heimath — wir Andern sind nur halbe Seeleute

gleichsam Amphibien, deren Sinn doch immer wieder nach dem Lande steht, wo sie so viel Liebes zurückgelassen haben. Das Gefühl, welches uns so mächtig nach dem Orte unserer Geburt und Kindheit hinzieht, kennst Du gar nicht, und gerade dies ist es, was selbst das rauhe Herz weich macht und wehmüthig stimmt. Es ist damit eine wunderbare Sache: den Tag über, wenn die See hochgeht oder ein Unwetter heraufzieht, unterdrückt schon das lärmende geschäftige Treiben den Gedanken daran, aber des Nachts in der schaukelnden Hängematte, erscheinen all' die lieben Oerter im Traum, an denen man als Knabe gespielt, und wo man vor so langer, langer Zeit die theuern Gestalten des Elternhauses und die muntern Gespielen oder herzliche Freunde oder noch engere Herzensverwandte zurückließ: die Alle kommen dann vor das traumgeschlossene Auge herangezogen und lächeln wehmüthig und winken Einem; diese Träume lassen zuweilen beim Erwachen noch etwas Erinnerung zurück: ihre dämmernden Bilder spielen unwillkürlich in die Gedanken hinüber und erwecken eine Sehnsucht, die sich oft zur Krankheit steigert. Hat man gar eine so hübsche Heimath, wie ich, dies herrliche Inselchen! — und umschließt sie so viel Theures, wie diese, o dann ist der Schaden unheilbar."

„Wie," rief John, „dies ist Eure Heimath? Ihr spracht ja sonst immer so, als wäre dies ein Ländchen, das Ihr öfter auf Euren Reisen besucht hattet, und wo Euch entferntere Verwandte wohnten; ich dachte immer, Ihr wäret im lustigen Alt-England geboren, und dem hätt' ich Euch am ersten gegönnt, denn es ist die Mutter der Seefahrt. Wie kommt es aber, daß Ihr so ein tüchtiger Seemann geworden? Das werden doch sonst blos Engländer, denk' ich — und wie seid Ihr der Sprache so mächtig geworden? O, ich sollte ja immer einmal die Geschichte Eures Lebens hören: erfüllt jetzt dies Versprechen! Früher, als Ihr noch auf meines Vaters Schiff Steuermann waret, habt Ihr mir wohl öfters davon etwas erzählt, wenn ich auf Eurem Schooße saß — doch das hab' ich schon lange vergessen."

„Nun, mein Junge," erwiederte Eborn, „so will ich denn jetzt mein Wort einlösen und Dir erzählen, was Dir wissenswerth sein möchte; das wird uns am besten die Zeit bis zur Landung verkürzen, mir wegen der Erinnerung, Dir durch die Neugier. — Wenn Du ans Land trittst, so wirst Du sehen, daß dies Rügen eines der hübschesten Ländchen der Welt ist: denn Hügel, Haine, Seen, fruchttragende Kornfelder, wohlhabende Dorfschaften, gartenumkränzte zierliche Rittergüter geben ihm ein so mannichfaltiges und durch die bunte Abwechselung ergötzliches Ansehen, daß das Auge in seiner Betrachtung gar nicht müde wird — in einem Winkelchen dieses Landes, zu Gerndorf, ward ich geboren. Mein Vater war der Pfarrer des Orts, dessen liebende Fürsorge die schönen Tage unseres kindlichen Glücks mit allen möglichen Anmuthigkeiten schmückte, und dessen nachsichtsvolle Erziehungsweise die Freiheit ihres Genusses uns nur wenig beschränkte: davon machte denn meine kindisch ausgelassenste Sinnesart den vollsten Gebrauch: meine Eltern hatten mich zwar zum Gelehrten bestimmt, aber des Buben Wildheit wollte sich durchaus nicht zu den Büchern fügen: konnte er sich mit den Dorfknaben herumtummeln, so vergaß er die Aufgaben und Ermahnungen des Vaters: das Einzige, was seinen Ungestüm etwas sänftigte, war die Zuneigung, mit welcher er an der kleinen Tochter des nahen Gutsherrn, seiner Schulgenossin beim Vater, hing — einem zarten Engelskinde, das schon damals anmuthig wohlthätig über seiner Jugend schwebte, und das später sein Stern für das ganze Leben wurde."

„Da wir an einem der Einschnitte wohnten, welche die See allenthalben in die Insel macht, und viele Schiffer und Fischer im Dorfe waren, so ergriff mich bald eine unwiderstehliche Liebe zum Seeleben, worin mein Abenteuer und Gefahr suchender Sinn die meiste Befriedigung fand. Sobald die lästigen Schulstunden zu Ende waren, oder die kleine Emma nicht mit mir spielte, nahm ich — oder, da ich vom Knaben, nicht von mir spreche, nahm der K n a b e ein Boot vom Strande, bemannte es mit ein Paar Fischerbuben und ruderte sich müde oder segelte mit aufgespannten Röcken durch Wind und Wellen, die doch auch mitunter gefährliche Launen hatten — am glücklichsten war er, wenn er bei heiterem windstillem Meere die kleine Emma bereden konnte, verstohlener Weise ins Boot zu steigen: dann saß er stolz am Steuer und commandirte aus Leibeskräften den Dorfbuben, die ausgebreiteten Rockschöße bald hier-, bald dorthin zu ziehen, wenn sich auch kein Lüftchen regte, o, da war er so stolz, als führte er eine Königin oder Prinzessin im Schiff, wenn selbige dann sich huldreichst herabließ, recht ängstlich zu thun, so trat des kühnen Seehelden männliche Festigkeit nur desto imposanter hervor. — Das Seemannsleben auf größeren Fahrzeugen träumte er sich wie eine neue Welt, zu deren Entdeckung er gern gleich ausgelaufen wäre, und alle seine Spielschätze hätte er darum gegeben, wenn er nur einmal in betheerter Matrosenjacke vor die Dame seines Herzens hätte hintreten und sie zu einer Spazierfahrt nach Ost- oder West-

indien oder Island oder Australien hätte einladen können. — Der Knabe war nun mit der Zeit zu einem starken Jungen herangewachsen: viele Geschichten und Mährchen von Seeabenteuern und von der Pracht ferner Länder spukten in seinem Kopfe, aber von den Wissenschaften war wenig darin, höchstens Mathematik und Geographie; sein jüngerer und sanfterer Bruder Heinrich dagegen war ihm im Latein weit vorangeeilt. Da faßte der Vater den Entschluß, ihn in eine nahe pommersche Seestadt auf das Gymnasium zu schicken — ein Paar Wochen hielt er dort die Märtyrerpein in der Pension und unter dem Schulscepter eines alten Pedanten aus, der alle seine Schüler zu seinen Ebenbildern herandressiren wollte: jedes Ding hatte dort seine Minute und Secunde und den schnurgerechtesten Takt. Aufstehen, Niedersetzen, Gabel aufheben und niederlegen, Essen und Trinken, Alles hatte seine bestimmte Regel. Ausgehen durften wir nur ein halbes Stündchen in der Dämmerung. Da wurd' es ihm doch zu enge, und der verführerische Umstand, daß eben ein Schiff die Anker nach Liverpool lichtete, brachte den Entschluß zur Flucht zur Reife, und nach einigen Stunden war er als Matrose nach England unterweges. — Auf diese wilde Art bin ich Seemann geworden, und ich bin es geblieben, weil der Vater auf meinen reumüthigen Brief gleich nach dieser unbedachten That mir Verzeihung schenkte, und sogar willig meinem ungestümen Drange zum Seeleben nachgab, weil er wohl fühlte, daß es mein natürlicher Beruf war." —

„Da ich nur in den weitesten Fahrten Befriedigung meiner Thatenlust und Wißbegierde gesucht hatte, so kehrte ich erst nach mehreren Jahren zum lieben Tummelplatze meiner Kindheit zurück — es war auf demselben Wege wie jetzt. Vieles fand ich dort verändert, des Vaters Haare hatten sich gebleicht, und bald sollte er in den allgemeinen Freihafen einlaufen; der Bruder war eben auf die Universität gegangen, die noch immer rüstige Mutter hatte in Emma eine liebe Freundin gefunden, die seit meiner Abwesenheit vom tändelnden Kinde zur ernsten Jungfrau herrlich aufgeblüht war. Zuerst konnte sich der staunende Blick kaum in die alten Menschen und Verhältnisse finden, denn was sonst in unmerklichen Uebergängen uns kaum berührt, das tritt uns nach langer Trennung bedeutungsvoll und überraschend entgegen. Doch allmälig trat auch mein früheres kindliches Verhältniß zu Emma wieder in seine alten Rechte ein; freilich wurde es inniger und ernster, als es in jenen Jahren gewesen war, wo alle Empfindungen nur hüpfen und sprudeln, ohne zu Gefühlen zu werden; sie ward jetzt das Ziel meiner Wünsche, meines Strebens, meines Ehrgeizes und rief dadurch die alten Träume und Pläne, die sonst vielleicht entschlummert wären, recht wieder ins frische Leben. Ich durfte jedoch nicht wagen, als gewöhnlicher Seemann, dessen einziges Eigenthum stete Gefahren sind, offen um sie zu werben. War ihr Vater auch gütig und zuvorkommend gegen die Wünsche, ja selbst gegen die Launen seines geliebten Kindes, so war er doch auch nicht weniger eingenommen für seinen Stand und sein Besitzthum, und gewiß höchst anspruchs- und rücksichtsvoll gegen die Bewerber um sein Kleinod. Darum faßte ich den Entschluß, mir selbst eine Bahn zum Ziele zu brechen, um später die Ansprüche meiner Liebe in den Augen des Vaters durch das, was ich mit eigener kecker Kraft erworben und geworden, unterstützen zu können. England, die Herrscherin der Meere, schien mir den weitesten Spielraum für den Wetteifer seemännischer Talente und für das Ringen des Ehrgeizes zu bieten, und dahin eilte ich voll kühner Hoffnungen. Unter begünstigenden Umständen erhielt ich dort die Naturalisation, später, wie Du weißt, einen Ostindienfahrer, und aus dem Wundeereichen und wunderreichen Asien kehre ich jetzt heim zu meiner lieblichen theuren Insel, zum gelobten Lande meiner Kindheit, zum Hafen meiner schönsten Hoffnung, wohlbefrachtet, wie ich glaube, mit allen Mitteln, um mir bei dem Herrn von Neufeldt, so heißt Emma's Vater, ein günstiges Ohr für meine Ansprüche zu bereiten. Emma selbst hat mir ihr Herz in hundert Briefen verpfändet, und so denk' ich, hat mein Schiff Ballast genug, um in den lang ersehnten Lebenshafen einlaufen zu können, von wo ich mir die köstlichste Ladung heimholen will, der je ein kühner Seemann durch Klippen und Sturm zusteuerte. Auch den lange, lange nicht gesehenen Bruder werde ich wieder finden und das liebe Mütterchen und — nun steig' ans Land, John!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Die pariser Kunstausstellung.]

Wir gaben über den magern Jahrgang des pariser Salons bereits eine kurze Mittheilung aus einem Privatbrief. Im zweiten Heft des Freihafens finden wir einen längern Bericht. Der Triumph der diesjährigen Ausstellung gebührt, wie es scheint, den vielen vortrefflichen Landschaften. Auch an Schlachtstücken und Genrebildern fehlt es nicht. Was die größern historischen Bilder betrifft, so charakterisirt

schon die Wahl der Gegenstände die französische Schule, die mit dem Pinsel dieselben coquetten und an Caricatur gränzenden Wagnisse versucht, welche Victor Hugo auf die Bühne bringt. Man gibt folgende hervorstechende Leistungen an: Die Clotilde von Eugène Devéria, ein Gegenstück zu Hildebrand's „Söhnen Eduard's;" die beiden Söhne des Clodomir liegen, von ihren Oheimen ermordet, auf dem königlichen Bett; ihre Großmutter Clotilde steht weinend vor den Leichnamen. Von Delacroix eine Medée furieuse, in einer Höhle sitzend, den Dolch erhebend, um ihre Kinder zu ermorden. Ebenfalls von Delacroix: les Convulsionaires de Tanger, eine fanatische Secte, die wahnsinnig durch die Straßen läuft. Von Gigoux: Antonius und Kleopatra, in Begriff, Gift zu nehmen, das sie jedoch erst an den Sklaven und Sklavinnen, die röchelnd um sie liegen, versuchen. Von Biard: eine Braminenwittwe, die in Begriff ist, sich in den flammenden Abgrund zu stürzen. Von Jacquard: le jeune Gaston, ebenfalls eine mörderische Gift- und Kerkerscene. Von Charles Louis Müller: Martyre de Saint-Barthélémy, voll crasser Furchtbarkeit, womit der Henker dem Heiligen das Fleisch herausschneidet. Die geniale Keckheit, womit dergleichen gedacht und ausgeführt, bleibt der französischen Schule unbenommen.

[Ladislaus Pyrker und die Protestanten in Ungarn.]

Der Freihafen brachte auch unter den Literaturblättern einen lehrreichen Artikel über die Verhältnisse der Protestanten in Ungarn. Auf dem Reichstage 1833 entspann sich der große Kampf über rechtmäßige Gleichstellung der Protestanten gegen die Katholiken in Ungarn. Die hartköpfige Unduldsamkeit der Magnaten siegte. Unter den Bischöfen an der Magnatentafel war auch der deutsche Dichter, Erzbischof Pyrker von Erlau, der sogar für Beibehaltung der Verpflichtung katholischer Kindererziehung bei gemischten Ehen stimmte. Er erklärte zur Beruhigung der Gemüther, daß in seiner Diöcese jährlich 100 Protestanten zur katholischen Religion überträten. Es siegte hier wieder der Aristokratismus über die Demokratie, welche Humanität will und das heilige Menschenrecht erzielt. In manchen Orten Ungarns sind die Protestanten, wie bei uns die Juden, selbst vom Ankauf von Grundstücken, von der Ausübung der Gewerbe ausgeschlossen, sowie von der Beerdigung auf katholischen Friedhöfen. Bei den Regimentern werden keine protestantischen Geistlichen angestellt. In Kroatien und Slavonien kann ein Protestant nicht einmal das Bürgerrecht erlangen.

[Religiöse Scrupel der Muselmänner.]

Mehemed Ali ließ in Paris den Scheich Refan studiren, um nach seiner Rückkehr in Aegypten die europäischen Wissenschaften zu lehren. Refan beschrieb seine Reise, mußte aber alle Ausbeute seiner gewonnenen Intelligenz höchst zweifelvoll hinstellen, um nicht verketzert zu werden. Er spricht von gewissen, den heiligen Büchern widerstreitenden Meinungen, auch daß sich die Erde um ihre eigene Axe drehe und rund sei, wagt er nur schüchtern zu behaupten und jeden Muselmann, der in den Lehren des Koran nicht fest sei, vor der Intelligenz der Franken zu warnen. „Der Islam," sagt Rosenkranz in seinem trefflichen Aufsatz über die Weltstellung des Islam, „ist zu stolz, zu selbstgenügsam, zu denkfaul, als daß er mit der Humanität und deren fortschreitendem Princip selbstbewußter Freiheit sich ernstlich vereinigen könnte." Siehe das zweite Heft des Freihafens.

[Der münchner Bockkeller.]

Der münchner Correspondent der leipziger allgemeinen Zeitung erzählt die Entstehung des Namens Bock. In der schönen Mythenzeit lebte in München eine Prinzessin, die an der Brust litt und auf ärztliches Anrathen eine Art stärkendes Bier trank. Zugleich mußte sie die stärkenden Ausdünstungen eines Ziegenbocks genießen. Als sie nun in der Gesellschaft dieses Bocks an einem schönen Winterabend Bier trank, fuhr dem Thiere der Geist des Bieres in das Gehirn, es wurde wild und stieß die Prinzessin nieder, die alsbald todt blieb. Daher der Name Bock für den kräftigen Nektar der Baiern. An den Wänden des münchner Bockkellers ist diese schreckhafte Begebenheit bildlich dargestellt.

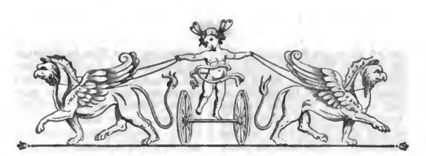
[Duller gegen den Nachdruck.]

Wir empfehlen unsern Lesern No. 80 des Phönix, wo Duller sich über die Unmoralität des Nachdrucks ausläßt. Er empfiehlt den Autoren und Redactoren, sich ernstlich zu vereinigen, um dem schnöden Unwesen zu steuern. Das Gesindel der vielen nichtsnutzigen Winkelblätter in Deutschland ist freilich nicht gerichtlich zu belangen; das Ehrgefühl muß als strafende Macht auftreten. Jeder aber, der einmal einen Dieb en miniature abzufassen sich die Mühe gibt, erwirbt sich in der That ein Verdienst. Die Redactionen sollten Commissionen bilden, die denjenigen entschädigen, der Zeit hat, einen Proceß wegen Diebstahls in irgend einem Neste Deutschlands durchzuführen.

[Carl Banck und O. L. B. Wolff.]
(Brieflich aus Hamburg.)

In Hamburg bei Cranz erscheint nächstens ein deutsches Liederbuch für Gesang und Piano, ganz in der Volksweise gedacht und ausgeführt, von Banck und Wolff. Der Componist hat sich hier aller Künstlichkeit enthalten und seine Enthaltsamkeit ist den Liedern zu gut gekommen, so daß sie sich nicht auf ein Concertpublicum, das an die coquette Ausbildung des neuesten Ariettenstyls in der Liedercomposition gewöhnt ist, beschränken, sondern für die geselligen Kreise berechnet sind und für das große Publicum, das nur einfacher Mittel bedarf. Wolff hat mit seiner „Halle der Völker" (Sammlung vorzüglicher Volkslieder, Fankfurt a. M bei Sauerländer) abermals bewiesen, wie vertraut er mit den harmlosen Naturlauten des frischen Völkerlebens ist, mit welcher Leichtigkeit er die verschiedensten Weisen nachzusingen versteht. Das deutsche Liederbuch enthält lauter neue Texte von ihm. Mehrere sind dreistimmig gesetzt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 110. — den 8. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die drei Namensschwestern.

(Fortsetzung.)

2. Zeitungsannoncen.

Es war nach der Geburt unseres Herrn — das Jahr der Gnade ist mir entfallen, nur das Datum weiß ich noch: es war nämlich zwei Tage vor Pfingsten; — als drei Männer zur Mittagsstunde eilenden Schrittes in den Rathskeller zu Bergen (der Hauptstadt Rügens) stürmten, sich auf drei bereitstehende Stühle warfen und von des Hauses geschäftigem Wirthe mit lautem Ruf ein Glas des vieledlen Gerstensaftes heischten; die Wellen der Ostsee brausten donnernd in die Höhe, aufgeregt von der Sturmwuth eines Nordwestwindes; die Cedern des Libanons, die in einem früheren Jahrtausend ihre Wurzeln geschlagen, wurden hin- und hergepeitscht von der Macht des Orkanes und der Vesuv brach in einen tosenden Asche-, Feuer- und Lavaqualm aus — der Schakal in der Wüste heulte und am stillen Ocean war nie solch Wetter gesehen worden, d. h. — um obige Worte aus dem Wilhelm Blumenhagen'schen ins Deutsche zu übersetzen — in der guten Stadt Bergen war ganz ordinaires Wetter, und die drei Gäste im Rathskeller, die während dieser Beschreibung noch durch drei andere vermehrt worden waren, ließen sich's beim Biere ganz wohl sein; denn es war Sonnabend und sie friedliche Bürger des Orts, die sich bei Bier, Zeitungen und Stadtneuigkeiten von den fünf drei Viertel Tagen der Woche ausruhten.

„Nun," sagte Meister Quast zum Wirthe, „es sollen ja vornehme Fremde bei Euch angekommen sein, Engländer wie ich höre, da könnt Ihr Euch freuen, denn die bezahlen Alles doppelt."

„So sehr vornehm müssen sie doch wohl nicht sein," meinte Wulf, „denn sie sind ja zu Fuß angelangt und die Engländer fahren ja immer mit Dampf."

„Das verstehst Du nicht" entgegnete Quast, „die Dampfpferde können ja noch zu Schiffe nachkommen, und dann ist's ja klar, daß sie incognito reisen."

„Was heißt das: in Cognito reisen?" fragte Tripp leise seinen Nachbar Helm, „Cognito heißt so viel als Cognito," antwortete dieser — und bedeutet einen zugeknöpften Rock; gewöhnlich steckt darunter eine prächtige Uniform oder wohl gar der Hosenträgerorden."

„Fürs dritte ist es ja auch möglich," fuhr Quast fort, „daß sie einen Spleen bei sich haben, den sie spazieren fuhren wollten."

„Einen Spleen! Was ist das?" riefen Alle.

„Seht, Nachbarn, das Alles wißt Ihr nun nicht und würdet es auch nie erfahren, wenn ich nicht so weit herumgekommen wäre in der Welt (20 Meilen hatt' ich noch von Berlin) und so viele Historienbücher gelesen hätte. — Was ein Spleen ist, wollt Ihr wissen; nun gut, ein jedes Land hat seine Eigenthümlichkeiten: in Sibirien per Exempel trägt man den Weichselzopf Sonntags zum Staat und in der Türkei verschreibt der Großmogul jedes Jahr die Pest aus China, um die Janitscharen zu bändigen, in England dagegen verschreiben

sich die Vornehmen den Spleen aus Neufoundland. Ihr wißt nämlich wohl, daß man dort das Geld nicht nach Thalern und Groschen berechnet, sondern auf der Wagschale pfundweise zuwiegt, doch thun das eigentlich nur die ordinären Leute, die Reichen messen das Geld mit Scheffeln; nun könnt Ihr Euch denken, daß sie dabei in lauter Jubel und ganz ohne Sorgen leben, doch auch das wird ihnen mit der Zeit höchst langweilig und so verwenden sie das überflüssige Geld, das sie nicht mehr mit Scheffeln abmessen können, zur Anschaffung von ein Bischen Schmerz und Sorge, denn was für uns eine Flasche Weißbier nach sechs Tagen Arbeit ist, das ist für sie eine Stunde Kummer nach dreiundzwanzig Stunden Jubel. Gibt es aber wohl, frage ich Euch, etwas Aergerlicheres, als einen kleinen Hund, der ewig um Einen kläfft, keift, bellt, beißt, knurrt und murrt? ich zum Wenigsten schlage gleich mit dem Stock darauf los, wo ich so eine Creatur treffe. Die Engländer, die überhaupt nicht dumm sind, wissen das auch recht gut, und da in Neufoundland in Amerika die bissigste und knurrigste Race von solchen Geschöpfen ist, so lassen sie sich von dorther für schweres, schweres Geld einen kleinen Kläffer kommen, der sie zu Hause beißen, kneifen und anknurren muß, wenn sie einmal in Gesellschaft recht froh gewesen sind, blos zur Abwechslung und Zerstreuung. Dies Thier heißt nun Spleen, was im Englischen so viel als Schooßhund bedeutet. — Da Neufoundland in der kalten Temperatur liegt und in England oft sehr heiße Winde wehen, so bekommen die kleinen Neufoundländer dort mitunter das Nervenfieber, so daß ihre Herren große Reisen mit ihnen nach Deutschland und Italien machen müssen, um sie nur wieder herzustellen — wer weiß, ob nun nicht auch —"

So weit hatte der beredte Quast die Wißbegierde seiner horchenden Nachbarn gestillt, als die vielbesprochnen Fremden ins Zimmer traten; es war — nun, wir haben sie schon einmal beschrieben und der Leser kennt sie wohl schon. Eine große neufoundländische Dogge sprang ihnen voran, und die verblüfft staunenden Gevattern flüsterten sich wechselseitig zu: „das ist ein ausgewachsner Spleen." Sie wären wohl lange in ihrer stummen Verlegenheit geblieben, wenn nicht eben der Postbote ins Zimmer getreten wäre und neue Zeitungen überbracht hätte. Wetteifernd stürzten Alle darüber her, doch Quast errang den Sieg und die Zeitungen, und einstimmig ward ihm nun der Auftrag, aus diesen Eintagsblumen den Honig zu saugen und successive in die Ohren seiner Zuhörer abzulassen. Sein prüfendes Auge durcheilte den ersten Theil der Blätter, doch da er darin nur Nachrichten aus Deutschland, Frankreich und England fand, aber durchaus keine von der Türkei oder wenigstens von China; so wandte er sich mit den Worten an seine Nachbarn: „in der Politik nichts Neues!" — Nun ging es an die Unglücksfälle, Todtenanzeigen, Geburten, Vermählungen, Proclamationen, Edictalcitationen und Concurse; bei diesen war es Grundsatz, nichts zu überschlagen, sondern Alles mit theilnehmender Freude oder Betrübniß über die Unfälle oder Glücksfälle, die zur Oeffentlichkeit gebracht waren, zu genießen.

Quast räusperte sich und erhob die Baßstimme und las:

Todesfall.

„Am 16ten d. starb plötzlich an einem Schlagflusse die verwittwete Frau Pastorin Eborn in Gerndorf. Solches bringe ich bei der Abwesenheit ihrer Angehörigen zur Kenntniß ihrer Freunde und Verwandten. Gerndorf, d. 16. rc. H. v. Neufeldt."

Wer beim Anhören dieser Nachricht das krampfhafte Zucken auf dem Antlitze des älteren Fremden gesehen, der hätte seinen Schmerz gefühlt und verstanden. Wenn wir uns in einem vielfach bewegten Leben herumgetrieben haben, getrennt von all dem Lieben und Theuren, das wir noch mit kindlicher Liebe im Herzen fest halten — wenn dann nach langer Zeit die ersehnte Stunde kommt, wo wir uns in den Armen der Wiedergefundenen erquicken und ausruhen wollen — und nun eine kalte Hand in unsre Hoffnungen hineinfährt und das theure Herz, eh' es an dem Unsrigen geschlagen, dem Leben und uns entreißt; o, das ist eine grausame Enttäuschung; die alten vernarbten Wunden werden wieder aufgerissen und die Seele will verbluten. Eborn war betäubt. —

Quast las weiter:

„Verlobungen. — Die Verlobung meiner Tochter Emma ...."

bei dem letztern Namen fuhr Eborn aus seiner Betäubung auf, und sein Ohr nahm wieder an der Umgebung Theil.

„.... mit dem Herrn Baron von Strandow beehre ich mich, meinen Freunden und Verwandten ergebenst anzuzeigen. H. v. Neu...."

So weit hatte unser Freund ruhig zugehört, länger vermocht' er's nicht. Er stürzte fort aus der Thür auf sein Zimmer, John ihm nach mit der Dogge. Nun waren alle Hoffnungen dahin und des Lebens schönste Blüthe zerknickt, wie sie kaum erst aus der Knospe hervorgebrochen. „Mache die Rechnung mit dem Wirth," rief

er John zu, „wir wollen wieder fort, fort nach England, zur See, nach Ostindien, fort von diesem Lande, wohin das falsche Schicksal uns reich gelockt, um uns nackt und bettelarm wieder fortzutreiben; Weibertreue! dich aufzufinden, spann' ich kein Segel mehr, du winkst nur den glattgewandten, betitelten, zierlichen Leutchen, wie diesem Baron — nun Glück auf zur Freite! Der rauhe Seemann soll nicht stören. — Nur dich, Perle des Nordens, dich, Heiligthum meiner Kinderjahre, dich, sagenreiche Stubbenkammer will ich noch einmal betreten und begrüßen, und dann, tückisches Land! Lebe wohl auf ewig!"

Die Zeit ist ein grausamer Spieler und die Secunden würfeln um Menschenleben. Wäre Eborn nur eine Secunde länger im Zimmer geblieben bei den Bürgern, so hätte er obige Worte nicht gesprochen. Denn nachdem jene vom Schreck über den Fremden plötzliche Entfernung sich etwas erholt und erfinderisch kuhn ausgerufen hatten: „Den hat der Spleen gekniffen", begann Quast wieder zu lesen, nicht aber, wie Eborn erwartet hatte: „H. v. Neufeldt, sondern H. v. Neuborn, und der Ort der Anzeige hieß nicht Gerndorf, sondern Goldow.

Wie die guten Bürger nach Hause gingen oder taumelten, waren Eborn und John auf dem Wege zur Stubbenkammer; sie hatten früher beschlossen, das liebliche Eiland mit ihren eigenen Schritten zu durchmessen.

3. An Ludwig Theobul Kosegarten, Superintendenten zu Altenkirchen auf Rügen.

„Hochgeschätzter Freund,

„Wie ehrend ist für mich Ihre gütige Theilnahme an meinem Schicksale, wenn ich auch den Grund davon nicht in meiner Persönlichkeit, sondern nur in Ihrem wohlwollenden Herzen suche! — Es hat mich der Tod meiner Mutter tief betrübt, aber da Sie mir denselben berichteten, konnte auch der Trost nicht fern sei. Ihre Nachricht ließ keinen Stachel in der geschlagenen Wunde zurück, sondern träufelte gleich lindernden Balsam darauf, denn sie kam aus dem Munde des Sängers der Unsterblichkeit, aus dem Munde des begeisterten Predigers vom lebendigen Gotteswort. Ich bin jetzt ruhig und ergeben in die höhere Fügung."

„Doch Sie waren nicht zufrieden mit diesem tröstenden Freundesdienste, Sie eröffneten mir noch dazu eine so erfreuliche Lebensaussicht, daß ich zweifelhaft bin, wofür ich mich Ihnen mehr verbunden fühlen soll. „Die Pfarre zu M... (auf Rügen) ist Ihnen zugesagt, und Sie dürfen nur herkommen, um sie sogleich anzutreten," schreiben Sie mir, und in diesen Worten sehe ich die Erfüllung eines meiner sehnlichsten, längstgehegten Wünsche, des Wunsches, auf meiner theuren Heimathsinsel, die durch die Natur eben so sehr wie durch Ihre Muse verherrlicht ist — in Ihrer Nähe und in segensreicher Amtsthätigkeit meine zukünftigen Tage verbringen zu können. Sie weisen zwar allen Dank dafür zurück, aber ich weiß doch, daß ich denselben Ihnen allein schuldig bin. Ich eile nach Rügen, um meiner Mutter die letzte Ehre zu erzeigen, und Ihnen, verehrtester Freund, meine Erkenntlichkeit durch herzlich dankbare Worte, später aber durch ein Leben und Wirken nach Ihrer Vorschrift und Ihrem Muster auszudrücken."

„Welch' herrliche Zukunft breitet sich vor mir aus! noch verschönert durch ein neues Lebensglück, das sich mir aufgethan: seit einigen Tagen bin ich mit einem herrlichen Mädchen verlobt, das den zarten Frauengestalten in Ihren Idyllen gleicht, und das mein Leben selbst zu einer schönen Idylle ausschmücken wird; sie heißt Emma Bühl und ist die Tochter des hiesigen Pfarrers; — auch dies Glück verdanke ich Ihnen, denn die Verehrung Ihrer Dichtungen hat unsere Herzen vereinigt."

„Die mannichfaltigsten Empfindungen strömen doch jetzt auf mich ein! Eine Mutter hab' ich verloren und eine Lebensgefährtin gewonnen, und nun soll ich auch noch einen lange vermißten Bruder in den nächsten Tagen wiederfinden. Sie erinnern sich vielleicht unseres wilden Heinrich; dieser hat sich durch mehrjährige Seefahrten zwischen England und Ostindien ein bedeutendes Vermögen erworben, und nun kehrt er heim, um damit eine liebende Braut, die seiner sehnlich harrt, und hundert Anträge seinetwegen ausgeschlagen, von ihrem Vater, dem Herrn von Neufeldt auf Gerndorf, auszulösen. Wir haben uns schriftlich das Wort gegeben, daß wir uns am diesjährigen Pfingstfeste auf Stubbenkammer, wo dann ganz Rügen versammelt ist, und wo wir als Buben so oft die fröhlichen Pfingsten jubelnd mitfeierten, treffen wollen. Dort werde ich auch nach Ihrem Briefe das Glück haben, Sie zu finden, die Freude, über die erfreulichen Aussichten, die Sie mir bereitet, die Hoffnung, die Sie ausgesäet, und die innigste Dankbarkeit für das Alles werden dann besser aus den Mienen meines Antlitzes zu Ihnen zu sprechen vermögen, als aus diesen todten Worten

Z.... in Pommern. Ihres rc. rc.

Einige Tage vor Pfingsten. Arnold Eborn."

4. Stubbenkammer.

Es war einen Tag vor Pfingsten und die Sonne stand eben im Mittag, als sich die beiden Seeleute oder Engländer oder Freunde, auf die ich die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken versucht habe, von dem kleinen Marktflecken Sagard nach Stubbenkammer, das nur einige Stunden davon entfernt ist, auf den Weg machten. Die Straße dahin geht theils durch schattige Waldung, theils zieht sie sich über kleine Anhöhen fort, von welchen herab man das freundliche Jasmund (so heißt die Halbinsel, worauf Stubbenkammer liegt) mit seinen zierlichen Dorfschaften, seinen Kirchthürmen und Hainen und Meerbuchten, eben so wie das meerumbrauste Arkona und, wenn die Fee Morgana ihr lustiges Spiel treibt, selbst die vier Meilen entfernten Felsenküsten der Insel Moen überschaut.

Der Frühling hatte eben seine ersten Accorde angeschlagen und in den schönsten Farbentönen sproßten Blumen und Gräser und Blätter hervor, und die Lerche wiegte sich in ihren Melodieen und der Himmel sah aus wie eine colorirte Klopstock'sche Ode — mit Einem Worte, es war gerade so wie damals, als ich diesen Weg machte; darum hüpfte auch John munter fort, bald den jugendlich flüchtigen Blick auf die abwechselnden Naturscenen werfend, bald mit der großen Dogge spielend, und bald seinen Freund und Meister, den Capitain Eborn, mit sorgsamen Blicken betrachtend, denn dieser schritt finster und ungerührt von der rings ausgeschütteten Frühlingspracht einher.

„Ihr seid ja so traurig und einsylbig," redete John ihn an, „wie ich Euch sonst nie gesehen habe. Bekümmert es Euch, schon so bald von Eurer Heimath scheiden zu müssen, nun, so können wir hier ja noch länger weilen — und wenn Ihr hier etwas verloren habt, so werdet Ihr's in England eben so gut und besser wiederfinden."

„Das Erstere ist es nicht, was mich betrübt," antwortete Eborn. „Wenn ich Dir auch meinen Schmerz auslegen wollte, so würdest Du ihn doch nicht verstehen."

„Nun, so sucht ihn wenigstens zu mildern oder zu unterdrücken; ich schlage Euch dazu ein Mittel vor, lieber Master, das Ihr selbst mir oft als das beste Recept gegen jeden Kummer angepriesen habt: erzählt ein Geschichtchen!"

Eborn konnte dem Drängen seines jungen Freundes nicht widerstehen, aber eben so wenig seinem eigenen Kummer und Trübsinn, darum trug seine Erzählung einen düstern und gespenstigen Charakter. Es war das Mährchen vom Doppelgänger, wo ein Unglücklicher von seinem scheinbaren Ebenbilde stets geäfft, geneckt, verhöhnt und endlich ins Verderben gezogen wird.

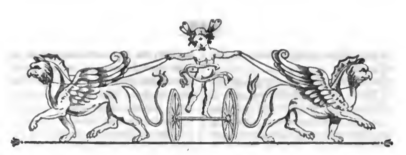
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Porth auf der leipziger Bühne.]

Wir sahen Porth aus Dresden als Franz Moor, Shylok, Verrina, Tartüffe und Elias Krumm. Er kam von Stuttgart, wo er selbst in Seydelmann's Rollen nicht ohne Glück auftrat. Porth gehört zu den gediegenen Talenten, die sich erst ihr Publikum bilden, die sich nur langsam mit ihm in Rapport setzen, weil sie nicht dem Moment huldigen, falsche Mittel verschmähen, um zu drilliren, und der Kunst sich mit ganzer Seele verschrieben haben. Porth ist ein durchgebildeter Schauspieler, seine ganze Art und Weise, eine Rolle anzufassen und einem Charakter die feinen Gesichtslinien der Schönheit abzulauschen, verräth den denkenden Mann, den Künstler. Dabei gehört er zu denen, die den Charakter nur um des Zusammenhangs willen mit dem Ganzen hinstellen, ihn nicht herausreißen aus dem Verbande und mithin in einem Ensemble wirksam sind, das den Sinn und den Geist des Gedichts zur Erscheinung zu bringen strebt. Sollen wir ihn specieller bezeichnen: Porth ist ein Meister in der Mimik. Dagegen ist sein Organ unwirksam, es ist ohne Metallklang; daß sein denkendes Bewußtsein auf Momente die Sprachmittel energisch und mit Glück zu steigern versteht, kommt eben auch nicht auf Rechnung seines Naturells in sprachlicher Hinsicht. Dagegen ist er als Plastiker sehr glücklich von Natur ausgestattet, seine Mimik hat eine seltene Meisterschaft. Als Shylok hat er seinen Glanzpunkt in der Scene mit Tubal, wo eben der wechselnde Doppelschlag der Stimmung seinem Geberdenspiel den feinsten und größten Spielraum läßt. Hier sind seine Wirkungen ergreifend, während seine Declamation in allen Stellen, über welche das Organ gebietet, wirkungslos bleibt. Eben so glänzend ist sein Spiel zu Ende der Gerichtssitzung. Im Uebrigen ist Shylok nicht seine glücklichste Leistung, da Porth zu wenig mit dem Organ charakterisirt. Sein Verrina und sein Franz Moor sind durchweg gelungen. Einen weit höheren und seltneren Werth hat jedoch Porth's feine Komik; er gab als Tartüffe und Elias Krumm meisterhafte Masken und Attitüden. (Von hiesigen Mitspielern verdient Baudius als Hassan im Fiesko die vollkommenste Auszeichnung. Ballmann war als Schulmeister wie in allen plattkomischen Rollen sehr ergetzlich; als Lanzelot Gobbo, wo er durch ungeschminkte Naivetät, durch die Grazie der Natureinfalt rühren soll, sehr dürftig und ungenügend. Schenk wirkte als Karl Moor und Fiesko durch sein gesundes Organ und durch verständige, wackere Haltung. Im Tartüffe war Reger als Seelheim sehr brav; seine derbe Wahrheit in gutmüthig zutraulichen Charakteren ist immer erfreulich.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 111. — den 9. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die drei Namensschwestern.

(Beschluß.)

Wär' es nicht heller Mittag gewesen, so möchte John wohl unheimlich zu Muthe geworden sein, doch so fragte er nur keck, ob denn auch wohl Alles das wahr sein möchte, was man von Doppelgängern erzählte.

„Viele läugnen's, Viele behaupten's," erwiederte Eborn, „gewiß aber spielt oft eine tückische Macht mit dem Menschen, der er nicht entgehen kann."

Unter solchem Gespräch traten sie in den düstern Buchenhain, der mit heiligen Schauern die Stubbenkammer umweht; er umschließt zugleich die dunkeln Fluthen des sagengeschmückten Herthasees und viele bemooste Opfersteine, die an das graueste Alterthum mahnen, und die Seele wird höher gestimmt, wenn uns seine Schatten umfangen — wie viel mehr noch, wenn theure Jugenderinnerungen diesen Oertern eine besondere Bedeutung geben, und selbige nach langer Trennung von uns so sehnlich erwartet sind, wie von Eborn! —

Die Stubbenkammer ist ein hoher steiler Kreidefelsen, dessen Fuß das Meer bespült. Glänzend sticht er gegen den übrigen Theil des Ufers ab, der mit grüner Waldung dicht bedeckt ist; sein höchster Punct ist der sogenannte Königsstuhl, eine Fläche von geringem Umfange, in deren Mitte eine uralte weitastige Buche steht, und die, seitdem Rügen an Preußen gekommen, für die schaubegierigen Fremden, welche oft aus weiter Ferne herkommen, um das unabsehbare Meer und den Sonnenaufgang auf demselben zu begrüßen, mit einem schützenden Geländer umgeben ist. Zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, war sie noch ganz frei und ungesichert, so daß der Fremde, der damals etwa von einem Eingebornen hierher geführt und nach herkömmlichem Gebrauche mit verbundenen Augen auf den Königsstuhl geleitet wurde, bei entfesseltem Blicke vor dem Abgrunde zu seinen Füßen zurückschauderte, und dennoch verdiente das Anschauen des endlosen Meeres mit den segelblinkenden Schiffen, die von der Höhe herab wie Kähne erschienen, dennoch verdiente die goldige Strahlenpracht und der majestätische Gestaltenwechsel der aufgehenden Sonne, wie man sie von hier aus emportauchen sah, wohl diese Gefahr.

Eborn sättigte sich ganz an dem Wiedersehen dieses geliebten Platzes, der für sein früheres Jugendleben die hervorstechendste Bedeutung gehabt hatte. Er sah freilich nicht mehr die Sonne selbst sich im Meere baden und majestätisch emporsteigen — denn es war Nachmittag — sondern nur ihr Spiegelbild blinkte ihm daraus entgegen: sein Lebensglück hatte ja auch nicht mehr den sonnigen Glanz seiner früheren Hoffnungen, und war nur noch ein armseliges strahlengebrochenes Abbild davon. Die zerrissenen Empfindungen unseres Freundes wollen wir dem Leser nicht weiter ausmalen. Er ging jetzt vom Königsstuhl, um die andern der Erinnerung geweihten Plätze zu besuchen; dann wollte er die Stubbenkam-

mer zum Abschiede noch einmal wieder betreten, um ihr auf ewig Lebewohl zu sagen.

Während dessen schreitet von der entgegengesetzten Seite ein anderer Mann der Stubbenkammer zu. — Wir haben sein Selbstgespräch belauscht und erfahren, daß er eigentlich zu früh hier angekommen, indem er erst am morgenden Feste einen nahen Verwandten und einen theuren Freund treffen will; auch den Namen einer Geliebten hat sein Mund öfters genannt. Jetzt will er Stubbenkammer, das ihm bekannt und werth ist, nach langer Trennung wieder begrüßen, weil ihn am morgenden Tage die Ankunft der Erwarteten in dem Genusse dieser von Kindheit an ihm befreundeten Naturpracht stören möchte — gegen Abend will er zurückgehen und die Nacht in einer nahen Hütte verbringen. —

Unser Capitain hatte seine Streiferei vollendet; das Wiedersehen so vieler durch Alter und Erinnerung ehrwürdigen Plätze in dem düstern Schweigen und in dem schaurigen Dämmerlicht, das stets darüber ausgebreitet ist, hatte die volle Macht der Wehmuth auf sein Herz geschüttet. — Er schritt noch einmal auf den Königsstuhl zu, indem er John so lange in dem Gehölz herumschweifen ließ, bis er ihn rufen würde. Die Dogge legte sich unter einem nahen Baume nieder; er selbst aber lehnte sich an den breiten Stamm der Buche, die den Königsstuhl überschattet, das Gesicht dem Meere zugewendet.

Da — merkwürdiges Zufallsspiel! — scheint es, als stiege Eborn noch einmal wieder aus dem Walddunkel auf den Königsstuhl, und doch stand er ja selber unter der Buche. Ist es nicht sein Doppelgänger, so ist es wenigstens eine Person, die ihm, sogar bis auf die Kleidung, ungemein ähnlich sieht: letztere ist nur etwas geistlich zugeschnitten. Die Gesichtszüge des offenbar im blühend kräftigsten Alter stehenden Mannes sind nur sanfter, nicht so gebräunt, noch so scharf ausgeprägt, wie die des Capitains, sonst fast ihr treues Abbild. Der Mann ist ohne Zweifel jener obige Unbekannte, den wir zwar behorchen, aber wegen der schattigen Dunkelheit im Gehölze nicht deutlich sehen konnten. Er scheint fast feierlich andächtig gestimmt, wie er diesen Altar des prangenden Naturtempels betritt, dessen Boden die krystallene Meersfläche, dessen Riesenkuppel das reine Azur des Himmels mit der ewigen Weltlampe bildet. Stumm geht er an den Rand des Königsstuhls und überschaut staunenden Blicks die ausgebreitete Schönheit; ein freudiger Gedanke scheint noch überdies seine Mienen zu verklären.

So sind auf der engen Platte zwei Männer versammelt, die sich wechselseitig allein glauben, ohne die Nähe eines Fremden zu ahnen. Beide waren in stille Betrachtung versunken, doch ihre Empfindungen dabei entgegengesetzter Art: der Eine dachte, wie er nun in kurzer Zeit dies langerstrebte Heimathsland, das er mit den herrlichsten und kühnsten Hoffnungen betreten, mit gebrochenem Herzen und schmerzlicher Enttäuschung werde verlassen müssen, und wie es die Untreue der so heißgeliebten und so treu gewähnten Emma sei, die die Blüthen von seinem Leben abgestreift; — der Andere dachte voll ruhigen Entzückens daran, wie klar und befriedigend anmuthig heiter sein Leben sich jetzt gestalte, und wie von allem Glück doch wieder die Liebe seiner Emma das größte sei; wäre sie doch an seiner Seite gewesen! Bald wollte er sie einführen in dies Land seiner Geburt und seiner Kindheit, in dies Land des stillen Friedens und genügsamen Glücks.

So dachten Beide, und ein Dämon trieb ihnen diese Gedanken auf die Zunge. Finster rief Eborn: „Emma, bald werde ich ....“ und in demselben Augenblicke auch der Fremde zu seiner Seite: „Emma, bald werde ich ....“ Wir verstehen nach dem Obigen, diese Worte zu ergänzen. Von dem Letztern wurden sie so heiter herausgesprochen, daß sie wie eine Verhöhnung von des Capitains Worten klangen, und so nahm sie auch dieser, denn im höchsten Grade des Unwillens über eine Störung, die ihm als freche Nachäfferei seines Ausrufs und als leichtsinniger Uebermuth eines hinzugekommenen Fremden erschien, trat er hinter der Buche hervor und auf den vermeinten Uebermüthigen zu, der in der Freude seines Herzens gar nichts von den Worten des Andern vernommen hatte.

„Was berechtigt Sie,“ fuhr ihn der Capitain zornig an, „die letzten geweihten Augenblicke, die ein Unglücklicher an einem theuren Orte zubringt, ehe er für immer davon scheidet, durch kindische Nachäfferei, durch ruchlosen Uebermuth zu stören?“

Dem Fremden war diese Anrede ganz unverständlich und unerklärlich, denn er wußte durchaus nicht, womit er seinen Gegner gekränkt hätte; dieser mochte vielleicht närrische Gedanken über seinen Geisteszustand in ihm erregen, darum sagte er demselben mit einem halb mitleidigen Lächeln nur einige besänftigende Worte. Diese besonnene Ruhe erhöhte die zornige Aufregung des Capitains noch mehr, der darin eine fortgesetzte Beleidigung, so wie in jener lächelnden Sanftmuth eine kalte Bosheit suchte.

Beide waren sich ganz nahe getreten und standen am Rande des Felsens und des Abgrunds. —

Da fiel dem Capitain plötzlich die Aehnlichkeit des Fremden mit seiner Person in die Augen. Sein schon sonst sanguinisches Temperament war leidenschaftlich aufgeregt und die verständige Ueberlegung völlig überwältigt; das Mährchen vom Doppelgänger drängte sich wieder in seine Seele hervor. „Der Fremde ist Dein Doppelgänger, Dein böser Dämon, er will Dich erst verhöhnen und dann ins Verderben, in den Abgrund hinabziehen." — Dieser Gedanke erfaßte den Erhitzten mit grausenhafter Gewalt: „Ha! tückischer Geist, Du sollst keine Macht über mich bekommen!" rief er aus und wollte den Andern packen, doch die Dogge, die vom Lärm aufgeschreckt hinzugesprungen war und nun ihrem Herrn zu Hülfe kommen wollte, griff ihm vor; sie legte ihre gewichtigen Tatzen auf den Rücken des Fremden und drängte ihn vom Rande des Felsens — er stürzte — in den Abgrund.

Doch ein gütiger Genius hielt ihn im Falle auf. — Vom Königsstuhl geht ein scharfer Seitenvorsprung vom Kreidefelsen ab, auf dessen Rücken Karl XII. einmal einen halsbrecherischen Ritt gewagt haben soll. — Der Fremde war mehr hinabgesunken als gestürzt, und so wurde sein hinabgleitender Fuß von einem hervorspringenden Stein aufgehalten: nun stand er aufrecht an jenem nach oben schräg zulaufenden Vorsprunge, nur wenige Fuß von dem Rande des Königsstuhls; unter ihm ging es senkrecht in die Tiefe — nur einige Minuten Verzug und der Stein wäre von der Last, die er trug, losgebröckelt und diese selbst in den Abgrund gestürzt. Aufwärts konnte der Unglückliche an der steilen und bröckligen Felswand auch nicht. Dies sah der Capitain, und ob der dringenden Gefahr schwand sein Zorn und seine Aufgeregtheit; der Andre war ihm nur noch ein zu rettender Nebenmensch, und sein Entschluß war gefaßt, ihn zu retten; darum ließ er sich vom Rande des Felsens hinab. Wahrscheinlich jedoch hätte das Glück dem Muthe versagt, was es dem Zufalle vergönnte, und Eborn hätte seinen tollkühnen Versuch mit dem Leben bezahlt, aber da sprang die starke Dogge hinzu und faßte ihren Herrn im Rockkragen; dieser, schon im Gleiten begriffen, gewann dadurch einen Anhalt; er legte nun den linken Arm über die Felskante, die ihm so einen sichern Stützpunkt gewährte, und rief dem Fremden zu, ihn am Fuße zu fassen und sich fest an denselben anzuklammern; so zog er ihn mit Mühe etwas in die Höhe, dann durch einen glücklichen Griff der Rechten vollends zu sich hinauf, bis er sich mit den Armen über die Felskante legen konnte und vor dem Sturze gesichert war. Dann schwang sich Eborn mit Hülfe des treuen Hundes auf die Platte des Königsstuhls — und eben hatte er auch den Geretteten schon zur Hälfte heraufgezogen, als John hinzugesprungen kam und staunend ausrief: „Master Eborn!" Das hörte der jetzt völlig gesicherte Fremde und überrascht jauchzte er: „mein Bruder!" Der Fremde war kein anderer als der Candidat Arnold Eborn. — Er stürzte sich an den Hals des Bruders, und in der Entzückung des Wiederfindens, in dem erquicklichen Gefühl der entschwundenen Gefahr erhellten sich alle Zweifel und Dunkelheiten, der düstere Kummer verklärte sich zu rosiger Hoffnung — und noch an demselben Abende lag der Capitain in den Armen seiner Emma.

Correspondenz.

Aus München.

[Pauli, Molière, Lenau.]

— Wir verdanken Hrn. Pauli, dem dresdner Schauspieler — nicht eine neue Wendung unseres Geschmackes, doch eine neue Aeußerung desselben. Alle Welt studirt jetzt Molière; Tartüffe, den er auf der hiesigen Bühne unter dem Jubel eines ungewöhnlichen Beifalls gegeben, hat uns den Stachel der Satyre, wenigstens den guten Willen dazu eingepflanzt. Das Stück war von Alters her verboten, selbst unter „Vater Max" durfte es nicht gegeben werden. Lange Zeit blieb es jetzt zweifelhaft, ob wie Hrn. Pauli in der Rolle, die er in Dresden so oft gespielt hat, sehen würden, die Partei der Dunklen suchte es auf jede Weise zu hintertreiben. Endlich erfolgte die Erlaubniß, jedoch mit Vorbehalt großer, langer Censurstriche. Wir erhielten blos das Skelett, aber auch als Gerippe haben wir unser hohes Ergötzen an dieser echt modernen Satyre gehabt, die, wie jede echte, auf alle Zeiten paßt, zumal auf die unsrige. Wir sind nicht weiter als die Leute zur Zeit Molière's, in vieler Hinsicht sogar hinter ihr zurück; denn träte jetzt ein Satyriker auf und geißelte die Heuchelei der Frommen, sein Poem würde rettungslos verdammt sein, nur vor dem Alter Molière's hat man einigen Respect. Man lese Molière's Vorrede zum ersten Druck des Lustspiels und frage sich, ob der Staat, ob die Gesellschaft, ob die menschliche Cultur nicht noch mit denselben Gebrechen des Herkommens zu kämpfen hat, welche Molière's Stück in den siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts bewältigten und verdammten. „Hier ist ein Lustspiel," schrieb er, „welches einen mächtigen Sturm erregte und lange Zeit verfolgt wurde. Die Leute, die es darstelle, bewiesen hinlänglich, daß sie in Frankreich mächtiger als alle jene sind, die ich bisher auf die Bühne brachte. Die Marquis, die Coquetten, die betrogenen Ehemänner und die Aerzte ergaben sich geduldig in ein gleiches Schicksal, sie machten gute Miene zum bösen Spiel und lachten mit aller Welt über ihre ei-

genen Portraits. Die religiösen Heuchler hingegen verstanden keinen Scherz; sie wurden sofort bedenklich und fanden es seltsam, daß ich mir die Freiheit nahm, ihre scheinheiligen Gesichter nachzumachen, und eine Beschäftigung, mit welcher sich so viele honette Leute abgeben, in Mißcredit zu bringen. Dies war ein Verbrechen, wofür bei ihnen keine Verzeihung denkbar sein konnte; mit furchtbarer Wuth griffen sie sammt und sonders gegen mein Lustspiel zu den Waffen. Freilich nahmen sie sich gar nicht in Acht, es von jener Seite, wo sie sich verletzt fühlten, anzugreifen; dafür sind sie zu politisch, sie wissen zu gut zu leben als daß sie den Grund ihres Herzens aufdeckten. Mit der Sache Gottes bemäntelten sie ihr eignes Interesse, sie bezeichneten den Tartüffe als ein die Gottesfurcht beeinträchtigendes Stück voll Verruchtheiten von Anfang bis zu Ende, in welchem man keine Stelle finde, die nicht verbrannt zu werden verdiene, worin jede Sylbe gottlos, und sogar die Mimik verbrecherisch sei." — Wie damals gilt noch heute Molière's Ausspruch: Bösewicht zu sein, daraus macht man sich wenig, aber man will nicht lächerlich erscheinen. Molière erfand ja nicht diese Sünden des Geschlechts, er machte sie dadurch nicht gefährlich, daß er sie aus dem Dunkel zog und die Finsterlinge entlarvte. — Es war dies dasselbe Stück, dessen Aufführung noch hintertrieben wurde, als das Publicum bereits versammelt war. Ein Präsident, auf den Tartüffe besonders zielte, erwirkte noch das Verbot. Molière trat selbst vor und sagte mit Achselzucken: Mr. le Président ne veut pas qu'on le joue. Er meinte das Stück, aber wollte den Präsidenten verstanden wissen und erregte einen lauten Jubel. Bekannt sind auch die Worte einer fürstlichen Person, die Molière zum Schluß seiner witzigen Vorrede erzählt. Einige Zeit nach dem Verbot wurde „Scaramouche als Eremit" aufgeführt. Als der König den Saal verließ, sagte er zu dem Prinzen, dessen Name nicht genannt wird, er wundre sich, daß die Leute, die an Molière's Tartüffe so viel Aergerniß genommen, kein Wort über den Scaramouche verlören. „Sehr erklärlich, Sire!" sagte jener, „dieses despöttelt den Himmel und die Religion, um welche die hohen Herren sich wenig kümmern, Tartüffe aber nimmt die hohen Herren selbst vor, und das ist's, was sie nicht aushalten!"

— Zu bedeutenden Fremden in jüngster Zeit gehörte Baron Nimpsch-Strehlenau, als Nikolaus Lenau dem deutschen Publicum bekannt. Er pflegt nur den Winter in Stuttgart zuzubringen und geht wahrscheinlich auch diesmal wieder für den Sommer nach Wien. Er scheint sich jetzt sehr an Görres anzuschließen, wohin wohl sein Wesen längst schon neigte. Naturschwärmerei ist blos eine andere Seite des Pietismus. Es steht nur zu wünschen, daß Deutschland seinen Sänger nicht an den Pietismus verliert! Denn mit dem finstern Fanatismus, er sei hierarchischer Art, wie ihn Görres predigt, oder protestantisches Muckerthum und Hengstenberg'sche Geistesenge, mit beiden Verfinsterungen des Gemüthes hört die gottfreudige, lichtvolle Muse auf, ihre Beseligung zu üben. Man weiß, daß Lenau in letzter Zeit mit Pater Veith in Wien viel verkehrte. Ob aber Veith mit Görres harmonirt, kann man nicht geradezu behaupten, im Allgemeinen dürfte die österreichische Geistlichkeit schwerlich auf den „Athanasius" schwören, da Oesterreich als Staat die Görres'schen Ansichten desavouirt. (Pater Veith hatte merkwürdige Lebensschicksale in auf- und absteigender Linie. Er ist jüdischer Abkunft, war praktischer Arzt, als Homöopath sehr wirksam in Wien. Dann trat er über, wurde Priester und Prediger am St. Stephan. Dann legte er das Kleid des Weltpriesters ab und wurde Liguorianer. Als Beichtvater der Kaiserin verließ er plötzlich, man weiß nicht den Grund, diesen Orden. Jetzt wirkt er wieder als Prediger am St. Stephan.)

Notizen.

[Die Braut von Messina, Englisch.]

Von George Irwing Esq. erschien in London eine Uebersetzung der Braut, die von Engländern für ausgezeichnet erklärt und dem Wallenstein von Coleridge und dem Tasso von Des Voeux an die Seite gestellt wird. Sie ist nicht sklavisch wörtlich, wie einige der Faust-Uebersetzer ihre Diction fast eben so germanisch gemacht haben, wie wir umgekehrt von den Voß'schen Uebersetzungen Shakspeare's sagen müssen, sie seien zu treu englisch. (Wenigstens gilt dies von den Sachen Abraham's und Heinrich's, der beiden Söhne.) Im Gegentheil will man an einigen Stellen in der Braut eine größere Treue für wünschenswerth halten. Von der Vorrede, wo sich Schiller wegen der Vermischung griechischer, maurischer und christlich-katholischer Religionsanschauungen rechtfertigt, hat Mr. Irwing nur eine kurze Bemerkung mitgetheilt, und gleichwohl wäre eine größere Ausführlichkeit hierüber dem englischen Publicum eben so von Nutzen gewesen als damals dem deutschen, als das Gedicht erschien.

[Bücherabsatz.]

Von Lamartine's neuem Gedicht: „der Fall eines Engels" wurden gleich am Tage seiner Veröffentlichung 2000 Exemplare in Paris abgesetzt, und mehrere Tage zuvor schon Abdrücke nach England, Deutschland, der Schweiz und Italien versandt, um auf diese Weise dem belgischen Nachdruck zuvorzukommen.

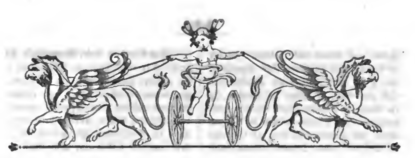
Die erste Auflage der neuen Originalausgabe von Schiller's Werken, die in wenigen Monaten vergriffen war und gleich im deutschen Süden verbraucht wurde, betrug 12,000 Exemplare. Die Cotta'sche Handlung veranstaltet nun eine neue Auflage von 70,000 Exemplaren, von welchen 60,000 für den deutschen Norden bestellt sein sollen. Die erste Lieferung davon ist bereits versandt.

Sonst aber gab es diesmal mehr Krebse auf der leipziger Messe als sonst. Erklärlich. Es wird zuviel fabricirt und gesudelt.

[In Sachen des Nachdrucks.]

Capitain Marryat, dem man in Nordamerika seine Romane nachdruckt, hat in Neuyork dieserhalb eine Klage erhoben. Die Klage ist vor Gericht angenommen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld



Zeitung für die elegante Welt.

Montags —— 112. —— den 11. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Johann Pol.

Ein Lebensbild auf den Antillen.

1.

Es ist nicht lange her, da herrschten noch abscheuliche Sitten und häßliche Gebräuche auf den Antillen. Und doch begreift man kaum, wie dort das Herz andern Gefühlen zugänglich sein kann, als denen der Güte, des Mitgefühls und menschlicher Theilnahme; denn der Himmel ist in jenem herrlichen Lande ja so blau und durchsichtig, die Luft so mild und balsamisch, und die Orkane, welche mit einer so furchtbaren Gewalt und Heftigkeit heranwehen, daß die Erde erbebt, gleichen mehr den vorübergehenden Stürmen, welche die Liebe in des Menschen Brust aufregt, als jenem unseligen, unversöhnlichen Hasse, mit welchem die Weißen Jeden verfolgen, der schwarz ist oder farbig.

Wer nicht einige Zeit auf einer Pflanzung gelebt hat, die zwischen Caffeebäumen und hochaufgeschossenem Zuckerrohre am Meeresgestade liegt, wo sich unendlich Welle auf Welle bricht, der kennt auch nicht die zauberische Herrlichkeit und Pracht der tropischen Natur. Entzückend ist der Anblick eines Waldes von Caffeebäumen, die mit schneeweißen Blüthen bedeckt sind, um welche Wolken von Schmetterlingen und Colibris flattern und schwärmen. Sie breiten ihr glänzendes, gleich Gold, Azur und Smaragd schimmerndes Gefieder aus und saugen Nektar aus den Blumenkelchen. Hier und da erhebt sich ein Bananenbaum mit seinen gewaltigen Blätterbüschein hoch in die Lüfte. Aber mitten in dieser wundervollen Natur sieht man Heerden, oder, menschlicher gesprochen, Schaaren von Negersklaven gehen und kommen, arbeiten, unter der Gluth einer fast senkrecht herabstrahlenden Sonne keuchen und sich abmühen, daß ihnen der Schweiß von der Stirn herabperlt. Nur auf solche Weise kann der träge Kreole reich werden, nur so die Mittel erwerben, um ein Schwelgerleben zu führen.

Dort gilt nicht, wie in Europa, Gleichheit vor dem Gesetze. Dieses Wort hat auf den französischen Antillen noch keinen Sinn, die weiße Minderzahl herrscht tyrannisch und unterdrückt. Ein solcher Zustand aber heißt dort Recht. Es besteht eine Oligarchie der Farbe und der Haut; wehe dem, der eine schwarze oder rothe trägt!

Der Weiße genießt Freiheiten und Vorrechte aller Art; er lebt, wie es ihm gefällt; während Farbige und Neger unter Bann und Acht seufzen. Der Weiße hat die Macht und der Farbige ist rechtlos; das ist nun einmal so hergebracht und bräuchlich in den Colonien. Wer sich über ein so schreiendes Unrecht verwundert, sein Erstaunen darüber ausdrückt, wohl gar es tadelt, den nennt der Kreole einen Narren, einen Dummkopf, einen Meuterer, einen gefährlichen Menschen.

Aufwandsgesetze, als dergleichen noch in Westindien galten, waren nur für die Farbigen da; kein Handwerk, keine freie Kunst durften sie treiben; noch vor ein paar Jahren waren sie sammt und sonders vom Richteramte ausgeschlossen, konnten keine Staatswürde bekleiden. Sie

waren ausgeschlossen von Allem und Jedem. In der Kirche hat man für sie eine besondere Ecke abgepfählt, den angewiesenen Platz dürfen sie nicht überschreiten. Es fehlte wahrlich nicht viel, so hätten die Kreolen für sie eine besondere Religion verlangt, mit eigener Hölle und eigenem Paradiese. Im Theater müssen sie sich auf der obersten Gallerie zusammenpressen; kurz, es fand und findet noch jetzt zwischen beiden keinerlei Gemeinschaft Statt, weder im Gebete, noch bei Vergnügungen, weder vor Gott noch unter den Menschen.

Aber noch mehr. Um die Unglückseligen herabzuwürdigen wie das Vieh, duldeten die Kreolen nicht, daß die Kinder der Schwarzen und Farbigen den Namen des Vaters führten, und der Freigelassene mußte sich mit dem begnügen, den die mitleidige Kirche oder vielleicht irgend ein wohlwollender Mann ihm gab. Also das heilige Band, welches Blut mit Blut, Gegenwart mit Vergangenheit und Zukunft verknüpft, war für sie nicht vorhanden. Mit diesem Nichtvorhandensein des Namens schwanden auch alle die Rechte und süßen Erinnerungen, die zärtliche Anhänglichkeit, welche sich an denselben knüpfen.

Was mußten bei dieser Lage der Dinge und unter solchen Verhältnissen wohl Jene leiden und dulden, denen unter der schwarzen oder rothen Haut in der Brust ein männliches Herz klopfte, die von der gütigen, und zugleich doch so grausamen Natur mit Geist, Umsicht und Verstand begabt waren, welche die ganze Schwere der auf ihnen lastenden Schmach begreifen und ermessen konnten!

Zu diesen Männern gehörte Johann Pol, der eine Pflanzung an der Mahautbai besaß.

2.

Die Mahautbai ist eine Meeresbucht im südöstlichen Theile der Insel Guadeloupe. Auf dem steilen Gestade liegen hier und da Fischerhütten und andere Wohnungen zerstreut, und der Totaleindruck, welchen sie aus weiter Ferne vom Meere her macht, gleicht in mancher Hinsicht jenem von Gibraltar oder Sanct Helena. An manchen Stellen ist der vulkanische Boden von tiefen Spalten und Schluchten zerrissen, und an andern mit herrlichem Grün bedeckt, das gegen den schwarzen Trachyt, die grauen Lavamassen, und den rothen oder buntfarbigen Ocker angenehm absticht. Vom Gestade aus schlängelt sich ein Weg landeinwärts bis zum Dorfe.

Das Land an dieser Meeresbucht gehörte zwei Pflanzern. Der eine, Herr von Mannerat, war ein Weißer, der andere, Johann Pol, ein Farbiger. Beide Plantagen hatten denselben Boden und erfreuten sich ein und desselben Klimas; die Orangen hatten denselben Duft, das Obst auf beiden aromatischen Geschmack. Und doch hatte die Civilisation, wie man sie in den Colonien versteht, zwischen beiden eine tiefe Kluft gebildet. Und aus welchem Grunde? Weil der eine Pflanzer ein weißer, der andere ein farbiger Mann war.

Herr von Mannerat und Johann Pol haßten einander von Herzensgrunde, und zwar seit sehr lange schon. Doch gab es an der Bai einige Leute, die sich noch sehr wohl einer Zeit erinnerten, da Johann Pol nicht so düstern Sinnes und nicht so tief in sich gekehrt war. Daß er solches geworden, daß sein Charakter sich so gänzlich geändert hatte, konnten sie sich nur aus der Menge von Beleidigungen und Kränkungen erklären, welche er von Seiten der weißen Männer erleiden mußte. Namentlich hatte Mannerat ihn häufig durch dünkelvolles und übermüthiges Benehmen der Verzweiflung nahe gebracht; denn er war anmaßend und hartherzig im höchsten Grade; kein Anderer bestand mit solcher Zähigkeit auf allen Vorrechten seiner privilegirten Hautfarbe; Menschlichkeit war eine ihm völlig unbekannte Schwäche.

Wenn Dünkel und Hochmuth und Haß einmal die besseren Regungen des Herzens besiegt haben, dann trocknet es aus und erstickt alle edleren Keime. Darum war Mannerat nicht blos ein unbarmherziger Tyrann gegen seine Sklaven, er war auch ein schlechter Vater. Schon mehrmals hatten sich Männer um die Hand seiner einzigen Tochter Julie beworben, aber er hatte sie Alle abgewiesen; der Eine war ihm nicht reich genug, der Andere gehörte einer Familie an, die er nicht leiden mochte; der Dritte gefiel ihm überhaupt nicht, und Gründe für seine Verneinung wußte er stets anzugeben; den wahren Beweggrund seiner auffallenden Handlungsweise jedoch, den hochmüthigen Dünkel, verschwieg er.

Julie blieb bei allen diesen Bewerbungen und abschlägigen Antworten ruhig und gleichgültig; nicht aus Entsagung, und weil sie, wie die Leute meinten, sich in ihr Schicksal ergab, sondern weil sie längst ihr Herz verschenkt hatte. Sie war nämlich, schon früher, und ehe ihr Vater den Gedanken gefaßt, sie zu vermählen, eine geheime Verbindung mit einem jungen, weißen Kreolen eingegangen, der nur einen einzigen Fehler hatte, welcher freilich in Mannerat's Augen für Todsünde galt;

er war nicht reich. Und deshalb blieb Juliens Verbindung mit diesem Manne ein undurchdringliches Geheimniß für alle Welt, besonders aber für ihren Vater, der sie ohne Mitleiden erwürgt haben würde, wenn er von dieser Lage der Dinge auch nur das Mindeste erfahren hätte.

3.

Eines Tages kam er nach Hause, mit bleichem Antlitze, zitternd und bebend vor Wuth, warf seinen grauen Filzhut heftig auf den Tisch, und goß einige Glas kalten Punsches hinab, deren immer für ihn mehrere bereit stehen mußten, wie es dort zu Lande überhaupt Brauch ist.

„Eben bin ich dem Johann Pol begegnet," rief er, seine Stirn runzelnd und die Brauen zusammenziehend, mit halb erstickter Stimme aus. „Der unverschämte Mulatte! Er muß bald aus meiner Nähe, es mag kosten, was es wolle. Des Königs Anwalt wird sich hoffentlich durch mich überzeugen lassen, daß es an der Zeit ist, diesen Kerl zu deportiren. Mit den Formalitäten wollen wir schon fertig werden. Dieser elende Mensch! An mir vorübergehen und den Hut nicht ziehen! Warum habe ich ihm nicht auch einige derbe Hiebe mit meiner Reitpeitsche übergezogen!"

So weit war er beim sechsten Glase in seinem Monologe gekommen.

Die Sonne schoß ihre Strahlen senkrecht herab; es war eine Hitze zum Ersticken; kein Lüftchen ging. An die Stelle der Blässe trat jetzt auf Mannerat's Gesicht eine glühende Röthe; der Rausch umnebelte seine Sinne; er fing an, in abgerissenen Phrasen zu sprechen, schlug mit der Faust auf den Tisch und kreischte halblaut: „Unverschämter Mulatte! Verdammt sei dieser hündische Johann Pol!" Dann stand er vom Stuhle auf und schwankte nach einer mit blauweißen Vorhängen versehenen Hangmatte, die in einem der Zimmer angebracht war.

Erst Punsch trinken, dann, um Siesta zu halten, sich in die Hangmatte legen, war eine seiner täglichen Gewohnheiten; auch pflegte er um diese Zeit nicht selten auf seinen Feind zu schimpfen und zu schmähen. Zuweilen entbot er dann in seiner Sultanslaune irgend eine seiner schwarzen Sklavinnen, deren Jugend oder Schönheit seine Begierden reizte, zu sich auf das luftige Lager, und die schimpflich Entwürdigte lächelte, stolz darauf, von ihrem Herrn den übrigen Mädchen vorgezogen zu werden. Arme Sklavin! Du hättest weinen sollen; denn wirf nur einen Blick auf Deine von der Geißel wundgepeitschten Schultern. Als Lohn für Deine Hingebung wird Dein Gebieter Dich, sobald er Deiner überdrüssig wird und schlafen will, aus der Hangmatte weisen, damit Du wieder an Deine Arbeit gehst, von welcher er Dich abgerufen. Er will nicht Betheurungen der Liebe und Anhänglichkeit von Dir hören, verlangt keine Zuneigung; er nimmt die Blume, knickt sie, wirft sie bei Seite und denkt nicht weiter daran. Darum lächle nicht, beklagenswerthes Geschöpf, über den Vorzug, welcher Dir zu Theil wird, und freue Dich nicht dieser bejammernswerthen Auszeichnung!

In den Colonien verbrauchen die Leute das Leben sehr schnell und nützen es rasch ab. Dort hat die rohe Sinnlichkeit ihren Herrscherthron aufgeschlagen, und die Sitten sind verderbt durch und durch. Dazu kommt, daß bei schwelgerischer Lebensart unter einem so heißen Himmel der Körper bald alle Muskelstärke verliert, der Geist seine Spannkraft einbüßt. Uebermäßige Aufregung wechselt mit Erschlaffung und Abspannung; der Kreole bewegt sich nur in Extremen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien.

[Lißt, Bauernfeld.]

Noch immer ist Franz Lißt unser Thema. Sämmtliche acht Concerte, die er gab, waren so überfüllt von Besuchenden, daß die Casse schon zwei bis drei Stunden vor Beginn der Concerte geschlossen wurde, da man keine Entree-Billets mehr ausgeben konnte. Der Saal des Musikvereins, ohnehin unzweckmäßig für Clavierspieler und für die Zuhörer erbaut, dem der Verein doch abhelfen sollte, war stets so gepreßt voll, daß man eine Stunde vorher nicht mehr zu den Sitzen gelangen, ja gar nicht eintreten konnte. Mitglieder der kaiserlichen Familie, die Elite der hiesigen Societé und Künstlerwelt waren stets zugegen. Lißt wirkte auch noch in drei andern Concerten mit, und immer erscholl ein Beifall, ein Jauchzen und Stürmen, wie man es nur in den größern Operntheatern Italiens zu hören gewohnt ist. Saphir war der Erste, der die große Journalpauke schlug; allein die Theaterzeitung brachte beinahe 15 Artikel, darunter einen vom Grafen Heusenstamm, welchen außer dem Abfasser wohl Wenige ganz verstehen können. Die Kritiker, welche schon früher bei Thalberg und Clara Wiek die Backen voll genommen hatten, schwitzten und keuchten, um diese außerordentliche Erscheinung würdig zu besprechen. Man schämt sich jetzt, so ungeheures Lob gespendet zu haben, ehe Lißt gekommen; besonders das ewige Ausposaunen Thalberg's, welches, außer seinem wahren, ohnehin bedeutenden Künstlerwerthe, noch durch patriotischen Dampf aller Orten betrieben wird, hat das recensirende

Mark aufgezehrt. Unter Jenen, die Lißt am gediegensten besprochen, ist Carlo in Witthauer's Modezeitschrift zu nennen.

Wollte man das Technische seines Spieles erläutern, so müßte man in Superlativen sich herumwälzen, neue Ausdrücke ersinnen für dieses Fortissimo und Pianissimo, für diese Trillerläufe und Doppeltriller, für diesen Anschlag, bald donnernd, bald lispelnd, für dies Presto Prestissimo, und — besonders für diesen Gesang auf den Tasten. Die Ouverture zu Wilhelm Tell executirte er auf dem Piano, und Schubert'sche Lieder; Beethoven's Sonaten und Herz'sche Variationen; Händel's Fugen und Chopin's Etuden; Hummel, Scarlatti, Moscheles, Thalberg, Berlioz, Czerny, Pixis, Keßler, Weber, — und alles originell, mit ganz eigener Färbung, mit neuen Effecten, die die Compositeure selbst nie geahnt haben. Und wenn man dieselben Pièçen noch so oft, und von ausgezeichneten Meistern gehört hat, man wird überrascht, Herz und Geist nimmt dieser Vortrag gefangen. Lißt ist in Spiel und Composition ein Romantiker; aber kein Romantiker in der Mondscheinbedeutung dieses Wortes bei uns Deutschen, sondern in jener blutrothen, wetterleuchtenden, sturmgepeitschten der Franzosen; er ist der Victor Hugo des Piano. Er spielt die Orgel in der Kirche Notre-Dame; er accompagnirt das Lied in dem Drama Lucretia Borgia, wo die Sänger mitten in der Orgie ihre Leichentruhen erblicken. Grellste Contraste; Aequatorschwüle und Nordpolfrost; ägyptische Finsterniß neben der Sonne, die Josua stehen hieß; Kindertändeln bei Posaunenschall des Weltgerichtes; Liebesschmerzen bei Engelsjubeln; Friedenshymnen, während Karthaunen den Boden erbeben machen; Lallen eines Neugebornen neben Todesröcheln. Man merkt, wie auch ich mich erhitze. Durch Lißt haben wir die französische Romantik kennen gelernt. Und die Mängel und Schwächen dieser Schule bekleidet er mit dem Glanze seines Genius, daß sie wie Gold blinken. Seine eigenen Compositionen tragen diese Fehler am sichtlichsten zur Schau; seine Phantasien, Etuden und Capricen konnten bei dem Pianoforte-Publicum keinen Eingang finden. Aber nun man diese von ihm selbst vortragen hörte, da will Jeder etwas von Lißt spielen, und der Musikverleger Haslinger hat sogleich eine Partie davon edirt. Mögen sich nur keine Nachahmer finden! Lißt ist als einzelne Kunsterscheinung, selbst in seinen Makeln, zu loben, allein, so wie jede Nachäffung des Genies zu tadeln ist, wäre diese gewiß verderbendringend für das Piano. Jeder Versuch solcher Art müßte mit den schärfsten Waffen vernichtet werden. — Lißt ist erst 27 Jahr alt. Er reiste nach Venedig, gedenkt jedoch im Winter wieder hieher zu kommen.

Im Hofburgtheater kam wieder eine Novität aus Bauernfeld's Feder zur Darstellung. „Zwei Familien," ein Schauspiel in 4 Acten. — Dieser Bühnendichter macht Rückschritte, seitdem „die Bekenntnisse" Bauernfeld's Namen auf sämmtliche deutsche Bühnen brachten und gerechten Beifall erwarben. Ich will nicht an die parteiische Mißgeburt „den Salon" erinnern; „der Vater" ist ein durch Tendenz, Situationen und Charaktere mißliebiges Lustspiel, und die Caricatur Heine's darin ein Leberfleck, der das Antlitz dieses dramatischen Kindes gänzlich verunstaltet. „Der Selbstquäler" wurde wahrscheinlich wegen Mangels an Handlung ein Charaktergemälde genannt; eine andere Ursache ist gar nicht zu finden. Eben so wenig ist das neueste Product als ein Schauspiel zu bezeichnen. Die Handlung ist folgende: Die Tochter eines in seinen Vermögensverhältnissens derangirten Barons steht in keinem zarten Verhältnisse zu dem Freunde ihres Bruders, einem Kaufmannssohne. — Die bürgerlichen Standesverhältnisse machen nun den Conflict des Schauspiels. Der Vater des Bürgers leiht dem alten Baron Geld und macht ihm noch Complimente dazu; der Bruder der Baronin sagt ihr die schönsten Dinge über das Gleich und Gleich gesellt sich gern, und beredet sie, einem reichen Lord die Hand zu geben. Nach mancherlei Scenen heirathet die Baronin den Lord, und macht die Mittelsperson, daß ihr Geliebter seine bürgerliche Ziehschwester zum Weibe nimmt. Finis. — Dieser Stoff wurde schon vor vielen Decennien für die Bühne bearbeitet; allein er könnte auch heute noch recht wirksam gestaltet werden, in neuer Gewandung. Der moderne Zwiespalt, welcher den adeligen und bürgerlichen Stand trennt, müßte nach allen Seiten hin in vollem, dickem Schatten gezeichnet werden, soll es anders unser Interesse erwecken und eine Läuterung oder Verschmelzung der Ansichten darüber bezwecken. Es müßte die Geißel der Persiflage, der Ironie, der Satyre hier- und dorthin geschwungen werden; es müßte der Schmerz, der unaufgelöste, — da dessen Grund nicht beseitigt werden kann und soll, — al fresco gemalt werden; es müßte dem Zuschauer ein Zeitbild, d. h. ein Bild der Zeit vorgespiegelt werden. Dann hätte das alte Lied wenigstens eine neue Tonart, oder es wäre ein neuer Text für eine alte Melodie. Aber die Personen dieses Schauspieles sind, um mich ganz prosaisch auszudrücken, nicht süß und nicht sauer, nicht bitter und nicht gesalzen. Was die hiesigen Freunde des Verfassers als ein besonderes Verdienst aufzählen, die Parteilosigkeit, das ist der kälteste Indifferentismus, der die Herzen des Publicums erstarren macht, und die Gesinnung des Autors im ungünstigen Lichte erscheinen läßt. Partei muß sein; nur Schwachköpfe oder mauvais sujets sind parteilos; man muß ja die Partei des Guten ergreifen. Und es ist doch die Aufgabe des Dichters, das Bestehende, das harte, unbeugsame Gesetz in Poesie aufzulösen, indem er selbst eine Partei macht. (D. B. f.)

Notiz.

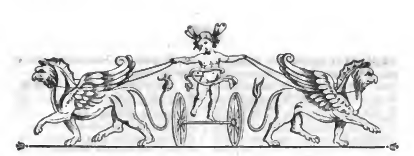
[Theodor Hell und die Gedankenfreiheit.]

Th. Hell, dieser verwegene Barde Deutschlands, dieser kecke Sohn Armins, stellt sich als umgekehrter Marquis Posa hin. Er dringt in der Abendzeitung ein Gedicht: Gedankenfreiheit. Marquis Posa sagte: Geben Sie Gedankenfreiheit! Theodor Hell ist nicht so kühn zu sagen: Geben Sie keine Gedankenfreiheit! er ist weit kühner, er sagt: Sie gaben schon Gedankenfreiheit!

„Mein Geist ist frei und mein Gedanke mein!"

So singt dieser Barde in der Abendzeitung. Jahrhundert! ich bitte dich, thu' mir den Gefallen und weine! denn nicht als Brutus starb, starb die Freiheit, sondern als Th. Hell Gedankenfreiheit sang.

Leipzig. Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 113. — den 12. Juni 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Johann Pol.

(Fortsetzung.)

4.

Julie war bereits seit mehreren Jahren Mutter. Aber davon wußte Niemand etwas, als Judith, eine treue Mulattin. Diese Sklavin war eines jener Geschöpfe, wie man sie auf den Antillen gar nicht selten findet. Sie weihen ihr ganzes Leben der Herrschaft, welcher sie angehören, sind verbannt aus aller Gesellschaft, stehen allein in der weiten Welt, ohne Rechte, mitten in der Familie, ohne Verwandte, streben nur danach, sich nützlich zu erweisen, und leben nicht für sich, sondern lediglich für Andere.

Als Leben und Ehre ihrer jungen Gebieterin auf dem Spiele standen, hatte Judith dieser einen Beweis von Anhänglichkeit und Aufopferung gegeben. Das Kind Juliens galt für jenes der Judith, und konnte so unter den Augen der Mutter gepflegt und erzogen werden. Es wußte selbst nicht anders, als daß die Mulattin seine Mutter sei.

Fräulein von Mannerat hatte immer die Hoffnung gehegt, es werde doch wohl einst der Tag kommen, an welchem sie ihrem Vater das Geheimniß eröffnen und Verzeihung für den übereilten Schritt erhalten könne. Sie sehnte den Augenblick herbei, wo es ihr möglich sein würde, ihres Vaters Knie umklammern, ihm ihre Liebe gestehen und seinen Segen für ein unauflösliches Band erflehen zu dürfen. Wenn er einmal lächelte, ein gütiges Wort sprach, sanfter als gewöhnlich sich zeigte, dann fühlte sie immer einen heftigen Drang, ihr Geheimniß zu offenbaren. Aber ein unerklärliches Etwas fesselte ihr dann stets das Wort, und sie schwieg, hoffnungslos.

Wie unglücklich ist eine Mutter, welche die Küsse abwägen, berechnen und zählen muß, die sie ihrem Kinde gibt. Wie ist ein Weib zu beklagen, dem das Schicksal nur in langen Zwischenräumen wenige Stunden gönnt, in denen sie in des Gemahls Armen ruhen darf! Und dabei stets um den Mann sein, den man fürchtet, der einem jede Stunde vergällt, hindert, daß man sich des Gegenstandes seiner Liebe freuen, seinen Namen aussprechen, jede Mutterfreude ungestört genießen kann; — es muß eine qualvolle Marter sein! Aber die Weiber können Angst und Kummer und Sorgen in einem Maße ertragen, unter dem der Mann längst erlegen wäre; sie sind geboren, um Mütter zu werden, und darum hat die Natur sie auch so stark und kräftig geschaffen.

Julie sah ihren Geliebten oder Gemahl nur selten und dann immer bei Nacht. Er zog eine Jacke an, wie die Sklaven sie tragen, färbte das Gesicht, bestieg eine kleine Pirogue, vertraute sich in diesem gebrechlichen Kahne dem Meere an, und wurde von der treuen Judith, die stets seiner Ankunft harrte, nach der Pflanzung geleitet. Nur zuweilen, wenn Herr von Mannerat nach Pointe-à-Pitre gereist war, um dort Geschäfte abzumachen, oder sich zu zerstreuen, konnten die Liebenden sich

freier bewegen, und durften es wagen, beim Tageslichte unter dem schattigen Laubdache der hohen Bäume Arm in Arm zu wandeln. Dann eilten sie in das Labyrinth der Akazienwälder, in denen das hohe Schlingkraut und dichte Gestrüpp sie dem unwillkommenen Blicke Neugieriger verbarg, und vor den Strahlen der Sonne schützte. Dann verlebten sie selige Augenblicke; in jenen glücklichen Stunden vergaßen sie monatelange Pein und Qual und freuten sich des Lebens und der Liebe.

5.

Ganz Guadeloupe wußte, daß eines Sonntages, nach abgehaltener Messe, auf der Stivensonebene bei Pointe-à-Pitre, ein Pferderennen Statt finden sollte. Die reichsten Pflanzer wollten dabei die Kraft und den Werth ihrer besten Rosse erproben.

An jenem Tage war die Rhede mit Flaggen und Wimpeln wie besäet. Von allen Seiten her nahten die Barken in langen Reihen, und die phantastisch aufgeputzten Neger ruderten dem Lande zu, so schnell sie konnten, strengten ihre nervigen Arme über Gebühr an; theilten die durchsichtige Oberfläche des Meeres, daß der Schaum weithin spritzte, und sangen zum Ruderschlage eine americanische Barcarole. Hinten am Horizonte wogte hier und da eine kleine Schaluppe, und die weißen Segel glichen aus der Ferne silbernen Säulen, die sich aus dem Smaragdgrün des Oceans am dunkeln Blau des Himmels erhoben; und am Lande starrten die gewaltigen, mit der üppigsten Vegetation bedeckten Gebirge riesig empor, frei und unbewölkt. An ihrem Fuße, wo die Sonne mit ihrer glühenden Hitze Alles ausdörrt, ist das Laub der Bäume und Gesträuche matt und gelblich; dort ist die Region, wo das Zuckerrohr gedeiht. Etwas weiter hinauf wachsen Cacaobäume und Baumwollenstauden mit ihrer schneeweißen Verbrämung. Noch höher steht der Kaffeebaum mit seinen grünen Blättern; ganz oben aber, wo die Waldregion zu Ende geht, und wo das nackte Gestein keinen Pflanzenwuchs mehr duldet, sind die Berggipfel bald dunkelblau, und bald hüllen sie sich in Gewölk, wie die Braut in ihren Schleier.

In dem Anblicke und der Betrachtung dieser Landschaft liegt etwas, das einen tiefen Eindruck macht; eine unwiderstehliche Macht wirkt auf die Seele des Beschauers ein; denn in Westindien ist die Poesie nicht, wie in dem kalten und bleichen Europa, blos in der Einbildung, sondern in der Wirklichkeit vorhanden. Luft und Sonne, Erde und Meer wirken hier harmonisch zusammen, und erfüllen uns mit Staunen und Bewunderung.

Das Wettrennen war glänzend ausgefallen, und die Neugierigen, welche das Schauspiel angezogen hatte, zerstreuten sich allmälig, über die herrlichen Pferde und die Gewandtheit der Jockeys schwatzend. Sie erzählten einander, wer den Sieg davon getragen, wer denselben streitig gemacht hatte, stellten Betrachtungen aller Art an, erwähnten, daß ein Mensch zum Krüppel geschlagen, ein Pferd gestürzt, ein Hund todtgetreten sei; kurz, die Leute unterhielten sich in der Weise, wie die Meisten zu thun pflegen, die aus dem Theater, vom Corso, von einem Balle oder Stiergefechte, oder aus einem Concerte kommen.

Auf der ausgedehnten Stivensonebene sah man jetzt nur noch einige Gruppen Neger, die nach dem Takte einer Trommel ihren lieben Bambulatanz sprangen, der nicht so poetisch, aber auch nicht so üppig ist, wie der weltbekannte Fandango. Die, welche ihre Pferde hatten rennen lassen, und die Andern, welche gewettet, waren nun in einem Caffeehause versammelt, das auf einer Anhöhe stand, und von welchem aus der ganze Rennplatz überblickt werden konnte.

Die Wetten waren bezahlt oder auf eine andere Art ausgeglichen, und darum ging es ans Trinken und Jubeln. Es war ein Geschrei und Gejauchze, daß man es weithin hören konnte. Der Wein floß in Strömen, und aus dem dicht voll Menschen gedrängten Saale strömte eine Luft, heiß und dunstig, wie der Athem eines Trunkenboldes. Die nach der Stadt eilenden Neger, mit ihrem Grasbündel auf dem Kopfe, bleiben einen Augenblick stehen und starren mit weitgeöffneten Augen nach den Fenstern hinauf. Da führt ein böser Geist auch Johann Pol in diese Gegend.

Er ritt auf seiner dunkelbraunen Stute langsam über die Savanne. Griffine, ein treffliches Roß, war nicht etwa vom Laufe matt und müde; denn farbige Männer dürfen weder ihre Pferde rennen lassen, noch an den Wetten Theil nehmen. Johann Pol hatte in der Stadt Geschäfte gehabt, und zog jetzt dieses Weges, in Gedanken versenkt über das Schicksal seiner Brüder, über die Sklaverei und den Fluch oder die Vorrechte, welche an der Hautfarbe kleben. Es war ein trübes, düsteres Nachsinnen.

„Bei Gott, meine Herren," kreischte der Herr von Mannerat, „wenn ich nicht sehr irre, so reitet dort unten der Mulatte Johann Pol vorüber."

„Ja wohl, er ist es," riefen einige Andere.

„Dieser Sklavensohn gibt sich eine vornehme Miene! Ich bin überzeugt, er denkt darüber nach, wie er wohl eine Verschwörung gegen die Weißen anzetteln könne."

„Mit dem Kerl müssen wir uns einen Spaß machen."

„Gut gesagt!" rief Mannerat, und leerte sein Glas Madera auf einen Zug. „Er soll uns nur kommen."

„Holla! Johann Pol! holla!"

„Hörst Du nicht, Pol? Bist Du taub? Wir rufen ja!"

Als Pol schwermüthig sein Haupt nach der Seite wandte, von wo der Ruf und das Geschrei erschallten, wußte er gleich, daß die Weißen ihn zu verhöhnen und seiner zu spotten im Sinne hatten. Das wunderte ihn nicht, und er ritt ruhig weiter.

„Nein, beim Himmel, das ist zu stark. Wenn er nicht von selbst anhalten will, so müssen wir uns aufmachen und ihm den Weg verlegen."

„Vorwärts, zum Teufel, vorwärts. Schnell die Pferde her!" Und so stürzen sie nach der Thür, werfen sich auf die Rosse, die im Hofe oder vor dem Hause umhergeführt wurden, und sprangen im Galopp davon. „Vorwärts! Johann Pol! Vorwärts! Hurrah!" So jubeln und toben die vom Weine Erhitzten, rennen ihren Thieren die Sporen in die Weichen, daß das Blut den Boden netzt, und schwärmen endlich um den Mulatten herum, wie Geier oder räuberische Wölfe.

Als sie ihn eng umzingelt hatten, fragte er kalt und ruhig die Pflanzer: „Meine Herren, darf ich wissen, was das Alles bedeutet?"

„Wir haben Dich zu uns gerufen; weshalb hast Du keine Antwort gegeben?" fragte Mannerat.

„Ich glaube nicht, daß ich verpflichtet bin, irgend Jemand Rechenschaft abzulegen, weshalb ich auf eine solche Anrede nicht gehört. Ein Anrufen dieser Art scheint mir nicht in der Ordnung zu sein und verstößt gegen Anstand und gute Sitte." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschluß.)

[Bauernfeld, Kunstausstellung, Akademie der Wissenschaften.]

In den „zwei Familien" aber sieht man die hausbackenste Realität hausen; kein Funke Poesie. Der alte Baron borgt von dem Kaufmann; der junge benutzt das Talent von dessen Sohne, um sich eine Beamtenstelle zu erwerben und eine, seinem Stande zukommende Carrière zu bereiten. Die Baronin findet den Kaufmannssohn hübsch und gebildet genug, um ihn zu lieben; keineswegs aber reich genug, um ihn zu heirathen, und ihren Ansprüchen im Leben der höhern Kreise zu entsagen. Der Kaufmannssohn, ein Doctor Juris, ist auch Philosoph; aber er macht doch seinem Vater den Vorschlag, sich adeln zu lassen, um seiner geliebten Baronin zuversichtlicher entgegenkommen zu dürfen. Er geht auf Reisen, um sich die Geliebte aus dem Sinne zu schlagen, kehrt zurück, hängt das jus an den Nagel, wird ein Geschäftsmann und — läßt sich von seiner ehemaligen Geliebten, nun einer Lady, ein Weib zuführen, nämlich seine Milchschwester, die ihn schon früher recht herzlich gern hatte. Die einzige Figur, welche einige Theilnahme anspricht, ist der ehrliche, deutsche Michel. Er ist nicht mehr jung, hat ein hübsches Vermögen erworben und will nun eine Waise zur Frau, und Kinder und Freuden haben. Er wird Bräutigam, der Hochzeitstag ist da und Michel in dulci jubilo — — da ergibt sich's, daß das Mädchen einen Andern liebt und heirathet. Der gute Michel weint, und das ist auch das Einzige, was eine Rührung hervorbringt, und den Titel „Schauspiel" rechtfertigt. —

Den ganzen Abend hindurch klappert dieses gewöhnliche Räderwerk, in dem auch der Dialog nicht mit sonstiger Gewandtheit und Flüssigkeit einherrauscht. Gänzlich überflüssige Nebenpersonen schwatzen mit, Französisch und Englisch hört man; und während die Handlung schon mit dem 3ten Acte, nämlich mit der Heirath der Baronin, geschlossen, kommt noch ein Aufzug und schleppt noch ein paar Scenen über die Breter. — Kalt geht man von dannen. —

Wie anders ist es in dem neuen Schauspiele: „die Fremde," von der Frau von Weissenthurn! Es ist fast derselbe Conflict zum Vorwurfe genommen. Meister Schuster und sein Weib haben wenig zum Besten, und nehmen doch ein verlassenes Mädchen ins Haus, ohne um ihr Herkommen u. dgl. zu fragen. Ein Graf verliebt sich in das schöne Mädchen und gibt dem Schuster Geld zu ihrer Versorgung. Der ehrliche Handwerker wittert Verführung, geht zur gnädigen Mama und bringt das Gold und die Nachricht von ihres Sohnes Benehmen. Die Gräfin wittert wieder den Fallstrick einer Bürgersdirne, und da ihr Sohn ohnehin Bräutigam ist, will sie das Mädchen durch die Polizei aus der Stadt bringen lassen. Die Lösung ist: daß das Mädchen eine Grafentochter. Der junge Graf reicht ihr mit Einwilligung der Mama die Hand und tritt seine frühere Braut einem verliebten Freunde ab. — Ebenfalls eine simple Geschichte, die noch dazu mit unverdaulicher Handwerksmoral und Schustertugend gespickt ist; aber ein traulicher, gemüthlicher Zug weht über das Ganze, es ist warmes Leben, pulsirender Herzschlag darin, es rollt frisches Blut in den Adern dieses alten Gerippes und man nimmt Partei für den Schustermeister wie für die adelige Dame. Man erkennt, daß Beide, vermöge ihrer Stellungen, Recht haben, so und nicht anders zu handeln; man interessirt sich und ist gespannt auf den Ausgang, der aber hier durch eine ganz einfältige Maschine aussöhnend herbeigeführt wird. — Das Stück hat auch viel mehr Beifall gefunden, als die **zwei Familien**, und auch die Kritik gibt sich zufrieden, wenn sie aus dem Munde der hervorgerufenen Verfasserin hört, daß sie nur noch Winterblumen spendet. Wenn die Muse dieser 64jährigen Frau frisch und modern ist, während der Sohn einer jungen Zeit Zustände schildert, die zur Zopf- und Haarbeutel-Epoche gehören, so muß man Partei ergreifen.

Was zu diesen strengen Worten veranlaßt, ist, daß Bauernfeld, ebenso irre geleitet von freundschaftlichen, wie mißgestimmt von feindlichen wiener Kritiken, auf ganz falsche Wege geräth. Bauernfeld kann und wird nie ein Schauspiel dichten; seine Erfindungsgabe kann ein Lustspiel nicht ausfüllen. Dahingegen vereint er alle Elemente, um die modernsten Formen jener Bühnenstücke zu schaffen, die wir Conversationsstücke nennen. Da könnte er als ein Sultan in Deutschland herrschen; die Theater wären sein Harem. Seine Charaktere sind nicht fest, dafür leicht, flink, freundlich; die dünnen Faden der Handlung zu lang gesponnen, dafür mit pikanten Situationen und Scenen verflochten; Knoten, Verwickelung und Auflösung locker geschürzt, dafür auch leicht, natürlich bis zu Ende gebracht; und dies Alles mit dem gefälligsten Dialoge übergossen, ein Dialog, so frei von Schwulst und Härte, mit so feinen Nüancen und Witzen, so entfesselt von jedem Zwange, der in den abgesonderten deutschen Cirkeln dominirt, daß er wie ein Federball hin und herfliegt, und beinahe den Styl der pariser Vaudevillepoeten erreicht. Was könnte Bauernfeld, bei Erkenntniß und Verwendung seiner Gaben und Kräfte schaffen, da ihm, außer dem eigenen Talente, auch jene des kaiserlichen Hoftheaters zur Verfügung stehen! —

Eine bedeutende Anzahl von Gemälden, beinahe 600 waren zur Schau ausgestellt; aber — ich sage dies beim Eingange, um nur geschwind den Tadel, der doch ausgesprochen werden muß, loszuwerden — unter der ganzen Masse nicht Ein Bild, welches durch die Composition bedeutend hervorteitt. Alle diese Rahmen umschließen blos bemalte Leinwand, aber keine Ideen; es quillt kein Gedanke daraus, außer jenem, welcher der Sache, als Naturgegenstand, ohnehin inneliegt. Es ist erwiesen durch die gegenwärtige Ausstellung, daß die wiener und österreichischen Maler, was die Kunstfertigkeit anbelangt, keiner Schule weit nachstehen; aber der Geist, der erfinderische, schöpferische, läßt sich nur in einem Paar Bilder erspähen. Es ist dies ein Mangel, der die Künstler aller Branchen in Oesterreich trifft, aber nicht in deren Individualität, sondern in verzweigten Nebenumständen begründet ist. Deswegen erblickt man auch mehr Naturstudien hier, als sonst wo; Portraits und Landschaften. In diesen beiden Genres aber viel Gutes, manches Treffliche; jedoch soll hier nur von den zwei Ersten gesprochen werden.

Ammerling, das ist ein Name, der jetzt besonders in der hiesigen Künstlerwelt von Mund zu Mund läuft. Er hat eine Menge Portraits geliefert, und jedes derselben zeichnet sich durch Kraft und Mark in der Behandlung aus; allein alles wird von feinem Kopfe einer jungen Morgenländerin überstrahlt. Ein poesievolles Meisterwerk. Es gibt kaum ein gleiches Bild unsrer Zeit, wo der Effect des Lichtes so mährchenhaft und phantastisch, so voll Gluth und Glanz hervortritt. Ein Zauber ruht in Ammerling's Pinsel; man kann sich die Wirkung seiner Gemälde kaum erklären; seine Behandlung der Farben ist Allen ein Räthsel.

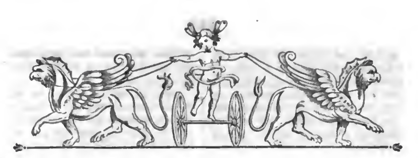
Der zweite ist Ganermann. Er hat ein Gemälde geliefert: Getreide-Einfuhr bei anbrechendem Gewitter, welches dem Ausgezeichnetsten solch' landschaftlicher Scenen sich anreiht. Die angetriebenen, schnaufenden Pferde kommen eben den Hügel herauf, Bauern helfen mit den Händen nach, der Sturmwind fängt sich in den Frauengewändern, reißt einen Strohhut in das Thal hinab, wo schon die dunkeln Wolken gejagt werden. Alles eilt ins nahe Haus zu kommen. So voll Leben und Wahrheit ist das Bild, daß man die Anstrengung der Thiere und Menschen bei dem annahenden Sturme theilen möchte. Es ist mit einfachen Mitteln eine volle Wirkung erstrebt.

Unter den Oelgemälden zeichnen sich noch viele, besonders durch die technische Behandlung aus; aber die Zeichnungen, Lithographien, Kupferstiche u. dgl. brachten nichts von Bedeutung.

Schon seit lange ist die Rede, daß hier eine Akademie der Wissenschaften, nach dem Vorbilde der Pariser errichtet werden soll. Der gelehrte, verdienstreiche Hammer hat den ersten Impuls dazu gegeben, und es wäre nur zu wünschen, daß seine Bemühungen von besserem Erfolge als jene des großen Leibnitz um dieselbe Angelegenheit belohnt würden. Es haben bereits nicht nur sämmtliche österreichische Facultaten zu dessen Gunsten referirt, sondern gewichtige Autoritäten streben mit aller Thätigkeit dafür, indem sie zugleich den Ruhm einer solchen Stiftung erkennen. Vor Allen ist es der Minister Kolowrat, der die Begründung dieser Akademie wünscht und fördert. Von den Mitgliedern der kaiserlichen Familie sind es vorzüglich die Erzherzoge Ludwig und Franz Karl, die die Monarchie mit solchem Glanze verherrlichen wollen. Mit Eifer nimmt sich der Sache der Graf Mittrowsky an; und es steht zu hoffen, daß bald alle Hindernisse beseitigt werden. Es versteht sich von selbst, daß Hammer, der eigentliche Schöpfer des Ganzen, als Präsident installirt würde, und nach diesem Einen Heros der Wissenschaft ist zu schließen, daß nicht blos Oesterreich, sondern Deutschland überhaupt eine Anstalt besitzen würde, welche in Rücksicht ihrer geistigen Kräfte mit jener, mit Recht so hochgerühmten französischen auf gleicher Stufe stände, und auch nicht weniger für die Bildung, das Emporkommen der Industrie und Gewerbe, im gemeinsamen Vaterlande erstrebte. Oesterreich, das so oft schnöde verkannte, und andrerseits wieder nicht ungerecht hintenangesetzte, hätte dann doch die Ehre, ein, seinen überreichen materiellen und geistigen Schätzen, angemessenes Institut ins Leben gerufen zu haben; ein Factum, welches mehr als alle Widerlegungen jede Verläumdung und Anfechtung siegreich entkraftet. — —

Herr Witthauer hat zum Besten der Ungarn ein Album herausgegeben; 82 österreichische Schriftsteller haben Beiträge gesteuert, darunter Frankl, Grillparzer, Auersberg, Lenau ꝛc.; bereits ist ein zweiter Abdruck erschienen, noch ehe ein Exemplar versandt wurde. Durch den Erfolg dieses Buches sieht sich Schumacher veranlaßt, den beabsichtigten österreichischen Musenalmanach erst für 1840 erscheinen zu lassen. In Pesth gibt Graf Mailath ein Album zum Vortheile des Buchhändlers Heckenast heraus, dessen Verlag durch die Ueberschwemmung gänzlich zu Grunde ging.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 114. — den 14. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Johann Pol.

(Fortsetzung.)

„Ei, ei! der Herr Mulatte befehlen wohl, daß man seidene Handschuhe anzieht, wenn man an Sie das Wort richtet?“ Ein allgemeines langanhaltendes Lachen und Schreien begleitete diese Worte.

„Ein freier Mann,“ entgegnete Pol, ohne sich irre machen zu lassen, „mag er schwarz oder roth sein, verdient mit derselben Achtung, mit demselben Anstande behandelt zu werden, wie irgend ein Weißer. Die Hautfarbe ist weder ein Recht, noch ein Beweismittel.“

„Meine Herren,“ sprach Mannerat, „solche Sprache ist es eben, womit dieser Mensch die Treue unserer Neger wankend macht.“

„Ja, es ist ein Unruhstifter, ein arger Meuterer. Wir sollten uns daran erinnern, was auf Sanct Domingo vorgefallen ist.“

„Ja, wir müssen uns selbst Recht verschaffen.“

„Meine Herren,“ sprach Johann Pol, immer noch kalt, „ich rathe Ihnen, mir einen Weg frei und offen zu lassen.“

„Ho, ho! Willst wohl gar in Deinen Redensarten Leuten von Erziehung nachäffen! Du kommst nicht durch, Mulatte, wenn es uns nicht beliebt, Dich fortreaben zu lassen. Versteht Du uns?“

„Meine Herren, Sie sind hier die Mehrzahl und mißbrauchen Ihre Ueberlegenheit. Ich meine aber, es ist Niemand unter Ihnen, der mir als Einzelner, Mann gegen Mann, den Weg zu verlegen sich unterstände.“

„Eine Herausfoderung!“ heulten die Weißen. „Eine Herausfoderung!“

Jetzt ritt Mannerat vor, stachelte sein Pferd an, sprengte auf Johann Pol zu und versetzte ihm eine derbe Ohrfeige.

„Bravo!“ riefen die Weißen, und abermals erhob sich ein langes anhaltendes Gelächter. Sie sprangen vom Pferde, um Herrn von Mannerat gegen Johann Pol zu beschützen, der, schäumend und bebend vor Wuth, sich auf denselben stürzen wollte. „Jetzt,“ so begann Mannerat nach vollbrachter Heldenthat, „rathen wir Ihnen, Herr von Johann Pol, ruhig Ihres Weges zu reiten, wenn Sie anders nicht wünschen, daß diese Geschichte übel für Sie ablaufen soll; denn Sie wissen, Herr von Pol, daß die geringste Widersetzlichkeit, der entfernteste Angriff Sie Ihr Leben kostet. Jetzt packe Dich fort, gnädiger Herr Mulatte, eile von hinnen, und vor allen Dingen hüte Dich, irgend ein beleidigendes Wort hören zu lassen.“

Und Johann Pol mußte das Alles verschlucken! In Europa wäre ein auf diese nichtswürdige Weise gekränkter Mann auf der Stelle geblieben, denn wer hätte sich nicht zur Wehr gesetzt und lieber von den Pferden zerstampfen lassen, als daß er solche Schmach geduldet? Daß der Mulatte anders handelte, wird erklärlich, wenn man bedenkt, welche gebieterische Macht hergebrachte Sitte auf den Charakter des Menschen ausübt; die Leute

gewöhnen sich an Alles, und ergeben sich zuletzt ruhig darein, in einer gewissen Herabwürdigung zu leben; sie haben oft sogar nicht einmal eine Ahnung, daß solches der Fall ist. Eine körperliche Züchtigung, die einem gebildeten Manne im civilisirten Europa das ganze Leben verbittern und zur Qual machen würde, läßt den Türken ganz gleichgültig und hindert ihn nicht an ruhigem Schlafe. Ländlich, sittlich.

Aber eine Ohrfeige, und unter solchen Umständen, ist doch eine schwere, eine schreckliche Last; denn sie beschimpft den, welcher sie erhalten hat, für ewige Zeiten. Ein solcher Schandfleck, ein solches Mahl kann nur verwischt werden, wenn der Empfänger seine Wangen mit dem Blute des Beleidigers rein reibt. Das fühlte Pol; aber wie sollte er dieses Blut bekommen? Im Zweikampfe? Einer Herausforderung von seiner Seite wäre nicht nur keine Folge gegeben, sondern er wäre dafür obendrein noch vom Gerichte zur Rechenschaft gezogen und bestraft worden. Wirre und abscheuliche Gedanken drängten sich ihm auf. Sollte er den, welcher ihn so schmachvoll gekränkt, ermordrn? Sollte er dessen Pflanzung in Brand stecken? Doch nein, das wäre ein feiges Verbrechen gewesen. Aber mit der Ohrfeige, und ohne gründliche Rache zu nehmen, konnte er auch nicht leben, er hätte sich ewig vor sich selbst schämen müssen, und die Leute würden stets mit Fingern auf ihn gewiesen haben. Es war eine Höllenqual.

6.

Als Johann Pol den Hafenplatz la Pointe erreicht hatte, sah er sich nach einem Fahrzeuge um, das ihn nach Hause bringen sollte. Zur rechten Seite des kleinen Golfes, der die Rhede bildet, liegt ein von dichtbelaubten Tamarinden beschatteter Uferstaden, und dort fand er eine Gabarre, die eben von Matrosen beladen wurde, die ihr eintöniges Ahoi, ohe! sangen, welches die Seeleute aller Völker und Erdtheile anstimmen, wenn sie arbeiten. Dieses Fahrzeug war nach der Mahaultbai bestimmt, Johann Pol ging an Bord, ein frischer Nordwest blähte die Segel, und bald schwamm es frei auf dem weiten Oceane.

Es war Abend geworden; der Mond sandte seine weißen Strahlen auf das Meer herab, und übergoß es wie mit einem Silberregen, und die kleinen vom Licht erhellten Wellen glichen Perlemutterschaalen, die der Wind leise auf und nieder bewegt. Am Lande war Alles ruhig; die Peitsche des Sklavenaufsehers hing jetzt an der Wand, und man hörte nicht jenes ewige Händeklatschen, das dem Reisenden, der die Colonien besucht, zuletzt ganz unerträglich wird.

Pol saß auf dem Sterne der Gabarre, in tiefes Sinnen verloren. Aber nur an einen Gegenstand dachte er, dieser stand vor ihm wie ein böser Dämon und wich nicht von ihm. Er wollte ihn auch nicht von sich lassen, er hegte und pflegte ihn mit Wärme und Gluth. Es war die Rache.

Mitternacht war schon vorüber, als das Schiff auf der Rhede der Mahaultbai Anker warf. In den runden Hütten, die, von Ferne gesehen, gigantischen Bienenkörben gleichen, schlief Alles in tiefer Ruhe, und weithin hörte man das Plätschern der am sandigen Gestade sanft sich brechenden Wellen; sie tönten wie ein Wiegengesang, den man auch nur halblaut vor sich hinsummt. Hier und da glimmten noch die Kohlen eines Feuers, das die Neger angezündet hatten, um die Stechfliegen und Muskitos abzuhalten. Johann Pol aber war zu aufgeregt, als daß er hätte schlafen können. Die Luft wehte so mild, die Kühle that ihm wohl, deshalb ging er am Strande auf und ab; ohne dabei etwas anderes zu bezwecken, als einsam und ungestört zu bleiben.

Jenseit der Mahaultbai bietet das Gestade einen ganz andern Anblick dar; es ist dort dichter mit Bäumen bewachsen, und weniger nackt als hier. In Zwischenräumen erheben sich Felsen; auf diesen stehen Tamarinden, Latanen-Palmen und andere Bäume, die eine Höhe erreichen, wie die europäischen Eichen. Auch Manzanillobäume mit ihren verschlungenen Aesten, dem lachenden Grün und den hübschen Blumen, sind dort häufig. Und doch weicht der Landeseingeborne vor diesem Baume zurück und wendet sich ängstlich von ihm weg. Denn der Schatten, welchen er verbreitet, ist treulos; wer den Duft der Blumen einschlürft, wird siech und kränkelt lange; wer aber die länglichrunde Frucht genießt, die eine so sanfte Schale hat und einen so würzigen Geruch verbreitet, der ist ein Kind des Todes. Der Manzanillo ist ein Feind, der dem Menschen mit lächelndem Munde vergifteten Sorbet reicht.

Je weiter Johann Pol ging, um so unebener wurde der Boden, und so dicht das Gestrüpp, daß es ihm alle Aussicht benahm. Er setzte sich, um einen Augenblick auszuruhen, auf einen Felsblock, da hörte er in einiger Entfernung Schritte; das Geräusch kam immer näher und näher, und bald vernahm er Stimmen. In jenem Klima, wo die verdünnte Luft dem Schalle gestattet, weithin zu dringen, hört man auch leises Geräusch

schon in beträchtlicher Ferne. Er horchte auf und seine Augen funkelten. Anfangs glaubte er, sein Ohr täusche ihn; darum hielt er die Hand hinter dasselbe und beugte den Kopf nach der Seite, von welcher der Schall kam.

„Nein, nein, ich irre mich nicht. Es ist die Stimme des Fräuleins von Mannerat. Wie kommt die nach Mitternacht hierher in diese Gegend? Und wer ist der Mann, mit dem sie redet? Dahinter muß etwas stecken, und ich will und werde es erfahren." — Und während er diese Worte zu sich selbst sprach und sich auf die Erde gelegt hatte, zitterte er wie der Tiger, welcher bereit ist, sich auf die Beute zu werfen, die er eben erspäht hat. Er horchte mit aller Anstrengung; aber es erfolgte ein langes Schweigen.

„Gott, sie kommen nicht von dieser Seite!" Diese Worte wurden von einem Seufzer begleitet.

„Ha, dort sind sie! Ich höre Stimmen!"

„— — von meiner Liebe."

„O, nie habe ich auch nur einen Augenblick daran gezweifelt."

„Und wo hast Du Deine Schaluppe liegen?"

„Dort unten hinter jenem Felsen, dicht neben den Manzanillobäumen, weil dorthin sich Niemand wagt. Aber, Julie, ich bitte Dich, hier verlaß mich und kehre um."

„Nein, noch nicht; ich muß Dich noch eine kleine Strecke weiter begleiten."

„Nun, wenn Du willst, so komm. Steige hier hinab."

„Sie kommen, sie kommen," flüsterte Johann Pol, und kaum konnte er Athem holen, so zusammengepreßt war ihm die Brust. „Ich komme hinter dieses Geheimniß. Glück auf für meinen Haß und meine Rache. Dort unten neben den Manzanillobäumen hat er gesagt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Charakteristik der Taunusbäder; der rheinische Kunstverein.]

Die Badesaison in Wiesbaden und in unsern andern nachbarlichen Curorten bezeichnet gewöhnlich auch für unsre Stadt einen eigenthümlichen Zeitabschnitt. Wir sehen nämlich auf den Promenaden, in den Straßen, an den öffentlichen Plätzen fremdartige Physiognomieen, so daß man glauben sollte, die Bevölkerung sei eine andere geworden. Die Sache ist leicht zu erklären. Die meisten Rhein- und Badereisenden verweilen entweder mehrere Tage bei uns, oder sie kommen wenigstens im Fluge hierher, so daß in den Sommermonaten viele Tausende aus allen Weltgegenden hier zusammenströmen, unsre großen Gasthöfe füllen, unsre Straßen bevölkern, wodurch die Stadt das Gepräge großer Lebendigkeit, Mannichfaltigkeit und Fülle annimmt, was auch nicht eher endet, als bis es mit den kühlen, unfreundlichen Herbsttagen in den Badeorten wieder still und öde wird. Die Fülle des Segens, die sich zur Sommerszeit über unsre nachbarlichen Bäder verbreitet, erstreckt sich somit auch bis in unsre Rheinstadt herüber, und wir haben daher doppelte Ursache, uns der lieben, reichen und üppigen nassauischen Nachbarschaft zu erfreuen. Was die diesjährige Saison betrifft, so dürfte sie sehr bedeutend werden, wenn nicht alle Sterne trügen. In Wiesbaden ist es schon ziemlich lebendig; Chabert, der Pächter des Curhauses und Herr der grünen, ominösen Tische, ersinnt aus purem Kosmopolitismus alle mögliche Vergnügungen zur Erheiterung der Badegäste, was freilich Mancher theuer bezahlen muß. Wiesbaden wird nach gerade ein paradiesischer Aufenthaltsort für gesunde Curgäste, so wie es niemals aufgehört hat, eine Quelle des Heils für Leidende zu sein. Weilbach mit seiner berühmten Schwefelquelle möchte sich gern neben Wiesbaden erheben; allein es wird erdrückt von der stolzen Pracht jenes Ortes, und was auch in neuerer Zeit für Weilbach geschehen ist, es wird immer ein untergeordneter Curort bleiben. Schwalbach, Schlangenbad, Ems mit ihren romantischen Umgebungen und trefflichen Quellen, stehen schon selbstständiger da, und dürfen mit Wiesbaden schon eher wetteifern, theils durch ihren längst begründeten Ruf, theils durch die Eigenthümlichkeit der Wässer, die eine so entschiedne Wirksamkeit behaupten. Uebrigens fluthen die Gäste an gewissen Tagen aus einem dieser Curorte in den andern, so daß plötzlich die Bade-Population wie umgewandelt erscheint. Bei diesen reichen Wonnen, die der Himmel mit seinem Füllhorne über die Taunusbäder-Kette ausgebreitet, hat auch das böse Princip seinen Antheil zu erhaschen gewußt; das Spiel ist das Gift aller dieser unschuldigen Vergnügungen. Mancher geht hin, um seine Krankheit zu heilen, und kommt mit einer neuen Krankheit, mit einer neuen, zerrüttenden Leidenschaft nach Hause. „Faites votres jeux!" das ist der Fluch des Badelebens! — Uebrigens wurde die Saison in Wiesbaden diesmal recht würdig eingeleitet durch die Aufführung der „Schöpfung" von Haydn von Seiten des dortigen und mehrerer nachbarlichen musikalischen Vereine. Der Cursaal war angefüllt von andächtigen Zuhörern, und die Armen, zu deren Besten das Oratorium zur Aufführung gebracht wurde, mögen sich einer ansehnlichen Spende erfreut haben. Die Leistung war keine vollendete, aber doch in vielen Theilen gute, namentlich waren die imposanten Chöre vortrefflich ausgeführt und zeugten jedenfalls für die Tüchtigkeit des dortigen Musikvereins. —

In unsrer „neuen Anlage" hat man jüngsthin dem Gründer dieser herrlichen Promenade ein würdiges, wohlverdientes Denkmal gesetzt. Dasselbe besteht aus einer vortrefflich gearbeiteten Büste von beinahe Lebensgröße in carrarischem Marmor. Die Büste ruht auf einem steinernen Fußgestell, das einen länglichen Kubus mit Sockel bildet; das Ganze ein Werk unsers Plastikers Scholl. Das bei Gelegenheit der Enthüllung dieses Monuments veranstaltete Fest fand in dem

Gartensaale dieses schönen Parks Statt, und viele Freunde des verdienten Mannes (er hieß Peter Wolf) hatten sich eingefunden, um ihm den Zoll ihrer Dankbarkeit darzubringen. Der Vaterstadt schuf er aus einer Oede ein Paradies, bestimmt, den frohen Mainzern die herrlichsten Genüsse zu gewähren. Der Rhein bespült den weithin sich ausdehnenden, köstlichen Garten, und an seinem obersten Punkte genießt das Auge die entzückendste Aussicht nach dem Rheingau und nach dem Taunus, die man sich nur denken kann. Wohin das Auge streift, sieht es Weinberge, lachende Fluren und lebendige, gesegnete Ortschaften, und mitten durch diese anziehende Landschaft fließt Rhenus majestätisch und heiter dahin.

So eben werden Vorkehrungen zur großen Kunstausstellung des rheinischen Kunstverbandes getroffen, welche mit dem ersten Juni ihren hiesigen Turnus beginnt. Es sind bereits eine Menge trefflicher Gemälde von bewährten auswärtigen Künstlern angekommen, und man hofft, daß diese Ausstellung die beiden in den vorhergehenden Jahren noch übertreffen werde. Ich werde über diese Kunstausstellung weitläufiger berichten, wenn ich mich erst in den Sälen selbst orientirt habe. Heute nur eine Jeremiade, die der Vorstand des Kunstvereins in der Form einer Anzeige der beginnenden großen Kunstausstellung an das Publicum richtet. Was klagt der Vereinsvorstand? die Antwort ist mit einigen Worten gegeben: über mangelnde Theilnahme an dem Vereine im Ganzen, und an der jährlichen Gemälde-Verloosung insbesondere, die nothwendig bedeutender werden muß, sollen die Künstler die Lust nicht verlieren, fernerhin ihre Werke hierher zu senden. Doch ich lasse den Verein selbst reden: „Die Berührung dieses Punkts mahnt unfreundlich an die große Beschränktheit unsrer pecuniären Mittel, und wir bedauern, daß der Verein im Publicum die erforderliche Unterstützung nicht findet, obgleich dessen seitheriges Wirken ohne Selbstlob ein vielfach nützliches genannt werden kann. Sein statutengemäßer Zweck ist, den Sinn und die Liebe für Kunst und Literatur zu fördern; und diesen Zweck nach Möglichkeit zu erreichen, war der Verein unablässig bemüht. Manch schlummerndes Talent wurde geweckt; mancher Künstler, durch Ungunst äußerer Verhältnisse in seinem Aufstreben gehemmt, wurde unterstützt. Zahlreiche Kunstwerke, durch den Verein sowohl wie durch die von ihm veranstalteten Verloosungen erworben, zieren die Wohnungen der Privaten und es darf hier auch angeführt werden, daß selbst zu dem Monument Gutenberg's die Idee von unsrem Kunstvereine ausgegangen ist, daß durch seine Vermittlung deren Realisirung wesentlich gefördert und dadurch das Andenken eines weltgeschichtlichen Ereignisses auf eine Weise gefeiert worden ist, welche durch ganz Europa den Ruf unserer Stadt verherrlicht hat. Nicht minder wurde im Gebiete der Literatur vieles vom Vereine geleistet; eine Reihe Vorträge aus dem Fache der schönen Wissenschaften gewährten den Besuchenden stets Unterhaltung und Belehrung. So wirkte der Verein hier an Ort und Stelle. Aber auch zugleich in die Entfernung erstreckte fördernd sich seine Wirksamkeit; denn mehrern angehenden Künstlern hat er durch sein Fürwort die Thüren einflußreicher Personen geöffnet, und dadurch ihr Fortkommen in der Fremde erleichtert. Und doch darf unser Institut mit dem vaterländischen Dichter sagen: „Mir lachte keines Mediräers Gunst!" — Die Klage des Vorstands ist gerecht. Schon mehr als 15 Jahre besteht dieser Kunstverein, und heute noch kann er, wenn es sich um Ankauf von Gemälden handelt, nicht über so viele Mittel verfügen, als die weit jüngern, ähnlichen Institute der Nachbarschaft. Indessen scheint es mir, daß in den Statuten des Vereins selbst die Ursache dieses Mißstandes liegt. Die Gesetze erschweren den Personen den Eintritt in den Verein; will man Mitglied werden (d. h. will man sein Scherflein beitragen) muß man sich erst der Ballotage des Ausschusses unterziehen, und nicht jeder hat Lust, sich erst dieser Censur zu unterwerfen, um jährlich einige Kronthaler beitragen zu dürfen. Der Verein, der jetzt aus 200 Mitgliedern besteht, könnte füglich und leicht aus 600 Mitgliedern bestehen, wenn man nur mit der Aufnahme nicht so scrupulös wäre. Jeder, der Sinn für die Kunst hat, sollte willkommen sein, und eine einfache Anzeige an den Präsidenten des Vereins sollte genügen, um sich zur Zahl der Mitglieder zählen zu können.

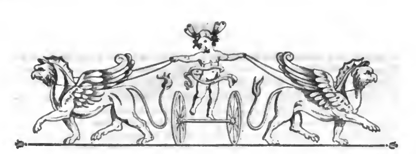
Einige Genüsse wurden uns in der letzten Zeit auch im Theater zu Theil. Es ist das immer so in dieser Jahreszeit. Die gewöhnlichen Leistungen ziehen keine funfzig Menschen ins Theater; will der Director bei einer Sommerwärme von 15—18 Grad nur einigermaßen ein gefülltes Haus haben, muß er anziehende Reize herbeischaffen. Diesmal waren es Hr. Lebrün aus Hamburg und Mad. Fischer-Schwarzbök.

Notiz.

[Medicinische Wirkung der Dampffahrten.]

Ein französischer Arzt gesteht den Reisen auf Eisenbahnen großen medicinischen Einfluß zu. „Man denke sich," sagt er, „wie groß auf der Oberfläche des Körpers die Wirkung eines Luftstromes sein muß, durch welchen man zehn französische Meilen in einer Stunde macht. Von welcher Seite auch der Wind auf einer Eisenbahn wehe, so hat man, wenn man sich in der Richtung des Impulses frei setzt, immer den Wind im Gesicht, und wenn es Gegenwind ist, so wirkt er mit außerordentlicher Kraft. Es ist eine Art heftiger Besprengung, wie die Wellen an einem stürmischen Tage in einem Seebade, eine Douche von Luft, welche ganz die Gewalt der Wassersturzbäder hat. Es wird eine Zeit kommen, wo die Reise mit Dampfwagen in gewissen Fällen so ernstlich und mit mehr Erfolg, als Reisen nach Dieppe und den Pyrenäen, angerathen werden. Der Arzt wird zu dem Patienten sagen: machen Sie 10, 12, 15 Reisen mit dem Dampfwagen, wie man jetzt sagt: Nehmen Sie 10 Seebäder oder trinken Sie 10—15 Quart Wasser." Der überschwänglich hoffnungsvolle médecin auteur schließt: „Es wird einen Arzt der Eisenbahnen geben, wie es einen Schiffsarzt gibt."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 115. — den 15. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Johann Pol.

(Fortsetzung.)

Nun kroch Pol auf der Erde fort, brach sich Bahn durchs Gestrüpp und klomm an den Felsen herab, leise und vorsichtig, wie eine Schlange, und bald befand er sich unter dem hohen Laubdache, das von jenen Giftbäumen gebildet wird. Wilde Freude machte sein Herz stärker schlagen; es lag Wonne für ihn darin, daß er geflissentlich körperlichen Leiden, die ihn, wie er wohl wußte, nun gewiß heimsuchen mußten, Trotz bot, um seiner Rache ein Genüge leisten zu können.

„Fasse nur Muth, theure Julie, und sei beherzt."

„Nur der Gedanke, was aus unserm Kinde werden soll, peinigt mich und bringt mich zur Verzweiflung. Tag für Tag muß ich es ja mit ansehen, wie es sich unter den Negern umhertreibt, und kann das doch nicht ändern."

„Beruhige Dich; ich will schon Mittel finden, die Judith zu kaufen."

„Das möge der Himmel geben."

Aber die Hölle hatte es gehört, und Johann Pol lächelte.

„Es wird kühl, der Morgen naht und der Tag bricht bald an. Nun kehre um, Julie, ich bitte Dich innig darum."

„Geliebter, Du täuschest Dich; der Abendthau liegt ja noch und verbreitet seine erquickenden Düfte."

„Wenn sie zu Hause merken, daß Du nicht dort bist, so sind wir ja verloren; darum geh."

„Dir zu Liebe will ich jetzt umkehren."

„Lebe wohl, geliebte Julie; lebe wohl."

Der Mann sprang rasch in seine Schaluppe; das Tau, womit sie am Ufer befestigt war, fiel ins Wasser; Pol vernahm einige leichte Schläge mit dem Ruder, und bald war das Schifflein in den Wind gekommen, der es eilig vor sich hertrieb. Auch Julie, von der treuen Judith begleitet, verschwand bald hinter den Felsen.

Schon traten die Neger aus ihren Hütten, um an die Arbeit zu gehen; die Perlhühner gluckten, die Kormoran- und Fregattvögel erhoben sich in die Lüfte und schwebten mit weitausgebreiteten Fittigen hoch über der See; ein frischer Wind bewegte die dürren Blätter am Zuckerrohre; es war überall Morgengeräusch und der Tag brach an.

Als Johann Pol auf seiner Pflanzung erschien, schreckten seine Leute vor ihm zurück; kaum konnten sie seine Gesichtszüge erkennen, der Kopf war ihm dick aufgeschwollen. Das Gift hatte gewirkt; er mußte sich legen; ein eisiger Strom rollte durch alle seine Adern; die Haut bedeckte sich bald mit bösartigen Geschwüren, und auf die Kälte folgte eine so brennende Hitze, als hätte eine Hand alle seine Glieder mit glühenden Kohlen eingerieben. Es klang ihm in den Ohren; im Kopfe ward es ihm dumpf und schwer; es war, als würde ihm die Brust zersprengt und der Leib auseinandergerissen; das Manzanillofieber marterte ihn furchtbar, er litt unsägliche Pein, aber doch lächelte er, er war voller Freude, denn der Arzt hatte ihm ja gesagt, hatte ihm die hei-

lige Versicherung gegeben, daß er kein Opfer der Krankheit werden, daß er nicht sterben würde.

So verlebte Johann Pol manche Woche, und der Rachedurst war ihm lindernder Balsam für seine Schmerzen.

7.

In den Colonien darf Niemand auf seinen Reichthum trotzen; er ist dort vergänglicher als anderswo, und weitaussehende Pläne für die Zukunft darf dort Niemand auf ihn bauen; denn wer heute noch Ueberfülle an Glücksgütern hat, kann morgen schon arm sein. Es darf nur eine bösartige Krankheit die Neger dahinraffen, oder es entfliehen die Sklaven und laufen ins Gebirge, oder es zieht ein Alles niederwerfender Orkan über die Pflanzung, oder es ereignet sich irgend ein anderer Unglücksfall, — dann ist der reiche Mann ein Bettler, und der früher schwelgte, muß nun darben.

Auf Guadeloupe sprach man schon längere Zeit davon, daß es mit Herrn von Mannerat's Vermögen nicht zum Besten bestellt sei, und als die Nachricht kam, ein mit Producten von seiner Pflanzung beladenes, nach Nantes abgeschicktes Fahrzeug sei unversichert gewesen und untergegangen, war es um den Rest seines Credits völlig geschehen. Er hatte viele Schulden und die Gläubiger wurden dringend. Sein Stolz war tief gekränkt, und er mochte nicht länger in einer so drückenden Lage bleiben. Und so entschloß er sich denn, einen Schritt zu thun, dessen furchtbare Folgen er allerdings nicht vorhersehen oder auch nur ahnen konnte.

Um seine eingegangenen Verpflichtungen erfüllen zu können, blieb ihm nur ein Mittel, und dieses bestand darin, daß er seine Pflanzung an der Mahautbai verkaufte. Er besaß nämlich noch eine zweite, die zwar kleiner war und in einem entfernten Theile der Insel lag, aber den Vortheil eines sehr gesunden Klimas und den Vorzug hatte, daß sich der unausstehliche Johann Pol nicht in ihrer Nähe befand. Der Verkauf der Pflanzung, welche Mannerat bisher bewirthschaftet hatte, wäre diesem ein Dolchstich gewesen, wenn er geahnet hätte, daß die Welt den eigentlichen Beweggrund zu diesem Schritte recht gut kannte; er meinte aber, alle Welt messe den Vorwänden, welche er anzugeben für gut fand, vollen Glauben bei, und so ließ er denn auf den achtzehnten Februar des Jahres Eintausend achthundert und acht sein Besitzthum an der Mahautbai öffentlich feil bieten.

Als er diesen Entschluß seiner Tochter Julie kund that, konnte er schon nicht mehr zurück; alle ihre Bitten, einen so entscheidenden Schritt noch aufzuschieben, wären bei einem Manne von seiner Sinnesart auch völlig fruchtlos gewesen.

Als er von einer Reise nach Pointe-à-Pitre, wo er das Nöthige besorgt hatte, wieder heim kam, drängten sich die Neger dicht an ihn, denn er war länger fort gewesen, als er sonst zu thun pflegte, und die armen Sklaven mochten wohl ahnen, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen sei. Es war gegen Abend, die Sonnenhitze und die schwüle Luft hatten, nebst Aerger und Verdruß, dazu beigetragen, die Blässe auf Mannerat's Antlitz noch tiefer zu färben, und in seiner ganzen Haltung, in seinem Benehmen, lag etwas Unheimliches.

Julie hatte keine Ahnung davon, wie es mit ihrem Vater eigentlich stand. Sie war auch jetzt, wie immer, gleichgültig gegen Alles, was mit ihrer Liebe in keiner Verbindung stand, und träumte von einer trostreichern, glücklichern Zukunft. Sie saß, mit Nähtereien beschäftigt in ihrem Zimmer; neben ihr die treue Judith, welche von Zeit zu Zeit das Wort an sie richtete. Auf einer bunten Matte spielte ein kleines bleich aussehendes Mädchen barfuß mit einer braunledernen Puppe; die Fenster waren geöffnet, die frische Luft strömte ins Gemach, und der Wind bewegte die grünen Tamarindenzweige.

8.

Als Herr von Mannerat ins Zimmer trat, dachte Julie eben an ihren fernen Freund, warf einen Blick auf ihr Töchterlein, und summte ein Liebeslied vor sich hin. Judith und die Kleine entfernten sich, da der Gebieter kam, und dieser rief, ihnen mitleidig nachsehend, aus: „Arme Judith! — Arme Kleine!"

Julie war erstaunt darüber; solche Worte und solche Gefühle äußerte ihr Vater ja so selten, und sie wagte es, ihn nach der Ursache zu fragen.

„Meine Tochter, diese Pflanzung wird verkauft und ich ziehe mich nach Capesterre zurück, meine Gläubiger sind zu dringend geworden."

„Und Ihre Neger?" fragte Julie tiefbewegt, so daß sie ihrer Regungen kaum Herr werden konnte. „Was wird aus denen?"

„Die werden verkauft."

„Alle?"

„Ja wohl, alle mit einander. Ich brauche Geld, viel Geld."

„Desto schlimmer," fuhr Julie mit matter Stimme fort, und ihr Antlitz ward bleich wie der Tod. „Ich beklage die Armen."

„Höre Mädchen; dieses Mitleiden kommt mir sonderbar vor."

„Wann sollen sie verkauft werden?"

„Uebermorgen."

„So kann ich wohl der Judith die nöthigen Anweisungen zum Einpacken meiner Sachen geben."

„Judith wird auch mit verkauft. Niemand ist ausgenommen."

„Wie, auch meine Judith? Und ihr Kind..." setzte sie kaum hörbar schnell noch hinzu.

„Wird, auf Seele! auch losgeschlagen und zu Gelde gemacht."

Als er diese letzten Worte sprach, war er schon ungeduldig, und müde des Fragens wie des Antwortens. Mit raschem Tritte verließ er das Zimmer und eilte zu seinem Verwalter, der Alles zum Verkaufe anordnen sollte.

Julie saß da, wie festgebannt an ihren Sitz, und vom Schmerze wie vernichtet, bis sie endlich Thränen fand und ihrer Herzensangst und Verzweiflung einigermaßen Luft machen konnte. Jetzt ermaß die Unglückliche zum ersten Male die ganze Größe ihres Elendes. Und doch leuchtete ihr jetzt noch ein Hoffnungsschimmer, und es zeigte sich ihr die Möglichkeit, ihr Kind, eben dadurch, daß es verkauft wurde, retten zu können. Sie hatte ja Schmucksachen von Werth, und wenn er auch arm war, so konnte er ja doch wohl so viel Geld zusammenborgen, als nöthig war, um Judith und das Kind zu kaufen. Seine eigene Tochter kaufen. Europäische Mütter, ihr wißt nicht, was das heißt!

9.

Als es unter Mannerat's Negern bekannt wurde, daß sie sammt der Pflanzung verkauft werden sollten, freuten sich Einige, tanzten und sprangen bei dem Gedanken, fernerhin nicht mehr dem harten, überstrengen Herrn anzugehören; andere bedauerten sehr, von ihm getrennt zu werden, und hoben die wenigen guten Eigenschaften, welche er besaß, lobpreisend hervor. Es ist eine uns befremdende Erscheinung, daß im Herzen des schwarzen Sklaven noch Anhänglichkeit für einen weißen Gebieter lebt, und daß der Neger Thränen hat für einen Menschen, der ihn oftmals unbarmherzig peitschen ließ.

Niemand aber nahm die Nachricht vom Verkaufe der Pflanzung mit solcher Freude auf, als Johann Pol, der jetzt wieder in der Genesung begriffen war. Ein satanischer Gedanke setzte sich in seinem Kopfe fest. „Ich habe es heraus, es ist gefunden!" rief er laut, und drückte dem Manne, der ihm den Tag anzeigte, an welchem die Versteigerung Statt haben sollte, krampfhaft die Hand. Und nach wenigen Minuten stand er auf von seinem Siechbette. Jetzt war er einig mit sich selbst, wußte, wie er Rache nehmen sollte, und wiewohl noch matt und entstellt durch das Fieber, machte er sich auf, um in Person gegenwärtig zu sein; er wollte selbst mit eigenen Augen sehen, wie Mannerat, sein Todfeind, sich bei der Versteigerung benehmen würde. Jener Tag war für ihn ein Freudenfest.

Um neun Uhr Morgens strömte von allen Seiten her eine Menge von Neugierigen, Müßigen und Käufern aus der ganzen Umgegend nach der Pflanzung des Herrn von Mannerat, wo die Neger, welche sich auf den Ackerbau verstanden, in mehrere Gruppen getheilt, zum Verkauf aufgestellt waren; die bisherigen Hausklaven sollten einzeln, Kopf nach Kopf, Weiber, welche Kinder hatten, mit diesen zusammen losgeschlagen werden.

Unter den zahlreichen Anwesenden bemerkte man einen jungen hübschen Mann, mit todtenbleichem, verstörtem Antlitze, den nur ein einziger Gedanke zu beschäftigen schien. Er sprach viel mit einem bejahrten Manne, der ihm freundschaftlich zugethan schien.

Die Glocke wurde geläutet und der Verkauf begann. Ein kalter Schweiß perlte auf Juliens Gesichte, und der junge Mann mußte sich auf seines ältern Begleiters Arm stützen. Nachdem er wieder zu sich selbst gekommen, wußte er im Gedränge unbemerkt bis nahe an Julien heranzukommen, und flüsterte ihr schnell zu: „Fasse Muth, ich habe zehntausend Francs."

Sie lächelte ihm zu, denn nun durfte sie hoffen; aber Johann Pol, der schweigsam, ein Genius des Bösen, neben Beiden gestanden hatte, vernahm jene Worte.

Bereits waren mehrere Neger verkauft worden, hatten ihr Bündelchen, in welches sie ihre geringe Habe zusammengepackt, auf den Kopf genommen, und waren ihren neuen Gebietern gefolgt, die Kinder umarmten weinend ihre Väter, Liebespaare, welche hier getrennt wurden, erhoben die Hände gen Himmel, als dem Orte, wo sie einst wieder vereinigt werden würden, und die Weißen, auf die solche Scenen keinen Eindruck machten, standen gleichgültig da.

Jetzt mußte Judith auf das verhängnißvolle Gerüst treten, um von Allen genau betrachtet werden zu können.

Neben ihr stand das Kind mit dem bleichen Gesichte und barfuß. Judith weinte, war halb ohnmächtig, zitterte und mußte sich an das Geländer lehnen.

„Zweitausend Francs!" schrie gleichgültig der Ausrufer; — „zweitausend fünfhundert. — Dreitausend."

„So bieten Sie doch," sprach der ältliche Mann zu seinem jungen Freunde, der ebenfalls zitterte und todtenbleich da stand. (D. B. f.)

Correspondenz.

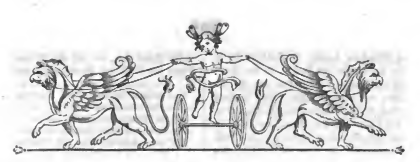
Aus München.

[Die Allerheiligencapelle, die Bauten in der Ludwigsstraße.]

Es ist nicht zu verkennen, daß auch in München unter mystischer und künstlich warm gehaltener Asche ein regeres geistiges Leben glüht, kämpft und ringt. Die Asche wird, vom Sturm der Zeit erfaßt, verfliegen und die reine Gluth wird sich offen als geläutertes Gold darstellen. Der nie rastende Zufluß von fremden Besuchern, von Künstlern, die sich hier zu bilden suchen, von Literaten, welche ihr interimistisches Nest hier aufschlagen, von Professoren und Musensöhnen, von denen wenigstens viele den Zeittendenzen zugänglich sind, versetzt München mit Ideen und Zeitrichtungen, denen auf die Dauer ganz zu widerstehen unmöglich ist. Aber sollten wir auch in jedem andern Gliede unseres Lebens verwundbar sein, wir sind unverwundbar an unsrer Kunstseite, die sich einseitig und manches andere Element verdeckend, aber doch groß und herrlich herausgebildet hat. München ist durch seine Kunstthätigkeit eine Weltstadt geworden; das Verdienst, die Stadt dazu erhoben zu haben, darf man dem consequenten und unerschütterlichen Kunsteifer unsers Königs nicht abstreiten; in so großartigem Zusammenhange manifestirt sich gegenwärtig die Kunst in keiner andern Stadt, als in München. Es scheint fast, als ob ein Bauwerk das andere hervorriefe und aus dem fruchtbaren Boden dränge und als ob sie Stämme einer und derselben Wurzel, oder Blüthen eines und desselben Stammes seien. Wir sehen die Allerheiligencapelle vollendet. Ihr ganzes Inneres ist mit Goldgrund überzogen, die Kuppeln, die Nischen prangen mit den an altbyzantinische Weise erinnernden, aber dem Zeitgeschmack glücklich angepaßten Heiligen-Gemälden von H. Heß. Auch diese Gemälde sind, wie Cornelius' Fresken in der Ludwigskirche, aus einer einheitlichen Idee hervorgegangen und stellen Theile eines zusammenhängenden Ganzen dar; aber die Größe der Cornelius'schen Fresken suche man hier nicht, nicht diesen Aufschwung des Genies, nicht diese Thatkraft, nicht diese figurenreiche Composition, nicht diese lebendige allgegenwärtige Handlung; es sind mehr religiöse Stillleben, heilig liebliche Idyllenbilder, statuarisch gezeichnete Engelfiguren, mehr voll rührender als ergreifender Kraft. In dieser Auffassung spricht sich aber zugleich auch der Tact des Künstlers aus; seine Gemälde durften keinen andern Charakter tragen, wenn sie nicht mit dem Charakter der nicht sehr räumlichen und mehr zierlichen als großgliedrigen Kirche in ein Mißverhältniß treten sollten. Wahrhaft bezaubernd war der Anblick der Allerheiligencapelle in der Weihnacht bei Kerzenbeleuchtung. „Das röthliche Licht," äußert ein Berichterstatter, „tausendfältig gebrochen, durchschattet, und von dem glänzenden Goldgrunde wieder zurückgeworfen, verlieh den Freskomalereien wie allen farbigen Theilen des Gebäudes eine Harmonie, wie der Maler mit den verschmelzbarsten Tinten und durchsichtigsten Lasuren auf der Leinwand nicht hervorzubringen vermag. Dazu die Verhältnisse und Formen im Innern des Gebäudes, welche mit der gesammten Verzierung, dem Goldschmuck, dem farbigen Marmor und den in fast verschwenderischer Fülle vorhandenen Freskomalereien so innig übereinstimmen, daß das Einzelne organisch aus einander erwachsen und sich wie zu einer riesigen, vielgegliederten Wunderblume entfaltet zu haben scheint." — Ueber die Freskomalereien des Ritters v. Cornelius zu sprechen, halte ich für unnöthig, da ein Vorgänger von mir bereits in Ihren Blättern in seiner Charakteristik des Künstlers das Wissenswürdigste davon mitgetheilt hat. Die Ludwigskirche liefert indeß den Beweis, daß der Glaube, als sei uns der Kirchenbaustyl abhanden gekommen, ein Wahnglaube ist. Wenigstens in katholischen Ländern weiß man noch Kirchen zu bauen; das protestantische Deutschland hat in seiner Werderschen Kirche in Berlin nur einen schwachen Versuch geliefert, der nicht gerade mißrathen, nicht den Regeln der Kunst zuwiderlaufend, aber doch ohne Glauben, ohne Schwung, ohne religiöse Begeisterung gemacht worden ist. Das Innere der Ludwigskirche gestaltet sich besonders großartig, wenn auch die ungeheuern Malergerüste darin zur Zeit noch keinen Ueberblick gestatten. Das Dach der Kirche besteht aus zierlicher, buntfarbiger Mosaik und macht einen besonders freundlichen Eindruck. Leider bildet das Portal der Kirche mit der Ludwigsstraße, in die sie hineingebaut ist, eine Linie, und es ist ein eigenthümliches Schicksal, daß sämmtliche Kirchen Münchens, bis auf die neuerbaute Mariahülfkirche und die etwas schwächliche protestantische Kirche mehr oder weniger verbaut sind. In der Ludwigsstraße erdrückt ein herrliches Gebäude das andere; da findet man das schöne Bibliothekgebäude, das Gebäude des Kriegsministeriums, welches mit seinem schweren Styl auf größere Dimensionen Anspruch zu machen scheint, um selbstständig zu wirken, die Ludwigskirche, und das Universitätsgebäude, welches sich immer mächtiger erhebt, um mit dem theologischen Seminar gegenüber die Ludwigsstraße gegen Norden würdig abzuschließen. Für alle diese Gebäude hat München eine Localität, wie selten eine Stadt, ich meine die Hügelerhebung des Gasteig von der Vorstadt Au, die Ufer der Isar entlang, bis zur Prater-Insel. Hier würde besonders die Glyptothek in ihrer echt classischen Säulenruhe ihre Stelle gefunden haben. Unser Zeit aber, ganz ihrem Charakter entsprechend, liebt den Höhenbau nicht; sie legt ihre Anbaue, wie der Strauß seine Eier, am liebsten in den Sand, und die flachste, sandigste Gegend, welche die langgestreckten, nach der Schnur gezogenen Straßen begünstigt, ist ihr die bequemste und gesuchteste.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 116. — den 16. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Julius Mosen's Ahasver.

Was wir Mythe nennen, ist die Ahnung dessen, was die Geschichte zur Wirklichkeit bringt. Selbst die heiligste der Wahrheiten, vor der alle Wirklichkeit in Staub sinkt, die Wahrheit, daß es einen Gott gibt, verkündigte sich am Anfange nur als eine Mythe. Die alten Kindervölker hatten nur die Sage vom Dasein eines Gottes. Eine fieberhafte Todesqual, eine zitternde Sehnsucht, so regte sich der erste Glaube an Gott, und als namenlose Angst, als unerklärtes dunkles Weh lief die Sage von Geschlecht zu Geschlecht, durchaderte die Fibern der Völker und nöthigte sie unbewußt zum Thun und Handeln. Und was sie thaten und auf der Scholle des Erdenlebens vollbrachten, war nur die Aeußerung des still verborgenen Glaubens, der als Seele seinen Leib gebar. In der Geschichte erfüllte sich nur, was die Sage dunkel verhieß, jedes Volk, das Geschichte machte, rief damit nur seinen Mythus zur Wirklichkeit. Wie sie den Gott, von dessen Dasein die Sage ging, begriffen, soweit brachten sie ihn auch nur zur Erscheinung, und Gott selbst wurde im Thun der Menschen aus einer Sage zur Geschichte. Die christliche Welt wird erst dann in ihrer Entwickelung fertig sein, wenn ihr Mythus, Gott sei Mensch geworden, vollkommene Wirklichkeit geworden. Und an der Verwirklichung dieser Sage werden die Geschlechter Jahrtausende lang und Jahrtausende lang arbeiten; ihr Endziel ist unabsehbar. Hinter dem Glauben an die Menschwerdung Gottes schleicht als sein Schatten der Zweifel. Als der Herr auf dem Wege nach Golgatha von der Kreuzeslast erdrückt zu Boden fiel, da sprach er bittend zu einem finstern Mann, der an der Pfoste seiner Thür mit müßiger Schaulust lehnte: O, laß mich rasten auf der Schwelle Deines Hauses, meine Last ist übergroß, ich erliege! — Aber spottend rief jener: Du willst ein Gott sein und bedarfst der menschlichen Hülfe? Und wie er ihn mit dem Fuße von der Schwelle stieß, richtete sich Christus auf und sprach: Weil ich Gott bin, will ich in den Tod gehen, mich hingeben und den Wandel erprüfen, wie sich aus Tod ewig Leben erzeugt. Weil ich Gott bin, kann ich sterben, nur das Göttliche gibt sich hin. Du aber, der Du im Wandel das Ewige nicht begreifst, bleibe wandellos und lebe ewig, so ewig wie die Materie, die der Fluch des ewigen Bestehens gebannt hält!

So hat sich die Sage vom ewigen Juden als eine Andeutung dessen gestaltet, was der Kampf der Weltgeschichte durchführt. Christus der Geist, und Ahasver die Materie. Der Geist geht in den Wandel ein, er hat in ihm sein Leben, und weil er die Freiheit ist, so kann er auch sterben wollen, denn er ist seines Daseins gewiß, er stirbt wirklich, aber im Tode fühlt er sich zum höhern Leben beflügelt. Die Materie trotzt auf ihr Dasein; weil sie keinen Tod kennt, meint sie ewiges Leben zu haben, und dies ewige Leben ist der Fluch, der sie für die Frevelthat der Empörung wider den Geist trifft. Dieser Gegensatz liegt in der Schöpfung, er läuft durch die ganze Entwicklung der Menschheit, er tritt in den mannichfaltigsten Gestaltungen im Leben jedes Volkes,

im Dasein jedes Einzelnen hervor. Er bestätigt sich in religiösen Dingen als Glaube und Zweifel, in dem Kampfe der modernen Geschlechter als Wollen und Gebundensein, als Freiheit und Nothwendigkeit. Auch die Freiheit stirbt, und doch ist sie ein ewig auferstehendes Leben, eine Gottheit, die sich in den Tod stürzt, um in neuen Wandelungen das alte Dasein zu beginnen. Die Nothwendigkeit stirbt nicht, aber ihr Leben ist die Starrheit des immerdar gefesselten Todes.

Die Metaphysik dieses Themas hat Julius Mosen in seinem Epos nicht erschöpft; auch ist dies kaum Zweck eines einzelnen Gedichts; er hat nur den Gegensatz zwischen Glauben und Zweifel festgehalten. Christus spricht zu Ahasver, der ihn verhöhnt, weil er Gott sein will und doch stirbt:

„Ans Erdenleben hast du dich verwettet,
Es werde dir zu Theil, was du begehrt,
So sei an dieses Leben angekettet!"

„Vorüber spurlos sollen dir die Zeiten,
Vorüberschreiten machtlos an dir hin,
Vorüber, aber lang wie Ewigkeiten!"

„Versagt sei dir des Todes süßer Frieden,
Versagt des Menschen letzter Trost, der Schlaf,
Versagt von nun an alle Ruh hienieden!"

Ahasver war auch unter jenen Schreiern gewesen, die das „Kreuzige!" anstimmten. Er hatte Christus gebeten, seine Kinder vor dem Gelüst des römischen Cäsar zu schirmen; sie waren seine einzige Freude, der Inhalt seiner Lebenswünsche. Christus rettete sie nicht, und Ahasver verhöhnte die Ohnmacht eines Menschen, der Gott sein wollte. In dem Bannfluche aber, den der Herr über ihn verhängt, wird ihm eine dreifache Frist und die Wiedergeburt seiner Kinder verheißen. Nun beginnt der Versuch Ahasver's, das Glück seines Lebens, diese Kinder, sich zu erhalten, ohne dem Gott der Christen anheimzufallen. Titus stürmt Jerusalem. Lea, Ahasver's Tochter, wird von einem Christenjüngling geliebt, und im Momente der Entscheidung stürzt Ahasver die Abgefallenen in die Flamme. Er selbst steigt unversehrt aus dem Brande der alten Judenstadt. Die zweite Frist beginnt, die Kinder sind wieder sein; der Himmel versucht noch einmal, ihn und die Kleinen zu gewinnen. Ahasver birgt sie in die Wüste, eine Hirschkuh wird ihre Amme und Mutter; im Schooße der einsamsten Natur hält er sie sicher, während er mit Kaiser Julian, dem Apostaten, gegen Jerusalem zieht, um das Grab des Erlösers zu zerstören. Sehr schön schildert Mosen den letzten Frühling, den der heidnische Naturdienst unter Julian erlebte. Julian war es, der zum letzten Male in den Hades stieg, um die alte Mutter Cybele und die Götter ins Leben der Menschen zurückzuführen:

„Da jauchzte die Natur im inn'ren Herzen
Und brannte an und schwang durch Flur und Hain
Wie Feuerbrände alle Blüthenkerzen."

„Es schien, als wollt' sie nur noch einmal blühen,
In schmerzlich süßer Wollust sich nun selbst
In einem Lenz verzehren und versprühen."

„Als wollt' den Menschen sie noch einmal küssen,
Das vielgeliebte Kind, eh' es von ihr
Auf ewig blutend würde weggerissen."

„Noch einmal nur in brünstigem Entzücken,
Lautweinend halb in Lust und halb in Schmerz
An ihre Brust zum letzten Abschied drücken!"

„Da schürzten sich die flüchtigen Najaden
Mit langen Schleiern heimlich im Gebirg,
Zum Tanze all' die scheuen Oreaden."

„Da steht am Himmel still, zurückgewendet
Mit ihrem Mond die keusche Cynthia
Und harret, bis der Reigen sich geendet."

„In solcher Nacht ward jener Plan ersonnen" —

Allein der Heidenfürst wittert am heiligen Grabe die Nähe eines Gottes, Blut soll den blutigen Tod des Christenheilandes sühnen. Der Zufall ist tückisch und Ahasver's Kinder sind die Opfer, aber Engel steigen nieder und schirmen sie mit der rettenden Wolke, wie die Göttin einst Iphigenien entführte. Sehr schön ist die nachfolgende Schilderung Ahasver's. Er steht wieder allein in der Schöpfung, die ewige Liebe hat seinen Zorn entmannt. Er wandert über Berg und Thal. Die Blumen, die Felsen, die Sterne fragen ihn: wo sind deine Kinder?

„Da schreit er auf: Er hat sie mir gestohlen!
Ihr Blumen, Bäume, Flüsse, sagt mir an:
Wo find' ich sie, wo soll ich mir sie holen?"

„Einäugig heller Tag mit frechem Lichte,
Du alte Nacht, sprecht, kamen euch nicht wo
Zwei Kinder, meine Kinder zu Gesichte?"

„So frage ich! Schmachvoll müßt ihr verstummen;
Nehmt hin von meinem Fluch ein kleines Theil,
Um schaudernd euch in Elend zu vermummen!"

„Und Ahasver sank auf den Felsen nieder
Auf des Gebirges allersteilster Höh',
Dahingestreckt die todesgier'gen Glieder."

„Der Thaten zwar, nicht der Gedanken müßig,
War er sich selbst, war Alles ihm verhaßt,
War er des dumpfen Lebens überdrüssig."

„So weilt er dort auf himmelhohem Sitze;
An seiner Brust zerschmilzt des Winters Eis,
An seinem Haupt versprüht die Macht der Blitze."

„Dort ruht er wie ein Fels am Felsen oben
So lange, bis von Dornen und Gesträuch
Er überwachsen war und eingewoben —"

„So starr und still, daß Adler sich getrauen,
Die menschenscheuen Adler, ihren Horst
Ihm zwischen seine Füße einzubauen;“
„So weilt er dort, gequält sich selber quälend,
Und ruhelos selbst in der Ruhe noch,
Gramvoll die Schläge seines Herzens zählend.“

Zur dritten Zeit verbündet sich Ahasver mit den fanatischen Söhnen des Islam, um die Wiege des christlichen Glaubens zu verwüsten, allein auch zum dritten Male fallen seine Kinder als vergebliche Opfer. Das Gedicht schließt ohne Ende, wie der Kampf selbst endlos fortbesteht. Der Zweifel arbeitet noch immer am Glauben, der Verstand, sein Vater, ist rastlos bemüht, die Menschheit in sich selbst das Heil suchen zu lassen, ohne des Himmels zu bedürfen. Den Hinweis auf diese Deutung der Sage von Ahasver gab schon Goethe im dritten Theile seines Lebens; Mosen hat diesen Sinn der Mythe noch mehr ausgeführt. Allein seinem Gedichte fehlt aller Bezug auf das moderne Zeitalter, der moderne Ahasver ist noch von Niemand zur Gestalt gebracht, noch von Niemand als der moderne Prometheus erfaßt, der aus Zorn gegen den Gott die Menschheit beglücken will. Auch dürfte sich hierzu schwer die Form des Epos eignen, wie sie Mosen wählte. Zum Roman ist Ahasver's Gestalt zu mythisch, zum Drama zu wenig Gestalt und Person. Es geht dem ewigen Juden wie dem Faust, seinem Gegenstück. Er ist wie dieser ein Complex von Ideen, wofür eine Mischform tauglich scheint, wie sie dem Goethe'schen Gedicht aufgenöthigt wurde. Byron hatte den Sinn dazu, den modernen Ahasver zu dichten; er hätte auch die zutreffende Form dafür gefunden. Soweit Mosen die Sage führte, eignete sich sehr wohl diese Art Epos dazu, allein weiter hinaus und den Interessen unseres Jahrhunderts näher gerückt, würde der Versuch, diese unvollendete Terzine beizubehalten, nicht glücklich ablaufen. Mosen hat nicht ohne Bewußtsein diesen Vers gewählt, den er auch schon früher in seinem „Lied vom Ritter Wahn,“ jener altitalischen Sage, anwandte, die in vieler Beziehung einen Gegensatz zum Ahasver bildet. Das rasch Vordringende der gereimten Zeilen steht mit der mittleren, durchgängig reimlosen und vereinzelt bleibenden, in bedeutungsvollem Bezug. Das Gefühl der Unbefriedigung, die unfruchtbare Sehnsucht, liegt in diesem Maße wie in dem Inhalt des Gedichts und dem Charakter des Helden.

Wer von den deutschen Dichtern wird für einen modernen Ahasver die geeignete Form finden?

Johann Pol.

(Beschluß.)

„Viertausend Francs! Zum ersten; — zum andern. Bietet Niemand mehr? Zum ....“

„Sechstausend!“ rief Johann Pol ganz kalt, und aller Blicke waren jetzt auf ihn gerichtet. Denn den Berechnungen jener Menschenfleischhändler zufolge, waren Judith und das Kind bei weitem so viel nicht werth.

„So bieten Sie doch über; nur den Muth nicht sinken lassen!“ sprach abermals der ältliche Mann.

„Siebentausend.“

„Neuntausend!“ rief Johann Pol; und alle starrten ihn an. Julie aber ward ohnmächtig, ihre Kniee versagten den Dienst; sie hörte und sah nichts mehr.

„Nun noch einmal,“ flüsterte der Alte, aber seine Stimme zitterte und er war tief bewegt.

„Zehntausend Francs.“

„Zehntausend Livres,“ schrie der Ausrufer. „Kein Gebot weiter? Also zehntausend zum ersten, zum andern, zum dritten und ....“

„Zwölftausend Francs,“ sprach Johann Pol, ohne aufzublicken oder auch nur eine Miene zu verziehen. Niemand bot höher, der Ausrufer klopfte mit dem Hammer, Judith und das Kind waren in aller Form Rechtens Eigenthum des Mulatten. Die Versteigerung war zu Ende, und alles drängte sich jetzt zu Fräulein Mannerat, denn Julie lag bewußtlos am Boden. Der ältliche Mann und der jüngere trugen sie ins Haus; während Johann Pol bezahlte, das Kind auf den Arm nahm und fortging. Judith schwankte hinter ihm her.

Als aber der Mulatte wieder auf seiner Pflanzung angekommen war, da sah er wohl ein, daß er auf ihr mit seiner Beute nicht sicher war. Darum beeilte er sich, Alles, was er besaß, zu Gelde zu machen, verließ die Mahautbal, und sagte Niemanden, wohin er sich gewandt hatte.

Als einige Tage nachher eine englische Goelette, an deren Bord sich ein Mulatte als Passagier befand, die Höhe von Guadeloupe erreicht hatte, schwammen zwei zusammengebundene Leichname, von den Wogen hin und her geschaukelt, vorüber. Es waren die eines jungen Weibes und eines Mannes, der in der Blüte seiner Jugendjahre gestanden hatte. Als der Schiffsjunge, der sie zuerst gesehen, der Mannschaft zurief, was ihm zu Augen gekommen war, eilten Alle nach dem Steuerbord, und der Capitain sprach, eine Thräne im Auge zerdrückend, zu den Matrosen: „Jungens, ich wette, das ist ein Liebespaar gewesen. Die Armen! Gott nehme sie auf ins

Himmelreich." Und alle die rauhen Seeleute waren tief bewegt. Auch der Mulatte schaute hinein in die See und betrachtete die Leichname; aber er allein blieb unbewegt.

10.

Es mochten seitdem wohl siebzehn Jahre verflossen sein. Herr von Mannerat stand ganz allein in der Welt, Schmerz und Unglück hatten ihn gebeugt; er konnte den Gedanken an seine verlorene Tochter nicht los werden, und beschloß endlich, den Rest seiner Tage in Europa zu verleben. Als er eines Abends, da es eben zu dämmern begann, in Paris durch den Tuileriengarten ging, fiel ihm die Gestalt eines Mannes auf, der ihm bekannt vorkam. Sein Gesicht zwar war durch Alter und Gram schwach geworden, aber doch erkannte er endlich den Mulatten, denn der Haß hatte ihm dessen Züge tief ins Gedächtniß geprägt. Er führte eine Weiße am Arme, deren Gesichtszüge Herrn von Mannerat an die seiner Tochter Julie erinnerten; und unter einem Kastanienbaume spielten zwei kleine Mulattenkinder unbefangen im Sande.

Der alte Kreole wurde ohnmächtig und sank auf eine der steinernen Bänke nieder. —

Johann Pol hatte sich zur Rache nicht des Dolches oder Giftes bedient. Denn der Tod ist für ein Schlachtopfer, das zu demselben, ohne es zu ahnen, auserkoren wurde, keine Pein. Darum verwarf der Mulatte den Mord; denn er wollte seinen Haß gründlicher befriedigen und sich an seinem Feinde empfindlicher rächen. Er war ein Opfer des Vorurtheils, darum wollte er seine Feinde mit ihren eigenen Waffen aufs tiefste verwunden, denn er sprach zu sich selbst: „Die Weißen haben mich verachtet und geschmäht wegen meiner Hautfarbe; sie haben mir gesagt, ich sei da, um Sklave zu sein, und sie wären zum Herrschen geboren; alle Verbindung zwischen ihnen und mir sei für sie eine Schmach, ein Schimpf, ein Schandfleck. Wir wollen einmal sehen. Ich werde mein Blut mit dem ihrigen mischen und Rache nehmen, dadurch, daß ich zwischen ihnen und mir Familienbande knüpfe."

Johann Pol aber hatte die Enkelin des Herrn von Mannerat nicht ehelich zu seinem Weibe genommen.

Correspondenz.

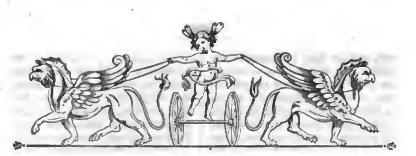
Aus München. (Beschluß.)

[R. Marggraff's Kunstblatt.]

Nach Ziebland's Plane erhebt sich die Basilika oder Bonifaciuskirche, mit fünf Schiffen, der Glyptothek gegenüber; in der Vorstadt Au die Mariahülfkirche, die, wie schon angedeutet, von allen Kirchen Münchens am freiesten steht. Unter allen Neubauten ist sie mir als ein Versuch, den rein gothischen, echt christlichen Styl wieder in Aufnahme zu bringen, der merkwürdigste und, wie ich sagen möchte, persönlich liebste. Ohlmüller aus Bamberg ist ihr Erbauer, und es läßt sich von ihm wohl erwarten, daß er bei größerem Aufwand der Mittel und wenn ihm Gelegenheit gegeben würde, einen kirchlichen Bau in noch größeren Massen und Dimensionen aufführen zu können, das Großartigste im gothischen Baustyl leisten würde.

Längst mußte es auffallend sein und schmerzlich gefühlt werden, daß in einer Kunststadt wie München kein Journal besteht, welches in fortlaufender Berichterstattung die hiesigen Kunstleistungen dem Publicum vorführt. Diese Lücke war auch besonders den hiesigen Malern fühlbar, welche ihre Productionen nur gelegentlich in den verschiedensten Blättern, z. B. im Phönix, im Kunstblatt zum Morgenblatt und, seit R. Marggraff's Anwesenheit in München, auch in der berliner Voß'schen Zeitung besprochen fanden. Es gehörte wahrlich keine Eitelkeit dazu, diesen Mangel zu fühlen, zu bedauern und zu wünschen, daß ihm abgeholfen werde; aber es war doch offenbar ein Mißverhältniß zwischen ihren Productionen und ihrem Rufe vorhanden, während das redeund lobsüchtige journalistische Berlin alle Backen vollnahm, um die aus Berlin hervorgegangenen Schüler bis auf den unbedeutensten Genremaler und Portraitbildner herab als Meister der Kunst auszurufen. So kam es, daß die Münchner fast vergessen wurden, während die oft so modernen und schwächlichen Düsseldorfer die Tageskritik fast in ganzer Breite in Beschlag nehmen. Die münchner Künstler wollen nur, daß man ihnen gerecht werde. Schon jetzt hat Rudolph Marggraff durch vielseitige journalistische Thätigkeit bedeutend dahin gewirkt, die Münchner in ihr Recht einzusetzen und den unbedingten Glauben an die Autorität norddeutscher Schulen zu beschränken. Es mußte daher in den Kreisen der hiesigen Künstler und Kunstfreunde Aufmerksamkeit und Freude erregen, als man vernahm, daß Marggraff mit den leipziger Buch- und Kunsthändlern Engelmann und Weigel abgeschlossen und ein Kunstblatt begründet habe, welches, wie man hört, auch die andern deutschen Schulen mit gleicher Unparteilichkeit wie die münchner zu besprechen den Zweck hat. Es wird mithin, wie man hofft, ein Centralblatt für die Gegenwart der deutschen Kunst bilden. Zugleich ist es ihm gelungen, nicht blos bei Cornelius, sondern auch bei sämmtlichen Mitgliedern der Akademie Unterstützung zu finden. Das Journal erscheint, wie Ref. von Marggraff selbst erfahren, in vierteljährlichen Heften zu 6—8 Bogen, jedes mit 3 bis 4 lithographirten Umrissen nach den Meisterwerken der hiesigen und, bei erfolgter und glücklich eingeleiteter Ausdehnung, auch außermünchner Künstler geziert. Die Ausstattung soll der Wichtigkeit des Unternehmens würdig sein, um der Ausstattung französischer Journale, wie z. B. des Artiste, möglichst nahe zu kommen. Zöglinge der hiesigen Akademie arbeiten, unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Schlotthauer, die Lithographien aus. München ist zwar eine unerschöpfliche Fundgrube; aber der Herausgeber hat bei alledem einen schweren Stand, da er bei seiner Stellung als Ausländer so viele Rücksichten zu nehmen und außerdem manche ränke- und neidvolle, verkleinerungssüchtige und Alles in Zweifel ziehende Gesinnung zu überwältigen hat. Wir zweifeln nicht an seiner Fähigkeit und seiner Kenntniß des Gegenstandes; aber vor Allem wünschen wir ihm Ausdauer, die sich nicht beugen, und die Festigkeit einer parteilosen Kritik, welche sich nicht zu Gunsten oder Ungunsten einer oder der andern Schule umbiegen läßt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 117. — den 18. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hermine.

Aus dem Ungarischen *).

Szamosvári an Ernyni.

Ofen, den 10. November 1825.

Schon ist heute der zwanzigste Tag, den ich in der Hauptstadt zubringe, und kann doch erst jetzt Dir Nachricht von mir geben, Dir, meinem theuren Freunde, der so warmen Antheil an Allem nimmt, was mich von nah oder ferne berührt. Verzeih mir dies Stillschweigen. Die lange Reise hat meinen ohnehin schwachen Körper so zerrüttet, daß ich seit meiner Ankunft noch das Zimmer nicht verlassen habe, und selbst diesen Brief im Bette zu schreiben genöthigt bin.

Der Baron, an den ich Empfehlungsschreiben mitgebracht habe, ist leider gegenwärtig nicht hier. Schon vor einem Monate hat er eine Reise nach Siebenbürgen unternommen, von wo er erst mit Anfang Sommers zurückkehren wird. Bis dahin werden daher meine Angelegenheiten ruhen müssen. Hinterbringe dies meiner Mutter und beruhige sie sowohl über mein Befinden, als auch in Betreff dessen, daß eine Anstellung meine Hauptsorge sei, und daß ich nichts sehnlicher und heißer wünsche, als den Verdacht zu beseitigen, den meine Feinde erregt haben: daß weder ein Amt für mich, noch ich zu einem Amte tauge. Du weißt es, Theurer, woraus dergleichen Meinungen bei uns entstehen. Von einer Seite schreien die Servilen: Freisinnigkeit vertrage sich mit keinerlei Art von Abhängigkeit; andererseits zweifelt wieder die Rohheit — oder vielmehr Unwissenheit — daß Jemand, der einige kleine Abhandlungen lieferte, auch sonst etwas zu leisten vermöge; denn nach ihrer Meinung kann man es selbst in Einem Fache nur zur Mittelmäßigkeit bringen. Bedauere, Freund, die Thoren und verlache sie mit mir; mehr verdienen sie ohnedies nicht.

Lebe wohl. — Meine Mutter soll in den nächsten Tagen Briefe von mir bekommen. Dein unveränderlich treuer Szamosvári.

Den 21. November.

Noch bin ich nicht ganz hergestellt; aber auf das Zureden meines Arztes verließ ich gestern bereits das Zimmer, um Deinen Proceß, theurer Freund, zu fördern. Indeß hatte mein Vornehmen nicht den gewünschten Erfolg. Denn Rath B. ist nach Wien gereist und wird von dort nicht nach Hause kommen, sondern nach Preßburg sich begeben, wo, wie man sagt, über die Angelegenheiten des Landes zwischen beiden Tafeln noch

*) Die ungarische Literatur zieht die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf sich. In der Scheld'schen Buchhandlung zu Leipzig erschien Jósika's „Abafi," deutsch, zwei Bände. Auch den „letzten Bathori," das neueste Werk des Baron Nikolaus Jósika, ein Gemälde der ungarisch-siebenbürgischen Vorzeit, werden wir deutsch erhalten, desgleichen von derselben Feder den „Leichtsinnigen," Roman aus der Gegenwart Ungarns. Den gegenwärtigen Zuständen gehört auch das hier von uns mitgetheilte Lebensbild an. D. R.

heftig debattirt wird, und das Ende des Landtages läßt sich nicht vorhersehen. Ich wünschte dort zu sein und die Verhandlungen der Gegenstände von allgemeinem Interesse anzuhören, zu hören die Abgeordneten der Comitate Oedenburg, Preßburg, Borschod und Szala, welche, dem Vernehmen nach, wahre Zierden des Unterhauses sind. Jemand, der in diesen Tagen von dort kam, konnte sich nicht erschöpfen in Lobeserhebungen derselben. Lieber Freund, was ist schöner, als von seinen Mitbürgern und der öffentlichen Meinung so geehrt zu werden, als das Gefühl, daß die Stirn, die wir in Stunden der Ruhe vom Schweiße abtrocknen, nur in der Vertheidigung des allgemeinen Besten benetzt wurde. O, möchte doch Jeder den Werth eines so schönen Strebens empfinden und verstehen. Aber leider ..., Du verstehst mich; ich brauche mich nicht näher zu erklären. Ich könnte sterben für meine schönen Träume.

Mit Anfang des künftigen Monates mache ich vielleicht, wenn es meine Gesundheit erlaubt, einen Ausflug nach Preßburg, und dann will ich Dich sogleich von dem, was der Herr Rath B. sprach und ich zu Gunsten der bewußten Angelegenheit zu thun vermochte, in Kenntniß setzen.

Versäume doch nicht, ich bitte Dich, meine Mutter öfter zu besuchen; sie wird Deiner recht sehr bedürfen. Die gute Seele wird gewiß lange die Entfernung ihres Sohnes nicht vergessen können. Aber Du weißt es, Theurer, ich mußte diesen Schritt thun. Nimmer konnte mein Geist die drückenden Fesseln tragen; jene tägliche einförmige Umgebung; jenes geistbeengende Leben war mir unerträglich geworden. Ich war krank an Leib und Seele, und hätte ich noch ein halbes Jahr so zugebracht, so wäre für immer der bessere Theil meines Lebens erschlafft. Um in solcher Luft leben zu können, hätte meine Phantasie eine ganz andere Richtung haben und ich etwas kälteres Blut besitzen müssen. Ich brauche Gegenstände, viele und verschiedenartige äußere Gegenstände zur Nachahmung für meinen Geist; Neues und beständige Abwechslung ist mir Bedürfniß, und dies suchte ich vergebens in der ländlichen Einsamkeit: meine Flammen konnten nicht um sich greifen, sie mußten daher sich selbst verzehren. Was mich betrifft, ist es deshalb so am besten geschehen. Das Einzige vermisse ich: daß ich fern sein muß von einer liebenden Mutter und von Dir, Du traute Seele; von Dir, dessen Herz, Gemüth und Geduld vom Himmel selbst mir zu Schutzengeln auf meinem Lebensbahn bestimmt zu sein scheinen.

———

Den 12. December.

Was ist der Mensch, mein Lieber? Mit gebildetem Geiste, wie nahe steht er der Gottheit; ohne Bildung aber, wie gleicht er dem Viehe der Weide, ja steht noch unter demselben. Du wirst nicht wissen, wie ich zu solchen Bemerkungen komme; doch habe Geduld, bis ich Dir sage, was mir dazu Veranlassung gab.

Es sind ungefähr zwanzig Jahre, daß Szépfalvi, ein junger Mann von lockern Grundsätzen, der der einzige verzärtelte, und eben darum früh verdorbene Sohn sehr reicher Eltern war, seine Neigung auf die Tochter eines armen, aber ehrenwerthen Hauses warf. Die Jungfrau erwehrte sich anfangs seiner Liebe, aber das angenehme Aeußere und vorzüglich der beträchtliche Reichthum desselben nehmen sie später ganz ein; sie gibt ihm ihre Hand, und die Trauung wird mit großem Pomp und Jubel vollzogen. Ein halbes Jahr verstreicht, der Mann scheint blos für seine Gattin, und diese wieder nur in der Liebe des Mannes zu leben. Jedermann gesteht, es gäbe kein glücklicheres Paar in beiden Städten *), und Jedermann freut sich, daß die so bedenkliche Verbindung doch so glücklich ausfiel. Indeß sterben plötzlich hintereinander die Eltern der jungen Frau; der Rausch der ersten Liebe verschwindet bei den jungen Eheleuten und der Mann fällt nach und nach in seine vorige Lebensweise zurück. Anfangs bleibt er nur einen halben und ganzen Tag, später bis in die Mitte der Nacht weg, ja bringt sogar ganze Nächte außer dem Hause zu. Er erneuert seinen Umgang mit den ehemaligen lockern Gesellen, Karte und Wein fesseln ihn im Kaffee- und Weinhause, wo er die Nächte zubringt. Schmerzlich klagt anfangs die bedauenswerthe Gattin über ihre Verlassenheit, weint dann Tage und Nächte hindurch, und kommt der Mann nach Hause, so fallen Vorwürfe von beiden Seiten. Der Mann überhäuft die Schuldlose mit unaufhörlichen Lästerungen. Sich selbst und ihren tiefen Schmerz vor der Welt verbergend, bringt sie unter stillem Leiden fünf Jahre zu, bis sie endlich verzehrt vom geheimen Kummer allmälig hinwelkt. Der sechste Herbst ihres ehelichen Lebens streut bereits seine gelben Blätter auf ihr frühes Grab. — Zwei Waisen hinterläßt die Dahingegangene: ein holdes Mädchen, ganz das Abbild ihrer sanften Seele, und einen muntern Knaben. Der Unmensch, ihr Vater, übergibt die beiden

*) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß damit auch die jüngere, der ältern bereits über den Kopf gewachsene und nur durch die Donau getrennte Schwesterstadt Pesth gemeint sei. Der Uebers.

Kinder einem ihrer Verwandten zur Erziehung, er selbst aber ergibt sich nun um so freier seinem verschwenderischen und ausschweifenden Leben. Anfangs vergeudet er sein eigenes Vermögen, bald greift er auch die mütterliche Hinterlassenschaft der beiden Waisen an, und als deren Verwandte und Erzieher, solche Ungerechtigkeit ahnend, das Waisengut unter gerichtlichen Schutz stellen wollten, war es schon größtentheils verpraßt und kaum mehr etwas davon zu retten. Indeß wachsen die beiden Verwaisten heran, das Mädchen entwickelt sich herrlich, der Knabe zeigt schöne Anlagen, und man empfindet eine herzliche Freude, wenn man sie erblickt und sieht, welcher vollkommenen Erziehung und Bildung sich die zarten Sprößlinge unter der liebreichen Pflege der Verwandten zu erfreuen hatten. Man betet die Vorsehung an, welche selbst den Wurm im Staube nicht außer Acht läßt, und für die Erhaltung dieser beiden Unglücklichen so liebreich gesorgt hat; aber noch habe ich nicht das Aergste berührt: höre, was weiter geschah.

Unter den lockern Gesellen Szépsalvi's befand sich ein junger Mann, Namens Waiberg, der Sohn eines reichen Kaufmanns zu Wien. Viele Nächte hatten sie mitsammen zugebracht, waren Genossen und gegenseitige Vertraute, und so lange diesen seine Lehrjahre an Pesth fesselten, verging kaum ein Tag, an dem sie nicht beisammen gewesen wären. Der junge Kaufmann hatte einen Großvater, der eben mit Tode abging, als Szépsalvi bereits das Seine durchgebracht und auch allen Credit zum Borgen in beiden Städten verloren hatte. Waiberg war eben im Begriff, vor ungefähr fünf Jahren, sich nach Wien zu begeben und das väterliche Erbe zu übernehmen. Da kommt Szépsalvi eines Morgens auf sein Zimmer und bittet ihn, bei allem, was ihm theuer sei, ihm aus seiner Noth zu helfen. Der junge Mann fordert einen Tag Bedenkzeit, und eröffnet demselben dann, daß er seine Tochter liebe und bereit sei, ihn des größten Theils seiner Beschwerden zu entheben, wenn er ihm diese zur Gattin geben würde. Man kann sich vorstellen, wie erwünscht Szépsalvi ein solcher Antrag gewesen sei. Es geschehen die gegenseitigen Zusagen. Szépsalvi reist mit dem jungen Manne nach Wien, erhebt dort eine beträchtliche Summe Geldes von ihm, geht aber mit dem Gelde nicht nach Pesth zurück, sondern nimmt, um den Gläubigern zu entwischen, seinen Weg nach Deutschland. Vor ungefähr einem halben Jahre schreibt er nun einen Brief an die Vormünder seiner Kinder, worin er diesen anzeigt, daß er seine Tochter zu verheirathen gesonnen sei. Die gute Ziehmutter, welche die Abneigung der geliebten Mündel gegen den jungen Kaufmann kannte, verheimlichte Anfangs das Vorhaben ihres Vaters. Dieser entging jedoch der geheime Gram der theuern Pflegerin nicht; bald entlockte sie ihr das Geheimniß und der vormalige Abscheu vor dem jungen Manne erwachte nur desto stärker in ihr. Da sie ihren Vater zu gut kannte, und kein anderes Rettungsmittel abzusehen war, beschloß sie nach langem Kampfe, sich in das Kloster zurückzuziehen und so den Händen eines rohen Menschen zu entgehen. Anderthalb Jahre quälte sich die Arme mit diesem Gedanken, und da sie sehr empfindsam war und Alles großen Eindruck auf sie machte, verlor sich ihre blühende Gesichtsfarbe und ihre Gesundheit litt, ja die Pflegeeltern befürchteten mit Recht, daß bei einer längeren Dauer dieses Zustandes auch sie, gleich ihrer Mutter, ein Opfer der Ausschweifungen des Vaters werden würde. — Nein, Freund, solches kann nicht geschehen, die Vorsehung führt uns zwar in Versuchungen, aber niemals kann sie zulassen, daß das Laster über die Unschuld einen so glänzenden Sieg davon trage. Solche Ereignisse könnten selbst die religiösesten und gläubigsten Menschen zu Gotteslängnern machen. — Lebe wohl, und bedaure mit mir die arme Waise. Dieser Brief enthält zwar nichts Erfreuliches, doch wird er gewiß viel Interesse für Dich haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Kleine und große Komödianten.]

Gräfin Rossi hat uns bereits verlassen. Die Gräfin hatte sich in letzterer Zeit wieder als Künstlerin und zwar neben der Löwe hören lassen. Niemand aber wagte es, Parallelen zwischen beiden Heroinen aufzustellen, und dennoch war der Gegenstand so interessant, als je einer. Die Gräfin, möchte man sagen, bezaubert da, wo die Löwe entzückt. Jene singt lächelnd und spielend wie ein unschuldiges Kind, das Blumen am Bache pflückt, diese greift in die ernsten Saiten des Herzens und beschwört Geister hervor. Die Sontag thut dem Herzen wohl, die Löwe thut ihm weh, aber dieses Weh ist unwiderstehlicher als jenes Wohl, bei der Sontag ist es immer Sonntag, Feiertag, bei der Löwe gibt es auch Trauertage, Wolken, durch die die Sonne der Hoffnung lächelt, jene ist mehr lyrisch, diese mehr dramatisch.

Theatralische Neuigkeiten gibt es auch wenige hier, und die wenigen sind nicht erfreulich. Ein neues Stück: „Die Herrin von der Elfe", von Karl Blum, ist hier gänzlich durchgefallen. Herr Dobrowsky, ein höchstmittelmäßiger Sänger, der ehemals hier engagirt war, ist aufs Neue wieder engagirt worden. Er ließ sich beim ersten Erscheinen einen Kranz zuwerfen, worein ein Witzbold Schlüs-

sel- und Gänseblumen flecht, gleichsam, als wollte er ihm einen Brustthee zuwerfen.

Der Buchhändler Schmeeber von hier gibt jetzt gemalte Skizzen über Shakspeare und Schiller heraus. Den Shakspeare malte Herr Professor-Oppenheim, den Schiller der Maler Rethel. Lithographirt wurden sie bei Dorndorf, der eine Apotheose über die Buchdruckerei von Rethel gemalt, und ebenfalls trefflich lithographirt hat, und jetzt die Heroen des jungen Deutschlands gleichfalls lithographiren will. Die Skizzen über Shakspeare sind besonders sehr gelungen und waren bereits in Leipzig ausgestellt.

„Zwei der größten Komödianten," sagt der Figaro, „sind vergangene Woche in Paris gestorben, Potier und Talleyrand." — Versuchen wir es, das Leben des Einen kurz zu skizziren.

Talleyrand wurde 1754 geboren. Wie jedes hervorstechende Talent, zeigte er sich nur in seinem Streben, wie er war. Dieses Streben begann im Jahre 1789, wo er als Bischof von Autun in den Generalstaaten saß und declariren ließ, daß alle geistlichen Güter zum Vortheil der Nation verwendet werden sollten. Seine Güter blieben ihm jedoch. Versteht sich. Den 14. Juli 1790 feierte er auf dem Champ de Mars die Föderationsmesse. Lafayette wollte sich neben ihn auf die Stufe des Altars setzen, als er zu ihm sagte: „Ach, so machen Sie mich doch nicht lachen!" Es war damals schon im voraus zu sehen, daß Talleyrand nur auf dem Sterbebette und zwar nur am letzten Morgen widerrufen wird, was weder Geist noch Stärke beweist, sondern einen alles berechnenden unmoralischen Egoismus.

Talleyrand war eines der ersten Mitglieder, die die Constitution von 1791 verfaßten. Er war ein Schmeichler Mirabeau's, so wie aller Mächtigen. Er schmeichelte Danton, als dieser am Ruder stand, Napoleon, Ludwig XVIII., Karl X. und Louis Philipp, nie aber war er stark genug, um selbst eine Macht zu repräsentiren. Er ist das Schilf in der Fabel, das neben der Eiche steht; diese stürzt krachend zusammen, jenes hingegen bückt sich und erhebt sich aufs neue, wenn der Sturm vorüber ist, und wahrlich, er scheute jeden Sturm. Bei der geringsten Gefahr nahm er Reißaus; und zwar sehr eilig; obschon er sagte, er hätte sich nie geeilt. Talleyrand flüchtete sich nach dem 10. August zuerst nach England und dann nach Amerika. Den 4. Septbr. 1795 wurden dem Bürger Karl Moriz Talleyrand-Perigord, auf Antrag des Dichters Chenier, die Thore Frankreichs geöffnet, und der hinkende Hephäst zog ein mit seinem Amboß, um neue Waffen für einen neuen Achilles zu schmieden. Diesmal aber ohne die Aufforderung der Thetis.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

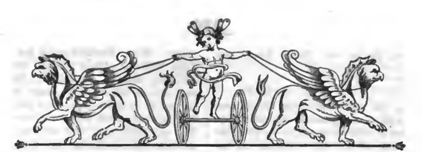
[Conversationslexikon der Gegenwart.]

Unter diesem Titel erneuert die Brockhaus'sche Handlung ihr fortlaufendes Unternehmen, die sachlichen, persönlichen und ideellen Interessen der neusten Zeit lexikalisch zusammenzufassen. Das neue Lexikon ist mithin eine Verjüngung des vor einigen Jahren erschienenen „Conversationslexikons der neuesten Zeit und Literatur," das noch viele Lücken ließ und der Erweiterungen bedurfte. Da die Redaction das Princip der Anonymität der Mitarbeiter festhält, so stellen wir die Anforderung, daß der Geist des Widerspruchs unter diesen fern bleibe und ein Verein von Kräften ersichtlich sei, welcher den Geist der Zeit in seinem großartigen Fortschritt zur vielgegliederten Erscheinung bringt. Ist dies der Fall, so ist die Anonymität gerechtfertigt, denn dann hat die Persönlichkeit nichts Persönliches zu vertreten, sie ist blos Träger der fortschreitenden Idee des Jahrhunderts. Anders ist es mit Bücherkritik. In den „Blättern für literarische Unterhaltung" macht sich hinter Ziffern und Nullen die Laune der Persönlichkeit geltend; man las kürzlich einen sehr gewappneten, strafeichterlichen Artikel über Laube, und fand früher einen Aufsatz, der den Autor höchlichst feierte. Gleich starke Divergenzen über Hegel'sche Philosophie u. s. w. Dergleichen wird nur erklärlich, wenn die Persönlichkeit des Schreibenden hervortritt. Der frühere, lobpreisende Artikel über Laube war von W. v. Lüdemann, der Verf. des jetzt erschienenen strafenden ist noch unbekannt. — Die beiden ersten Hefte des neuen Lexikons, die bis zum Artikel „Baiern" gehen, haben wir mit dem Vertrauen zur Hand genommen, den Sinn der fortschreitenden Zeit zum Ausspruch gebracht zu sehen, und unser Vertrauen ist gerechtfertigt. Wir machen vorzüglich auf No. 9 aufmerksam, unter welcher ein uns unbekannter, mit allen Waffen der sichersten Intelligenz ausgerüsteter Kopf seine — oder vielmehr seines Jahrhunderts Ansichten über Absolutismus, Adel und Bürgerstand in neuster Zeit, Aristokratismus und seine Gegensätze, Auslieferung u. a. auf das gediegenste entwickelt. In solchen Händen ist sogar die Anonymität eine noch treuere Bürgschaft für Wahrheit und Recht, da die beengten Zustände den namentlich Auftretenden gegenüber, die Stimmung in Deutschland erst gewonnen, das Publikum, das obere wie das untere, erst gebildet sein will in Sachen des öffentlichen Lebens. So lange solche Kräfte anonym wirken, sei die Anonymität in Ehren gehalten; nur wo sich Persönlichkeiten hinter sie flüchten, wollen wir ihr möglichst die Maske abziehen. Auch der Artikel Aesthetik gibt für Handhabung der in dies Gebiet einschlagenden Fragen der Zeit, falls sie derselben Mitarbeiterschaft anheimgegeben sein sollten, eine Gewährniß für gesunde, leidenschaftlose und gleichwohl nicht der Indifferenz gegen die neuern Lebensbewegungen verfallene Besprechung. Wir werden auf einzelne Artikel einzeln zurückkommen. Eine große Reihe sehr interessanter biographischer Artikel Jetztlebender bezeugt die umfassenden Verbindungen der Redaction.

[Erklärung des Redacteurs.]

Es scheint nöthig, zu erklären, daß sämmtliche Aufsätze in der „Zeitung für die elegante Welt," welche ohne Chiffre und Unterschrift erschienen sind und erscheinen, natürlich mit Ausnahme der Correspondenzen, den Redacteur zum Verfasser haben. Der Artikel über Chateaubriand in No. 94 dieses Jahrgangs war von der Feder des Herrn Geh. R. Varnhagen v. Ense.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags —— 118. —— den 19. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hermine.

(Fortsetzung.)

Den 12. Januar 1828.

Ich bin voll Unruhe, mein Theurer, bin mit mir und Allen unzufrieden. Meine Krankheit hat mich sehr reizbar gemacht, und ob ich wohl noch kaum festen Fuß hier gefaßt habe, fühle ich doch in meinem Innern einen Drang, weiter zu ziehen. Die erreichten Wünsche erzeugen wieder neue unter tausend Farben und Gestalten. Aber wie viel, Lieber, hängt hierbei von uns selbst ab! Der Mensch tröstet sich zwar oft damit, daß die Umstände ihn zu Diesem und Jenem geführt hätten, wo er doch selbst immer seinen Wünschen einen weitern Umkreis eröffnet. So lange ich zu Hause war, brannte ich vor Begierde, zu reisen, und unterweges hoffte ich hier einen Stillstandspunct zu finden, und seit ich hier bin, wünsche ich weiter zu gehen. Mein Arzt, der sich durch seine gründlichen psychologischen Kenntnisse mein volles Zutrauen erworben hat, sagte mir, meinem Geiste fehle ein Anhaltspunct, und ich müsse trachten, einen Gegenstand aufzufinden, der meine unstäte Aufmerksamkeit an Ort und Zeit fessele. Er mag Recht haben. Du weißt, mein Theurer, wie der Unstäte einst gefesselt war. Wehe mir, daß der Gegenstand, der mich fesselte, so vieler Leiden unwürdig war. Seit diese Bande zerrissen, muß es mehr als äußerer Zauber sein, was mich an sich ziehen soll. Es scheint, die Zeit sei vorüber, wo ein Paar schöne Augen und eine liebelächelnde Lippe mich gefangen nehmen könnten.

Du wirst sagen: bediene Dich Deiner Bücher, schaffe Dir Beschäftigung, Du, der Du bereits gezeigt hast, daß Du die Gunst der Musen besitzest. O, Freund, seit einiger Zeit kann ich keinem Buche Geschmack abgewinnen; um aber zu eigenen Arbeiten angeregt zu werden, und in diesen eine Nahrung für meinen Geist zu finden, müßte ich auf mehr Theilnahme rechnen können, als unsere Landsleute selbst gegen die bezeigen, die sie ihre Günstlinge nennen. Schriftsteller wünschen, mögen unsere Gelehrten mit philosophischer Stirn was immer behaupten, daß man von ihnen spreche, und zwar lieber etwas ungünstig, als gar nicht. Der Platz, den mein Name in der vaterländischen Literatur einnimmt, hat nur die Aufmerksamkeit der bessern Schriftsteller auf sich gezogen. Aus der Menge spricht Niemand von mir. Ich gebe zu, daß es eine schöne Sache sei, wenn Jemand sagen kann: „Lieber wenigen Guten, als der Menge zu gefallen," und mit diesem Gedanken sich zufriedenzustellen. Aber ich vermochte dies bis jetzt noch immer nicht, und behaupte sofort: Shakspeare gereichte es zu weit größerem Ruhme, auch vom gemeinen Volke Englands gekannt zu werden, als daß der geniale Tieck von ihm sagt: er reiche um ein Haupt über alle Menschen hinaus.

Ich weiß, diese Aeußerungen werden Dir nur zu entgegengesetzten Bemerkungen Anlaß geben; aber zwinge,

wenn Du es im Stande bist, Deinen Freund zum Glauben.

Den 20. März.

Der Erste, mit dem ich hier unter den Fremden Bekanntschaft machte, war Bárkonyi, ein liebenswürdiger Mensch, dessen gebildeter Geist sich eines gleich empfehlenden Aeußern erfreut. Wir verstanden uns um so eher, je weniger sich an ihm auch nur eine Spur jenes Bücherdunstes wahrnehmen läßt, von welchem so viele der Ausgezeichneten dieses Faches umgeben sind. Man kann Tage lang in seiner Nähe sein, ohne daß er die Ueberlegenheit seines Geistes unangenehm fühlen ließe. Er pflegt sich nie, außer gezwungen, in tiefere Erörterungen einzulassen. Alles bringt er so vor, als ob die Idee davon erst jetzt in ihm entstanden wäre; was er redet, spricht er so, als wenn er es aus dem Gespräche der Anwesenden gelernt hätte und sein Verdienst kein anderes wäre, als das eines Compilators, der blos fremde Erfindungen in die gehörige Ordnung brachte. Würde er mit Geschäften nicht so sehr überladen sein, man möchte ihn in jeder Gesellschaft auf den Händen tragen und er würde die Seele derselben sein. Noch nie habe ich in einem Menschen so viel Verstand mit solcher Anspruchslosigkeit vereint gefunden.

Als ich ihn zuerst an meinem Krankenbette sah, gewann er wohl als Arzt sogleich meine größte Hochachtung, aber ich war weit entfernt, zu ahnen, daß er mir jemals mehr, als blos mein Arzt werden könnte, und jetzt fühle ich mich mit der größten Sympathie zu ihm gezogen. Was hat aber auch das Leben Angenehmes, wenn es nicht der Einklang der Herzen und Gemüther ist? —

Den 12. Mai.

Seit sich die Maientage so freundlich eingestellt haben, gebrauche ich auf Anrathen meines Arztes die hiesigen Bäder. Dies gewährt meinem Geiste angenehme Nahrung. Jeden Morgen finden sich die Vornehmen und Schönen der beiden Städte hier ein. Das Dahinschweben der rothen, blauen, weißen Damenhüte unter dem Grün des Parks, die Töne der verschiedenartigsten Instrumente von nah und fern, das Gelächter kleiner Gesellschaften, die sich begegnenden, und auseinander stoßenden Kutschen und Reiter verleihen dem Orte eine wunderbar auffallende Lebendigkeit. Ich, der ich unter den vielen hier Vergnügen Suchenden größtentheils unbekannt bin, konnte bisher nur ein stummer Zuschauer sein, doch selbst dies gewährte meinem Geiste viel Vergnügen. Meine Menschenkenntniß hat in diesen Paar Tagen größere Fortschritte gemacht, als durch ein wochenlanges Studium innerhalb vier Mauern. Welch wunderbar auffallende Erscheinungen bieten sich nicht hier und da in diesen und in jenen Gruppen dar! Nur Dich wünschte ich mir dann an meiner Seite, um Dir Dies und Jenes sagen, Dich auf Dies und Jenes aufmerksam machen zu können. Nie fühlte ich es lebhafter als hier, was eines Freundes Herz sei, und was Du mir bist! Jedes Seelenvergnügen ist todt und nur von halbem Werthe für mich, wenn ich es mit Niemanden theilen kann. Die schönsten Empfindungen gewinnen doppelt an Kraft durch das Bewußtsein, daß auch ein Anderer mit uns gleich fühle. Ich bedaure wirklich den Armen, der die menschliche Gesellschaft flieht und sich in seine Zelle versperrt, oder in einsamen Wüsten umherirrt, um kein menschliches Angesicht zu sehen. Unsere Bestimmung ist nicht klösterliche Einsamkeit und Einsiedlerstille, sondern Wirken im geselligen Kreise. Und dies kann auch nur die wahre Schule des Lebens sein. Der Mensch kann seine eigenen Fehler nur an Andern wahrnehmen; sein Auge ist nicht so gebaut, daß er sich selbst sehen könnte.

Den 16. Mai.

Was ich Dir in meinen vorigen Briefen von jener unglücklichen Familie mitgetheilt habe, weiß ich durch Bárkonyi, und kann als Fortsetzung hinzufügen, daß die beiden Waisen durch ihre Mutter nahe Verwandte Bárkonyi's sind. Gestern lernte ich sie selbst im Bade kennen. Der Sohn, von ungefähr vierzehn Jahren, ist ein lebhafter, aufgeweckter Knabe voll Geist und Feuer. Die Tochter, ein stilles, sanftes, ungemein angenehmes Wesen, welches man, je länger man sie betrachtet und mit ihr spricht, desto einnehmender findet. Mir ging es wenigstens so. Mag sein, daß ihre Schicksale mir so besonderes Interesse für sie einflößten; aber so viel ist gewiß, daß mein Herz in ihrer Nähe sehr befangen und von tiefem Schmerze durchdrungen war. Stünde es in meiner Gewalt, ich würde zu schrecklichen Verantwortungen einen solchen Vater ziehen, der diese Himmelsgabe, diese schöne Blume mit so grausamer Kälte von sich werfen kann, um sie in den verachteten Armen eines Nichtgeliebten hinwelken zu lassen.

Den 20. Mai.

Ich fange an, meine Lage von Tage zu Tage erträglicher zu finden, habe auch für eine Zeit meine vor-

gehabte Reise aufgegeben. Meine Bekannten vermehren sich, und ich werde immer zufriedener mit den mich umgebenden Menschen. Es gibt unter ihnen, wie überall, eigensinnige Windbeutel, welche wollen, daß die Welt als Hauptgrundsatz das erkenne, was sie in leeren Kaffeegesprächen ausgemacht haben; wobei, wenn es der Mensch im Leben anwenden wolle, derselbe so wenig vor sich käme, als jene armseligen Thoren, die den geselligen Umgang aus Büchern lernen wollen, und statt sich den Menschen nothwendig zu machen, durch ihre leeren Zierereien und pedantischen Grimassen in jedem Zirkel Ekel erregen. Es gibt viele Halbgelehrte, die in einer Viertelstunde alle ihre, je durch Lesen oder Hören aufgegriffenen Kenntnisse herdeclamiren, welche denn gewöhnlich an ihrem Orte sehr vortrefflich sein könnten, aber sich, nachdem sie durch ihren seichten Kopf gingen, jetzt wie mit den Füßen gen Himmel gekehrt darstellen. Ja, ist man nicht scharfsinnig genug, um zu ersehen, wo der Fehler sei, so möchte man schwören, daß die vielen Montesquieu und Franklin, Leibnitz und Kant, auf die sich ihre Reden berufen, die größten Thoren von der Welt gewesen seien. Ein verächtliches Geschmeiß, deren ganzes Bemühen blos auf den Schein gerichtet ist. Denn ist nicht das der wahre Weise, der darum gelernt hat, um sein Wissen zu einem nützlichen Zwecke verwenden zu können? Was taugt es, viel zu wissen und die Weisheit der ganzen Welt in sein Gehirn gesammelt zu haben, wenn wir den Nutzen davon nicht verstehen? Zweck und Mittel, das sind die zwei Dinge, welche die Menschen immer mit einander verwechseln, und daraus entstehen die vielen Widersprüche, die wir leider beinahe auf jedem Schritte erblicken. — Soll ich auch deren Erwähnung thun, die sich zu Sklaven der Meinungen machen, die überall und jederzeit fragen: thun es auch Andere? ist es auch schicklich? und was sagt die Welt dazu? Weg mit euch, ihr elenden Geschöpfe, die ihr Alles deshalb thut, damit die Welt etwas dazu sage; die ihr dies und jenes darum nicht thut, weil es noch Niemand gethan hat; die ihr, wenn mich die scheugewordenen Pferde umgeworfen hätten und ihr mich im Blute mich wälzen sähet, kalt an mir vorüberginget, weil eure Brust ein Kreuz ziert, weil ihr von Würden strahlt, und dem Unglücklichen hülfreiche Hand zu reichen nicht die Pflicht eurer hohen Würde ist.

Am meisten verabscheue ich jedoch unsere Politiker. Von jeder andern Classe weiß ich mich zu sondern, blos diese ist es, von der ich mich nicht loszumachen vermag. Man findet sie überall, an öffentlichen Orten und in geschlossenen Cirkeln, vor ihnen ist man nirgends sicher. Wenn man sich's kaum vermuthet, hat man sie auf dem Halse. Wie oft ließ ich mich mit ihnen in Gespräche über den Zustand Englands und Frankreichs ein, und welch ein Vergnügen machte es mir, zu sehen, wie sie hier und da ganz mit mir eins sind, wie sie das Gute hier und dort anerkennen, mit welchem Feuer und Eifer sie über die Volkssouverainetät declamiren, wie sie gegen die Oligarchie und das geisttödtende hundertköpfige Ungeheuer des Aristokratismus losziehen; nimmt man sie aber beim Wort, läßt man nur eine Sylbe von unserm Vaterlande fallen und fragt sie ganz sachte: ob es ihnen denn nicht beliebte, auch zu Hause so freisinnig, so das gemeine Beste bezweckend zu denken, so werden sie sich rechts und links ziehen, wie die Maus, die aus der Falle entwischen will, und wenn sie sich endlich nicht losmachen können, wie ein gereizter Hund über einen herfallen, — und wehe dem, der sich nicht bei Zeiten vor ihnen aus dem Staube macht.

Freund, nur so lange möge mir die Gottheit das Leben gönnen, bis diese krankhafte Generation vom Schauplatze abtritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschluß.)

[Talleyrand.]

Den 18. Juli 1797 wurde Talleyrand zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Man sagt, Herr Talleyrand sei nicht arrangeur aux affaires gewesen, denn er besaß schon eine enorme Summe Geldes acht Tage nach seiner Installation, obschon er als armer Hirt nur mit dem Wanderstabe einzog. Bonaparte errang Siege auf Siege. Talleyrand witterte einen neuen Herrn in ihm, und er wollte das Verdienst haben, ihn als Herrn anzuerkennen. Als Napoleon nach dem Friedensabschluß von 1797 dem Directorium vorgestellt werden sollte, bat Talleyrand sich diese Ehre aus und flocht folgende Phrase in seine Rede ein: „Weit entfernt, seinen Ehrgeiz zu fürchten, fühle ich, daß wir ihn einst bitten werden, ehrgeizig zu sein, um ihn seiner Zurückgezogenheit zu entreißen Frankreich wird frei werden, er wird es nie sein; das ist sein Geschick." Bonaparte verstand es und dankte schön, aber das Directorium schmollte mit Talleyrand. Daher rieth er, ihn nach Aegypten zu schicken. Neue Gefahr drohte von allen Seiten, Talleyrand hinkte zurück, als Bonaparte in Frejus landete und Talleyrand ihn zuerst im Hotel Chantereine besuchte. Darauf wurde ein 18. Brumaire gemacht und Talleyrand wurde Minister. Den 20. Juni 1802 erhielt er vom Papst Pius VII. vollkommene Absolution. Es wurde ihm erlaubt, das weltliche Kleid zu tragen, ohne jedoch als Bischof abzutreten. Jedoch wurde seine Heirath mit Fräulein Grant

nie als gültig anerkannt. Auch hier zeigte es sich, daß Talleyrand keinen Charakter hatte, er lebte schon längst mit diesem Mädchen, und wußte sich keinen Rath, sie los zu werden. Ich muß sie heirathen, sagte er endlich, das ist das beste Mittel, mich bald von ihr zu trennen. Einst hatte er Herrn Denon zum Mittagessen eingeladen. Herr Denon war der Verfasser einer berühmten Reisebeschreibung, Talleyrand rieth also seiner Frau zuerst, das berühmte Werk Hrn. Denon's zu lesen, um bei Tische davon zu reden. Dabei gab er ihr den Robinson Crusoe. Wirklich sprach Mad. Talleyrand sehr viel mit Hrn. Denon von seinen Unfällen, seinem Muthe und seiner Entschlossenheit. Herr Denon machte einen Bückling über den andern. „Aber," sagte sie endlich, „wie schrecklich müssen Sie sich gelangweilt haben, ehe Sie den armen Freitag kennen lernten!" Talleyrand putzte sich den Mund ab und lobte den Spargel seiner Frau.

Talleyrand hatte Antheil an dem Morde des Herzogs von Enghien und gleich darauf ward er grand-aigle de la légion d'honneur, grand chambellan, vice-grand-electeur und den 5. Juni 1806 machte ihn Napoleon zum Fürsten und Herzog comme fief immédiat de notre couronne. Bonaparte nämlich ahmte schon längst den Styl Karl des Großen nach. Er belohnte schon längst, wie Alexander der Große, mörderische Schmeichler und diese dienten ihm, wie man einem Tyrannen dienen soll. Talleyrand schrieb bei diesem Morde folgenden Brief an den badischen Minister unter dem 11. März 1804: „Le premier consul a cru devoir donner à des détachements l'ordre de se rendre à Offenbourg et à Ettenheim pour y saisir les instigateurs des conspirations inouïes, qui, par leur nature, mettent hors du droit des gens tous ceux qui manifestement y ont pris part." Das Volk hieß ihn immer prince de Bien-au-vent statt Benevent; vox populi vox dei!

Als die kühne That des Generals Mallet bekannt wurde, fühlte Talleyrand, daß das Reich Napoleon's zu Ende sei. Von diesem Augenblicke an trug er seine Nase etwas hoch und erklärte ihm einen geheimen Krieg. Als Napoleon zum letzten Male Paris verließ, um sich den deutschen Herren entgegen zu stellen, ließ er ihn kommen und sagte ihm: „Je sais que vous rêvez un conseil de régence dont vous seriez le chef. Prenez y garde, Monsieur. Si j'étais dangereusement malade, je vous declare que vous seriez mort avant moi." Talleyrand dachte nämlich an den jungen Napoleon. — — Er aber erzürnte sich nicht, sondern lächelte und antwortete. „Sire, je n'avais pas besoin de cet avertissement pour demander à Dieu la conservation des jours de V. M." Was Talleyrand auf dem wiener Congreß gethan, weiß jedermann. Man zweifelt jedoch, ob er für das Interesse des ältern oder jüngern Hauses der Bourbonen da war, wahrscheinlich aber war er für sein eigenes Interesse daselbst.

Talleyrand war Minister Ludwig des Achtzehnten, und zog Fouché mit ins Spiel. Bald jedoch verließ er den Kampfplatz, um 1830 entschieden für Louis Philipp aufzutreten. Diesem erwies er wirklich Dienste. Er sagte zu Europa: Erkennen wir Louis Philipp an, und ich bürge Euch für die Unterdrückung der Revolution.

Talleyrand schwor Treue und Pflicht. 1) Ludwig XVI.; 2) der Republik; 3) der Convention; 4) dem Directorium; 5) dem Consulat; 6) dem Kaiserreich; 7) Ludwig XVIII.; 8) Karl X. und 9) Ludwig Philipp I. Seine Schuld ist es nicht, daß er am Neunten stehen blieb. Er war der kälteste Mensch, den man sich denken kann und seine Witzworte schneiden alle. Eins ist unverzeihlich von ihm, nämlich daß er glaubt, nach 30 Jahren denke man noch an ihn. Auch dieses beweißt seinen Egoismus. Er wollte nicht widerlegt sein und dachte, bis dahin wären seine Gegner todt. Talleyrand war erstes Mitglied der Akademie der moralischen Wissenschaften. Au royaume des aveugles les borgnes sont rois. Eben so kann man von ihm sagen: Im Reiche der Lahmen sind die Krummen grade. —

Notizen.

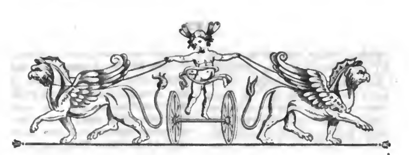
[Der Maler de Keyser.]

Das Haupt der gegenwärtigen belgischen Malerschule heißt de Keyser. Sein Bild „die Schlacht bei Courtray" erregte auf der brüsseler Kunstausstellung von 1836 Bewunderung, und es muß, nach einem uns vorgelegten lithographischen Umriß zu urtheilen, etwas Außerordentliches sein. Die 40 Figuren des Bildes sind vortrefflich gruppirt und die Gesichter scharf charakterisirt — es ist Alles Leben, Feuer und Schlachtenlust. Aber das merkwürdigste ist, daß der Maler, welcher in Brüssel seine Nebenbuhler — und hierunter wahrhafte Meister, wie z. B. Wappers — im Jahre 1836 überflügelte, in seinen Knabenjahren Kuhhirt war. So saß er einmal und zeichnete Figuren im Sande. Eine vornehme Dame, auf einem Spaziergange begriffen, sieht ihn so nachdenklich träumerisch sitzen und zeichnen. „Ihr habt Neigung zur Zeichnenkunst," redet ihn die Dame an, „wenn Ihr es wünscht, so will ich Euch Bleistift und Papier verschaffen." Mit Entzücken nimmt der junge Hirt das Anerbieten an. Er erhält Papier, Bleistift und ein Marienbild zum Copiren. Die Copie gelingt ihm, den Umständen nach, trefflich, da nimmt ihn die Dame zu sich, unterhält ihn auf ihre Kosten und läßt ihn die Zeichnen- und Malerschule durchmachen. 1834, kaum zwanzig Jahre alt, setzte er bereits durch einen gekreuzigten Christus alle Welt in Erstaunen. Die Sporen seines Künstlerruhms verdiente er sich jedoch zwei Jahre darauf durch seine Darstellung der „Schlacht von den goldenen Sporen," wie man die Schlacht bei Courtray nennt.

[Ein katholischer Anti-Athanasius.]

Man erwartet eine starke Gegenschrift wider den Görres'schen Athanasius von Seiten eines katholischen Geistlichen, der von seinem, dem katholischen — aber nicht römischen — Standpunkt aus das Verfahren der preußischen Regierung in Betreff des Erzbischofs von Cöln als vollkommen gerechtfertigt nachzuweisen unternimmt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 119. — den 21. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hermine.

(Fortsetzung.)

Den 24. Mai.

Vor einigen Tagen wurde ich durch Várkonvi bei dem Pflegevater Herminens — denn so heißt die oft erwähnte Waise — eingeführt. Es ist eine liebenswürdige Familie. Die Frau des Hauses ist von stiller, sanfter Gemüthsart und die Güte selbst, der alte Herr herzlich, aufrichtig und immer heiter; nur eine schwache Seite hat er, er pflegt viel und lange über die alten Zeiten zu sprechen, und kann diese nicht genug rühmen. Dies ist etwas unangenehm. Doch ließ schon mein erster Eintritt in dieses Haus mich ahnen, daß dasselbe mir viele Freude gewähren werde. Herminens Nähe und ihre Gespräche ersetzen Alles, was die Alterthumsliebe des guten Greises mir verleidet. — Lebe wohl.

N. S. Ich komme jeden Morgen mit Herminen zusammen im Bade, wohin sie sich mit ihrer Pflegemutter begibt. Sie ist jetzt der Hauptgedanke meiner Seele, und ich erröthe nicht, zu gestehen, daß ich, seit ich dies blasse kränkhafte Mädchen gesehen habe, nichts anders denken und empfinden kann, als daß sie eines der liebenswürdigsten Geschöpfe ist.

Den 30. Mai.

Mein Arzt, lieber Ernoni, ist ein herrlicher Mann; so aufgeklärt sein Verstand ist, so edel ist sein Herz. Kann er einen Tag seiner vielen Geschäfte halber nicht abkommen, so schickt er gewiß seinen Diener und läßt sich erkundigen, wie ich mich befinde. Er brauchte keine Arzneien zu verordnen; schon diese seine warme Theilnahme wäre hinreichend, meine Gesundheit herzustellen. Seine Erkundigungen bezeugen, daß er mich liebt, und an Allem, was mich berührt, warmen Antheil nimmt.

Gestern war ich bei ihm. Es ist eine wahre Freude, mit ihm umzugehen. Alles, was ihn umgibt, ist von ungemeinem Interesse, und verräth den geistreichen Mann. Er hat seine Wohnung in der Festung und seine Fenster gehen auf die Donau. Ein schönes Panorama eröffnet sich hier dem Auge. Die Thürme der gegenüber liegenden Stadt, und ihre hoch sich erhebenden Gebäude lachen in ihrer ganzen Pracht vom jenseitigen Ufer hinauf, und die Donau sieht man in stiller Größe mit unzähligen Schiffen und schwankenden Nachen belastet vorübergleiten. Wie angenehm erscheinen dem Auge die Inseln, welche in paradiesischer Schönheit grünend über dem Wasser schweben, gleichsam als ob sie so eben auf einer Fee Geheiß aus den Wellen aufgetaucht wären, und noch eines Standpunctes ermangelnd, jetzt sich festzusetzen begönnen gegen den Andrang der Wogen. Weiterhin sieht man die rákoscher Heide, und eine weite Fernsicht, welche nur durch die im Norden sich erhebenden bläulichen Hügel begränzt wird, öffnet sich dem Blicke. Die Phantasie wird bei diesen schönen Ansichten zu dichterischen Träumen hingerissen, und es ist zu bewundern, daß Landschaftsmaler sie durch ihre Arbeiten zu verewigen noch nicht versucht haben.

Als ich bei Várkonyi eintrat, fand ich ihn in Gesellschaft mit zwei andern Aerzten und im anziehenden Gespräche über Hippokrates' Kunst begriffen. Er bot mir einen Stuhl und setzte seine Rede fort. Ich staunte über die ausgebreiteten Kenntnisse dieses Mannes. Seine beiden Collegen, welche kurz vorher ihre Meinung mit großer Wichtigkeit vorbrachten, hingen jetzt sprachlos an den Lippen des jungen Mannes, und wenn die Ankunft eines neuen Gastes es nicht nöthig gemacht hätte, den Faden des Gespräches abzureißen, sie würden vielleicht auch jetzt noch ihn stumm und blöde anstaunen. Als sich die beiden Aerzte entfernt hatten, nahm er mich sammt dem Fremden — dessen Namen aufzuzeichnen ich nicht der Mühe werth achte — beim Arme und führte uns in ein Seitencabinet, wo seine Bibliothek stand. Welch eine gut gewählte, schöne und auf alle Fächer des Wissens sich erstreckende Sammlung fand ich da! Würde ich diesen Mann sonst nicht kennen, so müßte schon diese ein genügender Zeuge seiner Geistesbildung sein.

Nach Tische besuchte uns Szegfy, Herminens Pflegevater, und wir fuhren insgesammt ins Gebirge, wo Várkonyi einen Weingarten und einen geschmackvoll gebauten Keller oder vielmehr ein herbstliches Lusthaus besitzt. Ein wirklich mit aller Bequemlichkeit versehener, kleiner ländlicher Palast. Várkonyi hatte ein großes Vermögen vom Vater geerbt und übt seine Kunst bei weitem nicht aus Bedürfniß, sondern zum Vergnügen und aus Menschenliebe. Gewiß ein erfreulicher Zug seiner schönen und edlen Seele, zumal wenn man die Opfer seiner Bemühungen, welche er täglich wohlthätig der leidenden Menschheit in beiden Städten bringt, hinzurechnet. Als er mich in seine häuslichen Verhältnisse einweihte und mit seinem schönen Besitzthume bekannt machte, erlaubte ich mir die Frage: ob er wohl Geschwister habe. „Sie sind alle gestorben," erwiederte er. Und als ich eben noch weiter fragen wollte, kam er mir zuvor und gab mir in einem Tone herzlichen Zutrauens zu verstehen, daß er bereits um einen Erben besorgt sei. — Später erfuhr ich von Andern, daß er mit einem braven Mädchen, welches ich öfter bei Herminen sah, eine Verbindung beabsichtige. Dii tibi divitias dederunt artemque fruendi (Reichthum gaben die Götter und auch die Kunst zu genießen), mit diesen Worten eines römischen Weisen ging ich zu Bette, als ich, nach Hause gekommen, über die glückliche Lage meines unschätzbaren Freundes weiter nachdachte.

Den 10. Juni.

Ich bin recht seelenvergnügt, und es scheint, der Himmel trägt unablässig freundliche Sorge für mich; denn er umgibt mich mit solchen Menschen, die mit einander wetteifern, mir mein Leben angenehm zu machen. Seit einer Woche wohne ich hier zwischen Bergen, in Várkonyi's Landhause. Er selbst empfahl mir zur Wiederherstellung meiner Gesundheit diese ländliche Wohnung, denn die Luft ist hier rein und gesund. Ich führe ein paradiesisches Leben hier in dieser Bergeinsiedelei.

Den 11. Juni.

Ich habe Várkonyi im Geiste mit Dir bekannt gemacht, und er ist Dir mit inniger Freundschaft zugethan. Er versprach, Dir zu schreiben und Dich um Deine Freundschaft zu bitten, die gute Seele! Antworte ihm mit Wärme; ihr seid einander werth und ihr werdet gegenseitig stolz sein auf eure Freundschaft.

N. S. Ich sehe Herminen oft. Ihr reger Geist und ihr sanftes, unschuldiges Gemüth bezwingen alle meine Empfindungen und seit einiger Zeit kenne ich keinen andern Gedanken, als sie.

Den 12. Juni.

Gestern fuhr ich in Gesellschaft Szegfy's vom Bade nach Hause. Unterweges kamen wir auf die ungarische Literatur zu sprechen. Ich merkte aus den Reden des guten Greises, daß er noch in der Welt eines Dugonitsch und Gvadányi lebe. Er sprach viel hin und her gegen Kazinczy's „neumodische" Schriften. Als ich merkte, woher der Wind wehe, zog ich bei Zeiten meine Segel ein. Mit einem Blinden über Farben streiten, welch zwecklose Sache wäre dies! — Diese bedauernswürdigen Menschen sprechen ohne Aufhören von der Ausbildung der Sprache und verdammen, was das Mittel dazu wäre. Sind solche Thoren wohl einig mit sich selbst? Und wenn sie sich selbst nicht verstehen, wie werden sie Andere verstehen? Ein Glück, daß es heut zu Tage nur noch wenige gibt, und auf ihr kleinliches Geschrei Niemand mehr achtet.

Als wir uns getrennt hatten und ich allein war, fiel mir noch ein, was er Alles von dem Dichter des Széphalom*) gesprochen hatte. Braver Mann! seufzte ich in mir selbst, wie oft stößt sich an Deinem Namen das Vorurtheil und die Unwissenheit, und wie wenige gibt es noch immer, die Deinen Werth verstehen und wissen, was Du von jeher der Nation warst und noch immer bist!

*) Aufenthaltsort des Dichters Kazinczy.

Dieser gute alte Herr, der übrigens ein sehr schätzenswerther Mann, aber in Bezug auf die Sprache ein Idiot ist, wie der größte Theil derer, die ihr Leben blos mit Amtsgeschäften ausfüllen, hat nur hier und da von Kazinczy's Schriften sprechen gehört, und trägt dies nun hin und her, damit es scheine, daß auch er sich darauf verstehe. Eine Aeußerung versöhnte mich jedoch wieder mit ihm: daß er nämlich die Flucht Zalans*) vier Mal gelesen habe und ein großer Verehrer desselben Dichters sei. Ich empfahl ihm Cserhalom**), damit er unwillkürlich daraus sehen könne, was aus der „neumodischen" Sprache in der Hand eines schaffenden Genies geworden sei. — Uebrigens ist er ein sehr unterhaltender Mann, selbst dann, wenn er von den alten Zeiten spricht, die er durchlebt, oder von dem, was er in seinen Jugendjahren aus den vielgelesenen Prav und Katona gelernt hat. Im Lobe der ungarischen Constitution ist er unerschöpflich. Eine solche gibt es auf der Welt nirgends und die englische gleicht ihr nur einigermaßen. Er kann nicht begreifen, wie es Menschen geben kann, die nicht so denken.

Den 12. Juni.

Du schreibst mir: das, was ich von den Politikern sage, sei nur übertrieben, es finde dies vielleicht doch nicht in dem Grade Statt, und eine bloße Aufwallung und eine am Außerordentlichen Vergnügen findende Phantasie habe mir dies mit so grellen Farben gemalt; ich sei für diesen Gegenstand noch zu jung. — Zu jung? Nicht reif genug, wiest Du vielleicht sagen wollen. O, nenne, ich bitte Dich, das Wort bei seinem eigenen Namen! Ich verabscheue diese gekünstelte Redensart. Die Hofdelicatesse kann nicht gerade heraussprechen, diese sammelt immer auf Kosten der Natur ihre Farben. — Reif sagst Du? Bedarf es dessen? Ach, wären wir nur nicht überall so sehr reif, das heißt, wenigstens dort nicht, wo wir handeln sollten. Zur Anordnung der Dinge bedarf es einer Reife, aber wo es aufs Handeln ankommt, ist man nie mit einer ängstlich reifen Ueberlegung weit gekommen. Das Wort reif bringt mir wider meinen Willen, und ohne daß ich wüßte wie, die Idee des an die Form sich bindenden Pedanten ins Gedächtniß. Pedant! mir graut, guter Freund, vor diesem Namen, und es graut mir auch vor Dir, wenn Du mir eine Seite dieser Art offenbarst. — Es ist hier von politischen Dingen die Rede, und wer steht in dieser Hinsicht höher, der in Anordnung der Dinge tiefblickende, bedachtsame und im Handeln jugendlich rasche, unreife aber mir unendlich werthe Franke; oder der immer reife, immer philosophirende, immer pedantische Deutsche? Welcher erhob sich zum Herrn in der Geisterwelt? Welcher beherrscht das Reich der Meinungen? Aber lassen wir das. Mein Eifer würde mich zu weit führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) und **) Epopöen von Vörös Marti, vormaligem Redacteur der Zeitschrift: Tudo mányos Gyujtemény.

Correspondenz aus Bädern.

'Naumburg a. d. S.

Papa studirte seit Monden in Hufeland's Makrobiotik, um seiner etwas schwerfälligen Memorie die Diagnose des Bluthustens glücklich wieder zu imprimiren, dessen täuschende Aneignung im vorigen Jahre ihm wirklich die Erlaubniß der strengen, kargen Hausehre, resp. meiner Mutter, erwirkt hatte, seinen blühenden äußern Menschen an Hygiea's karlsbader Sprudelbrüste zu legen, während sein inneres besseres Selbst nach karlsbader erotischer Verzückung lechzte. — Mama selbst war auch so glücklich, das während des Winters im Theater und in Concerten gänzlich aus der Acht gelassene Rheuma bei zurückkehrender Lenzluft wieder zu acquiriren und pries die Reichen glücklich, die nur zu winken hätten, um sogleich das ideale schöne Poem des Badedranges in der tiefinnern Brust in das reale göttliche Prosastück des Reisewagens vor der Thüre verkehrt zu sehen. — Dem Onkel David, der Glieder dehnend im Polsterstuhle zunächst dem Ofen sein tägliches Arbeitpensium, eine Ode an den Müßiggang, in gelungenen Dur-Seufzersätzen componirte, fielen vor Rührung warme Tropfen aus den fetten Wimpern, als er vom Baden hörte. — Der Fähnrich Fritz, mein jüngster wilder Bruder, griff mit Heißhunger gleichsam nach seinem Abgott, der französischen Karte auf dem Spiegeltischchen, und rief, ein Blatt ausziehend und es betrachtend mit Begeisterung aus: „Coeur-Dame, chère Maman! Sie sehen, das Schicksal will es, daß wir reisen sollen." — Tante Emerentia, die seelenvolle, gattenleere virgo dolorosa der Familie, gedachte unter süßem Schauder des blanken Vierzigers, des Gardelieutenants, für den sie schon zwei Mal die übergroßen Schulden zahlte. — Ich endlich zeigte meinen Brief von Ihnen, Hochgeehrtester, in welchem Sie Correspondenzen aus den Bädern, die ich besuchen würde, von mir wünschen, und so war es denn kein Wunder, daß dem Heroismus unseres vereinten Reisedranges der Deckel der goldschwierigen, mütterlichen Truhe endlich weichen mußte. — Rasch kaufte Papa noch am selben Tage Armspangen, Ringe und Etuis für edle Zwecke; Mama pharmaceutischen Gichttaffet für ihr Hausreisemittel, ihre Gicht; Onkel David Brausepulver zu beliebigem, unberechenbarem Gebrauche; Fritz Fähnrich eine Lorgnette für die Eichbergerweste und den Civilfrack; Tante Emerentia Staatspapiere für den Lieutnant, und ich — — — ? ich ließ mir gute Laune kommen, quantum satis, schob Zweibein's sämmtliche Werke in Einem Bande in die Tasche und speiste, ver-

sehen mit diesen Cholerapräservativen, am andern Tage Schlag 12 Uhr unangefochten an der table d'hôte des „muthigen Ritters" in Bad — —

Kösen.

Ja, wenn Sie lachen wollen, mein Herr, daß wir um 12 Uhr und in Kösen speisten, da Ihre Güte dem Journalinteresse bereits freundlichst unter die Arme griff und uns nach Pyrmont, Aachen, Karlsbad u. s. w. spedirte — wenn Sie also lachen wollen, so werden Sie die Tante böse machen. Denn erstens thut es dem großartigen Tone eines Badeortes auch nicht dem mindesten Eintrag, wenn man Mittags um 12 Uhr und nicht am Abend zwischen 5 und 6 Uhr zu Mittag speist wie in andern Bädern, die ich noch nennen dürfte, wie in Schwerin, Hamburg, Lübeck u. s. w. Zweitens ist Thüringens salziges Vorwerk, Kösen, ihr honigsüßes Arkadien, das Land ihrer seligsten Gefühle, der Geburtsort ihres zweiten Selbst, des Lieutnants. Drittens war es einst — Sie wissen wann, wie und warum — Asyl für Heinrich Laube, für dessen Poesieen sie rein des Henkers ist, und den sie noch poetischer finden würde, wenn er dichterischer Heinrich Booker hieße, und den endlich ich meinerseits im Geiste noch immer an der Wirthstafel des „blauen Sterns" zu Naumburg und des besagten kösener „muthigen Ritters" sitzen sehe mit dem weisen Antlitz und dem scharmanten Knebelbart; den ich dort noch immer gebratene Tauben ihres Märtyrertodes wegen mit den bemesserten Händen bedauern höre, während sein Auge Corsarenzüge in der Runde macht, das Bischen Fassung der Tischgesellschaft vollends in den Grund zu bohren.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Die pariser Kunstausstellung.]
(Aus einem Privatbriefe.)

— Die wüthende Medea, von E. Delacroix, ein Gemälde in Lebensgröße, möcht' ich für eines der besten, wo nicht für das Beste erklären. Diese Medea athmet männliche Kraft und männlichen Geist, wie dies den Franzosen bei Darstellung der Weiblichkeit leicht geht, aber doch hat der Künstler die Verzweiflung der verfolgten Mutter glücklich und glänzend zur Anschauung gebracht. Ihre Verzweiflung geht in Raserei über und sie entschließt sich, ihre Kinder zu tödten. Victor Hugo auf der Leinwand! Das Bild ist schaudererregend, aber doch nicht widernatürlich. Das Farbenspiel lebendig, aber nicht übertrieben. Viele wollten die plumpe Art tadeln, wie sie ihre Kinder festhält, allein sie vergessen die Lage, in der Medea ist; sie drückt damit die Absicht aus, sie den Verfolgern nicht zu gönnen, sie lieber zu vernichten als sie preiszugeben.

Daniel in der Löwengrube, in Lebensgröße, von Ziegler. Es ergeht mir mit den guten Gemälden in der diesjährigen Ausstellung, wie es dem Hirtenknaben im Walde erging, der einen senkrechten glatten Stecken suchte. Erst mußte er lange suchen, und als er sich endlich für einen entschied und ihn abgeschnitten in der Hand hielt, fand er noch viel an ihm auszusetzen; schnurgrade war keiner. Bei alle dem muß man Ziegler's Daniel für eine der gelungensten Farbenschöpfungen des diesjährigen Salons halten; nur parteiische Tadler wollen es nicht zugestehen. Maler von der heutigen französischen Manier finden das Colorit zu matt, Maler von der heutigen deutschen Manier finden es zu brillant; Beweis genug vielleicht, daß Ziegler das Richtige traf. Andre rügen, daß der Künstler nur die Figur des Propheten in der Löwengrube mit Sorgfalt und Fleiß ausgeführt hat, und die Nebensachen zu sehr fallen ließ. Vielleicht ist dieser Tadel nicht ohne Grund. Die Figur des Daniel selbst ist aber in der That das Meisterstück eines noch jungen Talentes, das, sorgfältig gepflegt und nicht überschätzt, Bedeutendes leisten wird.

Die Braminenwittwe von Biard, Lebensgröße. Biard ist unter den Meistern der heutigen französischen Malerei der Humorist. Sein Humor ist nobel und elegant, wenn auch mitunter sarkastisch, und sein Pinsel wird nicht selten zur Geißel. Auf die Weise wird seine Komik nicht selten tragisch. Für spätere Geschichtsforscher werden seine Gemälde den großen Vortheil haben, daß sie die Gebrechen des Zeitalters darstellen. Denken Sie nur an den Sklavenmarkt, diese furchtbare Scene voll weltgeschichtlicher Bedeutung. Auch mit der Braminenwittwe hat er eine satyrische Tragödie gegeben. Das schöne junge braune Weib in den durchsichtig weißen Schleier gehüllt neben dem Opferfeuer, von Priestern, Verwandten und Freunden umgeben, die dem Wahn diesen Tribut bringen!

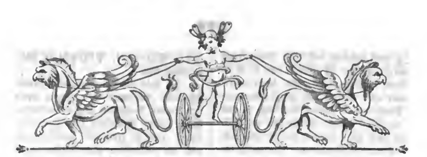
[Irland.]

Die diesjährige Session des Parlaments ist für Irland seit 1829 die fruchtbarste in reformatorischer Hinsicht. Die Unionsacte kann nun erst eine Wahrheit, die 300jährige Sklaverei gesühnt werden. Irland, mit so vielem Rechte der grüne Edelstein in der britischen Krone genannt, mit seinem Volke, dessen unverwüstliche Lebensheiterkeit nur durch das Elend und die blutigen Aufstände zuweilen getrübt werden konnte, wird mit dem J. 1840 eine neue Aera seiner inneren Geschichte beginnen. Die Zehnten, deren grausame Einforderung so viel Blut kostete, nun in eine entsprechende Geldabgabe verwandelt, werden von den sieben Millionen Bekennern des katholischen Glaubens um so williger gezahlt werden, da sie wissen, daß die Ueberschüsse zur Erziehung ihrer eigenen Jugend verwendet und nicht mehr allein in die Taschen anglikanischer Geistlichen fließen, die nur über das Seelenheil von 800,000 Menschen zu wachen haben.

[Dräxler-Manfred.]

Dr. Dräxler, pseudonym als Manfred bekannt, wird seine sämmtlichen Gedichte (Frankfurt, bei Sauerländer) herausgeben, und tritt jetzt mit seinem eigentlichen Namen auf. Er lebt jetzt nicht mehr in Wien, macht Kreuz- und Querzüge durch Deutschland und wird auch Paris besuchen. Wir brachten früher einige hübsche Lieder von ihm. Möchte sich sein Reise-Portefeuille füllen!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 120. — den 22. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hermine.

(Fortsetzung.)

Den 13. Juni.

Hier sitz' ich, mein Theurer, in meiner einsiedlerischen Behausung und betrachte die schönste der lieblichen Morgenröthen, welche Gott über seine Treuen ausbreiten kann, und gedenke Dein und aller Derer, die meinem Herzen theuer sind, und an die ich durch der Empfindungen schönstes und bleibendstes Band geknüpft bin. Welch eine Seligkeit gewährt der Gedanke, mein Lieber, daß, wie weit auch Schicksal und Umstände uns trennen von denen, die wir lieben, wie dennoch mit ihnen im Geiste und vermöge der heiligsten Erinnerungen in der entlegensten Ferne verbunden bleiben. O, daß diese Bande nie zerreißen, und dem Herzen nie der göttlich süße Trost mangeln möchte: es besitze, wie fern auch immer, ein verwandtes Gemüth, das an unserem Kummer und an unserer Freude innigen Antheil nehme. Dieses liebliche Thal, welches mich hier so freundlich anlacht, jene mit tausend Blumen gestickte Wiese, von welcher die kühlen Mailüfte so ein ganzes Meer von Düften heraufwehen, daß ich wie im angenehmen Rausche dahin sinke, jenen lieblichen Glanz der Morgenröthe, welche zwischen den dunklen Bergen hervorbricht und die Gegend vor mir in ein Paradies umzaubert; ja alles Große und Erhabene in dieser unermeßlichen Natur entlehnt seinen Reiz blos den Gefühlen der Liebe und Freundschaft. Ohne diesen wäre Alles öde um mich, gleich einer Wildniß, in die sich der vom Gewissen Verfolgte flüchtet.

Den 18. Juni.

Verzeih, guter Freund, ich wollte Dich ganz und gar nicht reizen, und könnte Dir mit den Worten meines Briefes beweisen, daß ich durchaus nicht die Absicht hatte, Dich zu beleidigen, als ich das Wort „Pedant" niederschrieb. Du hast mich unrecht verstanden, das ist gewiß; aber ich habe keine Lust, dies zu erörtern, sondern wenn Du meine Zeilen nochmals durchgehen willst, so wird Dein gutes Herz es fühlen, daß darin nichts Beißendes ist. **Beißend!** Du böser Mensch, wie kamst Du zu diesem Ausdruck? Könnte ich beißend gegen meinen Ernyni sein? Schon der Gedanke daran thut meinem Herzen wehe. Vergib und erlaube, daß ich von diesem unangenehmen Gegenstande abbreche.

Den 24. Juni.

Meine Hermine ... Die Meine? wenn man dies Wort gebrauchen darf bei einem Wesen, das sich dem Himmel geweiht hat? Guter Engel, verzeih diesen Ausdruck; in meinem Feuer und meiner unaussprechlichen Achtung für sie entschlüpfte dies Wort meinen Lippen. — Hermine kennt mich längst und kannte mich lange vorher, ehe ich von ihr nur eine Sylbe wußte. Du fragst, woher? Aus den kleinen Gedichten, die sie dann und wann in unsern Taschenbüchern von mir sah. Gestern sagte sie mir einige derselben her, um ihre Worte zu

rechtfertigen. Ich muß gestehen, daß diese Kleinigkeiten mir ungemein werth sind, seit ich erfahre, daß sie so ein Engelherz zu rühren vermochten. — Sie kennt unsere vorzüglichen Dichter alle. Dayka und Kölesey sind ihre Lieblinge; auch Himsy hat sie gelesen, doch sagt sie von ihm, daß er sie zu schnell ermüde. Stelle Dir vor, meinen Kölesey liebt auch sie. Welche Freude für mich, zu vernehmen, daß mein Geschmack mit dem dieses lieben Mädchens übereinstimmt.

Letzthin entstand zwischen ihr und ihrer Freundin Minna, der Verlobten Bäkonyi's, ein kleiner Streit. Die zwei Mädchen stritten sich darüber: ob man wohl der komischen Dichtung den Vorzug vor der ernsten einräumen dürfe? und zuletzt da sie nicht eins werden konnten, wählten sie mich zum Schiedsrichter.

Ich fing an, zu erörtern, daß weder die heitern noch ernsten Dichtungen an und für sich als solche einen Vorzug vor einander hätten, und wenn sie einen hätten, dies blos in Folge der Kunst selbst Statt finden könne, welche die Regeln des Schönen in irgend einem Gedicht mehr oder weniger befolgt habe.

Sie beantworten die Frage sehr richtig, sagte Hermine, aber Minna hat sie nicht richtig gestellt. Wir wünschten blos zu wissen, welcher Gattung Sie den Vorzug geben, und welche Sie für zweckmäßiger halten? Ueber Kunstvollkommenheit können wir Frauen kein Urtheil fällen, dies ist Sache der Männer, blos in Hinsicht unserer Gefühle wollten wir Ihr Gutachten oder Ihren Tadel wissen.

Das ist ganz etwas anderes, antwortete ich, und da gestehe ich ohne Bedenken, daß ich mehr Vergnügen an Dichtungen ernster, als an denen heiterer Art finde.

Oho, so haben auch Sie zu Herminens Fahne geschworen, erwiederte Minna mit lächelndem Unwillen. Ich nun und nimmer, und mein Mann bleibt unter den ungarischen Schriftstellern immer Benjamin Szalay. Ich finde in seinen Arbeiten den meisten Genuß. Wenn mir etwas Unangenehmes widerfähret und ich verdrießlich werde, nehme ich den Tollagi *) zur Hand, durchblättere ihn und ergetze mich an seinem heitern und fröhlichen Witze, lache dann über mich selbst, singe darauf ein fröhliches Triolett, und es ist Alles wieder gut. Möge wer immer Gefallen finden an den traurigen Mährchen eines Dayka, Kisfaludi und, dessen ich zuerst erwähnen sollte, an dem immer schmachtenden Kolesey; ich bleibe für immer bei meinem Szalay, und immer werden Tollagi, Sulyosdi, Pöröndi *) und ähnliche meine Lieblinge sein.

*) Eine komische Erzählung von Kisfaludi Karl.

Ich habe nichts dagegen einzuwenden, erwiederte ich. Ich selbst bin einer der größten Verehrer des unter dem Namen Benjamin Szalay versteckten Schriftstellers. Einen solchen Reichthum von Ideen und witzigen Einfällen, eine so fruchtbare Einbildungskraft hat kaum noch ein ungarischer Schriftsteller bewiesen, und lange wird er bei uns der einzige Auserwählte, vorzüglich der komischen Muse bleiben. Indeß entspringt aus allen diesen Vorzügen doch kein größeres Verdienst der komischen Dichtungen vor den ernsten. Diese können einzig und allein die Folge des Kunstwerkes sein. Fern sei es von mir, den Geschmack derer zu bestreiten, die am Komischen Vergnügen finden; wiewohl ich Vieles anführen könnte, zu beweisen, daß derjenige einen höhern Geschmack, ein gebildeteres Herz und veredeltere Gefühle verrathe, der bei den Klagen der still schwärmenden Muse erweicht und zu Thränen gerührt wird, und sich den süßschmerzlichen Empfindungen überläßt, welche die Elegie malt, als der Freund vom Scherz und Lachen; doch behaupte ich traun, daß ernste Dichtungen dem Endzwecke der Kunstwerke, der Veredlung der Gefühle und des Herzens weit mehr entsprechen, als die komischen, und ich wünschte, daß Jeder, den sein Temperament und aufloderndes Feuer leicht hinreißt, die Freude seiner Mitmenschen durch unwürdige oder gar ungerechte Handlungen zu stören, sich zum Handgebrauche einen solchen Dichter wählen möchte, wie Kolesey **) es ist. Denn einen lyrischen Dichter von sanfteren, menschlicheren und wärmeren Gefühlen kann unser Vateland kaum aufweisen.

Du weißt es, theurer Freund, was mir Kölesey's Gesänge sind, und kannst es Dir demnach vorstellen, wie ich mich um meinen Liebling ereifert habe. Mein Herz war voll von Gefühlen, und ich gerade in einer solchen Stimmung, daß ich meine Empfindungen auch auszudrücken vermochte. Ich schloß mit dem Liede: „Gram erwacht mit mir und folget", welches Du im nächsten Jahrgange unserer Aurora finden wirst.

Minna lächelte über meine Worte und drehte sich ein Mal herum; dagegen hing Hermine ganz an meinen Lippen und las in meinen Augen: so gefiel ihr, was ich sagte. Die ganze Aufmerksamkeit des Mädchens war auf mich gerichtet und ich fühlte mich verklärt in den melancholisch sanften

*) Sulyosdi und Pöröndi, komische Charaktere in Lustspielen desselben Dichters.

**) Der vorzüglichste der jetzt lebenden Dichter Ungarns.

blauen Augen, in diesem blassen, nach dem Himmel sich sehnenden Antlitze. Als ich auf die letzten Strophen des Gesanges kam:

> Sieh, auf Wolken glänzt ein Bogen
> Nach dem Regenschauer!
> Pilger, dir auch lacht die Sonne
> Bald nach kurzer Trauer.
> Treue Liebe! deine Rose
> Hat der Dornen viele,
> Aber duld' ich stille, harret
> Freude dann am Ziele —

sah ich den schönen Augen eine Thräne entrollen, und es kostete mir viel, dem himmlischen Wesen nicht zu Füßen zu fallen, und die Gefühle nicht anzubeten, die sie in ihrem Busen barg.

Den 20. Juli.

Was ist's, lieber Freund, was so ungewöhnliche Empfindungen in mir erregt, was mich so erheitert und mich so mit Theilnahme erfüllt, daß ich die ganze Welt in meine Arme schließen könnte? Mein Geist erstarkt mächtig, und nie war ich so thätig, als ich es jetzt bin. Selten vergeht ein Tag, der mich nicht mit Entwürfen zu neuen Arbeiten bereicherte. Setz' ich mich an meinen Arbeitstisch, so gelange ich so leicht und ohne Mühe dahin, wohin ich sonst nach langem Kopfzerbrechen nicht zu kommen vermochte. Mein Busen ist so weit, so reich an Gedanken und Empfindungen, daß ich sie kaum zu bändigen vermag. Die Zahl meiner kleinern Gedichte wächst täglich, und unter denselben werden, wie ich glaube, immer die von größtem Werthe sein, die ich jetzt neuestens verfertigt habe. Und was ist die Ursache von diesen Allen, mein Lieber? ... Errathe es selbst.

Várkonyi sprach mit Freude über Deinen Brief, womit Du den seinen erwiedertest. Er sagte mir: er zähle Deine Freundschaft unter die schönsten Freuden seines Lebens. Dies machte mir unaussprechliches Vergnügen.

Den 26. Juli.

Die Sommerhitze ist selbst in diesen Bergen noch sehr groß, und ich verlasse deshalb selten am Tage mein Zimmer; desto angenehmer sind jedoch die Morgen- und Abendstunden, desto herrlicher die Nächte. Wenn sich Morgens der Himmel röthet, kann ich es kaum erwarten, daß ich meine Kleider umgeworfen habe, um einen Ritt in die Berge zu machen, wo die kühlen Morgenlüftchen durch liebliche Düfte jeden meiner Sinne erfrischen. Um sieben Uhr sitze ich in der Regel wieder auf meinem Zimmer und arbeite bis Mittag. Dann genieße ich ein kurzes Mittagsmahl, das mir mein alter Diener bereitet. Den Nachmittag bringe ich mit Lektüre zu bis Sonnenuntergang. Dann wird wieder ausgeritten, oder ich erwarte, durch Várkonyi benachrichtigt, meine Freunde. Beinahe jeden Tag sehe ich Szegfy mit Herminen bei mir, zuweilen mit ihnen auch Minna und Várkonyi. Da durchstreifen wir den ganzen Weingarten und setzen uns, wenn wir ermüdet sind, unter einen großen Nußbaum, den Várkonyi's Vater vor vierzig Jahren gepflanzt hat. Hier ist schöne Aussicht auf die Festung und die Berge im Westen, die im Purpur der untergehenden Sonne glänzen. Hermine betrachtet immer mit Entzücken den Untergang der Sonne, der hier in diesen Bergen wahrhaft majestätisch ist. Abends durchstreif ich, wenn ich nicht in der Stadt bin und der Mond sich zeigt, die Wälder. Die Weingärtner, die als Tagelöhner auch die Nächte hier im Freien zubringen, kennen mich schon, und sagen mir immer herzlich einen guten Abend und gute Nacht. Ein solch einsamer nächtlicher Spaziergang, mein Lieber, hat etwas sehr Anziehendes. Die ganze Natur ruht, Stille herrscht allenthalben, nur das Zirpen der Grille im Grase unterbricht dieselbe. Leise schwebt der Mond auf seinem leichten Gewolke hin, und aus weiter Ferne läßt sich, wie das Brausen des Meeres, der summende Lärm der beiden Städte vernehmen. Auf einem Steine sitzend, vertiefe ich mich in stumme Betrachtungen der bezaubernd schönen Erscheinungen der Natur. — Segne, guter Freund, das Geschick und Várkonyi's Herzensgüte, der mir diese Seligkeiten verschaffte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz aus Bädern.

(Beschluß.)

Das wären so die Gründe, welche Tante Emerentia, die dafür auch den Wagen ganz allein bezahlen mußte, nach Bad Kösen trieben, und wahrscheinlich lag es nur an meiner eigenen Kleinheit und Verwöhnung, daß ich Bad Kösen mit seinen circa 50 Bauerhäusern und sonstigen Baderequisiten nicht großartig finden konnte. Die übrige Badeeinrichtung ist höchst brillant, denn auf der Saale gehen ja nach dem höhern oder tiefern Wasserstande alljährlich zwischen 12,000 bis 35,000 Klaftern meist fichtenes Holz für königl. Rechnung aus dem schleizischen, weimarschen und gothaischen Antheile des Voigtlandes nach Weißenfels, Dürrenberg, Merseburg und Halleben (bei Halle) und die Salzsoole in der Saline ist — wie der Onkel David erkundet hatte — neunzehngradig. Sein Müßiggangseifer erforschte unter Gähnen auch möglichst bald, daß diese Soole, wenn sie nicht als Badewasser hartdrüsige Organe erweichen soll, zum fünfmaligen Gradiren in die sehr saubern Gradirhäuser gebracht

und hier — auf $3\frac{1}{2}$ bis 5 Grad gebracht — zum Versieden durch ein sehr künstliches Pumpenwerk in die Kothe gehoben wird. Im Durchschnitt ließ er, bei müßiger, aber nicht schlechter Laune, jährlich einige 80,000 berliner Scheffel Salz und aus dem Salzschlamme und Pfannensteine in sehr schlaflosen Stunden circa 800 Centner Laxirsalz (Natrum sulphuricum crystallisatum) und Magnesia in Verbindung mit verschiedenen Säuren gewinnen, und bei gänzlicher Schlaflosigkeit hielt er die zwei Siedemeister und die neun andern Salzgeister, die ihnen dienen, dadurch vom Schlafe ab, daß er sich von ihnen erzählen ließ, daß Kösen 1040 etwa erbaut sei, 390 mit vielen Vorrechten begabte Einwohner zähle, durch Friedrich den Streitbaren von Sachsen, Kurfürst Friedrich August I., Herzog Wilhelm, also mit andern Worten: von der Vorwelt sehr gehoben und von der Mitwelt sehr vergessen worden sei. Die Gegend fand er höchst malerisch und romantisch und auf der Badeliste zwei Badewunder aus der weitesten Ferne, die Bad Kösen, und immer nur des Sonntags zu besuchen pflegen: zwei Referendarien aus Naumburg, an denen das Wunderbare Das war, daß der Eine keine Schulden hatte und der Andere nicht in sich selbst und sein hohes Staatsamt verliebt war.

Die Badenoblesse, meist aus Naumburgs, Eckartsbergas Bewohnern und dem Adel der Umgegend bestehend, versammelt sich lieber zu socialen Zwecken in dem zweiten Restaurationslocale, der „Katze,“ ganz nahe der Saalfähre, auf welcher man nach der $\frac{1}{2}$ Stunde von Kösen entfernten, höchst romantisch zwischen Saaleck und Freiroda am rechten Ufer der Saale gelegenen alten Burgruine, der Rudelsburg, überfährt, deren die Urkunden zuerst im Jahre 1170 unter dem Namen Rothleibesburg gedenken. Noch sind schöne Ueberreste der alten Burg vorhanden, welche verrathen, wie diese früher angelegt war, und aus den Spuren des vor dem eigentlichen Schlosse sich längs des Bergrückens hinstreckenden Gemäuers, besonders eines Thores, geht deutlich der frühere Umfang und das Vorhandensein besonders befestigter Wohnungen für die Burgmänner hervor. Das Jahr der eigentlichen Zerstörung der Burg konnte vom Onkel David durchaus nicht ermittelt werden, da der eben anwesende tüchtige Geschichtsforscher Landrath Lepsius zu Naumburg behauptete, daß das im zweiten Bande (wenn ich nicht irre) der „deutschen Burgen von Müller“ über die Ruine Gesagte durchaus historisch unbegründet ist. Die Aussicht von der Burg herab nach Kösen zu in ein saaldurchwässertes lachendes Thal ist entzückend und das Geleit wie das Bier des freundlichen, eigentlich im Dorfe wohnenden Burgwarts so anziehend, daß man bei der Ankunft auf der Höhe für die kleinen Mühseligkeiten des Weges dahin überreich entschädigt wird. Niemand versteht die Vorzüge der alten Ruine besser zu würdigen, als die monströsen Literaturkeime, die Studenten der Universitäten Halle und Jena, die zu Hunderten oft wochenlange Bierbachanale daselbst abhalten, sich der Bequemlichkeit halber auch des Nachts auf die Strohlager in den oben überwölbten, nach den Seiten aber offenen Kellergewölben strecken, und dafür sorgen, daß die Humpengeister der Schenken von der Veste und der Herren von Osterhausen, der Besitzer der schlechthin Veste genannten Rudelsburg im 14., 15. und 17. Jahrhundert, alljährlich mehrere Male durch mittelalterliche Rauf- und Saufdünste erquickt werden. Das Fremdenbuch der Ruine enthält außer einer Unzahl von gelehrten Namenschnörkeln und offenbaren Nullen auch eine Namenserie von der höchsten Geltung, und ich meinerseits würde stets Bad Kösen der Rudelsburg wegen, nicht aber diese im Vorbeigehen wegen des Bades besuchen.

Notizen.

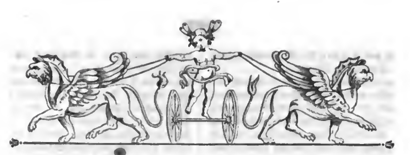
[In Sachen des Nachdrucks.]

Der Correspondent der hannoverschen Zeitung schreibt aus Paris: „Die Gesellschaft der Schriftsteller zur Hemmung des unentgeltlichen Wiederabdrucks ihrer Journalartikel hat wirklich ihre Thätigkeit begonnen, und schon sind einige Processe gegen mehrere größere Journale eingeleitet, die sich weigern, das geforderte Honorar für die abgedruckten Artikel zu zahlen; man ist neugierig, wiefern die Tribunale der Gesellschaft dabei die Hand reichen werden. Dabei werden freilich von den Advokaten der Gegenpartei manche absurde Artikel der Statuten hervorgehoben werden, die gegen den Schriftsteller, der einmal diesem Bunde beigetreten ist, eine große Tyrannei ausüben. Nach einem derselben darf er z. B. nicht einmal einem andern Journale den Abdruck ohne Entschädigung erlauben, ohne gegen die Gesellschaft selbst in eine Geldbuße von 50 bis 100 Fr. zu fallen. So ist ihm also die weitere Verbreitung seiner Ideen untersagt, im Falle die Redaction seines Artikels nicht so allgemein ansprechend ist, daß ein anderes Journal ihn zwar wohl umsonst, aber nicht gegen Honorar aufnehmen wollte. Ein solcher Fall ist wirklich in diesem Augenblicke schon vorgekommen in Bezug auf einen Artikel über baskische Lieder und Melodien, den der Verf. einem dortigen Departementsjournale nachzudrucken erlaubte, um sich in seiner Vaterstadt und vor seiner Familie zu zeigen. Diesen Artikel der Statuten durch einen Scheinvertrag zu umgehen, nach welchem der Verfasser vorgebe, das festgesetzte Nachhonorar erhalten zu haben, geht darum nicht, weil die Gesellschaft die Zahlung desselben in die allgemeine Kasse verlangt und davon für einen gemeinschaftlichen Unterstützungsfond Abzüge macht. Man beginnt so von manchen Seiten einzusehen, daß dies ganze Institut von den einmal bekannten und berühmten Mitgliedern, deren Artikel man allein des honorirten Nachdrucks für werth halten wird, zum Schaden der unbekannten Schriftsteller, deren Artikel unverbreitet bleiben, gemißbraucht werden wird. So entstellt hier Alles der Monopol- und Speculationsgeist in der Literatur; ein Wink für die Schriftsteller in Deutschland, die, wie man liest, sehr geneigt scheinen, die französische Association nachzuahmen.“

[Karl Beck.]

Ist jetzt mit einem Gedicht in vier Gesängen beschäftigt, das den Titel: „der deutsche Ritter Harold,“ führen wird. Es erscheint im August bei Engelmann in Leipzig.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 121. — den 23. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Wienbarg auf Helgoland.

Sein Tagebuch liegt vor mir. Der freie Athem seiner Gedanken, der helle Wogenschlag seiner Rede versetzt mich auf das seltsame Eiland, dessen Felsen die Nordseewinde langsam zerbröckeln. Gleicht dies Eiland vielleicht der germanischen Freiheit von Alters her, die der feuchte Westwind Jahrhunderte hindurch mürbe gemacht? Es war einst ein Land, man zählte es zu den drei großen Nordseeinseln der Sachsen, sprach von neun Kirchspielen auf Helgoland, maß acht (römische) Meilen Länge, vier Meilen Breite. Jetzt ist es ein lockeres Steingerölle, an dem sich zur Sommerzeit ein müdes Häufchen Culturmenschen anklammert, um die verweichlichten Glieder ins Meer zu tauchen und auf einige Wochen aus der Seeluft Genesung zu trinken von den Freuden und Leiden einer jämmerlichen Verfeinerung. Die neun Kirchspiele hat die Fluth verschlungen, in den versunkenen Saatgefilden nisten Unken und Meergethüm, und wo einst blühendes Menschenleben jubelte, schreit die heiserer Möve ihr kläglich Lied. An dem Steingebröckel sitzt ein Rest alter Friesen, deren Heldengesichter sehr träge Falten ziehen, weil sie sonst Seeräuber waren und jetzt die Bedienten schwächlicher Badegäste sind. Die großen schlanken Mädchen mit dem bunten Turbantuch und den rothen Röcken mögen noch germanische Keuschheit haben, von Patienten läuft man wenig Gefahr, und in dem „rothen Wasser" im Oberlande tanzen sie ihre schlichten Sprünge. Im Unterlande bei Madame Mohr geht es schon civilisirter zu, kostspielig aber oben wie unten, und wenn Du die lodderigen Buben mit den schönen Gliedern los sein willst, mußt Du zum „Pfenniggeabbeln" eine Münze hinwerfen, dann stürzen sie haufenweise zu Boden und ringen mit kunstgeübter Hand nach dem schimmernden Dinge, das die Helena der modernen Welt geworden. Diese kräftige Keckheit der helgolander Bursche ist noch ein Stück Erbtheil von den germanischen Ahnen, die Seeräuber waren und ein freies Meervolk. — Auf den Zinnen steckt die englische Fahne. In ihrem flatternden Schwunge weht noch ein Athemzug altgermanischer Freiheit. Vieles andere ist schon sehr deutsch, denn der Mensch dieser Zeit mit seiner Cultur verfälscht alles; nur das Meer nicht mit seiner Balsamkraft; die donnernde Brandung überschreit er noch nicht, gegen den freien Hauch der Nordlandsluft sind seine Gifte noch ohnmächtig geblieben. Zitternd steht er vor der salzigen Fluth, wie ein ohnmächtig Mädchen vor dem Brautbette, wo es seine Bewältigung wittert. Und wenn er auf der Felszacke sitzt, an deren Fuß die Woge schäumt, und hinausblickt in die Ferne, wo Meer und Himmel verschmilzt, so muß er sein Auge und sein Herz erst mühsam gewöhnen an die leuchtende Unendlichkeit der Elemente. Ich weiß wohl, daß das Geschlecht immer höher steigt im Laufe der Zeiten, der Natur sich immer mehr bemächtigt, ihren Kräften den Zügel umwirft und selbst den Ocean überbrückt mit der Klugheit seiner Maschinen. Aber der Einzelne verliert, wo das Geschlecht gewinnt, und ich

wüßte nicht, daß das Zeitalter der Maschinen zugleich das Zeitalter der Heroen sein könnte.

Wienbarg und Helgoland! Als ob die Natur zwei Mal dasselbe schaffen wollte, um geistig zu wiederholen, was sie im Kreise der physischen Welt hervorgerufen. Wienbarg ist das Nordseeeiland, das feuchte Winde langsam zermürben. Aber seine Stirn bleibt Fels, das kräftige Meer wäscht seine Füße rein und ein heller Athemzug der Freiheit umstürmt seine Brust. Auf Helgoland fehlt alle Vegetation, der üppige Saft des grünen Lebens in Wald und Wiese. Gleicht Wienbarg dem Inselande auch hierin? Es ist wahr, er gibt keinen Gemüsegarten, keine Küchenkräuter, auch keine Blumenbeete, die sich der Mensch zu seiner Freude anbaut. Er hat nichts als den Felsen der Gesinnung, den schäumenden Wellenschlag des Meeres und die freie Nordlandsluft, die um die Küsten schnaubt, und mit ihrer reinigenden Kraft nicht hineinreicht bis in die Atmosphäre des Continents. Ihm ist alles verhaßt, was den Süden bezeichnet, die schweizerische Ausbeute seiner Kraft bis zur Erschlaffung, das schmachtende Hinsterben im üppigen Genuß. Alle Erscheinungen im Reiche der Natur wie des Geistes sind ihm zuwider, wo das weibliche Element das männliche überwuchert, und in dem, was der Süden erzeugt, auch der Süden der geistigen Welt, ist das Weibliche die vorherrschende Macht. Sein Tagebuch enthält auch sein ästhetisches Glaubensbekenntniß. Aus jener Eigenthümlichkeit, die ich eben bezeichnete, entspringen seine Gedanken, die auch in abgerissener Haltung wie helles Nordlicht schimmern, und selbst barocke Einzelnheiten in klare Seeluft tauchen. Wienbarg scheidet sehr streng die weiblichen und die männlichen Elemente des menschlichen Geistes, und verfolgt diese Scheidung bis in die einzelnen Dichtergestalten, bis in die Formen der Poesie. Petrarca, sagt er, war ein Weib, Tasso war ein Weib, nur Dante war ein Mann, und schrieb daher im großartigsten dramatischen Styl, obgleich seine göttliche Komödie die epische Form hatte und er genöthigt war, die Coulissen, nämlich die Beschreibungen, selbst hinzumalen. „Einige erhabene Geister, wie Dante, Milton, Klopstock, rannten mit drei Schritten über die irdische Bühne hin und standen dann gleich hinter den Coulissen der Welt. Menschen waren ihnen nicht genug, sie mußten Geister schaffen, welche dem Himmel und der Hölle angehörten. Schönheit ward ihnen nicht zu Theil, ihre Muskeln waren zu entblößt, ihre Adern zu geschwollen, ihre Blicke zu geisterhaft. Das Männliche, das im Dichter nur vorherrschen, nicht allein herrschen soll, führte in ihrer Hand ein zu schweres Szepter über das Weibliche. — Byron war ein Mann, das zeigen seine Tragödien, aber er war verzogen und liederlich, und gefiel sich oft in der Rolle des Herkules am Spinnrocken. Schiller war ein Mann, aber ein kränklicher. Jean Paul war ein Mann, ein Weib und ein Kind zu gleichen Theilen. Eben so Yorik; doch war in diesem das Kind mehr ein Schauspieler. (?) Shakspeare war vielleicht nicht der größte Mann unter den Dichtern, aber der größte Dichter unter den Männern. Sein Männliches war blitzend, groß und erschütternd, sein Weibliches zart, sinnlich, phantastisch, ungeheuer fruchtbar. Die Ehe zwischen beiden die glücklichste seit Sophokles." In Goethe sieht Wienbarg ebenfalls Männliches und Weibliches, Götz der Degen und Werther die Kunkel sind Eine Person, aber beide Elemente sind nicht treu vermählt, das Weibliche war überwüchsig. „In seinem hohen Alter," sagt er, „streifte er alles Geschlechtliche ab, und da gefiel er weder den Männern noch den Frauen." Philosophie, Politik und im Dichten das Dramatische und Epigrammatische, hierin sieht er die Functionen der männlichen Kraft. Seine Ansicht von der Zwitternatur des Romans theilten wir schon früher hier mit. „Die lyrische Poesie," sagt er, „wenn sie nicht philosophirt wie Pindar, oder die Tuba bläst wie Tyrtäus, gehört auch den Frauen an. Ein Jüngling, der Liebeslieder dichtet, ist ein Narr; ich nehme den Fall aus, daß er sich dadurch bei seiner Geliebten einschmeichelt, gleich dem singenden Troubadour. Sappho und Korinna überstrahlten in ihren Liebesliedern das ganze Alterthum. Ihre Empfindungen nahmen den Schwung der Poesie, dagegen die männlichen Liebesdichter, Griechen wie Römer, die faunische Natur besangen. Die Liebesgedichte des Mittelalters sogen die religiöse Mystik in sich ein, eine mönchische Essenz, die freilich den Bocksgeruch des sinnlichen Alterthums vertrieb, aber die Liebe mit einer fremden Schwärmerei ansteckte, die mit ihrem ewigen Wesen nichts gemein hatte. Das konnten nur Männer. Frauen hätten die Liebesrose an ihren Busen erblühen lassen und mit keinem andern Weihwasser sie benetzt, als mit dem Thau ihrer Thränen. Die profane Minnesingerei war ganz unausstehlich. Mit solch allgemeinem Singsang von der Liebe und ihrer Süßigkeit konnten nur Männer die Poesie und sich selbst entwürdigen; Frauen nicht. Bei unseren neueren großen Dichtern verhallte das Liebeslied mit der Nachtigallenzeit. Die Schiller'sche an Laura gerichtete Begeisterung ist zwar männlich oder vielmehr heftig, aber nicht dichterisch. Der Ka-

taraft der Leidenschaft hat sich vielleicht niemals so wild-donnernd über die Felsblöcke der deutschen Sprache ergossen, als in diesen rauschendeu Gedichten. Goethe's Lieder aus der Jugendzeit reflectiren das sanfte Bild eines unter dunklen Zweigen dahinwandernden tiefstillen Baches, in welchen ein geliebtes Antlitz sich traumhaft abspiegelt. Es ist das schöne naive frankfurter Gretchen, seine erste, reichsstädtische, altfränkische innigliche Liebe, der Veilchenduft seiner Seele, das Symbol seiner deutsch-häuslichen Gemüthsart, die Else seiner liebevollen Naturstudien, die ihn in Wald und Feld hinauslockte, das weiblich Treue und Sehnsüchtige seines Busens, das noch im Werther zwischen Lotte und den Blumen und Gräsern sich theilte, noch im Faust zwischen Gretchen und der Bergeshöhle kämpfte, und sich später nach der Naturseite ganz verlor, so daß dem Weibe nur der gewöhnliche Antheil durch Schönheit bewegter, genußbefriedigter Männlichkeit übrig blieb, eine Stimmung, die in seinen spätern italienischen Liebesgedichten sattsam unpoetisch in fröstelnder Kunsthülle zum Vorschein kam — Resultat, ich meine nicht, daß die Männer unfähig sind, Poeten der Liebe zu sein, aber ich glaube, daß sie die Metaphysik der Liebe erst von den Frauen lernen, oder vielmehr von ihrer frauenhaften Natur borgen müssen."

Wienbarg auf Helgoland! Mich dünkt, ich sehe die hohe schlanke Gestalt über das dürre Eiland schreiten; sein blondes Haar flattert in heller Nordluft, sein lichtblaues Auge trinkt hier die Nahrung, die ihm zusagt. Ich höre seine Stimme mitten durch das Geräusch der Brandung: „Und wäre Helgoland nicht der schönste Versammlungsort für deutsche Jünglinge? Könnte die ehemals heilige Insel," ruft er aus, „nicht aufs neue der Mittelpunct eines frommen Dienstes werden? Welch ein Altar, um der ewigen Jugend ewige Treue zu schwören — und gelegentlich die Bundbrüchigen vom Fels des Capitols hinabzustürzen! — Ueber die deutsche See, nach Helgoland, weiter nach Norwegens wunderbaren felsigen Küsten, dahin fliege die junge deutsche Adlerbrut! — In früherer Zeit war die Schweizerreise ein romantisches Bedürfniß. Die Jugend begegnete sich in Tell's Bergen, lange Alpenstäbe in der Hand. Die Schweiz hat viel von diesem Magnetismus eingebüßt. Die Poesie und die Freiheit suchen die Inseln und Küsten der Meere. Byron schon fand nirgends Ruh, als wo er die See athmete. Ach, und die arme bellommene und verkommene deutsche Literatur, wie ihr zuträglich wäre die See! Von dort kam das Heldenkind, die deutsche Sage, und ihr Flügelschlag peitschte die leuchtenden Wogen. Am Stern der geschnäbelten Schiffe, hoch über den gewappneten Rudereen, stand der Sänger und sang kühne Lieder den Kühnen, die nach Kampf und Abenteuern zogen. Die deutsche Poesie ist auf der See geboren, im Binnenlande vergreiset und kindisch geworden. — In der englischen Literatur ist der frische freie Seehauch niemals ausgestorben. Shakspeare verräth nicht allein in seinem Sturm, sondern in allen seinen Dramen den Insulaner, den Vertrauten des Meeres, den Umschauer am weitesten Horizonte, zu dessen Füßen sich die fernher vom Nordlande, von Italien, von Griechenland, von Indien anrauschende Fluthung des Weltlebens und der Weltgeschichte bricht. Die englische Literatur ist ein Segelschiff, die deutsche ein Frachtkarren. — Zu früh hat die deutsche Literatur ihre Mutter, die See, verlassen und verloren. Die mittelalterige schwäbische Poesie ist schon ganz Landratte; alle spätern Dichterschulen stammen aus dem Innern Deutschlands. — Grausames Geschick, das den nordischen Geist, die norddeutschen Stämme verfolgte. Hingelagert an Küsten und mächtigen Strömen, derb und freiheitsinnig, unternehmenden Geistes, in dem Augenblick, als sie einem starken, großen Verbande entgegenreiften, getroffen durch cäsarischen Blitzstrahl, politischer Ohnmacht, jeder Art Erniedrigung zugeschleudert!"

Und er kniet voll Unmuth nieder, wirft sich auf die harte Lagerstätte und möchte zerbrechen wie der unfeuchtbare Fels, von dessen Rücken die Fluth der Zeit alles weiche Erdland fortgespült und in die Tiefe verschlungen. Vor Herzeleid wird seine Rede karg, bei aller Heiligkeit werden seine Gedanken unlustig, seine Hand wird zäh wie der Griffel des Tacitus. So sitzt er auf Helgoland und denkt in der Geschichte des Vaterlandes an den großen Moment zurück, wo Norddeutschland seinem Süden erlag. Dies geschah mit dem Falle Heinrich des Löwen. Die Besitze der Deutschen, Frankenland, Schwabenland, Sachsenland, diese großen Herzogthümer, welche der norddeutsche Heinrich an sein Haus gebracht, wurden durch seine Niederlage schändlich zerstückt, und das alte Deutschland verlor seinen Schwerpunct, seine Kraft und Herrlichkeit. Wäre Norddeutschland durch Heinrich den Löwen zur Obmacht gediehen, es hätte sich nicht in Italien verblutet, deutsches Recht und Gesetz nicht dem römischen geschlachtet, der slavische Osten hätte sich nicht eingedrängt, und wir hätten später, statt einer habsburgischen und brandenburgischen Geschichte, eine deutsche behalten. „Heinrich der Löwe! Friedrich Barbarossa! Warum mußte Deutschland zu gleicher Zeit zwei Männer zeugen, die im Zusammentreffen sich zermalmten!

Norddeutschland Siegerin und Sängerin — und die Jahrhunderte rauschten von einer andern Poesie, als jene französisch-chevalereske des Mittelalters, jene schusterhafte Meistersängerei und jene freilich sehr geistreichen schlesischen Ausgeburten des Ungeschmacks im siebzehnten Jahrhundert. Daß man in der Mitte des letztern anfing, die Engländer zum Muster zu nehmen, dies war der erste Schritt zur Besserung, die Rückkehr an das herzerweiternde Meer, an die Wiege des germanischen Volks und der germanischen Poesie. Seltsam! Die großen Dichter, die aus diesem Drange hervorgingen, schauten nicht das Seegestade. Goethe und Schiller, in ihrer Jugend vom durchstreichenden Nordseewinde kräftig berührt, wandten ihm später den Rücken zu und ließen sich nach des Südens helleren, behaglicheren Kunstregionen verwehen."

So abgeschieden vom Tumult der Menschen denkt Wienbarg, er braucht nicht nach Helgoland zu gehen, um sehr einsam zu sein mit seinen Gedanken. So wenig sich das Meer die verschlungenen Triften wieder abzwingen läßt, so wenig gibt der Schlund der mächtigen Zeit das Begrabene heraus. Wienbarg ist zum Eremiten geworden. Wenn ihr aber Sonntags früh, bevor der Lärm des Tages eure Wünsche kreuzt, einen einfachen Spruch hören wollt, so gehet hin und trinkt vom Bronnen dieser schlichten Weisheit. Und wollt ihr wissen, wie dieser Einsiedler sich in seiner Einsamkeit gefällt, so lest die Vorrede zum Tagebuche von Helgoland. Sie ist eines der schönsten deutschen Gedichte.

Notizen.

[Pariser Theater.]

Ein pariser Correspondent der Allgem. Leipz. Zeitung äußert: Das Theater und die dramatische Kunst gehören jetzt vorzüglich mit zu den Elementen unsrer gesellschaftlichen Zustände, welche bei dem großen Verwandlungsprocesse unsrer Sitten nach und nach ausgeschieden werden müssen. Ihre sittliche und, wenn man will, politische Bedeutung haben sie ja längst verloren; sie sind nicht einmal mehr die Schulen der feinen Bildung und des guten Geschmacks, wozu man sie eine Zeitlang zu machen wähnte. Ihre Triebfedern sind jetzt eben nur Zeitvertreib und Speculation, und aus Mangel an moralischer Haltung treiben sie sich in den Gemeinheiten und dem Flitterwerke der Alltäglichkeit umher, welche die Sinne kitzeln und die Schaulust befriedigen. Man kann annehmen, daß in Paris im Durchschnitt 20—30,000 Personen die Abende in den Theatern zubringen, und soweit die Regierung bei der Frage über die Erhaltung der Theater mit ins Spiel kommt, gehört sie in den Bereich der Gesellschaftspolitik. In ihrem Auge sind die Theater ein nothwendiges Mittel, den Launen und Neigungen einer zusammengedrängten Bevölkerung Befriedigung und Ableitung zu geben; und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wird ihre Unterstützung eine Sache der Klugheit. Officiell wird die den königlichen Theatern gewährte Hülfe auf die Summe von 1,200,000 Fr. angegeben. Allein die Opposition will ihr nachrechnen, daß sie sich bis auf 1,600,000 Fr. belaufe. Davon kommen 631,200 Fr. auf die große Oper; 257,000 Fr. auf das Theatre Français mit Einschluß des Odeons; 240,000 Fr. auf die komische Oper und 71,800 Fr. auf das italienische Theater.

[Englische Staatsmänner als Dichter.]

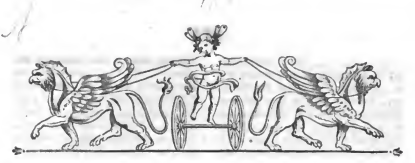
Das London und Westminster Review bemerkt, daß von dem gegenwärtigen Ministerium in England nicht weniger als 7 Mitglieder dichterische Werke veröffentlicht haben. Vom Lord John Russel erschien eine Auswahl Poesien, theils Original, theils Uebersetzung, vom Lord Morpeth zwei Lehrgedichte, vom Lord Melbourne ein Lustspiel in Versen: the fashionable friends, von Lord Holland Uebersetzungen einiger Tragödien und Gedichte von Lopez de Vega, von Spring-Rice, unter dessen Mitwirkung Sarah Austin Raumer's Briefe über England übersetzte, ein philosophisches Poem, von J. Hobhouse und Lord Glenelg gemeinschaftlich ein Gedicht über die Wiedergeburt der Wissenschaften und Künste im Orient.

[Ein kleiner Irrthum Hrn. v. Raumer's.]

Es ist noch nicht lange her, daß der deutsche Historiker Schlosser in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts eine der Schlachten des siebenjährigen Kriegs von den Preußen gewinnen ließ, die allen bisherigen Nachrichten zufolge als eine verlorne bekannt war. Angeschrieen deshalb, gestand er zwar seinen Irrthum ein, meinte aber, die Sache sei unwichtig, verloren oder gewonnen, es käme auf eins heraus!

Eine eben so neue Annahme, von der wir aber noch erst erwarten, daß sie als Irrthum eingestanden werde, ist die, welche Friedrich v. Raumer in No. 162 der Blätter für liter. Unterhaltung aufstellt, daß die Briefe, die er dort als aus dem Französischen übersetzte im Auszuge mittheilt, im Jahre 1786 von Talleyrand aus Braunschweig und Berlin nach Paris geschrieben worden seien. Von Talleyrand?? Die Quelle, woher sie geschöpft worden, ist nicht angegeben. Es ist aber die bekannte Histoire secrète de la cour de Berlin, dieses geistvolle, scharfe, aber wegen seines lästerlichen Inhalts und indiscreter Publication von dem Verfasser selbst mißbilligte Buch, das niemals dem Hrn. v. Talleyrand — der zu jener Zeit auch gar nicht in Berlin war — zugeschrieben worden, sondern allgemein als ein Werk des Grafen Mirabeau anerkannt ist. Soll nun die Meinung, Talleyrand habe jene Briefe geschrieben, als eine neue Ansicht behauptet werden? Oder wird diese (unmöglich durchzuführende) Annahme als ein Versehen preisgegeben und entschuldigt? Dergleichen Verstöße sind oft heilsam, um unser Gelehrten vor Hochmuth zu bewahren, und ihnen auch für andere einen billigen Maßstab zu geben! —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 122. — den 25. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Stille Lieder von Karl Beck.

1.

Weine nicht so sehr!

Du finstrer Himmel, weine nicht so sehe!
Versprach sie doch, am schwanken Steg im Garten,
Im Dämmerschein, mich heute zu erwarten: —
Sie zitterte, als ich es laut erbat,
Ich zitterte, als sie es still bejaht,
O, hind're nicht, daß sie mie naht —
Du finst'rer Himmel, weine nun nicht mehe!

Du finstrer Himmel, weine nun nicht mehr!
O wolltest du, geeührt von meinem Flehen
Ihr in die ewig blauen Augen sehen: —
So ford're sie zum Kampfe, groß und klar,
Laß mich nicht sagen, daß ihr Augenpaae
Heut schöner als das deine war. —
Du finstrer Himmel, weine nicht so sehe!

Du finstrer Himmel, weine nun nicht mehr!
Seit sie mich liebt, da liebt mich auch der Feiede,
Ich bin nun zahm im Leben und im Liede,
In bunten Farben schillert mir die Welt:
Nimm sie aus meinee Brust, von Lust geschwellt,
Als Regenbogen in dein Zelt. —
Du finstree Himmel, weine nicht so sehr!

Du finsteee Himmel, weine nicht so sehe!
Ihr Bruder nennt mein Lieben ein Verbrechen,
Sie darf mich heimlich nur am Brückchen sprechen,
Sie läßt mich nicht, sie liebt zum ersten Mal:
Du aber hast nicht einen kargen Steahl,
Du gießest Tropfen ohne Zahl, —
O, sieh, mein Aug' hat Perlen füe dein Meer.

Hermine.

(Fortsetzung.)

Den 10. September.

Es ist wohl schon lange, daß ich Dir nicht geschrieben habe; aber wer ist daran Schuld, als Du selbst? Warum hast Du mir durch Dein Hin- und Herfragen das Schreiben so erschwert und mir Scheu davor eingeflößt? Ich bin nicht im Stande, von dem Mädchen etwas zu sagen, wodurch ich sie vollkommen schildern möchte. Soll ich ihre Schönheit nach Art der Romanschreiber loben? Wie viele haben schon die Morgenröthe beschrieben, und doch, was sind alle Schilderungen gegen sie selbst? Leere Worte, todte Buchstaben. Ich verabscheue diese leeren, diese kalten Geschwätze, die schon so oft wiederholt worden sind. Und dann kann ich Dir so viel von ihr sagen, daß sie nicht schön ist; aber es gibt keine Schönheit, die nicht duech das Gewisse, mit Worten nicht Auszudrückende, das in allen ihren Handlungen, Worten und Bewegungen sich zeigt, übertroffen wüede.

Seit Empfang Deines letzten Briefes setzte ich mich gewiß mehr denn zwanzig Mal zum Schreibtisch, um Deine Fragen zu beantworten; aber eben so oft mußte ich es jedesmal bleiben lassen. Ich müßte Dir ihre Seele vorzeichnen, damit Du Dir ein Bild von ihr machen könntest, und jenes vermag ich nicht. Ich werde Dir einmal ihre Briefe mittheilen, die sie mir dann und wann schrieb, aus denselben wirst Du einige Züge ihres Charakters erkennen können.

Den 12. September.

So eben bin ich von einem Abendspazierritte nach Hause gekommen. — Meine Brust ist voll Gefühl, voll glühendem Feuer. Herminen habe ich heute nicht gesehen, aber die himmlischen Töne ihrer Stimme gehört. Dunkel war um mich Alles und stille wie das Grab, blos die Hufschläge meines Pferdes waren auf dem Steinpflaster zu hören. Als ich nahe zum Thore des Szegfy'schen Hauses kam, erscholl vom obern Stockwerke des Gebäudes ein Lied. Sogleich erkannte ich Herminens Stimme und den bekannten schönen Vers:

Finsterer Kummer engt die Seele.

Das liebliche Lied, von des noch lieblicheren Mädchens Lippen in so gefühlvollem, düsterm Tone schallend, weckte jedes meiner schlummernden Gefühle, finstere Leidenschaften stiegen in meiner Brust auf, stumme Schmerzen zerschnitten mein Herz, meine Thränen flossen über die Leiden der geliebten Dulderin. Als sie zu den Worten kam:

O, Schicksal! nicht der Freude Thränen begehr' ich,
Sie sind dem wunden Herzen nimmer beschieden,
Das selbst zerstörte den innern Frieden.

Und dann wieder:

Nein,
Nur eine Zähre dem gerechten Kummer
Gib noch, und sende mir den Todesschlummer;
Sonst nenn' ich härter dich, als diesen Stein —

glaubte ich unter dem Drucke meiner Gefühle vergehen zu müssen.

Den 24. September.

Deinen Brief, von Vorwürfen voll, habe ich erhalten, und erwiedere ihn Dir nun. Es ist wahr, vollkommen wahr, was Du sagst, daß seit einiger Zeit Alles um mich her verschwindet, ich blos für sie und in ihr zu leben scheine; daß ich weder weiter Lust zeige, ins Amt zu treten, noch mich auch darauf vorbereite. Nur mußt Du in Rücksicht des Letztern die Umstände berücksichtigen. Du weißt, daß meine Gönner in Berathung des Reiches abwesend sind, und ich deshalb bei ihnen meine Schritte nicht thun kann. Wenn ich übrigens die Lust zum Amte verloren habe, so ist es nicht meine Schuld, sondern die Schuld derjenigen, die mich unaufhörlich zum Schriftstellerleben ermuntern, und mir nebenbei die Unannehmlichkeiten des Amtes vorstellen. Aber seid nur ruhig, meine Lieben, nur eine kleine Zeit ruhig, ich bitte Euch. Meine Verbindung mit Herminen naht sich ihrem Ende; laß mich nur dies abwarten. Mit der Entscheidung ihres Looses fängt auch für mich ein neues Leben an. Die Szegfy'sche Familie hat einen Brief erhalten, worin ihr angezeigt wird, daß Herminens Vater mit Walberg zukünftigen Februar hier eintreffen werde, wahrscheinlich zur Verlobung. Hermine ist fest entschlossen zum Klosterleben, und dieser Entschluß hat dem zartgebauten, kränklichen Mädchen etwas Kraft und mehr Heiterkeit gegeben. Jene Zeit ist nicht mehr fern; wartet nur diese ab, die Ihr beständig poltert, und laßt mich wenigstens bis dahin meinen Himmel auf Erden genießen. Das Opfer, das ich später werde bringen müssen, ist viel zu groß, als daß Ihr mir dies nicht gönnen könntet. Lebe wohl. Mein Herz litt unendlich bei dem, was ich jetzt zu schreiben genöthigt war.

Den 26. September.

Im Stillen genieße ich meine Glückseligkeit und mein Herz ist nur Gefühl; darum schreibe ich so selten. Es vergeht kein Tag, wo ich nicht bei Szegfy wäre. Hier finde ich das Alles, was ich seit Jahren vergeblich gesucht habe. Hier finde ich reine, ungekünstelte, affectationsfreie Herzlichkeit, wirkliche Achtung, Vergnügen, und im eigentlichsten Sinne des Wortes: Geistesnahrung. Hier finde ich, was mir nach meines lieben Arztes Behaupten gefehlt hat; hier findet mein Geist einen Anhaltspunct. O, Freund, Worte vermögen es Dir nicht zu schildern, welche Tage ich in der Mitte dieser liebenswürdigen Familie verlebe, und wie mir der Umgang des geistreichsten Mädchens, das ich mir je vorstellen konnte, zur Quelle himmlischer Vergnügen wird. Es hat sich eine geistige Verwandtschaft zwischen uns angeknüpft, und Du solltest es nur sehen, wenn wir drei, Hermine, Bárkonyi's Verlobte und ich, beisammen sind. Guter Gott! bleibt dann von meiner Seele auch nur die tiefste Falte unberührt? Ist denn nicht Alles, was in mir geistig ist, in Thätigkeit? Sehen müßtest Du es, mein Theurer, sehen, was ich sage, um meine Worte wirklich zu verstehen.

Den 2. October.

Der Gesinnung, die sich zwischen mir und Herminen unbemerkt und wie von selbst entsponnen hat, mangelt der Name, mein Theurer. Sie ist zu tief, als daß ich sie Freundschaft, zu rein, als daß ich sie Liebe nennen könnte. Das letztere möchte ich sie schon gar nicht nennen. Unser Verhältniß ist so heilig, daß ich bis zur gegenwärtigen Minute vor diesem Engel den Namen der Liebe nicht auszusprechen wagte. Sie, die sich dem

Himmel geweiht, könnte sie ihn wohl, ohne unangenehm berühet zu werden, hören? Uebrigens wage ich mir zu schmeicheln, daß ich dem Mädchen nicht gleichgültig bin, und dieses Bewußtsein ist mir ein so glänzender Triumph, dessen himmlische Erinnerungen mich durch mein ganzes Leben bis ans Grab, ja bis dahin begleiten werden, wo die Freuden verwandter Gefühle keinen Wechsel mehr erleiden.

Den 6. October.

Ich bin traurig, mein Theurer, sehr traurig, wie einer, dessen Freund auf den Tod liegt. Hermine ist seit einer Woche bettlägerig. Es sind neuere Berichte von ihrem Vater eingegangen, die auf sie einen schmerzlichen Eindruck gemacht haben, und seitdem leidet sie an entsetzlichem Seitenstechen. Gott, welch eine schreckliche Lage, wo eine schuldlose Tochter mit herzzerrißendem Beben ihren Vater erwarten muß! Aber, was sage ich? Darf man ihn Vater nennen, der mit grausamer Hand den Dolch zieht, um damit das schuldlose Kind zu tödten? In jenen finstern Jahrhunderten mag man ein so wildes Thier gefunden haben; jetzt aber schaudert man schon, so etwas nur zu hören.

Lebe wohl, Theurer, Dein gefühlvolles Herz wird ihr eine Thräne nicht versagen, ihr, die Deinen Freund mit den heiligsten Empfindungen liebte, die ihn selig hätten machen können, wenn es das Schicksal erlaubt hätte.

Am 10. November kommen Herminens Henker. Ich bin zu einem großen Schritt entschlossen, wenn der Vater die Tochter verhindern wollte, ins Kloster zu gehen. Solltest Du bis dahin keinen Brief von mir bekommen, so denke mein am 10. November.

* * *

Ich schicke Dir hier Herminens Briefe. Mit eigener Hand habe ich sie für Dich copirt. Achte sie als die größten Schätze Deines Freundes.

Hermine an Szamosvári.

Den 18. Mai.

Lieber Herr Szamosvári! Ihre zum Trost in meinem Uebelbefinden gestern mir geschriebenen, gefühlvollen Zeilen habe ich empfangen und danke für Ihre herzliche Theilnahme. Ich wünschte, daß ich nicht so oft genöthigt wäre, die Freuden derjenigen zu stören, die an meinem Geschicke Theil nehmen; aber was der Himmel uns zugemessen hat, müssen wir ohne Murren dulden. — Gott hat mich von meiner zarten Kindheit an mit vielen Schlägen heimgesucht, denen ich hätte unterliegen müssen, wenn er nicht meiner Seele Kraft verliehen hätte, Leiden zu ertragen; wenn er mich nicht früh gelehrt hätte, daß nur derjenige hienieden glücklich sein kann, der stark genug ist, Beruhigung und Trost aus seinem eigenen Busen zu schöpfen.

Das kleine Gedicht, das Sie ihrem Briefe beischlossen, ist mir ein außerordentlich werthes Geschenk. Mein Herz wurde, als ich es las, erfüllt mit süßen Gefühlen, und wenn die Thräne eines Mädchens zum Maßstabe des Eindrucks einer gefühlvollen Dichtung angenommen werden kann, so können Sie bei diesem Ihren Gedichte, so wie auch bei Ihren übrigen Arbeiten auf schöne Theilnahme von Seiten des Publicums rechnen. Hochachtungsvoll Ihre

Hermine Szépfalvi.

N. S. Alle grüßen Sie durch mich; ich aber sage: Tragen Sie Sorge für Ihre Gesundheit. Gustav wird Sie Nachmittags um sechs Uhr besuchen, wenn Sie Lust haben, mit ihm in die Weege zu reiten.

Den 20. Mai.

Dieses Briefchen soll Ihnen unsere Grüße und die Bitte von uns Allen überbringen, an unserer abendlichen Wasserfahrt Theil zu nehmen. Es ist kein Fremder geladen und die Gesellschaft wird blos aus uns bestehen. Besonders wünscht es Minna, daß Sie nicht ausbleiben, und der Wunsch eines so schönen Mädchens ist keine zu verwerfende Sache.

Ich glaube nicht, daß auf meine Einladung eine abschlägige Antwort erfolgen könne, und so zeige ich Ihnen hiermit sogleich an, daß Gustav mit Schlag sechs Uhr bei Ihnen eintreffen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Die Blumenausstellung.]

Schon daß nicht der gehässige Anblick von Gendarmen (ich müßte sie denn aus Unschuld übersehen haben) den Eingang zu dem Gebäude der Akademie trübt, ist ein freundliches Zeichen für die Friedlichkeit der hineinströmenden Versammlung; noch mehr aber, möcht' ich argwöhnen, für die Auswahl derselben. Und in der That werden bekanntermaßen nur an die Mitglieder des Vereins mehrere Einlaßkarten ausgegeben, die Recht und Weisung haben, dieselben weiter zu vertheilen. Dennoch würde der Andrang bei der fast zu kurzen, aber freilich auch in der Natur der Sache

begründeten Frist der Ausstellung ungeheuer sein, da man wirklich alle mögliche Intriguen anwendet — wenn nicht die Zeit des Besuches auch weislich auf Stunden vertheilt wäre, von 9 bis 2 und von 3 bis 6 Uhr. Aber selbst trotz dieser Vertheilung fand ich bei meinem Eintritte, Punct 3 Uhr, doch schon viele Wagen halten und den Andrang bedeutend. Recht angemessen hatte sich auch das Amt eines Eßwaarenverkäufers in den untern Räumen gegen das einer Blumenverkäuferin vertauscht. —

Schon die Treppen waren etwas ausgeschmückt, doch eilt man ungeduldig darüber hin und denkt oben vor der offenen Thür des ersten Mittelgemaches, wo die Normaluhr ist, kaum daran, dem entgegentretenden Aufseher die Karte zu geben — sondern man möchte nur eben hinein in die grüne, würzige Herrlichkeit. Wahrlich, ich wäre die folgenden zwei Stunden über beinahe von meinem gehässigen Wahne abgekommen, in Berlin könne Frühling und Sommer kein Grünen und Blühen hervorlocken, — kaum ein inneres des Gemüths.

Wir treten ein — auf beiden Seiten sind dichte Wände von Blumen auf wohlgewählten grünverhangenen Gerüsten aufgestellt, sie scheinen ordentlich wie eine Heermasse, aber es würde nur das Heer einer Fee sein können, dann wären etwa die großen gewaltigen Riesen von Sanssouci, ich meine die großen Orangeriebäume, die sich hinter den Blumen gleich zu beiden Seiten der Thür großartig an die Wand gepflanzt haben, — dann wären diese wirklich etwa die Thorhüter und Garde-du-Corps.

Jede dieser ersten Seitengruppen wird unterbrochen durch ein Thür rechts und eine links, deren jede entfernte Herrlichkeiten verführerisch zeigt, aber wir bleiben beständig und gehen zuerst bei der Thür links vorbei, bewundern die meist schönen Georginen eines Herrn Kuhfeld, dann die verschiedenen kleinern, probeartig gegebenen Gewächse der Gartenlehranstalt, aus der diese Gruppe hauptsächlich ausgehoben ist. Schon die von draußen freundlich heraufsäuselnden Linden und die mit langem, kahlem Halse neugierig hineinlugende Akazie locken uns in die Fensternische; hier sind wundervolle stolze Päonien aufgestellt, von verschiedener Farbe und Bildung, aber besonders hochmüthig heben einige ganz volle, große, dunkle, rothe ihre stolzen Häupter über das offene Fenster heraus, und zeigen den armen Vorübergehenden den Abglanz des ihnen verschlossenen Zauberhimmels. — In der großen mittelsten Fensternische aber, unter der Uhr, lockt nun Mancherlei das noch ganz ungesättigte heißhungrige Auge. —

Zuerst sei erwähnt die Auskleidung der Seiten der Nische. Sie besteht aus den wundervollsten Cactusblumen, und es fällt einem im Vergleich zu den stachlichten Gewächsen ein unschuldiger Gedanke von selbst ein, wenn man als den Pfleger dieser herrlichen Blüthen Herrn Kratz genannt sieht. Herr Kratz und sein stachliger Cactus bringen schöne Blumen, kann man recht eigentlich sagen. — Auch der in der Mitte stehende große Cactus mit der bereits reifen, röthlichen, feigenartigen eßbaren Frucht ist von ihm.

Als eine Seltsamkeit fielen hier noch auf einer Schale Herrn Meyer's amerikanische Schlangengurken auf, aber noch lieblicher dufteten die reichlichen köstlichen Erdbeeren aus Charlottenburg. Reizend durch ungemeine Zierlichkeit der Anordnung war inmitten dieser Nische noch ein Blumenkörbchen von Herrn Bouché, es war von fast übernatürlicher Zartheit, so daß man fast die Blicke milder machte, um nichts davon zu verletzen. In der dritten kleinern Nische rechts schwammen die vom vorigen Jahre her bekannten nymphaeae ceruleae mit ihren zarten blauen Kelchen und den langen schlanken Stengeln, anzuschauen wie Nymphen mit auftauchendem halbem menschlichem Leibe, endigend in den Fischschwanz.

Gegenüber der Gruppe des Lehrgartens, neben der zweiten Seitenthür, dieses Zimmer also schließend, standen, gedeckt von ihren gewohnten Leibwächtern, auch hier die Blumen von Sanssouci und der Pfaueninsel. Erst jetzt, bei der Unentschiedenheit über die Wahl der Thüren fällt mir noch einmal, wie zuerst beim Eintritte, die Mitte des Zimmers auf. Wenn das ganze eine Feenwohnung ist, so ist hier der Traghimmel ausgespannt, unter dem sie ruhen müßte — ein Epheu, von Herrn Toussaint sehr mühsam an einem Drahte in dieser Gestalt ausgespannt; aber darunter wachsen Erdbeeren, niedliche, wilde Erdbeeren. Und wenn überhaupt diese Blumen ein Heer sind, so sind sie eines von Schmetterlingen, wie schon Jean Paul die Schmetterlinge umgekehrt fliegende Blumen nennt, und bei dem geringsten hereindringenden Lüftchen heben sie die Schwingen, und ihr Geist scheint aufzufliegen als süßer Duft.

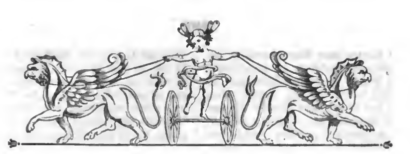
Aber wir treten nun rechts vom Haupteingange durch ein leeres Zimmer, das man nicht so ganz leer hatte lassen sollen, in den Saal rechts. Zunächst der Thür sehen wir gleich eine schöne Aussicht, Bellevue selbst, die Blumen aus den Treibhäusern des Prinzen August. Es ist hier des Kostbaren viel. Er liebt ausländische Blumen zu sammeln, würde eine Berlinerin doppelsinnig naserümpfend sagen. Einige prachtvolle Blumen der seltenen A. urtica leuchteten zuerst in die Augen mit ihrem, ich möchte sagen, modern gesteiften Anzuge. Aber am lieblichsten wenigstens war die Einfassung mit der windenartigen Thumbergia aluta, die großen Blumen schauen einen an, wie ein maleiisches gelbes Gesicht mit einem schwarzen Auge, wie eine schöne Sonne mit schwarzem Herzen; aber sie ist so mystisch, dämonisch umstrickend, lang geschlungen, wie eine Tochter des Südens, die sie gewiß ist. Rechts davon folgten nette Blumen des Herrn Westphal, ich bemerke eine schöne lma longifol. (D. B. f.)

Notiz.

(Ein Ausspruch Goethe's.)

Goethe sagte zu Adolph Wagner, der ihn im Sommer 1824 zu Weimar besuchte, „die nördlichen protestantischen Staaten müßten zum Heil der Welt eng verbunden bleiben, gegen Barbareien jeder Art, woher sie immer kämen; hauptsächlich gehörten Preußen und England in diesen Bund.“ —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 123. — den 26. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hermine.

(Fortsetzung.)

Den 24. Mai.

Wir waren sehr in Besorgniß, daß Sie irgend ein Unfall getroffen habe, und um so angenehmer war es uns, die Ursache Ihres Wegbleibens zu vernehmen. Gustav, bei dem Sie in besonderen Gunsten stehen, war den ganzen Abend mißvergnügt über Ihr Nichtdasein. Wir wären es gleichfalls gewesen, wenn nicht ein unverhoffter Zufall uns erfreut hätte. — Wir verabredeten uns so, daß wir den Aufgang des Mondes auf der Margaretheninsel erwarten wollten. In der Dämmerung stießen wir ab, und bis wir ans jenseitige Ufer kamen, stieg die Sonne hinter die Berge hinab. Es schimmerte Alles um uns in goldenem Glanze, und der Abend war herrlich. Ungefähr um neun Uhr fing es an, hell zu werden am östlichen Himmel durch den Schein des aufgehenden Mondes, und wir bestiegen sogleich wieder den Nachen. Gustav nahm seine Flöte hervor und ergetzte uns mit gefühlvollen Phantasien. Einige Secunden waren so verstrichen, als sich auf einmal hinter uns der Ton einer Guitarre hören ließ. Wir blickten zurück und sahen einen Kahn leise hinter uns schweben. Gustav fing wieder an zu blasen, und als er aufhörte, ließ die Guitarre aus der Ferne dieselben Töne vernehmen, und dies dauerte abwechselnd eine Zeit lang fort. Minna fing bereits an zu zürnen, daß uns irgend ein Ungeladener belausche und unser Vergnügen durch seine Zudringlichkeit stören wolle. Indeß steuerte der Kahn gerade zu auf uns los, und denken Sie sich, es war Bürkonyi. Je unerwarteter, desto angenehmer und überraschender war seine Erscheinung. Aller Angesicht erheiterte sich, als man ihn erblickte, und die ganze Gesellschaft, Gustav ausgenommen, der sich nur nach Ihnen sehnte, gewann an Lebhaftigkeit. Wir haben den Abend sehr angenehm zugebracht; nur Schade, daß Sie nicht bei uns sein konnten; Ihr Wegbleiben machte uns Alle mißmuthig. Minna hat zur Guitarre Ihr Lied an die Hoffnung gesungen, welches uns sehr ergriff.

Eine solche nächtliche Wasserfahrt gewähret ungemein viel Vergnügen. Das prächtige Gewölbe des Himmels mit dem schimmernden Glanze des Mondes und der Sterne, mit seinen schwarzen Schattengewölken spiegelt sich so deutlich in der Tiefe des Wassers, daß es dem Auge, wenn es lange darauf ruht, am Ende scheint, als wenn der Kahn unter einer unermeßlichen Höhe, und über einer unergründlichen Tiefe, auf lustigen Schwingen zwischen zwei glänzenden Himmeln schwebte.

Den 12. Juni.

Sie haben sehr wohl gethan, mein lieber Szamosvári, daß Sie, indem Sie selbst nicht kommen konnten, mich wenigstens durch Ihren Brief erfreuten; durch Ihren schätzbaren Brief, welcher so voll von menschenfreundlichen schönen Gefühlen und so lehrreich ist, wie Alles, was von Ihnen kommt. Schreiben Sie, mein lieber Szamosvári, recht viel, und schreiben Sie für

mich, die ich mit Freuden Ihren Sittenlehren Folge leisten, mit Freuden jede Mahnung annehmen werde, die mich auf den Pfad der Tugend zurückführt, von dem mich meine Klagen beinahe abwendig gemacht haben. Welch reichlichen und schönen Trost finde ich in Ihren Worten! Damit Sie jedoch sehen, daß Sie nicht vergeblich mich zu berathen und zu trösten sich bemühen, daß ich mir Mühe gebe, Sie zu begreifen; so habe ich nach den Ideen Ihrer Briefe ein Gebet verfertigt, welches ich jetzt täglich hersage. Hier folgt es:

Herr! Deine Züchtigungen machten mich ungeduldig; ich brach in Klagen aus gegen dich, der du allein gut und wahrhaftig bist. Ich vergaß deiner Wohlthaten, und zählte nur die Stunden der Leiden. Augenblicke des Kummers hab' ich für Jahre angesehen und sprach: jede Freude, die du mir gabst, sei nur ein Traum einer Secunde gewesen. Ohne Murren unterwerfe ich mich deinen Züchtigungen, magst du schon was immer über mich verhängen; denn ich weiß und glaube es, daß deine gerechten Heimsuchungen nur zu meinem Besten dienen. Ich gebe nicht auf meine Hoffnung auf dein Erbarmen. Du bist gütig und gnädig, deine Fürsorge erstreckt sich bis auf den kleinsten Wurm, du führst auch über ihn deine heilige Sonne herauf, milderst seine Noth; denn auch er ist dein Geschöpf.

Schreiben Sie mir, lieber Szamosvári, und gießen Sie Kraft in meine Seele, welche unter der Last der Leiden bereits zu schwanken begann und gewiß unterlegen wäre, wenn Sie nicht meine Stütze gewesen wären. Es werden auch für mich freudigere Tage kommen, wo ich dann mit herzlichem Danke dessen gedenken werde, was meine Gönner an mir gethan haben.

Den 30. Juli.

Wenn ich bedenke, welche besondere Güte Sie gegen mich, und welche innige Theilnahme Sie gegen Alles bezeigen, was mich umgibt, so kann mein Herz nicht umhin, die heißesten Dankgefühle zu äußern. Haben Sie Dank für das liebe Heft, das Sie für mich schrieben. Sie haben es aus der Ursache gethan, damit ich eine Erinnerung an Ihre Freundschaft habe, wenn ich einst das Geräusch der Welt verlasse und dahin ziehe, wohin mich meine Neigung treibt! Sie haben, lieber Szamosvári, mich zu sehr verpflichtet, als daß ich Ihrer ohne ein solches Angedenken vergessen könnte. — Ich ging das Ganze durch und fand, daß Sie für die Erinnerung sehr gut gewählt haben. Die Gefühle, von denen es durchdrungen ist, wecken im Leser ähnliche Gefühle, und kann es ein werthvolleres Andenken geben, als das der Empfindungen? und vermag wohl etwas den Geist des fernen Freundes besser zu vergegenwärtigen, als wenn ich dann beim Lesen Dieses öfter werde sagen müssen: diese Freude, dieser Kummer, welcher Deinen Busen jetzt durchbebt, hat so erfreut, so darniedergebeugt des Freundes Herz, wie jetzt das Deine.

Den 10. August.

Ich habe die herzlichen Wünsche, die Sie mir in Ihrer Zuschrift eröffnen, vernommen. Sie sind mir um so werthvoller, je mehr sie sich von jenen Glückwünschen unterscheiden, welche die kalte alltägliche Gewohnheit ohne Zustimmung des Herzens darbringt. Ihre Zeilen sind gleich schön, wie voll von herzerhebenden Gedanken; aber Sie hätten darunter nicht jene paar Worte setzen sollen, welche geeignet sind, uns zu bethören und zu verführen. O, Männer, Männer, in welche Versuchung bringt ihr oft unser schwaches Geschlecht! Hat uns die Natur nicht ohnedies eitel genug gemacht, ist es nothwendig, daß man uns noch darin bestärkt?

Ja wohl, heute tret' ich in das zwanzigste Jahr, aber wenn ich zurückblicke auf meine verflossenen Tage, muß ich nicht über dieselben mehr trauern, als mich ihrer freuen? Hab' ich wohl etwas gethan, wodurch ich die Freude meiner Mitmenschen vermehrt hätte? Leider habe ich durch meine Leiden auch die Tage derer verbittert, die ich am meisten liebte, und die mir dagegen mit aller Art Herzlichkeit entgegen kamen. Ich sollte weinen und an meinem Loose verzweifeln, welches mich dazu verdammt hat, einzig die Plagen Anderer zu mehren. Aber ich will nicht kleinmüthig werden, sondern mich bestreben, meine Seele stark zu erhalten. Die Zukunft schmeichelt mir mit schönen Träumen; ich hoffe!

Den 30. August.

Sagen Sie mir, lieber Szamosvári, über meinen Vater nicht unangenehme Dinge. Es gereicht mir zur Pein, solches zu hören. Bisher waren sie mein Tröster und jetzt muß ich sehen, daß Sie selbst den Muth sinken lassen. Es ist eine Frage, ob sich auch Alles so verhält, was man über ihn spricht! Und sein Brief, der Sie so sehr außer sich bringen konnte, konnte der nicht die Ausgeburt irgend einer plötzlichen Aufwallung sein? Wir müssen abwarten, was geschehen wird, wenn er kommt. Ich habe viele Gründe, zu glauben, daß er meine Absicht, welche so fest und heilig ist, nicht wird vereiteln wollen. Ich werde zu Gott flehen, daß er ihn

erweiche, und wenn er dann hier sein wird, und ich ihn in meine Arme werde schließen können, will ich weinend zu seinen Füßen fallen, und er wird, Sie werden es sehen, mit seiner einzigen Tochter Mitleiden haben, gewiß er wird es. Sprechen Sie, lieber Szamosvári, besonders Sie, nicht von ihm. Je mehr ich Sie achte, desto mehr verwunden Ihre Worte mein Herz jederzeit, so oft Sie sein mit Unwillen gedenken.

Den 4. October.

Ich bin krank, theurer Freund, sehr krank, und es verdoppelt, mein Leiden, daß ich von so Vielen bedauert werde und so Vielen Schmerzen verursache. Ich habe wieder Briefe von meinem Vater erhalten und ersehr daraus seinen festen Entschluß, welche alle meine Hoffnungen vernichtet. Kommen Sie, lieber Szamosvári, meine Seele bedarf Ihres Trostes gar sehr. Vielleicht ist dies der letzte Dienst, den Sie Ihrer Freundin leisten. Ich fühle, daß ich weder des Himmels, noch Walberg's, sondern des Todes auserlesene Braut bin, und meine Trauerhochzeit bald erfolgen wird. Da diese gewiß nicht mehr fern ist, so ersuche ich Sie um eine Freundschaft, um die letzte, aber heiligste: Lieben Sie meinen Gustav immer so, wie Sie ihn jetzt lieben. Denken Sie, daß er eine Waise, daß er durch das Geschick von Allem entblößt ist, was ihm heilig, was ihm theuer war. Dies die letzte Bitte Ihrer Freundin.

Bei entsetzlichem Kopfschwindel schreibe ich dieses Gekritzel, und weiß nicht, ob Sie im Stande sein werden, daraus die Größe meiner Gefühle zu fassen. Darum aber, lieber Szamosvári, tragen Sie das Fehlende nach und sagen Sie sich die eindringlichsten Worte, die Sie sich nur denken können, daß sie Hermine gesprochen hätte.

Várkonyi an Ernyni.

Ofen, den 14. September 1826.

Wenn es mir nicht die Freundschaft zur Pflicht machte, Ihnen zu schreiben, so würde die Nächstenliebe es gebieten, daß ich Sie in einer so schwierigen Lage um Hülfe angehe und um guten Rath bitte.

Unser werther Freund kam im verflossenen Herbste krank nach Ofen, beehrte nur mich zuerst mit seinem Zutrauen und erholte sich Raths bei mir, als seinem Arzte. Anfangs versuchte ich, ihn seiner eigenen Aussage gemäß zu heilen, aber nach Beobachtung einiger Wochen ersah ich, daß sein Uebel nicht im Körper, sondern in der Seele seinen Grund habe. Ich suchte daher diese zu heilen. Es wäre zu lang und auch zwecklos, zu beschreiben, wie ich nach meinen psychologischen Kenntnissen sein Vertrauen zu gewinnen gesucht, und dies nach und nach in solchem Maße erlangt habe, daß er am Ende meinen Rath mit kindlichem Gehorsam befolgte. Nach seiner Ankunft brachte er ungefähr zwei Wochen im Bette zu; es kostete Mühe, ihn aus demselben zu bringe, und selbst, nachdem er lange schon außer Bette war, wollte er das Zimmer nicht verlassen. Verschlossen in sich, grämte er sich ohne Aufhören, bildete sich tausenderlei Uebel ein, und wenn ich kam, sprach er von nichts, als immer nur von sich selbst. Ich erkannte die gefährlichen Anzeigen der Hypochondrie und bemühte mich, ihn davon zu befreien. An einem schönen Nachmittage lockte ich ihn ins Freie, wir fuhren hinüber nach Pesth, in das der Stadt nahe gelegene Wäldchen. Der schöne Tag, die reine Luft, der Wechsel der Gegenstände vor seiner Seele, und besonders der Umstand, daß seine Aufmerksamkeit von ihm selbst abgezogen war; Alles dieses wirkte wohlthätig auf ihn. Nach dieser Fahrt hatte er einen ruhigeren Schlaf und fühlte sich besser. So that ich öfter mit ihm und unausgesetzt, so oft es meine Zeit erlaubte; denn indem es mit seiner Gesundheit besser ward, machte mir auch sein Umgang viel Vergnügen. Zuletzt brachte ich ihn in Gesellschaften und führte ihn in mehreren Häusern ein, wo er überall als einer der interessantesten Gesellschafter herzlich aufgenommen wurde. Als die Maitage kamen und die Sonnenwärme sich zeigte, empfahl ich ihm das Bad, nicht so sehr, um dieses selbst zu gebrauchen, sondern vielmehr der Menschen wegen, die sich dort in großer Zahl herumtummeln.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Die Blumenausstellung.]

Wie ich nun merkte, hatte ich am Ende eben mit dem Ende wirklich angefangen; wenn wenigstens der Schluß vorzüglich gemacht werden sollte, so wird er's gewiß durch die Ausstellung des botanischen Gartens. Hier war nun besonders von dem Seltenen eine seltene Auswahl. Der Gloxinia, ebenso der Calcaria waren viele schöne Blumen abgewonnen, auch die herrlichen Rhododendron müssen erwähnt werden; am zierlichsten fand ich jedoch die ungemein schöne und reiche Ausstellung der Haidearten, die mit ihren Stummenglöcklein ordentlich das sinnige Gemüth stumm heranläuten zu stillem Opfer; besonders prachtvoll war die rothe Erica cylindrica. — Gar bald aber hatt' ich hier das Gegenstück gefun-

den zu der Thunbergia alata — es war die Th. leucanth, weiß, mit dunkelbraunem Auge — kann ich nur sagen; auch daß nur eine Blüthe da war, erhöhte den Gegensatz. Ich erwähne noch in ihren Korktöpfen des Epidendron cochleatum und cuspidatum, das mit seinen Wurzeln wie mit weißen Krallen auf dem Korkstocke sitzt. — Auch ein Cereus monstrosus war aufgestellt, und nun an den Fenstern bei schönen Sträußen vorüber durch das mittelste Zimmer wieder durch, gehen wir in den größten Saal, linker Hand.

Montbijou hat hier seine Edelsteine in herrlichen lebendigen Folien (Blättern) ausgelegt, besonders schmücken hohe gelbe Blüthengewächse strauchartig (ich erkannte auch eine Art des Besenkrautes darunter) die hintere Wand; eine Sinningia guttata mit ungemein feinen braunen Pünktchen zieht an. Der Saal ist schon zur Aufstellung nischenartig an den Wänden eingetheilt, und an einem fast an die Decke reichenden, glänzend mit funkelnden Perlen gestickten Bandeliere einer Wachsblume des Hrn. Bluth vorüber, wenden wir uns zu der schönen, reichen Ausstellung des Hrn. Decker. Hier zuerst habe ich die Andisia crenulata bemerkt; wie hinweisend auf die zu beiden Seiten ausgebreiteten reichen Schätze steht hier die vielfingrige, facherartige Brunsuigia disticha; wie ein Vorhang — wie eine Blumenranke (und es ist ja eine) — wie ein Gürtel, ist ihr vorgezogen ein Tropaeolum tricolorum mit den vielfachen naiven Blümchen. Haiden und Hyacinthen, mit dem Hintergrunde von Balsaminen, schließen zunächst die Seiten ein. Rosen bilden den Uebergang zu den Blumen des Herrn Limprecht und Faust, alsdann kommen die aus dem Schloßgarten zu Charlottenburg. Dieser Theil schien mir etwas stiefmütterlich behandelt — von einer Unmasse von Stiefmütterchen — ich muß aber gestehen, daß ich ihn am Ende in meiner Beobachtung blos so behandelte; denn ich hatte neben mir sagen hören: „This rose is beautiful!" der Laut kam aus so süßem, vollem Munde, der Mund war in einem so hohen, schönen Gesichte, das Haupt an einem so herrlichen, königlichen Leibe! — die beiden Engländerinnen rauschten ächt englisch von allem Aufgetragenen nippend in ihren schwerseidenen, schwarzen Kleidern dahin, daß ich für die Blumen so recht meine Augen erst wieder gewann, als ich sah, daß „the beautiful rose" keine dafür hatte, sondern unendlich schwerfällige Augengläser gefährlich überall handhabte, dadurch kam ich aus der Schußweite und fürder an die Blumen des Hrn. Hänel; denn den Zwergbaum des Hrn. Allardt mit der Unmasse gelber Pomeränzchen erwähn' ich nicht gern erst, da er mir eigentlich mehr verwunderlich, als bewundernswürdig gewesen ist. — Hr. Hänel aber hatte in der Mitte eine kostbare halbsüdliche Schöne, eine braune, üppig prächtige Iris Lusiana aufgestellt, unter der sich die Papierblümchen (rodaseth.) recht niedlich und heimlich ausnahmen, ein großes rothes Gewächs überdachte sie dunkel und schön, ich kannte es nicht. — Aber noch ehe ich zu der Hauptmacht Hrn. Hänel's, den Pelargonien kam, mußte ich eine wunderbar niedliche Euphorbia bewundern, die auf ihren Stämmchen mit den spärlichen Blättern paarweis ihre wunderschönen rothen Blüthen auf den Armen hielt, wie eine halbentblößte Bettlerin ihre rothen Blümchen.

Jetzt erst wenden wir uns um. Hinter der Büste des mit Lorbeer bekränzten Königs wogt die See der Hortensien, aufsteigend von Reseda und Hahnenkamm — schön überschattet von Palmen. Die Rotunde macht sich prachtvoll, doch dächt' ich, hätte man dem Könige über das Haupt anstatt der vier Fahnen immer Palmen hängen können — wenn es nun deutsche Eiche nicht sein durfte — auch hätten die Rosen um seine Büste frischer sein sollen, einige waren schon entblättert.

Jetzt erst kehrte ich durch die andere Flora von Berlin zurück — denn wir sind am Ende, da wir auf die Früchte lange warten würden — ich meine auf die des Gartenvereins, nicht auf die der Berlinerinnen, die ihre Früchtelein nach löblichem Herkommen großentheils auch hier mit haben. Die Früchte haben die Herren für sich behalten, und vor drei Uhr beim gemeinschaftlichen Mahle verspeist, und man sollte meinen, daß Hr. Prof. Link mit einer Ananas im Munde recht würzig und saftig in seiner Tafelrede gesprochen haben mag.

Ueber die Fruchtausstellung kann ich also nicht berichten, und ich würde doch auch erst Aeschylos oder Homeros, oder doch Voß haben nachschlagen müssen: wie sich Tantalus in ähnlichem Falle benommen hat; es ist aber nicht gerathen, sich hier mit diesen Titanen viel einzulassen.

Somit kauf' ich der Leserin unten zum Schlusse nur noch ein Vergißmeinnicht. v. Tr.

Notizen.

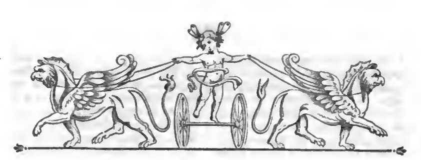
[Briefe über Seydelmann.]

Ueber Seydelmann's Darstellung des Mephistopheles im Goethe'schen Faust auf der berliner Bühne sind interessante Verhandlungen gepflogen worden zwischen einigen Personen von kritischem Geist und feinem Geschmack. Man war nicht allerseits mit der Art, wie Seydelmann die Rolle genommen, zufrieden. Ein geistvoller Kritiker ist für ihn durch eine Reihe von Briefen aufgetreten, die in dem Kreise, wo sie vorgelesen worden, große Sensation gemacht haben sollen. Es war die Rede davon, die Briefe in Druck zu geben, doch wird dieser, wie es nun heißt, aus besondern Rücksichten unterbleiben. Bei dieser Gelegenheit hat man auch mit erhöhtem Interesse wieder der Briefe gedacht, die der scharfsinnige, auf dem ästhetischen Felde nicht minder als auf dem juristisch-historischen bewanderte Gans über die Hauptrollen Seydelmann's früherhin bekannt gemacht hat. —

[Adolphe Dupuy.]

Der in Leipzig erscheinende „Voleur, gazette des journaux français," wird seit kurzem von Hrn. Adolphe Dupuy, Professeur à l'école de commerce de Leipzig, redigirt. Es ist derselbe, der Laube's „Schauspielerin" ins Französische übersetzte. Das Journal bietet einen interessanten Wechsel von Novellistik und biographischen Artikeln; das Feuilleton der Neuigkeiten ist sorgfältig geordnet. Die typographische Ausstattung ist elegant. Jede Woche erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$ Bogen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 124. — den 28. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hermine.

(Beschluß.)

Bei Gelegenheit einer Lustfahrt fiel ihm am Wege in den Wald der Stadt ein niedlicher Weingarten, besonders wegen seines im guten Geschmack gebauten Sommerhauses auf. Er fragte mich, wem wohl derselbe angehören möge. Ich sagte ihm, er sei das Eigenthum einer verstorbenen Verwandten gewesen, aber ihr verschwenderischer Gatte habe ihn verkauft, obwohl derselbe nicht ihm, sondern nur seinen Kindern angehört hätte. Seine Fragen führten mich dahin, daß ich ihm die ganze Geschichte dieser Familie erzählte. Er hörte mich mit sehr großer Theilnahme an, und ich bemerkte, daß die ungerechten Schritte des unglückseligen Vaters sein ganzes Innere empörten. Er konnte es nicht vergessen, brachte das Gespräch selbst nach mehreren Tagen wieder darauf, und hat die Sache, wie ich hörte, selbst Ihnen, theurer Freund, mitgetheilt und so werden Sie ohnehin Alles wissen. Einige Tage nach dieser Lustfahrt waren die Szegfy, Hermine und ihr Bruder Gustav, mit mir im Bade, wo ich Szamosvári traf und ihn mit diesen bekannt machte. Szamosvári schien beim Anblick des armen kranken Mädchens gerührt zu werden, und war, wie ich merkte, davon sehr betroffen. Es vergingen mehrere Tage, daß ich Geschäfte halber Szamosvári nicht sehen konnte; doch hörte ich von Szegfy, daß sie mit ihm im Bade täglich zusammengekommen wären. Eines Morgens, nachdem er so eben vom Bade zurückgekehrt war, stürzte er aufgeheitert und mit einer Feuerröthe auf seinen Wangen in mein Zimmer. Ich lenkte das Gespräch auf verschiedene Gegenstände, aber er schien darauf nicht zu merken; Alles verrieth vielmehr, daß seine Gedanken an einem fernen Gegenstande hingen. Auf einmal erhebt er sich von seinem Platze, geht auf mich los und eröffnet mir die Bitte, ihn in das Szegfy'sche Haus einzuführen. Ich verstand mich mit Freuden dazu, und dies um so mehr, da ich diese Familie, besonders den heitern und scherzhaften alten Szegfy für diejenigen Menschen hielt, unter denen sich Szamosvári's schwärmender und heftiger Geist einige Ruhe verschaffen könne. Die Einführung geschah, aber war leider von gefährlichen Folgen. — Szamosvári ist seither täglich bei Szegfy und Herminens begeisterter Verehrer.

Da Sie, geschätzter Freund, bereits vertraut sind mit den Angelegenheiten Herminens, so werden Sie begreifen, daß Szamosvári's Leidenschaft gegen das Mädchen von keinen guten Folgen sein kann. Ich kenne Herminens Vater zu gut, als daß ich für Szamosvári auch nur im geringsten eine günstige Hoffnung hegen könnte. Hermine wird nur zwischen Waiberg's Hand und höchstens dem Klosterleben wählen dürfen; ja es leidet eine Frage: ob der unbeugsame Starrsinn des Vaters Letzteres zugeben wird. Ich theile Ihnen, verehrter Freund, hier den Zustand der Dinge mit; denken Sie darüber nach, wie man der Gefahr, welche dieses Liebesverständniß bringen kann, vorbeugen könnte. Vielleicht wäre es gut, dieses Alles deutlich Szamosvári

vorzustellen, und ihn dahin zu bringen, daß er dieses Verhältniß mit Herminen aufhebe. Sie vermögen viel über ihn, scheuen Sie keine Mühe; es handelt sich hier um das Glück unsers geliebten Szamosvári. — Unsere Stellung in dieser Angelegenheit ist sehr mißlich. Wir beide schätzen und lieben Szamosvári von ganzem Herzen. Er ist ein sehr ausgezeichneter und liebenswürdiger Mann, aber ungemein empfindlich und reizbar, müssen wir fürchten, ihn zu verletzen. Das unglückliche leidende Mädchen etwas Unangenehmes fühlen zu lassen, fällt ebenfalls schwer dem Herzen und so setzen wir allein auf Sie alle Hoffnung, alles Zutrauen. Der Knoten ist um so verwickelter, da das Mädchen, von Natur sonst sehr verschlossen, nicht ganz gleichgültig gegen Szamosvári zu sein scheint.

Haben Sie die Gewogenheit, theurer Freund, mir mitzutheilen, zu welchem Schritte Sie sich entschlossen haben. Es wird vielleicht nöthig seyn, daß wir uns in dieser schwierigen Sache verständigen. Ihr achtungsvoller Freund De Várkonyi.

Den 25. September.

Ihr Brief an Szamosvári, theurer Freund, den Sie mir in Copie mittheilen, ist gut durchdacht und mir wie aus der Seele geschrieben. Wir wollen abwarten, welchen Erfolg derselbe haben wird. Ich glaube, er wird ihn schon bekommen haben. Unterlassen Sie gütigst nicht, mir seine Antwort, insofern es den bewußten Gegenstand betrifft, mitzutheilen. Weil er von Herminens Gesinnung gegen ihn bis auf den heutigen Tag mit mir nicht gesprochen hat, wird er wahrscheinlich auch jetzt sich aller Erwähnung derselben enthalten, und so kann ich nur von Ihnen erwarten, über Szamosvári's Denkweise unterrichtet zu werden.

Den 1. October.

Es ist eine traurige Sache, was Sie mir, theurer Freund, in bewußter Angelegenheit melden. Auf diese Art müssen wir auch die geringste Hoffnung auf guten Erfolg unseres Vorhabens aufgeben. So bin ich gezwungen, mich zu dem letzten, unangenehmsten Schritt zu entschließen; ich bin gezwungen, mit Szamosvári selbst darüber zu sprechen. Der liebt den Freund nicht, der ihn am Rande des Abgrundes erblickend, sich nicht bemüht, ihn der Gefahr zu entreißen; aber Sie können sich vorstellen, theurer Freund, welches schwere Geschäft ich auf mich lade.

Den 7. October.

Ich bin in größter Besorgniß über den Ausgang der Dinge. Wir haben einen Brief von Szépfalvi bekommen, in dem er anzeigt, daß er zu Anfang Novembers mit Walberg kommen werde, und den elften desselben Monats zum Verlobungstage bestimmt habe. Was wollten wir thun, wir mußten Herminen den Brief mittheilen. Sie können es sich vorstellen, welch ein Donnerschlag dies für das arme Mädchen war. Sie weinte nicht, aber ihr Gesicht verrieth, daß ihr Inneres von peinlicheren Gefühlen zerrüttet werde, als von einem thränenerzeugenden Schmerze. Als sie nach der ersten Bestürzung zu sich kam, fiel sie aus einer Ohnmacht in die andere. Seit gestern scheinen sich ihre Qualen zu mildern, was wir Szamosvári zu verdanken haben, der gestern den ganzen Vormittag an ihrem Bette saß und die ganze Macht seiner Ueberredungsgabe aufbot, um in der Seele der Kranken die gute Hoffnung zu erwecken, daß vielleicht Walberg selbst einen andern Entschluß fassen, und man dann auch ihren Vater werde bereden können, ihren Vorsatz in Hinsicht des Klosterlebens gut zu heißen. — Sie werden staunen über das, was ich sage; denn auch ich staunte, wie Szamosvári von dem Entschlusse Herminens zum Kloster sprechen kann; aber die Sache verhält sich so. Es scheint, daß Szamosvári längst darauf vorbereitet war, weil er einsieht, daß er unter so verwickelten Umständen auf den Besitz Herminens nimmer rechnen kann. Seine Absicht ist blos die, das geliebte Mädchen glücklich zu wissen; da Hermine das Klosterleben immer als das höchste, letzte und heiligste Ziel ihrer Wünsche sich dachte. Nur so kann man seine starke Resignation begreifen.

Den 10. October.

Ich zittere wegen Szamosvári. Heute hat er zum ersten Male mit mir über Herminen gesprochen und sich mir eröffnet. Der Kampf seines Innern, deß ich Zeuge war, ist unbeschreiblich. Hätten Sie ihn gesehen, theurer Freund, sie hätten ihren Grimm über die Qualen dieses armen Jünglings nicht unterdrücken können. Um den Hals fiel er mir, beweinte Herminen, als eine für ihn allem Anscheine nach Gestorbene. Ich bot Alles auf, ihn zu trösten, er schien auch etwas ruhiger zu werden. Seiner Resignation fehlt wohl der Seelenfriede, welcher ihm zu wünschen wäre, indeß würde ich mich in dieser Hinsicht noch zu beruhigen vermögen, wenn mich nicht ein anderer Gedanke schreckte, den in mir sein Verhältniß zu Walberg erzeugt. Als ich Walberg's Namen

aussprach, wurde jedes Gefühl in ihm rege, und er ließ sich die Ueberzeugung nicht nehmen, daß Walberg die Ursache aller dieser mißlichen Intriguen sei. — Sie kennen sein heftiges Naturell, und wenn ich sage: daß Walberg ihm in dieser Hinsicht ganz gleich, oder es noch in höherem Grade sei, und daß diese beiden Flammen leicht an einander schlagen könnten, daß — u. s. w. .... Sie werden meine Besorgnisse begreifen.

Hermine ist sehr übel daran, und es steht zu befürchten, daß wir die Arme verlieren. Ich glaube, Szamosvári's Umgang hat alle Gefühle dieses Mädchens aus dem Schlummer geweckt, und gewiß würde sie im klösterlichen Leben nicht jene innere Ruhe finden, welche sie sich verspricht, und womit sie auch Andere trösten will.

Den 26. October.

Herzlich gern erfülle ich, warum Sie mich bitten, theurer Freund, und schreibe Ihnen Alles, was geschieht. Der Himmel gäbe es, wir hätten es schon überstanden. Mein Kopf ist seit einiger Zeit ganz verwirrt, und ich finde keine Ruhe.

Es wäre gut, Szamosvári's Mutter etwas von ihrem Sohne wissen zu lassen. Sagen Sie ihr so viel, als Sie für gut finden; Alles darf sie vielleicht nicht wissen. — Unter einer Woche schreibe ich Ihnen und werde Sie unterrichten von dem, was geschehen ist.

Den 9. November.

Heute erwarten wir Szépfalvi. Dieser halbe Bogen liegt auf meinem Tische bereit, um Sie von Allem, was geschieht, zu unterrichten. — Szamosvári ist so eben weggegangen. Sein Blut ist außerordentlich aufgeregt; Ich mußte ihn bitten, daß er so Herminen heute nicht besuchen möchte, und zwar darum, um ihn ferne zu halten. Es schaudert mir, wenn ich denke, daß er dort mit Walberg zusammentreffen könnte. — Herminens Sprache ist sehr schwach geworden, oft redet sie außer sich. Es ist auch wenig Hoffnung zu ihrem Wiederaufkommen.

Den 10. November Abends.

Es ist geschehen, wovor ich gezittert habe. Szépfalvi ist angekommen. Walberg wußte schon von der Leidenschaft Szamosvári's zu Herminen. Sie trafen sich bei Szegsy. Walberg machte Szamosvári Vorwürfe. Sie kamen heftig zusammen und Szamosvári forderte Walberg auf ein Duell. Zwei Offiziere waren die Secundanten. Heute früh um sechs Uhr schlugen sie sich im benachbarten Walde. Szamosvári kam unverletzt zurück; Walberg führte man ohnmächtig herein. Der Schuß zerschmetterte ihm die linke Schulter. — Man räth Szamosvári, das Land zu verlassen, so lange Walberg noch am Leben ist, aber er will sich nicht entfernen. Es scheint, sein Verstand sei irre.

Den 11. November Nachts um 11 Uhr.

Hermine ist außer sich. Ein Unvorsichtiger hat an ihrem Bette erzählt, was geschehen ist.

Eine Viertelstunde später.

Hermine hat die Sprache verloren, ihre Augen sind geschlossen. Bis Mitternacht wird es sich entscheiden, welche Wendung die Sache nimmt.

Nachmittag um 4 Uhr.

Sie ist zu sich gekommen. Sie ließ ihre Spiegellade bringen, zog ein Paquet hervor und gab es mir in die Hand mit der Bitte, es nach ihrem Tode zu verbrennen. So viel mir scheint, ist es Szamosvári's Handschrift.

Eine Stunde später.

Sie muß mit schrecklichen Schmerzen kämpfen. Sie spricht zwar nicht, aber das schnelle Herzklopfen verräth ihr Leiden.

Morgens um 5 Uhr.

Sie hat vollbracht. In den letzten Augenblicken verlangte sie ihren Vater zu sehen. Als er eintrat, ergriff sie seine Hand, küßte sie und entschlummerte ruhig ohne alle Zuckungen.

Den 12. November.

Heute stürzte Szamosvári mit einem Schrei in's Zimmer, wo die Leiche ausgesetzt liegt. Ich mußte ihn ins Krankenhaus bringen lassen. Seine Handlungen bezeugen, daß sein Verstand verwirrt ist. — Walberg ist zu sich gekommen. Sein Arzt versichert, daß die Wunde nicht gefährlich und um sein Leben nichts zu befürchten ist.

Den 20. November.

Sagen Sie doch ja, lieber Freund, der Mutter Szamosvári's nichts von dem Unfalle ihres Sohnes. Wir haben gute Hoffnung auf seine Wiedergenesung. Daß Walberg am Leben ist, dieses zu hören, hat viel dazu beigetragen.

Hermine haben wir heute begraben. Gustav ist

trostlos, denn er liebte seine Schwester ungemein. Sie können sich die Größe unsers Schmerzes über den Tod dieses von uns Allen so sehr geliebten Mädchens denken! —

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Görres, die Postamtszeitung, eine Anekdote vom Fürsten Metternich.]

Görres ficht in der Vorrede zur vierten Auflage seines Athanasius fürchterlich gegen das sogenannte junge Deutschland, obschon er nur Eine Person im Auge hat. Görres singt, aber sein Gesang ist Unkengesang, er stellt sich an den heißen Kessel seiner Gedankenverwirrung, und schleudert heißen Brei mit dem Kochlöffel auf alle seine Gegner. Gerade aber die Fehler, die er dem jungen Deutschland vorwirft, begeht er in diesem Angriff. Es ist dies ein Flimmern, ein Karfunkeln mit hellgeputzten bleiernen Schwertern, die allenfalls nur mit flacher Seite treffen. Schriebe er einfacher, mit mehr Grund, er würde überzeugen. Er will aber übertoben und das gelingt nicht. Es gibt nur Einen Frühling im Leben aber zwei Kindheiten. Görres hält die zweite Kindheit für einen Frühling, irrt sich aber gewaltig. Ob man ihn aber bekämpft oder nicht, das ist im Grunde eins. Haue man einer Schnecke den Kopf ab, in acht Tagen ist wieder ein anderer da: den Schweif abgehauen, wenn die Schnecke aus dem Hause soll! Es gilt dies bei allen geheimen Umtrieben, sowohl politischen als religiösen, ja sogar in der Literatur. Das Haupt hat immer etwas edleres, und in ihm wird das Verderbliche nicht getödtet; fällt der Kopf, so setzt sich ein nachgewachsenes Haupt an seine Stelle. Den Schweif muß man abhauen, und sollte es das Haupt selbst wünschen müssen. Das junge Deutschland ist eigentlich ein Bastard, es hat die Kraft von dem Fanatismus und die Ironie von dem Indifferentismus. Aber Herkules war auch ein Bastard. Hierüber ein ander Mal mehr.

Der Redacteur der Oberpostamtszeitung kündigte an, er hätte schon funfzehnhundert Artikel geliefert. Man weiß wahrhaftig nicht, soll man über diese Arroganz lachen oder sich erzürnen. Man denke sich 1500 Artikel von einem Manne: was müssen dies für Artikel sein? Aber nein, die Artikel sind meistentheils gut, nur sind sie nicht von ihm. Die Postamtszeitung hat gute Mitarbeiter. Thiers, Talleyrand, Barante, Molé, Palmerston, Merode, Joseph der Zweite, Chateaubriand; alle diese Leute und andere liefern dem Herrn Redacteur die Artikel. Man nehme nur die Zeitung vor und sehe, ob nicht die Meisten, ja fast alle übersetzt sind, ob der Herr Redacteur mehr thut als einige Worte hie und da einzuflechten, und dann lese man die Anzeige von 1500 Artikeln ohne Lächeln! Was eine andere Zeitung einfach und ohne Prunk aus London oder Paris übersetzt, das nennt der Herr Redacteur einen Artikel. — Mit Ende des Juni hört der „Phönix" auf zu erscheinen, wie ich aus Darmstadt erfahre. —

Man erzählt sich hier folgende Anekdote. Der Fürst von Metternich soll für ein Album auch die autographische Unterschrift von Jules Janin verlangt haben. Janin schrieb: „Ich Unterzeichneter bescheinige hiermit 25 Flaschen Johannisberger von S. D. erhalten zu haben, Jules Janin." Man ließ ihm jedoch sagen, daß die Quittung nicht richtig sei, es sollte 50 Flaschen heißen.

Notizen.

[Clara Wieck.]

Mitte Mai war die gefeierte Virtuosin von ihrer Kunstreise zurückgekehrt. Sie hatte noch, nachdem sie Wien verlassen, in Presburg und Grätz auf den dortigen Theatern vier Concerte gegeben; der lebhafte und nachhaltige Beifall, das stürmische Herausrufen, das sie zur Wiederholung ihrer Vorträge nöthigte, war in jenen Städten nur das Echo aus der Kaiserstadt. In Wien hatte sie noch nach dem Schluß ihrer öffentlichen Concerte mehrmals in glänzenden, zahlreich besuchten Privat-Soiréen mit Lißt zusammen Compositionen von diesem und von Fr. Schubert gespielt. Ein von ihr beim Abschiede von Wien componirtes Souvenir à Vienne, Impromptu über das österreichische Nationallied, ein glänzendes Concertstück, ist so eben bei Diabelli in Wien erschienen. Wir berichteten schon früher die Ernennung der Künstlerin zur kaiserlichen Kammervirtuosin. Wie wenig sie aus dem Andenken der Kaiserstadt verdrängt ist, bezeugt das ihr nachgesandte Diplom als Ehrenmitglied der „Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates," eine Ehre, die außer ihr bisher nur noch Einer Dame, einer hohen Beschützerin der Kunst, zu Theil geworden. Dieser Gesellschaft, welche jetzt auch Lißt, wie früher Thalberg, in ihren Verein aufgenommen hat, steht der Fürst Lobkowitz als Präses vor; Hofrath Kiesewetter ist stellvertretender Präses, Grillparzer gehört zu dem leitenden Ausschuß. — Clara Wieck wird den Sommer abwechselnd in Leipzig und Dresden zubringen, um einige in Wien entworfene Compositionen zu vollenden. Nächsten Winter geht sie wahrscheinlich nach Baiern, — Nürnberg, München, Augsburg, nach den Rheinstädten und nach Holland, wo sie schon im Laufe des vergangnen Winters erwartet wurde.

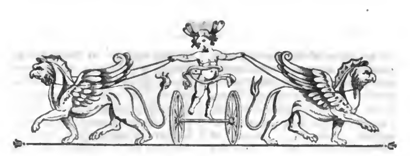
[Gulliver's Reisen, von Swift.]

Es ist sehr zweckdienlich, in Deutschland, wo die Satyre noch nicht genugsam angebaut ist, auch an Swift wieder zu erinnern. In Meißen bei Goedsche erscheint eine neue Uebersetzung von Gulliver's Reisen, von L. v. Alvensleben. Es wird eine Reihe von 15—16 Heften (à 5 Gr.), mit mehreren hundert Abbildungen von Grandville in Paris gezeichnet, das erste Heft circulirt bereits. Die acht Tafeln, welche die spaßhaften Situationen Sir Lemuel Gulliver's im Lande Lilliput darstellen, sind vortrefflich.

[Ein Anonymus.]

Als der Verfasser der beiden merkwürdigen Aufsätze in der evangelischen Kirchenzeitung, über Rahel (Febr. 1837) und über Bettina (April 1838) nennt man den Prediger Lange in Duisburg.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 125. — den 29. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ewald in Tübingen.

(Vom Verfasser der Briefe aus Schwaben und Franken.)

Seit der Mitte des Mai ungefähr ist Ewald in unsern Mauern. Alles hat sich auf ihn vorbereitet, Hörsäle, Professoren, Studenten und Collegiengelder, denn diese wurden in der theologischen Facultät vor kurzem um etwas erhöht. Ewald gehört eigentlich der philosophischen Facultät an, greift aber in die theologische ein schon als Doctor utriusque, daher auch eines seiner Collegien in diesem Semester ein theologisches ist.

Was Ewald's äußere Erscheinung betrifft, so ist sie schlicht, einfach, ja unscheinbar; im Conventionellen, hat er wenig Gewandtheit. Im Anfang still und schweigsam, wird er bald lebendig. Man erkennt in ihm den früh gealterten Gelehrten, der die Frische der Wangen seinen Forschungen opfert. Sein langes Gesicht, blaß, durchsichtig weiß, mit der feinen, schönen Stirn und dem gescheitelten Haare, hat etwas Christusartiges; in den hellblauen, beweglichen, gern zuwinkenden Augen liegt eine selbstbewußte Tiefe, welche durch den Gegenstand hindurch siegreich über ihn übergreift — sie sind nicht groß und offen; die Spontaneität ist größer als die Receptivität. Nicht das Object, sondern nur das Subject darf Recht behalten und es hat Recht, denn er weiß gar Vieles, das Sie nicht wissen, und hat wohl manches im Rückhalt, das Sie weder wissen dürfen noch können. Die ziemlich große, gesenkte Nase gibt in Verbindung mit den feingeschnittenen, zugekniffenen und selbstbewußt in die ahnungsreichen Winkel gezogenen Lippen dem Gesicht einen entschiedenen Ausdruck und temperirt wesentlich denjenigen der Alles und Nichts verrathenden Augen. In den Zügen um den Mund liegt mehr Milde und Güte als Hohn; auf der Unterlippe aber, die gern sich über die obere hinaufzieht, sitzt Sicherheit und Selbstgenügsamkeit, ja Uebermuth und eben so viel ansichhaltende Bedächtigkeit, als absprechende Leichtigkeit des Urtheils. — Sie sehen ein complicirtes sprachgelehrtes Gesicht, das daher auch auf keinem Bildniß getroffen ist; zu gutem Glück erklärt und ergänzt ja eine Sprache die andere. Sitzt auf der Lippe der Ernst der Besinnung, die sichere Wahl des bedeutsamen Wortes, so strahlt das Auge den Sieg aus, den der Geist im raschen Um- und Uebergriff über die Schätze des Wissens und Denkens bereits errungen; heftet sich das Auge eindringlich forschend auf das Object, dem es mitten in's Herz sieht und dessen innerste, einfachste Wesenheit, dessen „höhere Gedanken" es fest und sicher ergreift, so sagt Ihnen der freundlich gekniffene Mund, daß der Geist sich in heimischen Sphären unter alten Bekannten, unter den eigenen Kindern bewegt.

Ewald hat stets noch eben so viel in der geheimen Tiefe des Innern, als er zu offenbaren für gut findet; eine fertige Handhabung der sprachlichen Mittel schlägt leicht und schnell die Brücke vom Innern zum Aeußern. Er spricht schnell und flüssig, mit dem für den Süden so fremdartigen norddeutschen Accent; die Pausen nach jedem Satze sind oft ziemlich lang. Der Ton seiner

Rede beginnt leise mit einem fast schüchternen Lispeln, erhebt sich aber alsbald zu allgemeiner Verständlichkeit. Komisch wirkt es, wenn oft der fremde, schnell und eigenthümlich ausklingende Ton die langsamen Schwabenohren überholt und diese nun kopfschüttelnd sich recht fest vornehmen, bei dem nächsten Satze sich ja zu doppelter Länge zuzuspitzen. Ewald hat in Tübingen ein wissenschaftlich gebildetes Publicum, wie er es nirgends besser treffen mag, und wie er es selbst nicht vorauszusetzen scheint. Daß er viel auf sich hält, wer möchte ihm das verdenken, der auch nur eine Ahnung von der Breite seines Wissens, von der Tiefe seiner Forschung hat. Aber ein fleißiges Studium der Philosophie, und zwar wie sie nicht in dem Dogmaticismus der Formel, der Kategorie und des modernen Scholasticismus verhärtet ist, hat seine hiesigen Zuhörer auf einen Standpunkt der Wissenschaftlichkeit gerückt, und ihnen eine Schule und Zucht des Gedankens gegeben, daß es ihnen nicht so schwer wird, jedem Vortrage mit vollem Verständniß zu folgen.

Von der Philosophie will Ewald nichts wissen, zwar ihr auch nichts anhaben, aber die „berliner Philosophie" scheint ihm noch so wenig gute Früchte getragen zu haben, daß er getrost und sich selbst genug von ihr abwendet. Er gesteht es offen, daß er sich nie damit beschäftigt, daß er nie — Zeit dazu gehabt. Er kann es deswegen heute noch nicht begreifen, wie man ihn so lange für einen Hegelianer halten konnte. Seine Erklärung über und gegen Strauß und dessen „jugendliches" Werk hat seine wahre Stellung dargethan. Er hat sich zu demselben in eine sehr feindselige und geringschätzende Position gesetzt; obwohl er Einzelnes für trefflich und verdienstvoll hält, und von Strauß's Talenten eine große Meinung hat, so ist ihm doch die Grundlage verfehlt, und die polemische Haltung zuwider; das Ganze zu wenig schöpferisch angelegt und vollendet. Wenn es seine Muße erlaubte, hätte er die literarische Welt selber schon mit einem ähnlichen Werke beschenkt und obwohl frei in seinen Ansichten, für Manchen wohl noch zu frei und kühn, doch einen ganz andern Standpunkt eingenommen. Dies in Beziehung auf sein Verhältniß zur theologischen Facultät.

Allerdings hat Ewald Studien gemacht, wie wenige Gelehrte. Er kennt die Bibel, namentlich das A. T. durch und durch, und sein durch alle Sprachschätze sich hindurchwindendes, eroberungsreiches Wissen zeigt ihm Zusammenhänge und Beziehungen, die den Meisten entgehen müssen. Gerade das Zusammenhangsvolle, das einfach und besonnen der Sache, wie sie sich gibt, Nachspürende, ist das Charakteristische seiner Forschung. Und wenn er sich so an die ruhige Objectivität des Gegebenen hält, um nicht durch herbeigeschleifte Formeln die Sache zu nothzüchtigen, sondern um von der Sache aus den zu Grunde liegenden höhern Gedanken zu erreichen, so läßt er es nicht vermissen, daß er nicht immer die Untersuchung in den Terminus des Systems ausmünden läßt.

Auch sonst steht er in der literarischen Welt, die er gern abhudelt und geringschätzt, ziemlich isolirt. Er weiß, was er weiß, und was er geschrieben, das hat er geschrieben. Ist's dieser guten Welt nicht Recht und spitzt sie die Feder und schreibt — Bah! solche Sachen liest er nicht und strebt ungeirrt und unverwirrt seine eignen Wege. Man hat ihm das schon lebhaft vorgerückt, aber abgesehen von eigentlich literarischer Incollegialität hat eine solche Einzäunung in die eigensten Grenzen gewiß für die Originalität der Forschung und Production unvergleichliche Vortheile. Betrachten Sie nur unsere Commentare und Sie sehen, was bei solchen Rücksichtsnahmen des Schlendrians herauskommt. Laßt den Maulwurf nur ruhig und allein fortgraben, er kommt schon zum Ziel, eure Hülfe stört und durchkreuzt nur seine heimlichklugen Züge. Woher kommt der Gallimathias in der literarischen Welt heute anders, als davon, daß Alles eher spricht als denkt, eher recensirt als liest, eher schreibt als forscht, eher lehrt als lernt. Daher denn nur Lehrlinge statt Lehrer, Schreiber statt Schriftsteller, Schwätzer statt Sprecher — des Volks und der Wissenschaft, Recensenten statt Leser. Die Kritik ruht nicht, bis sie sich selber wieder aufgefressen, hoffentlich macht für die Theologie das Strauß'sche Werk eben in dieser Beziehung Epoche. Unsere Zeit schreit nach Production, nach Schöpfung, und wollt ihr derselben eine „neue Bibel" geben, so sorgt nur vor Allem für das erste Capitel einer neuen Genesis.

Ewald liest hier bekanntlich in diesem Halbjahre über alt- und neutestamentliche Theologie und den Pentateuch. Beides mit entschiedenem Beifalle vor ansehnlichen Auditorien. Auch für Sanskrit und arabische Sprache fand sich eine Anzahl Schüler. Vielleicht mochte er auf eine größere Zuhörerzahl gerechnet haben, doch für Tübingen, wo man nicht mit so hohen Zahlen rechnen darf, sind seine Hörsäle gefüllt. Hier gibt es wohl keine so großen Hörsäle, wie in Göttingen — über siebzig Zuhörer kann er, wenn nicht viele Fremde kommen, hier nie bekommen. Denn Tübingen ist, dem Umfange

nach, eine Universität höchstens zweiten Ranges, und hat es auch immer nahe an 700 Studirende, so tritt außerdem, daß die praktischen Fachstudien eine Menge der ausgebreitetern wissenschaftlichen Bildung entziehen, hier noch ein besonderes Mißverhältniß ein. Die Theologen, evangelische wie katholische, sind in Convicten. Durch Lehrpläne und Verhältnisse dieser Institute sind sie mannichfach beschränkt. Weniger die evangelischen als die katholischen, welche auf eine illiberale, kleinliche Weise in die katholische Disciplin eingegrenzt werden. Fast ist Alles, was nicht nach Weihrauch und Patristik riecht, auf den Index gesetzt. So wurde es in diesem Institute nicht gestattet, Vorlesungen über Aesthetik und Aesthetisches, z. B. über das Nibelungenlied zu hören; von Hegel nicht zu reden! Seit man vollends Hirscher vertrieben — denn so muß man sagen, wenn nicht behalten gleich vertrieben ist — wankt unter dem altersschwachen, ehemals so freisinnigen v. Drey, dem ehrwürdigen Haupte der alten tübinger Schule, diese in ihren Zöglingen einer ketzersüchtigen, illiberalen christkatholischen Unbedeutendheit zu. Aber rührend ist es, wie die jungen Schwarzröcke nach Erlösung knirschen und verstohlen vom Baume der Erkenntniß naschen. Manche vermeiden, sogar auf die Gefahr hin, von den fanatischen Mitschülern in den Bann gethan zu werden, dennoch nicht den Umgang mit andern Studirenden. Die meisten sind in den Vorgängen der Literatur, der Wissenschaft und des Lebens gut unterrichtet, und hier und da könnte sich selbst Hegel ein kleines Plätzchen erobern. Von Obscurantismus ist also bei den Bessern nicht die Rede, und der Geist der Schüler mag in manchem Betracht offener und freier als derjenige der Lehrer sein.

Gerade diese wissenschaftliche Atmosphäre wird so gut als die gute und gesunde Luft des bergigen Tübingen dieses auch für Ewald wohnlich und freundlich machen. In localer Beziehung hat Tübingen eigenthümliche Vorzüge. Die Lage ist äußerst schön. Die düstere, verrauchte, unschöne Stadt zwar ist krumm und buckelig über den Sattel eines Berges gebaut, aber die Aussicht, die man von den Spitzen dieser rebenbepflanzten Berge genießt, ist herrlich. Nach der einen Seite in das stille, freundliche Ammerthal mit seinem elysischen Seitenthälchen — dem Lieblingsspaziergang Uhland's und der Wiege seiner meisten Gedichte — und weiterhin über den Vorgrund des meilenweiten Schönbuchwaldes in den äußersten Südwesten, die blauen Berge des Schwarzwaldes. Nach der andern Seite, gegen Osten, die majestätische Alb, die W. Zimmermann so schön mit stahlgepanzerten Riesenschaaren vergleicht. Eng geschlossen, glänzen ihre Kegel und Kuppen, Scheünde und Wände im reinsten Azur ahnungsvoll herüber. Im Norden hält Hohenstaufen, mitten Teck, Neufen und Achalm, im Süden Hohenzollern und Lochan Wache. Dann das fruchtbare Neckarthal, die Ebene bis an die Alb, besäet mit freundlichen Orten — dort trüben Reutlingen und in der Thalöffnung die Ahnung von Pfullingen mit seiner Nebelhöhle, und dem Lichtensteiner Schlößchen, das Graf Wilhelm von Würtemberg durch Karl Heideloff in Nürnberg im gothischen Styl herstellen läßt; geradeaus das Steinlachthal mit seinen berühmten Bewohnerinnen; rechts hin gegen Süden dämmert das Kreuz von den Thürmen des katholischen Rottenburg, der ersten Station nach dem Bade Niedernau, das, unfern in dem saftigsten Tannengrunde gelegen, ein gewöhnlicher Vergnügungsort der Tübinger ist; endlich als äußerste Warte der tübinger Berge, hoch auf der abgerissenen Kuppe das romantische wurmlinger Capellchen, das von unsern Dichtern — Schwab, Lenau, Knapp ꝛc. — so viel besungene. Und längs dieser üppigen Landschaft blickt aus dem Neckar, der zu unsern Füßen seinen Silberfaden unmittelbar an der Stadt herunterspinnt, ihr schönes, feuchtverklärtes Auge zu uns herauf. — Wer von den Alpen herkommt, der sieht in dieser von der Alb beherrschten Gegend nur das Kleine, aber für jeden minder kolossalen Maßstab hat sie selbst etwas Imposantes, während das belebte, fleißig bebaute, unübersehbare Grün im sanften Wechsel von Thal und Berg, von Wald und Feld, von Rebengeländen und Obstwäldern dem von Eis- und Sandsteppen geblendeten Auge paradiesisch entgegenkommt.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Pesth.

[Wesselenyi und Széchenyi.]

— Vergeblich hab' ich in deutschen Blättern, welche von der hiesigen unglücklichen Katastrophe berichteten, nach dem Namen Wesselenyi gesucht. Nicht einmal unter der Rubrik der Helfer fand ich ihn. Baron Wesselenyi hat mit eigener Lebensgefahr über hundert Menschen gerettet. Ist der Haß, den der Ständeunterschied erzeugt, so stark, daß die sogenannten liberalen Blätter selbst da gegen die Aristokratie ihr Müthchen kühlen, wo das Unglück mit schrecklicher Hand ins Menschenleben hineingriff und den Menschen zum Menschen führte? Weil ein Baron als Retter auftrat, mögen die bürgerlichen Schriftsteller ihn nicht erwähnen! Es wäre eben so empörend, wenn Barone den bürgerlichen Retter mit Undank belohnten, aber dann würde man Geschrei

genug darüber erheben. Wessélenyi's Verdienste während des Unglücks sind nachträglich zu rühmen. Selbst die Regierung, heißt es, nimmt Rücksicht auf diesen Heldenmuth des edlen Mannes und wird den über ihn verhängten Hochverrathsproceß niederschlagen, wodurch sie das Gehässige dieses ganzen Verfahrens von sich abwälzen und diesen kraftvollen Volksmann durch Dankbarkeit sich verpflichten kann. Ueberhaupt sind die Bande zwischen Ungarn und den andern Erblanden durch die schleunig geleistete Hülfe von neuem fest geworden. In Ihr.n Blattern las man einmal eine Schilderung des Grafen Széchényi. Es ware passend, auch dem Baron Wessélenyi hier den Tribut der Anerkennung zu zollen. Jener ist der Repräsentant der materiellen Interessen, dieser steht an der Spitze der politischen Reformer, welche die Erhaltung des verfassungsmäßigen Rechtes nebst Abschaffung der eingeschlichenen Mißbräuche bezwecken und die Eehaltung der Nationalität in intellectueller, juridischer und administrativer Hinsicht zu befördern suchen. Selten hat die Natur einen Mann so offenbar zum Volksmann gestempelt als Wessélenyi. Seine imposante, athletische Gestalt, die herkulischen Schultern, des mächtige Haupt mit dem dunklen finstern Blick bereitet den Eindruck vor, welcher in Harmonie steht mit der Wirkung, die eine volle klangreiche Stimme, unterstützt von gründlicher Beredsamkeit und dichterischer Sprache auf die Zuhörer hervorbringt. Außer O'Connel ist Wessélenyi gewiß jetzt in Europa derjenige Volksredner, welcher am besten die Kunst versteht, mit Massen zu sprechen und sich in Folge dessen der größten Popularität erfreut. Ihn schreckt nicht das Gebrüll tobender Volkshaufen, ihn beirren nicht Einwürfe leidenschaftlicher Gegner; mit seinem mächtigen Organ übertönt er die ersteren, mit seiner logischen Schlußfolge erwiedert er den letztern. So vollkommen Wessélenyi es versteht, als Mann des Volkes dessen Interessen zu verfechten, so sehr stellt er sich im gewöhnlichen Leben als vollkommner Gentleman, als ächter Cavalier dar. Er ist in allen ritterlichen Uebungen wohl erfahren, ein trefflicher Reiter, Schütze, Fechter, nebstbei ein thätiger und kenntnißreicher Landwirth, dessen ökonomische Verbesserungen in Siebenbürgen viele Nachahmer gefunden haben. Mehrere in ungarischer Sprache von ihm verfaßte Schriften beurkunden nicht allein des Verfassers warmen Sinn für Recht und Licht, sondern auch dessen gründliche historische und juridische Kenntnisse. Es ist begreiflich, daß ein mit solchen Gaben ausgestatteter Mann bedeutenden Einfluß auf Einzelne, so wie auf Massen ausüben muß. Auch wird er von der ungarischen Jugend vergöttert.

So schildert ihn Fürst S. in seinem Tagebuche aus der Levante. Diese Briefe sind für Freunde gedruckt und circuliren nicht unter dem Publicum. Um so zweckdienlicher scheint es hier auch des geistvollen Fürsten Mittheilungen über Széchényi zur Oeffentlichkeit zu bringen. Graf Széchényi vertritt eine andere Seite des Zeitgeistes in den ungarischen Landen. Er ist moderner, während jener ganz und gar der Romantik angehört. „Was ein Mann, der will, leisten kann," sagt Fürst S., „hat Széchényi bewiesen, und er gehört gewiß zu den merkwürdigsten Menschen unseres Zeitalters, hätte er auch nichts anderes gethan als durch seine Thätigkeit, seinen Eifer und seine Kenntnisse die Dampfschifffahrt auf der Donau eingerichtet und damit den Schleier des Orients gehoben. Allein es ist dies nur eines, keineswegs das einzige Verdienst, welches er um sein Vaterland, dem er auf dem Landtage 1825 einen Impuls gegeben, welcher in progressiver Steigerung fortwirkt, sich erworben hat. Unzählige patriotische Vereine und Anstalten danken ihm theils ihre Entstehung, theils ihre Erhaltung, und auch das sogenannte Casino, der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens in Pesth, sowie aller socialen, merkantilen, wissenschaftlichen und politischen Tendenzen, dankt ihm seine Gründung, worin er von einer großen Anzahl hochherziger Patrioten, und insbesondere Magnaten, denen das Fortschreiten des Nationallebens am Herzen lag, unterstützt wurde. Es ist dieses Casino, oder Clubb (dessen Statuten zwar nach dem Muster der englischen, aber noch mit freisinnigeren Grundsätzen verfaßt sind, auch die größtmöglichste Vereinigung und Verschmelzung aller literarischen, politischen und ökonomischen Interessen bezwecken) eine sehr umfassende Institution, welche noch mit der Zeit durch die Leichtigkeit, mit welcher jetzt jeder von Wichtigkeit erscheinende Gegenstand zur öffentlichen Kenntniß und allgemeinen Beurtheilung kommt, an Bedeutung gewinnen wird."

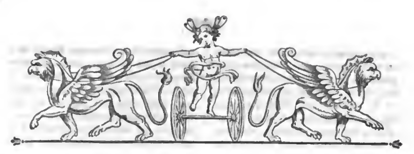
Fürst S. kennt unsre Zustände sehr genau. Er stand als Oberst mit seinem Regiment viele Jahre in Ungarn und Siebenbürgen. Möchte, da sein guter, auch in Algier erprobter Degen in Friedenszeiten ruht, seine getreue Feder manches noch aufzeichnen, was von jeder andern Seite und andern Lebenssphäre aus für weniger bewahrheitet gelten würde. Fürst S. ist so sehr Patriot, so sehr süddeutsches Naturell, er ist so sehr mit seinem ganzen Sinnen und Denken in die Romantik der südlichen Zustände eingegangen, daß gerade er den bestimmtesten Beruf hat, manche Schwächen aufzudecken, die wir gegen jede fremde Hand oft mit Eigensinn, oft aber mit Recht vertheidigen. Wie glücklich Fürst S. das Leben der südlichen Naturvölker aufzufassen versteht, hat er in seinem trefflichen Werke über Algier bewiesen. — Vor kurzem, hörten wir, habe der Fürst, bereits im pesther Comitat ansässig, auch in der presburger Gespannschaft eine Besitzung angekauft.

Notiz.

[Karl Rosenkranz.]

Professor Rosenkranz in Königsberg, der durch die Herausgabe der Kant'schen Werke von neuem seinen Beruf bethätigt, der Sprecher der gegenwärtigen philosophischen Epoche zu sein, berichtete nach Leipzig, daß Kant's Doctordissertation „de igne" und andre Nova aufgefunden sind. Er hat Band 8 und 10 fertig redigirt, und den Plan zu der Geschichte der Kant'schen Philosophie entworfen, welche den 12. Band der großen, in Leipzig bei Voß erscheinenden Ausgabe füllen wird. Dieser 12. Band wird zu Ostern 1839 im Druck erscheinen. — Professor Rosenkranz tritt in diesem Augenblick eine Reise nach Wien und Salzburg an; im September wird er über Leipzig und Berlin zurückkehren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 126. — den 30. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Stille Lieder von Karl Beck.

2.

Schlaf wohl!

Du bist ja glücklich, sanfte Taube,
Drum ist dir feindlich nicht die Nacht, —
Von allen Träumen hat der Glaube
Den lieblichsten dir zugedacht,
Schlaf wohl!

Du sprachst mir viel und sprachst mir wieder
Vom Himmelreich und seiner Ruh, —
Und schlossest doch die Augenlieder,
Und schlossest mir den Himmel zu!
Schlaf wohl!

Du sprachst, der Büßer dürfe nippen
Vom Honig, der im Himmel fließt, —
Und schlossest doch die lieben Lippen,
Wo sich der süße Trank ergießt.
Schlaf wohl!

Nur einmal sollst du mich umfassen,
Dein Herz an meines warm gepreßt, —
Dem Sünder wird die Schuld erlassen,
Hält ihn ein Kind, ein Engel fest.
Schlaf wohl!

Ewald in Tübingen.

(Beschluß).

Reize genug auch für den Verwöhntesten, um ihn zu fesseln, und Ewald wird wohl so ungern wie seine norddeutschen Landsleute, welche Tübingen nun wieder häufiger zu Gast erwarten darf, das schöne Ländchen verlassen. Früher namentlich zog es die Norddeutschen sehr an, und man sollte denken, daß Ewald's Name den Zug nach Süden, dahin, wo, wenn auch noch nicht die Goldorangen, so doch die Rebenhügel blühen, wieder vervollständigen wird. Er selbst mag für dieses Semester schon einen größern Nachzug erwartet haben, bis jetzt sind nur etliche Studirende ihm hieher gefolgt.

Ewald selbst gefällt sich hier, Geist und Luft ist hier gesund, und man mag ihm gern glauben, wenn er bezeugt, er hätte keinen bessern Ort finden können. Ob er lange bleibt, ist eine andere Frage. Aus dem Umstande, daß er sein Haus und Mobiliar in Göttingen stehen ließ und hier sich miethsweise behalf, wollte man schlimme Folgerungen ziehen. Der Staat zwar, der überhaupt sehr viel für die Universität thut — das neue Universitätsgebäude ist auf eine halbe Million veranschlagt — hat ihm mehr geboten, als jeder andere Lehrer hat (2000 Fl.) und mehrere Hunderte stehen für die Bibliothek in seinem Fache zur Verfügung. Allein die Verhältnisse sind doch beschränkt, und der geistige Verkehr, wie der Norddeutsche ihn gewohnt ist, findet sich natürlich hier nicht. Das Leben ist ein specifisch anderes, unmittelbarer, derber, geschlossener. Sodann ist Ewald's Herz gekränkt; die Wunde ist noch nicht verharrscht, mit Jammer blickt er in die Vergangenheit, mit Sorgen in die Zukunft, von der er für Deutschland, für Europa, für Wahrheit, Recht und Freiheit, nicht viel

Gutes erwartet. Herausgerissen aus seiner gewohnten Sphäre des Lebens und Wirkens, auf einen ihm ganz fremden Boden geworfen, im Mittelpunkte seiner innern und äußern Existenz verletzt, gekränkt in den theuersten Interessen, wie er ist, kann es nicht Wunder nehmen, wenn er noch nicht die volle Fassung und Ruhe gewonnen hat. Doch gibt er sich keinem weichlichen Schmerze hin, und wenn er mit bedenklichem Blicke auf Zustände, wie sie vor einem halben Jahrhundert noch waren, hinweist, und wie ein halbes Jahrhundert später das Schlimmste eingetreten sein könnte, so geht er nichts desto weniger mit gewohnter Thätigkeit an die Ordnung seiner Verhältnisse, und besteigt mit immer gleicher Wärme und Gediegenheit den Katheder. Jene unglücklichen Empfindungen spielten nur leise an in den Anreden, die er öffentlich an die Studirenden zu halten veranlaßt war.

Schon lange vor seiner Ankunft nämlich gedachten diese durch einen Fackelzug ihm die Gesinnungen kund zu thun, die ja in der That nur im Einklange mit der königlichen Berufung standen. Allein höhern Orts wollte man jede Aufregung vermieden wissen. Die Begeisterung taugt nicht für unsere Zeit. Freilich konnte Niemand etwas Gefährliches darin sehen, wenn die akademische Jugend ihrem neuen Lehrer eine kleine Huldigung darbrachte. Man wollte in ihm den Gelehrten wie den Menschen, den Mann der Wissenschaft wie des Rechts ehren, rein politische Sympathien machen sich hier nirgends geltend. In einem constitutionellen Lande konnte überhaupt über diese Angelegenheit nur Eine Stimme sein, eine Stimme, wie sie Robert von Mohl von hier aus unumwunden ausgesprochen hat. Zudem der landesväterliche Vorgang — doch es wurde auf dem Verbote gehalten. Indessen ließ sich die akademische Jugend das Recht einer freundlichen Bewillkommnung nicht nehmen. Am zweiten Tage seines Hierseins zog eine Anzahl Studirender Abends nach 10 Uhr vor Ewald's Fenster, um ihm ein Ständchen und Lebehoch zu bringen. Ganz in der Ordnung zog Alles nachher auseinander, auch ohne Zuthun der herbeigekommenen Polizei. Als hierauf Ewald zum ersten Male das Katheder bestieg, scholl ihm von vielleicht mehr als dreihundert Studenten, welche den geräumigen Hörsaal besetzt hatten, „drei Mal ein donnernd Hoch" entgegen: „dem Vertheidiger von Recht und Wahrheit." Es war dieselbe Vorlesung, in welcher er zu Göttingen unterbrochen ward; und so lag es ihm doppelt nahe, auf das Unerwartete und Unerwünschte jenes Vorganges hinzudeuten; wie er so gern seinem dortigen Berufe in aller Liebe und Treue fortgedient hätte, allein das Göttingen, dem er diente, sei nicht mehr, und so werde er sich bestreben, auf den Wirkungskreis, der ihm an hiesiger Universität, „dem alten Sitze von Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Fleiß" überwiesen worden, dieselbe Treue und Liebe überzutragen, mit der er sein früheres Amt bekleidet. — Ein solcher Empfang eines Lehrers war hier allerdings unerhört, ängstliche Stimmen hatten auch davor gewarnt, allein die Begeisterung der jungen Leute wollte sich einmal Luft machen. Es ging Alles in der Ordnung, und daher keine weitere Folgen. Der Schwabe läßt sich sonst nicht so leicht zu lauten Aeußerungen der Gesinnung hinreißen. Bis hier ein Wort fällt, rauschen in Norddeutschland bereits drei Nachtmusiken und Vivats zu den Fenstern auf. Mit diesem schnellen An- und Aufschießen der innern Vorgänge zu äußerer Bethätigung hängt ein interessanter Unterschied zwischen nord- und süddeutschen Universitäten zusammen. Die Persönlichkeit springt in dem raschern Norden viel mehr aus der Masse hervor, alsbald gruppirt sich um sie eine Menge wahlverwandter Beziehungen, und so greift das Leben systematisch abgerundet in einander ein, anziehend und abstoßend. Hier gilt's, zur Fahne, ja auf das Wort des Meisters zu schwören, und jeder nur irgend hervorragende Geist findet ein eigenes Lebenselement im Kreise seiner Verehrer, die von allen Seiten Bezüge und Stoffe herbeibringen, und nach allen Seiten das Erübrigte, und sei es auch nur die kahle Form der Huldigung, verbreitern. Nur so ist es möglich, daß in unserm Norden Talente, die sonst nicht vermöchten, über eine Gesammtheit überzugreifen, so schnell und allgemein auf das Schild erhoben werden, um freilich oft eben so schnell zu fallen, oder den Fremden, der hinter die Coulissen zu schauen kommt, zu enttäuschen. Ganz anders hier zu Lande. Es ist mehr eine Art republicanischer Gleichheit. Wer Achtung verdient, dem wird sie gezollt, doch nicht auf laute oder gar auffallende Weise. Man verehrt Talent und Verdienst, aber daß man so etwas Besonderes daraus machte, einen vor dem andern einseitig bevorzugte, mit einem Worte Clique machte, daran ist hier nicht zu denken. Auf den Lärmen kommt es nicht an. Daher muß sich der Schwabe immer vorher besinnen, was er denn nur für große, berühmte Landsleute habe, ja sein Skepticismus läßt sie wohl eher das Mikroskop passiren, ehe er sich in ihrer Sonne strahlt.

So hat Ewald hier nur die exclusive Stellung, welche er sich etwa selber gibt. Jedenfalls aber hat er

hier viele würdige und tüchtige Collegen, welche, wie Dr. Baur, Haug, Wächter, Schrader, die beiden Gmelin und Mohl u. s. w. den ausgebreitetsten Ruf sich erworben haben. — Sie theilten in Ihren Blättern vor kurzem eine Schilderung hiesiger Verhältnisse und Persönlichkeiten mit, — welche, beiläufig gesagt, mir zugeschrieben wurde —; je mehr sie zu treffen wußte, desto mächtiger zündete sie. Doch durften, so war die allgemeine Stimme, stärkere Lichter aufgetragen sein. Man hat in neuerer Zeit Tübingen mannichfach verunglimpft. Insbesondere erinnere ich mich, erst vor kurzem in Nürnberg im „Correspondenten" einen Brief über Tübingen gelesen zu haben, welcher empören konnte. Ich meines Theils bin lebhaft überzeugt, daß sich Tübingen im Verhältniß seiner Größe mit jeder Universität messen kann. Alle Facultäten sind mit zum Theil ausgezeichneten Lehrern besetzt, und ein rühriges Leben läßt sich nicht verkennen.

In einer Beziehung ist durch Ewald ebenfalls ein neues wichtiges Element hereingekommen. Ich meine den Vortrag. Nur wenige inländische Lehrer haben die Gabe eines klaren und leichten Redeflusses. Glänzend sticht allein Mohl's geistvolles Raisonnement und Wächter's Klarheit und Eleganz hervor. Sonst aber ist es bei fast allen Lehrern gewöhnlich, daß sie ihre Vorträge lesend, ja dictirend halten. Die Ursprünglichkeit des Gedankens, das Frische, Urkräftige, der leichte Schwung, das unmittelbare Verhältniß von Geist zu Geist wird dadurch wesentlich getrübt. Nicht die Feder, sondern der Geist des Zuhörers muß geübt werden, und zwar unmittelbar, er muß mitarbeiten, mitproduciren, Einwürfe und Vertheidigungen, Fragen und Antworten müssen in lebendigem Hinüber und Herüber zur Stelle sein, der Gedanke muß frisch von der Quelle geschöpft werden, wenn es ein erquickender, nachhaltiger Trank sein soll. Allein das gelingt dem Schwaben nicht leicht; er besitzt nicht die Denk- und Mundfertigkeit, nicht die Beweglichkeit des Geistes und der Zunge, nicht die rasche Besonnenheit und den sichern Ueberblick, der im Moment Glied und Kette, Gedanke und Wort zu rechten Stelle ohne Störniß fügen ließe.

Ewald spricht ganz frei, in schön gerundeten, gut stylisirten Sätzen mit längern Intervallen. Nur für Zahlenangaben hält er sich ein Blätchen. Sein Vortrag hat etwas eigenthümlich Einnehmendes, seine Stimme, seine ganze Art und Weise schmiegt sich leicht und stetig an die Zuhörer an, die mit besonderer Vorliebe seinen Worten folgen. — Auch v. Schrader ist ein Niederdeutscher, aber Ton und Wort ist zu feierlich, ja schwülstig; der jugendliche Quenstedt aber, der seit einem Jahre von Berlin auf den Lehrstuhl der Mineralogie und Geognosie hierher berufen wurde, ist in seinen gern besuchten Vorlesungen fast nur zu lebhaft.

Wie nach dieser Seite hin die hiesige Universität hinter anderen zurückstehen mag, so mangelt ihr, wie dem Schwaben überhaupt, die Form. Ein feingeglättetes, geleckten Wesen will selbst den Zierbeugeln von Profession nicht recht gelingen. Um Routine zu gewinnen, dazu fehlt schon alle Gelegenheit. Es herrscht im Ganzen ein derber, gemächlicher, aber keineswegs roher oder verwilderter Ton im hiesigen Studentenleben. Eine gewisse Frische und Gesundheit, die den schwäbischen Schlag von Hause aus bezeichnet, hat sich auch in der Zeit allgemeiner Abgestandenheit bewahrt. Dies ersetzt das „Noble", das andere Universitäten von sich rühmen mögen, als einen Vorzug, sofern es nicht blos in größerer Raffinerie des Genusses gefunden wird. — Ich bin mit dem hiesigen Studentenleben, namentlich mit dessen innerer Geschichte, wenn es eine gibt, zu wenig bekannt, als daß ich Ihnen etwas Näheres sagen könnte. Im Allgemeinen wird ordentlich und fleißig studirt und gutes Bier getrunken. Excesse sind selten, überhaupt wird wie überall wenig öffentlich gelebt, daher auch nichts erlebt. Daher fehlen die Maßstäbe, die man von verschwundenen Zeiten allein herzunehmen doch auch nicht so ungerecht sein darf. Indessen fand ich Gelegenheit, Vergleichungen anzustellen, die vielfach zum Vortheile Tübingens ausfielen. Welch' ein Armensünderbewußtsein akademischen Schlendrians findet sich auf andern Universitäten! — Schlecht darf man den Zustand der tübinger Universität nach keiner Seite nennen, wenn er auch nicht der beste ist; er ist im Allgemeinen und vergleichungsweise ein guter, und das Gute ist ja das Beste. —

Correspondenz.

Aus Gießen.

[Langenschwarz.]

Im Laufe des Mai improvisirte Dr. Langenschwarz hier; er gab mit seiner Frau zwei Akademien. Der Improvisator bewährte große Kunstfertigkeit und schnellen Ueberblick, freilich darf an Leistungen dieser Art nicht der Maßstab dichterischen Werthes gelegt werden, denn sonst verschwindet alles in Nichts; es ist hier vielmehr nur die schnelle Auffassung und Durchführung des zu behandelnden Gegenstandes zu beachten und zu bewundern, und von diesem Standpunkt aus leistete Hr. Langenschwarz fast durchweg Gutes. Bedauernswerth wollte man finden, daß bei der letzten Aufgabe

von Seiten des Publicums beim Aufgeben der Endreime Persönlichkeiten und Sticheleien vorkamen und so das Ganze mit einem eben nicht angenehmen Eindruck schlossen. — Besonders gut durchgeführt war ein Lustspiel in einem Act: „Eginhard und Emma." In der zweiten Akademie entwickelte der Improvisator sein seltenes Talent noch glänzender; besonders in der ersten Aufgabe „Gedanken eines ergrauten Actessisten." Auch in einer neuen Art der Improvisation versuchte sich Langenschwarz, er ließ sich nämlich mehrere Themen geben; zu diesen die Endreime, und endlich mehrere musikalische Taktarten, nach welchen er die einzelnen Themen behandelte. Es wurden gegeben die Takte $\frac{3}{4}$, $\frac{9}{8}$, $\frac{12}{8}$ und $\frac{6}{8}$. Diese Art der Improvisation hat uns am wenigsten gefallen, da sie die an sich schon unvermeidliche Steife des Ganzen bei weitem noch vermehrt, obgleich es sich nicht verkennen läßt, daß Langenschwarz so gut es nur immer möglich war die Aufgabe löste. — Schade, daß auch hier bei ähnlichen Gelegenheiten, besonders aber bei der „Ermahnung an die Füchse" wiederum Persönlichkeiten und Sticheleien, jedoch in größerem Maßstabe und größerer Derbheit, sich einfanden. Mitunter stellte man das Talent auf eine seltsame Probe, man gab z. B. die Endreime: Schweinebraten — Stadtsoldaten; Müllersknecht — spiel die Baßgeig' recht, Cerevis — Hessemies (ein hier geltendes Geldstück); Römisch Recht — Stiefelknecht; — u. dgl. mehr. — Mad. Langenschwarz erfreute durch ihre wohllautende Altstimme.

Notizen.

[In Sachen des Nachdrucks.]

In No. 123 berichtet der Phönix, daß auch die Redaction der halleschen Jahrbücher dem Project zur Bildung eines Vereins deutscher Redactoren zum gegenseitigen Schutz gegen den journalistischen Nachdruck beitreten werde. Zu diesem Zwecke sei eine vollständige Liste sämmtlicher deutscher Journale vorzulegen, und die bis jetzt notorisch diebischen mit geeigneten Belegen zu bezeichnen. Mich darüber freuend, fang' ich an darüber nachzusinnen, wo die Grenze diebischer Benutzung zu ziehen sein möchte. Und dieses bei mir denkend, blättere ich still wieder in Journalen. Saphir's Humorist fällt mir in die Hand. Dieses Journal theilte Duller's Aufsatz über die Infamie des Nachdrucks mit, es coquettirte also gute Miene zur guten Sache und in No. 80 dieses edlen Blattes finde ich meinen Artikel über „deutsche Monumentomanie" Wort für Wort ohne Angabe der Quelle angedruckt. Und dieses bei mir denkend schlief ich ein, d. h. ich blätterte wieder in deutschen Journalen und finde in No. 71 der Mitternachtszeitung ein Artikelchen über Heinse's Portrait in Dr. Körte's Galerie zu Halberstadt. Ich beschrieb Heinse's Züge, und nun finde ich meine Schilderung wörtlich in der Mitternachtszeitung, aber als Quelle den berliner Figaro angegeben. Dieser Barbier nahm mir diesen Bart ungeheißen ab, und nun citirt man den diebischen Figaro. Macht der Figaro eben so wie Saphir gute Miene zur guten Sache? Und dieses bei mir denkend schlief ich weiter, denn das Unmaß diebischer Benutzung unserer Zeitung ist gar nicht zu verfolgen. Wien, Hamburg und Frankfurt sind wahre journalistische Diebeskammern; die vielen tausend gemeinen Provincialblätter gar nicht zu zählen.

[Volksglaube der Litthauer.]

Die preußischen Lithauer glauben noch steif und fest an die Wirksamkeit der Götzen, welche von ihren Vorfahren angebetet wurden. „Parcunas granja (der Donnergott) wirft etwas auf den Boden" d. h. es donnert; „Parkunas hat ausgeschlagen wie ein Pferd," d. h. der Blitz hat eingeschlagen; „Pikollos (der Todtengott) hat ihn abgerufen;" „so spann es die Laima (Schicksalsgöttin)" für unser einfaches: so mußte es geschehen; und ein gewöhnlicher Fluch lautet: „daß dich die Giltine (Pestgöttin) erwürgen möge!" — Begleitet man den Todten zum Grabe, so werden auf dem Wege von der Wohnung bis zum Kirchhofe Strohwische gestreut, „damit der Geist des Verstorbenen, wenn er die erste Nacht nach seinem Begräbnisse noch einmal seine Familie besucht, unterwegs auf dem Stroh ausruhen kann."

[Der Novellist, von Johann Umlauft.]

Die Böhmen deutscher Junge regen sich immer lebhafter. Von „Ost und West" war schon mehrfach in diesen Blättern die Redr. Der „Novellist" hat die Form von Wochenheften und liefert an Erzählungen eine bunte Mannichfaltigkeit. Das Feuilleton, noch etwas zu reich mit den Langweiligkeiten der Theaterchronik ausgestattet, zieht die Interessen der norddeutschen Literatur in sein Bereich und beginnt, dem Blatt einen Rang zu sichern.

[Irländische Bildersprache.]

Von einer rosigen, vollblütigen Wange sagen die Irländer sprichwörtlich: die Spitze einer Binse kann aus der Wange einen Tropfen Blut springen lassen. So sagen sie auch, um zu bezeichnen, daß ein Mensch fest schläft: Unglück über jedes Stück von ihm, welches nicht schläft!

[Beriot und Pauline Garcia.]

Am 25. d. gab Hr. de Beriot in Leipzig sein erstes Concert. Mit Ausnahme der Ballade von Panseron: Le songe de Tartini, zu welcher der Künstler die obligate Violinbegleitung gab, nur Sachen eigner Composition, Air varié, Adagio und Rondo russe und le Tremolo, wie er eine Caprice nach Beethoven nennt. Fräul. Garcia sang die für ihre große Schwester von Costa componirte Cavatine, den Rataplan ihrer Schwester, ein französisches, ein spanisches Nationallied, die von Beriot componirte Schlußarie zum „Liebestrank," und die Ballade von Panseron. Beriot's hohe Meisterschaft, sein eben so glänzendes wie seelenvolles Spiel, erregte stürmischen Beifall. Auch der genialen, obschon noch nicht in sich fertigen Gesangsbildung seiner Schwägerin wurde der lebhafteste Applaus zu Theil. Ueber Beide geben wir nächste Woche einen ausführlichen Bericht aus Berlin.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld

Zeitung

für die

Elegante Welt.



Achtunddreißigster Jahrgang.

Juli.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämteen, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (3me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Fraunhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

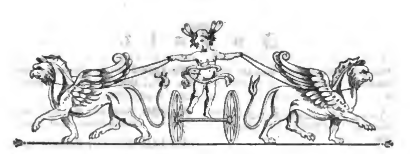
Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 127. — den 2. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß.

Weimar, den 18. October 1806.

Daß ich noch lebe, siehst Du wohl; zugleich will ich Dir nur versichern, daß wir Alle wohl sind, und Keinem in unserm Hause etwas zu Leide geschehen ist. Ich habe ehegestern, da ich kaum mich ein wenig gesammelt hatte, Dir ein paar Zeilen geschrieben, um Dich zu beruhigen; denn ich fürchte, Du wirst meinetwegen sehr besorgt sein; aber ich weiß nicht, ob Du sie erhalten wirst. Die Posten gehen noch nicht; morgen, heißt es, geht die erste, und ich schreibe dies in Vorrath. Jene Zeilen hat ein französischer Offizier durch einen preußischen gefangenen Offizier unversiegelt befördert; der Preuße wurde weiter transportirt und hat versprochen, meinen Brief mit der ersten Gelegenheit auf die Post zu geben. Ich hoffe, er hat es gethan; aber es ist doch möglich, daß dieser Brief eher ankommt. Nun will ich Dir in der Kürze die Geschichte — —

Den 19. October.

Hier wurde ich gestern unterbrochen; wir leben noch in sehr unruhigen Tagen; ich werde auch diesen Brief nicht eher abschicken, bis ich gewiß weiß, daß er ankommt, denn ich möchte diese Geschichte nicht gern wieder zu erzählen haben. Ich schreibe Dir indeß mit jeder Gelegenheit ein paar unbedeutende Zeilen, in der Hoffnung, daß doch etwas davon ankommt; denn wirklich, Du mußt unsertwegen in Aengsten sein. Nun laß Dir erzählen; ich hole aber weit aus; auch ist mein Kopf noch gar nicht wieder recht beisammen; ich hoffe, das soll sich im Schreiben finden, Schreiben war von jeher ein calmant für mich. Wann ich Dir zuletzt schrieb, weiß ich nicht mehr; auch kann ich jetzt nicht zu meinem Schreibekasten kommen, um nachzusehen; ich weiß, daß damals Alles hier voll Preußen und Sachsen war, und Niemand die Nähe dieser schrecklichen Katastrophe ahnte. Guter Gott! hätte ich gewußt, was uns bevorstand, zu Fuße wäre ich fortgelaufen, und hätte sehr übel daran gethan, denn jetzt ist's überstanden und ich und die Meinen sind gerettet. Mein Logis im Erbprinzen wurde durch die Menge Fürsten und Generäle, die dort logirten, sehr unbequem, ich eilte, meinen eigenen Herd zu haben, und bezog den 8. October meine Zimmer, die ganz nach meinem Geschmacke eingerichtet waren, und in welchen ich nur noch für die Gardinen u. dergl. zu sorgen hatte.

Den 28. September war ich angekommen, damals war die preußische Armee in der Nähe, aber noch nicht in der Stadt. Den 1. October zog sie hier durch nach Erfurt zu, wo man die Franzosen in der Nähe vermuthete, das dauerte bis zum 3ten oder 4ten etwa. Ich beschrieb Dir damals all den militairischen Pomp; Alles hoffte, Niemand konnte vermuthen, daß Thüringen der Schauplatz des Krieges bleiben würde. Den 3. October war eine eigene Bewegung in der Armee; Truppen, die unlängst durchgezogen waren, kamen zurück. In den folgenden Tagen kam Alles wieder von Erfurt; in und

um unsere kleine Stadt war ein Heer von über 100,000 Mann Preußen und Sachsen. Die Soldaten waren mißmuthig über die unnützen, ermüdenden Märsche, die Landeseinwohner über die starke Einquartierung und daraus entspringende Theurung; man hoffte noch, aber ein düsterer Geist ging durch alle Gemüther; man hoffte und zitterte. Ich wollte fort; aber wo sollte ich hin? Alle riethen mir, zu bleiben. Ich mußte wohl bleiben, denn es waren keine Pferde mehr zu haben, nicht einmal zu kaufen; auch machte Niemand Anstalt, zu entfliehen. Den 9. oder 10. October traf der König mit der Königin, der Herzog von Braunschweig und viele Generäle hier ein; die Herzogin reiste ab. Ein Lager wurde von Erfurt bis zum Ettersberge, eine Meile von hier jenseit Weimar, aufgeschlagen, welches sich bis dicht an unsern Park erstreckte. Man erfuhr mit Gewißheit, daß die Franzosen auf der Seite, wo man sie nicht vermuthete, hereingebrochen wären, daß sie Koburg und Saalfeld in Besitz hatten; man hörte von fern kanoniren; man wußte nicht, was man denken sollte; man glaubte, sie zögen auf Dresden und Leipzig, und der König, die Königin und der Herzog von Braunschweig waren ruhig hier, die Armee im Lager. Jedes Herz klopfte vor Ungeduld über alles dieses. Den 11. erfuhr ich, daß der General von Kalkreuth hier wäre. Ich schickte ihm meine Adresse; er sprach selbst mit Duguet*) und sagte ihm, er würde den Abend zu mir kommen. Wir sahen nun flüchtige, verwundete Sachsen und Preußen zurückkommen; das entfernte Kanoniren hatte fast alle die Tage nicht aufgehört. Wir erfuhren, daß eine zu kleine Armee, angeführt vom Prinzen Louis, nach einem achtstündigen Gefechte gänzlich bei Rudolstadt geschlagen worden wäre; der Prinz, dessen schöne Gestalt wir noch vor wenig Tagen bewundert hatten, war geblieben; er wollte sich nicht ergeben, er wollte dies nicht überleben. Der Anblick der Flüchtigen, noch mehr der Verwundeten, war gräßlich; es fielen herzzerreißende Scenen vor. Auf der Straße sah ich einen Officier geritten kommen, dieser fragte einen verwundeten Curassier: „Wißt Ihr etwas vom Rittmeister Bär?" — „Der ist todt," war die Antwort, „ich sah ihn fallen;" und der Officier war sein Bruder. Ich war noch immer entschlossen, fortzugehen; allein ich hatte keine Pferde; auch sagte mir Jedermann, persönlich würde mir nichts geschehen, wenn ich in der Stadt bliebe, aber die Wege wären unsicher. Ich blieb, suchte immer im voraus nach Pferden, ließ einpacken

*) Ein französischer Bedienter der Verfasserin.

und wollte erst Kalkreuth sprechen; er schrieb mir diesen Abend, er könne nicht kommen, er würde den folgenden Tag, den 12ten, kommen. — Man beruhigte sich. Den 12ten besuchte mich erst Bertuch, der mich sehr beruhigte; man glaubte bestimmt, die Franzosen zögen nach Leipzig; Alles könne gut werden, wir wären nicht in Gefahr. Kurz darauf meldete man mir einen Unbekannten. Ich trat ins Vorzimmer und sah einen hübschen ernsthaften Mann im schwarzen Kleide, der sich tief, mit vielem Anstande, bückte und mir sagte: „Erlauben Sie mir, Ihnen den Geheimerath Goethe vorzustellen." Ich sah im Zimmer umher, wo der Goethe im Bildnisse wäre; denn nach der steifen Beschreibung, die man mir von ihm gemacht hatte, konnte ich in diesem Manne ihn nicht erkennen. Meine Freude und meine Bestürzung waren gleich groß, und ich glaube, ich habe mich deshalb besser benommen, als wenn ich mich darauf vorbereitet hätte. Als ich mich wieder besann, waren meine beiden Hände in den seinigen, und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er sagte mir, er hätte schon gestern kommen wollen; beruhigte mich über die Zukunft und versprach, wieder zu kommen. Der Tag ging ruhig hin; Lager und Alles blieb, wie es war. Den Abend kam der General v. Kalkreuth; er hatte sich's ausgebeten, mich allein zu finden, und ich war allein. Er war gegen mich wie sonst; übrigens rieth er mir auch, zu bleiben bis zum Nothfall; schien sehr unzufrieden mit dem Gange der Dinge, sagte mir, die Feinde seien in Naumburg, und hätten dort das Magazin abgebrannt. „Bleiben wir morgen noch hier," sagte er, „so sind wir verloren. Ich glaube, Sie riskiren nichts, wenn Sie bleiben; wollen Sie aber fort, so gehen Sie nach Erfurt, von dort nach Magdeburg, und wohin Sie weiter wollen." Er wollte mir viel von der Lage der Dinge sagen, indeß trat sein Adjutant herein und meldete ihm, daß man wieder eine starke Kanonade höre. Er konnte kaum Abschied nehmen und eilte zum König. Es war schon spät; aber ich bat noch Conta, der seit einigen Tagen bei mir und im Hause war, meinen Paß zum Herzog von Braunschweig zu tragen, um ihn unterzeichnen zu lassen, was auch geschah. Pferde hoffte ich noch immer zu bekommen, obgleich auf der Post keine waren und die Bürger keine geben durften. Ich war noch nicht entschlossen, zu gehen, aber ich wollte auf den Nothfall bereit sein. Riedel und mein Landsmann Falk*) kamen noch; Letzteren hatte ich versprochen, mitzunehmen,

*) Der bekannte Satyriker.

um ihn vor dem Schicksale des Buchhändlers P. zu bewahren. Ich trug ihm auf, sich auch einen Paß zu verschaffen, nach Pferden zu suchen, und jede Stunde bereit zu sein; er sowohl als Riedel *) hielten die Gefahr noch nicht für dringend. Wir lasen das Manifest, das ich erhalten hatte, und trennten uns recht ruhig. Montag, den 13ten Morgens, ging ich mit Conta **) und Adelen ins Lager; das Wetter war alle diese Tage himmlisch schön; das Leben und Treiben im Lager, der schöne Park, der Sonnenschein erheiterten mich. Beim Nachhausegehen sahen wir alle Offiziere vor des Königs Hause und den König am offenen Fenster. Mit Mühe drängten wir uns durch. Zu Hause hörte ich, Kalkreuth wäre dort gewesen; er hatte Sophien gesagt, er würde um zwei Uhr abreisen, er würde mich nicht mehr sehen können, er bäte, ich möchte ihm einige Zeilen zum Abschiede schreiben. Das that ich; ich bat ihn, mir zu sagen, ob ich fliehen sollte und wohin, und mir Pferde zu verschaffen, und vor 12 Uhr. Ich ging also zur Hofdame der verwitweten Herzogin, Fräulein v. Göchhausen, die in der Zeit meine Freundin geworden war, ins Schloß, um etwas Neues und Bestimmtes zu hören; ich traf sie gerade mit der Herzogin auf der Treppe. Ich ward sogleich der Herzogin auf der Treppe vorgestellt, die schon von mir gehört hatte, und beängstigt, wie sie war, mich doch sehr freundlich aufnahm und mich mit in ihr Zimmer nahm. Hier kamen verschiedene Offiziere, alle mit beunruhigenden Nachrichten. Man hörte wieder stark kanoniren. Das Lager, von welchem ich eben kam, wurde abgebrochen; Alles machte sich marschfertig. Wie sie fort waren, mußte ich mich zur Herzogin setzen; ich blieb eine gute halbe Stunde bei ihr; wir suchten auf der Charte den Weg, den Kalkreuth mir vorgeschlagen hatte. Die Königin war eben nach der andern Seite hin aufgebrochen. Die Herzogin sagte mir, sie ließe Alles einpacken zur Reise, und rieth mir, ein Gleiches zu thun. Pferde konnte sie mir nicht geben, sie hatte kaum selbst welche; auch war sie nur reisefertig, nicht zur Reise entschlossen. Sie wollte mir wissen lassen, wann und wohin sie ginge; so schied ich von ihr. Zu Hause fand ich Kalkreuth's Antwort. Er schrieb mir, wenn es ihm möglich wäre, würde er noch einen Augenblick zu mir kommen; übrigens hätte ich, wenn beide Herzoginnen hier blieben, als Privatperson nichts zu fürchten. Pferde hätte er nicht; übermorgen würden Postpferde zu haben sein, dann möchte ich über Erfurt, Langensalza nach Magdeburg oder Göttingen; diese Route wäre sicher. Ich beruhigte mich also, weil ich mußte. Das Gewühl der abziehenden Truppen in der Stadt, die Abreise des Königs, alles das benahm mir allen Sinn für eigene Gefahr, die in der That Niemand so nahe glaubte. Gegen vier Uhr, da die Trommel seines Regiments schon zwei Mal gegangen war, kam Kalkreuth selbst. Er war sehr bewegt und zugleich voll der großen Ereignisse, die ihm bevorstanden. Er konnte mir nichts sagen, unser Abschied war wirklich erschütternd; da ging die Trommel zum dritten Male, und er riß sich los. Mir that das Herz weh, den schönen alten Mann so hingehen zu sehen. Ich weiß noch nicht, was aus ihm geworden ist. Dieser Abschied und der ganze Wirrwarr des Tages hatten meine Kräfte erschöpft; ich schickte Sophien *) mit Adelen in die Komödie, wo eben Fanchon gegeben wurde, um allein zu sein. Ich lag ganz still auf meinem Sopha; die Todtenstille nach dem Lärmen aller dieser Tage war entsetzlich. (D. F. f.)

*) Nachheriger Kammerdirector, Erzieher des jetzigen Großherzogs.

**) Ein vieljähriger Freund der Verf., jetzt Vicepräsident zu Weimar.

*) Duguet's Frau.

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Musikaufführungen. Beriot.]

Das verflossene Winter- und Frühlingshalbjahr ist für Berlin reich an Kunstgenüssen jeder Art gewesen. Drama, Musik und Malerei haben abwechselnd ihre schönsten Blüthen vor uns entfaltet. Fremde und einheimische Künstler erfreuten uns durch ihre Talente. Zwei Gemäldeausstellungen brachten uns die neuesten Werke unserer preußischen Malerschulen, und in der Kunsthandlung des Herrn Sachse sahen wir Meisterstücke von Horace Vernet, Delaroche und andern französischen Malern. Die Intendantur der königlichen Schauspiele hat zwei längst gehegte Wünsche der Theaterfreunde erfüllt: das Engagement Seydelmann's und die Aufführung des Goethe'schen Faust. Vor Allem aber florirte die Tonkunst: ältere und neuere Compositionen, Opern, Oratorien und Concerte wurden uns in großer Menge dargeboten. Gluck, Händel, Haydn, Sebastian Bach und Beethoven schritten an uns vorüber; nur Einer der musikalischen Heroen, und zwar der größte von allen, wurde auffallend zurückgesetzt. Sollte man es glauben? In Berlin seit November keine Mozart'sche Oper. Ob der Wetteifer zwischen unsern beiden ersten Sängerinnen daran Schuld sein mag? Merkwürdig, in der That. Als es an einer eigentlichen Primadonna fehlte, hörten wir doch wenigstens zuweilen noch den Don Juan, oder die Zauberflöte, oder die Hochzeit des Figaro. Nun sind deren zwei da, und Mozart ist ganz von der königlichen Bühne verbannt. Wären

nicht Möser's Soireen noch gewesen, und hätte nicht der Tod der Milder eine Aufführung des Requiem in der Sing-Akademie veranlaßt, so würden uns die Töne des unsterblichen Meisters ganz fremd geworden sein. Im Uebrigen hat die königliche Oper in der letzten Zeit eine bedeutende Thätigkeit entwickelt. Spontini's Agnes, Bellini's Norma, des Falkner's Braut von Marschner, und Auber's schwarzer Domino sind in kurzen Zwischenräumen auf einander gefolgt, und außer diesen neu auf die Bühne gebrachten Opern wurden noch zwei früher schon gegebene, Nicolo Isouard's Joconde und Mehul's je toller je besser, von neuem einstudirt. Dagegen hat die sonst so rüstige Oper der Königsstadt in diesem Jahre sich ziemlich schlafrig gezeigt und ist erst ganz kürzlich durch Donizetti's Belisar und Rossini's Wilhelm Tell wieder etwas aufgerüttelt worden. Von den Aufführungen in der Singakademie will ich nur noch Mendelssohn's Paulus und Radziwill's Faust hervorheben und dann, indem ich mir einen ausführlicheren Bericht über einzelne der erwähnten Kunstproductionen vorbehalte, sogleich zu der letzten bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete der Musik eilen, zu den Concerten Charles de Beriot's und Pauline Garcia's.

Wer Paganini gehört hatte, möchte wohl glauben, es sei nun um alle andere Violinvirtuosen geschehen; zu dieser Höhe würde sich keiner außer ihm emporschwingen können. Und in gewisser Hinsicht dürfte man mit Recht dieser Ansicht sein, da Paganini ein in seiner Art so einziges Individuum ist, daß neben ihm jeder noch so ausgezeichnete Meister verlieren muß. Würde doch durch einen Michel Angelo vielleicht selbst ein Raphael auf Augenblicke verdunkelt worden sein. Aber auch nur auf Augenblicke, so lange unser Gemüth von dem Gewaltigen, Uebernatürlichen eines solchen Genius gleichsam gebannt ist, und staunend kaum zu sich selbst kommen kann. Das Gigantische hält uns mit mächtigem Zauber gefangen, aber es ist ein Zauber, von dem wir uns gern befreien lassen, wenn das Menschlich-Schöne uns winkt und aus dem unheimlichen Banne löst. Wer wendet sich nicht mit erleichterter Brust von Michel Angelo's jüngstem Gerichte zu Raphael's Verklärung?

Aber eine Schönheit voll Kraft und Hoheit muß es freilich sein, die vor solcher Titanengröße nicht erliegen soll. Die zierliche Anmuth eines Correggio reicht hier nicht aus. So mußte Lafont, ungeachtet aller Grazie seines Spiels, als er sich erkühnte, in Italien mit Paganini in die Schranken zu treten, erröthend selbst sich für überwunden erklären und dem Sieger seine Geige zu Füßen legen. Nur zwei Virtuosen vermochten den Wettkampf mit jenem Wundermanne zu bestehen und neben ihm einen ehrenvollen Platz zu behaupten: Lipinski und Beriot. Und es waren nicht etwa blos die Landsleute dieser Beiden, die Polen und die Belgier oder Franzosen — denn Erstere sind von Letztern kaum zu trennen —, nicht diese blos waren es, die ihnen neben Paganini keinen geringen Beifall spendeten, als Lipinski in Warschau, Beriot in Paris mit ihm wetteiferte. Nein, auch das Ausland ließ ihnen dieselbe Gerechtigkeit widerfahren. Lipinski durfte sich sogar in Paganini's eigenem Vaterlande mit ihm zusammen hören lassen, und Beriot fand auch in England die Anerkennung, die ihm in Paris zu Theil geworden war. Die Kunde von dem steigenden Enthusiasmus, den sein Spiel auf dem Musikfeste zu Manchester erregte, war das letzte Labsal für seine sterbende Gattin. Man wundere sich nicht, daß er spielen konnte, während sie, die Königin der Sängerinnen, ihr göttergleiches Leben aushauchte. Wenn Alt-England seine Guineen gezahlt hat, so will es auch dafür bedient sein, und sollte es das Herzblut eines Menschen kosten. Mutheten sie doch der armen Malibran zu, als die Schauer des Todes ihr schon durch die Adern rieselten, noch einmal zu singen. Da wendete sich die halb Ohnmächtige voll tiefster Entrüstung um und sagte die flammenden Worte: „Glaubt ihr, ich sei einer eurer Boxer, daß ich Blut verlieren und dann wieder ans Werk gehen könne!" Doch kehren wir uns ab von dieser traurigen Geschichte und eilen nach unserm Deutschland zurück, das solcher Herzlosigkeit nimmer fähig wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

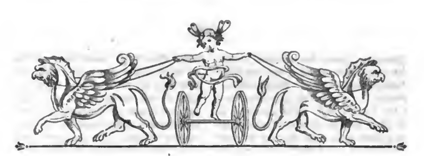
Notiz.

[Convertiten in Deutschland.]

Die „Polemischen Blätter" (Leipzig, in Commission bei Engelmann), vom Verf. der Schrift: „Der Erzbischof von Cöln ꝛc." geben folgende Liste Uebergetretener seit dem J. 1800. Vom Protestantismus zum Katholicismus: 1800 Graf Friedrich zu Stolberg, 1805 Adam Müller, 1807 Karl v. Hardenberg, 1808 Prinz Friedrich August von Hessen-Darmstadt, Friedr. Schlegel mit seiner Gattin, geb. Mendelssohn, 1811 Zach. Werner, 1812 Dr. Fr. Chr. Schlosser, 1813 Dr. Karl Biester, der baiersche Präsident, früher Minister v. Schenk, Dr. Bramston, Herzog Fr. Adam v. Mecklenburg-Schwerin, Prediger Volz zu Karlsruhe, Minister Graf Senft-Pilsach, Graf Hochberg (jetzt barmherziger Bruder zu Wien), Prinz Friedrich zu Gotha, Prof. Freudenfeld zu Bonn (jetzt Jesuit zu Freiburg), Karl Ludwig v. Haller, 1824 Freiherr von Eckstein, Gymnasiallehrer Durst zu Düsseldorf, 1826 Dr. Jarcke zu Bonn, Gebrüder Goßler zu Bonn (von denen der eine jetzt Mönch zu Paderborn), Herzog von Köthen nebst Gemahlin, Graf v. Hohenthal zu Dresden, 1827 Dr. Karl Baldamus, Reg.-Rath Riedel zu Erfurt, 1828 geh. Ob.-Reg.-Rath Beckedorf, Prof. Probst zu Basel. — (Es fehlt noch Prof. Phillips, der mit seinem Freunde Jarcke übertrat, jetzt in München.)

Zur evangelischen Kirche traten über: Fürst Konstantin von Salm 1826, der Staatsminister Graf E. von Benzel-Sternau nebst seinem Bruder, 1827 der Freiherr v. Gemmingen mit 200 Mitgliedern, der Geistliche Jos. Fell, Prof. Fischer, Pastor Henhöfer zu Mühlhausen mit dem größten Theile seiner Gemeinde, und 1821 ungefähr 40 Personen zu Gallneukirchen im Lande ob der Ems, Prof. v. Reichlin-Meldegg und die 500 zillerthaler Tyroler, welchen von dem Könige von Preußen Schmiedeberg in Schlesien zum Asyl angewiesen wurde.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 128. — den 3. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Um 7 Uhr hörte ich wieder Fahren und Lärmen in den Straßen. Nun wurde es mir im Hause zu enge; ich ließ mich von Duguet zu Riedel's bringen; nur durch große Umwege konnte ich bis zu ihnen kommen; alle Straßen waren voll Pferde und Wagen; es war die Bagage, die der Armee folgte. Bei Riedel's sprachen wir uns wechselseitig Muth ein; die allgemeine Meinung war noch immer, die Franzosen wären bei Leipzig, unsere Armee ginge ihnen dorthin entgegen, wo wahrscheinlich eine Schlacht erfolgen würde. Ich ging zu Hause, Riedel begleitete mich; das Gewühl war geringer geworden, die meisten Wagen schon fort. Ich fand Sophien und Adelen ganz lustig aus der Komödie zu Hause. Wir gingen ohne Sorgen zu Bette. Ich wachte des Nachts oft auf; Alles war still, wie das Grab, und mir schauderte bei dieser Ruhe nach all dem Lärmen, den wir bisher Tag und Nacht gehabt hatten. Ich stand erst halb 8 Uhr auf, die Schlacht hatte schon vor 6 Uhr bei Jena angefangen. Du kennst den Weg von Weimar nach Jena; Du weißt die Felsen, die mit Mauern versehen sind, damit die Wagen nicht in den steilen Abgrund fallen*), unten im Abgrunde liegt das Mühlthal, dort waren die Franzosen, der Kaiser unter ihnen. Der Nebel war so dick, daß man im Anfange nichts sah; der Kaiser — ich weiß es von Augenzeugen — stand vor einem Wachtfeuer und wärmte sich, und fragte immer, ob man die Preußen nicht sähe. Da sah man sie auf der Höhe blinken. Die wüthenden Franzosen klimmten die steilen Felsen hinan. Der Sieg blieb eine Weile unentschieden; aber alle Augenblicke stießen frische Truppen zur französischen Armee. Die Preußen kämpften wie Löwen; aber die Uebermacht war zu groß; sie wurden aus ihrer vortheilhaften Position, die auch wohl nicht genug benutzt wurde, vertrieben, und den Erfolg weißt Du. Ich erfuhr erst gegen 9 Uhr von Dem. Conta, die bei uns im Hause ist, daß man kanoniren höre und eine nahe Schlacht vermuthe. Nun rief ich Sophien, mein Schmuck ward in mein Corsett genäht, das ich anzog; ich hatte mir Tages vorher von einem hiesigen Kaufmann 50 Louisd'or in Silber gegen einen Wechsel geben lassen, um mein Gold zu schonen, denn es war keins mehr in der Stadt zu haben. Ich hatte noch über 100 Louisd'or in Gold, die in eine Art Gürtel genäht waren, den Sophie auf den bloßen Leib band. Mein Silberzeug hatte ich schon gepackt; dies, die Wäsche, und was ich sonst der Mühe werth hielt und fortnehmen durfte, ohne das Haus ganz zu entblößen und Verdacht zu erregen, wurde in eine kleine Kammer neben meinem Boden gebracht und eine Menge Holz und Reisig darüber geworfen, so daß es wie eine Holzkammer aussehen mußte. Andere Dinge wurden im Keller vergraben und eine Menge Kartoffeln darüber geworfen; in weniger als anderthalb Stunden

*) An der ehemaligen Landstraße, die Schnecke genannt.

war Alles in Ordnung; Conta, sein jüngerer Bruder und ein Liebhaber einer unserer Mädchen, der zum Glück da war, halfen meinen Leuten redlich. Meine Wirthin, die Hofräthin Ludekus *), war zu mir gekommen; wir gaben einander die Hand darauf, Alles zusammen zu tragen, und den Muth nicht zu verlieren, komme, was da wolle. Diese wirklich brave Frau hat uns Alle mit ihrer Entschlossenheit beseelt. Um 10 Uhr ließ mir die alte Herzogin sagen, sie reise in einer Stunde nach Erfurt, ich möchte mich an sie anschließen, wenn ich Pferde hätte. Ich hatte keine, und ergab mich mit Muth in mein Schicksal. Die gute Ludekus wollte mich mit Adelen zur Gräfin Bernstorf bringen, die als Dänin sicher zu sein glaubte; aber Sophien und Duguet konnte ich nicht mitnehmen. Wie konnte ich die treuen Menschen verlassen? Ich blieb; und wohl mir, daß ich es that! Wir setzten uns, Madame Ludekus, Mademoiselle Conta, ich, Adele und Conta, gelassen in mein Zimmer im ersten Stocke, und machten Charpie, warum uns die Regierung hatte bitten lassen. Das waren schwüle Stunden, mein Freund; die Kanonen donnerten von fern, Alles war in der Stadt wie ausgestorben. Die Sonne schien auf die grünen Bäume vor meinem Fenster. Alles war Ruhe von Außen, und welcher Sturm, welche Angst des Erwartens in unseren Herzen! Doch sprachen wir gelassen und munterten einander auf. Die gelassene Ergebung der Ludekus war unbeschreiblich tröstend. Ich folgte ihr, so gut ich konnte, nur durfte ich nicht auf meine Adele sehen, dann war's mit meinem Muthe aus. Adele selbst war ruhig, unbefangen, ein wahres Kind, und mir ein tröstender Engel. Nun kam eine gute Nachricht über die andere. Bertuch und viele Freunde versicherten uns, die Preußen siegten. Wie Armen hofften mit Angst; es war sehr quälend. Conta ging ins Schloß und brachte von dort die Nachricht, die Herzogin hätte einen Jäger aufs Schlachtfeld geschickt, der dieselbe Nachricht brächte. Es schlug 12 Uhr; wir hörten nicht mehr die Kanonade. Welche bange Stille! In der Zeit war Sophie nicht müßig. Wir ließen Brot und Fleisch aufkaufen, so viel wir bekommen konnten; Sophie ließ kochen und braten, Duguet mußte 50 Bouteillen Wein aus dem Keller holen. Man hatte uns diese Vorsicht gerathen, weil dies das Erste ist, wonach die Franzosen fragen, und man mich warnte, sie in den Keller zu lassen. Madame Ludekus that dasselbe. Um ein Uhr klopfte ein Freund ans Fenster und rief uns zu: „Sieg, vollkommener Sieg!" O, mein Gott! wir fielen einander in die Arme, wir wußten nicht, wie uns war; aber auf mein Herz fiel eine unsägliche Angst, eine Ahnung von Unglück, wie ich sie einmal auch schon gehabt habe. Jetzt erst zitterte ich und schalt mich selbst darum. Wenig Minuten darauf entstand ein entsetzliches Geschrei auf den Straßen: „Die Franzosen kommen!" Hunderte von Menschen strömten nach dem nicht weit entfernten Markte. Wir machten erschrocken die Fenster auf, eine preußische Schildwacht rief uns zu: „Es ist nichts, sie bringen Kriegsgefangene!" Wirklich sahen wir einige Kriegsgefangene verwundet vorbeibringen. Ich sah einen über und über mit Blut bedeckten Chasseur, den ein braver sächsischer Cuirassier gegen die Insulten des Pöbels vertheidigte. Der Anblick jagte mich vom Fenster. Ich mußte aber doch wieder hin. Nun kamen Reiter, Sachsen und Preußen, eine unzählige Menge Bagagewagen in wilder Unordnung, in voller Carriere gejagt. Nun war's mit dem Hoffen vorbei; wir gaben einander stumm die Hände und gingen hinauf in die Zimmer der Hofräthin, die eine Treppe hoch, und folglich etwas sicherer uns dünkte. Noch kamen Freunde, die uns sagten, die Bagage der 20,000 Mann, die noch frisch im Lager ständen, hätte nur retiriren müssen, weil jene vorgerückt wären, und diese nicht ohne Schutz zurücklassen könnten. Andere sagten, es stände freilich nicht so gut, als vorhin; aber noch wäre nichts verloren. Ach! aber es waren leidige Tröster, nicht mehr die frohen Gesichter von vorhin. Nun donnerten die Kanonen wieder, und näher und näher, fürchterlich nah. Conta war nach dem Schlosse gegangen und brachte die Nachricht, es wäre vorüber, die Wachen wären vor dem Schlosse und an den Thoren schon abgelöst. Wir sahen die Sachsen wieder traurig vorbeireiten. O, mein Arthur! die Erinnerung allein macht mich jetzt beben. Jetzt ras'ten die Kanonen; der Fußboden bebte, die Fenster klirrten. O, Gott, wie nahe war uns der Tod! Wir hörten keinen einzelnen Knall mehr, aber das durchdringende Pfeifen und Zischen und Knattern der Kugeln und Haubitzen, die über unser Haus und funfzig Schritte davon in Häuser und in die Erde flogen, ohne Schaden zu thun; Gottes Engel schwebte über uns. In mein Herz kam plötzlich Ruhe und Freudigkeit; ich nahm meine Adele auf den Schooß und setzte mich mit ihr auf das Sopha; ich hoffte, eine Kugel sollte uns Beide tödten, wenigstens sollte Keine der Andern nachweinen. Nie war mir der Gedanke an den Tod gegenwärtiger, nie war er mir so wenig fürchterlich. Adele hatte sich den ganzen Tag,

*) Als Schriftstellerin unter dem Namen „Amalie Berg" bekannt.

selbst in diesem schrecklichen Momente nicht aus der Fassung bringen lassen. Keine Thräne sah man, noch hörte man Angstgeschrei von ihr; immer ging sie neben mir, und wenn's ihr zu viel ward, küßte sie mich und drückte mich an sich und bat mich, nicht in Angst zu sein. Auch jetzt war sie ganz still; aber ich fühlte die zarten Glieder wie von Fieberfrost beben und hörte, wie ihre Zähne an einander schlugen. Ich küßte sie, bat sie, ruhig zu sein; wenn wir stürben, so stürben wir ja mit einander, und ihr Zittern legte sich, und sie sah mir freundlich in die Augen. Ich war in der That damals weit ruhiger, als ich es jetzt bin, da ich Dir die Schreckensscene erzähle, Gott gab mir großen Muth, wie mir es Noth darum war; die Ludekus war ganz gelassen, die arme Conta folgte unserm Beispiele und verbarg wenigstens ihre Angst. So saßen wir; da schwiegen die Kanonen, aber nun hörten wir in den Straßen ein fürchterliches Musquetenfeuer, einen dumpfen Lärm vom Markte her, und das Trappeln der fliehenden Preußen durch die Straßen. Jetzt wieder einige Minuten die fürchterliche Stille des Erwartens, da trat Conta's jüngerer Bruder mit der Nachricht herein, sie wären da, er hätte die Generäle vor dem Schlosse absteigen sehen; sie sähen gar prächtig aus, voll Gold und Silber. Auf dem Markte lägen viele todte Preußen und Franzosen; übrigens verkauften sie schon erbeutete Pferde auf dem Markte rc. Da kam Sophie mit der Nachricht, wir hätten fünf Husaren im Quartier; sie schienen ganz artig; einer darunter war Sophiens Landsmann. Ihre Forderungen waren Essen, Wein, Fourage. Sie waren freilich etwas ungestüm; doch Conta und Sophie beschwichtigten sie, und wir gaben her, was wir konnten. Die Einquartierung geht freilich nur den Hauswirth an; aber es wäre mir in dem Augenblicke unmöglich gewesen, das, was ich an Wein, Braten rc. hatte, nicht gern zu geben, um meiner mir sehr lieb gewordenen Ludekus zu helfen. Die Noth vertilgt jedes kleinliche Interesse, und lehrt uns erst, wie nahe wir Alle einander verwandt sind. Jetzt athmeten wir wieder; wir glaubten das Gräßlichste überstanden, ach! es sollte erst kommen. Es war beinahe acht Uhr; ich bestand darauf, daß wir uns ordentlich zu Tische setzten; einige Tassen Bouillon und einige Gläser Wein ausgenommen, hatte Keines von uns den ganzen Tag etwas genossen, und die verzehrende Angst dabei. Eben setzten wir uns zu Tische, da entstand ein Feuergeschrei, und hoch, wie der Montblanc, thürmte sich eine Feuersäule empor. Wir sahen wohl, daß es nicht ganz in unserer Nähe war; aber man rief: „Das Schloß brennt!“ man rief: „Die Stadt wird an vier Ecken angezündet!“ Lieber Arthur, thut Dir nicht das Herz um uns weh? O, mein Sohn, zu was für Schrecken bin ich geboren! Endlich erfuhren wir, es brenne weit von uns in der Vorstadt, wo viele kleine Häuser stehen, das Schloß wäre nicht in Gefahr. Es war stille; kein Wind wehte; wir vertrauten auf Gott und wurden ruhiger. Umsonst! neues Schrecken war uns nahe. Heulend und zitternd stürzten zwei Frauenzimmer, begleitet vom jüngern Conta, zu uns herein; sie waren aus ihrem Hause den Soldaten entflohen; man hatte ihnen Bayonnette auf die Brust gesetzt; man drang in die Häuser, man plünderte. Erst konnten wir es nicht glauben; doch fühlten wir, daß wir uns nicht aus der Fassung bringen lassen mußten. Ich und Madame Ludekus bedeuteten den Damen sehr ernstlich, daß sie, wenn wir sie da behalten sollten, ganz still in einer Ecke sitzen müßten, ohne auch nur durch Klagen und Schreien zu stören. Ich setzte die Tochter in einen Winkel, die Ludekus die Mutter in den andern, und die armen Seelen thaten, was wir wollten. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Forts.)

[Beriot's Concerte.]

Charles de Beriot hat den Ruf vollkommen gerechtfertigt, der ihm vorausging. Wir haben nach Paganini viele berühmte Violinisten hier gehört, unter ihnen Lafont, Müller, Haumann, d'Ghies und Vieuxtemps. Keinem aber ist es gelungen, auch auf die größere Menge einen solchen Eindruck zu machen, bis Beriot kam und durch die vollendete Schönheit seines Spiels die Masse des Volks im dichtgefüllten Opernhause eben so hinriß, wie die Kunstkenner in engeren Kreisen. Ja, im Enthusiasmus über seine Virtuosität beging man sogar eine Unhöflichkeit gegen seine Kunstgefährtin und Schwägerin, Pauline Garcia, und vergaß ganz, in dem letzten Concerte nach ihm auch sie hervorzurufen, obgleich man sie bei jedem Erscheinen mit großem Beifall empfangen hatte. Nimmt sie auch als Sängerin noch nicht die Stufe ein, die Beriot als Violinist erreicht hat, so leistet sie doch für ihre siebzehn Jahre schon Außerordentliches und hätte jene Ehre wohl ebenfalls verdient. Man schien indeß dem Violin-Virtuosen durch eine ganz besondere Auszeichnung, — da sonst in Concerten das Hervorrufen hier nicht Sitte ist, — beweisen zu wollen, wie hoch man ihn stelle.

Schon Beriot's Aeußere kündigt eine bedeutende Künstlernatur an. Es existirt ein von Chodowiecki in Kupfer gestochenes Profil-Portrait Goethe's, als jungen Mannes von siebenundzwanzig Jahren, mit welchem Beriot eine auffallende Aehnlichkeit hat; derselbe feinfühlende Zug um Nase und Mund, das sanfte Kinn, die starke, aber schön geformte Nase, der kunstbegeisterte Blick; nur das durchdringende

Feuer im Auge und die schöpferische Jupitersstirn fehlen. Allerdings scheint auch Beriot's Genialität mehr in dem feinen ästhetischen Sinn, in der tiefen Empfindung und Reproduction des Schönen, als in productiver Schöpferkraft zu beruhen, denn seine eigenen Compositionen sind zwar recht anmuthig, aber nicht gerade von großer Bedeutung und Originalität. Die Art aber, wie er sie vorträgt, giebt ihnen ein so geistvolles Gepräge, daß sie die Wirkung musikalischer Meisterwerke hervorbringen. Ein genialer Virtuose ist er im vollsten Sinne des Worts. Uebrigens kann man bei seinem noch jugendlichen Alter, — er ist erst in der Mitte der Dreißig, und bei dem Geist und Kunsteifer, den er in der Unterhaltung zeigt, auch noch eine weitere Entwickelung seines Compositionstalents erwarten. Eine solche Vollendung im Spiel zu erreichen, mag bisher seine ganze Energie in Anspruch genommen haben; jetzt, wo er in der Virtuosität auf einer Stufe steht, über welche hinaus sie kaum zu treiben ist, ohne ins Ausschweifende zu gerathen, wird er seiner geistigen Kraft vielleicht eine productivere Richtung geben können.

Wenn ich Beriot's Spiel durch eine Vergleichung mit anderen Virtuosen charakterisiren sollte, so würde ich sagen, er habe die richtige Mitte zwischen Lafont und Paganini getroffen; nicht jene scheinbar richtige Mitte, die von einer Seite zur andern hin- und herschwankt, oder die, ganz gehaltlos, zwischen beiden Seiten in der Schwebe zu balanciren sucht, sondern die glückliche Verschmelzung der Contraste, von welcher Schiller sagt, daß sie einen guten Klang gibt. Er vereinigt gerade so viel von Lafont's sanfter Anmuth und Paganini's energischer Schnellkraft, als zu dem schönen, harmonischen Ebenmaß einer Kunstproduction erforderlich ist. Solche Schönheit, in der alle Unebenheiten ausgeglichen, alle Härten aufgelöst sind, in der alle Theile in das Ganze aufgehen und in eine einzige Harmonie verfließen, gehört in der modernen Welt zu den seltensten Erscheinungen im Reiche der Kunst. Wo sie uns aber entgegenstrahlt, in der Poesie, Malerei, Musik, oder auf irgend einem anderen artistischen Gebiet, im schöpferischen Bilden oder im virtuosischen Ausführen, überall ist sie es, die den erbaulichsten und erquickendsten Eindruck zurückläßt und meist auch auf die große Masse, wenn gleich sie sich über den Grund ihres Entzückens keine Rechenschaft zu geben weiß, eben so mächtig einwirkt, wie das Kolossale und Excentrische ihr imponirt. Diese Wirkung machte daher auch Beriot's Virtuosität, obgleich sie nirgends zu stark aufträgt, nicht mit Kunststücken prunkt, sondern immer streng die Schönheitslinie festhält. Herrlich ist der Klang seiner Violine; es soll eine Stradivari sein. Aber nur eine so elastische Handhabung des Bogens, wie wir sie bei Beriot finden, vermag ihr diesen reinen Gesang zu entlocken und alles Materielle von dem Tone abzustreifen. Und mit welcher Leichtigkeit wechselt er zwischen Bogen und Fingern ab, wenn er sein Spiel mit Pizzicato's durchflicht, zu welcher Einheit weiß er in dem Beethoven'schen Tremolo gleichzeitige Durchführung des Themas und einer complicirten als Variation daneben hergehenden Begleitung zu verschmelzen! Der Vortrag der ebengenannten Composition, welche sich Beriot nach dem Andante der von Beethoven für Piano und Violine geschriebenen A-moll-Sonate arrangirt hat, möchte überhaupt wohl sein größtes Meisterstück sein. Daß sich Beriot's Spiel auch durch die vollkommenste Sicherheit und Reinheit, durch innige Empfindung und feine Nüancirung auszeichnet, braucht wohl kaum bemerkt zu werden, nachdem es vollendet schön genannt worden ist.

In vier Concerten ist Herr Beriot während seines hiesigen mehrwöchentlichen Aufenthalts öffentlich aufgetreten. Die zwei ersten gab er im Concertsaale des Schauspielhauses; ein drittes veranstaltete er mit höherer Genehmigung zu einem wohlthätigen Zweck im Opernhause; ebendaselbst ließ er sich am vorigen Sonntage zum letztenmal hören. Stets waren die Räume gefüllt, obgleich die Concerte immer mit dem schönsten Wetter zusammentrafen. Mit Ausnahme des oben erwähnten Tremolos, wie Herr Beriot das von ihm arrangirte Beethoven'sche Andante nach der vibrirenden Begleitung benannt hat, trug der Künstler nur eigne Compositionen vor: Concertsätze, Rondos und Variationen, die übrigens sämmtlich mit großem technischen Geschick und mit edlem Ausdruck gearbeitet sind. Indeß hätte man doch gewünscht, auch einige fremde Musterstücke für die Violine oder wenigstens ein vollständiges von ihm selbst componirtes Concert zu hören. Warum spielte er z. B. nicht die ganze A-moll-Sonate Beethoven's? Wenn er damit das Publicum zu ermüden fürchtete, so scheint er den Deutschen nicht genug zu kennen, der etwas Ganzes immer lieber hat, als Stückwerk.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

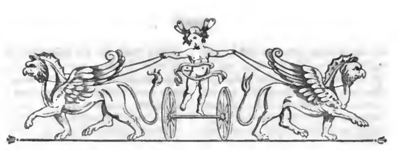
[Das Haus Goethe.]

Der preußische Oberbergrath Nöggerath erzählt in seinem Buche über die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Prag (Bonn, Weber) folgende für den Geist der frankfurter Kaufleute sehr bezeichnende Anekdote: Einem seiner Bekannten begegnet auf dem Hirschgraben ein geschäftig aussehender, wohlgekleideter Herr, an den jener die Frage richtet: „Können Sie mir das Haus Goethe's zeigen?" Sinnend und forschend um sich her blickend, antwortete dieser: „Das Haus Goethe? das ist nicht hier. Es muß entweder fallirt haben oder weggezogen sein." Ein zweiter Befragter wußte zwar, daß Goethe's Haus in Frankfurt zu suchen sei, aber er wußte es nicht zu finden, nicht die Stelle anzugeben; „denn," sagte er, „darum bekümmern sich die Fremden, wir Einheimische achten auf dergleichen nicht." Diese Anekdoten sprechen für sich selbst, aber nicht für die Kaufleute in Frankfurt.

[Correspondenz mit Unsterblichen.]

Unter diesem Titel setzt die Mitternachtszeitung in No. 93 ihre früheren Berichte aus der Unterwelt fort; nur kommen jetzt statt der Verstorbenen, wie Iffland, Unsterbliche, wie Mozart, an die Reihe der Berichterstattenden. Mozart schreibt, er hoffe, sein Deutschland werde zur wahren Musik wieder zurückkehren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 129. — den 5. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Unsere Husaren waren indeß von Sophien ganz gewonnen; die Gegenwart des Geistes, der Muth dieser Sophie ist unbeschreiblich; sie und Conta haben uns in dieser Schreckensnacht vor Uebeln gerettet, denen fast kein Anderer entgangen ist. Die Husaren ließen uns sagen, wir möchten kein Licht sehen lassen und die Thüren fest verschließen; eine Thür zu erbrechen, wäre bei Lebensstrafe verboten, obgleich die Soldaten, da sie keine Bagage mit sich führen durften, die Freiheit hatten, Essen und Trinken zu fordern. Aber in unserm armen Weimar war das Verbot aufgehoben, das wußten wir nicht. Kurz darauf drohte man, die Hausthür zu erbrechen. Sophie und Conta liefen hinunter und beredeten die wilden Menschen, Gott weiß wie, ans Fenster zu kommen. Sie forderten schnell Brot und Wein. Beides wurde ihnen zum Fenster hinausgereicht. Sie wurden lustig, sangen und tranken Sophiens Gesundheit, die ihnen Bescheid thun mußte, und gingen weiter. So ging es verschiedene Male hinter einander. Wir hofften wieder, Alles wäre vorüber; mit einem Male rief einer unserer Leute, die Thür wäre erbrochen, sie wären im Hause. So war's nicht, blos die äußere Gartenthür war erbrochen, sie donnerten an die Hausthür und verlangten Einlaß, wenn sie die Thür nicht einschlagen sollten, ein Herr aus dem Hause hätte ihnen Einlaß versprochen. So war's auch; der jüngere Conta hatte, da er die Frauenzimmer herbrachte, auf der Straße den kopflosen Einfall gehabt, um sie sich abzuwehren. Sophie und der ältere Conta gingen also hin; wir bereiteten uns darauf, sie ins Zimmer dringen zu sehen. Wir waren Alle in ein kleines Hinterstübchen zusammengedrängt, um kein Licht sehen zu lassen; Adelen hatte ich auf ein Bett gelegt, ich setzte mich darauf, meinen Beutel mit etlichen Thalern in der Hand. Nun hörten wir die wilden Stimmen unten: „Du pain, du vin, vîte, nous montons!" und Sophie und Conta hießen sie freundlich willkommen. Sophie sagte, sie hätte längst auf sie gewartet und für sie zugekocht, sie möchten nur still sein, damit der Offizier, den wir im Hause hätten, sie nicht höre; dann fragte sie, ob sie im Zimmer essen wollten; sie hätte jedoch den Schlüssel nicht zur Hand, aber hier auf der Diele wäre ja die schönste Gelegenheit, Tisch und Alles, und damit tischte sie ihnen Brot, Wein und Braten auf. Conta, der für ihren Mann passirte, that das Seine; die Wilden wurden wieder zahm, aßen, tranken und waren ganz fidel. Denk' Dir dabei die gräßlichen Gesichter, die blutigen Säbel blank, die weißlichen mit Blut bespritzten Kittel, die sie bei solchen Gelegenheiten tragen, ihr wildes Gelächter und Gespräch, ihre Hände mit Blut gefärbt. Ich sah sie nur einen Augenblick von der Treppe, es waren zehn bis zwölf. Sophie, mitten drunter, scherzte und lachte. Einer faßte sie um den Leib; sie drehte sich schnell um und schüttelte ihm die blutige Hand, damit er ihren Gürtel nicht fühlen sollte. Dugnet hatte sie fast mit Ge-

walt eingeschlossen; als Franzose riskirte er nichts, aber sie fürchtete seinen Rausch, der, wie Du weißt, von der schlimmsten Art ist, und den er bei der Abspannung aller Kräfte, da er den ganzen Tag nicht gegessen und viel gearbeitet hatte, leicht beim Zutrinken hätte bekommen können. Die Herren gefielen sich so wohl, daß sie gar nicht Miene machten, zu gehen; da holte Sophie Adelen, die ganz niedlich mit ihnen sprach und sie bat, zu gehen, weil sie sehr schläfrig wäre, und die Unholde ließen sich von dem Kinde bereden und gingen; unsere beiden treuen Husaren waren mit dabei, die drei andern schliefen im Vorderhause. Nun waren aber meine Kräfte so erschöpft, daß ich schlafen mußte, und wenn der Tod neben meinem Bette gestanden hätte. Zufällig war ich schon den Tag und den Tag vorher matt und nicht wohl gewesen. Unsere Thüren wurden wieder verrammelt; ich legte mich mit Adelen in den Kleidern aufs Bette; Sophie that ein Gleiches unten in ihrem Zimmer, dicht an meinem Zimmer schläft Conta. Dieser und alle die Uebrigen blieben wach; aber ich schlief sanft und ruhig vier Stunden lang. Das Feuer wüthete noch immer, kein Mensch durfte löschen. Wenige wagten aus ihren Häusern zu gehen; diejenigen, die es thaten, wurden von den Franzosen zurückgehalten. Die Herzogin hatte ihre Bedienten zum Feuer geschickt, man ließ sie nicht durch. Menschen wollten das arme Weimar verderben, Gott war barmherzig. Eine kleine Straße, dem herzoglichen Stallgebäude gegenüber, brannte unaufhaltsam; die Flamme schlug hoch in die Lüfte; nur etwas Wind und das Schloß wäre in Brand gerathen, und mit ihm wahrscheinlich die ganze Stadt. Aber kein Lüftchen regte sich, das Feuer brannte still fort, bis an ein Eckhaus, dann sank es von selbst zusammen. Es hat bis an den folgenden Mittag gebrannt, und doch sind nur fünf Häuser zu Grunde gerichtet. Alles war von dem Feuer erleuchtet; ich sah die helle Flamme und mußte doch schlafen. Eine ähnliche Müdigkeit habe ich nie gefühlt. Die Nacht ging uns ziemlich ruhig hin. Es wurde verschiedentlich gepocht; da man aber nicht aufmachte und kein Licht zu sehen war, so ging man wieder. In der Stadt war entsetzliches Elend und in den Vorstädten. Die Esplanade liegt zwar nahe, aber doch nicht im Mittelpuncte der Stadt; dies, und Sophiens und Conta's Gegenwart des Geistes haben uns gerettet. Die Stadt ist förmlich der Plünderung Preis gegeben; die Officiere und die Cavallerie blieben frei von den Gräueln, und thaten, was sie konnten, um zu schützen und zu helfen. Aber was konnten sie gegen 50,000 wüthende Menschen, die diese Nacht hier frei schalten und walten durften, da die ersten Anführer es, wenigstens negativ, erlaubten! Viele Häuser sind rein ausgeplündert; zuerst natürlich alle Laden; Wäsche, Silberzeug, Geld ward fortgebracht, die Möbeln, und was sich nicht transportiren ließ, verdorben; dazu der gräßliche Witz dieser Nation, ihre wilden Lieder: Mangeons, buvons, jouons, brûlons tous les maison! hörte man an allen Ecken. Ueberall liefen sie mit brennenden Lichtern umher, die sie dann in den ersten besten Winkel schleuderten. Es ist unbegreiflich, daß nicht Feuer an allen Ecken ausgekommen ist. Auf dem Markte hatten sie große Wachtfeuer angebrannt, um welche sie schwärmten, und Hühner, Gänse, Ochsen brateten und kochten. Im obern Theile des Parks bis an Ober-Weimar und das Webicht hin war ihr Lager, das heißt, die nicht einquartiert waren, bivouaquirten ohne Zelte bei großen Feuern. Der Park ist sehr verwüstet, die schönsten Bäume zum Feuer umgehauen, alle Gebäude darin, bis auf die kleinen Behältnisse, wo das Gartengeräthe aufbewahrt wurde, sogar erbrochen und beschädigt worden. Die Wenigsten im Lager wußten, daß unten eine Stadt wäre; denn kamen die aus der Stadt mit Beute beladen ins Lager und erzählten, daß es unten eine ansehnliche Stadt gäbe, die ihnen Preis gegeben wäre, so liefen fast Alle hinunter. Die Officiere waren außer sich darüber; aber sie durften sie nicht halten. Prinz Murat und viele Generale waren in der Stadt, der Kaiser kam erst den folgenden Morgen. Viele Einwohner flüchteten aus den Häusern in Wald und Feld und sind zum Theil noch nicht wieder da. Hunderte hatten sich ins Schloß gerettet; auch in diesem ist man in die Silber- und Wäschkammer gedrungen, und hat Manches daraus geraubt. Auch des Herzogs Gewehrkammer ist geplündert worden. Die Herzogin hat unbegreiflich vielen Muth gezeigt und uns Alle gerettet. Auch hat der Kaiser fast zwei Stunden mit ihr gesprochen, was noch keiner Fürstin widerfahren sein soll. Sie allein ist geblieben, während alle die Ihrigen entflohen. Wäre sie auch fortgegangen, so stände Weimar nicht mehr. Alles, was ins Schloß geflüchtet war, nahm sie auf und theilte mit ihnen, dadurch kam es denn, daß sie und Alle einen ganzen Tag nur Kartoffeln zu essen hatten. Alle, die um sie waren, versichern mich, daß die großherzige Frau sich immer ganz gleich blieb, und in ihrem ganzen Wesen fast kein Unterschied gegen sonst zu bemerken war. Alle, die ihre Häuser verließen, haben fast Alles verloren. Einige sind so glücklich gewesen, gleich Officiere ins Quartier zu bekommen, die ihnen etwas Schutz, oft mit ei-

gener Lebensgefahr, gewährten. Am besten kamen diejenigen weg, die, wie wir, Muth genug hatten, keine Angst zu zeigen, der Sprache und der französischen Sitte mächtig waren, darunter gehört Goethe, der die ganze Nacht in seinem Hause die Rolle spielen mußte, die bei mir Sophie und Conta spielten. Falk hat sich auch gut durchgeholfen, obgleich er schlecht französisch spricht, und so noch einige Andere. Dem Bergrath Kirsten, der bei uns im Vorderhause wohnt, haben wir durchgeholfen, denn bei ihm kann Niemand Französisch. Wieland hat, als Mitglied des National-Instituts, gleich vom General Denon eine Sauvegarde bekommen. Die Witwe Herder *), deren Logis ich jetzt bewohne, mußte ins Schloß flüchten; bei ihr ist Alles zerstört, und, was unersetzlich ist, alle nachgelassenen Manuscripte des großen Herder, die sie mitzunehmen vergaß, sind zerrissen und zerstreut. Riedel's haben nichts als die Möbeln behalten; Silberzeug, Gold, Wäsche, Kleider sind fort. Sie hatten auf meinen Rath die Sachen auf dem Boden versteckt. Wie das Feuer ausbrach, glaubten sie es sich sehr nahe, was es nicht war, und trugen sie in den Keller, der gleich zuerst erbrochen wurde. Die silberne Theemaschine haben sie behalten, weil man sie nicht für Silber hielt, und einen Leuchter, den ein Soldat aus Dankbarkeit für ein geschenktes Hemde dem Andern wieder abnahm. Kühn's ist es fürchterlich ergangen. Ihr Haus liegt, wie Du weißt, in der Vorstadt, — wohl mir, daß ich es nicht kaufte! — Dort haben die Barbaren am tollsten gewirthschaftet. Kühn reiste Montag nach Hamburg, mußte aber wieder umkehren. Dienstag machte er sich doch, trotz der ganz nahen Gefahr, davon, und was aus ihm ward, weiß ich nicht. Frau und Kinder versteckten sich, noch ehe die Feinde hereindrangen, im Garten, in einem Loche unter der Erde, der Hauslehrer, ein Franzose, Perrin, blieb im Hause, machte sich aber, wie die Plünderung anging, und ihm blanke Säbel und Bayonnette drohten, davon, nun ward Alles geraubt und die Möbeln in Stücke zerschlagen. Gegen Morgen wurden die Unglücklichen in ihrem Zufluchtsorte entdeckt, man wollte hineinschießen; sie kauften sich mit Allem, was sie an Geld und Kostbarkeiten bei sich hatten, los. Gegen Mittag kamen wieder Andere, die ihnen den Tod drohten. Endlich gegen Abend, nachdem sie 24 Stunden Todesangst ausgestanden hatten, sind sie herausgegangen, und jetzt im Hause des Kaufmanns Desport am Markte. So höre ich noch alle Tage neue Gräuel erzählen. Professor Meyer *) wollte in seinem Hause bleiben, aber die fliehenden Preußen ließen drei Pulverwagen dicht vor seinem Hause stehen, wovon einer ganz zerbrochen war, daß das Pulver umher lag. Meyer konnte also nicht bleiben; er eilte zu seinen Schwiegereltern, die nicht weit von Kühn's wohnen. Auch hierher drangen die Unholde, raubten Alles, trieben zuletzt mit Gewalt die unglückliche Familie zum Hause hinaus, welche zusehen mußte, wie man ihre Habseligkeiten ordentlich auf Wagen lud und fortfuhr. Meyer's Schwiegervater ist ein alter kränklicher, hypochondrischer Mann, der eine Casse zu verwalten hat und ängstlich Ordnung liebt. Goethe sagte mir nachher, er hätte nie ein größeres Bild des Jammers gesehen, als diesen Mann im leeren Zimmer, rund um ihn alle Papiere zerrissen und zerstreut. Er selbst saß auf der Erde, kalt und wie versteinert. Goethe sagte, er sah aus, wie König Lear, nur daß Lear toll war, und hier war die Welt toll. Ich habe Meyern und einigen Andern mit den Hemden und anderer Wäsche Deines Vaters ausgeholfen, bis sie sich wieder welche anschaffen können; auch mit unserm Weine habe ich schon manches traurige Herz erquickt. Den Verwundeten habe ich Erquickung ins Lazareth geschickt, die andern Einwohner der Stadt können noch nicht daran denken, weil sie zuviel verloren haben; aber ich kann es, denn mir ist Alles geblieben. Sterbende haben mich gesegnet, das gibt mir wieder Freudigkeit, und der Segen wird auf uns ruhen. Des Abends versammeln sich meine Bekannten um mich her; ich gebe ihnen nur Thee, aber mein heiterer Sinn ist mir geblieben, und Mancher, der traurig kam, geht erheitert fort; die gute Ludekus steht mir immer bei.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Witwe des verstorbenen Leibarztes, Herder's Sohn.

*) Der bekannte Kunstkenner, Goethe's Freund.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Neuere Violin-Virtuosen. Pauline Garcia.]

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die bedeutenderen Violinisten der neueren Zeit meistens aus Belgien hervorgegangen sind. Beriot selbst ist aus Löwen gebürtig und hat jetzt seinen bleibenden Aufenthalt in Brüssel, wo er an dem von Fetis geleiteten Conservatorium schon mehrere junge Leute zu Violin-Virtuosen herangebildet hat, unter ihnen auch Vieuxtemps, der im verflossenen December hier ein Concert gab und uns die hohe Meisterschaft seines Lehrers ahnen ließ. Haumann und d'Ghies sind ebenfalls Belgier. Die Kunst des Violinspiels scheint also in der That von Frankreich nach Belgien gewandert zu sein, wie sie früher durch Viotti von Italien nach Frankreich verpflanzt wurde.

Corelli war der Hauptbegründer der italiänischen Violinistenschule, die bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Menge ausgezeichneter Virtuosen aufzuweisen hatte, an die sich erst in neuester Zeit, einzig in seiner Art dastehend, der phantastisch-geniale Paganini anreihte. Zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts aber blühte diese Kunst vorzüglich in Paris; Kreutzer, Rode, Baillot und Lafont wetteiferten hier mit einander um den Preis. Unabhängig von diesen Schulen hatte sich in Deutschland die Kunst des Violinspiels, besonders durch Stanitz und Leopold Mozart gefördert, ebenfalls bedeutend ausgebildet, und es fehlt auch unserem Vaterlande nicht an Meistern darin; wir brauchen nur die Namen Spohr, Mayseder, Müller, Maurer und Möser zu nennen; indeß ein gewisses Etwas scheint doch dem Deutschen zu mangeln, um es auf diesem Felde den romanischen Völkern ganz gleichthun zu können, sei es nun Feuer oder Leichtigkeit oder Energie des Nervensystems, oder sei es, daß Beriot den wahren Grund getroffen hat, der so bescheiden war, keinen jener Mängel einzuräumen, sondern vielmehr die Ursache in einem Vorzuge der Deutschen finden wollte, nämlich in ihrem vorherrschenden Sinn für Harmonie, der sie von der Violine abziehe und vorzugsweise zu dem Piano hinwende, welches Instrument allerdings hauptsächlich von Deutschen cultivirt worden und noch fortwährend cultivirt wird, denn auch die bedeutendsten Pianisten im Auslande, Kalkbrenner, Moscheles, Thalberg und Lißt, sind Deutsche, Letzterer ist, obgleich in Ungarn geboren, doch der Abstammung und Erziehung nach zu den Deutschen zu rechnen.

In allen Concerten des Herrn de Beriot wirkte seine Schwägerin, Pauline Garcia, mit und nahm durch ihr schönes Gesangstalent, so wie durch das Charakteristische ihrer Erscheinung sehr für sich ein; dazu kam allerdings noch das Interessante, daß wir in ihr die Schwester der gefeiertsten Sängerin des letzten Decenniums, die Schwester der großen Malibran sahen. Pauline Garcia und ihre Mutter, — der Vater, einst einer der berühmtesten Sänger in Paris, ist vor etwa sechs Jahren seiner älteren Tochter vorangegangen, — sind die treuen Gefährtinnen ihres Verwandten und werden ihn auch auf seiner weitern Reise, über Leipzig, Prag und Wien zur Kaiserkrönung in Mailand, begleiten. Die Talente der Maria Malibran-Garcia de Beriot scheinen sich auf ihre jüngere Schwester übertragen zu haben; auch Pauline zeichnet und componirt; auch sie spricht mehrere Sprachen: Spanisch, die Sprache ihrer aus Madrid herstammenden Eltern, Französisch, die Sprache ihres Geburtslandes, — sie ist 1821 in Paris geboren, — Englisch, Italienisch und selbst Deutsch mit geistvoller Gewandtheit. Nur das größte Talent ihrer Schwester, die gewaltige, hinreißende Stimme, scheint ihr nicht in gleichem Maße verliehen zu sein. Indeß ist sie auch in dieser Beziehung immer noch vor vielen ihren Kunstgenossinnen reich begabt und hat es nicht am regsten Fleiße fehlen lassen. Ihre Stimme ist klangvoll, ziemlich stark und hat einen Umfang von drittehalb Octaven, vom kleinen f bis zum dreigestrichenen c. An ihrer Schwester hatte sie bis zu ihrem funfzehnten Jahre das musterhafteste Vorbild; doch ist sie nie von ihr unterrichtet worden, da sie sich erst seit einem Jahre ganz dem Gesange gewidmet hat; anfangs wollte sie Pianistin werden und hatte unter Anderen bei Lißt Unterricht; auch ist sie in dieser Virtuosität weit genug vorgeschritten, denn sie spielt Beethoven'sche, Weber'sche und Mendelssohn'sche Sonaten aus dem Gedächtniß mit außerordentlicher Fertigkeit und Energie. Ihr Skizzenbuch verräth eine höchst lebhafte Phantasie und ein geübtes Auge. Von ihren Compositionen hat sie zwar hier nichts vorgetragen; aber das musikalische Album, welches die Componisten Frankreichs zu Gunsten des Musikalienhändlers Pacini in Paris, als ihm sein Magazin abbrannte, gestiftet haben, enthält auch eine Beisteuer von Pauline Garcia, und zwar das deutsche Lied: „Der Knabe vom Berge" von Uhland. Vortrefflich singt sie die von ihrer Schwester componirten Lieder, den bekannten Rataplan, den brigand, den contrabandista. Auch englische und schottische Volkslieder und deutsche Gesänge hörten wir von ihr mit Anmuth und Geschmack vortragen. Im Bravourgesange sind ihre Uebergänge aus der tiefen in die höhere Stimmlage zuweilen etwas schroff; eine längere Cultur der Stimme wird auch diesem Uebelstande wohl abhelfen.

So sagen wir denn diesem trefflichen Künstlerpaare freundlichst Lebewohl und wünschen, daß die Hoffnung, es im Herbst noch einmal hier zu sehen, in Erfüllung gehen möge.

R. W.

Notizen.

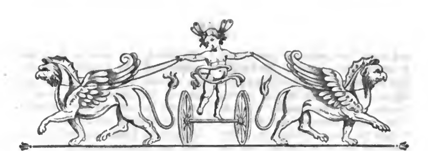
[Die Pickwickier.]

Den Freunden des jocosen Werkes von Boz oder Dickens, wie des Verfassers eigentlicher Name ist, wird von der Weber'schen Handlung in Leipzig auch Bd. 4 u. 5 in der Uebersetzung überreicht. In London wird eine zweite sehr starke Auflage gedruckt, nachdem die erste von 30,000 Exemplaren, wie englische Blätter verkündeten, bereits vergriffen. Außer den dem Buche selbst beigegebenen Zeichnungen, das englische Original hat deren 43, die Uebersetzung gab eine Auswahl derer, die von Seymour und Phiz herrühren, erscheinen noch zwei Sammlungen von Bildern von andern Zeichnern, auch ein Sam. Weller's Scrap Sheet, auf welchem 40 Charaktere des Buches abgebildet sind. Man gibt in England Pickwick-, Winkle-, Snodgras- und Tupman-Quadrillen und andere Tänze heraus; auch an Nachahmungen fehlte es nicht, z. B. erschien in Paris eine solche. Zu dem fünften Bande der Uebersetzung gibt Hr. Jürgens, oder, wie er sich auf dem Titel nennt: H. Roberts, auch die Vorrede von Dickens.

[Ch. de Beriot und Pauline Garcia.]

Am 28. gaben Beide in Leipzig ihr zweites Concert. Beriot spielte seinen Second air varié, sein D-dur-Concert, und wiederholte unter begeistertem Applaus seine Caprice: „le Tremolo." Frln. Garcia sang Arien von Donizetti und Marliani, la leçon tyrolienne, den Rataplan ihrer großen Schwester, und ihr eigenes Lied: „Des Knaben Berglied", von Uhland.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 130. — den 6. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Alles dies geschah, während ich schlief. Gegen 6 Uhr wurde ich geweckt, weil die Feuersgefahr sich zu nähern schien; doch diese Besorgniß legte sich bald; ich sah auf der Straße einzelne mit Beute beladene Soldaten; ich glaubte, die Unordnung wäre vorüber, man sagte, die Truppen sollten weiter marschiren: da erhob sich das wüste Geschrei von neuem. Unser ehrlicher Husar brachte eine gestern bei all dem Unglück entbundene junge Wöchnerin, ihren Mann, den Säugling und noch zwei Kinder und eine Magd, er bat um Gottes willen, wir möchten die armen Leute aufnehmen; die Barbaren hatten sie ausgeplündert und auf die Straße geworfen. Die junge Frau hatte die Gelassenheit und das Gesicht eines Engels; still setzte sie sich hin und säugte ihr Kind; ohne Klagen sprach sie von ihrem Schicksale und voll Vertrauen auf Gott, mit einer so anspruchslosen Art, es ging mir durchs Herz. Ich fiel ihr um den Hals und küßte sie so herzlich, wie ich nie eine Frau geküßt habe; ich hätte ihr die Hand küssen mögen, sie flößte mir so viel Ehrfurcht ein. „Sehen Sie," sagte sie, „ist das denn nicht schön, daß eine so gute Frau Theil an meinem Schicksale nimmt, und muß mich das nicht trösten?" Ich habe mich nachher nach den Leuten erkundigt, sie haben doch nicht Alles verloren; Gold und Silber hat man nicht gefunden; Mutter und Kind sind gesund geblieben; der Mann heißt Facius*), ist ein sehr geschickter Steinschneider, und hat für die ganze Gegend weit und breit zu thun, er wird sich also bald wieder aufhelfen. Nun war unser Zimmer ganz voll; diese Leute, die alte Madame Jagemann mit ihrer Tochter von gestern Abend, dazu die Forstmeisterin Wilhelmi, die aus der Gegend von Erfurt sich hierher geflüchtet und bei Riedel's logirt hatte. Riedel's waren eben des Feuers wegen, das noch immer ruhig brannte, ins Schloß geflüchtet, und sie erzählten uns, welche Gräuel dort geschehen wären, und wie diese noch immer fort wütheten. Nun hörten wir am Thorwege vom Vorderhause stark klopfen. Ich sah aus dem Fenster, sah das Thor in tausend Stücken brechen und zehn bis zwölf wüthende Menschen mit gefälltem Bayonnette in den Hof stürzen. Guter Gott, welch ein Anblick! Doch faßte ich mich; wir rangirten uns im Zimmer, die Heulenden wurden zur Ruhe verwiesen; ich stellte mich vor Adelen, wieder den Geldbeutel in der Hand; Sophie und Conta eilten hinunter. Krach! fiel die Thür unten, die den Gang nach meinem Zimmer verschließt. Die Bayonnette haben auf Conta's Brust gestanden, und doch gelang es ihm und Sophien, die Menschen mit Wein, Brot und freundlichen Worten hinauszubringen. Jetzt verlangte der Husar mich zu sprechen, er hatte mich noch nicht gesehen. Ich flog zu ihm, gab ihm die Hand. Er sagte, er wäre der Ehre nicht werth, er wäre nur ein

*) Das damals geborne Kind ist die jetzt als Künstlerin rühmlich bekannte Angelica Bellona Facius.

Bauer; aber doch hätten seine Hände nie solche Gräuel besudelt, und so gab er mir die Hand. Ich bot ihm Geld an, er wollte es durchaus nicht nehmen; doch nahm er einen Speciesthaler am Ende. In der Hitze des Gesprächs zog ich meine goldene Dose heraus, er sah sie bedeutend an. „Si vous la demandez, il faut que je vous la donne," sagte ich. Das erschütterte den großen schnurrbärtigen Menschen fast bis zu Thränen; aber um eine Peise aus der schönen Dose bat er mich. Nun rieth er mir, bei einem General um eine Sauvegarde anzuhalten, und sagte mir dabei, die Plünderung hätte nun ein Ende, die Infanterie, die einzige, die sich deren schuldig gemacht hätte, müßte nun fort; einen der Plünderer hätte eben ein Officier vor seinen Augen auf der Straße zusammengehauen, zwei würden eben im Lager füsilirt. Niemand von uns konnte zum General gehen; Conta mußte im Hause bleiben, also faßte ich meinen Husaren unter den Arm, Adelen an der Hand, und so hin aufs Schloß zum Prinzen Murat. Welch ein Gang! überall die Spuren der gestrigen Nacht; Todte, Verwundete auf der Straße; gefangene Preußen im Park vor dem Schloßplatze, wo sie noch vorgestern stolzirten; wilde, blutige Menschen, die ich nicht Soldaten nennen kann, in weißen, zerrissenen Kitteln, Mord und Tod im Gesicht, die alle Augenblicke meinen Husaren als Camarade anredeten, dazwischen die Musik, Pferde, Reiter; ein unendliches Gewühl! Beim Prinzen wurde ich nicht vorgelassen; er hatte sich eingeschlossen und ließ Niemanden vor. Ich ging zu Hause, schrieb ihm, wer ich wäre, forderte seine Menschlichkeit auf, schickte ihm meinen von Bourienne unterzeichneten Paß, bat, diesen zu unterzeichnen, mir zu sagen, wohin ich gehen könnte, und bat um eine Sauvegarde. Dies schickte ich gleich durch meinen Husaren hin; der Prinz sprach ihn selbst, unterzeichnete meinen Paß, pour se rendre en France, schrieb dabei einen Befehl an alle Militair- und Civilbehörden, mich zu schützen, und ließ mir sagen, ich sollte ruhig sein, als Fremde brauche ich keine Sauvegarde, überdies hätten die Unordnungen ein Ende. Aber es war nicht so, es drangen aufs neue Soldaten bei uns ein. Zum Glück kam im nämlichen Momente ein Dragoner-Officier, der zu Essen verlangte; dieser vertrieb sie mit leichter Mühe. So wie ich davon hörte, ließ ich ihn in eines meiner Zimmer führen, und eilte zu ihm und bat ihn um Schutz. Es war ein freundlicher, nicht mehr junger Mann, meine Lage ging ihm zu Herzen. Er versicherte mich, daß alle Officiere über die Art, mit der Weimar behandelt worden wäre, empört wären; aber die Armee reist ohne alles Gepäck, und wenn die Leute müde und hungrig, vollends nach einer Schlacht, ankämen, müßte man ihnen erlauben, Brot und Wein zu fordern. Was aber übrigens hier geschehen wäre, wäre freilich entsetzlich; jetzt hätte dies aber ein Ende. Indessen, indem wir so sprachen, mußte er doch noch uns und unsern Nachbar, dem eben die Fenster eingeworfen wurden, vertheidigen. Nach zwei Stunden wollte er fort, seine Ehre hing daran; er hatte bis morgen einen bestimmten Weg zu machen; aber ich strengte alle meine Beredsamkeit an, und so gelang es mir, ihn zu bewegen, daß er mir versprach, bis 2 Uhr des Morgens zu bleiben, wenn er keinen Officier fände, der seine Stelle ersetzte. Er ging ins Vorderhaus, danach auszusehen, und brachte mir glücklich einen Commissaire des Guerres des Generals Berthier. Nun waren wir aus der Noth. Oben war kein Platz, ich räumte ihm also gleich mein bestes Zimmer, das ich zum Staatszimmer bestimmt hatte, ein und übernahm es, die Officiere an meinen Tisch zu nehmen, was meine gute Ludekus, umringt von Allen, die zu ihr geflüchtet waren, nicht konnte. Der Dragoner ritt gleich nach Tische fort, Mr. Denier blieb. Einen artigeren, gebildeteren und dabei hübscheren Franzosen habe ich nicht leicht gesehen. Mein Tisch war alle diese Tage sehr schlecht bestellt; es war eben keine Theurung, aber eine so große Seltenheit an Lebensmitteln, besonders Brot, entstanden, daß man allgemein Hungersnoth befürchtete. Der gute Denier nahm an unserm Unglück Theil, als ob es ihn selbst betroffen hätte. Mit feiner Schonung machte er es so, daß sein Freund beim General Berthier aß, er selbst aber blieb zu Hause; und wenn er ausging, bat er mich um Erlaubniß und sagte mir, wohin er ginge und wann er wiederkommen würde, seine Leute mußten dann Schildwache halten. Den ganzen Tag mußte er uns noch oft die Plünderer abwehren, dafür mußte ich mir gefallen lassen, daß mir den Abend wenigstens zehn Officiere vorgestellt wurden, die bei mir Thee tranken und himmlisch vergnügt waren, wieder einmal ein hübsches Zimmer, reine Tassen und ein französisches Haus zu sehen, denn dafür hielten sie mich wegen meiner Bedienung, und Adelen, die wirklich jetzt nach all dem Schrecken ganz allerliebst war. Ich that indessen doch etwas Gutes, ich schrieb allen Officieren, die mir vorkamen, die Namen von Loder, Schütz, Froriep und Reichard in Halle auf und bat sie, diese Häuser, wenn sie hinkämen, zu schützen. Alle gaben mir ihr Ehrenwort darauf und versprachen freiwillig, auch ihren Freunden diese Namen zu geben. Halle ist seitdem mit Sturm

genommen; man hatte die Thore geschlossen, um den Preußen die Flucht zu erleichtern; vielleicht hat meine Fürbitte etwas geholfen, diese Leute zu schützen, die mir so freundlich entgegengekommen sind. Man hat in Halle gehaust wie hier; auch Jena ist fürchterlich behandelt worden. Funfzehn Häuser sind abgebrannt; Frommann's und Farrenkrüger sind indessen ziemlich gut davon gekommen. Dr. Stark wird gezwungen, da zu bleiben, um die Lazarethe zu besorgen. Die schönen Weiden in dem herrlichen Thale sind umgehauen, und sie wollten hernach nicht brennen, also umsonst. In welchen Zeiten leben wir! Ja wohl the times are out of flight. — Der folgende Tag, der 16. October, verging eben so, wir wurden ruhiger, wenn das Ruhe heißen kann, wenn man es nicht wagt, sich des Abends auszukleiden; wenn man bei jedem Geräusch, jedem Pferde oder Wagen, der vorbeifährt, jeder lauten Stimme auf der Straße ängstlich zusammenschreckt, in dieser Stimmung sind wir auch lange geblieben, noch viele, viele Tage. Meine Gesundheit hat nicht merklich gelitten; ich bin aber so mager geworden, daß alle meine Kleider, die mir früher zu enge wurden, jetzt viel zu weit sind. Doch das Unglück ist nicht groß; Ruhe wird das Verlorne bald wieder ersetzen. — Den 17. Octbr., des Morgens, verließ mich mein Beschützer Denier, nachdem er Vorkehrungen getroffen hatte, zu verhindern, daß wir wieder mit Einquartierung belästigt würden. Wenige Zeit darauf marschirte das Regiment des Marschalls Augereau hier ein; gerade diese waren den 14. und 15. nebst Anderen unsere Peiniger gewesen. Dies bewog uns doch wieder, um einen Officier zu bitten. Wir bekamen zwei, einen aus der Picardie, den anderen aus der Normandie. Sie mögen brave Leute gewesen sein; allein man sah ihnen ihr schreckliches Handwerk zu deutlich an. Diesen Tag mußte ich schon mit ihnen zubringen. Mir kam es bisweilen vor, als ob ich holländische Schiffer bei mir hätte; der Abstand zwischen der Cavalerie und Infanterie in der französischen Armee ist ungeheuer. Die ersteren tragen alle das Gepräge der Cultur bis auf den gemeinen Husaren herab, die letzteren sind ein wildes Volk, abgehärtet für Alles. Glücklicherweise ward ich diesen Abend ganz heiser, so daß ich zuletzt keinen hörbaren Laut hervorbringen konnte, dies entschuldigte mich den folgenden Tag, nicht zu erscheinen. Die Herren ließen sich's auch ohne mich wohl sein. Ich habe dieses Uebel schon vor sieben Jahren in Danzig gehabt, obgleich weniger heftig. Mein Schwager warnte mich damals, es zu vernachlässigen. Den 18. war ich fast stumm, und nahm, da Hausmittel nicht halfen, meine Zuflucht zum Arzt, es war kein anderer da, als Dr. Huschke*); er hat mich aber innerhalb zwei Tagen ganz wieder hergestellt. Ich litt unbeschreiblich dabei, daß das Regiment alle Tage drei Mal vor unserm Hause versammelt wurde, und jeder Soldat mit Namen einzeln aufgerufen wurde. Der Ordnung wegen war das recht gut; allein ich sah wieder die fürchterlichen Gesichter, die weiten, schmuzigweißen Mäntel, die sie über die Uniform werfen, und die die Spuren der Schlacht und aller verübten Gräuel an sich trugen; so waren sie auch in jener Schreckenszeit. — Den 19. Octbr. wurde der preußische General v. Schmettau hier feierlich mit allem militärischen Prunk begraben. Nach dem Begräbniß versammelte sich das Regiment wieder auf der Esplanade, die Musik spielte Opern-Arien, und die wilden Menschen tanzten und tobten lustig umher, bis sie ins Quartier mußten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Leibarzt des Großherzogs.

Notizen.

[Emil Devrient auf der leipziger Bühne.]

Man ist gewohnt, Schauspielern mit dem Wort Künstler aufzuwarten, selbst mit „genial“ sie zu bedienen. Der eigentliche, wahrhafte Künstler ist der Dichter, und der Schauspieler hat nichts weiter zu thun als dessen Kunstwerk zur natürlichen Erscheinung zu bringen. Wie viel Kunst dazu gehört, ist eine andere Sache, aber der Schauspieler ist von Hause aus Nebensache, die Dichtung und der Dichter sind die Hauptsache. Genie ist er eben so wenig, sondern er soll das Talent sein, das den dichterischen Genius versteht und darstellt. Dennoch gab es so productive Naturen in der größern Schauspielerpoche Deutschlands, daß man sie für geniale Menschen, d. h. für originelle Schöpfer erklären konnte. So vor allen Andern Ludwig Devrient, der wirklich den Charakter eines Gedichts erklärte, indem er ihn schuf, mit unter ganz anders, als der Sinn des Gedichts war, oft aber den Gedanken des Dichters überflügelnd. Auch Hr. Emil Devrient, der uns aus Dresden besuchte, ist in sofern selbstschöpferisch, als er die Dichtkunst nur um der Schauspielkunst vorhanden wähnt, und diesen oder jenen Charakter nach productiver Laune, ganz gegen den Sinn der Dichtung auffaßt. Ich erinnere mich seines Leicester auf der dresdner Bühne. Er gibt den Liebhaber der Maria und läßt den Staatsmann ganz fallen. Daß er mit jener halben Auffassung viel Glück, zumal bei den Damen macht, ändert nicht die Schiefheit seiner Auffassung. Aehnlich, obgleich in der Halbheit nicht so grell, steht es mit seinem Hamlet, den er auch auf der leipziger Bühne gab. Emil Devrient gibt als Hamlet den schwachen, zärtlichen Muttersohn, den süßen Schönredner, den elegischen Mondscheinjüngling. Deshalb ist er am wirksamsten in der Scene mit der Mutter; im

Verhältniß zur Mutter kommt eben diese Eine Seite seines Wesens zur Erscheinung. Allein er gibt nicht den metaphysischen Kopf, nicht die innere Arbeit der blassen Grübelei, die ihn um seine Thatkraft bringt. So wie er die Rolle faßt, ist Hamlet wohl aus süßlicher Elegie der Empfindung, aber nicht aus überwachter Denkkraft unfähig zum Handeln. Den Monolog über Sein und Nichtsein legt Emil Devrient den Leuten wie ein Bonbon auf den Teller; man sieht nicht, wie er sich aus der rastlos arbeitenden Seele windet. Die Scene mit den Schauspielern läßt er fälschlicher Weise fort; eben weil er auf dieser Seite des Charakters nichts gibt. Sie ist aber die wesentliche; die andere schmeichelt sich dem Publicum ein, ist aber nicht eben die schwierigere, eines Künstlers vom ersten Range würdigere Aufgabe. Ein solcher aber ist Hr. Emil Devrient, seine glänzende Phantasie, die wirklich auf Momente bezaubernd wirkt, hinreißt und bannt, sein schönes, seelenvolles Organ, seine ideale Haltung, sein gebildetes Air in allem Thun und Lassen, alles das berechtigt ihn zu der Forderung, für einen Schauspieler erster Classe zu gelten. Allein er hält sich für zu wichtig, um sich dem Gedanken des Dichters unterzuordnen, er glaubt, wie ich schon sagte, die Poesie sei seinetwillen da, die Intensionen des Gedichts könnten sich der Willkür des Schauspielers fügen. Dies verführt ihn sogar, seine eigentliche, glückliche Sphäre bisweilen zu verkennen. Er fühlt sich als Romeo ennuyirt und hat die Laune, den Mercutio zu spielen. Ich sah ihn nicht als Romeo, weiß nicht, ob er würdig ist, den Shakspeare'schen Romeo, wie ihn sich der erhabene Dichter dachte, zur Erscheinung zu rufen; ich kann es nur glauben. Daß ihm aber zum Mercutio der quecksilberne Humor fehlt, der dem großen Ludwig innewohnte, das möcht' ich stark behaupten. Emil Devrient gefällt sich aber auch in ganz schlechten Farcen, er stattet den „Choristen Fröhlich" mit so viel brillanten Einfällen aus, daß man über soviel Eifer staunend ausruft: Schade um die Mühe! Das leipziger Publicum war fast unangenehm überrascht von dieser Leistung. Man erwartet, man verlangt gar nicht diese Virtuosität auf dem gemeinsten Soccus, da man den Künstler auf dem Kothurn liebgewonnen. Will Hr. Emil die Universalität Ludwig's erzielen? Der gab allerdings den Lear und den armen Poeten gleich meisterhaft und hatte die Endpole menschlicher Gefühle in der Hand. Will Emil Devrient durchaus in der Komödie glänzen, so schaffe er sich erst ein würdiges Terrain; er erwerbe sich das Verdienst, das Shakspeare'sche Lustspiel wieder in Scene zu setzen, den Sturm, Was ihr wollt, Wie es Euch gefällt, Viel Lärmen um nichts, Verlorne Liebesmühe. Da sind würdige Aufgaben für seinen Humor in Masse zu finden, und er läuft nicht Gefahr, in die moderne Misère berliner Ladendiener zu verfallen, die Romantik der Situationen, die Fülle des Witzes, der Geist eines großen Schöpfers hält ihn aufrecht. Statt dessen spielen die heutigen Künstler Raupach, und ihre ästhetischen Begriffe sind miserabel genug, die Sachen dieses raffinirten Phrasenspielers herrlich zu finden. Ein neuer Beweis, wie schlimm es jetzt mit der Schauspielkunst steht. — Ich brauche nicht zu erwähnen, daß E. Devrient auch in Stücken der Verfasserin des Oheims spielte, wo er die ganze graciöse Gewandtheit und liebenswürdige Haltung, die seinem Conversationston eigen ist, entfaltete.

[Die Kunstausstellung in Paris.]
(Aus einem Privatbriefe.)

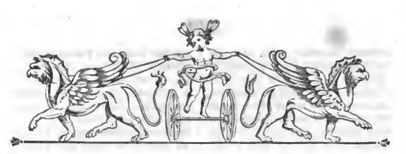
Der Prediger vor seiner Gemeinde; nach dem Widerruf des Edicts von Nantes, kleines Gemälde von Henry Scheffer. Heinrich des Vierten lobenswerthe Urkunde von 1598, worin er den Protestanten freie Religionsübung und gleiche Rechte mit den Katholiken in seinem Lande zusicherte, wurde von Ludwig dem Vierzehnten durch die unsinnige Verordnung vom Jahre 1685 aufgehoben. Hätte die Republik in Frankreich nicht einen dicken Strich durch alle Religionsstreitigkeiten gemacht dadurch, daß sie jeder Religion gleiche Rechte zuerkannte, und wären Charles X. Gewaltschritte nicht besiegt worden, wer wüßte, wie es heute um die protestantische Kirche stände! Die Bekanntmachung dieses Widerrufs ist die Veranlassung zu Scheffer's Arbeit. Eben so wenig Bändezahl dazu beiträgt, ein gutes Werk auszumachen, eben so wenig machen Länge und Breite ein schlechtes Bild schön; jedoch bleibt es wahr, das ein gutes Gemälde in Lebensgröße mehr Verdienst hat, als ein Diminutiv von gleicher Art. Erinnerte uns genanntes Gemälde nicht an das Diminutivum, wir würden es unbedingt für das beste der Salons erkennen und dem trostreichen Christus seines Bruders Ary an die Seite stellen. Schönere Köpfe, ausdrucksvollere Gesichtszüge sieht man selten. Nach diesem Bildchen sollten die Portraitmaler wallfahrten, um zu lernen, was es heißt, gute Köpfe malen.

Hernani erhält von seinem Nebenbuhler Charles-Quint den Orden des goldnen Vließes und die Hand der Donna Sol, Gemälde von Granet. Wäre dies Bild nicht so dunkel, Fehler des Malers, wir könnten es loben, ungeachtet ein Drama von Victor Hugo dessen Entstehung veranlaßte. Betrübend ist es, daß die Künstler sich noch immer viel um Ordensverleihungen, um Liebesabenteuer der Fürsten u. dgl. kümmern, und darüber ihre Bestimmung verfehlen. Ist denn unsere Zeitepoche nicht reich genug an geschichtlich merkwürdigen Ereignissen? Was die Fürsten thun, ist keineswegs immer so geschichtlich, als was die Völker thun. Eine Ordensverleihung ist eine Privatsache, eine Familienangelegenheit.

[Mißbrauch der Bibel.]

Der Royalismus mißbraucht die Bibel. Die Polemischen Blätter" (vom Verf. des Anti-Athanasius und der Schrift über den Erzbischof von Cöln) berichten folgende Huldigung, die sich ein literarischer Bedienter in einem öffentlichen Blatte zu Schulden kommen ließ. Die Anwesenheit eines Erbprinzen in einer Provinz des Landes setzte viele Federn in Bewegung, und eine jener Federn schrieb: „Also hat unser Fürst (also hat Gott) sein Volk geliebt, daß er seinen Erstgebornen (Eingebornen) sandte, damit wir ihn Alle schauen von Angesicht zu Angesicht."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 131. — den 7. Juli 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß.

(Beschluß).

Endlich zogen sie den 19. fort; wir behielten den General Denzel mit einem kleinen Corps zum Schutze. Er ist ein Deutscher, und hat sich seitdem sehr menschlich und brav gegen uns benommen. Seine genaue Kenntniß aller Wege, da er früher in Jena studirte, ist der Armee sehr zu Statten gekommen. Wie konnte er aber dazu helfen, das Paradies *) zu verwüsten, er, der doch gewiß seine schönsten Tage darin verlebte? — Der General von Schmettau, der hier begraben wurde, war schwer verwundet hier eingebracht. Man kündigte ihm an, daß er in vier Tagen nach Paris transportirt würde. In einem einsamen Augenblicke stürzte er sich aus dem Fenster, und starb wenig Stunden darauf. Seitdem wurden wir wegen der Menge Verwundeter, die in Lazarethen, Gasthofen, im Komödienhause auf einander gehäuft lagen, ohne Pflege, Ordnung und Reinlichkeit, und wegen der großen Anzahl unbegrabener Todten, die bis vor's Schloß herum lagen, aufs Neue in Angst gesetzt, man fürchtete ansteckende Krankheiten. Allmählig wird auch hierein Ordnung gebracht, die Todten werden in große, mit Kalk ausgefüllte Gruben, die von der Stadt entfernt liegen, begraben. Diejenigen, welche in der Schlacht fielen, sind Alle schon begraben. Die Todten aus den Lazarethen werden nun auch gleich fortgeschafft, und liegen nicht mehr, wie Anfangs, hoch auf einander gethürmt, Tage lang auf der offenen Straße. Von diesen Gräueln des Kriegs hat man nur einen Begriff, wenn man sie, wie ich, in der Nähe sieht. Ich könnte Dir Dinge erzählen, wovor Dir das Haar emporsträuben würde; allein ich will es nicht thun; denn ich weiß ohnehin, wie gern Du über das Elend der Menschen brütest. Du kennst es noch nicht, mein Sohn; Alles, was wir zusammen sahen, ist nichts gegen diesen Abgrund des Jammers. — Was mich bei dem Anblick alles Entsetzlichen, was man sich denken kann, noch hier hielt, ist, daß ich half, wo ich konnte, um den Jammer zu lindern; mein Landsmann Falk gab mir die Wege an, und so habe ich mich einer Stube im Alexanderhofe, in der an dreißig Verwundete, meistens Preußen, lagen, angenommen. Ich schickte ihnen Leinwand zum Verbinden, Wein, Thee, welcher letztere erst bei mir in einem großen Kessel gekocht wurde, Suppe, einige Bouteillen Madera, wovon jeder nur ein kleines Glas bekam, und doch über dieses Labsal in lauten Jubel ausbrach und mich segnete, Brot und was ich konnte; Sophie und Duguet vertheilten es selbst, denn dem harten Inspector konnte man nichts vertrauen. Es war im Ganzen wenig, und half doch viel, besonders da ich die Erste war; ich rettete die Armen vor dem Unglück, an Gott und Menschen zu verzweifeln. Goethe und Andere haben davon gehört, und sind meinem Beispiele gefolgt. Was mich am meisten freut, ist eine Quantität Aepfel, die ich wohlfeil kaufte, und dann unter

*) Eine sehr schöne Wiese mit Alleen bei Jena.

eine Menge Verwundeter austheilte, welche ohne alle Erquickung vor dem Komödienhause lagen und nach etwas Kühlendem seufzten. Auch zu dieser guten Idee verhalf mir Falk. Unendlich freuten sich die Verwundeten über diese Erquickung. Die meisten meiner Pfleglinge sind jetzt todt; ihre Stellen werden schnell ersetzt; alle Abende kommen wenigstens 300 Verwundete aus Naumburg und andern Orten hier an, jeden Morgen schafft man eine noch größere Anzahl weiter nach Erfurt. Wie hartherzig macht das Unglück! Ich freue mich jetzt, wenn ich höre, daß vier, fünf bis sechs mit ihren ganz zerschmetterten Gebeinen weiter gefahren werden, ich, die noch vor wenig Wochen den Jungen, der vor unserm Hause den Arm brach, um keinen Preis ohne Hülfe fortgelassen hätte! Wir hoffen, daß in wenig Wochen das ganze Lazareth fortgeschafft werden soll. Der Tod hilft uns fürchterlich. Falk ist als Dolmetscher beim jetzigen Commandanten angestellt; Denzel ist fort; der jetzige kann nicht Deutsch, zeigt aber fast noch mehr Eifer, der Stadt zu helfen. Er hat alle Soldaten, die noch hier im Quartier liegen, entwaffnet, und hält die strengste Mannszucht. Wie wunderbar spielt das Schicksal mit uns! Dieser Falk lebt jetzt mitten unter den Menschen, vor denen ich ihn vor vierzehn Tagen retten sollte und wollte, und dient ihnen. Für die Sicherheit der Stadt ist aufs Beste gesorgt. Der französische Commandant thut das Seine, und alle Nächte patrouilliren sechzig unserer Bürger, ohne Ansehen des Ranges und der Person, um für die Sicherheit der Stadt zu sorgen. Wir fürchten die Franzosen wenig mehr, aber wie fürchten die Einwohner der benachbarten Gegend, welche an den Bettelstab und zur Verzweiflung gebracht sind. Wir erwarten den Herzog, der, wie es heißt, bald zurückkommen wird, dann sind wir sicher, und die wohlthätige Zeit wird unsere Wunden heilen. Ohne die Herzogin, die standhaft dablieb, wären wir Alle verloren gewesen; das Schloß wäre verbrannt und die Stadt an allen Ecken angezündet worden, glühende Kugeln waren bereit; nur auf die Nachricht, daß sie noch da wäre, blieben wir verschont, das weiß man jetzt mit Gewißheit. Es ist unbegreiflich, wie man dem größten Unglück entgangen ist; Gottes Engel wachte über uns. Noch heute sagte mir Goethe, daß man in seinem Hause überall zerstreutes Pulver und gefüllte Patronen gefunden hat. In einem Hause ihm gegenüber ist förmlich Feuer angelegt und nur durch Zufall entdeckt und ausgelöscht worden. Ueberall lag Pulver und Patronen, überall standen Pulverwagen, überall lief man mit brennenden Lichtern umher, und Gott erhielt uns doch. Meine Existenz wird hier angenehm werden; man hat mich in zehn Tagen besser, als sonst vielleicht in zehn Jahren kennen gelernt. Goethe sagte heute, ich wäre durch die Feuertaufe zur Weimaranerin geworden. Wohl hat er recht. Er sagte mir, jetzt, da der Winter trüber als sonst heranrücke, müssen wir auch zusammenrücken, um einander die trüben Tage wechselseitig zu erheitern. Was ich thun kann, um mich froh und muthig zu erhalten, thue ich. Alle Abende, so lange diese Tage des Trübsals währen, versammeln sich meine Bekannten um mich her, ich gebe ihnen Thee und Butterbrot im strengsten Verstande des Wortes. Es wird kein Licht mehr als gewöhnlich angezündet, und doch kommen sie immer wieder, und ihnen ist wohl bei mir; Meyer's, Fernow, Goethe bisweilen, sind darunter. Viele, die ich noch nicht kenne, wünschen bei mir eingeführt zu werden. Wieland hat mich heute um die Erlaubniß bitten lassen, mich dieser Tage auch besuchen zu dürfen. Alles, was ich sonst wünschte, findet sich so von selbst; und ich verdanke es blos dem Glücke, daß meine Zimmer unversehrt blieben, und daß ich Gelegenheit fand, mich zu zeigen, wie ich bin, daß meine Heiterkeit ungetrübt blieb, weil ich von Tausenden die Einzige bin, die keinen herben Verlust zu beweinen hat, und nur das allgemeine Leiden, kein eigenes, mein Herz preßt. Ich fühle es wohl, wie egoistisch alles dieses klingt, und dies ist eben die entsetzlichste Seite des allgemeinen Unglücks, daß es auch die Bessern unter uns zu diesem Egoismus herunterstimmen kann. — Lebe wohl, Bester, ich wünsche Dir Geduld, diesen unendlich langen Brief zu lesen; aber ich konnte mich nicht kürzer fassen, wenn ich Alles erzählen wollte, und das mußte ich doch. Theile ihn meinen Freundinnen, Madame Bregard und Madame Pistorius, mit, ich weiß, mein Schicksal interessirt sie, und es ist mir unmöglich, alles dies mehr als einmal zu schreiben. Sage Beiden, daß ich schreiben werde, sobald ich kann; ich habe aber noch viele höchst nöthige Briefe nach Danzig zu schreiben, und bin noch immer nicht in der rechten Fassung zu einer anhaltenden Beschäftigung. Auch dieses habe ich nur in abgerissenen Viertelstunden zusammengeschrieben, wie Du leicht sehen wirst. Erzähle Herrn Böhl, was ich Dir geschrieben habe, oder laß es ihm lesen, wenn er die Geduld dazu hat, woran ich zweifle, da meine Handschrift so klein und unleserlich ist, sage ihm, daß ich oft seiner und der Madame Böhl gedacht habe, und ihrer Freundschaft für mich; sie sind Beide meine ältesten Freunde in

Hamburg; ich werde auch ihnen nächstens schreiben. Wenn Du mit dem Briefe fertig bist, so schicke ihn Julchen nach Danzig, denn auch dorthin kann ich dies Alles nicht noch einmal schreiben, und ich muß ohnehin über Hamburg nach Danzig schreiben. Adieu! Sei meinetwegen unbesorgt, der Horizont wird täglich heller. Ich wünschte, Du könntest Tischbein meinen Gruß bringen und ihm sagen, daß ich noch lebe und für seine Empfehlung herzlich dankbar bin. — Goethe hat nichts verloren, Prof. Meyer Alles, auch seine Zeichnungen, nur nicht seine Schriften und seine gute Laune. Herder's nachgelassene Manuscripte sind unwiederbringlich verloren.

Zur Literatur der Reisen.

Bunte Skizzen aus Ost und West. Von F. Tietz. 2 Thlr. Leipzig, Brockhaus.

Das Herz des Hrn. Tietz hat, wie jedes menschliche Herz, zwei Augen, Liebe und Haß, aber es sieht mit beiden schief. Das kommt daher, weil Tietz fortdauernd sein Auge auf einen Gegenstand richtet, der uns Deutschen etwas seitwärts liegt, auf Rußland, und durch diese Angewöhnung hat er gelernt zu schielen. Leider! Herr Tietz ist kaum noch ein Deutscher, er ist ein Russe, ein Russe mit Haut und Haar; und wenn Deutschland, mit Ausnahme vielleicht von Preußen, russische Provinz würde: — Hr. Tietz würde schwerlich etwas dagegen haben; er würde uns ein Buch schreiben und darin beweisen, welch' einen großen Fortschritt Deutschland in der wahren Freiheit, in der Zoll- und Preßfreiheit, in der Humanität des Regiertwerdens, in der Cultur gemacht habe, da es nun eingerusst worden, über den „modernen Musterrittern des Liberalismus" die Knute an einem Pferdehaar schwebe und dem Liberalismus in weiter Perspective ein sibirisches Lebensziel gesteckt sei. Aber Hr. Tietz theilt seine Liebe zwischen Russen und Türken und denkt bei sich: da die Griechen nicht russisch geworden sind, so ist es doch Schade, daß sie nicht den Türken botmäßig geblieben sind, — denn die Freiheit verträgt sich nicht mit der Freiheit, der Despotismus ist Vermittler der Freiheit, der Despotismus ist die Blüthe des Liberalismus und selbst bei den Türken ist Humanität Haus- und Staatsrecht. Thoren die Völker, welche ihrer alten Nationalität mit Thränen gedenken und ihr Blut auf den Altar des Vaterlandes hinströmen, um sie zu erringen! — Aber hier ist ein Unterschied. Nicht jeder Despotismus hat gleichen Werth; wenn er nicht vom irgend einem Sultan ausgeht, ist auch der Despotismus ein abscheuliches Institut, und solch einen Despotismus übte der „Corse" aus („Napoleon" oder gar der „große Kaiser" steht nicht in Tietz's Begriff- und Wörterbuche), und ein solcher Despotismus findet auch in dem überfreien England Statt und wird von diesem an den ionischen Inseln ausgeübt. Die Franzosen sind bei Tietz nicht viel besser daran; ihre Besitznahme von Ancona war nichts als ein „recht erbärmlicher nächtlicher Banditeneinbruch." Es wäre nicht ohne Interesse, aber es lohnt die Mühe nicht, den Adern dieses servilen antigermanischen Patriotismus, welche sich durch das ganze, sonst gut geschriebene und mit interessanten Reisedaten wohl versehene Buch hindurchziehen, genau nachzuspüren. Gleich auf den beiden ersten Seiten wird uns davon ein Vorgeschmack. Tietz wundert sich höchlichst, daß so viele Polen, die doch Sieg oder Tod gerufen hätten, in Preußen ihre Zuflucht gesucht haben, und zwar lebendig und kerngesund. Sie hätten sich sämmtlich niedermetzeln lassen sollen, das hätten diese Creaturen verdient: so denkt der Verf. stillschweigend. S. 42 geräth er in eine Extase über die Königin von Preußen, die so unglücklich und doch so erhaben im Unglück war. Diese Begeisterung ist ganz gut und ritterlich: — wenn er aber eines unglücklichen Volkes gedenkt, etwa der Polen, welche jetzt aufs Verhungern gesetzt sind, ihr Blut für spanische und französische Interessen vergießen, kein Obdach haben und in England an den Chausseen mitarbeiten, da hat er kein Mitgefühl, da ist er über und über Hohn und Verachtung, da kennt er selbst die zartesten Rücksichten nicht, welche das Unglück verdient. Das ist das Gemüth eines Deutschen! Ein Wilder würde tiefer und wahrer fühlen. S. 79 gedenkt er bei Gelegenheit von Mitau Karls X., der einen so frommen Sinn gehabt und bewahrt habe. „Aber noch," ruft er sich zu, „noch lebt der jugendliche Enkel des großen Heinrich! Mit ihm wächst die Hoffnung; viel ändert die Zeit!" — Man sieht, daß es dem Verf. auf neues Blutvergießen und eine abermalige Revolution nicht ankommt; denn auf einem andern Wege, als dem über tausend und aber tausend Leichen, möchte Heinrich dem V. schwerlich der Weg zum Thron gebahnt werden können. So sind diese Leute! Einem zu genügen, würden sie Tausende opfern; das Blut der Völker scheint Hrn. Tietz nichts zu sein, als Leim, um Throne zusammenzukitten. Ganz unsinnig ist, was der Verf. S. 64 sagt. Weil einmal ein Haufe Russen eine darauf unvorbereitete Abtheilung lithauischer Insurgenten überfallen, sie zersprengt und einige Todte auf dem Wahlplatze gelassen hat, so meint Tietz, diese Russen hätten ihren Schwur zu siegen oder zu sterben, besser gehalten, als die Polen, die kurze Zeit darauf 14,000 Mann stark unter Roland und Gielgud bei Memel und 22,000 M. unter Rybinski, ohne gestorben zu sein, nach Preußen flüchteten. Diese 36,000 Krieger, wenn sie echten Muth gehabt, würden dem Feinde noch manche harte Aufgabe haben bieten können. Nun weiß man aber, daß Gielgud bereits im Juli und Rybinski erst im October über die Grenze ging! Darauf kommt es aber dem in Liebe und Haß blöden und blinden Verf. nicht an; die Polen waren doch ihre 36,000 M. stark, denn der frühere Verlust von 14,000 M. zählt nicht mit. Es ist gerade so, als ob man sagen wollte, die Preußen seien bei Eylau noch so oder so viel Mann stark gewesen, weil sich ein halbes Jahr vorher Hohenlohe bei Prenzlau und Blücher in Lübeck mit ihren Heeresabtheilungen dem Feinde überlieferten; oder Napoleon hätte sich mit den 180,000 Mann, die er bei Leipzig 1813 gehabt, noch recht

gut vor Paris im J. 1814 halten können! — Man fordere nicht von mir, alle jene Gesinnungslosigkeiten des Verf. auch in Bezug auf griechisches Land und Volk aufzudecken; es ist ein zu peinliches Geschäft. — Was die Reiseschilderung sonst betrifft, so ist sie wirklich anziehend und genußreich. Gegenden und Menschen von entgegengesetztem Charakter gehen in spannender Buntheit vor des Lesers Blicken vorüber: Ostpreußen, Liefland, Esthland, Petersburg, die Volkspoesie der Russen, das russische Theater, der Dichter Puschkin, die Regionen jenseit des Kaukasus, Constantinopel, eine Meerfahrt von Griechenland nach Italien, ein Liebesabenteuer, wobei sich indeß der Leser weniger wohl befindet, als der Verf., der seine Gardinenabenteuer besser für sich behalten hätte. Das interessanteste und wichtigste Capitel möchte das über den Volksstamm der preußischen Lithauer sein. H. M.

Notizen.

[Das münchner Salvatorbier.]

Wie der Name „Bockbier" entstanden, ist neulich berichtet worden; aber dem gleichberühmten Salvatorbier, welches im April ausgeschenkt wird, soll auch Gerechtigkeit geschehen, obgleich die Entstehung des Namens minder komisch ist. Die heiligen Orden hatten in alter Zeit in München das Recht, Bier zu brauen, woran die gangbaren Benennungen von Brauhäusern: der Augustinerbrau, der Kapuzinerbräu u. s. w. noch jetzt erinnern. Ein gleiches Recht hatte auch der heilige Orden der Paulaner, und wenn das Fest des heiligen Franz von Paula gefeiert wurde, so fehlte es nicht an Processionen, Kerzenweihe, Messe und Gebet, am wenigsten aber an Bier, welches in dem Brauhause der Paulaner ausgeschenkt wurde und so lieblichen Geschmack, so wunderbar stärkende Kraft besaß, daß man es nur das heilige Vaterbier oder „Sanct-Vater-Bier" nannte. Der bequeme Volksdialekt zog das langweilige Sanct-Vater-Bier in „Salvatorbier" zusammen. So heißt es noch jetzt. Es wird in einem Brauhause in der Vorstadt Au zu der früher gewöhnlichen Zeit im April ausgeschenkt. Gern bezahlt der Brauherr die gesetzliche Strafe von 16—20 Gulden den Tag, wenn er die gesetzliche Frist von 8 Tagen überschreitet. Diese Strafe ist dann nur eine Art Abgabe, wobei Jeder sich wohlbefindet.

[Das malerische und romantische Deutschland.]

Die zweite Section dieses bei Georg Wigand in Leipzig erscheinenden Werkes liegt vollständig in 10 Lieferungen, und 30 Stahlstichen vor uns. Sie schildert Schwaben. Ludwig Mayer in Stuttgart, der treffliche Landschafter, vereinte sich mit seinem Freunde Schwab zu einer Reise durch die Gauen des Landes, und so entstand in dieser fruchtbringenden Gegenseitigkeit Bild und Schilderung, beides gleich gelungen. Wir sehen Canstatt mit dem Rosenstein und Stuttgart, Marbach mit Schiller's Hause, Kloster Maulbronn, Heilbronn mit Götzens Thurm, Weinsberg mit Kerner's Wohnung, Heidelberg, Hohenstaufen und Rechberg, Lichtenstein, die Nebelhöhle, Hohenzollern, Tübingen, Freiburg im Breisgau, das alte Schloß Baden, Lindau mit dem Obersee, Constanz mit dem Untersee, Hohentwiel mit seinen Schwesterburgen u. s. w. — Schon früher erschien die sächsische Schweiz mit Text von Tromlitz. Das Riesengebirge wird Raupach schildern, Franken G. v. Heeringen, den Harz Blumenhagen, die Donau Duller, Steyermark und Tyrol Herloßsohn, Thüringen Bechstein, den Rhein Simrock. Sämmtliche 10 Sectionen werden 260 Stahlstiche enthalten. Das Werk macht freilich eine fragliche Theilung zwischen romantischem und unromantischem Deutschland. Daß Hannover, die Lüneburger Haide, Berlin, nicht romantisch sind, wer weiß das nicht; allein davon abgesehen, daß Böhmen unrechtmäßig von der Naturromantik ausgeschlossen ist, hält man die Nordseeküste, Rügen und die Ostsee für unromantisch? Ist Hamburg mit dem Alsterbassin nicht malerisch, romantisch? — Kurz, die Unternehmer hätten Deutschland nicht theilen sollen, wir wollen es auch in Stahlstichen nicht getheilt haben, das arme romantisch zerrissene Vaterland. Oder will man auch ein classisches bringen mit Niederdeutschland? Classificationen dieser Art sind eben nicht classisch.

[Nikolaus Nickleby, von Boz.]

Der Verf. der Pickwickier hat einen neuen komischen Roman geschrieben: „Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby," der in Braunschweig bei George Westermann, mit Federzeichnungen von Phiz, von Karl Heinrich Hermes übersetzt, herauskommt. Das erste Heft ist bereits erschienen und empfiehlt sich den Freunden der Pickwickier.

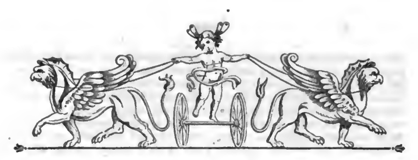
[Die große Chronik.]

Bei Philipp Reclam in Leipzig erscheint: „Die große Chronik, oder Geschichte des Weltkampfes 1813, 1814 u. 1815." Unter diesem pompösen Titel hat man eine Reihe von Stahlstichen aus jenen Jahren zu verstehen, Text von Johann Sporschil, dem fleißigen Uebersetzer, der auch in der Leipziger Allgemeinen Zeitung die englischen Artikel schreibt. Zwei Hefte sind erschienen mit 6 Stichen, Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm und Schlachtscenen.

[Dr. Riedel und der fränkische Merkur.]

Dr. Karl Riedel in Bamberg hat eine Broschüre verfaßt: „Der Fränkische Merkur und Herr J. P. Edler v. Hornthal und mein Verhältniß zu Beiden." Es ist ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Journalistik, dessen Interessen die Einsicht in die Broschüre erörtern muß. Hr. v. Hornthal, der Besitzer des Merkurs, ist der Sohn des bekannten freisinnigen Schriftstellers und Deputirten in den ersten baierschen Ständeversammlungen, Ludwig v. Hornthal. Riedel führte bis zur neuesten Zeit die Redaction des Blattes. Wir bitten politische deutsche Blätter, von dieser Broschüre Notiz zu nehmen, damit sie die Verhältnisse ihres Collegen, der sich Merkur nennt, kennen lernen. — Dr. Riedel, wie wir hören, macht eine Reise nach Italien.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 132. — den 9. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der König.

Novelle von Julius Hammer*).

Der Marquis von Laroche, ein aufrichtiger Anhänger der vertriebenen Königsfamilie von Frankreich, hatte sich aus den Gefahren der Revolution, unter dem angenommenen Namen eines Herrn von Belliard, nach Deutschland geflüchtet, war von da nach Italien gegangen und wurde in diesem Lande der Liebe endlich von den brennenden Augen einer schönen Veroneserin festgehalten. Laura führte mit Recht den Namen der Geliebten Petrarca's; ihre Reize, welche alle ihre Nebenbuhlerinnen in der Schönheit überleuchteten, wären würdig gewesen, in den Liedern eines unsterblichen Dichters gefeiert zu werden. Der trostlose Schmerz des Marquis um sein blutendes Vaterland verlor seine Herrschaft in dem Augenblicke, da der Geächtete das Glück hatte, sie zu sehen. Seine Brust, ganz von ihrem entzückenden Bilde ausgefüllt, schien keinen Raum mehr für andere Sorgen zu haben. Er sah, er liebte — aber ach! er siegte nicht eben so schnell.

Seine Geburt, seine einnehmende Persönlichkeit, das Gastrecht gewährten ihm Zutritt in das Haus ihres edlen Vaters, der ihn herzlich und vertrauungsvoll aufnahm. Im Kreise der liebenswürdigen Familie — zu der, außer Vater und Tochter, nur noch eine bejahrte Tante gehörte — erzählte der Marquis von dem Unglück seiner Heimath, von dem unschuldig vergossenen Blute so vieler Tausende, von dem thränenwerthen Schicksale des königlichen Hauses, das die Verbrechen seiner Vorfahren zu büßen bestimmt sei, von seinem Verhängnisse, und wußte durch seine lebhafte, rührende Darstellung die Herzen der Anwesenden zu der innigsten Theilnahme hinzureißen. Er schämte sich nicht der Thräne, die seine Blicke feuchtete, aber wenn diese Laura's Augen trafen, Mitgefühl lesend, dann röthete die Freude seine Wangen, und all' das eben Erzählte kam ihm vor wie ein finsterer Traum, der sich in die heitersten Bilder auflöst; dann schien er zu fragen: ob sie ihm Glück und Vaterland sein wolle?

Laura verkannte nicht das edle Herz des Marquis, sie vernahm in seinen Worten den reinen Goldklang seiner Gesinnungen, sie schätzte seine uneigennützige Liebe zu der französischen Herrscherfamilie, obgleich sie selbst, mit der Geschichte ihrer großen Vorzeit bekannt, sich zu republicanischen Grundsätzen hinneigte. Sie hatte Muth, eine Lucretia, eine Portia zu sein, aber auch der That einer Charlotte Corday wäre sie nicht unfähig gewesen. Ihr Herz, heiß von den Flammen der Leidenschaft, konnte eben so feurig lieben, als hassen — es war ein reiches Herz, das neben seiner lodernden Tugend die Zauber milder Weiblichkeit in sich trug.

Mit solchen Vorzügen geschmückt, empfand Laura kein gewöhnliches, kühles Mitleid für den Marquis, sie gab ihm ein Recht auf ihre Freundschaft, sie hielt sich für verpflichtet, ihm mehr zu sein, als eine gast-

*) Verf. der vor kurzem (in Leipzig bei Engelmann) erschienenen Novelle: „Adelig und bürgerlich."

freundliche Wirthin — einen Bruder hoffte sie in ihm sich eigen zu machen. Ihr Benehmen gegen ihn entsprach dieser Absicht; frei, offenherzig, unbefangen, gab sie ihm ihre schwesterliche Neigung zu erkennen, sie scherzte, wenn er ihr wehmüthig entgegentrat, tröstete ihn, wenn er aus tiefster Brust seufzte, als wähne sie, die Wunde seines Vaterlandes sei der alleinige Quell seiner Leiden. So lange der Marquis sich von ihr nicht verstanden glaubte, machte er keinen Versuch, seinen verzehrenden Schmerz zu zähmen, den Sturm in seiner Brust zu besänftigen. Bald zürnte er ihr, daß sie ihn nicht errathe, und sah darin ein schlimmes Zeichen; bald schien ihm wieder von der Entdeckung seiner Liebe ihr Gewinn abzuhängen. Und doch zögerte er, sich zu erklären, aus Besorgniß, sie werde ihn zurückweisen. Er fühlte die Kraft zur Entsagung in sich, er fühlte, daß dieser Zustand der Ungewißheit weit quälender sei, als die schmerzlichste Gewißheit, aber ihm graute bei dem Gedanken an dieselbe. So ist nun das Menschenherz — um einen schwachen Hoffnungsschimmer nicht zu verlieren, erträgt es das Schwerste! Auch der Marquis ward immer hoffnungsärmer, ohne durch ein offenes Geständniß eine Katastrophe herbeizuführen. Endlich mußte sich Laura selbst dazu entschließen. Sie begriff wohl, daß sie aus ihrem Anbeter keinen Freund und Bruder zu machen im Stande sein werde, ehe sie ihm nicht ein Geheimniß entdeckt habe, das sie bisher behutsam, selbst vor ihrem Vater, bewahrt hatte. Die Tante allein war Mitwisserin.

An einem schönen Abende saßen Laura und der Marquis allein auf dem Balkon. Die kühlenden Lüftchen legten sich weich an ihre Brust und führten ihnen süße Wohlgerüche aus den offenen Blüthenkelchen zu. Das Mondlicht schlüpfte unruhig durch die zitternden Zweige der Bäume, als woll' es die beiden Schweigenden zum vertraulichen Flüstern auffordern. Sie saßen in Gedanken versunken, ohne sich anzusehen — ihre Blicke schweiften über die dämmernde Landschaft, über die flimmernden Wellen. Der Marquis schien die Tiefe des Wassers mit der Tiefe seiner Leiden zu vergleichen, während auf Laura's Antlitz ein leises Lächeln mit einer träumerischen Melancholie spielte. —

„Wenn ich die herrliche Natur anschaue," begann Laura, gleichsam als antwortend auf einen Seufzer ihres Nachbars, das Schweigen zuerst brechend, „besonders am stillen Abend, und mich das Gewühl der süßen Harmonie durchdringt, welche durch das All herrscht; wenn mein geistiges Auge den Silberfaden wahrnimmt, der das geringste Hälmchen an die höchste Platane, das schimmernde Sandkörnchen am Ufer an die fernsten Sterne bindet — dann drängt sich mir immer die Frage auf: Warum können die Menschen mit ihren Herzen und Geistern nicht auch so glücklich sein, so harmonisch einig, als die leblosen Gegenstände der Natur? Schwebt nicht über jenen, wie über diesen, ein hoher Genius der Liebe, wie der Geist über den bewegten Wassern, und umfaßt sie gleichsam mit unendlichen Armen? Warum diesen ewigen Zwiespalt unter den kleinen Erdengöttern? Warum diese nimmer ruhende Hast seit Jahrtausenden — dieses Jagen nach dem Ziele durch Blut und Hader?"

Die letzten Worte Laura's löschten das Freudenfeuer in den Blicken des Marquis wieder aus — er ließ ihre Hand los, die er schon gefaßt hatte, als er den Sinn ihrer Rede auf ihr Verhältniß zu ihm bezog. Jetzt sah er auf einmal als Veranlassung ihrer Betrachtungen das politische Treiben der Völker.

„O, Laura!" entgegnete er. „Wie sollten uns die Mißverständnisse der Nationen ein Räthsel sein, wenn wir so oft erfahren müssen, daß zwei Herzen sich nicht verständigen können?"

„Und doch wäre das so leicht," fuhr Jene fort, schmerzlich das Haupt neigend, „wenn Jeder sich genügen ließe mit dem, was ihm beschieden ist! Wie häufig beharren wir hartnäckig bei einem Wunsche, für den wir viele andere erfüllt sehen könnten, wenn wir stark genug wären, ihnen aufzugeben! Nach unserm Kopfe kann sich das Schicksal freilich nicht immer richten — es geht seinen unwandelbaren Gang!"

„Wenn sich Jeder mit dem begnügte, was ihm beschieden ist!" wiederholte der Marquis nicht ohne spöttischen Ausdruck. „Sagte uns doch ein guter Geist, welche Hoffnungen unnütz und eitel sind!"

„Den guten Geist, den Sie da nennen, lieber Herr von Belliard," erwiederte Laura warm, „den guten Geist trägt man in der Brust, und haben wir nur den ernstlichen Willen, seinen Rath zu befolgen, so wird er nicht schweigen, wenn wir ihn befragen! — Ihre Hand, mein Freund — wir wollen uns gegenseitig vertrauen. Sie leiden — leiden um mich! Ich hab' es wohl bemerkt — "

„Und haben Sie es bemerkt, Laura," unterbrach sie der Marquis, „warum —?"

„Weil ich," sprach Laura weiter, seine Frage für beendigt annehmend, „weil ich nicht kann — nicht darf — weil ich liebe!"

Bei diesen Worten stand die Erröthende auf und

machte eine Bewegung zum Fortgehen. „Laura!" stöhnte der Marquis und hielt sie fest. „O, mein Gott! warum erschreckt mich das?" sprach er nach einer Pause. „Hab' ich denn wirklich nicht vorausgesehen, daß es so kommen würde? Fliehen Sie mich nicht, jetzt ist's entschieden, mein Herz wird ohne diese Hoffnung mit seinen Wünschen Abrechnung halten."

„Und ich bilde mir ein, es werde sich nicht von mir wenden," setzte das Mädchen mit milder Stimme hinzu, „schlagen Sie ein! Ich verspreche Ihnen dagegen, Ihre aufrichtige Freundin zu sein, die in Ihnen den biedern Mann erkannt hat und zu schätzen weiß!"

Der Marquis konnte vor Bewegung nicht sprechen, er drückte ihre dargebotene Hand, wendete sich mit nassen Augen von ihr ab und verließ sie stillschweigend.

Als er nach Hause zurückgekehrt war, dachte er ruhiger über seinen Zustand nach. Er wiederholte sich Alles, was Laura gesprochen; der Entschluß, zu entsagen, nicht blos ihrem Besitze, auch der Leidenschaft für sie, gewann nach und nach Raum in seinem Herzen und flößte ihm Muth und Stärke ein. „Ja," rief er aus, „ich will mich nicht vermessen, dem Schicksale eine Gunst abzutrotzen, die es mir versagt. Ich will Wort halten und Laura's Freund sein, da mir die Geliebte verloren ist!"

Seine Brust hob sich, seine Blicke glänzten, der Sieg, den er über sich selbst gewonnen, milderte das Herbe seines Verlustes und war ihm ein befriedigender Lohn. Er sagte sich, daß in diesen verworrenen Zeiten die Bessern an den Bessern festhalten müssen, daß man sich nicht verführen lassen dürfe, zarte, kaum geknüpfte Bande in leidenschaftlicher Verblendung zu zerreißen und den allgemeinen verderblichen Brand zu nähren. „Der Mensch kann viel verschmerzen," tröstete er sich dann, „und aus dem Entbehren reifen neue Früchte zum Genusse!" — Lebhaft empfand er die Wahrheit von Laura's Worten: „Lasse Dir genügen an dem, was Dir beschieden ist!" So schloß er mit sich ab.

Briefe aus der Heimath, die er vor einigen Tagen empfangen hatte, trugen dazu bei, seine Gedanken wieder mehr nach dem Vaterlande zu lenken. Um sein Herz zu schonen, nahm er sich vor, Laura einige Tage nicht zu sehen, während welcher er alle Beispiele von großen Entsagungen in der alten und neuern Geschichte in sein Gedächtniß zurückrief. Selbst die jüngsten Zeiten der Revolution boten ihm deren einige. In der Geschichte finden wir Alles — Erhebung, Trost, Hoffnung, Aufschluß; mit jedem Jahrhunderte wird die Welt vollkommener, weil sie an Geschichte und deren Verständniß zunimmt. In unseren zerrissenen Zuständen — dachte der Marquis — müssen wir großherzig genug sein können, die Liebe, deren Streben sich in die Wolken, wenn auch in die Wolken des Himmels, verliert, den Gefühlen der Freundschaft aufzuopfern, der Freundschaft in seiner herrlichsten Bedeutung! Sie ist wirksamer für die Gegenwart, für die Zeit, sie faßt die nächsten Gegenstände ins Auge. Zwei echt befreundete Seelen sind starke Glieder in der Kette der nach dem Ziele schreitenden Völker!

Ihm war's, als fühle er noch den Druck von Laura's Hand in jenem heiligen Augenblicke, wo sie ihn um seine Freundschaft gebeten. Der Gedanke, so mit ihr verbunden zu sein, begeisterte ihn jetzt in dem Grade, wie er ihn früher niedergeschlagen hatte. Er beneidete den Glücklichen nicht, dem sie ihre Liebe geschenkt hatte, wenn er auch die Neugier nicht unterdrücken konnte, seinen Namen zu wissen, ja er traute sich die Kraft zu, ihn um Laura's willen zu lieben. Schon freute er sich innig über das dreifache schöne Bündniß!

Auch Laura hoffte das Beste und athmete freier nach jener Scene auf dem Balkon. Da der Marquis jedoch mehrere Tage vergehen ließ, ohne sie zu besuchen, wurde sie wieder unruhiger; sie besorgte, er möchte beschlossen haben, von ihr gänzlich Abschied zu nehmen, um jede fernere Versuchung desto sicherer zu vermeiden. Das stand ihrem Plane aufs Feindlichste gegenüber. „Was hab' ich, was hat er dabei zu gewinnen?" meinte sie. „Es wäre unmännlich von ihm, wenn er auf diese Weise handelte!" Deswegen glaubte sie auch nicht daran und verwarf jedweden Gedanken, der den Marquis hätte verdächtigen können.

Mit großer Sehnsucht erwartete sie unterdessen ihren Geliebten von einer Reise in einen untern Theil Italiens zurück, die derselbe im Gefolge seines Herrn, des nachherigen Ludwig's XVIII., kurz vor der Ankunft des Marquis angetreten hatte. Oft schloß sie sich jetzt in den kleinen Pavillon ein, welcher im hintern Theile ihres Gartens stand, und wo sie mit ihrem Geliebten in den Abendstunden gewöhnlich zusammengekommen war, dort schrieb sie jetzt Briefe an ihn — nicht um sie abzusenden, denn das verbot die Vorsicht in mehrfacher Beziehung — sondern um sich mit ihm zu unterhalten. Die Liebenden hatten beim Scheiden unter sich ausgemacht, keine Briefe zu wechseln, nichts desto weniger aber ihre Gedanken an einander schriftlich aufzuzeichnen und dieselben sich beim Wiedersehen mitzutheilen. Dies

verabsäumte Laura nicht, ihr Tagebuch wuchs zu einem hübschen Hefte, in welchem sie sich auch über den Marquis ziemlich ausführlich ausgesprochen hatte. Bemerkenswerth waren darin die Worte: „Dieser Mann hat in mir ein Gefühl erweckt, das ich mir nicht erklären kann. Wenn ich's mit der Freundschaft vergleiche, so stimmt es nicht mit den Begriffen überein, die man von ihr hat; es fehlt die — wie soll ich sagen? Du wirst lächeln — die republicanische Gleichheit der Seelen, bei welcher jeder Theil selbstständig, und doch, durch eine Idee verbunden, seine Zwecke verfolgt. Liebe ist es auch nicht, was mich an ihn fesselt, eine doppelte Liebe kann nicht neben einander bestehen, und ich fühle, daß ich Dich liebe! Schwesterliche Neigung im eigentlichsten Sinne muß angeboren werden, ich täusche mich gewiß, wenn ich ihn als meinen Bruder betrachte. Was bleibt mir übrig? Soll ich mir mit dem Ausdrucke des Dämonischen helfen, welches gewisse Bande knüpft, die unzerreißbar sind, ohne daß wir ihren Ursprung ergründen können? Du wirst mir sagen, was ich glauben soll! Ganz aufrichtig, mitunter kommt mir meine Zuneigung zu dem Herrn von Belliard vor, wie die einer Gattin zu ihrem Manne, in welchen sie nie verliebt gewesen ist, und doch in glücklicher Ehe lebt. Verzeih mir, wenn ich thöricht rede. Wie mein ganzes Wesen, ist auch meine Zunge so sehr in Dich vernarrt, daß sie Alles ausplaudert." —

Vielleicht würde Laura zu diesen Betrachtungen gar nicht gekommen sein, wenn der Marquis ohne Unterbrechung seine Besuche fortgesetzt hätte. Seit seinem Ausbleiben empfand sie eine Leere, welche ihr höchst unbehaglich war, und als auch der Vater endlich sich zu wundern anfing, daß der Hausfreund sich nicht sehen lasse, so theilte sie, wie es schien, seine Besorgniß, jener möge erkrankt sein, und forderte ihren Vater auf, einige freundschaftliche Zeilen an den Marquis zu schreiben. Dies geschah auch und hatte die gewünschte Folge. Der Marquis erschien wieder, sich mit Unpäßlichkeit und nothwendigen Correspondenzen entschuldigend. Laura's Vater hatte keinen Grund, dies für einen bloßen Vorwand zu nehmen, und war herzlich erfreut, den werthen Gast wieder zu den gewohnten Stunden bei sich zu haben. Mitunter mochte er auch wohl entfernt an eine Verbindung desselben mit seiner Tochter gedacht haben, er schlug sich jedoch diesen Gedanken aus dem Sinne, nachdem der Marquis andeutungsweise die Aeußerung hingeworfen hatte, daß er unverheirathet bleiben werde. So etwas konnte bei einem politischen Flüchtlinge nicht auffallen. Sein Verhältniß zu Laura wurde indessen immer bedeutender. Sie betrachteten sich gegenseitig als von der Vorsehung einander zugeführt, ohne die Gränze zu überschreiten, welche zwischen ihnen gezogen war. Jeder Theil suchte dem andern das Leben nach Kräften angenehm zu machen. Eine reine Wahlverwandtschaft (wenn man diesen Ausdruck im Gegensatze zu jeder andern zarten Verbindung zwischen Mann und Weib gebrauchen darf) war unter ihnen entstanden, welche freilich die Welt nicht mit derselben Unbefangenheit betrachtete, als es die dabei Betheiligten thaten. In der Stadt flüsterte man natürlicherweise von der baldigen Vermählung der schönen Laura mit dem interessanten Fremdlinge, der durch den stillen, leidenden Ausdruck seines edlen Antlitzes das Mitleid der Frauen schon längst rege gemacht hatte. Man weiß, wie leicht sich Mitleid und Liebe die Hände reichen. Das Gerücht verbreitete wunderbare Geschichten über ihn; er sollte eine Geliebte in Frankreich auf dem Blutgerüste eingebüßt und in Laura eine so auffallende Aehnlichkeit wiedergefunden haben, daß er in ihr die verlorene Braut liebe. An die geschäftige Zunge des Gerüchtes hatten der Marquis und Laura nicht gedacht, bis dieselbe auch zu ihren Ohren einen Weg fand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

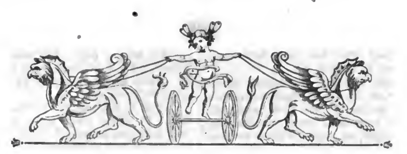
[Das Kleid macht nicht den Mann.]

Cooper hörte in Neapel folgende charakteristische Anekdote von dem verstorbenen Könige beider Sicilien, den er den „alten guten" König Ferdinand nennt. Seine Generale berathschlagten über eine neue Uniform, bekanntlich eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben für eine väterliche und weise Regierung. Da rief der von den Debatten gelangweilte gute alte Monarch aus: „Ach Signori, zieht die Kerls an, wie ihr wollt, sie laufen doch davon." — Cooper macht hierzu folgende pedantische Bemerkung à la Gellert und Pfeffel: „sowohl im Kriege wie in der Politik gilt der Satz: „kleidet den Menschen, wie Ihr wollt, sie bleiben immer dieselben — halb Thier halb Engel!"

[Luther in Walhalla.]

Die „Polemischen Blätter" (Leipzig bei Engelmann) erinnern daran, daß für Luther das Walhalla, welches der König von Baiern als Ehrendenkmal der Erinnerung großer Männer des deutschen Vaterlandes errichten läßt, dem ersten ursprünglichen Plane gemäß verschlossen gewesen; später erst ward seine Aufnahme in die Zahl der großen Deutschen Allergnädigst dekretirt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 133. — den 10. Juli 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der König.

(Fortsetzung.)

Anfangs war ihnen diese Kunde höchst unangenehm, da das Gerede jedoch keineswegs gehässig und ehrverletzend war, so thaten sie nichts zur Widerlegung desselben. „Die Welt, die große Menge würde unsere Freundschaft nicht begreifen, wie sie denn überhaupt einen Freundschaftsbund zwischen Personen verschiedenen Geschlechts nicht begreift!" sagte der Marquis, und als Laura, Beifall winkend, schwieg, und, wie von einer Erinnerung bewegt, vor sich nieder sah, fuhr er fort: „Wollte Gott, daß ich bald Gelegenheit bekäme, durch die That Ihnen zu beweisen, wie herzlich, wie uneigennützig ich Ihnen zugethan bin!"

„Ich weiß!" erwiederte Jene leise, eine Thräne verbergend. Bald darauf eilte sie von seiner Seite hinweg und weinte sich aus. Kaum wußte sie, weshalb sie weine. Nach einer Weile sagte sie zu sich selbst: „Ich scheine undankbar gegen den Mann, der es so redlich meint, daß ich ihm nicht Alles enthülle! Kann er mir vertrauen, wie er gern möchte, wenn ich ihn fortwährend über ihn im Dunkeln lasse? Und doch, ich kann nicht anders! Vielleicht war es schon unrecht von mir gehandelt, daß ich ihn in mein Herz blicken ließ, er, der Geliebte, bat mich ja noch beim Abschied um strenges Stillschweigen, rieth mir, weder seinen Namen Jemanden zu entdecken, noch auch seine Persönlichkeit zu beschreiben. Ich will ihm Wort halten — kein Wörtchen schlüpfe über meine Lippe!"

Die Aeußerung des Marquis, seine Freundschaft gegen Laura bethätigen zu wollen, war kein leeres Wort. Er hatte die Verhältnisse ihres Vaters so ziemlich kennen gelernt, er wußte, daß Laura völlig unbemittelt sei, und da ihn selbst das Glück reichlich bedacht hatte, so beschloß er im Stillen, einen ansehnlichen Theil seines Vermögens zum Eigenthume der Freundin zu machen. Dieser Entschluß erfüllte ihn mit der reinsten Freude. Doch lag ihm daran, vor der Hand nicht selbst für den Geber zu gelten, spätern Zeiten mochte es vorbehalten bleiben, sein Incognito zu entschleiern. Deswegen trat er bei der Ausführung seines Werkes in der Rolle eines Vermittlers auf; er war zartfühlend genug, um einzusehen, daß die Freundschaft kein allzugroßes Uebergewicht der Dankbarkeit, der Verbindlichkeit auf der einen Seite dulde. Nachdem er die nöthigen Anordnungen zu seinem Vorhaben getroffen, nahm er sowohl Laura als ihrem Vater das Versprechen ab, nicht auf Entdeckung eines Geheimnisses zu dringen, welches er zu bewahren gelobt habe. Darauf bat er das aufs Höchste erstaunte Mädchen, ein Document anzunehmen, das er beauftragt sei ihr im Namen eines Landsmanns von ihm, eines reichen Marquis ohne Erben, einzuhändigen. Als Laura unterrichtet war, um welche bedeutende Schenkung es sich hier handele, stand sie einige Augenblicke gefesselt von der Ueberraschung. Dann wendete sie sich mit leiser, bewegter Stimme zum Marquis, den sie scharf ansah, und

fragte: „Mir dies? Mir? Von einem Unbekannten? Welche Verkettung der Umstände —"

Sie unterbrach sich selbst. Der Marquis benutzte die Pause, ihr mit Beziehung zu sagen, daß es Fälle gäbe, in denen Stillschweigen zur Pflicht werde. Sie verstand ihn, sie wußte nicht, was sie erwiedern sollte. Der Vater beobachtete mit zweifelnden Blicken den Marquis. Dieser hatte eine solche Stimmung nicht vorausgesehen und fuhr fort: „Ich glaubte Ihres Vertrauens gewiß zu sein, meine theuern Wohlthäter, die mich, den Heimathlosen, liebevoll in ihre Mitte nahmen. Deshalb zögerte ich nicht, das mir aufgetragene Geschäft zu übernehmen. So viel kann ich versichern, daß das Geschenk von einem Manne kommt, der aufrichtig Ihr Glück will, nicht als ob er sich einbilde, es hierdurch zu gründen, nein, er will nur, weil er nichts Höheres bieten kann, mit dem Geringen beweisen, wie herzlich gern er auch das Werthvollere gewähren würde!"

„Gewiß, mein Freund," versetzte Laura's Vater gerührt, dem Marquis die Hand reichend, den er nach den letzten Worten desselben für den Schenker selbst zu halten anfing, „gewiß, ich möchte dem Edlen danken können — so, wie ich Ihnen jetzt die Hand drücke, indem mir das Wasser in die Augen tritt — sagen Sie ihm das, und da er sich nun einmal nicht nennen will" —

„Ein Marquis, meinten Sie vorhin, beauftrage Sie, Herr von Belliard?" warf Laura fragend ein.

„Ich habe unumschränkte Vollmacht von ihm. Mit Ihrer Einwilligung ist die Sache abgethan, über welche wir, dünkt mich, schon zu viele Worte machen."

„Werden wir," fragte Laura lächelnd weiter, „den Ungenannten einmal sehen?"

„Vielleicht!" war die Antwort. „In unsern rebellischen Zeiten läßt sich nichts gewiß vorausbestimmen. Vielleicht wird er erscheinen, um Sie an der Seite eines geliebten Gatten glücklich zu sehen!"

„Herr von Belliard!" fuhr Laura ahnend auf, brach aber sogleich wieder ab, eine neue Frage unterdrückend, um nicht rücksichtslos zu erscheinen.

„Ich habe vergessen, den Namen zu nennen," fuhr der Marquis ruhig fort, „dies ist mir erlaubt, wenn Sie nicht weiter forschen wollen."

„Nun?"

„Der Marquis Loroche."

„Mein Gott!" rief Laura außer Fassung, diesen Namen vernehmend. „Herr — — Sie spielen mit Geheimnissen!"

Der Marquis stutzte. Wie konnte sie der Name erschrecken? Der Vater trat überrascht näher.

„Vater! sprach Laura bewegt," sich zu ihm wendend, „es ist höchst seltsam!"

„Was ist Dir, mein Kind?" fragte dieser theilnehmend. Die Tochter bedeckte mit der Hand ihre Augen, dann den Mund, als wolle sie ihre Zunge binden. Endlich sprach sie, einen gleichgültigen Ton erzwingend: „Was schwatz' ich? Was hat mich verwirrt? — — Legen Sie mein Erstaunen nicht falsch aus, welches ein augenblicklicher Irrthum veranlaßte. Nehmen Sie auch meinen herzlichsten Dank, Herr von Belliard!" setzte sie mit einem gewissen ceremoniellen Ton hinzu und zögerte einen Augenblick, die dargebotene Hand des Marquis zu fassen. Nach kurzem Besinnen aber drückte sie dieselbe und sagte lebhaft: „Nein! Sie bleiben mein Freund, nicht wahr? Mag kommen, was wolle, — Sie bleiben mir — versprechen Sie mir dies jetzt noch einmal!"

Der Marquis gelobte es mit der innigsten Wärme und nahm den Vater zum Zeugen dieses Moments. Dieser faltete die Hände schweigend und neigte, von mannichfaltigen Gefühlen bewegt, das Haupt. Laura blickte mit strahlenden Blicken ins Weite, gleichsam als ob sie in der Zukunft lese. Ihre Brust hob sich stolz und kühn, eine große Empfindung erweiterte sie, ein herrlicher Gedanke blitzte aus ihren schwarzen Augen. Verwundert weidete sich der Marquis an ihrem Anblicke — er hätte sie mögen an sein Herz drücken, der reinste, lauterste Drang zog ihn gewaltig zu dem vortrefflichen Mädchen hin. Mit Mühe hielt er sich zurück. Die Tante, welche jetzt hinzukam, machte der Scene ein Ende. Bald nachher empfahl sich der Marquis. Auch Laura suchte das Freie in der höchsten Aufregung. Eine plötzliche Vermuthung war in ihr aufgewacht und gewann immer mehr Raum in ihrer Seele. Die Tante war ihr nachgeschlichen, sie hatte von Laura's Vater gehört, was vorgefallen. „Nichte!" rief sie, „was ist geschehen! Was bedeutet diese Schenkung von Deinem Geliebten? Kommt er nicht zurück?"

„Ich weiß nicht!" entgegnete Laura, „mein Kopf schwindelt. Was muß ich glauben! Er geht fort mit seinem Herrn, den sie den König nennen."

„Und scheint nicht wiederkehren zu wollen!" fiel die Tante ein, „die jungen Herren vergessen so leicht!"

„Vergessen?" betonte Laura stark. „Und dieses Opfer, welches er mir bringt? Laß! Er liebt mich treu, auch wenn ihm die Umstände gebieten sollten, sich von mir zu trennen. Ich wußt' es im voraus, daß keine dauernde

Verbindung möglich sei! Er ist ein Geächteter, wie der König, der Bruder jenes unglücklichen Ludwig."

„Aber wie kommt der Herr v. Belliard dazu, Dir die Schenkung des Marquis einzuhändigen?"

„Herr von Belliard! Ja, Du hast Recht, liebe Tante, das ist bedenklich."

Nach diesen Worten schwieg Laura eine lange Weile und schien über etwas nachzusinnen. Dann begann sie von neuem: „Sag mir, weißt Du vielleicht, wo der Prätendent sich jetzt aufhält? Was spricht man in der Stadt von ihm?"

„Einige meinen," antwortete Jene, „er sei bereits seit längerer Zeit auf dem ihm eingeräumten Schlosse in unserer Nähe mit geringer Begleitung eingetroffen."

„Vielleicht ist auch er darunter!" bemerkte Laura.

„Andere vermuthen, er werde in dieser oder künftiger Woche ankommen! — Wenn nur Dein Einverständniß mit dem Laroche gut abläuft," fügte sie nach einer Pause kopfschüttelnd hinzu. — „Bedenk' es wohl, Nichte! Ich will Dir nichts verschweigen."

„Sprich! Was ist es?" fragte Laura schnell.

„Man hat sogar," sprach die Tante weiter, „Deinen und des Königs Namen schon zusammen genannt! — Solche Mißverständnisse, wenn sie einmal ins Publicum dringen, sind schwer zu berichtigen!"

„Wohl wahr!" sagte Laura halblaut, mit nachdenklicher Miene vor sich niedersehend. Bald aber erheiterte sich ihr Antlitz wieder und sich lächelnd aufrichtend, fuhr sie fort: „Und doch — es thut nichts, laß Dich ein geheimnißvolles Wort, dem Deine Besorgnisse vielleicht eine schlimmere Bedeutung gegeben haben, nicht kümmern. Warum? will ich Dir ein andermal sagen. Ich muß mich erst fassen, mit mir selbst zu Rathe gehen."

Hier wollte sie eben das Gespräch abbrechen und nach ihrem geliebten Pavillon eilen, als sie sich besann und auf die Tante zuging:

„Noch Eins, hast Du den König gesehen?"

„Einmal, nur sehr flüchtig," antwortete die Gefragte, „er zeigt sich ja fast nie!"

„Beschreib mir seine Gestalt, seine Züge, wenn Du kannst!" bat Laura. Die Tante entwarf ein schwankendes Bild, für welches Jene dennoch herzlich dankte, und verließ dann verwundert ihre sonst so offenherzige Nichte, deren räthselhaftes Betragen sie nicht begreifen konnte. Als Laura allein war, faltete sie betend die Hände: „O Gott im Himmel, der Du Könige und Völker beherrschest, laß es so sein, wie ich hoffe!" — Wir wollen die Leser über diese Worte nicht im Dunkeln lassen. Laura, welche schon längst geahnt hatte, daß Belliard seinen wahren Namen verschweige, war, so lange sie ihn kannte, durch seine Gegenwart sehr oft an ihren Geliebten und die Zusammenkünfte mit ihm erinnert worden, ohne daß sie sich von der eigentlichen Ursache dieser Erinnerung Rechenschaft zu geben vermocht hatte. Es begegnet uns überhaupt mitunter, daß wir beim Anblicke dieses oder jenes Menschen unwillkürlich einer Begebenheit, oft eines sehr unbedeutenden Vorfalles, oder einer Person gedenken müssen, während wir den geheimen Zusammenhang nicht finden können. Laura hatte sich in ihrem Falle auch nicht darum bemüht, bis ihr beim Schenkungsakte plötzlich die Augen aufgingen. Belliard nannte den Namen ihres abwesenden Geliebten als den Mann, der ihr einen Theil seines Vermögens überließ! Also war ihr Geheimniß verrathen, und doch mußte sie schweigen, wie Belliard gebot. Mühsam nur bezwang sie sich. — „Herr, Sie spielen mit Geheimnissen!" war das Einzige, was fast ohne ihren Willen, über ihre Lippen schlüpfte. Gedanken, wie kreuzende Blitze, durchfuhren ihren Kopf und einer verschlang gleichsam zuletzt alle übrigen, der Gedanke: „Es ist der König!" — Sie hatte nicht Zeit, in jenem Augenblicke zu prüfen, ihre Vermuthung schien ihr so wahrscheinlich, Laroche, dachte sie, hat seinem Herrn das Verhältniß mit mir entdeckt und dieser hat — wer weiß, aus welchem Grunde — die Rolle übernommen, mit der er mich getäuscht. Vielleicht spinnt eine planvolle Betrügerei ihre Netze! Diese Besorgniß lag sehr nahe; aber Laura überhüpfte sie mit jubelndem Herzen, sie glaubte einen Wink des Schicksals zu sehen, indem der Mann vor ihr stand, dessen Freundin sie sich nennen durfte und der einst vielleicht den Thron Frankreichs besteigen werde. Wie eine goldene Fahne umrauschte sie die Hoffnung, als Freundin eines Königs zu dem Glücke einer großen Nation beitragen zu können! Deshalb hob sich ihre Brust so stolz und kühn, deshalb blitzte ihr schwarzes Auge, deshalb nahm sie von neuem dem Marquis das Gelübde ab, ihr, möge kommen, was wolle, seine Freundschaft zu bewahren. —

Mit voller Seele gab sie sich jetzt, nachdem die Tante von ihr gegangen, in der stillen Einsamkeit ihren Träumereien hin. Was man wünscht, glaubt man, sagt das Sprichwort. So zählte sich Laura die Gründe für ihre Vermuthung in Hinsicht auf ihren Gast vor und fand, wenn sie zu Ende war, immer noch einen Grund, der ihr von Gewichte schien. In den Umrissen, welche die Tante von dem König gegeben, fand Laura eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Marquis, obgleich sie

sich sagen mußte, daß das Bild, unsicher genug, auch auf ihren Geliebten und viele Andere passe. Dieser hatte bisweilen ein paar Worte von der flüchtigen Majestät gesprochen. „Gewiß," sagte Laura, „habe ich mir unwillkürlich den und jenen Zug ins Gedächtniß geprägt, welcher mich nun bei dem Anblicke Belliard's daran mahnt. Er sprach niemals viel von den Bourbons und doch, wenn er es that, mit einer Theilnahme, die kaum der allereifrigste Royalismus hervorbringen kann."

Laura hätte gern die erste Gelegenheit ergriffen, um ihren Freund zu bewegen, seine Maske wegzuwerfen und sich zu erkennen zu geben, aber sie hatte versprochen, nicht weiter zu forschen, und war zu gewissenhaft, um dagegen zu handeln. Auch sah sie den Marquis wenig, welcher jetzt nur unbestimmt und auf kurze Zeit in das Haus ihres Vaters kam. Dabei bemerkte sie, daß er zerstreut und unruhig sei. Briefe, die er auf geheimem Wege aus Frankreich bekommen, flößten ihm Besorgnisse ein, wie er sagte. Ueber die letztern sprach er sich jedoch nicht näher aus.

Indessen wurde das Gerücht immer lauter, der thronlose Ludwig der Achtzehnte — er reiste als Graf und zwar unter dem Namen einer französischen Stadt — sei angekommen. Laura erröthete vor Verlegenheit, als ihr Vater Herrn von Belliard eines Tages fragte, ob er über die Wahrheit des Gerüchtes nähere Auskunft zu geben wisse. Die Antwort war kurz und ausweichend. In einigen Tagen hoffe er etwas Gewisses sagen zu können, — setzte Belliard hinzu — er sei durch ein Billet, wie es scheine von des Königs eigener Hand, auf das Schloß berufen worden, dieser möge ihm, entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten Dinge von Wichtigkeit zu entdecken haben, wahrscheinlich handele es sich um Maßregeln gegen die Revolution.

Zu gleicher Zeit war auch ein Briefchen in Laura's Hände gelangt. Mit zitternder Hast erbrach sie es und las: „Uebermorgen zur gewöhnlichen Stunde, meine geliebte Laura, laß die äußere Thür zum Pavillon offen. In Deine Arme eilt Dein L...."

„Gott sei Dank! Nun wird das Dunkel verschwinden," rief Laura aus. „Er wird mir enthüllen, wie Alles zusammenhängt!" — Sie sehnte sich nach Licht. Als sie in Belliard den König zu erkennen glaubte, hatte sie sich ausschließlich der schönen Hoffnung überlassen, durch ihre Freundschaft einen für das Heil Frankreichs wohlthätigen Einfluß zu gewinnen. Ein weiblicher Marquis Posa, wollte die hochherzige Schwärmerin versuchen, in der Brust Ludwig's die heilige Flamme der Begeisterung für Völkerfreiheit zu nähren und zu entzünden. Sie war bereit, ihr Glück, wenn es gälte, dafür zu opfern. Hören wir ihre eigenen Worte aus ihrem Tagebuche:

„Eine schöne, folgenreiche Zukunft liegt vor meinen Blicken," schrieb sie, ihren Geliebten anredend, „mein Herz ist berauscht vom Vorgefühle seines Glückes! O, mein Theurer, die Vorsehung wollte etwas Größeres, als unsere Vereinigung, indem sie uns zusammenführte! Ich konnte kein Wort finden für die Empfindung, die mich mit magischer Gewalt an unsern Gastfreund kettet — jetzt ist mir das Unerklärliche erklärlich geworden — es war die Ahnung, daß er ein König sei, mit dem ich befreundet werden sollte. Nun lieb' ich Dich um so mehr, je inniger ich ihm vertraut werde, Du wirst mir beistehen in dem großen Werke, für welches uns das Schicksal erlesen! Er wird seinem Lande Frieden und Glück geben — er ist edel, ich kenne ihn. Noch ist Frankreich, die Welt nicht reif für eine Republik, aber er wird die Menschheit dem schönen Ziele näher führen, er wird Muth haben, uneigennützig zu handeln, er wird eine glänzende Ausnahme der Könige sein. Zwar bin ich nur ein Weib, doch ich fühle eine Kraft in mir, die mich zu männlichen Thaten berechtigt. Was hätten die Freundinnen der Herrscher wirken können, wenn nicht Geiz und Sinnenlust ihr schmuziger Gott gewesen wäre!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

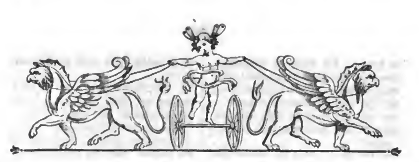
[Lithauisch.]

Der Mann nennt bei den Lithauern seine Frau: mano Pats, und das Weib ihren Mann mano Patti, d. h. „mein Selbst," gewiß eben so galant als innig. Das Mädchen sagt für Heirathen tekkeli „hinzuströmen," um damit anzudeuten, daß sie nun ein Theil des Mannes werde, wie der Fluß, der in einen größern hineinströme. Der erste Mann einer Frau heißt Weias (absolut „Mann"); der zweite Uzkurrys d. i. Einer, der das Feuer wieder anbläst; der dritte Uzluppys, der Wiederbesitznehmer; der vierte Bobkailys, d. i. der an ein altes Weib Geschmiedete.

[Politische Ansichten in Preußen.]

Als man die Mittheilung machte, Prof. Schubert in Königsberg, der Mitherausgeber der Kant'schen Werke, sei zur Redaction der preußischen Staatszeitung berufen, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß in der ganzen Monarchie Preußen, mit Ausnahme der elberfelder Zeitung, kein einziges politisches Blatt selbstständige Artikel bringt, keine einzige Redaction selbstständige Ansichten hat oder sich ein Raisonnement erlaubt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 134. — den 12. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der König.

(Fortsetzung.)

Einige Tage nachher jedoch, nachdem sie sich mehr gesammelt haben mochte, begann der Zweifel sich zwischen die rosenrothen Bilder ihrer Hoffnungen zu drängen, wie wir aus folgender Stelle sehen können.

— „Und wenn nun das Alles nichts wäre, als die Frucht meiner entzündeten Einbildungskraft — ein Luftschloß, das in Nebel zerfließen wird? Dieser Belliard bewarb sich um meine Liebe und wußte doch schon, daß mein Herz nicht mehr frei sei? Ich wage weder ihn einer solchen Hinterlist zu beschuldigen, noch anzunehmen, daß er mit Deiner Einwilligung sich die Stelle habe erschleichen wollen, welche Dir zukommt. Weh' mir, welche schwarze finstere Gedanken sind das! Auf welche Abwege gerath' ich? Was ist das menschliche Herz, was sind unsere Entwürfe, wenn sie der schwankenden Welle gleichen, welcher die zügellosen Winde jeden Augenblick eine neue Gestalt geben! Was ist die Begeisterung, wenn sie nicht unauslöschlich brennt, wie das Feuer der Vesta! Ich dachte an Freiheit und Völkerglück, und nun geberd' ich mich, wie ein kindisches verzogenes Mädchen, dem man seinen Willen nicht gethan. Dieser Vergleich bringt mich wieder zu mir zurück — er war falsch, mein Fieber wird vorübergehen!"

Laura konnte die Stunde nicht erwarten, wo sie ihren Geliebten wieder sehen sollte. Den Tag vorher saß sie noch spät des Abends im Garten unter dem breiten Dache einer Platane, und ließ die Gestalten der Vergangenheit an sich vorübergehen. Da glaubte sie auf einmal in ihrer Nähe ein Geräusch wie von leisen Fußtritten zu hören. Sie lauschte, und jetzt vernahm sie auch ein Flüstern. Durch die mit Gesträuch durchwachsenen Zwischenräume des Gartengeländers erblickte sie undeutlich mehrere Gestalten, in Mäntel eingehüllt; die blieben stehen und sahen sich vorsichtig um. Einer der Männer zeigte nach der Gartenthür, wie es Laura vorkam; dann sprach er einige Worte, welche diese nicht verstehen konnte, zumal, da sie französisch gesprochen wurden. Ein Anderer redete ein wenig lauter. „Ich weiß aus guter Quelle," sagt' er, „daß die Regierung von Venedig ihm, auf das Gerücht der Siege Bonaparte's, befohlen hat, Verona ohne Zögern zu verlassen. Wir müssen uns daher beeilen, daß er uns nicht entwischt!"

Jetzt folgte wieder ein leiseres Flüstern. Laura ahnte Verrath und neigte ihr Ohr nach dem Geländer. Es verging eine ziemliche Weile, ehe sie wieder vernehmlicher reden hörte.

Der zuerst gesprochen, nahm von neuem das Wort, indem er sagte: „Von hier können wir leicht in den Garten dringen."

„Bst!" unterbrach sein Nachbar, „nicht so laut, die Bäume haben hier Ohren."

Bald darauf entfernten sich die Gestalten wieder. Laura zitterte. Galt der Anschlag ihrem Geliebten, oder wem? „Die Regierung Venedigs gebietet ihm, Verona zu verlassen!" wiederholte sie. „Mein Gott! Sollte der

König in Gefahr sein? — Der König — Belliard — ha, sein Geheimniß ist hier bekannt geworden! Die heimnißvollen Männern wissen, daß er in diesem Hause ein- und ausgeht! Ich muß ihn warnen und bald!" — Nach einem kurzen Bedenken sprach sie leise: „Vielleicht kann Er mir rathen — ach, wenn doch schon der morgende Abend da wäre!"

Sie eilte nach dem Hause. Herr von Belliard war eine halbe Stunde vorher weggegangen, wie ihr der Vater sagte. Dieser hatte nach Laura senden wollen, der Besuchende ihn aber davon abgehalten, und nachdem er einen Gruß an sie zurückgelassen, sich bald darauf wieder hinwegbegeben. Noch unter der Thür habe er beim Abschiede geäußert, daß er vielleicht eine Reise zu machen genöthigt sein werde. Uebrigens sei er verstimmt und trüb gewesen.

Laura, in der Hoffnung, ihr Freund sei von seiner Gefahr unterrichtet und treffe Vorsichtsmaßregeln zu seinem Schutze, fragte: „Wird er morgen wiederkommen?"

„Er hat es nicht versprochen!" antwortete der Vater; nach einer Pause fuhr er fort: „Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber es ist mit unserm Gastfreunde eine Veränderung vorgegangen, wie mir däucht. Es müssen Dinge von Wichtigkeit sein, welche ihn jetzt beschäftigen! Ich höre von einer großen Verschwörung, deren Mittelpunct der Prätendent selbst sein soll, und seit Herr von Belliard bei dem Könige gewesen ist, wie er sagt —"

„Sagt er das?" fiel Laura mit Lebhaftigkeit ein. „Und sonst hat er nichts darüber geäußert?"

„Nichts, als daß er morgen wieder eine Audienz haben werde. Er macht kein Geheimniß daraus, und doch thut er geheimnißvoll!" versetzte der Vater.

„Das wundert mich nicht!" entgegnete die Tochter, „er kann nicht anders!"

„Wie so?" fragte Jener, und Laura, jetzt erst die Unvorsichtigkeit ihrer Worte bemerkend, sprach, um sich nicht zu verrathen, in leichtem Tone weiter: „Die Royalisten sind jetzt nirgends sicher, am wenigsten in Italien."

„Wie wird sich das entwirren?" seufzte der Vater; „Frankreich ist der Feuerheerd Europas, und nun haben sie die Gluth so arg geschürt, daß sie Alles in Flammen setzen wird. Wenn nur nicht die Despotie daran ihre Fackel anzündet!"

Hiermit brach er das Gespräch ab. Laura fand keine Ruhe. Der Schlaf wollte sich nicht auf ihre Augenlider senken und ihr die Sorge vom Herzen nehmen, welche sie quälte. Erst gegen die Dämmerung schlummerte sie ein.

Der Marquis stand zeitig auf und kleidete sich schnell an, um zum König zu eilen. Er hatte ihn gestern unpäßlich gefunden und wenig mit ihm sprechen können. Ein ausführliches Gespräch war auf den heutigen Morgen verschoben worden. Auf dieses war der Marquis sehr begierig, denn der König hatte ihm bereits angedeutet, daß er ihm ein wichtiges Geschäft aufzutragen habe. Dem Marquis, welcher eine Gesandtschaft vermuthete, kam eine solche Ehre gerade jetzt sehr wenig gelegen, doch war er zu Allem bereit, um seinem Herrn zu dienen.

Mit schlagendem Herzen sprang er aus seinem Cabriolet und stieg langsam die Treppe hinauf nach den Gemächern des Königs. Ein junger Höfling, Herr von Lafont, empfing ihn. Der Marquis stutzte, als er ihn erblickte. Er hatte ihn in Frankreich als einen gewissenlosen Menschen kennen gelernt und seinen Umgang vermieden. „Sie hier?" fragte er, seiner Ueberraschung nicht Meister. Lafont reichte ihm die Hand und bat ihn in ausgesucht höflichen Worten, sich seine Gesellschaft so lange gefallen zu lassen, bis der König erscheinen werde. Der Marquis verbarg sein Mißbehagen und fing an, über gleichgültige Dinge zu sprechen. Lafont antwortete zerstreut und suchte mehrere Male die Rede auf Frankreich und die Hoffnungen der Bourbons zu lenken. Nachdem der Marquis wiederholt ausgewichen war, fragte er endlich plötzlich: „Sie stehen jetzt in den Diensten des Königs?"

„Ja!" wurde geantwortet, „und erfreue mich seiner vorzüglichen Gunst. Sie dürfen offen gegen mich sein, Herr Marquis, der Name Laroche ist mir in doppeltem Sinne von Bedeutung."

„Mein Name," sagte der Marquis, über die dunkle Bemerkung Lafont's hingehend, „ist vor der Hand gestrichen, bis Frankreich wieder seinen rechtmäßigen Monarchen zurückgegeben ist. Sie theilen des Königs Verbannung, Herr von Lafont, dies gibt Ihnen Ansprüche auf mein Zutrauen —"

„Das ich zu schätzen wissen werde!" schob Lafont ein, den Marquis ansehend, aber sogleich wieder die Augen niederschlagend.

„Sein Sie dem Könige ein wahrer Freund! Bewahren sie ihm die Treue, welche Sie ihm zugesagt, und die in unsern Tagen so oft gebrochen wird —"

Der Marquis wollte noch mehr hinzufügen, als sich die Thür öffnete, durch welche Ludwig herein-

trat, den man auf den ersten Blick für einen König halten mußte. Troß seinem Unglück war seine schöne Gestalt nicht gebengt. Er lächelte unvermerklich, als er den Marquis erblickte. Dieser näherte sich bescheiden und ehrfurchtsvoll und bückte sich über seines Königs weiße, marmorne Hand, indem er einige Worte der Freude über das Wohlsein desselben aussprach. Der König dankte, dann wendete er sich zu Lafont und sagte: „Ich habe Sie warten lassen, mein Lieber, thun Sie jetzt nach Ihrem Belieben, wenn Sie mir nur bei Tische Gesellschaft leisten wollen."

Als Lafont entlassen war, nahm der König in einem Lehnstuhle Platz und winkte zugleich dem Marquis, sich zu setzen. „Ich habe eher, als Sie glauben, von Ihrer Ankunft in Italien Nachricht erhalten, Marquis," begann er darauf, „und wie innig ich Sie auch wegen Ihrer Schicksale beklage, die Sie aus unserm Vaterlande hinweggetrieben, so freue ich mich doch auch herzlich, Sie bei mir zu sehen."

„Wollte der Himmel, Sire," entgegnete der Marquis, „daß ich Sie bald zurückbegleiten, daß ich Ihnen in Frankreich meine Dienste leisten könnte!"

„Geben wir die Hoffnung nicht auf, mein Freund," sprach der König weiter und sein großes, blaues Auge strahlte von einer frommen Zuversicht. „Die Revolution hat sich allzusehr mit Blut befleckt, die Nemesis wird nicht ausbleiben! Die dichten Wolken, die meine Zukunft verhüllen, können sich plötzlich zerstreuen, und die Aussicht auf Erfolg kann sich wieder eröffnen, welche mir der dreizehnte Vendemiaire genommen zu haben scheint!

„Möglich," erwiederte der Marquis, „daß der Obergeneral der italienischen Armee, obgleich Sie an ihm einen thätigen Feind bekommen haben, gerade der Mann ist, durch welchen Sie auf den Thron Ihrer Väter steigen, Sire!"

„Ich will es nicht leugnen, daß auch ich schon diesen Gedanken gehabt habe!" sagte der König, in Nachdenken versinkend. Nach einer Pause, in welcher er die geistreichen Lippen fester geschlossen hielt, während der Mißmuth seine Brauen zusammenzog, fuhr er ärgerlich fort: „Wie doch Furcht und Feigheit die Menschen beherrschen! Die Gastfreundschaft der Venetianer ist mir immer sehr verdächtig vorgekommen; ich bin hier vor Ränken nicht sicher und darf dem Scheine nicht trauen — — Timeo Danaos et dona ferentes.
Der Gouverneur von Verona hat mich nur incognito zu besuchen gewagt! Ich glaube, sie hätten gern der französischen Regierung geradezu erklärt, daß sie keine directe Kenntniß von meinem hiesigen Aufenthalte bekommen. Welch' eine elende Politik! Und nun weist man mich vollends hinweg, stößt mich aus. Ja, lieber Marquis, ich habe den Befehl bekommen, dieses Gebiet zu räumen, und ich darf ungefährdet nicht zögern."

„Sire," fiel der Marquis mit Wärme ein, „ich begleite Sie, ich will nicht von Ihrer Seite weichen! Wohin wollen Sie sich wenden?"

„Fast hätte ich Lust," antwortete Ludwig, „mir in Rußland eine Zufluchtsstätte zu suchen."

„O, warum diesen Halbbarbaren Ihr Glück verdanken, Sire?" versetzte der Marquis lebhaft.

„Mir bleibt keine große Wahl," sprach der König weiter, „Rom weist mich zurück, der König von Neapel fürchtet, mein Wirth zu sein; den Herzog von Parma, meinen Vetter, kennen Sie — —"

Er hielt gedankenvoll inne, eine schmerzliche Empfindung hemmte seine Rede. Der Marquis bemerkte es und wiederholte schnell, daß er ihm ein treuer Begleiter sein werde.

„Nein, mein Freund!" entgegnete Ludwig mit mildem Ernste, „für Sie gibt es eine andere Pflicht, durch deren Erfüllung Sie meinem Herzen Beruhigung gewähren!"

Der König legte die Hand auf die Brust und neigte das Haupt, sein Mund lächelte, aber sein Auge schien eine Thräne zurückzuhalten. In großer Spannung wartete der Marquis, bis der König sein Schweigen brechen werde. Endlich fuhr dieser nach einem langen Athemzuge fort: „Ich bin hier glücklich gewesen in meinem Unglück, ich werde lange zu zehren haben an der süßesten Erinnerung meines Lebens! Doch nun, da ich fort muß, erwachen Vorwürfe gegen mich selbst in meinem Herzen, die nicht verstummen wollen, obgleich ich mir keiner schlimmen Absicht bewußt bin! Ich habe hier ein theures Wesen gefunden, ein Mädchen, das mich zärtlich liebt — das weiß ich, ein edles, vortreffliches Geschöpf!"

„Und weiß sie, wen sie liebt?" fragte der Marquis schüchtern und ahnend. „Haben Sie sich ihr ganz entdeckt, Sire?"

„Nein!" antwortete der König. „Zwar hab' ich ihr keine Hoffnungen gemacht, so weit ist mein Gewissen rein, aber ich habe sie nicht allein wegen meiner Person im Dunkeln gelassen, sondern auch einen Namen gemißbraucht, welcher einem redlichen, untadeligen Manne zukommt!"

„Aber das Mädchen?" drängte der Marquis etwas ungeduldig.

„Vermache ich Ihnen! Sein Sie ihr ein Freund oder Geliebter, in einem gewissen Sinne gehört sie Ihnen an. Sie kennen Sie, Sie waren um sie, ich habe es erfahren —“

„Laura! — Mein Gott, wär' es möglich? — Darum also schwebte ein so strenges Geheimniß über dem Gegenstand ihrer Liebe?“ (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

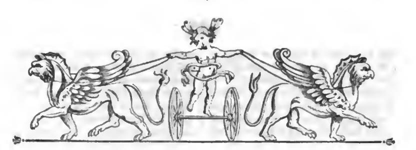
[Zeichnungen von Cornelius.]

Unser Städel'sches Kunstinstitut hat zwölf Zeichnungen von Cornelius angekauft. Elf davon sind aus Faust von Goethe, worunter ein Titelblatt und das zwölfte aus Romeo und Julie von Shakspeare. Eine ganze Apotheose Faust's ist auf dem Titelblatt dargestellt, eine ganze Welt oder besser die ganze unsichtbare Himmelwelt, in der die geheimen Triebräder der sichtbaren Welt in unaufhörlicher Bewegung sind. Oben thront ein Gott, zu diesem führen zwei Wege, der Weg der Ruhe, der sogenannten Tugend, und der Weg der Sünde. Die Reuigen, sagen die Rabbinen, sitzen Gott näher, als die Tugendhaften, die nie in Versuchung kamen. Dieser so tiefgreifende Spruch kann als Hauptmotiv zu einem Faust gelten, einem Faust, der nicht mehr den Doctor Faust, sondern ein Princip vorstellt. Der Künstler hat dies empfunden und hat dadurch seinen psychologischen Blick an den Tag gelegt. Auf der einen Seite steht man in einem allegorischen Gewande die Philosophie, Medicin und ganz oben nicht weit von Gott die Theologie, die nur von zwei Engeln abgehalten wird, sich dem Jupiter zu nähern. Faust sitzt unter diesen Facultäten und — compilirt. Aber wie von unsichtbarer Hand geleitet, wird er zuerst durch räthselhafte Deutung, durch Alchimie hinübergezogen, er fällt in die Hände der Sünde, der Verzweiflung, der Verdammung, aber er steigt nicht desto minder in die Höhe und ganz oben kommt er geläutert und mit reuigem Blicke im Himmel an. Der erste Weg ist sicherer, sanfter, aber auch viel langweiliger, der zweite ist gefährlicher, gewagter, aber kühner und belohnender. Dabei ist die Zeichnung kühn und genial mit sicherer Hand hingeworfen, der Hauch des Bewußtseins athmet aus ihr und dennoch liegt etwas Graziössatyrisches darin, gerade wie in den Versen Goethe's. Aber diese Grazie hat der Künstler nur in dem Titelblatt gezeigt, sie verließ ihn in 7 andern Blättern und nur in einem dieser sieben ward er ihrer wieder Meister. Die Blätter stellen folgende Scenen vor: Auerbach's Keller, Gretchens erste Begegnung mit Faust, sein Spaziergang mit Gretchen, Mephistopheles mit Margarethe, Valentin's Ermordung, das stabat mater, die Ohnmacht Gretchens in der Kirche, die Kerkerscene, die Himmelsahrt, die Hexenscene und das Osterfest.

Die Schönheit Gretchens, sowie sie Cornelius auffaßte, besteht nicht in jenem naiven Gedanken, der wie der Duft eines Veilchens beglückt, sondern sie gleicht einer strotzenden Lilie. Die Form ist eher heroisch herausfordernd als hingebend schmachtend. Das Gretchen, das zu Faust sagt: „bin weder hübsch noch schön“ und ihm so schnippisch entweicht, hat gewiß leichtere Formen, einen leichtern Gang und eine graziösere Taille als auf diesem Blatte. Soll aber dies Ideal eines Gretchens gelten — was immer eine besondere Auffassung zeigt, — so ist die Zeichnung von ihm auf dem Blatte, wo sie ihren Bruder ermordet findet, am gelungensten und genialsten. Vor dem Standbild sehen wir Gretchens Profil, ebenfalls zu männlich und durchaus mißlungen in der Kerkerscene, wo sie ein Engel zurückhält, während Mephisto den Faust mit sich zieht und die Rosse Feuer schnauben. Hier müßte der Schmerz veredelt sein, eine dunkle Ahnung von einer himmlischen Glorie müßte das Gräßliche der Gesichtszüge verschönen, aber dies fehlt gänzlich, desto poetischer ist wieder das schwangere Gretchen in der Kirche. Reue, edler Schmerz sind hier meisterhaft ausgedrückt. Ferner ist das Gretchen, das sich auf dem Spaziergange an Faust schmiegt, eine liebe deutsche Seele, aber ebenfalls mehr irdisch sinnlich reizend als liebevoll entzückend. Man sieht, daß Cornelius' Gretchen nicht immer dasselbe ist und daß er oft die Grazie der erhabenen Form aufopfert, wie es ja auch der Hercules unter den Zeichnern, Michel Angelo, that. Desto charakteristischer und consequenter sind seine andern Personen. Faust immer der kräftige Deutsche, der Himmel und Hölle stürmt, um das Ungewisse in seinem Busen zu befriedigen, Mephistopheles nicht der furchterregende donnernde Teufel mit Hörnern, sondern der civilisirte Teufel des 19ten Jahrhunderts, der eitle prahlende Teufel mit Glacéhandschuhen, der Seydelmann-Mephistopheles. Margarethe ein Original von Häßlichkeit, so daß man sie darob lieben könnte. Die verschiedenen andern Figuren großartig, die Rosse kühn, und gleichsam ihrer Herrn sich bewußt. Es ist dies das Pferd Hiob's, das bei dem Schlachtendonner Jubelruf dazwischen wiehert, obschon für arabische Race zu massiv. Bei einem Meister, wie Cornelius, wird das Kleinste groß und so sind die verschiedenen Architekturen großartig und dem Zeitpunkte, dem sie angehören, getreu. Alles trägt das Gepräge der echten Poesie und einmal an das Gretchen und ihren etwas breiten Fuß gewöhnt, steigt der Genuß mit jedem Blicke. Aber auch die Julia im Sarge ist die Juliette Shakspeare's nicht. Auch sie ist zu corpulent und zu männlich. Ich sah einen Mann, der nicht zu der rohen Classe gehörte, vor diesem Bilde mit seinem Sohne stehen. Da es aber mitten unter den Zeichnungen Faust's steht, so erklärte er die Julia für den ermordeten Bruder Gretchens, und als er seinen Irrthum einsah, war er erst recht böse. Der Leib Juliettens ist viel zu dick, das Gesicht zu breit und die Drapirung über den steifausgestreckten Beinen zu undeutlich. Desto besser ist wieder Romeo und göttlich schön der alte Klosterbruder, der eben hereintritt. Wie es scheint, gewinnt Cornelius immer das wieder in seinen Männern, was er in seinen Frauengestalten verliert.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 135. — den 13. Juli 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der König.

(Fortsetzung.)

„Auf meiner Reise bekam ich über Sie Nachricht, Marquis, auch Sie hatten das blutende Frankreich verlassen müssen, nachdem Ihre Verwandten Opfer der Revolution geworden waren. Gleich darauf hörte ich, daß Sie Ihren Namen geändert. Mir fiel eine Last vom Herzen, denn so war mein Doppelgänger verschwunden!"

„Welche Räthsel, Sire —"

„Sie verzeihen mir die Unbedachtsamkeit. Ich gab mich bei Laura, die ich zuerst im Dome gesehen, für einen Höfling des Königs aus. Das konnte ich um so leichter, je weniger ich mich auf der Straße sehen ließ, um mein Namenkönigthum nicht dem Spotte preis zu geben — verzeihen Sie, ich wiederhol' es, Marquis — Sie sind der Mann, unter dessen Namen ich mich in Laura's Gunst einschmeichelte."

„Ich?" rief der Marquis erschrocken, einen Schritt zurückweichend; „Sie überraschen mich in der That, mein König —"

„Ich wußte Sie damals noch fern," fuhr dieser fort, „den Zufall konnte ich nicht vorausahnen, daß wir einst Nebenbuhler sein würden."

„Ich bin der Zurückgewiesene," sagte der Marquis mit traurigem Kopfschütteln. „Arme Laura," fügte er leiser hinzu, „der Laroche, den Du liebst, wird bald von Dir scheiden, und der andere kann nichts thun, als Dich beklagen!"

„Laura ist stark!" entgegnete Ludwig und ging mit großen Schritten auf und nieder. „Nur Laura kennt mich unter dem Namen Laroche und einer meiner Hofleute, ein junger, gutherziger Mann, Herr von Lafont, derselbe, den Sie vorhin im Zimmer trafen. Das Geheimniß ist nicht verbreitet."

„Schon allzuweit!" erwiederte der Marquis, indem er bei dem Namen Lafont ein finsteres, mißtrauisches Gesicht machte. „Laura's Ehre, Sire, steht auf dem Spiele!"

Der König blieb stehen und sagte mit scharfem Tone: „Wer soll sie antasten? Wer soll es dem Publicum sagen, daß ich es war, mit dem Laura in Einverständniß gestanden?"

Als der Marquis schwieg, schlug Ludwig die Arme in einander und schien einem dunklen Gedanken nachzuhängen. „Freilich," fing er von neuem endlich an, „freilich ist eines Mädchens Ehre durch die Liebe eines Königs gefährdet. — Das haben wir unseren Vorfahren zu verdanken," sprach er mit einem verächtlichen Lächeln weiter, „dieser Flecken in der Geschichte ist nicht auszuwaschen! Und sehen Sie, Marquis, dieser Flecken ist auch dem Auge des Volkes nicht entgangen. Wer weiß, ob ich jetzt flüchtig herumirrte, wenn mein Großvater, anstatt mit schönen Weibern zu tändeln, besser das Scepter geführt hätte!"

„Möglich, aber es ist ein Unterschied in der Liebe," sprach der Marquis, wieder einlenkend, nicht ohne Rührung.

„So wahr ich auf Seligkeit hoffe, ich habe Laura mit reinem Herzen geliebt und — (er ging auf den Mar-

quis los und faßte mit großer Wärme seine Hand) — deswegen wählt' ich mir auch einen reinen Namen!"

„Mein König!" rief der Marquis, Thränen in den Augen, denn die letzten Worte desselben hatten ihn heftig ergriffen. „O, Sire! — vielleicht, ja — vielleicht lernt mich Laura doch noch einmal lieben — ich will ihr von Ihnen erzählen — ich will meinen alten Namen wieder annehmen, wenn Sie, ach, — fort sind — ich will —"

Die Stimme versagte ihm, er ließ die Hand des Königs nicht los, preßte sie an seine Brust, lächelnd zog sie dieser zurück und klopfte dem Marquis auf die Schulter: „Ich dank' Ihnen, mein theurer Freund!" sagt' er. „Solcher Treuen bedarf ich. Führt mich die Vorsehung auf den Thron, so werde ich mich Ihrer erinnern!"

Ein eintretender Diener, welcher dem König etwas meldete, unterbrach die Audienz. Nachdem dieser ihn abgefertigt, theilte er dem Marquis unter Anderem noch den Inhalt des Briefchens mit, welches er an Laura geschrieben, indem er die Bitte hinzufügte, gegen Laura über diese Unterredung zu schweigen. „Heute Abend," sagte er, „will ich ihr beim Abschiede vielleicht Alles selbst entdecken, und morgen erwarte ich Sie wieder bei mir, liebster Marquis!"

Damit entließ er ihn. Der Marquis ging, wie in einem Traume, nach Hause. Sein Herz war in Aufregung, ach! und seit er Laura's Geliebten kannte, schlug seine Liebe wieder helle Flammen. Jetzt konnte er sich auch ihr ungewöhnliches Erstaunen über die Schenkung erklären. Er brannte, ihr zu enthüllen, was er erfahren, und durfte doch nicht, er getraute sich nicht, zu ihr zu gehen, aus Besorgniß, sich zu verrathen. Und wenn er nun wieder an den König dachte, an dessen bevorstehenden Weggang, an die Gefahr, in welcher derselbe schwebte, wie wurde ihm da? Die Hoffnung auf Laura's Besitz stritt in seiner Seele mit dem Schmerze, seinen Herrn verlassen, verlieren zu müssen. Er glaubte völlig mit sich abgeschlossen zu haben, und nun erhob sich der Sturm von neuem, der in seinem Innern geschlafen hatte. Noch gestern hatte er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, von Laura zu scheiden, um einer höhern Pflicht zu folgen, seinen König, wohin er auch gehe, zu begleiten — jetzt fühlt' er sich wieder mit tausend Banden an die Stätte gefesselt, wo seine Freundin athmete. Die Schenkung kam ihm jetzt so armselig vor, daß er sich fast ihrer schämte und auf Größeres, Würdigeres sann, womit er Laura erfreuen könne, Lust und Leid wogten wechselnd in ihm auf und ab.

Erst spät am Abend kam er in sein Zimmer zurück, welches er, als beengend, den ganzen Tag über geflohen hatte. Ermüdet warf er sich in sein Sopha und bedachte, was er äußerlich und innerlich erfahren. Als er eine Weile schweigend gesessen hatte, brachte ihm sein Diener, den er aus Frankreich mitgenommen, einen Brief mit dem Bemerken, daß derselbe schon nach Tische abgegeben worden sei. Der Marquis sah die Adresse an, deren Handschrift ihm unbekannt war. Nachdem er den Bedienten fortgeschickt, erbrach er das Blatt und las:

„Marquis, der König ist in Gefahr!" Retten Sie ihn, ich beschwöre Sie! Ich bin an ihm zum Verräther geworden, habe sein Vertrauen schändlich gemißbraucht, habe mich zum Werkzeuge frecher Jacobiner erniedrigt, die ihm nach dem Leben stellten, durch mich wissen diese Menschen, wohin sich der König heute Abend begeben wird. Dort werden sie unter irgend einem Vorwande sich an ihn drängen, um ihn zu ermorden. Ach, eilen Sie, ihn zu retten! Wüthende Reue zerfleischt mich, ich verachte mich selbst und gehe, mich vor dem Angesichte der Menschen zu verbergen. Wo werde ich Ruhe finden? — Hören Sie? heute Abend im kleinen Gartenhause seiner Geliebten, die ich zugleich mit verrieth. — — Wird das Wort nicht auf meinem Lippen zum Fluch, so möcht' ich beten: der Himmel leite Sie!

Lafont."

„Großer Gott!" schrie der Marquis wankend und zog mit zitternder Hand heftig an der Klingelschnur. Der Diener kehrte mit eiligen Schritten zurück und fand seinen Herrn todtbleich.

„Henri, meine Pistolen! Schnell! — Was zögerst Du? Fort um Gottes willen!"

Jener brachte das verlangte.

„Sind sie geladen?"

„Ja, Herr!"

„Nimm! — Gib meinen Degen! Der König ist von Mördern umringt. Wenn Du Deinen König liebst, so folge mir!"

Im Augenblick war der treue Diener bereit. — „Wo, wo?" rief er — „Welche Schurken?"

„Still!" gebot sein Herr — „Du wirst's erfahren!"

Die beiden Männer stürmten hinweg.

Während dies vorging, hing Laura am Halse ihres königlichen Geliebten, den sie noch immer für den Marquis Laroche hielt. In ihrer Seele waren große Veränderungen vorgegangen, seitdem sie sich einbildete, Belliard sei der König. Sie prüfte nicht mehr, der Ge

danke, welcher sie beherrschte, war zur fixen Idee geworden. Der Geliebte erschien ihr in einem andern Lichte, als früher. Ihr Herz drängte sich zu ihm, nicht nur in heimlicher Stunde Liebesglück gegen Liebesglück harmlos mit ihm einzutauschen — er war ihr Verbündeter geworden, der ihr beistehen sollte in der Ausführung höherer Pläne, welche sie, wie Weiber sind, nicht mit Klarheit überdacht hatte. Dazu kam heute noch ihre Unruhe, welche ihr das Gespräch jener dunklen, schleichenden Männer verursacht hatte. Nach den ersten Freudenergießungen des Wiedersehens, hatte sie ihn auch mit Fragen über den König bestürmt und zuletzt auf ihre Besorgniß um seine Sicherheit hingedeutet, ohne noch den Grund derselben näher zu bezeichnen. Da der Geliebte jedoch lächelnd entgegnete, er wisse, daß der König, wenigstens heute, ganz sicher sei, daß er sich an einem Orte befände, wo ihn der Unfriede der Welt nicht erreichen könne, so verschwand ihre Furcht und eine innige Umarmung dankte ihm für seine Mittheilung. Er aber freute sich im Stillen über die Theilnahme der reizenden Republikanerin, die sie auch für einen König hegte, welchen die Republik vertrieben hatte. „Auch den Unbekannten liebt sie in mir!" dachte er. In gewissem Sinne hatte er Recht. Die freundlichen Gesinnungen für den Mann, den sie für den Thronprätendenten von Frankreich hielt, streiften, ohne daß sie es selbst wußte, an die Liebe. Das Herz handelt oft nach eigner Willkür. Ihre politische Schwärmerei hatte das ihrige dahin geführt. Er, den sie jetzt umfaßte, hatte einen Theil der Empfindungen eingebüßt, welche sie auf jenen übergetragen.

Mehrere Male öffnete sie die Lippen, um ihm zu sagen, daß sie die vertraute Freundin des Königs sei, und daß sie als solche handeln werde, aber immer glaubte sie nicht den rechten Anfangspunkt gefunden zu haben. Der Zweifel: „Wie viel mag er schon von dieser Freundschaft wissen? Und schweigt er nicht vorsätzlich darüber?" schloß ihr den Mund, und so verschob sie ihre wichtigsten Geständnisse, besonders da der Geliebte, sobald sich die Rede auf Ludwig hinlenkte, auszuweichen suchte. Deshalb hatte sie ihm vorläufig nur diejenigen Stellen aus ihrem Tagebuche mitgetheilt, welche sie geschrieben hatte, da sie ihren Gastfreund nur noch für den Herrn von Belliard hielt. Der Zuhörer lächelte über die Offenherzigkeit, mit welcher sie jedes ihrer Gefühle dargelegt; doch in seinem Lächeln sprach sich zugleich ein leiser Kummer aus, als er die Worte las, in denen Laura sich bemühte, ihre Gefühle für Belliard zu erklären. Ihm war's, als spräche darin ein ahnender Geist zu ihr: „Dein Gast wäre der Mann, den Du lieben solltest. Jener verräth, betrügt Dich!"

Mit Ungeduld harrte sie, bis er von der Schenkung zu sprechen anfangen werde, die, wie sie glauben mußte, von ihm herrühre. Da er es nicht that, konnte sie sich nicht enthalten, ihm ihren Dank „für ein so kostbares Geschenk" zu sagen. Der König fragte unbefangen, was sie meine, und so kam es endlich, da ein Wort das andere gab, dahin, daß sie ihm Vorwürfe über seine Verstellung machte und hinzufügte, ihr sei recht wohl bewußt, in welcher Beziehung er zum Herrn von Belliard stehe. Der König war betroffen. — „Wer sagt Dir —" begann er erstaunt und sah sie groß an. Eine hingeworfene Aeußerung Laura's überzeugte ihn wieder, daß ihr seine eigentliche Würde unbekannt war. Aber das sah er wohl ein, hier mußte ein Geheimniß im Spiele sein. Da reichte ihm Laura mit den Worten: „Du mußt Dich doch dazu bekennen — ich dulde diese Räthsel nicht mehr!" das Document hin, unter welchem der Name Laroche stand. Der König gerieth in die größte Verwirrung. Laura beobachtete ihn nicht minder befremdet und bereute hart ihre Unvorsichtigkeit; sie hatte nicht bedacht, daß sie über diesen Gegenstand strenges Stillschweigen gelobt hatte. — „Laura!" hub der König an, indem er mit feuchten Augen in die Schrift sah — „dieser Laroche — ach! Es ist der edelste Mann, den ich kennen gelernt —!"

„Wie?" fragte Laura verwundert, „Du bist nicht —?"

„Frage nicht, meine Geliebte," antwortete der König erglühend über die Unbedachtsamkeit, sich verrathen zu haben. „Es wird sich alles enthüllen! Hier — hier ist auch mein Tagebuch — (er gab ihr ein versiegeltes Heft) lies es, wenn ich fort bin. — Aber frage mich jetzt nicht!"

„Also auch Du gewährst mir kein Licht, nach welchem ich so sehnlich verlangte?"

„Licht! Ja, es wird Licht werden!" rief der König mit einer schmerzlichen Geberde — „Taste nicht an den Schleier, den das Schicksal noch nicht lüften will!"

Laura starrte vor sich hin — ein Schauer überlief sie — ihr Athem wurde schwerer. Der König legte die Stirn in die Hand und stützte sich auf den Tisch. Seine Wangen schienen noch blässer, als gewöhnlich. Tiefes Schweigen umgab die Liebenden, welches zuerst von Laura gebrochen wurde, indem sie erschrocken wie aus einem Traume auffuhr.

„Horch! Hörtest Du nicht Stimmen?" flüsterte sie ängstlich.

„Du schwärmst, mein Kind!“ beruhigte der König mit einer Stimme, die seine eigne Unruhe nur allzudeutlich kund gab. Er riß das Oberkleid auf, ohne zu bedenken, daß er die Orden, welche er beständig auf der Brust zu tragen pflegte, abzulegen vergessen hatte. Der Stern des heiligen Geistes, das Band des St. Michaelis- und das Kreuz des Ludwigs-Ordens wurden sichtbar. Schnell schlug er die Hülle wieder darüber. Er wußte nicht, ob Laura etwas gesehen, sie äußerte nichts, obgleich sie eine Bewegung des Erstaunens machte, wie ihm schien.

„Ach, ich fühle eine unnennbare Angst!“ sagte sie nach einer Weile mit einem schweren Seufzer.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Sängerfest, Theatralisches, Nachdruck.]

Frankfurt will das Sängerfest seiner würdig begehen. 600 Sänger werden mitwirken und ohnedies soll dies Fest eine Grundidee zu einer Bildungsanstalt für musikalische Talente abgeben. Es war höchst gut gedacht, dem Feste eine heiligere Tendenz unterzulegen, sonst hätte es keinen eigentlichen Zweck weder für die Sänger noch für die Künstler, die an der Spitze stehen. Allerdings ist es schon sehr viel, wenn Männer aller Classen sich zu einem Zwecke versammeln, aber dieser Zweck darf nicht momentan und blos des Scheines wegen dasein. Deswegen auch lenkte man noch zu rechter Zeit zurück, oder besser, man schritt mit einem Male vorwärts und erkannte den wahren Standpunkt der Sache. Unsere Stadt aber wird gewiß dadurch gewinnen. Nicht allein wird eine außerordentliche Eleganz und Pracht entwickelt werden, sondern dies Fest gibt vielleicht Veranlassung zu einem festern Zusammenwirken in dem Gebiete der Kunst. Ich sage vielleicht, denn ich selbst glaube nicht daran, der Kastengeist ist noch zu sehr hier vorherrschend, übrigens sieht man das laisser aller der Kunst hier an dem Theater, dem nun einmal kein glückseliger Stern mehr leuchten will. Es soll aus sich allein bestehen, unsere Kaufleute zahlen jährlich ihr Deficit und wissen wohl, daß es nie eine Kunstanstalt für Frankfurt wird und daß sie eher auf ihr Sängerfest stolz sein können. Herr Capellmeister Guhr zeigt sich jedoch sehr thätig, er wird die Klein'schen und Spohr'schen Compositionen dirigiren, und er trägt sein Mögliches bei, um das Fest zu verherrlichen. Die Leitung der Oper unter seiner Hand ist noch zu jung, um ein competentes Urtheil darüber zu geben, jedoch wird er so manches Unangenehme später hören müssen. Es ging den hiesigen Directoren nie anders. Im Schauspiel wurde Mad. Frühauf hier engagirt. Sie gab hier die Thekla, von der Rahel sagt, sie hatte kein Fleisch. Die Thekla ist aber auch aus Thränen und Gedanken zusammengereimt, und obschon es wahr ist, daß sie kein menschliches Fleisch hat, wie die Frauen Goethe's, so hat sie doch Blut und zwar echtes deutsches, friedländisches Blut. Ob Mad. Frühauf eine Thekla ist, das weiß ich nicht. Schon ein Glück für sie, daß man daran zweifelt. Sie scheint eine Thekla zu sein, ist sie aber nicht, und ist sie um so weniger, weil sie sie scheinen will. Mademoiselle Hildebrand wird uns wahrscheinlich verlassen. Unsere Buchhändler ziehen fast alle nach und nach auf die Zeil, wo sie glänzende Etablissements haben. Auch die Buchhandlung von Jügel wird sich neben denen von Schmerber und Heermann niederlassen, obschon sie bereits noch ein Etablissement fast auf derselben Straße hat. Herr Jügel will ein Lesecabinet errichten, was hier allgemein Beifall findet, da man schon längst nach einem solchen Institute schmachtet. Ich glaube sogar, daß die Literatur dabei gewinnen würde, wenn in jeder Stadt ein vollkommenes Lesecabinett bestünde. Da man die Blätter nicht mit nach Hause nehmen kann, so würden die Abonnenten deshalb nicht abnehmen. Ueberhaupt aber würde ein besonderes Lesecabinett für Frauen durchaus nichts schaden. Die Frauen sind hier von der Literatur gänzlich ausgeschlossen. Der Journalismus in unsern Tagen, besonders der literarische, hat die olympischen Spiele übernommen, dort läßt sich das junge Talent zum ersten Male hören, dort wird es entweder angefeuert oder entmuthigt, der literarische Journalismus sollte also weit mehr ausgebreitet sein und besonders auch unter den Frauen. Mit dem Nachdruck wird es hier wieder stille. Die Postamtszeitung, die diese Maßregel ridicul nennt, beklagt sich über die Allgem. Zeitung, daß sie ihre Artikel ohne Quellenangabe nachdruckt. Die Sache verhält sich so. Der Redacteur der P. A. Z. übersetzt, fügt einige Linien hinzu und nennt es einen Artikel. Die Allg. Zeitung, die die Quelle hat, sagt: „man liest in dieser oder jener Zeitung,“ und gibt die Uebersetzung der P.-A.-Zeit. Die Allg. Zeitung zeigt hiermit nur das Anmaßende der Post-A.-Zeitung, die jede Uebersetzung einen Artikel nennt. Unterdessen wird hier immer noch nachgedruckt und so lange es nicht ausdrücklich verboten wird, so lange wird in Frankfurt nachgedruckt werden, weil die politischen Blätter mit den literarischen Anhängseln zu wohlfeil sind. Lieber aber sollten die Redactionen um 2 Gulden aufschlagen und nichts nachdrucken. Sie würden besser dabei bestehen, denn es würden dann viele Autoren selbst um Nachdruck ihrer Artikel bitten, besonders wenn ein kleineres Honorar dafür abgereicht werden soll, es müßte dann dies Honorar an die Redaction des Blattes fallen, das zuerst den Artikel lieferte.

Notizen.

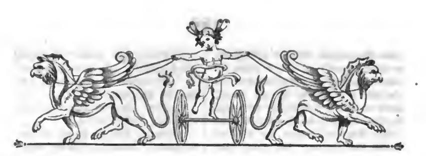
[H. Marggraff]

hat ein Drama: „Das Täubchen von Amsterdam“ vollendet, das in München zur Aufführung kommt. Es gibt die Geschichte der Düveke unter jenem Christian von Dänemark, den Hauch in seinem Wilhelm Zabern darstellte.

[Byron, übersetzt von Pfizer.]

Von dieser Uebersetzung (Stuttgart bei Liesching) erschien bereits die dritte Sammlung. Sie enthält Sardanapal, Cain, Marino Faliero.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 136. — den 14. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der König.

(Beschluß).

Laura war aufgestanden und öffnete die nach dem Garten zu führende Thür. Tiefathmend zog sie die kühle Abendluft in sich ein. Der König wollte ihr folgen und stieß aus Versehen an den kleinen Tisch. Das schwache Lämpchen, welches auf demselben gestanden, fiel herunter und erlosch.

„Was thust Du?" rief Laura bebend. „Nun sind wir ganz im Dunkeln!"

„So ist's recht!" entgegnete der Geliebte mit einem unheimlichen Lachen. „Die Nacht ist die Freundin der Liebenden, Licht taugt nichts! Fürchte Dich nicht, meine kleine Heidin, bei unsern Küssen und Liebesreden brauchen wir keine Leuchte!"

Bei diesen Worten umfaßte er sie mit dem einen Arme, seine andere Hand hatte die ihrige ergriffen. Laura sträubte sich unter seiner heftigen Umarmung, er drückte seine Lippen fest auf ihren Mund, ihre linke Hand an sein pochendes Herz. Sie hatte nicht bemerkt, daß er einen Ring über ihren Zeigefinger gestreift hatte. „Denk' an mich!" flüsterte er und ließ sie wieder los; wie von einer schweren Last befreit, lehnte sie sich ächzend an einen Stuhl.

Jetzt war auch ihm, als hör' er in seiner Nähe ein Geräusch. „Still! — Was war das?" sagte er mit verhaltener Stimme.

Eine bange Ahnung bedrückte ihm die Brust. Laura richtete sich auf, mit weit geöffneten Augen durch die Thür starrend. Ein dumpfes Gemurmel wiederholte sich in kleinen Pausen. „Sie sind es!" sprach Laura leise und tonlos. — „Wer?" fragte Jener zerstreut. — „Mein Gott!" rief sie aus, „der Anschlag gilt Dir! Rette Dich — dort — durch jene Thür!" — „Fliehen? ohne Dich?" entgegnete der König, fast zürnend. Dann fuhr er fort, sie zurückdrängend und sich der Gartenseite nähernd: „O, daß ich waffenlos bin!" — Es war wieder still geworden — es blieb still. Schon wollte der König ins Freie hinaustreten, als sich wieder Fußtritte vernehmen ließen. Schnell griff Laura nach ihrem Kopfe, um die schwere silberne Nadel zur Vertheidigung herauszuziehen. In diesem Augenblicke fragte in einiger Entfernung eine ziemlich laute Stimme auf Französisch: „Hat der Marquis Laroche einen Augenblick Zeit, eine höchst wichtige Mittheilung anzuhören?" — Laura hielt dem Geliebten die Hand auf den Mund. Eine zweite Stimme, etwas näher, fügte hinzu: „Die Mittheilung ist dem Marquis sehr dienlich!"

„Sogleich!" entgegnete der König dumpf, mit verstellter Stimme, trotz Laura's stummem Flehen, nicht zu antworten. Ein schwerer Fußtritt hallte auf dem knisternden Sande des Gartenweges nach dem Pavillon zu, während der eine Thürflügel zugleich von unsichtbarer Hand zurückgeschlagen wurde.

Ehe es der König hindern konnte, sprang Laura vor. Ein Mann, tief in einen Mantel gehüllt, mit be-

decktem Haupte, trat ihr entgegen, die Hand ausstreckend, in welcher er ein Blatt Papier hielt. Als er Laura erblickte, blieb er einen Augenblick unentschlossen stehen und sah sich um, als suche er Jemanden mit den Augen. Da entstand plötzlich ein starkes Geräusch an der entgegengesetzten Thür, durch die man den Ausgang nach der Straße hatte. Der Mann im Mantel trat über die Schwelle zurück nach dem Garten. Der König hatte Laura wieder stumm bei Seite gedrückt. Die kleine Thür nach der Straße wurde gesprengt, der König hielt sich zur Vertheidigung bereit, auf einmal wurde er von starken Armen kräftig gepackt. „Verflucht!" schrie der dunkle Mann auf der andern Seite; „es ist zu zeitig!" In demselben Moment aber fühlte er sich verwundet. Ein Pistolenschuß wurde abgefeuert. „Großer Gott! Sie ermorden ihn!" rief Laura außer sich und stürzte nach dem Ausgange. Ein anderer Mann trat auf sie zu — der Verwundete wälzte sich am Boden und stöhnte: „Verrath! Verrath!" — „Wo bist Du?" rief das Mädchen entsetzt, indem sie zugleich mit ihrer silbernen Nadel in die Hand dessen stieß, der sie festhielt. — „Schurken!" donnerte dieser jetzt, Laura mit sich fortreißend und sich zur Wehr stellend. „Sucht Ihr den Marquis Laroche? Ich bin's!" — Laura stieß einen gebrochenen Schrei aus.

„Es lebe der König! Es lebe Ludwig der Achtzehnte!" rief der Marquis mit feuriger Begeisterung, denn dieser war es wirklich, der seinem Könige zu Hülfe geeilt war. — „Nieder mit den Königen!" antwortete eine andere rauhe Stimme. „Es lebe die Republik!" — Laroche feuerte eine zweite Pistole auf den Schreier ab, der, den verwundeten Genossen aufraffend, wie es schien, nicht getroffen, eilig entfloh.

Laura war am Sopha zusammengesunken. Es erfolgte eine große Pause, die nur durch das schwere Athemholen der Zurückgebliebenen unterbrochen wurde.

Laroche verließ sie einige Augenblicke, um in den Garten zu gehen und nachzusehen, ob sich Niemand versteckt habe. Als er auf einen erhöhten Vorsprung trat, sah er in der Ferne mehrere Gestalten, die auf eine andere Gruppe zueilten. Dort, dünkte ihm, hielten einige Männer mit Pferden. Bald darauf hörte er auch den Hufschlag derselben.

Er ging zurück, der Garten war sicher. An der Thür des Häuschens stürzte ihm Laura entgegen. „Belliard! Freund! Retter! Wo ist —?" Die Hand vor die Augen schlagend, endigte sie nicht.

„Ruhig, gute Laura!" antwortete der Marquis, etwas erschöpft. „Er ist in Sicherheit!"

„Sie haben ihn fortgeschleppt, sie werden sich rächen, die Furchtbaren!"

„Nein! nein! Es ist ein guter Freund, der durch die hintere Thür hereinbrach."

Ermattet warf sich Laura auf das Sopha. „Gott sei gelobt!" betete sie. Dann stand sie wieder auf, suchte im Dunklen nach der Hand des Marquis und drückte sie gegen ihre kalte Stirn. Sie war keines dankenden Wortes fähig, aber ihr Herz klopfte hörbar.

Der Marquis machte sich sanft und mit einigen Worten der Beruhigung von ihr los. Er öffnete die äußere Thür. Der Schimmer einer Laterne nahte sich.

„Sie sind's! Sie kommen!" jauchzte er. Laura's Füße waren von freudigem Schreck gelähmt.

„Laura! Laura!" Mit diesem Rufe lag der Geliebte an ihrem Herzen.

Der brave Bediente des Marquis zündete an seiner kleinen Blendlaterne die Lampe an. Es wurde hell im Gemach. Laura entwand sich endlich der Umarmung des Stürmischen. „Himmel!" rief dieser plötzlich erschrocken, „Du blutest! Du bist verwundet." Er strich ängstlich mit dem Tuche über ihre Stirn. „Ich fühle keinen Schmerz!" sagte sie matt. Die von ihrer Nadel gestochene Hand des Marquis, welche sie gegen die Stirn gehalten, hatte dieselbe gefärbt. Jetzt trat der Marquis herzu. Der König zog ihn an sein Herz und nannte ihn bei den zärtlichsten Freundschaftsnamen.

„Mein König! mein theuerer König!" rief der Marquis mit thränenerstickter Stimme.

„Vive le roi!" schrie der Bediente und schwenkte den Hut.

„Der König?" wiederholte Laura zurücktaumelnd, wie vom Blitze getroffen, mit gellendem Schrei.

Ein tiefes, langes Schweigen verschlang gleichsam alle diese Ausrufungen. Selbst der Athem in der Brust der Anwesenden schien gebunden. —

„O, wie bitter, wie unglückweissagend," begann endlich Ludwig, „klingt jetzt meinem Ohre der Name König! Er weckt mich aus einem süßen Traume gewaltsam auf! — Das Geheimniß ist hin, Laura, wie mein Glück! O, vergib! Ich wollte glücklich sein und durft' es nicht, ohne Dich zu täuschen. Ich wußte, daß Du den König würdest zurückgewiesen haben, den Diener des Königs nahmst Du an Dein Herz! An Dein schönes Herz! Willst Du mich verdammen, Laura?"

Laura glich einer Marmorstatue, die nach und

nach Leben empfängt. Sie streckte langsam den Arm aus, sie wendete das blasse Gesicht nach dem König, ihr starres Auge fing an, sich zu bewegen, eine Thräne hing in ihren Wimpern. Ludwig ergriff ihre Hand und zog die Geliebte näher zu sich. Willenlos ließ sie es geschehen, aber als sie ganz nahe vor ihm stand, bebte sie zusammen, erhob beide Arme, als wolle sie ihm hinwegwinken, stemmte dann ihre Hände gegen seine Brust und drückte ihn, in lautes Weinen ausbrechend, von sich. Er fragte schmerzlich, weshalb sie ihn hinwegstoße? — Sie schwieg. Der Marquis trat einen Schritt vor. Als ihr Blick auf ihn fiel, lehnte sie sich schluchzend an seine Schulter. „O, mein Freund!" hauchte sie, wie eine Sterbende. Der König schlug die Arme finster in einander. „Ist es ein Fluch, der auf den Königen lastet?" sagte er, mit den Zähnen knirschend. „Lassen Sie sie zu sich kommen, Sire! mahnte der Marquis und trat zur Seite, von Laura weg. „Laura! — Meine Laura!" rief der König mit dem vollen Tone der Liebe. „Willst Du mein Herz zerreißen in der Stunde des Abschieds?" Er rüttelte sie heftig und wiederholte ihren Namen. — „Gehst Du fort?" ächzte sie. — „Für immer!" antwortete er traurig. — Sie machte eine rasche Bewegung, warf die Locken von den Schläfen zurück, breitete die Arme aus, den Blick zum Himmel gerichtet. Ludwig sank an ihr Herz, Laura's Arme schlossen sich um ihn. „Ludwig! — König!" rief sie, außer Fassung ob der Größe des Augenblicks. „Ich halte Dich in meinen Armen. Der Himmel schirme Dich, wenn ich Dich von mir gelassen; ich gebe Dir Deine Liebe zurück —"

„O Laura, dann gibst Du unendlich viel!" unterbrach sie der König.

„Und unendlich viel" fuhr Laura mit heiliger Begeisterung fort, „gib Deinem Volke, gib der Menschheit!"

„Geliebte!" bat der König, „wende Dich noch nicht von mir!"

„Es lebe der König! Es lebe das Volk!" rief das schwärmerische Mädchen. — „Du hast Dein Land verloren — die Tyrannei naht ihm — Auf! Es ist nicht Zeit, an Mädchenherzen zu liegen!"

Die hohe Bedeutung dieser Worte entflammte den König. Er streckte die Rechte zum Himmel und gelobte mit einem heiligen Eidschwure, seine geweihte Sendung zu erfüllen!

„Wir sind Zeugen!" riefen Laura und der Marquis und reichten sich die Hände. „Ach, und ihn," setzte Jene hinzu, „den herrlichen Mann, der Dich rettete, vergiß nicht!" — „Niemals!" betheuerte Ludwig mit neuer Umarmung. — In der Ecke hörte man den guten, ehrlichen Diener schluchzen; da sich Ludwig zu ihm wandte, warf er sich zu dessen Füßen und küßte ihm die Hand. „Verzeihen Sie, Sire!" sprach er endlich, die Stimme wiederfindend. — „Ich hab' Sie etwas derb gepackt, als ich Sie ins Freie riß. Aber das ging nun einmal nicht anders, ich mußte Sie schnell fortschaffen, wie mir der Herr Marquis befohlen hatte. Der Herr Marquis hatte das gut veranstaltet, die Mörder glaubten, ich sei einer ihrer Leute, und verfolgten mich nicht, während sich der Herr Marquis mit den Schuften herumschlug!"

„Du hast Deine Pflicht gut gethan!" lobte der König lächelnd, „und sollst dafür belohnt werden!"

„Ach, und wie will ich Ihre Hand pflegen, lieber Freund," sagte Laura zum Marquis mit Innigkeit, „die meine böse Nadel irrthümlich verletzte!" Laroche legte die geritzte Rechte auf die Brust, als wolle er sagen, daß er um Laura's willen gern größere Schmerzen erdulden würde.

Jetzt bemerkte Laura auch den Ring an ihrem Finger; sie betrachtete ihn sinnend und sprach: „dich will ich zum Andenken behalten, kleiner blitzender Reif, und täglich will ich ihn, wie jenen Zauberring im Mährchen betrachten und denken, wenn sein Demant noch ungetrübt leuchtet, daß auch des Königs Herz seines hohen Gelübdes noch eingedenk ist!"

Als Ludwig antworten wollte, glaubte er neuen Lärm zu vernehmen. Der Marquis ging sogleich vor die Thüre, seinen Degen ergreifend. Vom Wohnhause her kamen Menschen, ein Diener trug eine Fackel voran. Laura's Vater war in der Ferne zu erkennen, der die Pistolenschüsse gehört, Anfangs aber wenig beachtet hatte. Endlich aber, da er Laura nicht auf ihrem Zimmer gefunden, hatte er einige Leute genommen und war nach dem Garten geeilt. Er wußte, daß sie sich oft noch spät im Pavillon aufhalte.

Wegen der nahen Ankunft des Vaters, wurde der Abschied verkürzt. Mit blutendem Herzen riß sich der König von Laura los. Der Bediente des Marquis begleitete ihn, dieser blieb zurück und empfing Laura's Vater, der nicht wenig über seine Anwesenheit erstaunt war.

Noch in derselben Nacht entdeckte Laura ihrem Vater Alles, was ihm bisher verborgen gewesen war, auf das genaueste, so wie Jene von ihrem Freunde vollständigen Aufschluß erhielt. Den Namen Lafont's, des Verräthers, aber verschwieg der Marquis, so wie er ihn auch dem Könige nicht genannt hatte, der freilich aus

dessen eiliger Flucht auf seine schändliche Treulosigkeit schließen mochte.

Am andern Morgen empfing Laroche ein Billet, welches folgende Worte enthielt.

„Mahnung an meine ewige Dankbarkeit. Wenn ich in mein Vaterland zurückkehre, so überbringen Sie mir diese Zeilen. Ludwig."

— Der König hatte in aller Frühe die Stadt verlassen. Dem Marquis, der endlich an das ihm befreundete Haus durch noch engere Bande gefesselt wurde, war es nicht vergönnt, zur Zeit, da Ludwig wirklich den Thron bestieg, das Blatt zu übergeben. Dennoch kam es in die Hände des Königs, wie wir künftig dem Leser erzählen werden.

Notizen.

[Beurmann's Memoiren eines Advocaten.]

Ein ungewöhnliches Buch sind die „Mittheilungen aus dem Leben eines Advocaten," die Beurmann angeblich blos edirt. (Frankfurt a. M. bei Küchler.) Als Biographie etwas trocken, als Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit von Gewicht, führt das Buch an dem Lebenslaufe eines deutschen modernen Juristen eine Reihe von Zeitfragen vor, die hier ein juristischer Verstand erörtert. Es stellt sich hier ein fertiges Bewußtsein der Humanität als Opposition gegen Gewohnheitsrecht und Gerichtspraxis zusammen. Ich nenne nur folgende Capitel: Ueber die Carolina und die mildernde Praxis, der Verbrecher zwischen Christenthum und Staat, Mängel unserer Legislation in dieser Hinsicht, Unhaltbarkeit des römischen Rechts in manchen Fällen für Deutschland, die Stellung der Advocaten in Deutschland, über die Todesstrafe, über den Nachdruck und die Rechtlosigkeit des geistigen Eigenthums in Deutschland. Sonst ist das Buch, dessen Fortsetzung erfolgen wird, mit mancherlei Reiseberichten in Deutschland durchflochten, die den sichern Blick des Verfassers bekunden. Das Lebensgeschick des Helden bringt ihn freilich vor der Hand nur durch den nordwestlichen Theil von Deutschland. Auch auf das Capitel: Ludwig Börne an der table d'hôte in Frankfurt, ist aufmerksam zu machen.

[Convertiten in England.]

Die „katholische Kirchenzeitung" des Convertiten Dr. Höninghaus meldete in einer ihrer letzten Nummern, daß in einer englischen Stadt nicht weniger als 2000 Einwohner auf dem Punkt stehen, zur römisch-katholischen Kirche überzutreten. „So unglaublich dies scheinen mag," verlautet eine Stimme in der Leipziger Allg. Zeitung, „so ist es doch sicherm Vernehmen nach wirklich gegründet, daß zu Barnsleo in Yorkshire eine sehr bedeutende Zahl von Einwohnern, von denen die meisten bisher sich zum Methodismus bekannten, ihren bisherigen Fanatismus mit dem wenig abweichenden römischen Catholicismus vertauschen werden. Was noch mehr ist, zu Manchester, wo vor mehreren Jahren nur ein Paar tausend Katholiken wohnten, ist deren Zahl auf 25—30,000, und zu Liverpool ist sie in kurzer Zeit von 30,000 auf 50,000 gestiegen. Ueberhaupt breitet sich der Katholicismus im Norden von England, besonders in den Fabrikstädten und namentlich unter den Methodisten, reißend aus; zum Theil jedoch ist die Vermehrung der Katholiken Folge der Einwanderung vieler armen Irländer, die hier dem Hungertode zu entgehen hoffen, der sie in ihrer Heimath bedroht. Den Hauptmittelpunkt für die katholische Proselytenmacherei bildet aber das große Jesuitencollegium Stonyhurst bei Preston."

[Die Wunder'schen Lithographien.]

Die Unternehmung der Wunder'schen Verlagshandlung in Leipzig, die Hauptstücke der dresdner Galerie zu lithographiren, schreitet neben der Hanfstengel'schen rüstig fort und hat gegen diese den Vortheil, die ausgezeichnetsten pariser Lithographeurs für ihren Zweck zu beschäftigen. In der neuesten Lieferung von Wunder, die bereits seit einiger Zeit dem Publicum überliefert wurde, erhielten wir abermals ein Stück von Leon Noel, diesem Meister der Steinzeichnung. Es ist ein Bild von Franz van Mieris, das den Künstler in seiner Werkstatt sitzend gibt, seine Frau im Atlaßgewande steht vor ihm, mit dem Rücken zum Beschauer, der auf der Staffelei ihr Bildniß sieht, an welchem der Maler arbeitet. Von den vielen Mieris, die der niederländischen Schule angehören, ist Franz, der berühmte Schüler Gerhard Dow's, der ausgezeichnetste; an Frische und kräftiger Naturfülle des Colorits, an geistreicher Belebtheit steht er seinem Meister nicht nach, in der Zeichnung nennt man ihn noch correcter als Dow. Die dresdner Galerie besitzt von ihm 13, und von diesem ist das hier bezügliche offenbar das schönste, obwohl es auch wünschenswerth wäre, seinen Kesselflicker lithographirt zu erhalten. — Ein zweites Blatt der neuen Lieferung gibt Correggio's Madonnenbild mit dem heil. Franciscus. Nach diesem, dessen wunderbar verklärtes Auge zu dem Höchsten gehört, das die Malerei aller Zeiten lieferte, wird das Bild genannt. Die Mutter Gottes sitzt auf dem Throne und streckt die Hand segnend nach ihm nieder. Der heil. Antonius von Padua, mit dem verklärten Gesicht, Johannes der Täufer mit dem Prophetenblick, und die heil. Katharina mit dem Palmzweig sind die andern Figuren des großen Bildes im Meistersaal. — Ein Viehstück von Pottee und die kleine Magdalene von Adrian van der Werf sind die zwei andern Blätter der Lieferung. — Die Herausgeber veranlassen auch lithochromirte Blätter, welche sich eines großen Beifalls im Publicum erfreuen, obschon ihr Preis das Doppelte beträgt.

[Convertiten.]

Wir gaben kürzlich ein Verzeichniß solcher. Man erinnert dagegen, daß ein Geaf Hohenthal in Dresden nicht katholisch geworden, von einem Prinzen Adam von Mecklenburg-Schwerin und seinem angeblichen Uebertritt zum katholischen Ritus überall nicht die Rede gewesen sei.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 6. — den 14. Juli 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Die seit dem 1. Januar 1838 erscheinende:

„Frauenzeitung"

Ein Unterhaltungsblatt von und für Frauen.

Herausgegeben von Louise Marezoll in Jena ꝛc.

hat in ihrem Streben, den Mangel eines geeigneten periodischen Organs zu geistiger Anregung und Unterhaltung dem weibl. Publikum zu ersetzen, bereits die vielseitigste Anerkennung gefunden. Wir erlauben uns daher diese in ihren mannichfaltigen Mittheilungen nur ausgewählte Originalbeiträge der beliebtesten Schriftstellerinnen darbietende Zeitschrift der Theilnahme der deutschen Frauen wiederholt zu empfehlen und dabei zu bemerken, daß man auch auf den **halben Jahrgang** der Frauenzeitung vom Monat Juli bis December 1838 für 3 Thlr. bei allen löbl. Postämtern und Buchhandlungen abonniren kann; der Preis des ganzen Jahrganges aber von 75 Nummern à 1 Bogen in 4to beträgt 6 Thlr.

Leipzig im Juni 1838.

Gebr. Reichenbach.

Im Verlage von Julius Klinkhardt in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Prof. Dr. Friedr. Francke

Das selbstständige und reine Leben des Gefühls

als des Geistes ursprünglichen Urtheils

im Gegensatze und Kampfe mit den Träumen vom Absoluten bei den Scholastikern und Neuplatonikern unserer Tage.

A. u. d. T.: Zur Theorie und Kritik der Urtheilskraft. gr. 8. Velinpap. brosch. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Principien und Ideen des Wahren, Guten und Schönen, welche wir nach der Organisation unsers Geistes in unserm rein vernünftigen Leben in uns tragen, — den Anlagen nach, werden hiernach nicht nur blos durch die logisch vermittelnde Reflexion des wissenschaftlichen Verstandes in uns zum deutlichen Bewußtsein entwickelt, sondern dem voraus kommen sie uns schon immer in der Anwendung des wirklichen Lebens durch dieselbe Kraft, durch die Denkkraft oder Urtheilskraft, d. i. in der Thätigkeit des **Gefühls**, unmittelbar zum klaren Bewußtsein. Wollen wie die Mustergestalten und Normen des geistigen Lebens in Kirche und Staat, in Schule und Leben — im wirklichen Leben zur schönen Erscheinung bringen: so müssen wir auch zugleich und vorher auf die reine Naturstimme des Gefühls hören.

So eben erschien:

Leben und Abenteuer

des

Nikolaus Nickleby.

Nach dem Englischen des Boz,

des Verfassers der Pickwickier,

bearbeitet von Dr. Hermes.

Mit Federzeichnungen nach Phiz

Erstes Heft, mit zwei Zeichnungen. 12. 8 gGr.

In England wurden von dem 1. Hefte des vorliegenden Werkes 50,000 Exemplare gedruckt, und binnen wenigen Stunden 17,000 Exemplare verkauft. — Die Fortsetzung erscheint gleichmäßig mit dem englischen Originale.

Braunschweig, den 1. Juni 1838.

George Westermann.

Tübingen. Bei L. Fr. Fues sind erschienen:

Scenen aus dem Leben eines Vicars. Nach den Zeichnungen eines verst. Vicars lithogr. und herausg. von L. Helvig. qu. 4. geh. à 10 gGr.

Schulmeisterswahl, die, zu Blindheim, oder: Ist das Volk mündig? Schauspiel in 4 Aufz. 2te verm. Aufl. Mit einer Erklärung d. schwäb. Idiotismen und einer kleinen Sprachlehre nach schwäb. Mundart. 8. br. 9 gGr.

Ernennung und Heirath des Schulmeisters zu Blindheim, oder: Ist das Volk mündig? Schauspiel in 4 Aufz. vom Verf. der „Schulm. W." 8. br. 9 gGr. (Vgl. „Zeit f. d. e. W." 1838. Nr. 57.)

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Erstes Heft.

Dies Werk ist ein **für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes**, bildet aber zugleich einen **Supplementband** zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern Auflage, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben. Um die Anschaffung zu erleichtern, erscheint das Werk in Heften von 10 Bogen, deren jedes

auf weißem Druckpapier 8 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 12 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 18 Gr.

kostet. Das Ganze wird aus 20—24 Heften bestehen, die sich rasch folgen werden.

Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch das erste Heft eingesehen werden kann.

Leipzig, im April 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weibliche und männliche

Charaktere

von

F. Gustav Kühne.

2 Thle. gr. 12. Brosch. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. der Klosternovellen giebt hier in Novellen, Skizzen und Genrebildern eine Reihe von Portraits aus der Gegenwart und Vergangenheit. Unter den weiblichen Charakteren nennen wir „die bleiche Nonne zu Sant' Antonia," ein Bild der Weiblichkeit im Mittelalter, „die kleine weiße Dame auf Newstead-Abtei" (Byron's Sophie), „die arme Maria" (Jean Paul's Bettina), Göthe's Bettina, Rahel, Charlotte Stieglitz. Die Briefe an Dina enthalten eine Reihe von Charakteren aus der Gegenwart. Von männlichen Charakteren nennen wir Shakspeare, Shelley, die deutschen Lyriker, Charaktere nach Handschriften, den Zeitgeist auf Reisen, den Zeitgeist nach Bildern, Christen und Juden u. s. w., lauter Skizzen, in denen die interessantesten Persönlichkeiten unsrer Zeit portraitirt sind.

Für Freunde geistreicher Unterhaltung ist vollständig erschienen:

Dezobry,

Rom im Jahrhunderte des Augustus,

oder Reise eines Galliers nach Rom ꝛc. Nach dem Franz. von Th. Hell. Nebst Schilderung des röm. Münzwesens von H. Hase. 4 Thle. mit 1 Plan. geh. 1837 und 38. 3 ½ Thlr.

In 104 Briefen ist hier ein Gemälde von röm. Leben, Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen ꝛc gegeben, das jeden, nicht eigentlichen Alterthumsforscher und selbst die erwachsene Jugend aufs anziehendste belehren wird.

G. O. Marbach,

über moderne Literatur.

In Briefen an eine Dame. Dritte Sendung; Gutzkow. Wienbarg. Laube. Kühne. Lenau. Die schwäbische Schule. Bettina. Rahel ꝛc. 8. 1838. geh. ⅔ Thlr.

Die ersten 2 Hefte erregten viel Aufsehen bei ihrem Erscheinen, und dürfte die Nachricht von der Vollendung dieser Besprechungen nicht unerwünscht seyn.

Alle 3 Sendungen in einem Bande, unter dem Titel:

Der Zeitgeist und die moderne Literatur.

(geh. 1 ½ Thlr.)

Leipzig, im Januar 1838.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klosternovellen

von

Dr. F. Gustav Kühne.

1r., 2r. Bd. Raoul.

gr. 12. brosch. 2 Thlr. 12 Gr.

Dieser Roman hat den großen Kampf zwischen Staat und Kirche zum Inhalt. Sein Schauplatz ist in den Klöstern von Süd-Frankreich und in der Schweiz (Thl. 1) und in Paris (Thl. 2.) zur Zeit der Verschwörung des Jesuitismus gegen Heinrich IV. und Sully.

Adelig und Bürgerlich.

Novelle

von

Julius Hammer.

gr. 12. brosch. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Titel dieser Novelle bestimmt den Standpunkt genau, in welchen socialen Verhältnissen diese sich bewegt; der Leser wird mehr als eine gewöhnliche Lectüre in dem Buche finden.

In der Nicolai'schen Buch- und Papierhandlung in Stettin (C. F. Gutberlet) ist erschienen:

Stettiner Kochbuch.

Anweisung, auf eine feine und schmackhafte Art zu kochen, zu braten und einzumachen. Nach durch 50jährige eigene Erfahrung bewährten Recepten bearbeitet

von

Marie Rosnack.

Vierte verbesserte und mit einem Anhange, Speisen und Getränke für Kranke und Genesende enthaltend, versehene Auflage. Sauber gebunden ¾ Thlr.

Durch eigene gemachte Erfahrungen der Verfasserin und zweckmäßige Mittheilung derselben zeichnet sich dieses Kochbuch

vortheilhaft aus, und da es in wenigen Jahren vier Auflagen erlebte, so dürfte dieses wohl die beste Empfehlung sein.

Polytechnisches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 25—30 mit 59 Abbildungen.

H. Paulucci, über die Brunnenbohrkunst in Frankreich. — Verfertigung von Schuhmacherzwecken von F. W. Reichelt. — Schmidtbauer's und Lorenzl's künstliche Hefen. — Der Nachweis über den Bau der leipzig-dresdner Eisenbahn im März 1838. — Combes, über die Gesetze der Bewegung der Luft in Röhrenleitungen in ihrer Anwendung auf Wetterlosung. — Cölns Fabriken und Gewerbe und Dampfschifffahrt. Die rheinische Eisenbahn-Gesellschaft. — Neue englische Eisenbahnen. — Russel, die Irrthümer und Trugschlüsse, welche den Bestrebungen, rotirende Dampfmaschinen zu construiren, zum Grunde liegen. — Ueber Patentschrauben und deren Einfluss auf die Schärfe des Flintenschusses, von Schmidt. — Ueber Kyan's Beize zu Conservation des Holzes und Tauwerks, von Herrmann. — Untersuchung der Runkelrüben auf ihren Zuckergehalt mittels des Halometers von Fuchs, nach Zierl. — Lutwyche's Verbesserungen in der Glaubersalz-Fabrication aus Kochsalz. — Woolley's Wachssurrogate und Brennflüssigkeiten. — Neue Art von Strassenbau. Hawkin's verbesserte Wärmflasche. — Peyron's Filter für Zuckerfabriken und Raffinerien. — Ueber Emailbildung, namentlich in Bezug auf Emailliren des Eisens, von Jordan. — Flockton's Verbesserungen in der Harzfabrication. — Hewitt's Verbesserungen in der Seifenfabrication. — Newton's Feuerzeug. — Ueber Anfertigung von Trottoirplatten aus bituminösem Mastic, nach Leblanc, Briz und Killman. — Versuche mit Le Maistre's Mahlmühle mit verticalen Steinen. — Ueber das Härten und Schweissen von Stahl, nach Damemme. — Goodlet's patentirte Destillir- und Abdampfapparate. — Sievier's Auflösungsmittel für Caoutchouc. — Die guten leichtbeweglichen Webstühle. — Lithographische Pressen. — Verkohlung des Torfs in Oefen, nach Zenetti. — Noël's Apparat zum Drehen von Billardkugeln. — Reichenbach's Runkelrübenzucker-Fabricationsmethode. — Dieu's Versuche mit einem von Fourneyron construirten Kreiselrade. — Ueber die leipzig-dresdner Eisenbahn. — Ueber das Brüniren und Schwärzen der Flintenröhre, von Schmidt. — Watt's Maschine zum Verkorken der Flaschen. — Mastermann's Apparat zum Ziehen einer Flüssigkeit auf Flaschen. — Hoozeau-Muiron's wasserdichte, farbigbedruckte Zeuge. — Mohun's künstliches Brennmaterial. — Glaubersalz als Beize für Färber. — Preussische Patente. — Der Verein für Beförderung des Gewerbfleisses in Preussen. — Preisaufgaben. — Vorrichtung zum Aufziehen der Schützen in den Umlaufscanälen der Schiffsschleusse in der Spree bei Fürstenwalde, von Vogel. — Dronault, Vorrichtung zum Spannen der Taue. — Cazal's Verbesserungen an Regenschirmen. — Rabenstein, verbesserte Jacquardmaschine von d'Homme und Romagny. — Saulnier's Dampfmaschine mit veränderlicher Expansion. — von Nordenskiold, über ein verbessertes Manometer zum Messen der Kraft des Windes bei Gebläsen. — Anwendung des Anthracits in Hohöfen. — Ingram's Verbesserungen in der Knopffabrication.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 2. Juni 1838.

Leopold Voss.

Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.

So eben ist bei A. Wienbrack in Leipzig erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Riesenburg und Rosenburg. Ein Roman aus dem 14. Jahrhunderte von Wilhelmine Lorenz. 2 Thle. 8. Pr. 2 Thlr. 12 Gr.

Die Brüder Törnebladh. Novelle von Penseroso, 3 Thle. 8. Pr. 3 Thlr. 18 Gr.

Verfasser und Verfasserin dieser beiden Romane gewannen bereits durch ihre früheren Leistungen die besondere Gunst der gebildeten Lesewelt und dürften die vorstehenden einer beifälligen Aufnahme nicht minder gewärtig sein. — Während die Verfasserin der Riesenburg ꝛc. mit glücklichem Talente die Vorzeit zu schildern versteht, und durch eine die Aufmerksamkeit fesselnde, oft angenehm überraschende Entwickelung der Erzählung die Theilnahme des Lesers nie erkalten läßt, zeichnet uns Penseroso die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart so treffend, als anziehend und verleiht durch die einfache Anmuth der Details, die sanfte Wärme in den Verhältnissen beider Geschlechter zu einander, welche an die Zeit der Goethe'schen Jugend erinnert, seinen Darstellungen eine eigenthümliche Frische.

In meinem Verlage erschien so eben:

Bunte Skizzen

aus

Ost und Süd.

Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien

von

F. Tietz.

Zwei Theile.

8. Geh. 3 Thlr.

Leipzig im April 1838.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von A. Osterwald in Rinteln ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichtliche Wanderungen

durch das

Weserthal von Münden bis Minden

von

Dr. F. C. Th. Piderit,

kurfürstl. hess. Ministerialreferenten für Kirchen- und Schulangeleg.

Velindruckp. eleg. gebunden. Pr. 1 Thlr. 6 gGr.

Inhalt: Des Wanderers Gruß. — Die Weser. — Die Stadt Münden. — Das Weserthal von Münden bis Karlshafen. — Die Abtei Helmarshausen und der Krückeberg. — Karlshafen. — Herstelle und Beverungen. — Der Gau-Auga. — Die gefürstete Reichsabtei Corvey. — Hörter. — Die Grafen von Eberstein-Holzminden-Amelungsborn. — Die Gegend von Holzminden bis Hameln. — Gau Tilithi. — Hameln und das Stift des heil. Bonifazius. — Das Thal von Hameln bis Va-

rerbelz. — Das Feld Idistavisus. — Blotho. — Aelteste Geschichte. — Blicke in die neuere Zeit. — Die Stifter Obernkirchen, Möllenbeck und Fischbeck. — Die Grafen von Schaumburg und die Grafen von Roden; die edlen Herren von der Lippe; das Fürstenthum Lippe und Schaumburg-Lippe. — Minden, das Bisthum und die Stadt. — Die edlen Herren vom Berge. — Die drei ersten Grafen von Holstein-Schaumburg.

Aus diesem Werke ist besonders abgedruckt:

Das Weserthal von Hameln bis Minden.

Ein geschichtliches Rundgemälde für die Besucher der Paschenburg.

Velindruckp. eleg. geh. Pr. 12 gGr.

☞ Zweite Auflage eines höchst interessanten Buches!

Neu entdecktes untrügliches Mittel auf eine leichte und anmuthige Weise in seiner geistigen und sittlichen Bildung die entschiedensten Fortschritte zu machen und auch bei geringen Geistesanlagen eine Fülle neuer, eigenthümlicher, geistreicher Bemerkungen hervorzubringen. Allen höheren und höchsten Ständen, allen Gebildeten überhaupt, und allen Schriftstellern und Studirenden insbesondere dringend empfohlen.

Velindruckp. eleg. geh. Preis 18 gGr.

Der Verleger dieser Schrift hat nicht nur von allerhöchsten Personen, sondern auch von weltberühmten Männern — wie z. B. Gust. Schwab, Strombeck, Dräsete, Preusler, Herlossohn und vielen andern für den Verfasser die günstigsten und ehrenvollsten Urtheile erhalten. Das Buch gehört durchaus nicht in die Kategorie der Charlatanerien — wahr, gediegen, des Gegenstandes würdig ist sein Inhalt. Mit den wärmsten Gefühlen für Menschenwohl, voll reinen religiösen Sinnes giebt darin der im Ernste des Lebens gereifte Mann neben jenem neuen, untrüglichen Mittel und als einen Theil desselben, eine eigenthümliche Anweisung zur geistigen und sittlichen Veredlung, das höhere Lebensziel an, welchem der sich bildende und gebildete Mensch in der jetzigen Weltperiode nachzustreben haben dürfte. Es wird Niemand, dem um seine Bildung und Veredlung wahrhaft zu thun ist, dieses Buch zum Gegenstand seines Nachdenkens machen, ohne sich aufs vollkommenste befriedigt zu finden.

In allen Buchhandlungen ist das so eben versandte ausgezeichnete Buch seiner Art zu haben:

Hesperien.

Ein Cicerone
für
Italien
vornehmlich für
Rom und Neapel
von
Frz. Wilh. Richter
Professor und Director des Gymnasiums zu Quedlinburg.

206 Seiten. Broch. Pr. $1\frac{1}{3}$ Thlr. od. 3 fl.
(Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.)

Der Herr Professor hat Italien zweimal bereist und zeigt in diesem Buche die verschiedenen Reiserouten nach dem Abendlande, giebt die nöthigen Klugheitsregeln auf Reisen an und stellt das Sehens- und Wissenswertheste dieses Landes vorzüglich aber von Rom und Neapel so dar, daß es ein fast unentbehrliches Buch für Reisende nach Italien ist. Auch zeichnet sich dieses Buch durch innere und äußere Ausstattung vor ähnlichen Büchern vortheilhaft aus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die zweite verbesserte Auflage

der Kunst reich zu werden.

Enthaltend die Wege zum Reichwerden, mit einer Anweisung dazu von Benjamin Franklin. — Ferner: 24 Regeln für Bürger und Landleute, 44 Regeln für junge Kaufleute. — Dazu: noch eine Speculations- und Geldlehre, eine Münztabelle, ein Schema zur Anlegung eines Capitalbuches, und eine Tabelle zum Ein- und Verkauf der Waaren. Herausgegeben vom Dr. Bergk.

Br. Preis $11\frac{1}{4}$ Sgr. oder $40\frac{1}{2}$ Kr.

Diese kleine, aber dennoch schätzbare Schrift verdient die größte Verbreitung, und so empfehlen wir solche zur Anschaffung als treffliche Anweisung, auf rechtlichen Wegen nicht nur reich, sondern zugleich glücklich zu werden, eigenes und Anderer Wohl zu befördern. —

So eben erschien:

Marat,

historischer Roman von A. Schoppe, geb. Weise.
2 Bände. 12. geh. Preis: 2 Thlr. 12 gGr.

Braunschweig, Juni 1838. *G. Westermann.*

Bei C. Schwarz in Brieg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dober der Schulfreund oder Stoff zu Uebungen der Denkkraft und des Schönlesens, in sachgemäßer Anordnung für Stadt- und Landschulen bearbeitet. $20\frac{1}{2}$ Bogen. 1ter Theil. 10 Sgr.

Der Verfasser arbeitete mit dem größten Fleiße und der emsigsten Sorgfalt viele Jahre hindurch an diesem Werke, und es dürfte ihm nach dem Urtheile Sachverständiger vollkommen gelungen sein, demselben eine bisher noch nicht erzielte Vollständigkeit und Brauchbarkeit zu geben. Es läßt sich demnach hoffen, daß Schulvorsteher und Erzieher dies Werk als wirkliches Lehrbuch mit dem günstigsten Erfolge benutzen werden.

Partiepreis billiger.

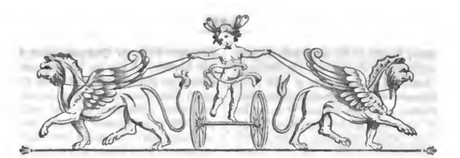
In der Nicolai'schen Buch- und Papierhandlung (C. F. Gutberlet) in Stettin ist erschienen und bei Leopold Voß in Leipzig zu haben:

Champagner-Schäume.

Umbildungen Paul de Kock'scher Skizzen
von
L. Seidelmann.

$12\frac{1}{2}$ Bogen Velinpapier geheftet Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 137. — den 16. Juli 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken *).

VIII.

„Wie trübe auch der Dichter auf die Gegenwart blicken mag, welche seine Wünsche so herb vereitelte, so kann er darum doch nicht aussehen, mit einem so gläsernen, unglücklichen, verdutzten und hülflosen Blicke." — O nein, so sieht Uhland nicht aus, wer sein Bildniß gesehen hat, hat ihn nicht gesehen. Sein Gesicht ist dem Maler unnahbar — es ist, ich kann es nicht besser bezeichnen, zu rüsselförmig und schroff. Aber aus dem tiefen blauen Auge glänzt das milde Feuer der Poesie und aus stillem Sinnen blitzt der Funke des Geistes hervor, immer gerade hinaus, sei es an das Herz der Natur oder an die Brust der Menschheit. Uhland ist eine trockene, gedankenharte, schweigsame Natur, ein echter Schwabe, ungelenk, zäh, ruhig, wortkarg, tief. Seine Rede ist wählig und langsam, ohne Umschweife und Floskeln, ein festes, gediegenes Korn. Die Unterhaltung mit ihm wird für den Unkundigen peinlich, denn er ahnt oft, was folgen soll, er hat längst den Satz für sich vollendet, er fühlt sich versucht, mit seinem Sprachschatze zu Hülfe zu kommen, aber er muß harren, bis sich der rechte, treffende Ausdruck von der Zunge gelöst. Uhland trägt Alles, was er gibt, vorher in einem feinen, guten Herzen, er besinnt sich, aber auf etwas Tüchtiges; was er gibt, hat seine Schneide, hat Hände und Füße. Für seine Stellung in der Kammer ist der Mangel an Redetalent zu bedauern, sein gewichtiges Ansehen, seine gewirgte Stimme würde durch größere Sprachfertigkeit sich bedeutender herausstellen. Er spricht da wohl selten ohne Vorbereitung, und auch da nur wenig, aber gehaltvoll und bedeutend. Auf dem Katheder vermochte er selbst einfache Ankündigungen nur, wenn er sie sich vorher aufgeschrieben hatte, ohne Unterbrechung und Stocken vorzutragen. — Wie er spricht, so arbeitet er auch, langsam, aber sicher und gewissenhaft. Seine Sagenforschungen, die auch stylistisch jeden Leser hinreißen, überarbeitete er mehrmals, und schon wollte er sie zum Druck abgeben, als Grimm's deutsche Mythologie erschien. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, das Ganze noch einmal durchzusehen und durchzuarbeiten. So wird seine schriftstellerische Muße nie Vieles, stets aber Viel zu bieten haben. — Im Leben ist seine Erscheinung einfach, schlicht, ja unscheinbar, still und trocken, aber er verschließt sich nicht; sein sinniger Blick, seine treue Beobachtung, sein heiteres Dichterauge erübrigt ihm auch für gesellige Kreise eine gediegene Würze. Umgang hat er wenig, und wenn er nicht in Stuttgart auf dem Landtage ist, bemerkt ihn Tübingen den Tag über nur selten, außer auf dem Gange, den er von seiner schön am Neckar gelegenen Wohnung zum Museum zu machen pflegt, wo er zu regelmäßiger Abendstunde die Journale und die neueste Literatur durchmustert. Der Landtag nimmt ihn viel in Anspruch; was er nicht darauf verwendet, widmet er seinen literarischen und ge-

*) Fortsetzung von Nr. 105.

schichtlichen Studien, für die er sich schon frühe entschieden und eingerichtet hat. Er steht mit den bedeutendsten Gelehrten, namentlich in Paris, wo er selbst einige Zeit seinen Forschungen oblag, in freundschaftlicher Verbindung. — Geraden und festen Sinnes, ist er im Urtheil billig, und die neue Literatur hat keine Ursache, ihm gram zu sein. Seine ehemaligen Zuhörer erinnern sich, wie anerkennend er sich z. B. über Heine's Poesie aussprach, aber auch, wie er warnend und ahnungsvoll auf die Unkeuschheit dieser Muse hinwies, die von ihrem Liebhaber unterdessen ja selbst als eine gute müßige Dirne ausgestellt wurde. Bei dem Almanachsstreite war er seinerseits am wenigsten betheiligt. Ueberhaupt wird die Literatur stets gut mit Uhland auskommen, wenn sie sich nur dienstfertiger Ohrenbläser und Schleppträger erwehrt. — Uhland hat gar nicht mit der neuen Zeit gebrochen, ich glaube es nicht, gewiß ist sein Muth ihm nicht entsunken, er müßte kein Schwabe sein. Aber daß eben diese gerade und gediegene Natur sich mannichfach verletzt und geirrt sieht von der Unlauterkeit unserer eigensüchtigen, fieberkranken Zeit, daß er nicht der Mann ist, einem Justemilieu oder einem flachen Doctrinalismus Abbitte zu thun, das leuchtet ein. Aber den Kopf verliert er darum nicht, und das Herz sitzt ihm noch am rechten Flecke, das erfährt der Ministertisch wohl manchmal und nicht eben zu seinem Behagen. Uhland kann hier sehr hart sein, mit einer schneidenden Ironie, mit einer bittern Satyre wirft er der Zeit und dem Widerpart giftige Worte vor. Der verhaltene Aerger, der versteckte Grimm macht sich, je weniger ihm feinere Künste zu Gebote stehen, in einer bedeutenden Schroffheit und Gereiztheit Luft. Die Gewandtheit des Geistes, welche von fern zu treffen, zu unterminiren, zu laviren, zu diplomatisiren versucht, fehlt ihm, aber dafür ist er charakterfest, sein Art kurz und gut, schlecht und recht. Für Freiheit und Fortschritt, für Wahrheit und Recht wird er bis zum letzten Athemzuge ein tapferer Kämpe bleiben, nie die Fahne seines Vaterlandes verlassen, sollte er sie auch immer mehr sinken und niedergetreten sehen.

Wenn einst das Heil gekommen,
Dann reis' ich wieder aus,
Wohl' werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Dies ist sein letztes poetisches Vermächtniß. Die „Reise durch Deutschland" wurde von ihm vorgetragen den 16. November 1834, als Stuttgart seinem Abgeordneten ein Fest bereitete, an dem die freiheits- und sängerliebenden Frauen der Residenz den prachtvollen Ehrensessel, den sie gestickt, ihm überreichten. Seitdem hat, so viel ich weiß, seine Muse geschwiegen und wird wohl nie wieder singen. Es ist ein frommer Wunsch, wenn Sie etwa damit einstimmen: „er möchte seine Kräfte sammeln und nächstens in aller Würde und Schönheit vor dem Volke wieder auftreten." Allerdings ist er „ein Baum von so tiefen Wurzeln, daß er nicht verdorren kann, wenn Thau und Regen, welche der Tag bringt, einmal ausbleiben." Das wird er sicherlich nicht, aber doch wird er nicht mehr singen. — Also hätte doch Goethe Recht gehabt, wenn er sagte: „Geben Sie Acht, der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. — So wie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und so wie er das thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen." Muß er das wirklich? — Goethe hat Recht auf *seinem* Standpunct, aber seinen Maßstab darf er nicht an schwäbische Zustände anlegen. Die schwäbische Politik ist nicht jene Abstraction der Meinungen und Ansichten, nicht der Calcul des Diplomaten, nicht das wetterwendische Impromptu des Parteitreibens, sondern die gediegene Stellung einer nationalen, angebornen und mit dem ganzen Sein und Leben des Staates verschmolzenen Rechtsforderung. Uhland stritt für den Vertrag, für das alte gute Recht. Man beurtheilt diese Verfassungskämpfe noch immer nach einem falschen Maßstabe, und selbst Hegel bricht das ganze Streben zu sehr über das Knie moderner Kategorien ab. Bedenken Sie, wie das Haus Würtemberg sich nach und nach aus einem kleinen Ritterthume durch Kauf, Erbschaft, Vertrag erhob. Kluge Sparsamkeit und strenge Zucht machte es nach echter Schwabenweise allmälig zum Herrn des schönen Landes. Die Landschaft hielt stets streng auf die Wahrung ihres Rechts und kündigte mehr als einmal den Gehorsam auf, jagte mehr als einen Herzog fort. Die würtembergischen Stände hätten sehr Unrecht gethan, wenn sie nicht für ihr gutes Recht gestritten hätten. Freilich war der Zustand mangelhaft und großem Mißbrauch ausgesetzt, aber der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf. — Das Princip des modernen Staatslebens wurde ein anderes; es erstreckte sich auch auf Wür-

temberg. Bei der Erwerbung der neuen Landestheile konnte die Krone natürlich die neuen Unterthanen nicht an dem ohnehin lästigen bisherigen Zustande der Verfassung Theil nehmen lassen wollen, aber eben so wenig durfte Alt-Würtemberg sein Recht an den fremden Ankömmling aufgeben. So mußte mit Fug am Alten festgehalten werden, denn es handelte sich um die Wahrung des Rechts, um die Bewahrung vor einseitiger Octroyirung der Verfassung. Dieses Vertragsrecht war nicht die Abstraction des contrat-social, keine moderne Improvisation, sondern das ganze Sein und Bewußtsein des Staates hat sich in und an diesem Verhältnisse gebildet. Hat doch auch England an seiner großen Charte festgehalten — that es Unrecht daran? So höre man auf, die Alt-Rechtler mit neuer Schulweisheit zu verfolgen, sie thaten, was sie mußten; wer will sie tadeln, wenn sie wollten, daß vorher das Gute sei, ehe das Bessere komme. Was ist gut? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Prag.

[Zustand der Malerei.]

„Ueber die Kunstausstellung in meinem Nächsten ein Mehreres.“

Mit diesen Worten, glaub' ich, schloß mein letzter Bericht. Ich hatte damals gut reden, denn die Bilder waren noch nicht zur Ansicht ausgestellt, und ich war in der Hoffnung, daß einiges Gute, vielleicht ein hervorragendes, darunter zu finden. Jetzt aber, da ich die Gemälde alle gesehen und wieder gesehen, muß ich um den Erlaß einer Relation darüber ersuchen; es ist kein Nutzen zu ziehen aus dem Besprechen des Gewöhnlichen, und es geschieht dem Mittelgute ein schlechter Dienst, indem man es, wenn auch lobend, in die größere und daher unparteiische Oeffentlichkeit bringt. Daß die diesjährige Kunstausstellung wenig Lobenswerthes, nur Anfänge und Mittelmäßiges vorführte, ist ein unläugbares Factum; daß aber auch in der Folge keine besondern Resultate zum Vorschein kommen werden, ist meine, vielleicht vereinzelte und deshalb zu begründende Meinung. Unter allen freien Künsten bedarfen wohl die Malerei und die mit ihr verbundenen Gattungen der zartesten und wärmsten Pflege. Das Wort und der Gesang finden im Volke ihr günstigstes Erdreich, es sind die natürlichsten, einfachsten Laute; die Farbe aber muß erst geschaffen, ein Bild erst durch allerhand Anschauungen, Berechnungen, Fähigkeiten und Kenntnisse hervorgerufen werden. Da reicht die natürliche Anlage nicht mehr aus; das gedeiht nicht im wilden Wachsthume, sondern Pflugschaar und Dünger, Sonne und Regen müssen die Saat zum Keime bringen. Und die Malerei bedarf der sorgfältigsten, edelsten Wartung; denn sie ist kein Bedürfniß des Lebens, sondern des Luxus. — Daher kann auch nur unter dem warmen und wohligen Fittige der Reichen und Mächtigen diese Kunst ausgebrütet werden. — In Böhmen fand die Malerei in neuerer Zeit keinen dergleichen Schutz. Das Volk, zur römisch-katholischen Kirche gehörig seit der Schlacht am weißen Berge, begnügt sich mit den rohesten Abbildungen seiner Heiligen und Schutzpatrone; wenn Johann von Nepomuk nur eine dunkle Kutte hat, und darüber ein weißes Chorhemde, in den Händen ein Kreuz und um den Kopf einen Heiligenschein mit den fünf Sternchen, und zum Ueberflusse noch im Hintergrunde die prager Brücke, so ist die Phantasie der Gläubigen befriedigt. In der Masse ist also keine Stütze. Die Kirchen und Klöster sind aus alten Zeiten versehen mit dem nöthigen Geräthe. — Nun bleiben noch die Einzelnen, Kunstinstitute und Privatsammler zu erwähnen übrig. Dergleichen sind doch gewöhnlich nur in der Hauptstadt eines Landes zu suchen. In Prag aber leben kaum ein Paar Freunde von Gemälden, die auch Geld, ein rohes Wort, dafür verwenden. Wenn der Künstler leben will, muß er Heiligenbilder u. dergl. fabriciren, welche bei Processionen und Wallfahrten um ein paar Groschen angeboten werden; oder er muß der Eitelkeit dienen und den Leuten ihr liebes Ich zur Anschauung bringen. Ein Portrait wird bestellt, aber kein eigentliches Kunstwerk. Hat ein Maler aus freiem Willen ein gutes Stück gearbeitet, so findet er in dem nahen kunstliebenden Dresden oder in der reichen Kaiserstadt Liebhaber, die es besser würdigen und lohnen. — Ein anderes Hemmniß eines kräftigen Aufschwunges ergibt sich hinwiederum durch die Isolirtheit und Verödung des hiesigen künstlerischen Wirkens. Da ist kein geistiger Austausch, kein geselliger Verkehr unter den Einheimischen, keine Connexion mit den Künstlern außerhalb des Böhmerwaldes. Höchstens daß einmal aus Italien ein Bildchen hierher gelangt, sonst kennt man den gegenwärtigen Standpunct der Malerei, die Ergebnisse der münchner und düsseldorfer Schule, die Leistungen der pariser ic. nur aus Beschreibungen und Lithographien. Man ist festgerannt in frühere Ansichten, in die ältern Formen und Darstellungen, und die neuen Productionen werden verworfen und verächtlich bekrittelt. —

Dies gilt von dem bereits gewordenen Künstler; es ist leicht zu denken, wie es mit den Anfängern und Schülern bestellt ist. Voll Lust und Strebsamkeit, fehlt ihnen der lebendige Impuls, das Muster, welches ihren Eifer wach hält und schärft. Die Akademie verlassen die Zöglinge, nachdem sie kaum etwas mehr als das Handwerksmäßige der Kunst erlernt haben; und wer nicht die Mittel erwirbt, auszuwandern, um in der Fremde die eigentliche Kunst erst zu lernen, der bleibt ein Stümper und Pfuscher. Die Arroganz dieses Völkchens, welches an den Pfosten des geweihten Tempels sich drängt und stößt, wächst mit der Anciennität; Brotneid kommt hinzu, und die ärgerlichste und ekelhafteste Misere macht sich dermaßen geltend, daß das Streben und Leben desjenigen, der in der fremden Kunstwelt sich umgethan, und das Erlernte und Erworbene im Vaterlande verwenden will, auf alle Weise verkümmert wird, — daß das junge Talent gleich vornherein durch pedantische Plackereien sich gehemmt sieht und bald, durch Intriguen

und Machinationen ermattet, im Froschteiche des gewöhnlichen Schlendrians mitquakt. — Exempla sunt odiosa.

Es ist daher meine unmaßgebliche Ansicht, daß der Erfolg, welchen die diesjährige Ausstellung der Kunstproducte der hiesigen Akademiker errang, auch in der Zukunft sich nicht günstiger gestalten werde. Prag, die vorgerückteste der slavischen Städte, hat im Allgemeinen kein eigenes geistiges Leben; die Künste, besonders die Malerei, Sculptur und Bildhauerarbeit können hier nicht erblühen, ja selbst die Instrumentalmusik, welche die Böhmen vorzüglich cultiviren, welche besondere Resultate gewahren wir?! — Das Mark, welches ein dreihundertjähriges Siechthum aufzehrte, kann keine Akademie, nicht das redlichste Streben Einzelner, nicht Fleiß und nicht Talent ersetzen. — Das Genie vermag es allein; gedulden wir uns, bis die Zeit uns mit einem solchen beschenkt und beglückt. —

Ich spreche nun von einem andern Kunstfache, in welchem doch Regsamkeit und Bestrebungen besserer Art sich hier äußern, wenn sie auch eben so wenig einen glänzenden Succeß erhaschen. Das Theater ist in Oesterreich überhaupt, und so auch in Prag das eigentliche Centrum aller Literatur und Kunst; mannichfache Talente können hier ziemlich ungestört wirken, das Publicum sieht Dichter, Musiker, Maler und Mimen hier doch wenigstens bei Lampenbeleuchtung. Hier und da huscht zwar unversehens ein Schatten, etwas Dunkelheit vorüber, weil die Censur einige Dochte auslöschte; aber es ist dennoch ein Forum, die lebenspendende Sonne der Oeffentlichkeit, die einzige in Oesterreich für Kunst und Literatur.

Unsere Bühne, welche in frühern Zeiten, unter Liebich, einen vorzüglichen Platz unter denen Deutschlands ehrenhaft behauptete, gehört jetzt zu den mittelmäßigsten. Ich werde später in einem besondern Berichte die Belege dafür und auch die Ursachen dieser tristen Stellung auseinandersetzen; für heute genüge, daß Stöger, der Pächter des k. ständischen Theaters, wohl ein Oekonom, ein Holzhändler, ein Speculant sein kann, aber nicht der Führer eines Instituts, dem ein Theil des Volkes seine Bildung und seine Sitten entlehnt. Es mag wohl mißlich und störend sein, wenn ein unwissender Intendant, ein vielleicht in den Staatswissenschaften, aber nicht in dem Kunstgebiete erfahrener Adeliger an der Spitze eines solchen Unternehmens placirt ist; mißlicher jedoch ist es, wenn es blos um des Erwerbes willen in den Händen eines Mannes. Herrn Stöger trifft nur ein Theil dieses Vorwurfes, denn er ist ein praktischer Geschäftsmann, und hat sich als nichts Anderes angekündigt.

Die Regie hat aber das Verdienst, daß sie die schlechten Productionen durch eine Masse von Novitäten ersetzt; sie verschreibt Gäste aus allen Ecken Deutschlands, und die nicht ohne Renommée. Die Sänger Schober aus Wien und Schmezer aus Braunschweig gastirten mit vielem Beifalle. Letzterer gab uns die Gelegenheit, Mozart's Titus, Zauberflöte und Don Juan zu hören. Eine Dem. Eichen aus Grätz, mit jugendlich frischem Organe, wurde als dritte Sängerin engagirt. — Für das recitirende Schauspiel liefern Scribe und Consorten in Paris, die wiener Possenschreiber, die berliner Komödiendichter und die andern dramatischen Uebersetzer- und Original-Federn Deutschlands den reichlichen Bedarf; denn da kein Stück, theils durch die Geschmacksrichtung des Publicums, dem ein kritischer Wegweiser mangelt, größtentheils jedoch durch abhorrente, zerstückelte, led- und reizlose Darstellungen, gefällt und anspricht, so fliehen alle Novitäten vorüber, wie die Ufer an den Reisenden eines Dampfschiffes. Man hat die Gegend gesehen, aber kein Bild ist davon geblieben. Seit meinem letzten Berichte gingen folgende Neuigkeiten in Scene: „Bruno und Balthasar" von Blum, „die Großtante," nach dem Franz. von Braun, „das Tagebuch" von Bauernfeld, der „Postillon von Biechowitz," und „Glück, Mißbrauch und Rückkehr" von Nestroy, und „die Verirrungen" von Devrient. Das Letzte gefiel noch am meisten. Alle diese Piecen sind aus andern Berichten bereits bekannt; nicht aber die zwei Producte einheimischer Literaten. Das später zur Aufführung Gekommene: „Der Maler und sein Bild," von Gustav Schmid (pseudonym), verräth durch die Wahl des Stoffes eine im Drama bereits bewanderte Feder. Wie in den beiden Figaro von Jünger, wird hier das Lustspiel vor dem Publicum erst gemacht; der Dichter tritt in Person auf die Breter. Dieser Vorwurf ist zwar alt, aber nicht undankbar, wenn er rapid, mit Spässen und derbkomischen Situationen ausgestattet, vor unsere Augen gestellt wird; aber hier geschah es mit erpreßtem Witze, verflachten Scenen, und die Handlung so lang ausgesponnen, daß das eigentlich Drastische des Themas im Rauche des Dialogs aufging. Dennoch ergibt sich aus dieser mißlungenen Komödie eine Befähigung des Verfassers für die Bühne, wenn auch mehr in dem negativen Sinne, weil er in diesem Stoffe nicht gänzlich scheiterte; Sprache und Scenirung zeigen von Gewandtheit. — (D. B. f.)

Notizen.

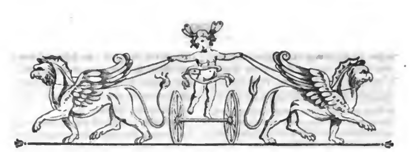
[Irländischer Witz.]

Vier Irländer stießen auf zwei andere, die der entgegengesetzten Partei angehörten. Bei aller Wahrscheinlichkeit einer Schlägerei war doch bei solcher Ungleichheit der Kampf nicht redlich. Um daher die Zahl auszugleichen, trat Einer von den Vieren auf die Seite der Zwei, „weil es," sagte er, „ein brennender Schimpf sein würde, wenn vier über zwei herfallen wollten. Und wenn ich nicht zu ihnen übertrete, so giebt's ganz und gar keinen Zeitvertreib." Demzufolge gesellte er sich zu der Gegenpartei und schlug sich so redlich, daß die Partei, zu der er übergetreten, den Sieg davon trug.

[Retzsch's Umrisse zu Shakspeare.]

Von dieser Galerie, die Ernst Fleischer herausgibt, ist die vierte Lieferung mit Lear in 13 Blättern erschienen, und abermals mit Andeutungen von Borromäus v. Miltitz und mit beigedrucktem deutschen und englischen Text. Den Freunden des glänzend ausgestatteten Werkes sei auch diese Lieferung empfohlen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 138. — den 17. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Dieser schwäbische Positivismus entzieht sich daher dem Maßstabe der modernen, negativen Politik. Zu jenem bedarf es nichts, als einer gründlichen Ueberzeugung, einer ehrenfesten Waffe und einer eindringlichen Standhaftigkeit. Der so natürlich-umschränkte Blick braucht daher seiner Unbefangenheit nicht Lebewohl zu sagen, das müßte er thun, wenn er aufhören wollte, unbefangen das Recht für Recht zu halten. Goethe ist frei, wenn er aus sicherer Höhe die Welt überblickt und das Treiben der Gegensätze sich vom Leibe hält, wenn er sich über die Wirren der Parteien erhebt und mit ruhigem Auge jedem sein Recht und Unrecht zutheilt. Das ist das Recht des Genies; er braucht darum noch nicht charakterlos zu sein. Wollte aber der Charakter, der sich nur an eine der sittlichen Wesenheiten halten kann, diese verlassen, um angeblich von einem sichern Standpuncte ruhig die verschiedenen Seiten zu überschauen, so würde er sich aufgeben, charakterlos werden müssen. Der Schwabe nun, durchaus Charakter, wie er ist, ist frei nur in der Freiheit und im Kampfe um sie, er ist unbefangen, wenn er sich gerade ganz an die Sache hingibt und sie verfolgt, als gäbe es außerdem nichts. Das Hinaussein über die Sache, die fertige Vermittlung fehlt dieser Natur, sie ist ganz und gar in den Gegenstand verwurzelt und in ihn aufgegangen, sie steht in ihm, nicht über ihm. Daher weiß er nicht anders, kann nicht anders, und das ist schwäbische Unbefangenheit. Für Treue bis zum Tode stimmt Uhland im Wettgedichte mit Rückert. Die einmal ergriffene Sache ist Lebenszweck, Lebensfrage — Sein oder Nichtsein..... Schlimm wird es freilich dieser positiven Natur, der Bildung der Zeit Stand zu halten. Denn was ist treuloser als die Zeit, was negativer? Der Geist im ungehemmten Proceß seiner Bewegung wirft eine Schlangenhaut nach der andern ab, und wechselt in rücksichtsloser Dialektik seine Kategorien. Wer diesem Laufe der Dinge nicht folgen kann, wird doppelt unglücklich sein, aber erst der verknöcherte, einseitig verschrobene Kopf wird sich abstoßen und vollends verderben lassen. Wo der Fond einer gediegenen Gesinnung, wo der Geist in seiner unmittelbaren Wesenheit als Gemüth und Charakter sich findet, da wird es keines solchen Bruches bedürfen. Recht muß doch Recht bleiben. Mag ein solcher Geist daher den widrigen Verschlingungen des Welträthsels nicht mit freier, selbstbewußter Dialektik folgen, der Kern des Lebens bleibt in und außer ihm unverrückt. Freiheit ist ja das innerste Princip des Geistes.

So kehre ich Goethe's Wort gerade um und sage, der Dichter hat den Politiker aufgezehrt. Es klingt paradox: ich erkläre mich näher. Nämlich der Dichter hat den Politiker in sich aufgenommen, wie er in seiner wirklichen Bestimmtheit als Vertreter des Rechts und der Freiheit auftrat. Einer erklärt und ergänzt den andern, beide haben dieselbe Grundlage, beide bethätigen in ihren Offenbarungen eine und dieselbe Substanz. Derselbe,

der im Staatsleben für die Wahrung des Rechtes und der freien Männerwürde kämpft, schmiegt sich in der Poesie an jene einfachen, liebetreuen Zustände an, in denen das Gemüth in ursprünglicher Kraft und Wahrheit sich ergeht.

Sie singen von Lenz und Liebe, von seliger goldener Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

So geht der schwäbische Dichter und Politiker in einander auf. Wollen Sie aber sehen, wie in Goethe's Sinn, der Dichter vom Politiker aufgezehrt wird — fragen Sie Heine.

Dem Leben, in das er mit allen Fasern verwachsen ist, kann sich der schwäbische Geist nicht entziehen. Er lebt und kämpft in und für seine Sache; er ist ein Mann der That. Das Ziel seines Lebens lebt er nicht aus bis zum Grabe, er wird nie mit ihm fertig, so daß er ruhig dem weitern Weltverlaufe zusehen könnte. Das machte Schiller'n zum dramatischen Dichter, zum Dichter der kämpfenden nach Freiheit und Leben ringenden Menschheit. Auch Uhland hat sich im Drama versucht, doch geht sein Blick zu wenig in die Weite des großen Welt- und Menschenlebens, er ergeht sich im beschränkten Freundeskreise, in heimischer Familiennähe, in einfacher Bethätigung gemüthlicher Potenzen. Und hier ist es denn, wo der Dichter aufhört und seine Kraft ins wirkliche Leben unmittelbar ausmünden läßt. Es ist wahr, der König der Geister soll nicht wie ein gemeiner Krieger sich der niedern Gefahr aussetzen, aber zurückbleiben darf er darum nicht; wo die Noth an den Mann geht, greift er wohl selbst nach der Fahne und erißt sie dem Sturm und Sieg entgegen. Allerdings ist es der höhere Beruf des Dichters, in seiner idealen Höhe die Leiden und Freuden der Zeit zu sich heraufzunehmen und zu reiner, durchsichtiger Schönheit zu verklären. Aber dazu gehört eine freiere Weltstellung, als Schwaben hat, eine universelle Bildung und Anschauung, ein größerer Durchblick in die Quellpunete der Geschichte. Der Schwabe aber bleibt der Unmittelbarkeit verschrieben, in der Poesie dem einfach reinen Laute der Lyra, im Leben der selbstkräftigen That.

Kein Dichter des Schwabenlandes entzog sich noch verrätherisch seiner Zeit; ein jeder ließ ihr Weh und Leid durch seine Saiten rauschen, noch keiner hatte die Frechheit, das Vaterland zu verrathen, von Schubart und Schiller bis auf das jüngste Geschlecht, und wenn bei den untergeordneten Geistern dieses politische Element der Poesie äußerlich und schädlich war, so tritt auch darin Uhland vor den Riß, er steht auf der Höhe des Volks- und Gemüthslebens seines Stammes, und wie er die Dichter zum Reigen anführt, so trägt er den Männern das Banner in den Kampf voran — ein ganzer Dichter, ein ganzer Mann.

Darum aber höre die anmaßliche Begehrlichkeit auf, den Dichter fort und fort zu nothzüchtigen und mit knabenhaft eitler Zudringlichkeit an den Frühling zu erinnern. O, er hört wohl selbst auf das Zwitschern der Gelbschnäbel, das Gezirpe der Grillen. Singen ist sein schönstes, aber nicht sein einziges Theil. Gebt ihm Leben, ein frisches Jugendleben, und er wird euch singen, daß es aufs neue von allen Zweigen schallt. Uhland ist nicht alt, seine Kraft ist nicht geschwunden, er hat sich die Jugendfrische des Geistes bewahrt — nicht die braucht ihr ihm zu geben. Aber gebt ihm Leben, legt auf den Altar eurer Jugend nieder, was ihr übrig habt, opfert dem Vaterlande das Fett eurer Strebungen, das Feuer, die schwellende Kraft des Geistes, auf daß ein neuer Frühling blühe und neue Freude, neuer Jubel die Gegenwart durchleuchte. Was gebt ihr, was habt ihr zu geben? Wollt ihr immer nur nehmen, wollt ihr ernten, ohne zu säen?

Nun dann irrt auch nicht den treuen Sämann, der das Feld der Zukunft bereitet und den Saamen eines jungen, frischen Lebens ausstreuen hilft.

Alle Ehrfurcht vor dem „jugendlichen Vordrange, vor den thattrunkenen Ausströmungen, vor dem laokoontischen Schmerze, vor dem alles Selbstweh überschluchzenden Weltleiden," das aus andern Lebensgebieten in eine schwäbische Stille herüberschauert. Alle Theilnahme für den Weltbrand jener Weltschmerzen, für die trübsinnige Dunkelgluth jener Weltgedanken, für die Wunden des schweren Weltkreuzes. Jeder nach seiner Art; der eine an der Windharfe, der andere an der Weltharfe — der eine unter der Thränenweide der Verbannung, der andere unter der schattigen Eiche des Vaterlandes. Aber es steht dahin, ob von dem „Hochpunete jenes melancholischen Weltüberschwebens" in das Leben und die Wirklichkeit herabgegriffen und die Gegenwart nur so aus der Vogelperspective der Zukunft entgegengeschleudert werden kann. Leben um Leben. Das will einen soliden Grund und Boden, einen festen Schritt und Tritt. Mich dünkt, dieses unmittelbare Eingreifen nicht in das Völker-, sondern in das Volksleben, diese kleinen Kämpfe sollen bessere Früchte tragen, als alle Fanfaren vor dem neuen Welt- und Völker-Jerusalem. Legt erst einen neuen, tüchtigen Grund, sonst bläst das

erste Windchen eure luftigen Welthäuser und Weltschlösser zusammen. Seit nicht thattrunken, sondern wachet und wirket alle Zeit; laßt nicht wie Laokoon euch von den Schlangen der Zeit die Glieder zerquetschen und die Kraft des Herzens aussaugen, weitet euer inneres Leben zu jener Tiefe und Fülle aus, die für die Welt ein wahrer Quell jungen, frischen Lebens werden kann.

So gemahnt es bei Betrachtung Uhland's als Mannes der Gegenwart in der Thatkraft seiner Persönlichkeit. Allerdings wohl dem Schwabenlande, wenn es „Männer genug hat, die tüchtig sind, um Mitglieder der Ständekammer zu sein," aber auch diese hat doch nur einen Uhland. Solcher Persönlichkeiten, denen sich der reine Strom des Gemüthslebens zum klaren Krystall des Charakters verfestet hat, bedarf das Leben und vor allem unsere nivellirende, verflachende Zeit mit ihren ungeheuren Wirren und Unzulänglichkeiten. Wie mancher hat sich wohl schon an dem Glanzbilde einer solchen Erscheinung aufgerankt, die ihr schönstes und bestes Theil dem einen Zwecke widmet, und die Sache seines Volkes zur Sache seines Lebens macht. Was eine so lautere, fromme gediegene Persönlichkeit erfaßt — kann das so ganz vom Uebel sein? So fragt sich der Schwankende — mit einem freudigen Nein triumphirt die Begeisterung für eine große und edle Sache und lernt von dem hohen Vorbilde Muth und Kraft, Ausdauer und Standhaftigkeit in trüber Zeit. Uhland wird ihr nie untreu werden!....

(D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Prag. (Beschluß.)

[„Die Wortbrüchigen;" das böhmische Theater.]

Ein bedeutendes Talent für das Lustspiel debutirte in dem dreiactigen Stücke: „die Wortbrüchigen." Vorerst erwähne ich, daß dieses Conversationsstück nicht mit jenem Beifalle aufgenommen wurde, den es verdient; es wurden zwar sämmtliche Mitwirkende am Schlusse hervorgerufen, aber es wurden auch starke Zischlaute vernommen. Ob diese blos den Darstellern gegolten, bleibe unerörtert; jedoch selbst auf die Gefahr hin, von einer gewissen Clique als parteiisch verschrien zu werden, erkläre ich unumwunden, daß dieses Lustspiel den bessern Erzeugnissen der modernen Thalia beizuzählen. Die Idee: daß mehre Personen untereinander sich verpflichten; — das gegebene Wort Jeder in anderer Art bricht; — und durch diesen Bruch grade ein versöhnender Schluß herbeigeführt wird, ist gewiß eine gute, und hier durch contrastirende Charaktere, durch Jung und Alt, durch alle Temperamente, durch beide Geschlechter so repräsentirt und so belebt, daß man kaum begreift, wie dies portraitreiche Gemälde in einen so engen Rahmen gebracht werden konnte. Der Dialog ist trefflich, fein und keck; frisch wie ihn nur Bauernfeld besitzt; — einige Situationen originell, besonders in der Scene, wo das englische Parlament parodirt wird; — die Komik beruht in den mannichfaltigen Conflicten; — der possenhafte Hanswurst wirkt mit als ein pfiffiger Bedienter; — Wort- und Sachwitz läuft durch die rasche Handlung, und die Begebenheit spielt theils vor, theils hinter den Coulissen. — Erst nach diesem verdienten Lobe des guten Stückes will ich den Tadel aussprechen. Zwei Fehler sind dem Lustspiele vorzuwerfen: ein Ueberfluß und ein Mangel; der erste Vorwurf ist gewichtiger Art, denn er geht vom Zuschauer aus. Das Stück endet schon in den ersten Scenen des dritten Actes, man weiß nun genau den Schluß, und das Interesse ist vorweggenommen, während der Dichter noch eine Menge sprechen läßt und sogar noch neue Personen einführt. — Der Kritiker dagegen hat zu rügen: daß die sittliche Tendenz mangelt. — Trotz dieser bedeutenden Fehler ist in diesem Erstlingsversuche, ich wiederhole es, ein befähigtes Lustspieltalent nicht zu verkennen. Wem von den zwei Verfassern, deren Pseudonyme Felix Wagner zu lüften ich keine Berechtigung habe, ein größerer Antheil dieses Conversationsstückes anzurechnen ist, weiß ich nicht; der Name des Einen begegnete mir noch nicht, der Andere hat in letzter Zeit durch einige gefällige Novelletten Aufmerksamkeit erregt. Beide sind Prager: mögen sie sich durch Anfechtungen imbeciller Recensenten und impotenter Klatschliteraten von fernerem Streben nicht abhalten lassen. —

Da ich nun einmal vom Theater spreche, so wird es für die Leser der Zeitschrift für die elegante Welt wohl nicht uninteressant sein, etwas über die Darstellungen in böhmischer Sprache zu erfahren. Sie finden an Sonn- und Feiertagen Nachmittags von 4 bis 6 Uhr im königl. ständischen Schauspielhause Statt. Es werden gute Geschäfte gemacht, denn die patriotischen Czechen, so wie das Volk, strömten zahlreich herbei, um die Muttersprache, welche leider! aus allen höhern Kreisen verdrängt ist, wenigstens von der Bühne herab zu vernehmen. Wehmüthig aber ergreift jede für geistige Interessen bewegte Brust, ein Volk zu sehen, welches vor Jahrhunderten schon die blühendste Literatur besaß; dessen Sprache, in den Urformen zusammentreffend mit der edlen griechischen, schon zur Zeit des Huß und Hieronymus, voll Kraft, Geschmeidigkeit, sangbaren Wohllautes, und sich fortbildender Normen war; welches vor vielen andern Völkern eine so treffliche Uebersetzung der Bibel durch die mährischen Brüder, das Gedicht der Königinhofer Handschrift, u. v. A. aufzuweisen hat; ein solches Volk heißhungrig sich zu erbärmlichen Fabrikaten drängen zu sehen, um doch Etwas von seiner Literatur und Sprache zu genießen! Es kam mir oft vor, wie wenn die Zuhörer Aristophanischer Komödien einer Posse von Angely zujauchzten; sie verstehen zwar den Dialekt nicht, aber sie sind eben aus einem langen Schlafe, von einem schweren Traume erwacht, und lachen und freuen sich, weil sie noch immer den Aristophanes zu hören meinen. So tief kann ein großes, mächtiges Volk sinken! Um so größere Anerkennung verdient die Jetztzeit. Die slavischen Literaten arbeiten mit einem Eifer und mit einem Fleiße

für ihr Heiligthum, nämlich für ihre Sprache, mit einer Hingebung und Aufopferung jedes persönlichen Nutzens, mit einer Liebe und Unermüdlichkeit, die kaum ihres Gleichen hat. Ich sprach im vorigen Berichte über die böhmische Literatur im Allgemeinen; — hier von Bühnenproducten.

Originale von Werth lieferte besonders Kliepera (spr. Klitzpera) in seinen dramatischen Almanachen. Seine Tragödien und Farcen sind größern Theils gut erfunden und ausgeführt; ächt national in Stoff und Behandlung. Einzelne Stücke schrieben noch Tyl, Wocel, Stepanek u. A.; allein die ungeheure Kluft, welche durch den tödtlichen Stillstand der Literatur sich aufthat, wird mit Uebersetzungen solcher Piecen ausgefüllt, welche dem Volke zusagen, auf den Bretern erscheinen können, und wenigstens das Interesse für Eigenes, für Kunst und Poesie, anregen. Da wird rüstig gearbeitet, obwohl nicht immer mit der gehörigen Sichtung. Tyl hat schon aus allen Sprachen Uebertragungen geliefert, König Lear und Hans Sachs, den Erbvertrag, Preciosa, Robert den Teufel und den Gamin de Paris; — Machacek (spr. Machátschek) übersetzte den ganzen Schiller; — Tomsa, Körner's Zriny; — Prochazka, Töpfer's besten Ton; — Chmelensky, Raimund'sche Possen; — Stepanek, eine Masse Kotzebue'scher und anderer Lust- und Schauspiele &c. &c. Seit ein paar Jahren erscheint auch ein dramatischer Almanach unter dem Titel: „Ceska Thalia." — Das Repertoire der Bühne brachte in einigen Wochen folgende Stücke; die Possen: Nestroy's ebener Erde und ersten Stock, Gleich's Berggeist oder die 3 Wünsche, und Angely's 7 Mädchen in Uniform, sämmtlich von Stepanek übersetzt; die Schauspiele: Houwald's Fluch und Segen, das Käthchen von Heilbronn nach Holbein und Iffland's Dienstpflicht, sämmtlich von Filipek übersetzt; die Oper Montecchi und Capuletti; und ein Originalschauspiel in 4 Acten von Clemens Püner: Karl IV. in Pisa. Der Erfolg des letztern war ungünstig; daran trägt einen Schuldtheil der Dichter, einen größern jedoch mancherlei Störungen bei der Darstellung und die Schauspieler. Daß diese keine Künstler ersten Ranges sein können, ist leicht einzusehen; die Gesellschaft besteht theils aus Mitgliedern der deutschen Bühne, theils aus Dilettanten; sie leisten, was man nur immer von Dilettanten fordern kann, die sich nicht einmal nach einem Muster bilden können. Das böhmische Schauspielen erfordert eine eigene Färbung; Nationalität, läßt sich andersprechenden und daher auch andersdenkenden Künstlern nicht ablernen, je glücklicher die Nachahmung derselben, desto mehr entfremdet man sich den eigenen Kreisen, den geistverwandten Zuhörern. Racine's Dramen dürfen von den Deutschen nicht mit dem Pathos, den Gesticulationen und sonstigen Eigenheiten der Künstler am théâtre français dargestellt werden; eben so wenig deutsche Tragödien oder Komödien von böhmischen Schauspielern. Es erfordert jedes seine eigenthümliche, unsern Gefühlen und Gedanken sympathisirende Gestaltung, welche aber erst von unsern Künstlern geschaffen werden muß. Es ist das blos ein Fingerzeig; nicht ein Tadel, der bei einem keimenden, durch innere und äußere Verhältnisse bedrängten Institute am unrechten Orte wäre. —

Es wurden wieder einige Concerte gegeben zum Vortheile Ueberschwemmter und Abgebrannter. Wichtiger und interessanter ist die Notiz, daß der hiesige Tonkünstlerverein Mendelssohn's „Paulus" aufführen will. Böhmen's Hauptstadt sollte nicht hinter so vielen deutschen Orten zurückbleiben, und seine vielen musikalischen Kräfte zu einem großen und würdigen Tonstücke versammeln. Allein dergleichen Unternehmen scheitert hier entweder im Entwurfe oder in der Ausführung; die prager Künstlerwelt birgt in ihrem Schooße viele dünkelhafte, und eigenwillige Individuen einerseits, andrerseits ein paar pretentiöse Renomméen und Parteien, durch deren eiferndes Gegenüberstehen ein massenhaftes Gesammtwirken mannichfaltiger Talente bis jetzt noch immer vereitelt wurde. Möge durch ein gleiches Schicksal uns nicht das erwähnte Oratorium vorenthalten werden. —

Ritter v. Rittersberg gibt ein musikalisches Album zum Besten der Ungarn heraus. Ebert dichtet eine Einleitung hinzu. Ausgezeichnete Musiker liefern Beiträge. Die Ausstattung soll prachtvoll werden. L***.

Notizen.

[Ghismonda. Brieflich aus Weimar.]

Immermann's „Opfer des Schweigens," von dem Dichter selbst jetzt Ghismonda genannt, und an einigen Stellen gekürzt, ging in Weimar kurz vor dem Schlusse der Vorstellungen über die Bühne. Trotz dem, daß die vorzüglichsten Rollen (mit Ausnahme Genast's, der die seinige meisterhaft durchführte) sehr ungünstig besetzt waren, machte das Stück doch einen nachhaltigen Eindruck auf das Publicum, und blieb lange Stoff des täglichen Gespräches in der kleinen Residenz. Eine geistreiche Dame meinte: Es gleiche durchaus einer Beethoven'schen Symphonie, die man wiederholt mit reger Aufmerksamkeit hören müsse, um zum rechten Verständniß ihrer Schönheit durchzudringen. Wie wir vernehmen, soll die Darstellung gleich nach Wiedereröffnung der Bühne wiederholt werden.

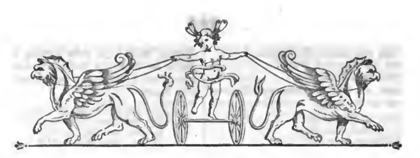
[Nationalversammlung der deutschen Lyriker.]

Von dieser Auswahl lyrischer Gedichte des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von F. Stolle, ist bereits ersten Bandes Lieferung 2 und dritten Bandes Lieferung 2, erschienen. Das Ganze wird 12 Lieferungen machen, jede im Preis von ½ Thlr.

[Neue Münzen von Loos.]

Zwei neue Münzen von G. Loos sind für Liebhaber von Medaillensammlungen von besonderem Interesse. Die eine: Gustav Adolph's Bildniß mit dem Denkmal bei Lützen über dem Schwedenstein, das am 6. Novbr. 1837 eingeweiht wurde. Die andere: der selige Böttiger, sehr getreu mit der lächelnden Grimasse, selbst mit der Warze auf der Nase, Polonius als Kritiker wie er leibt und lebt. Auf der Kehrseite der Vogel der Weisheit mit einer Papierrolle. — Der leipziger Kunst- und Gewerbverein hat Hrn. Loos zum Ehrenmitgliede erwählt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 139. — den 19. Juli 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

IX.

Mit Uhland schließt sich der Kreis schwäbischer Lyriker ab; sie hat im wahlverwandten Stoffe ihre unmittelbare Befriedigung gefunden. Allein noch ist der Höhepunct des Geistes nicht erreicht, noch sind die Zweifel und Räthsel nicht gelöst, ein tiefes Geheimniß schwebt vor dem dunklen Blicke. Denn noch immer ist die Welt nicht bis in ihr Letztes und Tiefstes durchdrungen, nur ihre einfachsten Zustände haben sich künstlerisch dargelegt, die härteren Kämpfe des Geistes sind noch nicht gekämpft. Das ist der Greif des Schicksals, das Geheimniß, der verschleierte Prophet, den G. Pfizer besingt.

> Er kann mit seinem Sinnen
> Die Deutung nicht gewinnen.
> Oftmals will mein kühner Geist
> Seine Schranken überspringen,
> Und in der verworrnen Welt
> Innerstes Geheimniß dringen,
> Sinnend quält sich der Verstand
> Mit geheimnißvollen Fragen
> Und es spannt die Phantasie
> Aus zum Flug die breiten Schwingen.
> Aber wenn ich hoffnungslos
> Durch des Geistes Wüsten schweife,
> Und der finstre Zweifel mich
> In den Abgrund will verschlingen rc."

Die Poesie also soll das Räthsel lösen.

> Poesie ist's, die des Schicksals dunkle Hieroglyphen kennt,
> Der das Räthsel der Geschichte in verklärtem Feuer brennt!
> Hat wie durch die Empyreen schon der Geist hinunterwühlt,
> Gleich dem Adler, der die heiße Brust im Schneegebirge kühlt!

Aber

> Dieses Ziel wird nicht erreicht
> Einsam hab' ich nun schon lange,
> Trüb und lichtlos, mich gequält
> Und das Herz schlägt schwer und bange
> Weil mir Luft und Athem fehlt.

Alle Lebenslust entsinkt und der Dichter kniet nieder zum Gebet an den Todesengel, „nicht um Leben bitt' ich, nur um Traum." Alle Wirklichkeit verwirrt wie ein leeres Trugbild.

> „In den trüglichen Mäandern
> Hielt mir nie die Wahrheit Stand.
> Und erschöpft vom vielen Wandern
> Schalt ich Alles Trug und Tand."

Das Leben, voll von Bedrängniß und Unruhe, erblüht nur in der Wehmuth dunkeln Farben, kein Punkt ist zu treffen, der jeden Wunsch erfüllt, und der Mensch treibt auf dem dunkeln Meere wie ein ruheloser Glutstern um, in des Weltalls ganzer Sphäre erringt er sich kein Eigenthum. Die Geier zehren stets am Marke.

> „Läßt der eine mich in Ruh
> Setzen mir die andern zu.
> Und drum so weit mir das Gedächtniß reicht
> War mir das Leben nie wie Andern leicht.

Daher singt er denn den Leidensgenossen zu:

> „Euch allen weih' ich meine Thränen,
> Die ihr mit ungestilltem Sehnen
> Des Glückes sel'ge Inseln sucht,

Die ihr nach bang durchweinten Nächten
Des Lebens unerkannten Mächten
Mit bleichgehärmter Wange flucht."

Die Vergänglichkeit der Erde, der allgemeine Schmerz der Kreatur treibt zur Entsagung.

„Dich weihte die Betrachtung
Zur Kunst der Weltverachtung
Zu der Verleugnung Schmerz."

Aber Ernst kann es damit nicht sein, immer von neuem hebt sich die Schwinge, sie flattert und flattert, aber immer sinkt sie wieder in ohnmächtige Ermattung. Es gilt nun einem großen Entschlusse:

„Meine Seele ahnt es lang,
Soll ichs noch gewinnen,
Zu bezaubern mit Gesang
Aller Herz und Sinnen,
Muß ich kühn das letzte Pfand
Meiner Kunst verschwenden
Und im prächtig stolzen Brand
Wie der Zauberer enden."

Dies das Bewußtsein des eigenen Unvermögens — nur in einem letzten Todessprung glaubt es sich inmitten der Poesie stützen zu können:

„Und als Opfer muß ich fallen
Um als Priester aufzusteh'n."

Darum

„Weih' mich zum Priester!
Ich will mein Leben!
Der Muse weihen!
Ich will in Liebe
Mein Herz verbrennen,
Ich will die Seele mit rothem Wein
Zum Herde machen,
Und Liederfunken
Zum Himmel hauchen,
In wilder Freude
Ein heiliges Opfer untergeh'n.

Ich will mein Leben der Göttin weih'n.
Ich will den Schleier der ew'gen Trauer
Aus schwarzem Faden des Herzens spinnen
Und drein die Thränen als Perlen sticken
Und mich verzehren am Trauerkleid."

Wollen! Sollen! Aber Können ist Trumpf. Die Kunst ist ein Können, eine Lebenskraft, kein Todessprung, ein Leben-Geben, nicht Nehmen. Der Priester spricht:

Um Leichentücher für dich zu spinnen
Brauchst du die Göttin, doch sie nicht Dein."

Die Poesie ist unserm Dichter nur das Vehikel des Gedankens, den er mit ihrer Hülfe in Bild und Vers einspinnt, das Kleid, das er um seine sittlich religiöse Anschauung schlägt. Ich wollte errathen, bei welcher Stelle Goethe das Wort vom sittlich-religiös-poetischen Bettlermantel, als er G. Pfizer's Gedichte las, fallen ließ. Es heißt einmal:

„In sich zieht er alle Strahlen
Aus dem bunten Reich des Scheins
Und von aller Welt verlassen
Ist mit seinem Gott er Eins."

Wie mußte eine weltverlassene Poesie, die, indem sie den Schein aufgibt, ihr anderes Ich, die Schönheit, also sich selber aufgibt, einen Goethe anmuthen. Goethe's weltbezwingende Schöpferkraft spricht sich freilich nicht in den Worten aus, wie:

„Nicht mit der Welt dein Spiel zu spielen,
Zu schalten frei mit Lust und Graus,
Und aus dem Meere von Gefühlen
Zu bauen ein krystallnes Haus:
Nicht über deinem Werk zu stehen,
In wandelloser Schöpferruh
Herabzuseh'n aus Himmels Höhen —
Nicht fiel ein solches Loos Dir zu."

Sagt so der Dichter zu sich selbst, so durfte Goethe schon auch ein Wörtlein wagen über diese poetische Impotenz, die in der „Weltverachtung" und im „Opfertode" das Empyreum der Kunst sucht. Wer kann stärker von Pfizer sprechen, als er selbst, wenn er von seinem „letzten Liede" spricht:

„Wenn ich oft in Liedern schon
Ausgeströmt die Seele,
Fühl' ich, daß der vollste Ton
Meinem Spiel noch fehle,
Der gewaltig den Tribut
Aller Herzen fodre,
Dein die ew'ge Flammenglut
Des Prometheus lodre.
Der ein neu Mysterium
Aus vor allen spreche,
Vom verbotenen Heiligthum
Los die Siegel breche."

Kein Wunder, wenn es ihm so sauer wird:

„Wie Du geglüht in bangen Nächten,
Der Schweiß dir auf der Stirne rann,
Bis von den feindlich neid'schen Mächten
Die Brust den vollen Sieg gewann..."

„Sei zufrieden, deine Sorgen
Verleugne keck und sei kein Thor.
Ja prahle nur: An einem Morgen
Sprang es mir aus dem Haupt hervor,
Daß ja kein sterblich Aug' es merke,
Wie du gerungen um den Sieg! — —

Er muß daher auch den Dichter sich immer und immer wieder ausdrücklich und absichtlich vorbehalten:

„Denn wenn er nicht heute ein Lied geboren,
Wie weiß er, ob nicht ihm die Kunst verloren?"

Ja er läßt uns ganz über die Schultern ins Handwerk sehen, wenn er seine Quälgeister abwehrt, welche ihn necken:

„Da hast du ein Reimchen!
Mach ein Gedicht!

Antwort:

„Ich muß bedauern —
Jetzt stört ihr mich!...."

Ein Gedanke, dann ein Reimchen, ein Bild und das Gedicht ist fertig. Der Gedanke ist das Erste. „Dann denk' ich; dann kann ichs wieder n cht begreifen; wer wälzt den Stein uns von der Gruft? Gönne mir's ein gut Geschick, etwas zu ersinnen" u. s. w.

So treibt es Pfizern zur Speculation. Die Dialektik des Begriffs soll von dem Schwung der Phantasie ersetzt werden, so wird alles überschwenglich, und die Philosophie, das „Tagegespenst," „verpfuscht" ihm den Vers.

G. Pfizer hat ein tiefes, stilles Gemüth, in seinem blauen Auge dämmert Wehmuth; Trauer, Ergebung und Theologie ruht auf seiner blassen Wange. Sein Ausdruck ist leidend, seine Bewegung langsam und ungelenk, er spricht wenig und verhalten; ganz die unflüssige, wortkarge, versteckte Schwaben-Natur. Die ganze Erscheinung hat etwas Niedergeschlagenes und Somnambules, übrigens

Obgleich entsprossen einem Manne,
Der klar ins Geisterreich geschaut,
Ist leider mir vom Geisterbanne
Kein Sterbenswörtchen zugetheilt.

Sollte dies auch Mystification sein, etwas Kerner'sches zeigt sich doch in Pfizer. — Er ist ganz für ein harmloses Stillleben, für die innerliche Beschauung geschaffen, er sollte Niemand etwas zu Leide thun.

O wie an einer kleinen Blüthe
Oft meine ganze Seele hing!
Wie ich mit friedlichem Gemüthe.
Dem Wurme aus dem Wege ging!"

Diesem Wesen entspricht kaum sein neuliches Auftreten, dem doch eine versteckte Malice zu Grunde liegt. Aber auch hier zeigt sich der Mangel an Gewandtheit und schneller Ueberschaulichkeit; in die Sache versenkt, vergißt das Subject über dem Einzelnen das Ganze und rennt auf der Sandbank eines absprechenden, ungerechten Urtheiles sich fest. Sollte Pfizer zum Theil fremden Einflüssen sich hingegeben haben, so wird es sich zu emancipiren wissen, um seines kritischen und Uebersetzer-Berufes, für den er durch treue Besonnenheit, Ruhe und Wissenschaftlichkeit bestimmt scheint, froh werden zu können.

Auch er ist im tübinger Seminar als Zögling und Lehrer gewesen — auch ihm schlug die Wissenschaft die Lebensader der Poesie ab. Zu poetisch, um die dialektische Vermittlung des Gedankens sicher und standhaft zu Ende zu führen, erhielt seine Weltanschauung einen unheilbaren Riß. In der Mitte zwischen Glauben und Wissen, zwischen Phantasie und Gedanke trägt er das unglückliche Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit mit sich und gibt ihm wohl auch oft eine Herbe, eine ungeduldige Gereiztheit, die seiner eigensten Natur fremd ist. Er wußte von Schelling zu Hegel, von der intellectuellen Anschauung zur verstandesklaren Dialektik der Speculation nicht den Uebergang zu finden und irrt gott- und weltverlassen zweifelnd und kämpfend in der herben Klemme zwischen beiden Mächten. Damit ist er als Dichter über die schwäbische Lyrik hinausgehoben, Schiller's urkräftiger Genius rettete sich von diesem unbehaglichen Reflexionsstandpunkte durch das weitere Geschichtsleben an das Herz der Menschheit, in das Heiligthum der Poesie, aber Pfizern hat die Natur diese Vollkraft versagt, entweder in das Reich der Phantasie oder des Gedankens sich vollends hinüberzuwerfen.

Auch sein Bruder, der treffliche P. Pfizer blieb auf Schelling's poetisirendem Standpunkt, aber er hat entschiedener als der jüngere Bruder, die politische Richtung eingeschlagen und schnell seinem Namen einen tüchtigen Klang erworben. Doch verlautet, er wolle dem Vaterland nicht mehr unmittelbar seine besonnene, eindringende und bedeutende Rede in der Kammer leihen und beschäftige sich mit einem philosophischen Werke. Wenn er nur nicht seinen Beruf verkennt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien.

[Witthauer's Album.]

Ein Wort über Witthauer's Album, das unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller zum Besten der Verunglückten von Pesth und Ofen erschien. Alles beeiferte sich, um den Nothleidenden zu helfen, Staatsdiener und Bürger trugen ihr Scheeflein bei, um die Wuth der Elemente in ihren Folgen zu hemmen; wie sollten die Himmelstöchter, die Musen, die das Elend genau kennen, ausbleiben! Saphir's humoristische Vorlesungen in Wien und Pesth brach-

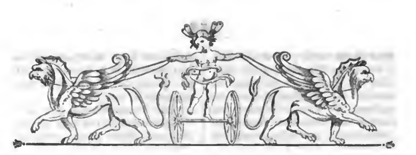
ten 5000 Fl. Conv.-M., Liszt's Concert vielleicht den fünften Theil dieser Summe zusammen. In Prag wird nächstens ein musikalisches Album zu gleichem Zweck erscheinen, ein belletristisches ist hier schon herausgegeben. Witthauer, der Redacteur der wiener Zeitschrift für Mode, erließ einen Aufruf, und 84 Mann hat die Monarchie gestellt, darunter manche wohlgewappnet, mit flatterndem Helmbusch und blanker Rüstung, mehrere Hauptleute, mehrere Ritter mit und ohne Kopf, viele Edle, dem Geist nach Edle, deren Schilde und Fähnlein im ganzen deutschen Reich gekannt und geehrt werden. Wir wollen an diesem Häuflein die Literatur Oesterreichs flüchtig Revue passiren lassen.

Ludwig v. Schedius beschreibt Pesth und Ofen's Tage der Noth im März 1838; — hierauf kommt ein Prolog von Nikolaus Lenau, als Entrée. — D. Ernst Bohl: „Skizzen auf Berufswegen," einfache Erzählungen aus dem Leben eines Arztes, mit pikanten Pointen. Wenn nur der Styl leichter und freier darüber hinflöge! „Möchte das Gewühl uns vonsammen (!) entfernen, ich beobachtete sie von weitem." — „Und, Fritz, die in jedem Sinne gefährlichsten Schmeicheleien sind gerade jene ohne Worte." — Wie träg und schleppend; der simple Gedanke geht durch dieses „gerade" und „jene" und durch das Einschiebsel „in jedem Sinne" in die Brüche. — Johann Gabriel Seidl: „Des Stromgotts Rache," Gelegenheitsgedicht: der Gott Ister wird böse, weil man ihn mit Dampf beherrscht, und fällt in seinem Grolle über Ofen und Pesth. Das Gedicht ist sehr lang und endet mit den allzu schlichten Worten:

Was Kräfte der Natur verwirren,
Die Kraft des Menschen gleicht es aus. —

Franz Schuselka: „Rhapsodie über Glück und Unglück." Sie schließt: „Das wahre Glück ist etwas Unaussprechliches, das wahre Unglück etwas Namenloses." — Very well. — J. M. Neil: „Zwei Ghaselen." — Hammer-Purgstall: „Die Ueberschwemmungen Mekkas." — Bauernfeld: Palingenesie. „All ihr künstlerisches Wirken ist Verachtung der Natur." Das sagt er von den Stimmführern der heutigen Literatur. Auf der Bühne und im Drucke, in Prosa und in Versen, schreit B. so ängstlich über die junge Literatur, als drücke ihn der Alp. Allein man weiß nicht, wen er damit meint. Versteht er die junge Literatur Norddeutschlands darunter, so muß man sich über den Irrthum wundern, da diese die Natur zu Ehren brachte, nicht verachtete, sondern vertrat gegen die Faulheit des Herkommens in der Kunst und im Leben. Bauernfeld ficht gegen Windmühlenflügel. Kann er seinen schlechten literarischen Salon nicht vergessen, der überall schon vergessen ist? — Caroline Pichler: „Pesth und Ofen." Die greise Frau war 1827 in diesen Städten, um die Localität für ihren Roman: „die Wiedereroberung von Ofen" zu besehen; sie erinnert an die Lage der beiden Orte. — Fr. Treitschke: „Erinnerung." Verse; endend: „Die Stunde rinnt durch den rauhsten Tag." — M. Enk: „Das Auge des Mitleids." — Fr. Grillparzer: „Scene aus einem unvollendeten Trauerspiele." Die Zusammenkunft Hannibal's mit Scipio vor der Schlacht bei Zama. Ein Meisterstück. In festen, markigen, vollgefüllten Formen steht das Bild beider Helden vor dem Leser; zwei große Charaktere, eine thatenreiche Zeit, die kriegführenden Karthager und Römer; in flüchtigem, aber mit sicherer Hand ausgeführtem Umrisse ist es hingezeichnet. Der junge Scipio, der mit tiefster Zuversicht der ewigen Roma den Sieg zuspricht, gegenüber dem friedebietenden und doch sieggewohnten Hannibal, der nicht so sehr die eigene Schwäche, als jene der Karthager fürchtet — mit classischem Griffel ist diese Scene geschrieben, und läßt erkennen, daß G's. Genius nicht im Abnehmen ist, wie einige schadenfroh durch das Mißlingen des letzten Bühnenproductes erweisen wollen. Dieses Bruchstück zeigt von so männlich gekräftigtem Geiste, von so vollendeter Handhabung des Styls, von so künstlerischem Denken und genialem Ausführen, daß, wenn die ganze Tragödie dieser Einen Scene äquivalent gearbeitet ist, die größte und vollkommenste Schöpfung G's. zu erwarten steht. — Das Gedicht: Trost ist eine schlechte Tröstung; die Inschriften aber sind gänzlich unwürdig eines Dichters, noch unwürdiger Grillparzer's! — Anton Langerhanns: „Ein Morgenausflug in die Campagna;" eine anziehend geschriebene Skizze. — Cariopago: Zwei Gedichte; das erste: Am Tage aller Seelen, sinnig. — Littrow, J. L.: der Brand von Kasan, am 13. September 1815, als Seitenstück zur Ueberschwemmung erzählt. — J. F. Edler von Mosel: „Die Wahl," Cantate. Jupiter will Austria nicht blos dem Schutze und der Sorge Eines Gottes anvertrauen; er vertheilt das Amt unter Asträa, Minerva, dem Frieden, Apollo und Mars gemeinschaftlich. — Adolph Ritter Tschabuschnigg: Eine biographische Skizze aus dem noch ungedruckten Romane: Ironie des Lebens. Nicht diese Skizze, wohl aber der Titel und T's. bedeutendes Erzählungstalent machen die baldige Erscheinung desselben wünschenswerth. Ohnehin ist schon lange kein Roman eines Oesterreichers erschienen. — Ludwig Löwe: Ein Gedicht und Quadrate, nämlich vierzeilige Verssprüche. Ludwig Löwe ist der bekannte Schauspieler. — Hyacinth von Schulheim: „Ein Bild aus den Bergen." Hanna liebte einen Waldschützen, der erschossen wurde, sie wird wahnsinnig und stirbt. Gewöhnliche Prosa; besser sind die beiden Gedichte, wären nur die Stoffe nicht zu alltäglich. — Joh. Nep. Vogl: „Die Flüchtende," eine Ballade. Ein Ei sieht dem andern nicht ähnlicher, als die Balladen Vogl's; er schüttelt sie aus den Aermeln; baar eines höhern Aufschwunges, einer tiefern Intention, so wie einer kräftigern stylistischen Behandlung des Materials, rinnt und schleicht V's. Ballade durch den Sand der jambischen Verse und gibt höchstens einem Gänseblümchen-Reim, oder einer marklosen Weiden-Idee hinlängliche Nahrung. — Johanna Franul von Weißenthurn: „Erinnerung aus meinem Leben," eine Zusammenkunft in der Augustiner-Kirche zu Wien mit Zauner, Füger und Canova. Bedeutungslos. — F. C. Weidmann: „Tell's letzter Tag." Auch eine Ballade; — nach richtigem Maaß und Schnitt; — ja wenn's die Form thäte! — W. A. Gerle: „Königin Maria." Ein Stück aus der Geschichte Ungarns zu Ende des 14. Jahrhunderts; eine Prosa so nüchtern wie die vorangegangenen Verse. — (D. Forts. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 140. — den 20. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

G. Pfizer bezeichnet den Uebergang der schwäbischen Poesie in die Philosophie. Diese meinte ich, wenn ich Ihnen über wissenschaftliche Verhältnisse sprechen wollte. Natürlich, daß ich vor allem Schwaben seinen Hegel vindicire. Die norddeutsche Rührigkeit und Gewandtheit und Universalität hat freilich ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlt, namentlich hat sie das Verdienst, diese Philosophie zu einer Lebenspotenz der Gegenwart ausgebreitet zu haben. Betrachten Sie aber im schwäbischen Geiste die tiefe, positive Grundlage des reichen Gemüthslebens, andererseits die stete Werdelust, das unaufhaltsame innere Regen und Weben, die Versenkung und Vertiefung der Persönlichkeit in die Wesenheit der Sache, den langsamen, bedächtigen Fortschritt, die zähe, eiserne Consequenz — so haben Sie die Elemente und Bedingungen der Hegel'schen Philosophie, der Dialektik der Sache. Der Norddeutsche steht über, der Schwabe in der Sache und entwickelt sich mit ihr. Schleiermacher und Hegel! Der schwäbische Geist ist in seiner Unmittelbarkeit wesentlich speculativ, er muß sich Luft und Licht verschaffen, er muß die Freiheit zu erringen suchen. Die kritische Schärfe, das skeptische Negative, das verstandesmäßige Raisonnement, mitunter wohl auch den Scholasticismus mit seinen dürren Formeln überläßt er dem nördlichern Genius.

Wie wahlverwandt Hegel's Philosophie dem schwäbischen Geiste ist, zeigt ein Blick auf die neueste Entwickelung der Wissenschaft, namentlich der theologischen. Auch rückwärts faßt der schwäbische sie schärfer auf und consequenter als der norddeutsche Schüler. Das macht die Unmittelbarkeit, die sich nicht mit leeren Formeln und Wortspielen begnügt, welche auch sehen will, was denn eigentlich daran ist. Schon das ist bezeichnend, daß in Schwaben die Philosophie fast nie als Selbstzweck, sondern nur als Propädeutik und Grundlage der Fachwissenschaft getrieben wird. Dadurch ist ein steter Rückblick auf die positive Grundlage des Gegebenen und Wirklichen nothwendig, und die Pandekten in der Hand wird man nicht über Hals und Kopf die historische Schule zum Fenster hinauswerfen, und die Bibel vor sich, wird man sich nicht so leicht zu den scholastischen Floskeln und Kategorien verstehen, welche die Wissenschaft verhunzen und dem Glauben vollends den Kopf verrücken. Doch das Einzelne erlassen Sie mir, ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe den Repräsentanten der schwäbischen Wissenschaft, sofern sie sich an Hegel anschließt, vorführen. Was die Allgemeinheit philosophischer Studien betrifft, so ist der Schwabe zu praktisch, zu sehr mit den nächsten Interessen des Lebens beschäftigt, als daß der Blick sich in die letzten Tiefen des Wissens so leicht vertiefte. Jedem ist von Anfang sein bestimmter Beruf, sein bestimmter Wirkungskreis angewiesen und auf diesen geht das Streben. So erhalten wir zwar hier und da von einem Fachgelehrten manchen tüchtigen Beitrag, aber ein regerer literarischer Betrieb ist innerhalb Schwa-

bens nicht da. Man schreibt ungern; es ist eine Fülle von Kräften da, die nur der Concentrirung und Cultivirung harren; aber die Schwierigkeit der Form, der Mangel an Gewandtheit, das schwäbische Phlegma, die individuelle Vereinzelung, die Enge der Grenzen, die Kleinheit der Anstalten und Lebenskreise hemmen die Entwickelung zu vollerer Bahn, oder lassen vielmehr kein Bedürfniß danach entstehen. Dieses innere Gemüths- und Gedankenleben äußert sich nur mit Mühe, die particuläre Eingeschränktheit der überhaupt langsam und ungelenk organisirten Natur würde weder einem Varnhagen von Ense noch einem Alexander v. Humboldt Raum geben.

Die Entstehung der Cotta'schen Vierteljahrschrift wird vielleicht bedeutender werden, wenn sie der schwäbischen und süddeutschen Unmittelbarkeit und Gründlichkeit einen Mittelpunkt gibt. In jedem Fall aber stellt der norddeutsche Freihafen einen bemerkenswerthen Gegensatz dazu auf. Wie in der Philosophie, so scheint in literarischer Beziehung eine immer größere Kluft zwischen unserm Norden und Süden entstehen zu wollen. Ob es zu einem völligen Bruche kommt, und ob von der universellen Bildung und Intelligenz des Nordens oder von dem unmittelbaren Volks- und Geistesleben des Südens neue Lebensgestaltungen ausgehen werden — das sind Fragen, die man nicht abweisen, aber auch nur ahnungsvoll der Zukunft zur Beantwortung überlassen kann.

X.

Schweigend schritt ich mit dem Freunde über den breiten Schloßplatz dem Theater zu. Wir kamen von dem Denkmale Schiller's — oder vielmehr von dem Platze, der dazu bestimmt ist, sein Standbild aufzunehmen. Ach, ist denn dieses Stuttgart ein für allemal verdammt, die alte Schuld nicht mehr tilgen zu können? Wie schlecht wird sich die Statue in jenem Winkel ausnehmen, in jenem verzwickten, verbauten, verklemmten — Hofraume des alten Schlosses. Und das soll die heilige Kaaba der Deutschen werden? Nein, Stuttgart hat nichts zu thun, als an das kannstadter Thor zu schreiben: Hier der Weg nach Medina — nach Weimar!

Wahrlich, dem zu Liebe werde ich niemals nach Stuttgart wallfahren, rief ich aus — nur noch Eins muß ich sehen, dann — segne Gott und stirb. Kirchen und Schwarzröcke habe ich genug gesehen, selbst den stuttgarter Papst in seinem abgeschabten deutschen Rock, wie er die Brutalität auf der Lippe, den Kaimucken im Backen, bis unters Kinn zugeknöpft, einherschritt. Aber keine Gemeinde ist so fromm, der Teufel baut eine Capelle daneben. Und gerade diesen Satan, und Antichristen mußte ich noch sehen.

Der Freund vertröstete mich auf die Oper.

Wir traten in eine Loge, es war noch frühe, und wir hatten Muße genug, gemächlich uns umzusehen. „Bemerken Sie den Herrn dort, auf der Seite des Parterres, wie gespannt und geschäftig er auf die Uhr, auf den Theaterzettel, auf den Vorhang, in die Nähe und Ferne blickt, prüfend und winkend?" Es ist Herr K. ein eifriger Verehrer des Theaters, dessen derzeitige Primadonna durch ihre Gastspiele den gesetzten Mann bis auf den Siedepunkt begeistert. Er ist auch ein tüchtiger Kenner des Theaters, Seydelmann wird es rühmen. Es ist ein großes Aergerniß für die guten Christen und Seelen unserer Residenz. Sich so zu vergessen, so toll ins Theater zu laufen, so unverzeihlich sorglos seine Sache auf Belial zu stellen, und leibhaftig sich dem Teufel zu verschreiben!... harte Zeichen der Zeit! eine Schauspielerin vernarrt die Köpfe, Zuckerbäcker bieten den Götzen in Zucker zum Verkauf aus — nur noch ein kleiner Schritt dazu, daß der Buchhändler das Bildniß des Dr. Strauß als „passendes Christgeschenk" — den Antichristen zum Christgeschenk! — ausbietet. Das ist der Ischariotismus unserer Tage, das der Molochsdienst.... Genug, Genug, unterbrach ich den Freund, ich mochte weniger auf seinen Christenboten, dem er die Expectorationen verdankte, als auf die Versammlung achten, die immer zahlreicher und rauschender wurde.

Wieder öffnet sich die Thür und eine schmächtige Gestalt schlüpft gewandt und sicher durch die sich füllenden Gänge. Er sucht seinen Sitz und hat ihn schon gefunden — zufällig dicht neben dem Herrn, der eben unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Man bemerkt ihn, die Operngläser entfalten sich, um den interessanten Höllenbraten gefühlvoll zu betrachten. „Das ist der Wunderdoctor, der kritische Quacksalber, der die glaubenskranke Zeit zu heilen unternommen hat. Aufs Operiren versteht er sich trefflich..."

Doctor Strauß? — Eben der! — Das Gesicht ist mir nicht unbekannt, ich erinnere mich, es auf dem Museum gesehen zu haben. Wußte ich doch nicht, wer der andächtige Leser war; der zu meinem großen Leid so lange vor Lewald's Theaterrevue saß und mir den Genuß der Heine'schen Briefe vorwegnahm. Gerade so eingebückt, so gemessen, so schmal, wie er da drunten sitzt. —

Unterdessen habe ich sein Bildniß von Meyer in

Nürnberg gesehen. Er ist getroffen, doch befriedigt es nicht ganz. Es ist nicht die fehlende Brille, nicht das weniger leidende Aussehen, das dem Portrait nicht gut zu Statten kommt, aber das ist der Fehler, daß das Auge über den untern Theil des Gesichtes nicht genug dominirt. Das mächtig hervorspringende braune Auge, dessen kritisches, prüfendes Feuer so energisch in das Object hineinzüngelt, macht sich auf dem Bilde zu wenig geltend, es sollte das schmächtige, spitze Gesicht viel mehr zurückdrängen. Auf dem Bilde erhält das Kinn die Uebermacht. Dieses Auge mit seinem kalten, durchbohrenden Blick, verleiht der unruhigen Bewegung und Senkung des Hauptes, der eingebückten Stellung bei übergeschlagenen Armen, der ganzen Gestalt etwas — Dämonisches. Die Ruhe und Abgemessenheit, die über die ganze Behabung ausgegossen ist, die Bestimmtheit des Tons und der Bewegung und doch das innere Wetterleuchten, die unruhige, schlangenartige Beweglichkeit, die gewandte, artige, ja lebhafte Begegnung, der freundliche aber doch nicht sich hingebende Ausdruck macht einen ganz besondern Effect. So heimlich und doch wieder so unheimlich, so vertraut und doch so fremd, so offen und einfach, und doch so sehr in der Tiefe zurückhaltend, zieht sein Wesen mit derselben Gewalt an, als es im selbigen Augenblick abstößt. Sehen Sie, wie er mit übereinandergeschlagenen Armen wie lichtscheu in sich hineinblickt, und aus der Heimlichkeit des verstandesklaren, sichern und ruhigen Bewußtseins die jähen Blitze hervorsendet? Umsonst ist es, ihn zu fixiren, er weicht immer aus, wendet und kehrt sich wieder und überholt tausendmal sein langsames, mühseliges vis-à-vis. Eine merkwürdige Bewußtheit und Klarheit ruht auf dieser beweglichen Fläche, nichts Uebereiltes, Herausforderndes, sich Ueberstürzendes. Er hat stets die Sonde in der Hand. Gewandt und bestimmt bewegt sich der Fluß seiner Rede, sie ist gewählt und doch einfach, entschieden, treffend, oft von einer merkwürdigen Plastik. Er ist immer fertig und bereit, die Waffen sind immer blank. Er weiß bei Allem die Handhabe zu finden, Alles erhält von ihm Hände und Füße. Er überschätzt nichts und unterschätzt nichts, er will nicht ohne Grund erbittern, wenn der feingeschnittene Mund bedachtsam seine Pfeile spitzt, er will nicht unverdient versöhnen, wenn der Zug um seinen Mund sich vertieft. Ueber sich selbst, über seine Gedanken und Worte ist er zu sehr Meister, als daß er sich je vergäße und mit Waffen stritte, die nicht er geschliffen und vorher sorgsam geprüft. Diese Ueberlegenheit des Bewußtseins gibt ihm einen leisen ironischen Anflug, dessen er sich mit so vielem Takt zu bedienen weiß. Der Ernst und die Tiefe des Gemüthes läßt sich als Basis der ganzen Bethätigung nicht verkennen, leicht aber bleibt sie unbemerkt, wenn in das gehaltene, gemessene, kalte Wesen das Triebwerk der Dialektik rauscht und im ruhelosen Spiel der Gedanke seine feinen Fäden in das Einzelnste einspinnt, nichts undurchdrungen, nichts ungewogen läßt.

In dieser Art und Weise überschaut er klar und besonnen den ganzen Weg, den er vor sich hat, es entgeht ihm nichts in Bausch und Bogen, nichts Vorläufiges und Nachläufiges, nichts Allgemeines, nichts —. Geistreiches. Er verschmäht jene in Spiritus getauchten Taftblumen, mit denen man blenden, aber nichts wirken kann. Unbegründetes, Schwankendes, Hohles und Halbes geistreich mit schönen Phrasen zu überdecken, überläßt er Freund Tholuck. Er strebt in allen Dingen nach Gründlichkeit, bricht nicht vor der Zeit die Blüthen, aber wenn es an der Zeit ist, schüttelt er die reifen Früchte auf die verblüfften Nasen der Geistreichen und Geistlosen herunter, die bei dieser Gelegenheit das Gesetz der Schwere entdecken mögen. Hier erkennen Sie ganz die ungezierte, unbefangene Derbheit und Treuherzigkeit des Schwaben, der gerade aufs Ziel dringt, ohne Complimente, ohne die Blumen zarter Unzulänglichkeit und schwächlicher Halbheit schlägt und trifft. Nur nichts in der Schwebe lassen; mag das Resultat ausfallen, wie es will, heraus muß es, es wird nicht stärker sein, als der Geist, der es zu Tage gefördert, er kann es ertragen.

Er haut den Sattel selbst in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken…

So mischen sich zwei Elemente in der Natur jenes Kritikers. Einerseits die gründlich-ehrliche Gesinnung, die vor nichts zurückschreckt und ohne Rückhalt oder Halbheit, ohne gleißnerische Bemäntelung, ohne die Demuth hochmüthiger Schwäche nur dem Herrn die Ehre gibt. Nicht für ihn hat Uhland gesungen „duck Dich, schweig' dabei — als ob die ganze Bibel ein Buch der Könige sei." Gehorsam ist besser denn Opfer! Diese bequemen Worte, die unsre tugendsame Zeit sich zur Warnungstafel aufsteckt und in ihren Katechismus der Unlauterkeit und Eitelkeit zu oberst anschreibt, konnten eine Natur, welche redlichen Ernstes dem Dienste der Wahrheit und dem Cultus des Gedankens sich weiht, nicht abhalten, die selbstsüchtige Gleißnerei und Unredlichkeit der Wahrheit zum Opfer zu bringen. Man mag das Rigorismus, Terrorismus nennen — unsere Zeit braucht Alles, nur keine Schwäche. (D. Beschl. f.)

Correspondenz.

Aus Wien (Forts.)

[Oesterreichs Lyriker.]

Otto Prechtler: „Metamorphosen." Sind eigentlich Contraste. In so leichten Sachen müssen selbst die Reime genauer beachtet werden; folgende beleidigen das Ohr: Hütten — glühten; Schloß — Loos; retten — bethen; Sprache — Rache; büßen — aufzuhissen; bieten — durchschnitten; quält — Welt. — Carlo: „Musikalische Rösselsprünge auf 25 Buchstabenfelder." Satyrisch-komische Kleinigkeiten nach dem Alphabet. — Uffo Horn: Bruchstücke aus dem dramatischen Gedicht: Der Fall Granadas. Eine altbackene Liebesscene zwischen dem ritterlichen Gonsalvo de Cordova und einer maurischen Prinzessin wird hiermit aufgewärmt. Keine Spur von Erfindung, Situation oder Charakteren; ganz gedankenleer klappern die vierfüßigen gereimten Trochäen an einander, wie hohle Nußschalen; Gleichnisse fallen heraus wie zurückgelassene Mandelkerne. Eine Probe:

> Wie ein Wetter durch den Himmel,
> Eh' sein schwarzer Schleier reißt,
> Und das Angesicht des Blitzes
> Der erschreckten Erde weist (?!) oder:
>
> Alles wogt in dichten Massen,
> Durch Granadas weite Straßen —
> Und die Kunde drang zu mir,
> Daß von seiner alten Feste
> Ledig, jeder Strafe frei,
> Sei mit des Stammes Reste
> Heut zurückberufen sei! rc. rc.

J. Jokell: „Der Regenbogen." Eine Paramythe, gelegenheitlich, zart und sinnig. — Franz v. Hermannsthal: „Naturbilder." Der verzauberte Bruder beginnt:

> Es fließet mir ein Bächlein (mir!)
> An meinem Hause vorbei (meinem!)
> Sagt, ob ein verzauberter Bruder
> Von mir das Bächlein sei? (von mir!) Sat!

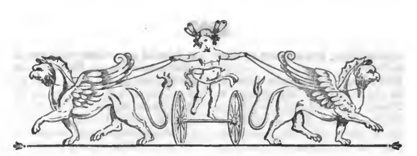
Ch. Kuffner: Der goldene Ring. Eine italiänische Sage, ähnlich der von Shakespeare benutzten zum Kaufmanne von Venedig. — J. P. Kaltenbaeck: Sonnette. Naturlaute. — Fürst Friedrich von Schwarzenberg: Bruchstücke aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzenknechtes. Voll Salon-Esprit, dabei ein Patriotismus, der hier für den alten Spruch kämpft: Oesterreich über Alles, wenn es nur will! — J. C. Bernard: „Huszár Bálint," „Sephine." Verse. — Adolph Schmidl bringt Reiseabenteuer aus seiner Wanderung durch Oesterreich. — Nicolaus Lenau. Vielleicht ist dies der größte Vorzug der österreichischen Lyriker, daß sie, statt sich fremde Ideen gewaltsam anzueignen, statt mit der Individualität unterzugehen in ihren Ergießungen, mit reiner Subjectivität darüber schweben. Weniger Kunst und noch weniger Künstelei kommt entgegen; und deswegen sind diese Natursänger von den zerrissenen Herzen und Weltschmerzen verschont geblieben. Minder bedeutende, aber wahrhafte Empfindungen, geringfügige, aber durchgefühlte Anschauungen, keine Lebens-, aber doch häusliche Resultate, keine Götter, aber Menschen gestalten sich aus diesen unverschlungenen, einfach klaren Tönen; — nicht eine Minerva, schwer gepanzert, glanzvoll, weisheitgerüstet, springt heraus, sondern höchstens ein fideler Wiener, mit sinnlich geschwellten Lippen, treuherzigen Augen und Mienen, hinter welche sich zwar ein wehmüthiger Zug versteckt, der aber seine Hecheleien zähmt, seinen derben, kernigen Witz in Hamur, wie der Humor vom wiener Volke genannt wird, auflöst. Es ist dies ein generelles Merkmal der österreichischen Lyrik; jedes Individuum trägt sein Gepräge in scharfer, erhabener Schrift, unverkennbar. — Grün's Erklärung wegen der von Braunthal im Musenalmanache nachfingirten Gedichte war daher theilweise überflüssig. Wer würde nicht, selbst ohne Unterschrift, die Gedichte eines Grün und Beck, Ebert und Frankl, Halm und Zedlitz, Seidl und Vogl unterscheiden und aus allen Poeten Deutschlands herausfinden? — Lenau, aus dem Lande der Magyaren stammend, wo robuste Männer mit speckgeschmierten Schnauzbärten und klingenden Sporen bei den elegischen Moll-Klängen einer Zigeuner-Cimbel tanzen, wo noch das Faustrecht, aber auch Freiheiten bestehen, — Lenau hat mit ganz eigenthümlichen Farben auf diesem Grunde gemalt, die Freiheiten zur Freiheit erhoben, das Faustrecht zum Menschenrecht, die Schnauzbärte zur Mannhaftigkeit, die klingenden Sporen zum heimathlichen Kuhreigen, die Cimbel-Klänge zur Erinnerung an die braunen, vollbusigen Tänzerinnen. — Die hier mitgetheilten Gedichte sind aus dem wahren frommen Gemüthe Lenau's, ohne die pietistischen Melodien Savonarola's anzustimmen. — J. F. Castelli: „der Spottname," tragi-komische Erzählung. — Der Spottname Zuspeismensch ist das Komische, und daß der Zuspeismensch, weil die Geliebte ihn deshalb lächerlich findet, aus Kränkung stirbt, ist das Tragische dieser erbärmlichen Geschichte. Es ist im Geschmacke der österreichischen Literatur aus den vergangenen Jahrzehenden. — Al. Jeitteles, F. Sauter, J. E. Klemm, — auch Verse. — J. v. Zerboni di Sposetti: „Die Zigeunerin." Bruchstück aus Reiseblättern; lebendige Schilderung einer Zigeunerhorde in den Wäldern Lithauens. — Die Gedichte hätten wegbleiben können. — (D. Forts. f.)

Notiz.

[Aus Frankfurt a. M. Brieflich.]

Fräulein van Hasselt gastirt auf unserer Bühne, d. h. sie spielt, im strengsten Sinne des Wortes. Bei ihr ist alles Spiel, was bei der Löwe Natur ist. Die Hasselt hat eine schöne Stimme, aber kein Gemüth, ihre Bewegungen sind alle studirt, ihre Züge beständig kalt und ohne allen innern Kunsttrieb. Sie mit der Löwe vergleichen, hieße die Kritik aufheben, was auch die Münchner darüber sagen mögen. Die Löwe ist eine geborne Künstlerin, die Hasselt eine Komödiantin. Wenn ich die Löwe gesehen, sagte ein hiesiger unparteiischer Bürger, so kann ich nichts zu Nacht speisen, nach der Hasselt hingegen schmeckt mir meine Cotelette vortrefflich. Eine bessere Kritik wüßte ich nicht zu schreiben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 141. — den 21. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Beschluß).

Indessen jene ungezwungene Wahrheitsliebe, das gerade, ernste Streben, die unbeugsame, gehärtete Stärke dieses Geistes ist eben im Bewußtsein ihrer Fülle und Kraft nicht auf die unmittelbaren grobknochigen Erweise ihrer selbst beschränkt. Der Trotz der unentwickelten, stockigen Unmittelbarkeit ist erweicht, das Metall des Geistes flüchtig geworden und hat sich in die feinsten Formen zu gießen gewußt.

Das ist allerdings eine Errungenschaft der Fremde, die das reiche Capital in Umsatz zu bringen wußte. Die Gewandtheit und Schlagfertigkeit seiner Dialektik ist die Frucht eines glänzenden Studiums, der Gewinn einer Schule, wie nur ein so begabter Geist sie durchmachen konnte. Diese hat aber der inneren Regsamkeit nur Bahn und Luft gemacht, den Reichthum an innerer Vermittelung zu Tage gefördert.

Strauß ist ungefähr 30 Jahre alt. Geboren in Ludwigsburg von frommen Eltern, ward er wohl schon frühe dem Himmel, d. h. dem Seminar und dem Schwarzrock, bestimmt. Eine merkwürdige Constellation führte mit ihm nach Blaubeuern einen Kreis von ausgezeichnet begabten Jünglingen zusammen, wie sie selten in so großer Anzahl in einer Altersklasse unter einer Zahl von 30 Seminaristen sich zeigen mag. Ich nenne nur G. Pfizer; Fr. Vischer; W. Zimmermann; auch Elsner; dann Binder, Märklen, Mörike u. a. Die theologische Tradition bezeichnet jene Abtheilung mit dem Namen Gardecorps — kein Wunder auch, wenn ein Geschlecht sich so entwickelte, das fast unter dem Donner der Kanonen von Jena entstand. — —

Man kann sich denken, daß sich diese Geister in ihrem Kloster tüchtig gerühret haben — aber gewiß ganz in den Schranken stiller, naiver Gläubigkeit. So auch im Stift zu Tübingen, so lange die Studien auf die Alten gerichtet waren.

Aber das Studium der Philosophie beginnt — nach traditioneller Methode; — die Geschichte der Philosophie reicht gerade bis zu Schelling. Kant und Fichte beschäftigten am meisten, aber sie waren nicht zu gewältigen, mit Begierde wurde Schelling und J. Böhme ergriffen, damit er „aus den großen Wassern reiße und das Bad der Wiedergeburt ertheile." Bereits schwankt der Glaube, aber er wird noch unbefangen festgehalten. Die Poesie, die Phantasie, der Somnambulismus ließ ein weites Feld offen, in dem sich der jugendliche Geist in jener Uebergangsseligkeit aus den naiven Zuständen in die Herbe der Vermittelung heiter ergehen konnte. — Eben zur Zeit Strauß's wurde Hegel in Tübingen — entdeckt. Zufällig stößt Einer auf die Phänomenologie, man liest sie, die Haare stehen zu Berg über den Unsinn; hat sich wirklich ein dialektischer Brocken abgespült, so staunt man den Findling an, aber man hatte noch kein Fach, noch keine Kategorie, in die man ihn rubriciren konnte, es fehlten die Säuren zu einer etwaigen chemischen Analyse. Man ließ also das tolle Zeug liegen, und nutzte es so viel

wie möglich zu selbstgefälliger Prahlerei oder zu schlechten Witzen und Späßen.

Erst die Theologie und Schleiermacher sollten den todten Hund aus dem Ofen locken. Schleiermacher bot die kritischen Säuren, die ein Loch nach dem andern in die supranaturalistische Tradition fraß, ein Stück nach dem andern von der naiven, schon halb unterminirten Gläubigkeit ablöste. Das wundersame Conglomerat von Gemüth und Verstand, Theologie und Philosophie, Pantheism und Christenthum mit der wendungsreichen, übermüthigen Dialektik, mit der sophistischen Ehrlichkeit — gab einen unendlichen Stoff des Mißverständnisses, übte aber den denkenden Geist. Und eben die Schwebe und Resultatlosigkeit, die diplomatisch geschäftige Ausgleichung zwischen Glauben und Skepsis, Supranaturalismus und Rationalismus, welche eine gründliche Schwabennatur nicht befriedigen konnte, trieb zu einem entschiedenern Standpunkt hin. Die Hegel'sche Philosophie, — aber nicht die Theologie seiner Schüler — gab die speculative Vermittelung. Sie stellte den strebenden Geistern ihre Lebensaufgabe — einer soll schon vor Strauß's Werk ein ähnliches im Manuscript fast fertig gehabt haben, als dessen Vater noch zu guter Zeit das Teufelswerk — in die Flammen warf....

Still und eingezogen lebte Strauß in Tübingen seinen Studien, kein Mensch hätte das hinter ihm gesucht, mehr als einmal hörte ich von Leuten, die ihn kannten, daß sie ihn geradezu für einen duckmäuserischen Pietisten gehalten hätten. Als Prediger war er sehr beliebt und gesucht. Nach einem glänzend bestandenen Examen schied Strauß von Tübingen auf ein Vicariat. Hier war es Hegel und dessen Logik besonders, die seine ländliche Muße beschäftigten.

Die würtembergsche Regierung setzt für Studirende, namentlich der Theologie, alljährlich ein Reisestipendium für die Fähigen aus. Wohin sollte der junge Mann anders ziehen, als dahin, wo die Sterne seiner ideellen Welt glänzten, wo Hegel und Schleiermacher lehrten. Einmal schon hatte er den guten alten Schwaben besucht und war natürlich mit freundlicher Neugierde aufgenommen. Auch bei Schleiermacher fand er Zutritt, da war es eines Tages, ich glaube in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Berlin, daß er Schleiermachern besuchte; schon wird es heimlich und traulich in der fremden Luft, als dieser plötzlich die Frage erhebt: Wissen Sie schon, daß heute Professor Hegel gestorben ist! das war ein Schlag aus heiterem Himmel — so war er umsonst nach Berlin gereist. Doch er war Schleiermachern gegenüber, er faßte sich und vielleicht hatten jene klugen Augen schon genug gesehen und den Messias der Kritik erahnt, dessen Vorläufer er sein sollte. War ja der Finger, den er der Zeit bot, und den sie plumper Weise für die ganze Hand nehmen wollte, nur der Zeigefinger, der sich warnend und ahnend in die Zukunft streckte.

Strauß besuchte Schleiermacher's Vorlesungen, so sehr sie ihn abstießen, oder vielmehr vorwärts auf seinen eigenthümlichen Standpunkt drängten; nebenbei schrieb er sich emsig Hegel'sche Collegienhefte ab. Bereits in Berlin entwarf er den Plan zu seinem Werke. — Zurückgekehrt bekleidete er interimistisch eine Professur in demselben Kloster Maulbronn, an dessen Wänden Sie noch heute Hegel's und Hölderlin's Namen von eigener Hand eingemeißelt lesen. Nach der Besetzung der Stelle ward er Repetent am tübinger Stift. Hier bestieg er den Katheder und las mit außerordentlichem Beifall in überfülltem Hörsaale über Plato, Geschichte der Philosophie, Logik, Moral. Zum erstenmal wurde Hegel's Name auf einem Katheder Tübingens anerkannt, ja vielleicht nur genannt. Sein Einfluß war sehr bedeutend, er bewirkte einen totalen Umschwung der philosophischen Denk- und Lehrweise, aber der Brotneid erwachte, und dem Repetenten wurde das Lesen untersagt... Dies die erste siegreiche Niederlage Strauß's. So erhielt er volle Muße für sein Werk. Schon begann aus der Ferne das dumpfe Grollen des kritischen Wetters; Alles horchte, die Federn der wachsamen Gläubigkeit spitzten sich vorläufig, bis endlich die Anzeige erschien, daß es für die Zeit Zeit sein müsse, den alten theologischen Adam auszuziehen. Das Weitere ist bekannt. Das Neander'sche Breve erging, das Buch blieb am Leben, der Verfasser wurde entsetzt und ihm einstweilen das Rectorat in Ludwigsburg übertragen. So viel Lust und Beruf Strauß für den Lehrstuhl hatte, um so widriger mußte ihm Prima und Secunda sein, zumal er von allen Seiten seiner gutchristlichen Vaterstadt angefeindet wurde. Als ein fanatischer Zeter ihm den Weg nach Zürich versperrte, und die günstige Stimmung in höheren Kreisen es einstweilen bei dem Wunsche bewenden lassen mußte, sein Talent dem Lande nicht zu verlieren, zog er nach Stuttgart als Privatgelehrter. Hier lebt er einfach und bescheiden, ohne sich im geringsten scheu zurückzuziehen; seiner wissenschaftlichen und geselligen Ueberlegenheit sich bewußt, versäumt er nicht, in heitern und schönen Zirkeln seine einnehmende Persönlichkeit eroberungskräftig geltend zu machen. Kein Wunder, wenn die Stimmung für ihn günstiger wird und der Fanatismus sich zu Bo-

den setzt. Aus diesem Bodensatz steigen freilich immer noch widrige Dünste auf, doch hier kann man Alles verzeihen, — vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Erst vor kurzem fragte mich eine Frau aus niedrigem Stande, ob ich denn auch den Strauß kenne. Auf meine bejahende Antwort seufzte sie tief und beklagte dessen arme Mutter. „Denken Sie nur," sprach sie, „diese hat den Teufel geboren, den Teufel!

Strauß arbeitet ungemein leicht, trotz seiner Tiefe und Gründlichkeit. Das letzte Heft seiner Streitschriften konnte er geradewegs im Concept dem Setzer übergeben. Eben jene zeigen den tiefen Fond seines elastischen Geistes, der sich nicht einseitig in eine fixe Idee verrennt, der nicht abschließt, sondern der weitesten positiven Entwickelung Raum gibt. Er bleibt nicht in der negativen Kritik stecken, er ist eine viel positivere Natur, als man glaubt. Er ist ein Schwabe. Aber das Christenthum ist ihm nicht blos in den Dogmatiken der Theologen, er sieht es hinausragen in alle Welt, er erkennt es als Grundlage unseres ganzen Seins, als das Princip unserer Gegenwart, als die Macht unserer Zukunft. Heißt es das Christenthum stürzen, wenn man an die göttliche Geschichte der Menschheit appellirt? heißt das den Glauben vernichten, wenn man den Wahn gewisser Dogmatiker aufdeckt — will der das einfältig fromme Gemüth verletzen, der den dummstolzen Aberglauben gleißnerischer Advocaten des Himmels züchtigt? Recht muß doch Recht bleiben — auch gegen Strauß. Aber unsere ganze religiöse und theologische Gegenwart hat kein Recht, ihn anzuklagen. Oder darf eine Dogmatik sich rühren, die keine Auferstehung kennt. Der Glaube, dem Christus nur die bequeme Hinterthür aus dem Tummelplatz des Marktes ins Reich Gottes ist, oder der Unglaube, der auf Eisenbahnen und Dampfwagen ins neue Jerusalem fährt? Wollen die sprechen, die auf ihre Oriflamme das Kreuzige, Kreuzige! sticken, oder die ihr Christenthum mit dem Kirchenrock ausziehen, oder die Witschel's Morgen- und Abendsegen lesen und in einem Nachdruck der Stunden der Andacht das Christenthum zu herabgesetztem Preise kaufen? Darf sich endlich die Inconsequenz der Halbheit und Unlauterkeit rühren?

Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf Strauß. Dieser mag getrost seine Sache dem Richterstuhl der Zukunft überlassen, sie wird ihm seine Bedeutung sichern. — —

So hätte ich Sie denn durch das Schwabenländchen auf die Höhe der Gegenwart geführt, in die sich der schwäbische Geist vollkräftig ausmündet. Die Bedeutung dieses Stammes für deutsches Leben und Fühlen Wirken und Wissen möge mich bei Ihnen entschuldigen, wenn ich mich so lange mit den Zuständen und Offenbarungen des schwäbischen Geistes beschäftigte. Mit nächstem komme ich nun an meine lieben Franken, die artig und billig genug sein werden, ihrem Landsmann durch die Finger zu sehen, wenn er sich weniger umfassend und gründlich ihnen widmet. Ländlich, sittlich; der Schwabe ist gründlich und will gründlich behandelt sein, — was aber meine werthen Landsleute betrifft, so gilt ja doch kein Prophet in seinem Vaterlande!

Correspondenz.

Aus Wien (Forts.)

[Oesterreichs Literatur.]

Friedrich Halm: „Deutsche Sagen." Im langgestreckten Nibelungen-Versmaße wird Wittekind's Mordversuch an Karl erzählt; — dann wie Landgräfin Else von der Wartburg flieht und beim Abschiede in zärtlicher Liebkosung die Wange ihres Sohnes ritzt, wovon sein Name Friedrich mit der gebissenen Wange; — zuletzt, wie Napoleon bei Charleroi nach der Schlacht von Belle Alliance ausruht und im Traume Helena und das eigne Grab sieht. — Keine tiefere Idee, keine geistige Intuition, weder Schönheit der Sprache, noch der Form, wodurch frühere Productionen dieses Dichters brillirten. Der außerordentliche Erfolg der Griseldis ist für Halm nicht segenbringend; er keucht itzt dem Rufe nach. — C. Straube: „Eine wahre Geschichte;" — und eine gute Geschichte, in kernigem, herzlichem Deutsch vorgetragen. Daß der gemüthliche Erzähler auch ganz ein Deutscher ist, beweist das überflüssige, störsame Anhängsel mit dem Bettlergreise. Vollkommen künstlerisch abgerundet endet die anziehende Novellette mit dem Satze: „Eine Fülle schwarzer Locken prangte ihr um Stirn und Nacken." — Straube gehört zu den redlichsten Kritikern, zu den besseren Erzählern und zu den besten Prosaikern Oesterreichs. — Pyrker — schreibt an den Herausgeber: — — — von gichtischen Schmerzen gequält — — — nicht im Stande — — — etwas — — — zu liefern — — ꝛc., ein Stammbuchgedichtchen. — Bergmann, in allemannischem Dialekte. — Stierle-Holzmeister: „Eugenie;" — Verse. — Ernst Freiherr v. Feuchtersleben: „Poetisches Stillleben." F. gehört zu den klugen und redlichen Gelehrten, welche alle Weisheit, Wahrheitsliebe und Gelehrsamkeit nicht dahin zu bringen vermag, einmal eingesaugte Gedanken, altwurzelnde Ideen abzulegen; er gehört auch zu jenen Literaten, die gegen moderne Tendenzen aus dem finstern Loche der österreichischen Kritik pfeifen. Don Quixote focht gegen eine Windmühle, deren Flügel sich drehten; F. legt seine Lanze gegen den leeren Wind. Längst abgemachte Gegenstände zieht er wieder hervor; so glaubt er noch immer, daß die junge Literatur Goethe herabsetzen, überspringen, umgehen wolle. „Du mußt zugeben," läßt er Ju-

lius sprechen, „daß Goethe für uns Jüngere veraltete (!), erstarrte (!); daß die junge Poesie die Sprache der Wahrheit, der Natur, der ursprünglichen Empfindung, der Individualität, die schon erstorben schien, wieder ins Leben eingeführt hat." — „Schade nur," unterbrach ihn Theodor, „daß es meist auch die Sprache der Leidenschaft ist! In diesem Worte hast du mein ganzes Credo von der modernen Dichtkunst." — Die Leidenschaft und die Jugend, die zwei schönsten Fehler, macht F. der heutigen Literatur zum Vorwurf; er will, daß man vor dem dreißigsten Jahre nichts drucken lassen dürfe; — also vom Alter, von der Bedächtigkeit und vom Indifferentismus erwartet er das Heil der Literatur. Prosit! — Franz v. Schober, Emma v. Arbter — Joseph Wertheimer — Günzburg: — Lyrisches, von Letztem: „Die alte Geige," das Bessere. — Jos. A. Moshammer: „Das Federnbild." Eine Aztekin gibt einem Hagestolzen mit einem hölzernen Beine, der sie mit Liebeleien verfolgt, durch ein Bild aus Vogelfedern künstlich und sinnreich zusammengestellt, zu verstehen: Laß mich oder heirath' mich. Letzteres geschieht. — C. G. Ritter v. Leitner: Eine Sage des Zillerthales: „die Brüder von Schletters," die sich hassen, in Versen. — E. M. Selinger: „Lebensphasen;" Prosa und zwei Gedichte. Das Sonett: „Stille Macht," schließt:

Dann wird es still in meines Herzens Thale,
Und helle wird's in meines Geistes Saale (!);
Weil ich durchglüht von einem Himmelsstrahle."

Das Zweite ist überschrieben: „fester Glaube;" nämlich an Freundschaft, Liebe, Ordnung, Gott, Jenseits. — Bon! — C. A. Kaltenbrunner: Fragment aus dem Trauerspiele: „Manuela." Wieder das Castagnetten-Schellen des Versmaßes der Schuld und der Ahnfrau, und die Scene wieder in Spanien, und wieder ein liebender, und wieder ein eifersüchtiger Ehemann, und wieder ein Verräther — wieder die bekannte Leier. Es ist nur ein Bruchstück, aber wir haben glücklicherweise diese spanischen Dramen, welche Müllner nach Deutschland verpflanzte, der junge Grillparzer in dem Treibgarten seiner feurigen Poesie zur Blüthe brachte, und Schreyvogel's eminentes Talent am ergiebigsten ausbeutete, schon überstanden, und jeder Versuch, sie wieder einzuführen, soll zurückgeschreckt werden. Dieses Trauerspiel ist noch ungedruckt und mag es auch bleiben; es ist wahrscheinlich ein Schicksals-Stück, welches auf den Stelzen des Trochäus einherschreitet, und dies gemahnt mich stets an den muthwilligen Bubenstreich, die Pfoten einer Katze in Nußschalen zu stecken und das Thier aufs Dach zu jagen, daß es herabstürzen muß. Zudem die Sprache; ich will nur Folgendes aus dieser Scene excerpiren: „Manuela. Gott! was hör' ich! — Man. Gott! Ich habe mich verrathen! — Man. Gott! Ich lüge. — Man. Gott! wenn uns ihr Ohr belauschet! — R.nalo. Was ein Gott mir eingetauscht! — Man. Gott! was thut ihr, Rasender!" — u. s. w. Ein würdiges Seitenstück zu Horn's gleichartigem Fragment. — Josephine von Nemekhazy — Hippolyth von Sonnleithner — Eduard Anschütz: — lyrische Verse. — Pannasch: „Die ersten Schritte eines Weltrekruten;" Erinnerungen aus dem militärischen Erziehungsinstitute mit biederer Herzlichkeit niedergeschrieben. — Eduard Silesius — Schlechta — Wilhelm Marsano: Verse. — Ferdinand Wolf: „Das Lied vom Trinkhorn, oder wie Untreue sich nicht bergen mag; nach dem Altfranzösischen des Robert Bikez." W. will das ganze bretonische Volkslied des anglo-germanischen Jongleurs aus dem 12. Jahrhundert ediren, und das hier mitgetheilte Fragment wird gewiß Aufmerksamkeit und Interesse dafür erwecken. — Carl von Schedius: Verse. — Regina Frohberg: Aphorismen. — Carl Baron Ransonnet: ein Gedicht. — J. B. Graf Boiza: „Die Vorsehung." Eine Mutter schläft vor Sorgen und Ermattung an der Wiege ihres sterbenden Kindes ein und träumt: sie wäre alt und das Kind käme an den Galgen. Als sie erwacht, weint sie nicht mehr, daß das Kind gestorben. Diese alte Fabel und dieses verzerrte Traumbild betitelt man Vorsehung! — Betty Paoli. Dieses Mädchen verspricht bald eine bedeutende Stellung unter den Dichtern Oesterreichs einzunehmen; frisch und gesund sind ihre Gefühle; die Gedankenglieder weich umhüllend und doch plastisch formend ist ihre Sprache; und es herrscht etwas Urkräftiges in ihrer noch schwankenden Lyrik, gleichsam das Schweben und Flüstern zarter Blätter an einem festwurzelnden Baume. „Wandlung" ist unter den mitgetheilten Gedichten (bis auf die erste Zeile der zweiten Strophe) das Vorzüglichste. — Fitzinger: Gelegenheitsgedicht. — Dr. F. Romeo Seligmann: „Götter, Satyrn und Faune." Dieser interessante Beitrag zur Kunst- und Naturforschung macht auf das bald erscheinende Werk begierig. — Anton Alexander Graf Auersperg: „Sturmvogel," ein Gedicht in Ossianischer Sprache. Mit diesem Namen trat der Dichter zuerst auf, ich glaube in Hormayr's Archiv. — Andreas Schumacher: „Die verlornen Kinder;" ein Mährchen, anziehend; mehr Traum als Mährchen. — L. Baltekron; Zauper; Max Löwenthal: Gedichte. —

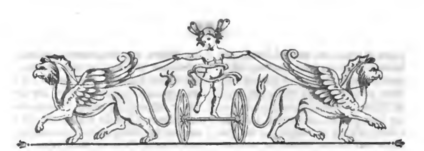
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Female travellers.]

Mistreß Trollope — schreibt ein londoner Correspondent der L. A. Z. — liegt schwer krank darnieder, und am Ende wird die Reise nach Wien ihre letzte vor der großen Himmelsreise gewesen sein. Aber die Profession der female travellers wird in England nicht mehr aussterben; nach der Morgan kam Mrs. Trollope, ihren Ruhm wird Mrs. Pardoe erobern, die sich eben zu einer Reise nach Ungarn für den Zweck einer neuen Schrift vorbereitet, nachdem sie in der Stadt des Sultans schätzenswerthe Proben ihrer romantischen Feder gegeben hat. Noch eine andere Dichterin, die liebenswürdige Latitia Elisabeth Landon, ist ihrem Gemahl, dem sie am Krönungstage angetraut wurde, dem Gouverneur Maclean, nach Cape Coast Castle gefolgt, von wo aus sie England mit der brennenden Lyrik ihres Herzens bereichern wird. (Miß Landon hat mehrere Gedichte von Goethe, Schiller, Bürger u. A. übersetzt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — **142.** — den 23. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet*).

Novelle von Julius Hammer.

Die Bourbonen waren längst wieder einheimisch in den Gemächern der Tuilerien. Der große Kaiser lebte, von den Wellen des Oceans umrauscht, auf einer andern Halbkugel in seinem einsamen Exil. Statt des Schwertes, welches ihm das Schicksal, nicht die eitlen Menschen entrungen, führte er jetzt die Feder, um im Manuscript von St. Helena, seinem geliebten Sohne zu sagen: „So war ich. Glaube nicht, was Dir die Menschen vorlügen, glaube mir, Deinem Vater!“ — Warum ließ er nicht die Geschichte für sich sprechen? Ach, er wußte, daß diese zögert, ehe sie ihr Urtheil fällt, und daß auch Jünglinge sterblich sind!

Die Revolution war abgethan; nach ihrem hunderttägigen Rückfalle wehte von Neuem die lilienweiße Fahne der Legitimität auf der Kuppel von Notre-Dame; man schrieb Denkwürdigkeiten, man hatte aufgehört, vorwärts zu blicken, der Januskopf der Gegenwart hielt müde seine vordern Augen geschlossen und wurde nicht satt, rückwärts zu schauen mit den Augen der Erinnerung in eine große, ungeheure Vergangenheit. Was hatte nicht Frankreich und die Welt, was hatte nicht jedes einzelne Herz in den letzten fünf Decennien erfahren und empfunden! Die Geschichte hatte einen mächtigen Sprung gethan: es war Zeit, einige Augenblicke zu rasten.

*) Als Folge der kürzlich mitgetheilten Novelle: „Der König.“

Und nun saß der Bruder eines geopferten Königs auf dem Throne und nannte sich einen Vater der Opfer! Die Nachwelt wird seinen Namen nicht vergessen, wenn sie die Männer nennt, welche ihren Feinden zu verzeihen wußten; er verdient einen Ehrenplatz unter den Versöhnlichen.

Der achtzehnte Ludwig befand sich schon im spätern Mannesalter, als er den Sitz wieder einnahm, welcher am 4. September 1792 von der Macht des Nationalconvents umgestürzt worden war. Glücklich konnte er kaum auf demselben sein, aber seine und seiner Väter Ehre schien ihm gerettet, als er die lastende und doch so heißersehnte Krone auf seinem Haupte fühlte. Wäre er im Jahre 1789 König gewesen, die Revolution würde schwerlich zu so riesenhafter Größe angewachsen sein, allein der gutmüthig schwache Ludwig XVI. schien von der Vorsehung eigens dazu geschaffen, mittelbar der furchtbaren Umwälzung Vorschub zu leisten, deren Früchte, wie überhaupt alles sich Ereignende, wir nicht wegwünschen dürfen. Nur die Thaten Einzelner sind verwerflich oder preiswürdig. — Die Begebenheiten sind eine Nothwendigkeit und je mehr die Geschichte an Umfang zunimmt, desto klarer werden wir auch den innern Zusammenhang der Weltordnung einsehen und erkennen.

Dem Nachfolger des blutig gefallenen Monarchen mochte wohl manchmal der Völkerwille wie eine Offenbarung des Schicksals erscheinen, das ihm die Zügel der Herrschaft wiedergegeben, nachdem es die Revolution entzündet, ein gesalbtes Haupt vom Rumpfe getrennt, einen

eminenten Geist zum Bändiger der Anarchie berufen und diesen selbst gebändigt hatte, als seine Sendung erfüllt war. Die kommenden Geschlechter werden sich auch Ludwig den Achtzehnten weniger als eine Persönlichkeit, als vielmehr wie den Namen der Restauration vorstellen — wie das Titelblatt eines Buches, in welchem seine Periode geschrieben steht. Ludwig ist interessanter als Privatmann, der, lange aus seinem Vaterlande verbannt, nun im Thronsessel die Bilder der Vergangenheit an sich vorüber gehen läßt. Ein greiser Herrscher ist als solcher nur ehrwürdig, wenn sein Haar unter der Krone erbleicht ist.

Es war an einem zwanzigsten März, als in dem noch jugendfrischen Herzen Ludwig's Erinnerungen aller Art mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit auftauchten. Dieser Tag war für ihn ein Unglückstag, den er immer mit einer gewissen Bangigkeit wiederkehren sah — er mahnte ihn an seine Flucht aus Paris im Jahre 1815, als der verbannte Kaiser sich den Thoren der Stadt nahte, welche ein kleines Detachement alter Murrköpfe in Besitz zu nehmen hinreichte. Damals hatte sich der König, als er in den Wagen stieg, der ihn fortbringen sollte, seinem Trübsinne ganz überlassen und die in seiner Lage nöthige Entschlossenheit verloren. Woher hätte auch seine Hoffnung Flügel nehmen sollen? Das übermüthige Volk rief bei seinem Scheiden: „Es lebe der König!" und setzte leise hinzu: „von Rom." Etwas Niederschlagenderes konnte ihm nicht begegnen. Dazu kam die nicht zu verbergende Aengstlichkeit seiner sogenannten Freunde, die sich anschickten, ihn zu verlassen. Mancher von ihnen hatte schon mit Napoleon unterhandelt, während er dem Könige die falschen Lippen auf die Hand drückte. Die menschliche Schwäche zeigt sich in solchen Zeiten in ihrer ganzen Blöße.

Ludwig's Gedanken hingen auch heute mit trüber Schwermuth an jenen unseligen Ereignissen. Er zählte sich die Namen derer vor, die ihn treulos verlassen hatten, als er ihres Beistandes am meisten bedurfte. Sein Leben schien ihm verfehlt, eine zerrissene Kette ohne höhere Bedeutung. Was er als Jüngling geträumt, war unerfüllt geblieben, als Mann ein Flüchtling ohne Krone, war er unfähig gewesen, dem Beispiele seines Ahnherrn, des großen Heinrich nachzustreben, und nun, da er endlich nicht allein dem Namen nach König von Frankreich war, hatte das Alter, durch die Stürme seines Lebens beschleunigt, die schönsten Blüthen seines Geistes und seiner Kraft hinweggenommen.

Wehmüthig schweifte Ludwig auf den verschlungenen Pfaden der Vergangenheit umher. Er hatte viel geliebt und war viel betrogen worden. Jener undankbare Lafont kam ihm unter Andern ins Gedächtniß, der ihn von vielen Jahren verrathen und geflohen, und von dem er erst nach der zweiten Restauration wieder Kenntniß erhalten. In Lille hatte der Reuige sich mit einigen wenigen Fanatikern einer Heeresabtheilung des Kaisers entgegengestellt, war mit ihnen gefangen genommen worden und hatte sich im Gefängniß selbst den Tod gegeben. Sterbend hatte er seinen früheren Verrath an Ludwig dem Achtzehnten einem königlich gesinnten Offizier entdeckt, der es später dem Monarchen hinterbrachte.

Seufzend setzte sich dieser jetzt an seinen Schreibtisch und öffnete langsam ein wohlversiegeltes Paketchen. Mit einem schmerzlichen Lächeln entfaltete er ein Blatt und las es mit Aufmerksamkeit. Dann stand er auf und ging, die Hände auf dem Rücken, mit gesenktem Haupte und in tiefes Nachdenken versunken, im Zimmer auf und ab. „Es war ein gutes Geschöpf, — sprach er endlich leise, „eine reiche Seele, die mich aufrichtig geliebt hat!"

Sein Antlitz glänzte von einer stillen Heiterkeit, er nahm noch einmal die Blätter zur Hand und überflog Einzelnes. Süße Bilder lächelten ihm aus den lieben Schriftzügen entgegen und führten ihn in Tage zurück, die er seine glücklichsten nannte. Er war wieder in Verona, in dem kleinen Gartenhäuschen; umschlungen von weichen Armen, geküßt von heißen Lippen — ach! das Traumbild seiner Liebe legte sich so schmeichelnd an sein Herz, wie ein schlummerndes Kind an die Vaterbrust. Er rechnete dem Frühlinge nach, der ihn so selig gemacht, er träumte von den stillen italischen Nächten, deren schönste Sterne Laura's Augen, deren süßestes Geflüster die Melodie ihrer Sprache, deren erquickendster Hauch ihr Odem gewesen. „Laura! Laura!" rief er mit einer Stimme, die dem blühenden Manne anzugehören schien, der er vor zwanzig und einigen Jahren in Verona war. Schon damals zwar hatten die Sorgen ihm einige Falten auf die hohe Stirn gezeichnet, seine Wangen gebleicht, seinen Mund geschlossen, doch ohne irgend eine Spur von Krankhaftigkeit; die ernsten Zeichen des Schmerzes gaben im Gegentheil seiner Gestalt einen eigenthümlich schönen Ausdruck. Jetzt sah man seiner aufrechten Haltung die Anstrengung, wenigstens die Gewohnheit, nicht mehr ein Bedürfniß an. Sein majestätischer Anstand kam nicht von der natürlichen Spannkraft seiner Nerven, sondern von dem Zwange der täglichen Audienzen, bei denen er seine Hinfälligkeit versteckte. Nur seinem Gange, der et-

was sehr Mühsames hatte, konnte er nicht gebieten — es war, als sollten seine Füße Zeugniß ablegen von seinem flüchtigen, unstäten Leben. Schmerzhafter Gicht durchzog seine Gebeine. Er gab sich nur den Anschein innerer Kraft, doch mochte er fühlen, daß er nicht lange mehr zu leben habe, obschon seine wohlwollende und doch gebietende Miene immer dieselbe Ruhe und Würde zu erkennen gab. Es lag in seinem Blick etwas ächt Königliches; man mußte bedauern, daß dieser Mann erst so spät über Frankreich zu herrschen angefangen.

„Laura!" rief er, und sein klares Auge leuchtete mit feuchtem Schimmer auf, wie er der Jugend eigen ist — bei ihm war es eine fast unmerkliche Thräne, die den Jünglingsglanz nachahmte. Er führte sich die Geliebte immer deutlicher, immer näher vor die Seele; er sah sie, wie in einem Zauberspiegel, und fragte sie: „Wo magst du jetzt sein, du, die vor meinem innern Blick mit demselben Liebreiz erscheint, der dich damals schmückte? Soll es mir ein Zeichen sein, daß du nicht gealtert, daß du in der Blüthe dahin gegangen bist? Ach, fast möcht' ich dich dann beneiden! — Oder lebst du noch, eine stille Matrone, die wehmüthig über die Träume ihrer Jugend lächelt? Dein Herz schlug so feurig für die ganze Menschheit, dein ahnender Geist eilte der Zeit voraus in eine glücklichere Zukunft — o deine Liebe war eine Wunde, wie jede große Liebe in unseren Tagen voll Haß und Mißgunst und Mißverständniß! Wie leicht verblutet man daran! — Du fühltest einen Drang in dir, mehr zu sein, als ein gewöhnliches Weib — eine Königin hättest du geboren werden sollen! Und doch warst du so mild und weich; so hingebend innig konntest du dein Herz an das Herz des Geliebten schmiegen — ein Doppelelement war in deiner Seele und, wie die Elemente sich nimmer freundlich umschlingen, so hast auch du gewiß feindseligen Zwirspalt empfinden müssen. In jener Zeit schon war mir oft bang um dich, wenn du mich plötzlich mit seltsamen Blicken fragtest, ob ich mein Vaterland liebe, ob ich Alles zu opfern im Stande sei für mein Volk? — Ich hab' ihm Opfer gebracht — ich könnte mit ruhigem Gewissen vor dich hintreten und dir Antwort stehen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschl.)

[Oesterreichische Literatur.]

Jos. Ferd. Weigl: „Das Gold im Flusse." Der sterbende Theophrastus Paracelsus läßt seine Tinctura, eine Million in Goldstaub, in die Salza werfen; daher soll dieses Flüßchen Gold mit sich führen. Anwendung: ein Strom hat Millionen verschlungen, das Menschenherz tingirt aus Thränen des Mitleids neues Gold. — Carl Egon Ebert. E. ist einer der vorzüglichsten österreichischen Dichter. Die Anerkennung von Deutschland würde ihm lauter und ungetheilt zuströmen, hätte er keine gefährlichen Versuche begonnen, wäre er nicht von der zischenden und schwellenden Strömung der letzten Jahre überschwemmt worden. Ebert's erste Gedichte erschienen in der Mitte des vorigen Jahrzehends und der junge Poet fand so rege Theilnahme bei der Kritik und im Publicum, daß er mit einem Epos „Wlasta" hervortreten konnte; aber nun erglänzte Heine, und sein Genie drängte Ebert's Talent in den Hintergrund. Mißgestimmt durch den geringen Erfolg des Heldengedichtes, angewidert von dem Klimpern und Greinen der Nachäffer Heine's, aus Ekel vor den herzzerrissenen und politischen Leiern, und auch den temporären Tendenzen abhold, wandte er sich, wie zuletzt alle Oesterreicher, der Bühne zu. Ein durch Sympathie für den patriotischen Dichter herbeigeführter Succeß verleitete ihn zu einem zweiten Versuche, der aber gänzlich mißlungen sein soll. Auch „das Kloster" ging spurlos vorüber. Seine Muse kehrt jetzt von diesen Abwegen zurück und gelangt zu der Erkenntniß, daß nur in der Lyrik ihr Lorbeer zu pflücken ist. Ebert ist ein vollkommener Lyriker; kein solcher, der stürmische, zuckende, blitzende Gefühle im Momente mächtig ertönen läßt, sondern der mit Ruhe, Behaglichkeit und Bewußtsein den erfaßten Gegenstand besingt. Ihm fehlt die so beliebte Schärfe, die prägnante Kürze; dafür ergeht er sich mit Lust in seinen Stoffen, er wird objectiv in seinen lyrischen Ergüssen. In der Beschreibung übertrifft er alle Oesterreicher; da findet seine Muse freies Terrain, da kann sie sich satt weiden; jeder Busch, der Grashalm, die Mücke, welche um die Blume flattert, die Burgruine, des Waidmanns Flinte u. dergl., nichts übergeht seine Feder. Volltönend läßt er seine Personen sprechen, voll und ganz wird jede Partie, jede Scene geschildert, stets im vollen Ornate, festlich und feierlich, nicht salopp, geschürzt, knapp oder nonchalant, erscheint sein Gedicht; und diese Fülle bildet das epische Moment seines Talentes. Möge sich Ebert dadurch nicht zu weitern „Heldengedichten" verleiten lassen; während epische Idyllen, lyrische Dichtungen und Balladen durch diesen überragenden Charakterzug begünstigt werden. — Der Schelm vom Berge, den auch Vogt in seiner Manier bearbeitete, und das Reich des Hasses gehören zu den erfreulichsten und saftvollsten Erzeugnissen Ebert's und bestätigen das Gesagte. — Rosa Gräfin Kaunitz: „Prag im Jahre 1812;" eine Erinnerung an die damaligen Feste zu Ehren der Kaiserin von Frankreich. — Dräxler-Manfred: „Aus der Ferne;" ein poetischer Brief. — Dr. Ludwig Aug. Frankl: „Ein Tag in Italien;" eine Reiseskizze, woran das Wichtigste eine italienische Volkssage von der Insel Ponza. „Der verschleierte Prophet" ist eine sinnige persische Legende, nur ist der Schluß zu dunkel; hingegen ist „Grenze" eines der tiefgefühltesten und wahrsten Gedichte; ein bestes dieses Poeten, von dem noch viel zu hoffen ist. Er zählt kaum 28 Jahre. — Zed-

litz: „Entschuldigung;“ in einer versificirten Epistel, daß er nichts Besseers geben kann. — Friedrich Witthauer: „Eine Seescene.“ Der Herausgeber lieferte das bedeutendste Stück unter den prosaischen Beiträgen des Albums. Es ist die erste Arbeit, welche ich außer den Kritiken von Witthauer kennen lerne, und nur eine kleine Erzählung; aber von ganz besonderem Werthe, des Styles halber. Seine Sprache ist wie ein stiller, breiter und tiefer Strom, der segnend und befruchtend dahinfließt, in dessen kosenden Wellen der glanzende Mond sich vielfach abspiegelt. Hier und da huscht ein Fischlein vorbei, oder fliegt wohlig über die Oberfläche; befrachtete Schiffe und buntbewimpelte Nachen rudern aneinander vorüber; — sein Styl ist ein ruhiges Element, wohlthätig von seinem Geiste beherrscht, und zum Frommen und zur Lust eingedämmt. — In dieser Seescene beschreibt ein Indier seine Ideen und Gefühle, da er zum ersten Male nach Europa reist. Die Seereise führt einen Engländer in seine Nähe, der, durch eigene Schuld verarmt, vor 6 Jahren nach Indien schiffte und jetzt, vermögend, zu seinem heißgeliebten Weibe zurückkehrt. Mit wenigen Zügen ist das Interesse des Lesers für diesen Menschen geschmiedet; ein paar Striche geben das grause Bild einer Windstille; man fühlt sich mit erfrischt und erfreut über den wieder blasenden Wind; man ist betrübt über die Tücke des Schicksals, welches den Engländer so nahe der ersehnten Familie und Heimath über Bord schleudert; viele wird die ganz einfache Schilderung, wie Weib und Kinder bei der Ausschiffung vergebens auf den Gatten und Vater harren, tief ergreifen, mancher eine Thräne fallen lassen, und die Bangigkeit des Erzählers theilen. So viel Anregendes für Herz und Verstand ist in diese kleine Begebenheit zusammengedrängt, mit so wohlthuender Frische und Ruhe, mit solcher Farbenpracht, günstiger Staffage und Scenerie — daß man dem Verf., wenn seinem Talente die Erfindung zu Gebote steht, die herausgebildetste Befähigung für die Erzählung, jedenfalls aber eine Meisterschaft in der Prosa zuerkennen muß. — Ein Gedicht Deinhardstein's an die Unterstützer der Verunglückten beschließt das Album.

Zuletzt noch einige Bemerkungen, ein Resumé aus dieser Mustercharte der Schöngeister Oesterreichs. Soll es im Bilde ausgedrückt werden, so könnte man sagen, es habe ein schönes, regelmäßiges Gesicht, eine offene Stirn, freundliche Züge, rothe, lüsterngeschwellte Lippen; die klugen märchendunkeln Augen sind gesenkt und beflort, und das Antlitz mit einem Ausdrucke des Leidens überzogen, wie das thränenbeschwerte, schmerzdurchzuckte, aber doch seelenvergnügte eines heil. Märtyrers. — Die Muse Oesterreichs schleicht entnervt und siech dahin; der anspornende, erkräftigende, lebenspendende Applaus des Volkes ist ihr vorenthalten. Die in Oesterreich verlegten belletristischen Schriften finden wenige Käufer, noch wenigere Leser; ein Bann liegt darauf, welchen die Vorsicht, einen außerösterreichischen Verlagsort und Buchhändler auf dem Titel anzugeben, nicht lösen kann. Hier und da nimmt wohl ein Literat ein solches Buch in die Hand, besonders wenn es ihm gratis zum Recensiren eingesandt wurde, und spendet auch mit gnädigen Worten ein paar lobende Adjectiva; allein ein Publicum erstreben nur jene Erzeugnisse der österr. Literaten, die der Bühne angehören, oder welche, wie das eben besprochene Album, einem wohlthätigen Zwecke geweiht sind. Die erste Auflage, 1000 Abdrücke, wurde ganz pränumerirt; die zweite eben so stark, ist schon über die Hälfte vergriffen. Eines solchen Eefolges hatte sich kein belletristisches Werk in Oesterreich, die Nachdrücke von Clauren, Velde etc. freilich ausgenommen, zu erfreuen; und dies ist der wehmüthige, thränenvolle, passionsreiche Zug, der aus allen Büchern, aus den einzelnen Aufsätzen, aus jeder Zeile der österr. Literaten uns anweht, der einen besondern trüben, tiefsinnigen Anstrich verleiht, und um so auffallender und theilnahmerregender ist, da sie selbst so freundlich, gemüth- und gefühlvoll, herzinnig, heiter und sinnlich sind. Die Beiträge dieses Albums, an der Spitze Grillparzer, Lenau und Witthauer, als Dichter-Repräsentanten des Drama, der Lyrik und Prosa, gewähren den bündigsten und erfreulichsten Beleg für die herrlichen, naturkräftigen, lebenswahren Talente unter den österr. Belletristen. Nicht das Erbrausen eines Kataraktes, nicht das Schäumen und den Gischt der herabkreuchenden Fluthen gewahrt man; aber auch nicht den schwarzen Teufel mit der fletschenden Zunge und den aus der Lohe grinsenden und heulenden Fratzen; — es ist kein göttergewaltiges Donnergerolle, welches erschüttert und befruchtet; aber auch nicht die Eruption eines Vulkans, welche mit Flammen bedroht und mit Lava verschüttet. — Eine geschäftige friedliche Landschaft ist die österr. Poesie, Wald und Flur, schneeige Alpen und duftige Thäler, reiche Villen und nette Bauernhäuser, johlende Dirnen und stämmige Burschen sieht man; Stille herrscht ringsum; vor dem Regengusse der Wetterwolke schützt die dreiästige Linde. Sie greift nicht in die höchsten Interessen, sie bewegt sich im trauten Familienkreise. Das Eigenthümlichste jedoch der österr. Literatur bleibt, daß sie die verschiedenen Elemente der Völkerschaften des Kaiserstaates in sich aufgenommen; genau unterscheidet man den Zusatz, als: den brütenden Trübsinn der Slaven, die heiße Genußsucht der Italiener und die Treuherzigkeit der Alpenbewohner, mitten in dem heitern Materialismus der Oesterreicher. —

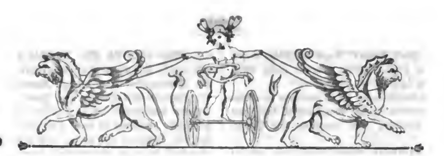
Das Buch ist auf weißem Papier, schön gedruckt und hübsch ausgestattet; ein Lied, Text von Lenau, Musik von Fischhof ist beigegeben und ein Umriß zum Prologe, gezeichnet von Schwind, radirt von Mahlknecht. Interessant dürfte noch die Notiz sein, daß unter den 84 beigetretenen Schriftstellern 26 Adelige sind; — hingegen fehlen einige renommirte Literaten. —

N o t i z.

[Kotzebue und Knigge.]

In Dr. Dorow's Sammlung von „Denkschriften und Briefen“ steht ein interessanter Beief von Knigge, aus Bremen, vom J. 1791. Kotzebue hatte das berüchtigte Buch „Bahrdt mit der eisernen Stirn“ geschrieben und mit frecher Infamie unter Knigge's Namen herausgegeben. Bald darauf ging das Gerücht, Rußland würde Kotzebue einen Gesandtschaftsposten in Oldenbueg anvertrauen, allein Knigge erzählt, daß der Herzog entschlossen sei, sich diesen Mann zu verbitten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 143. — den 24. Juli 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet.

(Fortsetzung.)

Laura hatte ihm bei der Trennung von ihm ein heiliges Gelübde abgenommen — dem Glücke seines Volkes sein Herrscheramt zu weihen — und Ludwig war sich bewußt, nach bester Ueberzeugung jenem Angelöbniß gemäß gehandelt zu haben. Freilich mußte er sich gestehen, daß er oft an der Ausführung seines Willens gescheitert sei. Er hatte sich nicht selten in der Wahl der Werkzeuge geirrt, und der Irrthum eines Königs ist leider! von größerem Gewicht, als der Fehltritt eines Privatmannes. Kein Wunder, daß sich die Völker nach einem — so zu sagen — idealen Könige, nach einer Grundverfassung sehnen, die keine Launen hat wegen einer unruhigen Nacht, wegen Zahnschmerzen oder verdorbenen Magens. Das wußte Ludwig, es war ein schönes Wort, welches er einst zum Grafen von Artois sprach: „Die Charte ist unser Palladium, mit ihr werden wir immer regieren; verachten wir sie aber, so bleibt uns nichts, als das Exil übrig! Die Charte ist unsere Bundeslade, und wer gegen sie sündigt, wird gleich jenen Heiligthumsschändern zu Grunde gehen. Ohne sie bleiben wir Bourbons, mit ihr werden wir Könige von Frankreich!"

Wohlgemerkt, diese Worte waren an den Grafen von Artois gerichtet, den nachherigen Karl den Zehnten, der nicht in den Tuilerien verschied.

„— Und mein Laroche!" — fuhr der König in seinen Gedanken über längstentschwundene Tage fort. — „Was mag aus ihm geworden sein? Ihn hofft' ich mit unauflöslichen Banden an mein Leben geknüpft zu haben, das er rettete. Vielleicht ist er nun auch dahin — der Welt entflohen, die ihm kein Glück gebracht! Die Menschen hatten ihm so viel geraubt und doch hört' er nicht auf, sie zu lieben — wär' er in Frankreich geblieben, so würden ihn die Unsinnigen bald für einen Verräther erklärt und auf ihre Mordlisten gesetzt haben. Fahr wohl, treues Herz, ich feire heute dein Andenken mit ganzer Seele, fahr wohl, deine Vortrefflichkeit war fleckenlos, nur die geräuschlose Stille deines schönen Wirkens entzieht deinen Namen der Kenntniß der Welt!"

Lange saß Ludwig, den Kopf in die Hand gestützt, vor den aufgeschlagenen Papieren. Eine Uhr schlug und mahnte ihn, daß er sogleich nicht mehr allein sein werde. Sorgfältig legte er die Blätter wieder zusammen und verschloß sie. Er wollte eben nach der Klingelschnur greifen, als ein Page eintrat und fragte, ob der König ausfahren werde? Dieser verneinte es und entließ den Pagen. Als er den Herzog de la Châtre, seinen ersten Kammerherrn, kommen sah, ging er ihm entgegen und sagte mit einem spöttischen Lächeln: „Nicht wahr, Herzog, wie machen heute keine Spazierfahrt? Wir erinnern uns einer Tour, an der wir wenig Freude hatten, wir wollen aussetzen, es dürfte uns leicht unbehaglich im Wagen zu Muthe sein!"

Der Herzog wußte vor Verlegenheit nicht, was er antworten solle, er sah auf einen Brief nieder, den er in der Hand hielt.

„Nun, was gibt's Neues?" fragte der König in seinem gewöhnlichen Tone. „Was bedeutet dieser Brief — das Siegel ist schwarz — geben Sie!"

Während er das Wappen besah, berichtete der Kammerherr mit seiner ihm eigenen Aengstlichkeit, das ganze Cabinet sei in Aufruhr, man vermuthe eine Conspiration.

„Gegen mich?" fragte Ludwig gleichgültig und las die Aufschrift:

„An Seine allerchristlichste Majestät Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra. Im Namen Gottes! für den König und nur für diesen allein."

„Vielleicht also doch!" sprach er und löste langsam das Siegel, indem der Herzog mit gespannter Miene unruhig an den Goldtressen seines Kleides spielte. Ein Blatt fiel aus dem Couvert heraus; die Züge seiner eignen Handschrift erkennend, gab der König dem dienstfertigen Kammerherrn einen abwehrenden Wink und hob es selbst auf. Wie erstaunte er, als er das Papier erkannte! Ein Nachhall der Erinnerungen dieses Morgens, klangen ihm die wenigen Worte entgegen, die er einst in Verona, kurz vor seiner Flucht aus dieser Stadt, niedergeschrieben. Er legte den Brief einstweilen ungelesen bei Seite und blickte lange auf das Papier. Ihm war es, als ob ein aus dem Grabe wiederkehrender Schatten ihn an die Abtragung einer alten Schuld erinnerte, ein Vorwurf blickte aus dem Billet:

„Mahnung an meine ewige Dankbarkeit. Wenn ich in mein Vaterland zurückkehre, so überbringen Sie mir diese Zeilen. Ludwig."

„Ha!" rief er, „es war mehr, als ein bloßer Zufall, daß ich so lebhaft an euch denken mußte, ihr fernen Gestalten meiner Vergangenheit! Vielleicht werd' ich euch bald lebendig vor mir sehen — o, still, still, mein Herz, du bist alt geworden, klopfe nicht so ungestüm!"

Jetzt nahm er wieder schnell den Brief und durchflog ihn eilig. „Mein Gott!" flüsterte er, da er zu Ende war, „sollte der Brave in Noth sein, meiner bedürfen? — Ich danke dir, Himmel, daß die Stunde gekommen ist, wo ich vergelten kann!"

„Darf ich mich unterstehen, zu fragen, Sire, welches Ereigniß Sie so außerordentlich bewegt?" begann la Châtre, indem er sich theilnehmend näherte.

„Man will mich sprechen," entgegnete der König. „Jetzt, jetzt gleich, die Angelegenheit leidet keinen Aufschub!"

„Aber setzen sich Ew. Majestät auch keiner Gefahr aus? O, zögern Sie noch, Sire, vielleicht ist es eine Schlinge!" bat der besorgte Kammerherr.

Lächelnd legte Ludwig seine Hand auf la Châtre's Schulter und sprach: „Eine Schlinge, wohl! aber keine gefährliche, vielmehr ist mein Herz daran geknüpft. Laß gut sein, Freund, die Person will nicht genannt sein, aber sie führt einen ehrenwerthen Namen, ist kein Abenteurer, sondern ein braver Franzose! Laß mir noch mein Geheimniß, Herzog, bis ich ihn gesprochen habe!"

„Wie kann ich Ihnen behülflich sein, Sire?" entgegnete la Châtre bereitwillig, dem König die Hand küssend; „wo find' ich den Herren, der das Antlitz meines Königs zu sehen wünscht?"

„Gut!" antwortete Ludwig. „Geh' Du selbst, leiste mir den Freundschaftsdienst. Ich will, daß es ohne Aufsehen geschehe."

„Verlassen Sie sich darauf, Sire!"

„Du findest den Herrn im Porticus des Pavillon de l'Horloge —"

„Und wie erkenn' ich ihn?"

„An einem rothen Taschentuche. Führ' ihn eilig zu mir! Sag' ihm, wer Du sei'st, damit er sieht, wie willkommen er mir ist, indem ich ihn durch Dich einladen lasse!"

Mit einem freudigen Dankesworte entfernte sich der Herzog. Zitternd vor Erwartung blieb der König allein zurück. Nach einer kleinen Weile schellte er dem diensthabenden Pagen, und erkundigte sich, ob Jemand im Vorzimmer sei. Die Antwort war verneinend. Da der König in dieser Stunde gewöhnlich auszufahren pflegte, so konnte er ziemlich sicher sein, es werde sich keiner seiner Höflinge melden lassen. Zum Ueberfluß trug er dem Pagen auf, jeden Besuchenden, außer dem Herzoge de la Châtre und wer mit diesem etwa komme, zurückzuweisen, da er die nächste Stunde ungestört zu sein wünsche; dies solle er zugleich dem wachthabenden Offizier anzeigen.

Nachdem sich der Knabe entfernt hatte, betrachtete der König noch einmal aufmerksam die Schriftzüge des sonderbaren Briefes, die Hast, mit der er geschrieben schien, fiel ihm auf, er bewunderte den freien Schwung dieser Feder. „Die Jahre haben seine Hand nicht kraftlos gemacht — sprach er leise — er schreibt wie ein Jüngling, dem das Blut noch heiß in den Adern rollt."

Den Brief zu sich steckend, sah er schweigend und bedenklich vor sich hin.

„Wie ist mir?" fuhr er endlich fort, die Hand auf

die gefaltete Stirn legend. Ich sollte diesem Augenblicke muthiger entgegensehen. Zu der Hoffnung, einen langentbehrten Freund wieder zu begrüßen, mischt sich ein fremdartiges, ängstliches Gefühl. Was kann mir noch begegnen, das mein Herz Unglück nennen möchte? Nur wahrsagen kann es noch so etwas, nicht mehr selbst davon betroffen werden — diese traurige Gunst hab' ich dem Leben abgetrotzt! Sollte meine Ruhe heute zu Schanden werden? — — O, wenn er doch nicht so lange zögerte! Der Herzog könnte schon mit ihm zurück sein!"

Seine Ungeduld verzehnfachte jede Minute. Als er la Châtre kommen hörte, zog er sich in ein Nebenzimmer zurück. Der Herzog trat ein. Der König vermuthete einen Irrthum, da er nicht den erwarteten Marquis Laroche, sondern einen jungen Mann von höchstens fünfundzwanzig Jahren erblickte. Durch das darauf folgende Gespräch, das er ungesehen mit anhörte, überzeugte er sich von der Richtigkeit der Person, welche Brief und Blatt übersendet hatte.

„Der König ist abwesend?" begann der Fremde mit tonloser Stimme und sah sich mit flüchtigen Blicken im Zimmer um. Seine tiefliegenden, gleichsam verkohlten Augen blieben an einem Portrait des Königs hangen. Mit schlaff herabhängenden Armen und gebrochener Haltung stand er betrachtend vor demselben, ohne auf la Châtre's geläufige Zunge zu achten.

„So mag er vor zwanzig Jahren ausgesehen haben," sagte er. „Ein Antlitz, zu dem man leicht Vertrauen fassen kann! Ich werde mich nicht getäuscht haben."

„Gewiß nicht, mein Herr!" entgegnete der Höfling; „Se. Majestät wird Ihren Wünschen gern willfährig sein, wenn sie gerecht sind. Sollten Sie vielleicht —"

„Sobald als möglich wünsch' ich den König zu sprechen!" unterbrach Jener den Neugierigen ungeduldig.

Ludwig ließ nicht länger auf sich warten. Der Jüngling schlug die Augen groß auf, dann wieder nieder und verbeugte sich mit demüthigem Anstande. Der König, die Arme in einander schlagend, maß ihn lange mit erstaunten Blicken. Keiner der Anwesenden sprach ein Wort. Dann sagte er mild: „Sie wünschen mit mir allein zu sein?" — „Ich bitte um die Gnade!" war die hingehauchte Antwort.

Der Herzog verstand den Wink des Königs und verließ das Zimmer. Dieser schien noch immer mit seiner Verwunderung über den sonderbaren Gast nicht fertig zu sein. Er hörte nicht auf, ihn vom Kopf bis zum Fuß zu betrachten. Der Jüngling war eine schlanke, feine Gestalt, sein Gesicht todtbleich; mehr als Kummer, Angst und Verwirrung hatten ihre furchtbaren Spuren darauf gezeichnet, und in den Mundwinkeln lauerte ein verzweifelnder Hohn. Selbst die Kleidung, obgleich von der höchsten Eleganz, stimmte zu der Unruhe des seltsamen Menschen. Als er aufsah, glaubte sich der König wie von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen und überrascht.

„Wie kommen Sie zu diesem Blatte und dem Briefe?" fragte er lebhaft. „Die Unterschrift —"

„Ist die meinige, Sire!"

„Wie? Sie wären —?"

„Der Erbe dessen, der einst in Verona das Glück hatte, den Dank Ew. Majestät zu verdienen!"

„Der Marquis Laroche ist Ihr Vater?"

„Ja, Sire!"

„Und todt? — — Und ich durft' ihn nicht wiedersehen? Warum kam er nicht zu mir — er hätte in mir einen Freund wiedergefunden!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Oper, Geschmack des Publicums, der schwarze Domino.]

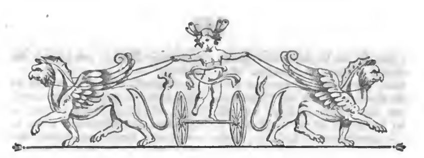
Ein Theaterbericht aus der letzten hiesigen Glanzperiode müßte, — sollte man denken, — des Neuen und Interessanten gar viel enthalten; dem ist aber nicht so, denn wir mußten uns, mit wenigen Ausnahmen, — nur mit dem Alten, schon Bekannten begnügen. Kurz vor der Ankunft des russisch-kaiserlichen Hofes ging Goethe's Faust mit fürstl. Radziwill' und Lindpaintner'scher Musik versehen, ohne Erfolg über die Bretter. Der für die königl. Bühne kürzlich gewonnene Schauspieler Seydelmann gab den Mephisto und hatte schon in Stuttgart die Einrichtung des unsterblichen Werkes für die Bühne unternommen. Spiel und Einrichtung fanden hier weder am Hofe noch im Publicum Anklang. Eine früher nur einmal gegebene Vaudeville-Posse des Hofschauspieler's L. Schneider, Wohlgemuth benannt, verdient nur ihrer Erbärmlichkeit wegen Erwähnung; die mit seinem Fröhlich errungenen Lorbeeren, — ob verdient oder unverdient, überlassen wir dem guten Geschmack zu beurtheilen, — ließen wahrscheinlich den jungen Mann glauben, er könne dem lachlustigen Publicum Alles bieten. Diesmal machte er jedoch seine Rechnung ohne den Wirth. — Dergleichen Jämmerlichkeiten verdienen allerdings Beachtung, denn sie erschienen offen vor den Augen eines Publicums, dessen Bildung man bisher rühmte. Von den, kein Ende nehmenden Uebersetzungen meistens mittelmäßiger französischer kleiner Stücke des Hrn. Cosmar schweigen wir. Der Ueber-

setzer tritt würdig in die Fußstapfen des verstorbenen Angely. Die faden französischen Machwerke laufen einige Mal über die deutschen Bretter, Herr Cosmar erhält sein Honorar, hat bereits ein anderes Manuscript in der Tasche und weiß geschickt auswärtigen Uebersetzern den Rang abzulaufen*). Im Allgemeinen sind der Fleiß und die Leistungen des königlichen Schauspiels höchst lobenswerth und es ist wahrhaft betrübend von der Oper nicht ein Gleiches sagen zu können. Dies mit allen Mitteln so reich ausgestattete Institut bleibt jedoch immer dem gewohnten Schlendrian und seinen tief eingewurzelten Fehlern und Gebrechen treu. Bei den heterogenen Ansichten der dirigirenden Gewalten, bei der Fahrlässigkeit und den ewigen Confusionen der Regie, bei dem immer fühlbarer werdenden Mangel eines tüchtigen, seinem Fache vollkommen gewachsenen Musikdirectors oder Capellmeisters, darf man leider auch Vervollkommnung und Abhülfe der bestehenden Mängel nicht erwarten. Wir haben an dem vormaligen Concertmeister, jetzt Musikdirector Herrn Henning, einen trefflichen Musiker und sehr achtbaren Orchesterdirigenten. Als ausübendem Künstler auf der Violine ist ihm jedoch die höhere Ausbildung des Gesanges fremd geblieben, die Leitung der Sänger und ihr gleichmäßiges Zusammenwirken zu einem kunstgerechten Ganzen bei dem Einstudiren der Opern wird und bleibt unterlassen; und was ist ohne Abstellung dieses Uebels von einer Kunstanstalt ersten Ranges für die Zukunft zu erwarten? Was Gutes und Tüchtiges gewirkt wird, geht von dem Kunstgefühl einzelner Mitglieder aus, während ein talentvoller Director es zu einem vollendeten Ganzen bilden sollte. — Fräul. Löwe ist nach einer zweimonatlichen Abwesenheit eben so zu uns zurückgekehrt, wie sie uns verließ. Gleiche Lieblichkeit in der Erscheinung, gleiche, überall anerkannte vorzügliche Darstellungsweise, gleiche, oft überraschende Kehlfertigkeit, gleiches ausgezeichnetes Talent, aber auch gleiche kleine Unarten, gleicher Mangel an richtigem Tactgefühl, an Kenntniß der Musik, an Gründlichkeit des Studiums, an reiner Intonation, gleiche Einförmigkeit der Cadenzen, gleicher Ungeschmack der von ihr ausgehenden Verzierungen, gleiches, bis zur Widrigkeit getriebenes Aufschreien der hohen Töne. Wie bald würden, mit Fleiß und Selbsterkenntniß, unter Leitung eines bewährten Gesanglehrers, diese Mängel verschwinden, und auf welcher Stufe dramatisch-lyrischer Vollkommenheit würde Fräul. Löwe dann stehen? Wir glaubten uns am Schlusse des verflossenen Jahres hinsichtlich des Talents und der Mittel des Fräul. v. Faßmann zu großen Erwartungen berechtigt, müssen aber leider befürchten, daß sie nicht in Erfüllung gehen, denn seit den ersten 5 bis 6 Leistungen der Künstlerin in den Partien der Armida von Gluck und der Irmengard in Spontini's Agnes v. Hohenstaufen scheint sowohl ihr Eifer als der Wohllaut ihrer Stimme abgenommen zu haben. Wohl mag der Mangel an Beschäftigung, worüber sich die Sängerin bitter beklagt, auf beides einwirken, und es ist freilich nicht ermunternd für sie, zu sehen, daß Fräul. Löwe in werthlosen Opern wie der Postillon von Lonjumeau, die Gesandtin, die Nachtwandlerin, der Liebestrank u. s. w. Furore macht, während man sie in der Falkenbraut von Marschner beschäftigte, deren Langweiligkeit sie nicht zu besiegen vermochte, und die mit der dritten Vorstellung vor leeren Bänken zu Grabe ging. Wir empfehlen Fräul. v. Faßmann Fleiß und Ausdauer, damit wir bald nur Erfreuliches über sie berichten können. — Neues also ward uns, wie schon gesagt, während der Anwesenheit der Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften nicht gebracht; wohl aber hörten wir seit dem ersten Mal von der Vortrefflichkeit einer im Einstudiren begriffenen neuen Oper von Scribe und Auber: „der schwarze Domino," reden; sie sollte das beste Gedicht des unerschöpflichen Scribe, die beste Musik des feuchtbaren Auber sein. Wir hatten andere, weiter unten mitgetheilte Nachrichten, schwiegen aber wohlweislich davon, das Urtheil des gebildeten, Sinn für Sitt- und Schicklichkeit habenden Publicums erwartend. — Nach mehr als sechswöchentlichem Einstudiren kam endlich das berühmte Werk zur Aufführung und erhielt — Beifall —? Ja. — Nämlich das Spiel der darin beschäftigten Hauptpersonen; denn der Gesang ist hier Nebensache und das Ganze eigentlich ein Lustspiel mit eingeschalteten Gesängen. Wie hätten auch die trefflichen Leistungen der Damen Löwe, v. Wrochen und der Herren Bader, Mantius und Devrient nicht Anerkennung finden, und das lecke Fahrzeug über Wasser halten sollen? — Am Tage nach der Aufführung ließen sich indessen tadelnde Stimmen in Menge hören, die also lauteten: „Wird denn unser liebes Publicum nicht endlich der gehalt- und charakterlosen, zerrissenen, bis zum Ekel sich wiederholenden Tanzmusik der neuern französischen Opern müde werden? kann es länger noch an den alles Gefühl für Sittlichkeit empörenden Dingen, mit welchen Scribe, Religion und Moralität mit Füßen tretend, seine Operntexte zum Verderb der Jugend ausgeschmückt, Gefallen finden? kann ein rechtlicher Ehemann seine jugendliche Gattin, kann eine edeldenkende Mutter ihre Töchter in eine Vorstellung des schwarzen Domino führen?" — Uebereinstimmend mit diesen Fragen sprechen sich selbst die gediegensten französischen Blätter aus, und wir halten es für angemessen hier auszugsweise eine umfassende Beurtheilung der fraglichen Oper in wörtlicher Uebertragung mitzutheilen. — „Im schwarzen Domino von Scribe und Auber wird uns eine Entwürdigung der religiösen Kleidung, eine Parodie des Gebetes, eine Verspottung heiliger Gegenstände, die klarste und vollkommenste Verhöhnung des Staates, die Besudelung des nur für die keuschesten Stirn bestimmten Schleiers, eine Mummenschanze des Ehrwürdigsten was die Welt kennt, ein Schauspiel, mit einem Worte, dargeboten, welches das frechste Weib, der zügelloseste Mann nicht ohne Erröthen zu schauen vermag. Was Hr. Scribe dieses Mal sich unterfangen hat dem Publicum zu bieten, übersteigt alle Frechheiten, die er sich anderweitig erlaubte."

(Der Beschluß folgt.)

*) Auch wird dergleichen noch gedruckt; so eben erschien: Dramatischer Salon von A. Cosmar (Berlin, bei Morin) mit 6 Fabaisen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 144. — den 26. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet.

(Fortsetzung.)

„Er starb, da Sie den Thron bestiegen, Sire! Sein Herz war wieder froh geworden, da er die Krone auf Ihrem Haupte wußte. So schied er beruhigt. Kurz vor seinem Ende gab er mir dies Billet. Sein Auge war feucht, als er zu mir sprach: „Schätze dies höher, als das glänzendste Stück, mein Sohn!" Da schwur ich, das Kleinod niemals von mir zu lassen!"

„Und doch — ?"

„Ich mußte!" sprach der junge Mann mit höchst schmerzlichem Ausdruck, das rothe Taschentuch vor die Augen haltend. „Ich kannte kein anderes Mittel, schleunig den König zu sprechen!"

„Bin ich meinem Volke je unzugänglich gewesen?" sagte Ludwig, und indem er ihm das Blatt zurückgab, setzte er hinzu: „Hier! Behalten Sie dies Andenken! Der Sohn des Mannes, den ich meinen Freund nannte, soll nicht hinter dem Vater zurückstehen. — Was kann ich für Sie thun?"

In Thränen ausbrechend, warf Jener sich jetzt dem König zu Füßen. „Stehen Sie auf, Unglücklicher! Was haben Sie zu bekennen?" sprach dieser und beugte sich zu ihm nieder, aber in demselben Momente von den Augen des Jünglings getroffen, trat er schnell einen Schritt zurück. Er unterdrückte eine Frage, die ihm auf den Lippen schwebte und deren Antwort er doch im voraus kannte. Diese Aehnlichkeit konnte nicht zufällig, Laura, die ehemalige Freundin des Marquis Laroche, mußte die Mutter des jungen Mannes sein, der jetzt auf den Knieen, ein Jammerbild, vor dem Könige lag. Ludwig ahnte, daß er etwas Entsetzliches hören werde. Nochmals gebot er dem Knieenden, von innerer Bewegung Erschöpften, aufzustehen. Dann, die Frage, ob Laura seine Mutter sei, umgehend, begann er: „Ihr Vater hatte eine Italienerin zur Gattin? Lebt sie noch?"

„Sie ward mir entrissen, da ich noch ein Knabe war. Dank dem Himmel, daß meine Eltern frühzeitig starben!"

Der König hatte sich abgewendet; jetzt war ihm die Gewißheit geworden, Laura sei nicht mehr unter den Lebenden, mit einem betenden Blicke zum Himmel beging er ihre Todtenfeier. Jener hatte indessen eine Brieftasche hervorgezogen, und als der König sich wieder zu ihm kehrte, gab er ihm dieselbe mit den Worten: „Dies ist meiner Mutter Vermächtniß für Sie, ich leg' es in Ihre Hände, Sire! Mein Vater mochte seine Gründe haben, weshalb er es nicht that, wahrscheinlich wollte er die schlummernde Vergangenheit nicht aufwecken. — Ich fand diese Brieftasche bei seinen Papieren, auf einem kleinen Zettel hatte er bemerkt, daß er mir es frei stelle, ob ich die Blätter dem Könige ausliefern wolle oder nicht. Ich wähle das Erstere, weil ich einer solchen Fürbitter dringend bedarf!"

„Sind Sie verheirathet?" fragte der König schnell, während er die Brieftasche zu sich nahm. Der Fremde fing an zu zittern, seine Lippen bebten, als er spre-

chen wollte; er hielt sich an der Lehne eines Sessels fest, um die aufrechte Stellung zu behaupten. Den Kopf auf die Hände sinken lassend, stammelte er halblaut, mit dumpfer Stimme: „ich war es!" Nach einer Pause hob er den Kopf wieder und starrte mit weit offenen Augen vor sich hin, als habe er eine Vision. — „Meine Gattin — mein Bruder — Oh! —" Diese abgesetzten Laute stöhnte er aus der zerrissenen Brust. Seine Augen schlossen sich, er streckte die rechte Hand aus und schien etwas von sich abzuwehren. Vom König mit lauter Stimme angeredet, kam er zu sich selbst zurück. Er warf sich von neuem zu dessen Füßen und sprach zu ihm mit angstvollem, beschwörendem, Tone: „O, mein König, retten, retten Sie die Ehre meiner Familie! Opfern Sie mich dem Tode, lassen Sie mich langsam in einem einsamen Gefängnisse sterben, aber verbergen Sie meine Schande der Menschheit! Sie würde mir fluchen! Gott wird nicht so streng mit mir ins Gericht gehen!"

„Himmel!" rief der König, „welch ein furchtbares Verbrechen lastet auf Ihrer Seele?"

„Brudermord!" ächzte der Gefragte, wie ein unter dem Beil des Henkers Sterbender.

Der König entfärbte sich. Sein erster Gedanke mochte Laura sein. Ihr Sohn trug das blutige Zeichen Kain's auf der Stirn. Was hatte die Arme beim Schicksal, was hatte der edle Laroche verschuldet, daß ihr Sohn zum Brudermörder verdammt war? In solchen gräßlichen Räthseln spricht das Verhängniß! Aus dieser Ehe, hätte man glauben sollen, würde ein an hohen Tugenden reiches Geschlecht hervorgehen, doch ein dunkler Geist spottete des arglosen Glaubens der Menschen und rief sein Wehe! an der Wiege des neugebornen Kindes. Glücklich, daß ein gütiges Geschick den Eltern die grauenvolle Zukunft verhüllte und ihre Seelen zeitig genug von der Erdenhülle löste!

Die Summe von dergleichen Betrachtungen drängte sich dem königlichen Geist auf, da das entsetzliche Bekenntniß den bleichen Lippen des Unglücklichen entflohen war. — „Wohl!" rief dieser aufspringend, das Haupt freier erhebend, „wohl, ich bin ein Kain gewesen, der seinen Bruder an dessen Opfer erschlug! Aber nicht kleinlicher Neid, Eigennutz, elende Leidenschaft hat mich dazu getrieben, und sein Opfer war nicht dem Himmel, sondern dem Teufel seiner Lust geweiht — — Da lechzt' ich nach Blut, da schien mir eine höhere Stimme zuzurufen: Opfere auch ihn! ach! wie begierig verstand meine Rache diesen Wink — und so, mein König — so ist's geschehen!" —

Er schöpfte erleichtert Odem, seine Brust dehnte sich, alle seine Nerven waren angespannt und sein Auge sprühte Blitze, während eine brennende Röthe über sein Gesicht flog. Sein ganzes Wesen war erhöht, von edlem Stolze und feuriger Begeisterung erhoben. Das war kein gemeiner Mörder — gleich einem Racherngel, welcher Rechenschaft gibt von einem eben vollbrachten Werke, stand er dem Monarchen gegenüber. Er schien ein glühendes Schwert in seiner ausgestreckten Rechten zu halten. Nach und nach sank er wieder in sich zusammen; nur sein Mund zuckte noch verächtlich, als ob er die Gemeinheit der Menschen verhöhne.

Ludwig ließ ihm Zeit, sich zu sammeln und setzte sich mit gestütztem Haupte in einen Lehnsessel, selbst der Sammlung bedürfend. So viel war ihm gewiß, daß er es hier mit einem Menschen zu thun hatte, dessen That, wie sie auch geschehen, nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden konnte. Darin lag ein gewisser Trost: denn den Sohn Laura's und seines Lebensretters zu richten, war ein schweres Amt, für welches nur das Römerherz eines Brutus stark genug war, der über seine geliebten Sohne das Todesurtheil aussprach. Ludwig war von der Natur weicher geschaffen und lebte in einer andern Zeit, wo dergleichen Selbstverläugnungen zwar bewundert, aber verworfen werden. Der milde Geist des Christenthums verschmäht solche Opfer. Und doch — was sollte der König thun, wenn die Versammlung seiner Richter in die Bücher der Gesetze sah und ihr Schuldig! über den Verbrecher aussprach? Machte er auch von seinem Begnadigungsrechte Gebrauch, so war nichts desto weniger der zum Tode Verurtheilte, ja schon der in peinlicher Untersuchung Gewesene, und mit ihm seine ganze Familie, gebrandmarkt. Wo fand sich ein Ausweg, dies zu umgehen? Schon sah Ludwig dem düstern Augenblick entgegen, wo ihm die Behörde von dem Morde Anzeige machen werde. Dann war Alles verloren!

Dies bedenkend, preßte er, schwer seufzend, die Hand auf das Herz. Mit mitleidigen Blicken sah er auf den mit gefalteten Händen zum Boden Starrenden und betrachtete ihn lange wie einen dem Untergange Geweihten. Ein Mörder ist den finstern Mächten verfallen, wenn auch seine That Entschuldigung verdient — vergossenes Menschenblut schreit nach Rache! Um wie viel mehr Bruderblut!

Der junge Laroche mochte, den scheuen Blick auf

den Königerichtend, etwas von dergleichen Gedanken auf dem Antlitz desselben lesen. Er neigte, wie bejahend, sein Haupt, doch der Ausdruck der Verzweiflung hatte seine Mienen verlassen. Eine gewisse Art von Frieden schien in sein Herz eingekehrt, seitdem er sein eigener Ankläger geworden. Nach ungeheuren Schmerzen thut der geringere sogar wohl.

In diesem Falle befand sich jetzt der Unglückliche. Die dem Könige gemachte Entdeckung seiner That hatte ihn wunderbar erleichtert; erst nun war er fähig, die nähern Umstände in zusammenhängender Darstellung zu berichten, die jener, wenn auch mit widerstrebendem Schauder, verlangte.

Um den Leser jedoch nicht durch fortgesetztes Wechselgespräch zu ermüden, übernehmen wir selbst die Rolle des Erzählenden, indem wir zugleich die Ergebnisse der in Laura's hinterlassenem Tagebuche enthaltenen Bemerkungen zur Vervollständigung dieser Skizze benutzen.

Der Marquis Laroche hatte sich ungefähr ein halbes Jahr nach der plötzlichen Flucht des Königs aus Verona mit seiner geliebten Laura vermählt. Damit war denn auch das Gerücht von einem Liebeseinverständnisse derselben mit dem Könige von Frankreich, das sich mehr und mehr verbreitet hatte, zum Schweigen gebracht worden. Man schloß auf eine Personenverwechslung, da der wahre Name des vermeintlichen Herrn von Belliard, vielleicht nicht ohne eigne Veranlassung des Marquis, bekannt geworden war, und überredete sich, daß dieser Herr von Belliard und der Marquis Laroche von jeher eine und dieselbe Person gewesen seien, ohne daß ein pseudonymer Laroche existirt habe! So verschwand jeder Hauch auf dem reinen Spiegel von Laura's Ehre, und nichts blieb übrig, als der Neid der jungen, schönen Veroneserinnen, die ihr den Besitz des Marquis gern misgönnt hätten, wenn Laura's Liebenswürdigkeit wegzuleugnen gewesen wäre. Der Marquis hatte in ihrer Liebe zu dem Könige keinen Anstoß für seine Brautwerbung gefunden, er vertraute ganz dem edlen Herzen der Geliebten — er war zufrieden mit dem reinen Gefühle, welches sie ihm ohne Zweifel zollte, ja er sah darin sogar die Basis zu einer glückseligeren Ehe, als die Flamme der schnell sich verzehrenden Leidenschaft in der Regel zu gewähren vermag. Eine erhöhte Freundschaft dünkte ihm für solch' einen Bund am günstigsten, in welchem sich so oft, wenn der flüchtige Liebesrausch entflogen ist, die bitterste Enttäuschung einstellt.

Dies hatte er nicht zu befürchten. Mit mild bewegtem Herzen schloß er sie als seine Gattin in die Arme, und sie reichte dem Manne gern ihre Hand, von dem sie wußte, er wolle allein ihr Lebensglück, wenn sie auch nicht sagen konnte, ob in ihr die Liebe flüsterte: „Wie dankbar mußt Du ihm sein!“ oder die Dankbarkeit: „Du mußt ihn lieben!“ (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Der schwarze Domino.]

Nun folgt der Inhalt des Stückes, den wir hier übergehen. Weiter unten heißt es: „Hat man dies schamlose Machwerk gesehen, mit dem die Kunst zum Nichts herabgewürdigt wird, so fragt man sich, für welch ein Publicum Herr Scribe dasselbe gedichtet haben mag? — Es ist weder für solche, welche die Religion ausüben und ehren, und die sich von der leisesten Verletzung, die man ihr beibringt, mit verwundet fühlen, noch, um tiefer herabzusteigen, für Menschen, die sich nur die Moral der Welt aneignen und welche verlangen, daß die Convenienzen beachtet werden, und daß in Sachen, wie in der Sprache Decenz und Scham sich zeige. In dies Stück kann weder eine Mutter ihre Tochter, noch ein Verheiratheter seine Gattin führen.“ — Wenn das die Pariser sagen, so haben die Berliner gewiß kein zu hartes Urtheil gefällt! — „Die sogenannte gute Gesellschaft kann nur Abscheu empfinden bei diesem Gemälde moralischer Entwürdigung, welche weder der Rang der handelnden Personen, noch die Spitzfindigkeit des Schriftstellers zu beseitigen vermögen. Es ist ein trauriges, abschreckendes ja Unwillen erzeugendes Schauspiel, wenn man erst bemerkt, daß der Verfasser den Glaubenspfeiler rüttelt, und daß er profanirt, was in der moralischen Ordnung das Bewundernswürdigste und Schönste ist. Was wird ihm doch für die Zuschauer und Zuschauerinnen noch übrig bleiben? — Wahrhaftig, ich wage es nicht zu sagen, aber es ist schmerzhaft zu denken, daß die dramatische Kunst in der Hand des gleichsam mit einem Vorrecht dazu versehenen Schriftstellers so tief gesunken ist! — Man sagt, daß Hr. Scribe Geist und Talent besitze; ich will es glauben. — Hat man aber diese Gaben von Oben empfangen, warum sie nicht zum Guten anwenden, statt zum Bösen? warum nicht zur Erhebung der menschlichen Würde, statt zur Entwürdigung? — Uebrigens kenne ich keinen Componisten, der würdiger wäre, sich mit Hrn. Scribe zu verbinden als Hrn. Auber. Hr. Auber ist der Scribe der Musik, Hr. Scribe der Auber der Literatur. Hr. Scribe achtet mehr auf die Menge, als auf den Werth seiner Stücke; er sorgt mehr für seinen Geldbeutel als für seine Werke; ebenso strebt Auber mehr nach einer Menge von Partituren als nach deren Vollendung, und aus Furcht, ein *armer* Musiker zu werden, ist er lieber ein *beklagenswerther* geworden. Scribe bringt in einem Stücke genau nur den Geist und das Interesse an, welches der gemeinen Einsicht nothwendig ist; mit haushälterischer Vorsicht verschwendet er *nie* in *einem* Stücke seine Einbildungs- und

Erfindungskraft; eben so, wenn Auber bei der Composition einer Oper auf drei musikalische Gedanken stößt, so spart er klüglich den vierten für die folgende Oper. Scribe geizt nach dem Beifall der Neuigkeits-Magazine, der Modeläden und solcher weiblicher Wesen, welche wie die Cousine einer Königin, die Herzogin Angela, auf Abenteuer ausgehen. Auber's höchster Ehrgeiz aber strebt, sich in Quadrillen bei Julien und bei Musard zu hören, wo die Anhänger und Anhängerinnen Hrn. Scribe's sich amüsiren &c." Diesem, allerdings etwas scharfen aber nicht weniger wahren Uetheil wird zwar der Referent unter dem Zahlzeichen 18. der Spener'schen Zeitung den Krieg erklären, schwerlich aber das Schlachtfeld als Sieger verlassen, da ihm die Kerntruppen sein gebildeter, kunstverständiger, das Verwerfliche nie in Schutz nehmender Männer, nebst allen zartfühlenden, sittigen und ihren Ruf achtenden Frauen, schlagfertig entgegen treten; auch wird er gewiß nicht so indiscret sein, mit Damen über die Handlung der Oper, worüber sie nur erröthen können, zu discutiren. Freilich hat der Bearbeiter oder Uebersetzer des leichtfertigen Werkes die anstößigen Reden so viel als möglich gemildert und uns einen in allen Theilen recht vorzüglichen Dialog geliefert, der, unterstützt von dem ausgezeichneten Vortrag der Mitglieder, das Publicum bestechen mußte, das Schlüpfrige, Unsittliche der Handlung aber nicht mildern konnte. Von den hochgespannten Erwartungen des Publicums, von denen der obengedachte Hr. Recensent spricht, haben wir troß unserer ausgebreiteten Bekanntschaft und dem Zutritt, den uns alle gebildete Zirkel Berlins gewähren, nichts vernommen. Ein Verrath an der Freundschaft ist es aber, wenn derselbe schreibt: man behaupte, daß der schwarze Domino das Beste sei, was Scribe in dieser Art hervorgebracht habe und er, der Referent, es selbst keineswegs in Abrede stellen will. Soll da der schwerbeleidigte Scribe nicht ausrufen: „18! warum hast du mir das gethan!" — Wenn inzwischen auch dieser Domino, abgesehen von der darin vorherrschenden Tendenz, nicht das Schlechteste ist, was Scribe geliefert, so ist es doch wenigstens die schlechteste Musik, womit Auber unser Opernrepertoir bereichert. Wenige einzelne Stellen ausgenommen ist im ganze Werke kein neuer, noch nicht verbrauchter Gedanke zu finden; er hat sich durchweg selbst abgeschrieben, und nicht einmal glücklich abgeschrieben. Blitzt hier und da auch eine angenehme, singbare Melodie hervor, so wird sie sogleich wieder durch ein unleidliches synkopirtes Walzerthema oder durch unsinniges Geplapper erstickt. Die dermalige französische Operndichtung sowohl als Musik entbehrt ohnehin allen Rhythmus unter dem Deckmantel sein sollender Originalität. Hr. Auber hat aber in diesem seinem letzten Werke einen, jedes musikalische Ohr so beleidigenden Mißbrauch damit getrieben, daß es wohl nur der Spener'schen Zeitung einfallen kann, solchen entschuldigen zu wollen, oder gar schön zu finden; freilich wird sie uns belehren, daß dies, der Beibehaltung der spanischen Nationalität wegen, nicht anders sein konnte: wir sind aber ehrliche Deutsche und kleben an dem Vorurtheil, lieber etwas Gutes und Correctes, als diese spanisch-tyrolische Mixtur zu hören. Schon an der Ouvertüre hat man genug, gelangt man aber bis zur Arie der Angela im dritten Act, so begreift man nicht, wie ein durch seine früheren Werke sehr achtbar und beliebt gewordener Componist sich so weit verirren konnte, solch baaren Unsinn zu schreiben. Angela plappert, — denn Gesang soll es doch wohl nicht sein? — eine ellenlange Erzählung ihrer nächtlichen frivolen Abenteuer, in lauter Sechszehntheilen und in decimaliger Wiederholung der sogenannten Melodie, dem Publicum vor, und endet mit einem ganz trivialen Walzer, voll des lächerlichsten Passagenwerkes, wozu der originelle Tonsetzer folgende Worte gebraucht:

„Que mes erreurs soient effacées,
Quand Dieu va recevoir mes voeux,
A lui seul toutes mes pensées...
Oui je le dois...
(avec douleur)
Je ne le peux!....
Amour, ô toi, dont le nom même
Est ici frappé d'anathème,
Toi, dont souvent j'avais bravé les traits,
Ma souffrance
Qui commence
Doit suffire à ta vengeance!"

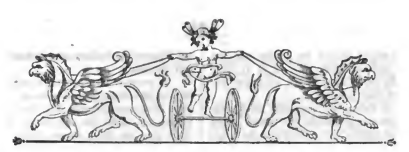
Ein unfehlbarer Beweis, wie tief Hr. Auber in die Idee des Hrn. Scribe, allen religiösen Sinn lächerlich zu machen, eingedrungen ist. — Wenn wir die unendliche Schwierigkeit berücksichtigen, die das Unterlegen eines deutschen Textes unter diese Legion französischer unsangbarer, sylbenverschluckender, in keinen Rhythmus zu bringender Noten für den Uebersetzer hat, so können wir nicht anders als der Lichtenstein'schen Uebertragung unbedingtes Lob ertheilen, die sogenannten Härten, welche ihm der weise Referent 18. der Spener'schen Zeitung vorwirft, liegen in der Verdrehung und Verstümmelung des Originaltextes, die sich die französischen Componisten erlauben, und wir müssen es Hrn. von Lichtenstein Dank wissen, daß er uns bereits mehr als zwanzig gelungene Opernübertragungen geliefert, und zwar unbestritten die Besten geliefert hat. — Warum hat denn die kritische 18 die unverantwortlich schlechte Uebersetzung des Postillon de Lonjumeau, so wie mehrere ihr zur Seite stehende (unter andern die der Falschmünzer und der Weißmützen, die uns das königstädtische Theater anzuhören gab) nicht gerügt? Wir kennen die Motive recht gut, die den Hrn. Recensenten dazu bestimmen, allen Arbeiten des Hrn. von Lichtenstein Etwas anzuhängen, wollen sie aber noch zur Zeit verschweigen, da sich vielleicht bald Gelegenheit finden dürfte, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Gegenwärtig wird zum Geburtstage Sr. Maj. des Königs eine neue Oper: „Die Macht des Liedes;" mit Musik von Lindpaintner, einstudirt. Von diesem Meister läßt sich nur Gutes erwarten und wir freuen uns herzlich, wieder einmal ein vaterländisches Product zu hören, über dessen Erfolg möglichst bald Bericht erstattet werden soll.

Notiz.

[Mundt] arbeitet jetzt an einem Lustspiel in vier Acten und in Versen, das im neuen Jahrgang des „Delphin" erscheinen wird.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 145. — den 27. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet.

(Fortsetzung.)

Der Marquis hatte niemals Ursache, seine Vereinigung zu bereuen. Er fühlte sich ganz glücklich in Laura's Besitz, und diese wußte ihm mit zartfühlender Vorsicht jedes Zeichen — so weit dies in ihren Kräften stand — zu verbergen, welches auf den fortdauernden Sturm ihres Innern hätte schließen lassen. Nur ihre in Folge desselben wankende Gesundheit machte ihm Kummer, ohne daß er den eigentlichen Grund der Veränderung entdeckte. Nach ihrem Tode erst erhielt er durch ihre Tageblätter Aufschluß.

Laura hatte von der Natur einen Geist empfangen, der sich an die stille Wirksamkeit einer Hausfrau, welche volle Befriedigung in ihrem kleinen Kreise findet, nicht anketten ließ. Ihre Blicke schweiften über die weite Welt, das Wohl und Wehe der Menschheit berührte ihr großes — für ein Weib allzugroßes — und doch nicht hinlänglich gestähltes Herz. Ein dunkles Sehnsuchtsgefühl zehrte an ihrem innersten Leben, und die Bestimmung desselben stand in Hieroglyphenschrift vor ihrem geistigen Auge, deren Enträthselung sie immer suchte, vermied und wieder suchte, zu finden hoffte, fürchtete und nicht finden konnte. Das Verhängniß selbst schien gleichsam bei ihrer Geburt unentschlossen gewesen zu sein und ihr keinen Fingerzeig auf die Bahnen mitgegeben zu haben, die sie durchpilgern sollte. So mußte der mächtige Drang in ihrer Brust sich zu unnennbarer Angst verwirren. In Frankreich, mitten in den Gräueln der Revolution, hätte sie vielleicht durch irgend eine fanatische That sich ihr Schicksal schnell bereitet — in ihrem Vaterlande siechte sie langsam hin, und durch ihre Verheirathung stellten sich ihr ganz andere Pflichten gebieterisch entgegen.

Sie liebte und achtete ihren Gemahl herzlich; sie erkannte alle seine Vorzüge, sie dankte ihm täglich im Stillen für seine Zärtlichkeit; sie sah in der Blässe seines Gesichtes, in der geheimen Trauer seines Auges den Schmerz um den bedenklichen Zustand ihrer Gesundheit — aber ach! ihre Genesung hätte eher eines betäubenden Opiums, als eines milden Balsams bedurft!

Vielleicht wäre der ruhelose Dämon in ihrer Brust niemals so gewaltsam aufgeweckt worden, wenn sie nicht der Zufall — darf man so sagen — an ein Königsherz geführt hätte. Dann hätte sie vielleicht nur für die großen Gestalten der Vorzeit und für ihre idealen Bilder einer schönen, fernen Zukunft geschwärmt. Doch der vertraute Umgang mit Ludwig hinterließ seine nachdauernde, gefährliche Wirkung. Hier war ihr ein Gegenstand gegeben, der klar und anschaulich zu den Nebelbildern ihrer Seele hinzutrat. Ihr Geist klammerte sich an diese Gestalt, von deren Armen sie so oft umschlungen worden war — in Ludwig sah sie den Mann, der das Gewirr ihrer Hoffnungen und Wünsche mit scharfen Umrissen bezeichnen sollte. Im Traum erschien er ihr mit der Krone auf dem Haupte, die Nationen der Welt huldigend, freudig huldigend zu seinen Füßen,

über ihm der beflügelte Genius der Freiheit mit dem Palmenzweige. Und er lächelte ihr, als ob er sagen wollte: „Auch Du hast Deinen Antheil an diesem Triumphe, Du warst seine Freundin!"

Sie liebte in Ludwig den zum Glück der Menschheit berufenen Herrscher und glaubte ihn nur als solchen zu lieben: doch sie täuschte sich! Der Name ihres eigenen Gemahls erinnerte sie nur allzuoft an die seligen Nächte im stillen Garten ihres Vaters, den der Himmel nun auch zu sich genommen. Sie täuschte sich, weil diese Liebe in dem allgemeinen Strome ihrer Gefühle zerfloß. Wenn aber nicht die einzelne Woge, so erschütterte die ganze Fluth desto mächtiger den schwankenden Bau ihres Lebens.

Anfangs hatte sie einige Male an Ludwig geschrieben und keine Antwort erhalten; später ergab sich, daß die Briefe nicht in seine Hände gelangt waren. Man hatte wahrscheinlich gefürchtet, durch eine solche Sprache von einer Dame den armen König zu sehr aufzuregen.

Mit jedem Monat, mit jedem Jahre ward Laura hoffnungsloser; Bonaparte's furchtbare Größe, die sie mit Bewunderung und Entsetzen zugleich erfüllte, erhob immer höher ihr stolzes Haupt, Ludwig verzehrte sich thatenlos am gastfreien Heerde Britanniens — Laura's Seele war entmuthigt, entkräftet im rastlosen Ringen, die Vergangenheit erschien ihr wie ein leerer Traum, und jetzt bemühte sie sich vergebens und zu spät, ihr Glück als Gattin, als Mutter zu finden.

Mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit beobachtete und leitete sie die Kinder, die sie ihrem Gemahl geboren hatte. Es entging ihr nicht, welche Keime in den beiden schönen Knaben lägen. Sie schienen ihr Naturen, die in der Regel im Leben nicht glücklich zu sein pflegen, und oft bekamen die Eltern Gelegenheit, über die Entwickelung ihres Bruno und Ludwig sehr ernstliche Betrachtungen anzustellen.

Jener — der ältere — ein träumerischer, unzufriedener Charakter, hatte schon in den frühesten Jahren jenen Zug in seinem blassen Gesichte, der für den Vorboten innerer Brängstigung gelten konnte. Sein schweres, bängliches Athemholen prophezeihte kein langes Leben. Man glaubte darin Anfangs einen Fehler seiner körperlichen Beschaffenheit zu finden, überzeugte sich aber später, daß er, zwar nicht stark, aber vollkommen gesund sei. Eine unglückselige Mischung der Temperamente in ihm bestimmte ihn gleichsam im voraus zum Leiden, und der Ausdruck seiner Mienen entsprach dieser Prädestination. Er glich dem stillen Mondlichte, das auf den Blumen und Gräsern eines vulkanisch erhitzten Bodens schlummert.

Je weiter er ins Knabenalter vorschritt, desto schärfer trat seine Eigenthümlichkeit hervor. Oft, wenn ihm etwas Verletzendes begegnet war, setzte er sich in einen Winkel und weinte still und leise — kein aufloderndes Wort ging von seinen Lippen, seine Thränen flossen, wie es schien, ohne irgend eine Aeußerung leidenschaftlichen Unwillens, und so hätte man glauben sollen, er suche nur Erleichterung in einer sanften Wehmuth. Aber dem war nicht so: diese Lippen, welche lautlos geschwiegen, hatte er im Gefühle seiner Kränkung oder seines Zornes zerbissen, daß sein Mund von Blut schäumte, und die Hände lagen, krampfhaft geballt, unter dem niedergesunkenen Haupte.

Solche und ähnliche Beispiele bekümmerten seine Eltern bei verschiedenen Gelegenheiten.

Ludwig war in vielen Beziehungen das Gegentheil von seinem Bruder. Offen, aber leichtsinnig, weichherzig, aber auch nicht stark genug gegen gefährliche Einflüsse, ehrgeizig und für das Gute und Schöne leicht zu begeistern, aber zugleich sinnlich entzündbar, übereilt in seinen Handlungen und eben so schnell fertig zu selbstquälerischer Reue — nirgends die rechte Mitte findend — so tummelte er sich auf der schwanken Bahn seines jungen Lebens.

Das Verhältniß der beiden Knaben war ein liebevolles, wenn auch durch kleine, bald ausgeglichene Zwistigkeiten bisweilen unterbrochenes. Ihre ausführliche Jugendgeschichte gehört nicht hierher; genug, wenn theils ihre Charaktere aus dem Seelenzustande ihrer Eltern, vorzüglich Laura's und dem Genius der Ehe, aus welcher sie entsprossen, erklärbar, theils durch jene Charaktere insbesondere das Schicksal der Brüder motivirt erscheint.

Laura starb, von ihrem Gatten und den Söhnen mit den schmerzlichsten Thränen beweint. Der Marquis, dessen sich schon seit mehrern Jahren eine tiefe Melancholie bemächtigt hatte, entzog sich der Welt von nun an gänzlich. In seinen Memoiren hinterließ er seine Gedanken über die ereignißvolle Zeit seines Lebens. Indem er seinen zu Jünglingen heranwachsenden Kindern einzelne Abschnitte daraus vorlas, mündliche Bemerkungen daran knüpfend, verband er damit zugleich das Geschäft der Erziehung. Im Anfange der Restauration folgte er seiner geliebten Laura ins Grab, nachdem er, wie erwähnt, das königliche Billet seinem Bruno übergeben hatte. Ludwig empfing jenen Ring zum Andenken, welchen seine Mutter als ein Erinnerungszeichen an

die verhängnißvollen Augenblicke ihrer Trennung vom Könige am Finger getragen und erst sterbend von sich gelassen hatte.

Nach dem Tode ihrer Eltern zogen die Brüder aus ihrem Aftervaterlande nach Frankreich, erst im südlichen auf einem höchst romantisch gelegenen Gute ihren gemeinschaftlichen Aufenthalt nehmend, später sich nach der Hauptstadt begebend.

Bruno kaufte sich einen Landsitz in der Nähe von Paris und brachte daselbst regelmäßig einige Sommermonate zu, den größten Theil des Jahres lebte er in der Stadt. Ludwig genügte seinem Gelüst nach einer größeren Reise und bewarb sich dann um Militairdienste, während sein Bruder unabhängig zu bleiben vorzog und sich in das Studium der Geschichte und der Literatur versenkte. Unter einem falschen Namen trat er selbst als dramatischer Dichter auf, sich der neuen Richtung anschließend, welche damals begonnen hatte.

Bisher war den Brüdern, wie viel ihnen auch mißlungen und fehl gegangen, noch nichts entschieden Unglückliches begegnet, — die Liebe sollte es ihnen bereiten; sie sollte sich ihnen in eine finstere Eumenide verwandeln, vor welcher sie erst im Tode Ruhe finden konnten.

Eines Abends geht Bruno in einem entfernten Theile des Palais royal auf und ab, seinen Gedanken überlassen. Die Luft weht kühl und erquicklich. Er tritt an einen Springbrunnen und schaut seinem silbernen Spiele zu. So steht er lange, den Kopf gesenkt, mit verschränkten Armen. Ein Strahl der scheidenden Sonne, welcher jetzt auf den Punkt fällt, den er ins Auge gefaßt hatte, blendet ihn — er wendet sich ab und schreitet langsam nach einer andern Seite, die tiefen Baumschatten und eine Steinbank suchend, auf welcher er einige Minuten ruhen könne.

Er gelangt zur nächsten und findet sie schon besetzt. Zwei weibliche Gestalten haben dicht neben einander Platz genommen; die Eine, allem Anscheine nach jugendlich, hat ihm den Rücken zugekehrt und scheint aufmerksam ihrer Nachbarin zuzuhören, welche mit dürren Händen gesticulirend, in sie hineinspricht.

Bruno macht, leise athmend, halt. Die sprechende Person erhebt ein wenig das Haupt, und er sieht in ein steinaltes, faltenreiches, vertrocknetes Gesicht mit großen eingesunknen, noch immer lebhaften Augen. Indem er einen Schritt zurücktritt, um hinter einem Baume ungestört, unbeobachtet zu beobachten, stehen die beiden Frauen auf. Die Alte stützt sich auf einen Krückenstock und bewegt sich langsam und mühsam. Sie nehmen die Richtung nach ihm zu — als sie nahe kommen, geht er, wie zufällig, um sich nicht dem Verdachte eines Lauschers auszusetzen, an ihnen vorüber. Die junge Dame erblickt ihn und ist überrascht, betroffen — sie hält einen Augenblick an, er glaubt sie erröthen zu sehen. Dann läßt sie den Schleier über ihr Antlitz fallen, bietet der Alten ihren Arm, die sich neugierig und mit argwöhnischer Miene nach dem jungen Mann lange und wiederholt umschaut.

Dieser ist wie festgebannt an dem Orte, wo ihn ein Anblick bezaubert hatte, von dem er sich noch kaum zu erholen weiß. Ihm ist es, als ob ihm eine Fee erschienen sei, die sein Herz, er fühlt es, mit unwiderstehlicher Macht an sich ziehen werde. Seine Blicke folgen begierig der schlanken, hohen Gestalt — ferner und ferner schwebt sie, bis sie am Ausgange der Allee verschwindet, — Bruno steht noch immer gefesselt, er hat nicht Kraft genug, ihr zu folgen, das süßeste Entzücken und bange Ahnung treiben ihn vorwärts und halten ihn zurück, er muß sich Gewalt anthun, um seiner wieder mächtig zu werden, und wankt, wie ein Trunkener, nach der Bank, wo sie gesessen. Er gleitet am Sitze nieder und fühlt die heißen Schläfe auf dem kalten Stein. Lange liegt er halb wachend, halb träumend, mit dem Bilde der Verschwundenen beschäftigt. Die Sonne ist längst unter, er bemerkt kaum die tiefe Dunkelheit, die ihn umgibt. Endlich schleicht er still davon und nimmt sich vor, morgen wieder an derselben Stelle der holdseligen Erscheinung zu harren.

Noch vor der Dämmerung stellt er sich den Tag darauf ein. Mit vollen Zügen die Luft einathmend, schüttelt und dehnt er sich, wie der Blüthenbaum nach der drückenden Tageschwüle, da er das belästigende Gewühl der Menschen, die sich im vordern Theile des Palastes durch einander treiben, hinter sich hat. Spähend, erwartungsvoll, klopfenden Herzens eilt er nach dem Springquell, nach dem Steinsitze, er sieht, er hört Niemanden. Das geschwätzige Wasser, die flüsternden Bäume scheinen ihn zu verhöhnen — oder zu trösten, tröstet er sich selbst einen Augenblick nachher: „Sie wird kommen, sie wird mir wieder erscheinen, und vielleicht werd' ich zu ihr sprechen dürfen!"

„Aber," fährt er in seinen Gedanken fort, „wer mag die Alte sein? Weiß ich doch nicht, wie mir wurde, als ich ihr in das uralte Gesicht sah! Wie mag sie zu dem Engel kommen, der sie begleitete und über den sie eine gewisse Herrschaft, ein geheimnißvolles Uebergewicht

auszuüben schien? Ein seltsames, mährchenhaftes Paar! Ach, wenn mein süßer, unaussprechlich süßer Traum in ein Mährchen zerrönne?"

Bei diesen Worten blickte er wieder aufwärts. Ein Schauer der Wonne durchwehte seine Brust, er sah die beiden Gestalten, die Allee herauf auf sich zu kommen. Er zwang sich, ihnen entgegen zu gehen. Als er nah genug war, daß die junge Dame ihn bemerken konnte, blieb sie plötzlich einige Augenblicke stehen, wie am gestrigen Abende, faßte sich dann, so dünkte ihm, flüsterte ihrer Begleiterin etwas zu und setzte ihre Schritte eher schneller, als langsamer weiter fort. Ehrerbietig, doch mit vielsagendem Blicke begrüßte er sie. Sie dankte mit anmuthiger, fast zaghafter Verbeugung, die Wimpern senkend — aber ein einziger Blick aus ihrem schönen Auge war hinreichend gewesen, dem Herzen des Jünglings für immer jede Wahl unmöglich zu machen. Seine Lippen öffneten sich, um zu reden — da ging sie vorüber, ehe er den Muth gewinnen konnte, sie anzusprechen, und die Alte wendete wieder das zitternde Haupt nach ihm um und schaute ihn groß an und bannte ihn mit ihren geisterhaften Blicken. Am Arme des Mädchens schwankte sie nach dem Ruheplatze und setzte sich nieder. Jenes bückte sich nach einer Blume am nahen Bosket und schritt vor der Alten auf und nieder, welche mit ihrem Krückenstocke Zeichen in den Sand schrieb.

„Wenn ich einmal entschlossen bin, mich ihr zu nähern, warum zögere ich noch?" sprach Bruno für sich. Vielleicht war ihm der Muth wiedergekommen, da ihm die schöne Dame den Rücken zukehrte. Er ging auf sie zu. Eben wollte sie sich neben ihrer Begleiterin auf die Bank niederlassen, als sie den jungen Mann vor sich sah, der sich mit einer geschickten Anrede an sie wendete und, ehe sie etwas entgegnen konnte, seine Kühnheit damit entschuldigte, daß er vorgab, in ihr eine auffallende Aehnlichkeit mit einer Dame zu finden, die er vor mehrern Jahren in Italien kennen gelernt. Zugleich nannte er einen fingirten Namen. Beim Sprechen verabsäumte er natürlich nicht, einen guten Theil seiner Worte an die Alte zu richten, um sie nicht gleich Anfangs gegen sich einzunehmen. Diese erhob sich jetzt langsam, während das Mädchen mit ruhiger Würde erwiederte, „daß sie sich nicht erinnere, ihn vor gestern Abend gesehen zu haben." Die stärkere Betonung der Worte vor gestern Abend zu seinem Gunsten deutend, verbeugte sich Bruno nochmals, wie zum Dank, und sagte rasch: „Möglich, daß ich mich irre, mein Fräulein — dennoch segne ich den Zufall — —."

„In Italien, mein Herr," unterbrach ihn jetzt die Alte mit scharfer Stimme, „in Italien haben Sie eine Aehnlichkeit Eugeniens gefunden?"

Nach dieser Frage sah sie dem Jünglinge unverwandt ins Gesicht. Ein Schamgefühl über seine kleine Nothlüge fing an sich bei ihm einzustellen — schon drohten seine brennenden Wangen mit Verrath, er mußte unwillkürlich den Blicken der immer starrer auf ihn Schauenden ausweichen. Im Wegsehen trafen ihn Eugeniens — so hieß die junge Dame — bedeutungsvolle Augen. Er wußte nicht, was urplötzlich in ihm vorging — stotternd brachte er eine verwirrte Antwort hervor. Die Alte fuhr ruhig fort: „Sehen Sie meine Pflegetochter genauer an —" — „Nein! nein!" rief Bruno hastig, „ich habe mich getäuscht, ich finde nichts Aehnliches, gar nichts! Jene Person war älter und —" Er hielt wieder inne, sich die Hand über die Augen streichend; dann zwang er sich zu einem Lächeln, und schüchtern Eugeniens Hand fassend, die sie ihm willig bot, und sie küssend, sprach er bescheiden bittend: „Und würden Sie mir zürnen, wenn ich Ihnen gestünde, daß es nur ein Vorwand war, mit dem ich mich Ihnen zu nahen wagte, Fräulein Eugenie?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

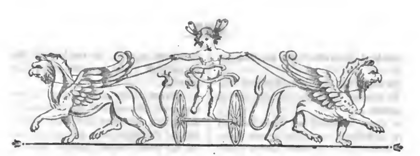
[Neue Genrebilder von Boz.]

Der Verf. der Geschichte des Pickwick-Clubbs und der Abenteuer des Nikolaus Nickleby hat eine Reihe humoristischer Genrebilder geschrieben, die zugleich in Braunschweig bei Westermann von Dr. Diezmann übersetzt erscheinen. Das erste Bändchen mit einer hübschen Federzeichnung nach Cruikshank enthält 10 interessante Bilder vom londoner Straßenleben.

[Musikfest in Magdeburg.]

Man meldet uns aus Magdeburg von dem zweitägigen Musikfest am 28. und 29. Juni. Am ersten Tage „Abadonna," Oratorium von Mühling, dem dortigen wackern Musiker. Text, von Brüggemann, wird mangelhaft und langweilig genannt, so daß auch stellenweise die Composition darunter gelitten. Der Inhalt ist aus dem Messias; im ersten Theil der Fall der Engel, im zweiten Begnadigung durch Vermittlung des Erlösers. Die Soloparttien wurden von Mad. Schmidt aus Halle (Sopran), Mad. Müller aus Braunschweig (Alt), Diedecke aus Dessau (Tenor) und Krieger von eben dort (Baß) ausgeführt. Am zweiten Tage im Saale des Rathhauses Concert. Aus Berlin wirkten mit Fräul. v. Faßmann, Zschiesche, Eichberger, dessen Stimme, beiläufig bemerkt, an Höhe wieder gewonnen hat. Von Leipzig: David und Queißer. Auch Fräul. Schlegel sang, Drechsler aus Dessau spielte Cello.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 146. — den 28. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet.

(Fortsetzung.)

Eugenie nahm sein aufrichtiges Bekenntniß mit einem milden Lächeln auf, worauf sie ihn unbefangen einlud, sich neben sie zu setzen, ihn fragte, ob er gewöhnlich solche einsame Spaziergänge wähle, dann auf das Leben in Paris überging und sich überhaupt frei und offen dem neuen Bekannten mittheilte. An ihrem fremden Dialekte merkte er ihr die Engländerin an, obgleich sie nach ihrem Gesichtsschnitte einer andern Nation zuzugehören schien. Sie entdeckte ihm auch bald, daß sie von einer spanischen Mutter geboren sei. Von schmerzlichen Gefühlen bewegt, schwieg sie darauf, eine stille Schwermuth gleitete wie ein Flor über ihr sanftes Antlitz, dem die feinen, dunklen Augenbrauen einen eigenthümlichen hohen Ernst gaben. Bruno, in der Absicht, sie wieder heiter zu stimmen, äußerte scherzend, daß er eigentlich nicht recht wisse, zu welcher Nation er sich zu zählen habe, und theilte ihr in einigen flüchtigen Zügen seine Lebensgeschichte mit.

Die Alte hatte indessen die Beiden ruhig reden lassen und dabei fortwährend mit prüfenden Blicken betrachtet. Endlich, da eine kleine Pause entstand, schüttelte sie verwundert das Haupt und hub an: „Sonderbar und seltsam! Mir ist's schon gestern aufgefallen. Wohl, junger Herr, wohl mochte Ihnen aus Eugeniens Zügen eine Aehnlichkeit, eine räthselhafte, Ihnen selbst unbewußte Aehnlichkeit entgegensprechen! In Ihrer Nothlüge war mehr Wahrheit, als Sie selbst glaubten. Und auch Du, Eugenie, hättest nicht so oft von der gestrigen Begegnung gesprochen, wenn Dich nicht ein Etwas, ein unerklärliches Etwas gefesselt hätte! Schäm' Dich nicht, mein Engel! Wer weiß, was die Sterne über Dich beschieden!"

„Wie, Signora?" warf Bruno dazwischen, der die Schwätzerin, er wußte selbst nicht warum, für eine Südländerin hielt, „sprechen Sie sich deutlicher aus — diese Augenblicke —"

„Aus Augenblicken," sprach Jene weiter, „besteht das ganze Leben und jeder einzelne hat seine Bestimmung da droben! — — Wir gehen selten aus — ich und Eugenie — da war sie denn die Tage her etwas traurig und trüb geworden und so schlug ich ihr gestern diesen Spaziergang vor und sagte zu ihr: „Sei froh, mein Engel, Du wirst Dich wieder finden." — Ich dachte mir weiter nichts Besonderes bei den Worten und sieh! Sie hat sich gefunden, wohl nicht, wie ich's nahm — hm! höchst sonderbar, höchst seltsam!"

„Was hast Du, gute Ursula?" fragte Eugenie ängstlich.

„Ist er doch," fuhr die Alte mit erhöhter Stimme fort, „das leibhaftige Ebenbild von Dir, bist Du doch das leibhaftige Ebenbild von ihm! Schau nur, schau!" — Nachdem sie wiederholt das Haupt geschüttelt, griff sie nach Bruno's und Eugeniens Hand und sagte kreischend: „Ei, auch dieselben Linien in der Hand! Unver-

kennbar! — Kinderchen! Kinderchen! wer hat Euch zusammengeführt?"

Dabei ließ sie absichtslos des Jünglings und Eugeniens Hände in einander fallen und lächelte die fast Erschrockenen freundlich an.

Bruno hätte mögen die Gunst des Augenblicks ergreifen, Eugenien zu bekennen, wie gern er den Linien der Hand, der Aehnlichkeit und jedweder andern Zufälligkeit, die auf seine schönste Hoffnung hinweise, glaube und vertraue — doch gebot er seinem vollen Herzen noch, um Eugenien nicht zu verletzen, und schloß seine Lippen mit einem stummen Handkuß. Sie zitterte und wagte den Jüngling nicht anzusehen — Ursula schrieb wieder hastige Zeichen in den Sand und murmelte vor sich hin. Eugenie brach endlich das drückende Stillschweigen mit der Bemerkung, daß es Zeit sein möge, nach Hause zurückzukehren. Auch hatte sich der Himmel umwölkt und drohte mit Regen. Bruno wechselte mit den Damen einige gleichgültige Redensarten über das Wetter, während dessen diese ihren Heimweg antraten. Bruno begleitete sie. Als sie in die Nähe der ersten Straße gekommen waren, fingen einzeln große Tropfen an zu fallen. Jener, nach ihrer Wohnung sich erkundigend, die sie unmöglich, ohne naß zu werden, erreichen konnten, bat die Frauen, einen Augenblick unter einen Vorsprung zu treten, und eilte nach einem Miethwagen. Eben rollte einer vorüber; er ließ den Kutscher umlenken, bezeichnete ihm den Ort, wohin er zu fahren habe, war den dankbaren Damen beim Einsteigen behülflich, und um die Erlaubniß bittend, morgen bei ihnen vorsprechen zu dürfen, entfernte er sich schnell, ehe er Antwort erhalten.

Bruno lenkte seine Schritte nach einer andern Seite. Bald regnete es stark — er lüftete die Brust und lief wohl länger als eine Stunde Straß' auf Straß' ab, bis er ermüdet vor seinem Hotel anlangte. —

Warum die einzelnen Stadien der gegenseitigen Liebe Eugeniens und Bruno's dem Leser einzeln vorführen? Sie liebten sich, wie unschuldige Kinder, rein und innig — sie lebten nur, um sich zu leben; sie lachten mit einander und weinten noch mehr, ihre Glückseligkeit in Thränen aussprechend, wenn ihnen die Worte fehlten. Die Alte aber sprach seit dieser Zeit viel vom Sterben. „Mir hat," sagte sie eines Tages zu ihrer Pflegetochter, „mir hat oft geträumt von einem Jünglinge, wie diesem. Nun ist er gefunden, nun kann ich schlafen gehen, ich bin alt, matt und lebensmüde, und Ihr sollt nun leben!" — Sie hörte auf, ihre Wahrsagerkünste zu üben, ihr prophetischer Genius schien von ihr gewichen — sie war eine gewöhnliche, stumpfe Alte geworden.

Bruno erfuhr von ihr nur in Andeutungen, daß Eugeniens Mutter aus einem spanischen Kloster entflohen, sich mit einem schottischen Edelmanne, der ihre frühern Schicksale nicht gekannt, verheirathet, viel Reisen mit ihrem Gatten gemacht habe und von diesem einmal plötzlich verlassen worden sei. Seine Eifersucht mochte die Ursache gewesen sein, denn die Spanierin habe einige Zeit lang in vertrautem Umgange mit einer hohen Person gelebt, welche Ursula durchaus nicht näher bezeichnen wollte. Nach der Geburt Eugeniens sei die Mutter in Wahnsinn verfallen und bald darauf gestorben. Ursula habe an dem Kinde seitdem Mutterstelle vertreten und sich endlich nach vielen Jahren mit ihm in Frankreich, in Paris, niedergelassen. Dazu sei sie durch einen Traum vermocht worden, der sich mehrere Nächte hintereinander wiederholt habe.

Bruno und Eugenie vermählten sich und lebten ein stilles, friedliches Leben, abwechselnd in der Hauptstadt und auf ihrem Landgute. Noch kannte Eugenie ihres geliebten Gatten Bruder, Ludwig, welcher schon seit einem Jahre in einer entferntern Provinzialstadt in Garnison lag, nur aus Briefen. Seine schriftlichen Mittheilungen athmeten Anfangs den heitersten Geist; später wurde er sparsamer mit denselben, man sah's ihnen an, daß sie ungern geschrieben waren; bis er nach einem ziemlich langen Stillschweigen endlich das Geständniß ablegte, eine unglückliche Liebesaffaire habe ihm zeither die frohe Stimmung so nachdrücklich gestört, daß er zum Correspondenten völlig untauglich gewesen sei. Nun habe aber sein Temperament gesiegt und ihm seinen Lebensmuth, den er zu verlieren in Gefahr gewesen, wieder gegeben. Mit offenherziger Naivetät erzählte er dann, daß er sich mit einem Mädchen, dessen Schönheit ihn entzündet, eingelassen, ihm Hoffnungen auf seine Hand gemacht und es zuletzt, erkältet, verlassen habe. Die im höchsten Grade Gekränkte, Aufgereizte habe ihn in einem Billetchen mit verstellter Milde noch um eine einzige Unterredung gebeten; er sei in die Falle gegangen und habe müssen Zeuge der leidenschaftlichsten Ausbrüche sein, wie er sie kaum für möglich gehalten. „Die Halbwahnsinnige," schrieb Ludwig, „erdrückte mich bald in der letzten Umarmung, der ich Mühe hatte, mich zu entwinden. „Ich hasse Dich, Treuloser, Falscher, ich hasse Dich mit ganzer Seele," rief sie, „und doch kann ich den Gedanken nicht ertragen, daß Du nach mir noch

eine Andere lieben könntest. Fluch Dir und Fluch ihr!" Dies waren ihre letzten Worte, nach denen sie fast ohnmächtig niedersank. Als ich ihr Hülfe geschafft, stürmt' ich davon. Sie hat eine Zeit lang krank gelegen; jetzt, hör' ich, ist sie völlig genesen und soll häufig Gesellschaften besuchen. Das hat mich getröstet; meine Wenigkeit ist doch nicht wichtig genug, als daß sie sich um ein gebrochenes Frauenherz nicht zu beunruhigen brauchte. Im künftigen Monate werde ich übrigens nach Paris versetzt, und da freue ich mich denn schon im voraus, meinen lieben Bruder wieder, und meine schöne Schwägerin zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

Als Bruno seiner Gattin den Brief vorgelesen hatte, und diese nachdenkend vor sich nieder sah, ohne, wie es schien, auf den Schluß desselben geachtet zu haben, weckte sie Jener mit einer sanften Berührung aus ihrem träumerischen Sinnen auf und sprach: „Du sollst dem wilden Bruder den Kopf zurecht setzen, liebe Eugenie! Es ist mir schon deshalb recht lieb, daß er nach Paris zurückkehrt. Das Garnisoniren in der Provinz ist ein halbes Campagneleben und schlimmer, weil es weniger zu thun gibt. Wir wollen ihm hier nach und nach an unserm stillen Kreise Geschmack beibringen. Es ist nur gut, daß diese Liebesgeschichte so weit glücklich abgelaufen ist — das arme Geschöpf hätte sich auch in Gram verzehren und sterben können. Pfui, die Untreue ist ein schwarzes Vergehen!" Eugenie reichte ihm die Hand und zog ihn an sich, als wollte sie sagen: „Unsere Herzen werden diese Schuld niemals auf sich laden!" Mit Innigkeit schloß sie Bruno in seine Arme. In diesem Augenblicke kam die alte Ursula ins Zimmer und unterbrach die fernere Unterredung der beiden Gatten. Es wurde ihr gesagt, daß Bruder Ludwig bald nach Paris kommen werde. „Der Mädchenfänger?" entgegnete sie. „Was meinst Du damit?" fragte Bruno überrascht. „Mir fiel ein altes Lied ein," antwortete sie, „weiß nicht mehr, wo ich's gelernt habe; es fing sich mit dem Namen Ludwig an." Unverständlich, halb singend, halb sprechend ging sie wieder hinaus. „Man merkt's ihr immer an," sagte Bruno lächelnd, „daß sie einmal die Wahrsagerin hat machen wollen. Ihre ganze Art und Weise zu sprechen schmeckt noch danach. Sie kommt mir vor, wie eine alte Thurmuhr, die seit langer Zeit unbrauchbar, bisweilen noch mit ihrem rostigen Räderwerke schnurrt, wenn der Wind hindurchpfeift."

Die Frist, welche Ludwig in seinem Briefe für seine Ankunft in der Hauptstadt angegeben hatte, war ziemlich abgelaufen. Schon fing man an seiner Versetzung in ein anderes Regiment zu zweifeln an, als eines Morgens ein graubärtiger Soldat, Ludwig's alter Diener, erschien und seinen Herrn als eingetroffen meldete. „Es lebe Paris!" rief er, „hier kann man Franzos im eigentlichen Sinne sein; in den Nestern der Provinz existirt man nur halb!"

Ludwig folgte seinem Vorläufer auf dem Fuße nach. Während dieser seiner redseligen Zunge freien Lauf ließ, öffnete der junge schöne Capitain hastig die Thür. In glänzender Reiteruniform stürmte er sporenklirrend herein. Bruno sprang von seinem Sitze auf — das Wort im Munde abbrechend, zog sich der Diener mit militairischer Ehrerbietung zurück und stand wie eine Bildsäule. „Da bin ich!" rief Ludwig und die Brüder lagen sich in den Armen. „Willkommen! Willkommen!" entgegnete Bruno, nachdem die erste Begrüßung vorüber war, nahm ihn bei der Hand und stellte ihn seiner Gattin vor. Mit einiger Verwirrung nahte sich Ludwig Eugenien. „Ich sollte Ihnen wie einer Bekannten entgegentreten, theuerste Schwägerin," sprach er, „und nun muß ich wegen meines steifen Etiquettengrußes herzlich um Entschuldigung bitten! Ich habe mir Sie anders vorgestellt, ganz anders — und dennoch ist mir's, als hätt' ich Sie schon einmal gesehen!"

Eugenie dachte unwillkürlich an ihr erstes Zusammentreffen mit Bruno, das mit dem jetzigen einige Aehnlichkeit hatte. Lächelnd erwiederte sie: „Gewiß in Italien bin ich auch Ihnen erschienen, lieber Capitain. Nicht? Ich fürchte, daß ich eine Doppelgängerin habe!" Diese scherzhafte Wendung stimmte das Gespräch heiter, das sich in Gefahr befand, einen ernsten Anstrich zu bekommen. Ludwig ließ seinen Witz sprühen, Bruno hatte viel zu fragen, und Eugenie, obgleich weniger gesprächig als die beiden Männer, hörte aufmerksam ihrer Unterhaltung zu und flocht zuweilen eine flüchtige Bemerkung ein, der Ludwig immer ein verbindliches Wort anzuknüpfen wußte. So verfloß wohl eine Stunde, ohne daß eine Pause eingetreten wäre. Der Diener Ludwig's büßte dabei am meisten ein. Er, der danach brannte, in dem langentbehrten Paris ein wenig seiner Neigung nach zu gehen, stand noch immer kerzengerade im Hintergrunde des Zimmers und wartete auf Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen. Endlich machte er sich durch Husten bemerklich, worauf ihn sein Herr unter dem Bedauern der Uebrigen entließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Heiligenstadt an der Leine.

[Satisfaction, Literatur.]

„Heiligenstadt, meine Freundin, ist eine Stadt, in der sich viele Heilige finden. Nur schade, daß sie alle von Stein sind. Ein Stein hat gut heilig sein, einen armen Menschen von Fleisch und Blut kommt das schwerer an." So schrieben Sie in Ihren geistlichen und weltlichen Briefen vom Jahre 1836 in der „Zeitung für die elegante Welt," und ich finde in Ihren weiblichen und männlichen Charakteren Thl. I. die Stelle wörtlich und unverändert wieder. Wir Heiligenstädter haben ernstlich auf Zurücknahme Ihrer Insinuation gehofft, allein Sie fanden es nicht für gut. Ich könnte sagen: Wir wollen uns rächen. Sie haben unsere schlichten Heiligenbilder verspottet und haben Bemerkungen fallen lassen, die nichts weniger als schmeichelhaft sind für Fromme und Unfromme, Sie haben an der „Scheuche," wie wir den kleinen gemüthlichen Wasserfall unserer Geislede nennen, geschwärmt und sind undankbar gewesen gegen den Ursprung Ihrer Gefühle. Alles dies verdiente Rache. Bei alle dem komme ich nicht mit Rachegefühlen, sondern mit der Bitte, uns nicht in allen Stücken so verächtlich zu behandeln. Wir haben auch unsere Literatur, leider aber hat unser Homer mit dem alten nur das eine Schicksal gemein, daß er erblindet ist. — Doch ich falle in Ihren Ton und will doch ernst bleiben. Es ist hier ein Heft Gedichte erschienen, verfaßt und herausgegeben von einem pensionirten Invaliden, der sich Johann Gottfried Andreas Müller nennt. Müller ist kein Name mehr in heutiger Zeit, lieber Himmel! und Gedichte machen heißt auch noch nicht ein Dichter sein, ich weiß es wohl, und ein blinder Mann, der dichtet, ist noch kein Homer. Alles dies zugegeben, führe ich Ihnen doch diese Gedichte vor und bitte, sie zu lesen. Müller war Soldat, er hatte Frau und Kinder, da wurde er, noch sehr jung, blind. Dies Unglück lieh ihm Schmerz und der Schmerz lieh ihm Worte. So lange er noch einen Schimmer von Licht sah, tappte er in den Wäldern herum und erging sich dort einsam in seinen Gefühlen. Dort entstanden die meisten seiner Gedichte, besonders das längste, ein Epos in Balladenform, „Klara von Engelsburg." Es ist kein enormes Glück, ein zweiter Mathisson zu sein, und mit Wehmuth und Abendthau seine Gefühle zu wässern, allein Müller von Heiligenstadt hat auch etwas von Stegemann und Körner in seiner Lyra, einige Saiten sind patriotisch. Was jene elegische Stimmung in Müller betrifft, so nenne ich auch das Gedicht: Stimmglocke. Sie wissen, daß in vielen katholischen Ländern die Sitte herrscht, durch eine Glocke, welche man die Stimmglocke nennt, der christlichen Gemeinde den nahen Tod eines in den letzten Zügen liegenden Sterbenden mittelst eines eintönigen Anschlagens oder Geläutes zu verkünden, um, das ist der Sinn und Zweck desselben, dem Scheidenden ein stilles Gebet nachzusenden. In diese Stimmung versetzt sich nun der blinde Müller und mischt die Gefühle seines Unglücks in diese Töne. Enfin, ich bitte Sie, der Stadt Heiligenstadt die Satisfaction zu geben, diese Gedichte zur Anzeige zu bringen. Ein gelehrter Mann gab dem Heft den Titel „Blasteia," zu deutsch: Keime. Es gibt in der Literatur viele Keime, aus denen kein Baum wird. Lassen Sie also auch diese Keime — Ihnen empfohlen sein. —

Notizen.

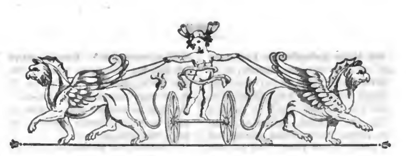
[Frau von Krüdener in Riga.]

Dr. Dorow hat (in Berlin bei Alex. Dunker) als seinen Facsimiles zugehörig ein Heft „Denkschriften und Briefe, zur Charakteristik der Welt und Literatur," herausgegeben, das eine Reihe höchst schätzbarer Privatbriefe enthält. Wir werden bei der Lectüre des Buchs Einzelnes ausbeuten. In einem Briefe der Händel-Schütz aus Petersburg vom Jahre 1812 finden wir eine Schilderung der Krüdener, wie sie unter einem Haufen von Schustern und Schneidern, Bierknechten und Spitzbuben, eine zarte Orangenblüthe unter Distelköpfen, gesessen und ihnen von der „eindringenden Liebe, von dem im Durchbruch begriffenen Gnadenbächlein, von der lebendigen Freudenkerze, vom Täublein, das in der Ritze singt," und andern süßen Muckersachen vorerzählt. Man nannte sie in Riga die „verrückte Ministerin," ihre Gesellschaften „Thränen-Société, Seufzer-Colonie und Lauwarmwasser-Ressource."

[Das Haus Rothschild.]

Im Feuilleton des Constitutionnel liest man: „In der Finanzwelt beginnt das Gestirn Rothschild zu verbleichen, wenn auch nicht an Credit und Reichthum, doch an Geschicklichkeit, Tiefe und Großartigkeit der Speculationen. Der Geist des großen Nathan herrscht nicht mehr in der Gelddictatur, zu welcher er seine Familie erhob. Leute, die in die Geheimnisse des Geldumsatzes eingeweiht sind, behaupten, daß diese Familie seit Nathan's Tode kein Uebergewicht mehr in Europa hat. In London hat der Gestorbene nicht seinen Geist, nur seine Millionen hinterlassen; in Wien untergräbt das Haus Siena durch die Freisinnigkeit, womit es zuerst die Anlage der österreichischen Eisenbahnen ergriffen, jeden Tag mehr die Macht der Familie Rothschild, selbst bei dem Fürsten Metternich, einem ihrer ersten Beschützer. In ganz Italien ist ihr Name nichts gegen den Namen Torlonia. In Frankreich sind ihre Ansprüche größer, hochfahrender geblieben; aber auch hier fängt man an, zu behaupten, daß sich dieselben nicht mehr rechtfertigen; daß Einbildung und Pracht sich bei ihnen mehrten, aber Fähigkeiten sich minderten. Der Stern Rothschild ist auch hier nicht mehr in der Mittagshöhe. Man versichert, daß Rothschild vor großen Unternehmungen, z. B. vor der Anlage einer Eisenbahn nach Havre oder nach Orleans, zurückschrecke, und dagegen sich um kleine Lieferungen für die Armee und die Marine bemühe. Der neuliche wohlfeile Ankauf des Hotels Talleyrand durch das Haus Rothschild aber ist das Zeichen einer boshaften Reaction gegen diesen Banquier geworden."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags —— 147. —— den 30. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet.

(Fortsetzung.)

Nun wurde beschlossen, Ludwig solle, bevor er eine passende Wohnung gefunden haben werde, im Hause bleiben. Bruno gab sogleich Befehl, ein paar Zimmer für ihn einzurichten. Jetzt erschien auch, von Eugenien veranlaßt, die alte Ursula. Als sie den neuen Ankömmling erblickte, betrachtete sie ihn nach ihrer Gewohnheit lang' und starr und fragte zuletzt mit einiger Verwunderung, zu Bruno gewendet: „Der ist der Herr Bruder?" — Nachdem dieser selbst die bejahende Antwort gegeben, machte sie eine traurige Bewegung und schlich nach kurzem Gruße wieder davon.

Ludwig sah ihr laut lachend nach. „Diese Ruine scheint wenig Gefallen an mir zu finden," sprach er, „und mich meinerseits würde sie auf einem Gemälde mehr ergetzen, als im Leben. — Gewiß ein altes Inventarium Deiner lieben Frau!" fuhr er, sich zu Eugenien kehrend, fort.

Mild, aber ernst entgegnete die Angeredete: „Lassen Sie sich durch ihre kleinen Eigenheiten nicht stören, Schwager; wer weiß, wie wir uns benehmen würden, wenn wir eine so lange Reihe von Jahren hinter uns hätten!"

Darauf ging sie der Alten nach, vielleicht, um ihr Mißbehagen über Ludwig's ungehörige Worte zu verbergen, vielleicht um es ihn noch mehr fühlen zu lassen. Bruno erklärte das Verhältniß seiner Gattin zu Ursula dem verlegenen Bruder, welcher, Eugenien bei ihrer Rückkehr sein Unrecht auf geschickte Weise eingestehend, ihre schöne weiße Hand von neuem zu küssen, eine willkommene Gelegenheit bekam. — Aber wie dann die Menschen sind: es ist gefährlich, einer schönen Frau mißfallen zu haben, ehe sie uns genauer kennen gelernt! Wir fürchten so leicht, das Spiel bei ihr für immer verloren zu haben, weil wir gleich Anfangs einen falschen Wurf gethan; wir trauen von nun an dem Glücke nicht, wenn es mit einem Lächeln den ersten Fehler wieder gut zu machen scheint; es soll uns größere Zeichen seiner Gunst geben, und ach! indem wir leidenschaftlicher und leidenschaftlicher immer mehr von ihm fordern, nach Höherem verlangen, als beim Beginne in unserer Absicht lag, setzen wir endlich Alles auf einen einzigen tollkühnen Wurf und — wie selten gelingt er! Das gequälte Glück flieht den Rasenden und überläßt ihn der Verzweiflung!

So war bei Ludwig ein unvorsichtiges, nicht schlimm gemeintes Wort die erste Ursache zu tiefer Verirrung — zu unnennbarer Qual — zu Tod und Untergang!

Schon die erste Nacht im gastlich ihm geöffneten Hause brachte er in unruhigen Träumen zu, welche in sein offenes Herz den Saamen zu unseliger Leidenschaft legten. Eugeniens Schönheit und der Gedanke: „Sie gehört Deinem Bruder, und Du giltst ihr vielleicht noch weniger als ein naher Verwandter!" entzündete eine Flamme in seiner Seele, welche, schnell genährt, sein ganzes Wesen nur allzubald mit verderblichem Brande

anstecken sollte! Mit scheuer Aufmerksamkeit hing er an Eugeniens Blicken, an ihren harmlosen Worten, in jedem Blicke, in jedem Worte suchte er eine Beziehung und durfte sie endlich suchen, da dem zartfühlenden, scharfsichtigen Weibe sein Benehmen gegen sie auffallen mußte. Anstatt sich aber männlich aufzuraffen, würdig zu beherrschen, erhitzte ihn Eugeniens Verlegenheit, mühsam versteckter Zorn, zurückweisende Kälte nur noch mehr. Die Arme hatte nicht den Muth, dem Gemahl ihre Befürchtung zu bekennen, der, nichts Böses ahnend, an Ludwig keine bedenkliche Veränderung spürte, zumal, da dieser in seines Bruders Nähe die Kunst der Verstellung wie ein Meister übte. Nur um des Verbrechens willen gelang es ihm, dem Dämon in seiner Brust Zügel anzulegen, bis er ihn gefahrlos entfesseln könne — die Tugend hatte seine Macht über ihn verloren! Jetzt bereute er, in seinen Briefen so aufrichtig gewesen zu sein, seinen Leichtsinn nicht verschwiegen zu haben; er wähnte sich von Eugenien wegen seiner Unbedachtsamkeiten und Uebereilungen, die seine Feder ausgeplaudert hatte, verachtet. Ach, wäre er doch zur Besinnung gekommen, hätt' er sich nicht verhehlt, daß er jetzt erst verachtet zu werden verdiene! Doch kein guter Genius warnte ihn; immer gieriger wüthete das Feuer in seinem Herzen, immer verblendeter rang sein Geist mit finstern Träumen und Gedanken — und alle sie verschlang der einzige Finsterste: in Eugeniens reinen Armen diese Gluth auszulöschen, die ihn rastlos marterte. Unglücklicherweise hatte ihm der arglose Bruno selbst den Vorschlag gemacht, bis zum Ende der Saison in seiner Wohnung zu bleiben, und Ludwig hatte dem Anerbieten bereitwillig Gehör geleistet. Täglich war er nun mit Eugenien zusammen, täglich mußte er Zeuge sein von der Liebe, der Zärtlichkeit, dem Glücke der beiden Gatten. Er lechzte, diese verbotenen Früchte von Eugeniens Lippen pflücken zu können — die Qual des Tantalus wüthete in ihm, er verwünschte sein Geschick und jedes brüderliche Gefühl kehrte sich in Neid und Haß um. Bruno schien ihm der Räuber seiner Seligkeit — der Gedanke an dessen Tod gewährte ihm Erquickung. Seine Wangen erbleichten, seine Augen fielen in ihre Höhlen zurück — die schadenfrohe Hölle sog ihm das Mark aus den Gebeinen. Was empfand Eugenie dabei! Und nun wurde auch in Bruno's Herzen der Argwohn rege — nicht die Eifersucht, denn er hätte Häuser gebaut auf Eugeniens Reinheit!

Um so aufmerksamer beobachtete er den Bruder. Das drohende Unglück abzuwenden, beredete er ihn, eine Reise zu unternehmen. Ludwig weigerte sich entschieden und ließ den Beleidigten blicken. Um die Ruhe Bruno's war's geschehen — er sah den Kampf Eugeniens, sie die Angst ihres Gatten, aber Keines wagte das Stillschweigen zu brechen, Beide hofften noch, der Himmel werde die finstern Wolken zerstreuen, und stärkten sich in stillen Nachtgebeten.

Zwischen den Brüdern war ein gespanntes Verhältniß entstanden. Bruno entschloß sich endlich, entscheidende Schritte zu thun. Zuvor aber wollte er ein anderes Mittel versuchen. Als er eines Abends mit dem Bruder allein war — Eugenie hatte sich wegen Unwohlsein auf ihr Zimmer begeben — bat er diesen, einige Scenen aus seiner neuesten Tragödie, an der er arbeitete, vorlesen zu dürfen. Ludwig willigte ein, vielleicht nur, um nicht zu sprechen. Der Gegenstand des Gedichtes war der Verrath des Sextus Tarquinius an Lucretia's Ehre. Bruno las die erschütternde Stelle, wo sich die keusche Gattin im Beisein ihres Gemahls Collatinus und seiner Freunde, nachdem sie dieselben zu ihren Rächern vereidet, selbst den Tod gibt. Ludwig merkte seines Bruders warnende Absicht, doch anstatt zurückzuschaudern, ergriff er in seinem Innern die Partei des Sextus und hohnlachte dem Schmerze des Collatinus. Mit dumpfem Schweigen, welches Bruno für ein gutes Zeichen nahm, verließ er spät in der Nacht den Bruder und eilte nach seinem Gemache. Zu diesem gelangte man durch einen langen Gang mit verschiedenen Thüren nebeneinander. Sei es aus Irrthum, sei es mit Vorsatz, er öffnete eine falsche und trat ein. Ein schwaches Licht erhellte das Cabinet — es war Eugeniens Schlafzimmer. Angekleidet lag diese auf dem Bette — ihre schlaff herabhangende Hand hatte ein Gebetbuch fallen lassen. Das tief herabgebrannte Licht leuchtete matt auf dem Tische. Sie schien betend, in Thränen eingeschlummert zu sein — ihre bleiche Wange war noch feucht. Ein Glas Wasser stand halbgeleert neben ihr.

Starr in ihrem Anblicke versunken, trat Ludwig vor das Bett — er beugte sich über sie — ihr ängstlicher Odem berührte seine brennenden Lippen. Im Begriffe, sie zu küssen, vernimmt er ein leises Geflüster. Eugenie regt sich träumend. „O, Gott!“ bebt mit einem schweren Seufzer aus ihrem bedrängten, durch leichten Flor schimmernden Busen — noch hat der Teufel in Ludwig's Seele nicht alle Macht über ihn gewonnen. Der Erschrockene tritt zurück, ein Zittern überfällt ihn — eine namenlose Angst — er löscht das Licht aus — ein langer, schwarzer Schatten steigt an der Wand auf; wie

von Geistern verfolgt, tappt er nach der Thür, drückt sie geräuschlos ins Schloß und, von tiefer Nacht umgeben, erreicht er sein Zimmer, wirft sich glühend aufs Lager und schläft erst gegen Morgen ein. In dieser Nacht war mit seiner letzten Erscheinung sein guter Genius auf immer entflohen!

Beim Erwachen war Ludwig kalt, entschlossen, von jedem Zweifel frei. Mit der Ruhe eines Bösewichts, dessen Gewissen verstummt ist, wartet er den Abend ab. Auf den Zehen schleicht er sich in Eugeniens Schlafgemach und schüttet ein betäubendes Pulver in das Wasserglas, welches eine Magd jeden Tag an ihrer Herrin Bett zu setzen hat. Dann verläßt er das Haus, um spät wiederzukehren. Mitternacht ist längst vorbei, als er über den dunkeln Gang schreitet; er kann voraussetzen, daß Alles im tiefsten Schlafe liegt. Einen Degen zu sich nehmend, um sich gegen einen möglichen Ueberfall zu schützen, geht er leise nach Eugeniens Zimmer. Er findet die Thür verschlossen. Darauf vorbereitet, öffnet er sie vorsichtig, wie ein Dieb, mit einem Instrumente, das er sich zu diesem Zwecke zu verschaffen gewußt. Rings tiefe, todte Stille — nur die schöne Schwägerin athmet — —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus London.

[Socialer Zustand, Lebnwesen, Armuth in den drei Reichen.]

Der vielen Materialien ungeachtet, welche beständig in englischen Publicationen über den innern Zustand Großbritanniens erscheinen, bemerke ich, daß nur unvollkommene Ansichten über diesen, für ganz Europa höchst wichtigen Gegenstand in deutschen Blättern geäußert werden. Mir scheint, eine klare Entwickelung der Ursachen des jetzigen socialen und politischen Zustandes Großbritanniens und eine Darstellung der von den drei Parteien, in welche sich das denkende englische Publicum theilt, beabsichtigten Zwecke müsse für den gebildeten Deutschen von größerem Interesse sein, als bloße Tagesneuigkeiten. — In politischer Hinsicht haben die verschiedenen Ansichten, welche in England obwalten, ohne Zweifel ihre Anhänger auch in deutschen Landen. — Daß Ehrgeiz und Eigennutz gar Manchen in die eine oder andere Partei wirft, ist wahrscheinlich in Deutschland auch der Fall. Leider nur zu oft, fürs allgemeinen Wohl, findet dies in England Statt, wo Reichthum ganz besondern Einfluß übt und Talent und Intrigue offenes Feld haben, sich die Bahn zu brechen. Nur wenige der politisch ausgezeichneten Männer möchten bei scharfer sachkundiger Prüfung als reine Patrioten erscheinen. — Lauterer ist der Beweggrund der religiösen Ueberzeugung, die gar Manchen, bei der besondern Conformation der kirchlichen Verhältnisse Großbritanniens veranlaßt, der einen oder andern politischen Partei beizupflichten. Jedoch auch hier gibt es gar viele Fälle, wo Ueberzeugung blos Vorwand, Eigennutz aber die wirkliche Triebfeder ist. — Die lange Erprobung der von seinen Vorvätern errungenen politischen Rechte hat den Briten mit Bewunderung und blindem Zutrauen zu der unfehlbaren Wirksamkeit der allgemeinen Principien der Landesconstitution erfüllt. Die Meinungen spalten sich überhaupt nicht hinsichtlich der wirklichen Fundamental-Principien, die zu verschiedenen Zeiten als Basis des Staatsgebäudes niedergelegt wurden, sondern in Betreff der Art und Weise, wie dieselben angewandt wurden, jetzt werden und künftig werden sollen. — Wäre es dem Geiste der Läuterung in religiöser Hinsicht erlaubt gewesen, in England ungestört voranzuschreiten, so wäre ein großer Theil Großbritanniens schon lange vor Heinrich VIII. auf eine, für die damalige Zeit ausgezeichnete Stufe der Aufklärung gelangt. Allein das Werk des Lichts wurde beständig und sogar noch während der ersten Regierungsjahre dieses Königs mit Heftigkeit unterdrückt. Kein Wunder also, daß, da die Forschung in einem die Massen so direct ansprechenden Felde gänzlich versagt war, auch die abstracteren Begriffe der Politik uncultivirt blieben. Eine sich stufenweise entwickelnde Berichtigung der religiösen Formen, die von so großem Einflusse auf das Nationalleben sind, hätte sicherlich bei einem freien*) Volke zur Rectification der etwaigen Staatsgebrechen beigetragen. Statt dieses gemäßigten Fortschreitens stürzte Heinrich VIII. mit einem Male die damaligen kirchlichen Einrichtungen, die mit dem Leben der Nation selbst eng verbunden waren, und verursachte durch diese schnellen, nicht zur Reife gelangten und extremen Veränderungen gar manchen, auf die Nation später wirkenden, Uebelstand. — Da der Umsturz der bisherigen Staatsreligion weder aus religiöser Ueberzeugung noch aus Rücksicht für das Wohl der Nation, sondern aus persönlichen Gründen, und in der Absicht, sich dem vom Papste direct auf das Volk ausgeübten Einflusse zu entziehen, Statt gefunden, so wurden bei Einführung der anglicanischen Kirche die Interessen der Nation gänzlich außer Acht gelassen, und es wurde Hauptaugenmerk, sich den neuen Klerus durch jetzt zu Gebot stehende Mittel zu verbinden. Die Besitzungen der früher katholischen Erzbisthümer und Bisthümer wurden auf die jetzt anglicanischen Würden übertragen. Es wurden sechs neue Bisthümer (worunter Oxford), von welchen fünf bis auf die jüngste Zeit fortbestanden, errichtet und mit confiscirten Gütern der Klöster dotirt. Die an die Bisthümer, an die Klöster und an den seculären Klerus zu entrichtenden Steuern wurden zum Unterhalte der Diener der neuen Kirche beibehatten. Die eingezogenen Güter der Klöster wurden nicht etwa zum Wohl der Nation überhaupt angewandt, sondern entweder den königlichen Domainen einverleibt, oder an Günstlinge, die sich alle zum neuen Glauben bekennen mußten, verschenkt, um die neue Ordnung der Dinge zu con-

*) Durch die Magna Charta und andere schon damals errungene Freiheiten.

solidiren, und zugleich die dem Könige persönlich geleisteten Dienste zu belohnen. — Früher gaben die in den Klöstern lebenden Mönche nicht nur die Einkünfte ihrer Stifter unter ihren eigenen Miethsleuten, also in den Provinzen, aus, dadurch einem großen Theile der Mittelclasse Subsistenz sichernd, sondern durch ihre gezwungen-einfachere Lebensweise, bei geringeren Bedürfnissen, konnten sie schonend und gütig mit ihren Untergebenen verfahren, und thaten es wirklich, während die nachherigen Eigenthümer nur ihre eigenen Interessen gewahrend, ihrer Habsucht kein Ziel setzten und den erpreßten Miethzins in der Hauptstadt verpraßten. Ferner zeigten sich die Mönche und die übrige Geistlichkeit stets willig, die auf ihren Landereien wohnenden Armen zu unterstützen — In grellem Gegensatze hiermit steht das Verfahren der neuen Eigenthümer. Nicht nur alle Rücksichten auf die schon anwesenden Armen außer Acht setzend, scheuten sie sich nicht, deren Anzahl durch Vertreibung der auf ihren Gütern ansässigen Bauern zu vermehren. Auch war die Erziehung der unbemitteltern Stände der katholischen Geistlichkeit Pflicht. Diese für die Nation so wichtige Obliegenheit wurde nicht so kraftig bindend wie vorher erneuert. Diejenigen Bestimmungen, welche hinsichtlich der Erziehung des Volkes gemacht worden waren, wurden schon nach einigen Generationen umgangen, und später zerfiel die Sache ganz und gar. — Die in katholischen Zeiten durch milde Stiftungen dotirten Universitätscollegien und sonstige Schulanstalten wurden jetzt als Pflanzschulen des Anglicanismus benutzt und deren Revenuen so viel als möglich zur Unterstützung der Theologie Studirenden verwendet. In der Verwaltung dieser Anstalten hielt man sich jedoch an das Wort und nicht an den Geist der Institution; auch hier schlichen sich nach und nach Anomalien ein, die noch bis auf den heutigen Tag fortbestehen. Die Noth der untern Classen in England, war unter Elisabeth so ungeheuer gestiegen, daß der Staat nicht umhin konnte, deren Zustand zu mildern. Das Princip wurde anerkannt, daß jeder englische bedürftige Bürger auf die Hülfe seiner Mitbürger Anspruch habe, und ein Gesetz erlassen, das die Entrichtung einer Steuer zu diesem Zwecke befahl. Dieses Armenversorgungsgesetz, so löblich und in den beabsichtigten Resultaten so wohlthuend, war damals für die, durch Handel und Manufactur sehr blühende, englische Nation wenig drückend. In neuern Zeiten jedoch, wo die Bevölkerung sehr bedeutend zugenommen und der Mittelstand anfängt, die Last der Zinsenberichtigung der, seit einem Jahrhundert so ungeheuer gestiegenen Nationalschuld mit Ungeduld zu tragen, über diesen Gegenstand vielseitig und heftig im Publicum und in den Kammern debattirt worden. Daß schreiende Mißbräuche in der Verwaltung dieser Gelder Statt fanden, ehe dies Gesetz vor kurzem modificirt wurde, darin stimmten alle Parteien überein, wie aber den eingeschlichenen Uebeln abzuhelfen und bis zu welchem Grade das Gesetz zu verändern sei, war die Frage. Höchst glücklich für England ist es, daß nach dem Zeugnisse der einflußreichsten Männer der Torypartei, welche die Annahme des einzuführenden und jetzt in Kraft stehenden Gesetzes so lange anfeindete, sich bereits über alle Erwartung günstige Resultate ergeben haben: Verminderung der Anzahl von Unterstützung-Erhaltenden, während früher gar viele träge oder mit ihrem Solde unzufriedene Arbeiter sich nicht scheuten, die gesetzmäßige Unterstützung von ihren respectiven Kirchsprengeln in Anspruch zu nehmen; also Nöthigung des gemeinen Mannes zur Arbeit und Thätigkeit und geringere Belastung des nützlichen Bürgers aus dem Handels-, Gewerbs- und Agriculturfache.

Ganz anders sieht es in dieser Hinsicht in Irland aus. Bei der Einführung der anglicanischen Kirche in diesem Lande springen die beabsichtigten Zwecke weit greller hervor. Die Eroberung und Behauptung des Landes war bei dem kriegerischen Sinn der Irländer keine kleine Aufgabe gewesen. Einmal Herr des Landes, hatte man sich daran gewöhnt, ja es als Staatsprincip eingeführt, durch Unterdrückung die Nation zu schwächen, hoffend, dadurch den unruhigen irländischen Geist, der so schroff von dem englischen Phlegma abstich, auszurotten. Ein willkommeneres Mittel konnte nicht leicht erdacht werden, als die Anwendung der so eben in England eingeführten kirchlichen Reform. Hier nun bei einem fanatischen Volke fand sie fast unüberwindliche Schwierikeiten. Es wurde daher zu offener Gewalt, und zwar in viel starkerem Grade als in England, Zuflucht genommen. Nicht nur die sammtlichen Güter des Klerus, sondern auch die Stammgüter der irländischen Großen, welche das Volk in seinem Widerstande unterstützt hatten, wurden confiscirt, ein Theil davon den jetzt anglicanischen Bisthümern übergeben, die, um die neue Lehre so viel und so schnell als möglich zu verbreiten, sehr vervielfältigt wurden, der größere Theil aber entweder an englische mächtige Herren, welche die königlichen Absichten zu unterstützen im Stande waren, oder an irländische Intriganten verschenkt, welche es sich angelegen sein ließen, kein Mittel unversucht zu lassen, das Volk zu der neuen Lehre zu zwingen und sich dadurch in der Gunst des Monarchen zu befestigen. Mächtigen Corporationen, namentlich der City von London, wurden ganze Landstriche im Norden des Landes angewiesen, um Anhänger der neuen Religion und Politik dorthin zu verpflanzen und so das Land mit Anglicanern zu bevölkern und der Hartnäckigkeit der ursprünglichen Bewohner ein Gegengewicht zu geben. —

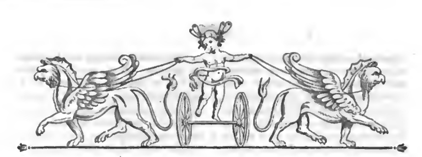
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Joseph Mendelssohn].

Während Moses Mendelssohn's Werke neu aufgelegt werden, sein Enkel Felix in der Musik wirklich felix ist, meldet sich auch ein Dritter dieses Namens, um in die Reihe der productiven Geister zu treten, Joseph Mendelssohn, ein Schriftsetzer in Braunschweig; er macht Gedichte und will sie wahrscheinlich, wie Niclas Müller, selbst setzen und corrigiren. Hr. v. Strombeck gibt ihm seine Empfehlung mit auf den Weg, die Gedichte werden auf Subscription erscheinen. Auch von andern Seiten hört man Lobendes über Joseph und seine Muse, mit der er hoffentlich dreister umgeht als sein Ahnherr Joseph mit Potiphar's Weib.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 148. — den 31. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet.

(Beschluß).

Lassen wir von nun den unglücklichen Gatten Eugeniens wieder selbst seine Bekenntnisse vor dem Könige fortsetzen. Schaudernd hörte dieser Bruno's Erzählung an, mit tiefmitleidigem Schauder lieh er den Jammertönen sein Ohr. Ach, und der Name Ludwig — sein eigener — klang ihm so verhängnißvoll, als ob eine verborgene Bedeutung, ein dunkler Sinn damit ausgesprochen würde. Noch mehr aber erschütterte ihn Eugeniens Erscheinung — die Alte stand vor seinen Augen, eine weherufende Kassandra — er mußte Bruno mehrere Male winken, inne zu halten, seine Sinne schwindelten — er ahnte in dem furchtbaren Gewirr einen Zusammenhang, dessen Hauptfäden auch an sein Schicksal angeknüpft sein möchten. In seiner Brust schien eine Stimme zu rufen: „Noch ist die Vergangenheit nicht im Grabe — sie hat keine Ruhe, bis Alles erfüllt ist!"

„Am Morgen nach jener fluchwürdigen Nacht," fuhr Bruno mit großer Erschöpfung fort, „hatte ich zeitig ein Geschäft in der Nähe der Stadt abzuthun, welches mich bis nach Mittage aufhielt. Meine Gattin wußte davon. Um sie nicht im Morgenschlummer zu stören, hatte ich nicht von ihr Abschied genommen, — ach! ich wußte nicht, daß ich bei meiner Rückkehr nur noch ihren letzten brechenden Blick wiedersehen, nur noch ihre letzten Athemzüge von ihren bleichen Lippen küssen werde! Schriftlich hatte sie mir hinterlassen, was ihr der Tod mir zu sagen verbot, was auch die Schaam auszusprechen ihr unmöglich gemacht haben würde. Der betäubende Trank, den sie unwissend genossen, hatte seine Wirkung nicht verfehlt — ihrer nicht mächtig, war sie bald in einen halb wachen, halb traumhaften Zustand gesunken, aus dem sie sich vergebens aufzuringen gestrebt — endlich war eine angenehme Erschlaffung gefolgt — rosenrothe Bilder hatten ihre Seele umgaukelt und sie in stille, verführerische Ruhe gewiegt. Indem sie so geträumt, hatte sie mich ihr nahen geglaubt, sich emporgerichtet, mich zu umfassen — weh' mir! und ich lag zu dieser Stunde in trägem Schlafe, indeß Er die Ehre meines Weibes mordete, meine eigne Ehre, meine Glückseligkeit — mein Alles!" —

Die geballten Hände vor die Stirn schlagend, sank Bruno über einen Tisch und lag, ohnmächtig zusammengesunken, röchelnd wie ein Sterbender. Plötzlich fuhr er empor. „Fluch ihm," rief er, „diese Schuld martere seine Seele, wo sie auch sei!"

Es dauerte lange, ehe er wieder Fassung gewinnen konnte, zu reden. Er that dies endlich in kurzen, abgebrochen Sätzen.

„Eugenie erwacht spät — mit dem Morgenlicht kommt eine gräßliche Klarheit über sie — die Sonne blendet sie, als sei ein Brennspiegel auf ihr Auge gerichtet. Zuckend sinkt sie mit einem Schrei zurück — eine Dienerin eilt herbei und findet sie bebend, mit allen Aeußerungen trostloser Verzweiflung. Eugenie befiehlt ihr Stillschweigen — rafft sich auf, kleidet sich an — weiß

wie in ein Sterbegewand. Dann schleicht — wankt sie in Ursula's Gemach — dort weiß sie einen geheimen Wandschrank, weiß sie einen heilsamen Trank, einen Trank, der ihr Genesung gibt für alle Erdenleiden. Schnell kehrt sie nach ihrem Zimmer zurück — das Wasserglas ist nur zur Hälfte ausgetrunken — hastig tropft sie den Inhalt des Fläschchens hinein — setzt das Glas an ihre Lippen, besinnt sich, ergreift Feder und Papier und schreibt, schreibt widerstrebend die Geschichte der vergangenen Nacht nieder — siegelt — greift abermals nach dem Wasser und leert es auf einen Zug. Von Todesfrost geschüttelt, tritt sie ans Fenster und athmet die laue Luft ein. Dann löst sie langsam die Locken, setzt sich mit aufgestülptem Arme und läßt das lange Haar über ihr Antlitz fallen. Da tritt Ludwig herein, wirft sich ihr zu Füßen, sie will aufspringen, ihn von sich stoßen, die Kraft hat sie verlassen, schlaff fallen ihre Arme nieder, sie schließt die Augen, leichenblaß — die Dienerin kehrt zurück, sieht Eugenien ohnmächtig auf den Sessel hingestreckt — Ludwig hat ihre Hand gefaßt und ruft laut ihren Namen. Jene rennt nach Hülfe, auf den Stiegen begegnet sie mir. Unglückahnend stürz' ich hinauf — schaue — schaue sie — ihn — ein Messer liegt auf dem Tische — die Hölle regiert meine Hand und „Brudermörder! Brudermörder!" heult es um mich her, während ich Eugenien umfasse, die sterbende — ich taumle willenlos zurück — eben treten Ludwig's Diener und einige andere Personen aus dem Hause ins Zimmer — mein Blick wird dunkel — ich sinke ihnen schwindelnd in die Arme — mein Bewußtsein hat mich verlassen."

„Da ich wieder zu mir komme," spricht Bruno nach einer Pause weiter, „find' ich mich im Nebengemache, an meiner Seite meines Bruders Diener. Mitleidig erkundigt er sich nach meinem Befinden, ich frage irre, was vorgegangen sei? In den Busen des Treuen hatte Ludwig seine letzten Geständnisse niedergelegt und sich als seinen eigenen Mörder angegeben. Dieser Lüge wurde Glauben beigemessen — kein Verdacht fiel auf mich. Mein erster Gedanke war die Ehre meiner Familie: sollte ich, als der Letzte, auf dem Blutgerüste enden? Ich sann auf Mittel, dieser Gefahr vorzubeugen, noch traute ich nicht, ich konnte durch einen Zufall verrathen werden. Nachdem ich den Brief Eugeniens gelesen und des alten Dieners Bericht angehört, war mein Entschluß gefaßt. Wende Dich an den König selbst — dacht' ich; dies Blatt sichert Dir seine Hülfe, seinen Beistand! — Und so, Sire, so kam ich zu Ihnen — jetzt wissen Sie Alles!" —

Der König schwieg, die Augen starr auf den Boden gerichtet. Nach einer großen, bedeutenden Pause stand er auf und sprach, die Hand auf die Schulter des unglücklichen Laroche gelegt: „Junger Mann, Ihre Geschichte hat alle Narben meines Herzens aufgerissen, denn das Unglück, das finstere Schicksal tritt wieder in seiner ganzen Furchtbarkeit vor meine Seele! Der Himmel bewahre mich, daß ich Sie verdamme — er wird Ihnen ein gnädiger Richter sein!"

„Was soll ich unternehmen?" fragte Bruno rasch und angstvoll.

„Schweigen!" antwortete der König. Dann setzte er lebhaft hinzu: „Aber sehen will ich —"

„Die Todten? — Im Sarge? — Mein König. — Sie könnten sich entschließen —"

„Ich will Aufschluß — die dunklen Mächte sollen mir Rede stehen!"

Laroche verstand den König nicht. Dieser schellte jetzt. La Châtre, der schon lange im Vorsaale gewartet, erschien mit gespannter Miene und folgte auf einen Wink dem König in das Nebenzimmer. Hier verweilten sie einige Minuten. Der Kammerherr bekam Befehl, den Marquis in seinem Zimmer zu verbergen und Niemand zu ihm zu lassen. Laroche empfahl sich; — mit ernstem Blicke hob der König die Hand auf und wiederholte: „Schweigen!" Dann setzte er sich zum Schreiben.

Am späten Abend hielt ein wohlverschlossener Wagen vor dem Hotel des jungen Marquis Laroche. Drei Personen, in Mäntel gehüllt, stiegen aus — der König — Bruno und la Châtre. In der Hausflur werden sie von einem Vierten empfangen, einem zuverlässigen Manne, der von der Ankunft des Monarchen in Kenntniß gesetzt ist und ihn die Treppe hinaufgeleitet. Er öffnet ein erleuchtetes Zimmer, in dessen Mitte ein schwarzer Sarg steht, ein rothes Tuch ist darüber hingebreitet. Keiner der Anwesenden redet ein Wort (Bruno ist zurückgeblieben), der König winkt, das Tuch wird hinweggenommen, er fährt erschrocken zusammen, als er die Leiche erblickt, auch die Andern athmen verwundert auf. Jener blickt unverwandt dem Todten ins Gesicht. Da fühlt er einen warmen Hauch an seiner herabhängenden Hand, er sieht nieder, zu seinen Füßen kniet ein Mann mit grauem Haupt in militairischer Tracht. Jetzt hebt dieser das Haupt und flüstert: „Mein theurer König!" Ludwig betrachtet ihn genauer und erkennt in ihm den treuen Diener in Verona, der ihn auf den Befehl seines Herrn aus den mörderischen Händen der Ja-

kobiner gerettet. Gerührt reicht er ihm die Hand, hebt ihn vom Boden auf, der vor Freude, seinem Könige so nahe zu sein, helle Thränen in den alten Bart weint. „Ach," ruft er dann, „mir hat's geahnt, Sie an seiner Leiche wiederzusehen, Sire! Er war wild und doch gut; er hatte der Mutter heißes Blut, aber keine Mäßigung war in ihm, wie gesagt, mir hat's geahnt, daß er keines natürlichen Todes sterben werde! — Ich hatt' ihn schon seines Namens wegen so lieb, Sire, und auch seiner Augen wegen," fügte Henri leiser hinzu, „die sind nun geschlossen, aber es waren Ihre Augen, mein König, und wenn das auch Niemand zugeben wollte, ich hab's schon an dem Kinde bemerkt, ich allein und seine Mutter; darum nannte sie ihn auch Ludwig! Jetzt, so sollte sie ihn schauen können, jetzt, da er um zehn Jahre älter aussieht, jetzt gleicht er Ihnen auch im Uebrigen! Der Tod hat das gethan — der Tod — — das Leben schwieg! —"

„O, hinweg! Genug!" rief der König und wendete sich. „Sie ist mir treu gewesen," sprach er dann leise, kaum vernehmlich — „aber das Verhängniß hatte kein Wohlgefallen daran!" Noch einen Blick zurückwerfend, eilte er durch die nächste Thür. „Nicht dahin!" bat Einer der Anwesenden. — „Was hältst Du mich zurück?" entgegnete der König befehlend und schritt weiter, dem Lichte nach, welches durch einen breiten Vorhang schimmerte. Welch ein Anblick, da er ihn zurückschlug! Eugenie lag im weißen Gewand, das sie vor ihrem Tode angethan, von Kerzen umgeben, im Sarge. Das lange schöne Haar wallte auf beiden Seiten über ihren Nacken auf den Busen nieder. Zu ihrem Haupte saß Bruno und seufzte und weinte, seit jenem fürchterlichen Augenblicke zum ersten Male wieder das Glück der Thränen genießend. Er bemerkte die Eintretenden nicht eher, bis der König, Eugeniens Gesicht erblickend, einen leisen Schrei ausstieß. Er glaubte, Laura im Tode zu sehen! So hätte sie müssen als Leiche zu jener Zeit aussehen, da er sie in Verona liebte.

Jetzt richtete sich in dem Winkel des Zimmers eine Gestalt auf, die dort zusammengekauert und regungslos gesessen hatte. Am Krückenstabe hinkte sie herbei und stellte sich dicht vor den König. „Die Alte!" bebte es schaudernd von seinen Lippen. Höhnisch lächelnd, aber gleich darauf ernst, furchtbar erst, sprach Ursula: „Kennst Du mich noch?" Während der König schweigend sie nicht anzusehen wagte, fuhr sie fort, auf Eugenien deutend: „Ihre Mutter ist unter der Erde — die schöne Spanierin, die treulose Nonne! Sie ist in Wahnsinn dahingegangen. Still! laß sie schlummern, ich glaube, Du hast sie nicht aufrichtig geliebt, Du trugst ein anderes Bild in Deinem Herzen, Du dachtest an eine Andere, während Du sie umarmtest. O, ich weiß Alles, mein prophetischer Geist hat mir's gesagt, an den die Leute nicht glauben wollten. Ach, die Menschen sind so blöde! — Ich will nun sterben — Alles ist todt, und Du wirst auch bald nachfolgen! — Leb' wohl! Schau, wie sie ihr ähnelt, Deiner Buhle im fernen Land. So spielt das Schicksal! Nun, leb' wohl, wer Du auch seist! Wir sind alle schwache Menschen, und trügen wir tausend Kronen!"

Mit diesen Worten schlich sie sich davon. Lautlos hatten Alle ihrer Rede gelauscht. Bruno allein nahm noch immer keinen Antheil an dem, was um ihn vorging. Er hielt die kalte Rechte Eugeniens gefaßt und schwieg. Er hat geschwiegen bis an seinen Tod, den er über dem Meere fand unter fremden Menschen.

Ludwig kehrte in seinen Palast zurück mit schwerem — doch ruhigem Herzen. Die Räthsel seines Lebens scheinen ihm gelöst. Die Vergangenheit lag vor ihm aufgeschlagen, wie ein Buch; er sah die Namen seiner Ahnen darin verzeichnet, sich selbst auf der Gränze einer Zukunft voll fremder Namen. „O, mein Geschlecht!" rief er aus, „wahr' deinen Thron!" — Mit kummervollem Blicke faltete der königliche Greis die Hände und betete leise.

Bruno reiste nach England, das er bald verließ, um nach America in ein Trapistenkloster zu gehen.

Als A...... jüngst Karten spielte.

Impromptu.

Sie saß am Tisch und spielte,
Die Karten in der Hand,
Und sah nicht, daß ich sinnend,
An ihrem Stuhle stand.

Ich blickt' ihr in die Karten,
Weil ich voll Neugier bin;
Sie hatte manchen Buben
Und manches Herzchen drin.

Die zarte Liebesgöttin
Spielt einen Buben aus;
Er ward ihr abgestochen
Mit einem schwarzen Daus.

Der arme Bube kehrte
Noch einmal sich zurück,
Als ob er bitten wollte
Um einen Abschiedsblick.

Doch lächelnd griff die Holde
Nach einem andern Blatt;
Und gab so alle Karten,
Bis sie nur eine hat.

Die Eine war ein Blättchen
Von lieblich süßer Wahl;
Sie stach mit Einem Herzchen,
Viel Buben auf einmal.

Alfred.

Correspondenz.

Aus London. (Beschl.)

[Zustand Irlands und Schottlands.]

In Irland war es also nicht so sehr Vernachlässigung der Nationalinteressen, als planmäßige Schwächung und Erzweckung politischer Absichten zu Gunsten Englands. Es wird erklärlich, daß auf diese Weise nie ein Unterstützungsgesetz für die Armen in Irland zu Stande kam, wenn man bedenkt, daß der nothleidende Theil fast gänzlich aus Katholiken, der reichere und mächtigere Theil fast gänzlich aus Anglicanern bestand, deren mißverstandenes Interesse es erheischte, den unzufriedenen Katholiken in den Staub zu treten. Zu der Unterdrückung von Seiten der Regierung und der der Laien, kam noch die nicht minder scharfe Erpressung der sämmtlichen Kirchensteuern, wie Zehnten u. s. w., welche den Katholiken ein desto größerer Gräuel waren, da durchaus keine gesetzmäßige Vorsorge für die Nationalreligion, die man unterdrücken wollte, existirte und also die katholische Partei genöthigt war, ihre Diener noch außerdem aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Ebenso fielen die katholischen Armen ganz ausschließlich den Begüterten derselben Confession zur Last, während gar mancher Protestant hoffte, durch Noth Proselyten zu machen. Statt daß alle diese Maßregeln den erwünschten Erfolg gehabt hätten, erzeugten sie das entgegengesetzte moralische Resultat, indem die mißhandelten Katholiken sich enger und enger aneinander schlossen, kein Opfer scheuend, ihre über alle Beschreibung nothleidenden Religionsbrüder zu unterstützen. Das Aneinanderhalten der Katholiken wurde dadurch ganz zur Gewissenssache, daß die Anhänger des Anglicanismus, welche vorgaben, vom Geiste des wahren Christenthums beseelt zu sein, die Katholiken mit eben so großer Intoleranz behandelten, als sie denselben zur Schuld legten. Daß eine solche Lage der Dinge Excesse aller Art mit sich bringen muß, ist einleuchtend und daß diese Excesse fortdauerten, wird desto erklärlicher, wenn man bedenkt, daß die große Masse des Mittelstandes und der geringeren Bewohner des Landes gar keine Erziehung genossen, und ein Theil der Bevölkerung zu einer Art von Halbwilden wurde. — Eine andere Wunde, woran Irland blutet, ist der Absentismus des Adels, der größtentheils in England oder gar im Auslande seine Revenüen verzehrt, die er von Irland zieht. Dieser Umstand wird noch jetzt, so wie früher tief von dem Volke empfunden, obgleich in neuerer Zeit das Gesetz widerrufen wurde, welches solche Abwesende zur Bezahlung einer speciellen Steuer verpflichtete. Diese floß in die irländische Schatzkammer und trug also zum Theil dazu bei, die Abgaben, welche die Masse des Volks belasten, zu verringern. In neuester Zeit sind manche der in England wohnenden großen Gutsbesitzer Irlands von einer humaneren Stimmung gegen ihre Untergebenen beseelt worden; ob wirklich aus Menschlichkeit oder Furcht, will ich unentschieden lassen. Andere mißhandeln noch immer das arme Volk ohne alle Rücksicht, und zur Schande unseres Zeitalters sei es gesagt, gar manche Mitglieder der anglicanischen Kirche schließen sich dem Unwesen an, ja suchen sich in dem gottlosen Werke auszuzeichnen. Daß also der Zustand Irlands hinsichtlich der Zufriedenheit der Massen bei weitem nicht den erfreulichen Anblick darbietet, den England gewährt, ist wohl nicht überraschend. Es läßt sich jedoch von dem jetzt im Unterhause angenommenen und im Oberhause des Parlaments debattirten Armengesetz für Irland, von der gemäßigteren Politik des jetzigen englischen Cabinets in Bezug auf die Administration Irlands und von der durchgreifenden Verfahrungsweise des jetzigen Vice-Königs von Irland (Lord Mulgrave) eine baldige Beseitigung der schreiendsten Uebel erwarten.

Doch wenden wir unsere Blicke auf das von der Natur weniger begünstigte, jedoch durch den Fleiß und die Genügsamkeit seiner Bewohner beglücktere Schottland. Hier vereinigten sich gar manche Elemente, welche den jetzigen befriedigenden Zustand hervorbringen mußten. Der Uebergang der schottischen Krone geschah durch Erbrecht, nicht durch Eroberung, wie in Irland, wo alles revolutionäre Gestalt gewann, während in Schottland sich aller Fortschritt als Reform gestaltete. Schottland hat Haiden und Gebirge. Auf Irlands schönen fetten Wiesen erzeugt sich Lässigkeit, während den Schotten sein eigner Boden zu Fleiß, Genügsamkeit und zu einer Abhärtung zwingt, die besonders den Hochländer bezeichnet. Hieraus erwuchs die Energie gegen Gewaltschritte des Gouvernements und mit ihr die Nöthigung des Zusammenhaltens. Der Schotte benutzte den schon sehr ausgebreiteten Handel Englands für seine Fabriken, die in neuerer Zeit großen Aufschwung genommen. Obgleich auch hier, wenn auch nicht in so scheußlicher Nacktheit, ein Ultra-Torysmus sich bildete, so blieb doch dem schottischen eine außerordentliche Anhänglichkeit an sein Land eigen. Adel und Volk blieben zusammengehörig, die Clans mit ihren chieftains waren wie durch Familienbande patriarchalisch vereinigt; deshalb bei den Schotten außerordentlich viel Geistescultur, sogar Schulgelehrsamkeit im Mittelstande. Der Schotte argumentirt, wo der Engländer ein System aufstellt, der Irländer witzelt und faselt. Und wo der Engländer und der Irländer es sich wohl sein läßt und vergeudet, da begnügt sich der Schotte, spart und rechnet. Religion tritt hier im strengen, moralischen Gewande auf, frei von dem Fanatismus, der dem Engländer und dem Irländer inwohnt. Die höhern Zwecke der Ausbildung des Volks verliert der Schotte, auch wenn seine Frömmigkeit Rigorismus ist, nicht aus dem Auge.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.



Achtunddreißigster Jahrgang.

August.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche rc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, rc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — — zu München.
— — — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadur Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Ansichten der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

- Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.
- Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.
- Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.
- Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.
- Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drège, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Fraunhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Fraunhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne, gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

(Hierbei zwei Intelligenzblätter und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 149. — den 2. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kritische Skizzen.

Kant's Werke, herausgegeben von Rosenkranz und Schubert.

Von der glänzend ausgestatteten Ausgabe sämmtlicher Werke des größten deutschen Philosophen (Leipzig bei Leopold Voß) sind vier neue Bände erschienen, der zweite, der dritte Theil und vom siebenten zwei Abtheilungen in zwei besondern Bänden. Rosenkranz überliefert uns die Kritik der reinen Vernunft, diesen Januskopf der neuern Philosophie, wie er selbst das Werk nennt, das alle Errungenschaft der vorangegangenen Bestrebungen in sich zusammenfaßte, und der Speculation des Fortschrittes die kühnste Bahn eröffnete. Dieses Gebäude der deutschen Denkkraft vergleicht Rosenkranz mit der Architektonik der gothischen Dome, von der man sagt, sie habe eine Riesennatur im Entwurf des erhabenen Ganzen mit einer Zwergnatur in der mühsam geduldigen Ausführung der zahllosen Details in sich vereinigt. Eng an dies Werk schließen sich (im dritten Theil) die Prolegomena zur Metaphysik, eigentlich eine apologetische Gelegenheitsschrift, um die schiefen Auffassungen seiner „Kritik" zurückzuweisen, und die Logik, mit ihrer trefflichen Einleitung, die, wie Rosenkranz sagt, gewissermaßen eine Anweisung ist, „sich in der literarischen Welt classisch zu benehmen": so sehr durchdrungen von ästhetischem Schönheitsgefühl ist diese abstracte Weisheit des alten Kant. — Einen in populairer Hinsicht noch reichern Schatz übergibt uns Schubert mit den kleinen anthropologisch-praktischen Schriften und der Anthropologie in praktischer Hinsicht. Unter jenem Gesammttitel faßt der Herausgeber eine Menge, im Thema verwandter Abhandlungen zusammen: Kant's Brief über Swedenborg, Von den Krankheiten des Kopfes, Träume eines Geistersehers, Ueber die Schwärmerei, Ueber das Seelenorgan, Tröstung einer Mutter bei dem Tode ihres Sohnes, Was heißt Aufklärung? Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks, Vom ewigen Frieden, Ueber Buchmacherei, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, Kritik der Herder'schen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte, Das Ende aller Dinge u. s. w. In all' diesen ist so Vieles, das erst in unsern Tagen sein vollstes Verständniß erlebt, und das den großen Denker im Lichte eines genialen Sehers erscheinen läßt, dessen Spürkraft seinem Zeitalter weit vorausgriff. In dieser zusammenhängenden Reihe erscheinen die Aufsätze erst in geeigneter Weise, und treten wie ein neues Geschenk vor die Nation.

Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten.

Von diesen ist Band 3 und 4 (Mannheim bei Hoff) erschienen. Wir sehen hier Deutschland in den Jahren 1807 bis 1814 vor uns enthüllt. Glänzender geschliffen kann nicht leicht ein Zeitspiegel sein, als er sich in Varnhagens Auffassung darbietet. Die gewandteste, geschmeidigste Persönlichkeit ist hier so sehr der Schlangenbewegung jener Zeitgeschichte anheimgegeben, daß sie nicht

nur von dieser bedingt, sondern ganz und gar ein Product von dieser zu sein scheint. So schrieben die Alten Geschichte, ganz so aufgelöst war bei ihnen die Person in die Empfindung der Mitwelt, in die Stimmung, in die Sachlage der allgemeinen Zustände. Wieviel hierin erworbene Kunst, wie weit das eigene Naturell des Schreibenden diese Selbstverläugnung, dieses Selbstverschwinden vor den Objecten der Ereignisse, als Nöthigung fühlte, läßt sich kaum noch trennen und auseinanderhalten. Daß der Geist der modernen Jahrhunderte, und mit ihm die Speculation des modernen Geschichtschreibers, noch eine ganz andere, mich dünkt höhere, Stellung erobern könne, mag hier außer Betracht bleiben; daß eine Zeit der Wiederherstellung alter nationaler Ordnung nach der ungeheuersten und schmerzlichsten Wiedergeburt, welche die Menschheit durch die Revolution errang, nicht das Gepräge einer so glänzenden und so scheinbar harmlosen Heiterkeit an sich trägt, als uns Varnhagen's Darstellungsweise schmeichelhaft einreden möchte, soll hier ebenfalls zu keiner Abhandlung, zu keinem Glaubensbekenntnisse verleiten: es ist viel, ein moderner Xenophon zu sein, wenn es auch bei weitem mehr sein muß, den Gram des Jahrhunderts über die mißrathene Wiederherstellung aus erlebtem Umsturz mit dem Griffel des Tacitus in die Brust der Menschheit einzuätzen. Die mühsame Erhebung des Vaterlandes aus Schmach und Erniedrigung mit beredter Feder zu schildern, ist schön und liebenswürdig, aber groß und für die Ewigkeit denkwürdig ist es, eine tragische Satyre über die Art und Weise zu liefern, wie sich die Menschheit Jahrzehende lang mit ängstlicher Rühreigkeit bemühte, den Riß, den die Revolution in das Gebäude warf, auszuflicken und die offenen Wunden zu verdecken, die zu heilen unmöglich schien. Es gibt eine Historiographie, welcher diese Aufgabe zufällt. Von welcher Seite her sie für die laufende Epoche des neunzehnten Jahrhunderts ins Leben treten wird, ist nicht ersichtlich, vorläufig fehlt es unter den Jetztlebenden an der Hand und auch am Herzen dazu. Bleiben wir mit Dankbarkeit bei dem, was uns geboten wird. Wir sehen in Varnhagen einen glänzenden Vertreter deutscher Memoirenliteratur. Alles an ihm, an dem Autor und seiner Darstellung, ist Glanz und Heiterkeit, und, um diesen Widerschein herrlicher Lebenskräfte zu schirmen, Klugheit des Auges, Umsicht des Blickes, Liebe zum Menschlichen bis ins kleinste Detail der Lebensäußerungen. Aus diesem letzten Zuge seines Geistes erwächst die holländische Zierlichkeit seines Styls wie seiner Auffassung. In dieser Humanität ist viel Kunst. So wie sie hier erscheint, mit fast ängstlicher Genauigkeit in Ausübung ihrer Tugenden, ist sie nicht ohne Aufopferung entgegenstehender Naturanlagen denkbar, diese Leidenschaftlosigkeit ist eben erworbene Tugend, Calcül des sich selbst verstehenden Geistes; diese scheinbar sittliche historische Ruhe, die ein deutscher Tacitus vielleicht mißachten wird, ist das Product tausendfacher Nöthigungen, tausendgestaltiger Rücksichtsnahme; sie scheint mehr kalt als sie es ist, denn bei ihrer Nervenzartheit zittert sie bei jedem leisen Winde, der Menschenglück bedroht. Menschliches Glück zu begreifen und das Dasein in seinen Genugthuungen, das Pflanzenleben der Menschheit in seiner glänzenden Farbenschönheit zu verstehen und hinzustellen, das ist das Ziel dieser biographischen Feinheit. Für die Tragödie des Unglücks hat dieser Pinsel nur matte Tinten, und eine dämonische Größe, wie Napoleon, zerfällt fast in kleine Bischen vor dieser historischen Portraitmalerei, die à la Denner jedes Fäserchen in engste Nähe bringt und oft bei ganz unscheinbaren Privatgesichtern mit dem Detail eine Kostbarthuerei treibt. In der Romandichtung gibt Walter Scott, in der Malerei jener Balthasar Denner die entsprechende Parallele, nur daß sich bei Varnhagen diese Werthhaltung der menschlichen Einzelnheit aus einer seltenen Nervenzartheit des Geistes erklärt und eine ästhetische Weltbildung hervorgerufen hat, wie sie in Deutschland in diesem Vereine mit weitverzweigter Lebens- und Menschenkenntniß nicht wieder zu finden ist.

Haben wir hiermit diese biographische und zeitgeschichtliche Darstellungskunst Varnhagen's aus des Mannes eigenem Naturell, wie mich dünkt, gedeutet und erklärbar gefunden, so wird uns ihr Werth erst recht ersichtlich, wenn wir sie als einen in Deutschland neuen und noch einzigen Gewinn erwägen. Die Eigenheit der Deutschen, sich monologisch zu entwickeln, sich als Subject hinzustellen und die Zustände neben sich liegen zu lassen, ist nicht selten bis zur krankhaften Grille gediehen. Nur großen Naturen sei diese Einsamkeitslust zugutgehalten, obschon sie sich auch an ihnen nach irgend einer Seite hin als Versagung rächt. Hier aber, mit diesen Memoiren, ist in der Literatur der Impuls gegeben, die Zeitgeschichte nicht als das von dem persönlichen Lebensinhalt Fremde, oder diesen von jener geschieden zu gestalten, hier ist Beides auf das innigste verzweigt, das Leben in der Gesellschaft und das Leben im eigenen Herzen so gemeinsam verwachsen, wie es in gleicher Art bisher nur an jener Romanfigur Goethe's, an Wilhelm Meister ersichtlich, der eben nur an den Stoffen der ihn

tragenden Welt sich heranbildet, nur so viel gilt, erwirbt und ist, als sie ihm gestattet und gebietet. Mit dieser Figur hob Goethe den Werther auf und widerlegte damit die Schwelgerei des in Einsamkeit nistenden Gehirns, das sich der Welt, weil es sie nicht umgestalten kann, entzieht. Möchte in Deutschland die Zeit dasein, wo sich die Charaktere nicht anders als mit und an den Zuständen herausgestalten, oder vielmehr, möchten die Zustände sich heranbilden an der Geschichte der bedeutsamen Persönlichkeiten, damit die Blüthen der Cultur nicht abgelegen und vom Vaterlande getrennt sich entfalten!

Fassen wir Varnhagen's Geschichtschreibung als historische Portraitmalerei, so läßt sich eine ganze Reihe von Gestalten aufführen, denen seine Kunst ein literarisches Dasein gab, das er mit den zärtlichsten Farben seines sorgsamen Pinsels ausführte. Recht eigentlich ist er der Geschichtschreiber jener zweifelhaften, in Sorgen schwankenden, in Rücksichten untergrabenen, im Wollen und in Thatkraft leise aufathmenden deutschen Epoche von 1807 bis 1813. Wir finden Varnhagen bald im Norden, bald im Süden, Osten und Westen des Vaterlandes, überall einen durch Klippen und Sandbänke durchsteuernden modernen Odysseus. Im Jahr 1807 ist er in Berlin, auch in Hamburg. Hier schildert er die gebeugte Haltung des Zeitgeistes; zugleich entwirft er von Schleiermacher, Friedrich August Wolf, Johannes v. Müller, Fichte, Fouqué, Harscher und andern Nebenpersonen die sprechendsten Bildnisse. Das nächste Jahr sieht ihn im Süden; er entwirft von Jean Paul, von Justinus Kerner, von Jung-Stilling Portraits. Der Zeitfolge nach einzureihen wären dann aus dem zweiten Bande die Darstellungen der Schlacht von Wagram und des Festes, das der Fürst Schwarzenberg in Paris gab. Gegen das historische Unglück und den Glanz der großen Welt macht dann der Abschnitt „Steinfurt 1810, 1811" einen eigenthümlich idyllischen Eindruck. Hier lebt sich Varnhagen bei der gezwungenen Trägheit der allgemeinen öffentlichen Zustände Deutschlands in die Stille eines altadeligen westphälischen Geschlechtes ein, und gibt hier im Familienrahmen das Bild der damaligen Lebensverhältnisse. Noch 1811 und dann 1812 ist er in Prag, und Stein in seiner merkwürdigen Eigenheit als Charakter und Staatsmann ist die Aufgabe seiner Betrachtung und seiner Zeichnung. Es hat nicht leicht ein Biograph für Figuren, die er unbelauscht, von der Seite und ungeahnet beobachten konnte, so viel Feinheit und Treue in Auffassung ihrer leiseren Geisteslinien und Herzensfalten. Als Geschichtschreiber der Jahre 1813 u. 1814 hat er das von ihm selbst eingestandene Ungemach, keinen einzigen vorherrschend und gebieterisch großen Charakter zu finden, der das Geschick der Welt, wie Napoleon auf der entgegengesetzten Seite, an sein Ich gefesselt hätte. Der sogenannte Befreiungskrieg ist als namenloses Eigenthum der Gemeinschaft Aller anheimgegeben, und die Antipathie der Welt gegen Frankreich war kaum bindend genug, um die Sache als gemeinsame festzuhalten. Varnhagen, früher unter Oesterreichs Fahnen Mitfechter bei Wagram, trat in russische Dienste und machte Tettenborn's Züge als dessen Adjutant mit. Seine Darstellung der Jahre 1813 und 1814 ist also auch hier wieder monographisch. Mit dem Friedensschlusse endet die Berichterstattung. Eine Reihe einzelner kleiner biographischer Bilder ist ohne Faden. Nur müssen wir das Bild, das er von Wilhelm von Humboldt entwirft, als ein glänzendes Meisterstück in literarischer Portraitmalerei noch besonders heraussheben. — Auf mehrere kritische Aufsätze folgt schließlich Saint-Martin's Sendschreiben über die französische Revolution, das Varnhagen aus dem Französischen mittheilt.

Notizen.

[Rott auf der leipziger Bühne.]

Hr. Rott schloß in der Rolle des „alten Dessauer" eine Reihe von Darstellungen auf der leipziger Bühne. Unser Publicum sah mit ihm zum zweiten Male das Raupach'sche Sittengemälde: „Vor hundert Jahren." Das Haus war zum Erdrücken voll, der Beifall, der dem ganzen Stücke galt, stürmisch; so wirksam ist selbst heutzutage noch der dramatische Schriftsteller, wenn er nationale Sympathien berühet. Das Stück ist äußerst geschickt und brav gearbeitet, die Figuren der Zeit, der Kampf der Corporationen, vor allen Dingen das idyllisch pedantische Phlegma der Liebesleute damaliger Deutschheit, alles dies ist so treffend gezeichnet, mit so glücklichem leichtem Pinsel hingeworfen, daß Raupach als dramatischer Verstand anzuerkennen ist, wenn gleich seine sämmtlichen Hohenstaufentragödien beweisen, daß er weniger als kein Dichter, d. h. ein schlechter ist. Man spielte das Stück auf hiesiger Bühne ganz brav; besonders verdienen Baudius als Magnificus Lange und Düringer als Candidat alle Anerkennung. Ein vorzüglicher Hebel des Stückes war freilich Rott's pikante Charakteristik des alten Dessauer. In Darstellung solcher grillenhafter Alten, wie auch Heinrich der Achte in der „klugen Königin," ist er vortrefflich; er trifft sehr glücklich das Costüm der Zeit, nicht blos im Kleid, sondern in Haltung und Geberdung, im Accent der Rede und im Mienenspiel ist er historisch, und mit vielen seiner mimischen Momente in solchen barrocken Rollen könnte er einem Hogarth sitzen. Rott erfreut durch eine ganze Reihe solcher Charaktere. Eine andere Seite seines Talents ist seine Leidenschaft; sein Lear

ist ein glücklicher Verein dieser beiden Richtungen seiner Kräfte. Der Calcul des Verstandes reicht hier hin, um die imposanten Mittel, die ihm zur Darstellung tragischer Leidenschaft zu Gebote stehen, vortheilhaft zu stellen und wirksam ins Geleis zu bringen. Daß mancher Moment Effecthascherei verräth, möcht' ich nicht geradezu behaupten. Allein es fehlt ziemlich häufig die höhere ideale Haltung, in Momenten nämlich, wo dem Darsteller das Terrain äußerlicher Motive gleichsam unter den Füßen fortgezogen wird, in Schiller'schen Charakteren. Hier zeigt sich, wie weit es der Schauspieler in der Idealistik gebracht hat, man fühlt ihm hier an seinen geheimsten Puls; er kann neben den äußern Mitteln viel Gefühl haben, viel Verstand entwickeln, und doch noch unfähig sein, einen Schiller'schen Gedanken zu personificiren. Rott spielt den Wallenstein, daß man ihm anfühlt, er müsse den Götz weit besser geben. Sein Wallenstein ist ein derber, simpler Kriegshauptmann, auch guter Hausvater, den legendwie, aus Zufall oder durch Ansteckung in der Zeitatmosphäre, ein astrologischer Pietismus überfällt. Wo dieser bei ihm ausbricht, z. B. in der Stelle: „die Sterne lügen nicht!" da zeigt er sich mit allen Symptomen des crassen Fanatismus, während der hohe Dichter seinem Helden einen Hinblick auf die Sternenwelt gibt, der als Religion sein Wesen durchleuchtet und verklärt, nicht als fanatischer Ausbruch ihm aufstößt. Ich muß sagen, daß Hr. Rott den Wallenstein in keiner Weise nach dem Sinn Schiller's verstanden hat, aber ich muß freilich hinzusetzen, daß ich noch keinen Darsteller gefunden, der das Gedankenbild des Dichters ganz glücklich verwirklicht hätte. Lemm, meines Erachtens, kam der idealen Person Schiller's zunächst; er gab namentlich die Erzählung des Traumes, der seinen auf die Sterne gebauten Somnambulismus enthüllt, auf eine Weise, wie sie nicht tiefer, schöner und zarter gedacht werden kann. — Gleich mißlich steht es mit Rott's Hamlet, wobei ich freilich hinzufügen muß, daß ich in Deutschland Niemand weiß, der noch den Hamlet zu spielen versteht, daß Löwe in Wien und Devrient in Dresden von Shakspeare, wenn er lebte, in keiner Weise für echte Prinzen von Dänemark würden anerkannt werden. Auch Macready in London ist als Hamletspieler hinter seinen übrigen Leistungen; in Deutschland ist Hamlet förmlich mit Wolf gestorben und begraben, und Hr. Rott mag sich trösten, wenn ihm zur Hinstellung dieses Charakters nicht weniger als alle Begabung fehlt. Ueber die äußere Störung in Bezug auf den herkulischen Körperbau, so daß sein Abstand gegen den Herkules, den Hamlet selbst heraushebt, nicht allzugroß ist, über äußere Verfassung des Darstellers seh' ich hinweg, die innere Haltung, die geistige Luft, in welcher Hamlet athmet, ist verfehlt in Rott's Handhabung der Rolle. Mir war bisher noch kein cholerischer Hamlet vorgekommen. Einen solchen aber bringt Rott zu Stande. Diese Vollblütigkeit, womit sein Hamlet spricht, geht und agirt, wäre ganz tauglich zu der That, um die sich Shakspeare's Held durch die Nachtwandelei seines grübelnden Denkens, durch die hinschmachtende Güte seines Herzens, durch die markverzehrende Melancholie seines Reflectirens wie durch Selbstmord bringt. Hamlet reflectirt sich zu Schande. Nur wer den Gram des forschenden Gedankens geschmeckt hat, ist im Stande, diesen Fluch der modernen Jahrhunderte zu verstehen, mit Hamlet zu sympathisiren. Ein Schauspieler soll mit dieser Figur nicht beilliren wollen. Auch Rott sucht sich die Pièçen heraus, wo das Gefühl hervorbricht und effectuirt; in solchen Stellen ist er sogar glücklich. Es gibt nämlich am Hamlet eine Seite seines Wesens, wo er good boy ist, wie die Engländer sagen. Ophelien und der Mutter gegenüber, kommt dieser Zug zum Vorschein. Hier macht Rott Glück; alles übrige im Charakter, die schleichende Ueberwachsamkeit, die bleiche Mondnacht seiner Gedankensucht, kurz, der Grundzug des Grübelns, der ihn um alle Thatkraft bringt, das sucht man vergebens in Rott's Hamlet. — Bei einem Schauspieler von solchen Mitteln, soviel Geschick, Routine, Verstand und Leidenschaft, wie Rott, hielt ich diese Darlegung für nicht unnütz. — (Mad. Dessoir als Ophelia verdiente alle Anerkennung. Mit dem Spiel der Uebrigen kann sich die Kritik nicht einlassen, sie müßte zu stark ins Zeug fahren.)

[Kulturschritte in Rußland.]

In den fünf letzten Jahren, wo Uwaroff Minister der Volksaufklärung in Rußland ist, wurden im Umfange des Reiches 1 Universität, 9 Gymnasien, 49 Cantonsschulen für Adel und Bürgerstand, 283 Pfarrschulen und 112 Privatlehranstalten gegründet. „Die Sprache — sagt der Minister in seinem Bericht, den die Pr. St. Z. mittheilt, — dieser zuverlässige Dolmetscher des Nationalgeistes, defsenunbet schon allmälig den Mittelpunkt des Reiches mit seinen äußersten Grenzpunkten, wo bisher seine Töne entweder noch unaufgefaßt oder gleichgültig waren. Bei der so kolossalen Ausdehnung des Reiches, bei seinen so verschiedenartig gestalteten Theilen ist Einheit der Sprache wie der Verwaltungsform, bei möglichster Berücksichtigung der einzelnen Localitäten und ihrer speciellen Verhältnisse, unumgänglich nothwendig, damit sie zum Ganzen harmoniren. Dem östlichen Landstrich ist jetzt ein Bildungssystem zu Theil geworden, das ihn allmälig mit der asiatischen Lebensweise bekannt macht, seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf Asiens Sprachen und Literatur richtet und sogar die fernen Bewohner der asiatischen Steppen unsern Schulen zuführt. Bei weiterer Entwickelung dieses Planes wird die Universität Kasan, den kaukasischen Landstrich und die transkaukasischen Provinzen umfassend, eines Tages die Völker zweier Welttheile zugleich verbinden."

Rußland ist in ungeheurer innerer Arbeit begriffen, um seine geistigen und physischen Kräfte zu concentriren. Wie wird es dann um Deutschland stehen, dem armen, zersetzten Vaterlande mit dem ewigen Hader in allen Dingen, religiösen und politischen?

[Strauß über Bettina.]

Wenn es sich erfüllt, was eine Anzeige des pariser Panorama de l'Allemagne von Savoye uns verheißt, daß der tübinger Dr. Strauß einen Artikel über Bettina für jenes Werk liefern wird, so dürfen wir wohl einem der merkwürdigsten und pikantesten Aufsätze entgegensehen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags —— 150. —— den 3. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erlösung.

1.

Zeit, die du thust, wie Judas einst gethan,
Judas Ischariot, dem das Geklinge
Und das Geblitz der dreißig Silberlinge
So Herz als Sinn mit dumpfer Nacht umfah'n.

Bis zugeraunt ihm der Verzweiflung Wahn,
Daß er den Strick um seinen Nacken schlinge
Und an der Tempelpfoste sich erhinge, —
Ein Greuelschauspiel allen, die es sah'n.

So, Zeit, verräthst du täglich deinen Meister
Um Geldeswerth, Banknoten oder Münzen,
Ein Judas du, ein Judas, allerneuster!

Doch seh' ich deine Augen mystisch blinzen,
Du seltne Zeit der wunderthät'gen Prinzen,
Des frommen Bettels, bettelfrommer Geister!

2.

So augenblind, o Zeit, o Greis, du kalter!
Seh' ich verschlafen dich die Glieder dehnen,
Entnervter Pascha, mit wollüst'gem Gähnen
Nur Guts und Harems Mehrer und Erhalter!

Und rings um dich, du reudnrchkrampfter Alter!
Die Bärenbrut mit Klau' und spitz'gen Zähnen,
Schakale jung und blutige Hyänen,
Mit Ketten rasselnd hinter Gitters Schalter!

Vergebens ruf' ich: Weh, Jerusalem!
Du hörst mich nicht, du Zeit zukünft'gen Todes,
Du deine eigne Brust zerwühl'nder Fechter!

Gedankenkindermord übt wie Herodes
Weltprunksucht aus im neuen Bethlehem —
Doch bleibt ein Heiland übrig, ein Gerechter.

3.

Ob man ihn kreuz'gen wird, ob ihn vergöttern,
Ob ihn mit Rosen krönen oder Dornen,
Die schmerzlich wühlen in des Blutes Bornen,
Ob Schrecken er, ob Stichblatt bösen Spöttern?

Und wer er ist, der, unter allen Rettern
Der göttlichste, sanftmüthig weiß zu spornen,
Daß wir des Lebens Irren, den verworrnen,
Entfliehen und des Zweifels schwülen Wettern? —

Wer künder's, wer? — Ob er ein Held der That,
Ein Held der Rede, Heros der Gedanken,
Vielleicht das freie Wort nur, ohne Schranken?

Wer künder's, wer? — Doch hofft: der Heiland naht!
Von seinen Lippen träuft der Lehre Mannah,
Und jubelnd ruft die Zeit ihr Hosiannah!

4.

Ihr lautes Hosiannah ruft die Zeit!
Der Gottessohn, der einzieht in die Mauern
Des neuen Zions, die da ewig dauern,
Gepriesen sei er und gebenedeit!

Baut, sel'ge Menschen, eure Tempel! Weiht
Den Altar ein! Ihr Töchter, laßt das Trauern!
Ihr Priesterkön'ge euer brütend Lauern!
Euch ruft der Herr zu Fried' und Einigkeit!

Hervor, ihr Ueberglaubigen! aus den dunkeln
Gemächern an des Sonnenlichtes Funkeln!
Verehrt das Licht, statt wunderlich zu munkeln!

Ungläubige, hervor! Verehrt das Werde,
Den neuen Himmel und die neue Erde,
Und weidet mit — Ein Hirt und eine Heerde!

5.

Menschwerdung heißt der Tag, der allgemeine.
Wo Fleisch empfängt der grübelnde Gedanke,
Und zwischen Form und Inhalt sinkt die Schranke
Und wahres Sein sich ausgleicht mit dem Scheine.

Wo, was das Meine, dein wird, mein das Deine,
Gesund die Menschheit, die durch Selbstsucht kranke,
Daß sie nicht hin und wider red' und zanke
Und, was sie kaum bejaht, sogleich verneine.

Das ist der Seelentag, der Allerseelen,
Wo Menschheit sich entgittert und entflittert
Von all dem Putz, womit sie sich umhangen.

Wie lange mag sich Menschliches verhehlen?
Es bricht hervor, es blüht, und blühend zittert
Der Freude Thräne auf der Menschheit Wangen!

H. Marggraff.

Kritische Skizzen.

Bilder aus den Niederlanden, von Louis Lax.

Ein ganz eigenthümliches Feld hat sich die Prosa der jungen Literatur mit den Genrebildern und Skizzen aus dem Volksleben eröffnet. Heine, welcher der ungebundenen Rede eine vor ihm noch nicht gekannte quecksilberne Flüssigkeit verlieh, hatte auch hierin Bahn gebrochen; nach seinen Reisebildern gestaltete sich ein ganzer Literaturzweig. Aber dies Genre bedurfte einer Fortbildung, sollte es von Bedeutung werden; es mußte sich der pointirten, kränklich gereizten Subjectivität entheben, um das Nationalleben, die Wirklichkeit der Gesellschaft mit Glück und Treue zu erfassen. Bei Heine blieb alles von seinem Ich durchätzt, kein Gegenstand, kein Gedanke der Menschheit, kein Dasein in Zeit und Raum blieb unverletzt von der Säure seines lyrischen Witzes, der mit allen Dingen seine coquette Waghalsigkeit bis zum Ekel trieb. Wer hinter Heine Queue machte, mußte bedeutungslos bleiben, weil sich mit ihm weder die Form noch der Inhalt des Menschenlebens fortbildete. Erst andern Persönlichkeiten gelang es, die Reiseskizze zu einem wirklichen Gemälde zu gestalten, in welchem das Object von dem verliebten Ich des Referenten nicht verschlungen wird, sondern seine Geltung gewinnt. In diesem Felde hat Louis Lax gearbeitet; seine Bilder von den Niederlanden sind meisterhafte Skizzen, echte Freskobilder aus der Volksmasse, treffende Portraits von Stadt und Land, Markt und Familie, glückliche Novellen, die den Charakter der holländischen Welt abspiegeln. In letzter Beziehung bietet der erste der beiden Bände (Aachen und Leipzig bei Mayer) sechs Erzählungen, welche Louis Lax mit der ganzen Virtuosität des modernen Genrestyls hinstellt. Der zweite Band gibt in einer Reihe von Briefen specielle Bilder von Stadt, Land, Menschengestalten und Kulturformen. Eine Stadt, eine bedeutende wenigstens, die ihre Geschichte hat, ist immer wie eine Person, sie will ihren Portraitmaler. Diesen haben Amsterdam, Brüssel, Antwerpen, Gent, Utrecht, Nimwegen, Ostende, Lüttich, an Louis Lax gefunden. Wir tragen aus den Schilderungen des holländischen Nationalcharakters folgende Aeußerungen zusammen. — Wenn man von Holland spricht, so ist es hergebracht, daß man zugleich an das personificirte Phlegma denkt. Eine so festgewurzelte Ideenverbindung muß natürlich auf gutem Grunde liegen. Und in der That stammen so ziemlich alle Lichter und Schatten aus dieser verkörperten Passivität her. Was den Holländer im Geschäfte zu dem zuverlässigsten Menschen macht, muß ihn für das sociale Leben desto abstoßender machen. Man kann auf ihn bauen, weil er unverrückter wie ein Fels im Meere ist, aber diese Festigkeit in das gesellschaftliche Leben übergetragen, macht ihn zum steifsten Kumpan von der Welt. Aus Widerwillen gegen alle Bewegung hängt er an alten Gewohnheiten und sitzt lieber spazieren, als daß er sich umhertreibt. Aus Bequemlichkeit ist er grob, rauh und abgeschlossen, weil jede Aufopferung eigner Neigungen und jedes Anschmiegen und Entgegenkommen an fremde Individualitäten, ohne welches kein Umgang möglich ist, eine Anstrengung erfordert, die mit seinen Begriffen in Widerspruch steht. Diese Reducirung auf sich macht ihn aber egoistisch, und wenn er dennoch zu patriotischen Aufopferungen geneigt ist, so rührt dies nicht von höherer Begeisterung oder instinctartiger Aufwallung her, sondern es treibt ihn mehr die Eitelkeit dazu, die eben die Folge jenes Egoismus ist. Er liebt nicht sowohl sein Vaterland, als daß er eitel auf dasselbe ist; und das Letztere nothgedrungen darum, weil er das ganze Vaterland in sich selbst sieht. Er wünscht dem Lande Glück, daß es einen solchen Beschützer hat, wie er, der Kaufmann von der Kalberstraat in Amsterdam, ist, und weil er etwas auf sich

hält, läßt er auch dem Lande etwas zukommen. Der Holländer ist der Protector seines Landes, das er mitunter etwas kalt und stolz behandelt und nur in der Noth nicht stecken läßt. Was sich freilich erklärt, da Holland allerdings nur das Werk seiner Bewohner ist, da sie arbeiten müssen, es sich zu erhalten. Es ist ihr Meisterstück, und wenn sie eitel darauf sind, so sind sie natürlich nur auf sich eitel. Dem Engländer ist England seine Frau, zu der er immer wieder zurückkehrt, die er liebt, ohne ihr Schmeicheleien zu sagen; dem Franzosen ist sein Vaterland eine Geliebte, die, wenn er gerade montirt ist, so himmlisch und engelhaft ist, daß er sich sogar für die Schönheit ihrer Leberflecke schlagen würde. Dem Deutschen ist das Vaterland die Mutter, der er selbst unter Thränen zulächelt, die er mit beiden Armen umfängt und an sein Herz drückt, selbst wenn sie ihn züchtigt und von sich stößt. Dem Holländer ist Holland ein theures Lager, das er selbst nicht zärtlich behandelt, das ich aber Niemanden rathen möchte, ihm unter dem Rücken wegziehen zu wollen. — Nur die Eisenbahnen können dies Volk von den Stereotypenformen des Phlegmas erlösen. Anfangs wird der Holländer trotzig sein und sich sträuben, langsam aber wird auch er in den Touristenkreis, schon des Geschäftsganges halber, hineingezogen, sein Land wird von Schaaren Reisender überströmt werden, fremde Elemente werden dem nahrhaften Sumpf seiner geistigen Zustände zum Abzug verhelfen. Sein materielles und sein geistiges Leben wird an Poesie und Grazie gewinnen, während man sagt, der Materialismus des Eisenbahnverkehrs ermangele beider Elemente. An beiden fehlt es dem Holländer im äußern wie im innern Leben, und man vermißt sie selbst bei den Frauen, die, dem Stoffe nach, sonst so schön gebildet sind. Der Mangel an Rührigkeit steht überall der Kultur entgegen, weil das weibliche Element mehr als anderwärts in den Schatten tritt. Der Holländer, der mit der Pfeife im Munde zur Welt kommt, zieht diesen Genuß jeder andern Unterhaltung vor. Seine Phantasie geht nicht über die Wolken hinaus, die er vor sich hinbläst. Das eiserne Gefäß mit der glühenden Torfasche darin auf der einen, das Spucknäpfchen auf der andern Seite des Tisches, sitzt er stundenlang, ohne sich zu bewegen. Er schenkt sich nicht einmal selbst zu trinken ein, sondern ruft den Aufwärter, der ihm das leergewordene Glas wieder füllen, ihm das Licht putzen muß. „Jan, inschenken! Jan, snuiten!" Der Holländer hält so viel auf diese Commodität, daß er den Unglücklichen, der sich gezwungen sieht, die seinige aufzuopfern, um ihm aufzuwarten, gar nicht mehr für einen Menschen, sondern nur noch als eine Maschine betrachtet. Daher wirft er auch das ganze Geschlecht der Kellner in eine Kategorie und gibt ihm den Collectivnamen: Jan. Die Dienerschaft hat deshalb kein gutes Loos dort, und der Vorwurf, den man den Holländern gemacht hat, daß sie in ihren Colonien gegen Eingeborne und Sklaven härter verfuhren, als irgend eine andere Nation, hat eben darin, nicht in angestammter Grausamkeit, seinen Grund. Der allgemeine Mangel an Raffinement im bessern Sinne geht vom Gesellschaftszimmer bis zur Küche, die überhaupt nirgends als etwas Unwesentliches zu betrachten, sondern vielmehr ein Barometer ist, aus dem sich sicherer als auf das Wetter, auf die Höhe oder Tiefe der Cultur schließen läßt. Die Küche ist in Holland eine materielle; ehrlich, solid, geradezu, wie der ganze niederländische Charakter, aber eben so wieder aller Grazie und Poesie entbehrend. Sie verschmäht jede Täuschung und Attrappe, und versteckt sich nicht hinter falschem Schein. Sie tritt massiv auf wie ein Riese, der im Gefühle seiner Kraft es verschmäht, das Fechten wissenschaftlich zu treiben. Der Wilde ißt nur, um satt zu werden, gleichviel wie; der Gesittete sucht in der Zeit, die er nothgedrungen dem Magen zuwenden muß, auch seinen ästhetischen Begriffen zu genügen. Kein Volk hat mehr für die Grundstoffe gethan als das niederländische, aber darüber hinaus ist es nicht gegangen. Es hat in seinem angebornen praktischen Sinne die Hauptbedürfnisse zur Vollkommenheit gebracht, aber diesen nun einen poetischen Schmuck zu verleihen, ist Niemanden eingefallen. Das Meer liefert ihm die köstlichsten Fische, die Viehzucht wird mit Zärtlichkeit getrieben, das holländische Kalb ist das Ideal seiner Gattung, aber bei diesen Elementen bleibt man auch stehen, und geht nicht über in höhere Classen. Von dem phantasiereichen Wechsel eines pariser Kochs hat man keine Ahnung, und die ganz kunstreiche Behandlung der Entremets ist noch ein unentdecktes Land. Das Fleisch erscheint immer in seinem ursprünglichen Zustande, ohne daß eine bildende Hand eine Umgestaltung daran versucht hätte, und die Gemüse treten im reinsten Naturzustande auf. Es herrscht durchweg eine paradiesische Unschuld, die noch von keinem Baume der Erkenntniß gekostet hat. Diese Unschuld ist sehr rührend, es gehört aber ein guter Magen dazu, sie zu verdauen; und die Fürsprache eines Glas Genever, den man freilich schon in den Weinen als eingeschlichenes Hülfscorps vorfindet, ist nicht immer vom Uebel.

Correspondenz aus Bädern.

Bad Elmen bei Salza.

[Physiognomie von Stadt und Bad.]

Weiß der Himmel, wie es kam, daß eine anfängliche geringe Inclination zum Gähnen in Kösen sich mit den Tagen mehr ausbildete und endlich zur wahren Gähnomanie wurde. Die Schlafrigkeit muß doch wohl in der kösener Atmosphäre liegen. Möglich, daß die Zeit der Fliederblüthe das Ihrige thut, gewiß, daß keine Macht der Erde mich wieder nach Kösen bringt, wenn ich ein Bad besuchen will. Tante Emerentia allein schien sich hier wohl zu fühlen. Sie nährte täglich ihre stille Liebe zu dem Gardelieutenant durch warme Morgenmilch, geschlürft in dem unscheinbaren Bauernhäuschen, in dem einst seine Wiege stand, trug aber endlich doch heftiges Verlangen, sie und ihn in Lauchstädts Eisenquellen verstählen zu lassen. — Es ist ein eigenes Ding um die neue Liebe einer alten Jungfer zu einem Gardelieutenant von vierzig Jahren. Sie hebt sich nicht mehr auf leichtbeschwingten Libellenflügeln zum Olympus auf, um dort im seligen Verein mit Göttern in süßer Schwärmerei für sich und diese ihre Liebe zu dem geliebten Manne den Taufschein der absoluten Göttlichkeit zu lösen — o nein, sie rauscht gleich Kranichen des Ibicus auf die nächste die beste Höhe, und erklärt, wenn es nicht anders sein kann, auch das Kanapee für einen Götterauswuchs ihrer Zimmerdielen, auf welchem Eros Triumphe feiern darf, und verfolgt am liebsten da, wo sie am meisten geflohen wird; sie schnippt nicht mehr in kindlicher Unschuld Kirschkerne nach dem Abgott ihres Herzens, wie bei achtzehn Jahren, um dann zu fliehen, wenn der Liebste ein rothes Fleckchen auf dem Chemiset als Liebeszeichen davontrug — o nein, sie feuert mit Kartätschen und flieht nimmer. Widerstand leiht ihrem Heroismus nur Titanenkräfte. So die Liebe der Tante Emerentia. Sie hatte kaum erfahren, daß der Lieutnant aus Lauchstädt entflohen sei, weil er gehört, es werden Stahlprojecte sie dahin führen, so pries sie gegen den Papa die magdeburger Liebesgötter, die in Bad Elmen schelmisch aus jedem Busche lugten; ließ gegen die Mama ein Wörtchen von einem sie überkommenden honetten Schwindel fallen, der sie antreibe, die Extrapost bis Elmen wiederum ganz allein zu zahlen; strich gegen Onkel David die Moosbänke und Roßhaarstühle dort heraus; versprach dem Fähnrich Fritz für jeden Abend einen Pharaosatz; versicherte mich schließlich, ich sei ihr Herzensneffe, und siehe da! wir waren über Leipzig, Dessau, Zerbst und Barby in Elmen angelangt, bevor wir es selbst ahnten.

Verklagen Sie demnach nicht mich, die willenlose Maschine der Tante Emerentia, vor dem Forum des Journalinteresses, wenn dieser mein zweiter Bericht aus Badeorten wiederum etwas mager ausfällt, sondern diese, die mal selbst etwas mager ist und auch das fremde Magere liebt, oder warten Sie lieber, bevor Sie klagbar werden, bis ich Alexisbad und das Seebad bei Rügen erreicht habe. Vielleicht, daß ich von dort aus Spickgänse schicken kann, da ich hier höchstens Lerchen einzupacken im Stande bin.

Man muß wirklich ein tüchtiger Geograph sein, wenn man sich nach Elmen finden will und ein tüchtiger Humorist, wenn Einem nach der Ankunft die gute Laune nicht auf Sturmesfittigen enteilen soll. Elmen nämlich liegt im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg, etwa zwei Meilen von dieser Stadt, eine Meile von Barby, kaum soweit vom Städtchen Calbe und bildet gleichsam eine Vorstadt des Städtchens Salza. Ich habe im Süden, Osten und Norden Deutschlands manche Stadt und manches Städtchen gesehen, aber — bei allen Schrecken der Ober- und der Unterwelt! — ein solches Städtchen wie Salza sah ich nie. Ich möchte fast behaupten, es liegen in Salza wenige Steine so, wie sie liegen sollen, an Häusern wie auf dem Wege, und namentlich können letztere nur als eine plumpe Satyre auf jede Art des Pflasters betrachtet werden. Die Straßen laufen kreuz und quer, und die Häuser gemahnen mich wie rauflustige Rebellen, die in der schmuzigen Nachtjacke sich in wildem Chaos breit in den Straßen aufstellten und dem Wanderer donnernd zurufen: „hinaus hier, wer einen ganzen Rock trägt!“ Friedrich der Große soll den Plan gehabt haben, die Städte Salza, Schönebeck und Frose, von denen keine viel über eine halbe Stunde von der andern entfernt liegt, so zu vereinigen, daß aus der Vereinigung ein kleines Berlin hervorgehe, und man muß gestehen, daß dieser Plan keineswegs unausführbar gewesen wäre. Der Anfang dazu ist schon gemacht, indem sich von Salza aus bis zu dem freundlich-zierlichen Schönebeck eine kaum einmal unterbrochene Häuserkette längs der Chaussee hinzieht, und wenn ich auch gern zugestehe, daß eben dieses Schönebeck ein treffliches Haupt zu dem neuen Städteadam gewesen wäre, so muß ich doch gediegene Zweifel hegen, ob sich je Feigenblätter für des Leibes Blößen, will sagen: Salzas, und nur leidliches Schuhwerk gefunden hätten, das die holperigen Auswüchse des Pedals, will sagen: Froses, zu verbergen im Stande gewesen wäre. Doch genug von eines großen Königs großen Planen in Bezug auf kleine Städte! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Dorow's Denkschriften und Briefe.]

Der Hofrath Dr. Dorow in Berlin, dessen eben herausgekommene Sammlung von „Denkschriften und Briefen“ ein großes Interesse erwecken, hat nie und nirgends die Absicht ausgesprochen, alle in seinen Händen befindlichen wichtigen Blätter dieser Art unbedingt und rücksichtslos in Druck zu geben. Im Gegentheil zeigt seine Mittheilung große Sorgfalt und Rücksicht, und es ist kein Zweifel, daß er in dieser Weise fortfahren wird. Sein Recht als Herausgeber durfte er sich aber nicht schmälern lassen, daher jene Abfertigung subjectiver Vorschriften und Meinungen, die sich als objective Norm unberufen vordrängen wollen, und die in den meisten Fällen nichts hinter sich haben, als eigne kleine Furcht, auf dunklen Wegen unerwartet durch ein Streiflicht beleuchtet zu werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 151. — den 4. August 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kritische Skizzen.

Panorama de l'Allemagne.

Unter diesem Titel ist mit dem ersten Hefte in Paris das Journal eröffnet, zu dem sich große Mittel und große Kräfte vereinigt haben. Eine Reihe bedeutender Namen von Deutschland und Frankreich, die eine Art stillschweigender Verbrüderung eingegangen sind, um Deutschland vor Frankreich zur deutlichen Erscheinung zu bringen, bürgt für das Gediegene des Unternehmens; für das Gelingen des Erfolgs bürgt die Gewandtheit des Herrn Savoye, der sowohl durch seine Geburt, er ist Rheinbaier, als durch seine innige Vertrautheit mit dem Genius beider Völker, er ist auch französischer Autor, und vertrat als Mitarbeiter des Temps deutsche Interessen in fremder Sprache, recht eigentlich den Beruf hat, diese litterarische Annäherung zu verwirklichen. Interessant ist, was der geistreiche Edgar Quinet in einem kurzen Artikel, mit welchem Savoye das Panorama eröffnet, über unser Vaterland sagt. So oft es auch erklärt und gedeutet, Deutschland sei doch noch ein Räthsel, es sei die Sphinx, die unbeweglich an der Pforte des Tempels ruht und jeden Reisenden mit Fragen verwirrt. Dieses Dunkel, das um Deutschland flattert, habe nicht blos in der eigenthümlichen Lage unsers Volkes seinen Grund; auch die Mittel, die man versucht, um Deutschland für Frankreich zu entdecken und zu deuten, waren falsche, sagt Quinet. Man machte sich allerdings mit Ernst an das Geschäft, dies Land in seinen Ideen, Träumen und Chimären aufzufassen, man hielt dies Volk für eine körperlose Seele, in seinen philosophischen Systemen, in seinen tiefsinnigen Legenden und Mährchen, in seiner Poesie suchte man seine Existenz, ja man glaubte, Deutschland habe keine andere, als in diesen Gebieten, man glaubte, die Deutschen hätten nur eine geistige Heimath, nur ein ideelles Vaterland. Dieser Abstraction folgte man, stieß auf ein leeres, ungeheures Schattenreich und kehrte sich unheimlich wieder ab. Während Einzelne sich mit deutscher Philosophie beschäftigten, ließ man Geographie, Geschichte, Klima, Sitten und alles außer Acht, was den Geist bedingt und erklärt. Deutschland, sagt Quinet, ist nicht die herumirrende Seele, um welche sich in der Wüste die Dämonen des Zweifels und des Wissens streiten, die Deutschen sind eine große Nation, oder vielmehr eine Gemeinschaft von Nationen, die sich jetzt mit gewaltigem Eifer auf die reale und praktische Welt werfen, als hätten sie nach dieser Seite hin einen großen, bisher leer gebliebenen Raum zu füllen. Man kann, fährt er später fort, über Deutschland die widersprechendsten Dinge sagen, ohne die Wahrheit zu verfehlen. Deutschland ist das einzige Land, wo man aufrichtig protestantisch und aufrichtig katholisch ist. An der Spree ist man spiritualistisch, an der Donau materialistisch. Keine Nation hat mehr Kenntnisse, mehr tiefes Wissen, und keine hat zugleich tiefere Vorurtheile. Der Kosmopolitismus ist den Deutschen eingeboren, und doch ist der Nationalhaß bei ihnen eingewurzelt. Wer dies Volk zeichnen und

darstellen will, muß die entgegengesetztesten Pole erfassen, Linien ziehen, die sich aufheben, Stoffe verstehen, die bei aller Feindseligkeit doch neben einander bestehen, wie in einem friedfertigen Schooße geborgen. Bei aller Verschiedenheit zwischen Frankreich und Deutschland, meint Edgar Quinet, ständen ungesucht beide Völker doch auf dem Puncte, wo sie sich die Hände reichen müßten. Der Krieg, den sie mit einander geführt, habe sie mündig gemacht, das eine habe in einer politischen, das andere in einer religiösen Revolution seine Schule überwunden, jedes sei dem andern in andern Feldern vorausgeeilt; es sei Zeit, daß sie eine Gegenseitigkeit eröffneten, die zur Ausgleichung des Errungenen und Versagten führen müsse. Für die Civilisation des Westens gebe es nur eine Furcht: Rußlands wachsende Macht. Warum sollte nicht schon dieser Gedanke die westlichen Völker vereinigen?

Dem ersten Hefte sind eine Lithographie und ein schöner Stahlstich beigefügt. Savoye selbst erläutert jene; sie gibt die Gestalt einer Jungfrau, die an der Eiche lehnt, in den Händen ein hohes Schwert und das Buch des Gesetzes, auf das der Zeigefinger deutet, ohne daß ihm das Auge den klugen Weg zeigt — wie deutsch! — rings herum liegen die Attribute von Kunst und Wissenschaft, der Merkurstab liegt etwas bei Seite, hinten ragt ein gothisches Mauerwerk, früher ein hoher Ernst für die Nation, jetzt die Spielerei eines Komödianten. Diese Jungfrau am Eichbaume ist Germania in der Majestät der leidenden, harrenden Jungfräulichkeit. Frankreich! lerne sie liebgewinnen, sie war von je mit ihrer Liebe, mit ihrer Schwärmerei, mit ihrer Hamletstugend, die Heldin eines Trauerspiels!

Joseph Mainzer, der für deutsche Musik in Paris eine höchst rühmliche Wirksamkeit übt, gibt einen kleinen Artikel über sein Fach; Meyerbeer verspricht in einem Briefe über Maria von Weber, mit dem er in Darmstadt unter Abt Vogler Musik studirte, einige Mittheilungen. Ueber den Rhein und Rheinstein, welches der Stahlstich vorführt, gibt Savoye eine interessante Charakterskizze. Ein Brief aus Weimar gibt ein Bild von der Epoche Goethe's und der übrigen Heroen des deutschen Parnaß.

Die Sprichwörter der Deutschen.

Dr. Körte hat sie in vier Lieferungen (Leipzig bei Brockhaus) alphabetisch geordnet und mit Parallelen aus den Sprachschätzen andrer Völker durchflochten. Jeder Freund seiner Sprache wird den Werth dieser Sammlung anerkennen. Jedes Volk hat in seinen Sprichwörtern seine Moral und seinen Charakter epigrammatisch niedergelegt. Der Chinese nennt sie „Denksprüche der Weisen", der Italiener „Volksschule", der Spanier „Arznei der Seele", der Araber „Blume der Sprache", der Deutsche „Weisheit auf der Gasse." In diesen kurzen Beziehungen liegt zugleich der unterschiedliche Charakterzug in der Physiognomie der volksthümlichen Sprichwörter, man erkennt daran, wiefern Philosophie oder Poesie bei dieser und jener Nation ihre Einflüsterungen machten, um den Sinn des Volkes zu bestimmen. Auch bei den Griechen waren die ersten Sprichwörter Gedankensprüche der sieben Weisen, bei den Hebräern gewann das Sprichwort den hohen Schwung der Prophetie und einen bestimmten Rhythmus für den religiösen Tiefsinn. In Deutschland ist das Sprichwort nicht so hohen Ursprungs, es ist „Weisheit auf der Gasse." Einige erinnern an die Sphäre der Klostergeistlichen, die meisten sind jedoch aus der Periode der Reformation, wo der Bürger und der Bauer witzig und grob wurde gegen das Herkommen der Kirche; deshalb die Derbheit, die Naivetät mit dem Dreschflegel, die Verspottung mit beiden Fäusten; zugleich aber auch die charakterfeste Gottesfurcht, denn Luther's Diction beherrschte das ganze Zeitalter. Er selbst sprach den Wunsch aus, es möchte diesen Sprachschatz Jemand ordnen; er fühlte zu gut, daß er am Sprichwort einen Alliirten hatte gegen Aberglauben und anmaßliche Dummheit. Es ist die Zeit, wo man den Teufel noch leibhaftig sah und ihm ein Tintenfaß an den Kopf warf, obschon man sonst gegen alle Teufeleien der Menschen kräftig und mit Gott zu Felde zog. Auf den Teufel bezüglich gibt's vielleicht 50 deutsche Sprichwörter, die ihre Abstammung vom reformatorischen Zeitgeiste nicht verläugnen. Aus dieser Anzahl heben wir folgende Kernsprüche heraus: Ein Mensch ist des Andern Teufel. Der Teufel pfeift einem süß, eh' er aufsitzt. Der Teufel gießt gern, wo's schon naß ist. Der Teufel hat mehr denn zwölf Apostel. Der Teufel ist subtil und spinnt doch grobes Garn. Den Teufel jagt man hinaus, der Satan kommt wieder herein. Der Teufel ist unsers Herrgotts Affe. Man mott dem Düvel ook mal en Kertz upsetten. Den Teufel und Gott in Ein Glas bannen. Jeder hat seinen eigenen Teufel. Wer mit dem Teufel essen will, muß einen langen Löffel haben. Wo der Teufel nicht hin mag, da schickt er ein altes Weib. Der Teufel ist nie so schwarz, als man ihn malt. Wenn der Teufel alt wird, will er ein Mönch werden. Der Teufel mag alles werden, nur

kein Lehrjunge. Der Teufel hat ihn im Laufen verloren. Von dem kriegt der Teufel kein Pechlicht. Es geht Einem so glatt ein, wie dem Teufel eine Advocatenseele.

Den staunenswerthen Reichthum unserer theuern Muttersprache nehmen wir besonders an den Redensarten der Zech- und Saufbrüder wahr. Es sind ihrer 142. Wir machen uns das Vergnügen, sie hier in absteigender Reihe vorzuführen: Er hat ein gut Gefälle. Er spürt den Wein. Er hat ein Räuschchen. Er hat 'nen Spitz. Er hat einen Strich. Er hat etwas im Kopfe. Er hat ein Gläschen über'n Durst getrunken. Er hat sich bezecht. Er ist wacker abschüssig gebaut. Er trinkt sich einen Pelz, damit ihm der Narr nicht erfriert. Er hat zu tief ins Glas geschaut. Er hat einen Haarbeutel. Er trinkt auf den künftigen Durst über drei Wochen. Er hat ein Glas zu viel getrunken. Er hat einen Hieb, — einen Stich, — einen Schuß, — einen Jesuiter. Er ist illuminirt. Er spricht in fremden Zungen. Er hat sich einen Bart gemacht. Er hat etwas im Oberstübchen. Es spukt ihm im Giebel. Er hat einen Giebel, — einen Rausch. Er ist angeschossen, — selig. Er hat einen Heiligenschein. Er hat peculirt. Er schwebt. Er hat genug. Er sieht zwei Sonnen. Er sieht die Buchstaben doppelt. Er ist benebelt. Er hat etwas zuviel. Er hat sich bene gethan. Er ist mit einem Hering durch den Hals geschossen. Er hat sich gut vorgesehen. Er hat was in der Krone. Es ist im Oberstübchen nicht richtig. Er sieht den Himmel für eine Baßgeige an. Er hat des Guten zuviel gethan. Er hat sich was zu Gemüthe geführt. Er hat schief geladen. Er hat einen Igel im Leibe. Er trinkt ohne den Bart zu wischen. Die Zunge ist ihm schwer. Er hat Moses' Zunge. Er kann lallen. Er ist herumgeführt. Er hat seinen Talis, — sein Theil. Er lavirt. Er geht den S. S.-Strich. Er hat in den Thran getreten. Er segelt mit vollen Segeln. Er geht als wenn alle Häuser ihm gehörten. Er macht einen pas frisé. Er ist gut gesegnet. Der Kopf ist ihm schwer. Er hat Glasaugen. Er kann um keine Ecke kommen. Er sieht die Thurmspitze für 'nen Zahnstocher an. Er hat sich die Nase begossen. Er hat den Mund verfehlt. Er sieht Schleifkannen am Himmel. Er sieht den Bock für den Gärtner an. Er taumelt. Er war an einem guten Orte. Er ist dabei gewesen. Er hat seine Ladung. Er sieht ein Paar Stiefeln für ein Messerbesteck an. Dem Kamerad wird unwohl. Er ist betrunken. Er hat Staffetten nach Speier geschickt. Er kann die Zunge nicht mehr heben. Er kann auf keinem Beine mehr stehen. Er hat wunde Füße. Er ist satt. Er ist à tout. Er ist voll, fertig, weg, hin, geliefert. Er nimmt einen auf die Lunge, gießt einen auf die Lampe, hinter die Binde, nimmt einen gegen's böse Wetter. Er hat was im Dache. He hett wat im Kreisel, im Timpen, in der Krone. Kunradl, habl na di! Er hat vom Krakeel-Wasser getrunken. He hett sick beschlumpert. He drinket mit Maaten (maßweise). He is benüselt. Er hat sich schwarz gemacht. Er hat einen Tummel. Er sieht aus, wie 'ne Gans, wenn's wetterleuchtet. Er ist knill. Die Zunge geht ihm auf Stelzen. Er kreuzt. He hett sick todecket. He hett to veel pichelt. He kickt ut fünf Dogen. Er sieht 'nen kalenberger Bauer für 'ne Erdbeere an (wegen des rothen Rocks). He is half sieben. He hett to veel knipset. Er sieht ein Fuder Heu für 'ne Pelzmütze an, — einen weißen Hund für 'nen Mühlknappen. He kann nig mehr över'n Bart spucken. Er sieht aus wie'n gestochen Kalb. Er hat sich an den Laden gelegt. He hett de Jacke vull. Er hat sich bespühlt, begiegelt, bepumpelt, betudelt, behäbelt. He hett de Planken to leef. Die Worte brechen ihm zusammen. Er hat viel übergebeugt. Er ist toll und voll. He is dick un duhn. Er ist katzendick, sternblind dick, pudelhageldick, blindhagelvull, so vull as en Dudelsack, knüppeldick. Er ist unter'm Tische. Man hat ihn begraben.

Correspondenz aus Bädern.

Bad Elmen bei Salza.

(Fortsetzung.)

[Wirkungen des Bades, die Gesellschaft.]

Der Umstand, daß mehrere mit den verschiedensten Krankheiten behaftete Individuen durch bloßes Waschen mit der Soole des salzaer Salzwerks entschiedene Hülfe oder wenigstens Erleichterung gefühlt hatten, veranlaßte den vorigen Badearzt Dr. Tollberg zu Anfange dieses Jahrhunderts, die Bestandtheile der Soole chemisch zu analysiren. Er fand allerdings Heilkräfte nicht blos im salzaer Patriotismus, sondern in der Soole selbst, und auf seine Veranstaltung erhoben sich zuerst im Jahre 1804 mehre kleine Häuser, in welchen auch Fremde, welche die Heilquelle benutzen wollten, Quartier finden konnten. Der wirkliche Nutzen der Quelle, der sich vor meinen Augen noch in diesem Jahre sichtbar herausstellte, machte gar bald eine Erweiterung der Anstalt nöthig, und so kam es denn, daß nach und nach außer dem ursprünglichen Soolbade ein Schwefel-, ein Dampfbad und mehrere andere Bäder mit verschiedenen Mineraltheilen als Hauptelemente entstanden. Namentlich hat sich in den letztverflossenen 10 Jahren das Bad ungemein gehoben. In zwei Fällen beobachtete ich wahrhaft staunenswerthe Reactionen des Soolbades auf den Körper. Der eine betraf einen jungen Cavalier, welcher seit neun Jahren durch einen Flechtenausschlag im

Gesicht höchst entstellt war und gegen denselben fast sämmtliche allopathische und homöopathische Celebritäten Berlins, Leipzigs und Heidelbergs fruchtlos consulirt hatte. Das elmener Soolbad brachte diesen schlimmen Gesichtsschmuck vor einem Jahre so gründlich zum Weichen, daß der nochmalige Gebrauch des Bades in diesem Jahre kaum noch nöthig war. In dem zweiten Falle sah ich eine zarte junge Dame, die von Kindheit auf an wahrhaft monströser Anschwellung und Verhärtung der Halsdrüsen gelitten und ebenfalls die heroischsten Mittel aller ärztlichen Schulen seit Jahren vergebens dagegen angewendet hatte, in etwa sechs Wochen so durch die Badecur in Elmen geheilt, daß sich nach den Aussprüchen der Aerzte bei abermaligem Gebrauche des Bades im nächsten Jahre eine radicale Herstellung erwarten läßt. Für derartige Krankheiten würde also Elmen gewiß zu empfehlen sein und Badelustige mögen sich durch das Bild, das ich von Salza, der uralten Mutter Elmens, entwarf, nicht davon abhalten lassen, der Tochter bei Gelegenheit vielleicht die Cur zu machen. Sie präsentirt sich eben nicht in eleganter Atlaßrobe, doch trägt sie ein recht sauberes, modernes Hauskleid und lächelt namentlich bei schönen Morgen recht heiter und gemüthlich aus dem kleinen, nach englischem Geschmack angelegten Lustpark nach Hrn. Graßhof's hübscher Badetabagie hinüber, in welcher selbst ein mehr prätentiöser Badegast als ich Alles findet, was sich in Elmen erwarten läßt. Hrn. Graßhof's Rival ist ein Herr Damm, dessen Restaurationslocal mehr Gäste aus der niedern Sphäre anzieht, während bei Graßhof die höhern Stände conversiren. Außerdem fehlt es nicht an kleinern Privatlocalen, die den Fremden für nicht eben hohe Preise freundlich zu beherbergen bereit sind. Die Badeliste führt gegenwärtig 382 Gäste auf, in welche Zahl freilich die salzaer Langeweile bereits mit einem starken Nummerposten dividirt haben dürfte. Elmen ist mehr ein Bad für wirklich Kranke, als ein solches, das durch die mächtigen Magnete der Badelust: Gruppenwechsel, lebhafte Conversation, Vergnügungen aller Art, und vor Allem die liebenswürdige Ungebundenheit der Curgäste in den größern Bädern, zum Besuch einladet, wo der Einzelne in dem Convolute der Nationen und Interessen aller Art sich selbst kaum finden und demzufolge, von Fremden ganz unbeachtet, mit den Götzen oder Götzinnen seiner verschiedenen Badeneigungen beliebige Abgötterei treiben kann. Der Ton Bad Elmens ist im Ganzen ungezwungen und herzlich, ein Conversationsvorzug der ganzen dortigen Gegend, und geht man in die nähere Nüancirung ein, so dürfte er mehr mercantilische als andere Aggregate haben, was bei der Nähe Magdeburgs gar nicht befremden kann. Im nächsten Jahre wird der Verkehr von vorher noch lebhafter werden, da eine Eisenbahn von Magdeburg nach Salza gebaut werden soll. Diese würde jedenfalls das Großartigste sein, was je in Salza zu finden war, wenn sie nicht vor Salza gleiche Aversion zu fühlen schien, als ich, und es eine Viertelstunde etwa links liegen ließe. Die Arbeiten haben längst begonnen und Schienen für die Erdkarren sind schon gelegt.

Unter den Personen von Belang, welche die Badeliste nennt, dürften der Commandant von Magdeburg, General v. Thiele, der Chefpräsident v. Manteufel ebendaher, die russische Gräfin v. Bannow, der herzogl. anhalt-bernburgsche Kanzler v. Pfau und die Kammercommissionsräthin Dietze aus Barby zu nennen sein. Ich hatte Gelegenheit, in der letztern eine Dame von höchst liebenswürdigem Charakter kennen zu lernen, die es wohl verdient, daß sie nicht bloß als jetzige Besitzerin des Stammschlosses der uralten Reichsgrafenfamilie von Barby, das später (seit 1659) Residenzschloß des Herzogs Heinrich von Sachsen und seines Sohnes Albrecht Ernst war, genannt, sondern auch als Mutter der Armen in Barby und auf ihren Rittersitzen Pomsen bei Leipzig, Güldenstern bei Torgau u. s. w. gefeiert werde. Ohne ihre Herzensgüte würden namentlich die Armen in Barby im vergangenen harten Winter noch weit mehr zu beklagen gewesen sein, und ohne ihren regen aufopfernden Eifer für vaterländische Geschichte und Literatur wären mir schwerlich die literarischen Schätze zugänglich geworden, die ihr Schloßarchiv enthielt, und die — wie ich in einer eigenen Schrift zu beweisen gedenke — für die Geschichte des mächtigen deutschen Dynastenhauses der Grafen von Barby, das im Mittelalter oft mächtig in die Interessen einzelner deutschen Staaten eingriff, von unschätzbarer Wichtigkeit sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

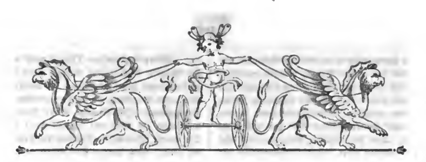
[Blücher an seine Gemahlin.]

In Dr. Dorow's Sammlung von „Denkschriften und Briefen" steht folgender classische Brief: „uf den March nach Pariß den 26sten Juni 1815. — gesund bin ich, noch 12 Meillen von Pariß die ich auch balde zurücklegen werde. Schon habe die Pariser, und die Provisoerische Regierung Deputirte geschickt und bitten um einstellung der Feindsehligkeiten, ich habe sie nicht angenommen. Bonaparte ist abgesetzt, und will nach Amerika gehen, ich habe Nostiz heütte nach Laon geschickt und von die Deputirte Bonaparte sein Tode oder seine auslifferung, die übergabe aller Festungen an der Sambre und der Maß verlangt dieses wehre die Condition unter welche ich mit ihm unterhandlen wollte. Dem ohn er acht maechire ich noch heutte grade uf Pariß, ich werde das Eisen Schmiden weill es wahrm ist, den ich will vor dem herbst zu hauße sein, lebe wohl küsse Lisettchen, grüße alle alte bekannten, besonders Lottchen, die Girod und Worsing, noch ein word, dein Bruder und Girod sind gesund. Blücher."

[Ein neuer William Shakspeare.]

In London ist ein Mann, Namens William Shakspeare, Schauspieler und Theaterdichter, aufgetreten, der sich für einen directen Abkömmling des großen Shakspeare ausgibt und — nach den circulirenden Portraits, die aber bekanntlich sämmtlich blos imaginär sind — wirklich eine Aehnlichkeit in der Gesichtsbildung aufzuweisen hat. Eine innere Aehnlichkeit fehlt ihm, seine Stücke, namentlich: „der Königin Befehl," sollen ziemlich schlecht sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 152. — den 6. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

Novelle.

Nach dem Russischen von Dr. Robert Lippert.

I.

Am rechten Ufer des lithauischen Gränzflüßchens Welika, oberhalb der alten Veste Opotschka, hatte eine Schaar von Jägern auf freiem Felde Rast gemacht. Die Sonne begann schon zu sinken und kühle Schatten breiteten sich über die grüne Lagerstatt, die trotz des Spätsommers von frischgeschnittenem Grase duftete. Es war um das Jahr 1613, kurze Zeit nach dem schmählichen Untergange des falschen Dmitri, und die unaufhörlichen Kriege der Russen und Polen hatten wahrscheinlich die Arbeiten des Friedens auf Feld und Wiese verzögert. Gekoppelte Rosse weideten auf der Grasstoppel und ihr unmuthiges Schnauben, so wie das Sträuben von Schweif und Mähnen verrieth der Thiere Widerwillen gegen die festgeschnallten Sättel, eine Vorsicht, welche die häufigen Einfälle der Litthauer gar unerläßlich machten. In den Satteltaschen hing noch die Jagdbeute, Hasen, Füchse, Reiher und Birkhühner, was vermuthen ließ, daß die Jäger hier kein Nachtlager aufzuschlagen gedachten. Nur einiges Wild hatte man auf den Boden geworfen und einige Reisige waren beschäftigt, es auszuweiden, während andere die im falben Tageslichte matt flackernden Feuer schürten, um darüber das ausgeweidete Wildpret am Spieße zu braten. Weiterhin erblickte man Männer, die den Falken pfeifend ihr Futter zuwarfen, und in einer andern Gruppe trieb man das rohe Spiel, die paarweise gekoppelten Rüden tantalisch zu quälen und zu peitschen, wenn sie vor Hunger und Ungeduld über das vorenthaltene Futter laut aufheulten. Der ganze Haufe war wohl über hundert Köpfe stark, doch ließ er nach der Tracht und äußern Erscheinung sich füglich in zwei Theile absondern. Die Kleidung der Einen, rothe pelzverbrämte Kaftane und eine ähnliche Kopfbedeckung, das Pulverhorn und die Kugeltasche auf dem Rücken, die bessere Haltung, so wie eine gewisse Geringschätzung, die sich in ihren Mienen für ihre Gefährten ausdrückte, ließ gar leicht auf die eigentlichen Schützen (Strelzi) schließen. Der Andern kunterbunte Tracht und freche Manieren aber gaben die Dienerschaft und das Jagdgesinde zu erkennen, Stalljungen, Falkeniere, Treiber und Hundewärter. Dieser Troß der Knechte lieferte zugleich ein treues Gemälde der Fahnen, unter denen ihre Herren zu verschiedenen Zeiten gedient, denn die abgetragenen Fetzen herrschaftlicher Kleidung deckten hier und da bisweilen nur spärlich die Blöße der Diener; eine verbleichte Kosakenkurtka prangte neben den Trümmern eines tatarischen Waffenrocks, neben dem polnischen Kontusch ein russisches Hemde. Durch die lärmenden Gruppen drängten sich von Zeit zu Zeit einzelne Diener, die Schüsseln mit gebratenem Wild und Geflügel einer den Umständen nach gar zierlich gedeckten Tafel zutrugen. Ein seidendurchwirktes und mit Perlen besetztes Tischtuch, die schwervergoldeten Löffel,

das Salzfaß in Form einer Ente, die Pfefferbüchse und Reiseflasche, Alles von edlem Metall, verrieth vornehme Gäste. Eine alte Hängebirke aber beschattete nur halb zwei reichgekleidete Herren, die sich mit sichtbarem Wohlbehagen auf einem türkischen Teppich ausgestreckt hatten. Der Jüngere von Beiden konnte für eine männliche Schönheit gelten. Das jugendfrische, feingeschnittene Gesicht hatte den Ausdruck einer heitern Gutmüthigkeit und Lebenslust, zuweilen jedoch gab das Funkeln zweier glühend schwarzen Augen und ein schwärmerisches Zucken des Mundes das innerlich tobende Feuer der Leidenschaft und ein reges geistiges Leben zu erkennen; die stolze Wölbung dunkler Brauen ließ auf das Bewußtsein hohen Ranges und persönlichen Muth schließen. Der Aeltere schien ein Mann von dreißig und mehr Jahren, wohlbeleibt und heitern Muthes. Bei dem übergroßen Eifer, mit dem er den Wein eingoß, der behenden Geschicklichkeit, mit der er die Braten zerlegte, sprach er dennoch unaufhörlich, und indem er seinen stilleren Genossen zum Essen nöthigte, vergaß er den eigenen Leib dabei keineswegs, was seine ohne Unterlaß kauenden Kinnladen bethätigten. Nach einer Pause von wenigen Secunden, die er jedoch weislich durch das Hinunterschlucken eines Birkhuhnrückens ausgefüllt, erhob der Aeltere der beiden Bojaren den schweren Pokal mit beiden Händen, unter dem lauten Ausruf: „Auf das Wohl unsers neuen Herrschers, Czar Michael Feodorowitsch!" Mit den Worten: „er lebe lang und glücklich," that ihm der junge Bojar Bescheid, und Beide leerten auf einen Zug ihre Becher. Der Wein schien den wortkargen Jüngling gesprächig zu machen, denn er fügte hinzu: „Dein Wein ist gut, — und mit Freuden mag man den Becher auf Jemandes Wohl leeren, auch bleibt Einem der Name des guten Czaren nicht in der Gurgel stecken, wie einst unter Iwan Wasiljewitsch. Unsere Väter schluckten damals den Malvasier an der Tafel des Czaren mit verzerrten Mienen hinunter, als ob sie bittern Wermuth tränken. Denn während sie auf die Gesundheit des Herrschers tranken, griffen sie unwillkürlich an ihre Ohren, um zu fühlen, ob diese noch an der alten Stelle säßen." — „Freilich," entgegnete der Andere, „sah ich doch selbst des Czaren leiblichen Vetter Titoff, dem Iwan der Schreckliche im Scherz mit dem Tischmesser ein Ohr abschnitt. Der Bojar verneigte sich dankbar, weil der Gebieter so huldvoll mit ihm zu scherzen beliebe, aber unter den Seinen sang er ein anderes Lied, daß man die Ohren darob verhüllte und Thür und Fensterläden schloß."

„Weder verschlossene Thüren noch vermauerte Fenster schützten damals vor Verrath oder den barbarischen Gräuelthaten seiner schamlosen Leibwächter. Es bedurfte blos eines Angebers, ein Verbrechen schuf dann schon der Folterzwang. Ich erinnere mich, Onkel Agareff, wie man mich als Kind mit der Drohung schreckte: Wenn Du weinst, Stepan, so kommen die Trabanten und fressen Dich. Auch waren Sie ärger noch als Menschenfresser, ganz wie reißende Thiere. Das Volk zerstob wie Spreu im Winde, wo es die schwarzen Panzer sah, und die Kaufleute ließen ihre unverschlossenen Buden im Stich. So sehr Du der Flasche zugethan bist, die Lust zu trinken wäre Dir vergangen bei dem Anblick, wie man inmitten des Kreml die Leute auf einem Rost briet, oder zum Zeitvertreib Bären aufs Volk hetzte." —

„Andere Zeiten, andere Plage, Fürst Stepan! Iwan entriß die Herrschaft den Tatarkhanen und trug sie mit all' ihrem Druck auf uns über; er war ein böser Herr, Gott vergeb ihm die Schuld, aber ein großer Czar. Moskau zitterte vor ihm; er demüthigte die Knäsen und Bojaren, aber die Nachbarn fürchteten uns und Rußland konnte ruhig schlafen!"

„Fürwahr, es schlief, wie im Grabe, und war ruhig, wie das Meer, wenn es glatt ist! Wozu diente die Furcht der Nachbarn, da jeder Trabant uns ungestraft mit Füßen trat, da man auf schmähliche Lügen hin uns um Ehr' und Gut bestahl; da die Seel' im Leib' und im Bette das Weib eine Beute des ersten besten Höflings ward. Legten vielleicht jene vierzigtausend Nowgoroder ihr Haupt mit Freuden auf den Henkerblock, damit ihre Enkel dereinst die Früchte der blutigen That ernten könnten?" —

„Fürwahr, ein unerhörter Gräuel! Es ist sündhaft, daran zu denken, und Frevel wär's, solche Verbrechen zu vertheidigen; aber ward nicht bei alledem die russische Herrschaft mit russischem Blute besiegelt?" —

„Wenn Du ein Gleichniß bedarfst, so sage lieber, der Czar zerbrach das Bündel Pfeile, weil er sie zu fest zusammenbinden wollte. Auch wäre ohne Boris kräftige Hand das Reich unter dem Dutzend Pseudo-Czaren geborsten, wie ein Faß ohne Reifen. Man spielte Ball mit der Krone. Hier war's der Galgenvogel Tuschinski, dem man Treue schwur, dort der Schwedenkönig; hier wählten sie den Wladislav, dort sogar seinen Vater, den Polenkönig Sigismund. Gedankt sei Gott, unser Czar trug den Sieg davon. Hielt uns nicht eine Sprache, ein Glaube zusammen, so war es aus mit Rußland! Wir waren ohne Haupt, aber wir hatten ein Herz, in

dem die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande schlug und List, Gewalt und Tapferkeit unsere Feinde überwand. Ohne Poscharski's Großthat würde der Pole noch in der Hauptstadt unserer spotten, die Gäste unsere Herren sein! Doch wir haben jetzt einen Herrscher nach unserm Wunsche —"

„Heil Romanow und seinem Stamme!" —

„— Und Du wirst Dich gar bald überzeugen, Onkel Agareff, daß Michael durch Milde Rußland stärker machen wird, als der Schreckliche durch seine Gräuel."

„Man sagt, der junge Czar sei gar leutselig." —

„Sicherlich, die Zeit ist vorüber, wo man sich ohne ellenlangen Bart nur hinter den Rücken der Bojaren im Reichsrathe bergen durfte, jetzt findet der Czar für Alt und Jung ein freundlich Wort. Ich sah ihn zur Frühmesse nach der Kathedrale des Kreml reiten und das Volk drängte sich auf seinem Wege, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Jeder wollte ihm den Steigbügel halten. Und er, wie herablassend grüßte er allenthalben, wie verhieß er gnädig Schutz und Gerechtigkeit seinem Volke. Wahrlich, er glich einem Boten des Himmels, gesandt, uns Frieden zu schenken und die Wunden, die man uns geschlagen, zu heilen!"

„Verleihe Gott ihm Ausdauer und langes Leben! Es ist Zeit, daß unser ermüdetes Vaterland ausruhe; Doch noch tobt die Brandung an die Ufer, obgleich der Sturm sich gelegt — noch sind die Polen in Smolensk —"

„Wir werden sie gar bald zu Paaren treiben." —

„Horn aber und de la Gardie halten Nowgorod besetzt."

„Was thut's? Wie werden es entsetzen."

„Das ist leicht gesagt, Fürst Stepan, unser Vaterland ist arm an Geld und Leuten, aber die Polen und Schweden haben sich mit gestohlenem Gute bereichert und werben alles Gesindel zu ihren Heeren. Die Tataren und Tschuden sind mit uns im Streite. Allenthalben droht uns Verderben, aber Hülfe kann uns nur vom Himmel kommen. Ich bin überfroh, daß Du hergekommen, mich abzulösen; mich gelüstet nach dem Bette. Daran ist aber bei den unaufhörlichen Einfällen der Polen und Deutschen schon lange nicht zu denken. Und wäre es noch ehrliches Kriegshandwerk, hier aber muß man sich mit Räubern und Dieben die Hände besudeln!"

„Wo Gefahr ist, da ist Ruhm zu erwerben! — Doch sage mir, wie Du Dich so lange halten konntest, da doch schon Pskow erstürmt ist?"

„Ich bin wie der graue Staar auf den Augen der Deutschen, Schweden und Lithauer! Dabei sind wir hier wie weggefegt auf dieser Insel, und um tapfere Kämpen kümmert sich der Feind wenig. Wo das Eisen die einzige Kriegsbeute, da fehlt die Lust am Kampfe. Doch was hörst Du an Dingen, die Du in kurzer Zeit mit eigenen Augen sehen wirst. Sag' mir dafür, was hört man von des Czaren Vater, dem Metropoliten Philareth?"

„Man erwartet ihn zu Moskau. Bereits hat der Czar Gesandte mit der Nachricht von der Wahl an Sigismund abgeschickt. Man hofft, der König werde sich zu Friedensvorschlägen, so wie zur Auswechslung oder Einlösung der Gefangenen verstehen."

„Ich wünsche, daß Alles gehen mag, wie Du glaubst. Doch ich meine, man wird jetzt ehrbar werden müssen und heucheln bei Hofe. Aus Zechbrüdern werden Betbrüder werden, um einer Nonne, der Mutter des Czaren, zu gefallen."

„Allerdings, Onkel Agareff, auch möchte ich Dir rathen, hier die Hälfte Deines Bauches zurückzulassen, damit Dein breiter Leibgurt und Deine Purpurwangen Dir nicht zum Vorwurfe gereichen möchten neben Gesichtern, bleich von Fasten, gewohnt, schon vor Sonnenaufgang sich zur Frühmesse im archangelschen Kloster einzufinden, um dort laut zu beten, damit es die Leute hören! Doch sei unbesorgt, der junge Czar weiß recht gut, was für des Kriegers Rock und was für die Mönchskapuze sich schickt, und obgleich ein abgesagter Feind jener tollen Zechgelage aus der frühern Zeit, liebt er selbst den Scherz und fröhliche Gesichter."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz aus Bädern.

Bad Elmen bei Salza.

(Fortsetzung.)

[Umgebung Elmens, Großartigkeit der Saline.]

Die Umgebung Elmens ist nicht eben reizend und romantisch, und namentlich gibt es nur drei auswärtige Orte, wohin die Curgäste bisweilen Ausflüge machen. Der erste und am häufigsten besuchte ist das Dorf Grunewald über der Elbe, der zweite der sogenannte „Busch," eine diesseit der nahen Elbe sehr freundlich in einem Haine gelegene Sommertabagie, und zuletzt der durch seine herrlichen, prunklosen Naturanlagen, seine saubern Häuser in den regelmäßigen Straßen und durch die wohlthuende melancholische Ruhe, die über ihn ausgegossen ist, unendlich anziehende Flecken Gnadau, der einer Herrnhutercolonie zum Asyle dient.

Außer dem trefflichen Journalcirkel in Herrn Graßhof's Tabagie, dem Conversationstalent der Badegäste und einigen zufälligen Badearrangements gewährt noch die Besichtigung der Saline in Elmen selbst ein Vergnügen, das

allerdings zu den seltenern gehört. Ich kann nicht umhin, dieser Saline in kurzem Erwähnung zu thun, da sie die bei weitem großartigste Erscheinung in diesem Genre von technischen Kunstwerken ist, die ich jemals gesehen habe. Als Mittelpunct des Ganzen dürfte das sogenannte Schürhaus, ein Bau von fast mittelalterlich-faustrechtlichem Ansehen zu betrachten sein. Es steht mit der Badeanstalt in naher Beziehung, indem diese aus ihm alle ihre kalten und warmen Wasser erhält, ist aber ursprünglich dazu bestimmt, in kolossalen Kesseln Dämpfe zu bereiten, welche die äußerst künstlichen Pumpmaschinenwerke in Bewegung setzen. Diese heben die Salzsoole aus den Schachten auf ein Gradirhaus, das über eine halbe Stunde Weges lang und von höchst merkwürdigem Bau und Aussehen ist. Das bekannte dürrenberger kann in Hinsicht der Größe gar nicht mit ihm verglichen werden, und die zu Kösen können natürlich noch weit weniger Anspruch auf Geltung machen, wenn von dem salzaer die Rede ist. Beim sogenannten „ersten Falle" wird durch das Pumpenwerk die rohe Soole so auf den Gipfel des Gradirhauses gehoben, daß sie aus Rinnen, welche der ganzen Länge des Hauses nach hinlaufen, in langsamem Flusse auf Dornenbündel träufeln, womit das Gradirhaus in der Höhe von etwa 50 Fuß ausgefüllt ist. Während ihres Niederfließens trocknet die Luft die Wassertheile so aus, und setzen sich die unbrauchbaren Mineraltheile als Krystalle so an die Dornen an, daß die Soole bei ihrer Ankunft am Boden, der aus gut zusammengefügten Bretern besteht, um ein Procent schwerer geworden ist. Von hier geht sie durch Röhren wiederum vor die Pumpmaschine, wird wieder auf das Gradirhaus gehoben und gewinnt beim zweiten Falle durch die Dornen wiederum um ein Procent an specifischem Gewicht. Sie geht endlich zum dritten Male durch Röhren vor die Pumpe, wird wieder auf das Gradirhaus gehoben, beim dritten Falle durch die Dornen um noch ein Procent schwerer und von solcher Güte, daß ihrer Kochung nichts mehr im Wege steht. Zu diesem Ende wird sie noch ein Mal hoch gehoben, dies Mal aber nicht, um in die Dornen zu fließen, sondern um in Röhren einzudringen, die unter der Erde hinweg nach Schönebeck in die Kothen gehen. Aehnlich ist die Einrichtung bei der sogenannten Wasserkunst in Leipzig und an andern Orten, und die Lage der Röhren von Salza nach Schönebeck längs der Häuserrücken an der Chaussee durch eingerammte starke Pfähle bezeichnet. Vor einigen Jahren riß ein Sturm den mittlern Theil des Gradirhauses nieder, und daraus, daß die Reparatur dieses Theiles über 120,000 Thaler kostete, kann man einen Schluß auf die Großartigkeit des Ganzen ziehen. In Schönebeck wird die Soole gekocht, ist aber vor dem Kochen schon so rein, daß von der Flüssigkeit, wenn sie zwei Fuß hoch in der Pfanne steht, kaum drei Zoll verkochen. Diese Arbeit wird verrichtet durch die sogenannten Köthger, einen Menschenschlag, der sich durch eine gewisse liebenswürdige Derbheit der Sitten und der Fäuste äußerst bemerkbar zu machen weiß. Er hat viel Aehnliches mit dem Hallorenstamme in Halle, der einer gleichen Verrichtung bei den dortigen Kothen vorsteht, bei weitem interessanter aber dadurch ist, daß er bei aller Rohheit einer gewissen Originalität nicht entbehrt, zu welcher schon der Umstand beiträgt, daß er, einem unvermischten Wendenstamme entsprossen, um keinen Preis gewisse durch das Alterthum geheiligte Sitten und Gebräuche dieses Stammes ablegt. — Da zum Salzsieden eine beständige hohe Temperatur erforderlich ist, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn man die Köthger blos mit einem Paar schwarzen Leinwandhosen, die von den Hüften bis zu den Knieen gehen, während der Arbeit bekleidet sieht. Daß aber die Polizei zu Schönebeck ihnen gestattet, in solchem Costüm die Kothen zu verlassen und in Tabagien oder von und nach Hause zu gehen, hat mich — ich gestehe es — Wunder genommen. Nicht minder wäre es in der ganzen dortigen Gegend zu wünschen, daß auch den Frauen und Mädchen auf dem Lande mehr Sinn für Toilette eingepflanzt würde. Ein speculativer Buchhändler sollte mit einer Heller-Encyklopädie der Aesthetik in dortiger Gegend seine Rechnung finden — denke ich. Man lebt daselbst noch etwas zu sehr im Stande der Unschuld, und so sehr ich sonst Naturanlagen liebe, so sehr wunderte ich mich z. B., als ich eines Tages eine Fußpartie nach dem genannten Gnadau machen wollte, mich im Wege etwas verirrt hatte und in dem Hause eines benachbarten Dorfes mich nach dem richtigen erkundigen wollte, daß mir ein junges Mädchen auf mein Klopfen an der Thür im Unterrocke aus dieser entgegentrat, mich, so sichtbare Bewegungen zu schleunigem Zurückziehen ich machen mochte, nicht von der Stelle ließ, sondern in diesem Ornate bis vor ihr Hofthor und so weit das Dorf entlang begleitete, bis sie den rechten Pfad mir genau angeben konnte. Ich würde aus diesem einzelnen Falle von vieler Gefälligkeit noch nicht auf die ähnliche Eigenschaft der Gegend geschlossen haben, wenn es nicht zu den rebus minimi momenti gehörte, daß bei der großen Hitze, die noch herrscht, während ich dieses schreibe, die Mädchen und Frauen oft mit ganz freier Brust und übrigens höchst nothdürftiger Bekleidung in Feldern und Gärten arbeiten. Selbst in den Städten traf ich diese paradiesische Sitte, wenigstens in den Häuserreihen, die sich — wie erwähnt — von Salza nach Schönebeck ziehen und diese Orte verbinden.

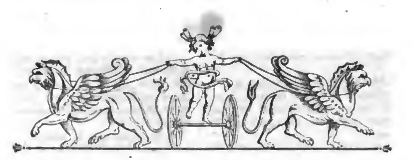
(Der Beschluß folgt.)

N o t i z.

[Beste Heirathszeit.]

Der berühmte englische Arzt James Johnson gibt in seiner Economy of health, welche von Dr. Calmann (Leipzig, bei Weber) unter dem Titel „Hygiastik" erschienen ist, die vierte Septeniade des Menschenlebens als die geeignetste Zeit an, das eheliche Bündniß zu schließen. Er theilt nämlich die Lebenszeit in Jahrsiebente ein; die vierte reicht mithin vom 21sten bis zum 28sten Jahre. Das Weib sollte nach seinem Vorschlag wenigstens 21, der Mann wenigstens 28 Jahre alt sein; zugleich erklärt er diesen Unterschied der Jahre für den heilsamsten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 153. — den 7. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Doch scheinen mir die Bojaren Beides nicht zu lieben; Dich selbst, Fürst, hätte man nicht so leicht vom Hofe hinweggelockt, wenn es dort so lustig zugegangen! Wir sind an Waffenlärm und lustige Gesellschaft gewöhnt; auch machen wir kein Hehl daraus, daß ein karg zugemessener Humpen uns nicht mundet!"

„Du hast's getroffen; mir gefiel in der That die Einförmigkeit des Hoflebens nicht, auch langweilte mich der Müßiggang, und ich liebe das Kriegszelt mehr als den Czarenpalast; denn seit mir der Rücken unter dem Panzer steif geworden, bin ich unfügig, mich zu krümmen oder zu heucheln."

„Ganz meine Meinung, Fürst! Doch wer ist jetzt des Czaren Günstling, denn nimmermehr ist er ohne solchen."

„Das ist gerade des Czaren Verderb; man wählt sich den Günstling, wie ein Stöckchen zum Zeitvertreib, und in kurzem wieder zur Stütze, ohne die man keinen Schritt vorwärts schreiten kann. Bis jetzt kann man dem Czaren hierüber keinen Vorwurf machen, er sieht mit eignen Augen und hört mit seinen Ohren; in dies Ohr wird sich jedoch, scheint mir, Soltikoff gleich einem Ohrgeschmeide einhängen, denn nicht umsonst schneidet er der ganzen Hofwelt Katzenbuckel. Doch ich muthmaße nur.'

„Ich verstehe, Fürst, doch Dank für Deine Winke, denn wer aus dem Lager nach Hofe reist, muß alle vier Himmelsgegenden kennen; dort veranschlagt man Bücklinge und wägt die Worte eines Mannes, aber zählt nicht seine Schlachten oder Wunden; doch was hilft's, mit den Finken im Walde muß man schlagen." —

„Dein Ton wird schlecht zu den Uebrigen stimmen, denn Du bist gewohnt, wie ein Bär zu brummen."

„Gleichviel, Fürst Stepan; für dies Mal ist es meines Vaters Wunsch, der mich von hier abruft; er will sich noch vor seinem Tode freuen, daß ich vor dem Czar Gnade gefunden, und dem Greise muß man schon etwas zu Liebe thun. Dabei weißt Du, daß man für ungesehene Dienste schlechten Lohn findet, und obgleich ich mich seit acht Jahren im Kriegslager umhertreibe, bin ich doch nur Hauptmann der Strelitzen. Und habe ich etwa die Hände in den Schooß gelegt, dieweil ich seit vier Jahren nicht vom Pferde gestiegen und seitdem wie ein Büßender im eisernen Hemde schlafe, und mich bald unter Nowgorods Mauern geschlagen, bald vor Pskow oder Isborsk, stets auf dem Rückzuge begriffen oder zum Ueberfall bereit, zwar nicht immer mit Erfolg, doch auf Manneswort! nie mit Unehren!"

„Nun, und was begehrst Du?"

„Und für sauren Dienst und schwere Wunden ist mir seit zwei Jahren keine Gunstbezeigung zugefallen. Wofür aber schlägt man sich, wenn nicht, um seinen Säbel nach der Schlacht mit Oel zu schleifen."

„Recht, Freund, ich begreife. Du speculirst auf eine Woiwodschaft, so ein warmes Plätzchen, wenn auch im kalten Lande. Nun, wohlan! laß uns auf die Ge-

sundheit des künftigen Woiwoden von Tobolsk den Becher leeren!"

„Aber was fehlt denn mir, um Woiwod zu werden? Wird mir etwa die Feder aus der Hand gleiten, oder der Zobelpelz von der Schulter fallen? Gib mir den Befehlshaberstab, und meine Hand wird geschickt sein, ihn zu führen!"

„Fürwahr, Du könntest mich auf eine Woiwodschaft lüstern machen, wäre dies Loos anders so beneidenswerth, doch Freund und Feind haben unser Vaterland von einem Ende zum andern so ausgefegt, daß den Woiwoden nichts übrig bleibt, als die verlornen Hufeisen zu sammeln, da wo der Pferde Huf die Saaten zerstampfte. Für den Kasten gibt's jetzt nicht viel in Rußland, denn sogar aus Wäldern und Flüssen hat man auf fünf Jahre voraus die Steuern erhoben. Doch mir scheint's, das gilt Dir gleich und Du willst blos die Ehre. Gott sei mit Dir, bedenke aber, daß man nicht, wie in der Fabel: „als Narr hineinkriecht in ein Ohr und aus dem andern geht als Weiser hervor!""

„Auch sage ich nicht, Fürst Stepan, daß man weiser wird durch die Macht, aber man scheint es doch. Du erzähltest, daß Afinsi Semenowitsch Hofmarschall geworden —"

„Freilich that ich dies, und nachdem ich Dir die Chronik des Hofes vom Obereremonienmeister bis zur Geschichte des letzern Stallknechtes beendet, bitte ich mich mit allen fernern Fragen zu verschonen oder vielmehr auf die meinigen zu antworten ...., vor allen Dingen: gibt's hier in der Umgegend Schönheiten?...."

„Fragtest Du mich, ob es hier Bären gäbe, so könnte ich Dir dienen, denn auf hundert Werste im Umkreise sind mir alle Fuchs-, Otter- und Bärenlager bekannt. Und haben wir einen Augenblick Ruhe im Dienst, so geht es auf die Jagd, aber nicht nach Weibern.... Schau' meine Hunde! Der Gelbe mit den braunen Flecken nimmt allein einen Wolf auf sich; der Braune — ein Gebell wie Musik — vorigen Herbst am heil. Pakrostage ...."

„Beim heil. Pakrof, erbarme Dich meiner und laß Deine Hunde und die Jagd...."

„Wie es Dir beliebt, Fürst, doch bei allen Heiligen, ich mag lieber daran denken, wie ich jagte, als wie ich gejagt ward, denn mir hat das Glück in Liebesabenteuern nie geblüht, und ich habe als Page am Hofe des Pseudo-Czaren mehr aus Muthwillen mit den Weibern gescherzt, als aus Neigung ...."

„Dem mag so sein, doch erinnerst Du Dich noch an Barbara Wasiltschikoff, jenes rosige Kind von vierzehn Jahren, auf die wir so oft in den Gemächern des Czaren mit Wohlgefallen blickten, wenn ihre Tante, die Fürstin Tatewa, sie an den Courtagen mit zur Marina brachte?"

„Ich glaube mich zu erinnern .... übrigens liebäugelten wir damals mit allen Schönen, entzückt über die neue Sitte, ihre Reize bei Hofe unverschleiert anschauen zu dürfen .... doch worauf zielt Deine Frage?"

„Daß mein Herz wie jenes Mädchen lebhafter ins Gedächtniß zurückruft, als Die Dein Auge. Du wirst Dich erinnern, daß wir damals just mit den Polen Friede geschlossen und ich in hoher Gunst bei der Czarin stand. Täglich sah ich hier die Fürstin mit ihrer Nichte, da diese nie ohne ihren Liebling bei Hofe erschien. Ich näherte mich der Jungfrau und unsere Herzen schlossen den Bund der Freundschaft. Bald rief mich der Friedensbruch unserer treulosen Freunde aufs neue ins Feld. Unter Schuisky-Skopin's Fahnen kämpfte ich im Norden, zog dann mit gegen den Pseudo-Czaren und die Polen in den Krieg. So kam ich während drei Jahren nicht vom Schlachtfelde. Als wir aber endlich unter Poscharsky's Anführung siegreich und mit Ruhm bedeckt in die Heimath zurückkehrten, war mein erstes Geschäft, über den Aufenthalt der holden Barbara Erkundigungen einzuziehen. Und was höre ich! Die Fürstin Tatewa ist gestorben, das Fräulein selbst aber ist von ihrer Mutter ins Pskowsche auf die Güter der Familie gebracht worden. Zu dieser Zeit traf Dein Abschiedsgesuch ein; um Deine Stelle als Hauptmann nach Opotschka anhalten und hierher fliegen war eins. So bin ich denn gekommen, den Anblick des langentbehrten Schatzes zu genießen ...."

„Um ihn geraubt zu finden .... denn bei meiner Treu, so eben fällt mir ein, daß das Edelfräulein Barbara Wasiltschikoff bereits vor zwei Jahren von den Litthauern entführt ...."

„Entführt," schrie Fürst Serebrenny zornsprühend ihm ins Wort fallend, „und Du bist hier das Haupt der Strelitzen? Du, ein russischer Edelmann, sahst ruhig zu, wie man eine russische Edeldame unter Deinen Augen wegnahm, gleich einem Huhne, während Du das Land ringsum aufgeboten im Namen des Czaren, wenn man Dir ein Fäßchen französischen Weines gestohlen! Unverzeihliche Trägheit, die mit Schmach bedeckt den russischen Namen!"

„Hast Du geendet?" fragte kaltblütig Agareff, in-

dem er den Schnurrbart um die Finger der rechten Hand wickelte, während er mit der Linken auf den Boden des umgekehrten Bechers trommelte.

„Ich würde bis zum jüngsten Tage nicht aufhören, könnten nur meine Vorwürfe Dich so schwer treffen, als mich Deine Trägheit!"

„Wozu die eitlen Worte, Stepan! Beruhige Dich und höre mich an, damit ich Dir den Verlauf der Sache erzählen kann: Die Güter der Dame Wasiltschikoff liegen unterhalb Isborsk und sie ist ringsum die reichste Edelfrau. Das Gerücht von ihrer Ankunft aus Moskau verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter dem Räubergesindel der Umgegend, doch hielt sie die zahlreiche Dienerschaar und die gefürchtete Nachbarschaft der Strelitzen lange von einem Ueberfalle zurück. Vor zwei Jahren endlich ward mein Vorgänger auf diesem Posten in einem Strauße mit den Deutschen getödtet. Diesen Moment der allgemeinen Unordnung benutzte der am jenseitigen Ufer der Welika wohnende Pan Dschegota, Wachtmeister der Gepanzerten. Er setzte mit seiner Diebesbande bei Nacht über den Fluß und die Gränze, überfiel das Gut der Edelfrau, mordete und plünderte nach Banditenart, und um sein Werk zu krönen, entführte er die Bojarentochter nebst vier andern Jungfrauen. Ich selbst war damals noch nicht hier; als ich aber hieher gesandt ward, fand ich alle Hände voll zu thun, und mir ist seitdem kein Augenblick geblieben, der Jungfrau nachzujagen."

„Doch was thaten ihre Angehörigen, und warum zahlten sie nicht das geforderte Lösegeld?"

„Ihre Mutter starb bald darauf vor Gram. Ihr Großvater aber, Fürst Tatew, der Vormund ihres minderjährigen Bruders, ein habsüchtiger Mensch, verweigerte unter allerlei Vorwänden, die Enkelin loszukaufen. Seitdem hat sich Niemand für die Waise verwendet."

„O, abscheuliche Niederträchtigkeit! Doch wo peinigt man jene unglücklichen Schlachtopfer?"

„Das ist bis heute noch ein Räthsel. Anfangs sagte man, der Räuber halte sie unter strengem Gewahrsam, bald aber hörten selbst die Gerüchte über sie auf, da ähnliche Vorfälle hier nicht zu den Seltenheiten gehören, und Barbara ist seitdem verschollen."

„Ja wäre es im tiefsten Meere, rastlos will ich die köstliche Perle suchen, bis ich sie gefunden! Die Behausung des Räubers liegt in der Nähe, sagst Du?"

„Etwa funfzehn Werst von hier. Uebrigens ist Dschegota ein kühner Mensch, der unsere Leute oft bis unter die Mauern des Schlosses verfolgt, und gewandt wie eine Schlange, denn bis jetzt ist es uns noch nicht gelungen, ihn ins Netz zu locken."

„Da meine Rechte, Agareff, der Falke soll nicht lange mehr frei fliegen!" — Und zugleich gab Fürst Serebrenny dem nächsten Trompeter ein Zeichen. Ehe noch der bestürzte Agareff ihm Einhalt thun konnte, hallten schon Trompetenstöße durch den Wald, die Schützen brannten ihre Lunten an und schwangen sich auf die Rosse, im Nu waren der Troß, die Koppel und die Reisigen zum Abmarsch bereit. Der Fürst schwieg, seine Augen rollten, die Adern schwollen ihm auf der Stirn und seine Hand zuckte unwillkürlich an dem Dolch im Gürtel. „Auf," rief er dem Freunde zu, „laß uns dem Rufe der Ehre und des Herzens Folge leisten! Der Feind soll erfahren, daß man ihm nicht ungestraft den Handel mit russischen Schönheiten gestattet!"

„Doch bedenke," erwiederte der besonnenere Agareff, „daß Du selbst den Befehl des Czaren überbracht, der alle Streifzüge streng untersagt und die Aufrechthaltung der Friedensverträge gebietet!" —

„Nie schloß Rußland mit Räubern Frieden."

„Aber willst Du nicht in das Gebiet des Feindes einbrechen, ist's nicht gerathener, die Auswechslung der Gefangenen abzuwarten?"

„Ich fordere Genugthuung mit dem Schwerte."

„Aber wird man nicht blutige Genugthuung beim Czaren verlangen ob des Friedensbruches?"

„Ich fordere keinen Feigen auf, mich zu begleiten!" rief Serebrenny unwillig, „Du hast mir das Commando übergeben, mein Haupt haftet für dessen Führung."

„Keine Beleidigung, Fürst! Doch Dein Wille geschehe, und ich verlasse den Freund nicht im Augenblicke der Gefahr, mögen die Richter mich später schuldig finden! Auch wirst Du meine Leute erproben; dem Teufel verpfände ich meine Seele, wenn ich ihre Büchsen rosten ließ!" —

Die Freunde umarmten sich; der Fürst gab dem ältesten Rottenführer Befehl, die Tapfersten auszusuchen, den Troß aber nach Opotschka zurückzusenden. „Nach Litthauen, Gefährten!" rief der neue Hauptmann und sprang mit seinem Berberrosse zuerst in die Gewässer der Welika. Die Strelitzen suchten die Furt oder folgten auf verschiedenen Wegen dem muthigen Führer. Der fröhliche Ruf: „Nach Litthauen!" hallte längs den waldigen Ufern wieder. Die Sonne hatte sich bereits gesenkt und ein falber Dämmerschein spielte auf der bewegten Fluth. (D. F. f.)

Correspondenz aus Bädern.

Bad Elmen bei Salza.

(Beschluß).

[Stiftungsfeier. Festivitäten.]

Ein recht solennes Fest versprach ich mir am gestrigen Tage, als dem 15. Juli und Stiftungstage der Anstalt, und die pomphaften Ankündigungen in der innerlich und äußerlich classischen „magdeburgischen Zeitung" waren nicht geeignet, meine desfallsigen hohen Erwartungen herabzustimmen. Es sind sonst immer schöne Tage für mich, die Stiftungstage, und die Stiftungsnächte sind sonst auch recht passable Nächte, aber dieser Stiftungstag — — Hören Sie, hören Sie die Stiftungsfeier und — weinen Sie darüber, wenn Sie wollen!

Schon am frühesten Morgen fuhr Helios mit Brillantfeuer ins Blaue hinein. Vergeblich spähte ich nach einem dunkeln Wölkchen, dahinter meinen seit Tagen nicht mehr glühenden, sondern förmlich gesottenen Menschen zu bergen. Um die Wette mit dem Sonnengotte fuhr Magdeburgs Lohnkutschergilde, nur mit dem Unterschiede, daß sie im heißen Sande wühlte, während er oben im kühlen Aether manoeuvrirte. Ihnen folgte ein Heer von Privatequipagen und Reitern, meist ebendaher. — Ich weiß nicht, woher es kommt, daß es mir immer wie Kartoffel-Rum und Branntwein riecht, wenn ich von Magdeburgern höre, und warum mich förmlich schwindelt, wenn ich Magdeburger sehe. Die feinen Herrchen mit den modischen Fracks und den toupirten, strohübedachten Haaren an sich können doch nicht daran Schuld sein, — ich meine jene, die an Werkeltagen Düten füllen, Barchent reißen, Seide zupfen und des Sonntags Manschetten tragen und durch die Argentanlorgnetten, von denen jede 10 Friedrichsd'or an Silberwerth enthalten soll, am liebsten nach sich selber gucken. Auch ihre Principale möchte ich nicht gern beschuldigen. Ich halte mich immer möglichst fern von ihnen, wie von ihrer Stadt, denn der magdeburger Ton ist mir — wenn ich offen sein soll — fatal. Krämerstolz bei meist „Riesenprojecten und Mänsegeschäften," eine gewisse Nobelheit — daß ich so sage! — die fast nach Arroganz riecht u. s. w. Der zufällige Vortheil, den Magdeburg mit Hamburg theilt, nämlich, daß es an der Elbe liegt, veranlaßt M's hohe Meinung, es sei ein Hamburg, und doch fehlen diverse metallene Liebenswürdigkeiten in M., die in den hamburger Truhen auf den Millionsfuß gesezt sind; fehlt die körnige Gemüthlichkeit und Redlichkeit des Hamburgers, die gern seine marine Derbheit übersehen läßt; fehlt endlich die Solidität in den mercantilischen Unternehmungen und Speculationen, die den hamburger Kaufmann als in jeder Art achtungswerth dastehen läßt. Der Hamburger ist ein Kaufmann, der Magdeburger Speculant, der nicht umsonst weiß, daß Trommeln, Trompeten und Pauken in den Mauern der Vaterstadt in Menge zu finden sind. Natürlich keine Regel ohne Ausnahme. Es gibt Handelshäuser in Magdeburg, die in jeder Art des commerciellen Verkehrs und der Solidität sich Achtung zu verschaffen wissen, allein das sind nur einzelne.

Außer aus den gewöhnlichen Badegästen und den Magdeburgern bestand nun an dem erwähnten feierlichen Stiftungstage das Publicum meist aus Zerbstern und den Bewohnern der nächsten Städte und Städtchen. Die ernste Feier des Stiftungsfestes begann dadurch, daß man sehr stark frühstückte und darauf besserer Verdauung halber eine Promenade machte. Als darauf die Mittagszeit längst vorüber war, schickte man sich zum zweiten Theile der Feier, dem Essen an der table d'hôte Herrn Graßhofs, an, und als auch dieser Actus, ohne sonderliche Effecte in den Badeannalen zurückzulassen, glücklich beendigt war, nahm man den Stiftungskaffee unter den schattigen Bäumen vor obgedachter Tabagie ein, wobei magdeburger Musiker, meist vom Militär, recht hübsche Concertmusik machten. Nach einem Abendbrötchen begann sodann der Stiftungsball im Saale des Hrn. Graßhof, der bis gegen 2 Uhr Morgens währte, und sonach wäre denn Alles recht gut und schön gewesen, wenn man nur beim Essen, Trinken, Musiciren und Tanzen daran gedacht hätte, daß man der Stiftung halber esse, trinke, musicire und tanze.

P. S. Fast hätte ich vergessen zu erwähnen, daß sich vor Zeiten auch ein Theater in Elmen und zwar in dem Hofflügel der Graßhof'schen Tabagie befand. Der guten Thalia aber ist das Soolbad vermuthlich zu salzig vorgekommen, denn ihre Hallen sind zwar nicht verfallen, aber doch dunkel, leer und verlassen. Man erwartete am Stiftungstage eigentlich Mimen aus Magdeburg, mußte sich jedoch vorläufig mit plastischen Darstellern begnügen, die nach Funk's Naturgeschichte eine Classe unter den magdeburger Mimen und andern Menschen auf dem Erdenrunde stehen: mit Affen, die auf dem Seile tanzten und Gesichter schnitten, auch wenn die Kritik sich günstig über sie aussprach. Ich möchte behaupten, dieses Affenintermezzo sei noch der erträglichste Theil der Stiftungsfeier gewesen. — Daß die deutsche Freude doch immer erst gedeiht, wenn sie sich den Magen vollgepfropft und den Kopf durch Weindünste zu jeder Art des Nachdenkens über Feierlichkeiten weit sinnigerer Art untauglich gemacht hat! —

Notizen.

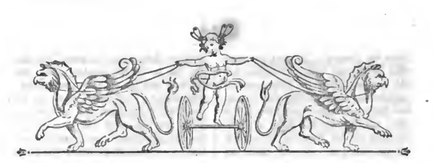
[Talleyrand's Treue in der Freundschaft.]

Nur wenig Tage nach ihm starb Talleyrand's Freundin, die Vicomtesse von Montmorency. Sie wohnte dicht neben seinem Hotel, und täglich besuchte er sie. Vielleicht durfte sie sich rühmen, Talleyrand's Neigung ausschließlich treu besessen zu haben. Seit dreißig Jahren hatte sie in ihrem Hausstand nichts ändern lassen, und von alten Dienern in der Tracht des ancien régime umgeben, saß sie mit dem Fürsten in den altmodischen Zimmern, vor vergilbten Tapeten, in Lehnsesseln nach dem Geschmack der guten alten Zeit, und erzählten sich die Geschichten ihres wechselvollen Lebens, — ein Rococo-Bild, das eines Malers würdig wäre.

[Koenig.]

H. Koenig schreibt an einem zweibändigen Roman: „Dichten und Trachten."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 154. — den 9. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

II.

Lautlos ritten die Strelitzen paarweise durch den dunklen Wald. Nur von Zeit zu Zeit vernahm man das Schnauben der Rosse, das Klappern der Zäume oder Bügel. Hier und da hielt der Wegweiser an, stieg vom Pferde und legte sich mit dem Ohre an den Boden, wo dann die schlummernden Reiter mit den Ellnbogen an einander stießen. Sobald er aber wieder aufsaß, bewegte sich der Zug in der frühern Stille mechanisch weiter. „Sind wir noch weit vom Ziele?" fragte der Fürst den Führer mit unterdrückter Stimme. „An der Gränze, Herr; gib den Befehl, sich schlagfertig zu halten, denn es möchte vor der Zeit zum Handgemenge kommen; die Kopfabschneider geben ihre Beute nicht ohne Schwertstreich zurück." — „Der Augenblick ist nahe, Freund," sagte der Fürst, zu Agareff gewendet, „wohl schlägt mir das Herz stärker vor dem Wiedersehen mit der Geliebten." — „Vielleicht im Grabe!" murmelte Agareff, „doch was stehen die Reiter?" fügte er hinzu, „die Hunde werden uns hier auswittern, man muß das Dorf umgehen." Darauf zählte er die Leute ab und vertheilte sie auf verschiedene Posten. „Pan Selensky," rief der Fürst seinem Reitknechte zu, „dieser Schütze wird Dich zu Dschegota's Hof geleiten; Du steigst über den Zaun, um auszuspüren, was man drinnen thut, während Dein Gefährte die Hunde von dem Hofthore hinweglocken wird." — „Gib wohl Acht," fügte Agareff hinzu, wo die Waffen hängen und ob es nicht Seitenausgänge in der Räuberhöhle gibt; man muß das Habichtsnest wie mit einem Helm bedecken, denn man sagt, sie hätten unterirdische Gänge." — „Alles wird nach Befehl vollführt werden; ich klettere auf die höchsten Mauern wie eine Katze und sehe bei Nacht schärfer als ein Luchs." — „Was ist das für ein Ueberläufer?" fragte Agareff, als des Fürsten Reitknecht sich im Dunkel der Nacht verlor. — „Ein polnischer Schlachtschütz." — „Und Du traust ihm auf polnischem Grund und Boden?" — „Sei unbesorgt," erwiederte der Fürst, „er hat kein Vaterland mehr. Unter den Fahnen Lisowsky's dienend, zog er einst im trunkenen Muthe den Säbel gegen seinen Obern; der strenge Feldherr verurtheilte ihn ohne Pardon zum Strange; er entlief und suchte Schutz bei mir. Ich nahm den gewandten Burschen auf und habe seine Treue seitdem vielfach erprobt, er ist mir mit Leib und Seele...." — „Halt, ich höre Schüsse!" — „Nicht doch, die Hunde bellen, es ist Zeit, anzurücken. Mir nach, Gefährten, abgesessen von den Rossen!" — Und die kleine Schaar verschwand ebenfalls in der Finsterniß auf der Spur Selensky's. —

Von der höhern Umzäunung, die der Wohnung des Führers der Gepanzerten als Wall diente, warf der schlaue Diener des Fürsten seine Späherblicke just in das Wohnzimmer der niedern Behausung. Thierhäute und Waffen bedeckten die Wände und eine Streu von

Riedgras den Boden des Zimmers. In einer Ecke stand ein schlanker, junger Mann von wildem Aussehen und putzte beim Schein eines mattflackernden Lämpchens eine Pistole, ihm gegenüber in der Dunkelheit saß ein junges Weib auf dem Vorsprunge eines ungeheuren Ofens in russischer Tracht, von Zeit zu Zeit drang ein halbunterdrücktes Schluchzen aus der Brust der Gefangenen bis zu dem Ohre des Lauschers. In der Mitte des Zimmers aber saß eine Alte im schmuzigen polnischen Ueberwurf am Tische, die einem vor ihr stehenden Juden verschiedene Ketten, Ringe und andere Kleinodien zeigte, während sie das Gezeigte jedes Mal mit kaltblütiger Verschmitzheit wieder in ein Kästchen packte. „Hundert Goldstück, Pana, e mächtig Stück Geld," unterbrach der Jude die Stille, indem er ein paar reich mit Edelsteinen und Perlen besetzte Ohrringe bei dem trüben Talglichte durch die Finger gleiten ließ. „Gott was e trübes Wasser in de Perlcher." — „Dein Auge ist trübe wie Deine Seele, Christusverkäufer," herrschte die Alte, „solche Perlen hat selbst die Pana Wojewodin nicht im Traum gesehen; hängt man diese Perlen Dir, einem Schweine oder Mops ins Ohr, so wird man mit mehr Wohlgefallen auf die schmuzigen Ohren sehen, als auf die vielgepriesenen Augen der schönsten Pana im Umkreise! Aber wie hoch schätzest Du dies Halsband? auf Dein verlornes Gewissen, nun, was stockst Du?" — „Scheene Steincher, aber altmodik, muß mer doch des Gebendche rein ausbrechen, um ebbs draus zu machen, e Steinche kenn springen, aber es kenn springen ab de Politir; de vornehme Panenki wellen nischt trogen solche Gebendche!" — „Schweig' mit Deinen Panenki! Hat doch dieser Schmuck dem Bilde der heil. Katharina zu Isborsk als Einfassung gedient und die Starostin selbst braucht sich nicht zu schämen, ihn anzulegen. — Ich sehe, Leib," fügte die Alte hinzu, ihren Schmuck wieder einpackend, „wir werden nicht mit einander fertig; in kurzem kommt der schwarze Jossel vom rigaer Jahrmarkt mit frischem Geld und frischer Waare zum Tausch — das ist wahr, schöne Waare hat der Jossel!" — „Jau, er hot," fiel ihr der Jude ins Wort, „wu hot er? Hab' ich doch ach scheine Woore, un meine Slot sinnen aach nischt beschnitten!" — „Sind sie nicht beschnitten, so sind sie rasirt," erwiederte die alte Diebshehlerin, „sind sie nicht gewaschen, so sind sie abgescheuert; ich kenne Dich, Rothfuchs, das letzte Mal fehlten mindestens zehn As an jedem Deiner Ducaten!" — „Was argern se sich, Pana, hob' ich doch nit geprekt de Ducoten." — „Nicht geprägt, aber geschmolzen. Nimm Dich in Acht, Leib, ich kenne Dein Handwerk! Fällst Du erst in die Klauen des weißen Adlers, so bleibt höchstens noch für die Raben etwas von Dir zum Frühstück übrig." — „Sennen sie mer nit hitzik, Pana, ane Hand wascht die andre, well ich doch de Kunde nit verlieren und wer geben zehn Ducoten fer den Ring mit de grine Steincher." — „Hast Du getrunken, Hundesohn? die Einfassung allein kostet das Doppelte." — „Weiß ich doch," sagte der Jude mit verschmitztem Lächeln, „was er kostet dem Pan Dschegota, hat er doch nur aanen Preis, wenn er geht einkoofen." — „Sieh 'mal, Galgenvogel, und Du bringst ehrliches Christenblut nicht mit in Anschlag?" versetzte die Alte, die den Juden verstand und zu dem Jünglinge in der Ecke gewendet, kreischte sie: „Jasa, der Schuft spottet ehrlicher Leute und verdächtigt ehrlich erworbenes Gut; was ihr aus Feuer und Wasser gerettet, vor Euch das Schwert und das Beil im Nacken!" — „Wozu die unnützen Worte," brummte verdrießlich der junge Räuber und schüttete Pulver auf die Pfanne, „ich will das neue Pistol auf dem Schädel des Ischariot versuchen!" Und damit legte er an auf den zitternden Juden. — „Gott was e dummer Spaß," schrie der letztere erbleichend, „kann mer doch taudt schießen e Mensch mit esau e Spaß." — „Ich will Dir zeigen," brüllte der Andere wuthend, wie Dschegota's Sohn zu spaßen pflegt!" — Im selben Augenblicke vernahm man starkes Hundegebell vor dem Hofthore. „Das ist der Vater," unterbrach die Alte das Gewinsel des Juden, „geh, Jasa, geschwind und öffne das Seitenpförtchen, er wird schwer bepackt sein." — Das Hundegebell verstummte und die frühere Stille trat wieder ein. „Nein, das war er nicht," sagte Jasa, der sein Ohr an die Wand gelegt, und laut auflachend, als er den Juden am Boden sich krümmen sah, fügte er hinzu: „Die Stirn kannst Du diesmal nicht mit Sloten verkleben! Weiß ich doch, Schlange vom Sinai, daß Du meinen liebsten Freund und Zechbruder, den Pan Zibulski, verkaufte an die Spione des Hetmanns, weil er ihm seinen Araber aus dem Stalle geholt!" — Der Jude ward kreideweiß. — „Freilich," fuhr Jasa fort, „den Zibulski kannst Du mir nicht aus der Hölle zurückbringen, zu der Du und der Henker ihm so schnell verholfen, aber ich will Dich ihm nachspediren, denn es wird ihm ohnehin langweilig sein da droben, wenn Du ihm nicht wie früher im Kruge drei Viertel Maß Branntwein für ein Ganzes aufhängst! Aber vor allen Dingen her mit dem Beutel!" — Der Jude wand sich wie ein Wurm, unwillkürlich griff er nach der Geld-

katze, als wolle er ihren Besitz vertheidigen. „Gib her den unnützen Mammon," spottete Jasa. — Der Jude gab ihm den Beutel, griff aber convulsivisch nach dem herabhängenden Riemen und stöhnte: „Ich bin e geschlog'ner Mann, en unglücklicher Mensch! was willst de vernichten den armen Jüd?" — „Ich will Dich an der Gurgel kitzeln, Leib," fuhr der Andere spottend fort und schlug ihm mit dem Pistol auf die Hand, „Deine Seele hab' ich im Sack, das ist die Einnahme. Spare Dein unnützes Gewinsel, es ist Zeit, Deinen Leib unter meine Ausgaben zu verzeichnen. Laß ich Dich am Leben, so machst Du mir Kalges und klagst, aber um einen todten Juden lesen weder Mönche noch Richter unsre einem den Text." Damit setzte er dem schon Halbtodten das Pistol an die Gurgel, sich noch einige Augenblicke an der Verzweiflung des Juden weidend. Plötzlich schoß das junge Weib wie ein Pfeil von ihrem hohen Sitze herab, mit Riesenstärke entwand sie das Pistol der Mörderfaust und schrie überlaut: „Habt Ihr mich noch nicht satt gequält in der Gefangenschaft, soll ich noch Zeugin Eurer Greuel sein!" — „Fort," brüllte Jasa und rang mit ihr um die Waffe, „fort mit Dir, oder im nächsten Augenblick hast Du den Stein am Halse und den Kopf im Teiche; dort magst Du liebeln, Greinerin, mit Bruder Jan!" — Die Alte warf sich zwischen die Ringenden, das Mädchen schrie, der Räuber faßte den stöhnenden Juden am Gürtel und schleppte ihn nach dem Hofe, um ihm hier den Rest zu geben. Das Wehgeschrei des unglücklichen Schlachtopfers mischte sich mit dem Hülferuf des Mädchens. „Sie ist mein," rief eine Stimme unter dem Fenster, ein Schuß blitzte und der Räuber fiel lautlos zu Boden, ehe er noch Zeit gehabt, sein Pistol abzufeuern. Im selben Augenblicke brachen die Schützen ins Haus und eine in Brand gesteckte Scheune gab den Zurückgebliebenen das Zeichen zum Ueberfall. Die Flamme fuhr prasselnd in das dürre Sparrwerk der Hütten, das Klaggeschrei der Weiber und Kinder, das Brüllen des Viehs wechselte ab mit dem Gebell der Hunde und dem Lärm der Flintenschüsse. Die Gepanzerten dachten an keinen Widerstand, halbnackt und unbewaffnet flüchteten sie in die nahen Wälder, während die Streifzügler schonungslos mordeten, sengten und plünderten. Die feurige Lohe spielte am dunklen Nachthimmel und erleuchtete den Schauplatz voll Gräuel. Die beiden Anführer des Streifzuges stießen eben auf einander. „Meinen Glückwunsch," schrie Agaeff, „zur wiedergefundenen Braut." — „Der kommt zur Unzeit," erwiederte Serebrenny. „Wie, wäre die schöne Gefangene, die ich aus dem Kampfe führen ließ, nicht Deine Warinka?" — „Für diesmal haben wir umsonst Lärm geschlagen, doch will ich ehrlos sein, wenn mir nicht der alte Räuber mit seinem Haupte das verlorene Kleinod bezahlen soll!" — „Du irrst Dich, wir haben reiche Beute gemacht an Pferden, Vieh und Geld; die Gepanzerten haben volle Kasten." — „Wozu nutzt mir ihr Geld und Gut, da ich weder die Taube noch den Habicht in meine Gewalt bekommen? Doch ich will mein Haupt nicht zur Ruhe legen und mit den Pferdeschweifen die Asche der lithauischen Schlösser zusammenfegen, wenn mir Lithauen diese Perle nicht zurückgibt! Schützen, schürt die Flammen und schleppt mir das Weib des Dschegota herbei!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Vorbereitungen zum Sängerfeste. Frankfurts stiefmütterliche Stellung zur Literatur.]

Noch habe ich den Freudenrausch unseres Festes nicht ausgeschlafen; noch hallen all' die Wundertöne der frischgeknüpften Freundschaft in meiner Seele wieder, und schon versuche ich es, Ihnen eine Beschreibung dieses merkwürdigen Festes, dieser für Frankfurt drei ereignißvollen Tage zu geben. Vielleicht gelingt es mir desto besser. Die Seele des Menschen muß erst wie das helle Siegelwachs im Feuer erweicht werden, wenn sie die Buchstaben des Siegels treu wiedergeben soll. Will man sich von seinen Empfindungen Rechenschaft ablegen, daß auch der Zuhörer sie versteht und sie mitempfinden soll, so thue man es gleich. Möglich, daß nach einiger Zeit das Resultat heller, durchsichtiger und klarer wird, aber es wird auch um desto kälter, weil es eine bestimmte Form angenommen hat. Zürnen Sie mir also nicht, wenn ich nicht so ordnungsmäßig zu Werke gehe. Ich folge mit der Feder meinen noch heißen Erinnerungen. Diese aber, selbst dem innern Seelengang, dem Labyrinthenfaden der Intelligenz folgend, springen bei mir gern ab, ohne dem Gesetze der äußern Logik zu folgen. Die innere Logik — und es gibt eine, es gibt einen verborgenen Ideengang in der Seele des Dichters, — hat noch Keiner beschrieben, weil es unmöglich ist, diesem himmlischen Vogel, der unregelmäßig von einem Aste zum andern springt, zu folgen. Nur an seinem Gesange hört man, was für ein Vogel und wo er ist.

Schon seit 14 Tagen häuften sich hier die Vorbereitungen zu diesem Feste, es wollte sich ein Jeder zum voraus freuen, aber es fehlte andrerseits auch nicht an Befürchtungen. Zuerst schien das Wetter dem Feste nicht günstig zu werden und dann fürchtete man doch bei einer solchen Menschenmasse Unordnungen. Beide Befürchtungen waren gottlob grundlos. Das Wetter, obschon gerade nicht schön, war dem Feste jedoch günstig und nicht die geringste Unordnung störte dieses in seiner Art noch nie begangene Fest. Frankfurt ist eine schöne, reiche, aber auch stolze Stadt, sie kennt ihren Werth und erkundigt sich erst recht kaufmannsmäßig, wenn sie einer andern die Hand zur Freund-

schaft und zum Bündniß reichen soll; sie schenkt lieber als daß sie leiht, aber hier bei dieser Gelegenheit hat sie jene steifen Schranken mit Gewalt niedergerissen, sie schien sich zu sagen: ich will einmal meinen Stand, meinen Reichthum und meinen Handel vergessen und mich recht gehen lassen, um zu fühlen, was eine ungekünstelte Freude ist; und sie that es. Das Fest an sich mag nicht so merkwürdig sein, obschon ich behaupten wollte, ein solches Gesangfest wurde in ganz Deutschland noch nicht gefeiert, aber daß ein solches Fest in Frankfurt begangen wurde, das ist gewiß zuerst ein Wunder und dann ein gutes Zeichen für das ganze deutsche Vaterland!

Schon am frühen Morgen den 28. Juli strömten die Einwohner Frankfurts an den Main. Man hatte bereits den Proben beigewohnt und sie kolossal gefunden Das Album war einen Tag vorher erschienen, alle Anordnungen waren von dem unermüdlichen und aus allen Classen bestehenden Comité getroffen und bereits flackerten Fahnen mit Frankfurts Farben vor verschiedenen Häusern. Am Main wimmelte es von geputzten Gästen und Kähnen. Ungefähr 40 Matrosen in Festkleidern mit rothen Schärpen wogten hin und her auf den vom Winde aufgetriebenen Wellen. Die Kanoniere der Stadt standen auf einer Insel aufgestellt und bereit, sich in kleine Böte mit ihren Böllern zu begeben, um die fremden Sänger würdig zu empfangen.

Kaum verkündete ein Kanonenschuß die Ankunft der Sänger von Hanau, Darmstadt und Offenbach, so setzte sich eine Deputation des Comités, das an dem Ufer des Mains sich in Corpore festlich geschmückt befand, in ein besonderes Boot, ein anderes nahm ein Musikcorps auf und nun segelten sie, von den Kanonierböten begleitet, dem großen Festschiff entgegen. Die Böte und Schiffe waren sämmtlich äußerst brillant beflaggt und bewimpelt. Das hanauer Schiff rückte unter Kanonendonner immer näher und zeigte seine großen Flaggen und eine geschmückte Lyra, worauf der Name Mozart in großen Buchstaben hervorleuchtete. Unbeschreiblich ist der Jubel, mit dem sie empfangen wurden. Montesquieu sagt irgendwo, daß da, wo das Volk sich nicht mit Politik abgibt, es für Theater und Kunstangelegenheiten einen außergewöhnlichen Enthusiasmus bezeigt, weil es immer einen Gegenstand haben muß, um den Schaum der Freude abzuspülen zu lassen. Glüht es nicht für Könige, Helden und Redner, so wählt es sich Sänger und Schauspieler, die dann dasselbe Schicksal haben. Der Mann hat vollkommen Recht. Dergleichen Betrachtungen drängen sich auf, wenn man bei einem Musikfeste die Elemente eines Nationalprincips entdeckt. Hätten die fremden Sänger das Vaterland gerettet, man hätte sie nicht herzlicher noch brillanter empfangen können. Zwar das Volk schrie nicht so beständig seine Vivats und Hoch, aber es kam daher, weil der bunte ungewöhnliche Anblick zu überraschend war, es konnte nicht zu Worten kommen. Einmal aber daran gewöhnt, brach seine Freude in tausend verschiedenen Bezeigungen aus, denn so etwas erlebt das frankfurter Volk selten. Der 18. October geht hier kalt vorüber, man ist daran gewöhnt, und dann ist ein Fest auf dem Wasser so schimmernd und beweglich, der Schauplatz ist beständig frei, die Ufer sind breit genug, um die Menschenmasse zu fassen und das Bild verändert sich mit jedem Augenblick, ohne aufzuhören dasselbe Bild zu sein und ohne zu langweilen. Der Präsident des Comités, der Componist und Theoretiker Schnyder von Wartensee, redete die Sänger in kurzen Worten an. Er deutete auf die Fahne Mozart's, sprach die Hoffnung aus, daß ganz Deutschland Theil an dieser Stiftung nehmen werde, daß Deutschlands Einigkeit nur durch die Kunst repräsentirt werden könnte. Die Stiftung ist in jeder Hinsicht national und mehr als lobenswerth. Sie macht vielleicht Epoche in der Geschichte der Kunst. Warum sie aber gerade für Componisten und nicht auch für Dichter ist, weiß ich nicht. Freilich der Name Mozart erinnert zuerst an Musik, aber die Kunst kennt keine Zunft und nur die Malerakademien haben dieses Unglück, sich als Zunft zu betrachten. Der Dichter wird überall am wenigsten geachtet, weder Maler noch Musiker können einen Schritt ohne ihn machen und doch zucken beide die Achsel über ihn.

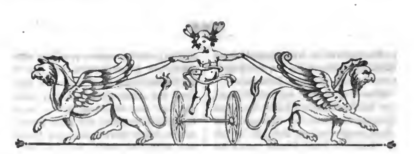
Es gibt keine Stadt, worin die literarischen Elemente weniger geachtet werden, als in Frankfurt. Malerei und Musik haben hier Gottlob manches Vorurtheil schon seit fünf Jahren überwunden, die Literatur hingegen findet hier im Publicum wenig Verfechter. Der Phönix mit seinen noblen Bestrebungen, seiner tüchtigen Haltung, hatte hier nur 30 Abonnenten. Dagegen genießt man in der Didaskalia den Gemeinplatz aller Tagesgespräche. Der Redatteur, der viel besseres leisten kann, glaubt, er müsse sich herablassen, und erzählt von Bier und Apfelwein, von Gretchen und Bärbeln, so daß jeder Mensch von Bildung erschrickt. Bedenkt man die trivialen Correspondenzen aus Frankfurt in sämmtlichen deutschen politischen Blättern, so begreift man die Verächtlichkeit, die der höhere Stand, oder nur der reputirliche, den Journalisten zollt. Es ist richtig, daß die Censur den Schwung der Feder niederhält, aber eben so richtig ist, daß die hiesige Journalistik theils ein Kind, theils ein Pflegevater der Philisterei ist; sie erzeugt, wovon sie selbst erst erzeugt ist; Charaktere und Zustände sind immer wechselweise wie Vater und Kind, Kind und Vater. Doch ich kehre zum Sängerfeste zurück. (D. F. f.)

Notiz.

[Eine Freundin Schiller's.]

In No. 170 der Neuen hamburger Zeitung lesen wir von Clemens-Gerke einen Aufruf zur Unterstützung einer betagten, nothleidenden Freundin Schiller's. Er war, ungefähr zur Zeit, als er den Carlos schrieb, von ihr gepflegt und mit Wohlthaten überhäuft. Nun bedarf sie selbst der Hülfe in ihren letzten Tagen, und wer zum Schiller-Album beisteuerte, hat hier neue Veranlassung, seine Ehrfurcht vor den Manen des großen Dichters zu bethätigen. Die Hammerich'sche Buchhandlung in Altona nimmt die Beiträge an. Hr. Gerke verschweigt den Namen der Leidenden, er nennt sie die Wittwe eines berühmten Arztes. Wir vermuthen die Händel-Schütz, Wittwe des Hofrath Meyer, später Frau von Julius Schütz.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 155. — den 10. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Im Nu brachte man die Alte mit aufgelöstem Haar, an Händen und Füßen gebunden herbei. „Bindet die Hexe los!" — Das Weib fiel um Gnade flehend dem erzürnten Hauptmann der Streitzen zu Füßen: „Ein Stündlein, Herr, beulte sie, um mich zum Tode vorzubereiten." — „Wär's eine Ewigkeit," herrschte Serebrenny, „sie würde nicht hinreichen, Deine Sünden und die Verbrechen Deiner Brut abzubüßen. Nichts gehört Dir mit Recht von allem Gute, das wir hier gefunden, doch schenke ich Dir das Leben und den dritten Theil aller Beute, wenn Du mir ansagst, wo sich das Edelfräulein Barbara Wasiltschikoff befindet." Die Alte stöhnte in unvernehmlichen Tönen, der Schreck hatte ihre Zunge gelähmt. „Sprich, Schlange," brüllte der Fürst, „oder ich will Deine Zunge mit glühendem Blei an den Gaumen heften, wo ist Barbara?" — „Dschegota gab sie dem mächtigen Pan Koionta als Grundzins für die Selepolskische Arende," krächzte das halbohnmächtige Weib. — „Zum Koionta, Schützen, mir nach! Ein anderes Roß, Sienskv!" — „Halt' ein," fiel Agareff dem Fürsten ins Wort, „bis jetzt war unser Streifzug mit einer Hand voll Leuten ein Wagstück, ein Schritt weiter, und wir fallen als unnütze Opfer des wahnsinnigsten Uebermuthes!" — „Muth vermag mehr als Kräfte." — „Aber beide vereint sind stärker als Muth allein! Die aufgehende Sonne wird den Polen Deine Macht zeigen, Pulver und Blei ist verpufft und man wird uns mit Händen fangen, wie erfrorne Dompfaffen, oder hinter den Büschen schießen, wie Birkhühner. Wie Du willst, Du kennst meine Freundschaft, doch ich lasse Dich nicht!" — Serebrenny fühlte die Wahrheit des Gesagten, schweigend drückte er dem Freunde die Hand und die Tschapka tiefer ins Gesicht, dann aber rief er, zu seinen Leuten gewendet: „Seid Ihr bereit zum Abzug?" Der Rottmeister bejahte die Frage und der Zug setzte sich in Bewegung. — Die Streitzen zogen heim nach Opotschka, während das Frühroth durch das Laub der Bäume schimmerte. Die vordersten und letzten der Reiter waren mit Säbeln und Piken, die man dem Feinde abgenommen, bewaffnet; in der Mitte des Zuges führte man die Verwundeten und trieb die geraubten Heerden. Die Reiter scherzten, lachten und brüsteten sich mit den Heldenthaten der verflossenen Nacht. Nur Agareff, der mit dem Fürsten hinter dem Zuge ritt, behielt seinen Gleichmuth, doch suchte er den in trübsinniges Schweigen versunkenen Freund durch allerlei Gespräche aufzuheitern. Plötzlich erhob dieser das gesenkte Haupt, das ein Gedanke zu durchzucken schien: „Leb' wohl, Agareff, übernimm statt meiner heute das Commando in Opotschka, ich reite meinem Schicksale entgegen. Frage nicht, weshalb und wohin; und wird Dir binnen acht Tagen keine Kunde von mir, dann berichte nach Moskau, daß Dein Freund verschollen." Vergeblich bot Agareff alle Gründe der Beredtsamkeit auf, den Fürsten von dem verderblichen Vorhaben abzuhalten; jener blieb unerschütterlich.

Das Läuten der Sturmglocken in der Umgegend unterbrach den freundschaftlichen Wortwechsel der Waffenbrüder. „Das sind meine Hochzeits- oder Todtenglocken!“ rief Serebrenny wehmüthig. „Gebe der heil. Nikolaus das Letztere und ein fröhliches Wiedersehen!“ fügte Agareff hinzu. Die Freunde umarmten sich schweigend. Ein Wink, und der Fürst verschwand mit Selensky auf einem Seitenpfade. Noch eine Weile schaute Agareff der Spur des Freundes in der Morgendämmerung nach, schnell zerdrückte er eine hervorquellende Thräne im Auge und rief: „Er ist verloren für uns!“ Dann wendete er sein Roß und folgte langsam dem Reiterzuge.

III.

Die glühende Sonnenscheibe tauchte eben aus der Meeresfluth empor, in dem Flüßchen aber, das den Weg der beiden Reiter versperrte, spiegelten sich die zackigen Mauern eines waldbekränzten Bergschlosses. Schläfrig stiegen die Nebel auf die Berge, und im Frühroth erglänzten die Dächer des am Fuße des Berges liegenden Städtchens. „Czuzin, Hauptmann,“ unterbrach Selensky die Stille, auf den Ort deutend. Tiefes Schweigen herrschte ringsum und nur zuweilen schüttelten die Bäume ihre grünen Häupter und näßten die Wangen der beiden Männer mit frischem Morgenthau. Weiter setzten die Reisenden ihren Weg fort zwischen Hügelreihen. Bei Rezleza öffnete sich die Aussicht und zahlreiche Landseeen zeigten sich zwischen den Hügeln. Aus dem Wasserspiegel stieg der Dampf empor, die Wasservögel schaukelten sich im schwanken Uferschilfe, lautlos sprang ein Hecht auf die klare Fläche oder eine wilde Ente tauchte unter und zahlreiche Kreise bildeten sich auf den Tummelplätzen des nassen Völkchens, die zuletzt im Spiegel des Sees verschmolzen. Selensky ritt voraus, bald ins Land hinein, bald quer durch den Wald, den Weg abzukürzen. Zahlreichen Dörfern kamen die Reiter vorüber, aber keines glich dem andern. In dem einen erblickten sie die echt russischen Bauerwohnungen aus quer-übereinandergelegten, rundzubehauenen Baumstämmen, bunte Linnen auf den Dächern und hohe hölzerne Schornsteine, in einem andern lehmbeworfene Häuser mit Töpfen statt der Rauchfänge, oder finnische Hütten ohne Rauchfänge. „Polnisch-Inflant,“ belehrte der landeskundige Selensky seinen Herrn, „heißt dieser Landesstrich. Die deutschen Ritter traten dies Land einst den Polen ab, und es wohnen hier einheimische Letten, die alten Litthauer und finnische Ansiedler neben russischen Ueberläufern, und die wahren polnischen Schlachta (der arme Adel), ein buntes Gemisch von Adel und Bauern aus allerlei Nationen. Doch kennen die polnischen Bewohner kaum das andere Ende Litthauens, geschweige die Ukraine, Podolien oder das übrige Polen, da ist von einer Nationalität keine Rede, und gleich Bären hausen sie nur in den Höhlen ihrer Kreise; auch spotten die Warschauer und Krakowiten ihrer, wenn sie beweisen wollen, daß ihre Urureltern schon polnische Edelleute gewesen, zur Zeit, wo es in Polen nur erst Frösche gab.“ — Mit ungetheilter Aufmerksamkeit lauschte Fürst Serebrenny dem Schlusse seiner Rede. „Deine Landesgeschichte,“ unterbrach er den Diener, „paßt trefflich in meinen Kram und unterstützt das Mährchen, das ich mir zu unserer Mummerei ersonnen. Ich bin der litthauische Pan Jaromir Majewsky; Du aber, Selensky, der Schlachtschitz Strebala. Wir geriethen, beim Abzuge aus dem Kreml schwer verwundet in Gefangenschaft, und seit kurzem ausgewechselt, kehren wir jetzt auf Befehl des Czaren durch das nördliche Rußland nach Pinsk zurück. Die zahlreichen Bekanntschaften, die ich am Hofe des Dmitri, im Dienste der Krone und unter Tuschinski's Commando mit polnischen Edelleuten gemacht, wobei ich mir ihre Sprache und Manieren ziemlich angeeignet, sollen mich trefflich unterstützen, und was Dich anbetrifft, so bin ich außer Sorgen, und somit Muth gefaßt! laß uns unser Heil versuchen!“ — „Wie aber, Herr wenn ein ungünstiger Zufall will, daß man uns erkennt? Meine Landsleute sind gewohnt, Standrecht zu halten und eine Luftfahrt wartet unser.“ — „Mein Entschluß ist gefaßt und ich rechne auf Deine Schlauheit, durchschaue alle Winkel von Kolonta's Schlosse, Dein Ohr sei überall, doch wahre Deine Zunge!“ —

Ein Bauer fuhr mit einem Heuwäglein über den Weg. Als er die beiden Reiter erblickte, wollte er über Hals und Kopf aus dem Gleise weichen und warf den Karren um. Anstatt ihn aber aufzuheben, blieb er zitternd stehen, die Mütze in der Hand, um die Reiter vorbeipassiren zu lassen. Als sie herankamen, grüßte er furchtsam; sein gutmüthiges und einfaches Aussehen, mehr aber noch das Elend, welches sich auf dem bleichen Antlitz abspiegelte, und sein leinener zerrissener Kittel, der kaum die Blöße des alten Mannes deckte, machten Eindruck auf den Fürsten. „Wie weit bis Sempolja, lieber Mann?“ fragte er den Bauer. — „Ganz nahe, edler Pan,“ erwiederte dieser in russischer Sprache. — „Das bedeutet: gebe Gott, daß Ihr heute ankommt, nach hiesiger Redeweise,“ fügte Selensky hinzu. — „Aber

wie groß ist die Entfernung?" feagte Serebrenny weiter. — „Fünf Meilen, Herr, war es früher, bevor die Pane sich unser erbarmt und es nur drei sein lassen." — „Ist Eure Pana eine gute Herrin?" — „Ei wohl, Pan, ist sie gut, sie selbst sagt uns, wenn sie aus der Kirche kommt, daß sie für uns gebetet hat, aber der Pan Oekonom betrügt uns und nimmt uns das letzte Huhn, dafür sagt er aber auch, daß sich die Haut auf dem Rücken zwei Mal im Jahre erneuert, und jedes Mal fügt er hinzu: so will's die gnäd'ge Pana." — „Des ist ganz wie bei uns," sagte der Fürst zu Selensky gewendet, „der Bauer hat Fasten das ganze Jahr, und nur die Katzen haben Butterwoche beim Edelmann." — „Und doch," meinte Selensky, „lebt der russische Bauer wie im Paradiese im Vergleich zu dem polnischen. Bei uns gilt der Leibeigene weniger als ein Schaf, man zieht ihm das Fell ab und tritt ihn dann in den Schmuz. Ich habe Pane gekannt, die den Müttern ihre Kinder von der Brust rissen, um ihnen junge Hunde zum Säugen zu übergeben!" — „Schändliche Verläumdung!" rief schaudernd Serebrenny. — „Wollt' es wäre Verläumdung, Herr! Ich bin zeitlebens genährt worden mit fremdem Brote und habe von Jugend an auf Rechnung des Bauers gelebt, auch ist mein Gewissen nicht zu eng, aber das Heez wendete sich mir im Leibe, wenn ich sah, wie die edlen Pane ihre Leibeigenen marteeten." —

Die Zeit veeflog im Gespräch und in der Ferne erblickte man ein Schloß. „Dort haust der Pan Kolonta; willst Du Dich hier an dem Bächlein umkleiden, Herr?" — Der Fürst sprang vom Pferde und Selensky folgte seinem Beispiele, um den Mantelsack zu öffnen. Bald stand der Hauptmann der Strelitzen nebst seinem Diener im zierlichsten polnischen Nationalcostüm da. Eine Pekesche von grünem Sammet mit silbernen Schnüren und mit Heemelin besetzt schmiegte sich an den schlanken Körper, die dunklen Locken quollen unter einer Mütze von gleichem Stoffe mit silberner Troddel hervor; am goldnen Gürtel aber hing ein türkischer Dolch mit Perlen und Edelsteinen besetzt, und die gelben Saffianstiefeln bedeckte ein Beinkleid von Atlaß nur zur Hälfte. Um den Hals schlang sich eine ungeheure Kette von Email, an der eine Uhr in Form einer Zwiebel bis unterm Gürtel herabhing; ein Damascener vollendete den reichen Anzug. „Ist meine Kleidung so in gehöriger Ordnung?" fragte Serebrenny den Diener, sich selbst mit wohlgefälligem Lächeln über die Achsel im Flüßchen bespiegelnd. — „Die Wahrheit zu gestehen," fuhr Selensky geschwätzig fort, „unser Nationalcostüm macht den schönen Mann doppelt schön und ist gemacht, allen Weibern den Kopf zu verdrehen; fühle ich mich doch selbst in der neuen Haut, gleich der Schlange, glatt und listig, und wohl im Stande, die Schönheiten des Landes zu berücken." — „Hüte Dich," fiel ihm der Fürst ins Wort, „daß Dich die Schlange nicht berückt und spuce Dich!" — Im Nu war Selensky zu Pferde; der Fürst warf das mit Zobel gefütterte Oberkleid ohne Aermel und Knöpfe über, eine Schutzwehr gegen den Staub des Weges, und die beiden Reiter sprengten zum Schlosse des Kolonta. Die Sonne stand bereits hoch am Mittagshimmel.

(Die Foetsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Fortsetzung.)

[Oratorien-Probe in der Katharinenkirche. Quartettprobe im Theater. Hauptfest.]

Nachdem die Hanauer und Offenbachee mit Musik duech die Stadt geführt woeden, kamen die Mainzer in einem außeeordentlich geschmückten Schiffe. Dieselben Ceremonieen wueden deobachtet, abee der Empfang war herzlicher und jubelnder. Es waren wenigstens 10,000 Menschen am Ufee, die Häusee waeen bis auf die Dächer desetzt, und nun wae die Sonne seldst neugierig, das Schauspiel zu sehen. Nachdem noch diese empfangen woeden, ging es in den Saal des Festcomités, wo die Hiesigen sich schon gemeldet hatten, um sämmtliche Fremden unentgeltlich zu logiren. Nachmittag wuede eine Hauptprode in der Kathaeinenkirche gehalten, die sich schon ziemlich mit Zuhörern gefüllt hatte. Es wueden zwei Oratorien, eins von Spohr, das andere von Schnydee, untee der Leitung des Capellmeisters Guhr ausgeführt. Haizinger, für den die Tenorpaetie geschrieben war, konnte oder wollte nicht kommen, und Spohr wied es gewiß dereuen, sein herrliches Weck nicht von 800 eingeübten Stimmen gehört zu haden. Die Wirkung wae überraschend groß. Den größten Eindruck machte abee gewiß das Oratoeium von Schnydee. Diesee Componist hat bis jetzt nur für sich und füe Kenner geschrieben, gerade so wie Bach, den das Publicum immer, man mag sagen was man will, langweilig findet. Jetzt aber hat ee einen andern Weg eingeschlagen, ee wird faßlicher, populäeer und gidt sich folglich mehr der Melodie als dee Harmonie hin! Man kann ja beide sehr gut verbinden, selbst wenn man auch kein Beethoven ist. Dieses Oratorium macht dem Componisten mehr Ehee und Ruf als Alles, was er bis jetze componirt hat. Die Motette von Klein ist ebenfalls eine schöne Idee und wurde gut executiet. Die Probe konnte als eine Ausführung beteachtet werden. Abends versammelten sich die Sängee in einem Gasthaus, wo auch das Comité sich defand. Hiee verschwand jede Steifheit, einer deückte dem andern die Hand, wie einem längstgekannten Freunde. Sonntag war im Theatee Probe von den Quartetten. Die Probe im Theatee wae großartigee und effectvollee als die Ausfüheung

im Walde; man hatte die Akustik nicht berechnet. Nachmittag fand die Aufführung in der Kirche Statt, wobei ungefähr 1500 Billete, à 1 Fl. 45 Kr., gelöst wurden. Das Hauptfest jedoch wurde erst Montag begangen. Man hatte sich nur mit der Zeit verrechnet. Vier große Schiffe standen im Maine bereit, um die Sänger hinab in den Wald zu führen. Wir zogen in Reihe und Glied durch die ganze Stadt gegen drei Uhr. Die Matrosen, das Comité an der Spitze, mit mehren Standarten und Fahnen und zwei Musikcorps. Laute Hurrahs und Vivats erschollen bei jedem Schritte. Am Main standen die Menschen, so breit die Ufer waren, bis hinab ins Wäldchen. Mehr als 500 Wagen waren auf der Brücke und den Ufern aufgestellt. Von 60,000 Seelen, die hier sind, waren keine 10,000 mehr in der Stadt. Alles strömte in die Schiffe, um uns zu begleiten. Aber wir hatten einen heftigen Gegenwind, der mit Gewalt die vielen Flaggen anschwellte, die wie lodernde Flammen zischten. Die Schiffe wurden auseinander gejagt und unser Quartett trennte Aeolus mit seinen treuen Dienern. Der Anblick war um so malerischer. Die Schiffe tanzten auf dem Wasser wie Sirenen, Tausende von Kähnen mit uns. Die Kanonen donnerten, die Hochs erschollen, die Fahnen flatterten, die Hüte schwengten sich, die Taschentücher wimpelten, aber wir kamen nicht vorwärts, denn immer heftiger blies der Wind, und um die Satyre zu vollenden, schien lachend die Sonne drein. Wir hatten uns zum Theil auf die Masten gewagt, um den schönen Anblick besser zu genießen, aber dort peitschten und knallten die Wimpel, daß man ganz betäubt das Geschrei des Volkes nicht hörte. Wir hatten einen Capitän, der in einem Boote mit seinem Sprachrohr die Matrosen befehligte. Plötzlich ließ er die Schiffe laviren und auf der andern Seite erschienen jetzt als rettende Engel acht Pferde. Wir hatten nur ungefähr 300 Schritte stromabwärts zu fahren und dennoch bedurften wir dieser Hülfe. Dies dauerte nun eine Weile. Wir kamen jedoch um anderthalb Stunden zu spät ans Ufer und statt um 3 stießen wir erst um 6 Uhr in dem Walde auf die Versammelten. Die Stimmen der Sänger waren alle stark angegriffen, zuerst vom Winde, dann vom Staube. Dennoch gingen die Quartette vortrefflich und das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ von Wilhelm Speyer, Vicepräsident des Comités, einem in jeder Hinsicht genialen Mann, brachte einen Enthusiasmus hervor, wie ihn Frankfurt noch nie erlebte. Man verlangte es da Capo, da riefen einige Stimmen vom zweiten Platz: Nicht da Capo, noch ein Mal! deutsch gerufen! und wirklich wurde es wiederholt. Es war Nacht, als wir wieder zurück ans Ufer kamen. Der Wind hatte sich gänzlich gelegt, im Westen schwamm der Himmel in einem Feuermeer und von ferne schimmerte die illuminirte Mainlust wie ein Leuchtthurm uns entgegen. Um 10 Uhr kamen wir dort an, zu dem Bankett, welches 1300 Theilnehmer zählte. (D. B. f.)

Notizen.

[Die Frauen in Nordamerica.]

In Nordamerika regt sich wieder die Emancipationslust der Frauen. Sie reichten dem Hause der Repräsentanten in Washington eine Menge Bittschriften ein, um politische Geltung zu gewinnen. Ihre Petition ging gegen die Aufnahme von Texas in den Verein der Staaten. Texas ist eine Stütze der Sklaverei; der Baumwollenbaum und die Zuckerplantagen scheinen diese Nöthigung zu bieten. Der Sinn der Frauen ist hierüber empört und somit ergingen diese Bittschriften gegen Texas. Hr. Howard, der diese Sache vortrug, übernahm die Rolle eines Cato und nannte es unpassend und dem männlichen Geiste der Republik zuwider, daß Frauen sich in Staatsangelegenheiten mischen. Herr Adams nahm sich der Frauen und ihrer Rechte an, und bewies mit vielem Feuer und Talente aus der Natur und aus der Geschichte des Weibes, aus der er die schönsten Züge anführte, daß sie die untergeordnete Stellung nicht verdienten, welche Hr. Howard ihnen anwies. Natürlich ließ man bald den Streit fallen, ohne ihn entschieden zu haben.

[Marlinsky.]

Die von uns mitgetheilte Novelle: „Streifzüge,“ die wir der Güte des Dr. Lippert in Moskau verdanken, ist frei bearbeitet nach Marlinsky, jenem unglücklichen Novellendichter, der, als gemeiner Soldat unter die kaukasischen Regimenter gesteckt, den Strapazen erlag. Marlinsky war der Sohn eines Professors im Cadettencorps; sein Familienname war Bestuscheff. Mit seinem Freunde Rilejew gab er zuerst in Rußland einen Almanach heraus. Beide waren in die Empörung vom 14. Decbr. 1825 verwickelt; Rilejew wurde zum Tode verurtheilt, Bestuschew, der in der Garde diente, in ein entferntes Regiment verbannt. Zuerst schickte man ihn nach Sibirien, wo er auf seinen Streifereien mit dem berliner Professor Ermann zusammentraf, der damals meteorologischer und magnetischer Beobachtungen halber in Sibirien reiste. An der persischen Grenze besuchten ihn die Musen und er schrieb Novellen und Romane unter den Namen Marlinsky. Er fiel Anfangs in die Periode des Walter Scott'schen Einflusses, enthielt sich aber jener blinden Nachahmung, wie sie seit Sagoskin herrschend wurde. Für Beschreibung von Gegenden, überhaupt für Scenerie, besitzt Marlinsky ein großes Talent. Als seine schönste Novelle gibt man „Amaleth Beck“ an. S. König's literarische Bilder aus Rußland.

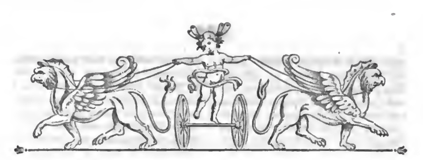
[Hr. Minkwitz.]

Ueber Hrn. Minkwitz, sonderbaren Andenkens, äußerte sich neulich ein hochgestellter Mann: Johannes Minkwitz hat Literaturbriefe über den Grafen Platen, den Dichter und Menschen, geschrieben. Kriecht eine Raupe, schleimig und borstig zugleich, auf dem frischen Blatt einer edlen Knospe, so wird diese uns durch jene verleidet. Wenn nun aber gar das Blatt welk, die Knospe schon faul ist! — —

[Verunglückte auf Dampfschiffen.]

Amerikanische Journale geben die Zahl der auf Dampfschiffen durch Brand oder Explosionen Verunglückten auf 3,300 Personen an. Auf das Jahr 1838 kommen allein 1000 Opfer.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 156. — den 11. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Auf den breiten Stufen, die zu dem Haupteingangr seines Schlosses führten, saß unter einem Baldachin Stanislas Kolonta. In dem gelben Gesichte des sechzigjährigen Greises hatten Podagra und Schwelgerei die Spuren krankhaften Unmuthes zurückgelassen; die zahlreichen Furchen der Stirn und ein auf beiden Seiten des Mundes lang herabhängender weißer Schnurrbart vermehrten noch das Unheimliche der verwitterten Physiognomie. Den magern Leib umschlotterte ein gelbes Kleid mit unzähligen Knöpfen, das auf dem Bauche gegürtet war, nach polnischer Sittr; seine Füße aber steckten in weiten schwarzen Sammetstiefeln und ruhten auf einem rothen Sammetkissen mit goldenen Fransen besetzt. Die ganze Erscheinung glich rinem chinesischen Mandarin, der die Cour seiner Unterbeamten annimmt. Zur Rechten des Schloßherrn saß seine Gemahlin, eine ehrwürdigr Alte, aber von geschraubten Manieren, im altfranzösischen Costüm mit Reifrock und Fächer. Ihr zur Seite stand ihr Sohn Leo, ein schlanker junger Mann mit ausdrucksvollem Gesicht; ringsherum aber saßen zahlreiche Gäste, an denen der polnischr Edelmann nie im Jahre Mangel leidet. Einr nicht minder zahlreiche, und wie es schien müßige Dienerschaft bildete den Hintergrund, bald kichernd und ob ihrer Herrschaft spottend, bald trieb diese Schaar von Müßiggängern den frechsten Muthwillen mit den Dirnen. In dem weiten Hofraume vor den Eingangsstufen tummelte einer der Stallknechtr einen jungen Hengst, während der Greis Kolonta, einr lange Peitsche in den Händen, wiederholt in die Luft klatschte, oder dem feurigen Rosse, so oft es an ihm vorüberkam, einen Hieb in die Weichen zu versetzen suchte, daß es hoch aufbäumte und nur noch wilder und widerspenstiger ward. Die Damen, im eifrigen Gespräche begriffen, schrieen zuweilen laut auf bei den halsbrechenden Luftsprüngen, die das Roß mit seinem Reiter machte. „Dir Sporen in die Flanken, Pan Stallmeister, und mit der Gerte zieh' ihm eins über, daß er beim Absteigen den Schweif fallen lasse! gebrauche die Zügel! jetzt wende auf dem Fleck, doch gib dem Hengste Luft, er ist überaus unruhig!" So schwatzte der Alte ohne Aufhören. — „Ein tüchtiges Roß!" hob Pan Soltyk, einer der Gäste, an und wendete sich wieder zur Dame, mit der er im traulichen Gespräche begriffen war. — „Ein arabisches Blut," setzte einer der Schmarotzer des Schloßherrn hinzu, „ein Adler fürwahr, kein Roß." — „Ein Hahn vielmehr von Pfefferkuchen," rrwiederte Kolonta mit Verachtung, „würde man Dir das Gestützeichen einbrennen, so wärst Du eben solch ein Araber wir der Hengst! Ganz anders würdet Ihr pfeifen, wenn Ihr mein rothes Roß von persischem Geblüt gesehen, das ich bei Samolsk erbeutet, als wir die Türken jagten. Wie eine Schlange krümmte sich das Thier unter mir und strich wie der Wind über's Feld, und wenn es auftrat, war's aus purer Gnade; aber auch nur ein Kenner durfte sich aufsetzen." — „Pan Stanislas hatte von je-

her den Ruf eines kühnen Reiters," bemerkte galant Woidsewitsch, der Richter von Reszija. — „Als wir unter Batori unsere Pallasche schartig hieben, Herr Richter, da gab's noch Helden — die Straßen hätte man mit ihnen pflastern können, und Kolonta war keiner der letzten. Wenn er zum Strauße ausritt, so deuteten Freund und Feind auf uns. Jetzt freilich sind andere Zeiten, und unsere Helden mögen lieber den Fuß ihrer Dame streicheln, als den Griff ihres Säbels." — „Doch sagt man," fuhr Woidsewitsch fort, „der Pan sei in früheren Zeiten ein eifriger Verehrer und Liebling der Schönen gewesen." — „Tempi passati! Doch vergaßen wir nicht den Siegesruhm über Courmachen," versetzte hitzig der Alte, „und lebten nicht blos im Toilettenzimmer der Damen." — „Die Beschuldigung des Vaters ist ungerecht," fiel Leo Kolonta ein, „die Verehrung der Frauen erstickt nicht in uns die Flamme des Ruhms, sondern sie facht sie an. Unsere neuesten Siege über die Russen zeigen, daß wir unserer Vorfahren nicht unwürdig sind?" — „Siege," schrie der Alte mit ironischer Bitterkeit, „ja fürwahr, die habt Ihr erfochten! War's etwa beim Kloster Troiza oder im Kreml zu Moskau? Ja, ja, Leochen, die Flamme des Ruhms ward auch angefacht durch Marina, die Landstreicherin; und wie höflich hat man Euch zum Lande hinausbegleitet; alles aus Achtung für Sigismund's Bart! Erröthen sollten die Polen über solche Heldenthaten!" — „Freilich," meinte Leo, „ist unser Zug nach Moskau nicht so rühmlich, als Batori's Angriff auf Pskow!" — „Das waren die Elemente, die uns dort schlugen," vertheidigte kleinlaut Kolonta, „aber nicht die Russen; damals verlor ich mein bestes Roß und meinen liebsten Freund, und seitdem habe ich ewigen Haß geschworen unserm Erbfeinde. Der Schwarze soll Spielmarken aus meinen Knochen drechseln, wenn je ein Russe lebendig aus meinen Händen kommt: mir ist nichts leid, als daß Ihr sie nur mit Worten schlugt." — „Und die Einnahme von Smolensk, Pan Kolonta?" fragte Woidsewitsch. — In diesem Augenblicke sprengte Fürst Serebrenny nebst seinem Diener durch den Hohlweg, der zum Schlosse führte, und ward der Gesellschaft von den hochgelegenen Stufen sichtbar. Der allgemeine Ausbruch der Neugierde machte dem früheren Gespräche ein Ende, und Kolonta selbst blinzelte nach den Reitern, seine Sehkraft verstärkend. „Das ist gewiß Joseph Wrschestowsky," unterbrach eins der Fräulein die minutenlange Pause, „das ist allerliebst, er bringt uns allerhand niedlichen Tand und Modenberichte aus Warschau mit, seine Schilderungen sind so detaillirt, daß man sofort eine Robe danach zuschneiden könnte." — „Ach, nein!" versetzte eine Andere, „das ist ohne Zweifel Michael Timon, nach der Gestalt zu schließen, da haben wir ja sofort den trefflichsten Vortänzer in der Mazurka." — „Die Damen irren sich Beide," begann eine Dritte, „denn täuscht mich mein Auge nicht, so erkenne ich Wazlav Schadowsky, den lustigen Erzähler der Schelmstreiche bei Hofe; wenn er dem Könige und seinem Günstling Potozky nachäfft, so möchte man vor Lachen sterben." — „Ich rathe der Pana Ruscha," hub Leo an, „Fingerhut und Scheere bis auf günstigere Gelegenheit zu verwahren; Pana Maria wird sich wohl einen andern Cavalier als Vortänzer wählen, meine schöne Cousine aber noch einige Zeit in dieser Welt mit uns zubringen müssen, denn der Reiter ist jedenfalls ein Unbekannter, dabei jedoch ohne Zweifel ein neuer Anbeter der Reize unserer Damen. Was meint Pana Eleonore?" — „Eure schöne russische Gefangene ...." — Die Ankunft Selensky's, der geschickt dem Schloßherrn die Bitte des Fürsten um ein Nachtquartier vortrug, unterbrach die Antwort der schönen Sprechenden. „Sagt dem Pan Majewsky," erwiederte der alte Kolonta mit würdevoller Artigkeit, „daß seit undenklichen Zeiten kein Reisender diesem Schlosse vorübergegangen, ohne hier einzusprechen. Ich bitte den Gast, über mein Haus zu gebieten, so lange es ihm beliebt, und heiße ihn doppelt willkommen, dieweil er mein Landsmann und Schlachtschitz ist." — Während Selensky's Abwesenheit hielt Fürst Serebrenny zu Pferde an der hohen Hofpforte, in Betrachtung der Wappenschilde des Hauses versunken. Grüner Epheu bedeckte den gemalten eisernen Schild, während die Schwalben mit ihren Nestern einen Theil des Wappens in der Mauer zerstört hatten. So spottete die Natur der menschlichen Eitelkeit, und eine Wucherpflanze, ein armseliges Vöglein vernichtete den leeren Prunk, mit dem sich ein noch armseligeres Menschengeschlecht brüstete. Serebrenny, der tapfere Krieger, der nie vor der Gefahr gebebt, zitterte vor dem Wiedersehen mit der Geliebten seines Herzens; tausend Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Wie wird er sie wiederfinden? Ist nicht ihre Neigung für ihn längst von einer andern verdrängt worden? Und wenn er sie doppelt wiedergefunden, wie sich ihr entdecken, wie sie befreien? Und konnte nicht ein ungünstiger Zufall, ein unglücklicher Moment alle seine Pläne im Entstehen vernichten, bevor er noch die Geliebte gesehen? — Selensky riß ihn aus seinen Träumen, ihm die Antwort des Schloßherrn mitzutheilen, und der Fürst ritt in den Hof des Magnaten. Als er sich schon in

der Mitte des Hofraums befand, kehrte ihm erst die Besinnung wieder und er stieg eiligst vom Pferde, um seinen Wirth zu begrüßen. Kolonta strich sich den Schnurrbart und glättete mit der Hand die Falten seiner Stirn, und nach den ersten Begrüßungsformeln stellte er dem Ankömmlinge seine Familie und die Gäste vor. Vergeblich suchte des Fürsten Auge das Fräulein Wasiltschikoff, und beinahe wußte er es dem Schicksale Dank, daß seine Unbefangenheit durch ihre Gegenwart beim ersten Auftreten nicht verloren ging. Vertraut mit polnischer Sitte und Manier, blieb er dem Charakter seiner neuen Rolle ziemlich getreu, und wenn bei der Menge Fragen, mit der ihn die neugierige Schloßgesellschaft überschüttete, ihm der Mangel an Sprachfertigkeit zuweilen hinderlich ward, so schob er dies auf Rechnung der langen Gefangenschaft und seines Aufenthaltes bei den Feinden. — Kurz vor der Tischzeit hörte man vor der Thorauffahrt Pferdegetrappel, begleitet von wiederholten Trommelschlägen. Der Fürst erwartete nichts anderes, als eine Abtheilung seiner Reiter, die Agareff vielleicht zu seinem Schutze abgeschickt; als sich aber der Staub zertheilte, erblickte man eine hochaufgethürmte Carosse, die aus den Fragmenten der Arche Noah's zusammengesetzt schien und mühsam von sechs abgemagerten Kleppern in den Hof geschleppt wurde. Voraus ritt ein Trommelschläger im rothen Rock, um den unwürdigen Pöbel zu verjagen, damit er durch seine Gegenwart die edlen Pane in der Carosse nicht verletze; auf beiden Seiten des Wagens aber ritten sechs Reiter in Husarenkleidung. — Nachdem Kolonta den Herrn der Carosse, Pan Starost Kresiawsky, begrüßt, die Pane Starostin sammt Fräulein Starostinnen, so wie die Mopse, Bologneser, Kammerzofen und zahlreichen Reiseschatullen der Arche entwunden worden, erschallte der Ruf zum Mittagsmahle. — Der Schloßherr führte den vermeinten Majewsky zur jüngsten der bejahrten Töchter des Starosten und Gutsnachbarn, er selbst schleppte mühsam die kolossale Frau Starostin an der Linken, während er sich mit der Rechten tapfer den Schnurrbart strich, und die übrigen Gäste folgten ihnen paarweise in den geräumigen Speisesaal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Berliner Mutterwitz. Mad. du T.....]

Ludwig Robert, in seinen „berliner Promenaden," die, wie überhaupt seine Gedichte*), so reich an satyrischer Laune und sprechender Oertlichkeit sind, erzählt unter andern ein lustiges Stadt-Histörchen, wo eine berlinische Matrone sich vor andringendem Hornvieh in einen eleganten Laden rettet, und hier den Zustand ihrer Sprachbildung durch ein paar Worte unbefangen enthüllt. Jedermann in Berlin kennt die wackre Matrone, die berühmte Mad. du T...., die zu dieser und hundert andern lustigen Anekdoten den muntern Stoff geliefert hat. Diese, leider schon seit vielen Jahren verstorbene Dame war der reinste Ausdruck der berliner Sprache und Bildung, so wie des ächten Mutterwitzes und gesunden Verstandes, der aus jenem Kreise so häufig mit größter Schärfe und Ueppigkeit hervorbricht.

Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Anekdoten gesammelt würden, sie sind für Berlin unschätzbar, und mancher Enkel würde der Hand danken, welche dieselben durch schriftliche Ueberlieferung für ihn gerettet; in blos mündlicher Bewahrung gehen dergleichen Züge unfehlbar unter, schon dadurch, daß sie nach und nach ihre wahre Gestalt, und dadurch auch ihren Sinn verlieren. Die reine und klare Auffassung solcher Anekdoten ist allerdings keine leichte Sache; der unverfälschte Sinn für das Oertliche und ein großer ästhetischer Takt sind dazu erforderlich; vor allem hat man sich vor der Ausschmückung und Ueberladung zu hüten, welche hier den plumpen Erzähler, der sich auf die stärkste Weise seiner komischen Wirkung versichern will, so leicht zur Vernichtung aller Wahrscheinlichkeit verleiten. Es gibt köstliche berliner Geschichten, die man auf diese Art zu Grunde gerichtet hat, und sogar Zelter, der doch sonst guten berliner Sinn hatte, und Hoffmann, der sich ihn anzueignen suchte, sind in diesem Betreff nicht vorwurfsfrei, sie haben manchen guten Spruch, der in edler Einfalt aus dem Volksmunde hervorging, in Schrift und Druck als einen verbildeten und manierirten wiedergegeben.

Ist schon einmal von Sammeln und Erhalten dieser besondern Art von Sprach- und Witz-Denkmalen Berlins die Rede, so dürfen wir billig, neben den reichen Ueberlieferungen von Mad. du T...., auch noch die nicht weniger köstlichen des witzigen Banquier Gans empfehlen, so wie die treffenden Antworten des noch lebenden Banquier St-th-l; ja mancher Besitz dieser Art wäre noch eben zu rechter Zeit aus der historischen Kenntniß herauszuschöpfen, und über den einst berühmten Schuster Thomas zu Friedrichs des Großen Zeit könnte uns vielleicht nur noch dessen Geschichtschreiber, der sorgfältige und getreue Prof. Preuß die gehörige Auskunft geben.

Doch wir wollten nur, durch Robert's Gedichte veranlaßt, einen der besten jener Sprüche der Mad. du T.... mittheilen, der bei dieser Gelegenheit wieder in Erinnerung gekommen ist. Mad. du T.... sprach ihr gutes berliner Deutsch, und also auch frischweg „jelohfen," und was sonst dieses Schlages ist. Eine Demoiselle, die dem Hause einigermaßen angehörte, war hiedurch in ihrer Bildung beleidigt, und sagte endlich mit vorwurfsvollem Eifer: „Aber liebe Mad. du T...., sprechen Sie doch nicht so schlecht, sagen Sie doch wie gebildete Leute „gelaufen!" Der guten Frau war die Hofmeisterei, die man sich gegen ihr Deutsch erlaubte, schon längst ärgerlich, sie wollte einmal die unerträgliche An-

*) Zwei Bände, in Manheim bei Hof. 1838.

maßung abfertigen, und erwiederte mit Nachdruck: „Ich will Ihnen mal was sagen, Mamsellen! Sehen Sie, meine Döchter sind jelobhen und jelobhen, und beede haben schon längst Männer gekriegt, und Sie, Liebste, sind gelaufen und gelaufen, und haben noch bis zu heutiger Stunde keenen Mann!" Ein treffenderes argumentum ad hominem, oder vielmehr ad feminam, läßt sich auf diesem Gebiete schwerlich finden! —

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Das Banquett in der Mainlust. Resultate.]

Die ganze Mainlust glich einem ungewölbten Sternenhimmel. Ihr gegenüber wurde auf einer Insel ein Feuerwerk abgebrannt. Anfangs fielen einige Regentropfen, aber bald klärte sich der Himmel wieder auf und das Banquett begann. Nach einigen Toasten, die dem Senate und den Componisten gebracht wurden, betrat ein Dr. Schilling aus Stuttgart die Tribune und sprach zuerst von den Julitagen, dann von den „bissigen Hunden" der Literatur, dann von dem Netze, das Deutschlands Fürsten über Deutschland gezogen hätten. Bei keinem seiner Worte wußte man, ob dieser Redner ein Ultra oder ein Liberaler sein wollte, endlich merkte man das Gewirr seiner verdrehten Ansichten und fing an zu zischen. Hätte er die Tribune nicht verlassen, er wäre herabgeworfen worden. Man hatte mit Fleiß jede politische Anspielung bei diesem Feste ausgelassen, nun kommt ein Schilling und thut als wär er gebissen! Mich hat es herzlich gefreut, daß Frankfurt schon bei den ersten schnöden Worten des Mannes gezischt hatte und zwar zischten ehrenhafte Bürger. Desto schöner sprach Herr Springly, Pfarrer aus Zürich. Er sprach von der Uebereinstimmung aller deutschen Herzen, von der Macht der Kunst und des Gesanges, er sprach sogar von einer Annäherung der Schweiz an Deutschland durch die Eisenbahn, und endlich ließ er die Worte fallen: „Wir streben alle nach einem Ziele, nach Freiheit, aber nach einer Freiheit, die erhaben ist über jedes niedere Treiben der Erde!" Hier wurde er mit Beifall überschüttet, man riß ihn von der Tribune herab und küßte ihn, er flog von Arm zu Arm, man brachte ihm ein allgemeines Lebehoch und wirklich fand er für rathsam, die Mainlust zu verlassen, aus Furcht erdrückt zu werden. Dr. Mappes sprach schöne Worte über Gesang und Poesie. „Wenn wir eine Stiftung für Musik machen," sprach er ungefähr, „so sei es nicht für das Musiciren, für das seichte Geklingel der Musik, sondern für ächte deutsche melodische Musik; für das deutsche Lied der deutschen Dichter, und hier müssen wir auf unserer Hut sein, und statt dem Geschmacke der Zeit zu huldigen, ihn vielmehr zu bilden suchen." Auch er fand vielen Beifall. Es wurden noch viele Toaste ausgebracht, man verlangte noch ein Mal Speyer's Lied des Vaterlandes, aber dies war unmöglich. Um 2 Uhr verließen die Bürgermeister das Banquett, um 4 die Sänger mit den Fahnen, das heißt ein kleiner Theil davon, denn viele mußten getragen und geführt werden. Den andern Morgen wurden die Sänger wieder mit Kanonendonner und Jubelruf begleitet. — Und nun zum Resultate. Es war eine Stiftung gegründet, die, so klein auch der Fond dazu sein mag, doch in der Zukunft die schönsten Früchte tragen kann. Es wurde in Frankfurt ein Fest gehalten, das alle Erwartungen übertraf. Es wurde ein Banquett gehalten, das einzig in seiner Art, für Frankfurt ein Haltpunkt der angenehmsten Erinnerungen ist. Es wurde endlich gezeigt, daß man hier das Steife, Ungesellige verbannen kann, daß man hier noch Hoch! rufen und sich umarmen kann. Die Stadt hat dem Comité sehr viel zu verdanken und dies wieder der Stadt. Nicht das Geringste störte das Fest der Einigkeit, und ich wage es zu behaupten, das es erfolgreicher als das Guttenberg-Fest sein wird. Frankfurt ist die Hauptstadt Süddeutschlands, nicht aber der deutsche Bund kann ihm diese Bedeutung geben, sondern die Macht der Centralisation, welche Kunst und Wissenschaft ausüben. Vielleicht sieht man dies später ein, denn mit Apollo allein kann nichts Großes zu Stande kommen, Mercur muß ihm immer nachhelfen. Frankfurt hat seit einigen Jahren sehr viel für die Kunst gethan, es wird noch mehr thun, denn der Saame ist ausgestreut und die Blume fangt an zu knospen. Fahrt es so fort, so erhält es eine Bedeutung, die es bis jetzt noch gar nicht ahnt. Hamburg ist noch eine freie Stadt, aber sie greift nicht so in das deutsche Leben hinein wie Frankfurt, das Napoleon le coeur de l'Allemagne nannte. Nur Friede thut noth und beständige Aufmunterung, so wie Schnyder sagte: „Wir haben die Pflanze der Kunst gesetzt, es bedarf nur der Begießung von Zeit zu Zeit!" Dies eben kann nur die Literatur.

Notizen.

[Freiligrath.]

Vom Rhein meldet man uns, daß Ferdinand Freiligrath, dessen treffliche Gedichte bereits erschienen sind, jetzt in Mittel-Barmen bei Elberfeld in einem geachteten Handelshause arbeitet. Gott Mercur und Gott Apollo scheinen sich in seiner Seele ganz verträglich zu sein.

[Ein Wort Herder's.]

Folgendes Wort von Herder muß in unsern Tagen wiederholt werden: „Wenn einer Nation, so wäre der unsrigen zuzurufen: Schreibt Denkwürdigkeiten, ihr stillen, fleißigen, zu bescheidenen, zu furchtsamen Germanen! Ihr stehet hierin andern Nationen weit nach. Diese erhoben ihre Helden, ihre Entdecker, ihre ausgezeichneten Männer und Frauen auf Schwanen- oder Adlerfittigen in die Wolken; ihr lasset sie matt und vergessen im Staube! — Denkwürdigkeiten sein selbst müssen, zu welchem Stande man auch gehöre, rein menschlich geschrieben sein; nur dann interessiren sie den Menschen. Uns Deutschen zumal, bei unserm Charakter, unsern Sitten, unserer Verfassung und Lebensweise, ist diese Gemüthlichkeit unentbehrlich, ja vielleicht unablegilch. Der galante Scherz mit sich selbst und der Welt, geschweige mit der Politik, ist uns selten gegeben. Menschliche Denkwürdigkeiten aber, wem wären sie untersagt? ja von wem würden sie, seiner eigenen Bildung wegen, nicht gefordert?"

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 7. und eine Beilage von C. G. Kunze in Mainz.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 7. — den 11. August 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Literarische Anzeige.

Vom 1. August dieses Jahres an erscheint in unserm Verlage:

Die Eisenbahn.

Zeitschrift zur Beförderung geistiger und geselliger Tendenzen.

Herausgegeben

von

F. Wiest.

Enthaltend:

I. Locomotiv — die Zeit.

Bringt die Gegenwart und ihre verschiedenen Gestaltungen theils nur in flüchtigen Contouren hingeworfen, theils in größern Zeit- und Charakterbildern aufgefaßt

II. Locomotiv — Leipzig.

Bietet die Tagesbegebenheiten Leipzigs aus dem geistigen wie conversationellen Leben, bald ernst, bald heiter, jedesmal dem Gegenstande angemessen geschildert.

III. Locomotiv — der Blitz.

Soll mit Blitzesschnelle und zündender Sprache die neuesten Erscheinungen aus dem nord- und süddeutschen Kunstleben abhandeln. In dieser Rubrik finden sich auch alle polemischen Artikel.

IV. Der Gesellschafter auf der Eisenbahn, oder jede Station etwas Anderes.

Hier findet der Leser die Novellette, humoristische Aufsätze, Genre-Bilder &c., überhaupt Alles, was in den Bereich der sogenannten Unterhaltungs-Lectüre gehört.

Im Notizenblatte, das unter der Benennung:

Schleppwagen auf der Eisenbahn

gegeben wird,

kommen folgende Rubriken:

I. Theater-Perspective. Nur ausgezeichnete Bühnenerscheinungen werden in dieser Rubrik besprochen, die Mittelmäßigkeit wird keines Blickes gewürdigt.

II. Literarisch-anatomisches Theater secirt die literarischen Producte der Gegenwart. Die faulen Cadaver der sogenannten Jungen-Literatur werden von diesem anatomischen Theater ausgeschlossen sein.

III. Mode- und Luxus-Gepäck bringt kleine Notizen über die laufenden Moden des Tages. Diese Rubrik soll ausschließlich unsern Leserinnen gewidmet sein.

IV. Bagage-Wagen auf der Eisenbahn. Alles, was den Bestrebungen dieser Zeitschrift feindlich entgegensteht, wird hier aufgepackt.

V. Bahnhof. Rubrik für literarische Anzeigen, auch werden durch diese dem Lese-Publicum die bedeutenden Kunsterscheinungen, welche in Leipzig angekommen sind, angemeldet.

Wir sind bemüht, diese Zeitschrift so elegant als nur möglich auszustatten, bieten auch eine außerordentliche Beilage derselben, den

Tendor mit Bildern.

Lithographieen von Meisterhand verfertigt. Sie theilen sich in Leipziger, Wiener, Berliner, Hamburger und Pariser Volksscenen, in die Camera obscura der Carricaturen und in die Leipziger Meßbilder, zu denen der Redacteur die erklärenden Noten schreibt, und die gesammelt, eine gewiß anziehende Gallerie bilden werden.

Da die bedeutendsten Literaten Oesterreichs, wie auch eine große Anzahl außer Oesterreich lebender Schriftsteller, uns ihre freundliche Unterstützung zugesagt haben, dürfte das Materiale auf der Eisenbahn nicht so bald ausgehen; daß der Dampfkessel wegen zu großen Kraftaufwandes nicht zerspringe, dafür wird schon eine einschränkende leitende Hand sorgen.

Der Preis dieser Zeitschrift ist 6 Thlr. sächs. oder 9 Fl. Conv. Münze. Jede Woche erscheinen 3 Blätter in groß Quart — auf Velin-Papier. Jedes Blatt wird einzeln ausgegeben und zwar Montag, Donnerstag und Sonnabend.

Man abonnirt für 1 Jahr mit 6 Thlr. sächs. oder 9 Fl. Conv. Mze., für ½ Jahr mit 3 Thlr. sächs. oder 4½ Fl. Conv. Mze.

Ebenso werden auch alle Arten von Inseraten hierin aufgenommen und billigst berechnet.

Alle Buchhandlungen und Postämter im In- und Auslande nehmen Bestellungen darauf an.

Die Verlagshandlung.
Pönicke & Sohn.

So eben erschien:

„**Boz**" (Dickens, Verfasser der Pickwickier):

Humoristische Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben, deutsch von Dr. A. Diezmann.

Erster Band, mit 1 Federzeichnung nach Cruikshank. 12. Velinpap. geh. 21 Ggr.

Braunschweig, den 20. Juli 1838.

George Westermann.

Der Freihafen 3s Heft.

So eben ist das 3te Heft vom

Freihafen.

Gallerie von Unterhaltungsbildern.

Mit Beiträgen

von

C. G. Carus, H. König, Dr. Mises, K. Rosenkranz, Veit, Th. Mügge, Varnhagen v. Ense, Fr. v. W., Dr. Strauß rc.

erschienen!

Diese durch die steigende Gunst des Publicums ausgezeichnete Vierteljahrsschrift, die bereits zu den verbreitetsten Organen der Oeffentlichkeit in Deutschland gehört, fährt fort, die wichtigsten Beiträge für die Interessen der Gegenwart zu liefern. Das 3te Heft enthält:

Vergängliches und Bleibendes im Christenthum

von

Dr. Strauß.

(als Vorläufer zu der neuesten Ausgabe von des Verfassers Leben Jesu, vom wesentlichsten Interesse!!!)

„Streifereien durch Belgien, von Dr. Mügge; zur Jugendgeschichte der Königin Sophie Charlotte von Preußen, nach französischen Quellen, von Dr. Guhrauer in Paris; eine neue Novelle von d. F. v. W.; Gedichte von F. Gustav Kühne; Literaturblätter; Fortgesetzte Mittheilungen über Niebuhr und einige ungedruckte Briefe desselben; Correspondenznachrichten aus Paris, Berlin, Prag, Hanau, Leipzig, Dresden, Bremen, Hamburg rc."

In jeder soliden Buchhandlung Deutschlands sind die bis jetzt erschienenen 3 Hefte des Freihafens vorräthig, der Preis für jedes Heft ist 1⅓ Thlr.

Beachtenswerth und belehrend für Jedermann ist die in allen Buchhandlungen vorräthige Broschüre:

Vom Wiedersehen.

Ob wir uns wiedersehen, — warum wir uns wiedersehen; — Gründe für die Seelenunsterblichkeit; — wohin gelangen wir nach diesem Leben und wie ist da unser Loos beschaffen?

(Ein Buch für Frohe und Trauernde.) Pr. ⅓ Thl. od. 36 Kr.

Diese, vom D. Heinichen herausgegebene, in einer 2ten, verb. Auflage in der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg erschienene Schrift — giebt über obige wichtige Fragen treffliche Aufschlüsse, und enthält dazu erbauliche Betrachtungen über: Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen, ermuntert zugleich zu einem öftern Blick in ein Jenseits, zur Beförderung unsers irdischen und jenseitigen Wohls.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Herculanum und Pompeji.

Vollständige Sammlung

der bis auf den heutigen Tag daselbst entdeckten Malereien, Bronzen, Mosaiken u. s. w. Enthaltend sämmtliche in der Antichità di Ercolano, dem Museo Borbonico und den übrigen bisher erschienenen Werken beschriebenen Antiken, mit neueren noch unedirten Gegenständen vermehrt.

Gestochen von ***H. Roux*** dem Aeltern und ***Ad. Bouchet*** zu Paris. Mit erläuterndem Texte, zum Gebrauch für Künstler, Gelehrte und höhere Schul-Anstalten.

Deutsch bearbeitet von ***Dr. A. Kaiser.***

Dieses interessante Unternehmen darf gewiß für alle Kunstfreunde, Künstler und Gelehrte eine erwünschte Erscheinung genannt werden, da es ihnen Gelegenheit bietet, eine Lücke in ihren Bibliotheken auszufüllen, die sie bis jetzt entweder schmerzlich fühlten oder nur mit großem Aufwande ausfüllen konnten, da die Werke, welche jene durch die Ausgrabungen in Herculanum und Pompeji auf die Nachwelt gekommenen Schätze beschreiben und darstellen, und deren Studium so unerläßlich zum Verständniß des Alterthums, wie der Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen ist, theils durch ihre hohen Preise, theils durch ihre Seltenheit fast ganz außer dem Bereiche der meisten Künstler und Gelehrten liegen.

Der Uebersichtlichkeit wegen erscheint diese Sammlung in Serien nach gleichen oder verwandten Gegenständen geordnet:

Abtheilungen des Werkes.

Malereien.	**Bronzen.**
1. *Serie.* Architect. Verzierung.	1. *Serie.* Statuen.
2. „ Gruppen von Figuren.	2. „ Büsten.
3. „ Einzelne Figuren.	3. „ Geräthe, Lampen etc.
4. „ Friese etc.	**Geheime Sammlung.**
5. „ Landschaften.	1. *Serie.* Malereien.
6. „ Mosaiken.	2. „ Bronzen.

Das Ganze wird in 200 Lieferungen, jede von 4 feingestochenen Abbildungen mit nöthigem Text und Umschlag im größten Octavformat ausgegeben, monatlich erscheinen vier solcher Lieferungen,

deren jede 5 Groschen kostet.

Die ersten 6 Lieferungen sind bereits an alle Buchhandlungen versandt und daselbst sowie auch die über dieses Werk ausgegebenen ausführlichen Prospecte einzusehen.

Hamburg, im Juni 1838.

Johann August Meißner.

Bei Eduard Kummer in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Minckwitz, J., Graf von Platen als Mensch und Dichter. Literaturbriefe. 8. broch. 1 Thlr. 10 Gr.

Montanus der jüngere. — Rissda. — Zwei Novellen vom Verfasser einer „Alltagsgeschichte." Herausgegeben von J. L. Heiberg. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Aeschyli Tragoediae, in Schol. et Acad. usum rec. et illustr. J. Minckwitz. Pars I. cont.: Eumenedes. 8. 16 Gr.

Aeschylos Werke, nachgedichtet von J. Minckwitz. 1s Bdch. Die Eumeniden. 8. 10 Gr.

Bei Eduard Anton in Halle ist so eben erschienen:

Werdelust
des
Hallischen Dichterbundes.

8. 23½ Bogen. geh. 1½ Thlr.

Polytechnisches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 31—36 mit 28 Abbildungen.

J. Hülsse, Anwendung des Elektromagnetismus auf Telegraphie. — Kunze, Berichtigung, die finnländische Torfpresse betreffend. — Maschinen zu Verarbeitung des Caoutchoucs, von C. Nickels. — Darstellung essigsaurer Thonerde nach Müller. — Die Dampfschifffarth nach America. — Die Glasweberei. — Neuseeländischer Flachs. — Instruction für Knallquecksilber-Fabricanten, von Gaultier de Claubry. — Holger, über das Trocknen der Runkelrüben. — Ueber mechanische Flachs- und Hanfspinnereien. — Ueber Filtration leichtflüssiger Metalle von Lampadius. — Ueber die Benutzung todtgelaugter Alaunerze auf Alaun, von Lampadius. — Withalm's Holzsteinbeize und Feuerlöschmasse, nach Werdmüller. — Mosaikfussböden von v. Lassaulx. — Verbesserungen an Pianofortes von Greiner und Schmidt und von Baumgartner. — Die Bauarbeiten der magdeburg-leipziger Eisenbahn. — Die Baumwollenspinnerei der nordamericanischen vereinigten Staaten. — Kirkham's Reinigungsmethode für Gasretorten. — Walker's selbstwirkender Lichtauslöscher. — Ueber das Rösten der Kupfersteine in Stadeln und das Spur- oder Concentrationsschmelzen, von C. J. Heine. — Ueber den Nutzen der erwärmten Gebläseluft, von Holtzmann. — Ueber flache Dachdeckung, von Schweikhardt. — Die belgischen Eisenbahnen. — Mollerat's Verbesserung in der Leuchtgaserzeugung. — Wedding über eine Hebelpresse zum heissen und kalten Pressen von Leder, Papier, Leinwand, Kattun u. s. w. für Einbände von Büchern, Taschen, Empfehlungskarten u. dgl. — Lillie's Schlichtmaschine. — Riddle's allgemeiner Federhalter. — Jeancoud's automatische Schmierbüchse. — Pailette's verb. Blasbalg mit ununterbrochenem Winde. — Emil Dollfuss Verbesserungen an den Spinnmaschinen. — Smith's selbstwirkender Abflusshahn. — Freeman's Stabwalzwerk. — H. de Bode's Vorrichtung, um die Bewegung von Tauen und Ketten zu verlangsamen oder ganz zu hemmen. — Benon, über Veränderung des Pailette'schen Blasbalgs. — Dampfkessel. — Decimal- oder Brückenwaagen in dreieckiger Form. — Macnamara's Strassenpflaster. — Ch. Parker, über die Stärke verschiedener gusseiserner Tragbalken. — Leistung der Dampfmaschinen in Cornwall im März 1838. — Communicationsmittel Frankreichs. — A. Hall's und J. Slack's Doppelwebstuhl. — Köln-belgische Eisenbahn. — Der sechsräderige Wagen von Dietz. — Dinocourt's Aräometer und Thermometer. — Puppen-Ausschlagmaschinen. — J. Chanter's und J. Gray's Verbesserungen in den Feuerungen bei Dampfwagen u. s. w. — J. Sporgleg's Rudervorrichtung für Dampfschiffe. — Hessischer Gewerbverein.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 2. Juli 1838.

Leopold Voss.

In meinem Verlage erschien so eben:

Fortunat.

Ein Feenmärchen
von
A. von Sternberg.
Zwei Theile.
8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

Leipzig im Jan. 1838.

F. A. Brockhaus.

Subscriptions-Anzeige.

Bei Arnz und Comp. in Düsseldorf ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

J. B. Sonderland's Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen in Original-Radirungen. 1s Heft. Preis auf weißem Papier 2 Thlr. — auf chinesischem 4 Thlr.

Dieses Werk wird aus 10 Lieferungen, jede 4 Blatt mit dem dazu gehörigen Text enthaltend, bestehen. Jedes Jahr erscheinen 2 Lieferungen, so daß das Ganze in 5 Jahren beendigt sein wird. Der Schlußlieferung wird ein, dem Geist des Werkes entsprechendes Titelblatt gratis beigegeben werden.

Wir enthalten uns aller Anpreisungen dieses Werkes und glauben behaupten zu dürfen, daß dasselbe in jeder Hinsicht eine der schönsten Erscheinungen im Gebiete deutscher Kunst werden wird, was auch durch die allgemeine Anerkennung des Auslandes, als Frankreich und England, schon genügend bewiesen worden ist.

In einer fünften, verbesserten Auflage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die bewährtesten Mittel gegen alle

Fehler des Magens und der Verdauung,

als: Magenschwäche, — Magenverschleimung, — Magenkrampf, — Blähungen, — Unordnung des Stuhlgangs, — Diarrhöe, — Kolik, — Verstopfung, — Schwindel, — Kopfschmerz, — Schlaflosigkeit, — Hypochondrie, — Leberleiden, — sowie auch gegen Schnupfen, — Brustverschleimung, — Bluthusten, — Urinbeschwerden, — Verhaltungsregeln bei Erkältungen und eine Anweisung zur Heilung der Trunksucht. — Preis 12½ Sgr. oder 45 Kr.

Allen, die an obigen Uebeln leiden, ist diese, in einer 5ten Auflage erschienene Schrift als sehr hülfreich zu empfehlen.

Von

Pölitz Weltgeschichte
für gebildete Leser und Studirende.

Neue Ausgabe der 6. Aufl., fortgeführt bis zum Jahre 1838, in 15 Lieferungen à circa 12 Bog. geh. à ⅓ Thlr.

haben wir heute die achte Lieferung an die Besteller versandt. Das Ganze wird im Juli vollendet sein, und dann die neueste, übersichtlichste und wohlfeilste Universalgeschichte in diesem Umfange bilden, deren Anschaffung durch die monatliche Lieferung sehr erleichtert wird.

Leipzig, den 22. Januar 1838.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen:

Ernst Maltravers.
Roman
von
Ed. Lytt. Bulwer,
Verfasser von Pelham, Rienzi, die letzten Tage von Pompeji u. s. w.
Aus dem Englischen
von
O. v. Czarnowski.
8. Drei Bände.

Alice oder die Geheimnisse.
Eine Fortsetzung von Ernst Maltravers.
Roman
von
Ed. Lytt. Bulwer.
Aus dem Englischen
von
O. v. Czarnowski.
8. Drei Bände.

Auch unter dem Titel:
E. L. Bulwer's sämmtliche Werke.
30r bis 35r Band.
8. Sechs Bände. Preis geheftet 6 Thaler.

Diese beiden neuesten Werke Bulwer's, welche jetzt zusammen ein Ganzes bilden, beweisen, daß das Talent des ausgezeichneten Verfassers stets durch neue gediegene Leistungen seinen europäischen Ruf zu behaupten weiß, und er bietet diesmal Charaktere (besonders weibliche) und Situationen dar, welche seine früheren Schöpfungen dieser Art theils an Originalität, theils an concentrirter Darstellung noch übertreffen dürften. Dabei enthält dieses Werk einen so reichen Schatz von Lebenserfahrung, von geistreichen Bemerkungen über gesellige Zustände und Literatur, daß sowohl der Leser, welcher das spannende Interesse des Romans, als jener, welcher dessen didaktische Tendenz sucht, befriedigt wird.

In allen Buchhandlungen zu haben, in Leipzig im Magazin für Industrie und Literatur:

M. G. Saphir:
Humoristische
Damen-Bibliothek.
4 Theile. Broch. 4 Thlr. 8 Gr.

Chr. Kuffner:
Die
Reise des letzten Menschen.
Ein Fiebernachts-Traum.
2 Bändchen. Broch. 1 Thlr.

Andreas Engelhart:
allgemeiner deutscher, aber insbesonders österreichischer oder
Wiener Frauen-Secretair.
Ein unentbehrliches Haus- und Hülfsbuch nicht nur für Frauen und Mädchen aller Stände, sondern auch für Vormünder, Erzieher, Geschäftsführer, durchaus für alle diejenigen Männer, welche Angelegenheiten aller Art für Personen weiblichen Geschlechts zu besorgen haben.

Mit 1 Stahlstich. Elegant gebunden 2 Thlr. 8 Gr.

Chr. Kuffner,
Minutenspiele.
16 Bdchn. Broch. 12 Gr.

Voßens Freunden und Verehrern!

Joh. Heinr. Voß hat einen zu wesentlichen Einfluß auf die deutsche und auf die classische Literatur geübt, daß es gewiß von dem höchsten Interesse ist, sein literarisches Wirken Schritt für Schritt zu verfolgen.

Voß, J. H., Briefe nebst erläuternden Beilagen herausgegeben von Abrah. Voß. 3 Bände,

welche in allen literarischen Blättern rühmlichst beurtheilt und recht angelegentlich als vollständiges Bild seines wissenschaftlichen und zugleich häuslichen Lebens empfohlen worden sind, geben dazu die beste Veranlassung. Ich habe solche **bis Ende dieses Jahres** auf Zwei Thaler (Ladenpr. 4 Thlr.) herabgesetzt, wofür sie durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

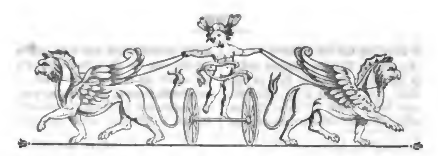
Leipzig im Juli 1838.

Heinr. Weinedel.

☞ Eine für **Leihbibliotheken** und **Lesezirkel**
höchst interessante Mittheilung
ist durch alle Buchhandlungen **gratis** zu beziehen!!!

Ludwig Schreck in Leipzig.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 157. — den 13. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johannes Falk's Tagebuche *).

Der Mensch, diese königliche Eiche, steht in dieser Welt wie in einem gläsernen Treibhause. Zuweilen befallen uns die Träume unseres göttlichen Ursprunges. Wir ahnen, wo wir hingehören, nämlich in den Himmel, unter die Sterne. Da springen plötzlich die verengenden Fenster und Wände des Treibhauses, das Dach wird weggehoben; die Gesellschaft der kleinen bescheidenen Levkoyen und Nelkenstöcke will uns nicht weiter genügen — die königliche Eiche findet keine Ruhe, bis sie ihren Trieb zum Unendlichen, ihre Sehnsucht befriedigt, und ihr Haupt wieder unter Sternen säuselt. Schade jedoch, daß dieser Traum nicht länger währt! Bald verschrumpft das königliche Gewächs wieder zum Zweig; das Gewächshaus nimmt es aufs neue in Empfang, und die alten Blumenköpfe und irdenen Gefäße, die zu Dutzenden, ja zu Hunderten umherstehen, dürfen es wagen, sie Schwester zu heißen.

Ueber Kinderschriften.

Sonst gab man den Kindern, wenn sie klein waren, ein Stück Brotrinde in den Mund, damit die Zähne sich scheuerten und bald durchkamen: jetzt lassen sich die alten und erwachsenen Leute dagegen ihre Zähne mit gutem Vorbedacht ausnehmen, damit sie dadurch gleichsam ein Privilegium haben, mit den Kindern ewig Brei aus ihrer Pfanne zu essen. Da gefallen mir die Fleischer besser! Wenn die kleinen Kinder schreien, während die Mütter abwesend sind: so stecken sie ihnen einen Zipfel Wurst in den Mund, woran sie saugen können, und schenken ihnen, wenn sie durstig sind, ein Glas Bier. Kinderbücher sollten immer nur Vorbereitungen auf die großen Volksbücher, an denen sich ganze Nationen zu Leid und Freud, zu Scherz und Ernst heraufgebildet und veredelt haben — auf den Homer und die Bibel sein. Seitdem aber die Eltern so schwach und so kindisch geworden, daß sie selbst keine Freude mehr an diesen Büchern finden, so geht alles mit natürlichen Dingen zu. Wenn der Vater kein Pferd im Stalle hat, was wollen wir uns wundern, wenn der Sohn ihn zuletzt einladet, sich mit ihm auf sein Steckenpferd zu setzen!

*) Aus seinem Nachlasse, der nächstens im Druck erscheint.

Liebe und Haß.

Was man recht liebt, muß man auch tödten können. Die Liebe ist eben so stark im heiligen Haß, als in der Gluth der Wechselempfindung; ihr Wesen ist getheilt zwischen beiden, und so zählt sie Stunden, Tage, oft mehr aus Kummer und Leid, als aus Freude und Glück zusammengesetzt.

„Ich darf ihn hassen, ich hab' ihn geboren!"

sagt bei Schiller mit Recht, eine in allen andern Stücken, aber gewiß nicht in diesem Stücke von der Natur ausgeartete Mutter. Brutus konnte zu Cäsar in dem nämlichen Augenblicke sagen, als er auf dem Capitol ihm den Dolch in die Brust drückte:

„Ich darf ihn tödten, ich hab' ihn geliebet!"
So sollte Jeder, der über die Menschen medisiren wollte, seinen Beruf dazu erst durch die innigste Liebe zu dem Menschen kund thun; denn die echte heilige Gluth des Zornes, und die echte heilige Gluth der Liebe, sind im echten Menschenherzen näher mit einander verwandt, als man wohl glaubt.

„Wer liebend nicht bis in den Tod
Das, was er haßt, verschließen kann,
Wer liebend nicht bis in den Tod,
Das, was er liebt, verschließen kann:
Dem steht das stolze Wort nicht an,
Das kühne Wort: ich bin ein Mann!"

Ueber die Schwärmerei.

Nur Liebe, die nicht besitzt, erzeugt die göttliche Schwärmerei. Du schwärmst über den Mond, mein Freund! hättest Du ihn in der Nähe, besäßest Du ihn: so besäßest du einen kreidigen, kalten, eisenhaltigen, irdischen Körper, eben wie die andern, und die göttliche Schwärmerei würde bei näherer Untersuchung seines Inhaltes sich merklich abkühlen, oder vielleicht bald verschwunden sein. Eben so schwärmen wir über Gott — aber immer nur insofern er in uns wohnt; sobald er uns im Raum erschiene, würden wir sogleich die irdischen Bedingungen seiner Menschwerdung gewahr werden, und das Gefühl der Schwärmerei sich in kalte nüchterne Untersuchung, oder wohl gar in eine historische schneidende Schönheitskritik auflösen. Kalk, Salz, Eisen, Asche, Erde müssen so gut die Bestandtheile zur körperlichen Erscheinung einer Venus Urania, als eines häßlichen Thersites sein! Daher die gemeine Schadenfreude des Geisterpöbels, wenn er nun endlich glücklich dahinter kommt, daß dieses oder jenes Genie, d. h. dieser oder jener vermeinte Göttersohn, eben auch wie sie, die Andern, die sich im Raum herumtreiben, ißt und trinkt, und liebt und leidet — mit einem Worte, die Freude des Thieres im Menschen, das Thier in Andern, die es ihrer höhern Eigenschaften wegen kaum für Seinesgleichen halten durfte, ausfindig zu machen.

Jeder Sohn des Himmels, oder jeder Genius, kommt auf Erden nur trauernd und mit einem Flügel an. Es ist auch was rechts um die Kunst zu entdecken, daß in dieser Welt nichts vollkommen ist. O, ihr Thoren und Schelme, würde die Natur uns antworten, wenn sie uns je bei einem unerfreulich lieblosen Geschäfte überraschte — glaubt ihr denn wirklich, daß ein Genius, wenn es ihm nicht so gut wie euch irgendwo fehlte, unter euch verweilen würde? Dankt doch Gott, daß er nur einen Flügel hat, und seid gewiß, daß wenn er deren zwei hätte, er, anstatt mit euch in dieser Kloake, welche ihr sublunarische Welt nennt, zu verweilen, und den Ennui eures Beisammenseins zu dulden, er alsobald die Himmel, von wannen er gekommen, wieder aufsuchen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Streifzüge.

Novelle.

Nach dem Russischen von Dr. Robert Lippert.

(Fortsetzung.)

IV.

In Kolonta's Hause herrschte die allgemeine Krankheit der polnischen Edelleute der damaligen Zeit, es an eitlem Prunk und nutzloser Verschwendung den wenigen großen Magnaten gleich zu thun, die durch bedeutende Mittel zu glänzendem Aufwande berechtigt waren. Man hätte glauben können, das Streben der Pane gehe nur dahin, sich auf die am schnellsten mögliche Weise durch leere Großthuerei zu ruiniren. Auch Kolonta, obwohl einer der größten Gutsbesitzer des Umkreises, theilte die Sucht seiner Nachbarn, einen förmlichen Hofstaat zu halten, was ihm seine Einkünfte keineswegs gestatteten. Die Juden dienten den Edelleuten als Mittelspersonen, um ihre Producte zu verhandeln, die schiffbare Düna war weit entfernt und auch von da aus die Schifffahrt wegen des Kriegs mit den Schweden gehemmt, der Landtransport aber bei dem gänzlichen Mangel an Landstraßen und den gefahrvollen Umwegen nicht minder beschwerlich. Hierzu kam noch die schamlose Betrügerei der Dekonomen, die gleich Blutegeln am Marke des Edelmannes und Bauers nagten, so wie die gänzliche Unwissenheit der Edelleute in den Angelegenheiten der Landwirthschaft, ebenfalls eine Folge ihres Hochmuthes. Das Zusammentreffen so vielfacher auf die Finanzen des Adels nachtheilig einwirkender Verhältnisse machte es erklärlich, daß das Auge überall nur auf Spuren glänzenden Elendes, auf den Mangel des Nothdürftigsten und den Ueberfluß an nutzlosen Dingen stieß. — Ringsum an den Wänden des Speisesaales hingen die lebensgroßen Bilder der Vorfahren Kolonta's; Rauch, Schmuz und Alter hatten diese Galerie dem Beschauer fast unsichtbar gemacht, vielleicht ohne Verlust für die Kunst oder den Liebhaber. Im Hintergrunde des Saales stand ein ungeheurer Wandschrank mit Kirchenfenstern bemalt, in dem die geringen

Schätze des Hauses an Silbergeräth, Pocalen und Porzellangeschirr verwahrt wurden; Kriegesbeute und Friedensgaben, in denen die genealogische Geschichte des Hauses verzeichnet war, Kindtaufen, Namenstage und Hochzeiten. Der ungeheurr Eichentisch in der Mitte war mit einem groben Zwillichtuche bedeckt, neben zinnernen Tellern lagen silberne Loffel, ein Salzfaß und ein mächtiger Pocal von Silber aber standen am obern Ende der Tafel, so wie allerlei bunte Krüge ringsherum vor den Gedecken. — Während die Gäste auf den Tisch, gleich einer Festung, losstürmten, öffnete sich eine in der Wand befindliche Tapetenthür, und aus ihr trat, auf den Arm Leo Kolonta's gestützt, im reichen ungarisch-polnischen Nationalkleide, das Fräulein Barbara Wasiltschikoff. Ein weißgestickter Dolman mit Zobel besetzt, schmiegte sich an den schlanken Oberkörper und ein blauer Atlaßrock mit goldenen Fransen wallte in breiten Falten über den harmonisch sich fortbewegenden Leib der Jungfrau bis zu den zarten Knöcheln, die zierliche Saffianstiefelchen umschlossen; eine Schnur edler Perlen schlang sich um das reiche Haar, das in zwei langen Flechten sich auf den Rücken herabsenkte. Dem Fürsten Serebrenny erstarrte das Blut in den Wangen, während die Jungfrau beim Anblick der ihr zugleich bekannten und fremden Züge erröthete und schnell, als ob sie sich getäuscht, ihren Blick wieder auf ihren Führer richtete. Eine Eiseskälte überzog das Herz des Fürsten, als sich die Blicke der Geliebten von ihm abwendeten, und er hätte lieber durch den Ausbruch ihrer Freude beim Wiedersehen sein Leben bedroht sehen, als diese verletzende Gleichgültigkeit ertragen mögen. — Der Kanonikus des Dorfes verlas das Oculi omnium, segnete Speise und Trank, und die Damen setzten sich an das eine Ende des Tisches gegenüber den Männern, Barbara nahm am obern Ende Platz neben Kolonta. Als der Fürst, dem russischen Religionsbrauche gemäß, von der rechten Schulter zur linken das Kreuz schlug, bemerkte dies der Pan Starost zu seiner Linken und fragte ironisch: „Der Herr ist wahrscheinlich ein Russak seines Glaubens, denn er kreuzigt sich von der Rechten zur Linken?" — „Ich kreuzige mich von der Rechten zur Linken," erwiederte Serebrenny bitter, aufgebracht über den unbescheidenen Ton der Frage, „doch ich schlage mit dem Säbel drein, rechts und links, wie es der Pan wünscht!" — „Was gut ist, bleibt gut!" versetzte, die Sache zum Scherz einlenkend, der alte Kolonta. „Laß die Jesuiten untersuchen, ob den Slavoniern oder den Lateinern zuerst die Pforten des Paradieses geöffnet werden; mögen sie die Calvinisten verfluchen oder die Kosaken bei den Haaren zum Altare schleppen, nach unserer Meinung ist nur der vom echten Glauben, der sich am wackersten für das Vaterland schlägt. Was meint der Pan Richter?" — „Ich habe hierin keine Meinung," erwiederte Woidsewitsch geschmeidig, um dem Starosten nicht zu nahe zu treten. — „Auf dem Richterstuhle und einer verdorbenen Uhr liest man fürwahr Täuschung und Lüge nur," rief höhnisch Soltyk. — „Doch mein Zeiger schlägt das, was er anzeigt," versetzte der Richter zornsprühend und schlug an den Säbel, „verstanden, Pan Soltyk?" — „Ich verstehe," fuhr Soltyk in beleidigendem Tone fort, „doch ich bezweifle!" — „Frecher Knabe, satis loquentiae, sapientiae parum. Weißt Du, in welcher Münze man solche Reden bezahlt erhält?" schrie der Andere und erhob sich mit einer drohenden Handbewegung. „Wenn man nicht obendrein noch dieselbe Münze mit in den Kauf bekommt," höhnte Soltyk weiter, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. — „Ich fordere blutige Genugthuung!" — „Ich gebe sie nur dem, der ihrer werth ist!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien.

[Theaterwesen. Das Hofburgtheater. Seine Anfänge, Entwickelung und gegenwärtiger Zustand.]

In Oesterreich, besonders in Wien, hat die schöne Literatur noch immer ihren Schwerpunkt im Theater; es ist der alleinige Weg, wodurch sich der österr. Dichter ein Publicum verschaffen kann. Der Lampenschein, die Decorationsfarben, die Costumeflitter und endlich die lebendige Darstellung stellen jene Mängel in den Hintergrund, die bei dem Lesen deutlich hervortreten. Die Schriftsteller mögen das Gediegenste drucken lassen; der Mißcredit gegen das Einheimische ist so weit gestiegen, daß es erst im Auslande Anerkennung finden muß, ehe man sich entschließt, es zur Hand zu nehmen. Die lobendsten Recensionen selbst anerkannter unparteiischer Kritiker Oesterreichs — obwohl deren nur wenige — sind nicht im Stande, ein inländisches Product belletristischen Inhaltes ins Publicum zu bringen und das Vorurtheil dagegen zu beheben. Ohne die leicht zu enträthselnden Ursachen dieser Erscheinung zu erörtern, erwähne ich nur, daß es mit dem Theater eben dadurch eine entgegengesetzte Bewandniß hat. Die Masse strömt herzu, und klatscht und pocht nach Herzenslust, und obwohl ein großer Theil mehr der Schauspieler oder Schauspielerinnen halber ins Theaterhaus geht, oder die Uebersetzungen pariser Komödien die Mehrzahl herbeiziehen, so ist doch auch ein gut Theil von wahrem Interesse für die Bühne beseelt. Dadurch ist erklärt, warum alle österr. Literaten zuletzt dem Theater zusteuern, und weshalb die dramatischen Producte, besonders Wiens, an Zahl und Werth alle andern übertreffen. Das Bühnenwesen hat hier noch die vollste Geltung, es wird keine

Conversation geführt, wo dies nicht aufs Tapet kommt, und die hiesigen Journale würden die meisten Leser verlieren, wenn sie den Theaterangelegenheiten weniger Raum gönnten; ja die Theaterzeitung hat nur ihrem Titel und diesem Inhalte ihre ausgedehnte Verbreitung zu danken, und würde ihre Abonnenten, die Kleinodien Bäuerle's, eindüßen, wollte sie ihre Spalten mit Würdigerem und Besserem bedrucken. —

Das Theater wird also in diesen Berichten stets eine Hauptrubrik ausmachen, und ich will diesmal eine kleine Uebersicht und Charakteristik der hiesigen Bühne entwerfen. Es ist ohnehin nichts Wichtigeres zu berichten. Bereits hat die Sommersaison begonnen; Alles zieht fort, aufs Land oder auf Reisen; die Stadt ist leer, und im Gebiete der Kunst und Literatur, so wie im praktischen Leben werden jetzt nur Kräfte gesammelt. Die italienische Operngesellschaft hat mit dem letzten Juni ihre Vorstellungen beendet, und der Ferienmonat hält das Hofburgtheater geschlossen; also auch die Bühne bietet keinen erheblichen Stoff und keine Novitäten. — —

Wien hat zwei Theater in der Stadt, und drei in den Vorstädten, eine geringe Zahl, selbst die Sommer-Theater in Baden, Hitzing, Döbling u. a. mitgerechnet, für 400,000 Einwohner. Das älteste dieser Theater ist jenes nächst der Burg, welches Maria Theresia 1741 errichtete, und ihr glorienreicher Sohn Joseph zum Hof- und Nationaltheater erhob. Erst durch mannichfache Schicksale, mit Aufblühen vieler geistigen und materiellen Kräfte gedieh diese Anstalt zu jener Stufe, welche sie jetzt in der deutschen Bühnenwelt mit vollem Rechte einnimmt; obwohl sie noch immer die Spuren ihres Emporkeimens, so zu sagen, das angeerbte Blut nicht verwischen kann. Sie ging nämlich aus jenen extemporirten Komödien hervor, in welchen der Hanswurst zum Ergötzen des ganzen Publicums die Hauptrolle spielte. Der tüchtige Komiker Stranitzky schuf zu Beginn des 18. Jahrhunderts diesen groteskkomischen Charakter in den deutschen Burlesken, als Carikatur Harlekins, dessen Buffonerien im italienischen Theater vom wiener Publicum so sehr beklatscht wurden. Er fand den größten Beifall, und seitdem ist diese Figur in den wiener Localpossen einheimisch; Thaddädl, Käsperl und Staberl sind nur andere Namen des lustigen Hanswurst. Nach Stranitzky übernahm der berühmte Prehauser diese Rolle; allein schon schimmerte ein Strahl herannahender Aufklärung, und einige vorgeschrittene Männer wollten diese Lazzi durch würdigere Stücke ersetzen. Der junge und geniale Hafner schrieb mehre Stücke, worin er diese Burlesken parodirte, obwohl er auch für seinen Freund Prehauser „pudelnärrische Hanswurstträume" abfaßte, welche dieser theils als Prologe, theils als Epiloge vortrug. Erst unter Leitung des Freiherrn v. Bender, welcher sein großes Vermögen zur Emporbringung dieses Theaters verwendete, gelang es, diese extemporirten Burlesken durch regelmäßige Schauspiele zu verdrängen. Von nun an blühte dieses Institut erst auf, und um so mehr, nachdem die Operndarstellungen, welche mit dem recitirenden Schauspiele an dieser Bühne abwechselten, in ein anderes Locale übertragen wurden. Eifrige Beförderer, besonders Graf Palffy standen nun an der Spitze dieser Anstalt; bedeutende Talente wirkten und arbeiteten für diese Bühne, Jünger, Kotzebue, Schreyvogel (West), und Künstler ersten Ranges spielten auf diesen Brettern als engagirte Mitglieder. Gegenwärtig hat der Landgraf Fürstenberg die oberste Leitung des kaiserl. Hoftheaters, und Deinhardstein ist Theatersecretär unter dem Titel eines Vicedirectors. Unter den weiblichen Mitgliedern sind die Namen: Fichtner, Müller, Peche, Rettich, Schröder, und unter den männlichen: Anschütz, Korn, Laroche, Löwe, Wilhelmi u. a. m.; und die Darstellungen, besonders des heitern Schauspieles gehören zu den vorzüglichsten. Das ist eben, was ich oben mit dem angeerbten Blute andeutete. Hanswurst, obwohl in seiner edelsten Gestalt, und nach dem neuesten pariser Journal gekleidet, hat hier noch immer seinen Wohnsitz. Gottsched und die Neuberin haben ihn zu Leipzig verbrannt, er zog sich nach Wien, und ist, in diesem Gewande, ein willkommener Gast. Die extemporirten Farcen sind verbannt, oder eigentlich in Lustspiele und Conversationsstücke umgewandelt, und Bauernfeld ist der moderne Hafner, nur daß ihm dessen Erfindung abgeht. Die ernste Muse, die Tragödie konnte daneben nur in einzelnen Individuen zur Vollkommenheit gelangen; und ein solches Ueberragen zerstört das Ebenmaß und vernichtet die Schönheit der Wellenlinie. Um dem Alten und den Damen den Vorrang zu lassen, nenne ich die Schröder, und die Rettich-Gley vor Löwe, als die Heroen unserer Tragödie; aber es sind keine äquivalenten Kräfte vorhanden, um das Gleichgewicht herzustellen. Hingegen in der Komödie herrscht ein Ineinandergreifen gleichmäßiger Talente, und waltet eine Harmonie, welche wahrhaft entzückt und hinreißt; zwar strahlen auch da einige Künstler, Wilhelmi und die Damen Fichtner und Müller besonders hervor, allein sie füllen die eckigen und scharfkantigen Formen des Lustspieles nur aus, und runden sie zu desto größerer Schönheit. Ein solches Ensemble wird nur noch bei den Franzosen gefunden, und von keiner deutschen Bühne erreicht. —

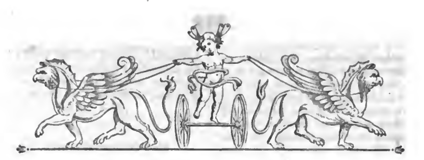
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Talleyrand's wichtigste Schrift.]

Wir äußerten schon einmal, daß von Talleyrand's Nachlaß, wenn er künftig veröffentlicht werden sollte, nichts Bedeutendes zu gewärtigen stehe. Auch seine geheimen schriftlichen Mittheilungen werden, wie das ganze System seines Denkens und Handelns, die Welt äffen, er wird als Autor sich begnügt haben, möglichst den Glauben zu verbreiten, er habe es allzeit mit jeder neuen Lebensansicht ehrlich gemeint. Dagegen findet sich in seiner Bibliothek, die zu Verkauf steht, ein Buch von wichtigem Interesse, das schwerlich feil sein wird. Es ist Machiavell's Fürst, das politische Brevier Talleyrand's, mit Randbemerkungen von seiner Hand. Diese Glossen sind ohne Zweifel das wichtigste, was Talleyrand geschrieben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 158. — den 14. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Der Wortwechsel wär zur blutigen Rauferei geworden, hätte sich nicht der Wirth ins Mittel geschlagen, um die erschreckt von ihren Sitzen aufspringenden Damen zu beruhigen: „Friede, ihr Herren," rief der alte Kolonta, gebt Eurem Zorn ein Stündchen Ruhe und einen größern Spielraum; der Abend ist lang und mein Garten breit genug, um sich satt zu schlagen. Hier handelt sich's um Wein und nicht um Blutvergießen!" — „Doch wo Wein fließt," meinte der Kanonikus, „strömt auch nicht selten Blut, denn der Wein macht trunken, und im trunkenen Muth...." — „Beruhigt Euch, Pan Kanonikus, nahm Leo das Wort, „nimmermehr macht der Wein selbst trunken, sondern nur die Zeit, in der man ihn trinkt, und leert Ihr nicht jährlich Euer Faß Ungarwein, ohne Euch zu betrinken?" — „Se non é vero, é ben trovato!" stimmte Soltykein. — „Uebrigens," fuhr Leo fort, „kann man auch von schönen Augen trunken werden. Experto credite!" — „Bravo, Leo," schrie Kolonta, „Deine Predigt ist kurz und erbaulich, Deine Principien nicht allzustreng, Du könntest Beichtvater unsers Königs werden!" — „Ich strebe nach Höherem!" rief Leo vom Weine erhitzt, „der Beichtiger der Schönheit will ich werden und mit Pana Barbara dies fromme Amt beginnen!" — „Brenden wäre eben so richtig," lispelte erröthend das Fräulein, „auch gestattet mir mein Glaube nicht, solchen Beichtiger zu wählen." — „Das Herz hat nur einen Glauben!" raunte ihr Leo ins Ohr. — Unterdessen hatte Kolonta den großen Pokal vor seinem Gedeck mit Wein füllen lassen, und, nachdem er einen Trinkspruch auf die Unabhängigkeit des polnischen Adels ausgebracht, einen Zug daraus gethan und ihn seinem Nachbar übergeben. Als die Reihe an Leo kam, bückte sich derselbe und mit geschickter Behendigkeit löste er die zierliche Saffianbekleidung vom Fuße des Fräuleins Wasiltschikoff, nicht achtend auf ihr Geschrei und den schwachen Widerstand, er goß den zarten Behälter voll Wein und hob ihn mit den Worten in die Höhe: „Mein Lebelang will ich kämpfen für die Freiheit meines Vaterlandes, aber die eigene will ich auf Lebenszeit opfern für die, auf deren Wohl ich jetzt trinke!" — Ein einstimmiges Bravo folgte seiner Rede, und der Saffianpokal flog in die Runde mit dem Ausruf: „Nicht russischer Schönheit haben wir den Krieg erklärt, sondern nur der russischen Macht." — Während die Damen voll Eifersucht sich auf die Lippen bissen, wagte Barbara vor Scham kaum den Blick zu erheben, zwei große Thränen drängten sich in die seidenen Wimpern, ihre Brust hob sich und sie schien die ungestüme Männerwelt eher um Mitleid zu flehen, als sich der Anerkennung und des Triumphes ihrer Schönheit zu freuen. Gierig leerte Serebrenny den zierlichen Behälter, als ihn die Reihe traf, und drückte ihn an seine Lippen. Als ob er Flammen eingesogen, so stieg ihm das Blut in Kopf und Wangen, der Boden brannte wie Feuer unter ihm, und sein glühender Blick traf bald den Gegenstand seiner Liebe,

bald den gefährlichen Nebenbuhler. Das Zischeln und Geflüster der Damen an der Tafel bestärkte ihn in seinem Argwohn, und der Gedanke, daß die, für die er sein Leben Preis gab, vielleicht seiner Liebe spotten könne, zehrte an seinem Herzen. Die Damen waren unterdessen von ihren Sitzen aufgestanden, die alten Herren rückten näher zusammen, im eifrigen Gespräch über Politik begriffen; diesen Moment der allgemeinen Verwirrung benutzend, schlich sich Serebrenny aus dem Saale, in der Einsamkeit frischen Muth zu schöpfen und sein Vorhaben reiflicher zu erwägen.

V.

Im Vorhause hielt ihn Soltyk auf, der sein Davonschleichen bemerkt und ihm nachgeeilt war. „Auf ein Wort, Pan Majewsky!“ rief er dem Flüchtlinge zu und zog den Fürsten, fast willenlos, mit sich in den Garten. Stillschweigend durcheilten sie neben einander die schattigen Lindengänge, bis Soltyk in einiger Entfernung vom Schlosse anhielt: „Vergebung, Pan Jaromir,“ hob er an, „daß ich Euch beschleunige, aber meine Bitte leidet keinen Aufschub, und den Einzigen, von dem ich Gewährung hoffe, ohne daß ich Euch belästigen durfte, meinen Freund Leo, mag ich jetzt nicht aus den Armen der Liebe reißen.“ Unwillig hörte der Fürst, doch mit gespannter Erwartung zu. „In wenigen Minuten,“ fuhr der Andere fort, „trifft der elende Woidsewitsch, dem ich schon längst eine Züchtigung zugeschworen, mit seinem Secundanten hier ein, um Genugthuung von mir zu fordern. Die Sitte erheischt es, daß ich mir einen Kampfgefährten wähle, der mit dem des Gegners einen Gang zu wechseln bereit ist. Ich hoffe bei dem wackeren Krieger und Edelmann Majewski deshalb keine Fehlbitte zu thun, indem ich ihn als Gefährten zu diesem Zweikampf wähle!“ — Serebrenny, auf Schlimmeres gefaßt, willigte in Soltyk's Bitte, und wenige Minuten später trafen die Gegner, Woidsewitsch vom Pan Sembina begleitet, ein. Ein von schattigem Gebüsch rings eingehegter Wiesenplan nahm die Kämpfer auf und im Nu waren die vier Säbel blank. Mit Ingrimm schlugen sich die beiden Feinde, während die Secundanten nur kaltblütig ihre Streiche führten. Eine leichte Streifwunde, die Sembina erhielt, nahm die Aufmerksamkeit Serebrenny's in Anspruch, als Soltyk von einem Säbelhiebe in den Kopf getroffen, zu Boden stürzte. Sembina und Woidsewitsch eilten dem Verwundeten zu Hülfe, der Fürst aber in den Garten, einige der Schloßdiener herbeizurufen, zugleich aber die längst ersehnte Einsamkeit aufzusuchen, fern von dem Schauplatze der Thorheiten und Gebrechen einer Gesellschaft, die weder seiner Stimmung noch seinem Geschmacke entsprach. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Johannes Falk's Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Zu meinem Leben. 1811.

1811 besuchte mich in Weimar ein junger Philosoph aus Berlin. Er versicherte mich, daß er sich auf die Philosophie gelegt hätte; mir schien es aber, als hätte sich die Philosophie mehr auf ihn, als er auf die Philosophie gelegt; denn er war von Kopf zu Fuß nichts als Fichte, und es gelang mir nicht, auch nur das kleinste Stückchen von ihm selbst als Individuum gewahr zu werden. Er war ein großer Verehrer von Geßner's Idyllen, und wollte diesem auf Kosten des Theokrit eine feurige Lobrede halten. Ich bat ihn aber, dies gut sein zu lassen, und versicherte ihn, daß wenn die Schweiz ein Hellas gewesen, auch Salomon Geßner seine Idyllen weit lebendiger, weit mehr aus seiner Umgebung heraus würde geschrieben haben. Ich verglich Griechenland mit einem Bienenkorbe, der unter einem Apfelbaume steht. Alles, was hereinfällt, wird in Wachs, verwandelt. Der Helikon, der Ossa, der Pelion, alle Berge Griechenlands sind gleichsam wie Aepfel in diesen großen poetischen Bienenkorb herein verwirkt und verarbeitet worden. Dem Griechen ließ es nicht Ruhe, so lange noch ein Berg, eine Quelle, ein Fluß übrig war, die er nicht mit der Fabel, gleichsam wie mit Wachs, überzogen hatte. Nun denke man sich Theokrit in der Schweiz. Was würde er schon fertig gefunden haben, als er kam! Welche Fabeln würden der Montblanc, das Schreckhorn, der St. Gotthard getragen haben! Welch ein Reichthum mythologischer Dichtungen, zu welchen dem Nachfolgenden, bei weiterer Ausbildung der Gattungen, immer nur einzelne Stücke hinzuzusetzen vergönnt war. Geßner's Idyllenwelt dagegen konnte so gut in den flachsten Gegenden der Mark, als zwischen Gletschern und Bergen ihr Daseyn erhalten, so daß sich folglich zwischen ihm und Theokrit, aus dem der große bildende plastische Weltgeist, der der griechischen Literatur, gleichsam wie seinem letzten Naturprodukte die Entstehung gab, uns anspricht, nirgends einen Vergleichungspunct findet.

Ueber den Charakter der Deutschen.

„Ich kann den Franzosen nicht leiden, oder den Italiener, oder den Engländer, oder den Spanier," wer das Wort sagt, verdient von dem Augenblicke an kein Deutscher zu sein.

Der Deutsche ist ein Mensch, und Adam ist weder ein Franzose, noch ein Engländer, ein Italiener, noch ein Spanier, sondern ein Deutscher gewesen.

Es gibt vielleicht keine einander mehr entgegengesetzte Charaktere, als Jude und Deutscher. Der Jude glaubt ewig an seinen Großvater Abraham. Ihm hat sich Gott allein offenbart; er erkennt keinen Fortschritt in Künsten und Wissenschaften, wenn ihn nicht sein Großvater Abraham gemacht und sanctionirt hat. So haben wir den ewigen Stillstand und den ewigen Fortschritt in den Ideen, Gott und Natur, durch die zwei Bilder des Juden und des Deutschen ausgedrückt.

Wie häßlich sind alle Kasten! Jedem echten Deutschen müssen und sollen sie verhaßt sein! Ein geistreiche Frau, Madame de Staël, sagte kürzlich zu mir: Il vous manque des préjugés pour être une nation. C'est le préjugés de la vanité qui fait le Français, c'est le préjugé de l'orgeuil qui fait l'Anglais. Il faut avoir des préjugés pour être une nation! — Ich erwiederte ihr hierauf, daß vielleicht die Juden, wenn es sei, wie sie sage, daß die préjugés Nationen machten, Anspruch hätten, die erste und größte aller Nationen zu sein. Was ein echter Deutscher ist, sagt nie: ich kann den Adel nicht leiden, oder das Volk, oder die Fürsten. Es kann ein recht guter Franzose sein, der diese Sprache führt, oder ein Engländer, oder ein Spanier; aber er ist kein Deutscher, er ist kein Mensch. Der Deutsche hat unter allen Formen existirt, den aristokratischen, den demokratischen, den republikanischen, und existiet noch unter denselben.

Was war Regensburg? Eine große Königs- und Kaiserrepublik. Und die Fürsten, Herzöge und Herren standen auf von ihren Sitzen, zogen ihr Schwert und sprachen: „Da sei Gott vor, daß wir sein unterthan Einem! Frei wollen wir leben nach Stämmen, als Sachsen und Baiern und Schwaben, wie jene alten Allemannen, unsere Vorfahren, von denen Tacitus gesprochen hat. Und sie wählten einen Kaiser aus ihrer Mitte, und dieser war ihr Oberhaupt nach dem Gesetz. Und so entstand die alte ehrwürdige Reichsverfassung, die alte Königs-, Kaiser- und Fürstenrepublik.

Calderon's Leben ein Traum.

Dies Stück hat eine anbetungswürdige Tiefe des Gedankens, um welche die äußeren Begebenheiten nur herumspielen, und ihnen gleichsam zur Auslegung dienen. Mit einem zierlichen französischen Stück verglichen, kommt mir dieses wie eine Hand vor, die zierlich eine Blume, eine Rose oder ein Veilchen von einem Felsen pflückt, und jenes wie ein Riesenarm, der den Felsen mit all seinen Blumen, seinen Rosen, seinen Veilchen, seinen Bäumen anfaßt, und ihn durch alle Himmel und Gestirne emporträgt.

Ueber die Liebe.

Die Liebe hat einen Wahrsageblick in sich. Ein Blick in ein fremdes Auge wahrsagt uns die ganze Zukunft unseres Lebens — der Bund ist geschlossen! Was ein liebend Ahnen erflog, wird von Herz zu Herzen geschichtlich bestätigt.

Christus.

T. erzählt: es habe *** gesagt: Christus sei ein Mensch gewesen gleich wie wir, wiewohl die Mystiker dieser Zeit behaupteten, daß er ein Gott sei; Christus habe es ja selbst gesagt. Mir fällt dabei eine Stelle aus Shakspeare ein, wo ein armer Schelm sagt: „Ich bin auch ein Mensch," und der Andere ihm zur Antwort gibt: „Ei nun ja, wie Windhunde, Möpse, Dächse, Schäferfüchse alle Hunde heißen, geht es aber an ein edles Waidwerk und ans Aussondern: so wird man den edlen Schäferhund und den Dachs schon zu unterscheiden wissen." — Gottesbewußt sind wir uns alle, und in diesem Sinne also auch Gottmenschen — aber in welchem Grade? das ist eine andere Frage. Wohl ist es eine verwegene, anmaßende Rede, zu sagen: Christus war ein Mensch wie wir. Uns fehlt gänzlich die Durchsicht, die ihm eigen war, die eingeborene göttliche Seherkraft. Nicht uns, ihm zu Ehren geschieht es, daß wenn Sonntag ist, alle Glocken in Europa läuten.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien (Forts.)

[Darstellungen auf dem Burgtheater. Macbeth, Griseldis, Don Carlos rc.]

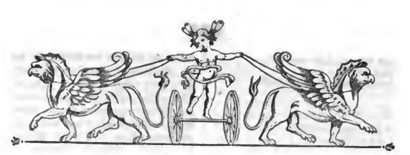
Einige Darstellungen, welche wir seit den Osterferien sahen, mögen das Gesagte bestätigen. Macbeth z. B. wurde auf eine Weise vorgeführt, welche selbst einer Provinzialbühne unwürdig wäre. Löwe verlieh der untergeordneten Partie des Macduff allen Duft und Glanz seines Talents; desto fahler trat dagegen Anschütz als Macbeth in den Hinter-

grund, und selbst die große Schröder wirkte nur in der letzten Scene mit voller Macht. Leider mußte diese Künstlerin ihre Zähne bereits der Zeit als Tribut zollen, und die falsch eingesetzten hemmen sie im Gebrauche ihres Organes um so störender, da sie größtentheils Verse zu declamiren hat; der freie, rhythmisch-gemessene Fluß der Sprache ist gehindert, und vorzüglich einige Zischlaute schlagen unangenehm an das Ohr des Zuhörers. — Griseldis wird vortrefflich gegeben, denn das Stück beruht im Ganzen auf den Hauptpartien, welche wohl nirgends bessere Darsteller finden, als die Rettich und Löwe. Aber die Rolle der Griseldis hat die so treffliche Rettich zu einer Manier verlockt, welche auf ihr tragisches Darstellungstalent verderblich einwirken kann. Der wahrhaft weibliche Charakter der Griseldis wird durch ausgesuchte, mit Widerhaken ins tiefste Herz greifende, peinvolle Ereignisse so gemartert und gefoltert, daß sie durch vehemente Gesticulationen, lautes Aechzen, durch Aufschreien u. dergl. ihre Qualen äußern darf. Die Rettich besitzt alle Mittel, um dieses unaussprechliche Weh in ergreifendster Wirkung durch tief heraufgeholte, dumpf und gepreßt klingende Worte darzustellen; der reiche Beifall, der ihr zu Theil wurde, verleitete sie aber, andere Partien edenfalls mit solchen Extravaganzen auszustatten. Sie gibt jetzt die Eboli in demselben Maßstabe, so daß man einige Momente, unbeschadet des Totaleindruckes, in die Griseldis versetzen könnte. Es ist eine beklagenswerthe Abirrung dieser hochbegabten Frau. — Don Carlos ist größerntheils trefflich, theilweise ungenügend und auch schlecht besetzt. Wilhelmi als Alba, — Fallstaff als Cromwell! Fichtner kann die Form des Don Carlos nicht vergeistigen; er faßt diese Rolle nur von dem Gesichtspunkte eines verliebten Prinzen. Die Königin wird durch Dem. Peche zu einer hehren, unglücklichen und theilnahmeerweckenden Frau, welche jedoch die ganze Würde und den Stolz einer Prinzessin nicht aufgibt; sie verschmilzt die Geliebte und die Mutter, die Gattin und Königin mit den zartesten Tinten, und entwirft doch, mit dem geringsten Aufgebot ihrer schönen Mittel, ein kräftiges, festgeformtes Bild. Laroche, als Philipp, ist eine der gediegensten Leistungen. Die Scenen mit der Königin, zu Aranjuez und im eigenen Gemache, tragen den Meisterstempel an sich. Den Darsteller des Posa sparte ich willentlich bis zuletzt, da er einen Uebergang zur Besprechung der im Lustspiele Beschäftigten darbietet. Korn spielt den Posa und auch den Klingsberg, den Figaro in den beiden Figaro's und dergleichen Rollen; aber — es schmerzt ordentlich, von einem verdienstvollen Schauspieler so was sagen zu müssen. Korn ist krank, seine Stimme ist angegriffen, er hustet und spuckt immerwährend, und er sollte für seine Heilung bedacht sein, statt sich und — auch den Zuhörer mit dem Abmartern bei solchen Partien zu quälen. Figaro und Klingsberg erfordern frische, lebenvolle, quecksilberner Darsteller und Posa einen feurigen Redner, und solche Rollen sollte der kranke Korn nicht mehr annehmen. —

Seit meinem letzten Berichte wurden noch folgende Novitäten gegeben: „Student und Dame" und „Philopoemen", beide nach dem Französischen und ohne besondern Werth; dann „der junge Officier," angeblich nach dem Englischen, aber eben so gehaltlos wie das Originalstückchen „Sein Diener." Alle diese Lustspiele erhalten sich blos durch die trefflichen Darstellungen. Karoline Müller ist die Grazie des Lustspiels; sie stattet die Rollen junger Frauen und Witwen mit den gefälligsten Manieren der höhern Salons aus; in ihren einfachsten Bewegungen, in ihrer Erscheinung wie in ihrem ganzen Benehmen auf den Bretern waltet der Reiz der Natürlichkeit. Kein Haschen und Jagen, kein Naivthun und kein Coquettiren, sondern ein ungekünsteltes und daher desto künstlicheres Spiel erstrebt den günstigsten Effect. Die Müller will im nächsten Jahre sich gänzlich von der Bühne zurückziehen. — Ihr würdig zur Seite steht Elisabeth Fichtner, eine Tochter des Künstlerpaares Koberwein, und deren Mutter, eine ausgezeichnete Darstellerin chargirter Frauenrollen; sie selbst ist die edelste Darstellerin naiver Rollen, voll Anmuth, Lieblichkeit, Reiz und Sittigkeit. Man kann sich die komische Muse nicht züchtiger und die Naivetät nicht natürlicher denken. Sie ist eine Hauptzierde der Hofbühne, und ihr allein hat manches schwachbeinige Stück den günstigen Erfolg zu danken. Sie und Meister Löwe erhalten das Schauspiel: „Die Fremde," von der Weißenthurn, auf dem Repertoire, während Bauernfeld's „Zwei Familien" nur einige Darstellungen erlebten. — Eine der kräftigsten Stützen des Lustspiels ist Wilhelmi; seine Leistungen übersprudeln von Humor, und die geringfügigsten Partien stattet er mit drastischer Komik aus. Wenn er in „Student und Dame" den Geliebten seiner Tochter um Gotteswillen bittet, sein Kind zur Frau zu nehmen, wenn er als düpirter Graf in den beiden Figaro's selbstgenügsam lächelt, wenn er als Michel, in den „Zwei Familien," sich der baldigen Hochzeit freut, so ist dies mit solch herzentsprossener Gutmüthigkeit und Jovialität vorgetragen, mit solch lebenswarmer Frische und Lebendigkeit, daß die Zuhörer mit fortgerissen, und in einen Strudel von Lachen, Theilnahme und Weinen unwillkürlich geschleppt werden. Schade, daß die gemeine Komik neben ihm, als Contrast und Hebel, keinen echten Repräsentanten hat; Mothe ist kein Possenreißer, selbst sein umflortes Organ hindert ihn am Auftragen greller und derber Striche. — Herzfeld hat Heiterkeit und Laune zu muntern Liedhaberrollen, nur fällt das Dehnen und Singen der Satzschlüsse unangenehm auf; aber ein eigenetlicher Bonvivant fehlt, denn selbst Fichtner ist mehr für gesetztere, ruhigere Charaktere, für Bauernfeld'sche Männer. Noch sind zwei talentvolle Mädchen zu nennen: Reichel und Wildauer, besonders letztere entwickelt in Soubrettenpartien bedeutende Anlagen. Ich beabsichtige hiermit keineswegs ein genaues Aufzählen aller Namen, sondern blos der bedeutendsten und beschäftigsten Künstler zu erwähnen, und das Uebergewicht der komischen gegen die tragische Muse darzuthun. Das inmitten liegende Schauspiel, so wie das französische Drama, die larmoyante Komödie vereinigt hier die entgegengesetzten Talente zu Einem Ziele, und wird daher meisterhaft executirt. Dabei wirken auch besonders die Damen Fournier und Pistor; diese jedoch nur in sentimentalen Partien, wodurch sich ihr sehr bedeutendes Darstellungsvermögen nicht entfalten kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 159. — den 16. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johannes Falk's Tagebuche.

(Beschluß).

An die Allerweltsfreunde.

Bist als Ceder du erschaffen,
Gleich wie vor sechs tausend Jahren
Kenn ich dich am Wohlgeruche!
Kommst du mir als Schlang' entgegen
Buntgefleckt im grünen Grase,
So verräth dich wohl dein Zischen;
Wie am ersten Tag der Schöpfung,
Warnt das Wuthgebrüll des Tigers
Heut zu Tage noch den Wand'rer.
Denn Natur ist treu und standhaft,
Immer bleibt sie ja dieselbe,
Wie im Guten, so im Bösen.
Fremd ist ihr die Kunst des Heuchelns,
Die dem menschlichen Geschlechte
Im verkehrten Lauf der Dinge
Andere Natur geworden:
Drum verzeih mir, daß ich zögre,
Deine Freundeshand zu fassen,
Die du mir entgegenstreckest.
Weiß ich doch nicht was dahinter,
Ob die glatte Haut der Wange
Eine Schlange nicht beherbergt:
Bist du Schierling oder Ceder,
Bist ein Lamm du oder Tiger,
Laß mich dies erst untersuchen!

Seufzer unten im Thal.

La bonne société! Wo find' ich sie?
Dort oben bei den Vögeln auf den Bergen!
Die Luft, die ihr aus eurem Munde haucht,
Sie löscht nicht nur die Lichter aus im Saal,
Daß sie mit bläulich mattem Glanz ersterben —
Sie tödtet auch zu Worten umgewandelt,
Die zugespitzt der Unschuld Namen treffen,
Das höh're Licht von jeder edeln Seele.

Der Mensch und das Schicksal.

Das Schicksal.

Armes Menschenwürmelein
Möchtest ein Gott auf Erden sein;
Theilnehmen am Göttergeschick
Ordnen Menschenwohl und Menschenglück;
Laß seh'n, bist du auch reif dazu?
Es gilt! Wir spielen, ich und du!
Spiel aus! Setz ein!
Sechs Kindelein.
Sie sind verspielt! Man trägt sie zum Grabe!
Setz ein! Spiel aus!
Verspielt die Habe!
Verspielt das Haus!
Nun Knabe?
Hast gescherzt mit Himmelsglut,
Sie verzehrt dir Hab' und Gut,
Lecket heiß an deinem Blut!

Der Mensch.

Ich spiele fort!

Das Schicksal.

Ein ernstes Wort!
Ich nehm' es an, von dir sofort!
Weil ich dich treu erprobt nun habe,
Weck ich dir Kinder aus dem Grabe

Und schenk aufs Neu dir Haus und Habe,
So wie ich einst dem Hiob that,
Denn unerforschlich streng ist Gottes Rath.

Die Menschheit.

Hold ist jedes Werk uns überlassen,
Halb gehöret es dem Himmel an,
Kann der Mensch in Demuth dies nicht fassen,
So verirrt er sich von seiner Bahn.

Geister schreiten still und ungesehen
Mit den künftigen Geschicken uns zur Seit',
Ueberall in See und Berg und Höhen
Wirken Engel der Natur ein Kleid.

Deine Wiesen kannst durch Kunst du wässern,
Daß ihr Grün den Augen wohlgefällt,
Aber kannst du wohl den Quell vergrößern,
Der aus Berg und Wolken niederfällt?

Wo der Erde Früchte sich erneuen,
Sind auch Himmelswächter angestellt,
Und versagen sie dir das Gedeihen,
Frommt dir nichts, was auch dein Fleiß bestellt.

Was in unermeßlichen Gebieten
Deine Hand dem Schooß der Erd' entringt —
Nimmer kannst du Sonn' und Mond gebieten,
Daß ihr Strahl es zur Entfaltung bringt.

Und so ist's im Handeln aller Arten.
Weh dem blinden Stolz, der dies vergißt
Der, statt freudig still auf Gott zu warten,
Sonn' und Mond zu spielen sich vermißt!

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Zu den Qualen des Zweifels und der Eifersucht, die Serebrenny's Herz durchwühlten, gesellte sich eine bange Beklommenheit, das dunkle Vorgefühl der über seinem Haupte schwebenden Gefahr. Eine Stimme in seinem Innern rieth ihm, sich zu retten vor dem nahen Abgrunde, auf den er losgehe, eine unsichtbare Macht aber hielt ihn gleichsam an ehernen Ketten zurück, und nicht allein der Wille, auch die Kraft fehlte ihm, sich loszureißen. In Gedanken verloren und ohne auf die Gegenstände um sich zu achten, hatte er den Garten durchstreift und befand sich plötzlich am Gestade eines kleinen Sees, der an Kolonta's Besitzung stieß. Ein schmaler Fußsteig führte ihn auf eine Landzunge, die sich weit hinaus in die klare Fluth erstreckte. Friedlich lag der See zu seinen Füßen, die Thränenweiden am Gestade badeten ihre grünen Häupter im Wasser und die scheidenden Sonnenstrahlen vergoldeten ihr dichtes Netz; ein Schwan durchfurchte in majestätischer Ruhe den Wasserspiegel, der sein Bild fleckenlos zurückwarf, gleich jenen reinen Geistern der Erdenwelt, die über die gefahrvollen Tiefen des Lebens dahinziehen, ohne daß ihre Erscheinung jemals getrübt wird. Die erhabene Ruhe der Natur rührte den rauhen Sohn des Krieges zum ersten Male und weckte schmerzliche Gefühle in seiner Brust. War jene Empfindung im Kriegslager oder auf seinen Zügen ins Feld nie in ihm geweckt worden, oder brachte die Einsamkeit jene mächtige Wirkung auf das Mannesherz hervor? Wie die Blumen im Nachtthau oft betäubend auf die Sinne wirken, so träufelten die Reize der Natur um ihn her nur ein langsames Gift in seine Seele; das starke Herz brach und reiche Thränen entströmten den Augen. Als er den thränenschweren Blick über die spiegelglatte Fläche warf, deren äußerste Gränze mit dem Horizont zu verschmelzen schien, schimmerte ihm ein weißes Gewand durch den grünen Mantel der Weiden am Gestade des Sees entgegen. Ein Schrei der Ueberraschung, „Warrinka!" und der Geliebte lag im nächsten Augenblicke der Ersehnten zu Füßen. Erschreckt von dem stürmischen Ausruf, erhob sie sich rasch von der Rasenbank am Ufer, auf der sie Platz genommen, sank aber sogleich wieder lautlos, gleich einer Lilie vom kalten Herbstreife gebrochen, in Serebrenny's Arme. Erröthend wand sie sich aus der Umarmung des Mannes, als sie nach Verlauf weniger Minuten ihre Besinnung wiedergewann: „Fürst Stepan," begann die Jungfrau mit zitternder Stimme, „das Unglück, das mich seit Jahren betroffen, schließt mich fester an den Freund und Landsmann, der mir jetzt als ein Bruder, als ein Bote des Himmels erscheint! Ich habe keine Mutter, keine Verwandte, kein Vaterland mehr, und gleich einer Versinkenden klammere ich mich an den rettenden Anker. Als ich Dich heut' unter Deiner Verkleidung erkannte, konnte ich nur mit Mühe die mächtige Bewegung in meinem Innern bemeistern, denn ich fürchtete Dein Geheimniß zu verrathen. Die Theilnahme, die Du einst dem unerfahrenen Kinde zu Moskau schenktest, ist meinem Gedächtniß nie entschwunden; doch durfte ich wohl ein Gleiches von Dir erwarten? Als ich aber meinen Namen und die wohlbekannte Stimme hörte, drückte mich das Uebermaß der Freude, gepaart mit so schmerzlichen Erinnerungen zu Boden ..." — „Deine Trauer hat ein Ende," fiel ihr gerührt Serebrenny ins Wort, „mein Leben gehört Dir und Deiner Freiheit! In dieser Nacht noch, Barbara, gedenke ich mit Dir zu fliehen." — „Um des Himmels willen, Fürst Stepan, sei auf Deiner Hut; wehe uns, wenn

Leo Kolonta Argwohn schöpft, denn er ist unerbittlich streng und die Macht in seinen Händen. In dieser Nacht wird das ganze Haus in Bewegung sein, da man mit den Vorbereitungen zum Geburtsfeste der Schloßherrin für morgen beschäftigt ist. Unter dem Geräusch der morgenden Nacht wird unsere Flucht sicherer von Statten gehen können." — „Ich fürchte Leo Kolonta nicht," erwiederte der Fürst, „und wäre er auch stark wie ein Leu, aber mir scheint, jede Zögerung vermehrt nur die Gefahr!" — Serebrenny fügte die Erzählung von den Begebenheiten der vorigen Nacht und die Absicht seiner Verkleidung und Ankunft in Kolonta's Schlosse hinzu. Die Jungfrau bebte vor dem Gedanken, daß das Leben ihres großmüthigen Befreiers in Gefahr schwebe, und entschieden wies sie den Plan zu ihrer Befreiung zurück. Vergeblich drang Serebrenny in sie. Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke, seine Stirn verzog sich in düstere Falten: „Das Fräulein Barbara Wasilitschikoff liebt den Polen Leo Kolonta, den Feind ihres Vaterlandes!" rief er unmuthig. Eine dunkle Purpurröthe ergoß sich über die Wangen des Mädchens, ihr Blick senkte sich zu Boden, und sie blieb ihm die Antwort schuldig. Der Fürst wiederholte seine Frage in milderem Tone. — „Und wäre es so," erwiederte Barbara gefaßt und ruhig, „er ist der Liebe würdig und seiner Großmuth allein verdanke ich so manche glückliche Stunde und eine gastliche Aufnahme in dem feindlichen Lande!" — Serebrenny's Blicke verdüsterten sich immer mehr, er erhob sich von seinem Sitze und trat vor Barbara: „Ohne Umschweife, Fräulein," rief er, „der Strelitzen-Hauptmann Serebrenny versteht sich nicht auf zierliche Phrasen, liebst Du den Polen Kolonta?" — Barbara war ebenfalls aufgesprungen, in denselben Augenblicke wurden Stimmen in der Nähe laut. „Beschütze Dich der Heiland!" rief sie dem Fürsten zu und entfloh wie ein gescheuchtes Reh in die Laubgänge des Gartens. — Bis zum Anbruch der Dunkelheit irrte der Fürst in der weiten Besitzung Kolonta's umher, und die Einladung zur Abendtafel vor Müdigkeit ablehnend, zog er sich in die ihm angewiesenen Gemächer zurück. Hier fand er Selensky vor, der ihm mit ängstlicher Besorgniß mittheilte, daß für sie in Kolonta's Schlosse keine Sicherheit mehr und schleunige Flucht wohl das Gerathenste sei. Im Kruge, wohin er, dem Willen seines Herrn gemäß, einen Theil der Schloßbedienung geladen, sei er einem bündischen Schlachtschitz begegnet, der mit frecher Stirn behauptet, daß er alle Pane in Pinsk zu kennen die Ehre habe, jedoch nie von einer Familie Majewsky daselbst gehört; zwar sei der Mensch sehr trunken gewesen und man habe seinen Worten wenig Glauben geschenkt, doch könne dergleichen Geschwätz jedenfalls gefährlich werden. Außerdem habe er, als er den Pferden ihr Futter vorgeworfen, bemerkt, wie der junge Kolonta die Stallthüre geöffnet und einem Stallknechte etwas ins Ohr geflüstert, wovon er jedoch nur den Namen Majewsky habe unterscheiden können, im Zwielicht sei er, Selensky, von demselben nicht wahrgenommen worden. Auch habe ihm einer aus der Dienerschaft anvertraut, daß man dem Pan Majewsky Leute in den Garten nachgeschickt, um jeden seiner Schritte zu beobachten. Endlich fügte der besorgte Diener noch hinzu, daß man ihnen wohl nicht umsonst dies Schlafgemach angewiesen, dessen Fenster mit schweren Eisenstäben vergittert, die Thüren dagegen mit eisernen Riegeln und Klammern verwahrt seien. Der Fürst spottete aller dieser Bedenken des treuen Selensky, befahl, ihn und die Pferde nicht zu beunruhigen, sich selbst aber sofort schlafen zu legen, da sie alle der Ruhe gar sehr bedürften. Mit diesen Worten warf Serebrenny sein Oberkleid von sich, legte seine geladenen Pistolen auf den Stuhl neben seinem Ruhebette, den Säbel aber zu dessen Häupten und warf sich selbst halb angekleidet aufs Lager. Selensky schob vorsichtig einen schweren Eichentisch vor die Thür, und in seinen Reitermantel gehüllt, bettete er sich auf demselben, um beim ersten Geräusch in dem anstoßenden Korridor schlagfertig zu sein. Der Fürst schlummerte bereits fest, als sich der Diener noch in Furcht und Aengsten unruhig auf seinem harten Lager wälzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien. (Forts.)

[Die Opern-Vorstellungen der Italiener. Ungünstige Stellung der deutschen Compositeure.]

Das k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore steht noch auf dem Platze, wo zu Anfange des vorigen Jahrhunderts die italienische Truppe unter Ristori die beliebten Harlekinaden aufführte; seine jetzige Gestalt erhielt es erst nach dem Brande von 1761, und erst seit Beginn dieses Jahrhunderts ist es ausschließlich zu Opern und Balleten verwendet. Also auch diese Bühne ist ihrem Ursprunge ziemlich treu geblieben. — Am letzten Juni schloß die italienische Operngesellschaft die diesjährigen Vorstellungen; sie brachte im Ganzen 10 Opern und darunter 3 Novitäten, il giuramento von Mercadante, il nuovo Figaro von Ricci, und Gemma di Vergy von Donizetti. Nur die letzte sprach einigermaßen an, allein sie sind sämmtlich keines tiefern Besprechens werth; die Maëstri machen sich's mit dem Compo-

niren allzuleicht, und der sentimentale aber geniale Bellini hat sie in eine Manier gebracht, wo des Weinens und Jammerns kein Ende ist. Unter den Künstlern, welche diesmal mitwirkten, verdienen besonders die Damen erwähnt zu werden. Die Tadolini ist bekannt, sie sang wieder mit allem Reiz im „Elisir d'amore;" allein ein Versuch in der seriösen Oper wollte nicht glücken. Die Brambilla hat eine Alt-Stimme, wie sie die Natur wohl selten erzeugt; schade, daß sie bereits angegriffen, und die verbindenden Mitteltöne rauh und trocken dreinklingen. Allein die tiefen Töne strömen in breitem Luftzuge aus der vollen Brust, und umschlingen das Ohr mit hinreißendem Zauber. Die größte Zierde dieser Stagione war Sofia Schoberlechner dall' Occa; eine dramatische Sängerin im vollkommensten Sinne des Wortes. Die Gluth und Leidenschaft ihrer herrlichen Stimme hält mit ihrem Spiele in den seriösen Opern gleichen Schritt; die Meisterschaft im Vortrage, die sprühenden Fiorituren, der Schmelz ihres Gesanges, die Reinheit, Kraft und Lieblichkeit ihres Organes, stehen in seltener Vollendung da. Ohne zu schreien durchdringt sie das vollstimmige Tutti, und entlockt Thränen durch das süßeste mezza voce. Sie konnte bei dem erstmaligen Auftreten, im „Schwur," keine größere Anerkennung finden, aber jede ihrer spätern Leistungen war von einem donnernden Applaudissement begleitet. Am letzten Abende wurde ein Kranz auf die Bühne geworfen, welchen die junge und talentvolle Goldberg, zugleich ihre Schülerin, ihr aufs Haupt setzte; zum Schlusse wurde sie beinahe ein Dutzendmal hervorgerufen und unter Vivatgeschrei durch die Straßen nach Hause begleitet. Unter den Männern florirte wieder Poggi durch seinen herrlichen Tenor; aber — ich gestehe es aufrichtig — mir wird sein trefflicher Gesang durch sein Gehen und Stehen auf der Bühne verleidet. Es ist wohl störend einen Helden oder dergl. mit eingekehrten Vorderfüßen und dadurch mit Säbelbeinen einhertreten zu sehen. Er setzt den Fuß nicht vor-, sondern seitwärts, und zwar indem er die Schenkel auseinanderscheidet: die Zehen und der Rist strecken sich in die Höhe und plumpsen dann steif und durch eigene Schwere zu Boden. Sein Gang ist daher unsicher und schwankend, seine ganze Haltung taumelnd und die Bewegungen besonders der Hände, welche nun in gleicher Form mit den Füßen rechts und links Statt finden, gemein und jeden tragischen Eindruck verlöschend. Von den übrigen Männern, Cartagenova, Frezzolini, Pedrazzi, Marini, Scalese, trat Keiner besonders hervor. — Während dieser italienischen Opernvorstellungen setzte Perrot das Ballet „der Kobold" in Scene. Eine liebliche Idylle, welche den reichen Beifall, der ihr zu Theil wurde, sowohl durch die Erfindung als durch die Ausführung verdiente. Perrot und seine Frau tanzen voll Grazie. — —

Bereits haben die deutschen Darstellungen mit einem kleinen Ballete und der Operette: „das Conzert am Hofe," begonnen, in welchem eine Dem. Spatzer durch eine schöne Stimme die Aufmerksamkeit zu fesseln wußte. Was die deutschen Sänger bringen werden?! — wahrscheinlich wieder französische und italienische Compositionen. Es ist wahrhaft betrübend, wenn ein solches Institut nichts für deutsche Kunst wirkt; und gerade die deutschen Operncomponisten werden, aus altem und längst wiederlegtem Vorurtheile, von den Theaterdirectionen zurückgeschreckt und eingeschüchtert. Freilich ist es viel leichter, und weniger riskant ein Stück, welches in Paris oder in Mailand gefiel, mit so vielen Unkosten herzustellen; aber man sollte doch heimische Talente erziehen und pflegen, um nicht immer von der Fremde auch das Mittelmäßige und Schlechte entlehnen zu müssen. Wie viele Opern deutscher Meister kennen wir Wiener gar nicht?! — und der mißlungene Versuch mit „Fridolin" gibt kein Recht, sie mit scheelen Blicken bei Seite zu schieben. Conradin Kreutzer hat schon in seinen frühern Werken, Libussa, Orestes, der Taucher, Melusine u. a., selbst in dem gelungenen Nachtlager von Granada dargethan, daß er wohl ein tüchtiger Musiker ist, aber durchaus keine Befähigung zur dramatischen Composition habe. — Merelli heißt der jetzige Director dieses Hoftheaters.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

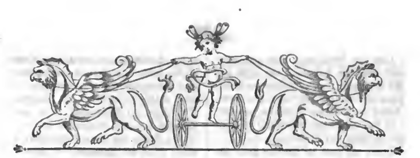
[Eine Anekdote von Klopstock und Pindar.]

Der alte Hegel erzählte in seinen akademischen Vorträgen sehr gern eine Anekdote, die er trotz der Unbehülflichkeit seines Erzählertalents mit naivem Witz ausstattete, so daß sie fast das Gepräge eigner Erfindung annahm. Hotho hat bei der Herausgabe der Hegel'schen Aesthetik auch diese kleinen Stellen des Vortrags mit größter Sorgfalt und Liebe ausgemeißelt und geläutert. Im dritten Bande findet sich eine Erzählung dieser Art in folgender Abfassung. „Klopstock's Verleger in Halle bezahlte ihm für den Bogen der Messiade einen oder 2 Thaler, glaub' ich; darüber hinaus aber ließ er ihm eine Weste und Hose machen, und führte ihn so ausstaffirt in Gesellschaften umher, und ließ ihn in der Weste und Hose sehen, um bemerkbar zu machen, daß er sie ihm angeschafft habe. Dem Pindar dagegen setzten die Athenienser ein Standbild, weil er sie in einem seiner Gesänge gerühmt hatte, und sandten ihm außerdem das Doppelte der Strafe, mit welcher ihn die Thebaner um des übermäßigen Lobes willen, das er der fremden Stadt gespendet, nicht verschonen wollten; ja es heißt sogar, Apollo selber habe durch den Mund der Pythia erklärt, Pindar solle die Hälfte der Gaben erhalten, welche die gesammte Hellas zu den pythischen Spielen zu bringen pflegte."

[Ein neuer Ritter d'Eon.]

In Paris gab sich kürzlich ein Individuum, von männlicher Haltung, Miene und Kleidung, das Diebstahls halber eingesteckt war, vor Gericht plötzlich als Weib an. Die leicht erweisliche Aussage wurde nach geschehener Untersuchung bestätigt. Josephine Fleuri hat als Matrose eine Campagne auf Terre-Neuve mitgemacht. Später als Lakai hatte sie das Schicksal, die Liebe ihrer Herrin auf sich zu ziehen, die einen hübschen Burschen in ihr erhoffte. Josephine mußte fliehen, wie Joseph einst vor Potiphar's Weib. Später stahl sie als freier Mann, und muß nun sitzen als Weib.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 160. — den 17. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

VI.

Eintönig tröpfelte der Regen an die hohen Fenster des Schlafgemaches, und das düstere Gewölk des Herbstmorgens ließ nur spärliche Lichtstrahlen hindurchfallen, als Selensky seinen ermüdeten Herrn mit der Nachricht weckte, daß es Zeit zu frühstücken und die Gäste bereits im großen Schloßsaale versammelt seien, der Pana Kolonta ihren Glückwunsch darzubringen. Schnell kleidete sich Serebrenny, doch diesmal mit größerer Sorgfalt als gewöhnlich, an und eilte hinab, der Dame des Hauses ebenfalls den schuldigen Tribut der Höflichkeit zu zollen. Wie die Bienen schwärmte eine Schar von Parasiten um die Königin des Tages, die in der thurmhohen Spitzenhaube und dem unförmlichen Fischbeinrocke eine grotesk-komische Figur darstellte und auf den hohen Holzabsätzen sich hin und herwendend mit süßlächelnden Blicken die abgenutztesten Complimente annahm und spendete. Der Fürst entledigte sich so schnell als möglich seiner Pflicht, um seine Barbara zu suchen, die er auch bald in einer Fensterbrüstung, nach dem trüben Himmel schauend, entdeckte. Sie schien geweint zu haben, und ihre bleichen Wangen trugen die Spuren einer schmerzvoll durchwachten Nacht. Serebrenny verlor alle Fassung, und im Begriffe, sich ihr zu nähern und die Verzeihung seines gestrigen Ungestüms von ihr zu erflehen, vertrat ihm der alte Kolonta den Weg: „Gratuliren wir den Damen zum Regenwetter, Pan Majewsky," rief er scherzend, „die süßen Redensarten wachsen wie die Pilze im Walde empor nach dem Regen, und für heute wird es Euer einziges Geschäft sein, der Schönheit zu huldigen!" — „Auch ist die Schönheit nur unsere Sonne!" rief Serebrenny enthusiastisch mit einem Blick auf Barbara. — „Für einen Schmetterling ist schon ein Licht hinlänglich, sich zu verbrennen!" fiel ihm Leo ins Wort, der bei den letzten Worten hinzugetreten war. — „Aber der Adler schaut furchtlos in das hellglänzende Gestirn des Tages!" erwiederte Serebrenny mit erkünstelter Ruhe. — „Doch nehme er dabei seine Wachsflügel in Acht," spottete Leo, „daß sie nicht aufthauen unter fremdem Himmel!" — „Ich bitte die Herren," hob der Schloßherr an, indem er, die ernstere Wendung des Gesprächs bemerkend, zwischen die beiden Gegner trat, „aus den höhern Regionen herabzusteigen, um sich an unserer Tafel zum Frühstück niederzulassen, denn es ist Zeit, zur Kirche zu fahren, und mit nüchternem Magen betet sich's schlecht!" — Die Gäste hatten eben ihre Plätze eingenommen, als ein Diener eintrat und dem Pan Kolonta einige Worte ins Ohr raunte: „Der Teufel hole den Dschegota," rief der Alte aufgebracht, „das ist kein Feiertagsgesicht, obwohl der alte Fuchs zum Gratuliren herkommt! Nun, was wartest Du? Soll ich etwa dem Alten bis an die Stiege entgegengehen, um ihn hieher zu geleiten?" — Leo bog sich über den Tisch, um dem Vater zu bemerken, daß man den Dschegota unmöglich in nobler Gesellschaft aufnehmen könne. —

„Mag ich doch selbst den Wegelagerer nicht gern unter vier Augen sehen," erwiederte Kolonta, „aber er ist uns fast unentbehrlich; er gewährt unseren Besitzungen Schutz vor den Streifzügen der Russen, und leiht uns Geld, da es nöthig; freilich die Procente verschmäht er nicht! Auch sind wir ja hier nicht zum Reichstage versammelt! Fülle ihm ein Glas mit Branntwein, Leo!" — Er hatte kaum geendet, als man die schweren Tritte des Angemeldeten vernahm, und in den Saal trat Dschegota, der Wachtmeister der Gepanzerten, ein kräftiger Greis von sechzig Jahren und riesenhaftem Wuchs. Die grauen Augen blinzelten unter dichten buschigen Augenbrauen stechend hervor; unter der langgebogenen Adlernase hing ein langer grauer Schnurrbart auf beiden Seiten bis über das Kinn herab. Eine abgetragene grüne Pekesche bedeckte die athletischen Schultern, im Gürtel steckten zwei mit Silber ausgelegte Pistolen, und ein breiter Türkensäbel hing ihm an der Seite. Die ganze Gestalt, vom Kopfe bis zu den Füßen mit Koth bespritzt, trug ganz das Gepräge des Räubers, und obwohl er sich mit Bücklingen und kriechenden Schmeichelworten näherte, las man doch in seinen Zügen den Ausdruck der Frechheit und des Uebermuthes. „Wie geht's dem Pan Wachtmeister? Womit kann ich Dir dienen, Graukopf?" schrie ihm Kolonta mit einer Protectormiene entgegen. — „Kaum trage ich den meinen noch auf der Schulter, gnädigster Pan!" erwiederte Dschegota demüthig. „Die Russen haben in der vergangenen Nacht unser Dorf überfallen, gesengt, geplündert und gemordet, das Vieh weggetrieben und Euer Gut Trinersti rein abgemäht!" — „Was!" brüllte der Schloßherr, „die Russen — ein Ueberfall? Und wo waren Deine Gepanzerten? Wofür stehst Du an der Gränze? Hat man Dir etwa Edelmannsrechte verliehen, daß Du verbotene Waaren schmuggelst oder damit Du mordest und stiehlst an den Heerstraßen? Sicher haben die Russen Euch über die Gränze gejagt und sind Deinen Tapfern auf dem Fuße gefolgt! Aber Ihr seid gewohnt, mit vollen Taschen zu kämpfen, nicht gegen gezogene Schwerter!" — „Vergebung, gestrenger Pan," besänftigte Dschegota den Alten, „ich selbst war auf einem Streifzuge hinter der Welika begriffen. Der neue Hauptmann aber, der nach Dpotschka gekommen, hat unterdessen sein Probestückchen ablegen wollen, und als ich nach Hause kam, liegt mein Haus in Asche, mein Sohn aber an schweren Wunden darnieder, Kisten und Kasten sind zerschlagen und viele Gepanzerte geblieben. Vergebens jagte ich der Mörderrotte nach, doch an der Furt bin ich umgekehrt, denn meine Schaar ist zu gering zum offenen Angriff, und ich bin selbst in großer Eil hiehergeritten, mir von dem Pan Kolonta Verstärkung zu erbitten." — „Die Scharte muß ausgewetzt werden," rief Kolonta, „ich will die Streifzügler zur Rechenschaft ziehen und jedes gestohlene Schaffell mit einer Russenhaut quittiren! Ich gebe Dir funfzig Mann mit einem Rottmeister; unterhalb Ljuzin stoßen sie zu den Deinigen." — Viele von den Herren am Tische erboten sich freiwillig, den Streifzug mitzumachen, Kolonta gab dem Wachtmeister noch einige Verhaltungsbefehle und verabschiedete ihn dann mit einer Handbewegung. „Jetzt zur Kirche, Ihr Herren," wendete sich der Schloßherr zu den Gästen, „heut' Abend zum Tanz und in der Nacht zur Rache gegen den Feind des Vaterlandes!" —

Durch das schmuzige Dorf, dessen Bevölkerung großentheils aus Juden bestand, schleppte sich mühsam der lange Zug von Carossen, Troschken und Beitschken nach der Kirche. Die unsaubern kleinen Häuser, deren Fenster mit Papier oder allerlei Lappen verstopft waren, schwankten hin und her und schienen die Vorüberfahrenden zu grüßen, nur des Windstoßes gewärtig, um zusammenzufallen. Neugierig stürzten die zerlumpten Judenkinder hervor, um die vornehmen Pane zu betrachten, oder ihre Erzeuger zogen ehrerbietig die Kappen von den lockigen Häuptern oder ihre Schuhe von den Füßen, um der Herrschaft ihre Huldigung darzubringen, die sie keines Blickes würdigte. Hier und da versank eine der Equipagen bis über die Räder in den Koth, wo man dann die armseligen Bewohner herbeinöthigte, um sich ihrer Arme statt der Hebebäume zu bedienen. Dicht neben der Kirchthür war der Eingang zu der an Juden verpachteten Schenke, das Klappern des Rauchfasses mischte sich mit dem Klirren der Gläser, und mancher fromme Katholik verließ den Tempel der Gläubigen, um sich bei den Ungläubigen die verlechzte Seele zu erfrischen, — vom Paradiese bis zur Hölle war hier nur ein Schritt, aber dieser Schritt führte über einen Abgrund von Unsauberkeit. Glockengeläute empfing den Pan Kolonta in der Vorhalle, und ein Kirchendiener war beschäftigt, das Volk durch Rippenstöße zu nöthigen, ihrem Gebieter freie Bahn zu lassen. Zwei Pagen eilten dem Herrn voraus mit Teppich und Gebetbuch. Die ärmeren Schlachtschitze, Commissaire und Oekonomen sammt ihren wohlbeleibten Frauen und dreist vor sich blickenden Töchtern, die ringsum auf den Knieen lagen, rutschten ehrerbietig

zurück, damit das übermüthige Pagengesindel passiren könne. Das dürftig aussehende hölzerne Kirchlein war gleichwohl reichlich ausgeschmückt mit Wappenschildern und Siegestrophäen, erbeutet von den Kolonta's auf ihren Feldzügen, was die Inschriften unter denselben prahlerisch erzählten. Bunte Baldachine und mit verschlossenem Sammet bedeckte Sitze waren für die edlen Herrschaften am obern Ende des Kirchleins bestimmt und durch eine hohe Brüstung von den Plätzen des Pöbels getrennt. Als die heisere Orgel, gleich einem verstimmten Leierkasten, plötzlich abschnappte, trat der dickbäuchige Pater unter dem regenbogenfarbigen Kanzelvorhange hervor und las pathetisch eine lange lateinische Predigt, vielleicht zum hundertsten Male ab, indem er hier und da einige Blätter des Concepts überschlug, ohne daß die ehrbare und noble Gemeinde diesen Andachtsraub inne ward; da die lateinische Bildung selbst der Gelehrtesten unter ihnen sich auf ein halbes Dutzend Sprichwörter und doppelt so viel gerichtlicher Ausdrücke beschränkte. Nach beendigter Messe ward der noch sonst herbeigekommene benachbarte Adel nebst den übrigen Gästen zu dem Geburtstagsschmause ins Schloß geladen, wo sich die Scenen des vergangenen Tages, jedoch in einem ausgedehnteren Maßstabe und bis an den späten Abend wiederholten. — (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschl.)

[Theater an der Wien; in der Josephstadt; in der Leopoldstadt. Theaterdichter.]

Von den Vorstadtbühnen nenne ich zuerst: das privilegirte Theater an der Wien; nicht weil es das größte und ansehnlichste ist, sondern weil hier noch einige Talente wirken. Scholz, Nestroy und Kunst beleben diese weiten Räume; also auch auf diesen Bretern bewegen sich noch jene Gestalten, welche sie zuerst betraten. Emanuel Schikaneder erbaute 1799 dieses schöne Schauspielhaus, in Verbindung mit dem Privatier Zitterbarth, und brachte Ritter- und Spectakelstücke mit enormem Aufwande zur Darstellung. Schikaneder war selbst Schauspieler, aber es mangelte ihm jeder höhere Sinn, alle Poesie; und er hatte blos das Talent, dem Ungeschmacke seiner Zeit zu fröhnen. Er war ein gemeiner Komödiant, ein Spaßmacher und Coulissenreißer; es ist bekannt, wie er Mozart bei dem Componiren der Zauberflöte plagte, und daß er sich den größten Erfolg durch die Vorrichtung versprach, welche seinen Zopf in willkürliche Bewegung brachte. Dieser Schikaneder spukt noch immer herum, obwohl in der etwas magern Gestalt des jetzigen Directors Carl. Auch dieser schrieb Farcen, spielte den Staberl und setzt die fürchterlichen Reiterstücke mit solcher Pracht in Scene, daß die Galerie aufjauchzt. Dabei unterstützt ihn der bekannte Wilhelm Kunst mit seiner Riesenlunge auf die würdigste Weise. „Der eiserne Ritter,“ „die Räuber auf Maria Kulm,“ „der eingemauerte Mann,“ „Ritter Eisenfaust,“ das sind die Herrlichkeiten dieser Bühne. Zur Ehre des wiener Publicums sei's gesagt, daß das Parterre und die Logen bei diesen Stücken fast ganz leer bleiben, und nur einige Freibillette applaudirend herumgehen: desto voller ist es jedoch bei den Possen. Nestroy ist der wiener Paul de Kock; als Oesterreicher (siehe oben) dichtet und schreibt er für die Bühne. Aus den niedrigsten Kreisen holt er seine Charaktere und Situationen; das Lerchenfeld ist seine Hippokrene, aber er hat ein glückliches Auge für drastisch-komische Scenen, er hat kernigen Witz, verschmäht auch die Zote nicht, und schreibt endlich für sich und für — Scholz. Nestroy hat durchaus kein Darstellungsvermögen; er ist eine lange, unbeholfene Figur, und nur weil er die besseren Partieen, mit Witz, Couplets und parodirenden Anspielungen ausgestattet, sich selbst anpaßt, hat er einige Geltung als Komiker. Scholz hingegen ist der Heros der Posse; seine größte Gewalt besteht in dem unerschütterlichen Phlegma, und seine verschmitzt-dummen Bedienten, so stereotyp und monoton auch diese Manier, reißen zum unauslöschlichen Gelächter. Scholz ist die Hauptstütze dieser Bühne, und auch Nestroy's Possen würden nicht ansprechen, wenn sie nicht diesen Liebling der fröhlichen Wiener beschäftigten; aber noch hat Niemand die ganze komische Kraft dieses Schauspielers benützt, und eigens für seine Individualität eine Posse geschrieben, obwohl einige Komödianten dieser Bühne sich im Possenmachen versuchten. — Doch davon weiter unten. —

Das k. k. privilegirte Josephstädter Theater erhielt seine jetzige gefällige und freundliche Gestalt durch den Baumeister Kornhäusel im Jahr 1822. Unter der Direction Stöger's, der nach Prag zog, fanden daselbst gute Operndarstellungen Statt, und Raimund brachte damals den „Verschwender“ zur Aufführung, welcher, während mehrere Monate fast täglich gegeben, stets ein überfülltes Haus machte. Seitdem aber stehen die Bänke leer, die Direction gerieth jeden Augenblick in andere Hände, es war an kein geregeltes Zusammenwirken zu denken. Jetzt hat Pokorny diese Bühne übernommen, und gibt Opern und Possen und auch Schauspiele. Er thut so viel bei getheilten Kräften, er hat nämlich auch das Presburger und badner Theater in Pacht, als nur immer möglich; ja seine Operngesellschaft, durch einige Gäste verstärkt, leistete in den vergangenen Monaten Anerkennenswerthes. Auch eine Posse kam zur Aufführung, welche durch die Satyre auf die Ritterkomödien und den Schauspieler Kunst am Theater an der Wien, so wie auf die jetzige Possenmacherei, und durch die wahrhaft pompöse Ausstattung, allgemein ansprach. Wenn diese Bühne ihre Kräfte, statt sie in Opern und Possen unnütz zu vergeuden, für das Schau- und Lustspiel concentriren möchte und, in Rivalität mit der Hofbühne, die französischen Vaudevilles und Dramen, so wie die deutschen Komödien früher zur Darstellung, wenn auch in geringerer Kunstvollkommenheit, brächte, sie würde gewiß den Antheil des Publicums, des gebildeten und gewöhnlichen, gewinnen, einen ganz eigenen Standpunkt

in der wiener Bühnenwelt einnehmen, und bei weniger Auslagen eine festere und gesicherte Stellung erlangen. So aber übersteigen ihre Unternehmungen ihre materiellen und geistigen Mittel, und aller Beifall wird gleichsam aus Gunst und zur Ermunterung geschenkt. —

Endlich komme ich zu dem Theater in der Leopoldstadt, diesem Tempel der Volksmuse. Wehmüthig denke ich an frühere Zeiten, wo hier ein Schuster, Korntheuer, Raimund, eine Krones u. a. m. mit ächter und wahrer Komik walteten, wo Localpossen mit kerngesundem, nationellem Spaße das Zwerchfell erschütterten, wo die herrlich ausgestatteten Pantomimen eines Rainoldi das Auge entzückten! — Nur die Ausstattung mancher Stücke ist den frühern ähnlich; aber es ist auch darum Schade bei den Producten, die jetzt an dieser Volksbühne zur Aufführung kommen. Wer diese Stücke nicht selbst sieht, hat gar keine Ahnung von diesem gräulichen Unsinne, ja er glaubt es gar nicht. Nestroy und Raimund haben unter den Schauspielern eine Schaar nachäffender Possenschreiber erzeugt, und wie eine Seuche grassirt unter den Vorstadtkomödianten die Wuth zu dichten. Nichts ist leichter, glaubt so ein Statist, als eine Localposse zu machen: etwas Liebe, Geldverlegenheit, ein guter und ein böser Zauberer, ein spitzbübischer und ein dummer Diener, ein paar Couplets, ein Potpourri, gut untereinander gerührt, mit einem Ballet gespickt, auf neuen Decorationen präsentirt, und der Braten ist fertig. Die letzten Novitäten: Armuth, Reichthum und Weisheit von Alois Blankowsky, und der magische Stockzahn von Told überbieten an abgeschmacktem dementi alles Dagewesene. Man kann beiläufig schließen, von welchem Gehalte diese Fabricate sind, wenn Tueteltaub's Posse, welche in Berlin mit so eclatantem Spectakel durchfiel, hier zu den bessern gehört!!! — Und selbst jene Stücke, die doch wenigstens eine Handlung haben, sind theils durch das Allegorienwesen, welches der poetische Raimund aufbrachte, theils durch die Gemeinheit Nestroy'scher Figuren ungenießbar. Befähigte Schriftsteller halten es, obwohl mit Unrecht, unter ihrer Würde, für diese Bühne zu arbeiten; unter den darstellenden Mitgliedern ist nicht ein einziges bemerkenswerthes Subject, und so ist dieses Theater, in gänzlicher Bedeutungslosigkeit, ein Schemen vergangener Herrlichkeit. — Es heißt, daß an der Stelle des jetzigen Theaters ein neues Gebäude errichtet, und indeß in der de Bach'schen Kunstreiterbude gespielt werden soll. —

Dieser kleinen Skizze der wiener Theater will ich die Namen jener Literaten beifügen, welche gegenwärtig hier leben und dafür arbeiten. Von Possenschreibern ist außer Nestroy nur noch Schickh zu nennen, welcher wenigstens einiges Talent für dieses Genre hat. Für die Hofbühne liefern Originale: Grillparzer, dessen letztes Product: „Wehe dem, der lügt," ganz verfehlt ist. Die Mühe, dem Lustspiele eine predigtähnliche Tendenz unterzuschieben, wird stets eine vergebene sein. — Halm (Münch-Bellinghausen) hat eben eine Tragödie: „Himmelda," beendet. — Bauernfeld möge fortan heitere Conversationsstücke schreiben, und sich nicht zu Charaktergemälden oder gar Schauspielen verleiten lassen. — Deinhardstein tritt selten mit seinem wahren Namen hervor; er nennt sich Römer, oder gar nicht. Seine Bearbeitung der Shakspear'schen Widerbellerin, welche im Costume gespielt wird, ist eine treffliche. — Pannasch und Zedlitz scheinen sich von der Bühne zurückgezogen zu haben. — Die Weißenthurn spendet, nach ihrem eigenen Ausspruche, nur noch Winterblumen. — Von Christian Kuffner kommt ehestens ein Schauspiel: „Die Malthescr" zur Darstellung. — So auch ein kleines Lustspiel: „die Perruque" von Herzenskron, der bereits den 5ten Band dramatischer Kleinigkeiten herausgegeben. — Castelli, C. W. Koch und Lembert übersetzen aus dem Französischen; Koch setzt auch den dramatischen Almanach Kurlander's fort; Treitschke und Wertheimer bearbeiten englische Stücke, von denen dieser einige heuer drucken ließ. Alois Jeitteles hat „Aug und Ohr" nach dem Spanischen geliefert. — Endlich edirt Dr. Gustav Ritter von Frank bei Brockhaus ein Taschenbuch dramatischer Originalien. —

Daß keine Operncomponisten in Wien leben *), wurde oben bereits gesagt; unter jenen, welche die Musik zu den Possen liefern, ist Heinrich Proch, Capellmeister am Josephstädter Theater, der talentvollste. — —

*) Dessauer lebt meist in Prag.

Notizen.

[Kant — Werner — Fürst Ligne — Moser.]

In Dorow's Sammlung von „Denkschriften" stehen auch zwei Briefe von Kant. Der große Philosoph klagt im Jahre 1792 über die berliner Censur.

Von Zacharias Werner zwei Briefe, ein indirecter Bettelbrief an eine Freundin, die ihm Goethe's Protection verschaffen soll; ein anderer an Chamisso, den Werner bittet: „Schreiben Sie mir gelegentlich, ob Sie an Jesum Christum, d. h. an das Mittleramt der Liebe glauben; es wäre nicht übel, doch halt es darin jeder, wie er kann."

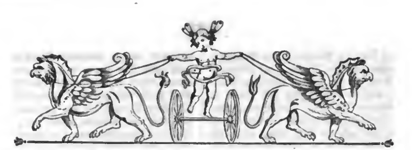
Vom Fürsten Ligne zwei Gedichte aus dem J. 1811. Schon 76 Jahre alt verliebte sich der Fürst während seines Aufenthaltes in Teplitz in ein Judenmädchen, Tochter eines hausirenden Handelsmanns, und knüpfte einen förmlichen Liebeshandel mit ihr an. Eines Abends kam sie nicht zum Rendezvous und da schrieb er jene Gedichte.

Von Karl Friedrich v. Moser, dem Sohne, eine vortreffliche Schilderung der Culturzustände in Oesterreich unter Joseph dem zweiten.

[Berghaus' Länder- und Völkerkunde.]

Von diesem Lehr- und Handbuch für alle Stände ist Bd. 3 erschienen. Ein schöner Stahlstich, den See von Egerdir mit dem eisernen Thor in Kleinasien darstellend, schmückt diesen Band, dessen Inhalt sich folgenden drei Hauptabtheilungen unterordnet: Umrisse der Pflanzengeographie, Skizzen einer Darstellung der geographischen Vertheilung und Verbreitung der Thiere, Umrisse einer Statistik des Mineralreichthums.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 161. — den 18. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Serebrenny war in der mißlichsten Lage. Sein Ehegefühl ward bestürmt von dem Pflichtgebot, Dporschka vor dem Ueberfalle, den Dschegota beabsichtigte, zu wahren, sein Herz aber mahnte ihn an sein dem Fräulein Wasiltschikoff gegebenes Versprechen. Vergeblich suchte er die entscheidende Antwort in ihren Blicken zu lesen, Leo's Späherauge schien jede ihrer Bewegungen zu bannen. Die Töne der Geigen hatten die Gesellschaft vom Tische hinweg und in den Tanzsaal gelockt, wo die Mazurka ihrer harrte. Stolz, die losgeknöpften Aermel auf den Rücken geschlagen, die linke Hand auf den Säbel gestützt, schritten die Cavaliere an der Hand ihrer Damen durch den Saal. Serebrenni, die Gelegenheit benuzend, stürzte auf Barbara los, Leo vertrat ihm den Weg: „Was soll das bedeuten, Pan Jaromir?" fragte er heftig, „wir stoßen auf jedem Schritt zusammen!" — „Es bedeutet, daß Pan Leo mir den Weg vertritt!" erwiederte der Andere kurz. — „Euer Schuld, Majewsky! der Weg ist breit!" — „Doch nicht breiter als mein Säbel!" rief Serebrenny zornig. — „Und fürwahr nicht so lang als meine Geduld! Laßt uns Beide morgen vor Sonnenaufgang messen!" — „Weshalb nicht heute nach Sonnenuntergang?" schrie der Fürst erhizt. — „Erbarmt Euch um meinetwillen," rief Barbara erbleichend und trat zwischen die beiden Gegner, „laßt Euren Streit!" — „Getroffen!" schrie eine Stimme aus einem Nebengemache. — Ein Schuß fiel .... der Damen Kreis in der Mazurka stob aus einander .... und die Gemahlin Kolonta's fiel mit einem Schrei zu Boden. Leo warf die Gäste auf die Seite, die sinkende Mutter zu unterstützen. „Heut Nacht Punct 10 Uhr am alten Schloßthurm zwischen den beiden Eichen!" flüsterte Barbara, die allgemeine Verwirrung benuzend, dem Fürsten zu, und drängte sich schnell in den dichtesten Kreis der Frauen, der um die Schloßherrin bemüht war .... Keiner kannte die Ursache des Schusses! —

VII.

Schallendes Gelächter tönte aus einem Seitengemache in den Saal, während sich die Gemahlin Kolonta's in convulsivischen Zuckungen am Boden wand. In der halbgeöffneten Thür stand aber ihr Gatte, sich den Bauch haltend, der gleich einem Segel hin- und herwallte, neben ihm schüttete sich der Pan Starost aus vor Lachen, zugleich aber den Ungarwein aus dem Glase, das er in Händen hielt. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft lenkte sich sofort von dem Schlachtopfer am Boden auf die Lacher. „Beunruhigt Euch nicht, Ihr Herren und Damen," schrie Kolonta, „es ist hier kein Blut geflossen, denn es galt nur dem hölzernen Absatz meiner Gemahlin, und fürwahr, das Auge hat noch nicht gealtert, er ist nett abgeschossen! Kolonta kann noch seinen Gegenstand aufs Korn nehmen! Was meint Ihr, Pan Starost?" — „Ein herrlicher Einfall!" schrie er-

stickend vor Lachen einer der Parasiten, Pan Premislav, und der Chor stimmte ihm bei. In der That überzeugte man sich, daß die Gefahr sich auf den Absatz der Hausfrau beschränkte, und wie der Schreck kurz zuvor, so ward jetzt das Gelächter allgemein. Die Geschicklichkeit des Schloßherrn, der mitten im Tanze sein Ziel getroffen, ward belobt, und viele der edlen Pane gaben sich das Wort, den Spaß ehestens bei vorkommender Gelegenheit zu wiederholen. Die Damen erbleichten vor dem Gedanken, die Zielscheibe so roher Späße zu werden. Leo, als er die Mutter außer Gefahr wußte, verließ mißgestimmt über den unedlen und gefährlichen Scherz seines Vaters den Saal, wo er das Fräulein Wasiltschikoff vermißte. — Der junge Kolonta war einer der schönsten Männer der Umgegend und der beliebteste Cavalier am warschauer Hofe, dabei feuriger Patriot und tapferer Soldat. Die Wirklichkeit ekelte den edlen Jüngling an, da er sich überall in ihr betrogen fand. Mit einem reichen Herzen war er in die Welt getreten, voll glühender Begeisterung für alles Große und Erhabene; Ideale, die er sich daselbst geträumt. Statt Liebe zum Vaterlande fand er bei seines Gleichen eine unbegränzte Eigenliebe, denn in seiner Person suchte der polnische Edelmann das Vaterland. Den niedern Adel unterschied nur eine unerträgliche Gemeinheit der Sitten und Gesinnungen von den Magnaten; in frecher Anmaßung und übermüthigem Stolze kamen Beide überein, nicht minder in sinnloser Verschwendung ihres Eigenthums und Nichtachtung fremden Gutes. Die Ränkesucht am Hofe, das Jagen nach Aemtern daselbst, die, einmal erlangt, nicht wieder genommen werden konnten, und deshalb ihre Eigner zu eben so übermüthigen Prahlern machten, als sie zuvor kriechende Schmeichler gewesen, dazu das freche Benehmen gegen den König, der die Zielscheibe des Spottes der Hofbeamten und Magnaten war, dies Alles im Verein hatte Leo Kolonta einen unwiderstehlichen Ekel vor dem Hofleben eingeflößt, das er früher so sehnlich gewünscht. Was er bei Hofe und im Heere vermißte, das hoffte er im Vaterhause zu finden, doch auch dieses gab dem schmerzlich Getäuschten nur im Kleinen das Widerspiel dessen, was er dort im Großen gesehen. So ergoß sich das Gift des Argwohns und des Mißtrauens gegen die Menschheit in das reine Herz Leo's, das einst erfüllt war von glühender Liebe für dieselbe, und in ihm selbst bildete sich ein sonderbares Gemisch von Gutmüthigkeit und bitterem Spott, von Leutseligkeit und Stolz, von Edelmuth und Härte, alles Früchte seiner Lebenserfahrungen. Das Fräulein Wasiltschikoff, die ihr Entführer Dschegota dem alten Kolonta gleich einer Waare an Zahlungsstatt gegeben, fand er eines Tages, bei seiner Rückkehr von Warschau, im elterlichen Hause vor, und ihre Erscheinung machte den gewaltigsten Eindruck auf sein weltmüdes Herz. Schönheit, Witz und glänzende Talente der Frauen waren ihm alltägliche Dinge bei seinen Landsmänninnen, doch suchte er bei ihnen vergeblich eine kindliche Einfachheit und sittsame Bescheidenheit, gepaart mit klarem Verstande. Der Unbeschäftigte beschloß mehr aus Neugier und vielleicht einem Anfluge von Mitgefühl mit dem Schicksale der Verlassenen, ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken. Während er sie ritterlich vor der unedlen Rohheit seiner Verwandten, der Frechheit der Dienerschaft und der Eifersucht der Nachbarinnen beschützte, stieg seine männliche Fürsorge zur zärtlichsten Theilnahme, und aus dem kalten Beobachter ward er der glühendste Verehrer seines Schützlings. Das siebzehnjährige Mädchen, aus ihrem Vaterlande und vom Herzen ihrer Mutter gerissen, blieb nicht gleichgültig gegen den Beschützer, den Rathgeber und Freund. Ihr Herz war frei, denn ihre frühere Begegnung mit Serebrenny und dessen Bewunderung des lieblichen Kindes hatte keinen tiefern Eindruck in ihrem Herzen zurückgelassen, da dieselbe eben nie mehr als die Eitelkeit in dem Herzen des Kindes rege gemacht. So wuchs ungestört die Neigung zu dem edlen Leo Kolonta, gegründet auf das edelste aller Gefühle, auf Erkenntlichkeit, das am mächtigsten wirkt in dem jugendlichen Frauenherzen. Das Unglück schürte die Flamme der Leidenschaft, denn, während die Liebe, im Schooße des Glücks genossen, einem Rausche gleicht, der leicht verfliegt, durchdringt das Liebesfeuer, das sich im Herzen des Leidenden entzündet, jede Lebensader. Nur ein Gedanke schreckte die Jungfrau zuweilen aus ihren süßen Träumen auf, der — an ihr Vaterland. Zu jener Zeit fand man noch bei den Russinnen eine schwärmerische Anhänglichkeit für die Sitten und Gebräuche ihrer Heimath, und namentlich für ihren Glauben vor. Ein Hang zu religiöser Schwärmerei, der von Natur in dem Herzen der Jungfrau Wurzel geschlagen, ward durch ihr Unglück noch genährt, und je reizender ihr eine reiche Phantasie ihre Liebe malte, desto drohender trat das Schreckbild der Rache des Himmels vor ihre Seele, die nicht ausbleiben könne, wenn sie ihrem Glauben, ihrem Vaterlande untreu werde, und so selbst den Geliebten mit sich ins Verderben ziehe. Diesen harten Kampf entschied das Erscheinen des Fürsten im Schlosse. Sie beschloß, zu — entsagen, wie sehr sich auch ihr Herz da-

geben sträubte. Nur die Furcht, ihr Vorhaben entdeckt und vereitelt zu sehen, vielleicht auch die so schmerzliche Trennung von dem Geliebten auf ewig, gebot ihr, mit der Flucht zu zögern. Leo's argwöhnischem Herzen war Serebrenny's Erscheinung im Schlosse gleich anfangs aufgefallen, seit ihrem Streite erblickte er in Serebrenny nur den Nebenbuhler, doch wollte er um jeden Preis Gewißheit. Nachdem er die Geliebte allenthalben gesucht, fand er sie endlich in einem der entlegenern Gesellschaftszimmer. Das liebliche Köpfchen ruhte auf den zarten Armen, die Alabasterhände bedeckten ihre Augen, zwei abgebrannte und in gespenstischen Flammen aufflackernde Lichter verriethen, daß die schöne Einsiedlerin in tiefes Nachdenken versunken sei. Leo's Eintreten war ebenfalls von ihr unbemerkt geblieben, und auch er, von ihrem Anblicke wie gebannt, unterbrach erst nach einigen Minuten die Stille durch ein leises Geräusch. Barbara's ahnendes Herz erkannte die Nähe des Geliebten, doch sie wendete den thränenschweren Blick von ihm ab, vielleicht um ihre Thränen zu verbergen. „Schon mein Anblick ist dem Fräulein Wasiltschikoff zuwider?“ fragte Leo, nicht ohne Bitterkeit im Ausdruck seiner Stimme. Die Hände entsanken ihren Augen, ein Thränenstrom stürzte aus denselben, und ihr klagender Blick schien den Freund um Mitleid zu bitten: „Möge der Himmel mir die Kraft schenken, Deinen Anblick zu meiden!“ rief sie mit rührend sanftem Tone. — „Die Kraft,“ fuhr Leo heftiger fort, „das Band der Herzen zu zerreißen, willst Du sagen, — die Kraft, einen Schuldlosen für immer elend zu machen! Oder ist es vielleicht so schwere Schuld, zu lieben? — Und dazu rufst Du den Beistand des Himmels an, der nur die Liebe kennt, von dem nur Liebe auf uns niederströmt? Wozu bedarf es hier noch der Erklärung? Wenn sich je an Deinem Herzen ein Funke meiner Leidenschaft entzündet, er hätte jedes Deiner Vorurtheile schon längst im Keime erstickt!“ — Der vorwurfsvolle Ton Leo's gab dem gequälten Herzen der Jungfrau den gesunkenen Muth zurück, und mit dem Feuer einer wahrhaft schwärmerischen Beredsamkeit erschloß sie dem Geliebten ihr Inneres: Gott habe ihr Bündniß nicht gesegnet, und nimmer könne für sie Beide ein Glück aus demselben erblühen. Dies waren ihre letzten Worte. Mit immer steigendem Unwillen hatte Leo ihrer Vertheidigung zugehört; das Gefühl, das sie zum heroischen Entschlusse trieb, war ihm völlig fremd, und als sie geendigt, überschüttete er die Jungfrau mit einem Strome der bittersten Vorwürfe. Ihre Entsagung galt ihm nur für Gefühllosigkeit, wenn nicht — und die Röthe des Zornes trat auf seine Wangen — ein glücklicherer Nebenbuhler, vielleicht in ihrer Nähe, der unerschütterliche Beweggrund ihrer Denk- und Handlungsweise sei. „Majewsky,“ rief er, „wehe Dir, wenn Du mir dieses Kleinod geraubt!“ und eilte zum Zimmer hinaus. Vergeblich eilte die jetzt doppelt unglückliche Barbara nach, ihr wiederholter Klageruf: „Leo, geliebter Leo, höre mich!“ verhallte ungehört in dem langen Corridor, und händeringend stand sie allein, allenthalben verkannt, und nur ihrem Schmerze überlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Goethe'sche Briefe.]

Ein achtbarer Kritiker in der berliner Vossischen Zeitung äußert sich ungünstig über die Mittheilung Goethe'scher Briefe, deren Mehrzahl, besonders in der späteren Zeit, er wenig beachtenswerth, in vielen Fällen gradezu nur höfliche Empfangsbescheinigungen findet, die weiter kein Interesse haben. Wir gestehen, daß uns kaum irgend ein Blatt von Goethe vor Augen gekommen, dem nicht, sei es durch Gedanken, Anregung, Bild, oder auch nur durch Sprachausdruck und Redewendung, ein eigenes Interesse inwohnte, das in den meisten Fällen den Brief nicht nur werthvoll, sondern geradezu wichtig macht. Dies darf ganz vorzüglich von den acht Briefen an Frau von Grotthuß gelten (im vierten Bande der Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten), und sie wohl am wenigsten geben zu der obigen kritischen Bemerkung Gelegenheit. Wir machen z. B. nur auf den fünften Brief aufmerksam, der von Ludwig Robert's Trauerspiel „Jephtha“ Veranlassung nimmt, den innern dramatischen Bau des Stückes mit der Einsicht des Meisters zu prüfen und zu bessern, alles freilich nur andeutend und mit wenigen Strichen, aber so bestimmt und fruchtbar, daß dieser Brief einer der gehaltvollsten und lehrreichsten zu nennen ist, aus dem noch heutiges Tags jeder Freund und Jünger der dramatischen Muse den ergiebigsten Nutzen ziehen kann. Wie bedeutend und schön ist ferner der siebente Brief! Und dann zum Schlusse der achte, im Anfange des Jahres 1814 bei noch andauerndem Befreiungskriege geschrieben; das Wort über Frau v. Staël ist ein wahres Kleinod in der schönsten Fassung. „Sie haben das Werk de l'Allemagne von Frau v. Staël bereits gelesen,“ schreibt er, „und es bedarf meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil desselben im Manuscript, lese es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmste Weise denken, und man steht mit der Verfasserin niemals in Widerspruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung ist. Alles, was sie von der pariser Societät rühmt, kann man wohl von ihrem Werke sagen. Man kann das wunderbare Geschick dieses Buches wohl auch unter die merkwürdigen Ereignisse dieser Zeit rechnen. Die französische Polizei, einsichtig genug, daß ein Werk wie dieses das Zutrauen der Deut-

schen auf sich selbst erhöhen müsse, läßt es weislich einstampfen; gerettete Exemplare schlafen, während die Deutschen aufwachen, und sich, ohne solch eine geistige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wundersamen Effect. Wäre es früher dagewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben, nun liegt es da wie eine spätentdeckte Weissagung und Anforderung an das Schicksal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maßstab des ungeheuren Schrittes, den sie gethan haben. Möchten sie, bei diesem Anlaß, ihre Selbsterkenntniß erweitern, und den zweiten großen Schritt thun, ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken, und, wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den innern Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren, in wiefern dieses möglich sei, wollen wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten."

[John Cockerill in Lüttich.]

Im dritten Heft des Freihafens lesen wir Streifzüge durch Belgien von Theodor Mügge. „Auch Herrn John Cockerill hab' ich in Lüttich gesehen — schreibt Mügge — den kleinen, alten, sonderbaren Mann, den Kaiser und König der Industrie, in dem grauen Röckchen, wie sein politischer Nebenbuhler Napoleon leibhaftig wandelnd. Wenn einst eine Geschichte des 19. Jahrhunderts erscheint, nicht eine Fürstengeschichte, sondern eine tief eingehende und wahre, welche das Völker- und Culturleben unserer Zeit schildert, wird der Name John Cockerill's wie ein strahlender Stern an der Spitze stehen müssen, und weit intensiver glänzen als die der bloßen Geldoligarchen, der Staatsanleihe-Männer, der Rothschild's, Hoppe's, Aguado's und wie sie weiter heißen. Wo wäre ein Land, in welchem John Cockerill nicht Fabriken angelegt, den Culturfleiß gehoben, neue Entwürfe und Pläne ins Leben gerufen und tausend fleißige Hände beschäftigt hätte? Auf den Pferderennen siegen seine edlen Rosse, in Industrieausstellungen erringt er die Verdienstmedaillen, und was aus seiner großen Culturwerkstatt in Seraing hervorgeht, wo einige vierzig Dampfmaschinen und viele hundert geschickte Menschen für seinen Ruhm thätig sind, trägt den Stempel der höchsten Vollendung. Und dieser kleine lebendige Mann, in dessen greisem Kopf die größten Entwürfe wachsen, der Tuch macht und Stecknadeln, Dampfschiffe, Eisenbahnen und Knöpfe, ist ein Freund und Wohlthäter seiner Mitbürger und bringt Segen und Wohlstand über sie. Seraing aber ist jedem ungeweihten Auge jetzt streng verschlossen, besonders weil die gastliche Freundlichkeit des kleinen Mannes von holländischen Agenten gemißbraucht wurde, die nicht allein seine kunstvollen Maschinen und Geheimnisse ablauerten, sondern auch seine besten Arbeiter durch glänzende Versprechungen ihm entfremden wollten."

[Blücher's Courtoisie.]

In Dr. Dorow's vortreffliche Sammlung von „Denkschriften und Briefen" finden wir neun Briefe vom alten Blücher. Der eine gibt seinen Briefstyl, wenn er mit Damen fein thun wollte. Höchst ergötzlich schreibt er unter anderm: „Gnedigste Frau, ich habe ihnen immer gesagt, wie werht sie mich sind und wie innig ich sie verehre. erkennen sie meine ufrichtigkeit. wihr wollen Fohrt Fahren uns recht innig gube zu sein, und der Palz Graff soll zu seinem Zorn es wissen. meine gnedige Frau ihr libes Briff entheld so vihl angenehmes vor mich, Herr Massena hatte denn ufgehört Schrecklich zu sein. — wen Schöning die gesin erobert so soll es mich lib sein, ich bin ihm guht, und wen er hir zu hause ist kome er vihl zu mich. Hatzfeld seine Sendung ist einzig, aber es geschehen heutte zu Tage lauhter Dinge die die vernunft nicht einmahl ahndet. — bei der Visite so sie von der Frau v. Kleist gebohrne Rüchel gehabt hette ich wohl gegenwärtig sein mögen, den negst ihnen bin ich dieser kleinen Frau auch recht guht, und sie thun mich eine Wohltab wenn sie mich selbiger Empfehlen, leben sie nun wohl meine verehrte kome ihr drolliger Palz Graff so lassen sie ihm zur vermehrung seiner unruhe meinen Briff lesen, und geben sie mich ein mahl nachricht waß vor ein gesicht er dazu gemagt hat" u. s. w.

[Allgemeines Theaterlexikon.]

Ein solches wird von den Herren Pierer in Altenburg und Heymann in Berlin als Zwillingsverlegern angekündigt. Als Herausgeber nennen sich R. Blum, C. Herloßsohn und H. Marggraff, von denen Letzterer den ästhetischen und literargeschichtlichen Theil übernommen hat. Die Technik soll hier zum ersten Male in weitester Ausdehnung bearbeitet werden, und die Garderobe selbst wird sich aufs reputierlichste vertreten sehen. Der Prospect ist sehr zahm, ganz auf den Beifall unserer liebenswürdigen und gemüthlichen Schauspieler, Regisseure und Souffleure nebst zugehörigen Frauen berechnet, weshalb wir glauben, daß der letztere von den genannten Herausgebern wenig mit der Abfassung desselben zu thun gehabt, oder es in diesem Lexikon aufgegeben hat, seine bekannte Theater-Polemik spielen zu lassen. Schade darum!

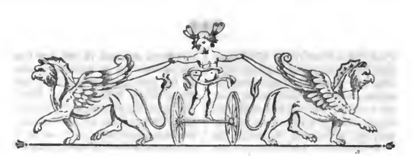
[Engländer in Frankreich.]

Ein englisches Journal rechnet die in Frankreich wohnhaften Engländer in den einzelnen Städten zusammen und bringt die Summe 47,000 heraus. Angenommen, daß jede Person 5 Shilling täglich ausgibt, macht die Summe von 11,875 Pfd. Sterling täglich; mithin wird ein Capital von 4,334,375 Pfd. Sterl. angenommen, dessen Zinsen Frankreich zu gute kommen.

[Fürst Pückler.]

Das Neueste, was Semilasso in Griechenland von sich hören ließ, ist ein Reisefragment im 3. Bde. des Freihafens: „Die Höhle von Antiparos." Man kennt sie vom Vater Engel. Französisch haben sie Tournefort und Choiseul beschrieben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags —— 162. —— den 20. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Selbstgespräche von Dr. Strauß.

„Nein! ich kann nicht, wenn ich auch wollte. Und könnt' ich's, so würd' ich hoffentlich nicht wollen. Mir etwas vorspiegeln, nur um für mich Ruhe, mit Andern Frieden zu behalten!"

Mit diesen Worten beginnt Strauß eine Reihe von Selbstgesprächen, welche das dritte Heft des Freihafens eröffnen. Es ist staunenswerth, wie unersättlich diese Lust der Forschung ist, um aus dem Convolut des christlichen Glaubens, wo sich Wahn auf Wahn, Phantasie auf Phantasie gehäuft, alles herauszuschütteln, was vergänglich daran ist und mit der ewig wandelbaren Zeit zerfällt. Hier Kern und Schale zu sondern, ist das schmerzliche Werk der tiefsten Gewissenhaftigkeit. Religion ist nicht blos Sache des Verstandes, sie ist auch Product der Phantasie. Den Apfel, den sich der Verstand mit verwegener Faust vom Baume der Erkenntniß pflückt, den reicht die Phantasie nicht blos in ihren goldenen Schalen dar, die Frucht selbst ist meistens nur ihr Werk und ein Kind ihrer Liebe. Der Gott bleibt geheimnißvoll verschlossen, wenn Du ihm mit dreister Stirn ins Auge schaust; der offene helle Tag vertraut dir kein Geheimniß an. Aber laß den Abend Deine müde Stirn umziehen, hülle Dein Haupt in die Wolken des Traumes, und mit den Genien der Phantasie, die dich umschweben, steigt ein lichter Gottgedanke in Deine Seele und flüstert mit ihren Zungen, spricht in ihrer Sprache. Die Wahrheit hat sich fast nie anders den Menschengeistern anbequemt, die Phantasie ist mit ihren Gebilden tief eingewebt in alle Religion. Hier zu scheiden, was Inhalt und was Form, scheint oft mißlich, oft geradezu widersinnig, denn ohne diese Form ist dieser Inhalt nicht, was er ist. Anders als in dieser zeitlichen Gestalt hat sich das Wesen nicht zur Erscheinung bringen können: zerbricht die Form, so stürzt auch der Inhalt nach; — wenn der Mantel fällt, sagt Verina, so muß auch der Herzog nach! Ganze Völker bleiben Zeit ihres Daseins eingewickelt in den Mantel ihrer Vorstellungen, und Niemand lüftet ihn, um die nackte Gestalt zu schauen; ganze Jahrhunderte blieben verhüllt in Traum und Nebel, und waren glücklich, bis das Frühroth kam und die Morgenfrische empfindlich wurde. Das ganze Mittelalter mit seinem Katholicismus schlief solch' langen Schlaf, und die jetzigen Geschlechter dehnen und recken beim Erwachen noch immer unwillig ihre Glieder. Der Traum von der reinen, unberührten Jungfrau, von dem heiligen Mann mit den Schlüsseln zur Himmelspforte, von den alltäglich neuen Wundern der Heiligung, von dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche, dieser ganze Traum hatte seine zaubervollen Entzückungen, man fühlte sich wohl und warm, die Phantasie schwelgte unter duftigen Blüthen. Nun der Traum aus ist, fühlen wir uns frostig angeregt, das Erwachen ist schmerzlich. Die Philosophie hat Geister heraufbeschworen, die vor der Morgenhelle nicht weichen, die am lichten Tage erst recht ihr Wesen treiben. Der orthodoxe Protestantismus sucht zu halten, was haltbar scheint im Strome der Zeit. Selbst Schleiermacher ließ

vom Forschen ab und kam der bedürftigen Menschennatur, die den Anblick der hüllelosen Gestalt nicht ertragen kann, mit Bild und Symbol zu Hülfe. Auch die Hegel'sche Speculation rettete vom alten Glauben, was mit ihrem Begriffe verträglich war. Vor Strauß fallen alle diese Bemühungen zurück, er hat die ungeheure Consequenz des Geistes, alle Nebendienste abzuweisen, das Kleid von dem Wesen zu trennen, das Vergängliche vom Unvergänglichen, das Bild vom geistigen Gehalt. Er hat den Muth, dem Menschengeschlecht keinen Schmerz der Enttäuschung ersparen zu wollen, er ist es, der die Reformation des Christenthums, die Luther begann, vollendet. Ist das Christenthum die absolute Religion, die über allen Wandel des Zeitcostüms wie ein Proteus hineinragt in eine Ewigkeit des menschlichen Daseins, so muß es diese Feuerprobe der forschenden Vernunft, diese Nagelprobe der kritischen Analyse bestehen, es muß, wie die Völker, ihren Nationalhaß ablegen und sich zur Menschheit erziehen, sich zur Weltreligion fortbilden. In Deutschland stirbt der Faust nicht aus, er erneut sich in allen Gebieten des Wissens, und das Schicksal, seinem Drange fortwährend preisgegeben zu sein, hat das Christenthum weniger zu fürchten, als ein anderes Schicksal. Nur das Schicksal des Ueberflüssigwerdens, wenn die Geschlechter der Menschen ihre Wege selbstständig fortwandeln, sich immer neue Bahnen auf dem Rund der Erde und mit allen Elementen eröffnen, und die Ueberlieferungen des innern Lebens sich selbst überlassen, nur dies Schicksal des Ueberflüssigwerdens wäre Tod und Vernichtung. So lange der Geist der Forschung lebendig bleibt, um am Christenthum Geist und Leib zu sondern, so lange wird es die Menschheit beherrschen, und aus allen Prüfungen immerdar geläutert hervorsteigen.

Die Selbstgespräche, die der Freihafen bringt, führen die Ueberschrift: „Vergängliches und Bleibendes im Christenthume." Strauß widerlegt eine Aeußerung in den Korintherbriefen, wo der Apostel sich die Miene gibt, als sei nur die Hoffnung auf dereinstigen Lohn in der andern Welt die belebende Macht gewesen, die ihn standhaft gegen das Böse erhalten habe. Strauß weist nach, daß das Gute, das du thust, seinen Lohn in sich selbst hat, und ein Bewußtsein gibt, daß dich mitten in der Mühsal des Kampfes, mitten im Ungemach tief beglückt und beseligt. Diese Lohnsucht nimmt er den Schwachen als eine eitle, untaugliche Stütze. Das diesseitige Leben muß seine Erfüllung und Geltung in sich selber haben; in der Gestaltung des Schicksals nach dem Tode, sei's in Furcht oder in Hoffnung, einen Antrieb zum Guten zu suchen, ist eine jener frommen Schwächen, die entnerven und die Lebenskraft unsicher machen; nur die freie Entfaltung des moralischen Willens ist förderlich für ein ewiges Seelenheil. Den Aposteln war das andere Leben Vergeltungszustand; uns ist es Fortentwickelung. Und weil wir den Gott vollauf ins Menschenleben eingegangen wissen, weil wir ihn haben und finden in dem Geschick des leidenden, ringenden, immerdar erlösungsbedürftigen Geschlechtes, das alle Martern des Heilandes an sich selber erfährt, so können wir auch nicht mit dem Apostel sagen, daß ohne die Auferstehung Christi vom Tode unser Glaube an ihn leer und vergeblich wäre. Die christliche Lehre hat ihren Inhalt, ihren Segen und die Erfüllungen ihrer Verheißungen auch ohne jenes zweifelvolle Wunder, mit welchem die gläubige Menge wie mit einem Triumph des äußern Erfolges prunkt; wir glauben an die Ewigkeit des Lebens auch ohne Auferstehung der Leiber, wir glauben an die Göttlichkeit Christi, auch wenn er sie nicht durch Wunder bethätigt, wir glauben an die Wahrheit seiner Lehre, auch wenn er nicht durch körperliche Himmelfahrt bewiesen, sie stamme von oben. Das Göttliche hat seine Gewißheit in sich selber, es bedarf nicht der Bestätigung in sinnlichen Erfolgen. Und ein Christenthum, das sich dieser äußeren Stützen entledigt, das alles Schauspiel von sich streift, wird um so mehr erst recht eine Kraft des sich selbst gewissen Geistes, der alles Leibliche beherrscht.

Strauß hat das große Verdienst, das Christenthum seiner Historie und seiner Mythen entkleidet zu haben, damit von seiner Hülle frei sein Wesen als der Kern mit ewiger Machtvollkommenheit herausspringt. Ein Kirchenlehrer unserer Zeit, der sich gegen das Verbot der Schrift von Strauß geäußert, hat gleichwohl die Besorgniß ausgesprochen, es sei zu Ende mit dem christlichen Glauben, wenn Strauß nicht widerlegt werde. Er ist nicht widerlegt. Aber diese Besorgniß ist auch unrichtig. Jener Kirchenlehrer nimmt das Christenthum nur als eine Historie. Uns aber ist es eine Thatsache von immerdar erneuter, allezeit gegenwärtiger Gültigkeit. Für uns tritt es in jedes neue Menschenleben als Historie, und macht jede einzelne Seele zum Schauplatz seiner stillen Herrlichkeit. Daß die Menschheit selbst der wahrhafte Gottessohn, scheint freilich eine Weisheit, die nicht abgeschlossen protestantisch ist. Sie ist eben so gut katholisch; sie greift in alle vereinzelte Bekenntnisse über, und mit ihr stimmt auch der Ausspruch jenes katholischen Dichters überein:

Ist Christus tausend Mal in Bethlehem geboren, —
Und nicht in dir, so bleibst du dennoch ewiglich verloren!

Streifzüge.

Novelle.

Nach dem Russischen von Dr. Robert Lippert.

(Fortsetzung.)

Die Mazurka rauschte in den Sälen des Schlosses, von den Kriegs-, Wein- und Liebesgesängen der Gäste begleitet. Die Gruppen und Kreise verschlangen sich immer dichter und malerischer, bacchantischer Taumel ergriff die Versammlung bei diesem Siegestanze, die Jungen zeigten ihre Kraft und Kühnheit der Bewegungen, die Aeltern fühlten im Zuschauen alles untergegangene Leben wieder in sich erwachen und stimmten frohe Lieder an. Wenn die Polonaise mit ihrem marschähnlichen Rhythmus der Tanz des Krieges genannt werden kann, so ist die Mazurka gleichsam der Tanz des Triumphes nach der Schlacht, und in ihr drückt sich der echte Nationalcharakter des stürmischen, verwegenen und gewandten Polenvolkes aus. — Einen Moment des allgemeinen Rausches erspähte Serebrenny, um sich aus dem Saale und in den Garten zu schleichen. Auf ein verabredetes Zeichen erschien Selensky, um seinem Herrn über die im Verlauf des Abends gemachten Entdeckungen Bericht abzustatten. Geschwätzig erzählte der Diener, daß man die Ankunft eines der polnischen Heerführer, Maziewsky, mit dem Seerebrenny in einem Regimente gedient, noch vor Einbruch der Nacht im Schlosse erwarte, daß ferner sich das Gerücht verbreitet, er, der Fürst, sei bei dem Streifzuge gegen Dschegota geblieben; er habe dies Mährchen nach Kräften zu unterstützen gesucht und die Kolonta'schen Reiter hätten sich, erfreut darüber, vor ihrem Abmarsch noch weidlich betrunken und sich kaum auf den Pferden halten können; die Pferde des Fürsten seien endlich gesattelt, das Gepäck und die Waffen in Ordnung, und er harre nur auf den Befehl seines Herrn, um aufzusitzen. Der Fürst gebot dem Diener Stillschweigen, denn eben vernahm man ein leises Rascheln im nahen Gebüsch. Beide horchten auf, doch man vernahm blos das Herabfallen der Regentropfen von den Bäumen. Ein Lichtstrahl fiel auf den Weg und ein Schatten zeigte sich. „Das Licht kommt aus der Hinterseite des Schlosses," sprach sicher gemacht Selensky, „ich sah eben Jemand an den Fenstern vorüber mit einer Leuchte durch den Corridor gehen." — „Nimm meine Uhr, Selensky," hob Serebrenny mit gedämpfter Stimme an, „und erwarte mich mit dem Glockenschlage der zehnten Stunde an dem verfallenen Schloßthurme zwischen den zwei alten Eichen. Du wirst drei Pferde gesattelt halten!" — „Ich verstehe, Herr!" erwiederte Selensky, „die Stallknechte könnte man in eine Kanone laden und ausschießen, sie würden nicht wach werden; sie hab' ich, Dank sei es dem Branntwein, zur Ruhe gebracht!" — Serebrenny gab ihm die Parole und der schlaue Diener schlich sich davon. Rasch eilte der Fürst dem Schlosse zu. Lautes Gespräch in einer Seitenallee hemmte seinen Schritt. „Ebbene, uomo di poca fide," rief eine Stimme, „und sind die Weiber etwa besser? Dieser Majewski hat Deine spröde Schöne schon am Schnürchen und wickelt sie nach Belieben um den Finger! Der Kerl ist übrigens ein Tausendkünstler! Ich möchte Unterricht in der Verführungskunst bei ihm nehmen!" — „Schweig!" schrie der junge Kolonta. „Ich sage Dir, ehe soll die Treulose den Leichnam Ihres Verführers umarmen ...." — „Possen," fiel ihm der Andere ins Wort, „wollten wir alle Treulosigkeiten der Weiber auf solche Weise rächen, so könnte Sigismund mit Amazonen gegen die Russen zu Felde ziehen! Folge meinem Beispiele! Spiele den Verzweifelten, leere eine Flasche alten Ungar auf den Untergang Deines treulosen Liebchens, eine zweite auf das Wohl Deines zukünftigen, besinge Beide und verliebe Dich sofort aufs Neue!" — „Wehe dem Elenden, wenn ich ihn finde!" tobte Kolonta. — „Ich selbst möchte wissen, wo er Sie küßt; doch dilettissimo amico, hier ist's verteufelt kalt und meine Wunde schmerzt mich unmenschlich, auch muß ich der Pana Eleonore sagen, daß Sie wie ein Engel tanzt, vorausgesetzt, daß die Engel tanzen. Ich glaube ...." Die letzten Worte Soltyk's, denn er war es, der mit Leo Kolonta sprach, gingen für Serebrenny verloren. Sein beleidigtes Ehrgefühl forderte Rache gegen den Nebenbuhler, und neue Pläne schmiedend, kehrte er ins Schloß zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Kunstausstellung in Mainz. Die Taunusbäder.]

Unter den Kunstausstellungen, die wir in den letzten Jahren hier sahen, war die diesjährige unstreitig die bedeutendste. Die Zahl der Gemälde überstieg 350. Tritt, wie nicht zu zweifeln, auch der frankfurter Kunstverein, zu unserem rheinischen Verband, so wird derselbe auch eine sehr wichtige Ausdehnung erhalten, da in neuerer Zeit in Frankfurt für plastische und zeichnende Künste viel gethan wird. Vorherrschend war diesmal insbesondere das Landschaftsfach. Wir fanden die Namen Pappeelt in Dresden, Prämel in Hamburg, Heinel in Baireuth, Adolph Karl in München, Ercola daselbst, Vollmer in Hamburg, Morgenstern in Frankfurt,

Lukas in Darmstadt, Paß in Düsseldorf, Rottmann in Durlach, Schotel in Medemblick, Ott in München, Pelgrom und Floriment in Amsterdam, Laßiesky in Karlsruhe, Fohr in München, Quaglio daselbst, Braakmann in Mannheim, Heinlein in München, Schulten in Düsseldorf, Spitzweg in München, Sander in Hamburg, Herrman Kaufmann daselbst, — im Ganzen mit 195 Stücken. Die Reihe der Genrestücke war ebenfalls sehr groß; doch bei weitem nicht so reich an Ausgezeichnetem. Ich kann hier nur folgende Künstlernamen hervorheben: Geyer in Augsburg, Moritz Müller in München, Sagstetten daselbst, Adolph Richter in Düsseldorf, Stilke daselbst, Simon in München, Altmann daselbst, Jacobs in Hannover, Brückmann in München, Gräfle daselbst, Kreul in Nürnberg, Oppenheim in Frankfurt, Petzl in München, Mailand in Paris, August von der Emden in Kassel u. s. w. Vieles darunter wäre freilich in der Rubrik Historie, Mythe und Allegorie aufzuzählen, wenn es nicht durch Composition und Behandlung mehr an das Genre grenzte. Eigentlich historische Gemälde waren sehr wenige ausgestellt, und nach den historischen Schlachtstücken von Dietz in Karlsruhe, die übrigens meisterhaft waren, wüßte ich aus diesem Fache nichts mit Auszeichnung zu nennen. — Die Rubriken Architektur, Stillleben, Portraits boten manches Schöne und Gute, doch noch weit mehr Unbedeutendes. — Die Plastik war schlecht vertreten, wie auch nicht anders zu erwarten, da bedeutende plastische Werke den Transport erschweren, und leicht beschädigt werden. Dagegen hatten wir einige interessante und gute Glasgemälde von Wendemeyer in Göttingen, treffliche Porcelain-Malereien von Meleon in Paris und ein treffliches enkaustisches Gemälde von Olivier jun. in München. — Was endlich die Theilnahme betrifft, welche dieses Jahr das Publicum für die Kunstausstellung an den Tag legte, so kann ich darüber nur Lobenswerthes berichten. Die drei Säle waren zu allen Stunden des Tages von Beschauern besucht und besonders fand sich die Damenwelt sehr zahlreich ein. Während der Ausstellung wurden etwa 200 Actien zur Gemälde-Verloosung subscribirt, eine unbedeutende Zahl, die dem Vereine nur sehr schwache Mittel zu Ankäufen von Gemälden an die Hand gegeben haben würde, wenn derselbe nicht für den eignen Besitz eine Ankaufssumme bestimmt hätte. So konnten wenigstens einige gute Gemälde acquirirt werden, die wir nur ungern aus Mainz hätten scheiden sehen. Mannheim hatte indeß schon einige der besten Stücke für sich in Beschlag genommen, und in den weitern Ausstellungen zu Darmstadt, Karlsruhe und Straßburg wird wohl noch das Uebrige von Auszeichnung abgesetzt werden.

Das Leben und Treiben am Rheine gewährt im Augenblick viel Interesse. Täglich kamen nicht weniger als vier Dampfschiffe hier an, beladen mit Reiselustigen aus allen vier Weltgegenden, die von hier aus die Rheingegenden und die Taunusbäder durchschwärmen, sich laben und stärken an einer herrlichen Natur und an den unvergleichlichen Heilquellen des glücklichen und gesegneten Nassau. Eben so kamen wöchentlich hier mehrere hundert Eilwägen an, die mit den kommenden und abgehenden Dampfböten correspondiren. Was die Taunusbäder betrifft, die jetzt meistens eine blühende Saison haben, so sieht's namentlich in Wiesbaden sehr lebendig und herrlich aus, und es sind weit über 3000 ständiger Curgäste daselbst, abgesehen von der unzähligen Menge Fremder, die Wiesbaden dies im Fluge berühren. Auch Biberich wird stark besucht. Das niedliche Duodez-Residenzstädtchen am Rheine, das gar romantisch und lockend da liegt, will durch die Eisenbahn und die Dampfschifffahrt eine Art Bedeutung unter den Handelsplätzen gewinnen; es wird aber nie etwas anderes werden, als ein lieblicher Sammelplatz der wiesbadner und mainzer schönen Welt. — Von den übrigen Taunusbädern ist jetzt Ems am besuchtesten, und mit Recht. Es fehlt zwar auch dort an Unterhaltung und Zerstreuung, es fehlt ein geselliges Leben, Theater, Concert; allein die treffliche Quelle und die romantisch-pittoreske Gegend entschädigen für alles, und die tausend Curgäste, die jetzt dort sind, wissen schon recht gut, ihre Zeit hinzubringen, abgesehen davon, daß die Excursionen durch die Rhein-, Mosel- und Lahngegenden, die von Ems aus vielfach unternommen werden, schon an sich sehr interessant sind. — Die übrigen Taunusbäder, Schwalbach, Schlangenbad, Homburg, Weilbach, Soden, Kronthal u. s. w. haben zwar zusammen nicht so viel Badegäste als Ems oder gar Wiesbaden; indessen lebt man hier ein ländlich-idyllisches, glückliches, ruhiges Leben, pflegt seine Gesundheit und stärkt sich an der herrlichen Bergluft dieser romantischen Gegenden. An allen diesen letztgenannten Orten findet man treffliche Gasthöfe und prächtige Curhäuser, man macht Ausflüge in die nahgelegenen, reichen und romantischen Dorfschaften, und lebt äußerst gut und billig. — Sie sehen, daß zur Sommerszeit unsere Gegend ein wahres Eden ist, ein Zufluchtsort der Siechen, wie der Heitern und Glücklichen, für jene, um zu genesen, für diese, um im dolce far niente einige Wochen hinzuleben, oder auch auf dem classischen Boden sich Muth und Kraft zu holen für das lästige, alltägliche Leben. Es läßt sich denken, daß eine solche Gegend, mit solchem Segen vom Himmel überschüttet, mit jedem Jahre an Wohlstand zunimmt, und man sieht das nicht nur an den schmucken, reichen, oft üppigen Wohnungen und an der trefflichen Lebensweise, sondern man sieht es auch schon an der Physiognomie der Bewohner, auf deren Zügen die Heiterkeit, die Wohlhäbigkeit und der Lebensgenuß ihre Spuren kenntlich ausgedrückt haben. —

Notizen.

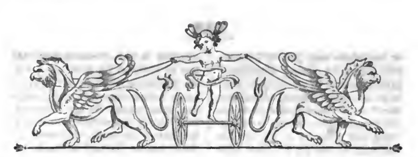
[Lieutenant Bernhardt, lithographirt.]

Der sächsische Lieutenant Bernhardt, der in Algier die Aufmerksamkeit der Franzosen auf sich zog und mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt aus dem Feldzuge zurückkehrte, ist von der vortheilhaft bekannten Künstlerin Emilie von Loquesse gemalt. Von Grunewaldt erschien nach diesem Bilde eine Lithographie.

[Oken's Naturgeschichte.]

Von diesem Nationalwerk (Stuttgart bei Hoffmann und Wien bei Gerold) ist Lief. 50—54 erschienen, zur Zoologie und Mineralogie gehörig; von den Abbildungen Lief. 9.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 163. — den 21. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Der erste Glockenschlag der zehnten Stunde traf Serebrenny an dem verfallenen Wartthurme, und kaum angelangt, vernahm er Pferdegetrappel längs der Gartenmauer, die nach dem Thurme führte. Er wagte jedoch nicht, das verabredete Zeichen zu geben, denn noch fehlte Barbara. Ringsum herrschte die tiefste Dunkelheit. Wenige Minuten später hörte man leises Rascheln im Grase und bald darauf rief eine zitternde Stimme seinen Namen. Schnell zog Serebrenny die Hand der Bebenden an sein Herz. „Ein Wort, Barbara," raunte er ihr ins Ohr, „ehe wie unser Leben den Schicksalsmächten anheimstellen, — das Wort der Hoffnung, so Gott uns rettet, das Wort des Trostes, wenn ich untergehe — sag' an, kannst Du mich lieben?" — „Wie einen Bruder, Fürst," erwiederte Barbara ruhig, „denn anders lieben kann mein Herz nur ein Mal, und meine Liebe gehört Leo Kolonta auf ewig!" — Der Fürst ließ ihre Hand los und trat einen Schritt zurück. „So bist Du denn für mich und Dein Vaterland verloren!" rief er in dumpfem Schmerze. — „Eilet, Herr!" schrie Selensky, „ich höre Getümmel im Schloßhofe, man schlägt die Pforten zu und verriegelt sie!" — „Wir sind verloren!" klagte Barbara und rang die Hände. — Das Geräusch näherte sich und ein breiter Lichtstrahl erhellte die Scene. Leo an der Spitze einer zahlreichen Dienerschaft erkannte den Fürsten und mit gezogenem Säbel auf ihn losstürzend, brüllte er: „Wehre Dich, Räuber meines Glücks! denn nicht ungestraft sollst Du Deinen Raub genießen!" — Serebrenny hatte bereits den Säbel entblößt und wehrte den Angriff nur vertheidigend ab. Barbara wollte sich zwischen die Kämpfenden stürzen, sank aber ohnmächtig vor Erschöpfung und Schreck zu Boden. Leo erfüllte die Luft mit seinen Flüchen und schlug sich wie ein Rasender. Erschreckt von dem tageshellen Fackelscheine flatterten die Nachtvögel aus ihrer Schlafstätte auf, um das alte Gemäuer und über die Häupter der Streiter. Serebrenny, von dem Lichtstrahle geblendet, erhielt eine Streifwunde, und sein Blut träufelte auf das bleiche Weib am Boden, die in den Armen des Todes zu liegen schien. Keiner der Diener hatte Hand anzulegen gewagt. Als der Fürst sein Blut fließen sah, vergaß er alle Schonung. Der gewandte Fechter benutzte schnell eine der zahlreichen Blößen seines wüthenden Feindes, und ein tödtlicher Hieb in den Kopf streckte den Jüngling zu Boden. — „Rette Dich, Selensky," schrie der Fürst, „und was es auch koste, benachrichtige Agareff vom nahen Ueberfall und meinem Untergang!" — In diesem Augenblicke vernahm man die tobende Stimme des alten Kolonta; Selensky wagte einen verzweifelten Sprung von der kleinen Erhöhung, auf der er mit den Pferden stand, und im Nu war er mit dem Renner des Fürsten jenseit der Gartenmauer. Serebrenny auf seinen Säbel gestützt, erwartete ruhig die Ankunft Kolonta's. „Ich irre mich nicht," rief eine hohe Mannesgestalt, die eben

mit Kolonta vor den Fürsten trat, „das ist Fürst Serebrenny, der kühne Führer des gestrigen Streifzuges!" — „Der Strelitzenhauptmann," schrieen zahlreiche Stimmen, „hängt ihn an den nächsten Baum, den russischen Räuber und Spion!" — Der Fürst warf einen drohenden Blick auf die ihn umringende Menge, er erkannte Mazlewsky — ruhig und gefaßt sah er sein Schicksal voraus. Vergebens rang der Alte sich die Hände wund über dem Leichnam des Lieblings und einzigen Sohnes, dann brüllte er, schäumend vor Wuth und Schmerz, Serebrenny zugewendet: „Verräther, genügte es Dir nicht, wie ein Dieb in der Nacht Deinen Raub an meinem Hab' und Gut auszuführen? Mußtest Du Dich noch in mein Haus stehlen, um meine Gastfreundschaft mit dem Morde des einzigen Sohnes zu vergelten? O, Leo, mein armer Leo! Wer wird jetzt den Namen Kolonta tragen, denn auch ich werde vergehen in meinem Schmerze!" — „Greift ihn," herrschte er den Dienern zu, „reißt ihm die polnische Tracht vom Leibe, die er schändet, schmiedet ihn in Ketten, den lügnerischen Kundschafter, und werft ihn in das tiefste Verließ, den Aufenthalt der Molche und Kröten, damit er einen Vorgeschmack der Hölle bekomme, bevor er durch meine Hand dahinabfährt!" — Viele von den edeln Gästen suchten den Alten zu besänftigen, doch vergebens; und schon hatten sich einige der niedrigen Schmeichler und die Dienerschaft über den Wehrlosen geworfen, der nicht mehr an Vertheidigung dachte. Halb entkleidet warfen die Feiglinge ihr Schlachtopfer in einen feuchten Keller des alten Thurmes und schwere Riegel und Schlösser versperrten den Ausgang. Die Schloßuhr tönte eben Mitternacht.

VIII.

Wie der Ertrinkende nach dem Strohhalme greift, so hält sich der des Todes gewärtige Gefangene an ein Trugbild seiner Phantasie, an einen Traum. Ein matter Sonnenstrahl in die Kerkernacht geworfen, ist für ihn das Gestirn der Hoffnung, die er im Herzen trägt; die Sonne der Freiheit, die ihm aufgeht. Der Schein verschwindet, der Lichtstrahl erlischt, die Dunkelheit erfüllt den Kerker und die Seele des armen Gefangenen. An die Stelle der Hoffnung tritt Verzweiflung, stumpfe Hingebung oder ohnmächtige Wuth. Die Ungewißheit spannt den Geist, der Gedanke des nahen Todes aber wühlt wie ein zackiges Schwert im Herzen, ja er vergißt Alles, der Einsame, was ihm theuer war und was er verloren über der Erinnerung an das, was ihm am theuersten ist und er verlieren wird, das Leben. Dies war die Geschichte der Nacht und des folgenden Tages, den Serebrenny im Kerker verbrachte. Das harte Brot, das er vorfand, hatte er unberührt gelassen, den Wasserkrug jedoch geleert. Es war dunkel und still rings um ihn, wie in seinem Innern oder in seinem künftigen Aufenthalt, dem Grabe. Die neue Wache vor seinem Kerker kam zur Ablösung und weckte die schlafende. Ihr Gespräch drang bis zum Ohre des Gefangenen: „Verdammtes Gestein," hub eine Stimme an, „es stachelt einem die Rippen sogar durchs Stroh, und beim Teufel, mit Moos und Pilzen bewächst man, wenn wir eine ganze Nacht zubringen müssen in der Feuchtigkeit!" — „Bist Du von Pfefferkuchen, Kerl," spottete ein Anderer, „daß Dich der Regen schon aufweicht? Beruhige Dich, wir werden hier keine Ewigkeit verleben, denn morgen vor Tagesanbruch macht man dem russischen Händelmacher den Garaus, und schon halten sechs Kolonta'sche Reiter die Büchsen bereit, — dann magst Du schnarchen, wie er selbst, bis zum jüngsten Tage! Pan Leo hat übrigens ...." — Das Schnarchen seines Gefährten überzeugte den redseligen Wächter, daß jener nicht so lange gewartet und brach hier das Gespräch ab. Serebrenny überlief es eiskalt bei den Worten des Wächters. „Morgen!" sprach er zu sich selbst, „wohl hatte Agareff recht, im Grabe sehe ich die Geliebte wieder!" — Ein Thränenstrom erleichterte das gepreßte Herz bei dem Gedanken an den Freund und die Geliebte, dann aber ermannte er sich und rief unwillig aus: „Warum muß ich aber hier den ehrlosen Tod erleiden, nachdem mich das Schicksal in so vielen Schlachten verschont? Warum starb ich nicht in meinem Berufe unter den Mauern von Opotschka?" — „Oeffnet!" schrie gebieterisch eine Stimme; Waffenlärm drang an das Ohr des Gefangenen, die Riegel klirrten und ein Strahl drang durch die Spalte. Der Fürst schlug ein Kreuz und hielt sich bereit zum Tode.

Selensky's Flucht war im Getümmel der Nacht unbemerkt geblieben und der Flüchtling jagte durch Gestrüpp und Moräste dem ersehnten Ziele zu, nur zuweilen durch einen tüchtigen Zug aus der Reiseflasche das schmerzliche Andenken an seinen guten Herrn ertränkend. Die Hoffnung, Agareff noch in Zeiten zu benachrichtigen und vielleicht dem Fürsten Rettung bringen zu können, stachelte seinen Lauf und ließ ihn keinen Augenblick versäumen. Am zweiten Tage gelangte der treue Diener bei der Welika an, und schlau die alte Furt vermeidend,

die er vom Dschegota befreit glaubte, ritt er längs dem Ufer hin, um eine seichte Stelle aufzusuchen. Als plötzlich zwei von Kopf bis Fuß bewaffnete Männer aus dem Gebüsch hervorsprangen und seinem Rosse in die Zügel fielen. Er wollt sich zur Wehr setzen, aber einer der Buschklepper rief ihm spottend zu: „Wenn Du die Zunge oder die Hand rührst, Kamerad, so nagle ich Dich an den Sattel, wie ein Stück Blech!" — „Wie," schrie Selensky. „Ihr wagt es, einen polnischen Schlachtschitz räuberisch anzufallen?" — „Schau', wie wir's wagen, und spare Deine unnützen Worte, Prahlhans!" erwiederte ihm der andere Räuber, und dabei faßte er Selensky's Pferd am Zügel und führte ihn dem Walde zu, während sein Gefährte mit gespanntem Hahne hinterdreinging.

Die Gepanzerten, die ihr Räuberhandwerk in der Umgegend trieben und die wehrlosen Wanderer von ihrer Habe befreiten, waren eigentlich zum Schutz der Gränzen gegen die Einfälle der Russen bestimmt. Die Jagellonen hatten in früherer Zeit diese Kriegerkaste gestiftet und mit Edelmannsrechten, jedoch ohne eine Stimme auf den Reichstagen, versehen. Als die liefländischen Ritter noch mit den Russen im Kriege lagen, that diese Schar, die beim ersten Aufgebot das Roß bestieg, gar große Dienste. Nach dem Untergange des Ordens aber dienten sie nur noch als Wächter der Gränzen. Da gab's jedoch nicht immer Arbeit, und die müßige Zeit bei Nacht und am Tage füllten sie aus mit räuberischen Ueberfällen und mit Plünderung von Freund und Feind. Ihr kühner Führer, Dschegota, konnte sich mancher ausgezeichneten Waffenthat rühmen, und ihm fehlte nichts, als eine zahlreiche Mannschaft oder ein stattlicher Kriegsschauplatz, und aus dem Wegelagerer wäre ein Feldherr geworden, dessen Namen man verherrlicht und dessen Thaten man in das Buch der Geschichte eingetragen hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Recept gegen den Schwindel.

Nimm: drei Drachmen wildaufflammenden Zorn,
(frisch zu haben an Deutschlands Dichterborn).
Dann: den Schmerzensschrei ganzer Nationen,
Weltenschmerz und zerfahrnes Gemüth,
Freiheitsträume, von Deutschthum durchglüht,
von jedem, nach Gusto, drei starke Portionen.
Adde: Katholicismus und Mönchswesen,
herauf beschworen aus dunklem Schacht,
längst verfloss'ner Jahrhunderte Nacht,
wie es in allen Journalen zu lesen;
dann: ein Drachma von Luther's strahlendem Licht,
ankämpfend gegen die feindlichen Geister —
und (wenn es an gründlichem Wissen gebricht)
zwölf Gran schöner Worte schwülstigen Kleister.
Dies alles vermischt — nimm des Abends ein,
bald wirst du gesund — — wie der Zeitgeist sein.

Amalie Krafft.

Correspondenz.

Aus Wien.

[Die wiener Journalistik.]

Mit Ende des Monats Junius hat die Zeitschrift: „Der wiener Telegraph" zu erscheinen aufgehört. Also das zweite Journal, welches das Jahr 1838 post Chr. n. in Wien zu Grabe trägt; denn seit dem Beginne desselben schläft auch Kaltenbäck's Zeitschrift für Geschichte und Literatur in sanfter Ruhe. Hat auch Deutschland dadurch keinen erheblichen, bedauernswerthen Verlust erlitten, so ist doch der schmale Landstrich der österreichischen Belletristeik um zwei seiner bessern und würdigern Institute der Tagesliteratur gekommen. In Oesterreich ist es in wenigen Beispielen und bemerkenswerth, daß eine Zeitschrift schöngeistigen Inhaltes unterbrochen werde, da die Concessionen zur Herausgabe derselben nur mit der äußersten Sorgfalt, mit umständlichsten Belegen und Ausweisen der Mittel zum Fortbestande ertheilt werden; — und es müssen auch absonderliche Umstände und Ungeschicklichkeiten zusammentreffen, wenn ein solches Zeitschriften-Privilegium in der dünngesäeten Journalistik Oesterreichs nicht reichlich rentiren kann.

Ich benutze diese Gelegenheit, um über die eingegangenen Blätter, wie über die gesammte Journalistik Wiens zu referiren.

Der tüchtige Geschichtsforscher Kaltenbäck gründete das Journal als Fortsetzung des Hormayr'schen Archivs, nachdem es unter der Redaction Ridler's sich nicht emporschwingen konnte und bereits ein Jahr lang nicht mehr erschien. Er begann 1835 mit warmem Eifer, und wählte den Titel: „Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatenkunde, und Blätter für Literatur, Kunst und Kritik." Allein in dieser Tendenz und schon im Titel liegt der Ruin, die Unmöglichkeit eines vielfältigen Eindringens ins Lesepublicum. Jedes österreichische Geschichtswerk, obwohl mit Unrecht, steht im Mißcredit; um wie viel mehr ein historisches Tageblatt, dessen Ursprung und Gründer (Hormayr) nur in zu gutem Gedächtnisse ist. Trockene Forschungen und Ausgrabungen von Chroniken und Manuscripten sind nicht für die Masse, selbst nicht für den gebildeten Leser, und finden unter den Gelehrten und Männern vom Fache wohl Unterstützung an Beiträgen, aber nicht an Pränumerationen. In Oesterreich kann gegenwärtig kein derartiges Unternehmen sich blos durch das Publicum erhalten; im Lande selbst findet es die geringste Theilnahme, wenn nicht gänzliche Indifferenz, und außerhalb Oesterreich ist es a priori discreditirt. Nur die Hingebung an sein Studium, die Liebe dafür, der kurzsichtige Eifer eines Stubengelehrten kann hier diese offene Thatsache und ihre Folgen übersehen.

Mit den „Blättern" hatte es die gleiche Bewandniß; die Literatur und Kritik der Fachwissenschaften hat blos für Einzelne Interesse, und Geschichte und Belletristik hat mit denselben Vortheilen zu kämpfen. Leider wurde es bewahrheitet. Die einheimischen Producte erhielten zwar nur ein mäßiges Lob und in manchen Fällen ward das Schlechte scharf kritisirt; hingegen alle auswärtigen Schriften über und von Oesterreich wurden, wenn sie nicht eine Büchse duftenden Lobqualms öffneten, hart und streng mitgenommen.

Man darf dem Redacteur und den Recensenten, welche im Parteiinteresse des oft verkannten und geschmähten Oesterreichs die Feder führten und die Localzustände und Verhältnisse von der kannegießernden Wirthsstube bis zum Bureau der dirigirenden Diplomaten genau kannten, keinen Vorwurf darüber machen; allein auch dem Publicum nicht, daß es diesem einseitigen und rücksichtsvollen, wenn auch patriotischen Wirken literarischer Kritik keinen Glauben schenkte. Der österreichische Leser ist in dieser Hinsicht selbst ein strenger, befangener und einseitiger Kritiker; wittert er nur im entferntesten, daß ein Recensent seine Meinung einer höhern Autorität unterwirft oder dienstbar macht, daß er nicht selbstständig, unumwunden Lob und Tadel ausspricht, besonders letztern, dann ist die gründlichste Besprechung und das durch Citate erwiesenste Urtheil ohne Zutrauen, ohne alle Beglaubigung. Das Mißtrauen zur hiesigen Kritik ist so weit gediehen, daß der österreichische Leser gerade dann, wenn ein scharfer Tadel ausgesprochen wird, das baare Gegentheil vermuthet und begierig nach einem solchen Werke hascht. — Kaltenbäck's Journal lieferte manche gediegene und werthvolle Recensionen, aber sie gingen sämmtlich aus den erwähnten Ursachen unbeachtet vorüber; nicht einmal die betheiligten Literaten widmeten ihnen einige Aufmerksamkeit. Aber Kritiken, wie z. B. jene über die Poeten von Seidlitz, mußten das vorgefaßte Mißtrauen noch steigern. Seidlitz's Buch, aus losen Journalartikeln zusammengeheftet, mit sichtbarer Hast und Uebereilung gearbeitet, ist eine oberflächliche Skizze der österreichischen Belletristik, und hat den reichen Stoff weder in qualitativer noch quantitativer Hinsicht vollständig aufgefaßt. Der Verf. gesteht dies selbst zu Ende seines Werkchens; aber er hat manches aufgedeckt, und zuerst auf die gegenwärtigen Literaten Oesterreichs aufmerksam gemacht. Wenn man dem Autor auch keinen kritischen Tiefblick zumessen kann, so ist ihm doch keineswegs ein tüchtiges Talent und ein schwunghafter Styl abzusprechen; noch weniger, daß sein Buch im österr. Lesepublicum einen starken Anklang gefunden und mit Gier aufgenommen wurde. Der Recensent in der genannten Zeitschrift fertigte das Buch und dessen Verfasser mit so prätentiöser Wegwerfung und Verächtlichkeit, und in solch entwürdigenden Worten ab, als beschmutze er sich, wenn er darüber spricht; — vielleicht war er durch Seidlitz's Ausspruch, daß er Kaltenbäck's Journal nicht habe auffinden können, gereizt, aber es ist bekannt, daß es kaum über 60 Abonnenten hatte, und wie der Erfolg zeigt, auch zu erscheinen aufhörte. Im letzten Blatte wurde die Andeutung gegeben, daß dieses Journal künftig vielleicht in Vierteljahrheften werde edirt werden. Bei der bestehenden Vergünstigung und durch die Namen der renommirten Mitarbeiter: Grillparzer, Feuchtersleben, Enk rc., könnte etwas Eingreifendes geschaffen werden, wenn man den schweren, niederdrückenden Ballast geschichts- und staatskundlicher Forschungen über Bord wirft und mit dem kräftiggeführten Steuerruder des wahren Patriotismus das Schifflein in die Gunst und das Zutrauen des gebildeten, parteilosen Lesers bugsirt. — (D. F. f.)

Notizen.

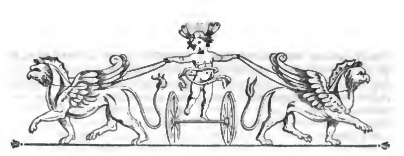
[Die berliner Juden im Jahre 1797.]

„Die berliner Judenschaft," sagt Böttiger in seinem Reisetagebuch aus dem J. 1797, „stellt in mehreren Familien die unzweideutigsten Beweise ihrer hohen Ausbildung auf, die durch allerlei Antriebe in den letzten 20 Jahren soviel Fortschritte gemacht hat, daß fast keine Gesellschaft, wo außer der Spiel- und Eßlust noch ein höheres Bedürfniß befriedigt werden soll, in Berlin gefunden wird, wobei nicht Juden eine beträchtliche Rolle spielen. Ja, es ist so weit gekommen, daß die Christen sehr oft, besonders in Sachen des Geschmackes und der herrschenden Philosophie, ihr dunkles Lämpchen mit dem Oele der jüdischen Lichtmakler beträufeln. Vorher waren die schönen Jüdinnen nur im Besitze, die Tagesordnung des Putzes und der Moden in Berlin zu bestimmen. Seit einiger Zeit haben sie aber auch die Initiative in den Urtheilen über den scharfsinnigsten Syllogismus, die witzigste Komödie, die kunstreichsten Schauspieler und das beste Gedicht. Iffland, der der abgesagteste Feind dieser jüdischen und judaisirenden Geschmacksmäkelei ist, versicherte mich, daß Jüdinnen und Judengenossen eigentlich die Theatermeinung im Schauspiele regierten, und nach dem Wiederhalle zu urtheilen, den ich oft in einem ganz andern Cirkel von einem Urtheile hörte, das früher eine Jüdin in meiner Gegenwart gesprochen hatte, hat Iffland vollkommen recht." — Böttiger spricht auch viel von der berühmten Madame Herz, die auch Fr. Schlegel und später Schleiermacher an ihren Triumphwagen spannte.

[Censur in Warschau.]

Seit der Wiederbesetzung Warschaus — schreibt ein Correspondent der Augsburger Allgem. Zeit. — waren im Schloßhofe vier Kanonen im schußfertigen Zustande aufgepflanzt. Als der Kaiser den ersten Besuch beim Fürsten Paskewitsch jetzt machte, schien ihm diese Maßregel überflüssig, denn am nämlichen Abende noch wurden sie weggefahren, wie denn auch schon vorher die am sächsischen Platze seither aufgestellt gewesenen Kanonen verschwanden. Während der Anwesenheit des Kaisers zeichnete sich auch die Censur durch Milde aus, so daß keine berliner Staatszeitung bei ihr Anstand fand, wogegen ältere Exemplare wie ein Schachbret weiße und schwarze Felder zeigen. Gleich nach der Abreise des Kaisers aber übte sie wieder ihre Rechte und bedeckte neuerdings manche unschuldige Artikel mit schwarzer unverwaschlicher Masse.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 164. — den 23. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Zu dem Alten führten die beiden Männer ihren Gefangenen, den Reiter Selensky. Ringsum lagen schlafende Männer, nur einige waren beschäftigt, Fichtenspäne von den Bäumen abzuspellen, und die dumpfen Axtschläge durchhallten den Wald. Der riesige Führer des Haufens saß auf einem Sattel, der über eine Baumwurzel hingeworfen war. Unter dem grauverschossenen Regenmantel schimmerte das schwarze Panzerhemd hervor und eine Mütze von Luchsfell hatte er tief bis in die Augenbrauen herabgezogen. Neben ihm lagen ein Säbel, ein Dolch, Wehrgehenk und eine Büchse, ein Tönnchen aber schimmerte, als ob zu den Waffen gehörig, unter denselben hervor. Er war beschäftigt, mit einem Stäbchen ein Gebräu aus Milch und Bier umzurühren, das über dem Kohlenfeuer im Kessel gohr, und nur von Zeit zu Zeit unterbrach er dies Geschäft durch ein lebendiges Geberdenspiel, das seine laute Erzählung begleitete. Sein einziger aber aufmerksamer Zuhörer war eine bärtige wilde Gestalt mit einem ungeheuren Pallasch um den Leib, die sich zu Füßen des Erzählers im Grase hingestreckt. Plötzlich unterbrach er den Alten mit den Worten: „Ein herrlicher Gedanke! Beim Bart des heiligen Antonius, ein herrlicher Gedanke!.... Du bist ein Teufel, kein Menschenkind, Dschegota, und in Deinen Adern fließt Spiritus mit Pulver gemischt!" — „Sei ruhig," erwiderte der Alte, „wir thun keinen Fehlschuß! Wozu dient es auch, in den Bauerhöfen zu wühlen, wo uns kaum die unnütze Feder aus dem Hahnenschwanze übrig bleibt, für diesmal gilt es, das Huhn mit dem Topfe zu nehmen. Mein Sohn mit seinem Häuflein hat sie aus der Veste gelockt, sie sind auf seiner Verfolgung begriffen, aber die Unsrigen liegen im Hinterhalte, um sie mit dem Pikenspitzen zum Frühstück zu begrüßen. Der Russe ist faul und übermüthig geworden, seit er die Schweden nicht mehr wittert, und die Unsrigen, glaubt er, kriechen jetzt zu Kreuze und sind demüthig!.... Doch gib Acht, Pan Plewaka, wenn Du drüben ankommst auf der Insel, daß keine Maus entläuft, schlagt sie nieder, wie Hagel die Kornähren!" — „Gemach, Pan Dschegota, beim Esel des Bileam, wenn ich nur brülle, sie fallen um, wie die Fische! Was ist Dein Horn gegen Plewaka's Gurgel, die mir auf den Reichstagen so manchen Ducaten eingetragen, wenn ich das Veto für manch' edlen Schlachtschitz losließ? Und was meinen Pallasch anbetrifft, alle Teufel und Beelzebub — der Kopf 'runter, wie ein Kürbis — der Mensch mitten durch, wie ein Rettig!" —

„Du kennst aber auch den Dschegota! Erzähle nur den Andern, Pan Plewaka, daß ich nicht zu spaßen pflege, und wer den Rücken wendet, dem dreht eine Kugel den Kopf um!"

„Und wir Andern, Pan Dschegota? Sind wir nicht geborne Schlachtschitze? Springen wir nicht für den Ruhm in die Hölle? Wer wagt's, den Mund zu verziehen oder daran zu zweifeln?"

„Reiß Dir die Lügenzunge aus, elendes Großmaul! Zur Hölle bist Du bereit, aber krochst Du etwa auch aus Ruhmsucht in die Taschen des Richters....“

„Still, edler Pan, bei der warschauer Glocke, was habe ich mit Angeben zu thun....“

„Genug, genug, Du Hundskopf, abgefallener Tannenzapfen! Der Pan Dschegota ist ein fixer Kerl, aber um ein Taubenei stürzt er sich auch nicht in Bärenhöhlen .... und das Fürstlein Serebrenny*) soll gehaltreich sein an edlem Metall, nicht blos dem Namen nach!“

„Ha, ha, ha, Pan Dschegota, schmelzen wir ihn! Laß mich ihn ausbrennen.“ —

Erst jetzt bemerkte Dschegota die schon während des Gespräches hinzugetretenen Ankömmlinge. „Nun, was gibt's?“ herrschte er den Leuten zu. Diese erzählten, wie sie den Schlachtschitz aufgegriffen, als er eben eine Furt gesucht, um über den Fluß zu setzen. — „Den Mann habe ich irgendwo gesehen, wo mir recht,“ sprach der Alte, dann fragte er Selensky, was ihn bewogen, zu den Russen zu gehen und noch dazu mit einem Packpferde. — Der verschlagene Bursche winkte dem Dschegota mit bedeutungsvollen Blicken auf die Seite und raunte ihm ins Ohr: „Wir frühstückten vorgestern mit einander beim Oekonomen des Kolonta. Mein Herr hat in derselben Nacht mit dem jungen Kolonta über eine Dame Händel bekommen und ist von ihm im Zweikampf erschlagen worden. Die Verwandten des Pan Majewsky wohnen um Pinsk herum und keiner wird dem armen Strebala den wohlverdienten Lohn ausbezahlen, wenn er sich nicht mit der geringen Habe, die sein Herr zurückgelassen, bezahlt macht....“

„Aha, verstehe, Pan Trebala, Strekala oder Strebala, wie Du heißt! Du kannst in meine Dienste treten, denn Du wetteiferst mit meinen Tapfern an Fingerfertigkeit! Doch heut' mußt Du nun schon bei uns bleiben, Du magst wollen oder nicht. Wir werden den Schnapphähnen in Opotschka eine Ueberraschung bereiten und keine Seele darf über den Fluß, um nicht uns Beiden den Spaß zu verderben, doch soll Dir nichts bei uns abgehen!“ — Auf ein gegebenes Zeichen ließ sich Selensky zwischen dem Alten und Plewaka nieder und die Branntweinflasche ging in die Runde. Selensky erzählte den Beiden allerlei Schnurren, und während die andern sich den Bauch hielten vor Lachen, heuchelte er selbst die ausgelassenste Lustigkeit. Plötzlich aber entsank die Flasche seinen Händen, er streckte sich der Länge nach ins Gras, wie todt, und kaum verstrichen einige Augenblicke, so begann er gar tapfer an zu schnarchen. Während Dschegota mit einem derben Zuge aus Selensky's Flasche des armseligen Trinkers spottete, warf Plewaka einen gierigen Blick auf den vollen Mantelsack des Schläfers: „Wär's nicht gegen Ehr' und Gewissen,“ begann er darauf, „den Mann in die Hände der Russen fallen zu lassen, damit sie ihn rein ausplündern? Ich will dafür sorgen, daß er in Sicherheit komme, mit Hülfe meines guten Pallasches, und in der Welika will ich ihm eine Lagerstatt bereiten, wo er ruhig schlafen kann vor dem russischen Diebsgesindel!“ — Er hatte eben ausgeredet, als er den Dschegota neben sich ausgestreckt liegen sah, ohne sich zu rühren, er wollte nach seinem Pallasch greifen, aber eine bleierne Müdigkeit lagerte sich ebenfalls auf seine Glieder, und wenige Minuten später folgte auch er dem Beispiele der beiden Schläfer. Als Selensky die Todesstille um sich merkte, — eine Wirkung des Schlafpulvers, das er für Kolonta's Stallknechte in seinen Branntwein gemischt, von dem er sich jedoch weislich gehütet, zu trinken — hob er langsam den Kopf in die Höhe; das Feuer war bereits erloschen und eben trat der Mond aus dem düstern Gewölk hervor. Die wilden Gesellen wußten wohl, daß hier in der Waldeseinsamkeit an Ueberfall nicht zu denken war, und sorglos hatten sie sich dem Schlafe überlassen, ohne Wachen auszustellen, denn nur kurze Zeit war ihnen zur Ruhe übrig gelassen. Leise band er die Pferde los, zu denen er auf dem Bauche gekrochen war, und nicht minder behutsam führte er die Thiere Schritt vor Schritt dem Ufer zu. Da reckte sich neben ihm ein Gepanzerter in die Höhe und lauschte ob des Geräusches in seiner Nähe, Selensky hielt den Athem an, und hinter seine Pferde geborgen, rührte er sich nicht von der Stelle. Der Andere rieb sich die Augen und legte sich brummend wieder aufs Ohr. In wenigen Minuten befand sich Selensky am Flusse. Die Welika war von dem Regen der verflossenen Nächte gewaltig angeschwollen und rauschend brachen sich die Wellen an dem steinigen Gestade. Der weiße Schaum der Brandung warf einen trügerischen Schimmer auf die Fluth und ließ schwerlich die Furt erkennen. Selensky stand einige Minuten unentschlossen da. Der Fluß war augenscheinlich an dieser Stelle gefährlich tief und reißend, doch hinter ihm war die Gefahr nicht minder groß und kein Ausweg zur Rettung, auch war Eile von Nöthen, — es galt das Leben seines großmüthigen Herrn und Beschützers. Ein kühner Sprung — und Roß und Reiter schwammen in den Wogen .... Immer tiefer und tiefer ....

*) Serebrennoi bedeutet: von Silber.

Die Fluth stieg, der Reiter sank ... schon bespülten die Wellen den Sattel ... der Kopf des Rosses tauchte unter, — die Augen des Reiters wurden dunkel ... noch ein Moment und — Roß und Reiter verschwanden in dem Abgrund. Eben trat der Mond hinter die Wolken.

IX.

Fackeln erleuchteten plötzlich Serebrenny's dunkeln Kerker, und von Soltyk und Sembina unterstützt trat Leo Kolonta bleich und mit verbundenem Haupte vor den Gefangenen. Sein Auge schweifte wild umher und heftete sich dann düster auf den Feind, tiefe Seufzer entstiegen seiner Brust, seine Kniee wankten. Er wollte sprechen, doch die Zunge versagte ihm den Dienst, und erschöpft ließ er sich auf einer Steinbank nieder. Jetzt erst ward dem Fürsten eine Knabengestalt sichtbar, die, in einen weiten Mantel gewickelt, sich hinter Leo geborgen. Eine lange Pause trat ein und Niemand wagte die tiefe Kerkerstille zu unterbrechen. „Dein Schicksal ist entschieden, Fürst Serebrenny!" begann endlich Leo mit schwacher, fast unvernehmlicher Stimme. „Ich kenne mein Loos," erwiederte Serebrenny kaltblütig, und bin darauf vorbereitet. Das Vaterland wird meinen Tod rächen!" — Ein Lächeln spielte auf den bleichen Wangen Leo's: „Die Kolonta's kennen keine Furcht und Deine Drohung schreckt mich nicht; auch bedenke, daß Du nicht unter den Fahnen ergriffen worden, sondern wie ein Kundschafter, verkleidet und unter fremdem Namen! Gleichviel, der Vorwurf, daß Du der Gewalt erlegen, daß ich der Ohnmacht des Schwächern gespottet, soll nicht auf dem Namen eines Kolonta haften. Du bist frei, Fürst! — Löst seine Bande!" befahl er den Dienern. — Schweigend reichten sich die beiden Nebenbuhler die Hände. — „Dein Geschenk ist kostbar, edler Mann, aber ich lege es freiwillig zurück in Deine Hände. Von Barbara Wasiltschikoff hängt mein Loos ab, ihre Freiheit ist auch die meine. Ich bin bereit zu sterben, wenn nur ihre Aufopferung mir das Leben erkaufte!" — Leo trat einen Schritt seitwärts und schlug den Mantel des Knaben zurück. Barbara stand vor dem Fürsten. „Nimm sie hin," sprach Leo mit bebender Stimme, „Deinem Schutze, zweifacher Feind, übergebe ich das Theuerste, was ich auf Erden besitze. Möge Dir mit ihr ein Glück zu Theil werden, auf das Leo Kolonta für immer verzichten muß. Sei ihr Freund, ihr Beschützer, vielleicht ihr Gatte!" — „Nur in einer andern Welt kann ich den Gatten finden, mein Dasein auf Erden gehört dem Himmel!" rief weinend Barbara. — „Eilet," unterbrach Leo die Harrenden, „Alles ist vorbereitet zu Eurer Flucht, denn wehe Euch, wenn Stanislas Kolonta's Rache Euch trifft, bevor ihr in Sicherheit; er ist unversöhnlich gegen seine Feinde." — Barbara streckte schluchzend ihre Arme nach Leo aus, dieser verhüllte sein Antlitz und wendete sich ab von der Geliebten. „Kolonta, Barbara," sprach Serebrenny, „Ihr seid einander werth, und Frevel wäre es, Euch zu trennen!" Bei diesen Worten hatte Leo bereits mit Sembina den Kerker verlassen. Soltyk trieb den Fürsten zur Eile, ihn an die Gefahr mahnend, und trug die halbohnmächtige Barbara hinaus in die frische Morgenluft. An der Gartenmauer bei dem Thurme harrten die Rosse. Serebrenny befestigte das schwache Mädchen an ihren Sitz, ergriff den Zügel ihres Pferdes und schnell gewannen die Fliehenden das Freie.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien (Forts.)

[Die Journale. Der wiener Telegraph. Bäuerle's Theaterzeitung.]

Der „wiener Telegraph" wurde vom Herausgeber Lembert weniger aus Mangel an Abonnenten als wegen Kränklichkeit und überhäufter Beschäftigung (Lembert ist auch Inspicient beim Hoftheater) aufgegeben; drittehalb Jahre lang hat er das Blatt redigirt und man muß gestehen, er hat manches Gute geleistet und vor Allem, keine Opfer gescheut, um einen ehrenhaften Platz unter den Tageblättern Oesterreichs zu erringen. Allein es fehlte ihm zur Emporbringung eines Journals das Haupterforderniß — die Jugend! — jene Frische, Lebendigkeit und Springkraft, jene Elasticität, die sich gefügig anschmiegt und Eindrücke leicht aufnimmt, die nachgibt und emporschwellt; jener Muth, der alles zu besiegen glaubt durch eigene Kraft; jene Unverdrossenheit, die aus Liebe zur Sache stets von vorne rüstig beginne, und endlich jenes hundertäugige, dampfschnelle Umsichschauen, welches einem Tageblatte nicht blos Lesenswerthes einreiht, sondern auch was gelesen werden muß, Zeitgemäßes, Abonnirenswerthes — und dies mangelte gänzlich; und zudem verleitete die ausgezeichnete Rechtlichkeit Lembert's, als Menschen, ihn zu einem unerquicklichen juste milieu in der Redaction; sein Blatt war nicht schwarz und nicht weiß — es war grau. Für die Erzählung und Novelle wirkte Lembert am meisten. Er ging wahrscheinlich von dem Grundsatze aus, daß in Oesterreich nur sehr Wenige eine gute Geschichte zu schreiben wissen, worin er unbestreitbar Recht hat, und suchte daher Mitarbeiter im Auslande zu gewinnen; allein von dort holte er die Herren Tromlitz, Wachsmann und Compagnie, welche mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, um sich in dieses neue Terrain mit ihrer Dutzendwaare einzunisten, und er zahlte ein schweres Geld für Fabricate, die er eben so schlecht in loco gratis bekommen konnte. Daher vermochte auch die Preisnovelle, welche Lembert außer dem gewöhnlichen Honorare mit baarem 30 Ducaten sala-

rirte, keinen größern Lesekreis herbeizuführen; — da hierzu die Theaterkritik, diese Hauptrubrik jedes wiener Blattes in den Handen Weidmann's lag, jenes F. C. Weidmann, der es nach mehr als 20jährigem Wirken glücklich schon so weit in der Literatur gebracht, daß er die Feuersbrünste, die Gasthauslokalitäten und öffentlichen Bälle recensirt; — und da endlich der Conversationsstoff, diese bonbonnière für Zeitschriften-Gourmands, großentheils altbackenes, schaales Zeug brachte, so erkaltete das Interesse für dieses Journal in dem Grade, daß selbst der rüstige und lebensfrische Kuranda, welcher in letzter Zeit ein fleißiger Mitarbeiter wurde, die Zeitschrift nicht mehr zu heben im Stande war. Dieser junge Schriftsteller gehört zu den beachtenswerthen Talenten der wiener Literatur; modern in Form, Anschauung und Ausdruck, vereint er damit eine geschmeidige Phantasie, einen natürlichen Witz und eine schmucke, fließende Darstellung. Seine Ideen, so wie seine Speculation, tragen ganz das Gepräge jener Schule, welche sich seit 1830 in der Literatur geltend machte, während gerade die Kritik die schwächste Seite seiner Productionen bietet. Seine Besprechungen des Theaters, vielleicht auch durch die Stellung des Redacteurs zur Hofbühne beschränkt, übersteigen nur rücksichtlich des jungen Styles das Niveau der wiener Recensionen. Sein Referat über die diesjährige Kunstausstellung, worin er den gleichmäßigen Schritt der Kunst mit der Poesie in Oesterreich nachweist, zeigt zwar von einem tiefern Erfassen, aber auch von ungenügender, lückenhafter Ausführung. Ich habe ein Mehres über diesen Literaten gesprochen, da er, wie verlautet, die Redaction des Telegraphen übernehmen soll; es wäre nur zu wünschen, daß junge, strebende Hände die Zügel eines Journales erfassen, und in die Rippen der trägen wiener Tagesliteratur die Sporen eindrücken, um sie aus ihrem schlappen und einschlafernden Gange aufzustacheln. Die alten Redacteure betrachten ihren Beruf als ein Uebel, welches sie nur der Pränumeranten halber ertragen; sie sind matt und satt von dem unausbleiblichen Torturen, die mit der Führung einer wiener Zeitschrift verbunden, und betreiben nur noch das Geschäft der Revenue halber. Diese Herren mögen nicht Unrecht haben; aber es muß doch Jemand den Versuch machen, mit starker Faust in diesen nichtsnutzigen Schlendrian einzugreifen. — —

Nach diesen Epitaphen komme ich zu den lebenden, oder eigentlich vegetirenden Journalen Wiens, und dabei wird mir etwas bange; denn diese sind sehr gefühlvoll und reizbar und wenn man nicht jeden Redacteur für einen Halbgott, seine Mitarbeiter für Tausendsassas und sein Blatt für den Zauberbronnen alles Schönen, Neuen und Interessanten erklärt, so ist ein armer Referent des Lebens nicht sicher, d. h. er kann aus dem Brunnen nicht mehr den durststillenden Quell des Honorars heraufschöpfen, denn das Journal verschließt ihm für immer seine Spalten, und füllt sie statt dessen mit wohlgemeinten Schimpfworten über sein Schreiben und Treiben; die Tausendsassas necken und beißen auf allen Seiten und nennen den Recensenten in ihrer delicaten Aeußerung einen Hund, und der Halbgott endlich — was das Allerschlimmste — ladet ihn nicht mehr zu Tische! — Das thut weh! — allein ich wage es, in dem Glauben, die Strafe wird nicht so hart ausfallen, und die guten Leute werden einen Spaß verstehen. —

„Bäuerle's Theaterzeitung!" — Wem wäre dieses „ausgezeichnete" Blatt, welches 5 Mal in der Woche im größten Imperial-Quart-Format erscheint, mit prächtigen Costume-Bildern und Modekupfern, alle illuminirt — wem wäre diese Zeitschrift in Deutschland unbekannt! — Sie ist überall und — verdient ihre Verbreitung! — Ich begreife nicht, warum dieses Journal von den Literaten stets so scharf bekrittelt wird und Jeder daran mäkelt und es anders haben will, während das Blatt, so wie es jetzt besteht, vollkommen seinen Endzweck erreicht. Es will in aller Schnelle die Neuigkeiten der Residenz mittheilen, und das Interessante und Wissenswerthe aus der Fremde in kurzen Skizzen; — dies geschieht. Mit einer Art Stolz prangt bei jeder Novität aus der Kaiserstadt das Wort: „Vorgestern!" als Paßbeleg der frischesten Waare; und mit rastlosem Eifer werden aus allen Ecken und Winkeln der auswärtigen Blätter gedrängte Auszüge verfertigt und eiligst mit Petit-Schrift geliefert. Denn hier kommt es nicht auf die Güte und den Geschmack des Dargebrachten an, sondern auf die Menge; der Straußenmagen der Zeitungsleser muß nur vollgestopft werden. Daher ist selbst Meinert zu hoch und erhaben in seinen Beiträgen und Kritiken für die Theaterzeitung, obwohl er das Mäntelchen nach dem Winde dreht; während der spaßige Wiest schon viel bessere Localkenntniß, als eingeborner Wiener hatte, und demgemäß sogenannte humoristische Aufsätze fabricirte. Ein Hr. Franz Schuselka vertritt jetzt zum Theile den Abgegangenen. In einer Besprechung der Hofschauspieler nennt er Anschütz den Homer der Tragödie! Das ist ein subjectives Urtheil, worüber nicht zu rechten ist; allein er nennt die Peche: „eine jungfraugewordene Elegie!" — und das verstehen sicher weder Kritiker, noch Dichter, das Publicum und auch ich nicht. Allein für die Leser der Theaterzeitung, oder eigentlich für die Abonnenten ist anderes nicht minder unverständlich; die Kaffee- und Wirthshäuser ließen den Homer sogar als Anschütz der Epopoe gelten, wenn es so in Bäuerle's Theaterzeitung stünde, und die Marqueurs und Kellner wissen höchstens etwas von der Jungfräulichkeit, aber nichts von der Elegie. —

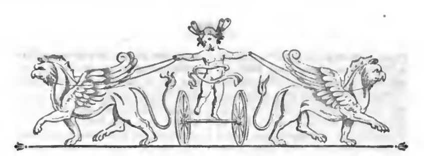
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Moliere.]

Die Uebersetzung sämmtlicher Werke Molière's, welche Louis Lax (in Aachen bei Mayer) herausgibt, ist nun mit dem fünften Bändchen geschlossen. Die letzten Lieferungen enthalten: die Tragödie mit Ballet „Psyche," Amphitryon, Melicerte, la Pastorale comique, die gelehrten Frauen (von Prof. Wolff in Jena übersetzt), das Impromptu von Versailles und Georg Dandin oder der geprellte Ehemann (beide von Louis Lax übertragen). Freiligrath, der auf dem Titel als Mitarbeiter genannt war, konnte den von ihm versprochenen Beitrag nicht liefern.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 165. — den 24. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Beschluß.)

Nur selten machten die Eilenden Rast, wenn Serebrenny die Erholung für die zarte Jungfrau unerläßlich fand. Ihr Gespräch war karg und einsilbig, denn die Herzen waren zu beschäftigt. In der Nacht näherte man sich dem Ziele der Reise. „Wie weit bis zur Welika?" fragte Serebrenny den Führer, den ihnen Kolonta mitgegeben. — „Noch wenige Minuten," erwiederte Jener, „wenn wir sie unaufgehalten von Dschrgota's Bande erreichen." — Einen Augenblick später drang Pferdegetrappel an ihr Ohr. Serebrenny machte sich zum Widerstande bereit. „Herr," sprach der Führer, „Widerstand wäre hier so nutzlos als offene Flucht. Theilen wir uns und steigt mit Eurer Dame ab von den Rossen, um Euch im nahen Walde zu verbergen, denn nur durch Täuschung könnt Ihr Euer Leben retten!" — Serebrenny befolgte den Rath und entließ reich beschenkt den klugen Führer. Mit Mühe bahnten sich die Flüchtlinge nebst ihren Rossen einen Weg durch das Gesträuch, bald von Morästen aufgehalten, bald durch die niederhängenden Baumäste im Fortschritte gehemmt. Zwischen den dichten Zweigen schimmerte ihnen endlich ein Gewässer entgegen, es war ein Seitenarm der Welika; mit sichtbarem Schreck vernahmen sie jedoch zu gleicher Zeit laute Stimmen in der Nähe und wiederholtes Gebell von Jagdhunden. Diese schienen die frische Fährte zu wittern und suchten die Spur der unaufhaltsam Fliehenden. Plötzlich erschallte der Zuruf der Jäger, und gleich darauf folgten zahlreiche Schüsse. Barbara sank von Angst und Erschöpfung überwältigt zu Boden. „Rette Dein Leben," rief sie dem Freunde zu, „ich kann nicht weiter, und am hülflosen Weibe wird sich Keiner vergehen!" — „Nimmermehr verlasse ich Dich!" rief Serebrenny, und ohne sich zu besinnen, hob er die Federleichte auf seine Schulter, und mit ihr sprang er ins Bächlein. Heulend liefen die Hunde am Ufer hin und her, da sie im Wasser die Spur verloren. Bald darauf hörte man heftigen Wortwechsel. „Babuschka," rief eine Stimme, „komm; ein Wolf oder ein Fuchs hat den Hund irre geleitet, denn er hat zwei Spuren." — „Possen," sprach ein Anderer, „was Wolf oder Fuchs? Bei St. Joseph, das sind Läuflinge, mein Ululu riecht aufs Daus, was Thier oder Russe ist!" — „Daß mich der Wolf fressen möge," begann ein Dritter, „ich habe nicht Lust, ins Blaue hinein hier den kalten Nachtwind zu bewachen! Nach Hause, Pan Jäger!" — „Nach Hause, das heißt, in den Krug!" riefen mehrere Stimmen zugleich und pfiffen den Hunden. Allmälig verlor sich das Geräusch in der Ferne. Serebrenny dankte Gott für die abermalige Rettung und dann eilte er mit seiner süßen Bürde ans jenseitige Ufer. Als Barbara die Wasser des heimischen Flusses erblickte, sank sie zum inbrünstigen Gebete nieder auf ihre Knie, dann bückte sie sich nach einer an das Gestade plätschernden Welle und sog gierig den belebenden Trank ein. Serebrenny ward

mit ergriffen von der Bewegung der Jungfrau, und sah lange schweigend drein, als sie sich aber vom Boden erhob, eilte er auf sie zu und schloß das zarte Geschöpf in seine Arme. Lange hielten sich die getreuen Unglücksgefährten umarmt. Der Mond war bereits untergegangen, zu ihren Füßen rauschte geheimnißvoll die Welika, und in der nebelgrauen Ferne schimmerten die Zinnen und Thürme von Opotschka. Nach einer Weile unterbrach der Fürst die feierliche Stille. „Eilen wir mit der Ueberfahrt," sprach er, „hier in der Nähe wohnt ein Fischer, der den Unsrigen eifrig zugethan ist. So Gott will und ich ihn finde, sind wir in wenigen Minuten auf russischem Grund und Boden." — Darauf wies er der Jungfrau ein Versteck zwischen zwei hohlen Weidenbäumen am Ufer an, um die Fischerhütte aufzusuchen. Geflochtene Netze, die zum Trocknen im Grase ausgelegt waren, halfen ihm auf die Spur. Der Fürst klopfte an das Fenster der niedern Behausung. Ein Riegel ward zurückgeschoben an dem obern Fensterflügel, und eine Stimme fragte nach dem Begehr des frühen Gastes. Der Fürst bat um einen Kahn zur Ueberfahrt nach Opotschka und bot reichliche Bezahlung. „Zahltest Du mit Katzenaugen," erwiederte die Stimme, „so wäre eher eine Möglichkeit vorhanden, Dich überzusetzen im trügerischen Zwielicht der Frühe!" — „Um unsers gemeinsamen Vaterlandes willen, säume nicht," rief der bedrängte Serebrenny, „es gilt Opotschkas Rettung oder Fall!" — Heftig schlug man drinnen das Fenster zu. Der Fürst schwankte zwischen Furcht und Hoffnung. Bald darauf vernahm man leises Gespräch in der Hütte, die Thür öffnete sich und ein Greis trat heraus. „Ich diene nicht für Geld, Herr," sprach er, „aber dem Vaterlande bin ich bereit, mein Leben zu opfern, — ich führe Dich nach Opotschka!" — Während der Fischer seinen Kahn in Stand setzte, flog Serebrenny zu seinem Schützlinge. Er fand die Jungfrau am Boden und vor Müdigkeit eingeschlafen. Bei dem Anblicke der kindlich reinen Züge, der Engelsunschuld, die selbst unter Gefahren sich sorglos dem Schlafe überließ, erwachte des Fürsten Zärtlichkeit in ihrer ganzen Stärke, er bog sich über die Schlafende, den lieblichen Hauch ihres Mundes einzusaugen, — o, warum war es ihm noch nicht vergönnt, seine Lippen an die ihrigen zu drücken! Doch hier, so nahe dem heimischen Boden, ging ihm vielleicht ein Hoffnungsstrahl auf! — Der Fischer störte ihn in seinen Träumen und Serebrenny weckte nur ungern die holde Schläferin. — „Wie," rief die Jungfrau, „war es wirklich nur ein Traum, der mir die geliebte Mutter zeigte, wie sie mir einen Kranz weißer Rosen ins Haar drückte und mich dann an ihrem Busen erwärmte, dieweil mir so kalt war im Gotteshause zu Isborsk? — Nach Isborsk führe mich, Du edler Beschützer, dort ruht die Mutter, und in den friedlichen Klostermauern will ich mein Leid begraben!" — Der Fürst nickte schweigend mit dem Haupte, denn ihre Worte drückten ihm das Herz ab, dann hob er das zitternde Mädchen in den Kahn. Kaum vom Lande abgestoßen, erleuchtete ein Schuß die Umgegend; sie waren jedoch eben am jenseitigen Ufer angelangt, als ringsum Flammen von Reisig und Strohbündel aufflackerten und die Tageshelle wiederherstellten, zugleich aber verbreitete sich längs den Ufern der Donner zahlloser Büchsenschüsse, als öffene sich krachend der Erdboden. Das Ufer wimmelte von Schützen und ein Haufe wilder Männer umringte die Ankömmlinge. „Das ist Fürst Serebrenny, unser Hauptmann," schrieen freudig die Strelitzen, „führe uns gegen die Räuber, mit uns gegen die Gepanzerten!" — Der Fürst entblößte seinen Säbel, sein Auge funkelte. „Mir nach, Gefährten!" rief er und sprang in eines der zahlreichen Böte am Ufer, alles Geschehene vergessend. — Das edle Thier des Fürsten hatte Selensky, der schon die Besinnung verloren, in jener Nacht glücklich aus den Fluthen getragen, diese Rettung jedoch mit seinem Leben bezahlt. Erst auf dem Lande kam der Bewußtlose wieder zu sich und sein erstes Geschäft war, den Hauptmann Agareff von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Dieser hatte keine Zeit versäumt und sich sofort mit seinen Leuten längs dem Ufer in den Hinterhalt gelegt, um die Gepanzerten gehörig vorbereitet zu empfangen. Damit aber keiner in der Dunkelheit die eigenen Leute treffe, hatte man sich reichlich mit Brennmaterial versehen, das auf einen Signalschuß angezündet werden sollte. Die Gepanzerten, von der tiefen Ruhe getäuscht und ihres Sieges im voraus gewiß, setzten auf mit Weidengeflecht zusammenbefestigten Balken ohne alle Ordnung und Vorsichtsmaßregeln nach Opotschka über. Das von Agareff ausgesetzte Wachtboot, den Feind erkennend, gab das Signal. Ein Theil der Strelitzen hatte unterdessen am feindlichen Ufer gelandet und urplötzlich begrüßten die Feuersalven an beiden Ufern die überraschten Streifzügler. Zu den beiden feurigen Fronten gesellte sich eine dritte, die die Schwimmenden auf dem Flusse selbst angriff, Serebrenny an ihrer Spitze. Blutig war der Kampf, die Verwirrung gränzenlos, die Gepanzerten schlugen sich auf Tod und Leben. Das wilde Geschrei der Kämpfer, das Röcheln der Verwundeten und Sterbenden ward durch

das Echo der Hügelufer verdoppelt. Was von der Mannschaft auf den Flößen nicht durch das tödtliche Blei niedergestreckt ward, das fand in den Fluthen sein Grab, da die ruderlosen Fahrzeuge an dem steinigen Gestade zerschellten. Wo die Kugel fehlte, da blitzten Schwerter und Lanzen, und selbst in den Fluthen noch rangen die ingrimmigen Kämpfer, als wollten sie dem gefährlichen Elemente ihre Todesbeute abtrotzen. Der Feind vergaß den eigenen Untergang über dem des Feindes. Serebrenny, von wenigen Tapfern umgeben, ruderte auf das Floß zu, wo sich Dschegota befand, der bereits manchen Angriff zurückgeschlagen, sich gleich einem Wolf gegen die Meute vertheidigend, mit Säbel und Pistol. Die beiden feindlichen Führer standen in der Nähe des Ufers auf Opotschkas Seite, als der Fürst auf Dschegota's Floß sprang, mit dem Ausruf: „Ergib Dich, oder Dein Untergang ist unvermeidlich!" — „Hier die Antwort!" brüllte der Alte und feuerte sein Pistol auf Serebrenny ab. Die Kugel streifte das Oberkleid des Fürsten und flog vorüber, sich ein anderes Opfer zu suchen. „Nun dann zur Hölle mit Dir!" schrie Serebenny und hieb mit der vollen Wucht seines Säbels den Gegner in den Kopf. Dschegota wankte, aber im Fall zog er den Fürsten mit sich. Gleich einem Knäuel rollten die unversöhnlichen Feinde in die Fluth, wechselsweise tauchten ihre Leiber nach kurzer Zeit empor, bis der Abgrund zuletzt Beide verschlang.

X.

Die glühende Sonnenscheibe tauchte aus dem Nebel der Frühe auf und beleuchtete die Gräuelszenen der Dämmerung. Blutige Balken und verstümmelte Leichname schwammen auf der Wasserfläche; Glieder und Köpfe, Waffen und Kleider von Siegern und Besiegten lagen an den Uferklippen oder hingen im Gebüsch der Gestade. Die Rosse der Kolonta'schen Reiter, die noch auf dem Kampfplatze eingetroffen, schwammen herrenlos in der Fluth umher. Noch umgab ein düsterer Nebel die Veste Opotschka wie ein Sterbekleid und die Thurmspitzen schauten traurig hinab in die Ebene. Drunten aber umstanden die Strelitzen mit ernsten Mienen den Leichnam ihres Hauptmannes, den sie den Fluthen entrissen. Neben ihm lag Barbara, von Dschegota's Kugel tödtlich getroffen. Zu ihren Häupten stand der alte Fischer, auf seine Ruderschaufel gelehnt, und große Thränen perlten ihm in den grauen Bart. Der Geistliche spendete der Sterbenden die letzte Weihe. Das Antlitz der Jungfrau war mit Todesblässe überzogen, das aufgelöste Haar rollte über die weißen Schultern herab, aber eine selige Ruhe glänzte in ihren Zügen. Der hinzugetretene Agareff reichte ihr im Verscheiden eine Handvoll der heimischen Erde, die sie inbrünstig küßte, — noch einen Blick des Dankes warf sie auf ihren Todesgefährten, und dann schloß sie ihr Auge für immer. Der ehrwürdige Priester schlug das Kreuzeszeichen über dem Leichnam, und die Strelitzen entblößten in feierlicher Stille ihre Häupter. —

Dr. Robert Lippert.

Correspondenz.

Aus Wien. (Forts.)

[Der Humorist. Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.]

Bäuerle weiß sowohl wie Einer Gutes und Schlechtes zu unterscheiden; aber es wäre Schade, daß das Bessere in diesen Spalten so ganz nutzlos vorüberginge, unbeachtet und unerkannt vom gebildeten Leser, und es könnte auch in Rücksicht der Abonnenten nachtheilig wirken, die dann auf dieses Blatt als zu gelehrt und langweilig nicht mehr pränumeriren wollten. Die Theaterzeitung ist nichts Anderes, als was die „Anzeiger" und „Tageblättchen" in Norddeutschland, nur in dem großen Maßstabe einer kaiserl. Residenzstadt; als solches wird sie mit Umsicht, Sorgfalt und Thätigkeit redigirt, und verdient ihren Abonnenten-Kreis, deren Zahl wenigstens 3000. Bäuerle bietet alles Erdenkliche auf, um dem Geschmacke seines Publicums und seiner vielgeliebten Abonnenten zu genügen; die Ankündigungen allein kosten ihm mehr, als manches andere Journal an Pränumerationen einnimmt. Der Styl dieser Annoncen ist ebenfalls charakteristisch. Bäuerle läßt sie selbst verfassen, und schickt sie in die Provinzialblätter; dann citirt er die geeignetsten Stellen wieder im eigenen Blatte als erhaltenes Lob. In einer der letzten Anzeigen steht: „Die ausgezeichnetsten Literaten Deutschlands haben sich gleichsam vereint, **nur** für dieses Blatt zu arbeiten." — Das Publicum erkennt diese mit deutscher Plumpheit nachgemachten Puffs der Engländer und Franzosen: aber es sagt: „Er übertreibt an bissl; ober er hot recht, s'is sei G'schäft" — und abonnirt. —

Nach dieser seit 32 Jahren bestehenden Zeitschrift Wiens nenne ich die jüngste: den „Humoristen." Jedes Urtheil wäre hier überflüssig; denn „Saphir" ist mit seinen Vorzügen und Nuditäten in Deutschland allzubekannt, und sein Blatt ist ganz Er selber und Er allein. Er erhielt die Concession zur Herausgabe eines Journals, gleichsam als Entschädigung für den Angriff Bauernfeld's im litterarischen Salon; und seine Popularität verschaffte ihm sogleich einen Cirkel von wenigstens 1200 Pränumeranten. Die Rivalität mit Bäuerle steigerte Anfangs das Interesse; aber die witzliebenden Oesterreicher wollen nur den Saphir, das gesammte Publicum nur den Saphir lesen; er darf das Beste bieten von andern bewährten und beliebten Schriftstellern, man übergeht es, und die Abonnenten schreien um ihren Saphir, wie das Römer-

volk um die circenses. Saphir ist bei den Wienern besonders beliebt, und bis er nur todt ist, setzen sie ihm gewiß ein Monument, da er sie lachen gemacht und die Verdauung befördert hat. Allein Saphir ist faul; er arbeitet und schreibt nicht, wenn ihn nicht etwas Besonderes dazu anregt, z. B. die Ueberschwemmung oder die unerhörte Liebe zu Hertha; — Kritiken schreibt er nur über die Hofbühne, wo er Bauernfeld schopfbeutelt, oder Grillparzer's verunglücktes Lustspiel in einem ungeheuern Wortschwall bespricht, oder sonstige Novitäten. Die marinirten tutti frutti, welche er mit treffender Ironie und schlagfertigem Witze hinwirft, kommen gar selten und sparlich; ein harter Kapaun umschlingt sein Gebiß und dies macht ihn verdrossen und hartmäulig. Deshalb hat in der letzten Zeit die Theilnahme des Publicums am Humoristen nachgelassen, und nur wenn Saphir selbst Hand anlegt, einige bedeutende Namen für sein Blatt gewinnt, und den wasserigen Correspondenzen — mit Ausnahme jener des frischen und gediegenen Pseudonymen Dr. Notus aus Pesth — ein wenig Spiritus einflößt, dann erst werden die Abonnenten und Leser sich zufrieden stellen. Dies natürlich ist das Ziel aller hiesigen Journale, sie arbeiten und concurriren wie Fabriken oder wie Schuster und Schneider, die sich überbieten, um es dem Publicum recht zu machen. An eine höhere Aufgabe, an die Würde des öffentlichen Redners denkt hier selten ein Journalist. So lange das Terrain der Oeffentlichkeit, das sich um Theatermiseren, Concerte und den Wurstelprater dreht, kein größeres ist, wird auch die Journalistik Oesterreichs keine höhere moralische und geistige Würde erreichen. Die Zustände drücken die Charaktere nieder, und die Charaktere sorgen ihrerseits dafür, daß die Zustände niedergehalten werden.

Das dritte der bessern wiener Journal-Institute ist die „Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode," welche mit dem Monate Juni ihren zweiundzwanzigsten Jahreslauf vollendet hat. Sie wurde damals durch Johann Schickh, einen Schneider, gegründet; allein ihr Vorzug bestand nicht blos in den schönen Modekupfern, sondern auch in der Solidität und Rechtlichkeit, mit welcher die Redaction geführt wurde. Aber die Solidität artete rücksichtlich der Beiträge bald in Monotonie aus. Eine Erzählung, ein Gedicht, etwas Uebersetztes und Theaterberichte, das füllt von anfangsher die Spalten dieses Blattes; ein Viertelbogen unter dem Titel „Notizenblatt" bringt wöchentlich noch kleine Anzeigen biographischer, statistischer, literarischer und Mode-Novitäten. Unverändert blieb diese Form auch unter dem jetzigen Redacteur Friedrich Witthauer, bis auf ein Literaturblattchen, welches in diesem Jahre dazu erscheint, aber wie die Kritik in Oesterreich überhaupt, bedeutungslos ist. — Dieses Journal ist das stuttgarter Morgenblatt en miniature; der Inhalt mehr belehrend als unterhaltend; mehr erbauend als vergnügend; die Ruhe des behäbigen Alters herrscht darin, und verscheucht jugendlichen Uebermuth wie robuste Männlichkeit; das Talent errichtet hier mit geputzter Eleganz nach Regel und Maß geschnittene Hecken und schattige Alleen; jedoch die Schönheit und Erhabenheit der Urnatur, die Poesie der Genialität fehlen, und an die Stelle dieser tritt die gefällige Nachahmung, und jene ersetzt Künstlichkeit und Uebung. Daher sind die Aufsätze ohne sprühendes Feuer, ohne graciöse Beweglichkeit, ohne reizenden Teint, pahl, starr, frostig; — selbst die Gedichte, worunter manche von den ersten Poeten Oesterreichs, Lenau, Grün, Frankl, bekommen in diesem splendid gedruckten Blatte ein altehrbares, trocknes, gelehrtes Aussehen, und man wundert sich daher nicht, unter diesen journalistischen Zeilen einem türkischen Gedichte von Hammer-Purgstall, oder einem englischen von Langerhanns zu begegnen. — Diese Mängel gestalten sich bei der Kritik zu Vorzügen; geradeaus, trocken, regelrecht, aber nicht ausschweifend zur Pedanterie und Philisterei werden die Theater besprochen. Witthauer ist ein praktischer Dramaturg und unter den wiener Kritikern der unbefangenste, die Parteilichkeit für seinen Freund Bauernfeld ausgenommen; da ferner seine Recensionen für ein gebildeteres Publicum und in strengerem Style geschrieben sind, so genießen sie eine mindere Beschränkung und bei den zahlreichen Theaterfreunden das meiste Zutrauen. —

Eigens muß des Publicums dieser Zeitschrift erwähnt werden. Sie recrutirt ihre Abonnenten, mindestens 600, größerntheils aus der haute volée; die reichen Häuser sind ihre Pränumeranten. Die elegante Ausstattung mit den prächtigen Modekupfern eignet sie zu einer Toiletten-Lectüre, und die strenge Wahl der Beiträge, so wie der anständige Ton gestatten, sie selbst den minderjährigen Damen in die Hände zu geben. Also ganz entgegengesetzt allen andern wiener Blattern hat dieses Journal seine Leser mehr in den Privatcirkeln, als in öffentlichen Häusern. —

Dies sind nun die Dausmänner der wiener Journale; die Theaterzeitung wegen ihrer Verbreitung, der Humorist wegen der Persönlichkeit des Redarteurs, und die Modezeitschrift wegen ihres aristokratischen Lesepublicums; die übrigen sind fast nur Localblätter. Der „Wanderer" bringt einen Courier der Spektakel und Neuigkeiten, und, so wie der „Sammler," übersetzte Erzählungen, da der Nachdruck nicht mehr gestattet ist. Ritter von Seyfried ist der Redacteur beider Zeitschriften, ähnlichen Gehaltes wie die Theaterzeitung, haben sie daher nur die Wirths- und Kaffeehäuser zu Lesern und es werden von der Erstern beiläufig 400, von der Zweiten 200 Exemplare abgesetzt. —

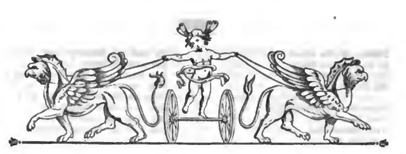
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Ein Diplomat des 19. Jahrhunderts.]

Zu jenen Immoralitäten oder wenigstens Undankbarkeiten, zu welchen in unsrer gepriesenen, mit allen möglichen Fortschritten gesegneten Zeit der ewige Frieden und die Diplomatie hier und da Anlaß geben, gehört das Verhältniß Montebello's zu Ludwig Napoleon. Die L. Allg. Zeit. bemerkt die pikante Ironie, die darin liege, daß der Sohn des tapfern Lannes gegen den Neffen desjenigen operire, dem er in der Schweiz seinen jetzigen Groshandel mit Champagner und zugleich den Ruhm seiner diplomatischen Laufbahn verdanke!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 166. — den 25. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der nächtliche Besuch.

Ballade von A. T. Beer.

Es ist nun manches hundert Jahr,
Daß einst, im Jagdgedränge,
Ein Kaiser abgekommen war
Vom Troß, und in die Enge
Sich einer Schlucht getrieben fand,
An deren einz'gem Ausgang stand
Ein Eber, der sich wandte
Und auf den Kaiser rannte.

Der Kaiser liebte solches Spiel,
Es kam ihm grad' gelegen;
Doch ward's ihm diesmal fast zuviel,
Denn, als dem Thier entgegen
Er aus dem Sattel will heraus,
Glitscht er auf nasser Erde aus
Und sieht sein theures Leben
Dem Eber preisgegeben.

Doch war die Hülfe nicht zu weit:
Ein Mann im Wald las Reiser;
Der schwang sein Beil mit Sicherheit
Und rettete den Kaiser.
Drauf dieser: „Führst Du so Dein Beil,
So werde Dir ein Schwert zu Theil;
Ein Freiherr sei im Reiche,
Der keinem andern weiche!"

Der Kaiser hatte solche Gunst
Dem Edelsten gegeben;
Jedwede Kriegs- und Friedenskunst
Wußt' er sich zu erstreben.
Was bei der Meng' Erziehung thut,
Das that bei ihm der edle Muth,
Und Keiner mocht' ihn mahnen
An seine niedern Ahnen.

Ein stolzes Fräulein liebt' ihn gleich
Sobald sie ihn gesehen;
Ihr Vater war der Erst' im Reich, —
Doch mußt es so geschehen.
Dem Bauern gibt sie ihre Hand,
Macht selbst mit Fürsten ihn verwandt
Und kann doch nie im Herzen,
Was einst er war — verschmerzen.

Zwar blieb der Adel ihres Stamms,
Fortan lang unberühret;
Kein Fräulein ward vom Bürgerwamms
Je zum Altar geführet,
Kein Ritter hat der niedern Magd,
Jemals das ernste „Ja" gesagt, —
Sechzehn Geschlechter haben
Den alten Schimpf begraben.

Doch bleibt nicht immer groß, was groß,
Nicht Alles reich, was reich ist,
Und bald liegt in der Erde Schooß,
Was heut den Engeln gleich ist.
So spült die Zeit den goldnen Tand,
Gleichwie der Strom des Ufers Sand
Hinweg und läßt statt dessen
Oft nicht genug zu essen.

Der Enkel so von jenem Paar; —
Was blieb vom alten Ruhme?
Kurt sah sich aller Güter baar
Auf seinem Eigenthume.

Das stolze Schloß, im See erbaut,
Gab ihm und einer niedern Braut,
Just Schutz; — des Gartens Erde
Das andre mit Beschwerde.

Ein Damm schied jenes Wasserschloß
Vom Dorf' und festen Lande,
Und eine fall'nde Brücke schloß
Den Zugang zu dem Strande;
Die hing das Paar Jahr' aus Jahr' ein
Zu Nacht in ihre Ketten ein,
Und brauchte seine Kräfte
Vereint zu dem Geschäfte.

Dann ging es in sein Kämmerlein,
Das sich's am Thor erwählet,
Und schwatzte traut beim Lampenschein:
Wie viel es Hühner zählet,
Und wie der Kohl gedeihen mag,
Und wie noch ein so rauher Tag
Zerstören muß die Reben, —
Und wie die Nachbarn leben.

Kurt ging früh Morgens rüstig dann
Zu Markte mit seinen Früchten,
Und feilschte wie ein Bauersmann
Und schämt sich deß mit Nichten.
Doch wenn der Nachbar mit ihm sprach,
Nannt' er ihn „Freiherr" vor wie nach.
Die Andern konnt's nicht stören.
Kurt mocht' es gerne hören.

Einsmals, es war schon späte Nacht,
Die Brücke schon gehoben,
Erhebt ein Sturmwind sich, es kracht
Das Schloß vor seinem Toben.
Die Wellen peitscht er an den Wall,
Die Berge geben rings den Schall
Zurück, wie Donnersrollen;
Die tiefsten Wolken grollen.

Er dröhnt der Damm, als ob ein Troß
Von Kriegern ganz ihn füllte,
Ein wüst Gewirr von Mann und Roß,
Das Nacht und Sturm verhüllte.
Laut schallt es durch das alte Thor:
„He! Holla! Pförtner, komm hervor!
Kannst Du die Frauen sehen
Im Sturme schier vergehen?"

„Wie viele seid Ihr?" — rief der Mann.
Darauf ein dunkler Ritter:
„So viel die Halle fassen kann,
Mach auf, mach auf das Gitter." —
Die Hausfrau bat: „Kurt, bleibe hier!"
Doch dieser sprach: „Was wehrst Du mir?
Soll ich bei Sturm und Blitzen
Die Frauen nicht beschützen?" —

Er schob den Eisenriegel aus,
Ließ rasch die Brücke fallen
Und sprach: „Geleit Euch Gott ins Haus!
Geht ein in seine Hallen!"
Doch als ihn traf des Ersten Blick,
Floh er in jäher Angst zurück
Zur Frau, die seiner harrte
Und schier vor Grau'n erstarrte.

Und wie die Fluth vom Meer herein
Durchströmt des Deiches Lücke,
So zieh'n ins Schloß beim Blitzesschein
Die Gäste von der Brücke,
Da thun sie wundersam bekannt,
Und jede Dame führet galant
Ein Ritter auf der Stelle
Bis zu des Saales Schwelle.

Und Knappen brachten ohne Zahl
Die Pferde nach den Ställen,
Und Wachen gingen allzumal
Sich rufend auf den Wällen,
Und Lichter brannten tausendweis
Und färbten hell, im weiten Kreis,
Des Sees dunkle Wogen,
Die stumm vorüberzogen.

Der hohen Bogenfenster Schein
Fiel auf des Schloßhofs Stiegen;
Man sah die Gräser am Gestein
Dem Nachtwind stumm sich biegen;
Man sah der Diener Troß in Hast
Sich gönnen weder Ruh noch Rast,
Bis in der großen Halle
Die Gäste saßen alle.

Noch starrt das Paar im Kämmerlein
Dies Wunder an, voll Grauen,
Und wagt, geblendet von dem Schein,
Den Augen kaum zu trauen;
Da tritt zu ihnen ein Lakei,
In alter prächt'ger Liverei,
Und ladet sie zum Mahle
Im herrschaftlichen Saale.

Kurt führt sofort die bange Frau
Hinaus zum schweren Gange.
Sie kannten wieder nicht den Bau
Des Schlosses, das seit Lange
Verfallen wie sein Ahnenruhm,
Fast spottweis war sein Eigenthum,
Jetzt scheint ein Zauberweben
Neu Alles zu beleben.

Und auf des Saals erhöhtem Theil
Saß, neben seinen Frauen,
Ein Rittersmann mit Schwert und Beil,
Und fürstlich anzuschauen.

Sie leuchtet noch in stolz'rer Pracht,
Mit Haaren, schwärzer als die Nacht,
Und Lippen voller Wonnen,
Und Augen wie die Sonnen.

Es hatten sechzehn Paare mehr
Den Kreis um sie geschlossen;
Die Ritter all' in voller Wehr,
Die Frau'n von Sammt umflossen.
Doch glaubt in ihnen bald mit Grau'n
Der Ahnen Bilder Kurt zu schau'n,
Die in den alten Gängen
Der Burg vermodernd hängen.

Der Ritter winkt mit mildem Blick
Dem Kurt, heranzuschreiten;
Die Dame winkt der Frau — zurück,
Da sie ihn will begleiten.
Doch da's ihr Ritter anders will
Legt sie die schönen Hände still
In ihren Schooß, und leise
Sagt sie ein Wort dem Kreise,

Drauf spricht der Ritter laut und klar:
„Dein Glanz ist tief gefallen,
Du Haus voll Ruhms, das einstens war
Ein hehres Vorbild Allen.
Doch Kurt, — Du hast ein gut Gemüth,
Das noch für Edles, Hohes glüht;
Drum will ich Dich erheben
Und Geld und Gut Dir geben."

Da hebt die Hand im finstern Muth
Vom Schooß die schöne Dame:
„Nie," spricht sie, „komm' es Dir zu gut!
Geschändet ist Dein Name.
Du hast der Bäurin Dich vermählt,
Du hast Dein Schicksal Dir erwählt;
Du hast das Beil erkoren
Und hast das Schwert verloren!"

„Sei mild," raunt ihr der Ritter zu,
„Sein Schicksal — ist Dein eigen."
Sie rollt die Brau'n, spricht: „Sie und Du!"
Und sinkt zurück in Schweigen.
Er aber spricht zu Kurt: „Ein Schatz
Liegt in der Burg, an jenem Platz,
Wo an des Thurmes Stiegen
Drei große Steine liegen."

Drauf wallten seine Federn weiß,
Wie er sich fürstlich neigte.
Ein Knapp trat vor auf sein Geheiß,
Der Kurt den Rückweg zeigte.
Und als im trauten Kämmerlein
Das Ehepaar sich sah allein —
Da schlägt die Geisterstunde
Und still ist's in der Runde.

Am Morgen war das Schloß so leer
Und öde, wie seit Jahren.
Kein Mensch hat von den Gästen mehr
Im Leben was erfahren.
Doch Kurt's Begier war angefacht,
Er hat gesucht, er hat gewacht
Bis er den Stein entdeckte,
Der seinen Schatz versteckte.

Jetzt ist er glücklich fortgerückt;
Da steh'n unzähl'ge Kasten.
Kurt hebt im Geiste schon entzückt
Des Goldes süße Lasten.
Nur holt er noch sein Weib heran,
Weil er's allein nicht tragen kann,
Und Haken, Strick' und Winden,
Den Schatz heraufzuwinden.

Da ist er wieder. — Doch — o Fluch!
Die Ahnen sind gerochen.
Der See hat durch der Mauer Bruch
Sich plötzlich Bahn gebrochen,
Und füllt mit schrecklicher Gewalt
Die tiefen Keller, fest und alt,
Auf daß in Armuth sterbe
Des Stammes letzter Erbe.

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschl.)

[Groß-Hoffinger's „Adler."]

Der „Zuschauer" von Ebersberg, für die Jugend und größtentheils auch von der Jugend, von Gymnasiasten geschrieben, erfreut sich einer Anzahl von circa 1500 Pränumeranten; hingegen „das österreichische Morgenblatt," redigirt von Oesterlein, welcher aus antiquirten Schriften das Materiale zusammenklaubt, und es im neuen Gewande der Populare der Zeitungleser auftischt, hat trotz der Wohlfeilheit kaum über 300 Abnehmer. —

„Hans Jörgel's Briefe" an seinen Vetter in Feselau, im wiener Dialekte geschrieben und in terminiosen Heften erscheinend, werden weder mit dem Geiste noch mit dem Erfolge der Eipeldauer Briefe, von denen sie eine Fortsetzung, ausgegeben. —

Erst nach dieser, für die Hefe des Lesepublikums berechneten, Tageslektüre, deren Abonnenten Fiaker und Fratschelweiber, die wiener dames de la halle, erst danach verdient Groß-Hoffinger's „Adler" genannt zu werden. Als es hier bekannt wurde, daß dieser Mensch die Concession zur Herausgabe eines halb politischen Blattes erhalten habe, ja sich sogar das Gerücht verbreitete, er werde bei seinem Unternehmen durch kräftige und mächtige Hände unterstützt, und er diese Meinung durch eine mit raffinirtester Politik abgefaßte Ankündigung und schon durch den bezeichnenden Titel verstärkte, indem er sagte: man würde durch den freiwilligen Beitritt zu diesem patriotischen Blatte seine loyale Gesin-

nung bethätigen — da herrschte eine allgemeine Indignation, und dumpf und schwül lastete es auf den Gemüthern der Rechtlichstrebenden. Als Saphir nach 10jähriger Abwesenheit zurückkehrte und von Bauerle engagirt wurde, gab sich eine ähnliche Stimmung kund, aber mit weniger Recht; denn dieser Komiker und Satyr, obwohl er für Polen, für Freiheit u. dgl. radotirte, auch manches Hohnwort auf sein Vaterland in Umlauf brachte, politikasterte doch nur in seinen Schriften und sein ungezähmter Witz bemächtigte sich des günstigen Stoffes. Groß-Hoffinger aber, welcher unter dem Namen Hans Normann ein Buch über Wien veröffentlichte und die „Austria" edirte, in welchen Schriften er vom politischen Standpunkte aus Oesterreich, seine Regierung und die höchsten Staatsbeamten mit kothigen Schmähungen überworfen, — diesem Menschen die Redaction und Herausgabe eines Journales in Wien bewilligt zu sehen, mußte Jeden, der die obwaltenden Verhältnisse in Oesterreich kennt, in Staunen versetzen und mit Unmuth erfüllen. Allein ... parturiunt montes und die lächerlichste aller Mäuse kroch hervor. Der edle und würdige Freiherr von Hammer-Purgstall gab auf das Einladungsschreiben Groß-Hoffinger's, im Gegensatze zu dem honteusen Benehmen eines jungen literarischen Fanfarons, eine höfliche, ablehnende Antwort und endete seinen Brief mit den Worten: „In aller Achtung für die Tendenz Ihres Blattes ꝛc. ꝛc." — — Von Munde zu Munde liefen diese Worte und gaben das Signal, diesem journalistischen Unternehmen keine höhere Bedeutung unterzuschieben und es gänzlich zu ignoriren. Nicht ein einziger bekannter oder nennenswerther Literat schloß sich dem Blatte an, ja es gerieth in solchen Verruf, daß selbst die armen Schelme, welche in Groß-Hoffinger's Solde arbeiten, aus Furcht, der allgemeinen Verachtung heimzufallen, nur Chiffern unter ihre Aufsätze stellen. Und so ist das riesenartig angekündete, und mit Angst erwartete Blatt zu pygmäenhafter Notizlerei eingeschrumpft. Der Hr. Redacteur rafft mit Hast aus 100 Blättern die Neuigkeiten zusammen, und präsentirt sie unter dem Titel „Weltchronik;" die Augsburger Allgemeine z. B. wird in einer Nummer zehn bis funfzehnmal benützt, natürlich ohne genannt zu werden. Um von dem Geiste dieser Zeitschrift einen Begriff zu geben, brauche ich wohl nur eines Referates über die hiesige italienische Oper zu erwähnen, welches hier viel Gelächter erregte und sonderbarerweise von keinem Journale gerügt wurde. Die Schoberlechner wurde nach einem Gesangstücke stürmisch und mehrmal gerufen, und repetirte die anstrengende Arie; darauf wurde sie wieder so oft hervorgerufen, daß sie, trotz der sichtbaren Erschöpfung, zum dritten Male die Piece singen wollte. Da riefen viele Stimmen: basta! basta! und die Prima Donna unterließ die Repetition. — In dem Berichte des Adler aber stand: Das Publicum habe „Pasta! Pasta!" gerufen, um dadurch den Rang anzudeuten, welchen die Schoberlechner unter den Sängerinnen einnehme!!! — — Man findet jetzt ein Unternehmen lächerlich, welches bei seiner Erscheinung Unwillen, ja fast Schrecken erregte. —

Hiermit wäre der flüchtige Blick über die wiener Journale, wie sie sich im laufenden Jahre gestaltet haben, geschlossen, noch muß aber eines on dit erwähnt werden, welches hier circulirt, und so ziemlich Glauben findet. Es heißt nämlich: daß die „dresdner Abendzeitung" von Theodor Hell unter österreichischer Censur erscheinen soll. Damit wäre freilich die Erlaubniß zur Ankündigung und Feilbietung dieses bekannten Blattes im Kaiserstaate bezweckt. — — —

Notizen.

[Musikstücke zu Schumann's Zeitschrift.]

Robert Schumann hat als Beilage zu seiner musikalischen Zeitschrift ein zweites, auch einzeln käufliches Heft zusammengestellt. Ein Lied von Felix Mendelssohn-Bartholdy würde genügen, den Werth des Heftes schon allein zu bestimmen; es ist Eichendorf's Pagenlied, das der glückliche Liedercomponist hier in seiner Begleitung gibt, jenes bekannte:

Wenn die Sonne lieblich schiene,
Wie in Wälschland lau und blau,
Ging' ich mit der Mandoline
Durch die überglänzte Au.

Von H. W. Riffelt enthält das Heft einen Gesang für Männerstimmen und ein geistliches Lied, als Probe von einer nächstens erscheinenden Sammlung. Von Oswald Lorenz eine neue Composition von Mignon's Lied. Von Stephan Heller deutsche Tänze. Von Robert Schumann ein Intermezzo für Piano.

[Wieland über Jean Paul.]

In einem Briefe an Böttiger vom J. 1796 (s. den 2. Bd. von Böttiger's Nachlaß) äußert sich Wieland folgenderweise über Jean Paul: „Den Jubelsenior habe ich mit ungefähr eben dem Vergnügen, Interesse, Wohlgefallen und Aerger gelesen wie die Hundsposttage und den Aemenadvocaten. Er würde mich stärker amusirt haben, wenn er mich weniger amusirt hätte, und hätte mich mehr amusirt, wenn er durch den unbegreiflichen Leichtsinn, womit er von den sublimsten Gedanken und rührendsten Gefühlen in die Hanswurst- und Sepperles-Laune übergeht, meine Galle nicht so oft reizte. Verschaffen Sie mir auch sein Campanerthal, und dann will ich mich — ich gelobe es Ihnen bei allen Grazien — sogleich in unmittelbare Correspondenz mit dem mirakulosen Menschen setzen und ihn zu mir einladen, wiewohl ich riskire, daß er meinem Louis, der ohnedies ganz in ihn geschossen ist, den Kopf vollends verrücke."

[Deutsche Gemüthlichkeit.]

Ein Correspondent der Abendzeitung berichtet aus dem schlesischen Gebirg Freude und Pracht die Hülle und Fülle; der Besuch der hohen und höchsten Herrschaften und die sich hingebende Begeisterung des Volkes geben allein den Stoff dafür; nicht ein Wort, nicht ein einziges kleines, nur undeutendes Wort von dem düstern Hintergrunde des Gemäldes, dem entsetzlichen Nothstande, in welchem sich die schlesischen fast aufs Verhungern gesetzten Weber laut andern ehrenwerthen Zeitorganen befinden! — Will ein solcher Gegensatz einem deutschen Correspondenten nicht einleuchten?

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 8.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 8. — den 25. August 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Höchst vortheilhaftes Anerbieten

für

die sämmtlichen Leihbibliotheken Deutschlands.

Unsern sehr bedeutenden Verlag von neueren Romanen, Novellen und anderen belletristischen, historischen &c. Unterhaltungsschriften, Reisememoiren &c., haben wir für die Dauer vom 1sten Juli bis letzten December 1838

sehr bedeutend im Preise herabgesetzt.

Das gedruckte Verzeichniß wird in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz gratis ausgegeben und enthält die Werke der renommirtesten und gelesensten Schriftsteller, namentlich im Felde des Romans, sowie viele Romane, die bereits in zweiter und dritter Auflage erschienen sind. Die Preise sind größtentheils noch weit unter die Hälfte des Ladenpreises herabgesetzt, und dem Abnehmer ist eine unbeschränkte Auswahl gestattet. Bei Abnahme von größern Partieen treten überdies noch besondere Vergünstigungen ein; je größer der Auftrag, um so größer sind die zu gewährenden Vortheile. Die in dieser Beziehung festgesetzten Bedingungen sind in dem Verzeichnisse mit abgedruckt.

Alle resp. Besitzer von Leihbibliotheken erlauben wir uns daher, darauf aufmerksam zu machen, daß sie diese Gelegenheit, Ihre Bibliotheken auf eine höchst wohlfeile Weise zu vervollständigen und zu vergrößern, nicht ungenutzt vorübergehen lassen; denn mit dem 1. Januar 1839 treten die vollen Ladenpreise unabänderlich wieder ein. — Alle Buchhandlungen Deutschlands effectuiren die desfallsigen Aufträge kostenfrei.

Quedlinburg, im Juni 1838.

Basse'sche Buchhandlung.

Ein sehr wichtiges Werk

ist so eben erschienen. Es ist dies

Die Wissenschaft

der

römischen Rechtsgeschichte

von

Dr. J. Christiansen.

1. Band. gr. 8. Altona, Hammerich. 1838. geb. 3 Thlr.

Originalität und tiefes **Wissen** im Geleite der pikantesten Polemik und einer Kritik von gleicher Kühnheit, Sicherheit und Leichtigkeit im tiefsten Allgemeinen, wie im äußersten Einzelnen, sichern diesem Werke eine allgemeine Beachtung, das schon hier und dort außergewöhnliche Sensation erregt. Das Buch ist gebunden in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz &c. vorräthig.

So eben ist bei L. Fernbach jun. in Berlin erschienen und in jeder guten Buchhandlung zu haben:

Selma

die jüdische Seherin,

Traumleben und Hellsehen einer durch animalischen Magnetismus wiederhergestellten Kranken, von Dr. M. Wiener.

Preis 1 Thlr. 10 Sgr. (1⅓ Thlr.).

Der Inhalt dieses Werkes ist vor den meisten der neueren literarischen Erzeugnisse am ehesten geeignet, einen bleibenden, ja unauslöschlichen Eindruck auf des Lesers Gemüth zu machen. Von einem beliebten Autor mit gewandter Feder geschrieben, enthält dieses Buch nur Schilderungen von wirklich vorgefallenen Thatsachen, die, als zu Protokoll genommene Erlebnisse am Krankenbette einer gegenwärtig vollkommen genesenen Hellsehenden, sowohl die Beachtung jedes Arztes, als auch die der gesammten Menschheit überhaupt im hohen Grade verdient. Lebensfragen, die zu den heiligsten und wichtigsten gehören, von der Seherin auf überraschende Weise beantwortet, Aufschlüsse über Judenthum und über den Zustand der Clair voyance selbst, so wie merkwürdige Krisen stempeln dieses Werk zu einem der interessantesten und belehrendsten Bücher.

So eben sind im Verlage von Appun's Buchhandlung in Bunzlau erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Scävola, Emerentius, **Briefe eines Flüchtlings.** 4 Bände. eleg. broschirt. 6 Thlr.

Es ist dies kein Roman, sondern es sind Briefe voll inneren Gehaltes, die man in deutschen Staaten trotz denen eines Verstorbenen mit größtem Interesse lesen und studiren wird.

Guseck, Bernd v., **Vulkausteine;** 2 Novellen: Heimath im Norden; Königsliebe. eleg. brosch. 1 Thlr. 16 gGr.

Der Verfasser hat bereits soviel Schönes geliefert, daß auch diese interessanten Novellen in hohem Grade ansprechen werden.

Krebs, J., **Der König von Atzalan;** moderner Roman. 2 Theile. eleg. brosch. 2 Thlr. 4 gGr.

Der Verleger rechnet diesen höchst anziehenden Roman unter die Vorzüglichsten seiner Verlagsartikel.

Schaden, A. v., **Lebensbilder;** humoristisch-satyrisches Gemälde unserer Zeit. 2 Theile. eleg. brosch. 1 Thlr. 18 gGr.

Ferner ist so eben erschienen die **achte,** unveränderte Auflage von

Zehme, M. E. B., **Leitfaden für Sprachschüler.** Mit Hauptstücken 4 gGr., ohne diese 3 gGr.

Vor einigen Wochen erschienen bei mir:

Sand, G., **Der Geheimschreiber;** deutsch von Louise Claudé, herausgegeben von **Theodor Mundt.** 2 Theile. eleg. brosch. 2 Thlr.

Eichel, C., **Lathonia.** 1 Thlr. 4 gGr.

Kein gewöhnlicher Roman, sondern ein Werk, erinnernd an die Seherin von Prevorst.

Gaudy, Fr. Freiherr, **Venetianische Novellen.** 2 Theile. 2 Thlr.

In den vorzüglichsten Zeitschriften bereits aufs Glänzendste belobt; ebenso:

Guseck, Bernd v., **Schaumperlen der Gegenwart.** 2 Novellen: Entfrembung; Versteinerung. 1 Thlr. 8 gGr.

Heusinger, C., **Aus den Wanderungen eines Invaliden.** 2 Theile. 1 Thlr. 16 gGr.

Kein Roman, sondern eine Schrift, welche sowohl allgemein, als insbesondere Hannover, Braunschweig, Hessen, Thüringen &c., ausnehmend interessiren wird.

Rispart, E., **Familienbilder.** 2 Bde. 2 Thlr. 12 gGr.

Niemand wird ohne lebhaftes Interesse diese gehaltvollen Erzählungen aus der Hand legen, und werden auch namentlich die Verehrer Friedrich des Großen mit Freude dem Unsterblichen hier begegnen.

Wenzel, H., **Reiseskizzen aus Tyrol und dessen Nachbarschaft.** 1 Thlr. 8 gGr.

Zu viel Schönes ist bereits von allen Seiten über diese Reiseskizzen gesagt werden, als daß es noch der geringsten Anpreisung derselben bedürfte, denen auch ein bleibender Werth gesichert ist.

Appun's Buchhandlung in Bunzlau

Ungarn's historische Romanenliteratur zuerst in das Deutsche übersetzt.

Bei C. Scheld und Co. in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und Ungarns zu haben:

Abafi

von

Nikolaus Josika.

Aus dem Ungarischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Treumund.

2 Bde. Elegant broschirt. 2 Thlr. 8 Gr. oder 3 Fl. 30 Kr. C. M.

Der Baron Nikolaus Josika steht als Erzähler unter den neuern ungarischen Schriftstellern oben an und liefert uns in seinem „Abafi" eine so gelungene Schilderung ungarischer und siebenbürgischer Vorzeit und Nationalität, daß jeder Freund des historischen Romans dieselbe mit besonderer Vorliebe lesen wird.

Für Apotheker, Droguisten und Aerzte.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Encyklopädie der medicinisch-pharmaceutischen Naturalien- und Rohwaarenkunde.

Mit besonderer Rücksicht auf historische und genetische Verhältnisse und auf physische und chemische Eigenschaften. Bearbeitet von

Jul. Martiny und Dr. Ed. Martiny.

Erstes Heft: Acetum — Cortex.

gr. 8. Geh. Preis: 20 Gr.

Bei August Hirschwald in Berlin ist so eben (in Commission) erschienen und versandt:

Frauenstädt, J., Die Freiheit des Menschen und die Persönlichkeit Gottes. Ein Beitrag zu den Grundfragen der gegenwärtigen Speculation. Nebst einem Briefe des Dr. G. A. Gabler (ordentl. Professors der Philosophie an der Universität Berlin) an den Verfasser. 8. geheftet. 20 Sgr.

Eine Stimme aus der katholischen Kirche Preußens in Sachen des Herrn Erzbischofs Clemens August von Cöln. Posen u. Berlin. 1838. 8. Preis 7½ Sgr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von

J. P. Eckermann.

8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser hat durch die Herausgabe seiner

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. (1823—32.) Zwei Theile. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 1837. Geh. 4 Thlr.

der Lesewelt eine so interessante Gabe geboten, daß man begierig sein wird, ihn auch in seinen eignen poetischen Productionen kennen zu lernen.

Leipzig im April 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die chronischen Krankheiten,

ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung.

Von Dr. ***Samuel Hahnemann.***

3r Theil. Antipsorische Arzneien.

Zweite, viel vermehrte und verbesserte Auflage.

28 Bogen in gr. 8. Velinpapier. Subscriptions-Preis 2 Thlr. 4 gGr.

Dieser dritte Band hat sehr wesentliche Verbesserungen und Zusätze erhalten und bringt in dem Vorworte „über das Technische in der Homöopathie" die reifsten Erfahrungen des großen Meisters über bisher noch unentschiedene Differenzen der homöopathischen Aerzte. — Als neu hinzugekommene Prüfungen werden **Clementis erecta, Colocynthis, Cuprum, Digitalis, Dulcamara, Euphorbium, Guajacum** und die sehr erweiterten Vorworte zu den einzelnen Arzneimitteln die Aufmerksamkeit der praktischen Aerzte in hohem Grade in Anspruch nehmen.

So eben erschien in der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart, häusliche und landwirthschaftliche Einrichtungen der Altenburgischen Bauern. 3te, gänzlich umgearbeitete, Auflage,

von

Karl Friedrich Hempel,

Kirchenrath und Pastor sen. zu Stünzhayn.

Mit einem Gedicht als Vorwort von dem Bauer und Anspanner J. Kresse in Dobraschütz an seine Stammgenossen. Nebst 10 gruppirten und colorirten Lithographien. gr. 8. brosch. 2 Thlr. — Mit 10 schwarzen Lithographien 1 Thlr. 4 Gr.

Anzeige

für

Leihbibliotheken und Lesezirkel.

Nachstehende gehaltreiche belletristische Werke, im Ladenpreise 26 Thlr. 12 Gr., **sind zusammengenommen** für den sehr erniedrigten Preis von 8 Thlr. 16 Gr. durch jede Buchhandlung zu haben.

Rellstab, L. Algier und Paris. Zwei Novellen. 3 Theile. 4 Thlr. 12 Gr.

—— Sagen und romantische Erzählungen. 3 Theile. 3 Thlr. 12 Gr.

—— Gedichte. 1 Thlr. 4 Gr.

—— neue empfindsame Reisen. 2 Thle. 3 Thlr. 8 Gr.

—— Scherz und Ernst. 1 Thlr. 8 Gr.

Sedgwick, Miß. Erzählungen und Novellen aus dem Englischen. 1836—1837.

1r, 2r Bd. Hope Leslie. 2 Thle. 2 Thlr. 12 Gr.

3r, 4r Bd. Die Familie Linwood. 2 Thle. 3 Thlr.

5r, 6r Bd. Redwood. 2 Thle. 2 Thlr. 12 Gr.

Renaudot, Algier. Gemälde des Staates und der Stadt Algier mit Plan und Ansichten der Stadt. 1830. 12 Gr.

Fink, G. M. Familien-Unterhaltungen. 1835. 1 Thlr. 16 Gr.

Scott, W. Das Leben und die Werke der berühmtesten englischen Romanendichter. Uebersetzt von Rellstab. 3 Thle. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig den 1. Juli 1838.

K. F. Köhler.

Polytechnisches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 37 — 42.

Lambel's Bericht über die der Société d'encouragement im J. 1837 vorgelegten Dynamometer. — Ueber die Ermittelung des Kupfergehalts der Kupfer-, Spur- und Dünnsteine und der Schlacken, von Heine. — Poncelet's Bericht über Arnoux' System von Wagen für Eisenbahnen jeder Krümmung. — James Walton's Verbesserungen in der Wollenmanufactur. — F. Roe's Verbesserungen an mechanischen Abtritten. — J. Pearce's Patenträder. — J. C. Daniell's Steinbearbeitungsmaschine. — J. M. Cramer's Dampfmaschine. — Die Great-Western oder London-Bristol Eisenbahn. — Lardner's Indicator für Dampfmaschinen. — Ueber americanische Dampfwagen. — Villeroi's lithographische Presse. — Literarische Nachweisungen. — Anwendung der Kreissäge. — Nachweis der Arbeiten an der Leipzig-Dresdner Eisenbahn im Monat Mai. — Transatlantische Dampfschifffahrt. — Americanisches Gesetz zur Verhütung der Dampfboot-Explosionen. — Ueber das Gebläse von Pailette. — Zunahme des Ertrags der Eisenbahn von Baltimore an den Ohio. — Königl. preuss. Regulativ, die Anlage and den Gebrauch von Dampfkesseln und Dampfentwicklern betreffend. — Bulletin der Runkelrübenzucker-Fabrication in Frankreich. — — Ueber das Trocknen der Runkelrüben. — Lampadius über Probirung der Kobaltsaflore oder Zaffer. — Tabelle zur Bestim-

mung der Stärke einer Aetzammoniakflüssigkeit, von Bernheim. — Bericht über die Betriebsresultate der Hohenheimer Runkelrübenzuckerfabrik 1837—1838. — Einfluss der Nässe der Kohlen und verschiedener Kohlensorten beim Kupfergaarmachen, von Heloe. — Vicat über hydraulischen Kalk. — Smith über Beleuchtung der Leuchtthürme. — Der Bericht über das erste Halbjahr der Grand-Junction Eisenbahn. — Versuche über die Leuchtkraft verschiedener Lampen, von Kermarsch und Heeren. — Ueber Seesalz, von Molder. — Ueber Mühlsteine aus halleschen Hornsteinporphyr. — Ueber Bereitung und Anwendung des Betons, von Zetter. — R. Bull's Essenaufsätze. — de Rigel's verbesserte Einrichtung der Dampfboote. — Preussische Patente. — Baiersche Patente. — Der polytechnische Verein f. d. Königreich Baiern. — Würtembergische Patente. — Ueber das sogenannte Galvanisiren des Eisens und Kupfers. — Ueber das Verhalten einiger Metalle zu alkalischen Flüssigkeiten von A. Vogel. — Anleitung zum Lackiren des Kartenpapiers für Geometer. — Resultate der Anwendung theilweise verkohlten Holzes im Hohofen zu Vendresse, von Seovages. — Dickson's Verbesserungen an Dampfmaschinen. — Boreh's Dampfwagen. — Berry's mechan. Vorrichtung zum Reinigen von Weizen u. s. w. — Berry's Webstuhl. — Böhmens Bergwerksproducte im J. 1837.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. August 1838.

Leopold Voss.

Anzeige. Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen:

Das Buch der Mährchen

von

Bernhard Görwitz.

Mit einem Titelkupfer, sauber brosch. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Die Rhein-Weser Eisenbahn-Actien-Gesellschaft,

ihre Wichtigkeit und rechtliche Beziehung zu ihren Mitgliedern.

Eine Warnungsstimme für diese und ähnliche Actien-Gesellschaften,

von

F. F. Weichsel.

geh. Preis 6 Gr.

Blätter für häusliche Andacht und Erbauung,

allen Ständen gewidmet.

Herausgegeben von

M. **Fr. Wilh. Reinhard** und **Wilh. Naumann.**

Erster Band, 3. Heft. Preis 8 Gr.

Mit diesem Hefte ist der 1. Band geschlossen. Das 1. Heft des 2. Bandes wird baldigst folgen.

Leipzig, den 24. Juli 1838.

Ludwig Schumann.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Mosaik-Arbeiter

und

die letzte Aldini,

von

Georg Sand.

Aus dem Französischen

von

O. v. Czarnowski.

8. elegant geheftet. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Der Name der berühmten Verfasserin bürgt für die Trefflichkeit dieser Erzählungen, die allgemeines Interesse erregen werden. Es sind zwei vollständige Romane, die hier, eng gedruckt, zusammen erscheinen, und so sich auch durch ihre Wohlfeilheit empfehlen.

Bei mir sind erschienen:

Phantasien und Wahrheiten.

In 6 Platten.

Erfunden, gestochen und erläutert

von

Moritz Retzsch.

Mit deutschem, franz. und engl. Text.

Imp. Quer-4., in Umschlag geheftet. Subscriptions-Preis: 1 Thlr. 16 gGr.

Alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, im August 1838.

Ernst Fleischer.

Als eine der interessantesten Erscheinungen der Unterhaltungsliteratur unserer Zeit empfehlen wir die

Spaziergänge und Weltfahrten

von

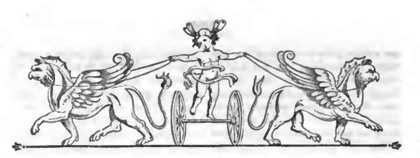
Theodor Mundt.

2 Bände. 8. Altona 1838. geh.

Der Beifall, den dies in jeder Hinsicht ausgezeichnete Werk bei einem gebildeten Publikum gefunden, ist gewiß um so gerechter, als auch sämmtliche kritische Blätter dasselbe als eine der wichtigsten literarischen Erscheinungen bezeichnen, und demselben hinsichtlich des Styls einen hohen Platz in der Literatur anweisen.

Beide Bände kosten 4 Thlr. und sind in allen Buchhandlungen in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz u. s. w. zu haben.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 167. — den 27. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rudolph Marggraff's münchner Jahrbücher für bildende Kunst *).

Das erste zierlich und anmuthig ausgestattete Heft dieser bereits früher in diesen Blättern angekündigten Jahrbücher liegt nun vor uns und hat im Ganzen durch die Gediegenheit seiner Erscheinung ein die Kritik mehr herausforderndes als um eine gütige Besprechung demüthig beteindes Ansehen. Das Unternehmen hat bereits seine Geschichte gehabt, es ist nicht beiläufig entstanden, ohne Wahl, Mühe und Zwang, es ist das Resultat eines fast jahrelangen Strebens des Herausgebers nach diesem Ziele hin und zugleich ein Ergebniß auffordernder Umstände, eine belle alliance des kunstkritischen Strebens von der einen Seite und des freundlichen Entgegenkommens der Kunstausübenden von der andern Seite. Das Bedürfniß, in einem bestimmten Organe die Richtungen und Leistungen der modernen deutschen Kunst vertreten zu sehen, war nie, und namentlich bei den münchner Künstlern nie mächtiger, als zu der Zeit, da Marggraff sich von Berlin nach München übersiedelte und seine feste begründete Stellung in Norddeutschland aufgab, um an der Hauptwerkstätte der neudeutschen Kunst seinen kunstkritischen Bestrebungen ein ausgedehnteres und der Mühe wirklich verlohnendes Territorium zu gewinnen. Sein kein Opfer scheuender Eifer für die Sache erwarb dem Ausländer — leider sind die innern Verhältnisse Deutschlands so eigenthümlich, daß die Eingebornen selbst, je nach der getroffenen politischen Abmarkung, im Verhältniß zu einander als Ausländer betrachtet werden können — bei den Künstlern wie bei den Behörden eine Anerkennung, eine Theilnahme und ein Vertrauen, deren sich schwerlich ein geborner Baier, selbst bei gleicher Kunstbildung und unter gleichen Umständen, hätte erfreuen können. Die Kunst war Marggraff's Geliebte, und die Kunst hatte sich, wie er wußte, in München niedergelassen. Er buhlete viel um sie, er rang nach ihr, er reiste ihr nach, er bewarb sich um sie lange Zeit hindurch — eine solchergestalt sich aufopfernde Liebe mußte später oder früher belohnt werden und zu einem Resultate führen. Dies Resultat liegt in der Gestalt der münchner Jahrbücher, schöne Hoffnungen weckend und selbst bedeutendere Anforderungen erfüllend, vor uns.

Gehen wir nun ein auf die innere Einrichtung, Geist und Form der münchner Jahrbücher! Zuerst der Prospect! Prospecte sind überall im Auge der Verleger ein wichtiger Theil des Ganzen, das einladende Waarenschild, bunt und trotzig bemalt; auch das Publicum mag etwas auf Prospecte geben, nicht der Kritiker, nicht der Literat, der mit der gebräuchlichen Art ihrer Abfassung vertraut ist. Marggraff's Prospect ist

*) Münchner Jahrbücher für bildende Kunst. Herausgegeben von Dr. Rudolph Marggraff. Mit artistischen Beilagen, Abbildungen von Originalkunstwerken in Umriß, auch Erläuterungstafeln, gefertigt unter Aufsicht der königl. Akademie der Künste in München. Erstes Heft. Leipzig, Engelmann u. Rudolph Weigel.

durchaus besonnen, verständig; er deutet darauf hin, daß er diesen Jahrbüchern die Bedeutung und den Umfang eines deutschen Central-Kunstblattes zu geben sich bemühen werde; er habe aber München deshalb zum Mittelpuncte für die Betrachtung des deutschen Kunstlebens machen zu dürfen geglaubt, weil hier die Kunst im engsten Anschluß an ihre historische Grundlage und im weitesten Umfange ihrer monumentalen Bestimmung wieder zurückgegeben und im Dienste der Religion und der volksgeschichtlichen Erinnerung für öffentliche Zwecke verwendet ist, ohne daß bis jetzt für eine umfassende und anschauliche Schilderung derselben ein Organ wirksam war. In zehn Rubriken wird uns darauf versprochen, was im Umfange der Jahrbücher künftig liegen und geliefert werden soll.

Aus dem ersten Hefte erhellt übrigens, daß die münchner Kunst hauptsächlich das Feld sein werde, welches mit dem Pfluge kritischer Schilderung durchackert, dessen Producte in Umrissen zur Anschauung gebracht werden sollen. Mit Recht hauptsächlich die münchner Kunst! Nicht blos, daß hier das Großartigste und Gewaltigste geleistet wird, womit sich die Kunstschöpfungen keiner anderen Residenz nur entfernt vergleichen lassen, so liegt es auch in der Natur der Sache, daß z. B. die Düsseldorfer, die sich auf die leichtere transportirbare Waare der Oelmalerei legen, dem sentimentalen Geschmacke der Deutschen schmeicheln und auf keiner Kunstausstellung sich zu produciren unterlassen, einen viel größeren Rumor von sich erregt haben, als die Münchner, deren mächtigste Gebilde mit den Steinmonumenten, welche der kunstsinnige König Ludwig im Gebiete seiner Hauptstadt aus ergiebigem Boden heraufbeschwört, unverrückbar verwachsen sind.

Marggraff hat in diesem ersten Hefte geglaubt, sein Publicum auf den Standpunct der Kritik führen zu müssen, auf welchem er selbst sich befindet, und er hat in dieser Hinsicht eher zu viel als zu wenig gethan. Seine Abhandlungen sind zum Theil sehr werthvolle Beiträge zur Kunstkritik; überall erkennen wir daraus einen gediegenen Verstand und die Resultate eines Studiums, welches nicht von heut oder gestern sein kann; und die Principien sind mit einer so großen Consequenz gefolgert und begründet, daß sie ihre Wahrheit eben so in sich, wie in ihren Voraufgängen tragen; aber er ist in einigen seiner Abhandlungen fast zu gründlich, zu allgemein, zu theoretisirend für unser modernes Publicum, welches am liebsten im Fluge lebt, liebt und denkt, und lieber mit compacten Dampfnudeln und Fleischklößen bewirthet, als über ihre Zuthaten und Bereitungsarten belehrt sein will. Ein tüchtiger, auch sprachlich wohl ausgearbeiteter Aufsatz ist gleich der erste, „über den gegenwärtigen Zustand der Kunstkritik," worin mit durchdringender Schärfe die Schwächen unserer kunstkritischen Urtheile, wie sie gegenwärtig gäng und gäbe geworden sind, nachgewiesen werden; in jener mehr wissenschaftlichen, durch ästhetisch-philosophische Beweisführungen begränzten nobeln Haltung, welche für Marggraff bezeichnend ist. Seine Abhandlung scheint des ernsten Gegenstandes würdig. Nirgends bedient er sich jenes modischen Aetz- und und Scheidewassers, welches mit einem Viertheile von Unwahrheit zugleich die Hälfte der Wahrheit wegnimmt, und bei dessen Anwendung man sich nicht scheut, um eines brillanten Vergleiches oder eines pikanten Witzschlages willen die Person statt der Sache, um die es sich handelt, zu verletzen, und von der Sache selbst die unwahre Seite herauszukehren. Auch Marggraff hat seine Dialektik, die aber nie vom richtigen Wege ab- und in labyrinthische Wirren, sondern zu einem positiven Ergebniß führt. In der Sprache ökonomisch, wird man bei Marggraff kaum ein Wort zu viel oder zu wenig finden; sein Styl ist klar und lichtvoll, ohne irgendwo zu schillern und weltschmerzlich zu dämmern; seine Gedankenreihen haben Schwere, ohne irgend schwerfällig zu sein. Diese Abhandlung ist vielleicht die wichtigste, die in jüngster Zeit über diesen Gegenstand veröffentlicht worden, und um so mehr der allgemeinsten Beachtung zu empfehlen, in je verwirrterem Zustande die Kunstkritik, wie die Kritik überhaupt, sich befindet, je widersprechender ihre Aeußerungen einander aufheben und je mehr sie an blos individuelle Wissenheit oder Unwissenheit und subjective Fürwahrhaltung gebunden ist. Oder was soll man sagen, wenn Bendemann von einem zeitgenössischen Kritiker neben Raphael und Michel Angelo gesetzt und sein Jeremias „das vielleicht am meisten von Größe und Hoheit durchdrungene Kunstwerk" genannt wird, welches das neuere Zeitalter uns darbietet, während zu derselben Zeit Kaulbach über Rubens, Paolo Veronese, ja in gewisser Hinsicht über Raphael gestellt und seine Hunnenschlacht ein Bild genannt wird, „das weit über Alles hinausreicht, was die neuere Malerei geleistet, ja nur versucht hat, und daß wir in Deutschland kein ähnliches besitzen, weder von Lessing noch Bendemann." Wie widersprechend sind diese Urtheile, und wie lächerlich, nur an die Modenamen Bendemann und Lessing die Vorstellung von dem Größten und Höchsten, was die moderne Kunst geleistet haben soll, zu knüpfen,

während Cornelius die Ludwigskirche, H. Heß die Allerheiligencapelle und Schnorr den Neubau der Residenz mit unvergänglichen Bildern ausstatten! — Diese und ähnliche bedenkliche und verwirrte Aussprüche der gegenwärtigen Kunstkritik, wenn von Kunstkritik überhaupt noch die Rede sein kann, kommen in dem angeführten Aufsatze zur Sprache. Nächst dieser Abhandlung dürften in gegenwärtigem Hefte, wenigstens für Architekten, des Professors an der münchner polytechnischen Schule, Eduard Metzger's, Untersuchungen über griechisch-dorische Säulenordnung das Wichtigste sein. Die Skepsis unserer Zeit wendet sich und jeden Gegenstand nach allen Seiten hin; hier wird der althergebrachte Glaube an Vitruv's und Vignola's Berechnungen vollkommen umgestoßen und die neue revolutionaire Tendenz mit den genauesten Berechnungen und einer Erläuterungstafel als einer untrügsamen belegt. Metzger ist als genauer Zeichner und Berechner in München eine Autorität. Die Einleitung dürfte auch Laien verständlich und dankenswerth sein. Hin und wieder schlägt sogar eine Spur von Witz durch. — Marggraff's Talent, Maler- und Skulpturwerke anschaulich und lebendig zu schildern und gewissermaßen in der Kritik zu reproduciren, eine Eigenschaft, welche seine Kunstkritiken in Berlin fast vor allen andern beliebt machte, gibt sich in den drei Aufsätzen kund, welche dazu bestimmt sind, die vier dem Hefte beigegebenen lithographischen Umrisse nach neuen münchner Kunstwerken ihrem äußern und innern Inhalt, Werth und Zweck nach mit Pinsel und Meißel des Wortes weiter auszuführen. Die erste Tafel gewährt uns ein lithographisches Abbild von Schnorr's vortrefflicher, mit 64 menschlichen Figuren ausgestatteter Composition: „Kaiser Rudolph als Richter über die Raubritter." Die Lithographie (von Strähuber) ist an sich ausgezeichnet und läßt fast vergessen, daß man blos eine Lithographie und zwar nur lithographische Umrisse vor sich hat. Die Gesichter sind mit dem vollen markirten und charakteristischen Leben des Urbildes wiedergegeben, man möchte fast Schatten und Licht unterscheiden können, und die allmälige Abstufung nach dem Hintergrunde zu, wo die Burgen gebrochen werden, ist vom Lithographen sehr wohl getroffen worden. Marggraff gibt in seinem Aufsatze eine Einleitung zur Beurtheilung von Schnorr's Leben und künstlerischem Wirken, beschreibt sodann den Neubau am Hofgarten, seinen Zweck und seinen künftigen Inhalt an Kunstwerken, und gelangt sodann zu dem Bildercyklus im Festsaalbau, welcher dem berühmten Schnorr v. Karolsfeld zugefallen ist. Diesem Cyclus gehört das angeführte hier im Umriß veranschaulichte Gemälde an; ich wüßte nicht, etwas Lebendigeres, Charakteristischeres und Kräftigeres von Schnorr gesehen zu haben. Marggraff's Abhandlung hat einen viel tieferen Inhalt als den einer bloßen Gemäldebeschreibung, und der darin zu Tage liegenden Beziehungen sind zu viel, um hier näher gewürdigt zu werden. Marggraff sagt in dieser Abhandlung sehr richtig: „Man spricht gegenwärtig so viel von Poesie in der Malerei, ohne doch recht zu wissen, was man damit eigentlich will, und stellt sich prüde bei symbolischen, zumal nackten Figuren, nicht minder wie bei Darstellungen wirklicher Handlung. Wir mögen lieber die Poesie oder die Philosophie der Geschichte, als die Geschichte selbst; unser unhistorisches Zeitalter ist in einem zu überreizten und überspannten Zustande, als daß es für die geschichtliche That, für das Wirken leidenschaftlicher Kräfte und für die unmittelbare Erscheinung festlicher Heiterkeit Sinn und Antheil haben könnte. Es gibt eine Poesie der Freude, des Reichthums, der Fülle und Mannichfaltigkeit, wie es eine Poesie der Trauer, der Armuth und Beschränkung gibt; es gibt ein Wohlgefallen, eine Freude an der äußern Schönheit der Darstellung, an den wohlgeordneten Compositionslinien, an den schönen edlen Gestalten, an den geschmackvoll behandelten Gewändern" u. s. f.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Beide Rettich und Schotz aus Wien als Gastspieler.]

Frankfurt ist ein wahres Eldorado für einen Correspondenten. Kaum hat er einen Bericht geschlossen, so häufen sich die Begebenheiten — denn was heißt jetzt nicht eine Begebenheit? — aufs neue, und die Feder spitzt sich wie von selbst zu einem Artikel. Wollte man von hier aus die Correspondenzen so lang ausspinnen, wie es von gewissen Städten geschieht, man würde gar nicht fertig werden.

Madame Rettich gastirt hier mit ihrem Gemahl. Ihr Ruf kam vor ihr hier her, man machte mehr als große Ansprüche, besonders da wir eine Lindner besitzen, welche diese Ansprüche befriedigte, Madame Rettich keinenfalls. Ich muß hier meinem Recensentengewissen, das, Gott sei Dank, bis jetzt noch unbefleckt ist, Genüge thun. Seit ich die Rettich als Donna Diana, als Jungfrau von Orleans und besonders als Gretchen im Faust gesehen habe, muß ich gestehen, daß zwischen ihr und der Lindner gar keine Parallele möglich ist. Die Lindner ist Natur in der kleinsten Bewegung, ihr Organ ist der naivste Seelenausdruck in Musik gesetzt, sie declamirt nie, sie ist nie eine Schauspielerin, sondern die Person selbst, und zwar so, daß man unwillkürlich ihre etwas ungünstige Gestalt und ihre vierzig

Jahre vergißt, die Rettich declamirt schön, entzückend sogar, aber sie declamirt, sie will den Charakter wiedergeben und hat den Geist und den durchdringenden Blick dazu, aber man sieht das Wollen und bleibt kalt. Die Lindner reißt hin in ihrer unvergleichlichen Bescheidenheit — sie ist unstreitig die bescheidenste Künstlerin Deutschlands — die Rettich roquettirt und spielt damit und läßt daher nach der Lindner den Zuschauer in Zweifel. In naiven Rollen, wie Gretchen und Griseldis, kann sie sich mit der Lindner durchaus in keinen Vergleich einlassen, ebenfalls nicht im Lustspiel, hingegen imponirt sie in hochtragischen Rollen durch ihr tiefes Baßorgan weit mehr, obschon der Eindruck nicht bleibend ist. — Was nun Herrn Rettich selbst betrifft, so scheint es, als trage ihn Madame Rettich so in ihrem Strickfacke nach; denn an und für sich selbst kann die höhere Kritik gar keine Notiz von ihm nehmen, nachdem er den Faust verschrieen, ohne das Geringste von dieser halb tellurischen, halb infernalischen Rolle zu verstehen. Ich habe noch keinen guten Faust gesehen, und möchte diese Rolle nur einmal von Ludwig Löwe sehen. Ich weiß nicht, ob er sie gibt, aber mir scheint er der einzige zu sein, der als Faust genügen würde. Diese Woche ging das Raupach'sche Stück König Enzio über unsere Bühne. Dieses historische Stück ist buchstäblich ohne Anfang und ohne Ende. Es gebricht ihm ferner durchgehends an aller Handlung und dramatischen Situationen. Mad. Rettich wählte sich dieses Stück, um sich und ihr Ehegespons gehörig zu beschäftigen, das Publicum blieb jedoch mehr als kalt*). Mad. Rettich hat hier bedeutend von ihrem Rufe eingebüßt, fast noch mehr als von Hasselt. — Herr Scholz von Wien gastirt ebenfalls hier. Er trat zuerst in dem Machwerk, „die schwarze Frau" als Büttel auf, gerade als der Großfürst von Rußland hier war und das Theater besuchte. Ein solches Stück zu heben, ist unmöglich. Wird sich Raimund über solche Mißgeburten nicht im Grabe ärgern? Herr Scholz ist ein vortrefflicher Komiker, ich glaube es von ganzem Herzen, er zeigte dies auch, aber in solchen Stücken ist es unmöglich, etwas mehr als ein Harlequin zu sein. Dies gilt ebenfalls von dem Zwirn in Lumpazi. Unser hiesige Zwirn, Herr Hessel, trägt in dieser Rolle gewöhnlich auf, und ich muß gestehen, er gefällt besser als Herr Scholz, obschon Herr Scholz ein zehn Mal besserer Komiker ist als Herr Hessel. Daran sind aber nur diese Rollen schuld, die dem ersten, dem mittelmäßigsten Darsteller am besten zusagen. Herr Scholz hat sich heute die elende Rolle des Eulenspiegel im Schabernack gewählt. Ich verzweifele an seiner Kunst und an dem wiener Lustspiel. Frankfurt ist überhaupt nicht sehr leicht zu befriedigen, und mancher große Ruf von München, Dresden und sogar von Wien mußte sich hier etwas gefallen lassen. — Wir werden zur Messe zwei neue Opern hier sehen, den „Bäbu" von Marschner und „den schwarzen Domino." Auch wird, wenn ich gut unterrichtet bin, eine neue französische Oper hier zuerst übersetzt und gegeben werden. Die Hugenotten werden wir hier sobald nicht sehen. Eine politische Rücksicht hindert die Aufführung zwar nicht, aber Meyerbeer war mit der Rollenbesetzung nicht zufrieden. Wir haben bekanntlich keine Primadonna, die die Valentine singen kann, und unser erster Tenor, Herr Dobrowsky, ist einem Raoul nicht gewachsen. Dieser Mann gleitet über alle Opern, wie über einen gefrornen Teich; er singt alles, aber ohne das mindeste Gefühl. Auch mußte Meyerbeer im 4ten Acte, dem Glanzpuncte der Oper, bei dem berühmten Duett zwischen Raoul und Valentine, das Haus verlassen. Er soll unserm Capellmeister etwas ins Ohr gesagt haben — ich bin dessen gewiß — und seitdem zögert Herr Guhr, der die Sachen bis jetzt noch nicht ändern konnte, mit der Aufführung dieser Oper, die allenfalls, wenn sie nicht vortrefflich geht, nur eine Satyre zu sein scheint. (D. F. f.)

*) Der deutsche Süden scheint für Raupach überhaupt keine Sympathie zu haben. Als in München das erste Drama: „Corona von Saluzzo" aufgeführt wurde, hielten es die Münchner für ein Stück zum Todtlachen, und lachten sich auch halb todt.

Notizen.

[Die Ehe bei den Philipponen.]

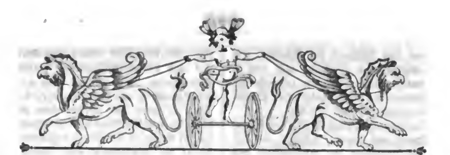
Die Philipponen sind eine versprengte Sekte in Ostpreußen, die sich im siebzehnten Jahrhundert von dem Verbande der griechischen Kirche trennte. Philippos war ihr Führer, nicht ihr Religionslehrer. Der Kronprinz von Preußen machte ihnen bekanntlich vor kurzem seinen Besuch und die preußische St. Z. nimmt Gelegenheit, über den Ritus dieser Sekte zu berichten. Von den sieben Sacramenten der griechischen Kirche haben sie weder das der Ehe, noch des Abendmahls, noch der Priesterweihe, Salbung und letzten Oelung. Die Ehe ist ihnen kein kirchliches, blos ein bürgerliches Institut, wobei die Mitwirkung ihrer Popen ganz wegfällt. Beabsichtigt ein Paar, zur Ehe zu schreiten, so bedarf es nur der Einwilligung der Eltern oder nächsten Verwandten. Die Gegenwart dieser und fünf glaubwürdiger Zeugen genügt, um die Copulation zu vollziehen; die mündliche Erklärung der Betheiligten und eine schriftliche Abfassung des Ehegelöbnisses, mit Unterschrift der Versammelten, sind die einzigen Förmlichkeiten. Die Kirche hat nichts mit diesem Act eines bürgerlichen Uebereinkommens zu schaffen.

[Für Reisende am Rhein und an der Nahe.]

Lewald's gewandte Feder hat ein kleines Handbuch für Reisende am Rheine (Stuttgart, Hoffmann'sche Buchhandl.) zusammengestellt, das den besten Leitfaden abgibt. Auch der Taunus, das Nahe- und Moselthal sind in der kurzen Beschreibung ebenfalls berücksichtigt. Eine Reisekarte von E. Winckelmann ist dazu sehr brauchbar. Von demselben erschien auch zu Lewald's Tyrol eine Karte in derselben Handlung.

Das Nahethal hat Gustav Pfarrius in einem Bändchen voll Lieder besungen (Cöln bei Kohnen). Der Name des Dichters ist uns schon aus Simrock's Rheinsagen bekannt; dort sind einige Gedichte von Gustav Pfarrius abgedruckt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 168. — den 28. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter der Große als Literat.

Von Dr. Robert Lippert.

Wenn behauptet wird, daß bedeutend zu sein allein nicht hinreiche ohne Zeit und Gelegenheit, seine Bedeutendheit zu zeigen, so mag dieser Ausspruch höchstens von einem isolirten Talente gelten. Das Genie aber bricht sich eine Bahn unter allen Umständen, und wenn z. B. der kleine Korporal Bonaparte die Revolution nicht vorgefunden, um durch sie Frankreich zu beherrschen, so hätte er sie ausfindig gemacht, damit sie durch ihn Frankreich beherrsche. Denn in diesem einzigen Manne war die gewaltigste Revolution völlig gerüstet enthalten, und sie hätte geharnischt aus seinem Haupte hervorgehen können, wie Pallas Athene aus Kronions Stirnpforten. Gleiches gilt nur in noch höherem Grade von Peter I. Dieser kolossale Erdensohn, Heros an Leib und Seele, ward in Nichts von Zeit und Umständen begünstigt, ja von Beiden zeitlebens bekämpft und vielleicht vor der Zeit um sein thatenreiches Leben gebracht. Deshalb allein verdient er schon „der Erste unter Seinesgleichen" genannt zu werden und vor Bonaparte oder Friedrich dem Einzigen. Denn während die letztern Beide außer den günstigsten Dispositionen bei ihren Völkern eine schon völlig ausgebildete Civilisation vorfanden, einen festen Grund für das aufzuführende Gebäude der Reform, so fand Peter bei den Russen nur tiefeingewurzelte Vorurtheile und die schwarze Finsterniß des Aberglaubens, der schmuzigen Bärte gar nicht zu gedenken. Solchen unergründlichen Morast der Barbarei mußte er zuvor austrocknen, um darüber für seinen gigantischen Civilisationsbau einen Rost schlagen zu können, und dabei hat er denn überall die Riesenhand selbst mit ans Werk gelegt. Den trefflichsten Beleg aber hierzu liefert uns seine kühnste Conception, die prächtige Metropole Petersburg mit ihrem schönen Hafen. Wie viele Wälder mußten dort gelichtet, und wie viel mehr noch in die grundlosen Moräste des Newadeltas versenkt werden, ehe nur ein Menschenfuß da Terrain gewinnen konnte, wo sich heutigen Tages Europas schönste von granitnen Quadern aufgebaute Hauptstadt mit ihren zahllosen Palästen, Tempeln und Prachtgebäuden erhebt? Und hat er nicht dort den Elementen selbst kühn die Stirn geboten und Wind und Wellen des bösen Golfs seinen Wohnsitz abgekämpft, der in unversöhnlichem Groll noch jedes Jahr von „Peters-Burg" die schwersten Opfer fordert, und vielleicht einmal gar in böser Laune den ganzen Prachtbau zum Opfer fodern wird, der das Leben vieler Millionen und vielen Millionen das Leben kostete. — Es wäre verlorene Mühe, hier ausführlicher der Schöpfungen des Universalmenschen Peter zu gedenken, zu einer Zeit, wo der geistreiche und edle „Polewoi," der „Spittler" Rußlands, sich mit einer ausführlichen Regenten- und Lebensgeschichte des Monarchen beschäftigt. Beiläufig nur sei hier gesagt, daß dem Manne, der Rußland das Gesammtgebiet der Cultur verlieh, beinahe kein Zweig menschlichen Thuns und Wissens fremd geblieben. Nicht allein die Bücher der Geschichte geben

Zeugniß von Peter dem Feldherrn und Admiral, dem Gesetzgeber und allgebietenden Herrscher, auch noch in der Wirklichkeit unserer Tage finden wir zahlreiche Beweise, wie er Handwerker, Koch, Buchdrucker, Schiffszimmermann und tüchtiger Architekt gewesen.

Der Schöpfer der Cultur eines Volkes konnte aber unmöglich die Sprache und Literatur desselben, als Träger und Hebel aller Civilisation, mit gleichgültigen Blicken betrachten. Und wie er denn Alles bei seinem Volke in der Kindheitsperiode und kaum die rohsten Uranfänge der Cultur vorfand, so war er auch hier genöthigt, mit den einfachsten Sprachformen zu beginnen und ihnen ein ABC zu schaffen, um aus Buchstaben die Bücher ins Dasein zu rufen, aus dem Material der Schrift die Geistesproducte einer Literatur. An das Werk der Geistesreform Rußlands legte Peter nun selbst die erste Hand an und, nachdem er, der neue Kadmus, den Russen eine neue Buchstabenschrift verliehen, gab er ihnen nicht allein die Buchdruckerkunst, die Zeitungen und den Kalender, sondern ward auch ihr erster Redacteur, Censor, Kritiker, Redner, ja Poet. Damit sei nun aber keineswegs gesagt, daß Peter mehr als seinen Platz in der Geschichte der russischen Literatur einnehme. Inwiefern dies aber der Fall, davon mag in nachfolgenden Blättern die Rede sein. — Nicht sieben, wie beim Homer, aber drei Städte, Moskau, Kolomna und Ismailof streiten sich um die Ehre, der Geburtsort des Czarewitsch Peter Alexeïwitsch zu sein. Gewiß ist, daß er im Jahre 1672 (am 30. Mai) geboren und im Kremlin zu Moskau getauft worden. Seinem eigenen Ausspruche gemäß entsprach seine erste Erziehung dem Geiste und den Mitteln seines Jahrhunderts. Sein erster Lehrer war Nikita Sotof, ein Diakon, was bei den Russen so viel bedeutet, als unsere Kirchenvorsänger oder Cantoren. Der Pfaff mochte wohl auf keiner hohen Stufe der Bildung stehen, doch soll er nicht ohne Wirkung auf das Gemüth seines hohen Zöglings geblieben sein. So ließ er unter andern die Wände seines Wohnzimmers mit bildlichen Darstellungen der edelsten Züge und Thaten großer Menschen ausschmücken, auch umgab er den Czarewitsch stets mit den Büsten ausgezeichneter Männer. Der edle Lefort, ein Genfer, brachte ihm zuerst gründlichere Kenntnisse in den Sprachen, der Mathematik und den Kriegswissenschaften bei. In dem zierlich gebauten Ismailof, dem Sommeraufenthalt des Czar Alexei, begann Peter das Werk der Reform im Kleinen. Zahlreiche Fabriken wurden angelegt, Viehzucht, Obst- und Weinbau nicht vergessen, dabei aber auch Künste und Wissenschaften keineswegs vernachlässigt. Ein botanischer Garten, eine Sternwarte, Bibliothek und Landchartensammlung erstanden nebst einem Privattheater. Ein zierliches Boot machte in dem jungen Czarewitsch den Gedanken rege, seinem Lande eine Flotte zu geben und die niedlichen Kindercompagnien, die er in dem benachbarten Preobraschenski errichtete, waren der Grund zu der spätern Organisation des russischen Heeres auf europäischem Fuß. Kaum war Peter nach seines Bruders Iwan Tode zur Alleinherrschaft gelangt, als der längst gehegte Wunsch einer Reise ins Ausland zur Ausführung kam. Mit Lefort und Golowin verließ er Rußland, wohin ihn jedoch die Verschwörung der Strielzi, geleitet von seiner herrschsüchtigen Schwester Sophie, bald zurückrief. Da seine Absicht, selbst im Auslande zu studiren, solchergestalt vereitelt wurde, so zog er Künstler und Gelehrte unter den glänzendsten Bedingungen nach Rußland, auch schickte er junge Leute auf seine Kosten ins Ausland, um sich dort auszubilden. Die Errichtung einer Schifffahrtsschule in Moskau bewog den Czar, selbst die Schiffbauerei in Holland zu erlernen. Hier blieb er jedoch andern Bildungszwecken nichts weniger als fremd, und so verlieh er unter andern dem amsterdamer Buchdrucker Tessing ein Privilegium, für Rußland Bücher zu drucken, auch gestattete er ihm den Vertrieb von Landcharten und Kupferstichen in Rußland, ausgenommen solchen, die Bezug auf den katholisch-griechischen Glauben hatten. Durch seine eifrige Bemühung kam der Druck einer holländischen Bibel, Det Nieuwe Testament, alle Boecken der Nieuwen Verbondts onses Heern Jesu Christi, durch Johann van Duren im Haag, so wie zur Verbreitung des Wortes Gottes in Rußland der Druck des neuen Testaments in slavonischer Sprache (der Priestersprache der Russen) zu Stande. Die Begründung einer slavonischen Buchdruckerei in Holland brachte Peter auf den Gedanken, den vaterländischen Buchstaben eine andere Gestalt zu geben und sie nach der Schrift der abendländischen Völker zu modeln. Einestheils hoffte er dadurch die Erlernung der russischen Sprache dem Ausländer zu erleichtern, was keinesfalls ohne vortheilhafte Rückwirkung für Rußland bleiben konnte, andern Theils emancipirte er hierdurch die Sprache von dem unnöthigen Wust von Abkürzungen, Accenten und überflüssigen Buchstaben, was den Druck russischer Bücher nicht wenig beförderte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rudolph Marggraff's münchner Jahrbücher für bildende Kunst.

(Beschluß).

Man kann diese Abhandlung wie die folgende über zwei Cornelius'sche Bilder in der That als Muster einer lichtvollen, des Gegenstandes bis aufs geringste Fältchen kundigen Darstellung rühmen, die zugleich einen Beweis liefert, wie viel Beherzigungs- und Wissenswerthes an die Beschreibung eines einzelnen Bildes sich anknüpfen läßt. Die beiden Umrisse nach Cornelius sind dem Bildercyclus aus den Loggien der Pinakothek entnommen, und stellen Raphael's Tod und Michel Angelo (complicirtes Deckengemälde) vor. Sie sind nur Durchzeichnungen, auf Stein übertragen, und weisen somit allzugroße Ansprüche auf Kunstwerth als Lithographieen an sich zurück; wer aber tiefer sieht, wird den unerschöpflichen Geist des genialen Cornelius deutlich aus diesen Linien heraus- und machtvoll sich gegenüber treten sehen. Raphael's Tod ist eine wahre echte Composition. Rudolph Marggraff rühmt die tiefempfundene lebensvolle Wahrheit in dieser Darstellung leidenschaftlicher und stiller Trauer und den Geist der Versöhnung und des Friedens, der über dieser Scene heiliger Trauer verklärend schwebt. — Michel Angelo, einmal als Maler dann als Bildhauer dargestellt, ist wie hingeschleudert, ein voller Faustgriff in das Leben, in die Individualität des dargestellten Künstlers selbst. Was R. Marggraff über den Charakter der Cornelius'schen Kunstleistungen sagt, ist sehr wohl zu beachten, besonders die Bemerkungen über Cornelius vielfach angewandte Arabesken und Zierathen, die man jenseit Süddeutschland, da, wo die Morosität vorwaltet, nicht zu würdigen weiß. „Die menschliche Gestalt allein," sagt R. Marggraff, „genügte dem Meister nicht, um allen Gedanken und Gefühlsanschauungen, die seine Seele erfüllten, Sprache und Ausdruck zu geben; er denkt, er spricht, er dichtet auch mit Hülfe von Zweigen, Blumen und Früchten, mit allerlei Geräth und Wundergestalten, die sich mit jenen zu den zierlichsten und zugleich vielsagendsten Formen und Bildern zusammenfügen. Hierin entwickelt der Meister den seltensten Reichthum tiefsinniger Anschauungen, mit einer Leichtigkeit, die man vielleicht eben darum weniger beachtet, weil sie eben Leichtigkeit ist, aber auch zugleich mit schalkhafter Laune und heiterm von Geist übersprudelnden Humor ꝛc." — Die vierte Schmuckbeilage besteht in dem trefflich und mit Geist lithographirten Abbilde eines großartigen Werkes von Schwanthaler, Maximilian I., ein für den Thronsaal im neuen Anbaue der Residenz bestimmtes Standbild, in den Cyclus der zwölf in vergoldeter Bronze auszuführenden Kolossalstatuen der hervorragendsten Wittelsbacher gehörig, welche den Thronsaal schmücken sollen. Thorwaldsen ist bekanntlich mit einer Reiterstatue desselben Fürsten für den Maximiliansplatz beauftragt, und die Abbildung des Schwanthaler'schen Standbildes von um so größerem Interesse, je weniger Schwanthaler im Auslande bekannt zu sein scheint, und je mehr er verdient es zu sein. Leider hat die unablässige Arbeit, welche sich Schwanthaler, um den überreichlichen Aufträgen seines königlichen Herrn zu genügen, unterziehen mußte, seine kostbare Gesundheit bis zur Wurzel untergraben.

Wir bemerken noch, daß der Preis des Heftes (1½ Thlr.) im Verhältniß zu seiner Textmasse, den Bilderbeilagen und der gediegenen Ausstattung überhaupt, nur wohlfeil zu nennen ist. Das zweite Heft wird unter andern artistischen Beilagen in schönen Umrissen enthalten: eine Abbildung der gedankenreichen Composition von Cornelius, „die Weltschöpfung" (mit 50 Figuren), und die herrliche Gruppe aus Kaulbach's berühmtem Gemälde, „die Zerstörung Jerusalems", die Selbstentleibung der Hohenpriester-Familie darstellend.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Forts.)

[Neue Gemälde im Kunstinstitut. Resultate des Sängerfestes. Nahrungsnachweis der Didaskalien.]

In unserm Kunstinstitute sind wieder vier neue Bilder ausgestellt. Das erste von Rustige, ein österreichisches Lager mit 18 Figuren, wurde von dem russischen Großfürsten für die Summe von 150 Louisd'or gekauft. Rustige hat sehr viel Beobachtungsgeist und weiß schön zu gruppiren. In diesem Bilde ist ihm besonders ein alter österreichischer Husar gelungen, der mit einem Mädchen — einer angehenden Marketenderin — tanzt, in dessen Gesicht sich eine naive Freude abspiegelt. Die Figuren sind überhaupt treu und gut gezeichnet und das Ganze macht eine vortreffliche Wirkung. An Poesie fehlt es jedoch allen Bildern Rustige's. Ein zweites, die ungarischen Werber, von Hemmerlein, mit 9 Figuren, erregt ebenfalls die Aufmerksamkeit des Publicums. Die Zeichnung ist nur ein wenig zu steif und der Anstrich zu ziegisch. Dennoch ist dies Bild herrlich zu nennen. Von Steinle aus Wien ist ein Bild hier, die vier Pferde der Offenbarung Johannis. Der Laie weiß anfangs nicht, was dies bedeuten soll und erkundigt sich bei allen Nebenstehenden. Deswegen hat man die Stelle aus der Apokalypse neben daran geklebt. So glücklich und kühn diese Figuren auch sind, so muß man sich doch zuerst einige Zeit an diesen Anblick gewöhnen, um mit der Idee versöhnt zu werden. Das erste Pferd ist weiß, ein Mann mit einem Bogen beherrscht es, das zweite ist roth, auf ihm sitzt ein

Mann mit einem Schwerte, das dritte hinter diesen ist schwarz, eine Frauengestalt mit einer Wage sitzt darauf, das vierte endlich ist falb, den Kopf zur Erde streckend. Ein Skelett bringt mit ihm den Tod, mehrere Gesichter dieser Art folgen. In der Ecke vorn sitzt ein Engel. Die Pferde beherrschen eher die Reiter, als daß sie von diesen beherrscht werden. Das Ganze schwebt wie ein Gesicht auf Wolken. Liebhaber wird dieses Gemälde gewiß viele finden, doch wenig Käufer. Von Professor Oppenheim sind Skizzen aus Goethe erschienen, mit 11 kleinen Bildern und dem Portrait Goethe's in der Mitte. Goethe steht in seinem Ueberrocke nachdenkend in seinem Garten und hält sein klassisches Käppchen auf dem Rücken. Da Oppenheim selbst diesen Garten kennt — Goethe gab ihm den Titel Professor — so malte er ihn treu nach dem Leben, denn Goethe's Garten wird immer leben. Der Dichter haucht Allem Leben und Geist ein. Goethe's Anzug ist höchst philisterhaft, nur sein Kopf bleibt sich treu. Die Skizzen selbst sind theils gelungen, theils mittelmäßig, theils aber auch genial. So steht Mignon in einem englischen Reiterkleide, gerade so, daß man nicht weiß, ist es ein Mädchen oder ein Knabe. Auch der Harfner ist gelungen. Diese Skizzen werden nächstens lithographirt werden. Herr von Launitz, unser Bildhauer, verfertigt hier für einen Holländer 9 Figuren in Sandstein. Sie werden in einer Prachtvilla aufgestellt werden. Die ganze Götterlehre des Oceans wird er erschöpfen. Der Neptun ist bereits hingewandert, nun arbeitet der Künstler an einer schönen Najade, wozu er sich lebendige Modelle auswählt. Diese Najade, anmuthig hingestreckt, ist ein Meisterstück. —

Man kennt jetzt die Resultate des Sängerfestes. 9000 Gulden waren eingegangen. Davon werden 5—6000 Gulden für die Mozartstiftung übrig bleiben. Steigt der Fond, so daß 2000 Gulden Interessen da sind, so bildet sich ein förmliches Conservatorium für Gesang und Musik. Wir halten wenigstens doch etwas fest von unserm Festhalten. Das hiesige Publicum verschlingt nun Alles, was über dieses Fest geschrieben wird, und ein Artikel in den Jahrbüchern wurde so schnell vergriffen, daß eine zweite Auflage davon erschien. Man glaubt jedoch nicht, daß dies Fest zukünftiges Jahr gefeiert werden wird, da die Kosten zu hoch anlaufen. Wie verlautet, hat sich Dr. Schilling in seiner bekannten kleinen Affaire an das Comité gewendet, dies jedoch soll geantwortet haben, daß es sich um solche Sachen nicht bekümmere. —

Das Conversationsblatt enthielt neulich eine Correspondenz aus dem Journal du haut et bas Rhin, mit Angabe der Quelle, den andern Tag enthielt sie die Didaskalia als Original-Correspondenz. Eine solche Unverschämtheit im Angesichte aller hiesigen Leser ist wirklich unübertrefflich. Weil das Journal in Straßburg erscheint, glaubt die Didaskalia, schon stehlen zu dürfen. So gab sie neulich auch meine Correspondenz aus „der Eleganten" über Görres ohne Quellenangabe als Original-Artikels! — Görres möge jetzt die Früchte seiner Arbeit in der französischen Presse pflücken. La France, ein Journal, das Alles verdammt, was nicht römisch-katholisch und legitimistisch ist, gibt jetzt Auszüge aus seinem Athanasius und macht Bemerkungen dazu. Nach ihm wäre Görres ein politischer Agitator, der gegen Preußen auftritt, weil Preußen gegen den ältern Zweig der Bourbonen und die Jesuiten heimlich aufgetreten sei; aus demselben Grunde habe Preußen, wie Görres behauptet haben soll, die Vermählung des französischen Erbprinzen mit der Prinzessin von Mecklenburg begünstigt. Wahrlich, Görres wird selbst bald einsehen, daß ein kluger Feind besser ist, als ein dummer Freund. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

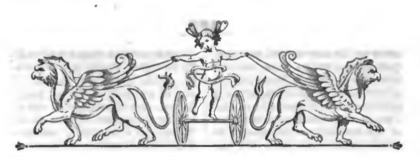
[C. Ferrand.]

Dieser mit reichem Gemüth begabte Liederdichter hat bereits seine 3te Sammlung unter dem Titel „Lyrisches" erscheinen lassen. An Erlebnissen des Herzens ist Ferrand ungemein reich, sein Gefühl außerordentlich zart, das kleinste Begegniß wird ihm zu poetischem Stoff und der Stoff zum Duft und Klange des Rhythmus. Laßt ihm die Welt seiner stillen und süßen Anschauungen und stört das eingefriedigte Glück nicht, indem ihr mit dem mephistophelischen Krallen eurer Kritik hineingreift und den Sänger der Liebe auffordert, die Schmerzen der modernen Welt zu rhythmisiren und an ihrer dreimal geschienten Brust und eisernen Stirn das lyrische Haupt zu zerschmettern! Die Liebe ist auch eine große, reiche Welt und das liebezitternde Fragment der Sappho hat so gut gedauert, wie sämmtliche siegjauchzende Oden Pindar's! Ferrand ist unter unsern Dichtern, welche die Sympathieen des Herzens besingen, leicht einer der zartesten, bilderreichsten, sein Vers ist wohllautend; auch das dunkle Weh und die Nachtseite des Daseins weiß er lyrisch, oft auch in schöne Balladen, einzukleiden. M.

[Champagnerschäume.]

L. Seidelmann in Berlin hat uns aus Paul de Kock in seinen Umbildungen P. d. Kock'scher Skizzen, welche unter dem Titel „Champagner-Schaum," (Stettin, Nicolai) erschienen sind, nicht den reinen Wein des Champagners eingeschenkt, sondern nur seinen lieblichsten Theil, den oben aufflatternden, prickelnden, leichten und geistreichen Schaum. Die Umbildungen sind gut, man merkt der Sprache nach kaum noch, daß ein französischer Text zu Grunde lag; aber das Wesen, das Colorit aller dieser muntern, lebensfrischen Skizzen ist und bleibt französisch, so echt französisch, daß in einigen derselben die Mühe vergeblich war, deutsche Elemente, Bezugnahmen auf deutsche literarische Verhältnisse u. s. f. einzumischen. Eine leichte, doch fesselnde Lectüre! In der Vorrede, welche ein warmes schriftstellerisches Talent bekundet, polemisirt der Bearbeiter gegen Berlins Vergnügungen, die wie Ameisen im Sande wühlen — er sehnt sich nach Paris, aber schwerlich wie Börne als einsiedlerisch verbissener ami du peuple und starrer, finstrer Republikaner, sondern wie Einer, den die in allen Nüancen spielende, von aller Kopfhängerei freie pariser Lebenslust anzieht, die glühende Poesie des Lebens, „das bachantische Weib mit wallendem Busen und der weich schwellenden Blüthe des Leibes!" M.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 169. — den 30. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter der Große als Literat.

(Fortsetzung.)

In Holland ließ Peter die neue russische Civilschrift gießen, und am 2. Januar 1703 ward mit derselben die erste Zeitung in Rußland gedruckt. Das Probeblatt ward vom Czaren eigenhändig corrigirt und an der Stelle des Censors unterschrieben. Späterhin im Jahre 1708 änderte er jedoch die Gestalt seines neuen ABC abermals um, und das erste Buch, welches er mit diesen neuen Lettern drucken ließ, war eine „Anweisung, wie man über Complimente schreiben mag (Приклады какъ пісать комплименты)." Um dieselbe Zeit führte Peter den Gebrauch der arabischen Zahlen in Rußland ein, da man sich früher statt deren der slavonischen Buchstaben bediente. Die äußere Form der Sprache war geändert und der Czar begann bereits in gesetzlichen Verordnungen, Befehlen, Reden und Briefen kräftig auf Abänderung des Geistes der Sprache einzuwirken. Neue Wörter und Redensarten kamen in Gebrauch, wobei denn freilich aus verzeihlichem Mangel an Ideen und Begriffen, die man vom Auslande herbeiholte, auch viele ausländische Wörter und Phrasen sich mit den einheimischen vermischten. Die Erbauung von Petersburg, das zugleich der Centralpunct des Reiches und der Anknüpfungspunct mit dem Auslande werden sollte, war eines der mächtigsten Mittel zur Verbreitung der Civilisation in Rußland. „Von dieser Hauptstadt," sprach der Czar, „soll der Samen der Künste, Wissenschaften und Industrie aufgehen, den ich hier säen werde." Nach dem Muster der zwar schon seit dem Jahre 1636 in Rußland bekannten ausländischen Zeitungen, „Kuranten" genannt, die jedoch nur für den Czaren übersetzt und am Hofe gelesen wurden, ließ Peter gedruckte Bogen unter das Volk vertheilen, welche über die merkwürdigsten Weltbegebenheiten Bericht erstatteten. Er selbst strich beim Lesen der deutschen und holländischen Zeitungen diejenigen Artikel an, die ins Russische übersetzt werden sollten, und übernahm dann eigenhändig die Correctur dieser Bogen, um die Sprache darin soviel als möglich zu verbessern. Mit der Bildung eines regierenden Senats (1711) in Petersburg, als der obersten Reichsbehörde, die alle drei Gewalten, die gesetzgebende, verwaltende und vollziehende, in sich vereinigen sollte, errichtete Peter eine Civilbuchdruckerei, um die Befehle des Senats hier drucken zu lassen. Von derselben ward bald darauf (1714) die erste Zeitung in Petersburg ausgegeben.

Die Stelle des Kalenders vertraten in früherer Zeit in Rußland die sogenannten Swätzi, ein Verzeichniß der Kirchenfeste, Sonn- und Feiertage, welche gewöhnlich als Anhang sich am Ende der Bibel oder Schriften religiösen Inhalts befanden. Peter hielt den Kalender für ein zur Volksbildung fast unentbehrliches Buch, und er ließ deshalb ungesäumt einen solchen nach dem Muster anderer Länder anfertigen. Der erste Kalender, der bekannt ist, erschien im Jahre 1710 zu Moskau mit Civilschrift gedruckt. Man findet in demselben schon einen

chronologischen Abriß der Weltbegebenheiten, einen Artikel, wenn das Jahr beginnen solle (es begann von jener Zeit an auch in Rußland mit dem 1. Januar nach Julianischem Styl), über Sonn- und Mondfinsternisse, vom Wechsel der Jahreszeiten, über Kriegs- und politische Affairen, über Frucht- und Unfruchtbarkeit, Gesundheit und Krankheiten, vom Schröpfen und Aderlassen, ja sogar wie Medicin eingenommen werden solle. Der letzte Aufsatz war der Grund zu einer spätern Kalenderregel: Noth ändert selbst das Gesetz.

Eine abermalige Reise nach Holland, England und Frankreich ward von Peter zu den mannichfachsten Studien benutzt und kein Zweig des Wissens unbedacht gelassen. Reiche Sammlungen an Büchern, Zeichnungen und allerlei Instrumenten wurden für Rußland angekauft. Der Czar zeichnete eigenhändig die Facaden und Umrisse merkwürdiger Gebäude der bereisten Länder. Eine Versammlung der pariser Akademie der Wissenschaften, der Peter im Jahre 1717 beiwohnte, gab Veranlassung, die daselbst befindliche Charte Rußlands mit dem Bleistift in der Hand zu verbessern, auch verehrte er dem Corps der Vierzig damals eine selbst angefertigte Charte des caspischen Meeres, die sich noch unter ihren Sammlungen befindet. Bald darauf fand man in Sibirien am Ufer des Irtisch in einem alten Tempel tungusische und mongolische Pergamentrollen, welche mit einer Auflösung von Gold und Silber beschrieben waren. Peter befahl einige derselben an die pariser Akademie zur Erläuterung zu senden und correspondirte selbst darüber mit dem Abbé Bignon, sowie mit Fourmon und Fontenelle. Einstimmig wurde der russische Czar zum Ehrenmitgliede der französischen Akademie ernannt. Ihrem Rathe zufolge befahl Peter im J. 1719 eine topographisch-statistische Beschreibung Rußlands anzufertigen. Zu dem Ende schickte er den danziger Arzt Messerschmidt nach Sibirien, zwei andere Gelehrte ins östliche Rußland nach Kasan und Astrakhan, und einer Anzahl gelehrter In- und Ausländer übertrug er die Schilderung des europäischen Rußlands. Zu gleicher Zeit ließ er in Archangelsk zwei Schiffe ausrüsten, um Durchfahrten aus dem Nordmeere ins nördliche Eismeer zu entdecken; die Expedition verunglückte aber, da eines von den Schiffen verloren ging, das andre aber von den Eisbergen am Fortschritt gehindert ward. Die Beziehungen mannichfacher Art, in denen der Monarch zur französischen Akademie stand, gaben ihm den Gedanken zur Errichtung der Petersburger Akademie ein, zu deren Präsidenten er seinen Leibmedikus Lorenz Blumentrost ernannte.

Eine natürliche Folge des rohen Zustandes, in dem sich die russische Sprache zu jener Zeit noch befand, war der gänzliche Mangel einer Literatur. Die einzigen Bücher, die es damals in Rußland gab, waren geistlichen Inhalts. Der Czar ließ durch eine eigens hierzu niedergesetzte Commission sich über die besten literarischen Erscheinungen in lateinischer, deutscher und holländischer Sprache Bericht erstatten und veranstaltete russische Uebersetzungen derselben. Die Uebersetzung mußte an ihn eingeliefert werden und mit dem Bleistift in der Hand verglich er dieselbe, insoweit es seine Sprachkenntnisse gestatteten, mit dem ausländischen Autor und befahl hierauf deren Druck. Als er die russische Uebersetzung von „Puffendorf's Geschichte der europäischen Staaten" mit dem Original verglich, fand er, daß der Uebersetzer Gabriel Lupinski eine gegen Rußland gerichtete Stelle gänzlich weggelassen hatte. Er ließ denselben zu sich rufen und gab ihm sein Heft zurück mit dem Befehl, zu übersetzen, was sich im Original befinde, dabei bemerkend, „daß jene Stelle nicht geschrieben sei, um Rußland zu schmähen, sondern um zu Fortschritt und Besserung beizutragen." Es mag hier der merkwürdigen Verordnung gedacht werden, die Peter im Jahre 1724 (23. Januar) in Bezug auf Uebersetzungen ins Russische erließ. Sie lautet folgendermaßen: „Da es gegenwärtig wenig Uebersetzer gibt, die Bücher und vornehmlich solche, welche ins Fach der Künste und Wissenschaften einschlagen, zu übersetzen im Stande sind, da ferner kein Uebersetzer, der von dem Fache selbst, in das seine Uebersetzung einschlägt, keinen Begriff hat, gehörig übersetzen kann, so mag es in Zukunft mit Uebersetzungen dergestalt gehalten werden: Wer Sprachen versteht, ohne einen Begriff von Künsten und Wissenschaften zu haben, der mag letztere studiren. Diejenigen aber, welche sich mit Künsten und Wissenschaften abgegeben haben, ohne Sprachen zu verstehen, sollen angehalten werden, auch die Sprachen zu erlernen." — Bei einer andern Gelegenheit bemerkte der Czar: „Der Uebersetzer mag nicht Wort für Wort übersetzen, sondern sich so ausdrücken, daß seine Sprache seinen Landsleuten verständlich sei." Eine große Anzahl von Uebersetzern aus dem Deutschen, Französischen, Holländischen und Lateinischen ward ununterbrochen von ihm beschäftigt, und die Zahl der nach seinem Befehl veranstalteten Uebersetzungen übersteigt die Zahl aller seitdem in Rußland zu Tage geförderten literarischen Producte. Bei seinem Tode fand man noch ein zahlreiches Verzeichniß trefflicher Werke vor, deren Uebersetzung und Druck Peter beabsichtigte.

Wie sehr Peter auch die Literatur des Auslandes hochschätzte, so ward dadurch die Literatur des Landes, über das er herrschte, keinesweges vernachlässigt. In Holland veranstaltete er selbst eine „Sammlung russischer Sprichwörter", wie sie in Gesprächen, Briefen und Verordnungen gebräuchlich waren. Als man ihm im Jahre 1716 zu Königsberg eine auf der dortigen Bibliothek befindliche Copie der „Chronik Nestor's" vorwies, ließ er sofort eine genaue Abschrift davon nehmen; wahrscheinlich war ihm unbekannt, daß man in Rußland selbst weit bessere Abschriften der Nestor'schen Annalen habe. Im Jahre 1722 erging ein Befehl vom Czar an alle Eparchien und Klöster des Reichs, so wie an die heilige Synode, alle daselbst befindlichen Manuscripte auf Pergament oder Papier nach Moskau einzuschicken; der Synode ward jedoch noch besonders befohlen, kundige Männer anher zu senden, welche diese Papiere revidiren und ordnen könnten. Außerdem befahl er allenthalben genaue Kataloge der in Rußland befindlichen Kloster- und andern Bibliotheken anzufertigen. Der lange gehegte Wunsch, eine brauchbare Geschichte Rußlands, geschrieben von einem Inländer, zu besitzen, ward ihm bei seinen Lebzeiten nicht befriedigt. Seinem Ausspruche nach „war es nicht möglich, daß Ausländer die russische Geschichte gut schreiben könnten, bevor dies nicht in russischer Sprache geschehen sei." Einen kurzen Abriß der Geschichte Rußlands, verfaßt von einem Abbé Kruschali im Auftrage des Czaren, ward dem russischen ABC-Buche beigedruckt. Ein größeres Geschichtswerk in russischer Sprache, von dem Lexikographen Fedor Polikarpowitsch, welches bis zur Regierung Iwan des Schrecklichen fortgeführt war, entsprach ebenfalls seinem Verlangen keinesweges, doch ließ er den Verfasser, der Aufmunterung wegen, reichlich belohnen. Eine von ihm veranstaltete Sammlung der alten Chronikenschreiber Rußlands blieb leider unvollendet, und das bereits Gesammelte ward im kaiserlichen Cabinetsarchiv, sowie in der Synodalbuchdruckerei zu Moskau verwahrt. (Wie im spanischen Eskurial, so liegen in den Archiven der heiligen Synode zu Moskau noch reiche Schätze der Wissenschaft unbenutzt vergraben.) Noch im letzten Jahre seines Lebens errichtete der Czar eine besondere Abtheilung für die Geschichte bei der Akademie zu Petersburg.

Nicht vortheilhaft schien die neue Richtung, die Peter der Civilisation gegeben, im Anbeginn auf die Landes- und eigentliche Volkssprache zu wirken. Denn während noch die Geistlichen, meistens aus Kleinrußland kommend, die slavonische Kirchensprache schrieben, hatte sich bei dem Hofe des Czars eine neue Sprache aus allerlei ausländischen Worten, denen man eine russische Tournure gegeben, zusammengestoppelt gebildet. Diese Sprache war ein künstliches Gebäu und daher nur das privilegirte Eigenthum der Staatsdiener, Kathedermänner und Hofbeamten, sie war die Sklavin der Ausländer, die sie lehrten, und hatte keinesweges die Eigenthümlichkeiten einer Volkssprache. Auch diesem Uebelstande suchte Peter nach Kräften abzuhelfen. Er selbst bediente sich in Briefen, Gesetzen, Befehlen und Verordnungen der einfachen Volkssprache. Die letztern verfaßte er und schrieb sie selbst, ganz gegen die Sitte der frühern Kaiser, die sich hierzu der Diakonen bedienten. In der Instruction, die er für die Erzieher des jungen Czarewitsch Alexej abfaßte, befiehlt er ausdrücklich: „Uebung in der russischen, als der Landessprache; der Tag sollte mit dem Lesen zweier Capitel aus der Bibel begonnen, im Lehrcursus aber das alte Testament ein Mal, das neue zwei Mal täglich gelesen werden."

Bei Erwähnung der Briefe Peter's sei gesagt, daß diese unter den schriftlichen Denkmalen, die uns von dem ausgezeichneten Manne geblieben sind, die oberste Stelle einnehmen. Nur ein kleiner Theil derselben ist im Druck erschienen, die Mehrzahl wird wohl ungedruckt in den Archiven vermodern. Wie in jeder seiner Handlungen Energie und Festigkeit, so gibt sich in denselben Lebendigkeit und Kraft des Ausdrucks kund. Sie tragen meist die Aufschrift an merkwürdige Zeitgenossen des Czars: Geistliche, Krieger, Gelehrte und Künstler. Der Briefwechsel mit dem großen Leibnitz zeugt von dem Scharfsinn und dem warmen Eifer des Czars für echte Wissenschaft. — Zur Zeit des schwedischen Krieges, während er Schlachtpläne entwarf, Schiffe, Festungen, Städte und Dörfer baute, führte er ein vollständiges Tagebuch. Später im Jahr 1788 erschien zu Petersburg: „Tagebuch der merkwürdigsten Bemerkungen einer großen Person (Peter des Großen), welcher unter dem Namen eines russischen Edelmannes der Gesandtschaft in den Jahren 1697 und 1698 eine Reise machte." — Der Fürst Scherbetoff veranstaltete nachfolgende Sammlung: „Journal der täglichen Bemerkungen des verstorbenen Kaisers Peter des Großen, vom J. 1798 bis zum Frieden von Neustadt." Diese Sammlung erschien in den Jahren 1700—1772 in 3 Quartbänden zu St. Petersburg. — (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Guizot und de la Mennais. Cotta's Vierteljahrsschrift.]

Guizot hat einen homiletischen Aufsatz über Katholicismus, Protestantismus und Philosophie geschrieben. Der Aufsatz fängt an mit il faut und schließt mit il faut. Guizot will mit Gewalt hier etwas bezwecken, was nur Jahrhunderte im Stande sind zu vollbringen. Er sagt, der Katholicismus und der Protestantismus sollten, statt sich gegenseitig zu bekämpfen, vereint gegen den Unglauben sich wappnen. — Die Absicht ist gut. Was versteht aber Guizot unter dem Protestantismus? Den Katholicismus erklärt er: Er sei das Heil der Menschheit, wenn er so wäre, wie er sein sollte. Leider habe die Form den Geist fast getödtet. Das ist aber eben die Ursache und der Entstehungsgrund des Protestantismus, folglich müßte die katholische Religion gestehen, daß sie nicht unfehlbar oder alleinseligmachend ist. Die protestantische Religion müßte, heißt es weiter, den steifen Pedantismus ablegen, und die Poesie des Katholicismus annehmen. Noch eine andere Classe ist da, die in der Zukunft mitsprechen wird, der Judaismus, der hier nur versöhnend und verschmelzend sein kann und sich darin verlieren muß. — Ich ahme das il faut nach. — Es ist aber nur die Frage, wer soll den ersten Schritt thun? Menschen können hier gar nichts thun, die Zeit wird schon ihre Männer bringen. Guizot blickt mit Verachtung auf den Abbé de la Mennais. Soll ich meine Meinung aufrichtig sagen, so behaupte ich, die Religion hat mehr von de la Mennais als von Hrn. Guizot zu erwarten. So ging es gerade mit Rousseau, den man ebenfalls als Atheist und Revolutionär verdammte. Ein Mann ohne Phantasie wie Guizot kann höchstens eine Predigt halten, die solche Ammenphilosophie dem einschlafenden Kinde vorbrummt, Männer aber wie de la Mennais treten erst zerstörend auf, aber in der Zerstörung liegt das Element des neuen Baues schon wieder. Schriebe de la Mennais über den Katholicismus und den Protestantismus, wir würden andern Gedanken begegnen, die von Paris bis nach Petersburg wetterleuchten würden. Guizot gehört zum juste milieu in der intellectuellen Sphäre, und diese sind die schlimmsten, wenn es große Ideen gilt. Bemerkenswerth ist nur dieser Aufsatz in der jetzigen Epoche, wo der Katholicismus dem Protestantismus in den Haaren liegt. Ob aber der Papst Hrn. Guizot Beifall geben wird, ist noch zweifelhaft. Seine Organe in Paris schweigen noch darüber und warten wahrscheinlich erst den Befehl von Rom ab, ob sie es loben oder verdammen sollen. Eben so erging es mit Lamartine's chûte d'un ange, der nun gewiß in den Inder kommen wird. Hingegen zeigen uns jene Journale mit jedem Tage neue Heiligengeschichten an, neulich erst erschien eine Abhandlung über die Jungfräulichkeit Maria's, worüber alle Blätter lange Berichte enthielten. Chassez le naturel, il revient au galop, heißt es bei diesen Herrn Priestern; denn zu bemerken ist, daß alle diese Journale von Priestern und Jesuiten redigirt werden. Daß aber Guizot alles mit der Charte curiren will, das riecht stark nach dem Dr. Sangrado in Gilblas. — Cotta's Vierteljahrsschrift! Man könnte auch hier Voltaire's Wort auf eine schlechte Uebersetzung der Bibel anwenden, si sacrée que personne ne la touche. Unbegreiflich ist es, wie eine Buchhandlung, wie die Cotta's glauben kann, die Büchergelehrten mit den schnurrbärtigen Titeln repräsentirten eine Nation und ihre Literatur. Wie leicht ist es nicht, einen schweren gelehrten Aufsatz, wie schwer aber, einen leichten zu schreiben. Nicht einmal in stylistischer Hinsicht ist sie ausgezeichnet, alles ist conservativ darin und nicht ein dummer Gedanke macht sich wirbelnd Luft, so daß alles mittelmäßig ist von Anfang bis ans Ende. Aber das Mittelmäßige hasse ich wie das kalte Fieber, wo man weder gesund noch krank ist. Die Cotta'sche Buchhandlung hat zwar alle Gelehrte aufs neue aufgefordert, ihr Beiträge zu schicken, sie merkt aber nicht, daß dies allein nichts nützt und nichts nützen wird. So lange sie sich nicht mit der Jugend versöhnt, wird sie im Gebiete der Tagesliteratur nichts Ausgezeichnetes liefern können. Die Jugend aber scheint sich nur wieder Jugend zu wählen. Herz muß an Herz schlagen, wenn der Mund poetisch werden soll. Der Verleger und der Dichter müssen in jeder Hinsicht Brüder sein, sonst ist keine Dauer in dem blutigen Pakte der öffentlichen Freundschaft.

Notizen.

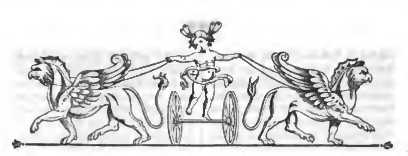
[Ausbeute der russischen Platina.]

Im J. 1825, sagt Berghaus in seiner Länder- und Völkerkunde, Bd. 3., als man auf dem Gebiete des Hüttenwerks Nischne-Tagilsk im Ural nach Goldsand suchte, fand man den Platinsand, und zwar auf der westlichen oder europäischen Seite des Ural-Scheiderückens, während alle Goldseifen auf der asiatischen Seite liegen. Die Bearbeitung dieser Platinseifen hatte am 28. August 1825 ihren Anfang genommen und die Ausbeute bis 1836 betrug 963 Pud = 67,389 Köln. Mark. Rußland hat seit 1828 die Platina gemünzt und bis zum J. 1832 bereits 216,000 Stück im Werth von 699,000 Silberrubel in Umlauf gesetzt. Der Preis der Platina zum Silber verhält sich wie $5\frac{1}{4}:1$. Man sieht hieraus, wie wichtig dies Metall in neuester Zeit für Rußland geworden ist. Auch in Südasien, im Birma-Reiche hat man Platina kürzlich gefunden, und nach den Analysen vor Vauquelin glaubt man, daß es auch im Fahlerz von Guadalcanal, in Spanien, vorkomme.

[Die Romantik der berliner Umgegend.]

C. Seibel schreibt in der Voß'schen Zeitung: die breiten, schattenreichen Chausseen nach Friedrichsfelde und Pankow, mit Sommerwegen, Reitwegen und breitgeebneten Fußwegen gehörig versehen, bieten den interessantesten Spazierweg dar, indem derselbe sich zwischen zierlichen Landhäusern, Blumengärten und Kornfeldern abwechselnd hinzieht. — Eben da erfahren wir, daß der Müggelberg, der berliner Montblanc, 230 F. über dem Spiegel der Spree erhaben ist und die reichste Aussicht gewähren soll. Das sind alles ganz merkwürdige Entdeckungen, die zu einer genaueren Untersuchung der berliner Alpennatur auffordern!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags —— 170. —— den 31. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedankenstriche.

Von Fanny Tarnow.

Für Alle, denen es an einem freien Spielraume für ihre frischesten Kräfte fehlt, ist es eine Art von Trost, alles Edle und Große, Ruhm, Liebe, Gottesfurcht zu verhöhnen. Es ist so angenehm, sich für unglücklich halten zu können, wenn man eigentlich doch nur unthätig und gelangweilt ist.

Leider liegt aber auch in solcher Verhöhnung und Verlästerung eine Kraftäußerung, die die belastete Seele erleichtert. Jener Gottesläugner, der seine Uhr hervorzog und Gott eine Viertelstunde Zeit gab, ihn zu vernichten, verschaffte sich selbst eine Viertelstunde lang einen furchtbaren Genuß. Es war ein Paroxysmus der Verzweiflung, eine wortlose Appellation an alle himmlischen Mächte, der Schmerzensschrei einer armen und elenden Creatur, die sich unter dem eisernen Fußtritt windet, der sie zertritt, und wer weiß, ob jene Ausforderung nicht dem Allwissenden für ein Gebet gegolten hat.

Wenn man die Geschichte des Verfalls des römischen Reiches liest, so muß man über das Uebel erstaunen, welches die Christen, die früher in der thebaischen Wüste so bewundernswürdig groß waren, dem Staat zugefügt haben, sobald sie die Macht dazu in Händen hatten. „Wenn ich," sagt Montaigne irgendwo, „an die tiefe Unwissenheit denke, in welche die griechische Geistlichkeit die Laien stürzte, so kann ich mich nicht enthalten, sie mit den Scythen zu vergleichen, von denen Herodot erzählt, daß sie ihren Sklaven die Augen ausstachen, damit sie durch nichts bei der Arbeit zerstreut würden, die ihnen oblag, und die darin bestand, ihre Milch zu buttern. — Sobald die Geistlichen als Stand auftraten, wurde keine Staatsangelegenheit, kein Friede, kein Krieg, keine Heirath, keine Unterhaltung irgend einer Art anders als durch sie vermittelt, und die übeln Folgen dieses Einflusses lassen sich nicht berechnen." — Das ist wahr, aber Montaigne hätte noch hinzusetzen können: das Christenthum zog den Untergang der Kaiser nach sich, aber es rettete die Völker. Es eröffnete Constantinopels Paläste den Barbaren, allein es eröffnete auch die Thüren armer Hütten den tröstenden Engeln des christlichen Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. —

Alles, was da war, besteht nicht mehr, und alles, was einst sein wird, besteht noch nicht. In diesen wenigen Worten liegt das Geheimniß des Zeitgeistes, dessen Lösung so vielfach gesucht wird. Mögen die Menschen eines kommenden glücklichen Jahrhunderts sich einst sagen, daß wie das Glück, dessen sie sich zu erfreuen haben werden, theuer bezahlen mußten, viel theurer als alle Geschlechter vor uns, denn uns sind viele von den Leiden, fast alle, geblieben, deren Druck sie beklagenswerth machte, und wir haben obendrein noch alles verloren, was sie tröstete.

Die Dichter stellen die Liebe dar, wie die Bildhauer und Maler die Schönheit, d. h. mit höherem und feinerem Sinne begabt, als gewöhnliche Menschen, vereinigen sie die zartesten und edelsten Elemente des Lebens, die schönsten Formen irdischer Gestaltung, und schaffen daraus ein Phantasiegebilde, das auf Erden nirgends heimisch ist. Im Gefühl der erhabenen Begeisterung, zu der die Liebe sich in einzelnen Augenblicken aufzuschwingen vermag, läutern sie die menschliche Natur von allen niedrigen Bestandtheilen und erschaffen Wesen, wie Julie und Romeo, wie Max und Thekla, deren Namen kein fühlendes Herz auszusprechen vermag, ohne sich sanft bewegt zu fühlen. Aber in der wirklichen Welt darf man so wenig hoffen und erwarten, ein Menschenherz von der Flamme einer so reinen und ewigen Liebe durchglüht zu sehen, als man von einer Nachtigall fodern darf, daß sie uns eine Beethoven'sche Symphonie singen soll. —

Jedes Ideal ist ein Triumph der geistigen Intelligenz des Menschen; aber es ist die gefährlichste aller Thorheiten, es im Leben verwirklicht sehen zu wollen. Wer sah je zum Sternenhimmel empor, ohne daß eine Ahnung der Unendlichkeit durch seine Seele andachtsvoll schauerte, und doch, wer vermag es, sie zu fassen? — Das Ideal ist für uns eben so unerreichbar, als die Unendlichkeit unergründlich. Man darf auf keine Vollkommenheit Anspruch machen, und sie so wenig von der Liebe als von der Schönheit, so wenig vom Glück als von der Tugend fordern; aber man muß sie lieben und ehren, um hienieden so glücklich zu werden, als es der Mensch zu sein vermag.

Danke Gott, daß er Dir den Himmel gezeigt hat, und halte Dich für keinen Adler, weil Dir ist, als hättest Du Flügel. Selbst die Vögel vermögen nicht alle, sich über die Wolken zu erheben; es gibt eine Sphäre, in der sie nicht mehr athmen können, und die Lerche, die singend im Morgennebel zu hoch aufsteigt, fällt todt in die Furche zurück, in der sie ihr Nest gebaut hatte.

Alle wahren, tief empfundenen Seelenschmerzen sind Geschwister, die sich von einander verirrt haben; allein ein guter Engel führt zuweilen die Getrennten zusammen, und Hand in Hand fühlen sie sich dann getröstet.

Die Vernunft kann uns wohl von unsern Illusionen heilen, aber nicht von unsern Schmerzen. Sie kann nur amputiren, nicht verbinden.

Für mich gibt es im ganzen Umkreise meiner Denkfähigkeit nichts Unergründlicheres, nichts Räthselhafteres, als der Einfluß, den die allerunbedeutendsten Begebenheiten, die geringfügigsten Umstände oft auf unser ganzes Schicksal haben. Unsere Vernunft und unsere Willenskraft sind gegen die Macht dieses Einflusses durchaus widerstandlos und ohnmächtig. Selbst die Heldenkraft, diese Beherrscherin der Welt, dies Schwert, das der Mann im Kampfe mit dem Leben führt, vermag nicht, ihn gegen sie zu schützen.

In jedem Wermuthsbecher eines Leidens ist immer ein Tröpfchen Honig, und wer viel gelitten hat, weiß auch, welche wundervolle Beruhigung jeder große, tiefe Schmerz mit sich führt. Kleine vergängliche Schmerzen toben und lästern und klagen Gott und Schicksal an; große Schmerzen thun das nicht; sie sind eine göttliche Botschaft an das arme Menschenherz; man wird still, man horcht auf, was sie uns zu verkünden haben, und vor ihrer Stimme verstummt alles andere. So geistig erstorben ist kein Mensch, daß ein großer Schmerz ihn nicht zu neuem Leben zu erwecken vermöchte.

Man gibt geistreichen Frauen gern Schuld, daß sie den Umgang mit Männern dem Umgange mit ihrem eigenen Geschlechte vorziehen; allein man erklärt sich diese Thatsache falsch. Alltägliche Männer scheuen sich vor Frauen, die nicht alltäglich sind; nur geistreiche Männer haben Freude an geistig gebildeten Frauen, wenn sich diese den Reiz der Weiblichkeit zu erhalten gewußt haben: daher der häufigere gesellige Verkehr zwischen ihnen. Es gibt so viele Menschen, die sich um nichts kümmern, was außer dem Umkreise ihrer Stadt oder ihres Dorfes vorgeht, und das handgroße Stückchen des weiten Himmels, das sie in dem von ihnen bewohnten Sackgäßchen, in das keine Sonne, kein Mond hineinscheint, zu sehen bekommen, halten sie für den ganzen Himmel. Ich gesteh' es, solche Menschen machen auf mich den Eindruck eines stehenden Wassers; mir fehlt es in ihrer Nähe an Lebensluft, mögen sie nun zum weiblichen oder männlichen Geschlecht gehören — ich gehe lieber mit mir selbst, als mit ihnen um. —

Jedes Vergessen hienieden ist ein Flügelschlag des Todes.

Was ich an meiner Freundin Elise K—r ganz vorzüglich liebe, ist ihre lichtreine Heiterkeit. Ich möchte von

ihr sagen, sie sei eine Blume und diese Heiterkeit ihr Duft. Man fühlt dabei, wenn man sie sieht, daß sie gelitten hat, und daß das Leben nicht immer milde und schonend bei ihr vorüberging; ihre Heiterkeit ist keine Naturgabe, sondern ein Geschenk von Gott, und sie wird sie einst mit vor seinen Thron bringen, troß Allem, was ihr noch zu erleben bestimmt sein kann. — Bei aller Welterfahrung und Menschenkenntniß hat sie sich ein kindliches Herz und die Vorliebe zu einem stillen einfachen Leben erhalten — und das ist ein eben so seltener Vorzug, als es ein großes Glück ist.

Man sagt, daß sich nichts so schnell kund gibt, als ein Gefühl von Antipathie; allein ich glaube, man erräth noch schneller, daß man verstanden wird, und daß man sich lieb gewinnen wird. Die ersten Worte, die man mit einander wechselt, sind gleichsam nur ein leiser Versuch, aber bald fühlt man, daß ein Echo da ist, und daß die Seelen sich verstehen. —

Peter der Große als Literat.

(Beschluß.)

Noch darf Peter's Rednertalent hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Wie in seinen Briefen, so war auch der Ausdruck seiner Rede kräftig und bedeutend. Die Reden, welche von den Zeitgenossen aufbewahrt worden, sind meist im Senat, in der Synode und vor dem Heere gehalten. Merkwürdig sind die Worte, die er auf dem Schlachtfelde von Poltawa, so wie andre, die er bei Einweihung des Schiffes Schlüsselburg im J. 1714 gesprochen. Letztere sprach er vor einer zahlreichen Versammlung von hohen Staatsbeamten, Generalen, Offizieren des Heeres und der Flotte; ihr Inhalt war folgender: „Gefährten! Ist Einer unter Euch, der vor 20 Jahren nur den Gedanken gehabt, daß er einst mit mir auf dem baltischen See Rußlands Feinde besiegen werde, daß wir einst an dieser Stelle (Petersburg), die wir durch Mühe und Tapferkeit errungen, unsre Wohnsitze aufschlagen würden? Gedachtet ihr einst, daß unsre Waffen so siegreich von Soldaten und Matrosen, russischem Blute entsprossen, getragen würden; so wie diese blühende Stadt mit unsern Landsleuten und mit Künstlern, Gelehrten und Kaufleuten des Auslandes, die aus freiem Antriebe zu uns kamen, bevölkert zu sehen? Glaubtet ihr, daß Rußland einst so hoch in der Achtung der Nationen Europas stehen würde? Die Gelehrten berichten uns, daß die Wissenschaft von Griechenland ausgegangen, von da in Italien ihren Sitz aufgeschlagen und sich allmälig im übrigen Europa bis nach dem Norden Polens verbreitet habe. Nur in unserm Vaterlande konnte sie nicht Wurzel schlagen und unsre Vorfahren bannten sie von sich, denn sie wollten lieber in Finsterniß bleiben, wie früher die deutschen und polnischen Volksstämme. Doch diese verdanken ihrem Eifer und dem regen Geiste ihrer Herrscher das Licht der Aufklärung, wie sich deren einst die Griechen rühmen konnten. Die Reihe ist nunmehr an uns gekommen und wenn ihr mir eure Ergebenheit bezeugen wollt, so unterstützt meine Pläne, befördert das von mir begonnene Werk und seid eingedenk des lateinischen Spruches: Bete und Arbeite! — Die Wissenschaft verjüngt die Gestalt der Welt, wie der Umlauf des Blutes den menschlichen Leib. Auch der Leib unsres Vaterlandes wird sich verjüngen und die Wissenschaft wird von uns aus zurückkehren können in die alten Wohnsitze, nach Griechenland! In mir fühle ich, daß Rußland einst die Civilisation aller Länder überflügeln wird, unaufhaltsam in seinem Streben, unerschütterlich durch seine Größe!" — Ungeheuer ist die Zahl der von Peter abgefaßten Manifeste, Instructionen, Reglements an die Armee, den Senat und die Synode und der Friedenstractate mit Schweden, der Pforte, Persien, China und andern Ländern. In der Bibliothek der Petersburger Akademie der Wissenschaften wird ein geschriebenes Exemplar eines russischen Militairlexikons aufbewahrt, welches eigenhändig von Peter verbessert und an vielen Stellen mit Zusätzen, namentlich in Bezug auf den Sieg von Poltawa versehen worden ist. Noch sind von dem allseitigen Manne, dessen erfinderischer Geist und Liebe zum Schönen sich auch bei Festen und Volksbelustigungen zeigte, zahlreiche Fest- und andere Inschriften auf Medaillen und Triumphpforten vorhanden. Freund der Poesie, fand man in seinem Taschenbuche mancherlei von ihm verfaßte Sentenzen in Versen, doch ohne poetischen Werth vor.

Das ganze Leben des außerordentlichen Mannes war eine ununterbrochene Kette regsamen Wirkens, und seine Thätigkeit verschaffte der Literatur das Bürgerrecht auf Rußlands rauhem Boden. Wie sein Leben der unendlichste Gewinn für sein Vaterland, so war sein allzufrüher Tod dessen größter Verlust. Er hatte kaum über ein halbes Jahrhundert für all seine Riesenschöpfungen gebraucht. Der Czar Peter Alexejwitsch, genannt der Große, starb zu Petersburg am 28. Jan. des Jahres 1725

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Raupach's neuestes Drama „Adelheid von Burgund.“]

Die königl. Bühne brachte neuerdings eine Tragödie Raupach's zur Darstellung, deren erster Erfolg sehr günstige Hoffnungen für das Werk erweckte, welche sich jedoch leider keinesweges bestätigt haben.

Man muß es Hrn. Raupach lassen, er versteht weit besser den Stoff zu wählen, als denselben dann zu gestalten und zu benutzen. — Adelheid v. Burgunds Schicksale bilden eine chevalereske Episode der Geschichte Otto's des Großen, und wie schön hätte der Dichter die Gegensätze deutscher und italischer Charakteristik, die rauhe gewaltsame Zeit, die Tyrannei Berengar's und den Ehrgeiz Otto's, der nach der römischen Krone strebte, mit den Schicksalen Adelheid's verschmelzen und in ein poetisches Bild bringen können! Statt dessen zieht er es vor, eine Komödie voll Rettungsgeschichten und Theatereffecten zu schreiben, und ein mißgestaltetes Ungeheuer in Adalbert, dem Sohne König Berengar's, zu zeichnen, das widerlicher noch durch die Beigesellung einer Mutter wird, deren Schlechtigkeit als Giftmischerin und niedrige Erbärmlichkeit keine Versöhnung durch Ehrgeiz oder mächtige Leidenschaften der Seele, sondern nur in einer affenartigen Mutterliebe findet.

Adelheid, die junge Wittwe König Lothar's, der durch die Hand der Königin vergiftet wurde, soll Adalbert die Hand reichen, der mit seinem brennend rothen Haar und seinem mißgestaltetem Körper der Gegenstand ihres ganzen Abscheues ist. — Die Mutter hat dem jungen Prinzen bis zum dreißigsten Jahre vorgespiegelt, daß er der schönste und liebenswürdigste Mann seiner Zeit sei, und er glaubt es ihr aufs Wort, bis Adelheid ihm sagt, daß er rothhaarig und häßlich sei. — Nun erst ergreift er einen Spiegel und findet, daß sie wahr gesprochen, und wüthet gegen die Höflinge und die Mutter, die ihm so lange geschmeichelt und belogen. Adelheid ist für ihre Schmähungen der Königin in einen tiefen Kerker auf Stroh geworfen worden, wo sie nicht weiß, ob es Tag oder Nacht ist; dort erscheint zuerst der Prinz, und erklärt der Gefangenen, daß er sie jetzt namenlos hasse, weil sie ihm die Augen geöffnet habe, daß er sie aber besitzen müsse, denn er wolle sie zerstören, und in einer Stunde werde sie sein Weib sein, ob mit ob gegen ihren Willen, gleich viel. — Nun will die Unglückliche durchaus einen Nagel haben, der hoch oben im Kerker sitzt, um daraus einen Dolch zu machen, mitten in ihrer Verzweiflung erscheint jedoch der Kerkermeister und bringt auf Befehl der Königin einen Gifttrank, den er ihr als einziges Rettungsmittel anpreist. — Adelheid will trinken, aber ihre Dienerin hält sie zurück und ermahnt sie zur Christlichkeit und zum Glauben, die Hülfe bleibt wirklich nicht aus. — Der Bruder der Dienerin, ein junger Mönch Florentin, welcher von Jugend auf die Königin liebt, und um der Gefahr zu entgehen, den geistlichen Stand gewählt hat, schlägt zur rechten Zeit die Kerkerwand ein und führt sie fort. — In Knabentracht verbergen sie sich lange Zeit in Kornfeldern bei den Wachteln und finden Nahrung bei einem alten Fischer, in dessen Hause plötzlich der wüthende Adalbert erscheint, welcher ihre Spur entdeckt hat. Er befiehlt, das Haus anzuzünden, und schon flammen die Fackeln, als der Herr von Canossa erscheint, der von Florentin Weisung erhalten hat, sie zu retten. Er führt den König auf falsche Fährte, und es glückt ihm, die Verfolgten in sein festes Schloß zu bringen, wo er jedoch bald von den Schaaren Adalbert's umringt und belagert wird. Während dessen aber ist Florentin nach Deutschland geeilt, und König Otto, nach einer Reichsversammlung, welche in keinem Raupach'schen Stücke fehlen darf, nur daß sie diesmal besonders lamentabel und moralisch ausfällt, macht den Zug nach Italien. Adalbert, von Vater und Mutter bestürmt, die Belagerung aufzuheben, läßt sich durch keine Gründe überzeugen. Er will Adelheid besitzen und zerstören, wie sie ihn zerstört hat, und in der That erscheint er völlig als Wahnsinniger, obgleich er dabei sehr vernünftig philosophirt und von Sentenzen überschwillt. Nun folgen einige grelle und bis zur höchsten Widernatürlichkeit angespannte Scenen zwischen Adalbert und seiner Mutter, in welcher er sich von dieser lossagt, ihr alles kindliche Gefühl aufkündigt und ihr den eigenen Dolch reicht, sich zu durchbohren, bis sie in Verzweiflung zu seinen Füßen sinkt und ihn bittet, vernünftig zu handeln und die Belagerung aufzuheben. Adalbert ist durch nichts zu bewegen; sein Lager wird von den Deutschen erstürmt, aber er flieht nicht, sondern stellt sich vor den Aufgang des Schlosses, erwartet hier den König Otto, und fällt nach einigen Tiraden im Zweikampfe. König Berengar und seine Gattin werden nun auch gefangen eingebracht. Diese ersticht sich auf dem Leichnam ihres Sohnes, und beschämt den König, ihren Gemahl, der knieend Vergebung aus den Händen Adelheid's empfängt, welche Otto feierlich als seine Braut umarmt.

Man sieht leicht, daß aus diesem Gemisch von Theatereffecten, von unpoetischen Verdrehungen der Geschichte und Charaktere, welche entweder nicht festgehalten sind und unter den Händen zergehen oder in unnatürlicher Tollheit sich bewegen, kein Bühnenstück von nur einigem poetischen Werthe erfolgen kann. Denkt man sich dazu eine Sprache, deren Jamben unter dem Wortschwall sich zu endlosen Perioden dehnen, in welchem sich Sentenz an Sentenz reiht und Bilder und Vergleiche, die gewöhnliche Poesie Raupach's, oft sehr trivial eingestreut sind; denkt man sich ferner dabei, daß Herr wie Knecht, Königin wie Zofe sich in dergleichen erschöpfen und ein ermüdendes Einerlei von Phrasenkram zum Besten geben, so hat man eine Vorstellung dieser mit aller Unparteilichkeit gesagt schülerhaften Arbeit, aus welcher Hr. Raupach gewichtiger Gründe wegen nicht allein fünf Acte, sondern auch ein Vorspiel obendrein gemacht hat. — Alle Kunst Seydelmann's, der mit seiner gewohnten Energie den Charakter Adalbert's consequent durchführte, und die löblichen Anstrengungen der Mlle. Stich als Adelheid, vermochten nichts gegen die Mängel des Stücks, welches bei der zweiten Vorstellung ohne Theilnahme vorüberging. — Unbegreiflich aber bleibt es, wie eine so bedeutende Künstlerin wie Mad. Crelinger, der Rolle der Königin Mutter alle Spur einer königl. Würde nehmen, und daraus eine Zigeuner- und Hexenmutter machen konnte, die selbst Stimme und Ton zu einem Zerrbilde erniedrigt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung
für die
Elegante Welt.



Achtunddreißigster Jahrgang.

September.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836, 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die verneinendsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paecker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Franenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

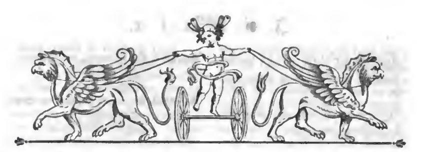
Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 171. — den 1. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Fürst von Solms-Lich und die deutschen Repräsentativ-Verfassungen.

Die Zahl der fürstlichen Autoren ist wieder um eine Nummer gewachsen. Der Neueste, der in die Schar eingetreten, geschlossenen Visirs wie die meisten, schwingt sein Schwert nicht gegen die Windmühlen des englischen Spleens; er holt wider das Palladium deutscher Nation aus, wider die Repräsentativverfassung. Ob seine gezückte Klinge auch trifft? Ich glaube: kaum; das Helmgitter hinderte ihn vielleicht am rechten Augenmerk; fast scheint's aber, als ob diese Klinge in der erhobenen Faust als drohender **Wegweiser** blitzen solle; — getrost, wir finden auch ohne solchen den rechten Pfad, — es ist der gerade, der beste, und **Vertrag** heißt der Terminus, der ihn beschützt.

Zur Sache! Der regierende Fürst Ludwig zu Solms-Lich hat im vorigen Monate in einer (anonymen) Schrift: „Deutschland und die Repräsentativ-Verfassungen"*), diesen letzteren den ritterlichen Fehdehandschuh hingeworfen. Das Cartel gewinnt dadurch an Bedeutung, daß der Fürst zugleich großherzogl. hessischer Standesherr und Mitglied der großherz. hessischen Kammer ist, in welche er vor fünf Jahren eintrat. Schon damals berichtete er, siebenundzwanzigjährig**), in demselben Sinne, in welchem er jetzt als Autor auftritt, von einem „hohen und würdigen Versprechen, das die deutsche Bundesacte in ihrem 13ten Artikel gegeben, von plötzlich ohne vorhergegangene vorbereitende Institutionen proclamirten Verfassungen," schon damals wies er auf ein Land der Verheißung, wo die Macht geheiligter, durch das Leben gebildeter Institutionen, wo die anerkannten, unbezweifelten Rechte der Einzelnen und der Corporationen. Mit jugendlichem Feuer widersprach ihm damals der greise **Gagern**, in dessen Brust das Morgenroth des heiligen Krieges noch nicht erloschen ist, vertheidigte dieser die Errungenschaft, den Beschluß, die rasche That der Neuzeit gegen eine ins frische Leben trotzig und gebieterisch sich eindrängende Vergangenheit.

Den Faden jener parlamentarischen Discussion hat der Fürst nun jetzt wieder aufgenommen; als Leitfaden durch ein Labyrinth von Begriffen wirft er ihn ins Publicum. Eine dankenswerthe Theilnahme, die er uns schenkt, wenn das Labyrinth wirklich irgend wo anders als in seiner Phantasie vorhanden ist, wenn wir wirklich so unmündig sind, daß wir an Namen haften und für einen Namen ins Feuer gehen, oder, wie der fürstliche Autor meint, so gleichgültig gegen unsere eigenen wichtigsten Interessen, oder so weltklug, daß wir es für's Beste halten, über politische Theorien, welche erst versucht werden sollen, zu schweigen!

Man spricht so viel vom Uebel der Zeit, daß es der Zeit wirklich nicht zu verübeln wäre, wenn ihr aus Ekel über alle solche Salbaderei wirklich übel würde. Man curirt an der Zeit, wie an einem Armen, der seine

*) Gießen, bei Heyer, Vater.

**) Der Fürst ist den 24. Januar 1805 geboren.

Cur im Spitale mit seiner Haut bezahlen muß; der eine Arzt wendet Kataplasmen, der andere Blutegel an, das Beste wäre, sie durch sich selbst curiren zu lassen. Der Fürst behandelt sie an einer großen Fiction, die sie sich nach dem Echauffement im Befreiungskriege als Erkältung zugezogen; daher kommt ihr Stockschnupfen. Bei der Auflösung der deutschen Reichsleiche sei mit dem Kopfe: der Kaiserwürde, auch das Herz: die alte landständische Verfassung verwest. Die deutsche Bundesacte habe nun bei der neuen Organisation landständische Verfassungen versprochen, und Repräsentativverfassungen seien statt jener gewachsen. Das Repräsentativsystem aber beruhe auf der Fiction, daß durch die Repräsentanten das Volk als solches dargestellt werde, die Repräsentanten üben daher die dem Volke zustehenden Rechte statt des Volkes aus, und in dem Regenten vereinige sich nicht die gesammte Staatsgewalt, weil er sie mit den Repräsentanten theile. Alle Consequenzen dieses Systems nun, meint der Fürst, hätten die Regierungen nicht vorausgesehen; als jene eingetreten, seien diese unangenehm überrascht gewesen, mehr zugestanden zu haben, als sie geahnt und gewollt hätten; die Repräsentanten andererseits hätten von jenen Consequenzen keine aufgeben können, wollen, noch dürfen. Die Regierungen hätten nun verlangt, daß die Repräsentanten sich in Stände (im Sinne des Fürsten) metamorphosiren möchten, — eine Metamorphose, die außer dem Reiche der Möglichkeit liege. Aus dieser Dämmerung führt uns dann der Fürst als Hierophant nach Preußen und gibt uns plötzlich das volle Licht. Preußen hatte, sagt er, in der Feststellung der ständischen Rechte durch den Bundesvertrag ein Mittel zur Herstellung eines über ganz Deutschland verbreiteten gleichmäßigen Rechtszustandes erkannt; nur in einer zeitgemäßen Erneuerung der früheren ständischen Verfassungen konnte Preußen den richtigen Weg zum vorgesteckten Ziele finden; es mußte den Inbegriff der noch anwendbaren früheren ständischen Rechte erhalten, und zugleich eine den veränderten Verhältnissen und den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Umgestaltung der früheren ständischen Verfassungen bewirken. Deshalb also die bisherigen Vorbereitungen durch den Zusammentritt von Kreisständen und Provinzialständen; deshalb, wenn diese Vorbereitungen beendigt sein werden, eine ständische und keine Repräsentativ-Verfassung für Preußen! Als Schlußstein des Raisonnements endlich: In der Repräsentativverfassung, wie sie in Deutschland ist, — Täuschung; Wahrheit allein in der ständischen!

Karl Buchner ist bereits gegen die Schrift des Fürsten aufgetreten *) und bekämpft diesen mit logischen und mit historischen Waffen. Zuerst löst er die feine nebulöse Distinction zwischen Ständen und Repräsentanten, den künstlich geschlungenen Knoten der Worte. Seit fünfundzwanzig Jahren, sagt er, haben wir, mitten im tiefsten Frieden, die merkwürdigsten Kämpfe durchmachen sehen. Die Begriffe und Ansichten sind wie Fangball von Hand zu Hand gegangen, und es kam nicht selten vor, daß kurz nach dem Beginne des Spieles ganz anders gefärbte Bälle in der oder jener Hand ruhten, als beim Anfange des Spieles der Fall war. Der alte Epimenides hatte hundert Jahre geschlafen, und als er erwachte, fand er eine Welt vor, die er nicht mehr kannte. Wäre er ein Kind unsers Jahrhunderts gewesen, so hätte er schon mehrmals einschlafen und schon mehrmals wieder erwachen können, und hätte immer diese alte Europa, diese Entführte des verkleideten Zeus, nicht sowohl als verjüngte, wie als neue, völlig veränderte gesehen. Napoleon, die Freiheitskriege, die Zeit nach dem zweiten pariser Frieden, das Jahr 1819, das Jahr 1830, das Jahr 1832 — das wären solche Zeiten von des Epimenides Einschlafen und erstauntestem Wiedererwachen gewesen.

Wo die Begebenheiten in Masse so wechseln, da ist sehr begreiflich, daß auch die kleinern Umstände: Die Phrase, der Ausdruck, das Wort, in ihrer Natur und in ihrer Bedeutung die mannichfaltigsten Modificationen durchmachen. So besonders das Wort Recht, und was damit zusammenhängt; oder das Wort Volk, Nation, Geist der Zeit, Bedürfniß der Zeit; oder — um Concreteres zu erwähnen — das Wort Stände, Landstände. Noch ist, trotz der Bemühungen Campe's, Adelung's, und der neuesten deutschen Sprachforscher, kein Wörterbuch zu Stande gebracht, welches die unbestrittenen Begriffe jener Wörter enthielte; und wenn wirklich eins da wäre, welches dieselben in ihrer heutigen unbestrittenen Bedeutung aufgenommen hätte, so würde gewiß für morgen oder übermorgen der Streit darüber nicht fehlen. Um diese Behauptung noch klarer zu fassen, lege man sich einmal die Frage vor: was man unter Geist der Zeit während der Freiheitskriege, und was im Jahre 1819; was unter Landständen man im Jahre 1814, 1830 und 1832; was unter Nation man während des Protectorates Napoleon's und

*) Der Herr Fürst Ludwig zu Solms-Lich und die Repräsentativ-Verfassungen. Darmstadt, Heyer'sche Hofbuchhandlung. 1838.

was im Jahre 1813, zur Zeit der Proclamation von Kalisch, verstand? Die Antworten werden sich von selbst geben. Man wird in eine Maskenwelt zu treten glauben, und ungewiß, hinter welcher Maske denn Wahrheit und ein warmer Athem sich regte. Man wird da nicht blos Häutelungen begegnen, sondern innersten Umgestaltungen, wie in der Natur Raupen in Puppen und Puppen in Schmetterlinge sich verwandeln, und wie die Ereignisse in der Geschichte der Völker wohl auch für Zeiten den gerade umgekehrten Weg einschlagen.

Karl Buchner faßt den Fürsten aber vornämlich an dessen eigner Waffe, der historischen. Während der Fürst behauptet — auf die Autorität von Eichhorn's deutscher Staats- und Rechtsgeschichte — die alten Landstände hätten sich nirgends das Recht vorbehalten, ihre Zustimmung zu allgemeinen Landesgesetzen zu ertheilen oder zu versagen, und daß die Gesetzgebung alleiniges Recht des Landesherrn geblieben, deducirt ihm Karl Buchner, aus Moser's Nebenstunden, von Cramer's wetzlarischen Nebenstunden, Lünig's Reichsarchiv, v. Schultes' coburgischer Landesgeschichte des Mittelalters, aus Schannat und aus Leist's Lehrbuch des deutschen Staatsrechtes gerade das Gegentheil. Er beweist ihm ferner, daß es wirklich Absicht gewesen, Repräsentativ-Verfassungen zu geben; er erinnert an die Worte im Votum des hannoverschen Gesandten — auf dem wiener Congresse, — „daß der König von Großbritannien unläugbar ebenso souverain als jeder andere Fürst in Europa sei, und daß die Freiheiten seines Volkes seinen Thron befestigen, anstatt ihn zu untergraben," an die Erklärung Hannovers: „ein Repräsentativ-System sei in Deutschland von den ältesten Zeiten her Rechtens gewesen," an die preuß. Verordnung vom 22. Mai 1815, welche „eine Repräsentation des Volkes" verfügte und a. m. a. Man sieht, die Begriffsverwirrung ist auf Seite des Fürsten, und das Uebel, welches er sieht, kein wirkliches; wie soll man da zu dem vorgeschlagenen Heilmittel Zutrauen fassen? Man lächelt dazu!

Halten wir lieber fest an einem theuren, heiligen Gut; lassen wir es uns nicht durch Sophismen aus der Hand schwätzen. Vergessen wir nicht, daß wir auf einem sichern Grund und Boden, auf unserem guten Rechte stehen, und daß wir für die Freiheit eine Garantie haben, die wir nicht leichtsinnig aufopfern dürfen. Diese Friedenstaube, der heilige Geist, wird nie in einem Käfig gefangen, und läßt sich mit Privilegien nicht füttern. Nicht im Salon mag er weilen, über Hütten und Paläste schwebt er gleich milden Flügelschlages dahin, und Flammenzungen bedürfen keiner Mittelsmänner und Dollmetscher, um gehörigen Ortes verstanden zu werden. Halten wir fest an der Ueberzeugung, die Karl Buchner in der Vorrede seiner Schrift so schön ausspricht: daß, wenn der Mensch nicht dem ungöttlichsten Pessimismus anheim fallen will, er den Fortschritt des Menschengeschlechtes im Ganzen und nicht blos zum Klügeren, sondern auch zum Besseren und zum Vernünftigeren annehmen muß, und daß wir nicht allzu eigennützig blos an die Frucht denken dürfen, welche uns etwa aus dem Kern, den wir in die Erde legen, reifen soll. Die Menschheit hat zu ihrem Entwickelungsgange viel Zeit nöthig, und wenn es allerdings auch unangenehm ist, mehr dabei als Staffel dienen zu müssen, als auf der Staffel zu stehen, so sind doch solche Entwickelungsperioden, solche endlose Ruhe, solche gebundene Bewegung, nothwendige Phasen des Ganzen und insbesondere der Erscheinung und Fortbildung der Menschheit in der Form des Staates, und die nicht ganz hoffnungslose Resignation hat am Ende ebenso gut ihren Kranz als die jauchzendste Triumphhaute.

Correspondenz.

Aus Mühlhausen in Thüringen.

[Eine projectirte Eisenbahn. Ludw. Bechstein. Mühlhausen's vue pittoresque.]

Bei meiner flüchtigen Durchreise hör' ich viel von dem Project einer Eisenbahn, welche Kassel mit Halle in Verbindung setzen soll. Das Unternehmen soll in der Ständeversammlung des Kurfürstenthums Hessen projectirt sein, und es käme darauf an, wieviel Actien in den dabei betheiligten Städten aufgebracht werden könnten. Durch diese Bahn würde auch das einsame, fast noch in reichsstädtischer Isolirung abgelegene Mühlhausen in einen Verkehr treten, dem die gewerbliche Thätigkeit einen ungeahneten Schwung, das ganze geistige und gesellige Leben hier eine neue Physiognomie zu danken hätte. Es kommt in jetziger Weltlage weniger darauf an, was ein Ort an und für sich ist, als vielmehr in welchem Verkehr er steht, in welcher Linie er liegt. An einer Eisenbahnstrecke kann ein Dorf weltwichtige Geltung gewinnen, während eine unzugängliche Stadt, die wie ein Bär von ihren eigenen Pfoten zehrt, ohne Abzugs- und Zuflußcanäle, starr in sich gebunden, einer bloßen Vegetation, einem moosartigen Wachsthum anheimfällt. Nur durch die Gunst der zufälligen Lage an einer frequenten Straße hat Nordhausen, die früher ebenfalls reichsstädtische Schwesterstadt Mühlhausens, vor diesem einen nicht unbedeutenden Vorsprung gewonnen. Käme aber jene Eisenbahn, deren Unternehmen wohl noch im weiten Felde steht, wirklich zu Stande, so würde unbezweifelt das Unstrutthal als Terrain benutzt werden und Mühlhausen in die Linie fallen.

Vor kurzem war Hr. Ludwig Bechstein aus Meiningen hier. Man glaubt behufs seiner Entwürfe thüringischer Landschaften für das malerische und romantische Deutsch-

land, das bekanntlich in Leipzig bei O. Wigand erscheint, und von dem der thüringische Romancier die Section Thüringen übernommen hat. Die Stadt Mühlhausen liegt in einem sanft abhängigen Bergkessel. Vom sogenannten „weißen Hause" erscheint die Stadt mit ihrem gothischen Mauerwerk in einem reizenden Bilde, daß in der Romantik der thüringischen Landschaften ihresgleichen sucht, und auch wohl findet, aber an Schönheit gar viele oft gefeierte und wegen frequenter Nähe von Reisenden besuchte Puncte überbietet. Inzwischen wissen wir nicht zuverlässig, ob Hr. Bechstein zu dem Zweck in Mühlhausen war, um hier eine verkannte Schönheit zu Ehren zu bringen und eine versteckte Aschenbrödel in die Welt zu führen. Ein größerer colorirter Kupferstich erschien von dieser Vue pittoresque hierselbst in der Heinrichshofen'schen Verlagshandlung.

Seit einiger Zeit zählt Mühlhausen auch den kaiserl. russischen Hofrath Tilesius wieder zu den Seinigen. Auch Romantik in Mühlhausen! Derselbe, der mit Krusenstern die Welt umsegelte und sich viel mit Mollusken beschäftigt hat.

Notizen.

[Ein kleiner Irrthum Tholuck's.]

Wie es jetzt um die ehemals gerühmte Gründlichkeit der deutschen Gelehrten bestellt ist, davon haben wir leider berühmte Proben, indem die Preußen eine Schlacht, die sie verloren, durch die Kunst eines Historikers gewinnen, Thomasius um ein Menschenalter hinausgerückt wird, und andres dergleichen in großer Menge, was Schleiermacher einmal in ein eignes Journal sammeln und unter einem bezeichnenden Titel herausgeben wollte. Ein neues artiges Stückchen hat jetzt Tholuck geliefert, der in seiner „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte" einen Zug aus der französischen Revolution ganz falsch anbringt, was um so schärfer zu rügen ist, als man ihm das Gelüst, auch in der neusten Geschichte sich als Kenner zu zeigen, bei seinem Stoffe am wenigsten kann gelten lassen. Es beliebt ihm, aus der Geschichte des Nationalconvents eine weltberühmte Anekdote in ganz entstellender Weise wiederzugeben. Er spricht von der Abstimmung über das Schicksal des Königs, und wie die meisten Stimmen auf den Tod lauten. Da läßt er, wie die Reihe an den Herzog von Orleans kommt, eine Stille entstehen, und dann den Herzog ausrufen: „La mort sans phrase!" — „den Tod ohne weitere Umstände!" wie er diese Phrase übersetzt. — Aber diese berühmten Worte sprach bekanntlich nicht der Herzog von Orleans, sondern der Abbé Sieyes, gewesener katholischer Geistlicher und nachheriger Botschafter der französischen Republik am berliner Hofe, und der Ausdruck „sans phrase" hatte einen ganz andern Sinn, als der, in welchem Tholuck ihn nimmt, er bezog sich auf die Fragestellung, wie dies in jedem Geschichtsbuche über jene Zeit nachgesehen werden kann. — Zugleich will ich jedoch hier eine Unrichtigkeit rügen, die sich in meine „Weiblichen und männlichen Charaktere" (Leipzig, bei Engelmann) eingeschlichen hat. Forster starb nicht, wie dort angedeutet wird, unter der Guillotine, sondern erlag einer Krankheit.

[Achthundert und sieben Maler.]

So viel hat Berlin — 807 Maler! Nun sage man noch, daß die Kunst in Berlin nicht blüht! Es sind darunter außer 166 Portraitisten, freilich noch 295 Stubenmaler, auch eine große Anzahl Portrait-, Blech- und Schildermaler; das thut aber nichts, den berliner Adreßbuchmachern ist es gleich, was man malt, ein Kneipenschild oder ein Heiligenbild, man malt doch, und die Professoren Begas und Wach werden mit den Stuben- und Blechmalern unter ein und dieselbe Rubrik gethan! Von Staats- und Polizei wegen weiß man in Deutschland die Menschen — und wo möglich auch das Vieh — trefflich zu classificiren.

[Kutte und Soldatenmantel.]

Ein deutscher Officier schreibt aus Estella triumphirend: „Maroto verdrängt die Herrschaft der Priester, den unnöthigen Schweif des Don Carlos. Von jetzt an wird hier der Soldatenmantel statt der Kutte herrschen!" — Für was kämpft denn der deutsche Herr Lieutenant? Hilft er den Don Carlos nach Madrid bringen, so hat er der Kutte, nicht dem Soldatenmantel, als dem herrschenden Princip den Weg nach Madrid bahnen helfen; der Soldatenmantel ist nur Mittel, die Kutte Zweck; ein Don Carlos überwindet seine Vorliebe für die Kutten nur im äußersten Nothfall. Dann möchte dem tapfern Maroto der Kerker oder das Ausland offen stehen. Wofür, ich frage noch einmal, kämpft der deutsche Herr Lieutenant, oder wofür glaubt er zu kämpfen?

[Der Höchste und die Allerhöchsten.]

Eine deutsche Zeitschrift theilt Folgendes mit: Während des Gottesdienstes geruhten die „Allerhöchsten" Herrschaften dem „Höchsten" ihren Dank darzubringen. — So steht's gedruckt, und nun kein Wort weiter!

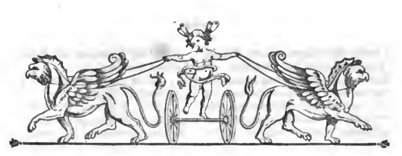
[Väterlicher Regentenspruch.]

Don Carlos' Hauptmaxime lautet: wer nicht zu züchtigen versteht, weiß auch nicht zu regieren! (Quien no sabe castigar, no sabe reinar.) Vergleiche Minerva von Bran, Augustheft, S. 367.

[Alte Sympathieen für die französische Revolution.]

Der zweite Bd. von Böttiger's liter. Nachlasse bringt auch ein Reisetagebuch aus Hamburg, vom J. 1795. Auch hier finden wir merkwürdige Züge von der Sympathie der Deutschen für die Vorgänge in Frankreich. Klinger schrieb damals ein ganzes Buch darüber. Der Componist Reichard war der heftigste Republikaner, wie Böttiger berichtet. „Sein ältester Sohn ist Chasseur bei der französischen Pyrenäenarmee und die Briefe im Journal „Frankreich," die von dieser Armee her datirt sind, enthalten Auszüge aus der Correspondenz mit seinem Vater. Ueber seinem Schreibpulte hing rechts Charlotte Corday, in einem großen colorirten Kupferstich, den ich sehr häufig in den Zimmern der Hamburger und auch bei Vater Klopstock gefunden habe, und links Pichegru, ein schöner, ausdrucksvoller Kopf. Auf der andern Seite Mirabeau, Reichard's Idol."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 172. — den 3. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

Novelle von Robert Blum.

In einer kleinen Schenke am Fuße der Alpen auf der Straße nach Savoyen gelegen, war es im Anfange des Germinal Jahres IV. ungemein lebhaft. Die Bewegung, die sich in Italien vorbereitete, führte eine ungewöhnliche Anzahl Reisender in diese Gegend, und fast Jeder war genöthigt, Stunden, ja oft Tage lang auf das Zugoleb zu warten, welches ihn weiter schaffen sollte. Die rrpublicanische Armee, welche die Päffe am jenseitigen Abhange der Alpen besetzt hielt, hatte alle Zugthiere aus der ganzen Gegend zur Bespannung der Kanonen und Munitionswagen in Anspruch grnommen. So fand sich an dem rauhen und stürmischen Märztage, von dem wir reden, auch eine kleine Gesellschaft zusammen, welche mit Scherz und Ernst sich die Zeit zu oertreiben suchte, die sie nach dem Willen des Schicksals hier ausharren sollte. — Vor wenigen Monaten noch hätte man die hier vereinten Menschen mit verächtlichen Blicken betrachtet, wegen der Gleichgültigkeit, womit sie die Angelegenheiten des Vaterlandes besprachen; heute konnten sie in ihrem Indifferentismus als Typen der Gesellschaft, als Repräsentanten der Volksmeinung gelten. Denn Frankreich hatte sich in kurzer Frist so sehr geändert, daß man es kaum wieder erkannte. Die fieberhafte Begeisterung war verraucht, eine lähmende Ermattung war der riesigen Anstrengung zur Rettung der Republik gefolgt und der Egoismus des Einzelnen machte seine Ansprüche überall geltend.

Dieser erschlaffte Zustand der Dinge nun war es, der sich in drn Unterhaltungen des Kreises kund gab, in welchen wir den Leser oorübergehend einführen; man besprach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ohne Theilnahme, und ohne andere Hoffnungen und Befürchtungen auszusprechen, als diejenigen, die Jeder für seine eigene Person hatte. — Nur Einer schien tief und im Innersten der Seele bewegt zu sein oon dem, was er sah und hörte, und obschon er durchaus keinen Theil nahm an der wechselnden Unterhaltung, so sprach sich in dem Zucken seiner Gesichtsmuskeln doch zuweilen ein stummes, aber sehr oerständliches Urtheil aus. — Es war dies ein schöner stattlicher Mann, der fast regungslos an der Ecke des wärmenden Kamins lehnte, sein Auge starrte wechselnd in die knisternde Flamme und den grauen Himmel; jugendliche Kraft und Fülle sprach aus seinen Zügen, während zugleich einige tiefere Falten auf seinem Antlitze, die Leidenschaft und Arbeit gegraben hatten, den reiferen Mann oerkündeten; eine schöne Narbe thronte auf seiner Stirn, und wenn sein halboerkohltes Auge zuweilen aufflammte in einem Blitze des Zornes oder des Muthes, so färbte sich diese Narbe mit einem dunklen Roth, und schien als den tiefinnersten Gedanken der bewegten Seele das Wort **Blut** aussprechen zu wollen. — Die Gesellschaft betrachtete ihn mit einem Gefühle, gemischt aus unheimlicher Scheu und der Ehrfurcht, die jede rein ausgeprägte Entschiedenheit des Wesens für sich in Anspruch nimmt.

„Was führt Euch nach Italirn, Bürger?" fragte

ein wohlbeleibter pariser Spießbürger, dem die Krämerseele aus jedem Zuge hervorguckte, seine Nachbarn.

„Ich habe Familienangelegenheiten dort abzumachen, Bürger, und hoffe, daß die brave Armee mir bald einen Weg bahnen wird," antwortete ein splitterdünnes, immer lächelndes Männchen mit einem Bücklinge, der ganz gewaltig an ein früheres Jahrzehend erinnerte und den Sprecher vielleicht in den Verdacht des Aristokratismus gebracht hätte, wenn er nicht zu gleicher Zeit den Hut durch eine spielende Handbewegung so gewandt hätte, daß die ungewöhnlich große Kokarde in die Augen fiel und ein Zeugniß für sein reines Bürgerthum abgab.

„Ich will mich der italienischen Armee anschließen, Bürger, und für die Befreiung der Welt kämpfen," sagte mit Pathos ein junger Mann, dessen Gesichtsausdruck ihn augenblicklich als eine jener Nullen bezeichnete, die der Schöpfer so zahlreich in die Welt warf, um die große Summe der Menschheit auszufüllen.

Noch einige andere theilten ihre mehr oder minder unbedeutenden Absichten mit, und als die Unterhaltung dann stockte, wandte sich der Krämer mit der Frage an seinen schweigsamen Nachbar: „Und Dich, Bürger?"

„Nichts!" erwiederte der Jüngling mit kaltem, starkem Tone, ehe noch die Frage vollendet war, und das Männlein mit der großen Kokarde bebte unwillkürlich zusammen, während die Andern mit Befremden den seltsamen Gesellschafter musterten, der stumm blieb, wie vorher.

„Ich will," fuhr der Krämer nach kurzer Pause fort, „das Wenige, was ich mir erworben, der Republik widmen, indem ich Vorräthe kaufe zur Versorgung der Armee. Jetzt, wo Ruhe und Ordnung zurückgekehrt ist, kann ein ehelicher Mann doch seinem Herzen folgen, ohne fürchten zu müssen, daß er für die rechtmäßige Bezahlung eine Anweisung auf die Guillotine erhalte."

„Gott sei gedankt!" bemerkte das Männchen, welches wir jetzt Vieuxtemps nennen wollen, und fügte sich selbst verbessernd hinzu: „die reine Vernunft hat diesen Sieg glücklich errungen."

„Ja, der Convent machte nicht viel Federlesens," warf der pariser Held in spe dazwischen, der sich eben in einem Generalstraume gewiegt zu haben schien.

„Nicht der Convent, Bürger!" verbesserte der Krämer, „denn der Rath der Fünfhundert besteht ja auch aus Mitgliedern des Convents. Es waren nur einzelne Bösewichter, die uns tyrannisirten; der blutdürstige Robespierre und seine verruchten Consorten —"

„Sie haben ihren verdienten Lohn, die Verräther," bemerkte der Krieger.

„Elende!" brummte der Schweigsame mit Zähneknirschen dazwischen.

„Meinst Du jene Schurken, Bürger?" fragte etwas heftig der Krämer.

„Nein, Euch mein' ich," erwiederte immer wärmer werdend der Fremde; „Euch alle, die Ihr Euch in dummer Aufgeblasenheit das freie souveraine Volk nennt und keiner Freiheit werth und fähig seid; Euch, die Ihr in knechtischer Unterwürfigkeit dem Tyrannen zujauchztet, als er einher fuhr in seiner Staatscarosse und Euren Schweiß verpraßte; Euch, die Ihr die Männer vergöttert habt, die Ihr jetzt schändet mit frecher Zunge; die Ihr frohlocktet, als die consequente Tugend auf dem Schaffote blutete; die Ihr den Mann gemordet, der Euch gerettet und groß und stark und frei machte, dessen einziger Fehler war, daß er nicht Euer Tyrann wurde; Euch, die Ihr dieser fünfkopfigen Hyder jetzt Euren Beifall zollt, die Euch entweder selbst tyrannisirt, oder der Tyrannei den Weg bereitet; Euch, die Ihr alle zusammen nicht werth seid, daß ein Mann Euch seine Kraft weiht, es sei denn, um den Fuß auf Euren Nacken zu setzen, Euch Alle mein ich, Ihr Elenden!"

Ein augenblickliches Erstarren hatte die Gesellschaft ergriffen über diese kühne Rede, und erst nach einigen Minuten, während welcher der Sprecher wieder in seine vorige Ruhe zurückgekehrt war, machte sich der allgemeine Unwille Luft in drohenden Ausrufungen: „Er lästert die Nation! Er schmäht das souveraine Volk! Hinaus mit dem Terroristen! Nieder mit dem Septembriseur! Er hat das Directorium beschimpft!" — So erscholl es zugleich aus allen Kehlen und die Gesellschaft machte Miene zum Angriff. Der junge Mann, denselben erwartend, ergriff mit kalter Besonnenheit einen Feuerbrand und rüstete sich zur Vertheidigung, und es schien, als ob die Schenkstube in den nächsten Augenblicken ein Miniaturbild des 9. Thermidor zu liefern bestimmt sei. In der gespannten Aufmerksamkeit, die man früher dem Redner unfreiwillig zollte, und in der jetzigen Aufregung hatte Niemand bemerkt, daß noch ein Fremder in die Stube getreten und Zeuge dieses Auftrittes geworden war. Es machte daher um so größern Eindruck, als plötzlich eine kräftige, volltönende Stimme rief: „Franzosen, haltet ein! Wollt Ihr im Heiligthume des Hauses den Bürgerkrieg fortsetzen, der auf den Straßen kaum geendet ist? Gegen die Feinde richtet Eure Kampflust, dort nützt sie der Republik!"

Hatte diese unerwartete Intervention schon ein momentanes Ruhen des beginnenden Kampfes bewirkt, so

war die Wirkung der neuen Erscheinung noch größer, als die Angreifenden nun einen Blick auf den Sprecher warfen. Der patriotische Armeelieferant vergaß, daß er zum souverainen Volke gehöre, flüsterte seinen Nachbarn ein Wort ins Ohr und drückte sich mit einer tiefen Reverenz zur Thüre hinaus. Vieuxtemps, der ohnehin am Kampfe nicht Theil nehmen zu wollen schien, hatte sich sichtlich etwas entfärbt; er hielt jetzt seinen Hut mit der großen Kokarde als deckendes Schild vor sein Antlitz, unterdrückte mühsam ein ehrfurchtsvolles Compliment und folgte lavirend dem Lieferanten. Der künftige Krieger aber suchte durch einen kühnen Blick und festen Tritt den Muth seines Herzens zu beurkunden, bevor er die Stube verließ; alle Uebrigen folgten fast unwillkürlich dem gegebenen Beispiel, und bald waren nur noch zwei Personen in der Stube, die sich eine Zeit lang stumm und fragend einander betrachteten.

Der Neuangekommene war ein mittelgroßer, ziemlich schlanker Mann, dem Aussehen nach höchstens dreißig Jahre alt; der gelbliche dunkle Teint des Gesichtes verkündete seine südliche Abkunft, und die Gewandtheit und Lebhaftigkeit seiner Bewegungen fügten sich, vereint mit dem dunkeln Haar, ergänzend zu dem Bilde eines Italieners; auf seinem Gesichte lag eine eisige Ruhe, und keine Leidenschaft hatte eine Furche auf demselben zurückgelassen, nur das äußerst belebte funkelnde Auge zeigte die Bewegung des nie rastenden Geistes. Hätte die Kleidung auch den republicanischen Officier nicht erkennen lassen, die männlich kühne Haltung, das Feste und Muthige seines Wesens würden den gebornen Krieger in ihm bezeichnet haben, und ein gewisses unaussprechliches Etwas, welches in den blühenden Zeiten der Hofkünste und Schmeichelei unzweifelhaft mit „Majestät" benannt worden wäre, deutete darauf hin, daß dieser Mann nicht bestimmt war, Befehle zu empfangen.

„Du warst sehr unvorsichtig, Bürger," begann endlich der Neuangekommene, „eine politische Meinung muß man nicht als Aushängeschild bei sich tragen. Ohne meine Dazwischenkunft warest Du gefährdet, vielleicht verloren."

„Und hätte mein Leben auf dem Spiele gestanden, ich danke Dir nicht für Deine Hülfe, Bürger," antwortete ziemlich barsch der Angeredete.

„Wie, Bürger? sollte ich mich so sehr in Dir geirrt haben? Der Mann hält das Leben sehr hoch, weil er seinen Werth kennt."

„Auch ich hielt es hoch," sagte ergriffen der Fremde, „so lange ich es der Freiheit widmen konnte. Jetzt acht' ich's nicht höher, als daß ich bereit bin, es jeden Augenblick hinzugeben, im Kampfe gegen die Gemeinheit und Verderbtheit, die unsere ärgsten Tyrannen sind. In einem solchen Kampfe war ich begriffen, und mein Fall wäre ehrenvoll gewesen."

„Du hältst die Freiheit für verloren?"

„Ja."

„Warum?"

„Weil dies Volk, dieses egoistische, prahlerische, leichtsinnige, verächtliche Volk keiner Freiheit werth ist."

„Du irrst."

„Ha, ist es nicht erschlafft, nachdem es kaum aufgewacht? Gründet nicht dieses souveraine Gesindel selbst Institute der Tyrannei, die feige unterhandeln mit den Tyrannen, statt sie zu vernichten?"

„Du irrst, Bürger!"

„Kann sein; nach Deiner Ansicht vielleicht; doch die ist nicht die meinige. Ich empfing diese Narbe am Stadthause zu Paris; es war am 9. Thermidor, und ich vertheidigte einen Geächteten."

„Am 9. Thermidor verlor ich meinen Freund."

„Robespierre?!"

„Der Jüngere."

„Wer bist Du?"

„Ein junger Krieger, der seinen Namen an den Fortschritt der Freiheit anzuknüpfen wünscht; ich heiße Bonaparte." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Mailand, Ende August.

[Mailands Glanz und Glück. Verschönerungen. Kunstunternehmungen ꝛc.]

Mailand, bekanntlich die Lieblingsstadt Napoleon's, verjüngt sich von Tage zu Tage. Der Segen des Friedens, dessen der Mailänder unter der österreichischen Regierung durch eine so lange Reihe von Jahren genießt, und der guten Ordnung, die ihm nunmehr zur zweiten Natur geworden ist, hat seine Reichthümer vervielfacht, seine Straßen mit Palästen besetzt, seine Höfe mit Statuen geziert und seine Wände mit Gemälden bedeckt. Der Longobarde, oder wie er sich lieber heißt, der Insubrier, lebt frei, höchst ungenirt und herrisch. Er schreitet oder fährt breit einher, stolz auf seinen lachenden Himmel, auf seinen fruchtbaren künstlich gepflegten Boden, auf seinen lebhaften Handel, auf sein Genie, und auf den Eifer der Regierung, seinen Wünschen, wo möglich, freundlichst entgegenzukommen. Handwerke und Künste der Mailänder insbesondere vervollkommnen sich mit jedem Tage rascher, denn ihre Erzeugnisse werden häufig gesucht und reichlich belohnt. Mit jedem zweiten Jahre verläßt man mit größerem Staunen die Brerasäle, in welchen die Producte nützlicher Künste, und

mit jedem Jahre jene, worin die Ergebnisse der schönen Künste zur Schau ausgestellt sind. Früher bemerkte man im Dome nur wenige bleivolle Glasgemälde, welche das Krachen der Batterien bei Napoleon's Krönung nicht zertrümmert hatte. Tritt man aber jetzt in den majestätischen Tempel, welcher das zweite ewige Kunstwerk Italiens nach der St. Peterskirche ist, so bewundert man Fenster von ungeheurer Höhe und trefflich gelungene neue Glasmalereien. Magisch ist ihr Effect am frühen Morgen, wenn die Sonne die frischfarbigen Phantasieen Johannis in schiefen Strahlen auf den Marmorboden des Innern hinschmilzt. — Um Mailand und in der reizenden Brianza findet man viele neue geschmackvolle Landsitze mit Glasmalereien an Lusthäusern, an Capellen und Bibliothekfenstern. Der Landmann, der Diener, selbst der Bettler (welcher übrigens hier gewiß seltener, als sonst wo, entgegentritt) nähert sich hier keineswegs mit der Ehrfurcht und Unterthänigkeit, wie in Deutschland, sondern keck und mit dem Hute auf dem Kopfe der Thür seines Herrn oder Wohlthäters. „Nun, wie kam Ihnen Rom vor?“ fragte ich einen Mailänder, der vor ein paar Tagen von dort zurückgekehrt war. „Wie Mailand unter den Spaniern. Und meine Vaterstadt, die ich jetzt zum Empfange ihres Fürsten sich rüsten sehe, erscheint mir darauf, wie ich mir Rom unter Augustus Octavianus denke.“ Diese Antwort hätte mich befremdet, wenn ich nicht Zeuge wäre von dem hiesigen Wohlstande und dem vollen Blühen der Künste und Wissenschaften. Dabei sind fast alle Pfründen, Aemter und Würden des Landes durchgehends von Einheimischen besetzt, und hat der Lombarde in Wien irgend ein Anliegen, so wird er gewiß begünstigt, wenn es nicht im Reiche der Unmöglichkeit liegt. Er rechnet auch mit Stolz darauf und macht davon nur gar zu fleißigen Gebrauch. Seine einzige Klage ist, daß das österreichische Gesetz zu milde sei. Man dürfte auch wohl hinzufügen, daß die österreichische Verwaltung gegen die Lombardei beinahe zu generös ist. Dieses gesegnete Land bringt reiches Einkommen, das aber wieder eifrigst zu seinem Besten verwandt wird. Daher sieht man gegenwärtig den Lombarden, der eben nicht leicht zum Danke gerührt wird, und sich noch weit weniger zur Schmeichelei herabläßt, aus freiem Antriebe bemüht, zur Verherrlichung der Krönungsfeier das Seinige beizutragen, und was er da äußert und leistet, verräth Liebe und Verehrung seines Kaisers und Königs.

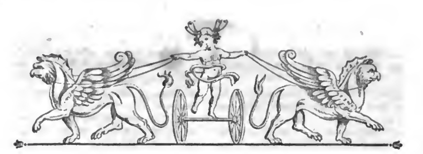
Die ungeheure Straße von Porta orientale bis zum Dome ist durch Abtragen vieler Häuser und Aufbauen geschmackvoller Façaden hinter denselben so erweitert und verschönert worden, daß man dieselbe jetzt für eine neue Schöpfung halten kann. Auch das Gebäude der Ambrosianischen Bibliothek ist außerordentlich verbessert. Wohin sich in diesen Tagen sehnsuchtsvoller Erwartung das Auge wandte, sah es mauern, meißeln, pflastern, weißen und coloriren. Bis zur Stunde waren in den kaiserlichen und Privat-Palästen viele Bildner und Tapezirer beschäftigen. Von den Meistern, die in den Gemächern arbeiteten, welche der Kaiser selbst bewohnen wird, genüge der Name unseres Oel- und Frischmalers Hayez. Unser F r i e d e b o g e n (arco della Pace), diese marmorne Geschichte der für Deutschland gefährlichsten und so ruhmvoll geendeten Zeit, woran sich Cagnoli's Geist erschöpfte, und die Meisterschaft Marchesi's, Caj. Monti's, Cacciatori's, Comolli's u. A. erschöpfen zu wollen schien, steht nun mit seinen Nebengebäuden, mit seinen Zu- und Ausfahrten, in dem weiten Kreise des Waffenplatzes, gegenüber der in jüngster Zeit architektonisch verschönerten Fronte des Castells (welche Arbeit 60,000 Lire kostete), vollendet da. Den einen weiten Halbkreis, der zwischen beiden hinläuft, umschließt eine ovale Arena (Kampfebene) und dieser gegenüber wird gegenwärtig für die Krönungszeit an einem zierlichen Holzgebäude gearbeitet, dessen Ansicht den Kaiser an das Lustschloß Schönbrunn erinnern soll. Unter Leitung unseres berühmten Fernmalers und Baukünstlers Sanquirico sind für die innere Einrichtung und Verzierung des Domes viele, viele Hände beschäftigt. Hierauf sei erlaubt, später mit Mehrerem zurückzukommen. Eben so viele beschäftigt die Stadt unter der Direction verschiedener Ingenieure mit Vorbereitungen zu Illuminationen Volksfesten u. dergl. Alle Krönungsscenen (worunter der Einzug durch den Corso orientale, die heil. Function im Dome, die Volksmaskerade und Beleuchtung zwischen dem Arco, Arena, Castell und Schönbrunn, die Auffahrt in S. Ambrosio, das Manöuvre und die Militair-Kirchenparade auf dem Waffenplatze) werden unter Leitung des Alexander Sanquirico und seines Vetters lithographirt und illuminirt herausgegeben werden. Bereits liefert der Ingenieur Voghera in 28 großen lithographischen Tafeln um einen äußerst billigen Preis (22 Zwanziger) die genaue und nette Zeichnung des Friedenbogens, seiner Basreliefs, des Sechsgespannes (sestiga) und aller Bronzefiguren, Nebengebäude u. s. w. sammt dem Texte. Eine ähnliche Arbeit bietet im Kleinen unser Drucker Manini an, wozu Defendens Sacchi den Text schrieb. Ueber die eiserne Krone durchwühlte Antolini alle alte Schriftsteller und sein bei Pirotta unter dem Titel: „Die Könige von Italien“ erschienenes und um sechs Zwanziger angebotenes Werk verräth großen Fleiß, aber wenig Geist. Sind unsere Huldigungs-, Krönungs- und Jubelwochen vorüber, so dürfte wohl der „Adler“ in Wien die genügendste bildlich historische Darstellung derselben liefern. (D. F. f.)

N o t i z.

[Chamisso]

Am 21. August starb der würdige Chamisso (geb. 1781 zu Boncourt in der Champagne), einer der wenigen deutschen Dichter, die unter den Streichen der deutschen Kritik n i c h t gelitten haben. Seine letzte literarische Arbeit ist die Uebersetzung der Beranger'schen Lieder, die er mit Gaudy gemeinschaftlich bei Weidmann herausgab. Der deutsche Musenalmanach wird, wie man fast als gewiß annehmen kann, mit ihm zu Grabe gegangen sein. Der Jahrg. 1839, worin Chamisso's, Gaudy's und Sallet's (dreier Edelleute!) Beiträge — die übrigens trefflich sein sollen — die Hauptbestandtheile bilden, ist noch mit Chamisso's Namen als dem des Mitherausgebers bezeichnet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 173. — den 4. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

„Bonaparte? Du gehörtest zu den Verdächtigen."

„Weil ich zur Menschlichkeit rieth, als ich Toulon der Republik wiedergegeben hatte."

„Du zerschmettertest das Volk am 13. Vendemiaire."

„Die Rotten, die eine Gegenrevolution beabsichtigten, zerschmetterte ich und half die Ordnung gründen."

„Du bist der General des Directoriums."

„Um Italien zu befreien!"

„Italien! schönes unglückliches Vaterland!"

„Du bist Italiener?"

„Ich bin's," antwortete der Jüngling seufzend, „und keinem der Letzten meines Volkes bin ich entsprossen! Mein Ahnherr entfesselte den Geist durch die Kunst und zeigte die Freiheit in den Formen der Kraft und der Schönheit; meine Vorfahren warfen die leuchtende Fackel des Wissens in die Nacht der Vergangenheit; mein Oheim gehört zu den Repräsentanten des französischen Volkes: ich heiße Carlo Angelo Buonarotti."

„Ein Name, werth des Ruhmes, für die Freiheit zu kämpfen!"

„Das war mein Wunsch, mein heißester, mein einziger Wunsch, er erfüllte meine ganze Seele. Vater, Freunde, Glück, Liebe und Glückseligkeit verließ ich, bahnte mir durch tausend Gefahren einen Weg nach Paris, um mit dem freigewordenen Volke zu jauchzen im freudigsten Siegesjubel. Aber ich erkannte seine Verblendung, seinen Knechtsinn, seinen Unverstand; ich sah, wie es seinen edelsten Mann mordete und eine neue Tyrannei als rächende Nemesis aufstieg aus dem Blute des Gemordeten. Jetzt kehr' ich verzweifelnd in mein Vaterland zurück."

„Bürger," sagte Bonaparte mit einem Anfluge von Wärme, „Männer wie Du dürfen nie verzweifeln. Du wähnst die Freiheit gefährdet, weil sie nicht vom Convente und seinen Leitern eingeführt wird in die Welt? Du irrst. Die Aufgabe des Convents war Krieg gegen die innern Feinde, und Vertheidigung nach Außen. Er hat diese Aufgabe erfüllt und seine edelsten und rüstigsten Kräfte daran gesetzt. Frankreich ist stark und frei, und somit war die Rolle des Conventes zu Ende. Jetzt erst können und wollen wir die Welt befreien."

Ein Adjutant trat ein und meldete dem Bürger General Bonaparte, daß er weiter fahren könne. Dieser wendete sich an Angelo, welcher mit steigendem Interesse ihm gefolgt war, mit der Frage: „Hast Du einen Wagen, Bürger?" und als dieser mit einem kurzen: „Nein!" antwortete, fuhr Bonaparte fort: „So begleite mich bis Savona. Sieh den Freiheitsmuth republicanischer Krieger, lerne von ihnen Ausdauer und Standhaftigkeit, sei Zeuge der ersten Siege der Freiheit in Deinem geknechteten Vaterlande und kehre mit neugestähltem Muth zurück in die Laufbahn, die dem Manne ziemt."

Angelo schwankte einen Augenblick und ein wogender Seelenkampf malte sich in seinen schönen, leidenden

Zügen; dann wandte er sich mit raschem Entschlusse zu dem General und folgte ihm mit stummer Resignation.

Um das kleine, unfreundliche Küstenstädtchen Albenga stand das Gros des republicanischen Heeres versammelt, wenn man die wenigen Truppen also benennen darf, die nach Besetzung der von Savona und Montenotte sich erstreckenden Postenlinie übrig blieben. Der neue Oberfeldherr wollte die Armee mustern, mit der er Italien zu erobern beabsichtigte. Trauriger und lächerlicher Anblick, der sich ihm darbot! Jeder Andere würde den Siegesmuth und die Hoffnung auf Erfolg dabei verloren haben. Denn wer in dieser Revue auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Militair-Drahtpuppen-Spielen sucht, womit in unseren Residenzen und Lustlagern coquettirt wird, findet sich bitter getäuscht! Schon das Aeußere dieser Truppen war zugleich erbarmungswürdig und komisch: der gewöhnliche dreieckige Hut wechselte harmonisch mit dem römischen Helme und der schlichten Stallmütze; die Uniform aus der Zeit Ludwig XIV. hatte die einfache Savoyarden-Jacke zur nächsten Nachbarschaft, Blousen aller Farben mischten sich dazwischen, und während so die Oberkleider der Truppen alle Nüancen des Regenbogens darboten, hatten sie wenigstens das mit einander gemein, daß sie gegen die Witterung wenig Schutz gewährten; mit den Fußbekleidungen sah es noch trauriger aus, denn während ein Theil der Soldaten die Ruinen ihrer ehemaligen Schuhe mit Bindfäden dürftig zusammenhielt, ging ein anderer, sehr bedeutender Theil gänzlich barfuß. Der Name: „Reiterei" konnte fast nur satyrisch angewendet werden, denn die wenigen Pferde, die im Laufe des Winters dem Opfertode für den Hunger der Soldaten entgangen waren, befanden sich in einem so elenden Zustande, daß es zur Pflicht gemacht war, sie so selten wie möglich zu besteigen. Die Armee war tapfer, muthig, ausdauernd und von der ernsten republicanischen Gesinnung beseelt, aber ein langes Elend hatte die Bande der Subordination gelöst und jenen unbedingten Gehorsam aufgehoben, der allein die nothwendige Einmüthigkeit und Genauigkeit militairischer Bewegungen sichert.

Während die Truppen in den mannichfaltigsten Zwiegesprächen ihre Hoffnungen und Befürchtungen für die nächste Zukunft laut werden ließen und ihre Ansichten über den neuen Feldherrn austauschten, erschien dieser an der Spitze seines Generalstabes und betrachtete trüben Blickes die dünnen, mißmuthigen Reihen. Kein Ruf der Freude, kein militairischer freundlicher Gruß schallte ihm entgegen, wohl aber mußte er mehrmals ein ungestümes Geschrei nach Brot und Kleidung vernehmen. Aber festen Schrittes musterte er die Truppen, trat dann in ihre Mitte und redete sie an mit fester Stimme:

„Soldaten! Ihr seid nackt und hungernd; die Regierung ist Euch viel schuldig, sie kann Euch nichts geben. Der Muth und die Ausdauer, die Ihr in diesen Felsen bewiesen, sind bewundernswerth; aber sie bringen Euch keinen Ruhm und keinen Glanz. Ich will Euch in die feuchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte werden in Eure Hände fallen. Dort findet Ihr Ehre, Ruhm und Reichthum! Soldaten von Italien! wird es Euch an Muth und Ausdauer fehlen?"

Diese, für den Soldaten neue Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht und wurde mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen, Bonaparte's jugendlicher Muth flößte den Kriegern Vertrauen und Hoffnung ein. Nach wenigen Stunden herrschte Heiterkeit im Lager, und Siegeslieder hallten ringsum zurück von den Felsen, deren Echo am frühen Morgen nur Klagen und Unzufriedenheit geben konnte.

Unter den Zuschauern der militairischen Feierlichkeit befanden sich auch Angelo, Vieuxtemps und unser pariser Spießbürger. Der erstere stand in sich gekehrt und sah trüb' auf die traurigen und ausgehungerten Gestalten der Soldaten; kein Schimmer der Hoffnung überflog seine ernsten Züge, wohl aber entrangen sich schwere Seufzer seiner Brust, wenn er den Blick von dem burlesken Schauspiele abwandte und hinüber richtete nach seinem Befreiung hoffenden Vaterlande. Vieuxtemps hatte vergebens sich ihm zu nähern und ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen gesucht; doch war es ihm gelungen, zu versichern, daß er durchaus keinen Theil genommen an der Wirthshausrevolution. Der Armeelieferant schien zu berechnen, wie viele Millionen sich verdienen ließen, ehe diese elenden Truppen vollständig restaurirt seien.

Bonaparte nahte sich nach beendigter Revue dem träumerischen Italiener, und ihn freundlich begrüßend sagte er: „Nun, Bürger, hast Du Hoffnung, daß wir siegen und Italien befreien werden?" und setzte, als Angelo schwieg, hinzu: „Ich erkenne Deine Zweifel; bald sollen Kanonen Dich erwecken aus Deinen bösen Träumen." In diesem Augenblicke trat ein Adjutant zum Obergeneral und meldete, daß man diesen Morgen einen Spion eingefangen habe, der es versuchte, die Truppen

zur Desertion zu verleiten. Gleichgültig befahl Bonaparte, denselben vor ein Kriegsgericht zu stellen. Angelo würde den Gegenstand der Verhandlung gar nicht bemerkt haben, wenn nicht der Adjutant durch die Bemerkung: „Dort führt man ihn vorüber!" seine und des Obergenerals Aufmerksamkeit auf einen Punct gelenkt hätte, wo zwei Soldaten eben einen Bauer transportirten.

Angelo war die Erscheinung nicht sobald gewahr geworden, als sein Blick, wie durch einen Zauber festgebannt, darauf haftete, sein Auge aus den Höhlen trat, als wolle er sich bestreben, eine Täuschung durch genauere Auffassung des Gegenstandes zu bewältigen. In seiner Seele arbeitete ein mächtiger Kampf und die bebenden Lippen stammelten mechanisch die Worte: „Jener Mann ist —"

„Der eingefangene Spion," ergänzte der Adjutant.

„Das spricht ein Bube!" donnerte Angelo mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Blutes; der Adjutant fuhr empört zum Seitengewehre, indessen Bonaparte begütigend dazwischen trat und in strengem Tone sagte: „Wie, Bürger, willst Du einen braven Krieger beschimpfen, der seine Pflicht thut?"

„Verzeihung, Verzeihung! Bürger Adjutant!" stammelte Angelo; „meine Seele ist zerrissen, tausend Dolche wühlen in meinem Herzen! — Aber es kann ja nicht sein," fuhr er wieder aufathmend fort; „Du irrst, Bürger Adjutant. Ein unseliges Mißverständniß, Verläumdung, was weiß ich; aber es ist unmöglich."

Der Adjutant erzählte, ihn zu überzeugen, die näheren Umstände; immer heftiger wogte es in der Seele Angelo's und seinem Munde entrangen sich unzusammenhängend die Ausrufungen: „Also doch! — Er Spion! O, daß ich nie diesen Tag gesehen hätte!"

Bonaparte gab dem Adjutanten ein Zeichen, sich zu entfernen, und trat dann zu Angelo mit der Frage: „Was ist Dir, Bürger? Kennst Du den Bauer?"

„Ja, ja, ich kenne ihn. Doch fordere keine Erklärung von mir; ich kann, ich darf sie Dir nicht geben," entgegnete Angelo; und plötzlich sich besinnend, fügte er hinzu: „Bürger General, Du hast Antheil an mir genommen, mir Dein Wohlwollen geschenkt: Bewähre Deine freundliche Gesinnung, sprich ein Wort der Gnade und entlasse den Gefangenen."

„Den Spion?" fragte Bonaparte gedehnt.

„Er ist es nicht," erwiederte rasch der Italiener; „oder ein Unglück, ein unseliges Verhängniß hat ihn dazu gemacht. Bürger General!" fügte er flehend hinzu, „Du allein bist im Stande, ihn zu retten; ich flehe Dich um sein Leben. Gib ihn frei, er ist schuldlos."

„Dann wird das Kriegsgericht ihn frei sprechen," bemerkte der Obergeneral.

„Nein, nein!" fuhr Angelo auf, „es wird ihn verdammen. Sieh Bonaparte, ich bin kein einzelner Mann; ich bin mächtiger, als Du glaubst. Du willst Italien befreien, ich kann, ich will Dir helfen. Ein Wort von mir und die Thore der Städte öffnen sich Dir in frohem Jubel, tausend junge Männer ergreifen die Waffen für Dich und die Freiheit. Tödte mich selbst als Spion, Bonaparte, wenn ich Dir nicht lautere Wahrheit sage. Aber wisse! Du wirst mein Haupt zerschmettert an diesem Felsen finden, wenn der Gefangene stirbt. Gib ihm Gnade!"

Angelo sank aus seiner flehenden Stellung unwillkürlich nieder zu den Füßen Bonaparte's; die krampfhafte Aufregung der Seele hatte seine Kraft gebrochen und er verharrte bewußtlos eine Zeit lang in einer Stellung, die der starre Republicanismus ihm gewiß nie einzunehmen gestattet hätte. Eine Weile fixirte der Obergeneral das bleiche leblose Antlitz des Jünglings, während in seiner Seele ein Entschluß reifte, den er nur zögernd aussprechen zu wollen schien; dann fragte er mit tiefem Ernste: „Bürger, was würde Dein gepriesener Freiheitsheld gethan haben in meinem Falle?"

„Er würde — gerecht gewesen sein," antwortete Angelo fast tonlos, in dem Bewußtsein, daß diese Frage den letzten Funken seiner Hoffnung vernichtete.

„So will ich es auch sein," entgegnete Bonaparte mit kalter Größe. „Folge mir!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mailand. (Forts.)

[Reiseroute des Hofes. Wissenschaftliche und gemeinnützige Anstalten in Mailand.]

Indessen reiste der Hof am 4. Aug. von Schönbrunn nach Amstaetten, am 5. nach Lambach, am 6. nach Salzburg. An demselben Tage begab sich der Vicekönig Erzherzog Rainer von hier nach Innsbruck, um dort der Huldigungsfeier beizuwohnen. Dort traf der Kaiser und sein Gefolge, nachdem er sich bis zum 8. früh in Salzburg aufgehalten, am 9. über St. Johann ein, hielt am 10. seinen Einzug und verweilte bis zum 17. Der Vicekönig wird schon am 15. in Mailand zurückerwartet. Am 17. reist der Hof von Innsbruck über Sterzing und Brixen nach Bolzano (Botzen), am 20. über Meran und Mals nach Bormio, an welcher Gränze der Vicekönig ihn empfängt. Auch erscheinen schon dort die Gouverneure Graf Hadick und Graf Radetzky, der Erzbischof von Mailand und andere

Großen des Reichs zur Bewillkommung. Zu der interessanten Reise über den Stelvio (Stilfser-Joch) besorgt die Post 150 Pferde auf jeder Station. Am 23. wird im Delegationsstädtchen Sondrio übernachtet. Am 24. geht es nach Bellaggio, dem reizenden Endpuncte des Comosees, in die herrliche Villa Melzi. Am 25. wird das Dampfschiff bestiegen, und man fährt von einer festlich geschmückten Barkenflotte begleitet unter Gesang und Musik nach Como. Der Hof wohnt hier im Odescalchi'schen Pallaste; die Seebeleuchtung aber wird aus der Battaglia'schen Villa betrachtet. Denn am Abende werden Stadt, Ufergebäude, alle Höhen rings umher, mit ihren Thürmen, Ruinen, Kirchen und Landhäusern beleuchtet, so daß die reizende Einfassung des Sees sich in seinem Spiegel schauet. Am 26. trifft man im Lustschlosse zu Monza ein; der ungeheure englische Park, der Zier- und Thiergarten, das kunstreiche Prachtschloß, und das Städtchen werden auf das sinnreichste zur Erheiterung benutzt. Der wiener Kunstfeuerwerker Stuwer wurde engagirt, die Stadtbeleuchtung mit einem großen Feuerwerke vor dem Schlosse in Einklang zu bringen. Der Hof verweilt dort bis Ende des Monats August.

Die letzte Versammlung des hiesigen Handelsstandes beschloß zu Ehren des Kaisers früher eine Fischerhalle, dann eine technische Kunst- und Handwerksschule bauen zu lassen. Es unterliegt indeß Zweifeln, ob die Bestätigung dieser letzteren von Seiten der sonst väterlich sorgenden Regierung erfolgen werde. Denn schon gibt es Elementar- und doppelte Realschulen, ja sogar eine trefflich eingerichtete technische Chemieschule in Mailand, welche sämmtlich auf Kosten des Staates bestehen. Auch ist man im Begriff, das zufolge der raschen Fortschritte und Anforderungen unserer Zeit im technischen Schulwesen noch Fehlende in allen Provinzen einzuführen. Auf den Fall der Nichtbestätigung wird der Handelsstand seine subscribirte Summe auf andere Weise zum Nutzen Mailands verwenden. Zufluchtsorte für Mühselige und Kranke wurden begründet und erweitert; Anstalten getroffen zur Bewahrung armer, von ihren Eltern verwahrloster Kinder, zur Ausstattung und Mitgabe sittlicher, aber mittelloser Brautleute. Ein neuer Tempel steigt empor, gewidmet dem Andenken des heil. Carl Borromeo. Die Protestanten aber besitzen noch immer kein eigenes Bethaus, es sind deren gegen tausend Seelen, größtentheils dem Handelsstande angehörig; sie drängen sich in die evangelische Militärcapelle. Frühere Versuche, eine protestantische Kirche einzurichten, sind aus mancherlei inneren und äußeren Gründen gescheitert. Die Protestanten führen den Namen der Akatholiken, wie in ganz Italien. Die Juden, kaum hundert an der Zahl, haben eine eigene, wenn gleich sehr bescheidene Synagoge. — Sonst besitzt Mailand vier Gymnasien, zwei Lyceen, und andere Anstalten für höhere Wissenschaften. Das erste Gymnasium, S. Alexander, ist fast mitten in der Stadt und im besten Zustande. In diesem Jahre wurden seine Naturalien- und physikalischen Cabinette erweitert und bereichert. Das zweite, an der Porta Nova, ist ganz kürzlich als baufällig geschlossen, wird aber gleich nach den Krönungswochen neu aufgebaut, wozu der Kaiser gegen 500,000 Lire bewilligte. — Zum Vorstande ist von der Handelskammer, in einer Sitzung vom 11. August, der angesehene protestantische Kaufmann H. Mylius gewählt worden.

Die Stadt Monza wird bei der Ankunft des Kaisers eine gemeinnützige Einrichtung begründen, indem sie ihre höchst sparsame Entfinsterung der Gassen und ungeheuern Plätze zur Nachtzeit künftig mittelst Anzünden von sechzig neuen Laternen in eine genügende Beleuchtung verwandeln wird.

Wer von Monza die schnurgerade Straße nach Mailand fährt, trifft schon auf der Brückenrunde von Gorla eine Reihe von Equipagen lustfahrender Mailänder an. Diese lange und weite Steinbrücke ist der Centralpunct der breiten, herrlichen Straße, welche ein früher dem Auge sich verbergendes Netz reicher Landhäuser mit englischen Gärten und andern landschaftlichen Schönheiten mitten durchriß, dergestalt, daß sich nun große Abwechslung darbietet. Wer von Loreto zur Stadt kommt, sieht auf den Zinnen der beiden Portale des östlichen Stadtthores an Geländern und Beleuchtungsgerippen arbeiten. Längs den öffentlichen Gärten am Corso werden die eisernen Gitter ausgebessert, die Thore ausgehoben und entfernt, auf daß die daselbst zu errichtenden Tribünen freie Aussicht auf den Eingang gewähren. Gegenüber liegt ein Kaffeegarten mit einer ansehnlichen Terrasse. Sie ward von Speculanten für Zuschauer gepachtet; man arbeitet daran, um so viele als möglich unterzubringen. Und so wird durch die ganze Stadt nach allen Richtungen bis zur porta Romana gehämmert, geputzt und gehobelt. Mailand gleicht einer Arbeitsstätte.

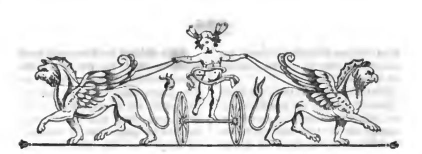
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

(Classicität auf den berliner Bühnen.)

In Berlin wurde zur Feier des gemüthlichen Stralauer Fischzuges in der Königsstadt aufgeführt: „Stralau." In drei Abtheilungen, von Fr. Berger. Die erste Abtheilung dieses echt preußischen Nationaldramas, welches längst entschwundene Zeiten mit der Gegenwart, wie ehemals an einer Ehebrecherin mit Hund, Katze und Schlange geschah, in einen und denselben Sack wirft, trägt den interessanten hochpoetischen Titel: „Die Pommern in der Au bei Berlin im Jahre 1409," oder: „Stralaus Benennung und Einsetzung des Fischzuges," historisch romantisches Gemälde, in 1 Akt. Es ist merkwürdig, wie viel Classicität sich auf unsern Bühnen zusammendrängt, da innerhalb weniger Tage auf der königl. Bühne das Ballet, Undine Casanova im Fort St. André und das Quodlibet Fröhlich, auf der Königstädter Bühne außer dem romantisch-historischen Drama „Stralau" die beiden Tage vorher „der Vater der Debutantin" und Schick's Original Zauberspiel „das Zauberdiadem" zur Aufführung gekommen sind!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 174. — den 6. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

In der kleinen Stube eines nahegelegenen Bauerhauses sah der Gefangene seinem Schicksale entgegen, welches von dem Kriegsgerichte ausgesprochen werden sollte. Er war ein hinfälliger Greis mit weißem, ehrfurchtgebietendem Haar, dessen edle Züge und ganze Haltung auffallend mit seinem Bauernanzuge contrastirten und eine höhere Abkunft verriethen.

Die Officiere, aus denen das Kriegsgericht bestand, hatten sich um eine kleine Tafel gesammelt und auf rohen Schemeln Platz genommen. Eben als der Präsident das Verhör beginnen wollte, trat der Obergeneral ein, an seiner Seite Angelo, den ein Fieberfrost erfaßte beim Anblicke des Gefangenen. Bonaparte musterte einen Augenblick die Gesellschaft und heftete sein Auge besonders fest auf den Spion, dann sprach er: „Bürger Officiere, Ihr seid versammelt, um einem Verdächtigen das Urtheil zu sprechen, der es versuchte, unsere braven Truppen zu verführen. Er hat den Tod verdient. Laßt uns aber den neuen Feldzug mit einem Act der Gnade beginnen; gebt ihn frei und er selbst mag unseren Feinden erzählen, daß auch der letzte Krieger der Republik mit eiserner Treue festhält an seiner Fahne, an dem heiligen Paniere der Freiheit! — Geh!" wandte er sich fortfahrend zu dem Gefangenen, „geh' und berichte denen, die Dich gesandt haben, was Du gesehen! Fühle aber auch, daß Dein Geschäft ein schmäliges, den Mann entehrendes sei."

Bonaparte wandte den fragenden Blick auf Angelo, um Zufriedenheit in seinen Zügen zu lesen; aber das Gewicht der letzten Worte schien vernichtend in die Seele des Jünglings gefallen zu sein; er stand regungslos mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes und bemerkte nicht einmal, daß auf den Wink des Obergenerals die Mitglieder des Kriegsgerichtes sich erhoben und die Stube verlassen hatten.

Angelo verharrte in seinem Hinbrüten, und der Gefangene erhob sich wie aus einem schweren Traume erwachend; wie aber das blöde, schlafumfangene Auge sich sogleich wieder schließt, wenn ein schreckenerregender Gegenstand seinem ersten Blicke begegnet, so schloß sich das Auge des Gefangenen beim Anblicke des Jünglings. Nur mit Entsetzen öffnete er dasselbe wieder, heftete den starren Blick fest auf ihn, und mit einer Stimme, in der sich Zweifel, Schmerz und Zorn vereinigten, rief er den Namen: „Angelo!"

„Vater!" stöhnte schmerzerfüllt der Jüngling, sein Antlitz von ihm abwendend.

„Du hier, im Lager der Feinde?" fuhr zornentbrannt der Alte auf.

„Um Dich dem Tode, dem Tode durch Henkershand zu entziehen."

„Weh mir, wenn Du wahr sprichst! denn ärger als Tod ist das Bewußtsein, daß Du ein Genosse der Verruchten bist, die ihren Gott verhöhnen, ihren Herr-

scher morden und in blindem Wahnsinne Ströme von Blut vergießen, um ein Phantom zu erhaschen, welches nur in ihrer tollen Phantasie existirt!"

„Fühle, daß Dein Geschäft ein schmäliges, den Mann entehrendes sei," stammelte Angelo fast unwillkürlich.

„Ungerathener, schändlicher Sohn!" donnerte empört der Vater; „wagst Du es, diese Worte zu wiederholen? Du, Verräther an Deinem Gott, an Deinem Kaiser, an Deinem Vaterlande! Verräther an Deinem Vater, an Deiner Liebe und an Allem, was dem Menschen heilig und ehrwürdig ist — "

„Vater!" unterbrach ihn Angelo mit bewunderungswürdiger Ruhe; „bedenke, daß wir im republicanischen Lager sind, wo solche Ausrufungen den Tod verdienen! Bald folg' ich Dir nach Mantua. Dort magst Du mein Schuldbuch öffnen, und ich will Dir Rede stehen über mein Thun."

„So that ich Dir Unrecht?" fragte besänftigt der Vater. „Ja, so muß es sein. Zwar kenne ich Deinen wilden Sinn, Deine freiheitlüsterne Seele, aber so tief kannst Du nicht gesunken sein. Verzeihe meiner Aufwallung, mein Sohn; folge mir jetzt gleich nach Mantua und —"

„Das kann ich nicht, Vater; aber ich folge Dir, wenn ich kann; das beruhige Dich!"

„Glaube auch nicht, daß ich das sei, was ich scheine. So ergeben ich auch meinem Kaiser und der guten Sache bin, nimmer würde ich ihnen auf diesem Wege dienen. Bei einer Sendung an meinen Freund Beaulieu führte mich der Zufall mit einigen Kriegern zusammen, die Geld und Nahrungsmittel von mir annahmen und einstimmten in meine leise ausgesprochenen Ansichten. Versuchen wollt' ich, ob wirklich die Seele des rohen Soldaten festhalten könne an einem Nichts, und überredete sie, mir zu folgen; sie aber ergriffen mich mit brutaler Gewalt und führten mich hierher. Ich war unglücklich in der ersten Begegnung —"

„Und würdest nicht glücklicher sein, wenn Du alle Soldaten des Lagers zu prüfen vermöchtest," bemerkte Angelo; „doch lassen wir das —"

Die Rede des Jünglings wurde unterbrochen durch den Eintritt eines Corporals, welcher den Befehl hatte, den Gefangenen bis über die Vorposten zu begleiten. Mit einem kalten Abschiede trennten sich Vater und Sohn. Ersterer wählte den Weg nach Novi, letzterer suchte die Einsamkeit der Berge, um die mächtigen Eindrücke zu bemeistern, die seine Seele in den letzten Stunden bewegt hatten.

Die Schlacht bei Montenotte war siegreich beendet. Bonaparte hatte das erste jener kühnen und genialen Manoeuvres ausgeführt, durch welche er in wenigen Wochen Italien und in wenigen Jahren Europa eroberte. Zu schwach, um die ganze Masse der feindlichen Streitkräfte anzugreifen, hatte er sich mit seiner Macht auf ihr Centrum gestürzt und es vernichtet in der Schlacht bei Montenotte. Zwei Tage später zermalmte er in der Schlacht bei Millesimo ihren linken Flügel. In der Schlacht bei Dego zerschmetterte er auch den rechten, und die unermeßliche Armee, die Italien vollends erobern und in Frankreich eindringen sollte, war nicht mehr. Italien lag offen und schutzlos da vor dem Sieger. Zwischen den Alpen und Apenninen brach die Armee in Italien ein, und als die Truppen auf der Höhe von Montezomoto im Siegerschritt ankamen und das herrliche Land vor sich ausgebreitet sahen, brachen sie in einen unbeschreiblichen Enthusiasmus aus und riefen den Namen Bonaparte jauchzend den lachenden Fluren entgegen. Wohlgefällig weidete sich das Auge des Feldherrn an dem erhebenden Schauspiele, und mit freudestrahlendem Blicke sagte er: „Hannibal hat die Alpen forcirt, wir haben sie turnirt."

Der Siegesjubel von Montenotte war verklungen und die stille Nacht hatte sich herabgesenkt auf den Wahlplatz. In der raschen Verfolgung des Feindes begriffen, hatte das Heer der Republicaner noch keine Zeit gehabt, für seine Verwundeten zu sorgen, und das Schlachtfeld bot also einen betrübenden Anblick. Kampfesmuth und Erbitterung, Siegesfreude und Jugendlust waren verschwunden und hatten dem Bilde menschlicher Schwäche und menschlichen Elendes Platz gemacht. Auf den Körper des gefallenen Oesterreichers legte der verwundete Republicaner sein Haupt und aus der Brust des muthigsten Kriegers rang sich das Gestöhne des Schmerzes und der Todesangst. Angelo hatte heldenmüthig mitgefochten in den Reihen der tapfern Sieger. Er kehrte jetzt zurück, und der Anblick des Schlachtfeldes hatte seine Schritte gehemmt. Liebend weilte er bei den Hülfsbedürftigen und konnte er auch nichts weiter thun, als sie erquicken mit einem Trunke aus benachbarten Quellen, oder mit den Kleidungsstücken der Leichen bedecken und schützen gegen den beginnenden Nachtfrost, so that er doch dies mit unermüdeter Thätigkeit, und keine Klage traf ungehört sein Ohr. Aber er war nicht der Einzige, der das Elend der Hülflosen zu mildern strebte: Bonaparte, der gepriesene Held des Tages, waltete wie ein Vater

unter den Seinen, und mit eigener Hand reichte er Labung und Trost. Mit gleicher Sorgfalt wie für den Ruhm und die Sicherheit der Armee sorgte er für die Pflege seiner Verwundeten, und nicht eher gönnte er sich einen Augenblick der Ruhe, bis die Aerzte in voller Thätigkeit, Lebensmittel vertheilt und lange Züge von Wagen in Bewegung waren, um die Leidenden nach Savona und Nizza zu führen.

Seit dem verhängnißvollen Augenblicke, wo Bonaparte das Wort der Begnadigung ausgesprochen hatte über Angelo's Vater, hatte dieser ihn nur flüchtig und im Drange der Geschäfte gesehen. Jetzt führte sie der Zufall zusammen auf der Stätte des Todes; Bonaparte eilte dem Jüngling entgegen, reichte ihm die Hand und lobte sein Thun.

„Ich bin Dir eine Erklärung schuldig, Bürger General," begann zaghaft und unentschlossen Angelo. „Mit Worten kann ich Dir nicht danken für das, was Du gethan; der Mann dankt durch Thaten, und so will ich's."

„Wirke für Dein Vaterland, so dankst Du mir!"

„Das werde ich," antwortete Angelo. „Vernimm denn das Geheimniß, welches in der Angst um einen mir theuern Menschen meinen Lippen entfuhr: Tief ergriffen von dem Unglück Italiens, verband sich in Mantua eine Zahl junger Männer aus den ersten Familien durch einen heiligen Schwur zur Befreiung des Vaterlandes. So groß auch die Macht unserer Unterdrücker war, so ängstlich sie auch wachten, daß kein Gedanke der Freiheit sich Bahn breche, unser Bund blieb ihnen ein tiefes Geheimniß, gründete sich fester und fester und fand zahlreiche Theilnehmer in ganz Italien. Bald begann er seine Wirksamkeit durch die Erweckung des schlummernden Volkes und ein Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit gab sich kund bei allen Männern, gepaart mit der Sehnsucht nach einem Kampfe für diese Güter. Der Boden war ausgehöhlt unter unsern Feinden, und sie wandelten mit stolzer Sicherheit über den Abgrund, der sie verschlingen sollte. Die mächtige Erhebung des französischen Volkes war unser Vorbild und gleich ihm wollten wir unsere Ketten abschütteln; aber die Macht der Feinde bedeckte unsern Boden so dicht, daß es Thorheit gewesen wäre, die gute Sache zu gefährden durch einen Aufstand, der unmöglich gelingen konnte. Unsere Seele jauchzte, als endlich der Krieg sich nach Savoyen wälzte, und durch eine Erhebung im Rücken der Feinde hofften wie Euch und der Freiheit Bahn zu brechen. Du weißt, wie langsam und zögernd die Operationen des vorigen Feldzuges geleitet wurden, wie lange die Armee unthätig stand und dem Feinde Zeit ließ, sich zu rüsten und zu verstärken. Da ward mir der Auftrag, nach Paris zu gehen, dem National-Convente den Stand der Dinge zu eröffnen und ihn zu einer kräftigeren Kriegsführung aufzufordern. Am 1. Thermidor betrat ich Paris, fand den Convent in feindseliger Spaltung, das Volk verblendet, stumpf und gleichgültig. Ich sah den Kampf des 9. Thermidor, und die heilige Begeisterung, die ich für seinen Helden empfunden, machte mich zu seinem Vertheidiger. Ich ward verwundet, und als ich genas und mich erhob vom Krankenlager, worauf ich Monate lang gefesselt war, fand ich die Gestalt der Republik verändert und die Tyrannei zeigte sich mir von neuem in der Gestalt jener fünfköpfigen Herrschaft. Meine Berichte hatten den Aufstand verzögert, die Unthätigkeit der republicanischen Armee ihn unmöglich gemacht, und verzweifelnd wollte ich in mein Vaterland zurückkehren, um auf seinem Boden zu sterben, als der Zufall mich zu Dir führte."

„Und nun?" fragte Bonaparte, der mit staunenswerther Ruhe diese Erzählung gehört hatte.

„Jetzt soll Italien sich erheben zu Deinen Gunsten. Eine todesmuthige Schaar wird bald im Rücken der Feinde versammelt sein und Dir helfen, sie vernichten; die Städte werden sich jauchzend Dir öffnen und die Völker Dir entgegen springen als ihrem Retter, ihrem Befreier."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mailand. (Forts.)

[Fest-Vorrichtungen im Dome.]

Im Inneren des Domes oder der Metropolitankirche arbeiten die Künstler mit gesteigerter Thätigkeit. Eine aus Personen hohen Ranges zusammengesetzte Commission ordnet mit Genie und fruchtbarem Ueberblicke diese ungeheure Vorrichtung. Den Plan lieferte der erfindungsreiche Architekt und Maler Alexander Sanquirico. Dessen größtes Meisterwerk in der verzierenden Baukunst war die Einrichtung des Domes zur Trauerfeier des Kaisers Franz. Es war von kurzer Dauer, indeß haben Kupferstiche, Steindrucke und Beschreibungen es verewigt, und italienische Schüler dieses Zweiges der Kunst studiren es fleißig. Ein Deutscher besorgte bei Tinelli-Malatesta in Mailand eine wohlgeordnete deutsche „Beschreibung der dem ruhmvollen Andenken weil. Sr. k. k. Maj. Franz I. geweihten Verzierung des Domes zu Mailand, während der am 7., 8., 9. April 1835 abgehaltenen Trauerandacht;" und ließ die bei Tinelli schon vorhandenen 16 Kupferstiche, worunter mehreres Mittelmäßige und Ueberflüssige, alle beilegen, weil damit der Preis des Ganzen (2 Lire) kaum erhöht ward. Leider scheint der einzige, etwas träge deutsche Buchhändler Meiners zur Verbreitung des Werkchens in Deutschland nichts gethan zu haben.

Die gegenwärtige großartige Arbeit gefällt in allen Theilen der Zeichnung und Ausführung. Sie umfaßt ringsum das Ganze, und erstreckt sich von dem lateinischen Kreuze oder von dem größeren Schiff bei der Hauptthür bis zu den äußersten achteckigen Arkaden des Chores und bis zu den zwei aus den Capellen der Madonna del Albero und S. Giovanni Buono gebildeten Seitenarmen.

Im Mittelpuncte des Kreuzes, senkrecht unter der Kuppel, in gerader Linie gegen die Hauptthür erhebt sich ein Altar, gebildet nach dem Muster des Hauptaltars in der Peterskirche zu Rom. Von ihm aus geschieht die angemessenste Eintheilung der Sitze für die fürstlichen und dem Hofe anderweit zugetheilten Personen. Um die Uebersichtlichkeit der Ceremonie durch die Anwesenden in allen Theilen der Kirche zu erleichtern, erschien nothwendig, daß sich der Fußboden vom Kreuze bis zu dem obern Senatorenchore sanft erhöhe. Die Dimension der Erhöhung beträgt gegen hundert Quadrat-Ellen.

Diesen erhöhten Theil beherrscht also ein prächtiger Altartempel, ruhend auf vier schlanken Pfeilern, die sich auf einige Stufen gründen, und durch vier Bogen verbunden werden. Oberhalb derselben ist eine viereckige Säule angebracht, welche in einer schönen Gruppe von Verzierungen endigt, über welchen das Kreuz aufgepflanzt ist, das vier beflügelte, in tiefe Anbetung versunkene Engel umgeben. Ueber dem Kreuze hängt ausgespannt ein großer mit reichen Draperien und Goldfranzen geschmückter Baldachin, der ein in achteckige Fractionen getheiltes Quadrat und vier hervorspringende Ecken bildet. An ihnen erblickt man vier riesenhafte, die Fittige ausbreitende Adler, welche die Kronen der vier Königreiche (Ungarn, Böhmen, die Lombardei und Venedig) unterstützen. In der Mitte erhebt sich etwas die kaiserl. Krone. Das Innere des Altartempels ist durch vergoldete Bildhauerarbeit, in welcher Figuren mit Arabesken abwechseln, ausgeschmückt. Hierzu reiche Tapetenarbeit von rothem mit Gold gesticktem Sammet, und vier elegante in der Mitte der Bogen angebrachte Lüstren. Darunter erhebt sich der mit golddurchwirkten Tüchern ausgestatteter stark versilberte Altar. Auf ihm erblickt man die Bildsäulen des heil. Ambrosius und heil. Carl Borromäus, den großen Opfertisch, die gewichtigen Leuchter und das schwere Kreuz, Werke durchaus von massivem Silber und Eigenthum der Kirche. — Zunächst dem sogenannten Altartempel, in der Mitte des senatorischen Chors, strahlt der kaiserliche mit Golddraperien behängte Thron unter einem Baldachin, oberhalb dessen die Krone von Oesterreich angebracht ist. Hier erscheint der Kaiser während der Function der Messe. An den Seiten des Thrones zwei Sitze für den Erzbischof von Mailand und den Patriarchen von Venedig, welche wieder umgeben sind von den Bischöfen, Prälaten, von dem Domcapitel und dem Klerus. An den zwei weiter entfernten Seiten, wo die zwei Kanzeln von Bronze stehen, erheben sich im Halbkreise zwei mit Sammet bedeckte Tribünen, unterstützt von vergoldetem Bildhauerwerk und geschmückt mit dem kaiserlichen Wappen, für die Kaiserin, die kaiserl. Familie und das nächste Gefolge. Von der Loge aus, welche rechts vom Eintritte in die Kirche ganz vorn errichtet wurde und alle Räume beherrscht, wird die kaiserl. Gemahlin mit einem Blicke die Function, alle Theile des Doms und alle Anwesende übersehen, und wegen der glücklichen Lage der Loge auch von Allen bemerkt werden. — Kommt man in die Abtheilung, welche der Altar des heil. Giovanni Buono einnimmt, so fesselt das Auge der königl. Thron, welcher dem Altartempel sich anschließend an der rechten Seite gegen die Tribüne der Kaiserin lehnt. Diesen Thron besteigt der Kaiser nach Empfang der heil. Salbung, die Krone der Könige von Italien auf dem Haupte. Die Rücklehne ist zierlich in Falten geworfen, breitet einen Baldachin aus, und ist mit einer vortrefflichen architektonischen Figur ausgestattet. Der Baldachin gleicht dem des kaiserlichen Thrones, in der Mitte aber erhebt sich die eiserne Krone. In den Draperien und architektonischen Verzierungen erblickt man die Insignien des lombardisch-venetianischen Königreiches mit vielem Farbenwechsel und Kunstsinne angebracht. Rings um den Thron die Sitze für den Vicekönig, die Gouverneurs von Mailand und Venedig, das Landesgubernium. In der äußersten Abtheilung, welche zum Altare S. Giovanni herunterführt, erheben sich in amphitheatralischer Gestalt andere Tribünen, welche fünfhundert Personen höheren Ranges aufnehmen. In dem entgegengesetzten Arme, der sich bis zum Altare der Madonna dell' Albero ausbreitet, sind die Ehrensitze für den Hofstaat, den obersten Marschall des Königreichs, die großen Hofwürdenträger u. s. w. erhöht angebracht, und über dem Altar der Madonna andere Tribünen in gleicher Ordnung und Gestalt, wie die obenerwähnten, errichtet, gegen welche sie Fronte machen.

Endlich, gegenüber dem Altartempel wurden schön geschmückte Sitzreihen für das diplomatische Corps in zwei Folgen, und nächst denselben eben solche für den Militär-Generalstab errichtet. — Hier endet die Erhöhung des Fußbodens. Bevor man ihn verläßt, gewahrt das Auge zwei Glorien von Engeln, welche an den hohen Fenstern der zwei Arme des lateinischen Kreuzes über den Tribünen schweben. Das Licht, welches sich durch viele Fensterfarben sanftstrahlend bricht, verbreitet einen paradiesischen Schein in alle Räume des Tempels und erhöht den Reiz jener Engelgruppen. —

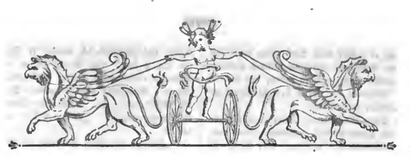
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[E. Devrient's und der Kritik Verirrungen.]

E. Devrient's Conversationsstück „die Verirrungen" betrachtet man in verschiedenen Journalen als einen großen Fortschritt des modernen Dramas. Wenn ein Stück voll Bühnenkenntniß und berechnender Kunstfertigkeit, ohne Fond dichterisch gestaltender Kraft, aber mit einem Ueberflusse sentimentaler Langweile ausgestattet, uns aus unserm Bühnenelend zu reißen im Stande ist, so laßt immerhin unsre kindliche Kritik die zarten Händchen in Demuth falten und uns in dem königl. Schauspieler Devrient zu Berlin den dramatischen Messias unserer Bühne verehren! — Nur eine Zeit wie die der Elisabeth war reif für Shakspeare — wir Unreifen haben schon an einem Eduard Devrient genug!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 175. — den 7. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

„Halt!" begann ernst Bonaparte, „Deine Begeisterung führt Dich zu weit. Du warst offen gegen mich, ich will's auch gegen Dich sein. Ich liebe die Verschwörungen nicht; sie erzielen nichts, opfern oft die edelsten Kräfte eines Volkes auf und schaden der Sache, der sie dienen wollen. Die Weltgeschichte that noch keinen Schritt vorwärts durch sie."

„Roms erster Tyrann fiel durch eine Verschwörung!"

„Rom beweinte seinen Fall, und hatte Ursache dazu, denn mit Cäsar fiel seine Freiheit und seine Hoffnung."

„Ich bekämpfe Deine Ansicht nicht, Bürger General;" sagte Angelo, „aber gönne mir die meinige. Verschwörungen mögen ihr Gehässiges und Schädliches haben, aber sie sind nothwendig, wie der Krieg. Betrachte den Zustand meines Vaterlandes und urtheile dann: Innere und äußere Tyrannen wetteiferten, dasselbe zu verderben. An den kaiserlichen Koloß lehnten sich alle einheimischen Zwingherren, und indem sie selbst die Schmach der fremden Herrschaft duldeten, hofften sie ihre Macht sicher zu stellen. Unter dem doppelten Joche versumpfte das Volk, und das Sklavenleben wurde ihm zur Gewohnheit. Mit furchterlicher Kunst arbeitete man an seinem Elende, trennte Provinz von Provinz durch scheinbar entgegengesetzte Interessen, kirrte die Gleichgültigen durch angebliche Förderung ihres materiellen Wohles, verführte die Ehrgeizigen durch Flitter und Gnade, verbreitete Finsterniß über die Massen, indem man den Gedanken ächtete und sicherte sich die vollständige Unterwerfung durch eine enorme und brutale Waffengewalt. So erlosch jeder Hoffnungsstern, und diese herrlichen Länder, das Paradies der Erde, schienen der Tyrannei ewig preisgegeben. Nur in der Brust des einzelnen Mannes glimmte noch der Funke der Freiheit, gepaart mit dem erdrückenden Gefühle unserer Schmach und dem glühenden Hasse gegen die Urheber derselben. Aber auch der Einzelne mußte untergehen in Verzweiflung, wenn er sich allein sah in dieser endlosen Wüste. Nur durch den Anschluß an die wenigen Gleichgesinnten wurde ihm das Leben erträglich, nur im innigsten Vereine mit ihnen nährten sich Muth und Hoffnung für eine bessere Zukunft, und nur in der Ausbreitung dieser Vereinigung und der sorgfältigen Ordnung ihrer verborgenen Wirksamkeit lag eine Bürgschaft für diese Zukunft. So entstand die Verschwörung — wie Du es zu nennen beliebtest — nicht durch den Willen der Menschen, sondern durch die Natur der Dinge; sie war eine unabweisbare Nothwendigkeit. Aber wie der verborgene Faden den elektrischen Schlag tief unter der Erde fortleitet, so leitete diese Vereinigung den heiligen Gedanken der Freiheit fort und sicherte ihn in der verschlossenen Brust vor seinen Verfolgern. Wohl kosten diese Verschwörungen Opfer, schwere bedauernswerthe Opfer; aber selbst diese frommen der guten Sache, indem sie die ewige Angst der Tyrannei wach erhalten und ihr zeigen, daß der Funke der Freiheit sich nicht vernichten läßt. Tadle den Jüngling nicht, der mit ganzer Seele dieses letzte verzweifelte Rettungsmittel er-

greift. Wahrlich, es gehört mehr Seelenstärke dazu, sich in den Zeiten der Finsterniß einem schrecklichen Gefängnisse oder ruhmlosen Tode preis zu geben, als in den Momenten der Erhebung die Brust dem schönen Tode auf dem Schlachtfelde darzubieten."

„Ich achte Deine Begeisterung, Angelo, und werde es nicht versuchen, Deine Ansicht zu ändern. Höre nun, was uns die Nothwendigkeit gebietet. Der Bund der Könige ist verschworen gegen die Revolution, weil er ihre Verbreitung fürchtet und vorhersieht. Jeder neue Aufstand befestigt diesen Bund, und nicht ewig können wir dem vereinigten Europa trotzen. Noch zwei Siege aber und die Coalition ist zersplittert, denn die Furchtsamen zittern für ihre Existenz und der Egoismus sucht nur seine eigene Rettung. Daher kein Aufstand, jetzt nicht. Du magst Italien durcheilen und Deinem Volke die Freiheit verkünden. Wer kämpfen will für dieselbe, komme zu mir und nehme Theil an unserm Ruhm. Ich will eine eigene Schar errichten von den Söhnen Deines Landes, damit ihr Ehrgeiz nicht gekränkt werde, und so vereint wollen wir handeln. Einen Aufstand kann ich und werde ich nicht unterstützen."

„Und verbürgst Du mir meines Volkes Freiheit?"

„Diese Bürgschaft kannst Du nur bei Deinem Volke selbst finden."

„Mein Volk will Unabhängigkeit und eine republicanische Verfassung."

„Wenn es Unabhängigkeit will," antwortete scharf Bonaparte, „so wird es unabhängig sein; eine republicanische Verfassung herzustellen ist mein Zweck und mein Auftrag."

„Wohlan, ich ziehe Dir morgen voran und hoffe meine Brüder zu befreunden mit Deiner Ansicht. Wann und wo sehe ich Dich wieder?"

„Italien wird Dir sagen, wo wir sind. Lebe wohl und handle wie ein Mann."

„Deine Aufträge sende mir durch den Bildhauer Giovanni Ceracchi in Mantua," bemerkte Angelo, und mit Wärme fügte er hinzu: „Als ich Dich sah, Bürger Bonaparte, war mein Herz Dir abgeneigt; ich verlasse Dich mit Bewunderung. Lebe wohl!"

Bonaparte reichte dem Jünglinge die Hand und entfernte sich mit raschen Schritten. In einer passenden Entfernung hatten einige Offiziere seines Stabes auf ihn gewartet, und bald war er mit ihnen verschwunden. Angelo blieb eine Zeit lang wie angewurzelt an der Stelle und suchte die Eindrücke der letzten Stunde zu bewältigen; plötzlich störte ihn ein Geräusch in seiner Nähe, und unwillkürlich wandte er sich dahin, woher der Schall kam. Ein Mensch schien sich mit hastigen Schritten entfernen zu wollen, blieb jedoch stehen, als er Angelo's Bewegung gewahr wurde. Dieser sprang auf den Unbekannten zu, erfaßte ihn und donnerte ihm die Frage entgegen: „Wer bist Du, was suchst Du hier?"

„Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft! Bürger Angelo!" stotterte als Gruß Vieuxtemps und suchte seine Angst hinter einer erkünstelten Gleichgültigkeit zu verbergen. „Ich bin's ja, Bürger Angelo! Erkennst Du mich denn nicht?"

„Du hast uns belauscht, Elender?"

„Bürger!" antwortete Vieuxtemps in einem Tone, der zwischen Indignation und Gnadenruf gerade die rechte Mitte hielt.

„Hast spionirt, Bube, und willst eben Deine Arbeit in Sicherheit bringen," unterbrach ihn Angelo, indem er seinen Händen ein Papier entriß, welches der Alte eben in den Busen stecken wollte. „Was enthält dies Papier?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Alte gefaßt; „ich fand es neben dem Hute eines Oesterreichers und nahm es mit ohne Absicht. Du magst es behalten, um das Ungerechte Deines Verdachtes zu erkennen."

„Was wolltest Du hier?" fragte Angelo minder heftig, indem er das Papier einsteckte.

„Bürger," erwiederte Vieuxtemps mit Salbung, „die Natur hat mir die Gaben versagt, die der Krieger bedarf; aber sie hat mir ein Herz gegeben, welches die Republik liebt und ihre Vertheidiger. Was Du thatest nach dem Kampfe, das war die einzige Wirksamkeit, die mir vergönnt ist, und dieser gab ich mich hin. Ich sorgte für unsere armen Verwundeten nach meinen schwachen Kräften, und wenn Du meinen Worten nicht glaubst, so —"

„In dieser Beschäftigung brauchtest Du Dich nicht zu verbergen."

„Der Zufall führte mich in diese schiefe Stellung, ich war zu lange mit diesem Unglücklichen beschäftigt, der in meinen Armen verschied," bemerkte Vieuxtemps mit Sicherheit, indem er auf eine Leiche deutete. „Der Bürger Bonap—Obergeneral, stand bei Dir und ich wagte es nicht, Euch zu stören, was durch meine Entfernung geschehen mußte. Aber bei der Freiheit und der reinen Vernunft schwöre ich Dir, Bürger Angelo, nicht ein Wort Eurer Unterredung traf mein Ohr. Entblöße Dein Haupt, Bürger, und fühle selbst, daß der Wind von dorther kommt und ich also Euer Gespräch gar nicht hören

konnte," setzte er schnell entschlossen hinzu, als der nächtliche Alpenwind ihre Häupter umspielte.

„Ich will Dir glauben, Bürger," sagte Angelo ohne Ueberzeugung und wandte sich zum Fortgehen.

„Dein heißes Blut hat Dich irre geführt, Bürger," bemerkte Vieuxtemps ihn begleitend; „Du thatest einem Manne Unrecht, der die Freiheit und die Republik liebt, wie Du. Doch ich kenne Deine Hitze, ich war ja schon einmal Zeuge Deiner Aufwallung; Deine Absicht war gut, und so sei Alles vergessen."

Beide wanderten den Weg nach Monteregino, der Alte plauderte viel von seinen Angelegenheiten, erkundigte sich nach einigen Familien in Mantua und drückte den lebhaften Wunsch aus, daß die Fahnen der Republik bald siegreich dort wehen möchten, weil gerade diese Stadt das Ziel seiner Reise sei. Als Angelo in seiner Wohnung angekommen war und das dem Alten abgenommene Papier wieder gewahr wurde, fand er ein kaiserliches Handschreiben, das dem Inhaber gestattete, in allen von den Oesterreichern besetzten Ländern und Städten nach Belieben hin und her zu wandern. Er war höchlich erfreut über einen Fund, der ihm bei seinem bevorstehenden Unternehmen so wichtige Dienste leisten konnte.

Todtenstille herrschte in dem geräumigen Palaste der einst fürstlichen Buonarotti zu Mantua. Bis zum Beginne des Krieges war Giovanni Angelo Buonarotti eine der ersten Magistratspersonen der Stadt gewesen und hatte großen Einfluß gehabt auf alle Angelegenheiten des Landes; Alter und Krankheit hatten ihn bewogen, dieser Stelle zu entsagen. Auferzogen in den höhern Classen der Gesellschaft, die dem herrschenden Kaiserhause meistens treu ergeben waren; gebildet in einem kaiserlichen Institute, zum Manne geworden und ergraut im Staatsdienste, war die Anhänglichkeit an die kaiserliche Herrschaft ihm zur Natur geworden. Mit tiefem Schmerze sah er den Ausbruch der französischen Revolution, und ohne sich um ihre Grundprincipien und höheren Tendenzen zu bekümmern, betrachtete er dieselbe nur von dem beschränkten Standpuncte, den die verstümmelten und entstellten öffentlichen Nachrichten ihm darboten. Daher hatten ihre Fortschritte ihn mit Haß und Abscheu erfüllt und mit dem bittersten Unwillen betrachtete er die Sympathie, die man der verhaßten Umwälzung weihte in seinem Vaterlande. Daß aber der eigene Sohn dieses Gefühl theilte und seine Freude nicht verbergen konnte, als die Gefürchtete sich den heimathlichen Gränzen näherte, das hatte sein Haar gebleicht und sein Herz arm gemacht an Liebe und Freude. Das trauliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn, war zerrissen und als der letztere, dem ungestümen Drange seiner Seele folgend, heimlich das elterliche Haus verließ, starb der unglückliche Greis, ihn zu vergessen, und zählte ihn zu den Todten. Seit er ihn aber wiedergesehen auf der ihm vertrauten wichtigen Sendung, war sein Herz zu neuer Sehnsucht, zu neuer Liebe erwacht, und jeden Tag sah er mit hoffender und bangender Erwartung seiner Ankunft entgegen. — Seine Hoffnungen und Furcht theilte Laura, der einzige Trost seiner Einsamkeit. Laura war die Tochter einer erloschenen, einst glänzenden Familie in Mantua; früh verwaist, hatte sie einen zweiten Vater gefunden in Buonarotti und war zur herrlichen Jungfrau herangeblüht unter seiner Aufsicht. Früh schon gehörte es zu den liebsten Träumen des Vaters, daß durch eine Verbindung des Sohnes mit der geliebten Pflegetochter der Glanz und Reichthum der beiden mächtigen Häuser sich vereinigen und neu erheben werde. Seine Freude war gränzenlos, als die Neigung Beider seinen Wünschen entgegen kam und das zarteste Verhältniß sich zwischen ihnen gestaltete. Auf dieses Band baute der Greis auch zunächst die Hoffnung auf die Sinnesänderung Angelo's. Glaubt doch die Stabilität stets ihr System fest begründet auf den Egoismus der Menschen und hält eine Zeit für unmöglich, wo der Einzelne sein Wohl und Weh dem Ganzen unterordnet und nur dafür lebt und wirkt. So war denn der Vater oft der Vertheidiger des eigenen Sohnes geworden, wenn die Jungfrau sich gekränkt fühlte durch dessen Schweigen und Gleichgültigkeit, und suchte zu beschönigen, was sein eigenes Herz am lautesten mißbilligte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mailand. (Beschl.)

[Innere und äußere Ausstattung des Doms. Theater-Festivitäten.]

In dem Kirchenschiffe fortschreitend von der Hauptthür an sind rechts und links in guter Ordnung Sitze für angesehene Personen, Civilbeamte und Andere angewiesen; in der Höhe aber zwischen ungeheuern Gewölbepfeilern sechzehn Tribünen in Bogenform errichtet, welche 1500 Personen aufnehmen können. Diese Tribünen, mit Sammet und Goldfranzen behangen, haben mit einander Verbindung und bilden mit herrlichem Effecte die innere Wand der festlichen Vorrichtung. An den Seiten dieser Tribünen wölbt sich ein gothischer Bogen, von welchem eine Draperie von Blumensammet wellenförmig herabhängt. Sie ist reich garnirt und wirft über eine ausgedehnte Verzierung auf goldnem Grunde

schön geordnete Falten. Zwei Engel in halber Figur sind dargestellt, zwischen denen eine Tafel auf einer mit natürlichen Farben bemalten kolossalen Figur ruht. Diese Gruppe ist von einer zweiten Draperie von glänzendem rothem Sammetstoff und reicher Garnitur umhangen, welche eine Art eleganter Einfassung für ein Zelt von Hermelin bildet, und mit schönem Faltenwurfe hinter der Figur ausgespannt ist.

Wendet man das Auge zur Höhe des Gewölbes, so erblickt man einen die Lichtstrahlen aufnehmenden Schleier, der eine gemalte Gruppe von zwei die eiserne Krone tragenden Engeln umgibt und verschönert. Ueber dieselbe ragt ein Medaillon empor, von anderen Draperieen umhangen, während kreuzweise zwei Fahnen sich herabsenken. Auch die ungeheuern Pfeiler werden mit rothseidnen Drapeeien umwunden, welche, mit länglichen Streifen und Eichenzweigen von Goldstoff verziert, in ihrer Mitte andere Medaillons herabhängen lassen. An dieser Verzierung wurden in verschiedener Ordnung mit Harmonie alle Wappen der Städte des lombardisch-venetianischen Königreiches angebracht. Ferner sind alle Portraits der Könige von Italien und der österreichischen Herrscher, seit Rudolph von Habsburg, sodann 26 Herzöge und Kaiser, welche auf den Altären des Landes verehrt werden, an den erwähnten kolossalen Tafeln dargestellt. An jedem Pfeiler ist ein prächtiger Wandleuchter für sechs Lichter von schöner Bildhauerarbeit befestigt, während von den Wölbungen 26 große gothische Lüstern jeder für vierzehn Lichter herabhängen, und zwar an drei vergoldeten Ketten, welche in der Mitte Standarten tragen, an denen die heiligen Erzbischöfe Mailands abgebildet sind.

Dies die innere Gestaltung und Ausschmückung! —

Auswärts von dem großen Eingange in den Dom, und zwar von der großen Hauptthür über die steinerne Treppe bis zur Straße, auf dem sogenannten Trottoir, wird eine Galerie von reichen Stoffen errichtet. Die vier Seitenthüren werden mit Wappen und lateinischen Aufschriften geschmückt, welche letztere der Hofepigraphist Dr. Labus verfaßt. —

Dieses großartige Werk verdient die Beachtung der Zeit und scheint nicht blos für die Gegenwart entworfen. —

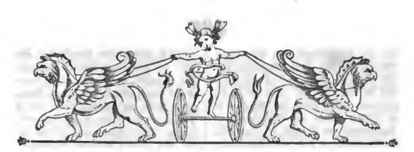
Noch sind viele Künstler mit großartigen Transparents beschäftigt, für die Nacht des 1. Septbr. In wenigen Tagen werden in der Brera neue Werke der schönen Künste ausgestellt werden. Viele, denen es mehr um Ruhm, denn um Gewinn zu thun ist, obschon auch hier bedeutende Gold- und Silberprämien ausgetheilt werden, arbeiteten unermüdlich für diesen Tempel der Athene. Diese alle haben aber auch Commissionen, die interessantesten Scenen aus der Krönungszeit abzubilden. In den endlosen Sälen und Hallen der Brera wird auch eine außergewöhnliche Schau der nützlichsten Kunst- und Landeserzeugnisse Statt haben. In den Musiksälen aller Casernen hört man fast Tag und Nacht die fünf Regiments- und Corpsbanden exerciren. Gleiches in dem trefflichen kaiserlichen Institute Conservatorio di Musico. Aus der Scala schallen Proben über Proben. Gestern, den 16. Aug., eröffnete dieses Theater seine Herbstsaison, die bis 30. Nov. dauert. Die drei Opern Rossini's: Torvaldo, Donna del lago und Assedio di Corinto, so wie die von Coppola eigens neu componirte Oper: Postiglione di Lonjumeau sind vor der Hand zur Production bestimmt und einstudirt. Die gestrige erste Recita hatte keinen Beifall. Halben Beifall gewährte man vorgestern in der Arena dem Kunstfeuerwerker Stuwer und gestern in der Scala dem Ballet: Figli di Edoardo. Die vorzüglichsten Sängerinnen an der Scala sind: Schoberlechner, Tadolini, Maray und Goldberg; die vorzüglichsten Sänger: Donzelli, Winter im Tenor, Marini im Baß, und der Buffo Scalese, welcher, wie mehrere Künstler der Scala, bisweilen auch in der Canobbiana auftreten wird. Außer dem genannten Ballet werden noch drei neue Kunsttänze zwischen den Opernacten abwechselnd gegeben. Unter den Tänzerinnen übt die meiste Zauberkraft Fanny Cervito. Der gewöhnliche Eintritt kostet drei Zwanziger, ein gesperrter Sitz funfzehn; an jedem Abende der Krönungswochen aber 36 d. i. zwölf Gulden, und für diese Zeit werden hundert Sitze mehr als gewöhnlich gesperrt. Vor zwei Monaten spielte im Theater Rè eine französische Gesellschaft und fand ihre Rechnung. Das lockte eine zweite nach Mailand. Diese, von Alix geleitet, findet minder Zuspruch. Doch kann ihr die Ankunft der Demoiselle Mars bessere Hoffnung geben. Diese ausgezeichnete Schauspielerin tritt heute (17. Aug.) im Theater Carcano das erste Mal auf. Alix wird sich bald in das kleinere Haus Lentasio zurückziehen, um der königl. sardinischen Gesellschaft Platz zu machen. Auch in den Vorstädte- und hölzernen Amphitheatern wird jetzt viel gesprungen, declamirt, geschaukelt und geritten. Zwar kostet eine Loge des ersten Ranges in der Scala für die Krönungszeit 150 Louisd'ors; was indeß von schreckbar theuerer Wohnung gesagt worden, ist erdichtet oder mindestens sehr übertrieben. Die Vorkehrungen sind von den Behörden so getroffen, daß allen unbilligen Forderungen gesteuert ist. Der russische Großfürst Michael wird auch erwartet, im Hause Duca Lita stehen für ihn und seine Begleitung 50 Betten in Bereitschaft. Fürst Metternich wird in Casa Serbelloni wohnen, die Herzöge von Modena und Lucca beziehen alla Passione die Paläste Archinti und Resta, die Erzherzogin Marie Luise den großen Mauthpalast, der Großherzog von Toscana und Prinz Leopold von Neapel die Villa Reale, die Erzherzöge Franz Karl Ludwig und Johann die kaiserliche Hofburg.

N o t i z.

[Graf Reinhard und E. Willkomm's Europamüden.]

In den pariser Mittheilungen über den verstorbenen Grafen Reinhard (s. Freihafen Heft 3.) wird erzählt, daß dieser reichbegabte Diplomat einmal während des Essens die Gesellschaft von den „Europamüden von Ernst Willkomm" unterhielt; er richtete an den Correspondenten die Frage: ob nicht der Verf. noch ein ganz junger Mann sei? — Uebrigens hatte ihm das Buch gefallen. Dieser Vorfall beweist, wie scharf der Unermüdliche selbst in seinem hohen Alter der deutschen Literatur und ihren jüngsten Erscheinungen auf die Finger sah.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 176. — den 8. September 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Legende der eisernen Krone.

Den vielen Bemühungen der römisch-griechischen Kaiserin (Mutter Constantin des Großen) Helena, der Heiligen, gelang es, auf ihrer frommen Pilgerschaft im J. 334 zu Jerusalem die Stelle, wo das Kreuz des Heilandes aufgepflanzt war, das heilige Grab und mehrere Reliquien, worunter zwei durch Christi Blut geheiligte Nägel, zu entdecken. Beide Nägel sandte sie ihrem regierenden Sohne nach Constantinopel. Der eine sollte als Reifchen in einem goldenen, reich mit Edelsteinen besetzten Diadem als die kostbarste Krone (die sogenannte eiserne Krone) seine Stirn schmücken; der andere wurde 395 vom Kaiser Theodosius dem heil. Ambrosius, Erzbischofe zu Mailand, vermacht, und von diesem der dortigen Domkirche übergeben, wo er noch hoch über dem Hauptaltare aufbewahrt wird. An dem Hofe des Kaisers Constantinus Tiberius lebte der heilige Gregorius als päpstlicher Legat. Dieser Kaiser starb im J. 582 und der heilige Gregorius wurde nach Rom zurückberufen. Er brachte aus Constantinopel die eiserne Krone mit sich. Damals war Pavia die Residenz der longobardischen Könige. Von 584 an regierte dort Autari oder Othar, welcher die fromme bairische Prinzessin Theodolinda ehlichte, aber schon 590 kinderlos starb. Theodolinda folgte dem Wunsche der vornehmsten Lombarden und wählte sich schon ein Vierteljahr darauf den Herzog Agilulf von Turin zu ihrem zweiten Gatten. Der heilige Gregorius saß damals schon auf dem päpstlichen Stuhle. Er hieß Gregor I. und seiner ausgezeichneten Eigenschaften halber auch der Große. — Theodolindens Frömmigkeit zog den heiligen Vater in hohem Grade an, und vermittelst des hochwürdigen Paters Secundus, der bei der Königin sehr viel galt, ließ er es ihr nie an weisem väterlichem Rathe fehlen. Diese tugendhafte Königin bewog ihren Gemahl, vom Arianismus zur römischen Kirche überzutreten. Im J. 602 gebar sie zu Monza einen Prinzen, welcher von dem hochwürdigen Secundus nach römischem Ritus Adaloald getauft wurde. Dadurch ward ihr der Aufenthalt in der bei Mailand so nahen Brianza zum irdischen Paradiese, und sie ließ da ein königliches Schloß und die Johannes dem Täufer geweihte Domkirche bauen, und bereicherte diese mit Einkünften und kostbaren Kleinodien. Kaum hatte Gregor der Große jene Taufe vernommen, so langten aus Rom für Theodolinden des heiligen Vaters feurigste Glückwünsche, Segnungen und Geschenke an, worunter die eiserne Krone das kostbarste war. Viele behaupten, Papst Gregor der Große habe die eiserne Krone schon im J. 590 zur Krönung Agilulf's nach Monza geschickt, die förmliche Schenkung derselben an Theodolinda sei erst zu Ende des J. 603, oder Anfangs 604 erfolgt, auf daß mit selber ihr Sohn und dessen Nachfolger als Könige von Italien gekrönt würden. Die fromme Königin vertraute die Aufbewahrung der eisernen Krone und anderer Heiligthümer und Pretiosen auf ewige Zeiten dem Dome zu Monza an. Theodolinda ward 615 abermals Witwe. Sie regierte nun zum Frieden

und Glück Italiens als Vormünderin und Mitregentin ihres Sohnes Adaloald, gab ihre Tochter Gundberg dem Herzoge von Turin zur Frau, stiftete viele Kirchen, und beschloß im J. 625 ihr heiliges Leben. Eine viel später aus Marmor gemeißelte Arche neben der Sacristei in der Domkirche zu Monza schließt ihre Gebeine in sich. Die arianischen Vornehmen und Bischöfe der Longobardei enthoben nach Theodolindens Tode den römisch-gläubigen Agaloald des Thrones und setzten seinen Schwager Ariwald darauf. Von Ariwald bis zu Karl dem Großen ging die eiserne Krone noch auf zwanzig und nach Karl d. Gr. bis Napoleon (mitbegriffen) wieder auf vierzig Fürsten über. — Nachdem die französische Nation beschlossen hatte, in ihrer Hauptstadt das einzige Central-Museum für Europa zu errichten, beraubte sie alle unterjochte und befreundete Staaten ihrer historischen und Kunst-Schätze. Sogenannte Savants hatten zu diesem Zwecke auch die Schatzkammer von Monza durchforscht. Ihnen folgten im Jänner 1797 von der französischen Regierung beauftragte und von Berthier mit drohender Gewalt versehene Commissaire, welchen vom monzer Dome die Schätze ausgeliefert werden mußten. Nur die eiserne Krone gelang es den geplünderten Bewohnern zu retten. Diese Rettung kostete sie große Summen und anderartige Opfer. Ein bloßes Modell wurde hiervon dem übrigens wahrhaften Schatze beigelegt und nach Paris gebracht. Manches Kostbare kam hiervon schon auf dem Wege dahin abhanden, und noch mehr wurde, wie man in pariser Zeitungen las, dort selbst aus dem Cabinet des Antiquités und aus der Bibliothèque Nationale gestohlen. Napoleon setzte sich die eiserne Krone zu Mailand am 23. Mai 1805 selber auf, wurde zum Könige von Italien ausgerufen, stiftete den Orden der eisernen Krone, erstattete aber Italien keineswegs seine Schätze zurück. Nachdem das tapfere österreichische Heer mit Siegeslaub geschmückt am 28. April 1814 zu Mailand seinen Einzug gehalten und Napoleon von dem französischen und königlich italienischen Throne herabgestiegen war, nahm Franz I., Kaiser von Oesterreich, seine Staaten in Italien als lombardisch-venetianisches Königreich 1815 in Besitz, bestätigte den Orden der eisernen Krone, erhob ihn zu einem kaiserlich österreichischen Hausorden, ließ den Kirchen, Bibliotheken, Galerien, Museen und Cabinetten ihr geraubtes Eigenthum aus Paris wieder heimstellen, und so erhielt auch Monza wieder alles, was von seinem achtzehn Jahre früher ihm mit Gewalt entwendeten Schatze in Paris noch vorfindig war. Ueber das Mangelnde ließ der zur Uebernahme kaiserlich österreichische Beauftragte, Freiherr von Ottenfels, von den französischen Conservatoren ein urkundliches Protokoll aufnehmen. Der verewigte, allverehrte Kaiser Franz erlaubte der Stadt Monza in Bezug auf ihren Besitz der eisernen Krone ihr Wappen mit dem Titel: „Sedes Italiae Regni Modoetia magna est" zu zieren. Diese Krone wird in der dortigen Domkirche von den übrigen Schätzen abgesondert als ein Heiligthum aufbewahrt. Am 6. September 1838 wird sie im hohen Dome zu Mailand auf des Kaisers Ferdinand I. Haupte glänzen.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

So waren Monate vergangen seit der Rückkehr Buonarotti's, und immer weiter spann der Vater den täglich schwächer werdenden Faden der Hoffnung, als an einem schönen Sommertage der Commandant von Mantua, General Canto d'Irlis, erschien und eine Unterredung mit Buonarotti verlangte. Früher war er oft in dem kleinen Cirkel erschienen, welcher sich um den Greis versammelte; seit aber die Belagerung der Stadt ernstlich befürchtet werden mußte, hatten ihn die Ereignisse fern gehalten. Um so herzlicher begrüßte ihn also Buonarotti. „Willkommen, alter Freund," rief er ihm freudig entgegen. „Einer glücklichen Verbesserung unserer Lage muß ich es wohl zuschreiben, daß Sie mich mit einem Besuche beehren, und also ist es mir doppelt erfreulich. Wie steht es draußen, General?"

„Dort steht es lange gut. Der Feind rückt heran und scheint uns wirklich belagern zu wollen. Aber hier vor der Festung hören die tollen Capriolen auf, mit denen dieser Mensch Krieg führen will. Ist es ihm gelungen, durch wilde und regellose Manoeuvres einige Mal die Leute zu verblenden, so muß er hier Taktik und Ordnung lernen, und wir wollen schon mit ihm fertig werden."

„Noch keine Kunde von Wien? Dürfen wir auf Entsatz, auf die Vertreibung der Feinde hoffen?"

„Es bereitet sich ein Gewitter vor, welches diese Rasenden zur Besinnung bringen und in das große Tollhaus zurückwerfen wird, das man sonst Frankreich nannte. Aber das ist es nicht, warum ich herkomme; ein Geschäft ernster und verdrießlicher Art ist die Ursache."

„Verdrießlicher Art? nun es wird verlieren von seiner Bitterkeit, wenn ein Freund es verkündet. Was ist es?"

„Es betrifft Ihren Sohn, und ich wünschte, ein Anderer hätte diese Angelegenheit zu ordnen."

„Meinen Sohn!" fragte Buonarotti ängstlich, „was ist mit ihm? Reden Sie! ich bitte, reden Sie!"

„Kurz und bündig, nach Soldatenart, ich werde auf ihn fahnden und ihn festnehmen lassen müssen."

„Commandant!" fuhr der Greis auf, „was sagen Sie? Was hat Angelo verbrochen?"

„Schon seit geraumer Zeit wurde mir die Anzeige, daß eine Rotte in Italien sich verbunden hätte, von gleichen Grundsätzen beseelt, wie die verruchten Jakobiner. Ich habe die Sache nach Wien berichtet und mich nicht weiter darum bekümmert. Vor kurzem erhalte ich die Anzeige, daß Ihr Sohn als Agent dieser Bande durch Italien reise und das Volk aufwiegle. Ich hab's nicht glauben wollen, aber überall ist er diesen schändlichen Franzosen vorangegangen, in Parma, in der Lombardei und im Kirchenstaate. Es wurden staatsverrätherische Schriften vertheilt und Alles gethan, um das Volk zu verführen. Jetzt glaub' ich doch, daß die Sache einen Zusammenhang hat."

„General," entgegnete mühsam nach Fassung ringend Buonarotti, „es ist nicht, es kann nicht sein. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mein Sohn — ich weiß nicht, durch welches Ungefähr — in den Klauen des Feindes ist; wer weiß, wozu man ihn gezwungen hat. Aber ich habe sein Wort, daß er nach Mantua kommen werde, und auf sein Wort kann ich bauen. Wäre er solcher Schandthaten fähig, er würde es nie wagen, vor seinem Vater zu erscheinen. Der Feind nähert sich der Stadt; wenn er nicht gewaltsam zurückgehalten wird, so muß Angelo noch heute oder morgen erscheinen. Thun Sie nichts gegen ihn, General, bis er hier ist. Sie kennen meine Treue gegen den Kaiser und werden mir glauben, daß die Vaterliebe selbst mich nicht abhält, den Verbrecher der Gerechtigkeit zu überliefern, wenn er schuldig ist."

„Ich will's riskiren bis morgen," bemerkte der General nach einigem Bedenken. „Kommt er morgen aber nicht, so muß ich meine Maßregeln nehmen. Kommt er, so stelle ich ihn unter Ihre Aufsicht und mache Sie verantwortlich für sein Thun."

„Ich bürge für ihn, wenn er in Mantua ist," sagte zuversichtlich der Vater, und beide Freunde trennten sich. Aber mit der Entfernung des Freundes schwand die scheinbare Ruhe aus Buonarotti's Seele, die Gluth des Zornes trat in sein Antlitz, und mit aller Bitterkeit eines zerrissenen Herzens rief er: „Also doch! So, Schändlicher, belohnst Du meine Liebe, so zertrittst Du mit kalter Bosheit meine Hoffnung und mein Glück! Aber ich schwöre es bei Gott, der mir noch heilig ist, wenn es wahr ist, was ich ahne, so soll die Strafe Dich ereilen, und mein Fluch wird Dich selbst auf das Blutgerüst begleiten."

„Vater!" flehte Laura, „was beginnst Du? Er ist Dein Sohn!"

„Nein," zürnte der Greis, „er ist ein Ungeheuer, welches die Natur in einer bösen Stunde mir sandte, damit ich es zertrete und die Welt von ihm befreie."

„Willst Du Deine beiden Kinder verderben?" jammerte das entsetzte Mädchen. „Denn wisse, auch mich trifft Dein Fluch! Ach, ich fühle es in diesem Augenblicke, daß ich ihn liebe, mehr liebe, als ich mir selbst bewußt war."

„Liebe," entgegnete der Vater mit Hohn, „Liebe kennt er nicht mehr. Blut und Mord sind die einzigen Gedanken der Rotte, der er angehört. Du kennst die Zeit nicht, mein holdes, frommes Kind! Aber ich will sie Dir entschleiern: angefangen hat man mit dem Begehren einer chimärischen Freiheit, fortgefahren mit dem Verlangen einer zügellosen Pöbelraserei. Und als diese errungen war, als die ganze Bestialität eines versunkenen Volkes entfesselt war, da hat man Alles zerstört, was heilig und hehr war. Erst vernichtete man die Gewalt, die von Gott kam zum Heile der Welt; dann mordete man den König, dem sie verliehen ward vom Ewigen, lös'te die göttlichen Bande der Familie, der Liebe, der Ehe, und setzte Unzucht und Sittenlosigkeit ein, mordete die Tugend, die entsetzt sich abwandte von diesen Gräueln, und Ströme von Blut deckten den entwürdigten Boden. Und um dann das Maß des Frevels voll zu machen, höhnte man in kannibalischem Wahnsinn den ewigen Gott, stürzte ihn herab von dem heiligen Altare und erhob die Raserei an seine Stelle, der man im Uebermaße der Verruchtheit den Namen der „reinen Vernunft" beilegte."

„Nein, Vater!" rief Laura empört. „Das ist unmöglich. An diesen Freveln hat Angelo keinen Theil. Und ehe nicht sein eigener Mund mir das Gegentheil beweist, wird meine Seele ihm glauben und ihn lieben."

„Er wird dir's sagen" donnerte Buonarotti mit der letzten Anstrengung seiner Kraft. „Aber wärest Du verblendet genug, seinen gleisnerischen Worten zu trauen, so würde meine Hand eher Dein Leben enden, als daß ich Dein zeitliches und ewiges Wohl in seine Hände gegeben sehen wollte."

Erschöpft sank der Greis in einen Stuhl und eine tagewährende Bewußtlosigkeit war die Folge der heftigen

Anstrengung. Laura pflegte ihn als liebende Tochter und suchte die truben Bilder seiner Seele zu verscheuchen und neue Hoffnung zu erwecken in seinem erstorbenen Herzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Leipzig.

[Sophie Löwe.]

Sophie Löwe, diese junge, frische und blühende Sängerin, erfreute uns als Amine in der „Nachtwandlerin," als Norma in „Norma" und als Madelaine im „Postillon von Lonjumeau" (in letzter Oper 2 Mal). Ihre Stimme zeichnet sich durch Fülle, großen Umfang, Inhalt und Klangreichthum sehr vortheilhaft aus. — Geist und Körper sind in ihrem Gesange mit einander fest verwoben, nirgends blickt eine oder die andere Sphäre schroffer hervor, weshalb sie gerade den größten Vorzug vor allen jetzt lebenden großen deutschen Sängerinnen hat, deren Darstellungsweise immer einseitig ist. Ihre Aussprache ist edel und rein, die Töne sind fließend und nicht durch Modification der Mundstellung berechnet, die Bewegungen voll Grazie, Gesang und Spiel sind von Poesie durchdrungen; auch entwickelt sie eine glühende Phantasie im Vortrage, die den Zuhörer unwillkürlich mit fortreißt. Doch hätten wir gern gesehen, wenn die Seele des Gesanges, das Portamento di voce, häufiger angewandt worden wäre, anstatt der so oft gebrauchten ausgeschriebenen Manier. Die Fermaten und Cadenzen zeugten von Fleiß und äußerst feinem Geschmacke, vorzüglich das schnell hintereinander angewendete An- und Abschwellen des Tones in der Fermate, wiewohl allerdings der Culminationspunct des Anschwellens zu stark im Verhältniß zum Abschwellen war. Wir möchten die Sängerin vor allen Dingen darauf aufmerksam machen, auf die Ausbildung der tiefen Töne nicht so viel Fleiß zu verwenden, was für den Sopran nicht ästhetisch ist. Auch wird die Stimme durch das übernatürliche Forciren angegriffen; die ersten zehn Tacte zeigten allemal eine etwas belegte Stimme — Folge jener gerügten Ueberanstrengung. Am lautesten sprach sich der Enthusiasmus in der letzten Gastrolle aus, wo die Sängerin am Schlusse mit Kränzen und Blumen überschüttet, und ihr des Abends spät von dem hiesigen Paulinervereine eine Serenade gebracht wurde. — Die Mitwirkung des übrigen Opernpersonals betreffend, so war diese im Allgemeinen eine lobenswerthe zu nennen, doch konnten wir uns mit Hrn. Schmidt, sowohl was die Stimme, als ihre Ausübung und Anwendung betrifft, nicht vollkommen befreunden.

Auber's Oper „der schwarze Domino" hat bei der hier Statt gefundenen Aufführung in allen Zügen dem Bilde entsprochen, welches der berliner Correspondent dieser Zeitung früher von der Oper entworfen hat. Man lasse doch diese Frivolitäten da, wo sie gewachsen sind, in Paris! Unsre darstellenden Künstler und unser Publicum wissen sich darin nicht zurecht zu finden.

Notizen.

[Schiller's letzte Stunden.]

Im 2. Bande von Böttiger's Nachlaß finden sich Briefe einer geistvollen weimarischen Hofdame, Fräul. v. Göchhausen; unter ihnen folgende Mittheilungen über Schiller's letzte Stunden. „Die Phantasieen des Verstorbenen (er war die letzten drei Tage fast immer abwesend) waren heitere Jugenderinnerungen; er sprach viel Latein, Stellen aus Reden, die er gehalten. Wenige Stunden vor der letzten fragte ihn Frau v. Wolzogen, wie es ihm ginge. „Heiter, sehr heiter," war seine Antwort, „mir ist jetzt manches klar, was mir oft dunkel schien." Er war sehr ruhig. Er verlangte sein jüngstes Kind, liebkoste es, schlief einige Stunden sanft, man glaubte ihn gerettet, die Herzen, die ihn umgaben, öffneten sich der Freude — er war todt. Er selbst hat nicht geglaubt zu sterben, wenigstens äußerte er nichts davon. Selbst die Seinigen glaubten kaum an eine nahe Gefahr; denken Sie sich also ihren Schmerz! — Unter Schiller's Papieren fand man auf einem Bogen noch viele dramatische Sujets aufgezeichnet; die, welche er bearbeitet hatte, als die Braut v. Messina, die Jungfrau v. Orleans, waren ausgestrichen. Von einem neuen Stücke ist ein Act und einige Scenen da, das Sujet aus der niederländischen Geschichte." — Unter Böttiger's noch ungedruckten Memorabilien über Frau von Staël kommt die Scene vor, wie diese Dame Schillern Namen und Sujet dieses Stückes abpeinigte, und er drohte, es vielleicht gar nicht zu schreiben, wenn er es nennen müsse. Schiller nannte es endlich: Margaretha. — Die Erziehungskosten der beiden Söhne bis in ihr 20. J. übernahm die Großfürstin.

[Alexander Dumas in Frankfurt am Main.]

Unser Correspondent in Frankfurt a. M. berichtet uns: Alexander Dumas befindet sich seit einigen Tagen hier, um 14 Tage zu verweilen und die Gegenden des Taunus zu besuchen. Wir dürfen einer Beschreibung dieser Reise mit Bestimmtheit entgegensehen. Wer erinnert sich nicht an des Dichters treffliche und lebensvolle „Reiseeindrücke?" Auch arbeitet Dumas an einem Drama „Heinrich IV. und Gregor VII." Es sind ihm vom Correspondenten einige Scenen aus Hermann Marggraff's Tragödie „Kaiser Heinrich IV." übersetzt worden, welche ihm sehr gefallen haben. Zu dem genannten Drama wie zu einem andern Werke liefert der Red. des Journal de Francfort dem französischen Dichter die geschichtlichen Materialien. Auch Eugen Sue wird in Frankfurt a. M. erwartet.

[Herr Beriot und Pauline Garcia.]

Das berühmte Künstlerpaar, Herr Beriot und seine Schwägerin Pauline Garcia, gaben in Frankfurt a. M. ein Concert. Man erkennt in Fräul. Pauline auch viel Talent zu einer ersten dramatischen Sängerin. Sie spricht sehr gut deutsch und zeigt eine Fülle von Witz. Man ist allgemein verwundert, daß Hr. Beriot, der so ernst und gravitätisch aussieht, im geselligen Verkehr so liebenswürdig lustig erscheint; er soll der angenehmste Gesellschafter sein, den man sich denken kann.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 9.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 9. — den 8. September 1838.

Abdruck aus der Leipziger Allgemeinen Zeitung No. 237. d. J.:

An Jahn's Freunde und Bekannte.

„Der alte Jahn in Freiburg a. d. Unstrut ist in der Nacht vom 4. auf den 5. Aug. während der Abwesenheit mit Frau und Kind, durch eine plötzlich um sich greifende Feuersbrunst aller seiner fahrenden Habe, seiner Bücher und wichtigen handschriftlichen Sammlungen verlustig worden.

In Folge dieses Unglücksfalls von mehreren Seiten angeregt, fordern wir Jahn's zahlreiche Freunde und Bekannte zu einer allgemeinen Sammlung für den alten Mann mit weißem Haar, aber jugendlichem Herzen auf, die ihm ein Zeichen sei, daß Deutschland seine Bestrebungen nicht verkannt und ihn, den alten Freiheitskämpfer von 1813 nicht aus dem Auge verloren habe, indem wir hoffen, daß diese Sammlung in ganz Deutschland Anklang finden werde.

Zur Annahme der Beiträge hat die Redaction der Leipz. Allgem. Zeitung ihre Bereitwilligkeit erklärt, die Redactionen anderer Zeitungen und Zeitschriften ersuchen wir aber, durch die ihnen zu Gebote stehenden Organe diesen Aufruf weiter zu verbreiten und der Annahme von Beiträgen sich gefälligst zu unterziehen, deren Einsendung unter der Adresse der obigen Zeitungsredaction erbeten wird."

Leipzig, 23. Aug. 1838.

Mehrere Freunde Jahn's.

Um auch von unserer Seite dem alten verehrungswürdigen Professor Jahn in seiner gewiß bedrängten Lage zu helfen, so weit es uns möglich ist, machen wir seine Freunde und Bekannte auf die in unserm Verlage herausgekommenen zwei Schriften aufmerksam:

1) Merke zum deutschen Volksthum, Ladenpr. 1½ Rthlr. preuß.
2) Denknisse eines Deutschen, oder Fahrten des Alten im Bart, Ladenpr. 1 Rthlr.

Von den Ladenpreisen aller Exemplare, welche von nun an bestellt werden, lassen wir die Hälfte des Betrages Herrn Jahn durch die Redaction der allgemeinen Leipziger Zeitung zugehen, und es sind, auf portofreie Bestellungen, genannte Werke durch jede Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz zu beziehen. Die Hauptexpedition hat die löbl. Dyk'sche Buchhandlung in Leipzig zu übernehmen die Güte gehabt, und es haben sich alle Sortimentsbuchhandlungen an diese zu wenden.

Schleusingen, d. 26. August 1838.

Die Buchhandlung
von Conrad Glaser.

So eben ist erschienen:

Erste und letzte Liebe.

Roman

von

L. Mühlbach.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1½ Thlr.

Mit entschiedenem Talente ausgestattet, tritt in dem vorstehenden Romane — dem übrigens wohlbekannte Thatsachen zu Grunde liegen — eine neue Schriftstellerin auf. Das Interesse, welches dies, elegant gedruckte, Buch bereits an einigen Orten erregt, wird sich gewiß immer noch steigern, und der Name Mühlbach bald den Lieblingsschriftstellern Deutschlands beigezählt werden.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands rc. haben Exemplare vorräthig.

So eben ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Skizzen

aus dem

Alltagsleben.

Aus dem Schwedischen.

Erstes Bändchen:

Die Töchter des Präsidenten.

Erzählung einer Gouvernante.

8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Verfasserin der „Teckningar utur Hwardagslifwet" hat sich in Schweden einen ausgezeichneten Namen erworben und ihre Erzählungen verdienen der deutschen Lesewelt bekannt zu werden.

Leipzig im April 1838.

F. A. Brockhaus.

(Bücheranzeige.) In allen Buchhandlungen ist fortwährend zu haben:

Magdeburgisches Kochbuch, oder Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will, mitgetheilt von einer Hausmutter; neue verbesserte und vermehrte Originalauflage in 3 Bänden, 3 Thlr., von denen jeder, ein für sich bestehendes Ganzes bildend, auch einzeln zu 1 Thlr. verkauft wird.

Seit Erscheinen dieses Werks, dessen praktischer Werth durch den Absatz vieler tausend Exemplare entschieden anzunehmen ist, haben viele neuerschienene Kochbücher ihre Regeln größtentheils aus demselben geschöpft und Auszüge gemacht, deren aber keiner die Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit desselben erreicht, in welchem nicht nur Wohlgeschmack, sondern ganz besonders weise Sparsamkeit berücksichtigt worden ist, und was außerdem einen reichen Schatz von nützlichen und unentbehrlichen Wirthschaftsregeln darbietet; weshalb es sich, wie wohl kein Anderes, zu einem passenden fürs ganze Leben dauernden Geschenk an junge Hausfrauen ganz besonders eignet. Was den im Vergleich mit sogenannten Pfennig-Kochbüchern anscheinend hohen Preis betrifft, so dürfte er verhältnißmäßig für ein über 100 Bogen starkes Werk in der That eher billig zu nennen sein.

Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Reise und Rasttage

in der Normandie

von J. Venedey.

Zwei Bände 75 Bogen Velinpapier 4½ Thlr.

Mit Vergnügen wird man diese lebendigen Schilderungen eines der interessantesten Landstriche Europas lesen, und auch der ernstere Geschichtsforscher bald finden, daß ihm Werthvolles hier geboten wird.

Neue empfehlenswerthe Musikalien im Verlage von C. A. Klemm in Leipzig.

Becker, Jul., Schilflieder von Nic. Lenau für eine Singstimme mit Begl. des Pianoforte, op. 8. 12 Gr.
— Frühlingslieder von Alex. Fischer, op. 11. 12 Gr.
Brunner, C. T., Bouquet musical, contenant: 6 Pièces divert. & instruct. p. le Pfte à 4ms. op. 11 12 Gr.
— Klänge für Kinder oder erste Belehrungen für kleine Anfänger auf dem Pianoforte. Eine Reihe der leichtesten Uebungsstücke zu 2 und 4 Händen. 12tes Werk, 1stes & 2tes Heft à 12 Gr.
— Jugendlust. Eine Reihe sehr leichter Tänze mit Fingersatz für Pianoforte 13tes Werk 6 Gr.
— Guirlande musicale contenant: 4 Pièces amusantes & instructives p. le Pfte à 4ms. op. 14. 20 Gr.
— Drei schottische Walzer für Pianoforte. Liv. 1 & 2. à 4 Gr.
Dotzauer, J. J. F., 12 Exercices pour le Violoncelle seul (mit einem Vorworte von Borr. von Miltitz), op. 148. 1 Rthlr. 4 Gr.
Henning, Carl, Pièces d' Harmonie pour Musique militaire (9- auch 18stimmig) Liv. 2. 2 Rthlr.
Müller, Fr., Schottische Walzer für die Guitarre 6 Gr.
Sammlung, neueste, beliebter und tanzbarer schottischer Walzer für Pianoforte. 1. & 2. Heft à 4 Gr.
Stein, Eduard, Polonaise mit Introduction und Finale für Pianoforte. 6 Gr.
Zedtwitz, E. T. von, Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Begl. des Pianoforte 1. & 2. Heft. à 12 Gr.

Wir beeilen uns, das gebildete Publikum auf ein höchst interessantes Werk aufmerksam zu machen, das mit dem Titel:

Der Pilger der Elbe

von

L. Mühlbach.

gr. 8. Altona, Hammerich, 1838. Geh. 2 Thlr.

in schönster Ausstattung, geziert mit 4 herrlichen Stahlstichen, eben erschienen ist, und welches die allgemeinste Beachtung eben so verdient, wie das vor einigen Jahren erschienene Pilger des Rheins von Bulwer.

In sämmtlichen soliden Buchhandlungen ist Mühlbach's Pilger der Elbe vorräthig und zu haben.

C. von Wachsmann's

Erzählungen und Novellen.

Neunter (neue Folge, dritter) Band à 2 Thlr.

ist so eben an alle solide Buchhandlungen als Fortsetzung versandt worden von

Carl Focke in Leipzig.

Polytechnisches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 43 — 49. mit 53 Abbildungen.

Wasserwaage zum Theilen des Eisens, beschrieben v. Grothe. — Bauconstruction, um den Balken in den Etagen freien Luftzutritt zu verschaffen; von Riese. — Kinsle's Elfenbeinpapier. — Praktische Erfahrung über Dorn'sche Bedachung, von Schüttler. — Zur Statistik der Zuckerfabrication; nach Neumann. — Durand's Bericht über ein Instrument zum Fertigen der Radspeichen von Beuze. — Davenport's elektromagnetische Maschinen. — Shaw's patentirtes Maispapier. — v. Natter über Leissin's Maschinen zum Pressen der Radreife u. Nabenringe. — I. Hütase Brahmpumpen mit hölzernem Stiefel — Oliver Evan's Maschine zum Zerkleinern von Kalkstein u. s. w. — R. Rue's verbess. Ziegelpressmaschine. — W. Nicholson's Lederabgleichmaschine und verb. Spindelbank. — I. Potter's verb. Schlichtmaschine. — Einige Versuche über das Kyanisiren des Holzes. — Ueber Verfertigung des Rothfeuers, von Otto. — Die Eisenbahnen in Schottland. — Massey u. Windham's Patentlog und Tiefenmesser. — Needham's patent. Methode der Bleiweissfabrication. — Untersuchungen baierscher Biere, nach Fuchs's Methode, von Kaiser. — Ueber die schützende Wirkung von Drahtnetzen, Metallsieben und Drahtbündeln gegen Knallgas-Explosionen, von G. Bischof. — Die Meisel und Schneidinstrumente von Journeaux und Méricant. — Barnard u. Joy's von Norwich selbstaufwickelnde Patentrulle oder Mange. — Ueber die Verarbeitung des Erdharzes in Paris. — Ueber die Knochenkohle, deren Anwendung und Bereitung, von Ziori. — Ueber den Einfluss des Vaterlandes und des Alters auf das Färbevermögen der Krappsorten und über die Prüfung der letzteren, von H. Schlumberger. — Dreyssen's Zündnadelflinte. — Ueber zwei Seifenarten von Girardin. — Claridge's Patent auf Anwendung des Asphalts. — Cox's Schnellgerbemethode. — Ueber einen neuen Apparat zum Verkohlen des Torfs. — Schutzenbach's Methode der Runkelrübenzuckerfabrication. — Ueber Stolle's Entfärbungsmethode des Runkelrübensyrups. — Ueber das Ankneten und Verformen klarer Beschickung, von Heine. — Ueber Bereitung des Neusilbers (Argentans) von Auberinn. — Patentgerbemethode von Herapath u. Cox. — Reinigung und Bleichung des Palmöls nach M. Berry. — Partridge's Verbesserung an Oelfarben. — Holt's Vorbereitung für neuseeländischen und Manilla-Hanf. — Th. Bell's Ofen zur Glaubersalzbereitung. — Bemerkungen zur Papierfabrication aus Lumpen, Stroh und andern Materialien, von L. Piette. — Collardeau's Colorimeter. — R. W. Sievier's elastische und nichtelastische Caoutchoucszeuge. — Flockton's Mittel gegen die Verderbniss des Holzes. — Goachen's patentirte Vorbereitungsmethode des Flachses u. Hanfs für das Spinnen. — Whitfield's unzerstörbare Sicherheitstinte. — Grosjean's verbesserte Resonanzboden.

Von dieser verbreitetsten und wohlfeilsten gewerblichen Zeitschrift erscheint alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen und kostet dieselbe jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. Sept. 1838.

Leopold Voss.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Müller, J. H. T. (Director des Realgymnasiums zu Gotha), Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien und Realschulen, nebst vielen Uebungsaufgaben und Excursen. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Vorstehendes Lehrbuch enthält in stufenweiser Fortschreitung vom Leichtern zum Schwerern in 15 Abschnitten die Hauptlehren der gesammten allgemeinen und dekadischen Arithmetik. Dabei ist fortwährend auf den innern Zusammenhang der einzelnen Sätze, wie sie auf den drei Rechnungsstufen wiederkehren, Rücksicht genommen.

Der Recensent in der A. L. Zeitung 1838 No. 103 — 105 schließt die kritische Beurtheilung dieses Lehrbuchs mit folgenden Worten:

„Alle Vorzüge jedoch des vorliegenden Buches einzeln anzuführen gestattet der Raum nicht, daher begnügt sich Rec., dasselbe besonders jedem Lehrer aufs dringenste zu empfehlen. Er findet in höchst zweckmäßiger Anordnung eine sehr große Menge Materials, das er zum Theil noch für sich selbst wird benutzen können, zum Theil auch nach dem jedesmaligen Standpunkte seiner Schüler das für sie Passende herauszuwählen. Aber auch für den von der Schule abgegangenen Schüler, der sich ganz dem Studium der Mathematik widmen will, ist es ein zweckmäßiges Handbuch, um das ganze Gebiet der Mathematik, so weit diese in den Kreis der Schule gehört, nochmals als ein ordentliches System zu übersehen und sich zu den Vorträgen auf der Universität tüchtig vorzubereiten.

Rec. scheidet von dem Vf. mit dem Wunsche, daß er dem Tadel, den Rec. mitunter ausgesprochen, nichts Anderes zum Grunde lege als die freundschaftliche Absicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, was wohl bei einer neuen Auflage, die das Buch seiner Gediegenheit und Brauchbarkeit wegen recht bald verdient, geändert werden könnte. Zunächst aber möge der Vf. eilen, den versprochenen zweiten Band, welcher die geometrische Abtheilung der Elementar-Mathematik enthalten soll, ehestens nachzuliefern. Denn wenn dieser eben so trefflich wie der vorliegende arithmetische Theil bearbeitet wird, so verdient das Ganze unbedingt den Vorzug vor allen bisher bekannten Schulbüchern dieses Fachs.

Papier und Druck sind zu loben."

Botanik für Damen

oder fassliche Einleitung in das Studium des natürlichen Systems der Pflanzenkunde

von Dr. John Lindley.

Professor der Botanik an der Universität zu London.

Mit 25 colorirten Tafeln zur Erläuterung der Familiencharaktere.

Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt.

Unter diesem Titel legen wir dem deutschen Publikum eine eben in unserm Verlage erscheinende Uebersetzung eines Werkes vor, dessen Verfasser zu den geistreichsten Botanikern Englands gezählt wird. Die rasch erfolgte zweite Auflage seines „The Ladies botany" spricht für die günstige Aufnahme des Werkes. Das Lesen einiger Briefe wird schon die Ueberzeugung geben, wie der Verfasser seinen Zweck: „Gediegenheit und Gründlichkeit," stets vor Augen hatte und dennoch Alles zu vermeiden wußte, was dem Studium „der liebenswürdigsten Wissenschaft", wie Linné die Botanik nannte, den Vorwurf der Trockenheit und Oberflächlichkeit zuziehen konnte.

Das Werkchen wird daher gewiß nicht allein in dem Kreise des schönen Geschlechts, für den es dem Titel nach bestimmt ist, den verdienten Beifall finden, sondern jeder, der, wie es so häufig ist, noch eine gewisse Scheu vor dem Studium des natürlichen Systems der Pflanzen hat, wird durch das fleißige Benutzen dieses Buchs, seiner Bilder und der Natur mit diesem Systeme auf eine Weise vertraut, wie es durch kein anderes Werk unserer deutschen Literatur bisher möglich war.

Rücksichtlich des Preises haben wir noch hinzuzusetzen, daß die englische Ausgabe, die im vorigen Jahre erschienen, 8⅓ Rthlr. (25 Schillinge) kostet, wir hingegen den Preis, obwohl die Ausstattung ganz dieselbe geblieben ist, auf 3 Rthlr. stellen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an, und es ist in den meisten vorräthig.

Bonn, im Juli 1838.

Henry & Cohen.

Für Freunde der eßbaren Schwämme.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

F. S. Cordier's: Beschreibung und Abbildung der eßbaren und giftigen

Schwämme,

welche in Deutschland wachsen. Enthaltend die Beschreibung der jeder dieser Pflanzen eigenthümlichen Charaktere; allgemeine Betrachtungen über ihre Anwendung in den Künsten; die Küchenzubereitung der eßbaren Arten; die Mittel, diese von den giftigen Arten zu unterscheiden; die Mittel, die durch letztere hervorgebrachten Zufälle zu heilen u. s. w. Mit 11 Tafeln illum. Abbildungen. 8. geh. Preis 16 Gr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moliere's sämmtliche Werke.

Uebersetzt

von

L. Braunfels, F. Demmler, E. Duller, W. v. Lüdemann, M. Runkel, H. Viehoff, E. Weyden. O. L. B. Wolff, L. Lax u. A.

Herausgegeben

von

Louis Lax.

Ausgabe in Einem Bande.

Lexikon-Format, auf feinstem Velinpapier (gleich Schiller's und Goethe's Werken)

mit einem schönen Portrait Moliere's in Stahlstich.

Subscriptionspreis 5 Thlr. oder 9 Gulden.

Taschenausgabe in fünf Lieferungen oder fünf Bänden.

Subscriptionspreis 5 Thlr. oder 9 Gulden.

Goethe sagt: „Moliere ist so groß, daß man immer von neuem erstaune, wenn man ihn wieder liest. Ich lese jedes Jahr einige Stücke von ihm, denn wir kleinen Menschen sind nicht fähig, die Größe solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen daher von Zeit zu Zeit solchen Eindruck in uns auffrischen." Trotzdem ist in Deutschland noch keine Uebersetzung dieses größten aller Lustspieldichter erschienen, die ihn ganz unverstümmelt, und die poetischen Stücke poetisch wiedergegeben hätte. Sie erscheint jetzt zum ersten Male vollständig, von rühmlichst bekannten Literaten bearbeitet, auf das würdigste ausgestattet, bei ihrem theilweisen Erscheinen schon von allen Kritikern eifrigst empfohlen, ein unentbehrliches Buch für jede Bibliothek, für jeden Freund des Schönen und Guten in der Literatur. Der Subscriptionspreis wird auf vieles Verlangen noch bis Ende des Jahres fortbestehen.

Zu Lust und Scherz.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

A B C für Verliebte

und Heirathslustige. Herausgegeben von Jocosus Frauenlieb. 16. geh. Preis 8 Gr.

Bei Eupel in Sondershausen ist so eben erschienen:

Der moderne Theetisch.

Enthaltend zur Einleitung: Die Anordnung aller Gattungen von Theegesellschaften, vom häuslichen bis zum großartigsten Maaßstabe, nebst einer Anweisung zu dem Arrangement der Spieltische und aller Arten dazu gehörender geistiger Unterhaltungen und Gesellschaftsspiele. — Dann in 15 Abschnitten die Bereitung der feinsten Backwerke, Confituren und Dessert-Gegenstände, der dazu passenden warmen und kalten Getränke, Crêms, Sülzen, Flameris und Gelés, auch einen Auszug der vorzüglichsten Puddings und Fleischspeisen,

von

Wilhelmine von Sydow,
genannt **Isidore Grönau.**

9½ Bogen in 12. geh. 1838. Preis 12 gGr.

Die geistreiche Verfasserin liefert auch in diesem neuesten Producte ihrer Muse den Beweis, wie gründlich sie es versteht, in jeder Gestalt das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinbaren, und mit einer seltenen Klarheit und Gediegenheit nicht nur Anfängerinnen im Kreise häuslicher Wirksamkeit alle Regeln und Vortheile in die Hand zu geben, welche ein sicheres Gelingen ihrer Leistungen verbürgen, sondern sie bietet in der vorliegenden Sammlung auch den erfahrensten Hausfrauen eine höchst gewählte Ausbeute des feinsten Geschmacks in einer so gelungenen Mannigfaltigkeit, daß solche nicht leicht einen Leitfaden von größerem Werthe und Umfange erlangen können, als ihnen das vorliegende Werkchen bei einem wohlfeilen Einkaufspreise darbietet.

Höchst interessant, belehrend und unterhaltend ist nachstehendes eben erschienene Werk, welches der Aufmerksamkeit jedes gebildeten Deutschen empfohlen wird:

Deutschland

und

Die Deutschen

von

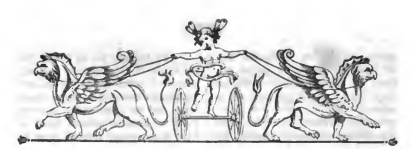
Eduard Beurmann.

8. Altona. Jede Lieferung nur 9 Gr.

Dieses Werk erscheint in 16 Lieferungen, wovon bereits 3 in jeder Buchhandlung Deutschlands zu haben sind.

Herr Dr. Eduard Beurmann gehört zu den beliebtesten Schriftstellern, hat Deutschland nach allen Richtungen bereist und besitzt, neben feiner Beobachtung und geistreicher Auffassung, eine freimüthige Darstellung.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 177. — den 10. September 1838.

Redacteur: Dr. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Straßburger Münster.

Dort wälzt die Silberwogen ins Frankenland der Rhein,
Ein Riese steht daneben und schauet trüb' hinein;
Schneeweiße Locken trägt er, doch flattert ihm ums Haupt
Ein Kranz von deutscher Eiche, den keine Zeit entlaubt.
Er träumet heil'ge Lieder von einem gold'nen Tag,
Er träumt die stillen Nächte dem fernen Glücke nach;
Ernst schaut er um und düster, wenn ihn der Morgen weckt,
Von all' den Trauerbildern der Gegenwart erschreckt.
Ihn haben viel Geschlechter begrüßet und gekannt,
Und jedes hat und keines sein eigen ihn genannt.
Gezeugt hat ihn der Glaube, die Lieb' hat ihn gepflegt,
Ist Freund, ist Priester Jedem, der beid' im Herzen trägt.
Kennt Ihr die Zeit, wo freudig und mit des Glaubens Muth
Der Mensch zum Opfer brachte dem Kreuze Gut und Blut?
Den Himmel wollt' umarmen mit tiefer Reue Schmerz
Und kindlichtreu sich stürzen ans heil'ge Vaterherz?
Die nennt er seine Mutter, die nennt ihn ihren Sohn:
Vom Sohne schied die Mutter seit grauen Jahren schon,
Und jede graue Stunde sah er voll Sehnsucht nah'n,
Und fand das Mutterauge nur in der Sterne Plan.
Wohl warf er in die Herzen wie Blitz manch ernstes Wort,
Gleich süßen Mährchen klang es leis durch die Lüfte fort.
Zum Fremdling war er worden; 's blieb Mancher sinnend steh'n,
Und sah ihn an und staunte, und konnt' ihn nicht versteh'n.
Da schwollen Frankreichs Adern von wilder Fiebergluth,
Da wälzt' in düstern Flammen die Menschheit Wahn und Wuth:
Ein Blutstrahl färbt die Locke der Vorwelt heil'gem Sohn,
Das Kleid befleckt ihm blutig der Nachwelt frecher Hohn!
Und weinend gafften Viele, als das Jahrhundert schied,
Und sangen zum Gedächtniß dem Greis ein Klagelied.
Der sieht die flücht'ge Rührung, der hört den weichen Klang:
Die gelten einem Todten, die Thrän' und der Gesang!
Die Welt weiht ihm die Ehre des Grab's lebendig todt,
Ihn weckt die Zeit nicht wieder, ihm kehrt kein Morgenroth.
So träume sel'ge Lieder von Deinem gold'nen Tag,
Du heil'ger Greis, du träumest das ferne Glück nicht wach!
Verloren und gestorben ist deiner Kinder Schaar,
Zum Eichkranz flicht der Franke die Dornen Dir ins Haar.

C. Tischendorf *).

Die Eroberung von Mantua.

Novelle von Robert Blum.

(Fortsetzung.)

Angelo war an demselben Tage zurückgekehrt in das elterliche Haus. Laura's Bitten hatten ihn vermocht, den kranken Vater zu meiden, bis sie denselben auf seine Ankunft vorbereitet habe. Die liebende Seele des Mädchens hatte alle Drohungen und Gefahren vergessen und leicht war es dem Jünglinge, sie zu beruhigen. Was kümmert sich die Rose der Liebe um die Stürme der Welt? Sie erblüht in dem lenzhauchenden Kusse des Geliebten und kennt keine Sorge, so lange dieser sie umfächelt. Ihr Glaube, ihre Hoffnung und ihre Seligkeit ist eingeschlossen in dieser engen Atmosphäre und selbst das Donnerwort eines Gottes würde fruchtlos verhallen, wenn es eine andere Religion als die Liebe verkünden wollte. — Eben so leicht hatte Angelo den Commandanten beruhigt, der schon in seinem Erscheinen in Mantua eine Art von Entsündigung sah und jetzt nicht im Stande

*) Von dem Verf. erschien eine Sammlung Gedichte unter dem Titel: „Knospen," in Leipzig bei Kollmann.

war, nähere Erkundigungen über die angezeigten Umtriebe einzuziehen. Denn mit Angelo fast zugleich war die französische Armee vor Mantua erschienen, nachdem sie die Oesterreicher in einigen Treffen geschlagen und in die Stadt zurückgedrängt hatte.

In dem entferntesten Gemache eines ganz unbenutzten Flügels des Palastes Buonarotti sammelte sich in diesen Tagen eine Zahl junger Männer, eintretend durch die entlegenste Seitenthür, die Angelo selbst — der in jenem Winkel des Hauses ziemlich heimisch zu sein schien — ihnen geöffnet hatte. Stumm und schweigend, oder höchstens den Zurückgekehrten grüßend, verharrten sie in dem Gemache bis zum Eintritte eines blendend schönen Jünglings, den Alle mit Herzlichkeit und Ehrfurcht empfingen. Es war Giovanni Cerracchi, der glühende Römer und berühmte Künstler, dem zu einem Brutus nichts fehlte als Glück *).

„Ist die Hütte gesichert vor den Wölfen?" wandte sich Cerracchi fragend an Angelo.

„Du weißt, daß sie verborgen und sicher ist im Walde," erwiederte dieser.

„Wohlan denn, laßt uns sie bewachen, wie es dem achtsamen Köhler ziemt," bemerkte Cerracchi, und stumm entfernten sich zwei Mitglieder der Gesellschaft, augenscheinlich um den Wachdienst zu übernehmen.

*) Wenn wir dem Leser hier eine Erscheinung vorführen, die nach der allgemeinen Meinung erst einer spätern Zeit angehört, so müssen wir bemerken, daß darin keineswegs ein chronologischer Irrthum, oder eine absichtliche Entstellung liegt. Das hier Mitgetheilte ist eben so geschichtlich begründet, wie die sonstigen Einzelnheiten der Erzählung; d. h. es ist in demselben Grade wahr, als es der Hintergrund einer historischen Novelle sein kann. Ohne die Schriftsteller zu citiren, die den Ursprung dieser Erscheinung in eine Mythe hüllen und in eine weitentlegene Zeit zurückführen, möge das Zeugniß zweier historisch bekannter Männer für die Existenz zu der hier gewählten Zeit sprechen: Philippo Angelo Buonarotti, Mitglied des französischen National-Convents und bekannt als Verfasser der Conspiration de Babeuf, wies, als er einen Augenblick des versteckten Royalismus beschuldigt wurde, in offener Sitzung darauf hin, daß er bereits vor dem Ausbruche der französischen Revolution einer Gesellschaft angehört habe, die deren Tendenzen ins Leben zu rufen strebte, und dieserhalb Vaterland und Reichthum verlassen habe; und Maghella, nacheinander Polizeiminister der ligurischen und parthenopäischen Republik und des nachherigen Königreichs Neapel, rechnete es sich zum größten Verdienste, jener Gesellschaft angehört zu haben. Er war es auch, welcher dieselbe im Jahre 1815 unter veränderten Formen wieder ins Leben rief.

„So beginnen wir die Arbeit, Brüder, im Namen des ewigen Gottes und unter dem Schutze des heiligen Theobald," sagte Cerracchi feierlich und nahm Platz. Die sämmtlichen Anwesenden folgten seinem Beispiele und setzten sich im Kreise nieder. Cerracchi legte die rechte Hand mit auswärts gekehrter Fläche an die linke Seite seines Hutes, kreuzte dann die Arme über der Brust, mit den drei Mittelfingern der rechten Hand drei Mal auf den linken Oberarm schlagend und reichte seinem Nachbar die Rechte unter den Worten: Liberta! Idios! Fraternita! Diese Ceremonie, die damaligen geheimen Erkennungszeichen der Gesellschaft enthaltend, wurde im ganzen Kreise wiederholt und Cerracchi nahm das Wort:

„Bruder Angelo, Du hast Deine Sendung erfüllt, wie ein braver Köhler. Aus allen Republiken (also nannten die Carbonari die Provinzen, in welchen ihre Verbindung verzweigt war) ist uns die Kunde geworden von Deinem Wirken und Deine Brüder danken Dir durch meinen Mund. Vielleicht hättest Du minder offen sein sollen gegen den Mann, der unwiderstehlich als Sieger einherzieht durch das Vaterland; doch wir wollen vertrauen auf seinen Republikaner-Sinn. Aber wisse, man hat Dich bei uns verdächtigt und des Einverständnisses mit den Agenten unserer Tyrannen beschuldigt. Du sollst Rathschläge, Geld und selbst einen Geleitsbrief von kaiserlicher Hand empfangen haben."

„Ha, wer war so schändlich?" fuhr Angelo staunend auf.

„Ich selbst kenne die Quelle nicht, denn von einer Köhlerhütte zur andern lief die Kunde, und die Genauigkeit, mit welcher der Verläumder von allen Deinen Schritten sprach, gab seiner Aussage eine augenblickliche Wahrscheinlichkeit."

Mit wenigen Worten betheuerte Angelo seine Treue und erklärte, wie er zu dem kaiserlichen Schreiben gelangt sei.

„Beruhige Dich," unterbrach ihn Cerracchi, „denn Dein Thun hat für Dich gesprochen und jeden Schimmer von Verdacht entfernt. Auch bist Du nicht allein verläumdet worden. Weit ärger beschuldigt man Bonaparte, der kein anderes Ziel haben soll, als die Tyrannei wieder einzuführen in sein Vaterland."

„Lächerlich," rief Angelo aus; „er, der Seelen gewinnt durch ein Lächeln und Reiche erobert durch die Macht seines Geistes, soll die elende Rolle eines Monk spielen! Nimmermehr! Zum Despoten könnte er werden, wenn er der Stimme der Ehrsucht folgt; zum Knechte eines Despoten kann er nie herabsinken."

„So kenne auch ich ihn," bemerkte Cerrachi, „denn es gab eine Zeit, wo ich sein täglicher Gesellschafter war und Gelegenheit hatte, in seiner Seele zu lesen. Was will er beginnen?"

Angelo erklärte Bonaparte's Absichten und verbürgte sich für die Gründung einer italienischen Republik, sobald Mantua genommen sein würde.

„Brüder," redete Cerrachi zur Gesellschaft, „eine Umwälzung der staatlichen Zustände des Vaterlandes zu Gunsten republicanischer Formen war das Ziel unseres Strebens. Von allen Republiken vertrauungsvoll mit der Würde einer Oberhütte (Name des leitenden und verwaltenden Ausschusses) bekleidet, lag es uns ob, den Köhlerbund auszudehnen in alle Länder. Wir haben nach Pflicht und Kräften gewirkt bis diesen Augenblick, wo die Ereignisse uns beschränken auf den engen Umkreis dieser Stadt, und zwei Heere uns trennen von den Brüdern. Wenn aber Mantua's Fall die gänzliche Reinigung des Waldes nach sich zieht, gebietet die Pflicht, daß wir Bonaparte unterstützen mit Rath und That. Theilt Ihr meine Meinung, Köhler?"

„Vollkommen," antwortete die Gesellschaft wie aus einem Munde.

„Wir sind nicht stark genug," wandte Cantanio, ein junger Italiener, der österreichischer Offizier war, ein, „um einen erfolgreichen Aufstand in Mantua versuchen zu können; ohne denselben aber ist der Fall der Festung vorerst unmöglich. Ein geheimer Bote brachte in dieser Nacht die Kunde, daß Feldmarschall Wurmser mit einer furchtbaren Armee aus Deutschland herbeieilt. Gewinnt er festen Fuß in Italien, so muß Bonaparte Mantua verlassen, um seinen Rückzug zu sichern.

„Man muß ihn warnen," rief Angelo und die ganze Versammlung stimmte ihm bei.

„Aber wie?" fragte Cerrachi; „alle Ausgänge sind gesperrt."

„Es ist unmöglich," bemerkte Cantanio.

„Es muß möglich sein," warf Angelo ein; „ja, und es ist möglich. Dieser Palast stößt unmittelbar an den See; auf einem Kahne oder schwimmend erreiche ich das jenseitige Ufer und dann auch das Hauptquartier. Ich versuche es."

„Der heilige Theobald sei mit Dir," sprach Cerrachi; „wir aber, Brüder, nachdem wir erkannt haben, daß die Gründung der Republik und der Fall Mantuas identisch geworden, so laßt uns schwören, nach allen Kräften, durch List und Gewalt diesen Fall zu befördern."

Die Gesellschaft erhob sich, legte abermals die rechte Hand an die linke Seite des Hutes und schwor einstimmig: „Beim ewigen Gott, der die Sonne scheinen läßt auf den Meiler braver Köhler, auf daß er sich entzünde und die Flamme der Freiheit hoch empor zum Himmel lodere, und beim heiligen Theobald, dem frommen und freien Köhler, schwören wir es zu thun!"

„Der Ewige hat Euren Schwur vernommen und die Wölfe des Waldes werden zittern vor seiner Erfüllung," sagte Cerrachi. „Aber laßt uns auch schwören, daß, wenn der Mächtige, dem wir unsere Kräfte, vielleicht unser Leben widmen, den Pfad eines braven Köhlers verläßt und selbst zum gefräßigen Wolfe wird, so falle er durch den Dolch eines Bruders, und müßte der letzte Bruder ihn suchen bis ans Ende der Welt."

„Er falle!" riefen die Versammelten einstimmig. „Er falle, wie alle Tyrannen! Und der sei nicht werth des heiligen Bundes, wer nicht die letzte Kraft der Strafe des Verräthers weihe!"

Unter denselben Ceremonien, wie sie begonnen hatte, wurde die Sitzung geschlossen, und die Verschwornen trennten sich; still und einzeln verlor sich die Versammlung in den nächtlich ruhigen Straßen der Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz, im August.

[Jahrestag des Gutenbergfestes. Die Dampfschifffahrt.]

Am 14. August wurde bei uns der Jahrestag des Gutenbergfestes feierlich begangen, und der 15. August hatte daran auch noch seinen Theil. Ein derartiges Fest bildet sich von selbst, wenn das Motiv dazu gewichtig und die Stimmung des Volkes heiter und lebenslustig ist. Das war bei dem diesjährigen Feste der Fall. Es war gleichsam eine stille Uebereinkunft Aller, daß diese für Mainz so ehrenvollen Tage der Erinnerung an jenes denkwürdige Fest nicht so festlos vorübergehen sollten, das Uebrige machte sich von selbst, und die sinnige Liedertafel sorgte schon dafür, daß sich alles würdig mache. Der schönste Moment dieses Erinnerungsfestes war der Abend des 14. Augusts auf dem Gutenbergsplatze. Eben war das große Concert zu Ende, welches die Liedertafel zur Ehre des Tages gegeben hatte. Die Stimmung der Tausende, die diesem Concerte beiwohnten, war gehoben und belebt von der herrlichen Leistung dieses trefflichen Instituts, von der mächtigen Wirkung des Te Deum von Neukom, von den unvergleichlichen Tönen des Oratoriums „Gutenberg," und noch von so vielen andern geweihten Klängen, die in dieser glänzenden musikalischen Aufführung mächtig waren. Das Theater war nun beleuchtet, der Balkon ganz angefüllt mit Damen aus den ersten Ständen, der große Raum vor und hinter dem Monument war

vom Volke dicht besetzt. Nun jubelte alles der Statue entgegen, die sich im magischen Lichte schön entfaltete; es war eine Begeisterung, die der nahe kam, als vor einem Jahre im Momente der Enthüllung der Statue das Volk das imposante Bild des großen Landsmannes zum ersten Male erblickte! Tausendstimmig erschollen Jubellieder, und das liebgewordene Lied: „Heil Dir, Moguntia!“ ward mit wahrem Enthusiasmus gesungen. Ein Theil des Volks nun zog mit dem glänzenden Fackelzuge unter Musikbegleitung durch die Straßen der Stadt, ein anderer Theil begab sich zu den heitern Abendessen, die an mehreren Orten veranstaltet waren, und wo die bekannte Jovialität der Mainzer sich wieder von ihrer schönsten Seite zeigte. — Diese festlich frugalen Mahle mögen bis spät in die Nacht gedauert haben. Am Morgen des 15. sahen wir aber eine andere Festscene, ich meine die Taufe des neuen Dampfschiffes. Die höchste Geistlichkeit in ihrem geistlichen Ornate vollzog diese Handlung; sie war ernst und feierlich, ergreifend sogar, bis auf das Zerschlagen der Weinflasche von Seiten des Bischofs, worauf dann der neue Täufling unter dem Hurrahrufe der zahllosen Menschenmenge, den ehrenwerthen Namen „Gutenberg“ erhielt. Daß dabei mehrere sehr passende Reden von Seiten eines Mitgliedes der Verwaltungsbehörde und des Stadtraths gehalten wurden, daß die Kanonen und Musikcorps dabei sehr thätig waren, läßt sich denken. Die Buchdrucker verherrlichten die Scene, indem sie ihre prächtige Gutenbergsfahne vom Bugspriete des Schiffes herabflattern ließen. Auch die neue Fahne, welche die hiesigen Damen dem jungen „Gutenberg“ schenkten, prangte hoch über den Flaggen des Schiffes. Herrlich war auch die Lustfahrt nach dem Rheingau, die nun auf dem neugetauften Schiffe Statt fand, und woran nur Notabilitäten, dann die Damen, welche die Fahne geschenkt hatten, ferner eine Deputation der Buchdrucker, die Geistlichkeit und mehrere besonders eingeladene Personen Theil nahmen. Eine zweite Lustfahrt, woran jeder gegen Eintrittsgeld Theil nehmen konnte, und eine Wettfahrt auf dem Rheine, fanden am Nachmittage Statt, und man kann behaupten, daß die Festivitäten des diesjährigen zweiten Gutenbergstages fast eben so bedeutend waren, als die vorjährigen, mit dem Unterschiede, daß etwa 20,000 Fremde fehlten. Doch hatten sich von Frankfurt, Darmstadt und Wiesbaden, ja sogar aus dem fernen Leipzig, eine bescheidene Anzahl Fremder eingefunden, die auch das Erinnerungsfest mit uns feiern wollten, wie sie vor einem Jahre das Inaugurationsfest mit uns feierten. Sie sehen jetzt hier Gasthöfe, die den Namen „Gutenberg“ tragen, Schiffe, die diesen welthistorischen Namen an der Stirn führen, und ich fürchte, derselbe wird noch mehrfach usurpirt werden. Was thut's! Man kann der Welt die Pietät für Gutenberg nicht verargen, denn er hat eine ganze Welt aus den Banden der Verfinsterung befreit! —

Ueber unsere Dampfschifffahrt, die im vollsten, üppigsten Leben sich befindet, und über unsere Eisenbahn, mit der es leblos, öde und still aussieht, könnte ich Ihnen heute ein Langes und ein Breites berichten. Aber ich will mich auf das Wesentliche beschränken. Zu keiner Zeit war die Dampfschifffahrt auf dem Rheine so thätig, als in diesem Jahre. Die beiden Gesellschaften überbieten sich, um der reisenden Welt die an sich schon so herrliche und angenehme Rheinreise noch herrlicher und angenehmer zu machen; prachtvolle Einrichtung, rasche und bequeme Fahrt, Billigkeit und zuvorkommendes Benehmen! Wenn nur die Concurrenz dabei stehen bliebe! Allein häßlich und widerwärtig sind die feindseligen Treibereien und Reibungen zwischen diesen beiden Dampfschifffahrten; die Schiffe der beiden Gesellschaften begegnen sich leider, wie sich Feinde begegnen würden; keines will dem andern ausweichen, keines gönnt dem andern eine volle Ladung, und um einige Minuten früher an dem Orte der Bestimmung anzukommen, werden die mächtigsten Dampfkräfte in Bewegung gesetzt, unbekümmert um das Unglück, das so leicht durch solche Ueberbietungen erzeugt werden kann!

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

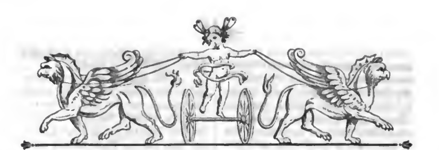
[Hr. Dr. Minckwitz!]

Hr. Dr. Minkwitz hat abermals ein humoristisches Buch in die Welt ausgehen lassen. Der Gegenstand desselben ist kein geringerer, als ein deutscher Graf — der Graf Platen, Hrn. Dr. Minckwitzens von alter Zeit her gerittenes Steckenpferd. Der Titel des Buches heißt: Graf von Platen als Mensch und Dichter, Literaturbriefe von Johannes Minckwitz, und das Buch selbst ist eine unerschöpfliche Quelle von Humor und spaßhafter Originalität. Hr. Dr. Minckwitz ist mit diesem Buche und seinem früheren Gedichte „die deutsche Dichtkunst“ offenbar in die Reihe unserer ersten Humoristen getreten. Sehr naiv und kindlich ist der Ausspruch, daß, **soweit Minkwitz die Sache kenne**, die heutigen Politiker in zwei Parteien, die Aristokraten und Demokraten, zerfielen; da aber jede Partei über treffliche Köpfe zu gebieten habe, so komme man recht in Verlegenheit, welcher man sich zuwenden solle; es sei am besten, man bleibe sich beiden gleich fern — ein Entschluß, wofür sich beide Parteien bei Hrn. Dr. Minckwitz bedanken werden. Es ist auch sehr nobel, daß Hr. Dr. Minckwitz unserm herrlichen Rückert nicht nur ein schönes, sondern auch sehr bedeutendes Talent zugesteht, und daß er Chamisso den Beifall, den er findet, zu **gönnen** die Gnade hat. Wie gesagt, Hr. Dr. Minckwitz besorgt die lächerliche Seite der Kritik, er ist in seiner Art einzig und am besten in hypochondrischen Augenblicken zu lesen und zu verstehen.

[Die Auferstehung vom Tode.]

So heißt ein spannender, aber etwas in die Breite gedehnter Roman von M. Masson und A. Luchet in drei Bänden. Kruse hat ihn frei bearbeitet, die Uebersetzung erschien bei Kollmann. Die Geschichte dreht sich um einen deutschen Edelmann, welcher bereits entseelt am Galgen gehangen hat, und von einem Arzte, seinem Freunde, zum Leben zurückgebracht worden ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 178. — den 11. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

Zwei Tage später war Mantua getheilt in Freude und Schmerz; die Oesterreicher jubelten in lauter Freude, indessen die Mehrzahl des Volkes mit dem trüben Blicke getäuschter Hoffnung einherging und jeden Gedanken an Befreiung mißmuthig vergrub in der verschlossenen Brust. Bonaparte war mit seiner Armee abgezogen und hatte alles Belagerungsgeräth verdorben und zerstört zurückgelassen. Ein Theil der Besatzung zog lärmend hinaus, vernichtete die Werke der Belagerer und führte die vernagelten Feuerschlünde triumphirend in die Stadt. Das alte Sprichwort: „Italien sei das Grab der Franzosen," wurde lebhaft in Bewegung gesetzt und verfehlte seine Wirkung nicht. Nur wenige verfolgten mit Blicken voll Muth und Zuversicht die Bewegungen des jugendlichen Helden und seiner kleinen, aber unüberwindlichen Armee.

Mit einem Gefühle, gemischt aus Freude und Unmuth, wanderte indeß der alte Buonarotti durch die Räume seines öden Palastes. Der Sorgfalt Laura's war es gelungen, ein Verhältniß zwischen Vater und Sohn herzustellen, das sich lediglich in den Schranken der Convenienz bewegte. Angelo verfolgte mit Liebe und wahrhaft kindlicher Theilnahme die fortschreitende Genesung seines Vaters, und that alles, ihn zu erheitern und zu erfreuen; Buonarotti dagegen zeigte dem Sohne nur die glänzende Außenseite väterlicher Liebe, indessen er im Stillen jeden Schritt desselben beobachtete. Nichts stärkte und nährte seinen Verdacht, denn was Angelo allenfalls unternahm, geschah mit einer so schlauen Heimlichkeit, daß der Vater gänzlich getäuscht wurde. Laura, das glückliche, liebende Mädchen, kümmerte sich nicht darum, ob etwas Geheimes in Angelo's Seele Raum fand; gab doch jeder Tag ihr neue Beweise, daß das Herz des Jünglings ganz ihr angehöre, daß er sie liebe mit der vollen Allgewalt seiner glühenden Seele. Tausend Versicherungen, die sie dem Greise gab, daß Angelo nur an ihr künftiges Glück denke, zogen als belebende Hoffnungsstrahlen in das Herz des Vaters, und befangen in der süßen Täuschung machte er selbst einen Versuch, sich über die glückliche Sinnesänderung Angelo's Gewißheit zu verschaffen.

„Du weißt, mein theurer Sohn," hub der Greis an, als er eine Zeit lang traulicher als je mit Angelo sich unterhalten hatte, „daß es zu meinen schönsten Träumen gehörte, Dich mit unserer Laura innigst vereint zu sehen. Nur das machte mir Sorge, ob Dein Herz einstimmen werde in meine Wünsche, denn ich liebe Dich zu sehr, um nur durch einen Wunsch die Freiheit Deiner Wahl beschränken zu wollen. Dem Himmel sei Dank, diese Besorgniß ist geschwunden. Ich bin alt, mein Angelo, und der Bau meines Lebens naht sich dem Einsturze. Soll ich meine schönste Hoffnung nicht verwirklicht sehen?"

„Vater!" unterbrach ihn Angelo mit sichtbarer Verwirrung, „berühre jetzt diese Saite nicht. Ich begründete mein eigenes Glück, indem ich Deinen Wunsch er-

füllte. Aber ist unsere Zeit wohl geeignet, an die Befriedigung unserer eignen kleinen Wünsche zu denken? Nimmt nicht das Vaterland alle Kräfte des Mannes in Anspruch?"

„Laß mir die Zeit aus dem Spiele, mein Angelo; diese fürchterliche, vom Wahnsinn ergriffene Zeit droht in ihren tollen Wirbeln alles Menschliche zu zermalmen. Rette Dein Edelstes, Dein Herz, aus ihren Klauen und gehöre Dir selbst an! Auch ist ja die Noth des Vaterlandes zum größern Theile geendet. Wie alles Gehaltlose, Nichtige und Unvernünftige in sich selbst zerfällt, so auch der Schwindel des Volkes. Du siehst ja, daß es zurückkehrt in die gewohnten Schranken vernünftiger Ergebung. Die Schaaren, die einen chimärischen Sieg über das Bessere errangen, fliehen zurück oder bereiten selbst ihr Grab, wenn sie länger wähnen, auch dieses Land werde derselben Tollheit sich hingeben, wie ihre eigene Heimath!"

„Ist es möglich," rief Angelo, „mit dieser Verblendung siehst Du auf die lebenskräftige Erhebung einer Welt? Oeffne Dein Auge und erkenne die hohe, göttliche Bedeutung einer Bewegung, die Dich verletzt. Es ist die Menschheit, die ganze unermeßliche Menschheit, die erwacht ist zu dem Bewußtsein ihres Werthes und ihrer Pflicht. Eine neue Offenbarung ist erschollen über die Erde und durchwandert sie mit der Allgewalt eines Gottes; sie heißt: „Freiheit!" Nicht die Stumpfheit des einzelnen Menschen, nicht die Versunkenheit ganzer Völker, nicht die gesammte Macht freventlich angemaßter Herrschaft wird sie aufhalten; sie wird die Weltreligion werden und das Panier der neuen Gotteslehre wird weiter reichen, als alle Zeichen des vereinten Völkerglaubens."

„Weltreligion," wiederholte empört der Greis, „die Gemeinheit, die Zügellosigkeit, die Raserei, der Mord, die Gotteslästerung und alle unerhörten Frevel Weltreligion! Angelo, Deine Worte bohren sich wie glühende Dolche in mein Herz! Das wäre die Meinung Deines Herzens, das Deine Hoffnung und Dein Ziel? Sohn, um der ewigen Barmherzigkeit willen, sage nein! Du ermordest mich, wenn Du bei diesem Bekenntnisse bleibst."

„Mäßige Dich, Vater, und betrachte das Leben von einer lichtern Seite. Nicht dem Volke rechne die Frevel zu, die unläugbar geschehen sind; noch weniger der Freiheit, unter deren heiligem Namen sie geschahen. Eine zweitausendjährige Knechtschaft verdarb die Völker, eine unsinnige und barbarische Fesselung der edelsten Menschenkräfte rief diese Verirrungen hervor. Kann es Dich wundern, wenn der Einzelne zum Thiere wurde, nachdem man Jahrhunderte alle Künste und Gewaltthaten angewendet hat, Sklaven, ein elendes Mittelding zwischen Mensch und Thier zu schaffen!"

„Keine Sophismen, keine Ausreden! Antwort will ich, ob die Raserei Dich so sehr ergriffen hat, daß Du alles Heilige, daß Du Deinen Vater ihr opferst?"

„Du willst die Wahrheit, mein Vater, vernimm sie; denn die Festigkeit des Willens müssen wir haben, ehe wir fähig sind zur That, die uns frei macht. Ja, Vater, ich gehöre der neuen Zeit an, denn unser Leben hat nur dann Werth und Ziel, wenn wir ihren Forderungen gehorchen; ich gehöre der Freiheit an, und setze Blut und Leben ein für ihre Herrschaft; es gibt für mich kein Glück als im freien Vaterlande, und es gibt für mich keine heiligere, keine ernstere Pflicht, als der Kampf gegen die Tyrannei!"

„So nimm den Dolch und durchbohre die Brust Deines Vaters, stammelte verzweifelnd der Greis, „schleppe mich hin auf den Corso der Volksbewegung, wo die neue Zeit ihre bacchantisch-blutige Belustigung hält, und lasse mich verspotten, weil ich so verblendet bin, die neue Göttin nicht zu erkennen."

„O, die Zeit ist grausam und schrecklich in ihren Geboten," seufzte Angelo, denn sie stellt uns eine Aufgabe, die die Gränze des Ruhes überschreitet. Vernichtung des Veralteten ist ihr Wahlspruch, ob es in der Verfassung oder im Gesellschaftsleben uns entgegentritt und mit unserm eigenen Herzen verwachsen ist."

„Recht, recht! mein edler Freiheitskämpfer!" höhnte Buonarotti, ein Schwert ergreifend und aus der Scheide ziehend, „hier, mein Sohn, vollbringe Dein Werk! Schnell, thu' Deine Pflicht!"

„O, der unseligen Verblendung! nicht meines Armes bedarf's, unglücklicher Vater, denn Du fühlst es nur zu gut, wie schwer Dich die Gewalt der neuen Lebensrichtung traf. Vater, nicht das graue Haupt ist es, das die Zeit zermalmt, es ist das Alter des Herzens und der Gesinnung. Liebend reicht sie den Becher der Verjüngung der Welt dar, Jeder kann ihn leeren und neues Leben aus ihm saugen. Nur wer ihn verschmäht mit eisernem Eigenwillen, wer sein Auge verschließt vor dem durchbrechenden Völkerfrühling, sein Ohr vor dem Donner einer Gottesstimme, der ist alt. Und dieses Alter ist der Fluch der Menschheit und die Zeit rollt achtlos dahin über seine zertrümmerte Leiche, ihrem Ziele entgegen."

„Lustig, lustig," donnerte der Vater und sein Auge starrte wie der Wahnsinn auf die Trümmer einer zerstörten Welt, „kennst Du auch Dein Ziel, Apostel der Weltreligion? Es ist das Schaffot, oder der Galgen,

Verschwörer! Mitglied einer heimlichen Mörderbande, die Greise erwürgt!"

„Vater!" rief Angelo mit Entsetzen, „was sollen diese fürchterlichen Worte?"

„Nichts," fuhr der Greis in steigender Aufregung fort, „als Dir das Ende zeigen Deiner schönen Laufbahn. Doch nein, dazu soll es nicht kommen! Mein Name, entehrt durch einen verruchten Bruder, soll nicht am Galgen prangen. Noch hat mein Arm Kraft genug, das Schwert zu führen und ehe die Zeit hinwegrollt über meine Leiche, rollt Dein Haupt auf diesem Boden."

Mit der letzten Kraft schwang der Greis das Schwert nach dem Haupte des Sohnes. Als dieser ihm in den Arm stürzte und ihm die Waffe entrang, sank er todesmatt in die Kissen des nahen Lehnstuhles. Laura trat in diesem Augenblicke ins Zimmer. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihren Lippen, als sie Angelo mit gezogenem Schwerte sah vor dem hingesunkenen, gleichsam den Todesstreich erwartenden Vater. Buonarotti stöhnte ihren Namen und rief mit gebrochener Stimme: „Komm, meine Tochter, sieh, wie die Zeit Gericht hält mit dem Alter; sieh, wie der Sohn den Vater mordet!" Sein Auge schloß sich und eine tiefe Ohnmacht umfing seine Sinne. „Flieh, flieh, Vatermörder!" rief das Mädchen, und überzeugt, daß es fruchtlos sein würde, jetzt eine Erklärung des unnatürlichen Mißverständnisses geben zu wollen, verließ Angelo das Zimmer, indessen Laura dem leblosen Vater ihre ganze Sorgfalt widmete.

Während Buonarotti allmälig hinsiechte an den für ihn unverdaulichen Elementen eines neuen Lebens, trafen ihn die äußern Ereignisse fort und fort mit hartem Schlage und vermehrten seinen Schmerz. Bonaparte hatte sich, nach Aufhebung der Belagerung von Mantua, dem überlegenen Feinde mit seiner ganzen Macht entgegengestürzt und ihn in jener ununterbrochenen Reihenfolge wundervoller Siege bezwungen, die unter dem Namen des „Feldzuges von fünf Tagen" bekannt sind. Viel zu schwach, um die vereinigte Macht des Feindes angreifen zu können, wußte der republicanische Feldherr durch sein Genie eine Trennung derselben zu bewirken und sie dann zu zertrümmern. Feldmarschall Wurmser, der neue Feldherr der Oesterreicher, war nach einer Reihe unglücklicher Gefechte gezwungen, sich mit dem Reste seines mächtigen Heeres nach Mantua zu werfen und in dieser Festung Schutz zu suchen vor dem verfolgenden Feinde. — Wurmser hatte mit dem aufopferndsten Heldenmuthe, mit der hartnäckigsten Tapferkeit gefochten und jeden Fußbreit Erde nur um schweren Blutpreis hingegeben. Aber die französische Armee hatte Wunder verrichtet, wie sie die Kriegskunst bisher noch nicht kannte. Es gab kein Hinderniß für diese Armee, und selbst ein augenblicklicher Brotmangel, der volle 48 Stunden währte, hielt sie nicht auf in ihren Märschen, Kämpfen und Siegen. „So viel Geduld, Stärke und Muth flößten Ruhmbegierde, Freiheits- und Vaterlandsliebe damals den Kriegern der Republik ein."

Mantua war eng eingeschlossen, aber bei dem gänzlichen Mangel an Belagerungsgeräth war die Eroberung für Bonaparte höchst schwierig, wo nicht unmöglich. Der Feldherr verkehrte daher häufiger als je zuvor mit den Verschworenen in der Festung, und hoffte durch ihre Mittheilungen diejenige Kenntniß des Platzes zu erlangen, welche eine Ueberrumpelung desselben möglich machte. Angelo war der Vermittler der gegenseitigen Verhandlungen, und manche Nacht fand ihn in den Wellen des Sees, der zweifachen Todesgefahr, womit die Wellen und die Besatzung ihn bedrohten, Trotz bietend. Seit der erschütternden Scene, die wir unsern Lesern vorführten, war der Jüngling ein Fremder im elterlichen Hause. Hätte sich Buonarotti auch nicht standhaft geweigert, den Sohn zu sehen, so würde dem Letztern doch die Sorge für das Leben des Vaters zur Pflicht gemacht haben, ihn jetzt zu meiden. Laura hatte zwar erkannt, daß der Geliebte weit entfernt war von dem entsetzlichen Verbrechen, welches eine augenblickliche Verkettung unglücklicher Verhältnisse sie argwohnen ließ; aber sie hatte auch eingesehen, daß Angelo's Liebe zu ihr seiner Liebe für Freiheit und Vaterland untergeordnet war. Laura war, nach der damaligen Erziehungsweise, der Zeit und den Ereignissen so fremd, daß sie keinen Begriff hatte von den Pflichten des Mannes; für sie hatte Angelo ein unverzeihliches Verbrechen an der Liebe begangen. Das Rad der Weltgeschichte rollte durch den kleinen Kreis ihres harmlosen Glückes, und da sie seinen hehren Impuls nicht erkannte, zürnte sie dem Geliebten, der es scheinbar herbeigeführt hatte. — Angelo konnte sich jetzt ungestört seiner heimlichen politischen Thätigkeit hingeben und that dies um so mehr, als er darin Vergessen für sein häusliches Unglück suchte. Der Umstand, daß Wurmser selbst seine Wohnung im Buonarotti'schen Palaste genommen, war dem jungen Manne günstig, denn in dem fortwährenden Gedränge, welches unzertrennlich ist von einem Hauptquartier, beachtete fast Niemand die Thätigkeit der wenigen Hausbewohner. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Mainz. (Beschl.)

[Die Eisenbahn. Mängel in ihrer Verwaltung.]

Es ist nichts Seltenes, von diesem und jenem Ungemach zu hören, das den Dampfschiffen zugestoßen sei, ja erst ganz kürzlich ist das herrliche Dampfschiff „Großherzog Leopold" fast untergesunken, und es hat seinen Uebermuth mit den furchtbarsten Verletzungen büßen müssen; so daß vielleicht in dieser Saison das prächtige Schiff nicht mehr zu brauchen sein wird. Allgemein wirft man die Schuld dieser Reibungen auf die ältere Gesellschaft, sie möchte gern die neue Unternehmung im Entstehen unterdrücken, die so unberufen der mächtigen, ältern Dampfschiffahrt auf dem Rheine die Spitze bieten will. Aber die neue Dampfschifffahrt steht fest und hat einen Vorzug, den die ältere Gesellschaft nicht hat; zwischen Düsseldorf und Mainz nämlich interessirt man sich allenthalben mit wahrer Vorliebe für das neue Institut, aus dem ganz einfachen Grunde, weil man fast überall daran betheiligt ist, während die Actien der ältern Gesellschaft, die freilich außerordentlich werthvoll sind, wegen des reichen und großartigen Besitzthums der Gesellschaft, fast in den Händen Weniger sich befinden. Eine Vereinigung beider Dampfschifffahrts-Gesellschaften ist leider nicht möglich, weil sich dann bald wieder eine neue, concurrirende Gesellschaft gebildet haben würde. —

Unsere Eisenbahn laborirt an tiefgreifenden Schäden. Die Verwaltung scheint träge zu sein, und das Wenige, das sie leistet, überbreitet sie noch mit einem geheimnißvollen Schleier. Heute sind die Actien ganz werthvoll, morgen dagegen werthlos, je nachdem es diesem und jenem Börsenhelden gefällt, die Sache in ein nachtheiliges oder freundliches Licht zu stellen, die Actien zu drücken oder zu heben. Zwei Jahre spricht man schon von dieser Bahn, die nöthigen Summen sind eingezahlt, alle gesetzlichen Mittel zur Erwerbung der Grundstücke sind in den Händen des Comités, mehr als für eine Million Anschaffungen für die Bahn sind bereits gemacht, und es herrscht nur eine Stimme darüber, daß die Bahn eine gute werden wird. Dennoch wird nichts gebaut, oder so gut als nichts, und je träger es hergeht, um so mehr üble Gerüchte verbreiten sich, um so entmuthigter werden die Actionäre, um so größer werden die Verluste, einmal an dem eingezahlten Capital, das keine Zinsen trägt, und dann an den sinkenden Coursen. Wie wäre das alles gedenkbar, wenn man nicht von mancher Seite wünschte, daß sich die Angelegenheit ewig in die Länge dehne? Es wunderte mich daher gar nicht, als diese Woche einige mißvergnügte Actionäre eine Versammlung ausschrieben, um Maßregeln gegen dieses verderbliche Treiben zu treffen, das ihre Interessen so sehr beeinträchtigt. Allein in den Statuten sind dem Comité solche ausgedehnte Befugnisse eingeräumt, daß alle diese Maßregeln schwerlich etwas helfen können. So sinkt das Vertrauen zu einer Unternehmung, die in sich alle Garantie des Gedeihens trägt, die aber nicht in die besten Hände gelegt ist. Die Bahn soll im Jahre 1840 beendet sein, und erst im Frühjahr 1839 wird man mit den Erdarbeiten zu Ende kommen. Da diese aber eigentlich über Winter liegen müssen, bevor die Bahn wirklich gebaut werden kann, so werden die Actionäre wohl noch einige Jahre zugeben müssen! Man hat gleich Anfangs beklagt, daß diese Bahn nicht vom Staate gebaut werde, und jetzt erst sieht man ein, mit welchen triftigen Gründen man dieses Verhältniß beklagte.

Notizen.

[Schriftsteller- und Schauspielerverkehr in Leipzig.]

Die glückliche Lage Leipzigs als Durchgangs- und Vermittelungspunkt zwischen dem Süden und Norden Deutschlands beweist sich auch durch die große Anzahl von Literaten, welche Leipzig auf ihren Kreuz- und Querzügen berühren. Wir zählen hier nur diejenigen auf, welche seit dem April in Leipzig stationirt haben, ohne für die Vollständigkeit des Registers bürgen zu wollen. Es sind folgende: Ferrand, Gaudy, Glasbrenner, Mundt, Rellstab, Seidelmann, Moritz Veit aus Berlin; Beurmann, Dingelstedt aus Cassel; Seidlitz und Stolle aus Grimma; Gehe aus Dresden; Meynert aus Wien; Alexander Jung, Rosenkranz aus Königsberg; A. Traxel (Victor Lenz); auch eine Schriftstellerin, Fanny Tarnow aus Weißenfels. Ferner domiciliren hier zeitweilig: Morwell (als Mythologe Vollmer genannt und als Geograph Zimmermann — eine literarische Dreifaltigkeit); Wüst, ein Feuilletonist aus Wien, welcher die Marotte hat, alle hiesigen Literaten „todt machen zu wollen," und H. Marggraff aus Berlin, der aber nicht, wie es fälschlich heißt, die Redaction einer hiesigen Zeitschrift übernehmen wird. Diese glückliche Lage führt auch der hiesigen Bühne die bedeutendsten Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen zu; seit dem April: Porth, E. Devrient aus Dresden; Rott aus Berlin; Eßlair aus München; Schmetzer aus Braunschweig; Mad. Schröder-Devrient; Mlle. Löwe aus Berlin, Mlle. Denker aus Wien. Zur Michaelis-Messe erwarten wir Seidelmann.

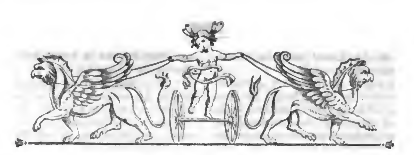
[J. M. Firmenich.]

Ueber Firmenich's, eines bis dahin unbekannten Dichters, Trauerspiel „Klotilde Montalvi," hat sich bereits früher schon ein düsseldorfer Correspondent in d. Bl. rühmend ausgesprochen. Das Stück wurde in Düsseldorf mit großem Beifalle aufgeführt. Jetzt hören wir, daß es auch in Berlin über die Breter gehen wird; Mad. Crelinger soll sich ihre Hauptrolle sehr zu Herzen genommen haben — d. h. im freundschaftlichsten Sinne. Was wird Hr. Ernst Raupach dazu sagen?

[Deutsches Zeitungs-Pathos.]

In der Beschreibung, welche die augsburger Gazette von der bei Augsburg gehaltenen Revue liefert, heißt ein Passus: Während eines sehr lebhaften Heckenfeuers tummelte der Kaiser sein Roß fast dicht vor den Mündungen der Musketen und streichelte dabei dem edlen Thiere den Hals u. s. f. Wo sind wir denn? In einem Scheingefecht oder einer wirklichen Schlacht?

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 179. — den 13. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

Bei dem grauen ehrwürdigen Wurmser war der österreichische Generalstab versammelt, um sich mit ihm über die Mittel zur Vertheidigung der Festung zu berathen. Mantua war in damaliger Zeit keinesweges so fest, als man gewöhnlich zu glauben pflegt und mehr die natürlichen als die künstlichen Schutzwerke erschwerten seine Einnahme. Der Mincio bildet in der unmittelbaren Nähe der Stadt einen See von wechselnder Breite, der sie umschließt; fünf Dämme setzen die Festung in Verbindung mit dem festen Lande, und nur einer dieser Dämme war durch die Citadelle La Favorite, dem ehemaligen Palaste der Herzoge von Mantua, geschützt; ein anderer war durch ein leichteres Hornwerk und die übrigen blos durch steinerne Thore und Zugbrücken vertheidigt. Zwischen diesen Dämmen war die Stadt nur durch leichte Mauern gedeckt, ja, einzelne Gärten, wie die des Palastes Buonarotti, stießen unmittelbar an den See. Dadurch auch waren die nächtlichen Fahrten Angelo's möglich und dadurch konnte die Festung mit einem kleinen Heere ganz eingeschlossen werden, da die Belagerer nur die fünf Wege zu besetzen brauchten. War die Festung für ihre ursprüngliche Besatzung gut verproviantirt, so war sie es keinesweges für eine drei Mal stärkere, und es war also unmöglich, sie lange zu halten, wenn nicht neue Streitmassen aus Oesterreich zu ihrem Entsatze herbeieilten.

Alle diese Umstände wurden in dem von Wurmser zusammengerufenen Kriegsrath erwogen, aber angefeuert durch den Heldenmuth des greisen Feldherrn beschlossen die Versammelten einstimmig, die Stadt zu vertheidigen bis auf den letzten Mann.

„Nun es freut mich, Ihr Herren, daß Ihr eins seid mit mir," sagte der Feldmarschall am Schlusse der Berathung. „So wollen wir uns denn schlagen wie Soldaten, und wenn uns der Hunger nicht hinaustreibt aus dem Neste, so wollen wir doch sehen, ob diese Franzosen hereinkommen. Gott grüß' Euch alle zusammen. Und was ich noch sagen wollte, paßt mir auf die Festung! Der Teufel mag diesen Dienst in einem verschanzten Neste leiten, ich nicht. Wär's auf dem Felde, da geb' ich keinem was nach, aber ich sag's g'rad' heraus, diese Geschichte versteh' ich nicht. Bin in meinem Leben nicht eingesperrt gewesen. Na, so lebt wohl!"

Die Offiziere entfernten sich ehrfurchtsvoll und der alte Feldherr brummte noch manchen Fluch in den Bart über den Garnisondienst, als ein Fremder gemeldet wurde, den der Bediente auf einen Wink des Generals alsbald hereinführte.

„Was, Herr Graf!" rief Wurmser dem Eintretenden entgegen. „Sie sind in Mantua? Nun, da hätt' ich doch eher des Himmels Einsturz vermuthet!"

„Wundern mögen sich Ew. Excellenz wohl," sagte Vieuxtemps, denn kein anderer war der Fremde, mit der zierlichsten Verbeugung, „denn es war nicht so leicht, wenn ich es vermeiden wollte, im fränkischen Lager Aufsehen zu machen."

„Kommen Sie von Wien?" fragte der Feldmarschall mit augenscheinlicher Ungeduld.

„Vor wenig Tagen," gab Vieuxtemps zur Antwort. „Ich bringe Depeschen des Hofkriegsraths, sie werden wenig enthalten. Mündlich aber soll ich Ihnen die Anzeige machen, daß Alvinzy mit einem mächtigen Heere auf dem Herzuge begriffen ist und Sie in einigen Wochen auf Entsatz rechnen dürfen."

„Das gebe Gott!" brummte der General, indem er die auf das feinste Seidenpapier geschrirbene Depesche zu entfalten suchte.

„Der Hofkriegsrath hat Ew. Excellenz nur angedeutet, wie nach seiner Meinung Alvinzy von Mantua aus unterstützt werden könnte. Alles Uebrige überläßt derselbe Ihrem eigenen Ermessen."

„Das ist das Gescheidteste, was er thun konnte," murmelte Wurmser, indem er die erhaltenen Befehle entzifferte.

„Sollte Alvinzy abermals unglücklich sein, so werde ich neue Verhaltungsbefehle von Wien holen. Bis zum Empfange derselben würde sich die Festung wohl halten lassen."

„Bis zum jüngsten Tage," warf der Feldmarschall ein, „wenn nur Korn wachsen wollt' auf den Straßen, und Menschen und Vieh sich das Essen abgewöhnen könnten!"

„Besonders aber soll ich Ew. Excellenz auf die revolutionairen Umtriebe aufmerksam machen, die hier in Italien immer mehr um sich greifen und selbst in Mantua ihren Sitz haben."

„Umtriebe, Graf?" fuhr der alte Krieger auf, „das ist ein Ding, was mich nichts angeht. Daß das Volk etwas widerspenstig ist und sich den Kopf vollgepfropft hat mit neumodischen Ideen, das weiß ich; aber das läßt sich nicht ändern, bis die Franzosen, die Tollhäusler, aus dem Lande geschlagen sind." —

„Das ist es nicht, Feldmarschall, was der Hofkriegsrath meint. Verschwörungen werden gesponnen durch das ganze Land, und man muß eine Empörung befürchten. Ich habe selbst früher verschiedene Anzeigen über die verbrecherischen Umtriebe gemacht; aber unbegreiflicherweise hat man die Spuren nicht verfolgt. Daher möchte nun —"

„Ich diese Spuren suchen?" fragte Wurmser barsch. „Herr, dazu taug' ich alter Kerl nicht. Mit dem Feinde will ich mich herumbalgen, so lange die Knochen halten; läuft mir so eine Art von Zwischenträger oder Spion in die Hände, so lass' ich ihn füsiliren oder hängen. Aber zum Spürhunde bin ich verdorben. 'S wird auch in Mantua nichts dergleichen sein."

„Doch, doch," sagte Vieuxtemps und fuhr, als der General ihn mit einem Blicke voll Verwunderung ansah, sogleich fort: „Ich wußte schon früher, daß es Leute hier gibt, die eine Verbindung mit dem feindlichen Hauptquartier unterhalten, und erst diese Nacht fand ich, daß sie noch fortbesteht."

„Das ist stark! das ist wahrhaftig zu stark!" grollte der Feldherr. „Wer ist der Verwegene, der solche verfluchte Geschichten macht?"

„Nennen kann ich ihn noch nicht; aber Wachsamkeit in Ihrer nächsten Umgebung wird Sie wahrscheinlich bald in den Stand setzen, die Verräther auf der That zu ertappen und an Winken von meiner Seite soll es nicht fehlen, sobald ich die Gelegenheit wahrnehme."

Augenscheinlich um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, fragte Wurmser nach Bonaparte und ertheilte dem militairischen Talente desselben gerechtes Lob.

„Das Glück hat ihn emporgetragen," entgegnete Vieuxtemps, „und er wird fallen, wie er stieg. Muß er die Eroberung Mantuas aufgeben, so ist sein Ruhm dahin. Das Directorium, welches sein Verweilen hier nicht billigt, wird ihn zur Verantwortung ziehen, vielleicht gar hinrichten lassen. Bonaparte hat uns übrigens genützt; er hat den revolutionairen Strom gedämpft und ihm ein anderes Bett angewiesen, wo er ruhiger und ungefährlicher fließt. Wäre sein Leben uns gefährlich, ich hätte dasselbe längst haben können; denn seit dem Beginne des Feldzuges weile ich ungestört in seiner Nähe. Aber er muß untergehen auf eine gewöhnliche Art, daß sein Ende keinen Nimbus um seinen Namen hüllt. In Valeggio waren wir nahe daran, ihn gefangen zu nehmen; hätte Sebottendorf schneller meinen Winken Folge geleistet, so würde er das Loos gemeiner Kriegsgefangenen getheilt haben."

„Sie haben sich einem gefährlichen Geschäfte unterzogen, Graf, und es wird Ihnen über kurz oder lang den Hals kosten."

„Mag sein! Aber das Ziel ist lockend. Meine Vorfahren, die Grafen von St. Agneau, standen immer dem Throne nahe und gehörten zu der Blüthe des Adels. Mir raubte die Revolution Rang und Würde und Vermögen, trieb mich aus dem Vaterlande und warf mich hülflos in die Welt. Deshalb hasse und verfolge ich sie und ihre Anhänger, so lange ich Athem habe. Das Bewußtsein, daß meine Bestrebungen dahin zielen, den Adel wieder zu der Höhe zu erheben, von welcher er nur ei-

nen Augenblick durch Rohheit und brutale Gewalt entfernt wurde, erhebt mich über alle Gedanken an die Gefahr. Die Wiedererhebung meines Königs ist das sicherste und nächste Mittel zu diesem Zweck, und also wirke ich auf meine Art zu dieser Erhebung, als dem einzigen Ziele, wonach wir alle gemeinschaftlich ringen."

Vieuxtemps empfahl sich, Wurmser schritt mißmuthig und gedankenvoll durch das Zimmer und verfluchte die unberufenen Zwischenträger, die überall sich hineindrängen in dieses ernste Spiel, die, feige und talentlos, nur zu kriechen und zu spioniren geschickt sind und doch an allen Höfen Europas ein geneigtes Ohr finden. Er fragte sich selbst, ob wirklich all dieser Kampf und das Blut von Tausenden kein anderes Endziel haben, als einen fremden Herrscher wieder auf den Thron zu heben und einer verdorbenen Menschenclasse zu neuem Glanze zu verhelfen. Den steigenden Unmuth zu beschwichtigen, ging er endlich ins Freie und suchte im Anblicke seiner Tapfern Vergessen und Ruhe.

Eine schwarze gewitterdrohende Nacht lag auf den Fluren von Mantua; der Mincio war angeschwollen von den Regengüssen des vergangenen Tages und der See war in ungewöhnlich heftiger Bewegung. Beide feindlichen Armeen waren in Thätigkeit und suchten ein Unternehmen zu verbergen in den nächtlichen Schleier, um es der Wachsamkeit des Feindes zu entziehen. Wurmser bereitete einen jener Ausfälle vor, durch die allein es möglich war, die kargen Mittel einer dürftigen und verzweiflungsvollen Existenz der Armee zu gewinnen; im französischen Lager dagegen war auf Bonaparte's Befehl Alles gerüstet, als ob man eine Schlacht erwartete. Am dem Ufer gingen Bonaparte und Angelo eine geraume Zeit in lebhaftem Gespräche. — „Dein Plan ist abenteuerlich und gefährlich," sagte der Feldherr am Schlusse der Unterredung, „aber ich will Dir nachgeben. Hundert Grenadiere und einen braven General vertraue ich Dir an. Du wirst fühlen, daß es ein Opfer ist, welches" —

„Erfülle meine innigste, meine herzlichste Bitte" unterbrach ihn Angelo, „komm' selbst hinüber!"

„Nimmermehr!" entgegnete heftig Bonaparte.

„Ich habe meinen Brüdern versprochen, Dich in ihre Mitte zu führen," sagte Angelo.

„Du warst unbesonnen," erwiederte Bonaparte, „und hättest mich zu Rathe ziehen sollen, ehe Du ein solches Versprechen gabst. Was soll ich dort?"

„Ihnen die Versicherung geben," nahm Angelo das Wort, „daß Du Italien in eine Republik umschaffen willst."

„Bin ich der Herrscher Italiens?" fragte Bonaparte mit unverhehltem Unmuthe. „Kann ich dem Volke Freiheit geben, wenn es sie selbst nicht zu erringen weiß? In Mailand habe ich Italiens rüstigste Männer versammelt, damit sie eine Verfassung für das Land entwerfen; an diese wendet Euch. Die Stunde ist zu kostbar, um sie mit Erörterungen über künftige Fragen zu verlieren. Mich ruft die Pflicht zu meinen Truppen. Auch Deine Barken sind bereit. Zieh hin und handle! Aber Du bürgst mir für Serrurier und meine Truppen!"

„Mit Ehre und Leben!" antwortete Angelo, mißmuthig über das Mißlingen seiner Hoffnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Lübeck, im August.

[Theater. Kunst. Literatur.]

Eine frühere Correspondenz in diesem Journal überhebt mich der Mühe, dem Leser erst mit Lage, Einzelverhältnissen rc. an die Hand gehen zu müssen; der damalige Correspondent hat durch seine nur zu richtige Charakteristik hiesiger Zustände von gelehrten und ungelehrten Kritikastern Zungenhiebe in Masse erdulden müssen, wenigstens hat er dem Stadtgespräch zu jener Zeit wesentliche Nahrung geboten. Eine solche Verketzerung steht jedem mehr oder minder bevor, der es sich einfallen läßt, als Referent aus hiesigem Ort aufzutreten, jedenfalls wird es immer dem Philisterthum an Einwänden nicht fehlen, die ihm aufgebürdeten Sünden von sich abzuwälzen. —

Seit jener Zeit hat sich nun Manches in der allgemeinen sowohl wie in Lübecks Geschichte geändert. — Viele Leute sind klüger geworden als zuvor, Börne ist gestorben und alle Aristokraten haben deshalb Trauer angelegt, die neuen lübeckschen Blätter haben ihren 3ten Jahrgang vollendet und ihren 4ten begonnen, die große Sonnenfinsterniß ist glücklich vorübergegangen und die Juden schachern hier wie zuvor, ohne sich an Emancipation zu kehren, noch sie zu begehren.

Wenn da einer nun einen Fortschritt in der Culturhistorie herauszuklauben vermag, so soll es mich freuen. —

Um übrigens systematisch zu Werke gehen zu können, wird es nöthig sein, den Faden da wieder anzuknüpfen, wo er seiner Zeit abgebrochen wurde. Demnach das Theater zuerst!

Wenn der Besitz zweier Directoren, eines zahlreichen Personals und eines recht buntscheckigen Repertoirs Maßstab für Größe und Glanz eines Unternehmens bilden können, so haben wir ein sehr großes und glänzendes Theater gehabt. — Wenn dahingegen beide Directoren gleichwenig von dem innern Wesen und Bedürfniß eines guten Theaters unter-

richtet waren, jenes Personal zum geringsten Theil brauchbar war, und das Repertoir fast allen gediegenen Productionen den Krieg erklärt hatte, so haben wir ein sehr mittelmäßiges Theater gehabt. — Reinhardt ist besonders hervorzuheben. Sein Bertrand von Ranzau im Minister und Seidenhändler, und Doctor Löwe im Oheim, waren Schöpfungen eines sich bewußten denkenden Künstlers und haben hauptsächlich dazu beigetragen, die sonstige Misere unsers Theaters vergessen zu machen. — Wilke besitzt einiges komische Talent, welches eben hinreicht, das Publicum momentan aufzuheitern, gleicherweise wirkt Schütz (Bruder des braunschweiger Schütz) nach Möglichkeit dahin, durch Harlekinaden seine Directionsführung vergessen zu machen. — Unsere Oper hat durch Albrecht's geschickte und umsichtige Leitung Schwierigkeiten aller Art überwunden. Ein verstimmter Tenor, ein roher mißtöniger Baß, Sopranstimmen, die in der Auflösung begriffen sind, fünf, höchstens sechs nothdürftig musikalisch gebildete männliche und ebenso viele weibliche Choristen, nur einen verwendbaren Bariton (Stürmer) und zwei bis drei zwar gebildete, aber schwache Sopransolos; mit solchen Kräften Opern wie die Nachtwandlerin, Oberon, Figaro's Hochzeit, Don Juan, die Zauberflöte ꝛc., leidlich herauszubringen, zeugt gewiß, daß das Hrn. Albrecht gezollte Lob kein unverdientes ist. —

Zur Beförderung der bildenden Künste hat sich ein Kunstverein gebildet, der die Aufmunterung hiesiger Talente, Ausbildung des Kunstgeschmacks durch Ankauf ausgezeichneter Bildwerke, und vielleicht nach Jahren auch eine Kunstausstellung bezwecken will. — Eine Nachbildung des berühmten Tintoretto'schen Gemäldes „die Erweckung Lazari" aus der St. Katharinenkirche, von einem jungen geschickten Zeichner Wilh. Stöltzner unternommen, dürfte noch zu erwähnen sein.

Literarisch Neues gibt es sehr wenig. — Unsere Literaten kennen die Leser der „Eleganten" bereits; es genügt zu wissen, daß Hr. Asmus keinen neuen Räuberroman geschrieben und nicht mehr originell für die Originalien wirkt, daß Hr. Hintze fortfährt, durch kleine mitunter sehr gehaltreiche dramaturgische Aufsätze auf die hiesigen theatralischen Zustände einzuwirken, und daß er das erwartete und für die Nachwelt bestimmte Epos durch ein Gedicht, den hiesigen Kämpfern von 1813 und 1815 zum Tage des silbernen Gedächtnißjubiläums gewidmet, zu ersetzen gesucht hat. Ein Journal, das geeignet wäre, die geistigen Interessen zu fördern, und mit dem Leben zu vermitteln, existirt zur Zeit noch nicht. — Ob und wann ein solches in Wirksamkeit treten wird, bleibt der lübeckschen Zukunft anheimgestellt. — Unsere neuen lübeckschen Blätter bleiben ihrer einseitigen Tendenz getreu; sie erlauben sich mitunter eine Reform irgend einer Sache anzuregen, wissen sich aber phlegmatisch zu beruhigen, wenn die angeregte Reform unterbleibt. — Doch kann bei dem jährigen Wechsel der Redaction vielleicht bald eine lebensfrischere Richtung erwartet werden. — Rumohr's Reisen 3ter Band, Fr. Lieboldt's Heilkräfte des Meerwassers und L. v. Rohden's Lebensbeschreibung Johannes des Täufers werden jetzt von der v. Rohden'schen Buchhandlung als neuer Verlag angezeigt. — Beurmann's Memoiren eines Advocaten haben in hiesigen Kreisen bedeutende Sensation erregt. Man will fast sämmtliche Personalitäten als gute Bekannte von hier erkannt haben. — Eine große Fertigkeit in der Skizzirung von Situationen und Portraits wird man Hrn. Beurmann nicht ableugnen können.

Notizen.

[Reiseliteratur.]

Nach Fenimore Cooper erschienen bei Mayer in Braunschweig „Lebensbilder aus Frankreich, den Rheinländern und der Schweiz," zwei Bände, und „Erinnerungen aus Europa," ebenfalls zwei Bände, beide bearbeitet von Steger. Cooper urtheilt zu sehr als einseitiger Yankee über europäische Zustände, und die interessanten einzelnen Notizen selbst, die wenigen Fettblasen, verschwimmen in der monotonen Bouillon dieser breiten Reiseschilderungen. — Als freimüthigen und ehrlichen Beobachter der bairischen Zustände in Griechenland und als glücklichen Landschaftsmaler zeigt sich Schwarzwälder in seinen etwas nachlässig, aber einfach ansprechend geschriebenen „Erinnerungen an Griechenland." (Brieg, K. Schwartz). — Die äußerst lebendig geschriebenen und charakteristischen „Reise- und Lebensbilder aus Südfrankreich und der Schweiz" von Alexander Dumas kamen in guter Uebersetzung bei W. Engelmann heraus. Menschen und Zustände, Situationen und Localitäten sind mit gleicher Frische und Naturtreue geschildert. Man erstaunt über die Empfänglichkeit, womit Dumas die deutschen und schweizerischen Sagen zu genießen und wiederzugeben weiß.

[La Crème.]

Wir wissen, daß die exclusive wiener Gesellschaft sich selbst den Titel la crème zugelegt hat. Auf diese Aristokraten erschien, wie Mistreß Trollope in ihrem Buche über Wien erzählt, ein Spottgemälde. Man sah darauf eine hohe, gerade, glatte Kletterstange, auf dem Gipfel derselben einen goldenen Schlüssel und um ihren Fuß ein mit Crème, der göttlichen Flüssigkeit, gefülltes rundes Becken. Ungefähr auf einem Drittel der Höhe klettere eine Person, in der mühseligsten Anstrengung begriffen, den kostbaren Schlüssel zu erreichen. Darunter las man die Devise: S'il ne parviendrait pas à son but, au moins il tombera dans la crème.

[Die Deutschen im Auslande.]

Es ist merkwürdig, wie viel deutscher Auswurf sich unter Gottes freiem Himmel umhertreibt! Wir haben das Lumpenpapier erfunden, wir haben ein Recht auf die Lumpe! Unser von Kindesbeinen auf gedrücktes Bewußtsein läßt bei den Wenigsten ein wirkliches National-Ehrgefühl aufkommen. Es ist bekannt, daß unter allen Auswanderern in Nordamerika so gut wie in Algier das deutsche Gesindel das verachtetste, ärmlichste und am meisten dem Trunk ergebenste ist. Hinter einander standen in Paris die Deutschen vor Gericht: der lächerliche Abenteurer Fr. Schiller, als Zeuge gegen die Grouvelle, Willand, der seinen Sohn mit so unnatürlicher Grausamkeit behandelte, und Eiermann und Blum, die der Betrügerei angeklagt waren!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 180. — den 14. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

Mitternacht war vorüber, als eine Anzahl Boote sich in Bewegung setzte, die, mit einigen Hundert der tapfersten Grenadiere bemannt, ihre Richtung nach der Citadelle nahmen. General Andreossy war der Anführer des abenteuerlichen Zuges und hatte den Befehl, sich des Hinterthores zu bemächtigen, die Fallbrücken auf dem Damme San Giorgio niederzulassen und so einen Weg zu bahnen, über welchen die versammelten Truppen in die Stadt stürmen sollten. Entfernt von diesen Booten schwamm fast in derselben Richtung ein kleiner Kahn, den Angelo mit kräftiger und sicherer Hand durch die ziemlich hoch gehenden Wogen lenkte, indessen General Serrurier unthätig dasaß und mit angestrengter Aufmerksamkeit über die Fläche des Sees blickte. Zwei Boote, dicht gedrängt voll Krieger, folgten diesem Kahne in einer angemessenen Entfernung. Als das kleine Fahrzeug der Stadt nahe kam, hielt der junge Mann an und sagte zu seinem Begleiter: „Laß hier die Boote halten und laviren, Bürger-General, bis wir ihnen ein Zeichen geben.“ Den herankommenden Booten wurde dieser Befehl ertheilt und der Kahn setzte seinen Weg fort.

„Welche Unvorsichtigkeit, Angelo!“ flüsterte Serrurier, als der Kahn näher ans Ufer kam und keine Spur einer Besatzung sich zeigte. „Wäre es möglich gewesen, hinreichende Fahrzeuge aufzutreiben, man hätte die halbe Armee hierher führen können.“

„Damit wir für jeden möglichen Fall sicher sind, so wiederhole mir die Befehle des Feldherrn“ bat Angelo.

„Sobald Andreossy Meister des Dammes ist, gibt er uns durch eine Rakete ein Zeichen. Die hundert Grenadiere, die mir folgen, werden alsdann nach Deinem Plane landen und durch Deinen Palast in die Stadt ziehen, um einen panischen Schrecken unter dem Feinde zu verbreiten. Findet Andreossy unübersteigliche Hindernisse, so setzt eine Leuchtkugel uns davon in Kenntniß; eine Rakete vom Ufer aufsteigend, gilt ihm und uns als Befehl zum Rückzuge. Das ist Alles.“

„Der Himmel gebe seinen Segen!“ betete Angelo und Serrurier stimmte ein in diesen Wunsch und fügte hinzu: „Wenn unser Unternehmen mißlingt, so werden Monate hingehen, ehe wir als Sieger in Mantua einziehen können; denn Alvinzy bricht mit zwei Armeen in Italien ein und das Belagerungsheer muß geschwächt werden, um ihm widerstehen zu können.“

„Wir sind zur Stelle,“ unterbrach Angelo den General und trieb den Kahn gewaltsam in ein Gesträuch, welches an der Gartenmauer des Buonarotti'schen Palastes wuchs. Beide Männer stiegen aus, Angelo faßte Serrurier's Hand und zog ihn durch eine verwachsene Maueröffnung in den Garten. Beide verschwanden in der schwarzen Finsterniß; ein Geräusch, welches in ihrer Nähe sich erhoben hatte, als sie den Garten betraten, hatte Keiner von Beiden bemerkt. Kaum aber waren sie in den Baumgängen verschwunden, als die kleine schmächtige Gestalt des alten Biruztemps sich erhob, einen Augenblick

sinnend dastand, dann wie ein Wurm hinkroch an das Ufer, den Kahn hastig losband, mit Anstrengung aller Kräfte in den See trieb und nun mit eben so viel Eile als Vorsicht beiden Männern folgte. Sobald der Späher entdeckt hatte, wohin Beide sich verloren, stürzte er in Wurmser's Gemächer und verlangte augenblicklich Einlaß. Aber der Feldmarschall ordnete selbst den Ausfall, welchen seine Truppen unternehmen sollten, und die wenigen Personen, welche in der Wohnung zurückgeblieben, nahmen von den unverständlichen Andeutungen keine Notiz, ja, es kostete dem Alten Mühe, zu verhindern, daß er als verdächtig bis zur Zurückkunft des Generals angehalten wurde. Nach kurzem Besinnen erzwang sich Vieuxtemps fast gewaltsam Einlaß bei dem alten und kranken Buonarotti.

In dem entlegenen Gemache, welches dem Leser von früher schon bekannt ist, waren die Verschworenen versammelt und hatten mit aller ceremoniellen Feierlichkeit ihre Sitzung eröffnet. Sie trugen außer den Dolchen heute Pistolen und Seitengewehre und Alles schien anzudeuten, daß sie Lust hatten, an dem nahe bevorstehenden Kampfe thätigen Antheil zu nehmen. Nach einigen einlaufenden Berichten über den Stand der Dinge nahm Cerrachi das Wort und sprach: „Brüder und wackere Köhler, es ist unsere Aufgabe, bei dem heutigen Kampfe unthätig zu bleiben. Bonaparte hat die Hülfe, welche wir durch einen Volksaufstand in Mantua ihm reichen wollten, entschieden abgelehnt, und besteht darauf, mit seinen Truppen allein zu wirken —"

Ein Gemurmel des Mißmuths und der Unzufriedenheit erhob sich in der Versammlung bei dieser Nachricht, verlor sich jedoch allmälig, als Cerrachi fortfuhr: „Laßt uns, geliebte Brüder, nicht mit ihm hadern über die Gründe zu dieser Handlungsweise. Wenn die Wölfe vertrieben werden aus dem Walde und von dem Meiler, so ist des Köhlers Wunsch erfüllt, und Bonaparte wird sie vertreiben. Aber Bruder Angelo, der rüstigste der Köhler, hat es übernommen, den General herzuführen in unsere Hütte. Wir wollen seinen Schwur hören, daß er das Vaterland befreien und seine republicanische Verfassung befördern will. Leistet er den Schwur, so sei Gott der Allmächtige und der heilige Theobald mit ihm und seinem Unternehmen."

„So sei es," stimmten die Verschworenen ein und setzten sich nieder in lautloser Ruhe, die Eintretenden erwartend, deren Tritte sich bereits in der Nähe des Einganges hörbar machten. Angelo trat herein, den zögernden Serrurier nach sich ziehend.

„Er ist es nicht," rief Cerrachi, die Eintretenden erblickend. —

„Nein, er ist es nicht," wiederholte Angelo, und berichtete Bonaparte's Weigerung und die sonstigen Resultate seiner Sendung.

Während die Gesellschaft noch stumm war vor Staunen und Unwillen über die Unfügsamkeit Bonaparte's, erschollen von außerhalb die Worte: „Hier, hier sind die Verräther!" und durchfuhren wie ein Blitzstrahl die ganze Versammlung. In demselben Augenblicke stürzte mit den Wächtern zugleich der alte Buonarotti im Nachtkleide herein. Sein Anblick war gespensterhaft, seine eingefallenen Augen waren weit aus den Höhlen getrieben von der Gewalt des Zornes. Die dunkle Röthe seines Antlitzes contrastirte fürchterlich mit den tiefgefurchten Wangen und der Hinfälligkeit seiner zum Theil entblößten Glieder. Wie der Strafengel an den Pforten des Paradieses, also trat diese geistergleiche Gestalt an die Thür des Gemaches, und irgend eine in der Gluth des Zornes ergriffene Waffe schwingend, donnerte er mit hohler Grabesstimme: „Verräther! schändliche, nichtswürdige Verräther, die Ihr dieses Haus der Ehre schändet durch Eure Verbrechen, fahrt zur Hölle! und Du vor Allen, Ungeheuer, das ich Sohn genannt!" Und mit letzter Kraft schleuderte er die Waffe nach dem Haupte Angelo's, ohne jedoch dasselbe zu treffen; die Versammlung erhob sich jetzt vereint gegen den Eindringenden, alle Dolche waren gezückt auf den Greis, der mit lautem, wahnsinnigem Gelächter zusammenbrach und sinkend die Worte rief: „Angelo, wo bist Du? her mit Deinem Dolche! hier, hier ist das Herz des Vaters!" Angelo warf sich mit der Kraft der Verzweiflung zwischen den Greis und die Verschworenen. Die nächsten mit unwiderstehlicher Gewalt zurückschleudernd, rief er mit fürchterlicher Stimme: „Zurück von ihm, Unglückliche! Wer nur ein Haar dieses Greises krümmt, ist des Todes!" Und den Vater, wie ein leichtes Kind in den Arm nehmend, entfernte er sich mit Windeseile aus dem Zimmer.

Noch war die Versammlung gelähmt von dem Eindrucke der letzten Augenblicke, als Angelo zurückkehrte und seinen Brüdern die Worte zurief: „Zerstreut Euch! flieht! Ich habe die Stimme des Verräthers erkannt. Er weiß Alles, und in wenigen Minuten sind wir Alle verloren. Ohne die Frage, wer der Verräther sei, zu beantworten, ergriff der Jüngling die Hand Serrurier's und verschwand mit demselben in den weiten Corridors des Palastes.

Die mit jedem Augenblicke wachsende Gefahr, die Ahnung, daß ein neues Hinderniß ihnen entgegentreten könne, lag zermalmend auf seiner Seele und machte ihn unfähig zu jedem andern Gedanken, als den der Rettung des Generals. Was dieser auch fragen mochte, er erhielt als Antwort nur die wiederholte Betheurung, daß Angelo mit Leben und Ehre bürge für sein Leben und seine Rückkehr. Aufgeschreckt durch das ungestüme Hin- und Herrennen Angelo's, hatte Laura ihr Lager verlassen und trat in dem Momente aus ihrem Gemach, als Angelo mit Serrurier vorbeiging. Ahnend, daß irgend ein unheildrohendes Geheimniß den Geliebten durch die Räume des Pallastes trieb, warf sich das Mädchen an Angelo's Brust und flehte, beschwor ihn, zu weilen und sich keinen Gefahren Preis zu geben. Aber er wehrte sie ab mit sanfter Gewalt, sandte sie dem todtkranken Vater zur Hülfe und setzte seinen Weg fort. Beide Männer durcheilten den Garten und gelangten zu dem Eingange. Tief aufathmend sprang Angelo nach der Stelle, wo das rettende Fahrzeug verborgen war; aber ein durchdringender Schrei des Entsetzens entfuhr seinem Munde, als er die Stelle leer und das Fahrzeug verschwunden fand. Betäubt und verwirrt ergriff er von neuem die Hand des Generals und wollte ihn in den Garten zurückziehen. Erst als dieser sich entschieden weigerte, nur einen Schritt zurück zu thun, gab Angelo eine dürftige Erklärung der neuen Gefahr. Serrurier beharrte auf seiner Weigerung und wollte schwimmend den Weg suchen zu seinen Booten; aber seine Kniee umfassend, mit dem unwiderstehlichen Tone eines mit dem Tode Ringenden, rief Angelo: „Nein, Du kannst, Du darfst nicht. Du würdest untergehen in den Wirbeln des Sees, die gerade hier am häufigsten sind; Du würdest untergehen vor Ermattung, wenn Du die Richtung der Boote verfehltest. Ich bürgte für Deine Rückkehr mit Ehre und Leben, ich muß und werde Dir Rettung bringen." Und unwiderstehlich riß er den Widerstrebenden fort in den Garten. Der General willigte endlich ein, in einen nahen Pavillon zu treten, von wo ihm jeden Augenblick der Weg zur See frei stand. Sobald er eingetreten war, eilte Angelo von neuem nach dem Versammlungsorte der Carbonari. Aber das Gemach war leer, die Verschworenen hatten, der dringenden Aufforderung Angelo's folgend, sich durch jenes Pförtchen, welches ihnen zum Eingange diente, entfernt. Jetzt blieb ihm nur eine Hoffnung: er stürzte zu Laura, riß sie aus dem Zimmer, in welchem Buonarotti in schwerer Ohnmacht lag, heraus, und mit aller Leidenschaft seiner aufgeregten Sinne flüsterte er: „Laura, bei Deinem Seelenheile und der Liebe, die Du einst für mich empfunden, beschwöre ich Dich, zu thun, was ich Dir sage: Lausche, wie die säugende Löwin auf den Tritt ihres Feindes, auf das Herannahen der Oesterreicher; sobald sich Truppen dem Palaste nähern — aber ums Himmels willen nicht eher — eile an das Ende des Gartens in den alten Pavillon und gib mir Kunde. Mädchen, ich lege mein Leben und meine Ehre in Deine Hand! Beherzige meine Bitte und erfülle sie!" — Ohne dem bestürzten Mädchen Zeit zu einer Frage zu gönnen, stürmte Angelo hinweg, durcheilte von neuem den Garten und verschwand in wenigen Minuten in den Wogen des Sees.

Eine volle Viertelstunde verharrte Serrurier in Pavillon und seine Ungeduld stieg aufs Höchste. Die Finsterniß der Nacht verlor sich allmälig, die Wolken zerrissen und der Mond blickte hellleuchtend durch die Oeffnungen. Von der Citadelle her dröhnte ein Kanonenschuß durch die lautlose Stille; bald folgten ihm hundert andere und verkündeten den Angriff Andreossy's. Der General zog sein Schwert, trat ins Freie und blickte mit Späherblicken nach der Gegend, wo sein Auge das ersehnte Feuerzeichen erwartete. Eben wollte er, aller Warnungen Angelo's ungeachtet, einen Weg suchen durch die dunkle Fluth, als ein Mädchen mit allen Zeichen der Todesangst dem Pavillon zueilte und mit zitternder Stimme rief: „Angelo! flieh, flieh! zahlreiche Truppen dringen in das Haus; in der nächsten Minute bist Du verloren." Jetzt gab es keine Wahl mehr und entschlossen schritt der General durch den Gartenausgang dem See zu. In seinem Rücken ertönte das Getöse der herannahenden Oesterreicher und er war im Begriffe sich in den See zu stürzen, als naher Ruderschlag sein Ohr traf und ein flüchtiger Mondesstrahl ihm die Boote in seiner unmittelbaren Nähe zeigte. Einen Augenblick später sprang Angelo triefend und erschöpft ans Ufer und den General umfassend, jubelte er mit lauter Stimme: „Dank dem ewigen Gott, Du bist gerettet! Nun fort, fort!"

„Komm, komm, Unglücklicher!" drängte Serrurier „Deine Verfolger sind schon im Garten!"

„Ein sterbender Vater harrt meiner," sagte der Jüngling mit brechender Stimme, ich bleibe! Du aber flieh! schnell! Leb wohl, ewig wohl!"

Mit diesen Worten drängte er den General in eine Barke, die bald blitzesschnell auf dem Spiegel des Sees dahinfuhr. Aus der Ferne stieg die verhängnißvolle Leuchtkugel empor und eine Rakete von dem jenseitigen

Ufer folgte ihr sogleich als Antwort. Angelo stand am Ufer und überblickte die Fläche des Sees, das zunehmende Getöse im Garten schien er selbst dann nicht zu bemerken, als bereits Soldaten die Oeffnung durchbrochen hatten und ihn umgaben; seine letzten Kräfte hatten sich concentrirt in seinem Blicke, der gefesselt hing an den hingleitenden Booten; als er dieselben nicht mehr erreichen konnte, da brach die übermäßig angestrengte Kraft des Jünglings und er sank todesmatt und bewußtlos nieder.

Als Angelo erwachte, umwebte Kerkerluft seine verdunkelten Sinne und mühsam mußte er sich die Begebenheiten an einander reihen, die ihn hierher geführt. Mit den Waffen in der Hand hatte man ihn ergriffen und der Jüngling verhehlte durchaus nicht, daß er dieselben zu Gunsten des Feindes getragen. Bei dieser Gestalt der Dinge machte das Kriegsgericht kurzen Proceß und verurtheilte ihn zum Tode. Aber die Einflüsterungen Vieuxtemps' hatten alle Symptome einer bestehenden Verschwörung in Erinnerung gebracht und die Oesterreicher zu dem Versuche angespornt, dieses dunkle Gewebe zu entwirren. Ein Verschwörungsproceß ist zu reizend für schwachköpfige Aktenwürmer, um ihn fahren zu lassen, und so überlieferte man Angelo einer Commission, die schon seit längerer Zeit mit der Untersuchung der revolutionären Sympathie in Italien beauftragt war. Also vergingen Monate, während welcher man den Jüngling durch alle ersinnlichen Quälereien zu einem Geständnisse über diesen Punkt zu bringen suchte; ja, es würden Jahre darüber vergangen sein — denn derartige Erscheinungen bleiben sich zu allen Zeiten gleich — wenn nicht die Ereignisse eine Beschleunigung herreingebracht hätten.

Diese lange und traurige Zeit verlebte Angelo in stillem Hinbrüten; daß Bonaparte's Unternehmen gänzlich mißlungen und Mantua den republikanischen Fahnen noch immer verschlossen sei, sagte ihm seine fortdauernde Haft. — Die rege Phantasie gaukelte ihm tausend Bilder des Schreckens und Unglücks vor, die alle die aufdämmernde Freiheit seines Vaterlandes bedrohten. Außerdem traten die theuern Gestalten des todtwunden Vaters und der leidenden Geliebten marternd vor seine geängstigte Seele und er bot vergebens Alles auf, um von seinen Peinigern die Vergünstigung zu erlangen, nur einmal den Vater sehen zu dürfen.

Was aber dem Jünglinge nicht gelang, das erwirkte Buonarotti leicht von dem biedern Wurmser. An das Schmerzenslager des Greises trug der ehrwürdige Feldherr Trost und Beruhigung. Mußte auch nach seiner eigenen Ueberzeugung der Verräther mit dem Leben büßen; so gewährte er doch gerne dem schwer getroffenen Vater den Anblick des einzigen Sohnes, und Angelo war freudig überrascht, als plötzlich eine starke Wache bei ihm den Auftrag verkündete, ihn in den Palast seines Vaters zu geleiten.

(Der Beschluß folgt.)

Englische Romane.

Romantische Erzählungen aus der Geschichte und den Ueberlieferungen des schottischen Grenzlandes, von J. M. Wilson. Deutsch v. H. Roberts. Leipzig, Weber.

Das schottische Grenzland ist der Schauplatz vieler alten Balladen. Der vor kurzem verstorbene John Mackay Wilson schrieb eine Reihe von Erzählungen, die den Charakter der Balladen verrathen. Durch Walter Scott's Romane ist dieser Boden dem deutschen Publicum genugsam zugänglich gemacht. Wir finden unter anderem auch eine Geschichte „vom gebrochenen Herzen," die vielfach verändert oft genug angetroffen wird, unter anderem auch in Irland, in der Geschichte Robert Emmets und der irländischen Revolution; man kennt sie nach Thomas Moore's Erzählung. Auf schottischem Grund und Boden fällt diese Tragödie eines weiblichen Herzens in die Zeit der Stuart's, welche mit Hülfe der Schotten den englischen Thron wieder gewinnen wollten. James Dawson, der 1745 an dem Versuche Theil genommen, wird gefangen. Fanny Lester, seine Geliebte, beredet ihn, sein Unglück muthig zu tragen. Sie selbst zeigt einen seltenen Heroismus, sieht ihn das Schaffot besteigen, sein Haupt fallen — und stirbt am verhaltnen Weh, am gebrochenen Herzen.

Notizen.

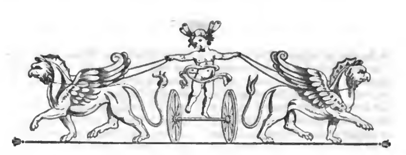
[Pferde-Literatur.]

Das Literaturblatt zum Morgenblatt hatte sich so eben erst mit deutschen Lyrikern und der „Werdelust des halleschen Dichterbundes" beschäftigt, als es auch schon Berichte über Bücher bringt, welche Pferde, Pferdezucht und Zugehöriges zum Gegenstande haben. Man könnte fast sagen, der Beurtheiler behandle die Poeten wie Pferde, und die Pferde wie Poeten.

[Glückliche Verbesserung.]

Auf den österreichischen Bühnen ist aus gewissen Rücksichten der Hofmarschall Kalb in Kabale und Liebe in einen Ober-Hof-Garderobemeister verwandelt. Wie klingt es nun, wenn Ferdinand Luisen zudonnert: „Hast du den Ober-Hof-Garderobemeister geliebt? — In wenig Stunden wirst du vor Gott stehen!"

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **181.** — den 15. September 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Beschluß.)

Wer ermißt den Jammer seines Herzens, als er eintrat in die Räume, wo er seine Kinderzeit verlebte? Hingegossen im tiefsten Schmerzgefühle lag Laura zu den Füßen Buonarotti's, und als sie sich erhob und den Eintretenden umschlang mit leidenschaftlicher Heftigkeit, vermochten ihre bebenden Lippen nicht ein Wort zu sprechen. Aber heiße Thränen stürzten aus ihrem schönen seelenvollen Auge und netzten des Jünglings Antlitz. Der liebende Blick schien sie auszusenden als ein Bad der Sühnung, welches jeden Vorwurf, jedes Schuldgefühl von der Seele des Jünglings abwaschen und ihn entsündigt hinstellen sollte vor die verzeihende Geliebte. Auf dem Krankenlager hingestreckt lag der bleiche Vater, Schmerz und Kummer hatten ihn abgezehrt bis zum Gerippe; während sein halbgebrochenes Auge an dem Sohne hing, versagten die zitternden Arme ihm den Dienst, und er vermochte nicht, sie dem Kinde entgegen auszubreiten, wie der Drang seines Herzens es gebot. Angelo stürzte ihm entgegen, sank an seine Brust und die welken Hände des Greises umschlangen ihn mit möglichster Kraft, als fürchteten sie, daß der Ersehnte ihnen wieder entrissen werde.

„Sohn, ungehorsamer, böser, unglücklicher Sohn!" flüsterte der Greis mit schwacher Stimme. „Siehst Du, wohin es führt, wenn wir zu fest hangen an einem Phantom."

„Vater!" flehte Angelo, „nicht diese Sprache in der einzigen bangen Stunde, die uns vergönnt ist. Vergebung ist das Wort, welches ich aus Deinem Munde zu hören wünschte; Vergebung ist das Wort, welches wohlthätig nachhallen soll in meiner Seele, wenn die nächsten Tage mich wieder mit Schrecken umfassen. Vater, sprich es aus, dieses Wort! Vergebung Deinem Sohne!"

„Ich vergebe Dir!" seufzte Buonarotti und ein Strahl der Freude trat in sein erlöschendes Auge.

„Ich weiß, daß ich Dich gekränkt, schwer gekränkt habe. Zwar hatte mein Herz keinen Theil daran, und ich war nur der Vollstrecker eines höheren, unwiderstehlichen Willens. Aber es war doch der Sohn, von welchem Du den Schlag des Schicksals empfangen; und ich fühle, wie schwer es Dein Herz getroffen."

„Fühlst Du das, mein Angelo?" stammelte freudig bewegt der Kranke. „Sieh', sie ist ein Pesthauch, diese Zeit, ein tödtender Sirocco, der jedes Liebesband erstickt; sie ist eine Hyäne, diese Freiheit, die sich nur von den Leichen gebrochener liebender Herzen nährt. O, sie sind fluchwürdig, diese Worte: Zeit und Freiheit! Nicht wahr, mein Sohn, sie sind's?"

„Vater," antwortete der Jüngling mit ernster Würde, „wir stehen beide am Rande des Grabes und in einer kurzen Spanne Zeit sehen wir uns wieder in einer Welt, wo all' diese Zerwürfnisse aufgehört, all' diese Kämpfe ausgetobt haben. Kannst Du Deinen Sohn dort freudig umarmen, wenn er hier mit einer Lüge von Dir

scheidet? Kannst Du ihm ein liebendes Herz entgegentragen, wenn er in der Stunde der Gefahr den neuen Weltheiland verläugnete? Du kannst es nicht, und ich lüge nicht. Nein, mein Vater, die Zeit ist mild und freundlich, sie trägt in ihrem breiten Schooße willig jedes Band der Liebe. Aber sie zermalmt das Individuum, welches vermessen eingreift in ihr Rad und sie aufhalten will in ihrem hehren Gange. Und die Freiheit ist ja die Mutter der Liebe, die weltbeglückende Göttin, deren einziges Gesetz Liebe, reine allgemeine Liebe heißt. Sie bricht keine Herzen; aber die Herzen brechen und verdorren, die ihre Liebe nicht suchen in ihr, dem ewigen Quell der Liebe."

„Sohn, Sohn! laß uns schweigen," jammerte Buonarotti. „Ach, wenn sie nur mein Herz gebrochen, weil es ihr widerstehen zu müssen glaubte, so wollte ich Dir glauben. Aber brach sie nicht auch das Deine, das ihr angehörte, mehr angehörte, als es sollte."

„Sie that es nicht, mein Vater," entgegnete Angelo, „ich sterbe, weil das Schicksal mich in einem kleinen Kreise zum Vorläufer einer neuen Zeitepoche ausersehen hat. Der Heiland starb, damit die beseligende Idee seiner Gotteslehre die Welt beglücke und der Tod war sein schönster Triumph. Mag das Individuum untergehen, die Idee, deren Träger es war, erhebt sich siegreich über seiner Leiche und erfüllt eine Welt mit ihrem Segen. Aber laß uns nicht reden von diesen Dingen, mein Vater. — Unsere Rollen sind ausgespielt in der Weltgeschichte, und wir haben unsere Pflicht erfüllt; wir treten ab und gehören uns wieder selbst an. Lieben wollen wir uns in der kurzen Stunde, die uns vergönnt ist, lieben mit der ganzen Kraft der vollen überwallenden Seele."

„Ja, lieben!" rief der Greis mit brechender Stimme. „Sohn meiner Liebe und meiner Schmerzen! Und auch Du, mein zartes, holdes Kind, armes unglückliches Mädchen, komm an mein Herz. Mag die Zeit höhnisch vorbeirollen, wenn ich Euch umschließe, es kümmert mich nicht. Meine ganze Seele ist ja nur Liebe für Euch, und mein letztes Wort sei, Euch zu sagen, ich liebe Euch!"

Mühsam erhob sich der Greis von seinem Lager; seine leuchtenden Blicke klammerten sich fest an die Gestalten seiner Kinder, die dürren Arme umschlossen Beide mit krampfhafter Innigkeit, und in langer Umarmung drückte er sie an seine Brust, als wollte er sie auf ewig mit sich vereinigen. Als Angelo endlich sich erhob, saß der Vater starr und leblos auf seinem Lager; sein Herz war gebrochen in dem seligen Genusse der langentbehrten Liebe. Ein milder Friedensengel hatte ihn abgerufen aus einem Leben, welches in der letzten Zeit durch eigene Schuld ihm so wenig Freude geboten hatte. Laura gab sich einem maßlosen Jammer hin, als sie den Tod des Vaters gewahrte; Angelo schloß des Greises weitgeöffnete Augen, drückte mit kindlicher Herzlichkeit den letzten Kuß auf seine hohe Stirn, und ein paar heiße Thränen fielen auf das bleiche Antlitz des Entseelten. —

Zu lange schon hatte Angelo geweilt im elterlichen Hause. Der tiefergriffene Offizier, welcher ihn begleitete, mahnte ernstlich zur Rückkehr. Nach den dürftigsten Anordnungen über das Begräbniß des Vaters riß er sich also gewaltsam los von der theuren Leiche, gewaltsam und mit blutendem Herzen von der Geliebten, die bewußtlos dalag in dem Uebermaße ihres Schmerzes und augenblicklich den herbsten Verlust nicht fühlte, welchen sie erleiden mußte.

Düstern Blickes und gedankenschweren Hauptes saß Wurmser in seinem Zimmer und sann nach, wie er seinem Kaiser die letzte Stadt, das letzte Stück Landes in Italien erhalten könne. Aber sein Sinnen war vergebens; wie er auch flehend hinaussah nach dem düstern Winterhimmel und dann sein Auge wieder schweifen ließ bis zu der grauen Felsenkette der Alpen; keine Hoffnung der Rettung zeigte sich. Zwei mächtige Heere noch hatte Oesterreich entsandt zur Rettung Mantuas, aber beide waren zerschmettert zurückgekehrt in die heimathlichen Gränzen. So lange der Feind anderwärts beschäftigt war und nur einen Theil seiner Macht gegen Mantua anwenden konnte, hatte der ritterliche Held sich geschlagen um jeden Bissen Brot und mit unermüdeter Anstrengung für seine traurige Existenz gekämpft. Jetzt litt die Armee den bittersten Mangel, und nachdem bereits alle Pferde verzehrt waren, sah der Feldherr sich auf dem Punkte, in wenigen Tagen auch das kärglichste nicht mehr geben zu können. Dieses langwährende Elend hatte Krankheiten und Seuchen geboren, die mit furchtbarer Wuth in der Stadt grassirten. Die Bürger litten natürlich alles Elend der Soldaten mit; aufgereizt durch die Einflüsterungen der Carbonari wurden sie täglich schwieriger und drohten offen mit Empörung und Widersetzlichkeit; täglich fast erschienen Deputationen und forderten den Feldherrn auf, die Stadt zu übergeben; selbst seine Offiziere stimmten ein in dieses Verlangen, und so sah sich denn der Held genöthigt, endlich nachzugeben. Eine Thräne zerdrückend zwischen den grauen Wimpern sandte er seinen ersten Adjutanten Klenau in das Hauptquar-

tier mit der Vollmacht, so ehrenvoll wie möglich zu capituliren.

Bonaparte hatte den Fall der Festung vorausgesehen und den General Serrurier mit der Unterhandlung beauftragt. Dieser war zu Roverbella, als Klenau kam und die Bedingungen vorschlug, unter denen Wurmser die Stadt übergeben wolle. Während beide Krieger den Gegenstand besprachen, trat ein dicht in seinen Mantel gehüllter Offizier herein, nahm unvermerkt die niedergeschriebenen Papiere und setzte sich unbeachtet in eine Ecke des Zimmers. Klenau suchte durch diplomatische Kunstgriffe den französischen General zu täuschen, sprach von den großen Hülfsmitteln, die Wurmser noch immer besitze, und es schien, als ob die Unterhandlung zu gar keinem Resultate führen werde, als der Verhüllte hinzutrat und das Wort nahm:

„Wenn Wurmser" sagte er, „nur noch für 20 Tage Vorräthe hätte und von Uebergabe spräche, würde er keine ehrenvolle Capitulation verdienen."

Klenau horchte hoch auf, als sich dieser Mann in die Unterhandlungen mischte, wurde aber bald belehrt, mit wem er es zu thun habe, als der Sprechende fortfuhr: „Ich ehre das Alter, die Tapferkeit und das Unglück des Marschalls. Hier sind meine Bedingungen, wenn Wurmser morgen die Thore öffnet. Kann er aber noch einen, noch zwei Monate bleiben, meine Bedingungen sind dieselben. Er möge daher sich halten bis zum letzten Bissen Brot. Ich marschire morgen auf Rom und die Unterhandlung ist beendet. Sie kennen meine Entschließung; gehen Sie und reden Sie mit Ihrem General."

Klenau war gerührt, als er Bonaparte's Bedingungen las, es waren die ehrenvollsten. Der Held, den man mit Schmach überhäufte, als die rächende Nemesis ihn ereilt hatte, ehrte den Heldenmuth; Wurmser erhielt mit seinem ganzen Stabe, mit 700 Kriegern und 6 Feldstücken freien Abzug; die Armee wurde kriegsgefangen, durfte jedoch unter der Bedingung, daß sie vor der Auswechslung nicht mehr gegen Frankreich diene, in die Heimath ziehen.

Mantua öffnete am folgenden Tage seine Thore und Serrurier übernahm Wurmser's Degen, um ihm denselben augenblicklich zurückzustellen. Als die Oesterreicher die Stadt verließen, wallte Buonarotti's Leichenzug einsam durch die öden Straßen; kein Freund, kein Liebender folgte dem Sarge, er sank in die Gruft, ohne daß eine Thräne ihm nachfiel.

Zwei Tage später war Mantua Zeuge einer rührenden aber schönen Feier; man hatte die Leiche eines Jünglings ausgegraben, der am letzten Tage der österreichischen Herrschaft als Verräther hingerichtet worden war und bestattete sie nun mit allem kriegerischen Pompe, welcher einem in der Schlacht gefallenen Helden gebührt. Die Söhne aus den ersten Familien Mantua's, der republicanische Feldherr mit seinem ganzen Stabe und zahlreiche Offiziere folgten dem Sarge. Das rührendste Bild aber bot eine dicht verschleierte weibliche Gestalt, die trotz aller Abmahnung sich gewaltsam einen Platz in der Nähe der Leiche errungen hatte und still und thränenlos hinter ihr herschritt. Als der Sarg hinabsank und die mütterliche Erde ihn bedeckte, sank auch sie regungslos auf den frischen Hügel und ihre Seele schien unten zu schlafen in der Tiefe, indessen ihr Herz noch in matten Schlägen gegen die kühle Erde klopfte. —

„Er starb einen schönen Tod," sagte Bonaparte, als die Feierlichkeit beendet war, und eine Thräne glänzte in seinem feurigen Auge, „und er starb für mich!"

„Für die Freiheit starb er," bemerkte Cerrachi, der neben ihm stand, „wie wir Alle bereit sind, dafür zu sterben. Möchten einst an unserm Grabe solche Männerherzen in gleichen Gefühlen schlagen, wie am Grabe unsers Angelo."

„Was wird aus ihr?" fragte der Feldherr, auf das regungslose Mädchen deutend.

„Ich will der Wächter ihres Schmerzes sein," erwiederte Cerrachi. „Wenn sie diese Stunde überlebt, so magst Du sie nach Rom bringen, wo sie noch Verwandte hat."

Ein Adjutant trat heran, dem Feldherrn einfach meldend: „Es ist geschehen." Fast willenlos fragte Cerrachi: „Was ist geschehen?"

„So eben," antwortete Bonaparte, „wurde ein Spion, ein alter Emigrant, gehängt, der vor einigen Tagen ertappt wurde, als er eben unsere letzten Posten überschreiten wollte, um Wurmser Berichte und Befehle aus Wien zu bringen."

Englische Romane.

Astoria, oder: Abenteuer in den Gebirgen und Wäldern von Canada von Washington Irving. Deutsch von Dr. E. Brinckmeier. 3 Bde. Braunschweig, Meyer sen.

Astoria ist der Name einer Handelsgesellschaft, welche von Mr. John Astor, einem der unternehmendsten und thätigsten Kaufleute Amerikas, begründet wurde und den Zweck

hatte, den Pelzhandel durch die ödesten Steppen und Wildnisse des ungeheuren Continents, bis über die Rocky-Mountains und an die Küsten des stillen Oceans zu führen. Die ersten Unternehmungen dieser Gesellschaft mit allen ihren Gefahren und Mühseligkeiten sind es, die Irving hier treu nach den Documenten der Unternehmer beschreibt und mit einzelnen Blumen der Phantasie ausschmückt. Der Anfang des Buches gibt eine allgemeine und übersichtliche Skizzirung des amerikanischen Pelzhandels und seiner ersten Beförderer, eine Hindeutung auf den Einfluß dieses Handels auf die Fortschritte der Civilisation und ein Genrebild von dem Leben und Treiben in den fernen, von aller Cultur weit entlegenen Handelsstationen. Sodann begleiten wir eine Seeexpedition auf dem Schiffe „The Tonquin" von Neu-York die Küsten des stillen Oceans entlang und den prächtigen Columbiastrom aufwärts; eine Fahrt, reich an Gefahren und Schrecknissen, aber auch reich an Scenen einer großartigen und wilden Natur. Die traurige Katastrophe des Tonquin, welcher von einem Theilnehmer, Mr. Lewis, mit einer Schaar treuloser Indianer, die vorher die ganze Mannschaft niedermetzelten, in die Luft gesprengt wird, bildet einen erschütternden romanhaften Abschnitt des Werkes. Interessanter noch ist eine Landexpedition, die sich nach Beschiffung der Flüsse Mississippi und Missouri durch die riesigen Wildnisse und furchtbaren Steppen des Westens bewegt, die wilden Rocky-Mountains überschreitet und so die Mündung des Columbia zu gewinnen sucht. Wie einst Columbus durch die Wüsten des Oceans, so steuern diese Wanderer durch die pfadlosen Wälder, Steppen und Felsen einem unbekannten Ziele entgegen. Es ist eine Rekognoscirung der Civilisation gegen die rohe Natur, ihren Feind; der erste Schritt der Cultur in der Wüste, auf welchem die Habsucht ihr als Führer dient. Alle Schreckbilder, welche die Phantasie transatlantischer Schriftsteller aus dem großen Kampfe der Civilisation mit der Wildniß und ihren Bewohnern uns vorgeführt hat, werden weit übertroffen von dem wirklichen Elende, den Entbehrungen und Fährlichkeiten dieser einsamen Wanderer. — Diese mannichfachen Abenteuer, die reizende wechselnde Scenerie und der ganz fremde Schauplatz fesseln die Aufmerksamkeit und machen das Buch zur angenehmen Lectüre. Die Darstellung ist lebendig und anziehend; die Charaktere, so wenig sie auch über dem Niveau merkantiler Mittelmäßigkeit hervorragen, interessiren durch ihre Situationen und sind durchweg fest und consequent gezeichnet. In das Leben der Indianer, ihre Sitten, Gewohnheiten, Kriege, Stämme und Aussichten wird uns mancher interessante Blick gewährt und so dem Freunde der Natur- und Völkerkunde vielfache Anregung geboten. — Für die fließende Uebersetzung müssen wir dem Bearbeiter dankbar sein.

R. B.

Crichton. Von W. H. Ainsworth. Aus dem Engl. von W. A. Lindau. 3 Thle. Leipzig, Kollmann.

Wir finden hier das Leben des wunderbar begabten Schotten, Jakob Crichton (1551 geb.) auf eine romanhafte Weise verarbeitet. Er war bereits in sehr jungen Jahren Meister in 10 Sprachen, ein vortrefflicher Tänzer und Reiter, schön, gewandt, ebenso tapfer in kriegerischen wie in gelehrten Streitigkeiten, so daß er in Paris und Rom alle, die es im Disputiren, in gymnastischen Künsten und kriegerischen Uebungen mit ihm aufnehmen wollten, besiegte; mit einem bewundernswerthen Gedächtnisse begabt, war er zugleich ausgezeichnet als Philosoph, Theolog, Mathematiker, Astrolog, Cabbalist und improvisirender Dichter. Er entzückte in Venedig gleicherweise den Doge, wie den gesammten Adel und die Frauenwelt. Alle Genüsse standen ihm offen — seine Zeitgenossen nennen ihn einen fast göttlichen Jüngling, einen Phönix der Welt, ein Wunder seiner Zeit, einen fast dämonischen Geist, den bewunderungswürdigen Crichton. Er soll von seinem Schüler Vincenzo Gonzaga im J. 1582 oder 1583 mit dessen Degen durchbohrt worden sein. Indeß finden sich noch mehrere lateinische Gedichte von ihm aus späterer Zeit, so daß sich seines Lebens Ende eben so wunderbar darstellt, als seine ganze Erscheinung. — Eine so seltsam begabte Person ist allerdings für einen Romantiker ein interessanter Gegenstand; auch ist die Erscheinung Crichton's zu Anfange des Romans spannend, anziehend und gegen einen lebendig bewegten Hintergrund rauflustiger Studenten markirt abgesetzt. Im Fortgange jedoch finden sich der Hofintriguen zu viele ein, als daß Crichton seine überragende Selbstständigkeit behaupten könnte. Der Roman basirt sich auf Crichton's Aufenthalt am Hofe König Heinrichs III. von Frankreich. Der dritte Theil löst sich zum Vergnügen Crichton's, seiner Geliebten und dem allseitigen der Leser.

M.

Notizen.

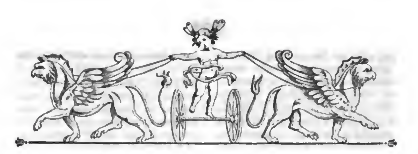
[Clara Wieck.]

In dem Concerte, worin Clara Wieck, jetzt österreichische Kammervirtuosin, jüngst das leipziger Publicum auf ihrem Flügelroß in das Land der Musen trug, bewies die junge Meisterin, daß sie an Kraft, Ausdauer und Fertigkeit nichts verloren, dagegen an Zartheit, Nüancirung und poetischer Auffassung viel gewonnen hat. Ihr Vortrag, möchte man sagen, läßt die Pièces fast wie Bilder und in plastischer Gestalt hervortreten. Vorzüglich gefiel die von Liszt für das Pianoforte übertragene Melodie Schubert's zum Erlkönig; auch die Rennbahn mit Hindernissen in dem halsbrechenden Thalberg'schen Capriccio wurde von der Meisterin zum Erstaunen glücklich überwunden.

[Der größte Schauspieler Rußlands.]

Als den größten lebenden Schauspieler Rußlands nennt man Karategin in St. Petersburg. Ein trefflicher deutscher Schauspieler, der seine Kunst versteht, behauptet, daß Karategin in Europa nicht seines Gleichen habe; seine Stimme besitze eine wahrhaft immense, niederdonnernde und haarsträubende Gewalt. Karategin war ehemals Oberst und trat aus innerer Neigung zur Bühne über. Seine Gage beläuft sich auf 15,000 Thlr., aber er hat außerdem noch Mühewaltungen am Theater, die ihm reichlich bezahlt werden. Man sieht, daß Karategin in jeder Rücksicht außer aller Concurrenz tritt. Er ist auch Schriftsteller und bearbeitet nationale Stoffe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 182. — den 17. September 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838.

Von A. T. Berr.

Alles in der Welt läßt sich vergleichen, — auch die Natur und die Literatur, und diese wohl leichter als manches Andere, das zusammenpassen muß. Die Literatur ist der Inbegriff aller in Schriften niedergelegten Bestrebungen des menschlichen Geistes; eben dieses in Schriften Niederlegen, dieses in eine Sprache Fassen, dies Hemmen des Gedankenfluges, um einen einzelnen auf das Papier zu bringen, führt Schwierigkeiten mit sich, die der Schriftsteller überwinden muß, weil er sie nicht beseitigen kann. Die Natur ist der Inbegriff aller, in noch anschaulicheren, Allen noch mehr verständlichen Zeichen niedergelegten Bestrebungen eines schaffenden Princips, das mit den Unvollkommenheiten der Materie zu kämpfen hat, weil es nun einmal den allgemeinen Weltgesetzen der Schöpfung sich fügt, und nur gleichartige Resultate aus gleichartigen Ursachen, gleichartige Einzelwesen aus gleichartigen Keimen entstehen läßt. — Beide haben auch mit denselben Elementen, die sie bearbeiten, zu kämpfen gehabt; Omar hat die Bibliothek von Alexandria, Wasserfluthen, Orkane, Waldbrände haben die schönsten harmonischen Schöpfungen der Natur zerstört; aber Beide haben wieder Mittel gefunden, aus ihrer eigenen Fülle zu ersetzen, was die rohe Gewalt wilder Menschen und wilder Elemente verschlungen hatte.

Es ließen sich noch unendlich viele Vergleichungspuncte auffinden, wenn die Geduld der Leser eben so unendlich wäre, und wir nicht ohnehin unsern Satz als festgestellt ansähen. — Darauf fußend, theilen wir nun die Natur, wie die Literatur, in die bürgerliche, die romantische und die charakterlose ein. Die beiden ersten streiten sich um die Palme des Sieges, wie in neuester Zeit die Historien- und Genre-Malerei. Wir wollen versuchen, diese Eintheilung der Natur durch Bezeichnung der Merkmale zu begründen. — Zu der bürgerlichen gehören: gut bebaute Felder; grüne blumenreiche Wiesen mit weidenden Heerden; ein hüpfender Bach mit Erlen; ein Teich mit Wassergeflügel; rauchende Hütten, aus vollbelaubten Obstbäumen hervorragend; ein Herrenhaus oder Schloß, das, auf einem Hügel stehend oder daran gelehnt, dem Blick eine Ansicht darbietet; Anhöhen überhaupt; ein Kirchthum, zu dem ein schlängelnder Fußpfad führt, und hohe Bäume, die sie beschatten. — Waldbäume und Wälder machen den Uebergang zum Romantischen. — In diesem Sinne gehört England, mit Ausnahme seiner westlichen und nördlichen Gebirgsstriche, zur bürgerlichen Natur, und wer — wenn er seine weißen Wohnhäuser mit Rankengewächsen und grünen Jalousien, seine Blumengärten, die immer wie nach frischgefallenem Regen glänzen, seine Parks mit den Sammet-Teppichen und sanften Anhöhen, seine weißgekleideten Dorfkinder, seine blanken Rinderheerden, seine Fülle und Cultur in höchster Vollkommenheit sieht, — wer könnte es bestreiten, daß die bürgerliche Natur für vieler Leute Geschmack ein furchtbarer Nebenbuhler der romantischen ist?

Doch auch diese tritt mit nicht geringen Mitteln in die Schranken. Vom dunkeln Forst geht sie über zu Bergen, Felsen, mächtigen Strömen, Seen, Meeren. — Ruinen auf steilen Abhängen, rauschende Waldbäche, über die Baumstämme geworfen sind, der einsame, kluge Auerhahn, der schöne Hirsch, die Gemse, der Reiher, der im einsamen Waldwasser Fische fängt, — dies Alles gehört in ihr Gebiet. Und diese beiden Arten der Natur finden in jedem wohlorganisirten Menschen ihren Anklang, auch wenn sie vereint sich verschönen und die Unterscheidungslinien sich verwischen. Nur die dritte, die charakterlose, wo die Sonne auf weiten Flächen kaum einen Gegenstand findet, der einen Schatten wirft, wo mächtige Ströme sogar durch die Unbedeutendheit ihrer Umgebungen ihre Majestät verlieren — wie ein großer Charakter, der sich durch ein flaches Zeitalter bewegt, — wo einige Birken und Pappelalleen das einzige Grün sind, das dem Blicke begegnet; diese charakterlose Natur sollte der Mensch lieber gänzlich meiden, denn sie verflacht das Gemüth und trocknet die Seele aus.

Die Beleuchtung, die in der Natur die einzelnen Gegenstände heraushebt oder in den Schatten stellt, die einem weißgetünchten Hüttchen Bedeutung geben kann, die einen Blick in zauberhafte Fernen gestattet, oder ein nicht minder wirksames Zusammendrängen des Lichts auf einen Punct bewirkt, die denselben Gegenstand im milden, wehmüthigen Lichte des Mondes, oder im blendenden Glanze der triumphirenden Sonne, schauerlich oder freundlich, kaum bemerkbar oder beherrschend erscheinen läßt, — die Beleuchtung in der Natur möchten wir dem Styl in der Literatur vergleichen. Beide können das an sich Unbedeutende heben und einen gewissen Grad des Wohlgefallens daran hervorbringen; aber das Vollkommene kann nur entstehen, wenn beide, das Licht und die Gegenstände, worauf es fällt, der Styl und der Stoff, würdig gewählt und verbunden werden.

Diese Reflexionen mögen als Einleitung zu einem Ausfluge an die Ahr nicht zur Sache gehörig erscheinen; aber sie gehören dennoch dazu, denn sie sind mir erst bei Gelegenheit einer Wanderung gekommen, die ich von Cöln aus unternahm, weil ich es in der Stadt durchaus nicht mehr aushalten konnte. — Cöln würde ganz zum Fache der charakterlosen Gegenden gehören, wenn nicht das ferne Siebengebirg und einige im Rhein sich spiegelnde Denkmale aus dem Mittelalter ihm einen Anklang des Romantischen gäben; — sonst kann man sich nichts Traurigeres denken, als diese übelangebauten Felder um Cöln herum, diese elenden, baumlosen Dörfer, mit Häusern, die man nicht ohne Mitleid oder Abscheu ansieht. Man gewöhnt sich wohl endlich daran und sucht gelegentlich irgend eine leidliche Ansicht zu gewinnen, oder begnügt sich, von Deutz aus die weitgedehnte Stadt im Wechsel der Abendbeleuchtung zu betrachten und immer von neuem das kleine fertige Stück des Riesendomes zu bewundern, das um so imposanter hervortritt, weil, so weit das Auge reicht, kein einziger hoher Thurm zu sehen ist; — aber hat man ein langes Jahr in dieser alles Interesses ermangelnden Gegend zugebracht, so sehnt man sich hinaus nach einem freien Athemzuge in der Natur, wie sich der Geist nach einem guten Buche sehnt, wenn man ein Jahr lang nichts als Zeitungen gelesen hat.

So ging es auch mir in diesem gesegneten Sommer. Eines schönen Julimorgens sagte ich zu meiner Frau und unsern vier Kindern (beiläufig von 10 bis 14 Jahren), daß ich bereit sei, mit ihnen einen Ausflug rheinaufwärts zu machen, und zwar mit nicht mehr Gepäck, als wir selbst tragen könnten. — Nach dieser willkommenen Ankündigung wurden sofort der beiden Knaben lateinische Grammatiken und Schreibbücher aus ihren Schulränzeln verbannt, um diese nebst einer geräumigen Jagdtasche, die ich mir selbst zugetheilt hatte, mit reiner Wäsche und Schuhzeug zu füllen, und als die große Domglocke fünf schlug, fuhren wir fröhlichen Herzens, im alleinigen Besitz eines Beiwagens zur cölner Schnellpost, gen Bonn.

Den Raum, der Bonn von Cöln trennt, muß man als ein nothwendiges Uebel in möglichster Eile überfliegen; das Dampfschiff geht stromaufwärts zu langsam. Aber nach der südlichen Seite hin ist Bonn, nach Heidelberg, die schönstgelegene Universität Deutschlands. Es geht einem mit Bonn, wie mit Franklin's Mann, der ein schönes Bein und einen Klumpfuß hatte; man kann gleich sehen, ob die Menschen, die es besuchen, Optimisten oder Pessimisten sind, je nachdem sie die godesberger Seite loben, oder die cölner Seite tadeln. Wir gehörten ohne Zweifel zu den erstern, und es war unsern Augen eine wahre Erquickung, als wir, vor der Stadt in die schöne poppelsdorfer Allee tretend, gleich vom Drachenfels und seinen Brüdern begrüßt wurden, und am Ende der lieblichen, zwischen dem Rhein und dem Vorgebirge der Eifel sich hinziehenden Ebene die Ruine des Godesberges, mit seinem wie gestern gebauten hohen Thurme, auf der sanften Anhöhe vor uns liegen sahen. — Da wir heute noch eine lange Strecke Weges zurücklegen wollten, ließen wir Poppelsdorf und den schönen Kreuzberg zur Seite liegen und wählten den geraden Weg nach dem

Dorfe Godesberg, das wir in anderthalb Stunden erreichten.

Gestärkt durch ein frugales Frühstück, stiegen wir zur Ruine hinauf. Das daran gebaute Kirchlein war an diesem Sonntagmorgen mit dem Landvolke der Umgegend nicht nur gefüllt, sondern auch der freie Platz vor demselben war mit Knienden bedeckt, die eben, als wir vorübergingen, sich an die Brust schlugen, während drinnen das Glöcklein die Wandelung verkündigte. Diese Andacht an dem schönen Orte, unter der Decke des blauen Himmels, im Dufte des lieblichen Weihrauchs, den die vom Regen erfrischten Kräuter und Blumen in die Sommerluft verbreiteten, hatte wirklich etwas Ergreifendes, und könnte auch mich zu erhabener Andacht gestimmt haben, wenn mich die Idee des Pharisäers nicht gestört hätte, der sich auf den Markt stellt und an die Brust schlägt.

Oben am Fuße des Gemäuers stürmen drei bis vier ganz verschiedene Aussichten auf das Auge ein; die eine, nach Osten, läßt jenseit des Rheines das ganze Siebengebirg mit seinen grazlösen Formen erblicken; dann gleitet das Auge über Rebengärten und gelbe Saaten an dem Laufe des Stromes hin und findet nichts als Schönheit, Ruhe und Fülle. Nordwärts dagegen, wo die eingestürzten Mauern wieder einen eigenen Rahmen um das Bild abgeben, sieht man die Campagna di Cologna, deren Fläche sich durch das silberne Licht, das darüber ausgebreitet war, durch den Lauf des Rheines, durch die große Ferne, in die man hineinblickt, und die Kirchen und den Domkoloß von Cöln zu einer bedeutenden Landschaft gestaltete, die durch den wunderschönen Vordergrund der zerfallenen Burg und des Kirchleins zwischen seinen Büschen einen besondern Reiz gewinnt. Noch bieten sich einige Bilder dar, wo zwischen Bogenfenstern grüne Berge und belebte Felder hervorblicken, wie man sie nur gleich auf die Leinwand bringen möchte, durch wilden Wein und Epheu, der in italienischer Ueppigkeit sich um das Gemäuer schlingt, mit allen Schönheiten der Vegetation geschmückt. — (D. F. f.)

Englische Romane.

Ernst Maltravers. Von E. L. Bulwer. Uebersetzt von O. v. Czarnowski. 3 Thle. Aachen und Leipzig, Mayer.

Alice, oder die Geheimnisse. Eine Fortsetzung des „Ernst Maltravers." Uebers. von Dems. 3 Thle. Ebend.

Der voluminöse Roman Maltravers liegt nun abgeschlossen dem Publicum vor. Es gehört in der That Muth und Ausdauer dazu, sich von Capitel zu Capitel durchzuarbeiten; die Gegend, durch die wir fortschreiten, ist nicht ohne Sandflächen und Haidestrecken, der Wanderer ermüdet, gestattet sich, hin und wieder auszuruhen, und steht wohl auch nicht selten auf dem Puncte, die Reise ganz aufzugeben. Ein Mann wie Bulwer darf sich gegen sein Publicum schon etwas erlauben; das deutsche besonders ist einem Autor, der ihm früher einmal eine dankenswerthe Unterhaltung gewährte, willfährig, zumal wenn er ein Ausländer ist. Es gehört zum guten Tone, es ist eine Lebensfrage für uns, einen neuen Bulwer'schen Roman gelesen zu haben. Himmel! wenn man sich und Andern davon keine Rechenschaft geben könnte! Man hat sich freilich theilweise gelangweilt, aber die Langeweile trägt ein Deutscher schon, daran ist er von Kindesbeinen an gewöhnt, und es sind doch so schöne Stellen im Romane, so interessante Figuren, so noble Situationen! Ich läugne das auch keinesweges; aber auf einer langweiligen Chaussee reisen müssen, fortwährend zu beiden Seiten die steifen, wohlgeschniegelten und dünnschattigen Pappeln, und erst alle zehn Stunden Weges eine Aussicht zu haben, die keinesweges so außerordentlich entzückend ist, aber die Augen doch eine Zeit lang und mit Recht festhält, ist kein Vergnügen, ist eine Mühe, eine Arbeit, die sich nicht bezahlt macht. Bulwer ist bekanntlich in England weniger beliebt als in Deutschland, und als Parlamentsredner scheint er sogar unbeliebt zu sein. — Dieser gemüthliche, lächelnde, mit sich zufriedene Mann, der angenehme Gesellschafter, liebenswürdig als Privatcharakter, mit hoher Stirn, markirten Zügen, volllockigem hellbraunem Haar — wie elegant nach der eben geltenden Mode ist er gekleidet, wie zierlich in seinen Bewegungen, wie hübsch hat er seine zu Hause gearbeiteten Reden auswendig gelernt, und wie wenig kommt es ihm darauf an, seiner eigenen Ueberzeugung falsch Zeugniß zu reden, nur um seinen Geist leuchten zu lassen! — So ungefähr beschreibt ihn ein Engländer, so denkt man von ihm im Allgemeinen in England.

Es ist sonderbar, daß Bulwer mit allen Zeichen der Ehrfurcht und Anerkennung uns Deutschen seinen langweiligsten Roman gewidmet hat; denn das wäre Maltravers, wenn er nicht von seiner Fortsetzung Alice an Langweiligkeit noch übertroffen würde. An vielen Stellen erkennt man den Verf. des Aram, des Pelham und vieler anderen so vorzüglichen Romane mit genauer Noth wieder. Wendet er sich jetzt an die Gnade des deutschen Publicums, weil ihm die Gunst des englischen abstehen will? Kennt er vielleicht unsere kindische Eigenschaft, die schulbubenmäßige Eitelkeit? Oder macht er einen Schluß von sich auf uns? Ist es wirklich seine Ueberzeugung, wenn er uns eine Nation von Denkern und Kritikern nennt, ein Volk von tiefem Urtheil, aufrichtig im Tadel (dies wenigstens will ich hier sein), edelmüthig — da liegt's — in der Würdigung? Oder hat ein stilles ironisches Lächeln um seine Lippen gespielt, als er diese Worte der Widmung niederschrieb? — Glückliche Leute, die englischen Romanschriftsteller! wenn ihr in eurem Vaterlande kein Publicum mehr habt, so seid ihr darum doch nicht verloren, eure Bücher werden gekauft, unsäglich gelobt, gelesen, ja verschlungen vom deutschen Volke. Wo, ihr unglückseligen

Romantiker des Vaterlandes, wo sollt ihr noch Boden finden, wenn das wetterwendische, gegen seine Landeskinder undankbare vaterländische Publicum den Geschmack an euch verloren hat?

Ich glaube, daß es nicht mehr an der Zeit ist, auf den Inhalt des Maltravers einzugehen. Die Introduction des Buches ist vortrefflich, die liebenswürdige, unter verwilderten Verhältnissen aufgewachsene Alice, die nicht die kleinsten Begriffe des christlichen Glaubens kennt, die Umstände, unter denen Maltravers ihre Bekanntschaft macht, die Zuneigung, welche Alice später zu Maltravers faßt, und die durch keine undelicaten, aus dem socialen Leben hervorgegangenen Gesetze, welche oft zum Verbrechen machen, was keins ist, beschränkt und zurückgedrangt wird, das Alles ist lieblich dargestellt und voll schöner Poesie. Auch kann man sagen, daß Maltravers in der ersten Hälfte des Romans, die seinen Namen trägt, sein Interesse als durchgebildeter und verständiger Charakter behält, wenn auch freilich bereits ein Bruch zu bemerken ist zwischen der feurigen, tiefgemüthlichen, unverzierten Natur, die ihn als wandernden Jüngling und in seinem Verhältnisse zu Alice bezeichnen, und der geleckten, mit Manschetten ausgestatteten und übermäßig vernünftigen Art, wie er später in Neapel, Paris und England unter Seinesgleichen auftritt. Solche Brüche, bei allen Metamorphosen, die sie sich erlaubt, läßt die Menschennatur in so wenigen Jahren doch nicht zu. Von der Trennung der beiden Liebenden an beginnt die Gemüthsöde des Romans, und so müssen wir zu unserer Reinigung wie Tamino durch Feuer und Wasser gehen, erst durch das Feuer der Poesie, dann durch das Wasser der ausgemachtesten, wenn auch fashionabelsten Prosa. Der Roman wird ein ganz anderer Mensch, und der Leser, will er sich noch ferner zurecht finden, ist gezwungen, auch ein anderer Mensch zu werden und der entgegengesetzten Sphäre sich anzupassen.

Bulwer hat einige Mittel versucht, um das deutsche Publicum für sich zu interessiren. Maltravers hat in Göttingen studirt und Bulwer bemüht sich nun, so viel an ihm ist, Maltravers im Beginn des Romans recht deutsch studentisch auszustatten. Von Schiller und Goethe ist häufig die Rede — was jenseit dieser beiden Heroen liegt, ist für die Briten in der Regel eine Nebelregion, von welcher sie kaum die allgemeinsten Umrisse kennen. Auch die deutsche Sentimentalität — womit uns die Fremden seit dem Werther so gern ausstatten — wird zum Ueberflusse oft citirt. Einmal wird auch die deutsche Musik, als das Erzeugniß von Männern, als eine Musik der Philosophie, des Heldenmuthes, — dies ist erstaunlich! — und als Musik des Geistes und der Phantasie hochgerühmt, wogegen die italienische Musik als weichlich, phantastisch und verkünstelt bezeichnet und getadelt wird.

Alice bringt die Verwickelungen, die der Verf. oft ohne Noth im Maltravers herbeigeführt hat, so gut es gehen will, zum glücklichen Schluß. Maltravers ist ganz aus der Rolle gefallen; er ist verdrießlich, hochfahrend und auf eine merkwürdige Weise wieder kindisch und albern — alles durcheinander. Die männliche Würde hat bei ihm ganz aufgehört. Alice, an der wir von Hause aus am meisten Theil nehmen, spielt lange Zeit hindurch nur eine untergeordnete Figur, viel minder interessante drängen sich auf den Schauplatz, um wo möglich die ersten zu sein. Die Episoden mit der Mad. Ventadour sind durchaus unnöthiges Füllwerk. Am interessantesten sind vielleicht die Bösewichter Cesarini und Lord Vargrowe, von denen der erstere in einen ziemlich spannenden und anziehenden Wahnsinn verfällt, der letztere, der freilich etwas zu breit ausgeführt ist, auf eine durch seine nichtsnutzige Intriguen verdiente rapide Weise ums Leben kommt. Das Liebesverhältniß zwischen Maltravers und seiner Tochter Evelyne, von der er natürlich nicht weiß, daß sie seine Tochter ist, hat etwas Peinliches, obgleich die rührende Schlußscene und die Vereinigung des Maltravers mit der Alice, deren er aber nicht mehr ganz würdig ist, eine Art Versöhnung herbeiführt. Die Lectüre der „Alice" läßt im Ganzen kalt, obgleich viel Kunst und Verstand an das Werk verschwendet ist. Man möchte fast glauben, daß der Roman zu ganz verschiedenen Zeiten geschrieben ist, und daß namentlich der Anfang des „Maltravers" bis zur Trennung der Liebenden in eine sehr frühe Zeit fällt. An vortrefflichen und geistreichen Betrachtungen über psychologische Gegenstände und politisches Leben und an tiefen Bemerkungen, welche eine genaue Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen und besonders mit den verderblichen Einflüssen der höhern englischen Gesellschaft verrathen, fehlt es im Einzelnen nicht; aber sie finden sich doch nur zerstreut, und was dazwischen liegt, ist triviale Gewöhnlichkeit, oder die dorrende Moral eines pedantischen Beiten. War es aber Bulwer's Absicht, die Abgeblaßtheit der fashionablen Gesellschaft in der Abgeblaßtheit seines Romans faßlich und scheckhaft wiederzuspiegeln, dann freilich ist sein Roman ein Kunstwerk vom ersten Range, dann ist die Aufopferung, mit der er das Blut seiner Poesie auf dem kalten Altare seines Zweckes verdunsten ließ, der rühmlichsten Anerkennung werth.

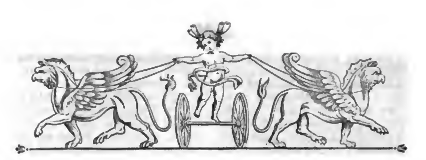
H. M.

Notiz.

[Ludwig Wihl.]

Das Publicum erinnert sich wohl kaum noch einer kleinen Reihe von kritischen Aufsätzen über neue Erscheinungen unserer Literatur in dem hamburger Correspondenten. „Mit der größten Unkenntniß und Absurdität," sagt ein deutsches Blatt, „wird darin über die neueste Literatur hin- und hergeschwatzt, und zwar nur aus der Absicht, um Hrn. Gutzkow zu heben. Viele sind der Meinung, Gutzkow habe diesen Larifari selbst geschrieben und sich absichtlich verstellt, um sich zuweilen tadelnd desto öfter loben zu können. Doch ist es wahrscheinlicher, daß einer seiner Spießgesellen ihm diesen Dienst geleistet habe." — Wir haben, zur Berichtigung dieser Aeußerungen eines niederdeutschen Blattes, aus guter Quelle in Erfahrung gebracht, daß Ludwig Wihl, gegenwärtig in Hamburg, Verfasser jener Artikel im hamburger Correspondenten ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 183. — den 18. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838.

(Fortsetzung.)

Auch an geschichtlichen Erinnerungen fehlt es nicht. Das Schloß war einst ein Aufenthalt der Sommerlust für die Erzbischöfe von Cöln, bis der unglückliche Gebhard von Truchseß, Kurfürst von Cöln, der aus Liebe zur schönen Agnes von Mansfeld zur Luther'schen Kirche übergetreten war und sie zu seiner Gemahlin gemacht hatte, es befestigen ließ. Auch gebrauchte er es kurze Zeit nachher, als das Domcapitel ihn in Folge der Religionsveränderung seiner Würde entsetzte, als Zufluchtsort, und vertheidigte sich hier so lange, bis alle Hoffnung, sich zu behaupten, verschwunden war, worauf er durch einen unterirdischen Gang, der mit dem Rheine communicirt haben soll, entfloh. Sein ferneres Leben war eine große Kette von mißlungenen Versuchen und Erfahrungen über die Unzuverlässigkeit der Glücksgüter und der Menschen. Er starb in Straßburg. — Aber es hat etwas Romantisches, sich ein Schloß, wie Godesberg gelegen, als den Schauplatz einer Liebe zu denken, die stark genug war, um die größte Scheidewand, die sich zwischen zwei Herzen erheben kann, den priesterlichen Segen, zu brechen, weltliche Ehre, persönliche Sicherheit, Macht und Größe gegen sie hintanzusetzen, und die endlich dem vertriebenen Paare Ersatz für alles Verlorene in ihrer eigenen Vereinigung bot. — Es sagte mir einst eine Dame in Bezug auf Gebhard und Agnes: „Was mich anbelangt, so habe ich die beiden von der Welt Verbannten nie von ganzem Herzen bedauern können. Zwar hat er im gewöhnlichen Sinne des Wortes viel Unglück erlebt; aber ich finde das Schicksal so beneidenswerth, mit dem Gegenstande, den man liebt, in die Welt hinausgestoßen zu werden, ihm Alles sein zu dürfen, die Schätze seines eigenen Herzens aufschließen zu dürfen, ohne Scheu der Eitelkeit und der Gefallsucht beschuldigt zu werden, blos um den Geliebten zu trösten und zu erheitern, daß ich nichts als Sehnsucht nach einem ähnlichen Loose empfinde. So habe ich, Gott verzeih' mir die Sünde, in meinem Leben nicht gefunden, daß Adam und Eva ein großes Unglück widerfahren war, als sie allein in der reichen schönen Welt standen und einander hatten, um sich gegenseitig zu lieben, mit der Erde des Orients, die Früchte trägt, wenn man's ihr nur nicht verwehrt, und mit den milden Lüften des Thales von Caschmir um sich herum. — Gebhard und Agnes ging es aber nicht schlimmer, und, nachdem sie in das tiefste Unglück gerathen waren, hatten sie das Ziel erreicht, wonach tausend Liebende sich leidenschaftlich sehnen, — von der ganzen Welt ausgeschlossen, sich selbst leben zu dürfen." —

Die Fußsteige, die hinabführen in das Dorf, die Bogenfester, die sich in das Thal öffnen, Alles wird belebt durch das Andenken an Gebhard und Agnes in den Tagen ihres Glückes und ihres Unglücks. — Später sind die Schweden über dieses Schloß gefahren und die Zeit hat dem Werke der Zerstörung, das sie begonnen, nachgeholfen.

Wir gingen darauf an den eleganten Badehäusern und ihren Blumenparterren vorüber, um den Fußsteig zu gewinnen, der von Godesberg nach Rolandseck längs dem Rheine führt. — In der Abendbeleuchtung ist dieser Gang einer der schönsten der Erde — meine ich, wenn ich ihn gehe; gegen Westen das Voegebiege der Eifel, mit seinen waldbekrönten Anhöhen, seinen Weingärten, die sich bis in das reiche Thal erstrecken, auf dem Weizen und Korn in größter Ueppigkeit wächst und jetzt eben einen goldenen Schein darüber verbreitete; gegen Osten der edle stille Rhein, der ohne Strudel und Wirbel majestätisch dem Meere zufließt, auf dem sich Dampfböte vom Süden und Norden kreuzen und die Ruhe seiner Gewässer auf einen Augenblick durch gewaltige Wellenschläge stören, während Kähne in schräger Richtung die Breite durchschneiden und einzelne Segelschiffe, von Pferden hinauf, vom Strome hinabgetrieben, sich schweigend auf der Straße ohne Geleis bewegen; — und jenseit des Rheines der Drachenfels, der seine Perspective mit jedem Schritte ändert, und wie ein coquettes Mädchen bald den einen, bald den andern seiner Reize präsentirt, bald seine schroffen Felswände und Steinbrüche, aus denen der cölner Dom gebaut ist, bald seine schimmernden Rebengelände, bald seine dunkleen Waldschluchten, während, wie zu seinem Gefolge gehörig, die Wolkenburg über seine Achsel blickt, die Löwenburg in stolzer Ruhe auf ihrer waldumkränzten Felsenkuppe ruht, und die beiden Stromberge, der Petersberg und der alles überragende Oelberg, den schönen Reigen vollenden. — Sobald man das Dorf Mehlen hinter sich hat, tritt im Süden der einzelne Mauerbogen von Rolandseck auf seinem niedern Fels hervor, mit seinen letzten Steinen noch immer nach dem Drachenfels hinüberschauend. Gerade als wie in der glühenden Mittagssonne diesen Blick gewonnen hatten, setzten wir uns im kurzen Schatten einiger Weinreben dicht an das Ufer des Stromes und ließen uns vom leisen Juliwinde fächeln; meine Frau breitete auf grünen Blättern Kirschen aus, die wir mitgenommen, um die Durstigen zu erquicken; die Lerchen sangen leiser in der Hitze, sonst hörte man kein Leben, es war eine Stille, wie in der Nacht, und selbst das Rauschen des Stromes, das sich hier bei gänzlichem Mangel an Widerstand fast im Geräusche des Tages verliert, drang vernehmbar an unser Ohr. Dieses Eiapopeia der Natur schläferte uns alle ein, bis auf die Knaben, die sich in den Uferweiden eine Schiffswerfte, oder Gott weiß was, erbaut hatten und unverdrossen fortspielten. Endlich weckte mich die Sonne, die ihren Standpunkt verändernd uns bald in ihren Schein einschloß, — und wir wanderten den Uferpfad weiter nach Rolandseck.

In der Wirthsstube saßen einige Fremde beim Dessert; ein stämmiger, kurzer Herr aus Belgien, mit einer hübschen jungen Frau und ein Knabe mit seinem Hofmeister, einem jungen Manne von recht intelligentem Aeußern. — Wir nahmen unsere Erfrischungen im Garten ein, unter einer Rebenhalle, deren Laubdach so hell von der Sonne beschienen war, daß man den Lebenssaft der Blätter rinnen zu sehen vermeinte. Bald aber trieb uns ein Gewitterschauer in das Zimmer zurück, und da saßen die vier noch immer beisammen. Schon als wir sie verließen, zupfte die junge Frau den Knaben am Ohr und sagte ihm, als einzige halb deutschklingende Caresse: „lieb Mannicke"; jetzt zupfte sie noch immer, lachte, zeigte ihre wunderschönen Zähne und sagte: „lieb Mannicke", was ihr recht niedlich stand. Darauf ging sie mit ihrem kleinen Liebling an den Rhein, und die beiden Herren begannen ein ungemein tiefes Gespräch über Literatur, was nur die eine Schwierigkeit hatte, daß keiner des andern Sprache reden konnte; indessen verstand der Hofmeister nothdürftig Französisch, der Belgier nothdürftig Deutsch. Dieser hub an:

„Monsieur, il me paraît que la littérature allemande est tant soit peu obscure."

Der Deutsche fand es politisch, eine solche atroce Behauptung gar nicht zu verstehen, was er durch ein Zeichen kund gab. Der Belgier suchte sich verständlich zu machen, indem er fortfuhr:

„Je veux dire, pas très claire."

Der Deutsche verstand ihn noch immer nicht.

„Je veux dire," erläuterte jener geduldig, „profonde." —

Nun verstand ihn der Deutsche. „Ja tief," rief er, wie Jemand, der plötzlich au fait ist, „sehr tief ist die deutsche Literatur, für Fremde vielleicht zu tief!"

„Par exemple, Monsieur, j'ai lu vos affinités (Wahlverwandtschaften) et votre Werther. Eh bien, je vous avoue, que je les trouve extrêmement exagérés."

„Ja, mein Herr," sagte jener, „danach müssen Sie nicht urtheilen. Diese beiden Bücher werden in Deutschland so vielfach getadelt und finden so außerordentlich wenig Beifall, daß sie den Geschmack der Nation durchaus nicht charakterisiren. Sehen Sie, Schiller hat auch ein Stück geschrieben, auch so eine Jugendarbeit, „die Räuber." Mit dem geht es eben so, auf keiner Bühne wird es mehr gegeben, kein Mensch kennt es mehr, und eben

so vergessen sind Werther und die Wahlverwandtschaften; die jüngere Generation liest das nicht mehr."

„Mais pourtant j'ai cru que Monsieur Guété —"

Hier ward ich abgerufen, um einen Wegweiser zu sprechen, der uns über den Bergkamm, welcher Rolandseck von Ahrweiler trennt, führen sollte. Ich mußte es also dem „intelligent aussehenden" jungen Hofmeister überlassen, den wißbegierigen Belgier über den Geist der deutschen Literatur ferner ad libitum zu belehren. — Es war 4 Uhr, als wir aufbrachen. Rüstig stiegen wir die von frisch gefallenem Regen tropfenden glänzenden Berge hinab, im Anfange ohne andern Genuß, als den des Steigens, denn wir befanden uns zwischen dichtem Unterholz, welches, zu Weinstöcken bestimmt, nur bis zu einer gewissen Höhe wachsen darf und dann gekappt wird, und die oft hervorragenden Kuppen des Siebengebirges waren uns gerade im Rücken; nach einer Stunde Weges aber sahen wir links hinab auf den silbernen Rhein und seine bergigen Ufer, um welche die Luft ebenfalls einen weißen glänzenden Schleier gezogen hatte, so daß die Ferne fast Weiß in Weiß schattirt war, was, mit dem grünen Vordergrunde und den schwarzen Bergen des Ahrthales in Verbindung, eine wundervolle Wirkung machte. Endlich traten wir aus dem Gehölz heraus auf eine freie Hochebene, wo einige Schafherrden mit Behagen das kurze Gras abmähten. Ein freundlicher Bauer (den Führer hatten wir schon früher entlassen) geleitete uns bis an das nächste Dorf, Birresdorf, wo Frau und Kinder sich die Füße mit Branntwein rieben, da der bedeutende Marsch uns allesammt ermüdet hatte. — Traurig ist der Contrast der freundlichen Menschen in diesem durchaus gesegneten Landstriche mit dem Schmuze ihrer Hütten. In dem Wirthshause war kaum ein Fleck zu finden, wo man sich ohne Ekel hätte setzen mögen, und als ich gar in den Hof gehen wollte, um Wasser zu suchen, um dadurch den säuerlichen Landwein zu einer nicht unlieblichen Limonade zu verdünnen, war es buchstäblich nicht möglich, einen Schritt vorwärts zu thun, ohne bis über die Knöchel in Mistjauche zu versinken, die hier nicht, wie z. B. in Altenburg, in der Mitte des Hofes gesammelt wird, sondern ringsum bis an die Wände der Gebäude läuft. Die Menschen aber waren reinlich gekleidet, die Männer durchgängig in blauen Kitteln, die rosigen Kinder in weißen Hemdärmeln (es war Sonntag), der ganze Schlag freundlich und angenehm. — Schade, daß den Deutschen im Allgemeinen der Sinn für eine gewisse behagliche Existenz noch so gänzlich fehlt, wie man ihn wohl in einzelnen Strichen des Binnenlandes und mehr noch an den Meeresküsten findet, wo verfeinerte Gewohnheiten, zum Theil durch holländischen und englischen Einfluß, hauptsächlich aber durch größeren Wohlstand eingeführt sein mögen. — In Holstein z. B., den sandigen Rücken des Landes ausgenommen, wird man in den Dörfern nicht leicht ein Haus finden, dessen Besitzer mit dem besten rheinländischen tauschen würde. Die dortigen Bauernhäuser bestehen meistens aus einem ungeheuren Flur, der zugleich Dreschtenne, Scheune, Kuhstall, Vorrathskammer und Küche ist, und für den Rauch keinen andern Ausgang hat, als die hohe Hausthür, groß genug, um mit beladenen Heu- und Kornwagen hineinzufahren. Dennoch ist durch die Vertheilung Alles appetitlich; in der Mitte die stets sauber gehaltene Tenne, zu beiden Seiten die fetten Kühe in besonderen Stallräumen, oben an den Balken des Dachstuhls hängen die trefflichen Schinken und Würste, hinten, der großen Hausthür gegenüber, der geräumige Herd mit brennendem Torffeuer, und zu beiden Seiten desselben, auf blaugemalten Bretern aufgeschichtet, das blankgescheuerte Küchengeschirr von Kupfer und Messing. Hinter der Herdwand aber findet man neben der Milchkammer gewöhnlich zwei bis drei gute Zimmer mit hellen Fensterscheiben, reinlichen Möbeln und oft sehr schönen Betten; Wände, Bänke und Tische sind mit Oelfarbe angestrichen, und verlangt man Caffee, so bekommt man ihn so vortrefflich, daß er einem fürstlichen Tische Ehre machen würde, und die köstlichste Sahne dazu. Am Rhein hingegen sieht man große Dörfer von nichts als elenden Hütten, wo ein solcher Luxusartikel, wie Caffee, unmöglich zu erlangen und Sahne kaum dem Namen nach bekannt ist. Bekommt man doch selbst in den vornehmen Wirthshäusern am Rhein nur Milch, oder statt der Sahne ein abscheuliches Conglomerat von gekochter Haut, den Eingeweiden eines geschlachteten Thieres bis auf die Farbe nicht unähnlich. — Vielleicht hängt der ganze Sinn für Reinlichkeit auf dem Lande größtentheils mit der Milchwirthschaft zusammen, denn diese erfordert darin das Vollkommenste, und wo sie in recht gedeihlichem Zustande ist, sei es bei freier Weide, oder bei Stallfütterung, da wird man auch sonst die Reinlichkeit nicht vermissen. (D. F. f.)

Englische Romane.

Die Belagerung von Granada. Von E. L. Bulwer. Berlin, Asher 1837.

Der Gegenstand dieses Romanes, der in Deutschland eher als in England erschienen war, hat an sich etwas Präch-

tiges. Romantik von beiden Seiten. Religiöser Schwung hier und dort, nur auf Seite der Araber verklingend, wie das Gebet eines Sterbenden, wie ein „letzter Seufzer,“ auf Seite der Christen gepaart mit jungem Fanatismus und aufringender Heldenkraft. Das Land, gegen welches die Christen sich schaaren, ist ihrer Väter Land, ihr Erbe; auf den Arabern ruht der Fluch unrechtlicher Eroberung. Getrennt von der Sonne und dem Boden des Morgenlandes, konnte der Muhammedanismus in Spanien auf die Dauer nicht bestehen, und es ist eben so schwer zu glauben, daß Arabien oder Persien einmal christlich europäisch civilisirt werden konnten, als es schwer ist zu glauben, daß der Muhammedanismus in den zu Europa gehörigen Ländern des Balkan einen Sitz für ewige Dauer begründet habe. — In Bulwer's Romane spricht sich, nicht ohne Anflug farbiger Poesie, das in romanhafter Composition geübte und mit blendenden Effekten wohl vertraute Talent des Verf. hinlänglich aus, indeß ist der Geist der Geschichte, der hier so viel Raum hatte, sich geltend zu machen, allzusehr verdeckt vom Fleische althergebrachter Romantik. Die Figur des Juden Almamen, der übrigens zu den bei mir unbeliebten Figuren gehört, welche in das kolossal Uebermenschliche auslaufen und in jedem Momente anders handeln, als ein vernünftiger Mensch handeln würde, überragt fast die Gestalt Ferdinand's und des Maurenkönigs Boabdil, der äußerst romantisch zart und glücklich gezeichnet ist. In Almamen liegt viel zu wenig das jüdisch Kriechende, Schlaue, Spitzige, Auflauernde, das sich schmiegt und wieder aufschnellt und sich wieder schmiegt, nur um zum Ziele zu kommen — alle jene Eigenschaften, die man, um einen einseitigen, rachsüchtigen Juden zu zeichnen, nöthig hat. Seine Tochter Leila, Geliebte des maurischen Feldherrn Muza, wird von ihrem Vater selbst getödtet, als eine zweite Tochter Jephta, weil sie sich dem christlichen Glauben zuwendet. Das Prachtvollste im Buche ist wohl die Schilderung der Schlacht vor den Mauern von Granada und der Brand des christlichen Lagers; rührend das Ende, wo Boabdil den spanischen Majestäten die Schlüssel von Granada überreicht. Was seine stolze Mutter zu ihm, dem Weinenden sagt: „weine wie ein Weib um das, was du nicht vertheidigen konntest wie ein Mann,“ ist geschichtlich. Seine Geliebte, Amine tröstet ihn: „er habe wie ein Held für den Thron gekämpft; er möge nun wie ein zartes Weib für sein Volk fühlen.“ — Der Platz, wo der König geweint, heißt noch jetzt: el ultimo sospiro del Moro — „des Mauren letzter Seufzer.“ — Sonst erinnern Maschinerie und Vortrag in der That nicht selten an eine gewisse materielle Gattung der Erzählung, welche, wenn sie von Deutschen angebaut wird, bereits ihren Credit verloren hat. Indeß kann sich Bulwer's glänzendes Talent auch hier nicht verleugnen. M.

Der alte Commodore. Roman v. E. Howard, Verf. des Ardent Troughton. Aus dem Engl. von E. Richard. Aachen und Leipzig, Mayer.

Donnerwetter! — Mit diesem Ausrufe beginnt der Roman; und mit „Donnerwetter“ beginnt er erst recht Thl. 2. S. 44. Was dazwischen liegt, ist Erzählung der vor dem Momente, mit welchem der Roman beginnt, vorgefallenen Ereignisse. Das erste Capitel dient zu nichts, als zur Porträtirung einiger Hauptpersonen, die sehr lebendig geschildert werden. Die Figur, um die sich die Ereignisse des Romans hauptsächlich drehen, ist der alte Commodore, ein invalider kranker Mann, doppelt krank, weil er vom Seedienst entfernt worden ist. Seine Genesung beginnt seit dem Tage, wo ihm wieder ein Commando über ein Geschwader anvertraut wird. Mit diesem Geschwader schlägt der Commodore ein Seegeschwader der Republik Frankreich, ein Sieg, welcher ihn zum Lieblinge des Volkes macht. Charaktere der Art und das Leben zur See, wie es hier geschildert wird, zeichnet keiner den Briten nach. Alles von diesem Romane hat britischen Romanentypus. Ein sich durchkreuzendes zweifaches Liebesverhältniß darf nicht fehlen. Rebecca, die verzogene, wilde und reizende Tochter des Seehelden, pflegt das eine Liebesverhältniß mit ihrem Vetter Augustus, der lange Zeit verschollen war, viele Schicksale erdulden mußte und endlich in einem gefährlichen Augenblicke als ein dem Gesetze Verfallener seiner alten Geliebten als Retter erscheint; das zweite Liebesverhältniß wird von einem Capitan mit einem höchst romantisch gesinnten Mädchen unterhalten, welches sich auch zum Theil an deutschen Schriften verlesen hat. Beide Verhältnisse kommen zum glücklichen Abschluß. Auch ein sehr vernünftiger edler Mann, der gelehrte gutmüthige Unterdaun, ist vorhanden, ohne dessen verständiges Zureden im Hause des Commodore Alles zu oberst und unterst gekehrt worden wäre; dann auch ein böswilliger, habsüchtiger Mensch, Namens Rudasore, der das Glück des Hauses vernichten will, aber dabei selbst, wie natürlich, den kürzesten zieht. Es ist viel derber seemännisch britischer Humor im Buche, obgleich er nach englischer Art ein wenig breit ausgetreten ist. M.

Notizen.

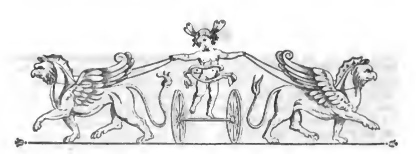
[Die Händel-Schütz.]

Hr. Clemens Gerke in Hamburg erließ unlängst seinen Aufruf zum Besten einer betagten, einst gefeierten, jetzt hart bedrängten Freundin Schiller's. Die in diesen Blättern ausgesprochene Vermuthung, diese Freundin des Dichters sei die Händel-Schütz, war falsch. Henriette Händel-Schütz lebt seit längerer Zeit in Pommern, bald in Cöslin, bald in Stargart, und wenn auch nicht in glänzender, doch in völlig sorgenfreier Lage. Wir theilen nächstens einige Züge aus ihrem Leben mit.

[George Sand als Romanfigur.]

Der französische Gelehrte Pictet hat einen Roman, „conte fantastique,“ geschrieben, dessen gefällige Darstellung um so mehr Aufmerksamkeit erregt, da sich der Verfasser bisher nur mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt hat. Der Roman heißt „eine Ausflucht nach Chamouni“ (une course à Chamouni). Mad. Dudevant als George Sand spielt darin eine Hauptrolle als lebenslustiger Voyageur.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 184. — den 20. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838.

(Fortsetzung.)

Von Birresdorf führte uns der Weg thalwärts durch ein gebrochenes angenehmes Land, über Feld, durch Dörfer mit Obstbäumen, stille Wohnorte friedlicher Menschen. Eine solche Gegend hat einen großen Reiz; man fühlt sich in das einfache Landleben hineinversetzt, vergißt seine städtischen Ansprüche und Bedürfnisse, und meint, wenn man eine von Bäumen beschattete und mit gackerndem Federvieh umgebene Hütte sieht, hier könne man sich eben auch finden und die Welt vergessen. Wirklich könnte uns auch der Reiz der Neuheit auf einige Tage ein volles Genüge vorspiegeln. Dann käme uns die Lust nach diesem oder jenem städtischen Comfort, den man sich auch bald zu verschaffen wüßte; die weißgetünchten Wände z. B. würden mit einer Tapete bekleidet. Das wäre denn der erste Abweg von der ländlichen Einfachheit und nach einem Jahre würde man sich ohne Zweifel nach allen künstlichen Bedürfnissen der Stadt und des geselligen Lebens zurücksehnen. Damit wäre denn die große Frage: was den Menschen glücklicher macht, viel oder wenig Bedürfnisse? — beantwortet. Wären es wenige, wozu dann die Cultur, die Wissenschaft, die Kunst? — Wünschte ich mir in der That nichts als eine Hütte, ein Feld und einen Garten, so könnte ich in irgend einem reizenden zurückgezogenen Winkel der Erde reichlich leben und brauchte mich nicht zu plagen mit Schriftstellereien, Redactionen u. dergl. Aber dieser Wunsch, der sich wohl in romantischen Augenblicken geltend machen will, ist ein Heuchler, der uns das Glück, das wir genießen, verbittern will, und dessen Erfüllung uns keine Befriedigung gewähren würde. Es ist gewiß, das ganze Fortschreiten des Zeitalters spricht dafür: jemehr Bedürfnisse, jemehr Regsamkeit und Fortstreben, und endlich auch — jemehr Glück. Man nehme Theil an Allem, man fühle allen Schmerz und alle Freuden der Welt mit, man begeistere sich für ferne Begebenheiten und fremde Thaten, für Entdeckungen und Unternehmungen, die einen nichts angehen u. s. w., und man wird die Quellen des eigenen Genusses unendlich vervielfältigen und jenem Stillstande vorbeugen, der zuletzt unsere besten Fähigkeiten mit einem Schlamme überzieht, wie einen Dorfteich. Um wirklich in der Zurückgezogenheit glücklich zu leben, muß man nie etwas Anderes gekannt haben, denn auch die Ruhe dessen, der aus Scheu vor jeder Berührung mit der Welt die Einsamkeit liebt, — ist kein Glück.

Endlich gelangten wir zu den letzten Abhängen des Thales, in dessen Busen Ahrweiler liegt, was sich sofort durch unzählige Weingärten ankündigte, die hier überall mit der äußersten Benutzung des Raumes angelegt sind; aber die alte Stadt selbst war noch immer nicht zu sehen, sie liegt wie absichtlich versteckt, bis man ganz nahe davor ist. Die Sonne war schon gesunken, nur das Abendroth schwamm noch am Himmel und in den Bergen vor uns war tiefe Nacht; wir aber waren fast übermäßig ermüdet und herzlich erfreut, uns nach einer kur-

zen Wendung plötzlich dicht vor den Thoren der Stadt zu sehen. Sie liegt an dem Theile des Ahrthales, wo es sich zuerst erweitert und, mehr fruchtbar als romantisch, zu beiden Seiten des Flusses bis zu seiner Mündung in den Rhein sich ausdehnt. Hinter der Stadt aber erheben sich steile dunkle Berge mit geheimnißvollen Schluchten, wo sich Abenteuer und pitoreske Aussichten genug erwarten ließen. Und diese Aussicht war uns sehr lieb, denn uns hatte schon eine kleine Reue in der Müdigkeit befallen, den herrlichen Rhein verlassen zu haben, der so mannichfache Schönheiten bietet, daß man sich vernünftiger Weise daran genügen lassen könnte.

Im Wirthshause „zu den drei Kronen" war es voll von Gästen; doch eroberten wir ein paar Zimmer im zweiten Stock und ließen uns ein tüchtiges Abendessen hinaufbringen, das Allen, und zumal den Kindern, trefflich mundete. Dann eilten wir zur Ruhe, denn wir hatten am andern Tage wieder einen starken Marsch vor und gedachten deshalb früh aufzubrechen. Auch erwachte ich mit Tagesanbruch, hieß aber alsbald die andern im Bette bleiben, denn der Regen strömte vom Himmel. Erst gegen 8 Uhr heiterte sich das Wetter auf, und um 9 passirten wir das alterthümliche Stadtthor und eilten den Bergen zu, oder vielmehr einem dicht vor uns aufgethürmten Felsengebäude, das keinen Ausgang errathen läßt, und eine solche Folgereihe romantischer Hindernisse, durch Felsen gesprengter oder durch Umwege und Schlangenwindungen gefundener Auswege ist der ganze Gang durch das Thal; denn nie ist es einem Flusse schwerer geworden, seine Gewässer, die doch einmal im Fließen waren, von der Stelle zu bringen, als der krystallreinen lieblichen Ahr. Auch ist sie von der anmuthigsten Behendigkeit und Unermüdlichkeit; begegnet sie hier einem Riesen, der ihr den plumpen Fuß vor den einzigen Ausweg setzt, so dreht sie sich ganz freundlich wieder um, bewässert ein paar Wiesen, erfrischt ein paar Dörfer und versucht an einer andern Stelle ihr Heil, bis sie endlich an eine Oeffnung kommt, wo sie auf eine Strecke wenigstens kein anderes Hinderniß findet, als große Feldsteine, über welche sie munter hinweghüpft und eben nur im Vorbeigehen die Stirn ein wenig kraus zieht. An andern Stellen läßt sie sich unverdrossen als Mühlentreiberin benutzen und rauscht spielend über die Wehre hinweg. Kurz, sie fließt dahin wie ein freundliches Leben, ohne besondere Gaben und Fähigkeiten, doch schon bedeutend durch den ihr vorgezeichneten Weg. Eine ziemliche Strecke hinter der Stadt kamen wir ihr zuerst ganz nahe, an einem Orte, wo das Thal so schmal wird, daß neben dem zusammengedrängten Flusse kaum Raum blieb für die in den schroffen Schieferfels gesprengte Chaussee. Auf der Höhe uns gegenüber war ein Mann beschäftigt, Kalksteine loszubrechen und hinabzurollen, die unten auf Karren geladen wurden. Man benutzt sie, den Boden der Weinberge und Terrassen damit zu bedecken, theils um den Dünger, der mühsam bis auf die steilsten Höhen geschleppt wird, an abschüssigen Stellen an den Wurzeln festzuhalten, theils auch weil das Material selbst dem Wachsthum der Stöcke zuträglich ist. — Es war ein angenehmer sommerkühler Morgen; der Himmel hatte sich aufgehellt, nur daß gebrochene Wolkenmassen sich an demselben fortwälzten und die schönste Abwechslung von Licht und Schatten hervorbrachten. Nach einer Stunde Weges auf der dicht am Ufer fortlaufenden Straße sahen wir rechts ein alterthümliches Haus mit dem gebrochenen Dache des vorigen Jahrhunderts und dicht geschlossenen Jalousien von verblichenem Grün. Dahinter hob sich das graue Gemäuer eines großen zertrümmerten Gebäudes mit hohen Bogenfenstern von hellgrünen Rebenhügeln los; eine hohe Mauer faßte das ganze Besitzthum ein. Die enge Pforte dieser Mauer war geöffnet, und meine Frau konnte der Lust nicht widerstehen, das Innere zu beschauen. Es war eine seltsame Verödung in dieser romantischgelegenen Besitzung. Das Haus war geschlossen, der Platz vor demselben wüst; die Mauer hatte nur kleine, Schießscharten ähnliche Oeffnungen, die keinen Blick auf die schöne Landschaft gestatteten. Aber mitten in der sorgsam umschlossenen Oede blühten einige wunderschöne Centifolien in üppigster Pracht. Meine Frau pflückte eine der Rosen und sah sich halbängstlich um, ob Azor nicht hinter dem Gemäuer hervortreten würde; aber es blieb Alles still, nur ein Windhauch flog über die Büsche und schüttelte ihre Blüthen; es war wie eine Einladung, mehr zu pflücken. Wir folgten dem Winke, und mit unserm Raube beladen schritten wir aus diesem Haine der Verödung, ohne daß irgend Jemand uns begegnet wäre, der uns Aufschluß hätte geben können über das seltsame Haus und seine Bewohner. Erst eine Viertelstunde weiter trafen wir einen Reiter, der auf unsere Frage den Bescheid gab, es sei das Sommerhaus eines Nonnenklosters, dessen Hauptgebäude die Ruine bilde. Dieser Aufschluß überraschte uns alle, obgleich der einsame Ort und der ganze Charakter sehr wohl für ein Kloster paßte. Das Sommerhaus liegt so hoch, daß den Nonnen, wenn sie sich dort aufhalten durften, der Anblick auf das schöne Thal und die gegenüberliegenden Felsen unverwehrt war, und durf-

ten sie die Jalousien öffnen, so konnte sogar manches jugendliche Gesicht unter seinem weißen Stirnbande und dem schwarzen Schleier vom Wege aus erkannt werden. Wie mancher Sehnsuchtsblick mag da herunter, wie mancher neugierige hinaufgeflogen sein. Und doch mochte die Andacht in solcher Abgeschiedenheit, die den armen Nonnen immer die schöne Natur als Gesellschafterin ließ, leichter sein, als das Klosterleben inmitten einer Stadt, wo der Klostergarten mit seinen Spalierbäumen, Springbrunnen und gezirkelten Blumenbeeten das Einzige ist, was sie erfreuen kann, wo schon die schwerere Atmosphäre und das stete Geräusch der Menschen der Reinheit des Gemüthes nicht so zuträglich sein kann, als die balsamische Bergluft, der Duft der blühenden Rebe und das süße Lied der Ahr, die in ihrer Geschwätzigkeit den Einsamen beständig von Ruhe und stillem Frieden vorsingt.

Bald darauf verließen wir die große Straße und folgten einem Pfade längs der Ahr, durch Wiesen und Saatfelder, in deren Mitte die schönsten Obstbäume wachsen, und all' diese lieblichen Reize winden sich durch ein Thal voll romantischer und wilder Schönheiten. Höchst pitoresk sind auch die zahlreichen über den Fluß erbauten Brücken; bald starrt ein dicker eckiger Pfeiler aus der Mitte des Bettes hervor und dient langen Baumstämmen, querüber mit einem Geflecht von Reisig bedeckt, als Unterlage, bald schwankt ein schmaler luftiger Steg blos auf einigen wie Böcke gelegten und kaum verbundenen Baumstämmen; bald auch ist an schmäleren Stellen nur ein Stamm von Ufer zu Ufer über das Wasser gelegt; hin und wieder endlich führt eine regelrechte steinerne Bogenbrücke hinüber, breit und stark genug, um Wagen zu tragen. —

Bei dem Dorfe Rech, wo der Fahrweg quer durchs Wasser führt, wies man uns eine steile Anhöhe hinauf, was uns die Gelegenheit verschaffte, von einem schmalen Winzerpfade aus beträchtlicher Höhe herab das Thal zu überblicken, und wir fanden die Mühe des Steigens reichlich belohnt, zumal da uns derselbe Pfad, ohne daß wir es wußten, zur Säffenburg führte. Auf einer schroffen Felsenwand, die an mehreren Stellen überhängt, ragen die letzten Reste dieser alten Residenz der Grafen von der Mark hervor, bis an das äußerste Ende mit Wein bepflanzt, daß die Ranken über den äußersten Rand der zertrümmerten Burgmauern wie feine Filogranarbeit in die Lüfte wehen. Wahrscheinlich hat schon der „Eber der Ardennen," Graf Wilhelm von der Mark (den Walter Scott in seinem Quentin Durward schildert), hier residirt; denn als er 6 Jahr alt war, fiel der Besitz an seine Familie, die das Schloß sogleich zu ihrer Residenz wählte. Zu jener Zeit aber, als die Cultur noch nicht wie jetzt bis in jeden Winkel und auf jeden Gipfel gedrungen war, muß diese Gegend unbeschreiblich wild gewesen sein, macht sie doch jetzt noch mit all' ihren Weinterrassen den Eindruck eines felsigen Tannenwaldes. — Nach langem Gange auf der Höhe stiegen wir in das Thal hinab und passirten bei einer Mühle die Ahr auf einem niedrigen Stege; man hat hier einen Felsen gesprengt, um nicht ohne Unterlaß mit dem Flusse der Kreuz und der Quer rennen zu müssen; ein Arm desselben treibt die Mühle, indem er sich durch eine kühle Höhle drängt, wo wir uns an einem Trunke frischen Wassers labten. (D. F. f.)

Englische Romane.

Jonathan Jefferson Whitlaw, oder: Scenen am Mississippi. Roman von Frances Trollope. Aus dem Englischen von C. Richard. Aachen und Leipzig, Mayer. 3 Bände.

Dieser Roman macht dem Herzen und dem Talente der Verf. gleich viel Ehre: ihrem Herzen wegen der schönen und lobenswerthen Tendenz; ihrem Talente wegen der trefflichen Behandlung eines gutgewählten Stoffes. Wenig Romane, mit welchen uns das neblichte England die letzte Zeit überschwemmt hat, dürfen sich messen mit dem vorstehenden an Interesse und Gediegenheit. In ihrem vorletzten Romane, „Treverton Cliff," hatte die Verf. sich vergriffen in den Mitteln: sie wollte Leidenschaften zeichnen, die sie nicht verstand, und malte daher das, was sich in der Seele ihrer Personen regen sollte, mit grellen Zügen in deren Antlitz, wodurch sie zu unangenehmen Carikaturen wurden. — Hier hat sie Charaktere gewählt, welche sich nicht über das Niveau der gewöhnlichen Menschenwelt erheben und uns auf dem Markte des Lebens täglich entgegen laufen. Aber sie hat diese Personen mit einer treuen Beobachtungsgabe aufgefaßt und in möglichster Schärfe gezeichnet. Sie hat darauf verzichtet, die Situationen als psychologische Nothwendigkeit aus den Seelenzuständen der handelnden Personen zu entwickeln und läßt vielmehr die Haltung ihrer Charaktere bestimmen durch die Situationen, wie sie dieselben vorfand oder selbst geschaffen hatte. Dadurch hat allerdings die Charakteristik des Romanes nichts gewonnen; aber diese Verfahrungsart ist dem Talente der Verf. angemessener als die entgegengesetzte, und wir begegnen nicht dem Unnatürlichen, welches verletzend in ihrem vorletzten Romane hervortrat, weil sie Handlungen auf eine durchaus schwankende Charakteristik gründen wollte. — Die Handlung ist, trotz dem, daß sie in mannichfachen — oft vielleicht überflüssigen — Krümmungen dahinfließt, klar und lebendig; die Scenerie hat den Reiz eines wohlthätigen Wechsels und die gemüthlich einfache Darstellung erhält doch diejenigen Modulationen, welche die Einförmigkeit aufheben und das Interesse des Le-

sers fesseln. — Aber Mrs. Trollope hat sich auch ein höheres Ziel gesteckt, als die Unterhaltung ihrer Leser: sie hat die Sklaverei gesehen im „Lande der Freiheit" und ist tief verletzt von dem schauerlichen Contraste der politischen Institutionen und den bürgerlichen und merkantilen Herkömmnissen. Mit der ganzen Decenz, deren nur die weibliche Feder fähig ist, schildert sie die Sklaverei und alle Entwürdigungen der Menschheit, die sie begleiten. Das sanftere Bild, welches ihre Weiblichkeit davon entwirft, dringt um so mehr zum Herzen, da Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit in unverkennbaren Zügen darin ausgeprägt sind. Dies und die Wärme, mit welcher sie sich der Unglücklichen annimmt, macht ihrem Herzen Ehre und gewinnt ihr die Herzen der Leser. — Der Missionair Eduard Bliegh ist unstreitig der Repräsentant ihrer Meinungen und Wünsche. Von diesem Gesichtspuncte aus mag man diesen Charakter — und eben so dessen Schwester, die ihm in Wollen und Streben treulich zur Seite steht, — ganz gelungen nennen, denn er thut fur die armen Neger Alles, was ein — Weib thun kann: beten und sie auf den Himmel verweisen. Das letztere ist ein trauriger Wechselbrief für den Unterdrückten, der noch nie honorirt wurde, wenn nicht die überwiegende Kraft den Mahner begleitete, die nöthigenfalls die Zahlung auf dem Wege gewaltsamer Execution ertrotzen konnte. — Wie können die Sklaven etwas von einem Gotte hoffen, den sie für grausam oder für fürchterlich passiv zu halten versucht sind? Wenn der gemeine Geiz der Amerikaner sie stumpf gemacht hat für die Gefühle der Menschlichkeit; wenn schnöde Gewinnsucht sie die ewigen Menschenrechte verkennen läßt; wenn sie, unwerth ihrer freien Institutionen, fester noch als die europaische Aristokratie sich anklammern an ein verruchtes Herkommen, so predige man den Sklaven und docire ihnen praktisch den Aufstand auf St. Domingo. Ein Dessalines wird sie weiter bringen als hundert Missionaire mit ihren langweiligen frommen Redensarten. — Vielleicht wird noch ein anderer Gewinn dadurch erzielt, als die Befreiung der armen Afrikaner: Wenn die Verzweiflung endlich die Sklavenkette sprengt, wenn die entfesselte Rohheit sich verkündet im zügellosen Morde; wenn die wieder frei gewordenen Söhne der Natur das Werk gerechter Rache und Vergeltung vollenden; wenn sie auf den Strömen des vergossenen Blutes einherziehen über die Länder, die sie mit ihrem Schweiße befruchteten, und die Besitzer, deren Herz versumpft ist im materiellen Wuste, fliehen vor der verkörperten Nemesis; und wenn sie endlich den Wüthrich, der sie zum fürchterlichen Siege führte, vergöttern und erheben zum Gipfel der Herrschaft, so gewinnen die europaischen Staatskünstler vielleicht einen Beweis für ihre schwankende Logik und zeigen uns nachher mit evidenter Klarheit, daß eine republikanische Form durchaus unhaltbar sei. Der Spaß wäre unbezahlbar. — Die Schilderung der Sitten und Zustände am Missisippi, die in dem Romane enthalten ist, trägt mehr die Physiognomie der Ansichten der Verfasserin, wie sie dieselben früher in ihrem Werke über Nordamerika ausgesprochen hat, als des Landes selbst.

N. B.

Die Kentuckier. Amerikanischer Roman von **Paulding.** In das Deutsche übertragen v. Karl Andree. Zwei Theile. Leipzig, Schumann.

Der besondere Reiz dieses Romans liegt in der trefflichen Schilderung amerikanischen Lebens und jener Urnatur, die durch die um sich greifende Civilisation noch nichts von ihrer zaubervollen Eigenthümlichkeit verloren hat. Der Schauplatz der Geschichte, die an sich nur locker zusammenhangt, ist das „blutige Land," Kentucky. Ein durch die Manie, ungeheure Wetten bei Pferderennen und andern Gelegenheiten einzugehen, dem bürgerlichen Ruin nahe gebrachter Virginier rettet sich durch Uebersiedelung nach Kentucky und wird Pflanzer. Hier lebt er mit seiner Familie mehrere Jahre. Ein ankommender Fremder, Rainsford, dessen menschenscheues Wesen auf früher erlittenes Unglück deutet, findet sich nach einiger Zeit eben daselbst ein und baut sich in der Nachbarschaft an. Zwischen der Tochter des Virginiers und Rainsford entspinnt sich bald eine Liebschaft, die nur durch die Melancholie des Letzteren zu keiner rechten Freudigkeit gedeihen kann. Aus Gesprächen ergibt sich, daß die Familie der Rainsford durch den Fluch eines Feindes, den dieser über einen ihrer Vorfahren ausgesprochen, an erblichem Wahnsinn leidet. Des jungen Mannes sämmtliche Geschwister sind bereits daran gestorben, er selbst kommt dem Zeitpuncte nahe, wo er dem nämlichen Geschicke zu erliegen fürchtet. Aller angewandten Mittel ungeachtet, bricht die Krankheit auch wirklich bald aus, der junge Mann flieht in den Urwald, irrt längere Zeit als wahnsinniger Bettler umher, wird endlich geheilt und der glückliche Gatte seiner Virginie. Dazwischen laufen ergötzliche Geschichten und Gespräche über amerikanisches Leben, Bürgerthum und Anderes. Einzelne Charaktere sind scharf gezeichnet, am trefflichsten der des ächten Waldmenschen Buschfield, der sich immer weiter in die Urwälder zurückzieht, je mehr die Civilisation Boden gewinnt, und es rein unausstehlich und unbegreiflich findet, wie ein Mensch in Gegenden leben kann, wo der nächste Nachbar von seiner Hütte nur drei engl. Meilen entfernt ist. Solche Figuren, obwohl sie zu sehr an die des alten Jägers in „Cooper's Prairien" erinnern, langweilen doch nie, weil eine unverwüstliche Ursprünglichkeit sie mit poetischem Hauche und frischem Waldduft umkleidet. Die Uebersetzung dieser transatlantischen Schilderung ist eben so vortrefflich als die Ausstattung des Buches.

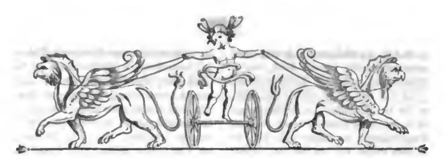
W.

Notiz.

[Die Posaune über Grabbe.]

Nachträglich geht uns Nr. 81 der Posanne von Georg Harrys zu, die ein verständig Wort über Grabbe äußert. Die übertriebene Mittheilung über die Art und Weise, wie seine Mutter ihn schon in der Wiege mit Branntwein gefüttert, wird auf die in Westphalen übliche Sitte reducirt, den Kindern eine mit Branntwein benetzte Brotrinde zum Durchbruch der Zähne in den Mund zu halten. Man kann daraus keine Scene nach Victor Hugo machen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags —— 185. —— den 21. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838.

(Fortsetzung.)

Von hier an werden die Berge immer rauher und steiler, das Thal verengt sich so sehr, daß außer dem Flusse und der Chaussee kein Raum zwischen den Felsen bleibt. Endlich, nachdem wir schon einige leise Seufzer über die Länge des Weges nicht mehr hatten unterdrücken können, stand auf senkrechter Höhe am äußersten Abhange desselben die Ruine von Altenahr vor uns; der halbe Thurm schwebt noch über dem Thale, die andere Hälfte ist mit dem Felsen, der sie trug, in die Tiefe gestürzt; man sieht sich abermals ganz ohne Ausweg; die Ahr muß ihren Weg eine Strecke zurücklaufen und endlich verliert sie sich zwischen den Bergen; dann sieht man sich vor einem prächtigen in den Felsen gesprengten 50 Fuß tiefen Portal, das die preußische Regierung erst kürzlich hat vollenden lassen; die weite bequeme Grotte ist hochgewölbt und kühl und gewährt einen anmuthigen Blick auf den Flecken Altenahr, der jetzt ein Thor besitzt, wie, so viel ich weiß, nur Salzburg und Neapel sich dessen rühmen können. Indessen war es eine arge Hyperbel, die Galerie des Ahrthales mit der Grotte von Pausilippo vergleichen zu wollen; diese ist wohl 2 Mal so hoch und von solcher Länge, daß man in eine Höhle ohne Ausgang zu treten meinte, wenn nicht der kleine Fixstern von jenseits hineinleuchtete: die Galerie von Altenahr ist licht und geräumig, aber nicht so ungeheuer, daß ein Bauwerk nicht noch höher hinauf könnte; nur spricht sie mächtiger zur Einbildungskraft, weil es eben wieder ein Sieg der Menschenhand über die Natur ist. Das Thal jenseits ist mehr kahl als wild und ziemlich reizlos, nur steigt über dem Flecken die Ruine des alten Schlosses wie eine gewaltige, schauerliche Erinnerung empor, und obgleich mir Ruinen nichts Neues sind, habe ich doch nie etwas Einsameres, Waldumrauschteres und durchaus an die wildeste Zeit des Ritterthums Erinnerndes gesehen, als das Schloß Altenahr; außer diesem Reize der Erinnerung lag auch noch der nächster Erwartung, eines tüchtigen Frühstücks für uns in dem Thale, das mit vortrefflichem Käse, gutem Brote, Schinken und Ahrbleicher, dem guten Wein des Thales, im nahen Wirthshause verzehrt wurde. Nach einer kleinen Rast bestiegen wir die Burg. Ein schattiger, sanft gewundener Pfad führt mäßig bergan bis zu den Ruinen. Leider kann man diese aber nicht in einsamer Muße betrachten. Ein Mädchen hält mit einem Schlüsselbunde die Neugierde im Zaum und öffnet ein höchst modernes Holzpförtchen, das den Weg in vergangene Jahrhunderte verschließt. Die Burg ist Privateigenthum, und man bezahlt 3 Sgr. Entree à Person, eine Einrichtung, die bei Besteigung einer Ruine ziemlich originell und wohl geeignet ist, die schwermüthigen und dichterischen Empfindungen, die einzig legitimen Führer, zu verscheuchen. Es sind achtunggebietende Ueberreste von der alten Burg vorhanden. Jener Thurm, der schon unten über dem Abgrunde zu schweben scheint, schließt sich an dicke Mauern, wohlerhaltene Spitzbögen und Gewölbe, die einen großen Raum einnehmen. Mit einiger Mühe

wäre die einstige Gestalt des Gebäudes noch sehr wohl zu ermitteln; merkwürdiger aber als der Fleiß, der so hohe und feste Mauern auf so starrem Felsen errichtete, ist der Gedanke, sich hier anzusiedeln, wo die eigenthümlichste Natur nur für die Schroffheit der nächsten Umgebung entschädigen kann. Man sieht auf einem isolirten, dichtbelaubten Berge inmitten der Ruine und sieht im tiefen Thale von allen Seiten die Ahr um sich herumfließen; rauschende Baumwipfel zu Füßen, steile Bergrücken gegenüber, eine Oede und Wildheit in der ganzen Gegend wie nur begabte Dichter in glücklichen Stunden sie zur Anschauung gebracht haben. Auf einer niedern Höhe liegt imposant und freundlich das Schloß Kreuzberg, das den auffallendsten Contrast mit Altenahr bildet; dies moderne, einem Privatmanne gehörende, Besitzthum auf sanften Hügeln, geschützt und weißgetüncht, mit großen, blanken Fensterscheiben, die wie die hellen Augen des Thales auf dasselbe herabsehen; hier oben dies allen Stürmen bloßgegebene wettergraue Gemäuer, das wie ein Adlernest auf den Klippen hängt; diese Abgeschlossenheit von den Thalbewohnern, die scheu und ehrfurchtsvoll nach der Burg blicken, diese zerrissenen Bogen, die noch in die blaue Luft ragen ohne Zweck, nichts einschließend, nichts beschützend — als Zerstörung; aller Glanz hinweggenommen und nichts übrig als Gemäuer, um das Schlingpflanzen ihr leichtes Gewand weben. Im Entstehen und Vergehen der Werke der Natur, im Contraste mit den Menschenwerken liegt ein tief begründeter Unterschied. In den Werken der Natur bildet immer ein Lebensprincip den Mittelpunct, das seine Stoffe um sich sammelt und schon im Entstehen ein Ganzes ist; die Pflanze, die aus der Erde sproßt, ist schon in sich vollendet, sie wächst von innen heraus, bis das Lebensprincip sie verläßt, und selbst die Blumenleiche stirbt in sich selber. Wie anders ist es mit den Menschenwerken; das Vollkommenste sogar muß zusammengefügt werden; das Wort muß sich an das Wort, der Stein an den Stein reihen, bis das Meisterstück endlich dasteht und die Idee erweckt, als wäre es vollendet der Erde oder dem Menschenhaupte entstiegen; und doch ist es nur der Entwurf, der in einem Augenblicke wie eine Eingebung von oben aus Nichts entspringt. Eben so schreitet die Zerstörung vor, und ein einzelner Säulenschaft, an den sich die Erinnerung lehnt, ist Alles, was zuletzt von der Petrikirche in Rom stehen bleiben wird.

Altenahr wurde belagert, und der letzte Ritter der Burg hielt sich mit verzweifeltem Muthe gegen Feind und Hungersnoth auf seiner Veste; er hatte eine Frau, die er liebte, blühende Söhne und Töchter, auch Freunde, auf deren Treue er zählen konnte, als der Feind ihn einschloß; doch allmälig schlich sich der Hunger in die Burg und in seinem Gefolge verwüstende Krankheiten. Einer nach dem andern starb dahin, doch ein jeder ermuthigte die Zurückbleibenden mit dem letzten Athemzuge, die Burg nicht zu übergeben. Die Frau des Burgherrn, und nach ihr seine zarten Töchter und Söhne waren die ersten Opfer; dann fing mancher Kriegsmann, der gestern noch muthig das Auge auf den Feind gerichtet hatte, an, das Haupt zu senken; die Uebriggebliebenen begruben still die Todten und traten an ihre Stelle. Endlich blieben die Plätze unausgefüllt und der Burgplatz war ein ödes Gehöft geworden, auf dem hin und wieder eine matte Gestalt umherschlich, um des Himmels Luft noch einmal zu athmen, bis der Athem auf immer stockte. So war nach und nach Alles um den Burgherrn gestorben, und der Tag brach an, an dem Niemand mehr seinem Rufe antwortete; er selbst aber stand noch in ungebrochener Kraft da, lebensvoll und herrlich, wie ehedem, nur hoffnungslos, denn er wußte, was das Ende dieses Kampfes sein mußte. Er ging daher in seinen Stall und führte seinen schönsten Streithengst heraus, den er mit dem dunkelsten Trauergeschirr, das seine Rüstkammer ihm liefern konnte, wappnete und zäumte; darauf zog er sich selbst eine schwarze Rüstung an, in der er seine ernstesten Kämpfe auszufechten pflegte, und schwang sich auf den Hengst, den er sodann auf die äußerste Zinne der Burg leitete. Als die Belagerer den Ritter erblickten, richteten sich Hunderte von Geschossen auf ihn, doch er winkte mit einer weißen Fahne und augenblicklich senkten sich die Waffen. Der Ritter aber erhob seine tiefe, gewaltige Stimme und rief: „Von Zweihunderten, die diese Burg umfaßte, bin ich der einzige Lebende; nehmt die Burg, sie ist Euer, doch sollt Ihr keinen Lebendigen darin finden.“ Nach diesen Worten gab er dem edlen Thiere die Sporen und zwang es, in den Abgrund hinabzusetzen, wo das Roß und der Reiter zerschmettert lagen. So lautet die Sage, und nie hat eine Erzählung mehr mit dem Orte, worin sie sich begeben, in Einklang gestanden, als diese. Doch sind auch heitrere Bilder an diesen Trümmern vorübergegangen:

Im Jahre 1238 war Konrad von Höchstedt zum Kurfürsten von Cöln erwählt worden, die Cölner aber waren ein auf seine Rechte und Freiheiten eifersüchtiges Volk, und daher mit ihrem Kurfürsten, der die Gewalt der Geistlichkeit und seine eigene zu behaupten wünschte, in beständiger Fehde. Einstmals hatte der Kurfürst vier edle Cölner gefangen genommen und auf sein Schloß

Altenahr in Haft gesetzt, das damals noch Ahre hieß, da es, wie unsere Großmütter, auch seine Zeit hatte, wo es noch nicht alt war. Vergebens bemühten sich die cölnischen Geschlechter durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel ihre edlen Verwandten zu befreien; sie mußten endlich alle ihre Hoffnungen an den Tod Konrad's knüpfen, da Engelbrecht, den sie zu des Kurfürsten Nachfolger bestimmt hatten, ihnen die Zusicherung gegeben hatte, daß mit dem Tage seiner Erhebung die Gefangenschaft der edlen Cölner enden und Friede und Einigkeit an die Stelle des Haders und Zwistes treten solle. Nun war aber Engelbrecht seit geraumer Zeit Kurfürst geworden und die Gefangenen saßen noch immer, doch trösteten sich die Cölner damit, daß ihn wohl wichtige Geschäfte so ganz und gar in Anspruch nehmen könnten, daß er noch keine Zeit finden könne, seine Wort zu halten, daher waren sie gesonnen, sich noch einige Zeit zu gedulden. Sie ließen den Kurfürsten ruhig nach Bonn ziehen, um dort Huldigung und Eid in Empfang zu nehmen; als sie aber hörten, daß er von dort aus gen Ahre gezogen sei, übermannte sie doch eine kleine Ungeduld, und drei edle Ritter, Herr Rüdiger von Overstolz, Herr Daniel von Jude, und Herr Küstin von der Aducht, setzten sich auf ihre Rosse, um die Verwandten selbst in Empfang zu nehmen. Es war spät am Abend, als sie auf Ahre ankamen, und als sie den Kurfürsten zu sprechen begehrten, hieß man sie in einem Gemache der Burg warten. Nach einiger Zeit kam der Diener zurück und führte sie durch Gänge und Gewölbe endlich eine Stiege hinan vor eine große eiserne Thür, die er mit einem schweren Schlüssel aufschloß und die Herren einzutreten bat, worauf die Thür gleich wieder in ihr Schloß fiel und Riegel und Balken vorgeschoben wurden. Die Ritter befanden sich in einem kleinen, gewölbten Vorgemache in der dicksten Finsterniß, aber gegenüber schien ein Lichtschimmer durch eine zweite Thür, worauf sie denn auch zuschritten und sich alsbald ihren lieben Verwandten und Freunden gegenüber befanden.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Nürnberg.

[Charakter der Stadt, Volksfest, Gemälde, der Besuch des Kaisers, Caspar Hauser.]

Das jährliche Volksfest, dessen Feier nun wieder einmal hinter uns liegt, bringt in den wesentlichen Charakter des hiesigen Treibens nur wenige oder gar keine Variationen. Nürnberg, wie es leibt und lebt, hat sich auf die Peterhaide, eine Sandsteppe außerhalb der Stadt, worauf man die üblichen Spiele begeht, übergesiedelt und vergnügt sich in gewohnter Weise an Bier, Bratwürsten und dem Hau- und Jaujargon *), der ungemüthlich und herbe der hochaufgeputzten jungen Dame, wie dem steifen Epicier mit reichsunmittelbaren Erinnerungen mundgerecht ist. Das Unwesen der frühern Miniatur-Staatsverfassung hat noch jetzt der Stadt in Sitte, Bildung und Conversation einen engen Horizont beschrieben. Eine so naive Selbstabgrenzung des geselligen Verkehrs auf den engsten Raum, auf bloße Personal- und Localinteressen, mag man nicht leicht in einer andern, gleich großen Stadt, wie Nürnberg, finden. So sehr der Nürnberger äußerlich einem gewissen Unschuldsstande sich nähert, so ist er doch auch im hohen Grade Verstandesmensch, ein geborner Rechenmeister. Wehe dem Fremden, wenn er dem ersten gutmüthigen Vorgeben derer traut, mit denen er in Beziehung über Mein und Dein zu treten hat. Geschäft und Gewerbe steht dem Nürnberger Jahr ein Jahr aus vor der Seele; er besitzt einen geheimen Zug von des Engländers industrieller Schlauheit; aber mit dieser geht auch, wie jenseits des Canals, eine gewisse religiöse Einfalt, eine ächt protestantische Bigotterie parallel, der Gott ist der Brotschaffer; er darf sich brouilliren nur auf die Gefahr, seines Segens verlustig zu gehen. Nirgends hat der protestantische Pietismus größere Ausbreitung gewonnen, als in Nürnberg. Der Bildungsunschuldsstand, die gewerbliche Schlauheit, und jene aus pietistischen Elementen datirende Prüderie färben das sociale Leben ganz eigenthümlich. Allgemeine Interessen der Cultur, wie z. B. literarische, sprechen nicht an, der Schachergeist schleicht sich in die kleinsten Kreise, und die Klatscherei hat in ihnen gewonnen Spiel. Materielles Behagen steht oben an; der Eigennutz schafft Mittel dazu herbei. Die, wenn auch noch so trotzige Hierarchie der protestantischen Kanzel ist dem Nürnberger ein süßes Joch. Er hört in der Regel nur den Geistlichen gern, der zu donnern versteht; denn seine Donnerworte treffen nur den Nachbar. — Den Begriff von einem nürnberger Volksfeste sich zu machen, muß man alle Vorstellungen von eigentlichen Volksfestlichkeiten verbannen. Die ganze Poesie eines solchen Festes spielt sich in Essen, Trinken und Medisance ab. Daß auch Pferderennen, Sacklaufen, Waffentanz, Illumination Statt finden, ist unwesentlicher Beisatz. Das Wesentliche ist, daß die Bourgeoisie ißt, trinkt und plaudert, wie sie daheim im engen Wirthshausstübchen auch ißt, trinkt und plaudert. Ganz anders ist dies in München, wo das Volk bei seinem Octoberfest sich wirklich erlustirt, in seinem Gotte einmal vergnügt ist. In Nürnberg sieht ein Volksfest dem andern, jeder Tag eines solchen dem andern gleich. Immer aber ist der Nürnberger froh genug, wenn er sein Glas Bier um einige Tage länger auf der Peterhaide trinken darf, sollte es auch der frommen Geistlichkeit gefallen haben, die weltliche, gotteslästerliche Musik an den Supplementarfesttagen zu verbieten.

Die größere Kunstausstellung, welche während des Volksfestes regelmäßig Statt findet, zeichnete sich als besonders aus,

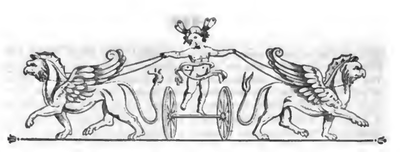
*) Der Nürnberger spricht statt hast: haust; statt ja: jau.

trotz dem, daß Nürnberg auch für den Kunsthandel und Kunstverkehr Deutschlands so vortheilhaft gelegen ist. Die diesjährige Ausstellung brachte wenig Bedeutendes, des Unbedeutenden und Werthlosen so viel, daß man sich wundern muß, wie Männer von Geschmack, an der Spitze des Kunstvereins, welcher der Anordnung der Kunstausstellung sich unterzieht, Productionen zulassen konnten, die an die erste beste Tüncherarbeit erinnern. Eine Menge charakterloser Portraits kann einem reisenden Physiognomiker absonderliche Localbegriffe beibringen. Die Auswahl dieser Portraits ist eine gar wunderliche. Neben einem gutmüthigen Oberpostamtszeitungsexpeditor prangt ein derber Postconducteur und ein scharfsichtiger Polizeiofficiant; ein schlauer Kaufmann hält einen Brief vor, liest ihn aber nicht, sondern sieht sich mit klugem Auge vornehm fragend um, wie ihm sein feiner blauer Frack stehe. Die weiblichen Portraits zeigen alle wohlgenährte, behagliche Reichsstädterinnen, die Grübel einführt, als Nachbar, Fraubasen im Kränzchen, nur vom Kränzchen plaudernd. Da ist denn freilich vor solchen Porträts des Drängens viel; man kennt Vetter und Base aufs Haar und freut sich an den rothen, watschelігen Backen oder dem trefflichen Shawl, den Frau Base gerade nur trug, als sie dem Maler gesessen. Des Unbedeutenden und Werthlosen noch weiter zu gedenken, erwähne ich einiger Landschaften, die adlige Dilettanten gemalt, Felder, Häuser und Wiesen, mit Schafen, die Mondskäldern gleichen. Inzwischen kam uns auch manches Interessante zu, was freilich anderwärts seine erste Schaustellung erlebte. Ich meine besonders das große, schon in Düsseldorf ausgestellte Bild von Wappers, Karl IX., im Fenster seines Schlosses lehnend, die Doppelflinte in der Hand, hinten Nacht, die pariser Nacht mit aufsteigenden Feuersäulen. Der feige Fanatiker spannt eben den Hahn, um noch ein Opfer seiner Privatwuth aufs Korn zu nehmen. Die weichlich blassen Züge, die versteckt grimmigen Augen, die verzärtelte Vornehmheit der ganzen Gestalt im Gemisch mit tückischer Arglist, alles das hat der Künstler sehr glücklich dargestellt. — Von Jacquard sahen wir ein vortreffliches Bild, ganz französisch in Farbengebung und Gruppirung: ein kranker gefangener Prinz auf dem Lager, neben ihm kniet ein alter Diener, der ihn bittet, Speise zu nehmen, hinten Schließer und Gefolge. Von Fräulein Seidler (in Weimar) eine Scene aus der Odyssee, die Sireneninsel, mit besonders reizenden Gesichtern. Von Münchnern erhielten wir natürlich das Meiste, zum Theil sehr interessante Bilder; ich nenne vor allen Bürkel's Aufzug auf die Alm, Chr. Ezdorf's norwegischen Katarakt. Im Allgemeinen war die Landschaft überhaupt vorherrschend. Kreul aus Nürnberg brachte den Kreuzgang aus unserer Lorenzkirche, die oft genug mit Recht von Architekten besucht und bewundert wird. Auch von Hasenpflug in Halberstadt sahen wir ein gutes architektonisches Bild.

Die Nachricht, daß der Kaiser von Rußland durch Nürnberg kommen und vielleicht die Merkwürdigkeiten der Stadt besichtigen werde, beschäftigte besonders das Directorium des Kunstvereins. Sie rief einige Krähwinkelbilder in Volksgruppen hervor. Ein Teppichhändler erbot sich, das Dürerhaus und die Kunstsäle der Burg mit blauen Teppichen zu belegen; das Dürerhaus selbst wurde restaurirt, die Atelier Dürer's improvisirt, darin sein bestes Originalgemälde, daß in Nürnberg aufzutreiben ist, an eine alte Staffelei gelehnt. Der Kaiser sollte sinnig überrascht werden. Aber auf alle ihm bereitete Kunstgenüsse resignirte er grausam, was den nürnberger Kunstfreunden nicht wenig nahe ging. Am 5. Septbr. um 2 Uhr des Morgens kam der Kaiser nach Nürnberg und stieg im bairischen Hofe ab. Sogleich ließ er sich die bestellten Zimmer zeigen, deren er 5 prachtvoll decorirte verschmähte und sich für das Bedientenzimmer, eine kleine schmale Kammer, entschied. Ein Kosak lagerte sich quer über die Thürschwelle, als der Kaiser in seiner Klause schlief. Gegen 7 Uhr erwachend, sah er durch ein kleines Fenster, das mit dem Speisesaal communicirte, sämmtliche Behörden der Stadt dort versammelt. Ihre Aufwartung ward vom Kaiser abgelehnt. Aber doch an der Haupttreppe wollten sie ihn willkommen heißen, wenn er in den Wagen stieg, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besichtigen. Die Behörden stellten sich an der Haupttreppe auf. Aber der Kaiser bedankte sich auch für diese Complimente und schlich sich durch eine Seitentreppe in den Hofraum hinab, wo sein Wagen stand. Nun fuhr er hinaus in die Straßen, die Behörden theils zu Wagen, theils zu Fuß hinter ihm her. Bei dem Kaufmann Bestelmeyer stieg der Kaiser ab, einige kleine Einkäufe zu machen. Nun sollte er nach dem Albrecht Dürerhaus fahren. In der That begab sich der Kaiser, jedoch auf großen Umwegen, dahin. Als er vor der Thür die Behörden mit dem Directorium des Dürervereins aufgestellt fand, auch einige Gruppen Volks, sich drängend, den Czar zu schauen, gebot er dem Kutscher zum Thiergärtner Thore hinaus zu fahren; die Menschenmenge genire ihn. Jetzt blieb für die Harrenden die letzte Conjectur übrig. Der Kaiser fuhr gewiß nach der Burg, sich die Kunstausstellung zu besehen. Hier bot sich noch Gelegenheit zu einem freundlichen Wort. Man nahm eilig den kürzern Fußweg nach der Burg und war sicher, die Ankunft des Kaisers zu erwarten. Aber der Kaiser kam nicht; er war in den Gasthof zurückgefahren, von wo aus er nach einigen Minuten seine Reise nach dem Norden fortsetzte. Kunstgenuß und Complimente unterblieben. —

Nürnberg ist bekanntlich die Adoptivwiege Caspar Hauser's. Das Interesse an seiner Geschichte taucht von neuem auf, seitdem die Gräfin A. (Arco?) Aufschlüsse über ihn in einer leider confiscirten Schrift zu geben versuchte. Nicht sowohl die Spuren seiner Herkunft, als seiner Geburt scheinen in Wien gesucht werden zu müssen; später hatte er wohl seinen Aufenthalt in Ungarn genommen. Auf den Empfehlungsbrief, den er nach Nürnberg mitbrachte, legt man jetzt große Bedeutung. Auch über psychologische Erscheinungen an Caspar Hauser fällt durch G. Fr. Daumer's Mittheilungen ein neues Licht. Der Aufsatz im „Athenäum," einer Monatsschrift, welche jetzt in Nürnberg bei Bauer und Raspe erscheint — „über Hauser's Visionen und Träume," verdient alle Beachtung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 186. — den 22. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838.

(Beschluß).

Nachdem das erste Erstaunen und der Sturm der Freude vorüber war, wunderten sich die Ankömmlinge, ihre Vettern noch in so enger Haft zu finden; aber diese versicherten, daß noch kein Schritt zu ihrer Befreiung geschehen sei, so daß sich nach und nach der Verdacht eines schwarzen Verraths in das Herz der Ritter einschlich; auch wies es sich bald aus, wie sich die Sache verhielt, da sie von Stund' an selbst als Gefangene behandelt wurden. Einige der Edlen gaben sich der Verzweiflung über dieses unerwartete Unglück völlig hin, Herr Jude aber sprach ihnen mit weisen Worten viel Trost ein, und brachte es endlich dahin, daß man seine Gedanken mehr auf die Fälle wendete, wo ein unerwarteter Glücksfall auch die schwärzeste Stunde in eine heitere umwandelte, als diejenigen, wo die Betrübniß nicht kürzer als das Leben war. Herr Gottschalk Dreestolz, der Bruder des Herrn Rüdiger, hatte in früheren Tagen an viel etwas anderes als an stille Spielereien gedacht, denn er war ein weiser Herr im Rathe und ein tapferer im Kriege sein Lebtage lang gewesen, jetzt aber auf dem stillen Thurme zu Ahre wußte er nichts Besseres zu thun, als sich eine Maus zu zähmen, die zuletzt so vertraulich ward, daß sie die Brosamen, die von ihrem schlechten Male übrig blieben, aus seiner Hand fraß. Er beschäftigte sich in seiner Langenweile mit diesem Thierchen wie mit einem Kinde, und es schien den Ton seiner Stimme und den Blick seiner Augen zu verstehen. Eines Tages hatte er sich, da er öfters des Nachts Durst verspürte, eine Schale mit Wasser neben sein Bett gestellt; er erwachte nach einigen Stunden Schlafes durch ein ängstliches Geplätscher; der Mond schien hell durch das schmale Thürfenster und beleuchtete die Schale, in der die Maus in Todesnöthen herumschwamm. Schnell griff Herr Gottschalk in das Gefäß und befreite das Mäuslein, das ängstlich von dannen lief und seit dieser Stunde nicht wiederkam, was den edlen Herrn über die Maßen betrübte, da der Mensch etwas haben muß, worin er sein Vergnügen sucht, und er seine liebsten Augenblicke mit der Maus vertändelt hatte. Die ernsten Mitgefangenen, die sonst wenig Theil an einem so geringen Ereignisse als die Flucht einer Maus würden genommen haben, waren alle Mitgenossen seiner Betrübniß. Er entschloß sich, in den Mauselöchern, von wo heraus sie ihre täglichen Besuche gemacht hatte, nachzugraben, und war noch nicht gar tief gekommen, als er eine schöne scharfe Feile und einen Meißel darin entdeckte. Vergessen war von diesem Augenblicke an die Maus, und alle Ritter waren von Herzen froh und dankten dem lieben Gott, der ihnen die Mittel zu ihrer Befreiung an die Hand gegeben hatte. Nach diesem kurzen Freudenrausche stellten sich doch wieder allerlei Bedenklichkeiten ein; wer den Felsen von Altenahr, auf dem der Thurm noch zur Hälfte steht, gesehen hat, wird sich nicht wundern, wenn es den Rittern unmöglich schien, von dieser steilen Höhe herab zu kommen, ohne den Hals zu brechen; indessen sagten andere: das Wagstück kann gelingen, und

wenn wir hier bleiben, so erwartet uns bei unserer schlechten Kost ganz sicherlich der Hungerstod oder ein noch schmählicherer — kurz es ging zu, wie in allen Berathungen, Einige wollten dies, die Andern das. Da sprach Herr Gottschalk: Keiner gehe ohne die Andern, und Keiner bleibe, wenn die Andern gehen; wir haben die Gefangenschaft in Gemeinschaft erduldet, so laßt uns auch die Gefahr zusammen bestehen oder vermeiden; laßt uns losen, und wen es trifft, der bestimme, ob wir die Befreiung wagen oder nicht, die Andern aber folgen ohne Murren.

Die Rede wurde gebilligt und das Loos gezogen; der aber, den es traf, war eben Herr Gottschalk selber: „Nun" rief er fröhlichen Muthes, „frisch ans Werk, Ihr wißt schon, was ich bestimme!" Sogleich stellte er einen der Ritter mit der Feile, den andern mit dem Meißel an die Fensterstäbe, und wenn sie müde waren, lösten sie zwei andere ab; die andern aber zerschnitten ihre Wollenmützen um sich Socken daraus zu machen, die sie über die Schuhe ziehen wollten, um auf dem halsbrecherischen Ziegenpfade, den sie benutzen mußten und der mit glattem Eise bedeckt war, fortkommen zu können. Als dieses Geschäft vollendet war, nahmen sie ihre Hemden und sonstiges Leinenzeug und drehten starke Stricke daraus, um sich von dem hohen Thurme damit herunter zu lassen. Als es Mitternacht schlug, waren die Vorbereitungen zu Ende. Das obere Ende der Stricke ward an einer starken Eisenstange des Fensters befestigt, und so ließ sich einer nach dem andern zuerst auf das Dach der Capelle hinunter, wo hinauf eine Linde mit ihren kahlen Aesten reichte, an der sie bis auf den Ziegenpfad hinabkletterten; die dunkle Winternacht aber verbarg sie den Augen der Wache, die ein Lied vor sich summend fröstelnd auf und ab ging. Eben als sie durch eine Biegung des Pfades den Späheraugen vom Schlosse her entzogen waren, ging der Mond auf und beleuchtete mit seinem letzten Viertel den gefährlichen Weg.

In stummer Eile gelangten sie bis in einen Wald, wo sie es nothwendig fanden, sich zu trennen, denn hatte auch der Himmel sie bis jetzt in seinen Schutz genommen, so mußte doch nun die Verfolgung bald erwachen. Sie trennten sich daher in drei Häuflein, wovon das eine durch Umwege nach Sinzig, das andere nach Tomberg entkam. Die Uebrigen, Herr Gerhard Overstolz, (es waren ihrer drei dieses Namens gefangen), Hr. Daniel Jude, dessen Bruder Hr. Peter Jude und Hr. Küstin von der Aducht, irrten lange durch Mohr und Haide, bis sie gen Bodendorf kamen, wo Hr. Küstin in einem Maierhof wohl bekannt war, der zu einem Mönchskloster gehörte. Ein Bruder Mönch mit langem Barte, Herrmann genannt, empfing die Flüchtlinge freundlich und versprach ihnen, nach einem reichlichen Nachtessen ihren ermüdeten Gliedern auf guten Betten Ruhe zu verschaffen, indem er von allen Seiten Wächter ausstellen wolle; so zechten die beinahe Erschöpften wohlgemuth um ein Fäßchen Honnesser gelagert, das der Bruder ihnen Preis gegeben hatte. Hier erst konnten sie ihre Beine von den Fesselringen befreien, obgleich sie die Ketten schon früher zerbrochen hatten. Nachdem sie sich von Herzen durch Speise, Trank und Ruhe erquickt hatten, wollten sie eben mit Dank gegen ihren guten Wirth davon gehen, als Reiter vom Schloß Ahre in das Dorf gesprengt kamen. Behende führte sie der Bruder in das Haus eines armen Bauers und eilte in den Meierhof zurück, um den Verfolgern Rede zu stehen; der Bauer aber wußte für seine Gäste keinen bessern Versteck als einen Käsekasten, wo er die Ritter sich hineinkauern ließ und ihn dann verschloß.

Der Bruder Herrmann empfing seine ungeladenen Gäste so unbefangen, als es ihm möglich war, doch mitten in seinen Versicherungen, nichts von den Gefangenen zu wissen, fielen ihm die herumliegenden Fesselringe der Ritter in die Augen; er sah die Reiter spöttisch darauf hinblicken, doch verlor er die Geistesgegenwart nicht und sagte: „daß die Gefangenen hier waren, seht Ihr, doch sind sie vor dem ersten Tagesstrahl davon geeilt, ohne zu sagen, wohin;" keine Bitten, keine Drohungen konnten ihn zu einer andern Aussage vermögen. Die Reiter untersuchten unterdessen das ganze Haus und fanden auch den Weg durch die Scheuer in des Bauern Gehöft. Dort sahen sie auch den Käsekasten, fanden es aber nicht der Mühe werth, denselben zu untersuchen, da sein Geruch über dessen Bestimmung hinlänglichen Aufschluß gab, und er auch zu klein schien, um die Ritter fassen zu können; wo sie aber Stroh und Heu antrafen, stachen sie mit ihren Lanzen tapfer drein. Endlich gingen sie unverrichteter Sache und sehr erbost von dannen. Die Ritter aber schwitzten wie die Männer im feurigen Ofen, und durften Gott nicht einmal laut loben.

Als der Mönch wieder reine Luft verspürte, öffnete er das übel riechende Gefängniß und rieth den Herren, sich unverzüglich nach Remagen zu begeben, um sich dort über den Rhein schiffen zu lassen. Spät Abends kamen sie dort an und nahmen Quartier bei einem armen Schiffer, der sie mit Wasser und Brot bewirthete. Während sie noch beim Mahle saßen, trat der Frauenbruder des Wirthes in das Zimmer, und wer beschreibt ihren Schrecken, als sie in ihm

einen vormaligen Knecht des Ritters Jude erkannten, den dieser vor nicht langer Zeit wegen übler Streiche verabschiedet hatte. Der Knecht erkannte die Ritter Augenblicks, stellte sich aber sehr treu und ergeben, und wußte sich so geschickt zu benehmen, daß er die Herren ganz treuherzig machte. Hr. Gerhard Overstolz bot ihm eine hübsche Summe, wenn er sie sicher nach Cöln geleiten wolle; der Knecht zeigte sich sehr bereitwillig dazu, rieth ihnen aber, die Nacht unter seinem eigenen Dache zuzubringen, da ihm das Haus seines Schwagers nicht sicher dünkte. Die Ritter hatten nichts dagegen, und der Verräther entfernte sich unter dem Vorwande, sein Haus zu ihrem Empfange herzustellen. Statt dessen aber ging er zum Richter und kündigte diesem an, welchen Schatz er unter Schloß und Riegel habe, denn er wußte wohl, daß 300 Mark auf die Einbringung der Ritter gesetzt waren; indessen wollte er selbst sich mit 30 begnügen, die ihm der Richter für die Kunde auszahlen sollte. — Diesem schien das ganz recht zu sein, und so führte der Bube die Verfolgten in des Richters Haus statt in das Seinige und empfing seine 30 Mark; kaum war er aber fort, als Herr Alef, so hieß der brave Richter, zu den Rittern ging und ihnen den Hergang dieses Schelmenstückes erzählte; zugleich bat er sie, ruhig zu schlafen, da er ihnen den andern Morgen schon über den Rhein helfen werde. Auch hielt er Wort, und als der Tag anbrach, stand ein Kahn bereit, der die Vier trotz des heftigen Eisganges an das andere Ufer brachte; noch am Abende des selbigen Tages langten sie Cöln gegenüber an, und passirten den Rhein mit minderen Gefahren als am Morgen. Jubelnd wurden sie von allen Bewohnern der Stadt und von ihren schon angelangten Mitgefangenen begrüßt.

Da es mir unmöglich ist, von der eigenthümlichen Gestalt und Lage der Altenahr einen deutlichen Begriff zu geben, so mögen wenigstens diese Anekdoten aus ihrer Existenz dem Leser ein Interesse für sie einflößen, das dem Beschauer ihr bloßer Anblick gewähret. Nachdem wir unsere Namen in ein Stammbuch eingeschrieben und die poetischen Gefühle, die der Anblick dieses Thales in uns erregt hatte, mit 3 Sgr. bezahlt hatten, gingen wir auf einem steilen, zwischen Weinbergen angelegten Pfade auf der entgegengesetzten Seite, von der wir gekommen waren, herunter. Bis auf einige Abwege folgten wir unseren Fußstapfen wieder bis Ahrweiler zurück; und obgleich kein geringer Genuß für das Auge darin lag, dieselben uns schon lieb gewordenen Gegenstände noch einmal und zwar in entgegengesetzter Ansicht zu erblicken, so möchte es für den Leser schwerlich dasselbe Interesse haben, wenn ich die Beschreibung noch ein Mal von hinten wieder anfinge, nur möchte ich unseren Nachfolgern auf dieser Wanderschaft rathen, auf dem Rückwege nicht wieder über die Seffenburg, sondern über einen steilen Bergrücken zu gehen, der zwar nicht einladend vor dem ermüdeten Wanderer liegt, dessen schöne, weite Aussicht auf den Rhein aber für die Mühe belohnt. Die Bewohner dieser friedlichen, einfachen Dörfer sind überaus freundlich; so weit die Stimme trug riefen sie uns nach, wenn sie etwa vermuthen konnten, daß wir den rechten Weg verfehlten, denn in diesem Thale gibt es für den Reisenden nur ein Ziel, das Schloß Altenahr. Uebrigens schienen sie wie die meisten Weinbauern arm zu sein, in der drückenden Hitze schleppen sie in Tüchern den Dünger für den Wein die steilsten Wege bergan, ihre Last, hier wir überall in diesen Gegenden, auf dem Kopfe tragend. Der Menschenschlag hat etwas edles; große, schlanke, sonnengebräunte Gestalten, mit gefälligen echt deutschen Zügen, und dem blauen Auge, das so ehrlich aus braunen Gesichtern herausleuchtet.

Eine Stunde vor Ahrweiler fing das Wetter an sich zu verdüstern, und wir waren froh, dort einen guten Wagen zu finden, der uns im Platzregen weiter beförderte; das Wetter verhinderte uns, die schöne Landskrone zu besteigen, deren Ruinen und Aussicht prachtvoll sind; sie liegt wie eine Insel im Ahrthale und an ihren Fuß lehnt sich Heppingen, dem eine neuerlich sehr geschätzte Mineralquelle entspringt; trotz des Regens, der von dem Schutzleder unseres Wagens wie Bindfaden heruntertroff, hielten wir still, um ein Glas Wasser aus der Quelle zu trinken, ein Genuß, der einem im Leben so selten geboten wird, daß man ihn nie vorübergehen lassen sollte, denn es gibt fast nichts Ursprüngliches, Ungemischtes, ganz Lauteres mehr, als eben ein Trunk aus frischer Quelle.

Eine halbe Stunde vor Sinzig klärte sich der Himmel auf, und es trat jener wundervolle Augenblick ein, wenn nach dem Sommerregen die scheidende Sonne ihre Strahlen auf die feuchte, glänzende, in tausend Farben lächelnde Erde wirft. Wir hatten den prächtigen, freundlichen Rhein wieder vor uns, den wir nach dem eingeschlossenen romantischen Ahrthal begrüßten wie einen heitern Morgen.

Bei Remagen verließen wir den Wagen. Der Himmel ward wieder klar; das jenseitige Ufer schimmerte röthlich und spiegelte sich in der breiten Fluth. Deshalb beschlossen wir noch zu Fuß nach Rolandseck zu gehen, und diese anderthalb Stunden im Rosenschimmer des Abends, immer den Strom dicht zur Seite, an dem Ortschaft an Ortschaft sich drängt, unter dem Geläute der Abendglocken, das

von allen Kirchthürmen ertönte und über dem Wasser vergeistigt sich schmeichelnd an unser Ohr legte, waren überreich an jedem Genusse, den eine schöne Natur gewähren kann. — Wie aus dem Wasser gestiegen lag bald das weiße Unkel vor uns, später, als der Abend sank, der Drachenfels mit Honnef an seinem Fuße; dann sank Alles in den Kreppschleier der Spätdämmerung, der sich immer dichter vor unsere Augen zog, bis die Lichter des Wirthshauses von Rolandseck, und einzelne erleuchtete Fenster auf Nonnenwörth die Nacht durchdrangen. — Als wir ins Wirthshaus eintraten, saß am Nachtessen — unser Belgier mit seiner hübschen jungen Frau. Sie begrüßten uns wie alte Bekannte, obgleich wir den Tag zuvor kein Wort mit ihnen gewechselt hatten. So leicht knüpfen sich auf Reisen Verbindungen an; ein Gesicht, das uns zum zweiten Male begegnet, erscheint uns schon befreundet. Wir mußten Bericht erstatten, die Kinder wurden wegen ihrer Unermüdlichkeit gelobt, dann schnell ein solides Abendessen begehrt und servirt. Mir brannte aber die Fabel auf dem Herzen, die der junge Informator aus Bonn den Fremden über die Wahlverwandtschaften und den Werther aufgebunden hatte, daß sie zu den unpopulairen Werken Goethe's gehörten und in Deutschland längst aus der Mode wären. Ich sagte dem Belgier, daß, was auch die Schwächen und scheinbaren Uebertreibungen dieser beiden Bücher sein möchten, dieselben doch gewiß wesentlich deutsch wären, so daß der gegen sie ausgesprochene Tadel wenigstens auf die ganze Nation zurückfiele. — Er meinte: eine solche Leidenschaftlichkeit und Ueberspannung wäre doch den kalten Deutschen unmoglich zuzutrauen. — Meine Frau versicherte aber mit vielem Eifer, es gäbe keine Thorheit, deren ein deutsches Herz nicht fähig wäre, kein Glück, das es nicht opfern, kein Elend, in das es sich nicht stürzen könne, um der Liebe willen. Tausend rührende Geschichten wären hinlängliche Beweise für die Fähigkeit der Deutschen, Alles für die Liebe und für eine Idee hinzugeben, und daher wäre der Dichter, der solche Geschichten, wenn auch scheinbar übertrieben, aufzeichne, in keiner Weise über die Natur hinausgegangen; — ein Jeder müßte das herausfinden, wie man auch in den fremdartigsten, unsern Begriffen am fernsten stehenden Schilderungen immer herausfühlen könnte, ob sie der Wahrheit treu wären.

„Je relirai," sagte der Belgier, von unserm Eifer halb erschreckt. — „Ja," fiel meine Frau lebhaft ein, „da müssen Sie vorher Deutsch lernen, denn Ihre Uebersetzungen sind so elend, daß sie keinen Begriff von dem Originale geben, und die Franzosen besonders haben eine Virtuosität, Alles zu entstellen; sie können sich durchaus nicht in die fremde Individualität einer Nation finden, und verwerfen Alles, was nicht in französische Sitten und Begriffe paßt."

So war unser Gewissen in Hinsicht Goethe's und Deutschlands erleichtert, es war fortan nicht unsere Schuld, wenn man in Belgien glaubt, daß die Wahlverwandtschaften aus der Mode sind. Wir nahmen Abschied von dem belgischen Paare und eilten zur Ruhe, waren aber nicht wenig überrascht von den Verbesserungen des Wirthshauses zu Rolandseck. Wir hatten zwei Jahre früher dasselbe Zimmer bewohnt, und wesentlich war nichts daran verändert; aber die bescheidene Holzwand war mit einer Tapete bekleidet, die Mobilien waren besser, die Bettgardinen mit Franzen besetzt. — Wer eine einigermaßen philosophische Ader hat, sieht in solchen Kleinigkeiten gleich den Lauf der Weltcultur. Mir fällt bei dergleichen Dingen immer Müllner's witziges Wort ein: „Zum goldnen Hirsch! — sonst war er braun; allein der Luxus steigt in allen Dingen." —

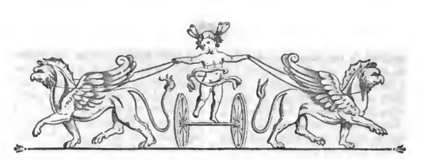
Ich mag nicht weiter schreiben; denn als wir am andern Morgen erwachten, regnete es hartnäckig. Wir schlenkerten noch ein wenig herum, um zu sehen, ob es aufhören wollte. Endlich setzten wir uns trübselig auf ein Boot, ließen uns gen Godesberg rudern, kamen um 2 Uhr in Bonn an, und legten prosaisch in der Kajüte eines Dampfbootes, auf dem der vielen Wagen und Engländer wegen kaum Platz für eine deutsche Seele war, unsern Weg nach Cöln zurück, wo ich zu meiner eigenen Freude, die drei Wandertage noch einmal durchlebend, diese Blätter schrieb.

Notiz.

[Mendelssohn's Paulus in Leipzig.]

Mit Mendelssohn's Paulus wurde am 15. d. in der Paulinerkirche die Reihe musikalischer Genüsse eröffnet, mit denen Leipzig in den Wintermonaten seinen Ruf in der Kunstwelt sichert. Der Componist hatte die Proben geleitet, am Tage der Aufführung wurde er plötzlich durch Krankheit gehindert, sein Werk zu dirigiren, und Concertmeister David vicarirte. Den Paulus sang Pögner; Frau Dr. Frege (Livia Gerhardt), Mad. Bünau (Grabau) und Mad. Schmidt (Möllinger) hatten die Sopranpartien übernommen, eben so vortrefflich wurden die Tenorpartien von Hrn. Schmidt ausgeführt, den unsre Theater von der breslauer Bühne seit kurzem gewonnen hat. Schmidt hat als dramatischer Sänger seinen Ruf bei uns bereits durch mehrere Leistungen gesichert; jetzt hatten wir Gelegenheit, auch im Kirchenstyl die Discretion seines Vortrags, die seelenvolle Wärme seines Gesangs zu schätzen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 187. — den 24. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Bad Kissingen.

Ende August 1838.

Zu den jüngern Bädern Deutschlands gehört das freundliche Kissingen in dem unterfränkischen Kreise des Königreichs Baierns. In einer romantischen bergbekränzten Waldgegend gelegen, welche überall Spuren reicher Fruchtbarkeit zeigt, bietet es mannichfaltige Spaziergänge dem nach bleibender Erholung sehnsüchtigen Curgaste dar. Die Heilkraft der wunderbaren Quelle Rakoczy hat der neueste Beschreiber dieses Bades, Dr. Balling, einem Gedichte verglichen, dessen Tiefen und Höhen Niemand auszumessen im Stande sei. Und in der That finden hier die verschiedenartigsten Gattungen von Leidenden Heilung oder beträchtliche Linderung. Es ist hier nicht der Ort, eine chemische Analyse der trefflichen Bestandtheile beizufügen oder in ein näheres Detail einzugehen, welches übrigens bereits von Kastner und andern Chemikern oder Naturforschern auf eine genügende Weise geschehen ist. Man sieht hier keine Gebrechliche, wie in den böhmischen Bädern, namentlich in Teplitz und Karlsbad; höchstens, aber selten einen Nervengelähmten; die gelbfahle, bleichende und abzehrende Farbe ist nicht vorherrschend wie in den genannten Orten und in Ems. Desto öfter erscheinen überflüssig Wohlbeleibte, welche dieser Bürde sich zu entledigen trachten; Patienten von übergesundem blutrothem Teint, aber auch Viele, denen man durchaus keine Kränklichkeit ansieht, und bei denen der verborgene Keim ihrer Leiden erst durch Mittheilungen gesprächsweise sich kund gibt. Die Frequenz war in dieser Saison groß, von Besuchern aus allen Ständen. Fürsten, Grafen und Prälaten wandelten auf dem schönen parkähnlichen Curplatze, dem Versammlungspuncte der Gäste, neben Gelehrten, Beamten, Kaufleuten und schlichten Bürgern, man vernahm die Dialekte fast aller Völker deutscher Zunge. Natürlich zieht dieses, wie fast in allen Bädern, eine Absonderung der Stände nach sich, die indeß nicht leicht in einem Bade stärker heraustritt, als in Kissingen. Die Reize der Natur, so wie der gemeinschaftliche Wunsch der Herstellung geschwächter oder verlorner Gesundheit vermindern zwar den herkömmlichen Druck des Rangunterschiedes und der bürgerlichen Verhältnisse, vermögen ihn indeß nie völlig zu entfernen. In diesem Erdtheile des ehemaligen Fürstbisthums Würzburg, welches die fränkische Saale durchströmt, bewahrheitet sich wiederum der alte Spruch, daß unter dem Krummstabe gut wohnen sei. Denn die Umgegend ist gesegnet und fruchtbar durch Getreidebau, Salzrevenüen und die Ergiebigkeit der Heilquellen. Die Berge erheben sich in sanften Abdachungen, und sind fast durchaus mit Waldungen, bisweilen auch mit Wein bepflanzt, den man hier, in der Nähe des weinreichen Würzburg, zu mäßigen Preisen zur Stärkung der Wassertrinker vorfindet.

Das Städtchen ist klein, mit einer Bevölkerung von ungefähr 1400 Seelen. Die Einwohner treiben größtentheils Oekonomie und Viehzucht. Dies hat nun frei-

lich manche Unreinlichkeit in dem alten Theile des Orts zur Folge. Gänse-, Schweine- und Rindviehheerden sieht man häufig, den Sonntag nicht ausgenommen. Desto stattlicher und schöner erhebt sich der Neubau in einigen breiten, schnurgeraden Straßen, welche den Namen des Königs und der Königin führen, mit palastähnlichen Gebäuden. Nur sind die letztern großterntheils noch nicht weiß bestrichen, sondern zeigen die braunrothen Backsteine ihres Fundaments. Dies, um der Besteurung zu entgehen, weil man solche Häuser als unvollendet betrachtet; nur darf die Freiheit nach dem neursten Befehle des Königs nicht über zwei Jahre benutzt werden, indem dann im Gegenfalle das Doppelte der Auflagen bezahlt werden soll. Unstreitig erfolgte diese Verfügung, um Mißbräuchen vorzubeugen und zur Verschönerung des Ortes beizutragen. Das Curgebäude ist königliches Eigenthum, der vordere wie der hintere Theil, in welchem der König und seine Gemahlin bei ihrer, übrigens seltenen, Anwesenheit zu wohnen pflegen, sind gleich ansehnlich, und von den Gebrüdern Bolzano aus Würzburg in Pacht genommen. Deren Vater brachte das Bad erst recht in Aufnahme, indem er die Rakoczyquelle, welche zwar bereits im J. 1737 entdeckt wurde, aber noch nicht zur verdienten Berühmtheit ihrer trefflichen Heilkraft gelangt war, nach allen Theilen Europas, nach Paris wie nach St. Petersburg versandte, und keine Kosten schonte, um sie bei den Aerzten in Credit und Aufnahme zu bringen. Freilich begünstigte ihn auch das Glück auf ungewöhnliche Weise, indem er von dem verstorbenen landesväterlichen Könige Max Joseph das Bad für das so äußerst geringe jährliche Entgeld von 1800 rhein. Gulden auf dreißig Jahre in Pacht erhielt, wodurch es ihm denn gelang, ein großes Vermögen zu sammeln und Vieles für die Verschönerung und Aufnahme des Platzes zu leisten. Zu wünschen bleibt zwar Manches übrig, besonders hinsichtlich der Badevorrichtungen. Die Bäder nämlich, welche freilich in Kissingen nicht die Hauptsache sind, werden theils aus der Quelle Pandur, welche eine auflösende und erweichende Kraft hat, theils aus den benachbarten Salzsohlen bereitet. Hier vermißt man nun bequeme Badehäuser; nur im Curhause sind sechzehn Badestuben, die aber natürlich unzureichend und kaum bemerkbar bei solchen Bedürfnissen erscheinen. Der allergrößte Theil der Badegäste ist genöthigt, zu Hause zu baden, welches Vormittags nach dem Trinken und nach dem Frühstück zwischen zehn und zwölf Uhr zu geschehen pflegt. Das dazu nöthige Mineral- und Salzwasser wird mühsam in Butten von Dienstmädchen in die Häuser getragen. Die Entfernung dieser Gewässer von der Stadt ist freilich verschieden; die Pandurquelle ist zur Seite des Rakoczy auf dem Curplatze in Stein gefaßt, während das Salzwasser aus den eine Viertelstunde von der Stadt entlegenen Salinen zu Wagen in großen Fässern durch Esel nach der Stadt abgeführt wird, von wo aus es in der erwähnten Weise in die einzelnen Häuser befördert werden muß.

Früh Morgens 6 Uhr durchzieht die Curmusik die Straßen des Städtchens, weckt durch ihre harmonischen Töne die Schläfer und begibt sich auf den noch öden Curplatz. Nach und nach erscheinen Damen und Herren, die ersteren nicht ohne vielen Schmuck, Reichthum und Geschmack der Kleidung. Hunderte lustwandeln in dem Parke oder den benachbarten neugebauten Arkaden, welche indeß vorzüglich zum Zufluchtsorte bei übler Witterung dienen. Man trinkt nur den Rakoczy, in einfachen Gläsern; die bunten Glasbecher, welche die böhmischen Bäder bieten, hat man zwar auch hier zu schönster Auswahl in reichen Glasniederlagen, aber sie werden selten gebraucht. Dafür werden in einer besondern Vorrichtung oder Maschine immer je acht Gläser zusammengefaßt, von angestellten Burschen in die steingefaßte, blasenwerfende, lebensfrische Quelle getaucht und gefüllt herausgezogen, wo dann Jeder, wer kann, zulangt und das Gedränge oft ansehnlich wird. Für Reinlichkeit der dem gemeinen Gebrauche dienenden Gläser ist durch jedesmaliges Abspülen vollständig gesorgt. Manche steigen die wenigen Stufen der steinernen Gallerie hinunter und trinken unmittelbar neben der Quelle; den Meisten wird es heraufgebracht, wo indeß auf dem kurzen Wege bereits ein nicht geringer Theil des kohlensauren Gases sich verflüchtigend verloren geht. — Daß bei der Versendung die Heilkraft in nichts geschwächt werde, wird von Vielen bestritten; diejenigen, welche den Rakoczy zu Hause tranken und an der Quelle aufs neue versuchten, behaupten eine nicht blos graduelle, sondern specifische Verschiedenheit. Ueber sechs bis höchstens sieben Becher geht in Kissingen Niemand hinaus, viele begnügen sich mit vier; die Ueberschwellung des Magens mit Mineralwasser, wie es namentlich in Karlsbad vorkommt, nur zu oft zum großen Nachtheile der Patienten, ist hier ungewöhnlich. — Nach und nach entfaltet sich der Schauplatz in dem Parke immer anziehender. In dieser Saison erblickte man fürstliche Personen aus verschiedenen Theilen Deutschlands. Prinz Friedrich von Würtemberg, Neffe des Königs, ein junger etwas ernster Mann, von militairischem Ansehen, war oft zur Seite der Gräfin v.

Lottum, geb. v. Putbus. Deren Vater, Fürst Putbus auf Swinemünde, war es bekanntlich, der bei der Krönung der Königin Victoria Preußen als außerordentlicher Botschafter repräsentirte. Diese Dame, Gemahlin des preußischen Gesandten, früher in Neapel, jetzt im Haag, trug, wenn gleich blaß und schmächtig, doch durch die Schönheit ihres Wuchses und ihrer Augen, durch ihren Anstand und äußere Ausstattung dazu bei, dem hohen Adel Relief zu geben. Die Aufmerksamkeit des Publicums reizte auch der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, mit seiner jungen Gemahlin, einer gebornen Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen, von frischen blühenden Farben, vieler Unbefangenheit und fast immer lächelnden Mienen. Vier Kinder in noch zartem Alter begleiteten sie. Der Fürst, welcher sich durch väterlich fürsorgenden Sinn und helle menschenfreundliche Grundsätze bei Regierung seines Landes einen geachteten Namen erworben hat, ist ein Mann in den besten Jahren, mit stattlichem Backenbart versehen und einfach gekleidet. Der Erbprinz von Rosenberg-Werthheim, im vorgerückten Mannesalter, zeigte den leichten und glücklichen Lebenstakt eines gebildeten Franzosen. Später erschien die Fürstin von Hohenlohe-Oehringen, geborene von Würtemberg, mit einem kleinen Hofstaate. Die meisten Curgäste waren Preußen, Baiern, Sachsen, Hessen und Russen, aber auch nicht wenige Engländer, desto weniger Franzosen. Prof. Roß aus Athen, als Philolog nicht unbekannt, hatte den weiten Weg nicht gescheut, um Deutschland und sein Vaterland Holstein wieder zu sehen. Ein Prediger aus Norwegen, schon einige Zeit in Deutschland reisend und glaubensfest, zeigte sich nur zu hart aburtheilend und eng in theologischer Hinsicht, und verrieth dadurch die Schroffheit der nordischen Natur. — Prof. Tholuck aus Halle predigte zwei Mal in der Nähe des Landgerichts in dem Betsale, welchen man den evangelischen zahlreichen Curgästen eingeräumt hatte. Alles war gedrückt voll, und mehrere Frauen mußten halb ohnmächtig den Saal verlassen. Die Reden über das Thema, daß der Mensch thun solle, was er könne, und über die christliche Liebe, hatten schöne, kräftige und erhebende Stellen, die Stimme indeß war öfter hohl, geisterhaft und nicht frei natürlich, auch schien die Gesticulation outrirt. Ein abgerundetes, nach allen Theilen durchgearbeitetes Ganze war darin nicht wahrzunehmen. Dessen ungeachtet fand der Redner, und mit Recht, vielen Anklang. Der König von Baiern ist gesonnen, besonders aus Rücksicht auf die protestantischen Badegäste, eine evangelische Kirche zu bauen; nur ist man über den Platz noch in Verlegenheit. Der evangelische Gottesdienst wird durch das Dekanat des benachbarten Schweinfurt besorgt, und fremde Prediger, die in Kissingen die Kanzel besteigen wollen, haben sich dahin zu wenden. Man erzählte auch, daß der Kronprinz von Preußen nach dem Wunsche des Königs bei der vor einiger Zeit noch obschwebenden Spannung zwischen dem preußischen und baierschen Hofe über die cölner Angelegenheit, Kissingen, seinen Lieblingsaufenthalt, für dieses Jahr vermieden und dafür Marienbad gewählt habe. —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Weimar.

[Feste, Mr. Dubois zum Besuch.]

Politische Blätter haben sich über den Besuch der russischen Kaiserfamilie erschöpft; ich gehe zu den kleinern Interessen unserer deutschen poetisch vergnügten Gemüthlichkeit über.

Am 28. August feierte die hiesige Liedertafel den Geburtstag Goethe's in dem schönen Saale der Armbrustschützengesellschaft. Geh. Rath von Müller hatte ein sehr gelungenes Lied auf Goethe's Aufenthalt in Ilmenau, namentlich auf das Gedicht, „Ueber allen Wipfeln ist Ruh'" gedichtet. Eben als er zum Feste eilen wollte, war die Nachricht von der Geburt des Grafen von Paris hier eingetroffen. Dieses Ereigniß veranlaßte ihn zu einer improvisirten Rede und einem Toast auf den Prinzen und seine erlauchte Mutter, die früher selbst die Liedertafel mit ihrer Anwesenheit beehrt und sich sehr für dieselbe interessirt habe. Unser Landsmann Eberwein, der Jüngere, der von Paris einen bedeutenden Ruf mitgebracht, ließ sich, eigene Compositionen vortragend, auf dem Pianoforte hören und erntete lebhaften Beifall. Auch hatten wir den selten gebotenen Genuß, Strohmeier zu hören. Es bleibt zu bedauern, daß diese sonore, vollkräftige, gemüthlich warme Baßstimme dem allgemeinen Publicum viel zu früh entzogen wurde. Besonderer Verhältnisse wegen trat Strohmeier 1828 vom Theater und dessen Direction zurück und hat sich seitdem nur in Privatcirkeln hören lassen. — Am 3. September beging die Erholungsgesellschaft den Geburtstag Karl August's, der zugleich ihr Stiftungstag ist, auf das feierlichste. Minister Gersdorf brachte den ersten Toast aus, Stephan Schütze hatte ein anmuthiges Lied gedichtet, geh. R. v. Müller nahm eine Strophe des Liedes zum Thema eines improvisirten Vortrages über die alte große Bedeutsamkeit des kleinen Weimar, Präsident Peucer zog die Herzogin von Orleans in den Kreis der Interessen; — man erinnert sich nicht, das Fest jemals mit so vielseitigen Beziehungen gefeiert zu haben.

In den letzten Tagen des August sahen wir Herrn Dubois aus Paris hier, französischer General-Studieninspector, der auf Veranlassung des Cultusministers eine Reise durch das mittlere Deutschland macht, wie einst Cousin und Girardin zu verwandten Zwecken das nördliche und südliche bereisten, um die theologischen Anstalten und die Ansichten der deutschen

Schulmänner kennen zu lernen; weil das Ministerium gesonnen ist, ein protestantisches Collège oder Seminar in Paris zu errichten, welches allen ähnlichen Anstalten in Frankreich zum Muster diene, und vornehmlich das katholische Seminar zur Nacheiferung aufreizen soll, so daß auf letzteres, wie sich Herr Dubois echt französisch ausdrückt, par contre-coup gewirkt werde. Herr Dubois selbst ist Katholik! Er wurde in der unter Royer Collard's Leitung so blühenden Ecole normale de professeurs gebildet. Unterstützt von der Doctrinairpartei gründete er den Globe, den er nach seinen ersten Tendenzen ein Journal philosophique und littéraire nennt. Die Romantik, vornehmlich Victor Hugo, fand ihre eifrigsten Vertheidiger in demselben; auch über die deutsche Literatur, namentlich über Goethe, flossen aus Dubois' Feder sehr geistreiche Artikel, die nicht wenig dazu beigetragen haben, ihr Ansehen in Frankreich zu heben. Unter den freisinnigen Preßgesetzen Martignac's verwandelte sich der Globe in ein politisches Tageblatt, dessen liberale Tendenzen Dubois — unter andern hielt er den Bourbonen das Beispiel der Stuarts zur Warnung vor — in einige Preßprocesse verwickelte. Die Julirevolution befreite ihn aus dem Gefängnisse. Von nun an congruirten seine Ansichten nicht mehr mit denen seiner Mitarbeiter, das Mißverhältniß wuchs, er mußte sich sogar mit einem der Mitarbeiter — Saint-Beuve — duelliren; das Blatt begann Parteiorgan des Saint-Simonismus zu werden und Dubois zog sich von der Redaction und aller Theilnahme zurück. 1831 wurde er zum Deputirten vom Departement der Unter-Loire gewählt. Als Redner ist er jedoch weniger ausgezeichnet, als er sich in seinen Aufsätzen gezeigt. Er ist ein hoher Vierziger, von mittler Größe, etwas gebückt, mit geistreichen Augen, aber etwas lauerndem Blicke, lebendig in Wort und Bewegung. Hier hat er vornehmlich geh. R. v. Müller, Präsident Peucer, General-Sup. Röhr und Ober-Med.-Rath von Froriep besucht und viel mit ihnen conversirt. Peucer genießt, besonders seit Cousin seiner so rühmlich gedacht in seinem Berichte an den Cultusminister, im Kirchen- und Schulfach keinen geringen Ruf bei den französischen Gelehrten. Ganz besonders interessirte den Herrn Dubois Goethe's Haus mit seinen Kunstschätzen; fast einen ganzen Tag hat er dort zugebracht, mit Kenneraugen bewundernd. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Ein deutsches Athenäum.]

Das schon von unserm Correspondenten in Nürnberg erwähnte Athenäum, das sich dort im Verlag von Bauer und Raspe als Monatsschrift ankündigt, liegt mit dem ersten Heft vor uns. Vom Prof. Daumer beginnen Mittheilungen über Caspar Hauser, die auf die Fortsetzung begierig machen. Der räthselhafte Findling ist todt, weniger das Interesse für ihn, das mit der Schrift der Gräfin Arco nur beseitigt wurde. — Von Lützelberger lesen wir einen Artikel: Mein häusliches Leiden als Erklärungsgrund einer gewordenen Ueberzeugung und eines gethanen Schrittes. Das verschlossene, lautlose, wortkarge Baiern trägt die Schuld, wenn wir von diesem merkwürdigen Manne hier zu Lande nichts oder wenig wissen. Er war evangelischer Pfarrer zu St. Jobst bei Nürnberg, erfreute sich in hohem Grade der Liebe seiner Gemeinde und sah sich plötzlich, mehr von seinem Gewissen als von äußern Capitulationen von Seiten des Gouvernements, genöthigt, sein Amt niederzulegen, da er nicht in dem Sinne predigen konnte, der, wie er sich ausdrückt, von oben verlangt wird. Wer an den Wirren zwischen gebotenem Glauben und freiem Denken, die in Deutschland überall frisch auftauchen, Theil nimmt, wird auch an Herrn Lützelberger's Schrift, worin er die Gründe seiner Amtsentsagung niederlegte, Interesse finden. Der Artikel im Athenaum gibt eine auf diesen ganzen Handel bezügliche Erklärung. Zu wünschen wäre nur, daß die Interessen Baierns überhaupt mehr Sprache gewönnen. Die münchner Gelehrten klagen über die dortigen Buchhändler, die sich blos auf katholische Erbauungsschriften beschränken. Hier haben sie nun ein Feld, sich auszusprechen; das übrige Deutschland wird schon Theil nehmen. Dr. Stich gehört zu den münchner Gelehrten, die das nürnberger Athenäum zu ihrem Schauplatze erwählen zu wollen scheinen; wir lesen von ihm einen Artikel über die Frauencharaktere in Goethe's Werken. Von Dr. Amadeus Ottokar findet sich ein Aufsatz über Justinus Kerner, den Strauß in den halleschen Jahrbüchern zu einem tiefsinnigen Thema machte, und der zu der somnambülen Geschichte der deutschen Gegenwart wesentlich gehört. Prof. Daumer scheint mit dem Orient beschäftigt, nicht blos mit Caspar Hauser. Das Athenäum bringt einige Proben aus einem „Divan orientalischer Gedichte." Dr. Riedel (in Bamberg) gibt kritische Uebersichten.

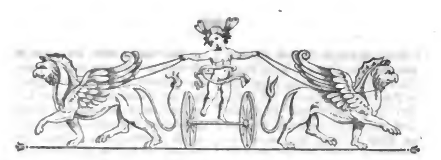
[Lenau.]

Einer unserer geehrten Correspondenten berichtete unlängst aus München von Lenau's Hinneigung zu Görres und seinem Umgang mit Pater Veith in Wien, dem bekannten Proselyten des Judenthums, der früher homöopathischer Arzt, dann Liguorianer und Beichtvater der Kaiserin war, jetzt wieder Pfarrer von St. Stephan ist. Aus glaubwürdiger Quelle ergeht an uns aus Wien die Bemerkung, daß Baron Nimbsch von Strehlenau (Nikolaus Lenau) weder Görres in München persönlich kennt, noch in Wien mit Pater Veith je verkehrte. Wir glauben unserm Publicum die Mittheilung dieser Versicherung schuldig zu sein.

[Herr v. Wachsmann.]

In Nr. 164. unserer Zeitung sprach unser geehrter Correspondent in Wien vom eingegangenen wiener Telegraphen und äußerte, wie die Herren v. Tromlitz und v. Wachsmann „mit Freude die Gelegenheit ergriffen hätten, um mit ihrer Dutzendwaare den Preis zu erwerben." Herr v. Wachsmann erklärt uns brieflich, er lebe nicht von der Literatur, sei kein Honorarjäger, habe sich nur auf mehrfach wiederholtes Bitten und Drängen bewegen lassen, Novellen für den Telegraphen zu schreiben. Dieses alles unumwunden zugestanden, nehmen wir im Namen unseres Correspondenten diese Anklage literarischer Aufdringlichkeit und Honorarjägerei, wie Herr v. Wachsmann sich ausdrückt, hiermit zurück.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 188. — den 25. September 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Bad Kissingen.

(Beschluß.)

Der Katholicismus hat hier in dem ehemaligen Fürstbisthume Würzburg seinen stabilen Sitz aufgeschlagen. Processionen sieht man bisweilen; dann werden unter dem Vortritte einer widrig kreischenden Frau die Heiligen einzeln ihrem Range nach aufgerufen, mit den Worten: „Bitte für uns." Ein sogenannter Kreuzesweg mit den Stationen aus der Leidensgeschichte Christi ist in der Nähe vor der Stadt und wird fleißig besucht; die Höhen steigen sanft heran.

Der Nachmittag wird gewöhnlich zu Partieen in die Umgegend benutzt. Gern besteigen die Curgäste auf wohl geebnetem breitem Pfade die Bodenlaube, die romantischen Ruinen eines nahegelegenen Bergschlosses, welches im Bauernkriege zerstört ward.

Noch interessanter sind die Salinengebäude, eine kleine halbe Stunde von der Stadt längs des linken Ufers der Saale. Das Gradiren der Soole, das Salzsieden ist manchem Fremdlinge eine angenehme Unterhaltung, das Einathmen der frischen salzreichen Luft aber so balsamisch, daß es zur Stärkung der Brustorgane nicht genug empfohlen werden kann. Wer möchte aber nicht den Soolensprudel bewundern? Die Soolenquelle, in Stein gefaßt, steigt und fällt mit nicht völliger Regelmäßigkeit. Das Emporsteigen erfolgt mit solcher Kraft und Lebendigkeit, daß die Oberfläche des salzhaltigen Wassers schäumender Milch gleicht. Zwei bis drei Stunden erhält sich gewöhnlich das Wasser auf gleicher Höhe; zum Zurücksinken und Steigen sind dagegen drei Viertel- bis eine Stunde nöthig. Pausen von zehn und mehr Minuten treten ein, wo das Wasser völlig verborgen ist und man nichts wahrnimmt. Während es sich oben befindet, hört es niemals auf zu brausen, zu wallen, zu wogen und zu schäumen. Wer Ebbe und Fluth des mittelländischen Meeres niemals sah und beobachtete, kann sich hiernach eine kleine Vorstellung machen. So wohlthätige Najaden bereiten die heilsamen Soolenbäder, welche eine erquickliche Erwärmung durch den kranken Körper verbreiten, ihm neuen Lebensgeist zuführen, und viele krankhafte Ansetzungen auflösend ausscheiden. — Ein Säuerling, der Maxbrunnen auf dem Curplatze, ist der Brust heilsam, und daher nicht unbesucht. —

Die übrigen Vergnügungsorte Kissingens, das Cascadenthal, der Claushof, die Oelmühle, der Tempel, das Dorf Winkles u. a. sind nahegelegene oder entferntere Wald- und Bergpartieen, durch die Saale beliebt und größtentheils mit freundlichen Erfrischungsorten und Gasthäusern versehen. In der Stadt selbst, die in den belebtesten Monaten überfüllt ist, läßt sich zwar für die Bequemlichkeit noch Manches wünschen; indeß ist auch hier ein Fortschritt von Jahr zu Jahr bemerkbar, und der Kissinger ist, wie überhaupt der Baier, eine gutmüthige und ansprechende Natur, wenn man ihn recht zu behandeln versteht. Es ist bei ihm noch mehr Ursprüngliches und Unmittelbares, als bei dem Norddeut-

schen. — Gegen Abend wiederholt sich am Curplatze das Schauspiel vom Morgen; jeder eilt, einige Becher von der zweiten Quelle Pandur zu nehmen, welche Auflösung krankhafter Bestandtheile, Verdauung und Schlaf befördern soll. Der Staat und Schmuck der Damen ist nicht minder groß, wie der Abendluft und Abendzeit angemessen. Eine Suppe zu Hause oder im Speisehause genossen, höchstens ein leichtes Souper beschließen den Tag, worauf sich Alles frühzeitig und curgemäß dem Schlafe überläßt.

Für die geistige Nahrung der Gelehrten und Wißbegierigen sucht das Lesecabinet und die Lesebibliothek des Herrn C. Jügel aus Frankfurt a. M. im Curhause zu sorgen, welches wenigstens mit politischen und belletristischen Blättern und Schriften reichlich ausgestattet sich zeigt. Man abonnirt für mäßige Preise, auch gibt es noch eine zweite Leihbibliothek vor der Stadt. Wissenschaftliche Zeitschriften fehlen.

Der freundlichste Moment im kissinger Badeleben ist unstreitig die Versammlung nach Tisch im Curgarten zu erheiterndem vergnüglichem Gespräche beim Kaffee. Hier ist der Curgast seiner Zelt- und Curfesseln einigermaßen los und ledig, viele interessante Bekanntschaften werden angeknüpft und unterhalten, manches Lehrreiche wird gesprochen, manches Neue verbreitet, mancher Scherz ausgestreut. Die entlegensten Länder nähern sich in ihren Bewohnern, und Referent erinnert sich aus eigener Erfahrung und Theilnahme, daß auf Einer Bank durch Zufall ein Nordamericaner, ein Norweger, ein Pommer und ein Sachse zusammenkamen und schnell befreundet wurden.

Als ein wesentlicher Mangel dieses Bades thut sich hervor, daß man nirgends zu Mittag auf anständige Weise à la Charte speisen kann, so wie auch überall in den böhmischen Bädern, sondern zu irgend einer Table d'Hôte des Curhauses, oder des baierschen, sächsischen, wittelsbacher Hofes oder des Herrn Weingärtner sich bekennen muß. Zu Hause, allein wenigstens, sich speisen zu lassen, ist beschwerlich. Die Tables d'Hôte sind nicht durchaus gut, und es ist schwer, neben ihnen der Diät getreu zu leben. Es erscheint sehr wünschenswerth, daß diesem Bedürfnisse bald genügend abgeholfen werde.

Die Badeärzte, Dr. Maas und Dr. Balling, beide Schriftsteller über Kissingen und von verdientem Rufe, sind vielbeschäftigt und können daher auch bei großer Willfährigkeit dem einzelnen Kranken nicht immer die nöthige Sorgfalt schenken.

Der Cursaal neben den neuen Arkaden, auf Befehl des jetzt regierenden Königs erbaut und erst seit kurzem vollendet, ist ein wohlgelungenes, geschmackvolles Werk von heiteren und glänzenden Farben. Weiß und roth mit reicher Goldverzierung herrschen vor. In der Hintertribune aus Fresko gemalt fünf treffliche nicht allzugroße Ansichten deutscher Bäder. Die Arabesken sind ausgezeichnet; das Licht fällt reichlich ein, die Bogengänge eröffnen zwei Seitenhallen. Freibälle sind hier nicht selten, doch die Tanzenden sparsam. Roulet und Pharao wird in zwei Zimmern des Curhauses, so viel wir vernahmen, ohne bedeutende Pachtabgabe gespielt, der höchste Satz besteht aus zwei Friedrichsd'or, der niedrigste aus einer Viertelkrone (Casperle in der Volkssprache genannt). Doch schien zum Glück diese Leidenschaft, gleichsam das Monopol des Badelebens, nicht vorzuherrschen. — Ein kleines Theater besteht in der Nähe der Stadt auf einer Anhöhe, Bellevue genannt, die zugleich zu einem öffentlichen Wirthsgarten eingerichtet ist. Director war ein gewisser Geyser aus Leipzig; es ward nicht schlecht gespielt, doch die Einrichtungen waren ärmlich und dürftig. Stille Abgeschiedenheit bei gemüthreichem Umgange kann nur wohlthätig wirken.

Das nahe Bocklet, ein seit 1787 eingerichtetes, nicht unkräftiges Stahlbad, besonders für Damen, in einer zwar etwas einsamen, doch romantischen, schattigen, wald- und ackerreichen Gegend, wird häufig besucht. Donnerstags findet man eine zahlreiche, belebte Table d'Hôte, mit vielen kissinger Badegästen, in dem anständigen, ziemlich weitläufigen Curhause. Aus ihm gelangt man in den etwas düstern Park, der indeß im Sommer große Kühlung gewährt, und von ihm zu der hübsch gefaßten Quelle führt, welche mit Nebenhäuschen für Bäder und gesellige Unterhaltung bei Caffee und Billard ausgestattet ist. Manche brauchen Bocklet als Nachcur von Kissingen. — Brückenau, der Lieblingsaufenthalt des Königs, ein Stahlbad ersten Ranges, ist schon sieben Stunden von Kissingen entlegen. Und die Reise geht oft beschwerlich durch Berg und Thal. Am meisten ist es dem schönen Tharand bei Dresden vergleichbar, durch seine waldige, groteske Umgegend. Hier erholt sich der königliche Dichter von den Sorgen des Thrones durch den mannichfaltigsten Umgang und durch gewählte Lectüre, wenn gleich auch hier die Regierungsgeschäfte ihren ungestörten Fortgang durch den letzten Ressort und Rapport an den Monarchen haben. Seine Wohnung, einfach wie ein Gärtnerhaus, liegt auf dem höchsten Gipfel und beherrscht die Umgegend. Der König erscheint meh-

rere Male des Tages auf dem Curplatze und unterhält sich mit den Curgästen, deren viele seinem Hofstaate und seinen Beamten zugehören. Auch ladet er sie öfters zu Spazierfahrten ein. Der Cursal, in der Nähe der Inspections- oder Badehäuser, gleicht einer Festung, er ist massiv, auf erhöhtem Grunde einer Wiese gebaut und mit einer breiten Galerie umgeben. Im Innern enthält er eine Vorhalle, den mittleren Raum gothischen Styles, welcher durch halbgebrochene Fenster nicht allzustark erleuchtet wird, und die hintere geräumige lichte Halle, welche zur Table d'Hôte benutzt wird. An Größe übertrifft er den kissinger Cursaal, an Geschmack steht er ihm nach. Noch sind andere Gebände und Einrichtungen für die Curgäste, der Weg aber zu des Königs Hause zieht sich terrassenförmig durch nützliche Küchengärten und schöne Anpflanzungen hinan. Der König unterhält das Bad auf eigene Kosten, setzt aber dabei noch immer jährlich nicht unansehnlich zu. In der Nähe seiner Wohnung ist eine berühmte Eiche, deren Zweige mit Eisenstangen unterstützt werden, und deren Alter auf fünfzehnhundert Jahre geschätzt wird. Der Curplatz ist mit Alleen und Pavillons eingefaßt, und hat mehrere Kaufläden zur Seite. Auch Brückenau wird von den kissinger Aerzten für nervenschwache Naturen häufig als Nachcur mit Erfolg vorgeschrieben. F.

Das Schifflein.

(Musik von Reissiger.)

Schifflein wiegt mich hin und wieder
Durch die blaue Fluth;
Schifflein taucht mich auf und nieder,
Mir ist wohl zu Muth.

Schifflein schaukelt mich so milde,
Wiegt in Schlummer mich,
Und die schönsten Traumgebilde
Reihen lieblich sich.

Träume nur von meiner Liebe,
Träume nur von ihr;
Daß ich ewig bei ihr bliebe,
Ewig sie bei mir.

Und so schlummr' ich sanft und schwankte
Immer weiter fort,
Und so träum' ich süß und wankte,
Froh von Ort zu Ort.

Wachend will ich nun umfangen
Das geliebte Bild;
Will an seinem Busen hangen,
Innig, treu und mild.

Aber Alles ist zerronnen,
Schifflein Fluth und Traum;
Und des Herzens stille Wonnen
Schwanden hin wie Schaum.

Nichts von Allem ist geblieben,
Als der tiefe Schmerz. —
Nur im Traume darfst du lieben
Armes, armes Herz. Alfred.

Correspondenz.

Aus Halberstadt.

(Kunstausstellung.)

Die neunte hiesige Kunstausstellung enthielt nach dem Verzeichniß nahe an 700 Gemälde, darunter Meisterwerke der größten jetzt lebenden Künstler. Dankbae ist aufs neue das Wohlwollen des Kunstvereins für die Rheinlande und Westphalen zu rühmen, welcher auch für die diesjährige Ausstellung dem hiesigen Kunstvereine so viele schöne Gemälde übersandt hatte. Auch von den berühmtesten holländischen und niederländischen Künstlern waren treffliche Arbeiten vorhanden, unter denen sich besonders eine Reihe von Marinen und Genrebildern, wichtige Doeumente für die Richtungen und die Kunststufe jener Länder, auszeichnete. — Ist es nun nicht möglich, hier alle die Gemälde namhaft zu machen, welche das lebhafte Interesse der stets zahlreichen Beschauer fanden, so will ich doch wenigstens Einige darunter herausheben, und von diesen demjenigen den ersten Platz einräumen, welches die meiste Bewunderung erregte. Und dies war Karl Sohn's „Romeo und Julie," ein Bild, welches der Künstler auf Bestellung des hiesigen Kunstvereins fertigte. Die Balconscene im dritten Act des Shakspeare'schen Gedichtes hat hier zu einem in jeder Beziehung schönen Bilde den Stoff gegeben. Wie aber jedes treffliche Kunstwerk gewöhnlich dem Tadel derer am meisten ausgesetzt ist, welche sich in ihrem flachen Innern, von seiner Hoheit gar keinen Begriff zu machen im Stande sind, so fand auch diese mit dem Shakspeare'schen Geiste so innig verschmolzene bildliche Darstellung manchen vorlauten Krittler. Am lächerlichsten war die Aeußerung derer, welche das Gesicht des Romeo zu düster und nicht kühn genug fanden. Sie bedachten aber nicht, daß der Künstler hier das Ideal der reinsten, aber zugleich unglücklichsten Liebe darstellte, und daß in dem Gesicht des Romeo der Ausdruck eines von Trennungsschmerz zerrissenen und von trüben Ahnungen gequälten Herzens sein sollte. — Die reizende Gestalt der Julia, welche auf einem rothen Atlaßkissen kniet, die Arme zu dem scheidenden Geliebten emporstreckt, und aus deren zum Kuß geformten Lippen die Worte des Dichters sich auszuhauchen scheinen: „O bleibe noch, zu geh'n ist ja nicht Noth," erlitt so viel ich weiß gar keinen Tadel, sondern fesselte jeden Beschauer so ungemein, daß er sich selbst zum längeren Bleiben und Verweilen bei dem schönen Bilde, gleichsam unbewußt, hingezogen fühlte, und dies ist wohl der größte Beweis wahrer Meisterschaft, und der höchste Triumph, der einem Künstler zu Theil werden kann. (D. B. f.)

Aus Weimar. (Beschl.)

[Immermann's Besuch. Freiherr v. Sternberg ꝛc.]

Ludwig Storch, der Romanschriftsteller, hat ebenfalls mehrere Tage zum Besuch hier zugebracht. Er ist Enthusiast, den wohl die kleine wenig anregende Stadt Gotha in freier Ausbildung seines Talentes behindert haben mag. Man sah ihn mit St. Schütze, für dessen Almanach er Novellen liefert, von Sternberg und Bürck. — Immermann wird im October hier erwartet. Er gedenkt einige Wochen zu verweilen, und wahrscheinlich wird er einigen gewählten Cirkeln den Genuß seines Vorlesetalentes verschaffen. Geh. R. v. Müller ist einer seiner eifrigster Verehrer; durch seinen Betrieb vorzüglich wurde Ghismonda — Opfer des Schweigens — aufgeführt, welche hier mehr Beifall erhielt, als man nach den berliner Berichten erwartete. Leider hat der Dichter selbst das Censoramt in seiner Tragödie gehandhabt und gerade einige wesentlich nöthige Scenen und Stellen gestrichen, so daß das Stück wohl an Kürze, aber nicht an Abrundung gewonnen. Trotz aller Mangel bleibt Ghismonda doch eines der gediegensten Dramen neuerer Zeit. Nur tüchtige Schauspieler dazu! — Vorzüglich in den höheren Cirkeln erregt die so eben erschienene „Psyche" von Sternberg, der hier lebt, viel Theilnahme. Sternberg vertritt die aristokratischen Interessen unserer Literatur. So ist auch sein neuster Roman ein modernes Lebensbild der haute-volée, mit allen ihren Schwächen, die er in unbewußter Selbstironie vorzuführen scheint. Tendenzen und Handhabung des Stoffes sind denen von George Sand verwandt; doch würde man unrecht thun, Sternberg Nachahmung vorzuwerfen; im Gegentheil ist er nie so eigenthümlich und in seinen glänzendsten Eigenschaften aufgetreten als in diesem Roman, der eine nicht unbedeutende Stellung in unserer Literatur einnehmen wird, und der Dichter würde wohl thun, diese Richtung nicht wieder zu verlassen, denn mit seinem Fortunat scheint er einen Mißgriff gemacht zu haben. Unsere Zeit wird nicht für dieses Mährchengenre zu interessiren sein, ihre Tendenzen sind ernster, als daß sie sich wieder mit den frivolen Spielereien einlassen könnte, welche die sittenlosen Zeiten während der Regentschaft und unter Louis XV. hervorriefen. Hr. v. Sternberg hat viel Phantasie und leichtes Darstellungstalent, allein es fehlt ihm die tiefere Ironie und der sprühende Witz Crebillon's und vornämlich Diderot's, die ihren Gebilden doch noch einen besonderen Werth, eine besondere Bedeutung verliehen. Eigen aber bleibt's, daß, während die Mode in Kleidung und Tapisserie den Rococcogeschmack wieder zu erwecken sucht, ein namhafter geistvoller Schriftsteller sich der geistigen Interessen des Rococco annimmt. Meiner Ansicht nach zeigt dies von einer gewissen durch Ueberreizung hervorgerufenen Blasirtheit, die man ums Himmelswillen nicht überhand nehmen lassen darf, wenn man noch auf einen Fortschritt unserer Literatur hofft *).

*) Hr. v. Sternberg ist zugleich ein recht guter Maler. Die Porträts seiner Freunde und Bekannte, die er in sein Portefeuille eingetragen, sind nicht allein gut gezeichnet, sondern auch außerordentlich ähnlich. So Uhland, Gustav Schwab ꝛc. ꝛc. Gerade den geistigen Ausdruck des Gesichtes weiß er gut zu treffen.

Wie ich eben erfahre, sind Immermann und Rückert hier; jener wird sich jedoch nicht so lange, als man erwartet und gewünscht hatte, sondern nur einige Tage aufhalten; letzterer ist auf einer Vergnügungsreise begriffen und hat in Jena wie hier einige Freunde besucht. Ich traf in einem Gasthofe bei Tisch mit ihm zusammen, ohne ihn zu kennen, mit Bedauern erfuhr ich später, daß es der berühmte Dichter sei, ich hätte mir ihn wenigstens näher betrachtet. Auch er ist der Bewunderung über Goethe's Haus voll, wie mir ein Freund, gegen den er sich darüber ausgesprochen, erzählt. — Als ich Immermann sah, ging er eben mit Hrn. Geh. Rath v. Müller zu Schukowsky, dem Begleiter des Großfürsten von Rußland, der sich bekanntlich viel für deutsche Literatur interessirt und Einiges von Schiller ins Russische übersetzt hat. Immermann ist ein starker, kräftiger Mann, compact wie seine Dichtung, der aber die Welt mit einer Brille ansieht, so daß ihm Manches zu scharf, hart und schwerkantig erscheint. Seinen komischen Roman: „Münchhausen" hat er vollendet.

Schließlich noch die Rüge einer irrthümlichen Vermuthung. In einigen Blättern ist darauf hingedeutet, in andern geradezu ausgesprochen, Frau von Goethe, die Schwiegertochter des großen Dichters, sei die unter dem angenommenen Namen Amalie Winter aufgetretene Verfasserin der „deutschen Lebensbilder." Diese falsche Vermuthung konnte nur außerhalb Weimar aufkommen; hier kennt man die pseudonyme Amalie Winter ganz genau *).

*) Wir müssen aus ganz trifftigen Gründen die Versicherung hinzufügen, daß die Vermuthung, Amalie Winter sei Frau von Goethe, durchaus falsch ist.

D. Red.

Notizen.

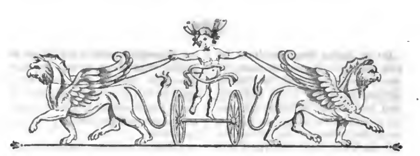
[Die Triarier von Görres.]

Die römische Schlachtreihe rückte bekanntlich in drei Linien ins Feld; erst „nachdem die Hastati und die Principes sich fruchtlos am Feinde abgemüht," wie Görres sich äußert, rückten die Triarii vor. Zu diesen zählt Görres den schwergewaffneten Marheineke, den witzigen Bruno (anonym) und den burschikosen Leo. Erledigt wird von Görres nichts in der Sache, am wenigsten gegen Marheineke; merkwürdig ist nur der Stolz, womit er alle anderen Gegner als in sich selbst widerlegt annimmt. Zu diesen gehören die Verf. der „kölnischen Frage" (ein hochgestellter Rechtsgelehrter), die Verf. der Schriften „Deutschland und Rom," „Preußen und der Katholicismus," Hr. v. Canitz, angeblich Verf. der „Allocution des Papstes Gregor XVI.," Gfrörer, Verf. der Schrift „Tiare und Krone" u. A.

[Griepenkerl.]

Von Dr. R. W. Griepenkerl in Braunschweig, dem Sohne des Aesthetikers, erscheint nächstens in Leipzig bei O. Wigand eine Novelle: das Musikfest. Vom Verf. sind manche kritische Berichte über Musik bekannt, so daß die Vermuthung nahe liegt, er sei hier auf dem ihm geläufigen Felde der Reflexion.

Leipzig. Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 189. — den 27. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gutzkow über Ahasver.

Von Theodor Creizenach.

Unter den Beurtheilungen des vielbesprochenen Ahasver von Julius Mosen hat ein Aufsatz im „Telegraphen für Deutschland" großentheils auch wegen der in ihm liegenden Nebenzwecke viel Befremden erregt. Es war darin hauptsächlich von der mythischen Person des Ahasver im Allgemeinen und von den Tendenzen die Rede, denen seine poetische Figur bei den modernen Juden als Stützpunct dienen solle. Doch kaum kann man eine Figur poetisch nennen, welcher man nach Gutzkow nicht nur keine edle Stellung vindiciren darf, sondern deren verwerflichem Streben nicht einmal ein hochsinniger Trotz, ein mächtiger Frevelmuth zu Grunde liegen soll. Die menschliche Bedeutsamkeit, womit die Dichtung einen Kain, einen Lucifer schmückt, soll Ahasver nicht erlangen können. Er ist ein ganz gemeiner Schuster, der heut zu Tage in Paris ein tobendes Fischweib, in Berlin ein raisonnirender Eckensteher, unter den Juden allenfalls ein hämischer Journalist geworden wäre. Wo die Wundervögel der Sage fliegen, da pflegt, wie im Kyffhäuser, ein Schatz vergraben zu sein; aber wahrlich, diesen Schuster zu mythischer Würde, zu poetischer Höhe zu bringen, hätten Volk und Dichter wohl bleiben lassen können. Ahasver habe Christum nicht aus Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter, nicht in dumpfem Starrsinn gelästert, sondern aus reiner Gemeinheit. Nebenbei gesagt, spricht Gutzkow blos von schmählicher Verhöhnung, aber der besseren Sage zufolge wird der Heiland, als er das Kreuz trägt und vor Ahasver's Thür ausruhen will, von demselben hinweggestoßen; ein Umstand, der nicht unbedeutend ist, indem namentlich auf diesen Frevel der Fluch ewiger Wanderschaft weit passender erfolgt. Nun soll Ahasver so lange wandern, bis er im Kreislauf weltgeschichtlichen Lebens seine Gemeinheit abgestreift und sich im Feuer des heiligen Geistes zur Fähigkeit historischen Wirkens geläutert hat. — So wie nun ein Jeder das Recht hat, der Sage auf den Grund zu forschen und ihr den vermeinten Gehalt unterzulegen, eben so ist es wahr, daß Ahasver im größeren Theile der Volksschriften, die er veranlaßte, so wie in Sagen aus finsterer Zeit, eine schlechte Rolle spielt. Aber auch Faust ist auf dem Löschpapiere der Trödelbuden kaum mehr als ein Aergerniß gebender Teufelsknecht, und doch durfte Goethe die Metaphysik mehrerer Jahrhunderte in seine Figur legen.

Ehe wir hier weiter gehen, müssen wir auf eine schnöde Rohheit aufmerksam machen, die in Gutzkow's gereiztem und gallichtem Raisonnement mit untergelaufen ist. Wir meinen die Zumuthung, daß Ahasver sich schämen soll, weil die Reformation ihn nichts angehe, Gutenberg's Erfindung seinen Gedanken keine frische Kraft verleiht, America seinen Horizont nicht erweitert. Abgesehen davon, daß dieser Ausspruch, was die Buchdruckerkunst betrifft, historisch unwahr ist: welche gemeine Härte liegt in diesen Worten! Der getretene Wurm soll sich schämen, daß der Duft der blühenden Rebe ihn

nicht erquickt! Der in feuchter Gruft Angekettete soll erröthen, daß er die aufgehende Sonne nicht freudig begrüßt! Hätte eine Generation das Recht, für historische Schicksale Genugthuung zu fordern — ein Recht, das den heutigen Juden nicht zusteht; sie haben auch dringendere Aufgaben zu erfüllen — könnte ein Jude auf solche Insinuationen nicht antworten: ich soll erröthen, daß ich im Ghetto war? daß mein aufstrebender Geist von Euch niedergehalten wurde? daß ich am Kampfe der Meinungen, am Spiel der Parteien nicht eher Theil nehmen konnte, als bis Eure Throne stürzten und Eure Götter wankten? — Und — wir kommen nun zu den Vorwürfen, die den jüngern jüdischen Dichtern gemacht werden — und diese Lüge an der Geschichte, dieser Verrath an edlen Gefühlen wird Juden zugemuthet, die es wohl wissen, wie es auch Gutzkow weiß, und wie Jeder weiß, der auch nur Raumer's Geschichte der Hohenstaufen gelesen hat, daß ihre mittelalterliche Vorzeit so gemein nicht war, als Dieser sie machen will.

Der Schreiber dieser Zeilen gesteht gern, daß er hier einigermaßen pro aris et focis streitet, nicht nur als Jude, sondern weil er selbst eine Darstellung des edleren Ahasver einer anderen Dichtung eingeflochten, die er demnächst der Kritik preisgeben wird. Er würde hiervon Einiges sagen, wenn es ihm zustünde, von sich zu reden. Gutzkow geräth über solche Versuche in Zorn und räth den christlichen Dichtern dringend ab, hierin mit den Juden gemeinschaftliche Sache zu machen. An diese Ermahnung knüpft sich der geifernde Schluß seiner Diatribe an. Er betrachtet hierbei nur die jüdische Sympathie, und andere Gesichtspunkte, die sonst seinem kritischen Scharfsinne nicht entgangen wären, hat er in blinder Hitze verloren. Er vergißt ganz, was er sonst wohl bedacht, daß in unsern Tagen bei vielen jungen Dichtern die in der Vorzeit wurzelnden poetischen Neigungen in einer gewissen Periode aufhörten, und sie nach Figuren strebten, deren weitausgreifender Bedeutung sie ihre Tendenzen unterstellen könnten. Ein Ringen, ja ein Haschen nach Weltideen war an der Tagesordnung, verbunden mit dem allgemeinen Triebe junger Dichter, das Zweideutige auch von der besseren Seite aufzufassen, das Schlechte zu adeln, das Böse, Menzel'n zum Trotz, nicht mit Hörnern und Klauen, sondern mit zwei Herzkammern und rothem, warmem Blute darzustellen. So fiele ein großer Theil des Vorwurfs, den Gutzkow den jüdischen Ahasver-Dichtern macht, auf alle zurück, die, in jenem Streben befangen, die Geister eines Prometheus, eines Faust, eines Don Juan *) zu bannen versucht haben, ja auch auf Karl Beck, der eine neue Bibel dichtete. Man wird aber bald anfangen, vom Kreise der näheren menschlichen Gefühle aus weiter zu dringen, anstatt von der Höhe titanischer Scenen herab einen dürftigen Uebergang auf specielle Tendenzen zu machen.

Sodann wird den jüdischen Dichtern von weitem vorgeworfen, daß sie dem einseitigen Emancipationsinteresse und der wässerigen philanthropischen Cultur ihrer Gemeindegenossen die poetische Weihe zum Opfer bringen. Hier kommt es zu Angriffen auf die heutigen Strebungen der Juden überhaupt, und hier ist auch der Punct, worüber Gutzkow schon viel Richtiges gesagt hat. Aber verdienen die Jüngern diesen Vorwurf? Daß poetisirende Candidaten und privilegirte Gemeindedichter engbrüstige Tendenzen haben, ist wohl in jeder Confession der Fall. Was die Bekannteren betrifft, so hat Einer der Besten unter ihnen, Berthold Auerbach, in der Vorrede zu seinem Spinoza so deutlich, daß man es pinguissima Minerva fassen kann, den Satz ausgesprochen: es gibt etwas Höheres als die Emancipation. — Wir wollen diesen Satz noch steigern und hinzufügen: es gibt auch etwas Höheres als das Judenthum.

Von den Ahasver-Dichtern hat keiner gesagt, daß dies Höhere das Christenthum sei; ist es Gutzkow's Sache, sie dessen zu bezüchtigen? Schande solchem Verfahren! Er treibt, der Vergangenheit uneingedenk, seine Gegner leichtsinnig auf den Punct — denn daß er Gegner finden würde, konnte er wissen — auf den Punct, wo sie nicht alles aussprechen können, ohne ihre Loyalität in Gefahr zu bringen. Nicht als scheuten wir uns, mit der kühnsten Wahrheit hervorzutreten; nur glauben wir nicht, dies Gutzkow gegenüber thun zu können.

Die Emancipation ist nicht das Höchste. Sie ist etwas, das erstrebt werden muß, und wir haben unsern Kämpen dafür bereits gestellt. Außerdem ist sie in mancher Hinsicht bedeutsam, und namentlich ein rechter Prüfstein für wahren Freiheitssinn; durch sie wurde schon manches gleißende Metall als unecht ausgewiesen. Gutzkow sagt, er sei den jüdischen Interessen nicht entgegen, und wir sehen uns staunend an und wissen nicht, was von dieser eben so oft gegebenen als verclausulirten Zustimmung zu halten sei. Hier erklärt sich Gutzkow für

*) Hier wäre vielleicht der Irrthum weniger groß, da die Bedeutung dieser Figur nicht so sehr welthistorisch, als individuell ist und leichter in verschiedene Darstellungen übertragen werden kann.

unbefangen und gelangt nur in s.iner Ueberlegung zu dem Paulus'schen Resultat, daß die Juden ihr ätzendes und fressendes Element ablegen und sich selbst emancipiren müßten, welches letzt wir an und für sich gern zugeben. Anderswo in einer Anmerkung des Telegraphen setzt Gutzkow auseinander, daß er durch Ueberlegung sich mit den Juden, namentlich ihren Schriftstellern, befreundet habe, von der Natur aber gut hepp-heppmäßig ausgestattet sei. Rießer wird sich einen solchen Bundesgenossen verbitten; wir gehen ja nicht mit der Armenbüchse herum, um Stimmen zu sammeln. Die Jüngeren, deren Streben sich von Rießer ganz trennt, verbitten sich ihn auch; obgleich freilich Jeder, der in unsern Debatten ein freiheitliches Interesse vertreten hilft, nicht anders erwarten kann, als irgendwo auf seinem Wege mit Gutzkow's besserem Theile zusammenzutreffen. Nur von einem wirksamen Bündniß in derartigen Dingen kann nicht die Rede sein bei einem Manne von einer zuweilen so unlauteren Art.

Was aber den Satz betrifft, daß das Judenthum nicht das Höchste sei — laßt uns nur Alle muthig vorwärts gehen! Das Große der Zeit wird sich gestalten; wer aber eine Fahne tragen, und wo sie aufgepflanzt werden soll, das wird vielleicht nicht eher entschieden, als bis alle Flammen rauchen.

Correspondenz.

Aus Halberstadt. (Beschl.)

[Gemälde.]

Der hiesige Kunstverein wird in kurzer Zeit dies ganz vortreffliche Bild von einem der vorzüglichsten Meister stechen lassen, und dadurch wird es denn bald im Besitz aller Kunstsammler sein, welche sich für dies Genre der Kunst interessiren. Das Bild selbst ist durch die Verloosung Eigenthum eines hiesigen Kunstfreundes geworden. Ferner fand große Auszeichnung ein schönes Bild von Rethel: „der heilige Bonifacius," wie er die Wodans-Eiche fällen und zum Bau der ersten christlichen Kirche in Hessen verwenden läßt. Bonifacius voll frommen Eifers befindet sich in der Mitte, die Wodans-Eiche liegt gefällt, mehrere Priester und Bürgerliche stehen verwundert um ihn, daß Wodan den an seiner heiligen Eiche begangenen vermeintlichen Frevel nicht rächen sollte, Arbeiter führen schon die Befehle des Bonifacius aus.

„Der blinde Bettler" von Meyersheim. Ein blinder Greis, welcher von einem Knaben geführt wird, ersteigt die Stufen von einem alten Hause. Ein kleines Mädchen mit einem Glase in der Hand nähert sich dem Blinden, jedoch sichtbar ängstlich, um von dem Trunke nichts zu verschütten, und zugleich erfreut, von der Mutter, welche vor der Thür auf einer Bank sitzt und einen steinernen Krug neben sich stehen hat, diesen Auftrag erhalten zu haben. Der Vater, eine schöne Mannsgestalt, steht mit übereinandergeschlagenen Armen an die Wand des Hauses gelehnt, er sieht mit innerstem Wohlbehagen dieser Scene zu.

„Eine Albaneserin vor dem Madonnenbilde," von Maes, einem gegenwärtig in Rom lebenden Künstler. Eine junge sehr schöne Italienerin (die Gattin des Künstlers selbst) empfiehlt dem Schutze der heiligen Jungfrau ihr neugebornes Kindlein. Die doppelte Beleuchtung, welche theils durch das Tageslicht, theils durch brennende Kerzen bewirkt wird, macht einen überaus herrlichen Effect. Das Bild, eine abermalige Variation von der Lieblingsidee des Malers, ist Eigenthum des Hr. Lucanus.

Von den vielen herrlichen Landschaften, welche vorhanden waren, nenne ich nur folgende:

Eine große Landschaft von Scheuren in Düsseldorf; eine Burg mit einem See und Eichen, meisterhaft gearbeitet; eine holländische Gegend; eine Partie an einer Kirche zu Wesel, Winterbild; von Achenbach „eine Strandgegend bei Scheveningen;" von Ahlborn „Kloster Walkenried." Aus grünen Waldgebüsch ragen die Ruinen einer der schönsten Kirchen hervor; von Ettinger „eine Gegend bei München." Die Stadt hinter einem Walde, aus dem von einem Feuer ein Rauch heraufsteigt; von Le Poittevin „großes Seestück, welches die Scene darstellt, wie Schiffer nach einem Sturme die Trümmer gescheiterter Schiffe heranzuziehen beschäftigt sind."

Unter den historischen Gemälden fanden folgende wohl die meiste Aufmerksamkeit der Kunstfreunde.

1) „Wallenstein und Seni" von Kretschmar in Düsseldorf, auf Bestellung des magdeburger Kunstvereins gefertigt. Dies Bild, obgleich vortrefflich gemalt, schien Manchem in Bezug der Hauptfigur doch verfehlt. Wallenstein ist nämlich eine steife Statistenfigur und steht durchaus nicht da, wie Einer, welcher schon in seinen astrologischen Träumen die Königskrone auf seinem stolzen Haupte erblickt. Die Gestalt des Seni hat dagegen viel mehr historische Wahrheit. Der junge Künstler hat übrigens durch das Honorar für dies Bild die Mittel erhalten, eine Kunstreise nach Italien zu machen, hoffentlich werden wir daher in der Zukunft noch weit vollendetere Kunstwerke von ihm erhalten.

2) „Christus segnet die Kinder," von Stürmer in Berlin. Ein größeres Gemälde, mit sehr vielen Figuren, und einem ganz eigenthümlichen Charakter. Nur ist der Künstler mit den Farben doch wohl etwas zu freigebig gewesen. An der Hauptfigur wollten Manche auch dies und jenes geändert wissen.

3) „Der Tod Luther's," von König in München. Ein in vieler Beziehung treffliches Bild. Luther sitzt im Lehnstuhle, den Blick nach Oben gerichtet, auf dem Herzen die rechte, und auf dem Evangelium des Friedens die linke Hand ruhend; vor ihm knieen seine beiden Söhne, und um ihn stehen seine Freunde, von tiefstem Schmerz ergriffen.

4) „Die Jungfrau von Orleans," von Stilcke in Düsseldorf. Man erblickt sie hier in einer Capelle betend vor dem Muttergottesbilde, die Fahne im Arme, und in sehr glänzender Rüstung. Ihre ganze Haltung und beson-

ders das Edle und Hohe im Ausdrucke des Gesichts, ist dem Gegenstande sehr entsprechend; — und fand daher dies schöne Bild vielen Beifall.

5) „Der Pfalzgraf vom Rhein, Sohn Heinrich des Löwen, befreit die in Syrien von den Saracenen gefangengehaltenen Christen;" von Telchs, ursprünglich auf Bestellung des braunschweiger Kunstvereins gemalt; doch da das Bild für Privatzimmer zu groß ist, so kaufte es Se. Durchlaucht der regierende Herzog zu Braunschweig. — Es befinden sich auf diesem sehr großen Bilde viele und mannichfaltige Figuren, welche von dem Künstler sämmtlich mit größtem Fleiß ausgeführt sind; dennoch schien dies Bild hier nicht die Aufmerksamkeit des Publicums zu erhalten, die es verdiente, woran vielleicht der Umstand viel mit beitragen mochte, daß dem Bilde der Firniß fehlte, wodurch jedenfalls die vielen Figuren das Matte und Kraftlose größentheils verloren haben würden. —

Unter den Architekturbildern waren folgende Bilder wohl die vorzüglichsten: „Das Innere der Liebfrauenkirche" in München, von Ainmüller, mit Figuren von Petzl. Beide Künstler haben hier in schönster Harmonie Vortreffliches geleistet. Die Chorstühle sind so herrlich ausgeführt, daß man sie in der Wirklichkeit zu erblicken glaubt; die Säulen mit einer solchen Klarheit beleuchtet, daß auch sie als wirkliche erscheinen. Aus den vielen Figuren, welche sämmtlich vorzüglich gemalt sind, erkennt man leicht, welche Meisterhand sie schuf. Dies Bild fand daher auch mit die ungetheilteste Aufmerksamkeit und Anerkennung, nicht minder Hasenpflug's „Inneres einer gothischen Capelle" bei Mond und Fackelbeleuchtung. Ein klares Mondlicht fällt durch die Chorfenster, erleuchtet durch die Reflexe am Fußboden die hohen Gewölbe mit einem magischen Lichte, und contrastirt sehr schön gegen den warmen Ton der Fackelbeleuchtung. — Es ist hier einstimmig anerkannt, daß dies schöne Bild das Trefflichste sei, was unser sehr fleißiger Künstler bisher geschaffen hat. Außerdem befanden sich von Hasenpflug noch zwei schöne Bilder auf der Ausstellung: „die nördliche Ansicht des Kreuzganges der hiesigen Domkirche" und „eine Seitenansicht der Kirche zu Huysburg."

Unter den Genrebildern befanden sich gleichfalls sehr viel ausgezeichnete Gegenstände, von denen ich nur näher bezeichne:

1) „Der Kunstbeförderer" von A. Schrödter in Düsseldorf, Eigenthum des Dr. Lucanus. Wir erblicken hier einen mit Bilderkisten beladenen, mit einem Pferde bespannten Karren, dem sein Führer, zwar mit wankenden Schritten, aber in der allerglücklichsten Schnappslaune voranschreitet. Die Figur dieses Kunstbeförderers ist mit vieler Wahrheit und mit ausgezeichnetem Humor dargestellt. Ihre wahre Bedeutung scheint jedoch diese scherzhafte Allegorie erst dadurch erhalten zu haben, daß der Künstler sein Bild so an den rechten Mann zu bringen wußte, indem er es zuerst seinem jetzigen Besitzer anbot, der denn auch nicht anstand, seinen allegorischen Collegen zu seinem Eigenthum zu machen.

2) „Die Unterzeichnung eines Ehecontracts" von Petzl in München. An einem runden Tische sitzt eine sehr zahlreiche heitere Familie. Auf einem in der Nähe stehenden Tische befinden sich Weinflaschen, Blumen, Backwerk u. s. w. Mit freudigem Wohlgefallen blickt der Bräutigam, das Weinglas in der Hand, die Braut an, der nun auch, wie früher ihm, die Feder zum Unterzeichnen vom Notar gereicht wird. Durch eine sich im Hintergrunde befindende Mönchsgestalt, welche an der Freude der Gesellschaft keinen Theil nehmen will oder kann, wird ein sehr glücklicher Contrast erreicht.

Kaum war nun die neunte große Kunstausstellung geschlossen, so trat, ehe acht Tage vergingen, schon wieder eine neue von einigen später eingetroffenen Bildern ins Leben. Hier wurden also die vielen hundert Gemälde binnen wenigen Tagen eingepackt und versandt, und andere dafür aufgestellt, und zwar ohne alle jetzt so beliebten Dampf- oder sonstigen Maschinen, sondern lediglich durch eine einzige geistige Locomotive, nämlich durch unsern gleich umsichtigen als thätigen Dr. Lucanus.

War nun bei der großen Kunstausstellung: Sohn's „Romeo und Julia," die größte Zierde, so war es hier: Lessing's tiefgedachte herrliche „Leonore." Wie dort durch Julia's Bild die innigste Theilnahme an ihrem Mißgeschick in jedem tiefempfindenden Gemüth erregt wurde, wurde es hier nicht minder, wiewohl, dem Stoffe gemäß, in ganz anderer Art durch Lessing's Leonore. Es ist ein Bild von erhabener Schönheit, das man gleichfalls sehen muß, um des Künstlers Größe und Eigenthümlichkeit kennen und bewundern zu lernen, was doch durch die genaueste Beschreibung niemals zu versinnlichen möglich ist.

Dieses schöne Bild gewährt noch ein anderes Interesse dadurch, daß in mehreren Hauptfiguren die Portraitähnlichkeit der berühmtesten Meister der düsseldorfer Schule, als: Hildebrand, Hübner, Lessing selbst, Sonderland, nach dem Urtheile derer, welche diese Künstler persönlich kennen, unverkennbar ist.

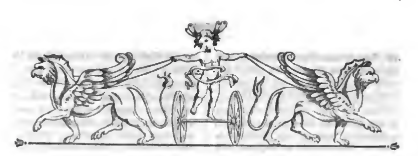
Außerdem nenne ich nur noch die „Fischerfamilie" von Riedel in Rom, und „das Mädchen aus der Fremde," von Begaß, welche nächst der Leonore das meiste Interesse fanden. —

Notiz.

[Schwäbische Silhouetten.]

Unter dem Titel „Silhouetten aus Schwaben" (Heilbronn, Drechsler) hat C. Th. Griesinger eine Reihe von Genrebildern aufgestellt, worin die verschiedenen Stände Schwabens und deren Repräsentanten, ferner die verschiedenen Menschenracen der vagabondirenden Zigeuner, der stuttgarter und steinlacher Mädchen, der Mädchen aus der Bar, der Buchhändler, Nachtwächter und jungen Schriftsteller rc., keck und anschaulich genug geschildert werden. Nur der tiefere Lebensernst fehlt Griesinger; es reicht, wenn man einen ganzen Stand schildern will, nicht hin, nur einen einzelnen Repräsentanten und auch diesen nur an einer Seite darstellen zu wollen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 190. — den 28. September 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Frankfurt am Main.

Frankfurts Lage gebietet uns fast, nach Westen und Osten zu blicken, Frankreich und Deutschland ins Auge zu fassen. Dies führt mich dazu, meine Anschauungen der jetzigen Weltlage anzudeuten. Es ist nicht zu läugnen, daß die französische Regierung in eine Bahn getreten ist, auf der sie ausgleiten muß, weil erstens der Führer, dem sie sich anvertraut, treulos ist, und zweitens sie selbst, statt aus Ueberzeugung zu handeln, nur den Heuchler spielt. Louis Philipp spielt den umgekehrten Jesuiten. Er hat sich in die skelettartigen Arme des Papismus geworfen und glaubt damit seine Nachkommen auf dem Throne erhalten zu können. Er that dies weder aus Ueberzeugung — seine Grundsätze sind bekannt — noch etwa aus poetischem Hange zum Mittelalter, was noch zu verzeihen wäre, sondern rein aus Berechnung, wird aber bald einsehen, daß dies nur aus Verrechnung geschah. Die Geschichte mit dem Erzbischof von Cöln benutzte er in Rom. Bin ich gut unterrichtet, so soll dort eine Art Glaubensbekenntniß abgelegt worden sein. Zwar trat die französische Regierung als Vermittlerin auf, doch lag eine Absicht darunter. Dem sei wie ihm wolle, Frankreich sah nicht ohne Wohlgefallen auf den hierarchischen Streit zwischen Rom und Berlin, um so mehr, weil auf einer andern Seite politische Vortheile zu erwarten waren, da Preußen der Sache des Don Carlos dadurch abwendig gemacht wurde. Der Eifer des Königs der Franzosen wurde vom Papste mit einigen schmeichelhaften Phrasen belohnt. In der neuesten Bulle des Papstes über die Erhebung Algiers zu einem Bisthume nennt er ihn „den sehr christlichen" König der Franzosen. Es wird nicht mehr lange dauern, so werden französische Missionnaire nach Algier wandern, um dort, wie einst in America, das Kreuz zu predigen. Ein arabischer Bauer sagte einmal zu einem französischen Offizier: „Wie könnt Ihr selig werden, Ihr betet ja nicht!" Diese Phrase wanderte von einem Journal in das andere, und man beschloß, den Arabern zu zeigen, daß die Franzosen auch Franzosen haben, die beten. Ob sich die Araber und die Juden aber desto eher bekehren, dies muß sehr bezweifelt werden. Unterdeß wählte der König für den jungen Prinzen den Namen eines Grafen von Paris, und der Erzbischof wird ihn taufen und Predigten halten, damit die Herzogin von Orleans sich umtaufen läßt und in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurücktritt. Man müßte blind sein, wollte man die Folgen dieses Systems nicht voraussehen. Die Presse der Opposition zwar hält es für überflüssig, ihre Witze darüber loszulassen, aber dies geschieht eben aus der berechnetsten Opposition. Man sieht, daß die Regierung auf einen Weg gerathen ist, der ihr den Untergang bringen wird, schweigt und lacht sich ins Fäustchen, gleich einem Feldherrn, der die Fehler seines Gegners bemerkt und sie verheimlicht. Die Geistlichkeit wird es nie aufrichtig mit der neuen Dynastie meinen, sie kroch ja unter Napoleon und bot doch die erste Hand zu seinem Sturze. Louis Philipp glaubt einen politi-

schen Vortheil dem Norden gegenüber zu erringen, aber er irrt sich. Man hat dies im Norden sehr gut eingesehen, und weit entfernt, zu schweigen, soll Preußen in neuester Zeit der französischen Regierung Vorstellungen darüber gemacht haben, ja man behauptet nicht ganz mit Unrecht, Herr von Humboldt habe es übernommen, dem Könige von Frankreich sozusagen die Wahrheit zu sagen. Es ist nicht zu läugnen, daß die Königin sehr vielen Antheil an diesen Intriguen nimmt, ob diese aber den Julithron befestigen werden, ist mehr als zweifelhaft. Es scheint wirklich, als bringe eine ungewohnte Krone Kopfschwindel und einiges Vergessen der Geschichte herbei. Es liegt überhaupt etwas Eigenes in der Geschichte solcher Männer, die sich alle nach einem Magnetpol wendeten, als sei dies eine Nothwendigkeit des metaphysischen Gleichgewichts der Seele. —

Die französische Presse treibt sich beständig in einem Parteischwindel herum, nichts destoweniger wird sie jeden Tag kleiner, sowohl an Format als an Abonnenten. Wenn man aber glaubt — wie es jetzt in Deutschland geschieht — die französische Presse dringe in deutsche Literatur ein und pflege sie, so irrt man sich gewaltig. Sogar das Panorama wird ihnen nur einen vorläufigen Begriff davon beibringen. Der Constitutionnell brachte neulich den Aufsatz über Anastasius Grün, der auch im Panorama stand. Die Franzosen heben besonders den Umstand hervor, daß Anastasius Grün ein Adeliger sei und dennoch als Oesterreicher liberale Gedichte in seinen Spaziergängen geschrieben habe. Das ist das ganze Interesse, das sie an ihm nehmen. Der National, unstreitig das bestredigirte Blatt, lieferte neulich eine kurze Geschichte der deutschen Dramaturgie bis auf Lessing. Sie kennen nur zwei deutsche Dichter, Schiller und Goethe, und diese nur durch schlechte Uebersetzungen. Auch von Uhland haben sie gehört und Heine ist ein homme d'esprit. Schade für letztern, daß er Gefahr läuft, sein Gesicht zu verlieren. Ich zweifle überhaupt daran, ob es dahin kommen wird, daß deutsche Literatur in Frankreich einheimisch wird, und zwar aus der einfachen Ursache, weil der Deutsche selbst sie nicht genug schätzt. Er liest eher zwölf elende französische Romane, bis er ein deutsches belletristisches Buch kauft. Hier besonders ist eine solche Wuth in dem französischen Romanlesen, daß ich mich oft empöre darüber, ich, ein Franzose von Geburt. Die interessantesten deutschen Bücher dürfen erscheinen, kaum fragt ein hiesiger Philister darnach, schreibt aber Paul de Kock, Sue, Soulié, einen Roman, gleich cirkulirt er von Hand zu Hand. Soll dies aber etwa Bildung beweisen, deutsche Bildung? Man mag sagen, was man will, der Deutsche achtet sich selbst nicht und verdient daher im Auslande dasselbe, was er sich selbst zu Hause zu Schulden kommen läßt. Alexander Dumas hat eine elsässische Frau, die ihm die deutschen Dramen gewöhnlich übersetzt. Dumas kennt daher Alles, was Schiller und Goethe geschrieben haben. Kühn behauptet er jedoch, Schiller wäre ein besserer Dramatiker als Goethe, weil letzterer in Frankreich ausgezischt werden würde. Ungereimt kommt es den französischen dramatischen Begriffen vor, daß man in Don Carlos einen Posa einflechten soll, der, hätte er gelebt, keinen Augenblick in Spanien unter Philipp II. geblieben wäre, und daß Egmont, ein Mann, der elf Kinder hatte und 48 Jahre zählte, bei Clärchen girrt. In Frankreich würde eine solche Ungereimtheit geradezu ausgezischt werden; unterdeß gesteht Dumas, daß die Goethe'schen Frauen einzig sind und in Frankreich „eine Erscheinung“ sein würden. Von der jüngsten Literatur hingegen weiß man in Paris kein Wort, und bei den unter uns geläufigen Namen der jungen Literatur, ja sogar bei dem Namen Börne sperren die französischen Dichter die Mäuler auf, als wären es Ungeheuer, ja sie halten nicht einmal Heine, der doch beständig in ihrer Nähe ist, für einen Dichter ersten Ranges. Ich muß gestehen, daß mich eine Art von Mißvergnügen befällt, wenn ich bedenke, wie der deutsche Literat über dem französischen oder englischen Dichter brütet, um eine gediegene Kritik zu schreiben. Selbst die Uebersetzungswuth in Deutschland setzt die eigene Literatur selbst herab; es sollte eine Nationalsache sein, so wenig als möglich zu übersetzen. „Nous avons honte,“ sagte Dumas, „de donner des pièces traduites autant que nous avons des poètes. Soyez sûr que si l'on traduit à Paris les pièces du théatre allemand, on vient d'enterrer le dernier poète.“ Welche Worte! Welch ein Beispiel für deutsche Dichter! Die miserabeln deutschen Theaterintendanten werden nie eine dramatische Nationalliteratur aufkommen lassen. Dumas hat Recht, wenn er behauptet, daß die deutschen Literaten deswegen sich lieber an den Buchhändler, als an das Theater wenden, weil das deutsche Theater dem dramatischen Dichter keine Nahrung bieten kann. Dumas hat 30,000 Franken Renten. Ich las ihm einige Scenen von Grabbe's „Napoleon oder die hundert Tage“ vor; er sagte mir, die Charaktere darin seien poetisch, keinenfalls aber tels qu'ils étaient; Bertrand wäre sehr beschränkt und habe nie so zum Kaiser gesprochen! Man lacht, daß die Franzosen noch

so weit von einer Shakspeare'schen Poesie sind, wenn sie auch Shakspeare gelesen haben. Doch genug hievon, denn ich schreibe dies mit einem großen Mißbehagen, um so mehr, da ich persönlich, aus angeborener Liebe zur deutschen Literatur, mich ihr in die Arme werfe, und die französische von jeher für geringer hielt.

Gehen wir auf etwas Faktisches über, auf unsere Messe. Wenn ich Ihnen sage, Frankfurt hat keine Messe mehr, so werden Sie es nicht glauben; dennoch ist es so. Die Messe ist fort, ein Jahrmarkt ist uns geblieben. Viele Ursachen haben zu dem Resultate mitgewirkt. Vor Allem die Mauthverhältnisse, wodurch kein Großhandel mehr möglich ist, besonders in französischen und englischen Waaren. Sonst war hier eine Niederlage von großen Lagern, es war ein Tauschhandel, jetzt bringt der Fabrikant aus Sachsen und Preußen seine Waare und nimmt Geld statt Waare mit. Der kleinste Handelsmann in der Umgegend hingegen geht entweder nach Leipzig oder nach Frankfurt an der Oder in höchst eigener Person und spart dem Frankfurter eine Reise dadurch. Nun noch die vielen Reisenden, die dem Kaufmann auf dem Lande die Waaren ins Haus bringen, dies Alles macht, daß die hiesige Messe factisch aufgehört hat. Nur ein Mittel hätte sie noch zum Theil retten können, wenn Frankfurt nämlich dem deutschen Zollverein nicht beigetreten wäre. Unterdeß baten die Bürger hier selbst um den Anschluß, und erst jetzt sehen sie ein, daß sie nur verloren, nichts gewonnen haben. Ob im Jahre 1840 daher unsere Stadt bei dem Zollvereine bleiben wird, ist noch eine große Frage. Eins fehlt noch, um unserer Messe gänzlich den Todesstoß zu geben, die Eisenbahn. Doch so schnell wird diese nicht fertig. Die Bahn dazu ist gebrochen, wie es scheint.

Auf unserm Theater sind zwei neue Subjecte engagirt. Herr von Lavallade und Dem. Frühauf. Auch ging, oder besser fiel eine neue Oper über unsere Bühne, „der Bäbu" von Marschner. Es ist kein poetisches Element weder in dem Texte noch in der Musik. Einige isolirte Lieder gelingen Marschner wohl immer, der poetische Fluß hingegen fehlt ihm beständig. Ein sonderbares Geschick herrscht über ein Mitglied unserer Bühne. Dem. Kratky, eine vortreffliche Mezzosopranistin, findet hier seit einiger Zeit eine unverdiente Opposition. Sie mag singen, so gut als möglich, immer zischt ein Theil des Publicums, ohne daß der andere Theil sich entschieden diesem Unfuge widersetzt. Es wäre mehr als Unrecht, wenn Privatverhältnisse einer Künstlerin auf die Bühne Einfluß hätten, das hiesige Publicum ist jedoch von der Art, daß sich noch unangenehmere Scenen von ihm erwarten lassen.

Englische Romane.

Rockwood, oder: der Straßenräuber. Roman von W. Harrison Ainsworth. Deutsch von L. D. P. Wolff. 3 Bde. Leipzig, Kollmann.

Alle Untugenden, die wir bei der Abart der französischen „romantischen Schule" finden, hat Ainsworth in diesem Romane adoptirt und nachzuahmen gesucht. Es gibt kein Buch, welches einen solchen Complex von Scenen des Gräuels, des Schreckens und des Entsetzens darbietet, wie das vorliegende. Gleich der Anfang führt uns in eine Gruft, wo bei dem Scheine eines Lichtes, das in einem verschimmelten Todtenschädel brennt, ein Todtengräber dem Räuber Luke eine Geschichte erzählt, bei der sich das Haar emporsträubt. Dieser Luke ist von dem Besitzer der Herrschaft Rockwood in einer Mesallianz mit der Tochter des Todtengräbers erzeugt und von der zweiten Frau seines Vaters vom Erbe verdrängt, welches seinem Stiefbruder Ranulph zugewendet wurde. Eine Leichenumarmung endet diese Scene und eine gleich gräßliche eröffnet sich im Walde, wo Luke mit einem Hunde kämpft. Nach einer Reihe gräßlicher Erzählungen aus dem Hause Rockwood, wo jeder Besitzer sein Weib mordet, finden wir den Helden wieder an der Leiche seines Vaters, wo er sich mit Stiefmutter und Stiefbruder herumbalgt, um die Beweise seiner Geburt zu erlangen. Ein Straßenräuber, Turpin, stiehlt indessen diese Beweise, behält sie für sich und wirbt den jungen Luke für seine Bande an. — Der zweite Band führt uns unter Räuber und Zigeuner, wo wir Luke mit einem Zigeunermädchen, Sibylle, beglückt finden. Aber die Räuber erhaschen Eleonore, Ranulph's Braut und Verwandte des Hauses Rockwood, geben ihr einen Liebestrank, schleppen sie in die Gruft und zwischen Leichen und Räubern soll sie mit Luke vermählt werden. Sibylle tritt im Dunkeln an die Stelle der Braut, indessen ihre Mutter, ein fürchterliches Weib, schwört, Luke's Weib zu ermorden, und zufolge dieses Schwures die eigene Tochter umbringt, während Luke mit Eleonore entflieht. — Im dritten Bande geht's noch bunter zu. Eleonore ist wieder in Ranulph's Händen, Luke stürmt mit den Räubern das Schloß, schleppt das widerstrebende Mädchen bei den Haaren fort und will sie mit Gewalt heirathen. Ranulph kommt ihr zu Hülfe und mitten in den Balgereien, die nun losgehen, kommt die rachedürstende Mutter Sibyllens, überreicht Luken ein Papier, das angebliche Vermächtniß ihrer Tochter, bei dessen Eröffnung er sogleich todt zu Boden fällt und auf der Stelle in Verwesung übergeht. Jetzt sind Ranulph und Eleonore glücklich; aber mit dieser schalen Scene kann der Verf. doch nicht schließen. Also gehen wir noch einmal in die Gruft, wo Luke's Mutter und ein alter Oheim, der vom Himmel herunterfällt, damit die alte Frau doch Gesellschaft hat, eingeschlossen sind, brüllen, heulen, das Wasser von den feuchten Wänden lecken und endlich verhungern;

eine Scene, die an Scheußlichkeit nicht ihres Gleichen hat. — Und alle diese Abscheulichkeiten sind ohne Motiv, ohne Wahrscheinlichkeit zusammengeworfen und bieten in der Darstellung nicht den geringsten Reiz. Und dieses Buch hat in England angeblich vier Auflagen erlebt! R. B.

Des Holländers Heerd. Von James Paulding. Aus dem Englischen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thle.

Der vorliegende Roman enthält die Bildungsgeschichte eines jungen Mannes, welcher durch einen Erziehungsfehler, indem man ihn mit Gelehrsamkeit überfüllt und seine äussere Bildung vernachlässigt hat, eine übergroße Blödigkeit angenommen, die ihn besonders dem schönen Geschlechte gegenüber befällt. Ausgerüstet indeß mit den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens, und mit einem Muthe, den er erst bei wirklicher Gefahr zu erkennen gibt, gelingt es ihm, durch Rath und thätigen Beistand von einem älteren Freunde unterstützt, seinen Fehler zu verbessern. So alltäglich auch ein solcher Vorwurf für einen Roman sein mag, so ist doch nicht zu läugnen, daß der Verf. denselben durch die Treue und Wahrheit seiner Charakteristik zu einem anziehenden gemacht hat, so daß man dem Faden der Erzählung mit nicht geringerem Interesse folgt. Auch der Charakter der Heldin des Romans ist wahr und treffend dargestellt. Die übrigen Personen, die Verwandten der jungen Dame, ehrliche Holländer, sind größtentheils sehr ergötzlich, mit einer den Amerikanern durchaus eigenthümlichen Laune, welche häufig in das Gebiet des Humors hinübergreift, geschildert, so daß das Buch manche sehr anziehende ernste und heitere Lebensbilder liefert. Eine vollendete Gestalt kraftiger Männlichkeit hebt sich aus dem Hintergrunde dieses Gemäldes ganz besonders hervor, Sir William Johnson, welcher als englischer Unterstatthalter inmitten der Wälder fast als Indianer mit den Indianern lebt. Dieser ist es auch, welcher dem jungen Manne durch Rath und Beispiel zum Selbstbewußtsein und zur Festigkeit des Charakters verhilft. Sehr anziehend besonders sind die Naturschilderungen und die Beschreibung des Lebens und Treibens der Indianer. Obgleich Cooper darin als Muster vorleuchtet, welcher letztere indeß oft zu vergessen scheint, daß er kein ethnographisches und topographisches Werk, sondern einen Roman schreiben will, so hat Paulding dergleichen Schilderungen stets dem Hauptinteresse untergeordnet, so daß sie den Hintergrund bilden, aus welchem das Charaktergemälde hervortritt. S.

Der Vicar von Wrexhill. Von Mistreß Trollope. Aus dem Englischen von Otto v. Czarnowski. Aachen und Leipzig, Mayer. 3 Bde.

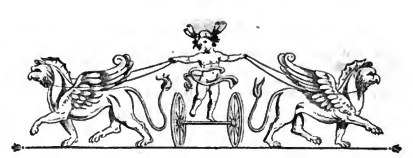
Mistreß Trollope hat in diesem Romane den verderblichen Einfluß pietistischer Sectirer auf das Wohl der Familien und ganzer Gemeinden zu schildern versucht. Wie sehr nun auch die Absicht der Verfasserin als lobenswerth anzuerkennen ist, und wie gut sie auch die geheimen Triebfedern des Eigennutzes und der Bosheit aufzuzeigen weiß, welche sich nur zu oft unter dem Deckmantel der Frömmigkeit und der Glorie des Heiligenscheines verbergen, die Schwachen zu täuschen und zu verderben, so ist doch das kein fruchtbares Feld für die Romanpoesie. Es ist ein nützliches Buch, aber kein Roman, wenigstens ein langweiliger. Der Inhalt ist kürzlich folgender. Der neuerwählte Vicar von Wrexhill breitet seine pietistischen Irrlehren, durch Klugheit und persönliche Eigenschaften begünstigt, mit großem Erfolge aus. Er benutzt die durch den Schmerz wegen des plötzlichen Verlustes ihres Gemahls hervorgerufene Schwäche der Wittwe seines Gutsherrn, um sie für seine Absicht zu gewinnen. Es gelingt ihm auch, sie sowohl als ihre jüngste Tochter zu Bekehrten zu machen und für seine Zwecke zu benutzen. Er weiß sich so in das Vertrauen der Dame einzuschleichen, daß sie ihn zu ihrem Rathgeber in geistlichen und weltlichen Dingen erwählt, ihn endlich heirathet, und ihn nach ihrem Tode zum Universalerben einsetzt. Durch diese Heirath aber hat er einigen andern Damen, welche gleichfalls in ihn verliebt sind, die Augen über seine Handlungsweise geöffnet, und wird endlich als boshafter, eigennütziger Heuchler entlarvt. Die Dame hat noch so viel Zeit, vor ihrem bald erfolgenden Tode ein anderes Testament zu Gunsten ihrer Kinder zu machen, und der Vicar, welcher sich im Besitz des großen Vermögens wähnte, muß nach der Testamentseröffnung beschämt und verachtet in seine Pfarrwohnung zurückkehren. S.

Notiz.

(Die musikalische Familie Lewy.)

Herr Lewy, Professor am Conservatorium in Wien, concertirte mit seiner Familie im leipziger Gewandhause und wir sehen in den nächsten Tagen noch einem zweiten Concert entgegen. Es gibt heut zu Tage Familien, wo die Musik ansteckend ist wie der Schnupfen, sie ist da Sache der Mode, der Coquetterie. Hier ist der Beruf zur Kunst wirklich Gemeingut der Familienglieder. Der kleine, noch nicht neunjährige Richard blast das Waldhorn, daß es eine Freude ist; man staunt, wo der zart blühende Ganymed den gewaltigen Athem hernimmt. Die zwölfjährige Melanie spielt mit viel zarter Innigkeit die Pedalharfe. Möchte sie diesem in unserer Zeit zurückgesetzten, hochpoetischen Instrumente treu bleiben und ihm den ganzen Umfang seiner Krafte immer mehr abgewinnen. Ein älterer Sohn, Karl, spielt das Pianoforte, Hr. Lewy selbst mit anerkannter Meisterschaft das Horn. Das Concert wurde von Fraul. Schlegel und Hrn. Grünbaum unterstützt. Beide Gesangstalente hat unser Theater gewonnen, das jetzt mit vielem Glück ein neues Opernpersonal zusammengestellt und sammtliche neue Kräfte im Oberon entfaltete hat. — Die Familie Lewy geht über Berlin und Hamburg nach Petersburg. Wir berichten noch über das zweite Concert.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 191. — den 29. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Händel-Schütz und der alte Blücher.

Mitgetheilt von Wilhelm Müller.

Es gab eine Zeit in Deutschland, wo die Vorzimmer gefeierter Schauspielerinnen noch nicht von aristokrätelnden Elegants, coquetten Diplomaten und jüdischen Banquiers wimmelten, aber wo die ersten Dichter der Nation, die hochgestelltesten Gelehrten ihrer Zeit im Boudoir mit ihnen verkehrten. Es war die Blüthezeit der deutschen Schauspielkunst, und in jener Epoche entwickelte sich auch die gefeierte Henriette Händel-Schütz. Hebel war ihr Lehrer, und noch jetzt, als betagte Matrone, weiß sie dessen allemanische Gedichte in einer solchen Vollendung vorzutragen, daß sie Herz und Gemüth ergreift. Aus dem Sturm ihres vielbewegten Lebens, aus den Schmerzen über den tragischen Verlust hoffnungsvoller Söhne, hat sie dennoch ihre ganze Geisteskraft, eine unermüdliche Thätigkeit, und für den Umgang mit Menschen jene unversieglich sprudelnde Laune gerettet, die sie wie ein unsterbliches Theil auch an die Tafel der Götter einst hinüberbringen wird.

In ihrer aufbewahrten Briefsammlung glänzen die Namen: Goethe, Klingre, Reil, Kotzebue, Iffland u. m. A. Auch besitzt sie, als Geschenk von ihrem Schwiegervater, dem Professor Schütz, eine theure Reliquie, ein Schreiben von Schiller, in welchem er eine Selbstrecension über seine Jungfrau von Orleans liefert. Ihr Stammbuch ist ein wahres Golkonda hochgefeierter Namen. Aber die Kunst des Mimen geht schnell dahin wie ein Lächeln über das Gesicht des Menschen! Diese Frau, die einst an Fürstentafeln saß, von der einst alle Zeitungen, alle Blätter sprachen, die in Deutschland, Dänemark, Frankreich, Rußland und Schweden die seltenste Triumphe errang, lebt still, klanglos, der Vergessenheit preisgegeben. Viele der gefeierten Dichter und Denker theilen jedoch mit ihr ein gleiches Schicksal; wer zählt die Namen Aller, die plötzlich aufleuchteten, abgöttisch verehrt und dann eben so schnell der Vergessenheit übergeben wurden! Die Händel-Schütz hat aus den Tagen der Vergangenheit keine Schätze, aber eine reiche Rückerinnerung gerettet; jene Heroen, deren Dichtungen uns noch begeistern, hat sie alle persönlich gekannt, an ihren Lehren ist sie erwachsen, — auch ihre Eigenheiten und Schwächen hat sie ihnen abgelauscht. Mit ihrer originellen Darstellungskraft copirt sie Goethe, wie er in seiner eigenthümlich abgemessenen Haltung ihr die weise Lehre gibt, sich auch dann nicht gegen einen Recensenten zu vertheidigen, falls dieser behaupten sollte: sie habe silberne Löffel gestohlen. Man lernt den gemüthlichen Hebel lieben, wenn sie uns den Vortrag wiederholt, den er mit launiger Wichtigkeit mit jenen Bauern abschloß, denen er einen Kalender liefern sollte. Einen Heraklit muß es zum Lächeln bewegen, wenn sie uns die Mutter einer berühmten Sängerin vorstellt, wie diese, im „juten berlinerischen" Deutsch, im Branntweinladen die Verdienste ihrer Tochter herausstreicht, und wie sie es der Nachbarin bemerkbar macht: „daß Radziwill es dem Iffland gestochen, ihre Tochter allerne müsse künftig die jroßen Ar-

jen singen." Wer sie so sah in ihrer Laune, der wird es sehr begreiflich finden, wie Kotzebue in Reval, als die Händel-Schütz bereits der Jahre vierzig zählte, von ihr verlangen konnte, sie sollte ihm zu Gefallen die Gurli spielen. —

Wir haben eine spätere Zeit erlebt, wo es unter den Völkern Deutschlands keine Zwiste, keine Zerwürfnisse gab, sondern Ein Geist, Ein lauterer Wille sie alle erhob und kräftigte. In dieser Zeit der allgemeinen Verklärung lebte die Professorin Händel-Schütz in Breslau. Die Stadt lag voller Reconvalescenten. Viel war gethan, dennoch fehlte es überall. Da beschloß die Künstlerin, zum Besten dieser Krieger, die für ihr Vaterland geblutet hatten, eine Abendunterhaltung zu veranstalten. Ihren Mühen, ihrer Anstrengung und ihrer Menschenkenntniß — sie freut sich noch immer, wie ihr ein reicher Geizhals, dessen Geld und Herz zu Einem Wesen verertzt waren, für ein Billet eine große Rolle seltener Thaler überreichte, — gelang es, eine Einnahme zu erringen, wie das Theater noch nie eine gleiche gehabt hatte. Die dankbaren Söhne des Mars vergaßen eine Zeit lang die schönen Choristinnen und huldigten allein der Künstlerin, die freilich schon in reifen Jahren, aber doch noch immer anmuthig und liebenswürdig war, und jetzt als Wohlthäterin ihrer verwundeten Brüder eine neue Folie um sich verbreitete. Da kam Blücher nach Breslau. Als er erfuhr, was die Händel-Schütz für seine „Jungens" gethan, wurde sie von ihm zur Tafel geladen. Sie erschien, und als sie die Serviette hob, fand sie unter derselben ein Geschenk, unschätzbar durch den Geber und ganz eigenthümlich nach dem damaligen Geiste der Zeit. Es ist eine einfache Kette, an der die silbernen und goldenen Denkmünzen der gewonnenen Schlachten und eroberten Festungen hängen. Jedes Gepräge ist eine Rückerinnerung an eine große Stunde, an einen blutigen Lorbeer, an einen theuer erkauften Sieg. Das Halsband hat die Nationalfarben aller derjenigen Völker, die in diesem Weltkampfe Verbündete waren. Die Ohrgehänge sind in dem Geschmacke des Mittelalters, so wie auch die Ringe, auf denen ernste Todtenköpfe starren. — Aber Schauspielerinnen waren von jeher ungenügsame Wesen, die Händel-Schütz machte leider keine Ausnahme von der Regel; als sie in freudiger Ueberraschung dem Geber ihren Dank betheuerte, bemerkte sie doch zugleich, Etwas fehle noch am Schmucke. Vater Blücher verstand die schlaue Anspielung. „Nichts da!" brummte er, „die englischen Ladies haben mich schon arg genug geplündert." Da bildete Weiberlist gegen den Helden, der die Franzosen geschlagen, keck eine Verschwörung. Durch Hülfe der Wirthin hatte die Künstlerin eine Scheere erhalten; jetzt nahte sich die Schmeichlerin dem Heldengreise, und indem sie ihm die Wangen küßte und den weißen Schnurrbart streichelte, war der Raub geschehen und eine kleine Locke seines Haares in ihrer Hand. Vater Blücher schmollte nur leise, durch den Kuß versöhnt, und bedauerte scherzend, daß er denselben nicht fünfundzwanzig Jahre früher erhalten habe.

„Dieser Schmuck und diese Locke," sprach die Künstlerin gerührt, als sie mir ihren Schatz gewiesen, „sollen einst in meinem Sarge meinen Leichnam zieren, und dann, wenn ich in die stille Erde gesenkt werde, soll Beides mein Schwiegersohn, Doctor Bensemann, der den Befreiungskrieg mitgekämpft hat, erhalten."

Englische Romane.

Lionel Wakefield. Vom Verf. des „Sydenham." Aus dem Englischen übersetzt. 3 Bde. Leipzig, Kirchner und Schwetschke.

Jene Krankheit der englischen Gesellschaft, die als Pestbeule am Staatskörper wuchert, das Leben vergiftet und von Jahr zu Jahr eine Menge unschuldiger Opfer fodert, das Majorat, bildet die Basis dieser Erzählung. Lionel Wakefield ist ein zweiter, unbegüterter und ausgestoßener Sohn, der mit großen Ansprüchen und gänzlicher Mittellosigkeit in die Welt tritt und nun den Kreislauf beginnt, dessen Linien wechselnd auslaufen auf Bontany-Bai, im Narrenhause oder im spleengebornen Selbstmorde; selten nur verlieren sie sich in der Behäbigkeit alltäglicher Spießbürgerlichkeit, oder steigen hinauf in die höhern Classen der Gesellschaft. Unser Held, ein talentloser Windbeutel von dem gewöhnlichsten Schlage, geht nach London, um Jurist zu werden und sich so einen Erwerbszweig zu eröffnen; läuft weg von der Arbeit, weil er eben so faul als talentlos ist, macht Schulden wie tausend Andere seines Schlages und geräth in alle die Unannehmlichkeiten, die eine natürliche Folge dieses Lebens sind. Endlich durch den Tod des Vaters in den Besitz einer Handvoll Pfunde gesetzt, vergeudet er diese, wie ein leichtsinniger Gentleman, der jährlich Tausende einzunehmen hat. So wandern wir mit ihm in die pariser Spielhäuser, zu den Wettrennen nach New-Market und Harowgate und zu allen den leeren und kostspieligen Vergnügungen, wo sich die fashionable Welt zusammenfindet, zu Abenteuern aller Art, deren Ende häufig der gänzliche Ruin der Theilnehmenden ist. Einige Liebschaften und Heirathsversuche aus Speculation laufen dazwischen, ohne dem einförmigen Treiben eine reizendere Färbung zu geben und eine Heirath à la Gretnagreen führt die unglücklichste dieser Speculationen zum Ziele. Die Ehe ist eine verfehlte, weil das Geld nicht folgt, um dessentwillen sie von Wakefield geschlossen wurde; der Tod des Weibes macht die unvermeidliche Scheidung unnöthig,

und nun beginnt endlich das Elend hereinzubrechen und unsern Taugenichts etwas derb zu schütteln. In dieser Schule erwirbt er sich denn endlich die Fähigkeiten, die er nöthig hat, um leben zu können; einige Versuche als Recensent, Schriftsteller und politischer Charlatan bilden zu Stufen, zu einem geordneteren Leben und einer ehrenvollen politischen Wirksamkeit. Zum Ueberfluß kommt noch der misanthropische Bruder, der begüterte Erstgeborne, aus Indien zurück und gibt in einem Anfalle Iffland'scher Großmuth, unserm Lionel ein beträchtliches Vermögen, wodurch dieser in den Stand gesetzt wird, eine Lady zu ehelichen, zu der ihn wirkliche Liebe zieht; mit dem Beginne der nun anfangenden Glückseligkeit endet die Erzählung, und das wenigstens ist sehr zweckmäßig; denn war das Unglück schon langweilig, sehr langweilig, wie soll' es dem Leser erst mit dem Glück gehen! Durch alle diese Wirrnisse zieht sich in Einzeinheiten der Schattenriß des englischen Lebens und gibt vereint mit den wechselnden Figuren dem Buche eine ächt nationale Färbung, aber deshalb durchaus keinen Reiz; denn es sind die flachsten und schalsten Zustände des Lebens, die in leichter Skizze an uns vorüberziehen; es sind die nichtssagendsten, miserabelsten Alltagsphysiognomien, mit denen wir verkehren müssen; es ist mit einem Worte die Misere des Lebens, die uns in langer Wasserbrühe vorgesetzt wird. Muß man anerkennen, daß dem Verf. diese Zeichnung gelungen ist, so kann man doch nicht in Abrede stellen, daß der Roman wohl etwas mehr verlangt und daß man selbst dem langmüthigsten Leser nicht zumuthen kann, in einem Buche, worin er Unterhaltung sucht, die schmackloseste Partie des englischen Lebens ohne alle Abwechslung zu genießen. Auch die Art der Darstellung ist eben nicht geeignet, Würze und Piquanterie in das Buch zu bringen. R. B.

Die Opfer der Gesellschaft. Von der Gräfin von Blessington. Aus dem Englischen übersetzt. 3 Bde. Leipzig, Kirchner und Schwetschke.

So verschieden auch die Mittel und Wege der Lady Blessington von denen der Mad. Dudevant sein mögen, so verwandt in Ziel und Tendenz sind beide Schriftstellerinnen. Außer den Abweichungen des Nationalcharakters und des Temperamentes, verbündet sich bei beiden eine gleiche Abstammung des dichterischen Seins und der dadurch bedingten Richtung ihrer Bestrebungen; Beide sind Schmerzenskinder einer kranken, lebensmüden Zeit, geboren unter den convulsivischen Todeszuckungen der Mutter, deren krampfhafter Weheruf wie ein endloses Echo dahin hallt durch das ganze Leben der Kinder. Kennten wir den Bildungsgang der Lady Blessington, wie er von der Mad. Dudevant aus der eigenen tiefeindringenden Feder uns vorliegt, so würden wir unzweifelhaft den Schlüssel haben zu den Abweichungen der Bahnen, die beide wählten, um zu demselben Ziele zu gelangen; wahrscheinlich ist, daß Lady Blessington mit der ganzen Schüchternheit, Sanftmuth und Ergebung, die den Engländerinnen so eigenthümlich ist, in das Leben trat; mit frommer Duldung sich zurückzog in sich selbst, als dieses Leben fremd, rauh und reizlos sich zeigte, als die socialen Zustände jede Hoffnung ihres Herzens zertrümmerten und jede Freude vergifteten, die sie ersehnt hatte. Lange mag sie gerungen haben in stiller Einsamkeit mit dem Weh, das sie empfunden, ehe sie es ausgoß in sanften, aber ergreifenden Klagen, aus denen das Herzlose, Verkrüppelte unserer Convention und das tiefe Verderben einer übertriebenen und barocken Civilisation hervorleuchtet. — Mad. Dudevant dagegen stürzte mit vollem, selbstständigem Jugendmuthe an die Brust des Lebens und als sie dieselbe gepanzert fand mit den plumpen und stachlichen Palissaden eines Cultus, die jedes Natürliche verdrängen und zerstören möchten, als sie die zartesten Saiten ihrer Seele zerrissen an diesen Hemmungen als sie Wunden empfangen hatte, die in der Dauer eines Menschenlebens nicht vernarben, erhob sie sich mit der männlichen Kraft des Genies und im Schrei des Schmerzes ließ sie den Ruf ertönen zu Kampf und Vernichtung dieser jedes Menschenglück mordenden Schranken. Eine solche Klage der leidenden weiblichen Seele liegt uns im obengenannten Romane vor. Auguste Vernon ist ein unschuldiges rein natürliches Kind; durch eine überzärtliche Erziehung zwar verweichlicht, aber keineswegs verdorben, tritt sie in die Welt. Ihre ersten Führerinnen sind: die breite Moral der Spießbürgerlichkeit, die die Wirrnisse und Leiden des Lebens erkennt, flüchtet, sich vereinsamt und aus dem sichern Asyle diejenigen mit guten Rathschlägen überhäuft, die in dem Strome schwimmen und seinen Wellenschwingungen nachgeben müssen; — und die calculirende Spitzfindigkeit moderner Civilisation, das überfirnißte Verderben, die gewandte Gleißnerei und erkünstelte Freundlichkeit unserer hochcultivirten Gesellschaft; Lady Maria Delaward und Fraul. v. Montvessor repräsentiren diese beiden Factoren. Auguste wird durch Convenienz an einen Mann gekettet, den sie nicht liebt; sie tritt in die große Welt Londons und erhält Pracht, Luxus, Ueberfluß, Gesellschaft und Glanz, erhält mit einem Worte die ganze schimmernde elende Civilisation und steht in ihr arm, verlassen, unglücklich, weil sie ein Herz, weil sie Theilnahme, Liebe und Geistesnahrung sucht. Endlich findet sie ein solches, ein fühlendes, liebendes Herz; Lord Nottingham betet die unglückliche reizende Frau an und Auguste liebt ihn mit aller Leidenschaft ihrer dürstenden Seele. Da ragt das Gespenst der Convention herein in den Himmel der Liebenden. Hätten sie gesündigt, geschweigt und sich gewiegt im bacchantischen Taumel der Lust, die Prüderie der modernen Gesellschaft hatte nichts dagegen gehabt und höchstens durch ein schalkhaftes Lächeln gezeigt, daß sie selbst das Laster kenne; aber in aller Unschuld und Reinheit verletzen sie den Schein, stoßen an gegen unsere coquette Sittsamkeit und dies Verbrechen verdirbt sie. Lady Auguste wird beschimpft, entehrt und verblutet an der Wunde, die die höhnende Welt ihr geschlagen, indessen Lord Nottingham einsam und trostlos steht im reichen Leben und Fraul. Montvessor hinaufsteigt auf den Thron der gestürzten Frau. — Noch manches andere Opfer fordert die Gesellschaft im Verlaufe der Begebenheiten, die zu betrachten wir aber dem Leser überlassen. — Das Buch ist reich an trefflichen Bemerkungen über unsere Sitten, für Damen besonders eine eben so nützliche als angenehme Lectüre; denn auch als bloßer Roman ist es reich an Interesse, die mannichfach verschlungene

Handlung fesselt bis zum letzten Augenblick, die Darstellung ist lebendig und warm und in der gelungenen Charakteristik offenbart sich besonders eine tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens. Trefflich und anschaulich sind auch die Schilderungen der fashionablen Gesellschaft Londons und bieten so viel Belehrendes dar, daß man die gut gearbeitete Uebersetzung mit bester Ueberzeugung der deutschen Leserwelt empfehlen kann. R. B.

Der fliegende Holländer. Von Capitain Marryat. Uebersetzt von C. Richard. Aachen und Leipzig, Mayer.

Die weitverbreitete, allbekannte Schiffersage vom „fliegenden Holländer," einem gespenstischen Schiffe, welches dem Seefahrer Unglück und Untergang verkündet, bildet den Inhalt des Romans und ist auf eine anziehende Weise benutzt. Den Ursprung dieser Sage kleidet der Verf. in folgende Begebenheit: William Vanderdecken, ein waghalsiger, trotziger Seemann macht mit eigenem Schiffe seine dritte Fahrt nach Indien, von der er reich genug zurück zu kehren gedenkt, um alsdann seine Tage in Ruhe verleben zu können. Daheim harren Weib und Kind seiner Wiederkehr mit banger Sehnsucht, als plötzlich in einer stürmischen Nacht der Schatten des Abwesenden ihnen erscheint und verkündet, „er schwebe weder todt noch lebend auf dem Meere umher." Auf einer widrigen Fahrt um das Cap begriffen, wollte sein Trotz die Elemente bezwingen; er widerstand allen vernünftigen Einwendungen der Mannschaft, erschlug den Lootsen, der sich widersetzte und schwur bei einem Splitter des heiligen Kreuzes, daß er das Cap dem Himmel und der Hölle zum Trotz umschiffen wolle, wenn er auch bis zum jüngsten Tage laviren müsse. Da brannten die Worte: „bis zum Tage des jüngsten Gerichts!" an dem tiefschwarzen, stürmischen Nachthimmel und das Schiff war zur ewigen Irre verdammt. Nur eine Hoffnung blieb dem Unglücklichen, diese legte er brieflich nieder in die Hände der Gattin und verschwand. — Beim Beginne des Romanes finden wir die arme Katharina Vanderdecken in Noth und Dürftigkeit; Wahnsinn verdunkelt ihre Sinne, ihr großgewordener Sohn Philipp pflegt sie mit treuer Liebe. Sie bekämpft mit aller Macht des Sohnes Neigung, zur See zu gehen und erzählt ihm auf dem Todbette das gräßliche Schicksal seines Vaters. Philipp öffnet nach dem Tode der Mutter das verhangnißvolle Zimmer, in dem die Erscheinung Statt gefunden und welches seit jener Nacht nicht wieder betreten wurde, findet dort den Brief des Vaters unerbrochen und ersieht daraus, daß nur er denselben zu retten vermag. Er widmet sich also dem Seedienste, wird auf einem Schiffe der indischen Compagnie angenommen, macht seine erste Fahrt um das Cap und sieht das Geisterschiff, wo sein Vater sein gräßliches Loos erfüllt. Gleich darauf geht der „Ter-Schilling," auf welchem Philipp sich eingeschifft, mit der ganzen Mannschaft zu Grunde; nur er wird wunderbar gerettet und kehrt nach vielen Mühsalen in die Heimath zurück, um eine zweite Fahrt zu unternehmen. Hier schließt der erste Band. — Mit dieser interessanten Handlung hat der Verf. eine rührend schöne und einfache Liebesintrigue verwebt, durch die Philipp ein neidenswerthes häusliches Glück erwirbt. — Philipp ist einer jener schlichten, gemüthlichen Menschen, die erst durch die Begebenheiten zum Charakter erwachsen und in der Gefahr eine Seelengröße entwickeln; der Verf. hat deren bereits mehrere meisterhaft geschildert. Neben ihm interessiren ein alter Arzt „Myn Heer Poots," dessen Tochter Amine, ein liebliches Naturkind, und die dämonische Gestalt eines Bootsmannes, Schriften; auch die minder wichtigen Figuren, wie der Geistliche, Pater Seysen, der Capitain „Myn Heer Kloots," der Supercargo der indischen Compagnie „Myn Heer van Stroom" und selbst der harmlose Bar „Johannes" haben eine prägnante und anziehende Physiognomie. — Die Seescenen sind mit einer Wahrheit und Anschaulichkeit gezeichnet, wie sie nur die genaueste Kenntnisse der Sache, verbunden mit glänzendem Darstellungstalent, hervorzurufen vermag, und besonders ist in diesem Bande das erste Erscheinen des „fliegenden Holländers" und der Untergang des „Ter-Schilling" vortrefflich dargestellt. R. B.

Notiz.

[Cagliostro.]

In Wien bei Heubner erschien die Reise des Herzogs von Ragusa durch Sicilien, als fünfter Band seiner Reiseberichte, eine authentische, unter Aufsicht und im Auftrage des Verfassers besorgte Ausgabe. Französisch erschien das Werk im Laufe des vorigen Jahres und machte durch die simple Würde der Darstellung Aufsehen. Wir theilen mit, was Marschall Marmont von Palermo aus über Cagliostro meldet. Der Familienname des bekannten Abenteurers war bekanntlich Joseph Balsamo. „Von armen Eltern geboren," sagt der Marschall, „einer nur wenig über dem gemeinen Volke stehenden Classe angehörig, war Peter Balsamo, sein Vater, jüdischen Ursprunges, seine Mutter hieß Felicitas Bracconeri. 1743 kam Joseph zur Welt. Von seiner mütterlichen Großtante Vincenze Cagliostro zur heil. Taufe gehalten, nahm er diesen Namen an. In seiner Jugend trat er in den Orden der barmherzigen Brüder, die sich der Krankenpflege bekanntlich widmen, zeigte ungewöhnliche Geisteskräfte und besondere Neigung zum Studium der Medicin. Aber seines schlechten Betragens wegen bald entlassen, hintergieng er Leute in Palermo, nannte sich einen Zauberer, und gab vor, die Kunst zu besitzen, verborgene Schätze aufzufinden. Geschickt im Verfälschen, wußte er trefflich Schriftzüge nachzuahmen. Er verfertigte Documente, wurde entdeckt und ins Gefängniß gesteckt. Er entwich, begab sich nach dem Continent, gelangte nach Rom und heirathete dort. Unter dem Namen eines Marchese Pellegrini kehrte er nach Neapel und selbst nach Palermo zurück. Erkannt und festgehalten, saß er abermals im Gefängniß, ward aber durch die Bemühungen seiner Gattin, Donna Lorenza, und eines jungen Fürsten, der sie liebte, befreit. Er ging nun nach den Hauptstädten Europas und begann dort die Reihe von Betrügereien, Ranken und Gaunerstreichen, die ihn berühmt machten und ihn zuletzt in die Gefängnisse Roms führten, wo er im Jahr 1795 starb."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung
für die
Elegante Welt.



Achtunddreißigster Jahrgang.

October.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt

der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche rc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, rc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1¼ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergische Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drège, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Fraunhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Fraunhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

(Hierbei zwei Intelligenzblätter und drei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags —— 192. —— den 1. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gutzkow's neueste Romane *).

Gutzkow gehört seit seiner hamburger Periode eigentlich mehr in die Literatur des Skandals. Oettinger und Gutzkow! sie folgten in Hamburg fast auf einander und ziehen so ziemlich an Einem Seile. Daß jener nur Komödianten herunterreißt, während dieser an Seinesgleichen Ehrenschänderei treibt, ändert blos in etwas das Terrain, nicht die Manier des Handwerks. Und auf Seiten Gutzkow's kommt dabei noch eine große Selbsttäuschung, wo nicht Täuschung des Publicums, zur Sprache. Herr Oettinger weiß und gesteht ein, er sei der Mann der persönlichen Misère, wo diese aufgebraucht ist, wird seine Feder stumpf, während Gutzkow, wenn er die Persönlichkeiten ihrer moralischen Ehre entkleidet, sich und den Leuten weißmachen möchte, er fechte für die Ideen seines Jahrhunderts. Dies ist in der That ein grober Selbstbetrug. Gelitten hat Gutzkow allerdings für die Ideen seiner Zeit, weil er sie, in unreinem Eifer, zu Caricaturen entstellt, und mit dem Brandmale der Schamlosigkeit behaftet, dem Publicum vorführte, aber gefochten hat er wohl nur für sich selbst, für die Interessen seiner Ehrsucht, für die Eitelkeit seines Ichs. Dieses sein Ich hat freilich manche Variationen erlebt, so daß es vielleicht zu hart scheint, ihn in der jetzigen Stadie seines Werdens als eine fertige Geburt zu nehmen. Er war immerfort im Werden begriffen, nicht organisch, sondern in schwüler Unordnung, und sein Hauptfehler war, daß er unreife Geburten abwarf und in diesem wüsten Proceß eines ewigen Abortirens sein Zeitalter mit Ekel erfüllte. Dieser Ekel machte das Zeitalter grausam. Grausamkeit hat immer Unrecht, und so kam es, daß ein Autor, der nicht blos die Zucht und Sitte der alten Zeit verlegt, sondern auch die Ehre des jungen Zeitgeistes nicht selten auf empörende Art an den Pranger gebracht, noch immer auf manche Sympathien im Publicum zu rechnen hatte. Denn es ist die Art des gemüthseligen deutschen Publicums, da augenblicklich mitfühlend und mitleidig Partei zu nehmen, wo Verfolgung sichtbar wird, der Verfolgte hat immer für den Augenblick gewonnen Spiel, und es kommt nur auf den Grad seiner moralischen Würde an, wie lange dies Mitleid ihm blüht. Man drückte gern ein Auge zu und nahm Gutzkow's Unfähigkeit, den Geist eines neuen Zeitalters auf wohlthuende Weise zur Erscheinung zu bringen, für hitzige Uebereilung, man wollte es nicht wissen, daß die ganze literarische Person Gugow eine freche Uebereilung, eine Mißgeburt der jungen Zeit genannt wurde. Als eine solche aber erwies sich Gutzkow in vielen seiner Schriften, und das Gefühl dieser fausse-couche-Geburten überschleicht ihn selbst mitunter in der Anwandlung einer Wehmuth, die ihm gegen sein eigenes Treiben wie gegen sein ganzes Jahrzehend, das er immer mit sich verwechselt, einen Ekel beibringt. Ein neuer Lebensathem war manchem wie

*) Seraphine. Hamburg, Hoffmann u. Campe.
Blasedow und seine Söhne. Bd. 1 u. 2. Stuttgart, Verlag der Classiker.

über Nacht gekommen. Woran Börne mit einer Art heiliger Aufopferungslust und Entsagung sein Leben gesetzt, und wozu es wirklich eines ganzen Lebens, eines großen Charakters bedurfte, um es als ein Moment in der Geschichte hinzustellen, das glaubte man in einem einzigen Nachtrausche erschwingen zu können, ohne zu bedenken, daß eine in Mühsal und im innern Kampf errungene Ueberzeugung nicht das Spiel des Augenblicks sein kann. Mühsal erfolgte nun wohl, selbst auf unredliche Weise machte sie sich geltend. Da trat plötzlich Ernüchterung ein. Gutzkow hatte im Rausche am ärgsten geschrieen; man kann nicht sagen, daß er nun still wurde aus Nüchternheit, vielmehr repräsentirte er diese nach verflogenem Weinrausche von Polizei wegen eingetretene Nüchternheit, und nannte dies Gefühl des Uebelbefindens Wehmuth oder Zartheit. Will man aber solchem Befinden nicht nachhängen, so bedarf es neuer, stärkerer Reizmittel, etwa Branntwein. Ich rede hier natürlich nur bildlich; aber von solchem Stoffe genähret erscheint jene fast animalische Hitze, mit der sich Gutzkow in letzter Zeit von Hamburg aus auf Zustände und Personen warf. Banquerott an größern Entwürfen, überall zurückgeworfen, weil man seine Ehrsucht bald entlarvte, von allen Seiten in seiner Eitelkeit verletzt, weil es ihm nicht gelang, seine Insolenz für Kraft und Stärke auszugeben, stürzt er sich nun mit um so größerer Gier in den kleinen Krieg des persönlichen Skandals. Es ist das letzte Terrain, das sich die Verzweiflung erobert. Dies ist ihr nicht streitig zu machen, mag sie auf diesem Felde mit allen ihren Kräften in Schmuz und Unordnung zu Grunde gehen. Das junge Deutschland hat an Gutzkow gewissermaßen bei lebendigem Leibe seinen Leichnam erlebt. Wir können ihm nicht mehr beispringen, wir können hier nur eine Lärmstange oder eine stille Warnungstafel errichten. Es geschieht dies nicht ohne Schmerz, denn ob uns gleich jede Persönlichkeit nur in so weit achtbar erscheint, als sie der Sache dient und dem Jahrhundert förderlich ist, so kann das Aufgeben einer Literaturkraft doch nicht ohne Beileidsbezeigen geschehen. Man muß uns nachsagen, daß wir die Tugenden der jungen Literatur in jedweder Weise gefeiert haben; es ist nur derselbe Tribut der Pflicht, wenn wir hinweisen, wo seine fertige Demoralisation zu suchen sei.

Gutzkow ist an der Onanie des Ehrgeizes, die er mit sich selbst getrieben, zu Grunde gegangen. Unglück von außen und eigenes Verschulden haben sich vielfach vereinigt, um alle schadhaften Zeitstoffe in ihm anzuhäufen und den ganzen Jammer, die ganze Verwegenheit und die ganze Zerfahrenheit der Jetztwelt in ihm zu personifiziren. Sein literarischer Lebenswandel war von Anfang an confus, ein Gemisch von äußerem Ungemach und täppischer Unbeholfenheit, die es ihm unmöglich machte, ursprünglich sehr lebendige Geisteskräfte brauchbar und heilsam zu verwenden. In der Hefe des Berlinismus erwachsen, und ganz mit jenem Hange nach forcirter Ueberreiztheit behaftet, die das berliner Voigtland charakterisirt, machte Gutzkow einen schleunigen philosophischen Cursus und erhielt einen Vorgeschmack von der Verwirrung in theologischen Dingen. Keck und in allen Dingen unreif, wie er war, suchte er jedoch einen Schauplatz zu augenblicklicher Wirksamkeit. Ein kleiner journalistischer Napoleon regte sich in der blonden Knabenseele, er wollte erobern, schnell, universell, und er eröffnete der Welt ein journalistisches „Forum." Seine Schreibfinger hatten damals etwas mystischen Schwulst; das hinderte ihn aber nicht zum Speculiren und er reichte öffentlich Menzeln die Hand. Menzel nahm das für Begeisterung und ließ ihn zu sich kommen, er wollte ihn für seine Bücherkritik dressiren. Die junge Pflanze aus dem berliner Treibhause, wo alles schnell gezeitigt wird, mochte ihm imponiren; hatte der junge Mann doch Hegel gehört und aus der Philosophenschule wenigstens die Anmaßung des Begriffs gelernt; sein berliner Hang zum Disput mochte auf Schleiermacher'sche Dialektik deuten: jedenfalls konnte Menzel von Berlin etwas erfahren, das er nicht verstand, somit wurden sie Handels einig, um zusammen Deutschland zu unterjochen. Menzel pflegte die junge Blüthe und die junge Blüthe trieb plötzlich Frucht. Da witterte Menzel Unrath und Empörung. Deutschland sollte nicht unterjocht werden, das große Schisma trat ein. Menzel stieß ihn wie einen treulosen Bedienten von sich, nachdem er ihn doch wie einen Sohn geliebt. Young Osrick lief auch aus der Menzel'schen Schule mit der halben Eierschale auf dem Kopfe; natürlich besudelte er auch hier die Windeln, in denen er gebettet. Aber young Osrick hatte sich bei Menzeln fühlen gelernt, er glaubte sich Mannes genug, um auf eigene Faust einen kleinen Terrorismus zu versuchen. Er hatte in Süddeutschland auch an der Politik gerochen, Frankfurt feierte eine fausse-couche-Revolution. Gutzkow's Geist war jetzt wahrhaft universell. Er war Berliner, also war er Philosoph, er hatte Theologie studirt, also konnte Gott ihm nicht entgehen, er hatte die Politik mit eigenen Augen gesehen, er war in der That furchtbar, man zitterte vor der Fortsetzung der Narren-

briefe. Was berliner Moquerie schien, galt für Dialektik des Gedankens, die Arroganz der Oberflächlichkeit erschien als heroische Verwegenheit, die Dreistigkeit des Absprechens galt für Muth, das Plebeje seines Wesens für demokratisch. Belesen war der Mann, aus allen Fächern hatte er dies und das erbeutet, alle Glocken hörte er läuten, der universelle Journalist war fertig. Das Jahr 1830 machte seine Schwingungen durch Europa und in Deutschland hatte man nur auf den universellen Journalisten gewartet. Gutzkow decretirte ein deutsche Revue, denn Deutschland hatte nur darauf gewartet, vor ihm die Revue passiren zu können. Die Aufregung von damals war nicht das Product eines selbstsüchtigen Kopfes, sie war in der That historisch, ein jugendlicher Zeitgeist bemächtigte sich der Gemüther, von allen Seiten traten Talente literarisch in die Schranken. Gutzkow glaubte nicht blos das alte Deutschland, er glaubte auch das junge beherrschen zu können; nur scheiterte der ganze Plan an der lächerlichen Unbeholfenheit, mit der eine seiner damaligen Geburten ans Licht kam. Ein Roman und eine Vorrede empörten durch ihre nüchterne Frechheit. Dieser junge Napoleon wollte ein altes Jahrhundert stürzen und strategirte mit Ohrfeigen. Das trieb die Altgläubigen in Harnisch und der Philister fanatisirte sich. — Hier lassen wir den Schleier fallen, denn hier beginnt die Achtung, die wir dem Unglück schuldig sind. Diese Achtung haben wir ihm nie versagt, wir bekämpften damals die Nichtswürdigkeiten der fanatisch gewordenen Pedanterie. Die Verfolgung hatte überall Sympathien erregt; erst jetzt konnte Gutzkow auf ein Publicum rechnen, man war willfährig, man erwartete jetzt von ihm Producte. Nicht leicht hat ein Autor einen günstigern Boden vorgefunden, als nach der damaligen Stimmung sich für Gutzkow eröffnete. Jetzt war es Zeit für ihn, die Schlacken von sich zu werfen, und was von Metall in ihm war, geläutert zur Erscheinung zu bringen. Statt dessen sammelte er vom Zaun gepflückte Kritiken, suchte die eine Partei im Lande durch sein Buch über Goethe zu beschwichtigen, hing den Kopf, brütete über seinen Miseren und beäugelte seine eigene trübselige Gestalt im Spiegelbilde, das er sich vorhielt.

Dies Spiegelbild ist der Roman Seraphine. Der Autor ist ehrlich genug, sich selbst zu beobachten, aber er ist zu dreist, wenn er dies Bild ohnmächtiger Zerrissenheit dem Publicum bietet. Dies ist ein Buch voller Trivialitäten, die uns unter die Loupe einer überwachsten Empfindsamkeit gerückt werden. Gutzkow ist ein Mensch, der sich stets die Nägel besieht, selbst die Abschnitzel hält er noch werth, mit dem Scalpirmesser zu theilen. Zugleich wollte der Autor mit dem Buche beweisen, daß „der in ihm waltenden Gedankenzeugung nicht in dem Grade, als er dafür verrufen sei, die weibliche Seite fehle." Er wollte den Leuten zeigen, daß es nicht so halsbrecherisch tollkühn mit ihm stehe, daß er nicht der Furchtbare sei, der nicht auch seine weichen Stunden habe. Er hüstelt sich hier in eine jämmerliche Sentimentalität hinein, die er im nächsten Augenblicke selbst bespöttelt. Und wie der Verfasser mit sich, so treiben alle diese Menschen im Roman mit sich selbst und gegen einander dieselbe Lüge. Diese blasirten Geschöpfe sind wie Menschen, die nicht einmal mit eigenem Capital banquerott machen, sondern mit erborgten Gefühlen im Schmuz untergehen. Wie Gutzkow mit sich selbst, mit dem Publicum und mit der Literatur immer nur experimentirt hat, so machen diese seine Romanfiguren mit dem Leben nur Experimente. Diese Seraphine und ihre Liebhaber heucheln sich in Gefühle hinein und haben nie ein Gefühl erlebt; vor lauter Raffinement des Verstandes kommt es zu keiner Neigung, vor lauter Planmachen zum Roman kommt es nicht zum Roman; im Gefühl der Ohnmacht schleppt sich alles hin, die Selbsttäuschung verfliegt und die nüchterne Leere bleibt übrig. Soll das Buch eine Satyre auf die Sentimentalität, ein Bild der modernen Zeit sein, so muß man sagen, der Verfasser hat sich hier wieder mit seiner Zeit verwechselt, er hat nur sich selbst satyrisirt und das weichliche Wohlgefallen daran ist eben so widerwärtig als die gespreizte Diction, die zwischen Coquetterie und Gemeinheit schwankt.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Eisenbahn, Dampfschifffahrt, Weinbau, Fanny.]

Ueber unsere Eisenbahn und über die sogenannte Verwaltung derselben schwingt jetzt die Satyre ihre mächtige Geißel, ein Beweis, wie sehr diese Angelegenheit in der Meinung des Publicums verloren hat. Es sind unter andern auch Dosen verfertigt worden, worauf man, neben andern Ergötzlichkeiten, auch einen Drachen und einen Krebs sieht, Symbole, deren Bedeutung einleuchtend genug ist. Während nämlich einerseits die Agiotage die ganze Unternehmung zu ihrem Vortheile ausbeutet, ist andererseits von einem Fortschreiten bei dieser Bahn durchaus nichts wahrzunehmen. Man hat den Actionären die Capitalien mit einer Eile abgenommen, als solle die Bahn in drei Monaten fix und fertig sein, und betrachtet man dagegen die Arbeiten, so nimmt man eine Trägheit wahr, als sei diese Bahn erst für das künftige Jahrhundert bestimmt! So unverantwortlich diese

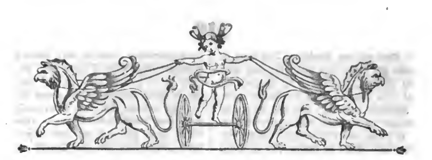
Trägheit ist, eben so unbegreiflich ist die Gleichgültigkeit der Betheiligten, die doch den offenbarsten Nachtheil bei der Sache haben, da die Actien im Werthe sinken, da sie die Zinsen von ihren Capitalien verlieren, da sich der aus der Bahn zu erwartende Nutzen immer mehr in den Hintergrund zurückzieht. Man spottet und schimpft, — aber man thut nichts! Nie ist eine so durchaus günstige Unternehmung mehr vernachlässigt und schlechter behandelt worden, als diese Taunuseisenbahn, für die man seit drei Jahren kaum erst Grund und Boden acquirirt hat. — Während dessen erregt die neue Dampfschifffahrt Bewunderung. Die Gesellschaft schafft ein neues prächtiges Dampfboot nach dem andern herbei, nimmt monatlich circa 15, bis 18,000 Thaler ein, und belebt den Verkehr auf dem Rheine in erstaunlicher Weise. Erst dieser Tage hat sie wieder die Veranstaltung einer directen Fahrt von Mainz nach Rotterdam ins Leben gerufen, eine Maßregel, die ihren großen Nutzen sowohl für die Gesellschaft, als für die Handelswelt bringen muß. Eben so hebt und steigert die ältere Dampfschifffahrtsgesellschaft ihre Unternehmung. Sie hat nun für den Oberrhein flache eiserne Dampfboote von seltener Eleganz bauen lassen, und eine Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Basel und London hergestellt, ein höchst bedeutsames Unternehmen, für das die Rheinbewohner der Gesellschaft zum größten Danke verpflichtet sind. Das diese so sehr ausgedehnte, blühende, fest consolidirte rheinische Dampfschifffahrt ein wahres Glück für die deutschen Landstriche ist, die der Rhein durchschneidet, leugnet selbst derjenige nicht mehr, der sonst jeden Aufschwung, jede Neuerung, jeden Fortschritt mit besorglichen und verdächtigenden Blicken betrachtet.

Von der bevorstehenden Weinernte kann ich nichts Erfreuliches berichten, und leider werden die armen Landleute dieses Jahr vergebens gearbeitet haben. In den Weinbergen sieht's ärmlich und mager aus, die Trauben lechzen nach Wärme, um zu reifen; aber es scheint, daß sie eher erfrieren, als gedeihen werden. Im Allgemeinen ist es besser, gar keinen Wein zu ernten, als schlechten, denn letzterer wird nur benutzt, um die vorhandenen bessern Vorräthe zu verfälschen und zu verderben, wodurch das Alte wie das Neue werthlos wird. Auch werden, bei schlechter Weinernte, die vorhandenen Vorräthe bald aufgesucht und besser bezahlt. Die vermögenden Weingutsbesitzer grämen sich also durchaus nicht, wenn sie dieses Jahr keinen Wein machen; sie wissen den Schaden schon zu ersetzen. Allein die unvermögenden Landleute werden die Mißernte tief beklagen. — Mit Theilnahme haben übrigens dieser Tage unsere Weinbauern den Vorschlag aufgenommen, der bei der deutschen landwirthschaftlichen Versammlung in Karlsruhe von einem Ungar (Schams) gemacht worden ist. Derselbe suchte nämlich bei dieser Gelegenheit zu zeigen, wie wichtig es für die Weincultur sei, daß der Verwirrung in der Bezeichnung der Rebsorten abgeholfen werde, indem man die besten Sorten jedes Weinbau treibenden Landes durch genaue Bezeichnung und allgemein gültige Namen feststelle. Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes bezeichnete der erfahrene Mann die Gründung großer Rebschulen in Frankreich, Deutschland und Ungarn nach einem übereinstimmenden Plane, und mit der Bestimmung, durch Aufnahme aller Sorten des Landes nach ihren provinziellen Benennungen das Uebereinstimmende in der scheinbaren Ungleichheit festzustellen. Nachdem dieses geschehen und die besten Sorten jedes Landes ausgeschieden und fest bestimmt seien, solle man einen Austausch der Sorten jener Länder einleiten, um auch hier einerseits Uebereinstimmung in der Bezeichnung der Sorten, und andererseits Mittheilung des Besten, was jedes Land an Rebsorten besitzt, an das Nachbarland zu bewerkstelligen. Dieser Vorschlag ist ganz geeignet, einestheils dem Weinbau die höchstmögliche Blüthe zu geben, und anderntheils den Weinhandel zu erleichtern und neu zu beleben. Die Versammlung hat denselben sehr beifällig aufgenommen und der ernsten Erwägung des betreffenden Comités empfohlen. —

Den Tod **Joseph Panny's**, des geistreichen Liedercomponisten, welcher vergangene Woche erfolgt ist, haben die Freunde des Hingeschiedenen längst vorausgesehen, denn nicht nur zerfiel der Körper in ein zunehmendes Siechthum, sondern auch der Geist ward immer mehr gedrückt und umflort bei aller Gereiztheit der Phantasie und der Empfindung, die sich in seinen letzten Compositionen aussprach. Ueber Panny, als Musiker, drückt sich dessen Nekrolog (im Rheinland) folgendermaßen aus*): „Paganini, der mysteriöse Gigant der Virtuosen, hatte, unter der großen Masse der Künstler Wiens, Panny's Talent bald entdeckt und demselben den Antrag gemacht, den Virtuosen auf seinen Kunstreisen zu begleiten. Vielleicht hatte ihn zu dieser Wahl der Hang Panny's zur Schwermuth, der in allen Erzeugnissen seiner Jünglingsjahre vorherrschend war, und den wir selbst in seinen Mannesschöpfungen wiederfinden, bewogen. Diesem freundschaftlichen Verhältnisse, das wohl bedeutenden Einfluß auf die Entfaltung des seltenen Talents unseres Panny hatte, verdankt die Welt, nebst manchem Andern, die so herrliche Tondichtung „der Sturm", welche, einzig Panny's Erfindung, und, bis auf wenige Nüancirungen, ausschließlich sein Werk, Paganini's Ruhm, durch dessen unerreichbare Ausführung, die Krone aufsetzte. Allmälig seiner geistigen Kraft bewußt werdend, dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir unsern jungen Künstler, den Heros Paganini bald verlassend, Deutschland durchkreuzen sehen, auf welchem Zuge, nach mancher herben Kränkung, die seinen Geist fast ganz darniederdrückte, er im Jahre 1829 an des Rheines Gestade eine gastfreundliche Aufnahme fand. Hier, in der lieblichen Moguntia, schlug er seinen bleibenden Wohnsitz auf. Hier entstanden seine Meisterwerke, sein „Rhein", sein „Kriegerlied", sein „nordisches Fischerlied", und vieles andere Treffliche, das in der musikalischen Literatur nicht vergessen werden wird." — Panny starb in ärmlichen Verhältnissen, obwohl nicht in Noth, vor welcher seine zahlreichen Freunde ihn schützten. Er hatte in den letzten Jahren hier eine musikalische Bildungsanstalt gegründet, die sich aber bei seinen körperlichen und geistigen Leiden nicht zu heben vermochte. Was ihn aber, aufrecht hielt bei jahrelangen Leiden, das war die Kunst, der er mit ganzer Seele hingegeben war, und mit der er sich fast bis zu seiner letzten Stunde beschäftigte.

*) Kann zugleich als deutsche Stylprobe bewundert werden! D. Red.

Leipzig, Druck von J. D. Hirschfeld.



// Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 193. — den 2. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ludwig Tieck und sein Salon.

Von L. Auquier.

„Auf dem alten Markte zu Dresden," beginnt Auquier seinen in der Revue du Nord mitgetheilten Bericht, „befindet sich ein Haus von sehr anständigem Aussehen. Hier pflegen sich in der siebenten Stunde des Abends die Fremden von Auszeichnung zu versammeln, von denen die Hauptstadt Sachsens fortwährend eine glänzende Anzahl besitzt. Man begibt sich in das zweite Stockwerk; auf den Ruf einer Klingel öffnet sich das Empfangszimmer. Auf den ersten Anblick gewahrt man, daß diese Stätte dem Cultus der Künste und Wissenschaften geweiht ist. Man erblickt zwei Marmorbusten auf ihren Consolen, ein kleines Standbild Goethe's, Gemälde, Kupferstiche mit Scenen aus Hamlet, Faust u. s. w., außerdem elegant gebundene Prachtausgaben in Glasschränken. Eine ansehnliche Gesellschaft belebt durch ihre Unterhaltung das Heiligthum, so lange noch eine kleine Thür links den Hohenpriester selbst verbirgt."

„Dies ist die Wohnung Ludwig Tieck's; dieser Salon ist die Bühne, wo er seine Vorlesungen hält; jene Marmorbüsten, Bildnisse des Dichters, die eine von seinem Bruder, die andere von Rauch, sind die ehrenvollen Zeichen der Freundschaft und des Talentes dieser beiden Bildhauer; die Gemälde und Kupferstiche die Huldigungsgeschenke geschickter Künstler; die Gesellschaft endlich seine Vertrauten, seine Freunde, seine Familie. Dort auf dem Sopha, vor dem Theetische, eine Dame von mittlerem Alter, die Gräfin von F....; ihr zur Linken sitzt in einem breiten Armstuhle der Freiherr von Sternberg, welcher früher eine Zeit lang das Theater von Mannheim geleitet hat; etwas weiter entfernt die Frau des Hauses zwischen ihren beiden Töchtern, Dorothea und Agnes, von denen jene, die ältere, an den Uebersetzungen des Shakspeare Antheil haben soll und überhaupt in dem nicht unverdienten Rufe gelehrter Bildung steht. An der jungen Agnes rühmt man ein bedeutendes musikalisches Talent."

„Nach und nach erscheinen neue Gäste. Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen und Polen scheinen sich zu einer Zusammenkunft besprochen zu haben — in der That ist es ein europäischer Salon. Alle Sitze füllen sich. Endlich öffnet sich die kleine Thür, der Gefeierte erscheint, vertraulich jedem die Hand drückend, der ihm entgegentritt. Die Gräfin servirt den Thee; Fräulein Dorothea präsentirt ihn in der Runde, und beim Geräusch der Tassen und Löffel unterhält man sich ein halbes Stündchen über die Neuigkeiten des Tages. Darauf setzt eine alte Dienerin ein Mahagonitischchen, worauf ein Lesepult steht, neben welchem vier bewegliche Leuchter mit Wachslichtern geschickt angebracht sind, in die Mitte des Gemachs. „Nun, was lesen wir heute?" fragt der Hausherr. Jeder darf seine Meinung geben. Einer wünscht dies, der Andere jenes; doch man kennt Tieck's Vorliebe für den großen Dichter, den er den Deutschen so zugänglich gemacht hat, und die Mehrzahl entscheidet sich für den Kaufmann von Venedig. „Mag's

dabei bleiben!" Dies gibt den Ausschlag. Das Buch ist offen — er macht sich fertig. Jetzt aber still, ganz still! Hütet euch, ihr Zuhörer, den Dichter bei seinem Vortrage zu stören! Ein blitzender Blick der Gräfin würde euch für diese Kühnheit bestrafen. Und ihr, die ihr zu spät gekommen und an der Thür stehen geblieben seid, verhaltet euch ja ruhig, rührt kein Glied! Wehe, wer das Unglück hat, einen Stuhl zu rücken, oder zu niesen — das kleinste Geräusch ist in dieser feierlichen Stunde ein Verbrechen."

„Jetzt beginnt Tieck. Sein biegsames und wohltönendes Organ fesselt sogleich die Aufmerksamkeit der Zuhörer. Welche Meisterschaft! In den schärfsten Umrissen läßt er die einzelnen Charaktere der Personen durch Stimme, Declamation und Blick hervortreten. Schade, daß dieser Blick, der uns mit elektrischer Gewalt trifft, durch Brillengläser geschwächt wird! Bis in die kleinsten Nüancen gibt der Vorleser den edlen und einfachen Charakter Antonio's eben so treu wieder, als die wechselnde Persönlichkeit Portia's. Und Shylok, diese personificirte Habgier und Rache — man sollte glauben, Tieck habe sich mit ihm identificirt! Man sieht ihn vor sich den geldgierigen Wucherer, wie er immer und immer Sicherheit verlangt für die dreitausend Ducaten, welche nicht von seinen Lippen kommen, den habsüchtigen Juden, der nur zwei Gefühle hat, die ihn beherrschen — die Liebe zum Golde und Christenhaß! Wie ändert sich aber plötzlich die Stimme und wird weich und einschmeichelnd, wenn sie zu den episodischen Liebesscenen Lorenzo's und Jessika's übergeht, des lieblichen Judenmädchens, in dessen Herzen die reinste Hingebung liebender Zärtlichkeit und keusche Schüchternheit sich verschmelzen. Doch den höchsten Triumph feiert Tieck in der Richterscene, jede Schwierigkeit besiegend. Es ist eine große Aufgabe, hier mit der theatralischen Darstellung zu wetteifern, dem Gehör die verschiedenartigsten Aeußerungen der Leidenschaft auf den Gesichtern der Handelnden gleichsam sehen zu lassen! Um nur von dem fanatischen Juden zu sprechen. Seht diese heuchlerischen Züge, diese gemeinen Mienen, wie sie von barbarischer Freude verzerrt werden — und dann wieder, wie sich alle seine Nerven zusammenziehen, wenn ihm seine Beute entschlüpft, wie sein ganzes Wesen von einem convulsivischen Zittern ergriffen wird, da der letzte Urtheilsspruch gefallen ist!"

Hiermit ist nicht zu viel gesagt; Tieck's declamatorischer Vortrag ist ein seltener. Es ist kein bloßes Vorlesen im gewöhnlichen Sinne, aber eben so wenig eine die nothwendigen Gränzen einer guten Vorlesung überschreitende theatralische Declamation, wie man sie nicht selten bei Schauspielern außer der Bühne hört. Tieck hat in dieser Beziehung eine eigene Mittheilungsweise — man erlaube mir diese Bezeichnung — erfunden, welche uns gleichsam die Bühne in einer andern ästhetischen Form gibt und mit ihren Darstellungen wetteifert. „Man sieht mit dem Ohre!" wie der Franzose recht treffend sagt. Eine Menge von Mitteln, welche das Theater besitzt, um ein dramatisches Kunstwerk zur sinnlichen Anschauung zu bringen — die gemalte Nachahmung der Oertlichkeit, die nach den Umständen veränderte Beleuchtung, die Verschiedenheit der spielenden Personen, welche ihre Rolle nicht ablesen, sondern die auswendig gelernten, wie aus unmittelbarer Eingebung hervorgegangen, sprechen (wenigstens sprechen sollen), Costüm mit Allem, was dazu gehört, — alle diese und viele andere Mittel gehen dem Vorleser ab. Dabei ist er jedoch nicht arm an Mitteln zur Erreichung seines Zweckes, ja man kann behaupten, daß das Nichtdasein jener theatralischen Hülfsmittel auf der andern Seite wieder ein großer Vorzug ist. Indem nämlich das Kunstwerk weniger als sinnliche Erscheinung vor unser Auge tritt und seine Sprache dennoch von gewandter Rednerlippe dem Ohre mitgetheilt wird, bewegt sich unsere Phantasie auf einem viel freieren Felde, wir nähern uns, ungestört von äußern Eindrücken, dem Genius des Dichters weit mehr, als vor den Bretern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gutzkow's neueste Romane.

(Beschluß.)

Man hielt Gutzkow für fähig, einen satyrischen Roman zu schreiben. Von einem solchen liegen zwei Bände vor: Blasedow und seine Söhne. Dieses Buch ist ein wahres Leichenhaus von Absurditäten, die man witzig finden soll. Nur der erste Entwurf dazu ist glücklich, die Ausführung erstickt in einem Gewühl von Plattitüden. Gutzkow wollte einen modernen Don Quixote liefern, er nahm dazu einen armen Landpfarrer, der mit seiner Frau, mit seiner Gemeinde, mit seinem Gouvernement im Streit, über die Vielwisserei in der Zeit empört, ein eigenes Erziehungsexperiment an seinen Söhnen wagt, indem er jeden ausschließlich für ein besonderes Fach, den einen zum Schlachtenmaler, den andern zum Volksdichter u. s. w. erzieht. Bei all' dieser Beschränkung der jungen Kräfte werden die Knaben früh-

reife Narren. So kommen sie nach der Residenz, wo sie ihre Studien bald aufgeben und Journalisten werden. Der Alte endet in Wahnsinn. Das Element, auf welches der Verf. stieß, das Leben eines Landpfarrers, war, wenn nicht neu, doch ein glückliches, es konnte neu werden durch die Beziehungen auf den Culturstand der Gegenwart. Belesenheit hat der Autor genug, um die Bezüglichkeiten hineinzuweben, allein dies gerade hat ihn verführt, sich die Sache zu leicht zu machen. Der Roman ist nichts als eine abnorme Sammelei aller Curiositäten über verfehlte Erziehungsmethoden. Wir haben am alten Weber ein ähnliches Beispiel erlebt. Er suchte Zeit seines Lebens nach Witzen, plünderte alle Literaturen und erbaute in seinem Demokritus einen Speicher voll Raritäten aus dem Reiche des Komus und Jocus. Eine ähnliche Arbeit machte sich Gutzkow hier, sein Blasedow ist solche Sammelei von Bonmots und Anekdoten. Es fehlt alles Behagen, aller Humor, der selbstschöpferisch eine Welt gestaltet, überall sieht man nur den hungrigen, mühsamen Trübsinn, der eigene und fremde Einfälle möglichst pikant zusammenschachtelt. Zu einem Teniers, zum Schöpfer eines burlesken Genrebildes aus dem Volksleben, fehlt es Gutzkow an aller Harmlosigkeit, aller Naivetät, die dem echten Talente innewohnt. Ueberall sieht man bei ihm die keuchende Mühe, gelehrte Witzeleien aufzutreiben. Was Gestalten sein sollten, sind nur Namen, die er mit diesem zusammengeholten Bücherwitz ausstaffirt. Keine einzige seiner Figuren hat Menschenleben und eigene Regsamkeit, man ist hier im Wachsfigurencabinet, wo allerlei ungeheuerliche Fratzen Leben heucheln. Der particulaire Scharfsinn, der auch hier allen Dingen die Nägel besucht, kann nicht füglich mit der wüsten Rohheit aussöhnen, in der manche Scenen erdacht sind. Die altmodische Steifheit einer mit pedantischer Vielwisserei überfütterten Sprache vollendet das Unerquickliche dieser ganzen Production.

Man wähne doch nicht, aus solchem Chaos von Schmutz und Arroganz, in welchem sich Gutzow's Muse gefällt, könnten geordnete Geburten hervorgehen. Auch ist er in der That nicht von solchem dämonischen Jugendeifer beseelt, um dergleichen als Uebergangsproducte erklärlich zu machen. Nur eine hektisch gereizte Eitelkeit erhält ihn thätig und macht ihn heiß, und diese Hitze wechselt oft genug mit dem greisenhaften Fröstein, das ihn mitten in der Production überschleicht. Stimmungen und Symptome wie diese gehören weit mehr in das Lazareth als in die Literatur; weil sie sich aber aufdrängen und mit der Prätension auftreten, den jungen Zeitgeist zu repräsentiren, so thut es noth, solchen Patienten öffentlich den Puls zu befühlen.

Correspondenz.

Aus Düsseldorf.

[Die Kunstausstellung.]

Der diesjährige Katalog zählte 229 Nummern; man erwartete jedoch Nachträge. Unter diesen 229 Nummern sind 210 Oelgemälde; 14 Kupfer- und Stahlstiche, Lithographieen und Zeichnungen, 5 Sculpturen. Hinsichtlich der Sujets theilen wir die Oelgemälde in 14 historische Bilder; 88 Genrestücke (die Mehrzahl skizzenartig), Studienköpfe, Portraits u. s. w.; 96 Landschaften; 7 Blumen- und Fruchtstücke; 5 Thierstücke. Die Künstlerzahl beträgt 107, und zwar 93 Akademieschüler und unter diesen 20—22, die zum ersten Male ein Werkchen ausstellen; und 14 auswärtige Künstler.

Das wäre die Statistik der diesjährigen Ausstellung. Wenden wir uns zur Betrachtung der Bilder: Wenn gleich das schöne Bild Hübner's: „Hiob unter seinen Freunden" auch schon im vorigen Jahre ausgestellt war, so können wir nicht umhin, zuerst einen Blick darauf zu wenden. Im zweiten Capitel des Buches Hiob heißt es: „Da aber die drei Freunde Hiob's hörten alle das Unglück, das über ihn kommen war, kamen sie, ein Jeglicher aus seinem Orte; Eliphas von Theman, Bildad von Suah, und Zophar von Naema. Denn sie wurden eins, daß sie kamen, ihn zu klagen und zu trösten. — Und da sie ihre Augen aufhuben, erkannten sie ihn nicht. Und huben auf ihre Stimme, und weinten, und ein Jeglicher zerriß sein Kleid, und sprengten Erde auf ihr Haupt gen Himmel. — Und saßen mit ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte, und redeten nichts mit ihm, denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war."

Das Tieferschütternde dieser Worte muß in jedes fühlende Herz dringen; welch eine Aufgabe, diese hochtragische Situation auf der Leinwand darzustellen! Julius Hübner hat sie gelöst, auf eine wunderbare Weise gelöst. Bei der Anschauung seines Bildes versanken wir in tiefe Schwermuth, ein unaussprechliches Mitleiden erfaßte uns, und wir hätten uns zu den drei Freunden gesellen mögen, um mit ihnen zu schweigen, „da der Schmerz sehr groß war." — Der Maler verschmähte es, zu Rembrandt'schen Kunstgriffen der Beleuchtung seine Zuflucht zu nehmen, er wollte nur durch die Macht der ideenreichen Composition gefallen, und dies ist ihm in hohem Grade gelungen. Welch ein seelenvoller Ausdruck in den Mienen der drei Freunde: weder Güte noch Verachtung drücken ihre Blicke aus, in tiefe Contemplation versunken, erstarren ihre Gefühle über der Größe des Unglücks, obwohl man bei längerem Anschauen zu gewahren glaubt, wie sich in ihrem Innern das Selbstgefühl regt, und ihr Stolz sie hebt. Eine kolossale Gestalt mit nacktem Leibe, todtenfahl und abgehärmt, obgleich von kraftvollem Gliederbau, sitzt Hiob aufrecht vor ihnen; man würde ihn für einen Leichnam halten, wenn nicht ein kaum be-

merkbarer, aber forschender Blick unter den grauen struppigen Brauen seines brechenden Auges hervorleuchtete. Dieser Blick scheint auf die zusammengekauerten Freunde und sein liebloses Weib gerichtet, und verkündet, daß im nächsten Augenblicke sich der Mund des Geschlagenen öffnen wird, um „seinen Tag zu verfluchen." Noch ist Todtenstille über die Gruppe ausgebreitet. Bei einer solchen meisterhaften Ausführung des Psychologischen müßte man kleine technische Fehler übersehen, aber auch diese sind vermieden. Gruppirung, Draperie, Colorit: Alles ist dem Gegenstande accommodirt, und von seltner Vollkommenheit. Namentlich zeichnet dies Gemälde eine bewundernswürdige Haltung, ein plastisches Hervortreten der Figuren und der gefällige, zugleich großartige Faltenwurf aus. Weniger gelungen ist das Helldunkel und die Anwendung der Lichteffekte.

Von der vorjährigen Ausstellung war uns ebenfalls E. Daeger's Altarbild: „Madonna mit dem Kinde" bekannt. Der Künstler hat einige Verbesserungen, namentlich an dem Haare der Maria angebracht, und in der That ein liebliches, gefälliges Werk erschaffen. Vor der Klippe der neurömischen oder altchristlichen Manier, deren Merkmale kindisch naive Treue und steife symmetrische Composition sind, hat der talentvolle Künstler sich gehütet, obwohl es ihm an Irrsternen in der Nähe nicht fehlte. Der Ausdruck in den Zügen der Madonna und des Kindes ist profan, von ausnehmender Schönheit, und ohne Spur von jener geistlosen Abstraction, die für christliche Innigkeit ausgegeben wird. Wir wollen den Künstler nicht loben, weil er ein reizendes Weib und ein allerliebstes munteres Kind bildete, und diese Gestalten Maria und Jesus nannte; aber wir können unsere Freude nicht bergen, zu bemerken, daß wenigstens in unserer Schule die zeitlosen christlichen Bilder, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach immer seltner werden. — Möchte der Künstler dieses Bildes sich nächstens einen dankbarern Stoff wählen; wir zum wenigsten finden für die heutige Zeit die Production einer Madonna in der Malerei so undankbar und unfruchtbar, wie die eines neuen Faust in der Dichtkunst.

Zwei Maler: L. Bendix aus Berlin und J. G. Meyer aus Bremen, brachten einen „Elias in der Wüste." Beide schufen fleißig ausgearbeitete Werke, und wenn dem Bilde des letztern größerer Beifall zu Theil wurde, so geschah es, weil der Erstere wenig verstand, die Künste des Helldunkels und blendender Farbengebung auf eclatante Weise anzuwenden. Die Zeichnungen beider Gemälde sind schön und richtig, doch zeugt Meyer's Gruppirung von größerer Gewandtheit und feinerem ästhetischen Gefühle. Bendix läßt den Engel hinter Elias stehen, und diesem auf die Schulter klopfen; der Engel auf dem andern Bilde neigt sich hingegen von vorn zu dem ruhenden Propheten, was ohne Frage eine edlere Situation ist. Auch ist der letztere Engel idealischer, ätherischer, und dem Bilde entsprechender, welches die Phantasie sich von einem Engel oder übernatürlichen Wesen erschafft. Wir sind der Meinung, daß es zu den schwierigsten und thörichtsten Vorwürfen der Malerei gehört, Engel darstellen zu wollen, und wundern uns, daß noch kein bedeutender Maler so kühn war, die gewöhnliche Tradition zu verlassen und seiner gebildeten Imagination zu folgen. Nichts erscheint uns widerlicher und unnatürlicher, als diese blauen oder violetten Flügel an einem Menschenleibe. Sollte es nicht möglich sein, durch ein andres Attribut die Kraft des Fliegens anzudeuten? Und ist es denn unumgänglich nothwendig, die Superiorität der Geister durch solche handgreifliche Erklärungen zu bezeichnen? Bei Amoretten, Sylphen u. s. f. wollen wir nichts einwenden, um so mehr aber bei Figuren in oder über Menschengröße, wo derartige Geschmacklosigkeiten unausstehlich werden. Deshalb sind wir gezwungen, unsern Widerwillen unverhohlen gegen das Bild Zimmermann's (aus der Lausitz) mit der Bezeichnung: „Jakob, nachdem er mit dem Engel gerungen, wird von ihm gesegnet," auszusprechen. Eine total verfehlte Composition, wobei nur zu bedauern ist, daß der Künstler eine bedeutende technische Fertigkeit nutzlos verschwendet hat. — Der Engel ist in Mannesgröße und ziemlich kräftig dargestellt, weil der Künstler seine Darstellung den menschlichen Vorstellungen von physischer Kraft accommodiren wollte, und fürchtete durch eine idealischere Auffassung die Tradition zu verwischen. Wir finden dies ganz fehlerhaft und glauben, daß der segnende Engel ätherisch hingehaucht, das schöne Symbol weit natürlicher und pittoresker veranschaulicht hätte. Dieses fleischige, compacte und geschlechtlose Wesen macht uns übel. Besser gelang dem Maler die kräftige Mannesgestalt Jakob's; indessen finden wir es nicht nachahmungswerth, dem Beschauer die nackte Fußsohle des knieenden Mannes gleichsam in die Hand zu geben. —

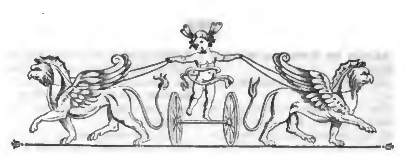
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Bendemann.]

Aus dem dritten Hefte des bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden Conversationslexikons der Gegenwart erfahren wir, daß Eduard Bendemann, seit einigen Monaten bekanntlich Professor der Kunstakademie und Mitglied des akademischen Rathes in Dresden, am 3. Decbr. 1811 in Berlin, als Sohn eines reichen Banquiers, geboren ist. Selten hat ein Künstler so jung und so schnell Epoche gemacht. In seinem 21. Jahre malte er die trauernden Juden, die zuerst 1832 auf der berliner Ausstellung erschienen und den Ruf Bendemann's begründeten. Zwei Jahre später malte er die „Zwei Mädchen am Brunnen," dann den Jeremias, der 1837 auch nach Paris wanderte, auf Veranlassung des Besitzers, des Kronprinzen von Preußen. Bendemann's letzte Arbeit in Düsseldorf war der Carton zu einem großen allegorischen Bilde: „die Künste, am Brunnen der Religion schöpfend." Gegenwärtig ist er mit den Frescomalereien im dresdner Schlosse beschäftigt, welche Scenen aus dem Leben König Heinrich I., des Vogelstellers, darstellen werden. Weniger bekannt geworden ist Bendemann's „Ernte," ein Bild, daß des Künstlers Eigenthümlichkeit ganz besonders ausdrückt, es ist lyrisch-idyllisch.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 194. — den 4. October 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ludwig Tieck und sein Salon.

(Fortsetzung.)

Das Ganze wird zur größeren Einheit in allen Theilen erhoben, und somit die poetische Wirkung in einem höhern Grade erfüllt, als dies von der Bühne aus in der Regel geschieht. Goethe selbst, der bekanntlich kein Freund vom Vorlesen war, äußert an irgend einem Orte, eine gute Vorlesung sei ihm lieber, als eine theatralische Darstellung, und räth diese Art ästhetischer Unterhaltung und Belehrung gewählten Cirkeln angelegentlich an. Die Misere unserer Theater ist auch so hoch gestiegen, daß die Gebildeten auf jene Weise sich mehr und mehr künftig entschädigen werden; in jedem Falle aber würde es von großem Nutzen sein, wenn man die oft unermeßliche Zeitöde der Theegesellschaften, durch dergleichen würdige Beschäftigungen ausfüllte. Es sollten sich unter den Deutschen Gesellschaften bilden, in denen man dramatische Meisterwerke gemeinschaftlich mit vertheilten Rollen liest und sich über dieselben bespricht. Das wäre die edelste Rache, die wir an der Hinfälligkeit unserer Bühnen, unserer Schauspieler nähmen. Was bieten uns die Theater? Eine impertinente Parodie des Lebens! Hinter dem geheimnißvollen Vorhange versteckt sich eine plumpe Lüge. Wollen wir es uns länger gefallen lassen, daß man uns bei der Nase herumführt, daß man uns Gottes Ebenbild, den Menschen, so abscheulich verunstaltet? Wem fielen hier nicht Hamlet's goldene Worte ein, die er an die Schauspieler richtet, und welche die darstellenden sogenannten Künstler pfiffiger Weise sehr oft weglassen. Ließe diese Gattung von Künstlern doch lieber den ganzen Shakspeare fort! Ihr Gesindel kann uns nicht den tausendsten Theil von dem gewähren, was wir uns selbst durch die Lectüre des großen Dichters gewähren. Daran darf uns doch unmöglich viel liegen, daß wir durch Coulissen, Costüme und geschminkte Gesichter belogen werden. Die Griechen waren doch, mein' ich, auch gebildete Leute, aber sie hatten in ihrer Blüthenzeit jenen Pappenkram nicht, sahen nicht einmal die Leidenschaft auf einem belebten Gesichte sich abspiegeln, sondern ließen sich durch den seelenvollen Klang der Stimme hinreißen. Die Griechen waren sicher vor Coulissenreißern! Sie versahen ihre Schauspieler mit Masken und Kothurnen und wehrten ihnen dadurch gleich von Anfang an alle Alfanzereien einer falschen Mimik und Gesticulation. Unsere Theater sind in ihrer Vollkommenheit so weit gediehen, daß sie recht unvollkommen geworden sind. Das hatte Tieck bei seiner scharfen, langjährigen Beobachtung wohl eingesehen, deswegen that er den Vorschlag — der indessen wohl schwerlich befolgt werden möchte — die jetzige Coulisseneinrichtung, besonders das Wechseln während der Scene, wo möglich zu verbannen oder zu vereinfachen. Er hat darüber hier und da und zuletzt in seinem „jungen Tischlermeister" manches schöne Wort gesagt, was wohl auch noch lange vor tauben Ohren verhallen wird. Der große Haufe ist zu verwöhnt, die Einfachheit der Shakspeare'-

schen Zeit läßt sich nicht mit Gewalt dem überreizten Geschmack aufnöthigen.

Lassen wir jetzt den Verfasser des französischen Artikels weiter reden.

„Endlich," fährt er fort, „sind die fünf Acte in einem Athem durchgelesen. Der Vortragende hat sich nicht einmal durch die jedesmalige Nennung der sprechenden Personen unterbrochen. Wozu auch? Man erkennt sie ohne Mühe, vom Prinzen von Marokko bis zum Lanzelot herab*). Nicht ein Ruhepunct während der dreistündigen Vorlesung — nicht ein Glas Wasser! Und doch verräth Tieck's Stimme nicht die geringste Erschöpfung, nur die Stirn ist ein wenig feucht. Erstaunt über eine so gewaltige Macht des Vortrags, that ein Mann von Geist den Ausspruch: „Tieck liest nicht, um zu unterhalten, sondern um zu beherrschen!"

„Ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen folgt. Durchdrungen von dem eben Gehörten ist Jeder noch unfähig, seinen Gedanken und seiner Bewunderung Worte zu geben. Unser Dichter, beiläufig gesagt, fühlt sich von dieser innern Wirkung, die er auf seine Zuhörer hervorgebracht, belohnt, wenn man diesen Ausdruck brauchen darf; denn, obwohl er für das Lob nicht unempfänglich ist, so sind ihm doch die gezwungenen Bemerkungen und die geistlosen Complimente höchst verhaßt, und ich bin überzeugt, sein Mißfallen erregt zu haben, indem mir der etwas einfältige Ausruf entschlüpfte: „Sie haben den Kaufmann von Venedig nicht gelesen, Sie haben ihn geschaffen!" Jeder spricht sich in einigen mehr oder minder glücklichen Worten über den Genuß, den er so eben gehabt, aus, und somit ist die Abendunterhaltung geendet. Die Uhr hat neun geschlagen — dies ist die gewohnte Zeit des Rückzugs. Man begibt sich mit der ungeduldigen Hoffnung auf einen nächsten Abend hinweg."

„Man hat behauptet, Tieck läse die Komödie besser, als das Trauerspiel. So sehr er in komischen Rollen glänze, so schwach sei er in den ernsten. Das kann zugegeben werden, wenn man von den akademischen und declamatorischen Werken in der Manier eines Campistron oder La Harpe spricht, aber der durchaus nicht gespreizte Ton, dieser Mangel alles declamatorischen Aufwandes, den man tadelnd Mangel an Würde genannt hat, ist gerade ein Vorzug, wo es sich um Shakspeare'sche Stücke und die ganze romantische Schule handelt. Je einfacher hier die Sprache ist, desto mehr nähert sie sich der Wahrheit. Ich habe manche andere berühmte Vorleser gehört, keiner aber hat einen so gewaltigen Eindruck auf mich gemacht, als Tieck. Holtei selbst gab ein paar Abendunterhaltungen bei unserm Dichter, denen ich beiwohnte. Ich war im hohen Grade angeregt, aber ich meine, wenn Holtei ein talentvoller, ist Tieck ein genialer Vorleser."

„Ein Vorwurf, der ihm mit größerem Rechte gemacht werden dürfte, ist der, daß er allzu langathmige Stücke wählt. Man würde einen viel größern Genuß haben, wenn er öfter Stücke von einem, von zwei, drei Acten mittheilte, oder wenn er wenigstens nach jedem Aufzuge eines großen dramatischen Kunstwerkes eine Pause eintreten und die Zuhörer sich erholen ließe. Doch das thut er nicht, damit nicht das Geringste von dem Zusammenhange verloren geht, und so kann es nicht fehlen, daß unter seinen Zuhörern nach der fortwährenden geistigen Spannung eine überwältigende Abspannung folgt. Selten verläßt man die Zimmer ohne die heftigsten Kopfschmerzen. Eine andere Schwäche Tieck's ist, gern eine zahlreiche Zuhörerschaft zu haben. Wenn die Gesellschaft nicht groß ist, läßt sein Humor nach und sein Feuer schwächt sich."

Wir müssen diese Bemerkung unseres sonst ziemlich richtig beobachtenden Franzosen widersprechen. Wir haben selbst in einem ganz kleinen Kreise den Dichter Schröder'sche und andere Lustspiele mit dem reinsten, ungebundensten Humor lesen hören, ja, es hat uns bedünken wollen, als ob Tieck, von Wenigen umgeben, durch die Lectüre minder bedeutender Stücke mitunter sich gleichsam zu erholen suchte. Dann liest er wohl auch französische Kleinigkeiten in deutschen Uebersetzungen, wobei er meisterhaft den leichten Ton zu treffen weiß, der eben ihr vorzüglichstes, in der deutschen Bearbeitung gewöhnlich ausgelöschter oder abgeschwächtes Werth ist.

Von Notabilitäten, denen er im Tieck'schen Hause begegnete, macht er den Professor Vogel von Vogelstein, den Grafen Baudissin, den Professor Hartmann, Steffens, v. Raumer und einige Schauspieler und Schauspielerinnen, unter Andern Emil Devrient, als den vortrefflichen Darsteller des Königs Enzio, namhaft. Darauf läßt er sich also weiter hören:

„Aber es war nicht allein in der Mitte dieser großen, allgemeinen Assembleen, wo ich mich der Gesellschaft des Dichters erfreuen durfte. Er gestattete mir auch bisweilen zu seinem kleinen Kreise von Auserwählten Zutritt, gegen den er sich, umringt von seinen intimsten Freunden, vertraulich über seine Werke aussprach, die er eben unter der Feder hatte. Auf diese Weise

*) In Bezug auf Lanzelot setzt der Franzose hinzu: „diese eines Molière würdige Bedientenfigur!"

erhielt ich von dem Entstehen der „Sommerreise", des „Kamoens" und mehrerer anderer Novellen Kenntniß, an denen sich nachher das Publicum erfreute. Er war auch so gütig, des Morgens mich in seiner Bibliothek zu empfangen, um sich mit mir über Kunst und Literatur zu unterhalten. Aus seinem Munde erhielt ich da manche Rathschläge und Fingerzeige, die ich mich bemühen werde, zu benutzen."

„Eines Morgens besucht' ich ihn. Er hatte einen jungen fremden Schriftsteller zu sich bestellt, um mit ihm den Plan zu einem Drama prüfend durchzugehen. Dieses Drama, oder vielmehr der Entwurf zu demselben, hatte den Autor zu vielen Reisen, zu langen, mühsamen Forschungen veranlaßt, und doch scheint er die Ausführung aufgegeben zu haben; vielleicht, weil ihn die Begeisterung verlassen, vielleicht aus Mißtrauen gegen sich selbst. Das Stück, von eigner Erfindung, spielt in Deutschland in der Zeit von Johann Huß. Vier Personen in drei Acten. Man sieht daraus, wie wenig die Absicht des Verfassers, die vielmehr reactionair und philosophisch war, dahin ging, mit großem Aufwand und Geräusch zu bestechen. Er wollte in einer Trilogie den einen Menschen die verschiedenen Stadien einer enthusiastischen, erregbaren Gemüthsverfassung hindurchführen. Student im ersten Acte, Mönch im zweiten, Heiligthumsschänder im dritten, sollte sein Held erst von dem höchsten, reinsten Spiritualismus glühen, durch Ermahnungen und sein eigenes Beispiel ein junges Mädchen, das er im Geheimen liebte, zwingen, den Schleier zu nehmen, nachdem er sich selbst dem klösterlichen Leben geweiht. Darauf erwachen die irdischen Leidenschaften in ihm, er wirft seine Mönchskutte ab, reißt die betende Novize vom Altare, irrt dann ehelos umher, von Gewissensbissen gepeinigt, den Zorn des Himmels fürchtend, und flieht endlich in die Einöde, um seine Sünden abzubüßen, Weib und Kind, trotz ihrer Verzweiflung, verlassend. Doch über die unglückliche Familie wacht das Auge eines Vaters und Gottes."

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Düsseldorf. (Forts.)

[Die Kunstausstellung.]

Otto Mengelberg's „Judith" verräth ein strebendes Talent, das sich zu ungewohnter Meisterschaft erheben kann, wenn es vorsichtig genug in der Wahl des Gegenstandes sein wird. Auf die Gefahr hin, Vielen prüde oder gar pedantisch zu erscheinen, erklären wir unser Mißfallen an allen Judithbildern, mit denen wir von Zeit zu Zeit heimgesucht werden. Sollte man doch meinen, es fehle den Malern an geschichtlichen oder poetischen Stoffen, welche den Anforderungen eines gebildeten Schönheitsinnes entsprechen, weil dieses garstige Fleischerstück so in Affection genommen, und hundert Mal variirt und reproducirt wird. Ein Weib, das so eben ein Menschenleben geschlachtet hat, und mit blutbeflecktem Messer, mit fanatischem Blicke sich im Vordergrunde zeigt, während in der Entfernung der blutige Körper mit dem abgeschnittenen Haupte sichtbar ist; — wie schwer ist es hier die Schönheit festzuhalten! — Mengelberg's Judith zeigt freilich wenig von jener herben Energie und fanatischen Gluth, die man in dem Bilde eines meuchelmordenden Weibes zu finden voraussetzt; seine Judith ist ein reizendes, schlankes Mädchen, dessen Antlitz sanft verschmolzene Züge und blühender Teint verschönen. Das feurige, aber milde Auge ist zum Himmel emporgerichtet, und scheint eher einige Seufzer für Verzeihung einer Liebessünde, als ein fanatisches Dankgebet für den gelungenen Mord zu verkünden. Ohne den blutigen Körper im Hintergrunde und bei veränderter Decoration könnte diese Judith füglich für Jeanne d'Arc genommen werden, in welchem Falle wir das Bild mit lautem Lobe begrüßen würden. So aber mißfällt uns sowohl die ganze Conception wie auch die Inconsequenz in der Ausführung der einzelnen Theile. —

Zum ersten Male gewahrten wir auf der Ausstellung ein Bild von Brentano aus Seligenstadt, und freuen uns in demselben den Pinsel eines Meisters zu erkennen. Die Zeichnung im Allgemeinen, Farbengebung, Haltung, Impasto u. s. w. sind vortrefflich. Auffallend ist es, daß fast kein größeres Bild der diesjährigen Ausstellung in Hinsicht der poetischen Composition und Erfindung die Erwartungen, zu welchen man durch die genialischen, originalen Werke Lessing's, Bendemann's, Sohn's u. A. veranlaßt wurde, erfüllt. Die Sujets der Mehrzahl aller ausgestellten Bilder verrathen nicht im geringsten eine wohlthätige Einwirkung der Ansichten jener Meister auf die jüngern Schüler, und es thut uns leid, glauben zu müssen, daß gerade in der Nähe die richtigen und großartigen Tendenzen, welche in den herrlichen Bildern Lessing's u. A. veranschaulicht werden, weniger erkannt und aufgenommen werden, als in der Ferne. Der Zuwachs talentvoller junger Künstler ist stets erfreulich, aber um so mehr, wenn sich den technischen Fertigkeiten ein vernünftiges Streben nach Originalität verbindet. Nur der Gedanke und zwar der im Sinne unsrer strebenden Epoche ausgesprochene Gedanke kann der hinwelkenden Blume der Kunst neues Leben einhauchen, und sie von dem Schutte jämmerlicher Nachahmungen, oder pikanter Trivialitäten befreien. Besonders bei jungen Künstlern, deren technische Gewandtheit sie berechtigt, nach höheren Zielen zu streben, schmerzt uns die Wahrnehmung, daß sie gewöhnlich mit der Nachbildung eines großen Meisterwerks beginnen. Das Mißlingen kann nicht ausbleiben, und der getäuschte Künstler verliert sich später in Manier und ungewisses Umhertappen. Hr. Brentano malte eine heilige Caecilie. Welche Aufgabe! Wir wollen ihn nicht durch Parallelen mit andern Caecilien betrüben, obgleich er dies erwarten mußte, und bemer-

ken nur, daß, auch hiervon abgesehen, seine Auffassung oder Copie der Heiligen gewiß Wenigen gefallen wird. Diese forcirte Stellung und kleinliche Ausführung der Beiwerke, namentlich des vergilbten Notenblattes in der ausgestreckten Hand können schwerlich anders als prosaischen Eindruck machen, und nur mühsam bei einem Künstler des funfzehnten Jahrhunderts ertragen werden. —

Anmaßend war es von dem Maler der großartigen Kleckserei, die betitelt ist: „Des Sängers Abendlied," die Ausstellung dieses hors d'oeuvre zu verlangen, und thöricht von der Verwaltung, diesem Verlangen zu entsprechen. Der Maler hat gezeigt, welche enormen Wirkungen ein lebhaftes Colorit auszuüben vermag, denn schwache Augen werden wahrlich diesen Purpurglanz nicht aushalten können. Ein schwarzer Flor über das Feuerwerk gebreitet, würde die Gefahr des Blindwerdens der Zuschauer paralysiren, und über die Gruppe die erforderliche Beleuchtung verbreiten. Am Ende genügte aber auch diese Modification nicht, dem Prachtstücke Beifall zu verschaffen, da der Maler von einer grausamen Manie ergriffen ist, lange Beine zu zeichnen. Diese Riesenschenkel sind wahrhaft schauderhaft und benehmen uns allen Muth, länger bei diesem romantischen Genrebilde zu verweilen. —

J. Vachta's Gemälde: „Der junge Tobias, welcher seinem Vater die Augen heilt," ist mit feinem holländischem Pinsel gemalt, und nähert sich dem, was man in der Kunstsprache: „ein gelecktes Bild" nennt. Zeichnung und Gruppirung sind schön, obwohl etwas mager und kahl; das Colorit geschmackvoll, aber matt und ohne Spur von solidem Impasto; die Draperie steif und manierirt, und die Figuren ruhen platt auf der Fläche und treten nicht in gerundeten plastischen Formen gleichsam aus der Leinwand heraus. Man sieht dem Bilde die Mühe und den ängstlichen Fleiß des Malers an; jedes schiefe Faltchen wurde nachträglich geglättet, jedes struppige Härchen ausgekämmt, und Alles hübsch fein überlegt und gedeutelt. Wer kann seinen Geschmack bezwingen? Trotz aller gegebenen Mühe, das Gegentheil zu empfinden, schien uns das Bild langweilig, weil wir keine Spur von dem Zauber blühender Romantik, dessen belebender Hauch uns in den meisten Bildern der Schule anweht, in ihm gewahrten. Es mag Kenner geben, die unsre Meinung sehr verwerflich finden. —

Dasselbe Gefühl, nur modificirt durch die höhere Tendenz des betrachteten Objects, bemächtigt sich unser bei der Anschauung der werthvollen Gemälde anerkannter auswärtiger Künstler. Wir meinen die Schlachtscenen S. Meister's in Cöln: „Letzter Moment der Schlacht von Ligny, wie der Feldmarschall Blücher gerettet wird;" und A. Mende's in München: „Vertheidigung eines belagerten Hauses in Tyrol 1809." — Beide Bilder, vorzüglich aber das erstere zeichnen sich durch sehr correcte Zeichnung und studirte Perspective aus. — Es möchte schwer sein, bedeutende Fehler in dieser Hinsicht zu entdecken; dagegen fällt ein fahles, ziegelfarbnes Colorit, das ebensowohl Manier ist, wie die düsseldorfer Uebertreibung mit lebhaften Farben, unangenehm ins Auge, und läßt um so deutlicher die mangelhafte Conception des Ganzen gewahren. An eine Verbindung der einzelnen Theile zu einem abgeschlossenen Ganzen ist kein Gedanke; vereinzelte Gruppen ziehen die Aufmerksamkeit von der Totalvorstellung ab, und der verbindende Faden entschlüpft dem Zuschauer. Es sind aphoristische Sätze einzeln hingestellt, und nur durch Capitelüberschriften zusammen verknüpft, und zur Einheit gebracht. Diese Parallele paßt jedoch weniger auf Meister's als Mende's Bild, das sich andrerseits durch größere Wärme und genialere Auffassung der Situation auszeichnet. — Unter den kleinern Genrebildern entdecken wir einige, welche das reichste Lob in jeder Rücksicht verdienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Der Komet gegen das junge Deutschland.]

Auch du Brutus? Es ist brutal. In Nr. 173 seines Kometen hat Herloßsohn ein aus Berlin datirtes Artikelchen gegen das junge Deutschland einrücken lassen. Es ist sehr abgeschmackt, gegen einen abgeschmackt gewordenen Parteinamen im Allgemeinen zu Felde zu ziehen. Man gehe auf die Sachen ein, widerlege die Personen, bekämpfe die Ideen. Irrthümer widerlegen ist freilich mühsamer, als hinter dem Bierkruge sitzen, sich hinter das Vorurtheil verstecken und mit dem Philister gemeine Sache machen. Sind Verirrungen vorgefallen, so müssen und können sie widerlegt werden; das schlimmste aber von allen Uebeln ist und bleibt die Gemeinheit, die nichts prüft, sich in nichts einläßt, jene Gemeinheit, die sich's in Hemdärmeln bequem macht, sich ins Fäustchen lacht oder mit beiden Fäusten auf den Tisch schlägt. Ich wittre den malcontent gewordnen berliner Lustigmacher hinter jenem Artikelchen. Schäme dich, malcontenter Lustigmacher!

[Minckwitz, der deutsche Hans Michel.]

Hans Michel stirbt unter den Deutschen nicht aus, das alte Lied, das die Kinder singen: „Gestern Abend war Vetter Michel wieder da!" ist ein ewiges. Hans Michel, in neuester Variation Johannes Minckwitz, lobt am Grafen Platen in den Literaturbriefen S. 271: es trete bei ihm alles so verständlich und „dem gemeinen Bauernverstande angepaßt" vor die Seele. S. 303 spricht er wie ein Viehzüchter vom „Ausmästen" der Talente. „Ich lobe mir eher," schreibt er, „ein dürres Talent, das die Kraft sich zu füllen und zu bereichern nöthig hat und besitzt; ein solches, mit den Jahren reifendes, ist das glücklichere. Das Wegschneiden bleibt gefährlich, es schlägt tiefe Wunden, und dennoch schlagen immer die in der Natur festbegründeten, innig mit ihr verzweigten Wurzeln wieder aus, während das Vollenden, das Ausmästen, das Füllen des sparsam fließenden Talentes durch das Leben, die Welt und die Bücher möglicherweise leichter herbeigeführt wird. Das sind so meine Ansichten." Hans Michel ist wieder da. Das sind so unsere Ansichten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 195. — den 5. October 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ludwig Tieck und sein Salon.

(Beschluß).

„Man kann viel Geist blicken lassen, auch wenn man blos Zuhörer ist. Bei Niemanden zeigt sich dies im höhern Grade, als bei Tieck. So wie sich der Plan vor ihm entwickelte, glänzte sein Auge, sein Antlitz wurde belebter; nichts entging ihm, er drang in die kleinsten Details, oft ehe sie noch berührt waren. Sein Scharfblick und seine Einbildungskraft machten ihn sogleich mit der Intention des Autors vertraut. Sein Geberdenspiel war bewunderungswürdig. „Es ist hierin viel Poesie," sagte er endlich zu dem jungen Manne, als dieser mit seiner Mittheilung fertig war. „Aber werden Sie wohl durch den bloßen Dialog eine so einfache Handlung unterstützen und behaupten können? Ich würde Ihnen rathen, das Komische mit dem Ernsten zu mischen. Unglücklicherweise macht sich Ihr Publicum nicht viel aus solch einer dramatischen Verschmelzung, die, meiner Ansicht nach, einzig und allein ein Drama beleben kann, wenn sie wirklich aus dem Sujet hervorgeht. Noch einen Einwurf hab' ich Ihnen zu machen. Ihre Entwickelung, so neu, großartig und ohne Widerspruch sie auch ist, sollte sie nicht ein wenig zu rapid, zu hastig sein? Die große Masse wird Ihnen diesen Vorwurf machen. Ich gestehe, Ihr Held ist völlig für die Gesellschaft verloren. Zwischen ihm und der Welt ist kein Band mehr möglich. Zu diesem Gedanken kann sich der große Haufe nicht erheben, und ich meine, es würde mehr nach seinem Geschmacke sein, wenn in einem vierten Acte Ihr Held in den Schooß seiner Familie zurückkehrte. Freilich bekäme dann das Drama einen elegischen Anstrich; man muß das reiflich überlegen. Ich wiederhole es indessen, in Ihrem Entwurfe ist viel Poesie, es fragt sich nur, wie Sie ihn ausführen *).""

An einem andern Tage fiel die Unterhaltung auf Wackenroder, Novalis, Stolberg, die Jugendfreunde Tieck's. Ich kann bezeugen, mit welcher Innigkeit er das Andenken derselben in seinem Herzen bewahrt. „Wackenroder," sagte er zu mir, „war mein Studiengenosse, der erste Vertraute meiner Gedanken. Wir theilten zusammen auf der Universität denselben Tisch und dasselbe Lager. In unserm kleinen abgeschiedenen Heiligthume träumten wir von großen Plänen für Kunst und Poesie. Mein Freund verband mit vielen Kenntnissen eine liebenswürdige Fülle von Gefühl. Er hat zum großen Theil den ersten Band von Sternbald's Wanderjahren geschrieben, nämlich den ganzen deutschen Theil; was Italien umfaßt, übernahm ich später. Novalis, oder vielmehr der Freiherr von Hardenberg **), war, wie Wackenroder,

*) Die Redaction der Revue du Nord macht hier folgende Anmerkung: „Wir glauben, ohne es verbergen zu wollen, daß der junge Autor, von dem Herr Auquier spricht, kein anderer, als er selbst, sei.".

**) Der französische Erzähler macht ihn zum Grafen, wie er sich überhaupt hier und da kleine Namensverdrehun-

eine jener melancholisch weichen Liebesseelen, die zu einem reingeistigen Dasein berufen sind, und gleichsam nur zufällig auf der Erde wandeln. Auch ihn hinderte der Tod an der Beendigung seines größten Werkes. Was Stolberg betrifft, so lernt' ich ihn später kennen, zur Zeit meines Aufenthaltes zu Zopfingen. Diesem überlegenen Geiste verdanke ich eine sehr beträchtliche Verbesserung meines Talents und meines Styls. Er war ein tüchtiger Denker, ein ernster und gewandter Autor. Er berichtigte einige meiner Ansichten und gab mir neue dafür, gewöhnte mich daran, reiflich über die Gegenstände nachzudenken und die Moral nicht aus den Augen zu verlieren; aber auch durch seinen Tod nützte er mir noch, indem er mich zum Erben jener drei unbekannten Berühmtheiten, welche ich der Welt übergab, machte." Als wir auf seine Nachahmer und Schüler, Achim von Arnim und Fouqué, übergingen, sagte er: „Beide haben mich in meinem Wirken unterstützt und begleitet, zumal Arnim, Fouqué war mir weniger treu; er hat allzuviel geschrieben. Wenige seiner Arbeiten werden bleiben, doch reicht seine „Undine" schon hin, um ihm einen Platz in der modernen Literatur zu sichern.""

„Mehrere Unterhaltungen bezogen sich auf das deutsche Theater. „Ist's nicht zum Verzweifeln," rief er mit Bitterkeit aus, „wenn man den Verfall unserer Bühne sieht? Was die jungen Schriftsteller schreiben, taugt nichts; das Publicum fällt in die alte Barbarei zurück — ein gutes neues Stück ist eine Seltenheit. Unsere größten Meister sind vom Repertoire verdrängt, man zieht ihnen die Vaudevilles von Scribe und Compagnie vor, oder die schwülstigen Dramen der Herren So und So, und wir haben hier eine wahrhafte literarische Fabrik, in der man die schönen Sächelchen nach der Elle liefert. Sagen Sie selbst, ist's unter solchen Umständen wohl möglich, gute Schauspieler zu ziehen und zu erhalten? Was hab' ich nicht gethan, um diesen Ausschweifungen, diesem erbärmlichen und antinationalen Geschmacke entgegenzuarbeiten! Ich habe geeifert, ich habe den Kreuzzug gepredigt — meine Stimme ist verhallt in der Wüste. Ich hatte den Plan, die Franzosen selbst das eigentliche, wahre romantische Drama sehen zu lassen. Eine Gesellschaft der besten deutschen Schauspieler, die beiden Devrient, die Schröder und mehrere Andere, sollten nach Paris gehen, um dort eine gewisse Anzahl von Vorstellungen der Trauerspiele von Schiller, Werner u. s. w. zu geben*), und Ihren aus der Schule der Akademie hervorgegangenen Schauspielern zu zeigen, wie man sich benehmen, sich kleiden, sprechen, wie man mit Natur und Wahrheit spielen müsse. Da kam die asiatische Geißel über Ihre Stadt und vernichtete das Project." — „Hiermit würde Frankreich ein großer Dienst geleistet worden sein," erwiederte ich, „wir erkennen das Uebel wohl, aber wir finden kein Mittel dagegen. Ueberdies, die Aufnahme, die die Pariser der deutschen Oper haben zukommen lassen, dünkt mir ein günstiges Zeichen für Ihre Schauspieler." — „Das ist nur eine Sache der Laune, mein Herr, die ein paar Monate anhält," fuhr Tieck fort. „Die Franzosen haben wenig Sinn für Musik und ziehen wohl eine Quadrille einer Symphonie vor. Aber es ist ja lächerlich, wenn ich bei dieser Gelegenheit die Franzosen anklage, denn meine eigenen lieben Landsleute scheinen ihnen ein Beispiel von Indifferentismus für schöne und ihre nationale Musik geben zu wollen. Sie haben sich selbst davon überzeugen können. Sind Sie nicht auf Ihrer Reise von französischen und italienischen Opern verfolgt worden, die, zum großen Theil sehr schwach, außerdem schlecht dargestellt werden, weil sie unsern Sitten, unserer Natur entgegen sind? Freilich, unsere deutschen Dilettanten klatschen ihnen Beifall; sie wollen gar nichts Anderes; Spohr und Weber sind in den Hintergrund geschoben — die jungen Componisten verlieren den Muth." — „Hoffen wir noch, Herr Hofrath," versetzte ich, „es muß eine Reaction zum Bessern kommen! Sie werden die Herrschaft der deutschen Musik in ihr Vaterland zurückkehren sehen, und Meierbeer wird nicht mehr nöthig haben, im Auslande eine gerechte Anerkennung zu suchen, die ihm seine Landsleute verweigern."" —

Die letzte Aeußerung ist schief genug; wir eilen über andere Ansichten des Franzosen hinweg. Bei der Analysirung der Tieck'schen Werke hält sich der französische Verfasser lediglich an deutsche Beurtheilung, die wir deshalb hier weglassen. Gegen das Ende seiner Abhandlung äußert er:

„Literarische Arbeiten entzogen mich für einige Zeit den angenehmen Vorlesungen und Unterhaltungen im Tieck'schen Hause, an die ich mich gewöhnt hatte. Eine Reise nach Schlesien, Wien, Prag, Teplitz hielt mich mehrere Monate von Dresden entfernt. Im Herbste kehrte ich zurück in der Absicht, einen literarischen Cursus zu halten. Ich hatte mich zu diesem Zwecke in den

gen zu Schulden kommen läßt. Der Franzose pflegt die fremden Namen nach dem Klange ihrer Aussprache niederzuschreiben.

*) Sollte Tieck wirklich Werner hier mit Schiller zusammengenannt haben?

Hauptstädten Deutschlands schon mit biographischen und kritischen Besprechungen über die bedeutendsten französischen Schriftsteller unserer Zeit versucht *)."

„Tieck hatte die außerordentliche Güte, mich bei diesem kühnen Unternehmen zu ermuthigen; er beehrte meine Subscribentenliste mit seinem Namen und nahm an meinem kleinen, aber gewählten Auditorium Antheil. Ich glaube nicht, daß ihm meine Vorträge genügt haben, aber ich fühlte mich durch seine Gegenwart aufs höchste geschmeichelt."

„Indessen fesselten mich meine Arbeiten nicht so sehr, daß ich die Soiréen Tieck's nicht hätte besuchen können. Ich hörte neue dramatische Meisterwerke und machte neue Bekanntschaften, unter Andern die Fürstin K., Verfasserin eines polnischen Romans, und den General B., so wie Herrn Noel, den ich schon bei Frau von Goethe in Weimar gesehen hatte. Dieser junge Engländer, der Bruder der Lady Byron, erregte bald Aufsehen in der feinen Welt von Dresden. Er war nämlich ein eifriger Phrenologist, machte Versuche an unseren Schädeln, und sagte uns mit der Zuversicht eines Cagliostro unsere Neigungen, Eigenschaften und Fehler."

„Auch Herr von Montalembert befand sich zu dieser Zeit in Dresden, doch, obgleich er mehrere Male bei Tieck gewesen, hab' ich nie das Glück gehabt, ihn zu treffen."

„Bei meiner Rückkehr nach Paris sah ich David. Er war eben im Begriff, seine lange verschobene Reise nach Deutschland zu unternehmen. Mehrere bedeutende Arbeiten sind die Früchte seiner Kunstreise gewesen. In seinem Atelier sah ich neben der kolossalen Büste Goethe's die Büste Tieck's. Dieses lebende Marmorbild verließ die Ufer der Seine, um am Strande der Elbe ein Denkmal zu sein, wie französische Kunst den deutschen Genius ehrt. Und so offenbart sich durch dieses neue Band eine edle Verwandtschaft zwischen beiden Nationen. Einst wird es dienen zur Gründung einer geistigen Republik." —

Correspondenz.

Aus Düsseldorf. (Forts.)

[Die Kunstausstellung.]

A. Korneck aus Breslau debütirte mit einem „altdeutschen Mädchen am Spinnrade," dessen Wunderlieblichkeit Worte nicht auszudrücken vermögen. Das süße Mädchen in romantischer Tracht ist in stille Träumereien versunken; die Hand, welche die Spindel bewegen sollte, ruht im Schooße, und in dem schwärmerischen Auge, von Sehnsucht umflort, scheint eine Thräne zu zittern. Ueber das Ganze ist eine frische Sauberkeit und sinnige Zierlichkeit verbreitet, die an die bessern Bilder von Franz Mieris erinnern. Der Künstler wird ein hohes Ziel erreichen, wenn er fortfährt, gedankenvolle Composition mit gleicher technischer Genauigkeit zu verbinden.

Mit gleichem Enthusiasmus begrüßen wir die Bilder F. Ittenbach's aus Königswinter. In dem Portrait eines jungen Mannes staunen wir wahrhaft über die Naturtreue und künstlerische Handhabung des Technischen. Größere Klarheit und Wärme der Färbung, namentlich des Fleischtones, und feinere Modellirung der Umrisse ist uns bei modernen Künstlern kaum vorgekommen, und nur die technischen Meisterwerke van Dyk's liefern Pendante zu dieser Farbenschöpfung. Hildebrandt und Schadow mögen den Künstler in Behandlung der Gewänder übertreffen (der Sammet ist nicht ganz treu nachgeahmt), dagegen ist hinsichtlich des Ausdrucks und der Behandlung des Fleischtons nicht wohl größere Vollkommenheit denkbar. Feine Durchbildung und edle Zierlichkeit, wie sie an Rubens' Portraiten nicht in höherem Grade angetroffen werden (und wer weiß nicht, daß Rubens wunderschöne Hände malte?), zeigt sich an der Hand des dargestellten Mannes, und auch Haar und Bart sind mit möglichster Treue wiedergegeben. Es muß ein Glück sein, so genialisch portraitirt zu werden!

Nicht ganz dieselben Vorzüge, aber dennoch den Schöpfer des wundervollen Portraits verrathend, schmücken die beiden andern Bilder Ittenbach's. Das Eine veranschaulicht eine charakteristische Scene: „Der Täufer und seine Schüler," und zeugt von der Fähigkeit des Malers, sinnvolle Compositionen darzustellen. Die Köpfe sind voll charakteristischen Ausdruck, nur hier und da etwas zu portraitartig gehalten, um die gewünschte Verschiedenheit zu erreichen. Das Bild ist übrigens skizzenhaft, und verdiente eine größere Ausführung. — Die „heilige Barbara" ist nur Portrait, und wahrscheinlich nach dem Leben gezeichnet. Der dunkle Goldton des Fleisches erinnert an spanische Madonnen, und bezeichnet die südliche Schönheit vortrefflich. Nur ist das Colorit in der Gegend des Halses zu bräunlich, fast schmuzig, und in dem glühenden Auge der Heiligen entdecken wir eher alles Andere als fromme Beschaulichkeit. Doch stört dies unsern Genuß nicht, da wir über die beengenden Schranken der frommen Philisterei, welche die freien Künste in den Sauerteig ihrer religiösen Anschauungen mit hineinkneten möchte, längst hinaus sind. —

Hasenklever aus Remscheid wählte zum Stoffe eines caricaturartigen Genrebildes eine Scene aus dem leider jetzt vergessenen komischen Heldengedichte: „Jobsiade." Der Held des Gedichtes, Hieronymus Jobs, kommt so eben von der Universität zurück und präsentirt sich cavalièrement seinem wohlbeleibten und erstaunten Papa. Die Scene ist von drastischer Wirkung, nur schade, daß sie eines Commentars bedarf, um der größern Mehrzahl verständlich zu sein. — Hasenklever's Genrebilder erinnern an die glänzendste Periode

*) Mehrere Zeitschriften haben zu jener Zeit darüber Bericht erstattet.

der niederländischen Technik. Eine größere Genauigkeit, ein feineres miniaturartiges Ausmalen der unbedeutendsten Gegenstände ist kaum denkbar, und selbst bei Gerhard Dow, Slingelandt u. A. nicht anzutreffen. Möchte der Künstler in der Wahl seiner Sujets universeller, nicht dem Geschmack seiner nächsten Umgebung huldigend sein, und es kann nicht fehlen, daß man ihn neben oder über Pistorius und Schrödter setzen wird. Noch scheint uns sein eminentes Talent auswärts nicht gehörig gewürdigt zu werden. — A. Schrödter aus Schwedt skizzirte eine neue Scene aus Don Quixote, welche aber der im J. 1835 ausgestellten: „Wie Don Quixote den Amadis studirt" nicht gleich kommt. Die Skizze ist unbedeutend, wenn auch Sancho Pansa und Rosinante gelungene Copien sind.

Chr. Köhler's des Verfassers von „Mirjam's Lobgesang," der Findung Mosis" u. s. w. „Weibliche Figur" hat ganz denselben Ausdruck, den wir an den weiblichen Gestalten dieses Malers gewohnt sind. Blühende, lebensvolle Tinten, warmer goldner Fleischton, sinnlicher Ausdruck, aber ohne Grazie und idealische Schönheit. Dem Künstler stehen alle Vortheile einer hinreißend schönen Farbengebung, einer sinnvollen Gruppirung zu Gebote, aber er verwechselt auf plumpe Weise das sinnlich Reizende mit dem geistig Anziehenden. Diese fetten, kernigen Schönheiten mögen alles Andre sein, nur keine Prophetinnen oder Personificationen der Poesie. In dem Kataloge war ein zweites Bild dieses Meisters verzeichnet: „die Poesie" betitelt, welches wir noch nicht erblickten. —

Der Raum erlaubt uns nicht, mehrere andere vorzügliche Genrebilder einzeln zu beurtheilen; wir müssen uns begnügen, Künstler und Gegenstand des Bildes nur zu nennen. — W. Kraft aus Berlin malte höchst sinnig: „Landleute, die von der Brandstätte ihres Dorfes scheiden." Eine ergreifende Situation. C. Lotz aus Düsseldorf „ein ruhender Jäger" nach dem Leben. Feine Ausarbeitung. J. G. Meyer's aus Bremen Skizze: „Abraham mit seinen beiden Weibern beim Untergange Sodoms und Gomorras" wird bei größerer Ausführung Beifall finden, wenn der Maler sich vor dem Haschen nach Effect hinsichtlich der Beleuchtung und Farbenwahl hütet. „Ein im Klosterhofe lesender Dominikaner" von Andr. Müller aus Darmstadt ist sehr ausdrucksvoll und technisch vollkommen; der Gegenstand hat aber hier den Reiz des Neuen verloren. — „Zwei Chorknaben" von Rahm aus Willich sind unbedeutend und unverschämt, zum zweiten Male sich sehen zu lassen. — Dagegen sind A. Chauvin's aus Aachen: „Zwei Kinder, die Versteckens spielen" und M. Pläschke's „schlafendes Mädchen," liebliche Compositionen, wenn auch hier und da ungenügend in Zeichnung und Colorit. — Fr. Wirz aus Erkelenz, „der Pole und sein Kind" verräth sichtbares Streben nach Charakteristik. — Von J. Fay aus Cöln waren ausgestellt: „Genovefa" und eine „Alte am Spinnen" mit greller Beleuchtung. —

Wenn wir der Anzeige von Camphausen's „Reiter aus dem Gefechte kommend;" H. Schlichting's „blinder Greis mit einem Mädchen auf dem Kirchhofe;" W. Trautschold's „Fanghund" u. s. f. keine specielle Beurtheilung folgen lassen, so erzeigen wir den jugendlichen Künstlern eine Gefälligkeit. —

Relatives Lob verdienen: „Weislingen sterbend, aus Goethe's Götz" von E. Rennert aus Dortmund; „Flucht nach Aegypten" von C. Clasen aus Düsseldorf; „Zwei Kinder" und das „eigne Bildniß" von E. Geselschap aus Wesel; des bekannten Götting's fein ausgeführte Skizze: „Die Grablegung Christi;" H. Ritter's aus Canada „Dolce far niente;" „Zwei Mädchen" von F. Boser aus Halbau; „Eine Darstellung aus dem hohen Liede: „Ich beschwöre euch ihr Töchter Jerusalems, weckt meine Freundin nicht auf, bis daß es ihr selbst gefällt" von A. Ehrhardt aus Berlin; — S. Fürstenberg's Bildnisse; C. v. Hagen's „der junge König und die Schäferin;" „Bildniß" von Gottl. Herz aus Hildesheim; „der Tod des Fürsten" von Ph. Hoyoll aus Breslau; „Studienkopf" von Th. Maaßen aus Aachen; „der Engel Raphael mit dem jungen Tobias" von Carl Müller aus Darmstadt; „Bildniß" von S. Schwingen aus Godesberg; „Jakobe von Baden" von Hermann u. s. f. Holthausen aus Nerdingen malte ein gut colorirtes, aber geschmacklos zusammengestelltes Blumenstück; J. Wilms und J. Lehnen behaupteten auch diesmal im Fache der Stillleben und Fruchtstücke ihren bewährten Ruf; des Letzteren „Hering mit einem Glase Wein" und „Todtes Wild" sind köstliche Cabinetsbildchen. — Fr. Lingenbach in Cassel sandte zwei Thürstücke ein, die uns wenig angesprochen haben, trotz der weitläufigen Erklärung im Verzeichnisse. Es heißt darin: „Ein Adler schießt auf mehrere, auf einem Flusse schwimmende Enten herab;" und: „Ein Hirsch steht in einem seichten Bache, während eine Hirschkuh aus dem höher gelegenen Holze kommt." —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Sismondi.]

Von Sismondi's „Geschichte der Auflösung des römischen Reiches und des Verfalls der Civilisation der alten Welt" erhielten wir aus dem Verlag von Barth in Leipzig eine Uebersetzung, die nun mit der 5. Lieferung das Werk abschließt. Hrn. Lindau mochten Redactionsgeschäfte der Leipziger allgem. Zeitung abhalten, seine Arbeit fortzusetzen; die Uebersetzung ist von Dr. Klee beendet.

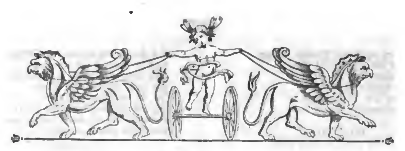
[Baukunst.]

Hierüber liefert das dritte Heft des „Conversationslexikons der Gegenwart" einen sehr unterrichtenden Artikel, der besonders die jetztlebenden münchner und berliner Architekten charakterisirt. Er ist aus der Feder Rudolph Marggraff's in München.

[Auquier.]

M. L. Auquier, dessen Artikel über Tieck's Salon wir unsern Lesern mittheilten, ist derselbe, der auch seinen Besuch bei Hahnemann erzählte. S. Nr. 248 ff. vom Jahrg. 1835 unserer Zeitung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 196. — den 6. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Theodor Creizenach.

Zwei Geschlechter.

(Scene aus einer größeren Dichtung.)

(Garten. Großvater am Arme seines Enkels wandelnd.)

Großvater.

Der Frühling kommt, die Blüthen sprießen
Am neubelebten Stamm empor;
Bald werden wir die Frucht genießen
Und dann kommt Winter, wie zuvor.
Doch heiter seh' ich an der Jahre
Stets neu umkreisten Wechsellauf;
Es blühen an der schwarzen Bahre
Noch bunte Lebensblumen auf.

Sohn.

Mir aber pocht des Lenzes Mahnung
An starker Brust mit fester Hand,
Ein Losungswort in Kampfes Ahnung,
Kein Spruch auf einem seidnen Band.
Drum möcht' ich mir zum Lanzenschafte
Umwandeln jeden grünen Baum;
Die Blumenlust, die längst erschlaffte,
Hat nicht in meiner Seele Raum.
O, böser Frühling, wenn du wieder
Mich schlummernd in dem Grase träffst
Und säuseltest die Worte nieder:
Von neuem blüh' ich — und du schläfst!

Großvater.

Dann werden Dir die Schwalben rufen,
Die dort am Dach ihr Nest gebaut:
Hier steht ein Haus auf festen Stufen,
Wo sonst man alten Schutt geschaut.
Und von den Menschen, die hier waren,
Der trauten Hütte, die da stand,
Stehst Du als Zeugen noch nach Jahren
Dort jene schwarzberußte Wand.
Es schmiegen sich die Epheuranken
Wohl um die Trümmer hoch und breit;
So schmiegt ihr liebenden Gedanken
Euch an den Rest der alten Zeit!

Sohn.

Den Kranz nicht mag ich länger leiden,
Der um den grauen Stein sich flicht;
Mit Lebensflittern überkleiden
Des Todes Larve mag ich nicht.
O, alter Vater, alles deutet
Mir auf die nahen Kämpfe schon;
Schon wird mit Macht zum Sturm geläutet
Und in den Säulen wankt ein Thron;
Der Thron, worauf in Sammt und Seide,
Doch machtlos unser Glaube sitzt
Und mit dem Glanz der Prunkgeschmeide,
Doch nicht mit Donnerwolken blitzt.
Was uns gefesselt, wird sich lösen;
Zum Flügel wird das Kettenband
Und trägt uns aus dem alten, bösen
Wohl in ein neu gelobtes Land.
Ein großes Wort tönt in die Runde
Und drang auch mir zum Herzen ein:
Auf, schließt Euch an dem großen Bunde,
Des großen Bundes werth zu sein.
Kein Wunder, wenn wir Schwerter trügen
Zum Kampfe gegen unser Land!

Kein Wunder, wenn wir Wunden schlugen
Der Mutter mit des Sohnes Hand!
Es blitzte manche edle Thräne,
Es sprühte mancher Scheiterhauf.
Der Himmel sä'te Drachenzähne,
Und wie, geharnischt, standen auf.

Großvater.

Mein Sohn, ein wohlvollbrachtes Leben,
O leg' es in kein schlechtes Grab;
Und kann die Lehre Dir nichts geben,
O sieh, was sie den Vätern gab.
Ein Gleichniß aus den Kinderjahren
Sei Dir mein längst entschlaf'nes Weib;
Du beugtest Dich mit blonden Haaren
Vor ihrem längst verblühten Leib.
Sie segnete in Feierstunden
Dich Kleinen noch mit welker Hand;
Erzählte Dir die alten Kunden
Von Gott und vom gelobten Land.
Weißt Du, wie von den Christenknaben
Verwundet Du nach Hause kamst?
Gedenkst Du noch an jene Gaben,
Die Du aus ihren Händen nahmst?
Sie gab Dir Brot und gute Bissen;
Sie wusch Dein blutbenetztes Haupt;
Sie legte Dir zurecht Dein Kissen,
Wenn Dir der Schmerz die Ruh' geraubt.
Und wie sie treu und hold gewesen,
So uns're Lehre, lieber Sohn!
Wer sie verpflegt, der wird genesen;
Wer sie verehrt, hat sichern Lohn.
Sie segnet' uns in Feierstunden;
Sie war's, die uns auf Händen trug;
Sie träufte Balsam in die Wunden,
Die uns der Haß der Feinde schlug.
So wünsch' ich, daß auf dieser Erde
Du ihre Launen gerne tragst,
Und, wo sie Dich begrüßen werde,
Großmutter nicht verachten magst.

Sohn.

Nie möge sich mein Auge neigen,
Um zu verschmäh'n das graue Haar!
Nie möge meine Lippe schweigen,
Wenn Euer Höchstes in Gefahr!
Ihr habt geliebt; mag auch das Neue
Die alten Nebel rings verweh'n:
Hoch über Allem bleibt die Treue,
Als hohe Felsenwarte steh'n.

Großvater.

Die Sonne steigt, und in den Gliedern
Durchschauert mich der hohe Tag.
Ich kann sein Grüßen nicht erwiedern,
So sehr es mich erfreuen mag.
Der Hauch und Strom von Duftgewürzen
Umrieselt mich so voll und stark;
Auch solcher Ueberdrang kann stürzen
Ein altes, ruhgewohntes Mark.
Ich eile nach dem kühlen Hause,
Ich will zu meinen Büchern geh'n;
Vielleicht, daß wir beim Festtagsschmause
Uns Beide fröhlich wiederseh'n.

Sohn.

Ja wohl beim Schmaus! Wer sieht am Volke,
Wie über ihm der Sturm erbraust?
Mit Blitzen droht die schwang're Wolke!
Es sieht sie nicht, hält Fest und schmaust.

Die Schwalben.

Dort schwebt in vollem Kreise
Der Schwalbenzug einher;
Er macht sich auf zur Reise
Wohl über's weite Meer.
Ein Schweben und ein Schwirren
Und laute Fröhlichkeit;
Doch werden sie nicht irren,
Sie kennen ihre Zeit.
Ihr habt belebt die Fluren
Bis ihre Zierde brach;
Nun folgt auf euren Spuren
Des Jahres Blüthe nach.

Es wohnten allenthalben,
Wie munteres Völkchen thut,
Die kecken, kleinen Schwalben
Mit ihrer jungen Brut.
Seht ihr auf jenem Hügel
Die Mauern alt und grau?
Es wehten ihre Flügel
Hoch um den edlen Bau.
Drin tobten wilde Flammen,
Es ist schon hundert Jahr';
Er stürzte nicht zusammen,
Noch steht er hoch und klar.
Die Steine, welche blieben,
Sie sind noch stark und fest
Und haben Raum, ihr Lieben,
Für euer warmes Nest.
Und seht nur, was hier oben
Die kühne Menschenhand
Vor Zeiten hat erhoben
An dieser steilen Wand!
Ein Leu, der mächtig drohte,
Als diese Steine neu;
Nun macht der müde Todte
Euch Kleinen keine Scheu *).

*) Am heidelberger Schlosse, links neben dem Altan, ist ein Löwe von Stein und in dessen Munde ein Schwalbennest zu sehen.

Hier habt ihr in die Runde
Des schönen Lands geschaut
Und habt in feinem Munde
Der Liebe Nest erbaut.
So ist mit euch, ihr Schwachen,
Das blieb euch unverwehrt,
In seinen todten Rachen
Das Leben eingekehrt.
Ihr Andern wollt nicht säumen
In Mauern alt bemoost;
Ihr wiegtet euch auf Baumen,
Vom Blumenhauch umkost.
Die Blätter all verglühten,
Ein Sturm hat sie geraubt;
Doch wird mit frischen Blüthen
Der edle Zweig belaubt;
Und kehrt von eurer Reise
Ihr wieder bei uns ein,
So wird nach alter Weise
Er neu beblättert sein.

Ihr Andern — unterm Dache
Wird eure Wohnung sein;
Ihr schautet zum Gemache
Mit keckem Aug' hinein.
Wohl gibt der Anblick Labe,
Denn Liebe waltet hier;
Sein Mädchen küßt der Knabe,
Und keiner sieht's als ihr.

Nun will's euch nicht genügen,
Zu kreisen hier einher;
Ihr schwebt in weiten Zügen,
Bald sieht man euch nicht mehr.
Und leise möcht' ich weinen
Vor inner'm Herzensweh;
Wie steht es wohl, ihr Kleinen,
Wenn ich euch wieder seh?

Nach einem Gewitter.

Die Wolken sind vorbeigezogen,
Den Strahl der Sonne fühlst du nicht;
Doch oben glänzt ein Friedensbogen,
Doch oben weht ein rothes Licht.

Im stillen Thal kann dich erreichen
Der kleinen Menschen wüst Geschrei;
Am Berge steh'n die Wunderzeichen —
Sie gaffen hin, und geh'n vorbei.

Im stillen Thale kannst du schauen
Erschloss'ne Blüthen, reifes Korn;
Und obenan den Thurm, den grauen;
Er steht und flammt, wie Gottes Zorn.

Daß uns ein gutes Zeichen bliebe,
Ward jenes Bogens Pracht geweiht.
Er steht und strahlt, wie Gottes Liebe,
Hoch über alt- und neuer Zeit.

Correspondenz.

Aus Düsseldorf. (Beschl.)

[Die Kunstausstellung.]

An Landschaften ist die diesjährige Ausstellung vorzüglich reich, nicht blos in quantitativer, auch in qualitativer Hinsicht. — Da mehrere Niederländer und ein Münchner Werke einsandten, so wurde es dem Beschauer möglich, die unterscheidenden Merkmale der hiesigen Schule von andern im Fache der Landschaftsmalerei leicht zu bemerken. Obgleich nicht alle hiesige Landschafter gleiche Tendenzen verfolgen, und nur Wenige ins innere Heiligthum gedrungen sind, so sucht doch die Mehrzahl unter der Leitung Schirmer's die Vorzüge der Landschaft in poetischer oder vielmehr romantischer Scenerie und lebhaftem Colorit. Die moderne holländische Schule, nur theilweise die ältere, begnügt sich dagegen mit Vedutenzeichnungen, treuen Copien der Natur, und da es nicht möglich ist, das Großartige der Natur treu und kennbar wiederzugeben, so wählt sie zu ihren Vorwürfen nur unbedeutende, prosaische Scenen, was allerdings den Kräften conform ist, aber zugleich unwiderlegbar den untergeordneten Standpunct dieser Gattung der Malerei verräth. Unsre Düsseldorfer machen tausend Fehlgriffe, aber zuweilen gelingt es ihnen dennoch, den poetischen Organismus, das innere Leben der Natur darzustellen, und ihren landschaftlichen Gebilden höhere Tendenzen zu verleihen, und sie von den Fesseln sklavischer Nachahmung zu befreien. — So ruht in dem wunderschönen Gemälde Schirmer's: „Vor Sonnenaufgang im Gebirgswald," ein unnennbar poetischer Reiz, eine höhere Harmonie, die durch das Medium der Poesie Farben und Umrisse zu einem zaubervollen Ganzen verband. Der belebte Geist der Natur haucht in diesem Bilde. — Wenden wir uns jedoch zu dem „Wetterhorn" und der „Waldeinsamkeit" desselben Meisters, so sind wir betroffen über die Unnatur dieser Bilder. Wir fühlen, wieviel tausend Mal erhabener die wirkliche Natur ist, und wie das Auge des Malers verblendet genug war, riesige Bergkolosse für Sandhaufen anzusehen. Auch wird die durchdachteste Perspective die natürlichen Dimensionen nicht veranschaulichen können. Die sogenannte „Waldeinsamkeit" erscheint uns eine Farbencaricatur, ein lächerliches Capriccio des Künstlers. Wer möchte den goldnen Strahl des Himmels, wenn er durch das grüne Laub des Waldes zittert nachbilden können? — Eine detaillirte Ausführung dieser Ansichten versparen wir auf gelegene Zeit, und bemerken nur noch, daß wer kein bloßer Copist der Natur sein, und seine Schöpfungen mit dem Hauche des Menschengeistes beleben will, tiefe Betrachtungen über äußere Grenzen und inneres Verlangen anstellen muß, bevor er zur Ausführung schreitet. J. W. Schirmer könnte ein Gaspard Poussin werden, wenn er weniger arbeitete, und nicht über die Schranken des Darstellbaren hinauswollte. — Nächst dem obenerwähnten herrlichen

Bilde Schirmer's glauben wir das Gelungenste in C. P. Pose's „Gegend bei Salzburg mit der Aussicht auf das Gebirge Watzman," und Happel's aus Arnsberg: „Wald," Landschaft nach einem Gewitterregen, erblickt zu haben. Zeichnet sich Pose's Werk durch studirte Perspective und unübertreffliche Haltung aus, so prangt Happel's Landschaft durch sinnvolle geistige Composition. Das Epitheton: „Landschaft nach einem Gewitterregen" wäre nicht unmittelbar nöthig gewesen, ein aufmerksamer Beobachter sieht gleichsam, wie Blätter und Pflanzen sich durch die erquickende Taufe neubelebt aufrichten, und feuchter Duft aus dem Boden emporsteigt. — Von den Seestücken Achenbach's gefiel uns besonders eine kleine Marine: „abgetakelte Schiffe" und „Seegegend." Die große Marine: „hohe See, Gewittersturm" treibt ihre Wogen und den Effect auf eine Spitze, von welcher beide köpflings hinunterstürzen müssen. Ueberhaupt dringt sich uns die Bemerkung auf, als neige sich Achenbach's erhabener und ernster Styl zuweilen zur Manier. Von Fortschritten konnten wir in neuester Zeit nichts gewahren. Es wäre Schade, wenn dieses schöne Talent sich durch gemeine Rücksichten bewegen ließe, den Fuß aus dem Tempel des Ruhms zurückzuziehen, um wohlgenährt an der Tafel der Handwerker schmausen zu können. —

Aus der reichen Anzahl Landschaften von Einheimischen heben wir noch folgende hervor: A. Boecking aus Trarbach: „Herbsttag," Eingang in einen Wald; — W. Bodemann, „Winterlandschaft," übermäßig bläuliches Colorit; — C. Breslauer aus Warschau: „Abendlandschaft" liebliche Composition, grelle Farben; — Dielmann aus Frankfurt: „Rheinische Landschaft mit Figuren;" — Ferd. Kiesling aus Potsdam; „Gebirgslandschaft" schöner Luftton; — von Normann aus Stettin: „Schweizerlandschaft aus dem Lauteesbrunner Thale;" — C. Scheins aus Aachen: „Der Wald," Herbstlandschaft; — A. Schulten aus Düsseldorf: „Gewittersturm" u. A. Von den vielen Pinselproben und unbedeutenden Kleckfereien schweigen wir. — Die eingesandten holländischen Landschaften von v. de Blyck in Dortrecht, Beeyer jun. in Amsterdam, Dreibholz, de Klerk, und Guispel in Dortrecht sind kaum von verschiedenen Individuen herrührend zu betrachten. Derselbe Styl (oder vielmehr dieselbe Manier), dieselbe Wahl der Gegenstände, gleiche Tendenzen und fast gleiche technische Fertigkeiten sprechen sich in allen Productionen aus. Correcte, aber steife Zeichnung, delicate Ausführung, ängstliches Colorit und in der Regel pedantische Composition sind die gemeinsamen Eigenschaften und Merkmale. Durch interessante Scenerie gefällt vor den Uebrigen v. d. Blyck's „Flußansicht mit einem Theile der Stadt Dortrecht und mehreren Schiffen," durch tiefe Naturkenntniß, und herrliche Behandlung des Lufttons Dreibholz's „stilles Wasser mit Schiffen."

Notizen.

[Literatur der Fischweiber.]

Der Buchhändler Fürst in Nordhausen fährt fort, schauerliche Räuberromane zu drucken; so eben erschien in drei Bänden: de Casari oder Erbfluch des Verbrechens, abenteuerliche Räubergeschichte vom Verf. des Calabresen. Dieser Verf. des Calabresen nennt sich, soviel wir erfahren, Friedrich Bartels. Die Literatur der Fischweiber hat eine Stütze an ihm. Aber auch in Leipzig redigirt ein junger Novellist auf buchhändlerischen Betrieb einen neuen Roman von Spieß. Der Buchhändler hat an ihm einen Gesellen gefunden, man kann sagen einen wirklichen Spieß-Gesellen.

[Emerentius Scävola.]

Wir gaben neulich eine Liste von Durchreisenden, welche die Karavanenstadt Leipzig aufzuzählen hatte in jüngster Zeit. Zu diesen gehört auch Emerentius Scävola. Eine leidende Kriegergestalt, das preußische Ordenskreuz im Knopfloch. Das hellblaue Auge blickt kühn und thatenlustig in die Welt, während der Körper diesem Zuge des Geistes nicht mehr nachkommt. Emerentius Scävola läßt im Gespräch mit Literaten seinen Charakter als Major, auch seinen eigentlichen Namen, v. d. Heyden, wenn mir recht ist, fallen, und gibt sich eben unter seiner schriftstellerischen Firma. Er lebte in letzter Zeit mit seiner zahlreichen Familie in Venedig; italienisches Klima ist ihm von den Aerzten als Lebensbedingung gestellt. In den vielen schlaflosen Nächten, die ihn Jahre lang gepeinigt, hat er die meisten seiner Romane geschrieben. Sie tragen zum Theil die Spuren davon an sich.

[The broken heart.]

In No. 180 unserer Zeitung fiel bei Gelegenheit der Erzählungen von Wilson ein Irrthum vor. Die Geschichte des berühmten broken heart — denn unberühmte gebrochene Herzen gibt es im Stillen genug — ist von Washington Irving in seinem Skizzenbuch erzählt. Darauf bezüglich schrieb Thomas Moore sein kleines, ebenfalls berühmt gewordenes Gedicht.

[Burckhardt's Geschichte der neuesten Zeit.]

Von Burckhardt's Geschichte der neuesten Zeit (1815 bis 1832, Stiftung der heil. Allianz bis zur Erstürmung Warschaus) ist bereits die fünfte Lieferung erschienen. In 7—8 Lief. ist das Werk beschlossen.

[Die Verfasserin der Gouvernante.]

Die „deutschen Blätter" melden, daß die Verf. des Romans „die Gouvernante," die Gattin des schwedischen Obersten von Knorring, eine Geborne von Zelow sei.

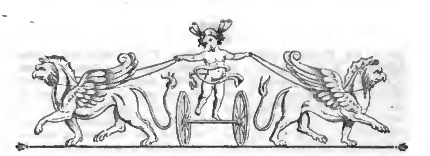
[Zur Berichtigung.]

Mehrere Journale haben die, wahrscheinlich durch einen Uebelwollenden, verbreitete Nachricht mitgetheilt, daß die in Prag erscheinende Zeitschrift „Ost und West" eingehen werde; der Unterzeichnete kann aber versichern, daß dieses Journal längst eine vollkommen feste Stellung gewonnen hat. — Die verehrten Redactionen der deutschen Zeitschriften werden ersucht, diese Berichtigung in ihre Blätter aufzunehmen.

Prag im September 1838.

Rudolf Glaser,
Redacteur der Zeitschrift „Ost und West."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 197. — den 8. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

Mährchennovelle von Julius Hammer.

„Gottlob, das Werk ist beendigt; gelungen, wie kein früheres, erhaben, rührend und doch tragisch! Wenn sich so, wie hier, köstlicher Stoff und Begeisterung athmende Ausführung zu einem schönen Ganzen verschmelzen, — dann, ja dann darf der Meister nach mancher schlaflosen Nacht sich befriedigt zurufen: Welt, reiche mir den Lorbeerkranz, nach welchem ich mit aller Kraft gerungen, denn ich hab' ihn verdient!"

Die Thränen drangen ihm unaufhaltsam in die Augen und rannen unter der Brille hervor auf die blassen Wangen des Sprechenden. Er war aufgestanden und schöpfte tief Athem, indem er die versessenen Glieder dehnte und die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, daß die Gelenke, wie eine Tonleiter auf einem alten saitenlosen Clavier knackten. Eine Zeit lang sah er schweigend in die dunkle Zimmerecke, wo der Ofen, einem aschgrauen Gespenste ähnlich, dastand. Dann kehrte er sich wieder zum Tische, nahm die Brille ab und putzte das vernachlässigte, tief herabgebrannte und verschnuppte Licht, schob den Lehnstuhl ein wenig bei Seite und warf sich hinein, die Beine gekreuzt, den Kopf zurückgeneigt, als wenn er schlummern wolle. Eine Glocke schlug. „Schon zwei Uhr!" sagte er, „es wird Zeit, daß ich mich zu Bett lege. Ich fühle mich abgespannt und sehne mich danach, einmal recht ordentlich zu schlafen. Und doch ist mir so leicht, als hätt' ich plötzlich heftige Zahnschmerzen verloren. Und warum das? Darum, weil ich sagen kann: Das Werk ist fertig!" —

„Aber was für ein Werk ist es denn eigentlich, über welches hier von Jemandem gesprochen wird, den man eben so wenig kennt?"

Kannst du nicht rathen, lieber Leser? Lies die paar Zeilen noch einmal durch. Es ist die Rede von Stoff, von Ausführung, von einem Meister. Kommst du auf die Spur? Blasse Wangen. Nun! Freilich, die blassen Wangen sind heut zu Tage allzuhäufig, wie solltest du da gleich auf die rechten kommen? Laß, ich will dich nicht quälen. Das bleiche Antlitz des hagern, kleinen Mannes, dessen Stimme du so eben gehört hast, ist im Besitz eines Künstlers, der schon manchen jungen Herrn zum Mann gemacht, wenn man dem Sprichworte und seinen eigenen Augen trauen darf, eines Futterallkünstlers für die menschliche Form oder, von der Leber weg zu reden, in der Sprache vergangener Tage — des Bürgers und Schneidermeisters Johann Georg Benedictus Rosenhain in — denke dir die Stadt gefälligst selbst hinzu, gütiger Leser. Du hast ja eine große Auswahl im lieben Vaterlande, denn unser nachtwandelnder blasser Kleiderverfertiger ist ein Narr von bester Qualität, und so wirst du nicht leicht in Gefahr kommen, einen statistischen Fehler zu begehen. Nur in keine kleine Provinzialstadt, bitt' ich, verlege die Scene — Johann Georg Benedictus Rosenhain ist wahrhaftig kein Kleinstädter, seine Narrheit gehört einer großen Stadt an, das muß ich zu seiner Ehrenrettung hinzufügen.

Jetzt wäre also in dem Männchen, welches eben seinen erhebendwehmüthigen Monolog gehalten — den Monolog könnten vielleicht Bühnendirectionen als Einlage für ein ergreifendes Trauerspiel benutzen — in dem Männchen wäre also ein sehr nothwendiges Subject der menschlichen Gesellschaft gefunden, in dem Werke aber, über dessen glückliche Beendigung der Meister sich freut — nun, doch nichts Anderes, als etwa ein extrafeiner Rock au dernier goût, meinst du? Ja, mein guter Leser, wenn das so wäre, so wäre das Rathen ein Kinderspiel! Du hast — verzeih' meine Offenheit — einen viel zu vernünftigen Schluß gemacht; in unseren Tagen hättest du dir eine ganz andere Logik aneignen sollen; entschuldige, du scheinst nicht recht mit der Zeit fortgeschritten zu sein — du hast die Emancipation des Menschengeschlechtes nicht verfolgt. Sollte unser Held, wie so viele Nichthelden, nicht auch nach etwas Höherem, Idealeerm streben, als ein Rock au dernier goût ist? Benedict durchwacht keine Nächte, opfert nicht seine ohnedies zweifelhafte Gesundheit auf um den armseligen Ruf eines ausgezeichneten Schneidermeisters; in Benedict's Gehirn gähren Pläne für die Unsterblichkeit! Er hat umsonst um die Stelle eines Stadtverordneten angehalten, die seine süßeste Hoffnung war — nun rächt er sich an dem städtischen Civilblödsinne in stillen einsamen Mitternächten. Gewaltige Bilder und Gestalten beschwört er mit der Macht seines Geistes, auf welchen er stolz ist, denn — um dich nicht noch ungeduldiger zu machen, geduldiger Leser, so wisse: Benedictus Rosenhain ist Dichter. Weißt du, was das sagen will? Ich habe dir bereits angedeutet, daß er blaß ist, daß er das Licht zu putzen vergißt und noch gegen die Morgenstunden außer dem Bette zubringt. So wirst du mich hoffentlich verstehen. Gegenseitiges Verständniß ist bei Autoren und Lesern die Hauptsache. Da dieselbe nun zwischen uns, wie ich mir schmeichle, geschehen ist, so will ich mich aber auch in allem Ernste zusammennehmen und meine Perioden nicht länger Kreuz- und Quersprünge über die schwanke Gerte meiner bescheidenen Subjectivität machen lassen; die Erzählung soll im Gegentheil ganz gemächlich objectiv weiterschreiten und sich gleichsam selber erzählen, was ohne „gleichsam" für einen armen Schriftsteller von großen Nutzen sein würde. Die Kritik soll mich gar nicht zu sehen bekommen, suchte sie auch nach mir mit tausend grün, roth, blau oder sonst wie gefärbten Brillengläsern.

Benedict Rosenhain verstand die schöne Kunst, geschmackvolle Kleider, und die freie Kunst, Verse zu verfertigen. Ob die Letzteren eben so geschmackvoll als jene waren, bleibe vor der Hand dahingestellt. Kurz, er war in beiden Künsten erfahren und schwankte eine geraume Zeit, für welche von ihnen die Natur ihn eigentlich geschaffen habe. Ein solcher Zweifel ist sehr natürlich und sehr menschlich, bei Benedict am allermeisten; denn schon als Gesell hatte er sich in der Herberge durch sein poetisches Talent hervorgethan und viele Lieder verfertigt, die noch jetzt von seinen Zunftgenossen gesungen zu werden pflegen und hier und da in Sammlungen deutscher Volkslieder zu lesen sind, nicht zu gedenken der fliegenden Blätter auf Messen und Jahrmärkten. Auch arbeitete er schon damals an mehreren Zeitschriften mit und suchte der deutschen Lyrik eine „standesgemäße" Richtung zu geben, wie er sich selbst ausdrückte, ohne sich jedoch näher darüber zu erklären, ob er seinen eigenen oder was für einen Stand dabei im Sinne habe. Am bekanntesten ist jenes Gedicht von ihm geworden, das mit dem tiefsinnigen Verse anfängt:

„Vor allen Gilden lobt und preist
Die edle Schneidergilde,
Denn Menschen schafft des Schneiders Geist
Nach Gottes Ebenbilde.
O, Schneider,
Welche Freude,
Denn Kleider,
Machen Leute,
Ja, Leute, Sela, Leute!"

Aber auch in einem andern Genre war ihm Vieles gelungen. Seine Lieder z. B., welche den bittern Schmerz über die Untreue oder Kälte der Geliebten ausweinen, sind so durchsichtig klar, wie Wasser, so spitz und fein, wie ein Seidenfädchen in der dünnsten pariser Nähnadel, so vaterländisch wahr, wie die Begeisterung eines schmachtenden Jünglings in Berlin, daß man sie wahrhaft bewundern muß, und auf den ersten Anblick jene „standesgemäße" Richtung verstehen lernt. Wer ein Exemplar in die Hand nimmt, wird auch sogleich an jedem einzelnen Blatte wahrnehmen, wie vergriffen die Ausgabe sei.

Der lyrische Liederfrühling war indessen in Rosenhain's voller Brust nach und nach abgeblüht. Das reifere Alter führte ihn auf ein bedeutenderes Gebiet, sein Geist war solider geworden auf der Wanderung durchs Leben, die errungene Menschenkenntniß trieb ihn zu neuen poetischen Offenbarungen.

Schon seitdem er Meister geworden, war er in einer Leihbibliothek abonnirt. In seiner Studirstube fand man die neuesten Erscheinungen der Literatur, so wie

sämmtliche Journale, kritische, Unterhaltungs- und Nichtunterhaltungsblätter, und oft, wenn er, umgeben von Büchern und Manuscripten, einem Kundmanne das Maß anlegte und die Gesellen in der Werkstätte daneben das Lied anstimmten:

Vor allen Gilden lobt und preist
Die edle Schneidergilde u. s. w.

dann mahnten ihn selige Erinnerungen an die längstverflossenen glücklichen Wanderjahre, Thränen der Rührung befeuchteten sein verklärtes Antlitz, daß ihm die Augen dunkelten. Kein Wunder, wenn er in solch' einem Fall das Maß zu lang oder zu kurz, zu weit oder zu eng nahm, und sich in der Intention der bestellten Beinkleider versah. Prosaische Menschen setzten ihm deswegen nicht selten hart zur Rede, nannten ihn ein unnützes Subject, einen erbärmlichen Pfuscher, sagten ihm geradezu, er solle sich lieber um eine richtige Behandlung der Wollen- und anderer, als um Tragödien- und Epopöen-Stoffe, lieber um seine Handwerks- als um Versmaße, lieber um seine Schneiderscheere, als um die Scheere der Kritik bekümmern. Rosenhain aber wußte dergleichen Gemeinheiten zu verachten, behielt die verdorbenen Kleidungsstücke zurück und bat die Ergeimmten höflich, ihn künftig mit ihren gütigen Aufträgen zu verschonen. Diese öfter wiederholten Bitten wurden ihm auch regelmäßig erfüllt. Sollt' er sich etwa bang' werden lassen? Die geistvollsten jungen Leute der Stadt ließen ja noch bei ihm arbeiten, waren stets zufrieden mit ihm und versammelten sich zu gewissen Stunden zahlreich in seinem Hause, um seine neuesten Productionen vorlesen zu hören, ihm die ihrigen mitzutheilen, sich mit ihm über Kunst und Literatur zu besprechen und überhaupt eine ästhetische Unterhaltung zu führen. Dabei hatten sie doppelten Gewinn; denn außer diesen geistigen Genüssen — den beiläufig trefflichen Wein, Thee, Butterbrot u. s. w. nicht gerechnet — erfreuten sie sich zugleich des beträchtlichen Vortheils, niemals von einer unwillkommenen Rechnung für so und so viel gefertigte Garderobe belästigt zu werden. Bedenkt man, daß diese Herren meistens Schöngeister waren, so wird man den letzterwähnten Vorzug, der ihnen aus dem Umgange mit Herrn Benedictus Rosenhain erwuchs, für keinen ganz unwesentlichen halten, denn man weiß, wie häufig bei den Belletristen die tristen Finanz- und anderen Umstände sind. Unserm Benedict entging dies bei seiner scharfen Menschenkenntniß nicht, er ließ sich genügen an dem echten Golde des Geistes, mit welchem ihn seine Freunde reichlich bezahlten, und schwieg zartfühlend über seine sonstigen, materiellen Forderungen. Sein eleganter Salon wurde dafür in der Stadt von Tag zu Tag bekannter, immer neue Theilnehmer — und Kundleute — drängten sich zu der Ehre, in der ausgezeichneten Gesellschaft eingeführt zu werden; Benedict's eigener Ruhm breitete sich mehr und mehr aus, und bald mußte er sich als den Mittelpunct eines Kreises betrachten, der sich bewundernd um ihn, wie eine glänzende Sonne, drehte. Er war trunken von Entzücken, berauscht von der Milch des Ruhms, die ihm selbst, nicht seiner Amme, zu Kopfe stieg; der Gedanke an die Unsterblichkeit umflatterte ihn gleich einer goldenen Fahne. Eins nur belästigte ihn jetzt mehr als jemals — sein Stand. Theils traute er der Emancipation der Welt noch nicht so weit, daß er ihn für keine Nahrung des Vorurtheils hätte ansehen können, theils auch empfand er den größten Widerwillen gegen die prosaischen Beschäftigungen, die sein Metier, oder, wenn man will, seine Kunst nothwendig machten. Zwar suchte er sich derselben für seine eigene Person so viel als möglich zu entäußern; allein allen Antheil daran konnte er doch nicht verbannen. Er mußte die Gesellen beaufsichtigen, sie unterrichten, beim Zuschneiden bisweilen selbst Hand anlegen, abgesehen von dem Maßnehmen, dem er sich ganz allein unterziehen mußte, und wobei, wie gesagt, manchmal der Dichter in die Region des Schneiders gerieth. Was Wunder, daß dieser immer lässiger wurde, je mehr jener den Herrn spielen wollte? Die drückenden Folgen einer solchen Doppelpersönlichkeit konnten unmöglich ausbleiben. Der Dichter lebte auf einem großen Fuße, und der Schneider weigerte sich, die Mittel dazu zu schaffen — frei herausgesagt, Benedict's milchende Kuh, sein Geschäft, war nach und nach den sieben mageren Kühen im Traume Pharaonis sehr ähnlich geworden. Seine regelmäßigen Abendgesellschaften erforderten einen ziemlich bedeutenden Aufwand. Die zahlreichen Gäste lobten zwar nach wie vor seine Feinheit, seine vortreffliche Bewirthung, seinen ausgebildeten Geschmack und fanden selbst nicht wenig Geschmack an dem Gebotenen; zwar galt Rosenhain für einen vermögenden Mann — für was der Mensch gilt, das ist er — für einen Mann, dem daran gelegen sei, einen gemeinnützigen edlen Gebrauch von seinen Mitteln zu machen — aber, aber er wußte doch am besten, daß diese aufgezehrt und zwischen Activis und Passivis bereits ein großes Mißverhältniß eingetreten sei.

Wenn er sich die Lage der Dinge reiflich überlegte, dann drängten sich wohl mitunter zwischen seine weitflie-

genden Unsterblichkeitspläne Gedanken an die nahe Zukunft, an einen Banquerott, doch sein starker Geist verzagte nicht und hielt sich noch schwebend über den Wassern. Ein Zauberwort verbannte seine Besorgnisse, das kleine Wörtchen Credit, und die Hoffnung auf einen Glücksumstand zeigten ihm die lachendsten Bilder in der Ferne.

Früher ein Feind des Lotteriespieles, hatte er sich endlich entschlossen, ein Loos zu kaufen. Kam das erste auch mit einer Niete heraus, betrog ihn auch ein anderes, ein drittes, so verzweifelte er nicht; er hatte nicht umsonst seinen Goethe gelesen, unter dessen in Benedict's Zimmer prangendem Bilde die Worte standen:

„Wisse nur das Glück zu finden,
Denn das Glück ist immer nah!"

Auf diesen Ausspruch gestützt, philosophirte er also: „Haben mich drei Loose hintereinander getäuscht, so täuscht mich dieselbe Anzahl, die ich zugleich spiele — wenn sie mich täuscht, — in dreifach kürzerer Zeit, und mir bleiben noch zwei Drittel derselben Zeit übrig, in welcher zwei Mal drei Loose doch unmöglich wieder täuschen können." Für die nächste Ziehung wählte er wirklich drei Nummern. Der Collecteur meinte, es müsse nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn es fehlschlagen sollte. Rosenhain sah schon goldene Berge; kaum konnte er den Tag erwarten, an dem das Glück in sein Haus einziehen würde. Der Tag kam und mit ihm — die dreifache Niete. Benedict runzelte die Stirn und zog die kleinen Augen zusammen. Er schalt das Glück eine falsche Diene. „Aber ich will dir trotzen!" setzte er hinzu, sich auf die Schuhspitzen stellend, „sechsfach, neunfach will ich auf dich einstürmen, bis du dich ergibst, so wahr ich Johann Georg Benedict Rosenhain heiße!" — Er zählte die Summen, welche der wiederholte Sturm kosten würde — fast erschrak er vor ihrer Größe, der Gedanke, daß er für einen reichen Mann gelte, war ihm jetzt, da man schon hier und da an seiner Wohlhabenheit zu zweifeln anfing, zum ersten Male recht angenehm und tröstend. „Der Collecteur wird mit einem Theile der baaren Bezahlung zufrieden sein. Ich werde ihm in einem vornehmen Speculantentone sagen, ich habe Actienscheine gekauft und sei im Augenblicke um klingende Münze verlegen. Er wird mir mit Wollust borgen!" Gesagt, gethan; er nahm die Loose, bezahlte die Hälfte derselben und erhielt die übrigen auf Credit. Die Ziehung der ersten Classe brachte ihm einige kleine Gewinne, der Collecteur gab ihm Nachricht davon und legte zugleich die Rechnung für den Betrag der zweiten Classe bei. An diesem Tage war gerade große Gesellschaft bei Rosenhain eingeladen, die seinen Geldbeutel nicht wenig in Anspruch nahm. Die Rechnung blieb vor der Hand liegen. Das gute alte Sprichwort: „Kommt Zeit, kommt Rath!" hob ihn über alle quälende Skrupel hinweg, und der Weihrauch, der ihm am Abende von seinen Gästen geopfert wurde, berauschte seine Sinne und ließ ihm das Bedenkliche seiner Lage übersehen. Am folgenden Morgen nahm er sich jedoch vor, seine beträchtlichen Außenstände zusammenzurechnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Lorenzo Duponte.]

Im August starb in Paris Lorenzo Duponte, der für Mozart den Text des Don Juan schrieb. Auch zur heimlichen Ehe und andern Opern verfaßte er die Texte. Er war im Venetianischen geboren, kam als Poet an den Hof des Kaisers Joseph nach Wien, ging aber nach dessen Tode nach London, und von da nach Newyork, wo er 30 Jahre hindurch einer italienischen Oper vorstand. Er starb 90 Jahre alt.

[Bulwer's Pilgrimme.]

Das besondere Interesse, das Bulwer's Pilgrims of the Rhine für Deutschland in Anspruch nehmen, hat eine leipziger Buchhandlung (Weygand'sche) veranlaßt, eine Ausgabe des Originals zu veranstalten und mit einem Wörterbuche für angehende Freunde der englischen Sprache zu versehen. Ein schöner Stahlstich mit der Ansicht des Gutenfels und der Pfalz im Rheine ziert das Buch, das bereits eine zweite Auflage erlebte.

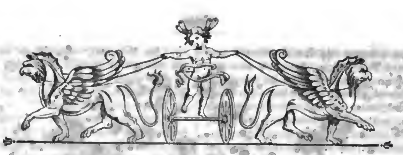
[Händel in Irland.]

Folgender Zug aus Händel's Leben war uns bisher noch unbekannt; wir finden ihn in den Memoirs of the Irish Bards. Händel fühlte sich in London gekränkt, eine Intrigue nöthigte ihn sogar, die Stadt zu verlassen; er ging nach Irland. Man empfing ihn mit Jubel, ganz Dublin war aufgeregt. Er führte dort seinen Messias auf und bestimmte die Einnahme zur Verbesserung der Gefängnisse. Dies geschah im Jahr 1740. Hierauf bezüglich sind Pope's Worte: Gleich einem Briareus, mit hundert Armen stand der gigantische Händel da!

[Lessing, der Maler.]

Eine Geschichte seiner inneren Entwickelung gibt Fr. v. Uechtritz in Nr. 222 u. 223 der hallischen Jahrbücher. Der Verf. schrieb auch schon unter dem Namen A. Fahne ein Buch über die düsseldorfer Malerschule, in welchem Karl Friedrich Lessing, wenn auch sehr flüchtig, seine Würdigung erhielt. Das Buch erschien in Düsseldorf bei Schreiner.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 198. — den 9. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Das Halbjahr ging zu Ende, er hatte an vielen Orten Zahlung zu leisten — es kam diesmal zufällig alles Bedrängende zusammen. Häufige Besuche von Gläubigern verdarben ihm die frohe Laune, und die Folge davon war, daß er nicht mit der gewöhnlichen Unbefangenheit die Termine zur Zahlung bestimmte. Der Gläubiger Falkenblicke spürten seine Verlegenheit und zuckten die Achseln, erschienen in kurzer Zeit wieder, zogen stärker an der Klingel, überzählten den Kreis der arbeitenden Gesellen, ob ihre Anzahl noch vollständig sei, sprachen selbstständiger — kurz, unser armer Benedict Rosenhain dachte jezt mehr als je an die unbezahlten Rechnungen für seine prosaischen Schneiderproductionen. Zum Unglück hatte er dieselben nur guten Bekannten, Mitgliedern seiner Salonfreuden, geliefert. Sie an die Abtragung ihrer Schuld zu erinnern, kam ihn schwer an, und doch mußte es geschehen. „Bin ich nur einmal meiner jetzigen Verlegenheit überhoben," sprach er zu sich selbst, „dann will ich klüger handeln. Mein Geschäft geb' ich dann sogleich auf und widme mich ganz der Poesie, die mich besser nähren soll, als mein erbärmliches Handwerk. O, die Welt soll sehen, was ich zu leisten im Stande bin!"

Seit längerer Zeit arbeitete er fleißig an einem Trauerspiele. Er hatte zu diesem Behufe alle Stücke der Madame Birchpfeiser durchgelesen und sich Excerpte aus ihnen gemacht. Sobald er seine Vorstudien beendigt, schritt er rasch zur Ausführung. Das Manuscript wurde immer beleibter — sieben Acte und ein Vor- und Nachspiel enthielt das Stück. Im siebenten Aufzuge ließ er alle Personen sterben, und im Nachspiele: „Der Todtentanz", führte er sie wieder als Geister auf die Scene. Von dieser neuen Idee versprach er sich die glänzendste Wirkung. Er hoffte bescheiden, der Shakspeare der Deutschen zu werden. Schon hatte er mehrere Briefe an Directionen vorräthig in seinem Pulte, damit er sie, sobald das Manuscript vollständig, ohne Aufenthalt mit demselben absenden könne.

Tiefe Nacht umgab ihn, als er die letzten Verse niederschrieb, jene Nacht, in welcher er sich ermüdet in den Lehnstuhl warf und ausrief: „Das Werk ist fertig!"

Die Gestalten des Nachspiels in seiner Tragödie traten ihm so lebhaft vor seine aufgeregte Seele, daß er sie mit ihrer Grabesstimme zu hören vermeinte. Der Ofen schien sich zu bewegen, schien Arme zu bekommen, die sich nach ihm ausbreiteten. „Schon schwoll er, wie ein Elephant!" Ein kalter Schauer lief durch Benedict's Glieder; mühsam sich ermannend, stand er auf und trat dem steinernen Ungethüm entgegen. „Was willst du von mir, böser Geist?" perorirte er mit lauter Stimme. „Wer blies dir eine Seele ein, daß du mir den Schein des Lebens vorlügst, todtes Werkzeug? Kehre zurück zu deiner Bestimmung, werde, was du warst, sei, was du sein sollst! — Weh, mich friert; willst du mich verhöhnen?"

Ein Luftzug wimmerte im Ofenrohre; Benedict wendete sich furchtsam ab — er glaubte sich auf allen Seiten von Gespenstern umringt. Draußen auf dem Gange hörte er leise Schritte; sie kamen immer näher — jetzt knarrte die Thür, jetzt trat Jemand herein. Benedict wagte nicht, sich umzuschauen, er griff mit krampfhafter Hand nach seinem Manuscripte und schlug es auf, als sei es ein Beschwörungsbuch. Abgekehrt, mit zitterndem Tone, rief er die letzten Worte des Stücks: „Alle verschwinden! — Der Vorhang fällt!"

„Vater! Vater!" flüsterte es ängstlich hinter ihm in seiner Nähe. Gewaltsam drehte sich der Erschrockene um. Im weißen Nachtkleide mit halbaufgelösten Haaren stand seine Tochter vor ihm und sah ihm bebend ins kreidebleiche Angesicht.

„Du, Aurora?" fragte der Schneider verwundert. „Wie kommst Du in dieser Stunde hierher? — Oder bist Du auch blos ein Phantom, das mich erschrecken will? Laß Dich anfühlen! — Nein, Gott sei's gedankt, Du bist warm und Dein Odem ist Leben!"

Er drückte ihr Haupt gegen seine Brust, die sich von erleichternden Seufzern hob, er küßte ihre Stirn, er streichelte ihre Wange mit seinen dürren, reichberingten Händen und sah ihr halb lachend, halb weinend in die Augen. Ihm war so wohl, daß er ein lebendes Geschöpf bei sich hatte. „Du hast gewiß Licht in meinem Zimmer gesehen, mein besorgtes Töchterchen," fuhr er zärtlich fort, „und bist aufgestanden, um mich zu Bett zu treiben. Nicht? Gut, gut, ich folge Deinem Rathe, ich will schlafen, mein Kind. Mir ist so hohl und leer und öde im Kopfe, das Dichten hat mich angegriffen; aber das thut nichts. Auch Schiller hat den Schlaf mit aller Gewalt von sich abgewehrt, hat des Nachts Wein und schwarzen Kaffee getrunken und dazu die Füße in kaltes Wasser gestellt. So werd' ich es auch machen. Meine Mühe wird reichlich belohnt werden."

Aurora war ängstlich bemüht, einen Augenblick wahrzunehmen, wo sie dem Vater in die Rede fallen könne. Dieser aber sprach immer lebhafter weiter: „Durch dieses Werk," — er faßte das Manuscript und ließ die einzelnen Blätter unter den Fingern hinweggleiten — „schau, meine Tochter, fünf und vierzig enggeschriebene Bogen! — Durch dieses Werk werd' ich mir einen Namen gründen, daß Du Dich künftighin nicht mehr unseres Standes wirst zu schämen brauchen!"

„O, das hab' ich nie gethan, guter Vater!" fiel Aurora schmerzlich ein. Im Gegentheil — "

„Im Gegentheil," unterbrach sie der Vater, „ist es eine desto größere Ehre für mich, willst Du sagen, daß ich neben meiner Handthierung zugleich ein Poet bin? Freilich, freilich! Hans Sachs war sogar ein Schuster und ist doch berühmt geworden!"

„Ach, Vater!" erwiederte das verständige Mädchen kleinlaut; „ich fürchte nur, daß bei diesen Beschäftigungen Deine Gesundheit leide. Laß doch in Zukunft den Umgang mit den Musen —"

Benedict sprang zurück und stemmte die Arme in die Hüfte.

„Wer weiß, Väterchen," sprach Aurora weiter und ging bittend auf ihn zu, „wer weiß, ob es die richtigen Musen sind, die Dich begeistern! Die göttlichen Frauen," setzte sie lächelnd hinzu und schüttelte zweifelnd die braunen Locken, „würden ja gar nicht fertig, wenn sie Allen zu Dienst sein sollten, die sie anrufen; und seit so vielen Jahrhunderten, seit Jahrtausenden mögen sie auch ein wenig schläfrig geworden sein. Wie ist's wenigstens oft so vorgekommen, wenn ich die Bücher las, die Du mir anempfohlen!"

Benedict war während dieser Worte mit zappelnder Bewegung im Zimmer auf- und abgegangen. „Schweig, schweig!" brach er endlich los, denn Aurora hatte seine verwundbare Stelle berührt, „Dein Rath ist thöricht! Aber auch Dir werden die Augen aufgehen. — Ich soll zu dichten aufhören? Nimm dem Fische das Wasser und sprich, er soll leben! Die Poesie ist mein Wasser —"

„Ganz Recht!" hub die Tochter von neuem begütigend an, aber der erzürnte Vater gebot ihr wieder Stillschweigen und dabei flogen seine Hände in der Luft herum, wie ein Paar Handschuhe, die man im Sturme zum Trocknen aufgehängt.

„O, ich weiß," rief er, „woher dieser Wind bläst, und mich kränkt es tief, daß Du nach jener Gegend so eifrig hinhörst! — Und wähnst Du Dich denn wirklich schon über alle Berge? Noch habt Ihr nicht meine Einwilligung zu Eurer Verschwörung gegen mich, die Ihr Liebe zu nennen für gut haltet — "

„Bernhard!" schrie Aurora auf und sah sich furchtsam um, „Vater, seid gut, ich fürchte — "

„Was fürchtest Du?" setzte Benedict seine leidenschaftliche Rede fort, „Bernhard, dieser Bernhard ist ohnehin ein sehr mittelmäßiges Mitglied meines ästhetischen Salons. Selten hat er etwas von sich hören lassen. Ein Paar satyrische Gedichte thun's nicht. Mehrere Male schon hat er sich von unsern freien Vorträgen ausgeschlossen —"

„Er wird nächstens etwas vortragen — er hat mir's versprochen, und der Inhalt soll Dich betreffen, Väterchen!"

„Mich?"

Rosenhain war plötzlich ruhiger geworden. Die Ahnung eines neuen Lobgesanges durchfuhr ihn wie ein heilsamer, elektrischer Schlag. „Mich?" wiederholte er, und seine Augen schlossen sich. „Hm! mir wär's lieb, gerade von ihm etwas über mich zu hören. Das kannst Du ihm sagen." — Er wendete sich zu Auroren, welche starr nach der Thür sah. „Was hast Du denn?" fuhr Benedict auf, nachdem er sie geraume Zeit beobachtet hatte. „Um Gotteswillen, Du siehst ja aus, wie ein Gespenst?" — Aurora schmiegte sich an den Vater und weinte still. Dieser, völlig besänftigt, schloß sie in seine Arme. Beide zitterten vor Frost. „Es war wohl nur ein Traum," flüsterte die Tochter nach einer langen Pause. „Ich träume ja oft so lebhaft, daß ich die Bilder meiner Phantasie für Wahrheit und Wirklichkeit halte. — Und doch — ich wachte ja, ich war noch nicht im Bette — ach, guter Vater, mir ist etwas recht Sonderbares begegnet!"

„Was?" ächzte der erschrockene Schneider. „Erzähle! Ich bin der Mann der bleichen Furcht nicht! Was ist Dir begegnet?"

„Ich saß an meinem Bette und las in einem Erbauungsbuche," berichtete Aurora, „da plötzlich dünkt mir, die Thür werde geräuschlos geöffnet. Anfangs glaube ich, es geschehe durch einen Luftzug, aber als ich eben aufstehen will, um abzuschließen —"

„Nun? Halte nicht inne — als Du aufstandest?" —

„Seh' ich — weh' mir!" —

„Was?"

„Bernharden hereintreten —"

„Bernharden? Ihn selbst?" rief Rosenhain. Seine Gespensterfurcht war plötzlich in eine ganz andere Besorgniß übergeschlagen. „Er wagt es, bei Nacht in Dein Schlafgemach einzudringen? Der Bube! Vielleicht ist er noch dort! Ich will ihn —"

„Nein, Vater!" unterbrach Aurora den Ergrimmten, ihn zurückhaltend. „Er war es nicht selbst! Sein Antlitz war ohne Leben. Auch trug er einen großen Schnurrbart und schien mir jünger. Er war es und war es nicht!"

„Und was that er? Sprach er?" fragte Benedict und rückte näher an seine Tochter.

„Er kam auf mich zu," fuhr diese fort, „verbeugte sich tief, zog den Hut und richtete die Frage an mich. Mein Gott, mir ist's, als hörte ich ihn noch!"

„Die Frage, die Frage?"

„Sie entschuldigen, mein Fräulein," sagte er, „habe ich nicht die Ehre, mit der Tochter des Herrn Benedict Rosenhain zu sprechen?" — Ich konnte nicht antworten. Eine Bewegung des Schreckens mochte er für Bejahung nehmen, denn nach einer kleine Pause sprach er weiter: „Können Sie mir wohl gütige Auskunft geben, mein Fräulein, wo der Herr Doctor Bernhard logirt?" — Bei diesen Worten zieht er ein Blatt Papier aus der Tasche und ich schreie laut auf. Dann muß ich in Ohnmacht gefallen sein, denn ich fand mich beim Erwachen an der Erde. Alles war still und stumm um mich her, die Erscheinung verschwunden. Ich raffte mich auf — die Thür stand weit offen — ich sah Licht durch das kleine Fensterchen in Deinem Zimmer, Vater, und eilte zu Dir — in Deiner Gegenwart wurde mir wieder leicht —"

„Das fehlte noch, daß dieser Mensch einen Doppelgänger hat!" brummte Rosenhain mit innerem Schauder vor sich hin. Seine Kniee wankten; von Auroren geführt, setzte er sich in seinen Lehnstuhl. Die Tochter ließ sich vor ihm nieder und legte ihr Haupt schweigend auf des Vaters Schooß. Plötzlich fühlte Benedict ein Papier zwischen seinen Händen, welches aus Aurorens Busen herausgefallen zu sein schien. Hastig griff er danach. „Was ist das? Was ist das?" rief er und zog den Tisch an sich heran, um sich dem Lichte zu nähern. —

„Ach, lieber Vater!" bat Aurora und streckte die Hand nach dem Billet aus, es dem Vater zu entreißen, denn sie glaubte, es sei ein Liebesbriefchen von Bernhard. „Das ist nichts, nur ein Wäschzettel von mir!"

„Ein Wäschzettel? So?" erwiederte Benedict. „Mit der Aufschrift: An Herrn Bernhard? Laß doch sehen. Das ist nicht Deine Hand."

Aurora athmete erleichtert auf. Der Vater hatte das Billet entfaltet, setzte die Brille auf die Nase und fing an zu lesen. Höchstes Erstaunen malte sich in seinen Zügen, in welches sich ein unheimliches Lächeln mischte. Bei jeder neuen Zeile schüttelte er das Haupt heftiger, indem er die Schrift immer näher vor die Augen hielt, und noch hatte er nicht zu Ende gelesen, so packte er etwas unsanft Aurorens weißen, nackten Arm, daß sie stöhnte, und sprach tonlos und abgebrochen: „Hör', Aurorchen, hör' — hier ist der Brief Deiner Erscheinung — hahaha! Lächerlich — seltsam! Man weiß nicht, ob man lachen oder sich fürchten soll!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mailand.

[Frescomalereien im Huldigungssaale.]

— In meinem Berichte aus Mailand, den ich Ihnen sandte, ist ein Blatt ausgefallen, das ich nachträglich beibringe, ich meine die Beschreibung des Frescogemäldes von Franz Hayez, im Huldigungssaale zu Mailand. Auf einem Throne von Bronze — errichtet auf den Felsengründen eines Berges, um die dauernde Unerschütterlichkeit anzudeuten — sitzt Ferdinand I mit dem Purpurmantel bekleidet, im Kaiserschmucke, mit unbedecktem Haupte. Der Genius von Oesterreich, in den Lüften schwebend, streckt die eine Hand schützend über das Haupt des Kaisers aus, während er mit der andern auf vier Sterne hinweist, in deren Mitte man die Anfangsbuchstaben von Rudolph I., Maria Theresia, Joseph II., und Franz I. liest. Rechts vom kaiserlichen Stuhle erblickt man die Religion, erkennbar an dem Buche mit sieben Siegeln; nahe an derselben die Gestalt der Poesie, im Begriffe, mit Spiel und Gesang das hohe Ereigniß zu feiern. Das Recht, eine majestätische Figur in kräftigem Alter, begleitet von den Genien der Lombardei und Venedigs, welche sich brüderlich umarmen, tritt allein vor den Kaiser und streckt ihm die mit beiden Händen umfaßte eiserne Krone entgegen. An dem Saume ihres langen Kleides liest man den Vers der Kirche: per me Reges regnant (durch mich herrschen die Könige). Links vom Throne erscheint die Göttin des Friedens im langen Talare mit dem Oelzweige in der Hand. Drei niedliche Genien, welche die Liebe, die Künste, Handel und Industrie vorstellen, umgeben sie. Der Eine bricht einige Blätter von dem Oelzweige ab, der Andere empfängt sie und reicht dieselben dem Dritten, welcher damit den Griff eines Schwertes umwindet. Die Friedensgöttin führt dem Kaiser Gruppen allegorischer Personen vor. Die erste ist die Bildhauerei, welche dem Herrscher das in einer Medaille geprägte Bildniß seines Vaters zeigt, hierauf die Malerei, welche dem Genius der Künste das Portrait Maria Theresiens aus den Händen nimmt, hinter ihnen die Architektur, die sich dem erhabenen Gönner nähert und die Zeichnung des Friedenbogens (Arco della Pace bei Mailand) ausbreitet. Den schönen Künsten folgt die Agricultur, bekränzt mit Aehren, gestützt auf den Pflug, den gezeichneten Thierkreis in der Hand, sodann der Handel im reichen Kleide eines Pilgrims, mit dem Anker und dem Rade, endlich die Industrie, die in der Stellung raschen Aufstrebens sich mit einem Stabe in der Rechten emporhilft, auf dessen Spitze eine Hand und ein Flügel befestigt sind, während die Linke die langen Falten des Kleides und alles den Schritt Hemmende wegzuheben bemüht ist. Die edel-ernste Figur beinahe unter dem Rechte ist die Gerechtigkeit. Sie überreicht dem Kaiser mit der Linken den Codex des Gesetzes und hält in der Rechten die Waage und das Schwert, unter dessen Schutze die Unschuldigen und Wehrlosen zu ihren Füßen sicher ruhen. Nächst der Gerechtigkeit ist die Gnade; sie nimmt die Mitte des Bildes ein. In demüthiger Stellung sucht sie fürbittend die Begnadigung einiger Schuldigen nach, welche sich um ihre Knie niederwerfen, während der Saum ihres langen Gewandes den Augen des Kaisers die peinlichen Instrumente verbirgt. — Die Kraft, versinnlicht von einem starken Jünglinge, bewaffnet mit Lanze und Schild, an dem der kaiserl. Wahlspruch steht: „recta tueri,“ erscheint hinter zwei Löwen und beschließt die linke Seite des Gemäldes. Vor dem Anblicke dieser unwiderstehlichen Kraft schaudern zwei böse Geister zurück in den finstern Abgrund, aus welchem sie sich mit verderbenschwangeren Künsten und Masken emporgeschlichen hatten. Die rechte Seite begränzt die Geschichte. Sie hält den Griffel in die Höhe, den Augenblick des feierlichen Actes erwartend, um ihn in die Annalen des neunzehnten Jahrhunderts einzuzeichnen. Endlich erblickt man durch alle oberen Zwischenräume aus dem fernsten Hintergrunde heranziehende Gruppen, welche die ersten Städte des lombardisch-venetianischen Königreichs vorstellen sollen, die dem Throne näher zu kommen suchen, um ihre Huldigungen darzubringen.

Notizen.

[Brougham's Reden.]

In England sind Lord Brougham's Parlamentsreden in vier Banden erschienen. Der alte Brougham gehört zu den merkwürdigsten Rednern der großen Nation, deren staatliches Leben, zum Gegensatz mit den deutschen Zuständen, uns das Schauspiel einer öffentlichen Entwickelung der Charaktere bietet. Das Werk hat noch ein ganz besonderes Interesse durch die Charakterschilderung von Zeitgenössen, womit die Reden des Lords gleichsam eingeleitet werden. Zufällig von dem Wunsche erfüllt, über Sir Samuel Romilly irgend eine sichere Quelle aufzufinden, verweist man uns auf die biographischen Darstellungen in jenem Werke. Sir Samuel's Sohn, Secretair des Speaker im Hause der Commons, hält sich gegenwärtig in Deutschland auf. Er ist radicaler Whig.

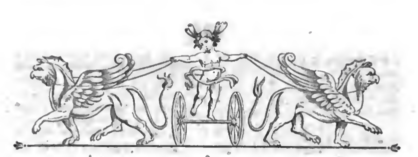
[Ludolf Wienbarg.]

In Nr. 1565 der „Blätter der Börsenhalle“ erfolgt Wienbarg's zweiter Artikel über Friedrich Halm, eine glänzend helle Darlegung der wahrhaft folternden Gedankenverwirrung, die in der „Griseldis“ vorwaltet, und eine eben so gründliche Beleuchtung des „Adepten.“ Wienbarg ist eben so gerecht als scharf, er nennt Griseldis ein Meisterstück sentimentaler Beredsamkeit, deckt aber die geschraubte Unnatur auf, mit welcher Halm die Gestalten und die Situationen der alten Novelle geißelt.

[Dr. Andree.]

Seit einigen Monaten führt Dr. Karl Andree, bisher als Geograph und Uebersetzer vortheilhaft bekannt, die Redaction der Mainzer politischen Zeitung. Wir sprechen nächstens von einigen seiner leitenden Artikel, in denen er summarisch den Stand der heutigen Interessen beleuchtet. Mit der politischen Zeitung steht ein Unterhaltungsblatt in Verbindung, das sich früher mit Nachdruck nährte. Jetzt wird es unter Andree's Leitung nur eigene Artikel bringen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 199. — den 11. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. · Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Nun las Benedict mit lauter Stimme Folgendes:

„Mein Herr Original! Es wird Sie nicht befremden, wenn ich mich an Sie mit der unterthänigen Bitte wende, Ihrer ergebenen Copie endlich zum Genusse der Ruhe zu verhelfen, nach welcher sie sich unaussprechlich sehnt. Leider verbietet mir ein strenges Gesetz, Sie mit den diesfallsigen Mitteln bekannt zu machen; ich vertraue indessen Ihrem eigenen Scharfsinne und hoffe, daß Sie nicht anstehen werden, mir meine ganz ergebene Bitte zu erfüllen. Sie glauben gar nicht, welche Qual mit meiner rastlosen Wanderung verbunden ist. Es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, bei Nacht herumzulaufen und in allen Winkeln sein Original suchen zu müssen. Da ich von meinem Meister sehr flüchtig geschaffen worden bin — Sie erinnern sich, es war schon längst Mitternacht vorüber und wir hatten daher nicht viel Zeit übrig — so ist die Fähigkeit in mir nicht recht ausgebildet, Ihren Wohnort ausfindig zu machen. Nach vielen vergeblichen Bitten nannte mir endlich der Meister eine Dame mit Namen Aurora, die Tochter des Herrn Schneidermeisters und Dichters Johann Georg Benedict Rosenhain, gab mir Ihre Adresse und sagte, von ihr könnte ich leicht erfahren, wo Sie wohnen, verehrtester Herr und Gebieter. Auf alle Fälle schreib ich diesen Brief und richte durch ihn das unterthänige Gesuch an Sie:

„Ew. Wohlgeboren wolle sich geneigtest meiner Unwohlgeborenheit erinnern und in der Nacht nach Walpurgis — in der Walpurgisnacht selbst möchten Sie mich schwerlich zu Hause treffen, da ich bereits eine vorläufige Einladung zu Thee und Butterbrot nach dem Blocksberge erhalten habe — gütigst in dem wohlbekannten alten Schlosse, im linken Seitengebäude No. 17. erscheinen, wo ich die Ehre haben werde, Ihr Erscheinen zu erwiedern, um das Nähere mit Ihnen mündlich zu besprechen. Hoffentlich wird es Ihnen gelingen, mich aus dem Wege zu räumen, wodurch Sie zugleich für immer meines lästigen Besuches überhoben sein würden. Mein Meister läßt Sie grüßen; er ist jetzt sehr wenig beschäftigt. Sie würden ihm daher einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie einen guten Freund mitbrächten, der vielleicht Lust hätte, den verborgenen Schatz zu heben. Leben Sie indessen wohl bis auf Wiedersehen, verehrtester Herr, und nehmen Sie die Versicherung meiner hochachtungsvollen Ergebenheit, mit der ich die Ehre habe zu zeichnen als

Ew. Wohlgeboren
unterthänige und unglückliche
Copie.
(Ganze Figur, Lebensgröße.)"

Benedict ließ die Hand sinken und saß da, wie eine Bildsäule; Aurora wußte nicht, wie ihr geschah. Ein Schreiben dieser Art an ihren Geliebten hätte sie sich nimmer träumen lassen. Bernhard kam ihr in diesem Augenblicke wie ein Gespenst vor, und wäre er jetzt mit

Fleisch und Blut hereingetreten, sie hätte ein Kreuz vor ihm geschlagen und ausgerufen: „Alle gute Geister loben Gott den Herrn!“ — Einigermaßen zu sich gekommen, stieß Benedict die Worte hervor: „Nun, das ist doch der verrückteste Brief, der mir in meinem Leben vorgekommen!“

„Ach, Vater, sprach jetzt die schüchterne Tochter — was mag denn hinter diesem fürchterlichen Unsinne stecken?“

„Zauberei! Schwarzkünstelei,“ schrie Rosenhain. „Dein Liebenswürdiger geht mit Geistern um! Da hast Du's. Und mich bringt er auch mit hinein. Hier steht's: „die Tochter des Herrn Schneidermeisters und — Dichters!“ setzte er verklärt hinzu. — „Er hat doch wenigstens den Geistern die Wahrheit erzählt!“

„Laß das jetzt, lieber Vater,“ entgegnete Aurora. „Vielleicht ist es doch nur ein Scherz und die ganze Erscheinung war —“.

„Ein schlechter Witz?“ ergänzte Benedict. „Dergleichen Abgeschmacktheiten wollt' ich mir verbitten! Die Schlafgemächer junger Mädchen sind nicht der geeignete Schauplatz für solche Scenen!“

Die Hände auf den Rücken gelegt, ging er kopfschüttelnd im Zimmer auf und nieder. Das Töchterchen folgte ihm mit ängstlichen Geberden.

„Und der Schatz? der verborgene Schatz? Was mag das bedeuten?“ begann Benedict aufs neue und versank in tiefes Grübeln. „Der Bernhard ist so arm wie eine Kirchenmaus!“ fuhr er endlich fort. „Sonst macht der Umgang mit Geistern gewöhnlich reich? — Wenn er mir sagen könnte — — Benedict, das wäre Wasser auf Deine Mühle!“

Mit gekreuzten Armen, die Lippen auf einander gepreßt, blieb er vor seinem Schreibtische stehen. Erst leise, dann lauter und lauter recitirte er die Worte Faust's.

> Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
> Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.
> Es möchte kein Hund so länger leben —
> Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
> Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
> Nicht manch' Geheimniß würde kund!“

Vom Thurm schlug es drei Uhr. Ein schwacher Dämmerschein des nahen Morgens drang schon durch die niedergelassenen Fenstergardinen. Benedict hüllte sich frostig in seinen bunten Schlafrock; seine Glieder zitterten von der durchwachten Nacht. „Laß uns zu Bett gehen, Vater!“ bat Aurora, gleichfalls mit den Zähnen klappernd,“ der neue Morgen wird alles aufklären.“

„Ja, komm meine Tochter! Wir wollen noch ein paar Stunden schlummern!“ erwiederte Benedict. „Nimm das Licht und begleite mich in mein Schlafzimmer.“

Langsam schritt er Auroren voran nach dem Nebengemach und wiederholte durch die Zähne summend:

> „Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
> Nicht manch' Geheimniß würde kund!“

Vor dem Bette blieb er stehen und legte den Finger bedächtig an die spitze Nase.

„Höre, Aurorchen!“ sprach er dann und eine hoffnungsvolle Heiterkeit zog übrr sein Gesicht. „Wenn man wirklich verborgene Schätze zu heben im Stande wär, das wäre doch herrlich! Glaubst Du daran?“

„Man hat Beispiele!“ antwortete die Tochter, um nur etwas zu antworten. „Aber ruhe nun, mein guter Vater, entschlage Dich aller dieser Gedanken!“

„Ich will mich legen!“ versetzte Benedict. — „Geh, liebe Tochter, hol' mir noch mein Manuscript. — So! — Leg' mir's unter das Kopfkissen, ich werde dann besser einschlafen.“

„Gute Nacht, Väterchen!“ sprach Aurora leise und küßte ihm die bebenden Lippen.

„Oder besser guten Morgen!“ entgegnete Benedict lachend. „Schlaf wohl! Und wenn Dich morgen Bernhard besucht, so frag ihn aufs Gewissen — —“

„Ach ja!“ flüsterte Aurora und trocknete sich eine Thräne ab. Darauf reichte sie dem Vater die Hand und schlich mit gesenktem Haupte davon. Benedict klapperte laut mit den Zähnen und warf sich halb angekleidet ins Bett.

„Das ist heute nicht auszuhalten!“ schalt am Morgen darauf Benedict's Stubenmädchen und sprang, einen Staubwedel in der Hand, mit welchem sie so eben Tische und Stuhle zu säubern in Begriff war, nach der äußern Thüe. „Das Laufen nimmt kein Ende; jede Minute klingelt Einer, und dabei soll man seine Arbeit verrichten! Wenn's nur was Hübsches wär, aber so — nun, wer ist denn wieder da?“

„Ist Herr Rosenhain zu Hause?“ war die geschmeidige Erwiederung.

„Zeitig ausgegangen,“ antwortete das Mädchen schnippisch, „und wird wahrscheinlich vor Tische nicht wieder kommen!“

„Bitte, meine Liebe, geben Sie doch, bitte, dieses Brieschen an ihn ab. Aber vergessen Sie's nicht, bitte, hören Sie?“

„Ja doch!“

Kaum war die Thüre wieder, unsanft genug, ins Schloß gefallen, als sie Lisette von neuem öffnen mußte. Diesmal rief eine bekannte Stimme: „Mach' auf, Lisettchen! Ich bin's." — Hurtig ließ sie den neuen Besuch ein, aus dessen Hand schon manches gute Trinkgeld in ihre Tasche geflossen.

„Ergebene Dienerin, Herr Doctor!"

„Ist Aurora da?"

„Freilich, freilich, und allein. Herr Rosenhain sitzt schon anderthalb Stunden am Schreibtische und ist mit Briefen vollauf beschäftigt. Ich muß ihn diesen Morgen vor Jedermann verleugnen, außer vor Ihnen, hat er mir ausdrücklich aufgetragen!"

„Nun, so verleugne mich dafür vor ihm. Ich habe nicht Lust zu seiner Unterhaltung. Uebermorgen ist ja ohnedies große Gesellschaft hier —"

„Die mir," seufzte die Zofe, „in der Regel blutwenig einträgt. Man sollt' es nicht glauben, daß die vielen schönen, jungen, geputzten Herren so geizig wären. Selten bekomm' ich mehr, als eine „gute Nacht!" von Einem, und wie oft hab' ich ihnen schon das Licht vorgetragen. Ich bin doch einmal auf die Trinkgelder angewiesen und wenn man seine Rechnung darnach einrichtet, so — "

— „So ist das sehr traurig!" setzte Bernhard fort. „Mich rechnest Du doch zu den Ausnahmen, Lisette?"

„Ei, das versteht sich!" entgegnete sie mit einem tiefen Knix, als Bernhard seinen Beutel zog.

„Sag' nur Niemandem davon!" bedeutete ihr der Freigebige „ich habe meine Ursachen. Hier nimm und schweig! und laß mich jetzt zu Auroren!"

„In der grünen Stube!" rief ihm Lisette nach und wollte an ihre Arbeit zurückkehren. Da klingelte es wieder. „Ja wenn lauter solche Herrn kämen, wie der Herr Doctor!" sprach sie, die Nase rümpfend. „Wird wohl wieder nichts sein!" Zögernd ging sie nach der Thür. „Ist Herr Rosenhain zu Hause?" ertönnte es abermals. „Zeitig ausgegangen!" antwortete Lisette mit lachendem Munde, da dieselbe oft gehörte Frage an sie gerichtet wurde und setzte, ohne eine neue abzuwarten, sogleich hinzu: „Haben Sie vielleicht einen Brief abzugeben?"

„Ja, mein liebes Kind, aber vergiß nicht, ihn bald zu bestellen!"

„Nein doch!" erwiederte sie kurz und warf die Thür hinter sich zu. Sie sah ihre Leute an. Die grämlichen Philistergesichter behandelte sie mit kammerjungfräulicher Impertinenz, die meisten Salonherren kalt, und für wenige Bevorzugte nur, die ihr beim Hinunterleuchten eine doppeltklingende gute Nacht boten, war sie die Höflichkeit und Freundlichkeit selbst. Von diesen ließ sie sich auch die Wangen streicheln ohne ein Zeichen der Mißbilligung, wie leicht sie auch sonst jede männliche Annäherung für ein Attentat auf ihre Tugend hielt. Mit zwei Briefen — sie hatte diesen Morgen schon wenigstens vier Mal so viel besorgt — eilte sie in das Zimmer des Herrn, der ihr mit einem Seufzer entgegenkam und wehmüthig fragte: „Wieder Briefe?" Lisette parodirte seinen Seufzer und antwortete: „Ja!" — „Ist Herr Bernhard nicht dagewesen?" rief er ihr nach, als sie sich entfernen wollte. „Bis jetzt noch nicht!" entgegnete sie keck und schlüpfte, um einer Verlegenheit zu entgehen, schnell hinweg.

Benedict legte das Empfangene bei Seite und setzte sich wieder. Vor ihm lagen wenigstens zwanzig frischgeschriebene offene Briefe, die er abgefaßt hatte, und die sämmtlich ein und dasselbe Thema enthielten: „Ich bin so frei, verehrtester Herr und Freund, Ihnen Ihre kleine Rechnung zu übersenden, um deren möglichst baldige Berichtigung ich sie ergebenst ersuche. Ich hoffe, daß Sie meine freundliche Bitte nicht übel deuten werden, da u. s. w. u. s. w." — Nach der kleinen Unterbrechung durch Lisetten nahm er aufs neue die Feder zur Hand, um die letzte angefangene Rechnung zu beendigen.

— „Ein brauner Tuchrock nebst aller
Zuthat . . . . 20 Thlr.
Ein Paar schwarze Beinkleider nebst Zuthat . 8 —
Laut alter Rechnung . . . . 40 —
Summa u. s. w."

„So!" rief Rosenhain, warf die Feder hinweg, als ob er ein Todesurtheil unterschrieben hätte, und schnellte nach alter Gewohnheit die Beine kreuzweis auf. „Nun denn, Verderben, habe deinen Gang!" — Nachdem er einige Male in der Stube auf und nieder gegangen, zündete er an seiner höchst eleganten Feuermaschine ein Wachslicht an, siegelte die Briefe mit einem Petschaft, in das eine Lyra eingegraben war, versah sie dann mit Adressen, schüttete Goldsand darüber, schob das Ganze in ein Packetchen zusammen und schellte. Das Nebengemach spie den Lehrjungen aus. „Was befehlen der Meister?" fragte der ungefähr neunzehnjährige winddürre Knabe mit einer näselnden Stimme, indem er eine Stellung annahm, als wolle er sich Jemanden aufhocken lassen. „Zieh Deinen Sonntagsrock an, binde Deine Cravatte um, aber schnell, und trage mir diese Briefe fort!" commandirte Rosenhain.

„Schön, Meister!"

„Lies genau die Adressen, daß Du sie nicht verwechselst!"

„Schön, Meister!"

„Sei höflich beim Uebergeben!"

„Schön, Meister!"

„Und gewöhne Dir mannichfaltigere Redensarten an. Wenn Du drei Mal hinter einander: „Schön, Meister!" sagst, so ist das recht schön, aber ermüdend — ermüdend, sag' ich!"

„Ermüdend, Meister, schön!"

Während der große Junge wieder fortsprang, rief ihm Benedict pathetisch nach: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!" — Darauf erbrach er einige der empfangenen Briefe, fand in jedem eine Schuldmahnung und legte sie unbefriedigt bei Seite. „O, Gemeinheit der Welt!" Diese Worte schwebten ihm schon auf der Lippe, doch er sprach sie nicht aus, weil er so eben auch eine ähnliche Weltgemeinheit sich hatte zu Schulden kommen lassen. Und noch dazu waren es seine Freunde, bei denen er seine Forderungen geltend machte! Das fiel ihm wieder ein und quälte ihn nicht wenig, es fehlte nicht viel, so hätte er den beauftragten Lehrjungen zurückgerufen; aber der Schicksalsruf der eisernen Nothwendigkeit: „Ich brauche Geld!" sprach stärker und gebieterischer, als seine zartgefühlte Bedenklichkeit. Als er an das Fenster trat, eilte der dienende Geist die Straße hinunter, ein Liedchen pfeifend. „Er pfeift, wie die Vöglein in den Zweigen, frei und sorglos!" seufzte Rosenhain vor sich hin. „Er kennt noch nicht die Bekümmernisse des Lebens. O, daß das abscheuliche Geld doch die Welt regiert!"

Lange blieb er, ein grübelnder Hamlet, in tiefen Gedanken stehen und suchte nach einer That, durch welche er sich wieder emporhelfen könne.

„Der Schatz! der Schatz!" begann er endlich leise. „Wenn ich den Schatz heben könnte — das ist eine große Idee! Wenn ich die Geister selbst mir unterthänig machen könnte, daß sie mir den Ort zeigten, wo das Gold aufgehäuft liegt, eitel und unbenutzt! — Wüßte ich nur, welche Bedingungen dabei zu erfüllen sind? Ich habe Muth, ich werde mich doch wohl nicht mehr fürchten, als ein Anderer. Ich habe Geister gedichtet, so will ich auch den Anblick der wirklichen ertragen!"

Nach diesen Worten nahm er den geheimnißvollen Brief an Bernhard aus der Brusttasche und las ihn, obwohl er ihn bald auswendig konnte, nochmals durch. Lisette kam und brachte ihm das Frühstück.

„Lisette!" sprach er, indem er die Tasse mit Fleischbrühe an den Mund setzte, „Lisette, verflucht, die Bouillon ist teufelsmäßig heiß, ich habe mir die Lippen verbrannt!" setzte er zurückfahrend hinzu. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Dumas über deutsche Literatur.]

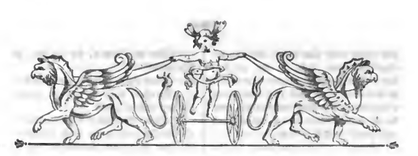
Alexander Dumas hat nun unsere Stadt verlassen. Er wohnte vergangene Woche einer Vorstellung der Griseldis bei. Dumas sagte über dieses Stück, daß es ihm ganz gefiele, wenn der erste Act abgeschnitten werden könnte, damit die Griseldis nicht die einzige wäre, die in einer Täuschung lebt. Es wäre dies wider alle Regeln der Aesthetik, das Publicum eine falsche Tragödie mitspielen zu lassen, ohne daß es durch die Wahrheit im fünften Act im geringsten überrascht würde. Der Dichter scheint dies selbst gefühlt zu haben, und motivirt die unerwartete Entwickelung durch die Entsagung, dies aber entschädigt nicht für die humoristische Qual, und er hätte leicht das Stück so einrichten können, daß der Zuschauer selbst Schritt vor Schritt mit der Griseldis gepeinigt werde. Das Verhältniß des Weibes zum Percival ist übrigens kein freies, doch dem Zeitalter angemessen. Trotz diesem Allem erfreute sich Dumas dieses Stückes und wünschte sich, einen solchen Stoff je behandelt zu haben. Dumas ist weit besser mit den Verhältnissen der neuesten Literatur in Deutschland bekannt, als man Anfangs glauben sollte. Er kennt Grillparzer, Raupach, Halm, und nun kennt er auch Grabbe's Dichtungen und ein Stück von H. Marggraff. Raupach, sagte er, wäre der deutsche Anzelot, Grillparzer hätte einen herrlichen Styl und seine Ahnfrau hatt. er für „echt dramatisch", wenn nur eine solche Reihenfolge darauf gekommen wäre, damit sie eine Epoche ausmachten. Von der deutschen Kritik will er gar nichts wissen; la critique désorganise, la poesie organise, sagte er, und wenn Deutschland seit Schiller und Goethe keinen dramatischen Dichter mehr gezeugt hat, der Gestalten schuf, so sei die Kritik mehr Schuld daran, als man glauben möchte. Die Kritik müsse das Schöne, nicht das Schlechte herausfuchen, und wenn nun auch in einem Stücke wie Griseldis bedeutende Fehler seien, so müsse man bedenken, daß noch weit größere Schönheiten darin wären. Man hatte ihm dieses Drama ebenfalls übersetzt. Unterdessen erfreute er sich an dem Spiel der Lindner und Weidner's und verließ überhaupt ungern Frankfurt, besonders da er oft zur Erholung von seinen Arbeiten auf den Gütern des Herrn von Rothschild jagte. —

Notiz.

[Biernatzki.]

Von dem Pastor Biernatzki, dem Verf. der Hallig, einer Novelle, welche 1837 erschien und bereits ins Englische und Holländische übersetzt worden ist, erscheint zu Neujahr eine neue Novelle unter dem Titel: „Der braune Knabe, oder die Gemeinde in der Zerstreuung."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 200. — den 12. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Das Mädchen verbiß mit Mühe das Lachen. „Geh nur!“ befahl Benedict ärgerlich, „ich brauche Dich nicht länger.“ Der Trank hatte ihm die Frage von den Lippen gebrannt: „Ob sie eine nähere Kenntniß von Wünschelruthen und deren Erlangung habe?“ Denn er wußte, daß Lisettens Vater ein armer Bergmann, und daß Leuten dieser Art dergleichen geheimes Wunderwesen nicht fremd sei. „Nein, es ist gut, daß ich mich nicht entdeckt habe. Man muß das dienende Personal nicht die Karten ahnen lassen!“ fuhr er fort, nachdem sich das Stubenmädchen kichernd hinwegbegeben hatte. „Aber Bernhard, wenn er wollte, konnte mir auf alle Fälle helfen, und da er meiner Einwilligung in eine Verbindung mit Auroren bedarf, so wird er klug genug sein, den künftigen Schwiegervater nicht im Stiche zu lassen!“

Wie gerufen trat jetzt Bernhard selbst in das Zimmer.

„Ach, welch' ein glückliches Zeichen!“ rief Benedict mit frohem und zugleich prüfendem Gesicht. „Eben dacht' ich an Sie!“

„Ich fühle mich sehr geschmeichelt! Wie befinden Sie sich?“

„So so! Ich habe in den letzten Nächten nicht viel geschlafen und bin ein wenig angegriffen!“

„Sie haben wahrscheinlich an einem bedeutenden Werke gearbeitet?“

„Beendigt. Ein Trauerspiel, welches ich nächstens unsern literarischen Freunden mittheilen werde. Sieben Aufzüge, außer dem Vor- und Nachspiele!“

„Dann werden Sie einen langen Athem nöthig haben.“

„Das Vorlesen strengt mich nicht an, sobald ich begeistert bin!“

„Recht. Die Begeisterung gleicht Alles aus. Nur die Prosa des Lebens drückt!“

„Ja wohl, die Prosa drückt!“

„Aber Männer, wie Sie, werfen die Last ab — das Irdische hat keine Gewalt über Sie!“ —

„Ja, aber — “

„A propos, bester Herr Rosenhain! Ich höre eben, daß — Sie erinnern mich daran, da ich diese Briefe auf Ihrem Tische sehe — “

„Kleinigkeiten — Geschäftssachen —“

„Daß Sie auch an mich einen Brief — “

Ein großer, lauter Seufzer Rosenhain's unterbrach den Sprechenden. Benedict trat einige Schritte rückwärts und schien erst in diesem Augenblicke daran zu denken, welche mystische Person er vor sich habe. Erbleichend maß er ihn vom Kopf zum Fuß — das Gefühl der vergangenen Nacht, das dem Morgen gewichen war, wurde wieder lebendig in seiner Seele, und scheu und langsam in die Tasche greifend, zog er das verhängnißvolle Papier hervor, das er dem vor ihm Stehenden bebend entgegenhielt. Das unbefangene Lächeln Bernhard's gab ihm indessen seinen Muth wieder, so daß er gefaßt sprach: „Sie werden im Stande sein, diese Räthsel aufzuklären!“

Bernhard griff hastig nach dem Briefe und las begierig. Als er zu Ende war, steckte er ihn zu sich, schnippte ein Dutzend Mal mit den Fingern, wie Einer, der irgend Etwas sonderbar findet und noch nicht recht weiß, woran er eigentlich ist, ging unruhig hin und her, fuhr sich in die Haare, nagte an den Nägeln und brach zuletzt in ein lautes Gelächter aus.

„Sie können lachen?“ fragte verwundert der erwartungsvolle Schneider.

„Ist das etwa nicht lächerlich,“ erwiederte Bernhard, daß Copien von wirklichen Original-Menschen sich während der tiefen Nacht in die Schlafzimmer junger Damen begeben und sie Briefe zu bestellen bitten?“

„Höchst lächerlich!“ versetzte Rosenhain mit einer Grimasse, die seine Worte Lügen strafte.

„Und ist es nicht lächerlich,“ sprach Jener weiter, „daß Wesen solcher Art, ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll, Briefe in diesem Style schreiben? Sollte man nicht meinen, daß irgend ein Herausgeber eines schlechten Briefstellers von bösen Mächten verdammt worden sei, nach seinem Tode in der Nacht umzugehen und Musterbriefe der Verrücktheit unter die Leute zu vertheilen?“

„Wohl, wohl! Aber wie kommt der Schreiber dazu, Ihre Gestalt anzunehmen?“

Bernhard schwieg einige Augenblicke, darauf, seinen Schwiegervater in spe scharf betrachtend, sprach er gedehnt: „Das könnt' ich Ihnen sagen, wenn —“

„Wenn ich schweigen will?“ erwiederte Benedict schnell. „Wie das Grab, auf mein Ehrenwort!“

„Nein, wenn — — schon Zeit dazu wäre! Sie müßten sich denn entschließen können, in der Nacht nach Walpurgis mit mir zu gehen und —“

„Und den Schatz —“

„Das ist ja Nebensache! Aber vielleicht wären Sie im Stande, sowohl meinen Doppelgänger, als auch den sogenannten Meister, von dem in diesem Briefe die Rede ist, und der Sie, ich weiß nicht, woher? schon kennt, auf ewig zu bannen und aus dem Wege zu räumen!“

„Mord?!“

„Es ist ja von Geistern die Rede.“

„Ja so. Aber der Schatz! Wie viel mag er betragen? Und wo? wie?“

„Dringen Sie jetzt nicht mit Fragen in mich. Noch muß ich Ihnen meine nähern Erklärungen zurückhalten. Das will Ueberlegung und ich möchte mich nicht gern übereilen. — Haben Sie einmal von dem Rothmantel gehört?“

„Der die Armen, die in sein Bereich geriethen, kahl schor?“

„Ganz recht! Nun, morgen oder bald ein Mehreres!“

Bernhard brach ab und der Schneider kam wieder auf den Schatz zurück.

„Thun Sie doch,“ rief Bernhard etwas ungeduldig, als ob Sie nicht ferner leben könnten ohne den Schatz! Sie, ein Mann von Vermögen, von Geist —“

„Von Geist, zugegeben! Aber was das Vermögen betrifft, so —“

„So verhehlen dieses gewöhnlich alle bemittelte Leute! Und Sie vollends sprechen höchst ungern von so gemeinen, materiellen Gegenständen! Nicht?“

Benedict kratzte sich verlegen und mißmuthig in den Haaren. Mehrere Male setzte er zum Sprechen an und konnte nicht den rechten Anfang finden. Wie spielend, ließ er die Legion von Mahnbriefen durch die abgemagerten Finger laufen, nahm dann einen davon aus der Masse, entfaltete ihn, zog die Augenbrauen unter schwerem Athemschöpfen nieder und reichte denselben mit einer entschiedenen Armbewegung seinem Besucher. Dieser las, lächelte, warf das Blatt verächtlich wieder auf den Tisch und sprach: „Ja, bester Herr Benedict, das muß Männer Ihres Werthes freilich verstimmen!“

„Und hier, und hier und da!“ brach Rosenhain los und fiel über die Briefe her, als wollte er sie verschlingen. „Lauter Inconvenienzen derselben Art! So geht's jetzt täglich, ich möchte an den Wänden hinanlaufen!“

„Ordinair!“ versetzte Bernhard ruhig. „Aber Sie werden sich rächen.“

„Wir mir, so Die! Meine Geduld ist zu Ende. Ich habe heute Erinnerungen an alle meine Schuldner ergehen lassen und ihnen die Rechnungen zugesendet!“

„Ei, das hätten Sie unterlassen sollen! Sie werden unsere besten Köpfe vor den Kopf stoßen? Ich sehe hierbei keinen Zweck!“

„Keinen Zweck? Brauch' ich nicht mein Geld? Oder wollen Sie mir vorschießen?“

„Ich? Omnia mea mecum porto!“ Lachend griff er in die Tasche und wiegte ein paar Kupfermünzen in der Hand. „Hier sind meine Schätze!“

„Schätze! — O, bester Freund, es wäre doch schön, wenn jener Schatz,“ hub Benedict von neuem vertraulich an, aber mit lautem Gelächter unterbrach ihn Bernhard. „Guter Herr Rosenhain, Sie sind heute in ganz vortrefflicher Laune!“ sagte er. „Aber Sie machen mir nicht bange. Wär' es nicht wegen einer theuern Per-

fon, so würde ich die Lehrerstelle gar nicht annehmen, die ich nächstens zu erhalten hoffe, und in meiner glücklichen Armuth bleiben mein Lebelang. Sie dagegen können den Reichthum gebrauchen, denn Sie sind dazu geschaffen, Planeten um die Sonne Ihres Geistes zu versammeln! Ich nehme mit einer untergeordneten Rolle vorlieb."

Bernhard nahm den Hut, um sich zu empfehlen.

„Noch ein Wort!" rief Rosenhain halb unwillig, halb bittend. Lachend klinkte jener die Thür auf: „Nein, nein, ich ergebe mich heute nicht. Habe die Ehre, mich zu empfehlen! Ueber die Briefangelegenheit spreche ich noch mit Ihnen. Und übermorgen ist Salontag, nicht? So seh' ich Sie wenigstens übermorgen wieder. Très-humble serviteur!"

Mit einer tiefen Verbeugung entfernte er sich. Als ob er Bauchgrimmen hätte, stürzte Rosenhain in einen Stuhl und warf sich her und hin vor unaussprechlichem Aerger. Es dauerte lange, ehe er sich in Worten Luft machen konnte. „Dieser Mensch," rief er endlich und große Thränentropfen hingen an seinen weißblonden Wimpern, „dieser Mensch ist der einzige, dem ich mich füglich entdecken kann und gerade dieser Einzige gleitet mir wie ein Aal unter den Fingern hinweg und will mich nicht verstehen. Ja, da ich in Noth gerathe, wird mich Alles verlassen. Wie schlechtes Tuch, wird Keiner von denen, die sich meine Freunde nennen, Stich halten. O, es ist ein wahres Wort, daß die Dichter unglücklich sind!"

In Thränen zerfließend, legte er sein Haupt auf den Tisch. „Sie werden mich aus dem Hause treiben, die unbarmherzigen Gläubiger," wimmerte er, „ein Bettler werd' ich irren durch die wüste Welt. Lorbeerbaum und Bettelstab, ihr werdet auch mein Loos sein! Dann kann man aus mir ein Trauerspiel machen, und die Leute werden weinen und wehklagen um den armen heruntergekommenen Johann Georg Benedict Rosenhain! — Wenn ich nur zu keinem Schneider verdammt wäre! Wer bürgt mir dafür, daß eine schlechte Poetenseele Spottlieder auf mich macht und sie auf Messen und Jahrmärkten verkaufen läßt?"

Gegen sich selbst wüthend, schlug er zu wiederholten Malen die Stirn gegen die Tischplatte und zerzauste seine spärlichen Haare. Er warf das Tintenglas um, und bemerkte es nicht, so sehr war er mit seinem Kummer beschäftigt. Als er an die übermorgende ästhetische Versammlung dachte, nahm er sich vor, ein Menschenfeind zu werden, falls man ihm nicht die rückständigen Rechnungen bezahlte. „Ein neuer Timon von Athen," knirschte er, „will ich sie mit Wasser tractiren!" — Armer Rosenhain, das hast du ja schon längst gethan und sie haben dich doch nicht bezahlt! — Und immer häufiger flossen seine Thränen und der trostlose Refrain seiner Worte war: „O, wenn ich nur kein Schneider wäre! Das hat mich allein so weit gebracht!" Da wurde es auf einmal laut in der Werkstätte, der Altgesell stimmte eine Melodie an, die übrigen fielen ein und zu Benedict's Ohren drangen die wohlbekannten Klänge:

„Vor allen Gilden lobt und preist
Die edle Schneidergilde!"

„Das ist Wermuth!" dachte Hamlet Rosenhain, der schmerzenvolle Schneidermeister. Dießmal tönte ihm der Gesang wie eine bittere Verhöhnung. Grimmig sprang er in die Höhe und riß die Thür zur Werkstätte auf. „Still! Ich befehl's!" schrie er und trat mit heldenmäßiger Stellung, hochaufgerichtet, vor die Gesellen. Aber ach! anstatt ihnen zu imponiren, verbreitete er eine allgemeine Heiterkeit. Jeder biß sich auf die Lippen, um nicht laut zu lachen. Ergrimmt schritt Rosenhain ihnen weiter entgegen. — „Meister!" sprach der Altgeselle und sprang von seinem Sitz herunter, „Sie sind schwarz!"

„Schwarz? Betrunken?" stöhnte Benedict, „o Du Verläumder! Ich habe kaum zwei Schlucke Fleischbrühe genossen und mir noch dazu die Lippen verbrannt!" In diesem Augenblicke stand er vor dem Spiegel und sah zufällig hinein. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihm, und die Versammlung, die sich nicht mehr mäßigen konnte, brach in ein wieherndes Gelächter aus. Benedict hatte beim Umwerfen des Tintenglases sich das Gesicht über und über bespritzt. Mit der schwarzen Flüssigkeit hatten sich seine Thränen vermischt und seine Hände waren die Pinsel gewesen, mit denen er sein Gesicht marmorartig angestrichen. Nimmt man dazu noch die verwirrten Haare und die rothgeweinten Augen, so wird man zugeben, daß unser armer Schneider einem Teufel nicht unähnlich war. „Teufel!" dies war auch wirklich das Wort, mit welchem er aus der Werkstätte stürzte, die Thür hinter sich zuwerfend, um seine Gräuelgestalt für sich allein zu haben. Vergebens rief ihm der Altgeselle nach: „Meister: Es fehlt auch an blauem und grünem Tuche!" Rosenhain sah und hörte nicht und rannte wie ein Besessener in sein Schlafgemach, um sich im Waschbecken wieder zu einem Menschen umzutaufen. —

Während dies geschah, schlich sich Bernhard aus dem Stübchen seiner geliebten Aurora nach der äußern Thür. Aurora begleitete ihn bis zur Treppe. Dort

hängte sie sich noch einmal an seinen Hals, als wollte sie sich von seiner wirklichen und wahren Existenz überzeugen. Bernhard küßte ihr die reizende Stufenleiter von Stirn, Augen und Mund, die sie willig bot, und so lagen sich die Liebenden lange in den Armen. Lisette bewegte warnend ein wenig die Klingel, daß Aurora erschrocken emporfuhr und ihren Liebsten scherzend von sich trieb, ohne ihn loszulassen. „Geh, geh!" sprach sie lächelnd. „Wenn Du in dieser Gestalt zu mir kommst, seh ich Dich immer gern!"

Bernhard lachte.

„Ach lache nicht!" fuhr sie fort. „Es ist nicht zum Lachen, seine Geliebte so zu ängstigen. Denn, so lange Du mir nicht sagst, wie es mit der Erscheinung eigentlich zugegangen, will ich glauben, Du habest sie veranstaltet. Lieber! Bester! — Bitte, sage mir's!"

„Ein andermal, Liebchen!"

„Was meinte der Vater?"

„Er schwärmte von Schätzen!"

Aurora seufzte tief. Wahrscheinlich ahnete sie theils die prekären Verhältnisse ihres Vaters, theils mochte sie große Sorge um seinen Verstand tragen.

„Wenn Du ihn nur von seinem leidigen Dichten, besonders bei Nacht, abbringen könntest!" bat sie schmeichelnd.

„Alles will seine Zeit!" entgegnete Bernhard mit gewichtiger und geheimnißvoller Miene.

„Ach! Du bist unausstehlich mit Deinen immer ausweichenden Antworten!" schmollte Jene und bückte zur Erde. „Und ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß ich aus Dir noch gar nicht recht klug werde. — Vollends nun der abscheuliche Doppelgänger, der quält mich entsetzlich!" fügte sie schmerzlich hinzu.

„Laß, mein gutes Kind!" beruhigte Bernhard, „fühlst Du meine warmen Lippen, so denke nicht an kalte Geister!"

„Ja! aber wer steht mir denn dafür, daß Du, oder vielmehr Dein Bild, Deine Copie, Dein Schatten, oder wie ich das Ding nennen soll, mich nicht abermals bei Nacht überfällt und —"

„Nein, nein! — Bis Walpurgis kannst Du ganz außer Sorge sein, Aurora!"

Sie war in ernstes, stilles Sinnen versunken, während dessen sie mit einem Zipfel ihres Tändelschürzchens spielte. Nach und nach erheiterte sich ihr Gesicht, dann fing es an zu lächeln und zuletzt schlug sie die Augen zu Bernhard auf und tastete mit ihrem kleinen Zeigefinger auf seiner Oberlippe herum. Der Geliebte fragte, was sie vorhabe? Sie schüttelte das Haupt, und als er die Frage wiederholt hatte, sprach sie endlich: „Etwas hat mir doch an Deinem Afterbilde nicht ganz übel gefallen. —"

„Und was wäre das?"

„Das Schnurrbärtchen!"

„Damals trug ich eins!" lachte Bernhard; „ich war noch nicht Philister, wie wir Studenten zu sagen pflegten, ich hielt noch um keine Lehrerstelle an und —"

In diesem Augenblicke kam Jemand die Treppe herauf. „Schnell fort, schnell!" flüsterte das Mädchen, gab dem Geliebten noch einen Kuß und war verschwunden. Bernhard ging langsam die Stiegen hinab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

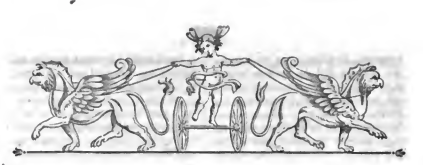
[Leipziger Eisenbahn.]

Seit dem 16. Septbr. ist die Bahn von Leipzig aus bis Dahlen, von Dresden aus bis Oberau fahrbar. Noch im Laufe des October wird man von Leipzig bis Riesa, noch 3 M. weiter, fahren können, so daß dann nur noch 2¼ M. fehlen, um sämmtliche 13 Meilen auf der Bahn zurückzulegen. Ob das Elbdampfboot gleich eingreifen und von Dresden bis Riesa communiciren werde, ist ungewiß; in diesem Fall würde man noch im Lauf des October bis Dresden mit Dampf fahren, theils zu Lande, theils zu Wasser. Die Einnahme während der Messe belief sich für beide Fahrstrecken zusammengenommen täglich auf fast 1000 Thlr.

[Robert der Teufel in Lissabon.]

Ein Correspondent der L. A. Z. berichtet über die Pracht, mit der Meyerbeer's Oper in Lissabon gegeben wird; 30,000 Thlr. wurden auf Decorationen und Garderobe verwandt, denn der stolze Portugiese verschmäht allen theatralischen Flitterland, und will, als wär' er noch Herr von Indien und Brasilien, nur echte Goldstickereien, Sammet und Seide vom feinsten Stoffe sehen. — Ist der Streit der Parteien in Portugal schon beendet, sind die Lebensfragen beantwortet, ist der Boden sicher, will die Kunst wieder Blüthen treiben? — Mit nichten. Alles ist nur erschlafft, lebensmüde, und was hier Kunst heißt, ist nur geschminkte Lüge. Auch an andern Orten übertüncht sich das Zeitalter mit erlogner Pracht, und wirft eine gleißnerische Decke über die Wunden der hülfsbedürftigen Menschheit. Das Publicum applaudirt, aber es besinnt sich später und der Ernst, der mit bleichen Wangen still zurücktritt, sammelt sich langsam, aber desto sicherer. Ein Zeitalter läßt sich hinhalten, aber die Menschheit selbst läßt sich nicht belügen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 201. —— den 13. October 1838.

Redacteur: Dr. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Seydelmann auf der leipziger Bühne.

„So recht ein Talent für die Berliner!“ sagte mir Jemand, nachdem er Seydelmann als Shylock gesehen, „durch und durch raffinirter Verstand, sein ganzes Spiel eine Mosaik von berechneten Coups, jede seiner Rollen, ja jede seiner Scenen Resultat eines consequenten, bewundernswerthen Studiums, aber der ganze Mann eine geistvolle, pointenreiche Rechenmaschine.“ — Hier muß jedoch erinnert werden, daß Seydelmann weder seine Kunst, noch ausschließlich seinen Ruhm den Berlinern verdankt. Seydelmann ging, ich glaube, schon ganz fertig nach Berlin, er hatte in Süddeutschland bereits seine Lorbeern geerntet, er war sogar als derjenige schon gefeiert, von dem eine Regeneration der deutschen Bühne zu gewärtigen stände. Seydelmann wird überall beschäftigen, hinreißen selten, aber überall fesseln, und wo man einer ganzen Reihe seiner Darstellungen folgt, schließlich doch zur Bewunderung nöthigen. Dieser großartige Calcül des Verstandes, der allerdings bei ihm vorherrschend waltet, muß als ein in jetziger Zeit des deutschen Schauspiels höchst merkwürdiges Phänomen Staunen erregen. Um so mehr, da sich in Seydelmann's Naturell hartnäckige Hindernisse verrathen, die auch die sorgfältigste Kunst nicht völlig beseitigt, und die der Zuschauer selbst erst am Künstler zu überwinden hat, um den ideellen Werth seines Spieles zu fassen. Er ist zwar kein Demosthenes, der Kieselsteine in den Mund steckte, um sein anstoßendes Organ zur Geläufigkeit zu zwingen, und sich an die Brandung des Meeres stellte, um seine lahme Stimme in diesem Kampfe mit dem tobenden Elemente zu üben; aber der Schwierigkeiten sind genug, mit denen Seydelmann zu ringen hatte und noch hat. Seine schwere, dicke Zunge verwechselt die Consonanten r und l, s und sch; im stärksten Affect zerbricht ihm oft der Laut der Stimme, und was schmetternd wirken soll, wird blos stechend und spitz. Ein denkender Künstler weiß jedoch nicht selten selbst die Schwächen seiner Eigenthümlichkeit wirksam zu machen und effectreich auszubilden. Man denke an Devrient's zitternde Stimme, wie ergreifend klang sein zerbrochenes Organ im tragischen Schmerz! Einem denkenden Schauspieler werden die Mängel des Naturells auch zum Gewinn. Seydelmann könnte den Mephistopheles nicht besser sprechen, als mit dieser bleischweren Zunge, die er von der Natur erhielt, es ist, als hätt' er den Pferdefuß in der Kehle, als habe der Teufel selbst ihm die Zunge so schwer gelöthet, um diese schnarrenden, schleifenden Töne hervorzubringen, in denen sich der Hohn der Hölle dehnt und reckt. Auch zu komischen Wirkungen läßt sich die Eigenthümlichkeit seiner Naturmängel mit Glück verwenden; ich erinnere nur an Vatel, den französischen Kochkünstler mit der störrisch eingebildeten Seele, sein brüsques Französisch und sein stolperndes Deutsch würden sich ohne Wahlverwandtschaft im Organ nur schwer erkünsteln lassen. Auch wenn er die alte Majestät von Preußen gibt, findet sich sein Naturell in seinen Hindernissen eher unterstützt als benachtheiligt. In andern Erscheinungen, als Carlos im Clavigo, wo die rednerische

Virtuosität des Hofmanns, als Nathan, wo die patriarchalische Milde der Toleranz Sprache gewinnt, kommt seine Stimme so in Fluß, daß wir hier die Ueberwindung des Naturells durch Kunst und Beherrschung der Mittel rühmen müssen.

Um an einzelnen Leistungen Seydelmann's Spiel zu bezeichnen, so heb' ich nochmals den Shylock hervor. Von dieser Leistung schien man in Berlin am meisten ergriffen, selbst ein speculativer Philosoph schrieb Aufsätze darüber und suchte in einer Parallele zwischen Devrient und Seydelmann das Wesen des Shakspeare'schen Charakters zu erläutern. So wie mir Devrient noch vor der Seele steht, kann ich nicht umhin, seinen Shylock für den einzig wahren zu halten, danach beurtheilt nämlich, wie ihn der Dichter will. Ob andere Seiten in ihm liegen, die consequent herausgearbeitet eine ganz andere Charakterfärbung und auf der Bühne eine effectreiche Figur gestatten, bleibt Sache des Komödiantenthums. Hier kommt es darauf an, zu wissen, was die Dichtung in diesem Shylock will. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Shakspeare'sche Charakter beinahe die Schranken des Lustspiels durchbricht und in das Nachtgebiet der Tragödie einschreitet. Der fünfte Act, den die Leute für überflüssig halten, ist eben nur dazu gemacht, damit die gestörte Komödie wieder aufathmen kann und in Musik und Liebesspiel den finstern Ernst des Lebens verscheucht. Freilich ist die Katastrophe vor Gericht nie ganz in furchtbarem Ernste hingestellt, das zuckende Messer schreckt uns nicht, das Unheil schwebt nur drohend auf der Spitze, es hängt am Haarseil, aber wir wissen, dies Haarseil zerreißt dem Dichter nicht, der mit der sichern Hand des Meisters die feingemischten Fäden des Tragikomischen ineinander wirkt. Die Situation bleibt immer fraglich, immer ein Spiel, obwohl ein schreckhaftes. Das Tragische liegt vielmehr in Shylock für sich. Er ist der Vertreter der mißhandelten Pariakaste, er ist ein Rächer für jahrhundertlange Schmach. Als solcher greift er gierig nach dem Moment, der sich ihm bietet, sein „heilig Volk“ zu rächen. Daß er sich im Ziel vergreift, und die Art und Weise, wie ihn der gelehrte Doctor, sein zweiter Daniel, überlistet, ist komisch, aber seine Empörung gegen Druck und Knechtschaft bringt einen tragischen Zug in diesen Märtyrer des Judenthums. So gab ihn Devrient. Er entwickelte die ganze Größe seines Spiels in der Scene, wo er die erlittene Schmach aufzählt und uns für sich gewinnt wie ein Held in der Tragödie. Er selbst macht keine komische Wirkung, und vor Gericht, wo ihn der Spruch des Doctors wie eine Ironie des Schicksals überlistet, wandelt uns ein Hauch von Rührung an. Devrient gab die Majestät des Zornes, den Fanatismus des Judenthums, der nach den Rechten der Menschheit greift; dabei lachte die Tücke wie ein Humor durch seine Stimmung, es lag in seiner Gier nach dem Fleische des Kaufmannes ein witziger Rachedurst, kein überlegter Plan des langsamen Calcüls. So hat es der Dichter gemeint. In Seydelmann's Auffassung und Haltung des Charakters verfällt alles zu sehr in Gemeinheit. Es ist der gemeine Geldjude, der hier schäumt und wüthet, der Knecht des Mammons, der hier seiner Verworfenheit einen Triumph bereiten möchte; wir lachen mithin über die Art und Weise, wie er vor Gericht gedemüthigt wird, nicht der leiseste Zug von Rührung beschleicht uns, denn das, worin wir mit ihm sympathisiren konnten, ist nach Seydelmann's Darstellung des Charakters ziemlich fallen gelassen. Devrient entfaltete mit den Worten: „Er haßt mein heilig Volk!“ die Glorie seines Spiels; Seydelmann weidet sich an der Ausmalerei des Moments: „Ich wollte, meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte die Juwelen im Sarge!“ Nach diesen beiden Endpolen hin liegen die Extreme der verschiedenen Auffassungsweise. Es ist nicht zu läugnen, daß, was Seydelmann im Charakter findet, wirklich darin liegt, aber er findet nicht Alles heraus, nicht das Schöne, nicht die Poesie des Charakters, er nimmt nur die niedere Hälfte, den schlechteren Theil, und spinnt diese Seite mit all' der Virtuosität aus, die ihm als Künstler jedenfalls einen hohen Rang sichert. Dies ist überhaupt seiner Spielart eigen; nicht Laune, sondern Methode ist es an ihm, die Schattenseite des Charakters herauszuheben und zu einem furchtbaren Bilde zu gestalten. Es ist ihm eigen, einen einzelnen Zug aufzugreifen und sich aus ihm eine ganze Gestalt zusammenzustellen. Und dann werden es immer die Schlagschatten sein, die er wie ein Höllenbreugl zu piquanten Effecten verwendet. Die Schrecken der Tragödie sind auch im Stande zu rühren; dies ist der Triumph der Versöhnung mitten im grausen Umsturze alles Wollens und Könnens. Diesen Punct wird Seydelmann in der Tragödie nicht erreichen. Es ist zu bewundern, daß er als Nathan seine weit mehr zu grotesken Wirkungen angelegten Mittel doch stellenweise zur Rührung zu verwenden vermag; es beweist die große Herrschaft, die er über sich selbst hat, über seine Mittel, wie über seine Zwecke. In der Tragödie wird er jedoch nicht leicht bis zu diesem Versöhnungsziele durchdringen; er zeigt, davon abgesehen, daß sein Organ nicht genug biegsame Weichheit hat, keinen

Beruf zum Lear; allen jedoch und den höchsten zu Richard III. Ich weiß nicht, ob er diesen schon spielte; aber hier ist der Boden für seine groteske Charaktermalerei. Sein Franz Moor bezeugt es. Die Darstellung dieser Gestalt ist der Triumph seiner Kunst, sie charakterisirt sein Spiel am glänzendsten. Hier ist lauter Nachtseite, Finsterniß der Seele, Hölle des Geschicks, das diese Geburt so und nicht anders werden ließ. Eine Verwahrlosung menschlicher Formation, aber doch noch Mensch, obschon innerlich Cretin, Verworfenheit, aus Zufall und Absicht zusammengewürfelt, so gibt ihn Seydelmann. Es ist hier keine verschiedenartige Auffassung denkbar, es kommt hier nur auf die Combination des Darstellers an, um ein Scheusal als Mensch zu gestalten, der Calcül des Verstandes muß sich hier erschöpfen, um diese fragliche Möglichkeit dreist und sicher zur Erscheinung zu bringen. Die Entschiedenheit, mit welcher Seydelmann alle seine Charaktere hinstellt, ist nicht minder ein Prüfstein großartigen Talentes, als die erfinderische Kraft, auf ganz neue ungeahnte Weise zu motiviren. In Franz Moor ist ein unendliches Terrain, um der Hölle menschliche Motive abzulauschen, und einen Teufel möglichst erklärlich zu machen. Seydelmann ist stets ein Meister in der Maskirung, in der Draperie seiner Figuren; wo er mit dem Organ nicht ausreichend wirkt, da erreicht er seine Zwecke sicher durch seine Mimik, seine Haltung, sein Gliederspiel; in der Metamorphose seiner Person ist er unerschöpflich. In Bezug auf Franz Moor erinnere ich an seine Gestalt und Gesichtsbildung im ersten Acte; in dieser schlaffen Creatur liegt wie ein Fötus der ganze Missethäter, dieses Aeußere, das die Natur verschuldete, motivirt den ganzen innern Menschen und seine spätern Gräuel. Ich bezweifle, ob Franz Moor jemals vor Seydelmann so fertig schon in der Maske, im äußern Gepräge charakterisirt wurde. Mit neuen scharfsinnig verwegenen Einfällen ist diese seine größte Leistung überaus reich ausgestattet. Ich deute auf die Scene, wo Amalie ihn entlarvt, nachdem er ihr mitgetheilt, Karl habe ihn beschworen, die Geliebte nicht zu verlassen. Er kniet noch vor ihr, das Gefühl der Entkappung seines heuchlerischen Planes hält ihn am Boden fest; mechanisch, um seine Verlegenheit zu maskiren, zerpflückt er eine Rose mit zerrender Hand: dieser Moment ist glänzend in Erfindung und Ausführung. Nicht minder neu, ganz in ungewöhnlicher Haltung, erscheint die Scene im Garten mit Amalien. Seydelmann gibt sie halb betrunken, er kommt eben vom Mahle. Hierdurch enträthselt sich die ruchlose Zudringlichkeit des Schurken in diesem Auftritt, seine ohnmächtige Wuth, seine feige Hinfälligkeit; ein Weib überlistet ihn ja, mißhandelt ihn und treibt ihn zur Flucht. Natürlich ist es die Scene in der Nacht mit Daniel, wo der Künstler die ganze Hölle des Charakters entfaltet; sein Talent steht hier im Brennpunct, wo alle seine Kräfte sich vereinigen, um dies psychologische Nachtstück auszumalen. Die Combination und die Berechnung des tiefsinnigen Verstandes, der Seydelmann auf jeden Schritt seiner Bahn leitet, gränzt hier in ihren Wirkungen an die leuchtende Macht des Genies. Ist aber das wesentliche Kennzeichen des Genies seine belebende, seine beseligende Kraft, so fehlt Seydelmann diese Poesie des Genius. Aus allen seinen Darstellungen, aus den Färbungen seiner Charaktere, wittern wir eine harte, schroffe Weltanschauung, die vielleicht heutzutage jedem Talente inwohnt, und auch der Schauspieler bleibt den Einwirkungen seiner Zeit ausgesetzt. Seydelmann's großartiges Talent gefällt sich in zerstörenden Wirkungen, er schreckt, er geißelt, die Wahrheit seines Spiels erfüllt mit Furcht, er beschäftigt so lange, bis man sich gepeinigt fühlt, eine eigentlich wohlthuende Wirkung erreicht und will sein Spiel nur vorübergehend.

Recht eigentlich wäre nun wohl Mephistopheles der Inbegriff seiner Kunst. Ich läugne nicht das fertige, bewundernswürdig genau ausgeführte Bild, das Seydelmann vom Teufel uns vorführt; allein seine Auffassung ist nicht ganz identisch mit der des Dichters. Seydelmann gibt das personificirte Böse, wie man es sich aus den Urelementen hervorgestiegen vergegenwärtigen könnte, diesen Teufel, wie er aus der Materie zur Person wird, mithin behaftet mit den Schlacken der animalischen Rohheit, gibt Seydelmann. Goethe's Mephisto ist ein civilerer Teufel, er ist moderner Cavalier. Ich abstrahire davon, ob sich diese Seite mit jener Grundnatur des Teufels als Gestalt auf der Bühne vereinigen läßt, ich sehe nur, daß Seydelmann diese geschmeidige Seite des Goethe'schen Dämon's fallen läßt und die andere Seite der Figur lediglich herausstellt. Die Wirkung, die er damit erreicht, ist kolossal und merkwürdig. Besonders glänzend ist seine Scene mit dem Schüler, sein Benehmen mit den alten Weibern, der Hexe und der Martha; Vollendeteres kann man nicht sehen. In andern Stellen klebt seinem Teufel zu sehr die Gemeinheit des Elementarischen an, aus dem er erwächst. Ob sich dies verwischen und der Cavalier im modernen Mephisto retten ließe, sei dem Künstler versuchsweise hiermit als Frage gestellt.

Sehr glückliche historische Porträtirung gibt Seydelmann als alter Fritz, als Karl der Zwölfte, als Lud-

wig der Elfte. Besonders gelingen ihm die beiden letzten, jene hagestolze und jene heuchlerische Majestät, obschon das miserable Stück von Auffenberg (Ludwig in Peronne) die Entfaltung des Charakters nicht so glänzend zuläßt, als es Delavigne in seinem effectreichen Drama möglich macht.

Wir erwarten von Seydelmann noch seine Darstellung Marinelli's, König Philipp's in Don Carlos und Wiederholungen bisheriger Rollen. Wir werden nachholen, wo diese unsere Bemerkungen noch lückenhaft geblieben sein möchten.

Notizen.

[Leipzig vor 50 Jahren.]

Im J. 1787 erschien unter fingirter Verlagsfirma (London bei Dodsley und Compagnie) ein topographisches Werk: „Detlev Prasch, Vertraute Briefe über den politischen und moralischen Zustand von Leipzig." Dem lebenden Geschlechte verdienen diese Briefe zur Vergleichung empfohlen zu werden; hier möge das stehen, was der Verf. über das Schauspiel in Leipzig und den Geschmack des Publicums sagt. „Die erste Stelle (unter den Vergnügungen Leipzigs)," heißt es in dem 17. Briefe, „verdient denn wohl das Schauspiel, für welches man hier leidenschaftlich eingenommen ist, wiewohl es noch zur Herrlichkeit Leipzigs fehlet, ein beständiges Theater zu haben. Vermuthlich werden Sie nicht erwarten, daß ich mich in eine Theaterkritik über die Bondinische Gesellschaft einlasse, welche die Messen über, zuweilen auch den Sommer durch, hier ist; wenn aber diese Gesellschaft auch noch viel schlechter wäre, als sie noch in der Folge werden muß, wenn die besten Mitglieder ihren Abschied zu nehmen fortfahren, so bin ich überzeugt, daß sie hier nichts als Beifall und Ehre zu erwarten hätten; denn ein Schauspieler ist hier an und für sich ein Gegenstand der Verehrung von vielen, die sich drängen in Schauspielergesellschaft zu kommen und sich gratuliren, wenn auch nur der Souffleur ihr Freund ist; der Geschmack der Menge aber ist so leicht zu befriedigen, daß eine Gesellschaft nur das Vorurtheil für sich haben darf, um auch mit der schlechtesten Kost willkommen zu sein. An feingezeichneten Charakterstücken findet man auch hier wenig Belieben; aber wenn das Schauspielhaus von dem Wüthen und Toben halb wahnsinniger Menschen ertönet, wenn Panzer dröhnen, Schwerter klirren, und Haupt- und Staats-Actionen aufgeführet werden, dann ist das Haus voll, und der schlechteste Schauspieler wird dann so derb beklatscht, als es Reinicke wird. — Die Liebe zum Theater ist überhaupt so groß, daß auch die italienische Oper, welche zuweilen hier ist, keinen Mangel an Zuschauern hat — nicht als ob diese Zuschauer italienisch verständen, oder starkes Gefühl für die Musik hätten, sondern weil es etwas zu sehen ist, und man doch über das närrische Zeug lachen kann, das die Leute machen. — Dies ist auch der Grund, warum die elenden Komödiantenbanden, Marktschreier mit Hanswurst, Marionetten u. dgl. Raritäten, die in den Messen vor dem Petersthore ihren Sitz aufgeschlagen haben, nicht blos vom Pöbel, sondern von Herren und Damen, häufig besucht werden, denn so wenig Verstand und Geschmack besitzen denn doch die Leipziger wirklich nicht, daß sie im Ernst an diesen armseligen Possen wahres Vergnügen finden sollten, wenn ich auch zuweilen weit geneigter bin, diese Possen zu sehen und zu entschuldigen, als die Schauspiele, welche von Kindern, Studenten, Kaufdienern rc. aufgeführt werden, und hier so stark im Schwange sind. —"

Wie sieht's nach funfzig Jahren auf der leipziger Messe aus? Die schönen Gasflammen beleuchten das abendliche Gewühl der Vergnügungslustigen. Die böhmischen Harfenmädchen und die baierschen bierschenkenden Kellnerinnen sucht Louis Drucker mit seinem Capellmeister Hirsch und der Bedienung à cheval zu überbieten, aber die lodderige berliner Misère empfiehlt sich nicht. Am meisten beschäftigt die Eisenbahn (bekanntlich bis Dahlen, 5 M. weit); Tausende fahren unablässig auf und ab. Das neue Opernpersonal macht volle Häuser; Seydelmann spielt unter rauschendem Beifall. Auch die musikalische Familie Lewy erfreute sich der Theilnahme. Mendelssohn-Bartholdy hat für die Winterconcerte eine Sängerin aus London gewonnen.

[Die italienische Oper in Paris.]

Der Brandschaden, welcher das italienische Opernhaus aux boulevards des italiens erlitt, ist noch nicht wieder hergestellt. Die Kammer verwarf einen Plan dazu, weil sie denselben nicht zureichend fand. Die Vorstadt St. Germain wird für diesmal die Italiener in ihrer Mitte haben. Bereits wird das Odeontheater zu diesem Zweck in Stand gesetzt; noch im Laufe des Octobers wird die Gesellschaft von London zurückkehren. Die Damen Grisi, Persiani, Albertazzi, und die Herren Rubini, Lablache und Tamburini haben, wie früher, die ersten Gesangpartieen; dagegen sollten die Nebenpartieen, besonders aber die Chöre und das Orchester vortheilhaft verändert werden.

[Madame Reybaud.]

Frau Charles Reybaud wird jetzt von der deutschen Unterhaltungswuth wacker ausgebeutet, eine ihrer Erzählungen, Donna Luisa, wurde von drei deutschen Zeitschriften zu gleicher Zeit übersetzt, das gutmüthige Publicum konnte sie mithin drei Mal lesen. In Leipzig bei Kollmann erschienen zwei Bände „Ehestandsgeschichten", übersetzt von Fanny Tarnow. Mad. Reybaud hat viel Erfindungsgeist, und weiß durch pikante Ueberraschung zu fesseln.

[Eisenbahn von London nach Birmingham.]

In der ersten Woche nach der Eröffnung der vollendeten Eisenbahn von London nach Birmingham hat sich, der Times nach, die Einnahme auf 11,000 Pf. St. belaufen, von welcher an Einem Tage über 2000 Pf. St. eingenommen wurden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 10. und eine Beilage von Hammerich in Altena.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 10. — den 13. October 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Der Delphin für 1839

ist so eben erschienen und in ganz Deutschland zu haben.

Die rege Theilnahme, mit welcher das gebildete Publikum den 1st n Jahrgang des Delphins aufgenommen, die allgemeine Zufriedenheit mit dem höchst interessanten Inhalte, lassen nicht daran zweifeln, daß die eben erschienene Fortsetzung des Almanachs in der deutschen Lesewelt freudig willkommen geheißen wird.

Der Delphin,

ein Almanach auf das Jahr 1839.

Herausgegeben

von

Theodor Mundt.

Mit Stahlstichen. 8. Altona, Hammerich, Eleg. geb. 1½ Thlr.

Inhalt: Die Komödie der Neigungen. Von Th. Mundt. Adele, Novelle von der F. v. W. Stolien, von Dr. Mises. Protestantische Bilder aus Böhmen. Von Th. Mundt. Der Gefangene am Kaukasus. Von Pischkin. Das Bildniß der George Sand.

Sämmtliche solide Buchhandlungen in ganz Deutschland, Oesterreich, der Schweiz u. s. w. haben den Delphin für 1839 vorräthig.

Für Leihbibliotheken.

So eben ist erschienen, und bei Unterzeichnetem, so wie in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Novellen

von

Dr. A. Heinrich.

Preis 1 Thlr.

Welche enthalten, 1tens, der Hazardspieler oder Schicksalsfügung; 2tens, der blinde Harfner.

Beide Erzählungen verdienen mit Recht einem jedem in neuerer Zeit und als sehr gut recensirten Roman zur Seite gestellt zu werden.

Leipzig, den 22. August 1838.

Wilh. Alex. Künzel.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gruß an Berlin.

Ein Zukunftstraum

von

Heinrich Stieglitz.

Gr. 8. Geh. 20 Gr.

An der Hand der Poesie durch die Straßen der großen Hauptstadt wandernd, schildert der Dichter das Leben und Treiben in seinen verschiedenartigen Gestaltungen, vornehmlich aber den höchsten Interessen sich zuwendend, führt er wie in einem geistigen Panorama alle Namen, welche die Vergangenheit und Gegenwart Berlins in irgend eine Beziehung zu Kunst und Wissenschaft stellte, an seiner Phantasie vorüber und schöpft aus der Erinnerung an eigne Erlebnisse das Orakel der Zukunft.

Ein Blick auf das Verzeichniß der vorgeführten Persönlichkeiten zeigt, daß das Gedicht nicht allein Berlin, sondern die Interessen des gesammten Deutschlands berührt.

Leipzig im Juni 1838.

F. A. Brockhaus.

C. von Wachsmann's

Erzählungen und Novellen.

Neunter (neue Folge, dritter) Band à 2 Thlr.

ist so eben an alle solide Buchhandlungen als Fortsetzung versandt worden von

Carl Focke in Leipzig.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vom Aerger.

Ein Büchlein für Jedermann.

Mit einer Vorrede

von Hofrath Dr. J. C. A. Heinroth.

Leipzig. Friedrich Fleischer. Preis 8 Gr.

Im vorigen Jahre erschien eine prachtvolle Ausgabe von

The

Works

of

LORD BYRON.

Complete in one Volume.

gr. 8. Preis 5 Thlr.

So eben versandten wir das 8te Heft von

London, Westminster,

und die Umgegend.

Mit 3 sorgfältig gearbeiteten Stahlstichen von J. Woods und einem Bogen Text in deutscher oder französischer Sprache.

gr. 8. Preis 8 Gr.

London, August 1838.

Black und *Armstrong*,
königl. Hofbuchhändler.

In unserm Verlage sind im Laufe dieses Jahres erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Bibliotheca Scriptor. Latinor., curis virorum doctorum emendata et commentariis instructa, consil. G. Bernhardy instituta. Pars I. M. T. Ciceronis libri. Tom. I. Brutum contin. 8maj. 1 Thlr.

Auch u. d. Titel:

Ciceronis, M. T., Brutus. Emendavit et commentariis instruxit Henr. Meyer.

Hiermit eröffnen wir eine Folge Latein. Autoren, welche theils in den Kreis der Gymnasien gehören, theils auch ausserhalb des praktischen Gesichtspunctes einen mehr als mittelbaren Werth besitzen, und nach den Bedürfnissen unserer Zeit mit Commentaren ausgestattet werden. Einen Pränumerations- oder Subscriptions-Preis stellen wir nicht, dagegen werden wir Schulanstalten besondere Vortheile bewilligen.

Geschichte der evangelischen Missions-Anstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien. Herausgegeben von D. H. A. Niemeyer. 83s und 84s oder 7ten Bandes 1s und 2s Stück. 4. 1 Thlr. 10 Gr. (1 Thlr. 12½ Sgr.)

Günther, J., Lehrgang des Unterrichts im deutschen Styl für Lehrer an mittleren und höheren Bildungsanstalten der weiblichen Jugend. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Hanow, R., Ist Horatius ein kleiner Dichter? Ein Beitrag zur Charakteristik des Horatius. 4. 8 Gr. (10 Sgr.)

Junker's Exempeltafeln, das ist: 144 Tafeln mit beinahe 2000 abgesondert ausgerechneten zweckmäßigen Exempeln. Ein unentbehrliches Hülfsmittel beim Rechenunterricht in Volksschulen. 6te, verbesserte Auflage. 8. 16 Gr. (20 Sgr.)

Junker, Dieselben Tafeln für die Preuß. Staaten. 2te, verbesserte Auflage. 8. 16 Gr. (20 Sgr.)

Juvenalis, D. Junius, Satiren. Uebersetzt und erläutert von Dr. W. E. Weber (Professor und Director der Gelehrtenschule zu Bremen). gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr. (2 Thlr 10 Sgr.)

Kohlrausch, Fr., Anleitung für Volksschullehrer zum richtigen Gebrauch der „Geschichten und Lehren der heiligen Schrift alten und neuen Testaments." Vierte, verbesserte Auflage. gr. 8. 18 Gr. (22½ Sgr.)

Müller, J. H. T., Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien und Realschulen, nebst vielen Uebungsaufgaben und Excursen. Erster Theil, die gesammte Arithmetik enthaltend. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Ist gleich bei seinem Erscheinen in vier Gymnasien eingeführt. Der Recensent in der A. L. Zeitung 1838 No. 103 bis 105 nennt dieses Lehrbuch am Schlusse der krit. Beurtheilung als das beste von allen bisher bekannten Schulbüchern dieses Fachs.

Niemeyer, A. H., Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanstalten. Zwölfte, (von Dr. H. A. Daniel) umgearbeitete Aufl. 8. 10 Gr. (12½ Sgr.)

Bei dieser, seit längerer Zeit vorbereiteten neuen Ausgabe ist der jetzige Herr Herausgeber eifrig bemüht gewesen, alle billigen Ansprüche möglichst zu befriedigen. Die Zahl der Gesänge ist auf 474 gestiegen, besonders ist das Fach der eigentlichen Schullieder bereichert, und fünf Register erhöhen die praktische Brauchbarkeit.

Buchhandlung des Waisenhauses
in Halle.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der fahrende Poet.

Dichtungen

von

Karl Beck.

8. Brosch. 1 Thlr. 18 Gr.

Der junge Dichter ist dem Publikum durch seine früheren Poesien: „Nächte; gepanzerte Lieder", schon bekannt. Diese neue und vollendetere Dichtung, die in vier Gesänge abgetheilt ist, hat die Ueberschriften: Ungarn, Wien, Weimar. Göthe's Haus (im Göthe'schen Haus gedichtet). Die Wartburg.

So eben ist erschienen:

Die Schwindelei,

Knifftologie und Speculationswuth unserer Zeit. Ein Büchlein zur Belehrung und Warnung für Jedermann. Von Sinc. Wahrmund. 8. geh. Preis 8 Gr.

Bei Julius Schieferdecker in Zeitz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Rausse (Verf. der Reisescenen aus zwei Welten). **Der Geist der Gräfenberger Wasserkur.** Mit dem Motto: „Wasser thut's freilich." 8. broch. 12 Gr.

— — **Der Stern der Liebe.** (Mehr als Roman). 8. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Steinau, Ph. v., Volkssagen der Deutschen. 8. broch. 1 Thlr. 18 Gr.

Einige Predigten und Homilien vor einer Stadt- und Landgemeinde gehalten (von M. Kriebitzsch). 8. broch. 8 Gr.

Gollmick, C., Musikalische Novellen und Silhouetten. Mit einem Vorwort von Ed. Duller. 8. broch. 1 Thlr. 18 Gr.

Hagendorff, H., Ephemeren. Novellen und Erzählungen. 8. broch. 1 Thlr.

Bei Marco Berra in Prag ist ganz neu erschienen und durch alle Musikhandlungen zu beziehen:

Alexandrinen-Walzer

Ihrer kaiserl. Majestät der Allerdurchlauchtigsten

Frau Alexandra Feodorowna

Kaiserin aller Reussen etc. etc.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

Jos. Labitzky.

43s Werk.

Für das Pianoforte	45 Kr.
Für die Guitarre	12 Kr.
Für die Flöte	12 Kr.

Marien-Walzer

von

Jos. Labitzky.

42s Werk.

Für das Pianoforte	45 Kr.
Für die Guitarre	12 Kr.
Für die Flöte	12 Kr.

Zweites Potpourri

über böhmische Nationallieder

von

Jos. Labitzky.

41s Werk.

Für das Pianoforte 1 Fl. 15 Kr.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der englischen Sprache und Litteratur

oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den classischen englischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, von L. Ideler und H. Nolte.

Dritter Theil,

die neueste Litteratur umfassend, bearbeitet von Dr. J. Ideler. 37 Bogen gr. 8. Masch. Velinpap. Preis 2 Thlr.

Allen Freunden und Verehrern des um die Pferdezucht und Thierarzneikunde hochverdienten Herrn Majors von Tennecker wird es eine angenehme Nachricht sein, wenn sie erfahren, daß dieser würdige Veteran sich entschlossen hat, unter dem Titel:

Erinnerungen aus meinem Leben.

Zum Theil Studienbilder

für

Cavallerieoffiziere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund der Pferde

von

F. von Tennecker.

8. Altona, Hammerich. 1r Band geh. 1 Thlr.

ein Werk herauszugeben, welches die Erfahrungen seines vielbewegten Lebens enthalten soll. Der erste Band ist bereits erschienen, und in sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben.

Für Gesanglehrer und -Lernende.

So eben ist erschienen:

J. E. Häuser: Die

Singestunden am Fortepiano

Oder methodisch geordnete Elementar-Gesangübungen. Nebst vielen erheiternden und den Gesangunterricht zweckmässig begründenden Uebungsstücken und Liedern mit Pianofortebegleitung. Für Solche, welche neben dem Pianofortespielen zugleich auch singen lernen wollen. (98 Werk.) qu. 4. geh. Preis 22 Gr.

Bei G. A. Kummer in Zerbst ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Gespensterbuch.

Von

H. Paulmann, Dr. Schiff und W. Bernhardi.

Preis 18 Gr. oder 1 fl. 21 Kr. rhein.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen:

Bilder
aus den Niederlanden.

Von

Louis Lax.

8. Zwei Bände. Preis geheftet 2 Thaler.

Eine Reihe von Erzählungen und Schilderungen, von denen die letztern auf ernste und heitere Weise ein helles Licht auf die Verhältnisse der Niederlande werfen, Kunst, Literatur und Politik berühren, während die erstern durch ihre Behandlung, wie durch ihren Stoff, den Leser fesseln werden. Bei den jetzigen Zeitumständen wird dieses Werk des beliebten Verfassers eine doppelt willkommene Erscheinung sein.

So eben sind im Verlage von Appun's Buchhandlung in Bunzlau erschienen und in allen Musikalienhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Schefer, Leopold, **Das Vater Unser**, Doppel-Kanon zu vier Chören. In Partitur bequem für Orgel und Pianoforte. Op. 27. 10 gGr.

Derselbe, **Große Sonate in A** für Pianoforte zu vier Händen, seiner Tochter Marie Schefer gewidmet. Op. 30. 1½ Thlr.

Man wird überrascht sein, daß ein wohlbekannter, beliebter Dichter und Schriftsteller nun auch als reifer Componist auftritt, gleichwie mehrere italienische Maler auch tüchtige Baumeister waren. Der vorliegende Fall erklärt sich aber überzeugend dadurch, daß der Verfasser ein mit tiefem dichterischen Gefühl begabter Schüler eines unserer besten Meister in der Musik ist, weswegen ich einfach auf seine Biographie in Heft 23 und 24 des Brockhaus'schen Conversationslexikons der neuesten Zeit und Literatur verweise.

Karow, C., **Leitfaden zum praktisch-methodischen Unterricht im Gesange**, vornehmlich in Volksschulen. 16½ Bog. Hoch4. 1 Thlr. 4 gGr.

Bereits seit langer Zeit wurde mit großem Verlangen diesem Leitfaden entgegengesehen, dem gewiß der verdienteste Beifall aller Kenner nicht fehlen wird.

Appun's Buchhandlung in Bunzlau.

Für Kleinkinderschulen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Joh. Ludw. Ossyra's naturgemäße

Gymnastik.

Oder: Angenehme und nützliche Beschäftigungen kleiner Kinder in den sogenannten Kleinkinder-Bewahranstalten, aber auch in engern Familienkreisen. Mit einem empfehlenden Vorworte versehen von dem Schullehrer-Seminar-Director Dr. Diesterweg. Mit Abbildungen. 8. geh. 8 Gr.

Bei K. F. Köhler ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sommerfrüchte.

Gesammelte Erzählungen

von

Ludwig Rellstab.

2 Theile. broch. 3 Thlr.

Erster Theil: Die Artilleristen. Osmin der Suchaer.
Zweiter Theil: Die Venetianer. Drei Tage am Orinoko. Der Pflegesohn.

Das Publikum erhält in diesen 2 Bändchen mehrere interessante Erzählungen, die eine anziehende Lectüre gewähren und jeden Leser befriedigen werden.

Vortheilhaftes Anerbieten für Leihbibliotheken und Lesezirkel.

Ermäßigte Preise.

Die in den Jahren 1835, 36 und 37 in meinem Verlage erschienenen 30 Bände **Romane** von: W. Alexis (2 Bde.), A. T. Beer (3 Bde.), Bernd von Guseck (3 Bde.), E. Gehe (2 Bde.), E. Janinski (1 Band), J. Krebs (5 Bde.), A. Schoppe (7 Bde.), F. v. Stengel (1 Bd.), F. Tarnow (2 Bde.), E. Terpen (2 Bde.) und E. von Wachsmann (2 Bde.), im Ladenpreise 43 Thlr. kostend, habe ich mich entschlossen, gegen baare Zahlung auf Vier Stück Louisd'or herabzusetzen, einzeln bestehen die zeitherigen Ladenpreise aber unverändert fort.

Ausführliche Anzeigen sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Karl Focke in Leipzig.

Zeichnenkunst.

Das nachstehende in allen Zeitschriften gleich rühmlichst und lobend erwähnte Zeichnenwerk des Zeichnenlehrers und Malers Otto Warmholz in Eisleben verdient als ein schönes und passendes Geschenk für alle, welche sich mit Zeichnen befassen, allgemeine Empfehlung. Unter dem Titel:

Universalzeichnenbuch,

bestehend in 60 Musterblättern als Vorlagen zum Zeichnen in stufenweiser Folge. Ein Hülfsbuch für jeden Zeichnenlehrer und für alle die, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen,

ist es in allen Buchhandlungen für 3 Thlr. zu haben.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags —— 202. —— den 15. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Tyrol.

(Aus den Papieren des fahrenden Ritters.)

Insbruck, den 18. August 1838.

— Warum warst Du nicht mit mir in Insbruck? Keiner konnte so fühlen, was Dir entging, wie ich — und weiß, wie selbst Deine gutmüthige Ironie den Stachel verliert, wenn Du siehst, wie ein edler Gedanke die Menschheit — nicht auf den engen Kreis des Einzelnen beschränkt, aber in der Thatkraft von Massen verwirklicht, durch anschauliche Größe, durch fühlbare Wärme und unbestreitbare Wahrheit den kalten Zweifler und Spötter beschämt. Hier hättest Du Emotionen, wie Du sie suchst, genug gefunden, und gewiß keine der schlechtesten Art! Welch ein schönes Land, welch ein edles, einfaches, kräftiges Volk! Du kannst Dir keinen herrlicheren Anblick denken, als den Aufzug dieser 8000 tyroler Schützen, — vielleicht kaum der dritte Theil der daheim gebliebenen wehrhaften Männer, — welche in etwa vierzig Compagnien eingetheilt, vor dem Kaiser vorüberzogen. Vor jeder Compagnie zwei kleine Pfeifen und eine Trommel voran, — eine mißtönige Harmonie, — aber es war dies der Befreiungsruf Tyrols im Jahre 1809, dem Tausende seiner Söhne von ihren Gletschern und Almen mit freudiger Hast gefolgt sind. — Die Veteranen-Compagnie voran. Ein Greis schwenkt mit zitternder Hand die schon zu gewichtige Fahne, — seine Brust schmückten die drei Denkmünzen, welche beweisen, daß diese Hand und dieses Herz gleich stark und treu waren in den Kämpfen der Jahre 1796, 1797 u. 1809, als es galt, Tyrols Treue an das angestammte Herrscherhaus ihrem erstaunten Feinde in blutiger Schrift zu bezeugen. Dann folgen die Passeyer; ihnen gebührt der erste Rang, denn ihr Name wird der erste klingen, wenn Andreas Hofer genannt wird, und mit ihm das Trophäenjahr seines Volkes; — dies ist sein Hut, ihn trägt der Führer der Schaar, Andreas Hofer's Eidam, dies seine Fahne, für die Seinen einst die Oriflamme des Sieges. Te Caesar morituri salutant! riefen ehemals ihrem Herrscher die Prätorianer zu, wenn sie vorübereilten zur Schlachten-Entscheidung! Cäsar, hier magst du die Fahne grüßen, die sich vor dir senkt, die Fahne eines Heldenvolkes! Treue, gleich bewährt im Unglück und Glück, steht unvergänglich darauf verzeichnet. Woher das Legionskreuz auf dem Wamms des grauen Flügelmannes? Woher das rothe Band, Alter? — „Bei Strub schoß ich den französischen Offizier herunter, der es trug, seitdem trag ich's." — Ruhig und bedächtig ziehen die Kufsteiner einher. Die grüne Jagdtasche, der kleine weiße Hut zeichnen sie aus vor den übrigen, mehr noch die hochstämmigen schönen Gestalten. — Wie gleich und sich ähnlich die sieben am linken Flügel dort. Die Warlburger sind's; sieben Brüder, — jeder stellt seinen Mann, — keiner fehlt seinen Mann. — Dann die Steinacher in röthlichem Wamms, den großen grünen Hut links aufgeschlagen, kein Tyroler trägt darauf die Schildhahnfeder so wie sie. — Wo habt Ihr Eure Fahne, Schützen? „Wir sind die von Tilfs, und führen einen

goldenen französischen Adler auf einer Stange, denn unser ist er seit dem 13. August in der Wetter-An!" — Der Name des großen Imperators, die Zierde des Fähnleins, ist zerrissen von den Kugeln der Tyroler, die Zahl des Regiments verlöscht vom Pulverdampf, die Männer desselben schlafen unter den Weiden des Isel-Berges. — Seht dort die spitzen Hüte, den rothen Brustlatz, die hochhervorragenden Gestalten. Das sind die Schützen aus dem Zillerthale, die Fügener voraus, die schönsten und lustigsten Jungen weitumher. — Dort stehen die Reiner. Gebt Acht, das sind die besten Jodler im ganzen Lande. — Doch — was ist's? still rücken sie heran, traurigen Ernst in ihren Zügen. — Kein Jubel, kein Gejauchz', keine muntere Weise ertönt, und eine schwere Thräne rollt über die braune Wange des riesigen Trägers der Fahne, als er sie vor seinem Herrn senkt? Zwei Tage früher zogen sie aus der Heimath, in geschlossenen Reihen mit klingendem Spiele, rüstige Jugendkraft in jeder Faser, lebensfroh und heiter, siebzig an der Zahl aus Fügen, und wollten nach Insbruck ziehen. In Hall hielt das Verhängniß sie zurück. Bis spät in die Nacht saßen die Jodler beisammen, kaum konnte Mitternacht die lustigen Brüder trennen. Ein furchtbares Getöse erweckt die Schlafenden, — hinaus ins Freie ruft die Angst, ein Schutthaufen liegt vor ihnen, ein Haus war eingestürzt, in welchem eine Zahl der Fügener Herberge gefunden hatte, und als die nächste Sonne schon hoch am Himmel stand, wußte die bange Sorge noch nicht, wen sie zu betrauern hatte. Endlich am Mittage hatte man sechzehn Leichen ausgegraben; keine kenntlich, nur der Name am Gürtel benannte jedes Haus der Trauer. Der Einsturz der Decke des Gewölbes, in welchem sie schliefen, hatte die sechzehn Jünglinge erschlagen. — Die Jodler schweigen. —

Wundere Dich nicht, wenn ich Dir dies Alles nicht gleich schreiben konnte. Wenn etwas mich bewegt, kann ich selten reden, schreiben gar nicht. Wo die herrliche Landschaft auf die Seele wirkt, bleibt der Pinsel liegen. Aber ein Hochgenuß wäre es für mich gewesen, Dich hier an meiner Seite stehen und aus den Blitzen Deines Auges bestätigt zu sehen, daß es einen Fleck im Herzen gibt, der elektrische Funken gibt, wenn man ihn berührt, und eine Flamme der Jugend, die auch im Herzen des Mannes nicht erlischt. — Du bist in Paris. Könnte der Parapluiekönig dort, so beherzt und klug er auch sonst sein mag, Tausende von unbekannten Bewaffneten in den Tuilerien herumziehen lassen, ohne, wenn er an einen Stutzenkolben stößt, sich einer Beängstigung erwehren zu können! — Queen Victoria könnte mit Millionen aus Englands Taschen jeden Stein auf Londons Pflaster, den bei ihrer Krönung ihr kleiner Fuß betrat, vergolden lassen, — der Autokrat auf Polens Leichnam seine vierzig tausend Reiter manoeuvrieren lassen! Aber zehntausend treue Tyrolerherzen zusammenrufen, sie bewaffnet versammelt halten, ohne ein anderes Zwangsmittel, ohne öffentliche oder geheime Polizei, durch nichts anderes, als durch eine religiöse Idee der Anhänglichkeit, Liebe und Treue, die sie zurückhält von jedem sträflichen Gedanken, das kann nur Oesterreich! Man muß den Erzherzog Johann unter diesem Volke sehen. Wäre mir die Muse hold, möcht' ich eine Geschichte von Tyrol schreiben! einen Tempel möcht' ich diesem Volke bauen, schöner als der des olympischen Donnergottes. — Die grünen Matten der Almen wären sein Fußboden, die hohen Tannen trügen das Gelispel blutig erkaufter feindlicher Banner, der Wiederschein der Gletscher müßte das Bild der hehren Aufopferung beleuchten, und nur ein Hoherpriester dürfte würdig sein, die Erwählten in das Innere des Heiligthums zu geleiten. —

Der neue Rothmantel.

Mährchennovelle von Julius Hammer.

(Fortsetzung.)

Es hatte sieben Uhr geschlagen, Rosenhain's Gesellschaftszimmer füllte sich mit den ästhetischen Gästen. Er selbst war noch nicht in der Versammlung erschienen. In wunderbarer Aufregung schritt er durch seine sogenannte Studirstube und wußte sich die verschiedenartigen Empfindungen nicht zu erklären, die in ihm auf- und niederwogten. Das ferne Summen der Anwesenden, das Klappern der Theetassen, selbst der Geruch der Wachslichter, welcher zu seiner Nase ahnungsvoll herüberströmte, wirkten auf ihn feierlich und erhebend; der Gedanke dagegen, daß die gegenwärtige Versammlung vielleicht die letzte sein könne, die der Rest seiner Mittel zuließ — einen Wechsel hatte er in den letzten Tagen schon ausgestellt, um den alten Glanz zu bewahren — erfüllte ihn mit unendlicher Bangigkeit und erschwerte ihm beträchtlich das leichte Athemholen aus der eingesunkenen, engen Brust. Ihm war's, als ob man mit jedem Stück Kuchen oder Butterbrot etwas von ihm selbst abbeiße, mit jedem Schluck Thee aus seinem Herzblute schlürfe. „Wie wird mir erst zu Muthe sein, wenn es ans Weintrinken geht!" seufzte er. Mit finstern Blicken hatte sein

Keller die letzten Flaschen hergegeben. Er verglich sich mit Antonio, dem Kaufmann von Venedig, und seine gierige Gesellschaft mit Shylock, der nach seinem Fleisch und Blut trachtet.

Was er kaum zu ahnen gewagt, war eingetroffen. Mehrere von den gemahnten Gästen hatten ihm Briefe geschickt voll launiger Entschuldigungen, aber leer an Geld, dem heiß ersehnten Geld, hatten seine Schulderinnerungen und Rechnungsaushändigungen für puren Scherz genommen, über welchen sie herzlich gelacht hätten, und ihn in witzigen Ausdrücken einen witzigen Kopf genannt. Als ob es verabredet wäre, schlossen fast alle Briefe mit der Redensart, man freue sich innigst, ihn in der nächsten Sitzung zu versichern, wie sehr man seine Talente bewundere. Einer war so unverschämt und boshaft gewesen, ihn in einer poetischen Epistel um Vorstreckung einer kleinen Summe zu ersuchen. Die Meisten hatten nicht für nöthig befunden, zu antworten.

Rosenhain wußte gar nicht mehr, was er denken solle, und dachte am Ende das Dümmste; ja, eine Zeit lang meinte er sogar, man habe ihn nur mystificiren wollen, denke ihm eine Ueberraschung zu und werde ihm in der heutigen Soirée mit einem Lorbeerkranze, den er ebenfalls wie eine Schuldforderung ansah, zugleich seine außenstehenden Gelder bezahlen. Diese Vorstellung jedoch bald verwerfend, kam ihm wieder jener Schatz im alten Schlosse in den Sinn; dazwischen drängte sich die Hoffnung auf einen Lotteriegewinnst, auf die Wirkung, welche sein Trauerspiel machen werde — kurz, seine Phantasie hob ihn aus der Tiefe wehmüthiger Trostlosigkeit auf den Gipfel glücklichster Träumerei und warf ihn wechselnd von diesem wieder zurück in den Abgrund.

Immer hastiger rannte er im Zimmer umher und scheute sich, in die Versammlung einzutreten. Sind es Freunde oder Feinde, die er begrüßen sollte? Ach, er hatte den Maßstab der Beurtheilung verloren, er konnte sich nicht mehr Rechenschaft über sein Denken und Fühlen geben.

Zu wiederholten Malen war schon Lisette an ihn abgeschickt worden, um ihn an seine Hausherrnpflicht zu erinnern. Die Gesellschaft sei vollzählig, sagte sie, man wundere sich über sein Ausbleiben, man begreife nicht und besorge, er sei unwohl. „Ich komme!" bedeutete er das Stubenmädchen. „Gib noch einmal Thee herum —"

„Ach, sie ziehen schon jetzt den Mund," entgegnete Lisette. „Diese Herren sehen mir nicht wie Theetrinker aus!"

„Laß sie Rum dazu nehmen! Geh nur, ich komme sogleich!" drängte Benedict und schob die Dienerin zur Thür hinaus.

„Ja, ich will gehen!" sprach er dann zu sich selbst, und zögerte doch noch immer, trat vor den Spiegel, erschrak über seine Blässe, ordnete Haar und Kleidung, trank ziemlich eine Flasche Wasser zur Abkühlung, sann auf eine geschickte Anrede, sah nach der Uhr, nahm entschlossen den Thürgriff in die Hand, kehrte wieder zurück und blieb, wie von Geistern gefesselt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Lessing's Enzio, Theater, Lectüre.]

In unserm Kunstinstitute sind wieder einige Bilder und Oelgemälde von Bedeutung ausgestellt. König Enzio im Gefängniß, von Lessing, nimmt den ersten Rang ein. Dies Bild jedoch will nicht Jedem behagen, und Mancher zieht Lessing's Landschaften seinen historischen Bildern vor. Es liegt jedoch viel Charakter eben in diesem Enzio. Er steht mit geballter Faust den Priestern gegenüber, die ihn bekehren wollen; hinter den buschigen Augenbrauen sprühen Blicke der Verachtung und des Trotzes hervor. Eine Wunde am Kopfe macht den Helden noch interessanter und das enganliegende rothe Gewand, das die Fülle des heroischen Körpers kaum fesselt, steht ihm gut. Der eine Priester, der, das Kreuz in der Hand, sich nicht zurückstoßen läßt und dem kühnen Trotz evangelische Milde entgegensetzt, trägt ein weißes Gewand, der andere hingegen, der diesen mit sich fortziehen will, als wolle er sagen: komm, laß diesen Bösewicht, er möge in ewiger Verdammniß brennen! — trägt einen dunklen Rock, ein großes Buch mit messingenen Ecken und Spangen unter dem linken Arme. Man sieht, daß Lessing auch in Kleinigkeiten glücklich charakterisirt.

Von Roethel ist ebenfalls ein Bild ausgestellt, die göttliche Gerechtigkeit. Dieses Gemälde ist schon vielfach getadelt worden, und ist dennoch ein vortreffliches in jeder Hinsicht. Ein Räuber, der so eben ein Verbrechen verübt, fühlt die Stunde der Rache. Er fliegt gleichsam über das Feld hin, als wollte er seinem Schicksale entfliehen; dunkle, mörderische Gedanken spiegeln sich auf seinem Gesichte, er hält einen Beutel und ein Messer in der Hand, die Abendröthe glüht am fernen Horizont, aber die Gerechtigkeit schwebt hinter ihm, hält eine Sanduhr in der Hand und das Schwert in der andern, das sie über sein Haupt schwingt.

Auf unserm Theater gab man Raupach's „Vor hundert Jahren" zum ersten Male. Den Schluß abgerechnet, der sehr stumpf ist, gefiel das Stück. Raupach hat überhaupt mehr Talent zum bürgerlichen Lustspiel als zur Tragödie. Das Conversationsblatt nannte dieses Stück preußisches protestantisches Salz. So viel ist gewiß, daß es so so viel werth ist, als katholisches baiersches Salz, und sei

es auch in einer jüdischen Saline gebrannt worden. Unser Theater kann sich zu dem Herrn von Lavallade und Mad. Frühauf Glück wünschen. Ersterer hat viel Talent und strebt nach höherm Werthe; letztere ist im Lustspiel sehr liebenswürdig, weniger im Trauerspiele, wo ihr die poetische Ruhe fehlt.

Man liest hier so viel ausländische Journale und Zeitschriften, daß ich es nicht für unpassend finde, wenn mein Correspondenzbericht auch über diese meine Lectüre Rechenschaft ablegt. Das Quarterly Review enthielt einen beachtenswerthen Artikel über die religiöse und philosophische Bewegung in Deutschland, der in der Revue britannique übersetzt wurde, und schon deswegen merkwürdig ist, weil er zeigt, wie weit das Ausland in deutsche ernste Literatur gedrungen ist. Dieser Artikel, der von Kant, Herder, Gesenius, Schleiermacher, Wegscheider und Jung Stilling spricht, will beweisen, daß die deutschen Theologen das Christenthum durch lauter Gelehrsamkeit untergraben und so viele Sekten als erdenklich gestiftet hatten, eine Wahrheit, die der célèbre Wolfgang Menzel dans sa feuille littéraire à Stuttgart schon auseinander gesetzt hätte. Heine und Raupach, sagt der Artikel ferner, font de l'ironie voltairienne et toute une jeune école essaie de se montrer satanique. Was wird sich Heine freuen, neben Raupach zu stehen, den er einst als Zahnausreißer fürchtete. Jung Stilling hat Gemüth, sagt der Artikel, mot singulier auquel rien ne correspond dans les langues d'Europe. Gemüth sei eine naive und interessante Poesie, die aus einer reinen und ruhigen Empfindung hervorgeht; wer nur Vergnügen an lustigen und wilden Genüssen fände, würde nie dieses Wort verstehen. Beiläufig, mir will diese Definition nicht behagen. Ich glaube, Gemüth kommt von Muth und ist eine innere Ruhe bei dem Bewußtsein der Empfindung selbst. Dann zieht dieser Artikel gegen den vor einem Jahrhundert herrschenden Dogmatismus und Pedantismus los, eine Zeit, wo man Bücher darüber schrieb, ob es Vater unser, oder Unser Vater heißen müsse, eine Zeit, ähnlich der jetzigen in England. Im Ganzen gesteht der Verfasser, daß in Hinsicht der Theologie die Franzosen und Engländer Dummköpfe gegen die jetzigen Deutschen seien, obschon das Christenthum moralisch bei allen Confessionen aufgehört habe. Als Beweis dieses letztern Satzes führt er an, daß wenn man einen gebildeten Katholiken, Protestanten und Juden zusammenstelle, sie hinsichtlich des Hauptpunctes im Christenthum übereinstimmen würden. Jedoch spricht er nicht von Strauß, und der Redacteur der Revue britannique macht eine Anmerkung, worin er sich beklagt, daß von Möhler, „einem der größten Theologen seit Bossuet," gar nicht die Rede wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Das spanische Museum in Paris.]

Witthauer's Wiener Zeitschrift bringt in Nr. 107 ff. einen interessanten Artikel über die spanische Malerschule und das Museum zu Paris. Man hat drei Schulen in Spanien zu unterscheiden. In der zu Valencia steht Ribeira an der Spitze, jener düstere Religionsschwärmer, der die Qualen der Märtyrer mit einer Art von heiligem Fanatismus malte. In Madrid entwickelte sich die Schule der Portraitisten, an deren Spitze Velasquez, der einem Tizian an die Seite zu stellen ist. Während in den Provinzen die melancholische Poesie der Volkstraditionen fortlebte, nahm die Kunst am Hofe selbst die Etiquette und den Glanz der großen Welt zum Gegenstande. In Sevilla erreichte mit Murillo die dritte Schule ihren Gipfel. Murillo verklärte die finstere Schwärmerei des Nationalcharakters zur lieblichen Glorie. Das freundliche Heidenthum der italienischen Schulen blieb ihm fern, er war nie in Italien, die Verzückung und die Milde seiner Madonnen und Jesuskinder ist durchaus die Verklärung seiner eigenen Natur. Anfänglich bildete er sich nach Bildern Vandyk's, dann unter Velasquez in Madrid; in seiner heil. Clara (in der Sammlung des Herrn Aguado in Paris) sieht man noch Reminiscenzen Vandyk's. Erst spät fand er sich selbst und seine eigene Manier. Der blendende Nebel, der seine Figuren überstrahlt, die schmachtende Schönheit, die aus Schmerz und dunklen Gefühlen heraus zur lichten Glorie und zur Seligkeit des Friedens aufsteigt, die Verzückung der Engelsköpfe, die schüchterne Inbrunst seiner Marien, alles was ihn bezeichnet, gehört erst der dritten Periode seiner Kunst an. Erwägt man die Mannichfaltigkeit Murillo's, die von der höchsten lyrischen Begeisterung bis zur humoristischen Auffassung des Straßenlebens, von der religiösen Entzückung bis zur grata protervitas der spanischen Betteljungen herabsteigt, so muß man auch den wunderbaren Reichthum dieses Malergenies bewundern. — Das große Museum des Louvre besaß blos ein Bild von Ribeira, die Anbetung der Hirten, zwei Portraite von Velasquez, und sieben Murillo's, worunter ein Betteljunge. Zu den Bildern, die Marschall Soult aus Spanien mitbrachte, gehört ein heil. Augustin von Ribeira, der verlorne Sohn, eine Madonna, und noch zwei andere Stücke von Murillo, dann der heil. Petrus von Ribeira. Die Anzahl der auf Befehl Louis Philipp's von Herrn Taylor acquirirten Bilder beläuft sich auf 412.

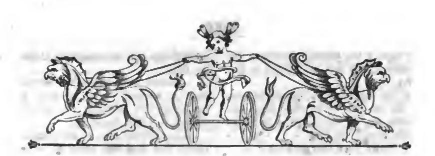
[Clara Wieck.]

Das neue musikalische Album, das in Leipzig bei Breitkopf und Härtel erscheint, wird unter andern von Clara Wieck ein scherzo bringen. Es ist die neueste Production der Künstlerin, ihre letzte, die Souvenirs à Vienne, Variationen auf das österreichische Volkslied, erschien in Wien bei Diabelli. Fräulein Wieck wird noch im Laufe dieses Jahres eine Kunstreise nach München antreten, und mit Beginn des Frühlings in Paris sich hören lassen.

[Londoner Theater.]

In den londoner Theater ist plötzlich ein patriotischer Wetteifer erwacht, die Shakspeare'schen Dramen, die eine Zeit lang den Rossini'schen und Donizetti'schen Opern weichen mußten, würdig in Scene zu setzen; selbst die minder berühmten, wie unlängst den Coriolan.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 203. — den 16. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Lieber Leser, ich bitte Dich, lassen wir jetzt unsern Benedict in seiner Schmerzenselause allein. Ich habe zwar mehr Macht über ihn (könnt' ich behaupten, wenn ich eben unbescheiden sein wollte), als alle seine Gäste und Lisette dazu; mir würd' es nicht mehr, als ein paar Worte kosten, ihn in den Gesellschaftssaal zu bringen, aber ich will großmüthig handeln (oder schreiben) und ihm noch ein Weilchen zu seiner Erholung gönnen. Die armen Schneider müssen sich überall so viel gefallen lassen, sind so unselige Stichblätter des allgemeinen Spottes, daß ich wirklich Bedenken trage, den unglücklichen Meister Rosenhain mit Gewalt in einen Kreis zu führen, wo doch nur — im Vertrauen gesagt — neue Schmerzen und Verlegenheiten seiner warten. Glaubst Du Unterhaltung zu finden, so mische Dich einstweilen unter die Versammlung, trinke eine Tasse Thee und höre als stiller Beobachter den Gesprächen zu, die da geführt werden. Dort sitzt ein Clubb zusammen, der was erwarten läßt; Du wirst wohl selbst sehen, freundlicher Leser. Erlaube daher, daß ich mich wieder in meinen unsichtbar machenden Objectivitätsmantel hülle — ich werde Dir doch — hoffentlich im Geiste — immer nahe sein.

Bequem auf das Sopha hingelagert, streckt und dehnt sich ein sehr elegant gekleideter junger Mann und scheint mit seinen wohlausgefüllten Schenkeln zu liebäugeln. Neben ihm hat ein blasser Jüngling Platz genommen, der so eben seine Tasse auf den nahen Tisch setzt und sich zum Lichte beugt, um eine Cigarre anzuzünden. Vor Beiden sitzen in malerischen Gruppen mehrere Gestalten von verschiedenartigem Aussehen. Der Eine trällert das Lied aus Robert dem Teufel: „Ha, das Gold ist nur Chimäre!" Wozu er ein Gesicht macht, als reflectire er eben über das „Sein und Nichtsein." Sein Nachbar streicht sich den blonden wohlgepflegten Schnurrbart und schielt dabei nach dem gegenüber hängenden Spiegel. Ein Dritter gähnt und murmelt etwas von Ennui durch die Zähne, indem er durch seine Lorgnette nach der Decke des Zimmers sieht. Hinter seinem Stuhle blättert ein Vierter in einem Journale. Er legt es, wie es scheint, verdrießlich aus der Hand, als ob er seinen Namen darin gesucht und nicht gefunden habe. Gewiß hat er dem Redacteur schon vor längerer Zeit Gedichte zugeschickt, die zu seinem Erstaunen noch nicht abgedruckt worden sind. Und die Gedichte waren doch so schön, und die Geliebte, der er sie sang, war so reizend falsch, so liebenswürdig untreu! Der Redacteur kann das wirklich nicht verantworten.

„Mich ärgert nur das Ignoriren!" begann jetzt der bequem Hingelagerte, einen kräftigen Schlag nach dem Schenkel führend. „Von meinem neulichen polemischen Aufsatze hätt' ich doch erwarten können, daß er einiges Aufsehen machen werde. Ich bin doch wahrlich grob genug gewesen, und was den Inhalt betrifft —"

„Se non e vero, e ben trovato!“ unterbrach ihn der blonde Schnurrbart. Es war viel Wahres in Deinem Aufsatze, aber —“

„Aber,“ fiel das unzufriedene Journalgesicht ein, „so Etwas läßt sich am besten in poetischer Form ausdrücken. Sie mögen sich vor mir in Acht nehmen; ich habe eine polemische Novelle im Kopfe —“

„Und ich —“ wollte ein Dritter fortsetzen.

„Und ich!“ nahm der blasse Jüngling das Wort, heftig rauchend, „ich will —“

„Ich, ich!“ tönte es von mehrern Seiten, und Jeder wollte die Uebrigen mit seinem neuesten geistreichen Vorhaben bekannt machen; sie Alle überschrie der Polemiker, welcher zuerst gesprochen; mit den Worten: „Hätten wir nur ein gemeinschaftliches Organ! Dann, dann —“

„Dann, ja dann —“ riefen sämmtliche Stimmen wild durcheinander.

„Dann,“ fuhr Jener mit ironischem Lächeln noch lauter fort, „dann sollten sie zum Reden gebracht werden, diese vornehm schweigenden Herren, die glauben, sie seien von Gottes Gnaden Pächter der modernen Literatur! Aber ich ruhe nicht, ich schreibe so lange polemische Artikel, bis sie warm werden und zu schimpfen anfangen.“

„Und ich — ich — ich“ u. s. w., ging es von neuem im Kreise herum und endigte mit dem Refrain: „Ein Organ, ein Organ!“

„Hört, liebe Freunde!“ fing der blasse Jüngling an und strich sich das lange schwarze Haar à la française aus der Stirn, welches von duftiger Pomade glänzte. „Hört, wie wär' es denn mit unserm galanten Wirthe?“

„Rosenhain?“ fragten Mehrere. — „Ja,“ setzten Andere hinzu, „wenn man nur wüßte, wie es mit ihm eigentlich stünde!“ Bei diesen Worten wurden von verschiedenen Seiten Mahnbriefe und Rechnungen aus der Tasche gezogen. „Auch Du? Auch Du?“ sprach Einer lachend zu dem Andern. „Solamen miseris —“

„Socios habere malorum!“ ergänzte der Ennuyirte, um seine classische Belesenheit an den Tag zu legen. Glücklicherweise wurde er in einem anderen lateinischen Spruche, dessen Ausgang er nicht wußte, durch Bernhard's Hinzutreten unterbrochen.

„Wie es mit ihm steht?“ sagte dieser und setzte sich mitten unter die Conversirenden. „Ihr könnt zweifeln? Ich sag' Euch, er hat ein Landgut im Handel, das unter Brüdern so viel Thaler werth ist, als Theaterrecensionen von den anwesenden Gästen etwa geschrieben sind!“

„Wetter! dann braucht sich kein Fürst zu schämen, darin zu wohnen!“ lachte der junge Mann mit den wohlausgefüllten Schenkeln und die Uebrigen leisteten aus vollen Kehlen Gesellschaft.

„Ohne Spaß,“ fuhr der Blasse ernsthaft fort, „unser theurer Herr Rosenhain könnte in der That ein Journal gründen, in welchem wir unsere Ansichten unumwunden aussprechen dürften. Vor der Hand schrieben wir ohne Honorar, bis genug Pränumeranten gewonnen wären? Meinen Sie nicht, meine Herren?“

„Ich will mein Möglichstes thun, Herrn Rosenhain für die Idee zu gewinnen,“ betheuerte Bernhard. „Der Redacteur —“

„Würde sich finden!“ riefen Alle, wie aus einem Munde.

„Ich für meine Person würde mich willig dieses schmeichelhaften Vorzuges begeben,“ sprach Jener weiter, „doch mit einzelnen Aufsätzen hin und wieder gern zu Diensten stehen. Die geistigen Interessen der Zeit würden an mir einen eifrigen Verfechter haben. Die Industrie nimmt in unsern Tagen so mächtig überhand, daß sie das wahrhaft Ideelle, das rein Geistige in den Hintergrund drängt, und — irr' ich nicht — hört' ich vorhin von weitem, daß unser liebenswürdiger Herr Wirth erst vor kurzem das materielle Streben der Welt auf eine sehr feine Art an Ihnen selbst persiflirt hat?“

„Ja! allerdings!“ war die verlegene Antwort. „Er hat an seine Freunde geschrieben und —“

„Das paßt vortrefflich!“ fiel Bernhard mit spöttischem Lachen ein. „Ich hatte mir ohnedies vorgenommen, in der heutigen Sitzung über dieses Thema zu sprechen.“ Man traute dem Herrn Bernhard nicht recht; alle seine Worte klangen so zweideutig, daß man seine wahre Ansicht nicht durchhörte.

„Aber wo bleibt denn der Hausherr?“ fragten eben mehrere Stimmen, als sich die Thür langsam öffnete und Rosenhain in das Zimmer trat. Die Gäste sprangen von ihren Sitzen auf, eilten ihm zuvorkommend entgegen, umringten ihn, erkundigten sich nach seinem Befinden und ließen ihn lange nicht zu Worte kommen. Benedict war frappirt und gerührt von dieser ausnehmenden Höflichkeit, und konnte sich, bei seinem jetzigen gereizten Gemüthszustande, der Thränen nicht enthalten. Um dieselben, wenigstens ihre Bedeutung, zu verbergen, zwang er sich zum Lachen und bat um Entschuldigung, daß er so lange habe auf sich warten lassen. „Ei, sicher

führen Sie wieder einen göttlichen Witz im Schilde?" rief der junge Mann im blonden Schnurrbarte und zog zuckersüß lächelnd den Mund zusammen — zu einer Rosenknospe, dürfte man sagen, wenn von einem Mädchen die Rede wäre.

„O, ich bitte!" erwiederte Benedict, plötzlich wieder ernst werdend und sich die feuchten Augen abwischend. „Ich habe mich mit dem Witzmachen niemals viel abgegeben. Die Herren mißverstehen mich wahrhaftig!"

„Und das sagen Sie wieder mit einer so trocknen Miene, daß es zum Entzücken ist!" entgegnete der Blasse mit schneidender Stimme und warf ein Kußhändchen in die Luft.

„Ja, zum Entzücken!" stimmten die Umstehenden ein und schüttelten ihm die Hand so kräftig freundschaftlich, daß er hätte laut aufschreien mögen. Benedict mußte sich in das Unvermeidliche fügen und zum bösen Spiele gute Miene machen. „Setzen wir uns doch!" sagte er und ergriff den ersten besten Stuhl, um sich niederzulassen, denn seine Kniee wankten schon und verloren ihre Spannkraft. „Was gibt's Neues in der Literatur?" fügte er erschöpft hinzu. Jeder bemühte sich, etwas Interessantes mitzutheilen. Da hieß es: „Der und der Redacteur des und des Blattes hat eine reiche Frau geheirathet." Oder: „der Buchhändler So und So hat einen Preis ausgesetzt für die beste Geschichte der deutschen Theaterrecensenten." „Und in der nächsten Zeit soll ein neues Blatt erscheinen unter dem Titel: Moderner Faustkampf" — berichtete Rosenhain's Nachbar und rückte ihm näher, um seine Meinung auszuhorchen — „ein Blatt, das freilich ohne ein Gegengewicht manchen Schaden anrichten könnte!" fügte er bei. Bernhard's Dazwischenkunft gab wieder dem Gespräch eine andere Richtung; trotz den schiefen Gesichtern, die ihm von allen Seiten wurden, weil er Benedict's Expectorationen über die Gründung eines neuen Journals verhindert, erzählte er mit scheinbar harmloser Unbefangenheit eine triviale Stadtanekdote, deren Pointe er höchst geistreich nannte. „Bei den geringfügigsten Dingen muß man den Humor herauszufinden wissen," docirte er dann. „Unsere Zeit ist krank an Obstructionen von der harten Speise der Materie. Wir müssen sie eine Zeit lang blos vom Geiste, vom Spiritus, vom Genius leben lehren!"

„Wohl wahr," versetzte Rosenhain, „aber die Materie muß doch auch ihre Rechte haben."

„Für niedere Seelen, ja!" antwortete Bernhard. „Aber wir, wir!"

Seit der Wirth gegenwärtig war, hatte man Wein herumgegeben. Die durstigen Schöngeister sprachen den Flaschen weidlich zu. „Vom Spiritus, vom Geiste muß die Zeit leben!" bestätigten sie und stießen mit den Gläsern an. Bald wurde die Unterhaltung ungebundner, d. h. von der Literatur war wenig oder gar nicht mehr die Rede. Man lachte, scherzte, sang. Benedict selbst stürzte mehrere Gläser schnell auf einander hinunter, um seine Sorgen zu verscheuchen! Ihm kam's vor, als ob jedes Wort auf seinen Zustand gemünzt sei, zumal mit Bernhard's Demonstrationen konnte er sich gar nicht befreunden, und als die Uebrigen sogar unumwunden über die ihnen zugekommenen Schneiderrechnungen zu sprechen anfingen und ihre Cigarren an denselben anzündeten, so ging durch diese factische Annullirung seiner Hoffnungen ein ungeheurer Riß durch sein leidendes Herz. Armes Deutschland, wie viele zerrissene Herzen wirst du noch in deinem Busen beherbergen müssen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Ueber Etienne Bequet in Paris.]

Ein merkwürdiger, in Deutschland nicht bekannt gewordner Literat ist vergangene Woche in Paris gestorben, Etienne Bequet der wunderlichste Mensch, den man sich denken kann, aber einer jener Auserwählten, die nur am classischen Studium ihren Durst löschen und beständig von dieser Ambrosia leben, jeden Ruhm und jede Eitelkeit verachtend, wenn nicht auch dieser Grundsatz, wie die Löcher in Diogenes Rock, aus Eitelkeit entstand.

Etienne Bequet hatte lange Zeit das Feuilleton im Journal des Debats geschrieben. Ich besitze durch die Gunst eines Freundes noch einige Feuilletons von diesem ausgezeichneten Manne, die durch die Einfachheit des Styls und die Bündigkeit der Gedanken jeden Leser mehr als fesseln müssen. Jules Janin, der seine Stelle einnimmt, macht folgende Bemerkung über ihn und überhaupt über das Genie, das an Journalen arbeitet.

„Seine ersten Lanzen brach er hier unten in diesem Journal, wo er mit dem Buchstaben R. unterzeichnete, wenig eifersüchtig auf irgend einen Namen, er, der so viele Namen schuf. Ach, das ist ja eine der Nothwendigkeiten in der Kritik, sich wie ein Sklave von dem Ruhm der Zeitgenossen nachschleppen zu lassen und nichts von dem großen Rufe für sich zu behalten, den man mit vollen Händen ausstreut und den die, die sich bücken können, aufheben. Der Kritiker setzt sich dem Zorn Aller für den geringsten Tadel aus und erntet nicht die geringste Erkenntlichkeit für das größte

Lob; er schreibt uns oft mit einem sehr großen Talent Dinge, die nach einem Tage dahinsterben, blos weil sie in einem Journal stehen, dem leichten Dinge, das die Zeit in ihrem Fluge mitnimmt, während um uns her so vieles mittelmäßige Zeug in Büchern aufbewahrt wird. Der Kritiker muß die Improvisation, die der Tag gedictet, mit der Ueberlegung des Denkers verbinden, er soll Tag für Tag den heftigen Leidenschaften des Tages mit der Feder in der Hand folgen, und soll doch so viel Mäßigung haben, daß er den andern Morgen die gestrigen Zeilen nicht bereut; er soll der Menge gefallen, ihr schmeicheln und doch jede Eigenliebe mit dem Ellbogen stoßen, ohne sie zu beleidigen; er soll immer zittern, gegen einen aufkeimenden Ruhm ungerecht zu sein, soll hart gegen den anerkannten, undankbar gegen den sterbenden Ruf sein. Laut wird ihm geschmeichelt, leise verflucht man ihn. Des Morgens theilt er sein Almosen an alle die kleinlichen Eitelkeiten aus, die die Hand darnach ausstrecken, und schaudert des Abends in sich zurück, wenn er an all die miserablen Lobsüchtigen zurückdenkt. Aehnlich einem Arzte, der wenn er den Aussatz untersucht hat, ihn mit seinem Mantel bedeckt, soll er jede Lächerlichkeit, jedes kleinliche Laster bedecken. So lebt er zwischen Lebenden und Sterbenden und kein Trost bleibt ihm übrig als der, einige schöne Verse entdeckt zu haben, die niemand ahnete, ein Genie gefunden und ermuntert zu haben, das gewöhnlich überall zurückgestoßen wird, und dennoch ist dieser einzige Trost genug, um diese Last zu übernehmen, und steckt man einmal darin, so will man nicht mehr heraus, man hat einen Freund gefunden, den die Welt nicht kennt, man hat Hoffnung, nützlich sein zu können, man lebt und stirbt darin, weil man so gelebt hat und so leben will." Wahrlich ein psychologisches Räthsel! Man sieht, Jules Janin ist berufen, den Kritiker per excellence zu machen. Auch Etienne Bequet hatte Beruf dazu, doch verachtete er jeden Ehrgeiz; trotz aller Aufforderungen von Seiten der ersten Männer Frankreichs, schrieb er nur eine Novelle von 20 Seiten in einem Zeitraum von 2 Jahren. Diese Novelle „das blaue Taschentuch," kann dreist neben Paul und Virginie oder neben Atala gestellt werden. Der Styl ist so durchsichtig klar wie der Voltaire's und das Sujet so einfach und dennoch so dramatisch, daß es der Feder Goethe's würdig wäre. Ein Soldat will seiner Geliebten auf ihren Geburtstag ein Geschenk machen. Da er durchaus kein Geld hat, so stiehlt er ein blaues Taschentuch in der Absicht, es später wieder zu erstatten, für sein Liebchen. Die Eifersucht einer Magd entdeckt das Verbrechen. Der Soldat wird vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und schickt seiner Geliebten das Taschentuch, mit Todesthränen benetzt, zum Andenken. Dies ist die ganze Geschichte des blauen Taschentuchs, die übrigens sehr viel Aufsehen erregte. Sonderbar, dieser Erfolg des Büchleins ärgerte Bequet, er verspottete, er verachtete jede schriftstellerische Thätigkeit und behauptete, die Franzosen hätten noch bis auf zwei Jahrhunderte geistige Nahrung genug am Don Quixotte, am Gil blas, an Racine, Corneille, Voltaire, Rousseau und an den alten classischen Dichtern. Er sollte eine Novelle schreiben, man wollte sie ihm mit Gold aufwiegen, er schob sie von einem Tag zum andern funfzehn Jahre lang auf und schrieb sie nicht. Nur wenn ihn die Lust zum Schreiben ankam, schrieb er ein Feuilleton von höherer Bedeutung, weil, wie er sagte, die Leute doch ihm dadurch keinen Ruhm zugestehen würden. Man konnte ihn nie bewegen, seinen Namen zu unterschreiben, und nie kritisirte er einen Schauspieler, ausgenommen Talma und die Mars. Man müsse froh sein, daß die andern keine Höcker haben, sagte er. Indeß war er der beste Freund seiner Freunde, besonders der Mars, und wenn er auch nicht schrieb, so schwatzte er doch so schön, daß es schwer war, sich seiner Unterhaltung zu entziehen. Es soll eine rührende Scene gewesen sein, als sein ehemaliger Lehrer Planche ihn kurz vor seinem Tode noch besuchte. Planche ist der erste Hellenist in Paris. Bequet, aus Erkenntlichkeit und aus inniger Liebe zu seinem Lehrer, recitirte ihm Homer'sche Verse auf dem Todbette. Sie küßten sich, sprachen von dem Elysium, und Bequet starb, vierzig Jahre alt. Seine liebste Lectüre war Horaz und Voltaire. Seine Jugend verflog schnell bei seinen epikuräischen Grundsätzen, er war es, der den berühmten Artikel im Debats schrieb, der mit den Worten endete: o malheureux roi, o malheureuse France! und der die Julirevolution vorbereiten half. Nie nahm er eine Stelle im Staate an, und er hätte mehr als eine haben können. In demselben Zimmer, wo er drei Jahre auf dem Lande wohnte, schrieb Thiers seine Geschichte der Revolution. Als er wegen des bemeldeten Artikels vor Gericht gestellt und freigesprochen wurde, verließ er den Saal, indem er wie Cicero sagte: Totam Graeciam conturbavi. Jules Janin sagte, für einen solchen Spruch hätte Bequet gern zehn Jahr Gefängniß ausgehalten.

Notiz.

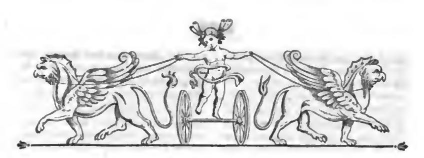
[Nekrolog und literarische Neuigkeit.]

Am 2ten d. M. verschied in Möckau der Candidat Neumann, einer der an Wissen und gemüthlicher Bildung reichsten Männer seines Standes, im 55sten Jahre seines in fleißigem Studien und pflichtgetreuer Anstrengung als Hauslehrer hingebrachten Lebens, geschätzt und geliebt von Allen, welche ihm näher standen und seinen höchst bescheidenen Sinn ehren lernten. Gründliche Kenntniß besaß er besonders in Musik und Sprachen, nicht nur in den alten — in den letzten Wochen und Tagen seiner Krankheit las er den Plato — sondern auch in neueren, so wie er unter andern eine Herausgabe des wenig bekannten, aber preiswürdigen Stückes des Spaniers Rozas: „los bandos de Verona." (die spanische Bearbeitung von Romeo und Julia) beabsichtigte, welche nunmehr der Unterzeichnete besorgen wird. Diesem verpflichtete er sich noch zuletzt durch die fleißige Abschrift und Druck-Correctur der „Alemaña" des „Oliviero" die jetzt in Commission bei Gebhardt und Reisland, erschienen ist und Freunden der italienischen Literatur eine nicht unwillkommene Erscheinung sein dürfte.

Leipzig, im October.

Graf v. Hohenthal-Städteln.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 204. — den 18. October 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Benedict schwindelte. Da trat Bernhard zu ihm und nannte ihm ein paar Lotterienummern. „Auf gut Glück!“ flüsterte er lächelnd und hielt ihm sein volles Glas entgegen. Weinend fiel ihm der künftige Schwiegervater in die Arme und sprach mit Pathos: „Mein Freund! die Materie ist doch kein leeres Phantom!“ — „Ach Possen!“ erwiederte Jener, mit den Fingern schnippend. „Was sind alle Schätze der Erde gegen den Schatz in unserer Brust! — „Das Gold ist nur Chimäre!“ sang es jetzt wieder von mehreren Seiten. — „Es lebe unser freundlicher Wirth!“ erscholl es dazwischen. „Pereant alle Philister!“ — „Unser Schuldbuch sei vernichtet!“ stimmten Andere an. — „So heißt das Motto zu meinem Vortrage, den ich heute vor den Freunden zu halten im Begriff war!“ rief Bernhard. — „Auf die Rednerbühne! Hört! hört!“ schrieen die weinlustigen Gäste. Ein mit gestickter Arbeit verzierter Sessel ward für den Herrn des Hauses herbeigerückt, Stühle wurden im Halbkreise umhergestellt. Alle ließen sich nieder. Bernhard bestieg die Rednerbühne, eine Pause der Erwartung trat ein — darauf begann er, wie folgt.

„Hochzuverehrende Anwesende! Die Menschen werden in zwei Classen eingetheilt — in Schuldner und Gläubiger. Ich nenne die Schuldner zuerst, weil ihnen die Gläubiger nachfolgen, oder besser gesagt, sie rastlos verfolgen. Etymologisch genommen, sind die erstern schuldig und die letztern gläubig. Doch man lasse sich nicht täuschen! Diese glauben nämlich in der Regel — Ausnahmen kommen nicht in Betracht — glauben, von ihren Schuldnern bezahlt zu werden. Ist das nicht schon ein offenbarer Irrthum? Wenn nun die Schuldner sich alle ersinnliche Mühe geben, ihnen zu beweisen, daß ein blinder Kohlerglaube (Kohler kommt von Kohle, also ein schwarzer, kohlschwarzer) ein Aberglaube sei, so ist doch, mein' ich, die Schuld natürlich mehr auf Seiten Derer, welche so blindlings glauben oder gläubig sind!“

Benedict wendete sich bei diesem Eingange unruhig auf seinem Sitze umher und verbarg sein Mißfallen keinesweges.

„Das Schuldenmachen,“ fuhr der Redner fort, indem er Rosenhain scharf dazu ansah, der seine Blicke nicht aushalten konnte, „das Schuldenmachen stammt aus den ältesten Zeiten und ist durch die uralte Gewohnheit ehrwürdig geworden, gleichsam heilig gesprochen. Schon die erste Frau entstand durch eine Rippenanleihe. Julius Cäsar hat bekanntlich gesagt: „Wenn ich eine Million habe, dann hab' ich erst nichts!“ Welche Bescheidenheit, und Cäsar war ein großer Mann! Die größten Geister haben sich überhaupt immer mehr auf die Partei der Schuldenmacher geschlagen; besonders die Dichter und die Künstler. Darum hängt die Poesie so innig mit dem Schuldenwesen zusammen, und man sollte in der That künftighin bei Besetzung der Finanzministerien auf die Poeten eine größere Rücksicht nehmen. Bei ihnen würde es wenigstens niemals an Sonetten, d. h. an

klingender Münze, fehlen; ja, sie brächten es vielleicht dahin, blanke Thaler aus dem Silber des Mondes und Ducaten aus strahlendem Sonnengolde zu prägen. Das beiläufig. Der große Schiller besaß in seiner ergiebigsten Periode nicht einmal einen Frack, um der Einladung zu einem ästhetischen Damenthee zu folgen. Auch Mozart hat sich vor den sogenannten Manichäern gar nicht zu lassen gewußt; sie wollten seine Compositionen nicht für gutes Metall anerkennen, und wenn er ihnen sagte, sie seien wahrhaft wohlklingend, so lachten sie ihn aus."

Bernhard hielt ein wenig inne, während die Versammlung lachte. „Seitdem die humoristischen Vorlesungen aufgekommen sind," brummte Rosenhain vor sich hin, „ist es nicht mehr zum Aushalten. Mit Worten stechen sie da die Begriffe todt, und das soll Witz heißen!"

„Ach Gott!" begann jetzt Bernhard von neuem mit einem großen Seufzer. „Die leidigen Manichäer haben heut zu Tage gar kein Einsehen mehr. Wenn sie einem hülfsbedürftigen Menschen ein paar Thaler vorgestreckt haben oder irgend etwas Anderes — ein Paar Stiefeln, einen Rock —"

Benedict sah sich im Kreise um und fand lauter wohlbekannte Röcke.

— „so fragen sie sich den ganzen Tag über: „Mahn' ich? oder mahn' ich nicht?" Natürlich bleiben sie dann bei dem „Mahn' ich" eher stehen, als bei jenem, und daher kommen die vielen Manichäer!"

„Hab' ich's nicht gesagt?" fuhr der erzürnte Wirth auf. „Das Sylbenstechen geht schon los!"

„Jeder sticht den Stoff, der zu seinem Geschäft gehört," warf Bernhard als Entgegnung dazwischen. „Wie — Worte und Sylben, der Kleiderkünstler — seine Zeuge! Wer brav sticht, kommt am besten durch. Aber ich bitte — keine Unterbrechung!"

Benedict schlug die Arme ineinander, setzte sich bequem und nahm sich vor, die Rede schweigend mit anzuhören.

„Die Manichäer nun treten unaufhörlich die Gegenpartei," sprach Bernhard weiter, „kein Wunder, daß diese endlich ganz betreten wird! — Im Vater Unser heißt es: „Vergib uns unsere Schuld, so wie wir vergeben unsern Schuldigern!" Ja, sie vergeben uns, aber mit dem Gifte ihrer Quälereien, ihrer indiscreten Phrasen und Mahnbriefe —"

Benedict wollte jetzt wieder losbrechen, aber er begnügte sich mit einem Seufzer.

— „Wenn Sie nicht bezahlen, so muß ich meine Maßregeln nehmen! schreien sie. Doch in ihren Regeln ist kein Maß, und bedeutet man sie einmal: „Mäßigen Sie sich!" so fallen sie grob aus. Diese Menschen haben nicht das geringste Bischen Poesie in sich, sonst würden sie begreifen, daß sich mit Schulden am besten Geduiden zu sammenreimt. Hat man einen Wechsel ausgestellt (der Form wegen) und der Termin ist abgelaufen, so sagen sie: „Der Wechsel ist gefällig!" Erwiedert man: „Nun, so sein Sie doch auch so gefällig und warten Sie noch!" so kommt man schön an. „Nichts da, ich lasse Sie setzen!" heißt es, und wenn dieses Volk Einen setzt, so thun sie das nicht mit Wein und Thee, Butterbrot und Backwerk, wie unser verehrter Freund Johann Georg Benedict Rosenhain!"

Der Genannte verbeugte sich bescheiden. Was von den Wechseln gesagt worden, hatte, wie es schien, seinen Beifall, denn mehrere Male hatte er mit dem Kopfe genickt und seinen Nachbarn die Hände gedrückt. Der Redner nahm einen neuen Ansatz mit erhobener Stimme:

„Mit ihren dürren Fingern zeigen sie auf die Worte: „Nach Sicht." — „Gut, so haben Sie doch Nachsicht — es steht ja da!" — „Gehorsamer Diener!" antworten sie höhnisch; „es ist kein Trochäus, es ist ein Jambus!" Jetzt wissen sie auf einmal die Versmaße auswendig, und zeigt man ihnen zur Vervollständigung ihrer Begriffe die Daktylen auf ihren Wangen, so kostet so ein einfacher, unschuldiger Versfuß noch obendrein fünf Thaler. Ach! eine Schuld ist wirklich etwas sehr Uebles — Müllner's Schuld mit eingerechnet — sie hebt sogar die Individualität eines Mannes auf. Man sagt nicht: „er hat verschuldet!" man zuckt die Achseln und spricht: „er ist verschuldet!" Aus einem Activum wird ein Passivum. Wohl ist man als Schuldner ein leidendes Subject, oder besser, Object. Begegnet mir, diesem unglückseligen Passivum, ein Manichäer auf der Straße und schneidet mir ein prophetisch-malitiöses Gesicht, und mein Nachbar sagt verwundert: „Leiden Sie denn das?" Was kann ich anders antworten, als: „Ich muß wohl, ich habe zu viel Passiva!" So ein grober, undelikater Gesichterschneider sitzt freilich in der Wolle und bedenkt nicht, daß jedes Schaf in der Wolle sitzt!"

Diese Wahrheit wurde mit Jubel und Beifallklatschen von den Zuhörern aufgenommen, so daß Bernhard eine geraume Zeit nicht fortfahren konnte. Benedict sprang in die Höhe und schrie: „Ja, jedes Schaf sitzt in der Wolle, aber ich gehöre nicht zu diesem Geschlechte. Von nun an schieß' ich mich Euch an, die

Ihr mich geschoren." Neues Jauchzen folgte auf diese Worte; Bernhard winkte und gesticulirte, man möge ihn endigen lassen. „Still! still!" geboten mehrere Stimmen, andere wiederholten dasselbe, und vor lauter Ruhegebieten kam man nicht zur Ruhe. Langsam legte sich der Sturm; der Redner benutzte den ersten stilleren Augenblick und rief mit vollem Tone:

„Meine Herren und Freunde!" Alle schwiegen. „Meine Herren und Freunde!" hub er nochmals an. „Wenn man in der größten Noth so glücklich ist, von Einem etwas vorgeschossen zu bekommen, so macht er bei diesem Schießen einen so entsetzlichen Lärm und Dampf und Qualm, daß man blau anläuft, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt. Beim Vorstrecken ist's nicht besser; denn da wird man zum erbärmlichen Sklaven und muß sich immer nach der Decke dessen strecken, der vorgestreckt. Ihr werdet es selbst oft genug gefühlt haben, daß das Loos der Schuldner kein beneidenswürdiges sei, und es thut wahrlich Noth, daß es anders werde! — Sind wir nicht von der Natur selbst aufs Borgen angewiesen? Besitzen wir nicht allesammt das Leben auf Borg? Deshalb ist dieses irdische Dasein so wechselvoll. Nach Sicht müssen wir es an den Wechsler, den Tod, zurückbezahlen. Ach, unser ganzes Leben ist ein großes Rechenexempel. Und darum steht auch die Mathematik als die höchste, als die Mutter aller Wissenschaften da. Kann etwa die Mathematik überhaupt ohne Borgen bestehen? „Vier von Drei geht nicht, da muß ich Eins borgen." Das weiß Jedermann noch aus der Schule; als Kind schon hat er's lernen müssen, hat Prügel dabei bekommen. Wie? sollt' er die goldne, eingebläute Regel als Mann unbenutzt lassen? Also „vier von drei geht nicht, da muß ich Eins borgen!" Kein Mensch fragte die neben stehende Ziffer: „Willst Du so gütig sein und Dich anborgen lassen?" Bewahre, sie muß borgen, sie mag wollen oder nicht; sonst kommt das ganze Exempel nicht zu Stande. Wir Menschen aber sind Zahlen, wie schon mancher große Here gesagt hat. Ist nun zufällig mein Geldbeutel eine Drei, und mein Magen oder Gaumen, oder meine Lust, spazieren zu fahren, Wein zu trinken, einen Ball zu besuchen, oder die Sehnsucht nach ein Paar neuen Beinkleidern u. s. w. eine Vier, so sollt' ich doch füglich zu meiner Nachbarzahl ohne Weiteres sagen können: „Vier von Drei geht nicht; du bist eine Sechs (oder Zehn, Zwanzig, Hundert) — borge mir Eins, sonst trifft mein Exempel nicht!"

Das Zimmer hallte von dem Gelächter wieder, Benedict allein schoß wüthende Blicke umher und knirschte: „Es ist Alles auf mich abgesehen; sie wollen mich mit Gewalt ruiniren!"

„Das Weltexempel aber," fuhr Bernhard fort, „soll treffen, und ich weiß nicht, was daraus werden soll, wenn der liebe Gott am jüngsten Tage die Probe macht und ein falsches Facit findet. Dann wird er zu den sogenannten Gläubigern sagen: „Ihr Ungläubigen! Lernt eure Sache dort unten — in der Hölle besser, ihr falschen Rechner, ihr — Böcke!"

Jetzt vermochte sich Benedict nicht mehr zu halten. Wüthend emporfahrend schrie er: „Böcke? Du Unseliger, wie kannst Du mich ein Thier schimpfen, das Hörner trägt? Und ihr — was beißt ihr euch vor Lachen auf die Lippen? Sitzt ihr nicht in meiner Wolle? Gehört eure Garderobe nicht mir? Trinkt ihr nicht meine Weine? Eßt ihr nicht mein Butterbrot!" Erschöpft sank er zurück. „Großer Mann, edler Dichter!" sprach der Nachbar pathetisch. — „Stört den begeisterten Redner nicht, ihr seid nicht gemeint!" Das Wörtchen: „Dichter" brachte den Ergrimmten wieder zu sich, wenigstens schwieg er und umarmte mit stummen Thränen den Tröster, der ihn einen edlen Dichter genannt. Bernhard aber beschloß seine Rede mit erhöhter Stimme:

„Und zu den armen Schuldnern wird der Herrgott sprechen: Ihr habt keine Schuld! Setzt euch zu meiner Rechten, seid meine Schäfchen! Jene haben im Leben in der Wolle gesessen — nun soll es Euch einmal vergönnt sein. Amen." — — (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Thiers, Mirabeau, die Jury, Rachel, Hugo]

Zwei neue historische Werke werden nächstens hier erscheinen. Eine florentinische Geschichte von Thiers und eine Geschichte der Regierung Ludwig des 13ten in Frankreich. Thiers hat neuerdings das Journal de Paris an sich gekauft und macht Opposition gegen das jetzige Ministerium. Bis jetzt aber weilt er immer noch in Italien, um dem Geschwätze der hiesigen Blätter zu entgehen. Herr Droz ist der Verf. des andern Werkes, an dem er schon seit 1811 arbeitet. Der Temps gibt vorläufig eine Probe von diesem Werke „die erste Wahl Mirabeau's," die kein schönes Licht auf dessen Charakter wirft, aber sein Talent in desto größerm Glanze zeigt. Mirabeau hatte kein Reisegeld, um nach der Provence zu reisen, wo er gewählt werden sollte. Er schrieb daher seine geheimen Briefe über Berlin, zeigte sie dem Herzog v. Lauzun, dem Grafen Montmorin und verlangte eine gewisse Summe, um sie zu unterdrücken. Letzterer willigte

ein, unter der Bedingung, daß er sich nicht zum Deputirten wählen lassen würde. Mirabeau versprach dies — nahm das Geld und — reiste ab. Noch mehr. Er gab einem Buchhändler, der auf der Neige stand und dessen Frau seine Maitresse war, die Schmähschrift, um ihn von seinem Untergang zu retten, und nahm ein neues Honorar dafür. Aus Furcht, er möchte verfolgt werden, schrieb er einem Freunde, er möchte ihm doch das berüchtigte Buch schicken, in der Absicht, diesen Brief zur Oeffentlichkeit zu bringen. Wirklich wurden diese geheimen Briefe öffentlich verbrannt. Einmal aber an Ort und Stelle, wußte Mirabeau alle seine Gegner, besonders den Adel zu besiegen. „Nie," sagte er in seiner Rede, „wird Euch der Adel Concessionen machen, wenn Ihr sie nicht erzwingt. Dieses ist keine Hypothese, sondern Geschichte. So starb der letzte der Gracchen von der Hand der Patricier. Aber ins Herz getroffen, sank er nieder und schleuderte den Staub unter sich gen Himmel, indem er die rächenden Götter anrief. Aus diesem Staube ward ein Marius, Marius weniger groß durch seinen Sieg über die Cimbeler, als durch den Kampf mit den römischen Patriciern."

Wenn man weiß, daß ein guter Historiker gewissermaßen eine Divinationsgabe haben muß, um classisch zu werden, so ist dies kein Leichtes, eine treue Geschichte jener noch so naheliegenden Zeit zu liefern. Die Geschichte der Revolution von Thiers hat diese Epoche nicht genug beleuchtet. Sie ging darüber hinweg und glaubte in einem Bande genug über die Regierung Louis des Sechszehnten und über Mirabeau gesagt zu haben. Romantiker ersetzten Manches mit der Phantasie, so Jules Janin in seinem Barnave. Mit Ungeduld erwartet man also jenes Werk, das in einem Monate erscheinen wird. Besonders ist man gespannt, das Verhältniß zwischen Mirabeau und der unglücklichen Marie Antoinette zu kennen, ob jene nächtliche Zusammenkunft historisch ist oder nicht. — Unsere Tagespresse bewegt sich beständig in einem Parteihaß. Es sind wahre Wortbesessene, die Vertreter der öffentlichen Meinung. Die famose Geschichte mit dem ehemaligen Polizeipräfect Gisquet und dem Messager wird neues Blut in ihre Adern gießen. Kommt nicht von Zeit zu Zeit ein solcher Skandal, so ist die Presse gar verloren, da die Abonnenten täglich, besonders in der Provinz abnehmen. Merkwürdig bleibt in neuester Zeit die Erscheinung, daß zwei Mädchen, die, verführt, aus verschmähter Liebe und Eifersucht ihre treulosen Geliebten tödteten, freigesprochen wurden. Man kann sich von einer solchen dramatischen Scene keinen Begriff machen, und die Cour d'assises könnte gute Geschäfte machen, wenn sie ihre vacanten Plätze verkaufen wollte. Die Jury, die in Deutschland so viele Gegner findet und auf die der Franzose stolz ist, erwog den moralischen Beweggrund, gab sogleich damit der Jugend eine derbe Lection und sprach die unglücklichen Mädchen frei. Besonders interessant war die Charlotte Couchois, die in einem Alter von 16 Jahren durch ein außergewöhnliches verbrecherisches Mittel verführt wurde. Dieses Mädchen erinnerte an das deutsche Gretchen im Faust, so schön ist sie, so einfach und klug. Ihre Antworten waren so treffend, wie sie der größte Dichter nicht besser hätte erfinden können.

Auf dem Theatre français macht ein jüdisches siebzehnjähriges Mädchen, Namens Rachel, Furore. Dies Mädchen wird einstimmig als ein Phänomen in der Kunstwelt betrachtet. Sie ist nicht hübsch, imponirt nicht sehr durch ihre Gestalt, hat kein sehr umfangreiches Organ und setzt dennoch den Zuhörer in Erstaunen, und seitdem sie debutirt, ist jeden Abend das Theater zum Erdrücken voll. Sie gibt bis jetzt nur classische Rollen von Racine und Corneille, aber diese gibt sie, wie sie in ihren schönsten Zeiten nicht besser gegeben wurden. Sie dringt tief in jeden Charakter und weiß ihm eine so plastisch-tragische Färbung zu geben, wie es nur Talma in den Männerrollen konnte. Glühendes Feuer verbindet dieses Mädchen mit äußerer Ruhe und dann ist ihre Diction bald so zart, bald wieder so kräftig, daß sie jede Nüance des Gefühls mit ihrem schwachen Organ ausdrückt. Sie wurde nach den drei ersten Vorstellungen als Societaire aufgenommen, eine Gunst, die man nur erhält, wenn man bereits drei Jahre hindurch Mitglied des Theaters war. Vergebens betheuerte Dem. Noblet, sie erdrücke sie nach einer Vorstellung, sie hatte, als es zum Treffen kam, nicht den Muth, eine Lanze mit ihr zu brechen.

Victor Hugo's neues Drama wird nun bereits einstudirt. Es heißt „Ruy blas" und ist einer spanischen Legende entnommen. Hugo hat sich endlich wieder entschlossen, in Versen zu schreiben, was ihm auch besser gelingt als die Prosa, die bei ihm zu kurz und zu abrupt ist, so daß sie aus aufgelösten Versen zu entstehen scheint. Daß Jules Janin, der liebenswürdige und gelehrte Feuilletonist, ein Schloß gewonnen habe, wird sehr bezweifelt, obschon er es selbst im Débats erzählte und sich die Nummer 75 und 72 wählte. Man will wissen, daß eine sehr hohe Person, ein Freund von ihm, ihm dies Schloß zum Geschenk machte. Avis aux feuilletonistes allemands! — —

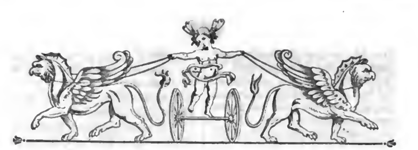
Zum Schluß noch eine wahre Anekdote von dem liebenswürdigen leider verstorbenen, bescheidenen Bequet. Bequet hatte beständig Schulden. Die Debats bezahlten ihm manche zum voraus, dennoch mußte er oft Wechsel auf seinen Vater ausstellen. Als er von ihm einst Geld forderte, sagte der Vater im Zorne zu ihm: „ich zahle nichts mehr für Dich, Du bist Gott und dem Teufel schuldig." „Es ist doch sonderbar," erwiederte Bequet, „daß Sie, mein lieber Vater, gerade nur die zwei Personen nennen, denen ich nichts schuldig bin."

N o t i z.

[Ein Zeichen wahrer Gunst.]

Während die glänzenden Dosen, die Dukaten und Orden, welche die kaiserliche Familie von Rußland überall in Deutschland zurückgelassen hat, nur als Etiquettegeschenke anzusehen sind, will man wissen, daß ein „Zeichen wahrer Gunst" in ganz unscheinbaren Dingen bestand; ein Zeichen wahrer Gunst war es z. B., wenn der Beglückte ein nürnberger Springböschen erhielt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 205. — den 19. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Mit stolzen Schritten, sich nach allen Seiten hin verbeugend, verließ er die Rednerbühne. Benedict war aufgestanden und ging ihm wankend entgegen. Ihm, als dem Wirth, kam das Recht zu, das erste Urtheil über den ästhetischen Vortrag zu fällen. Die Uebrigen standen in Gruppen umher und disputirten über das Gehörte. Benedict's Hand ergreifend und sie tüchtig drückend und schüttelnd, sprach Bernhard bescheiden lächelnd: „Ich würde mich glücklich schätzen, wenn meine schwache Leistung Ihren Beifall zu gewinnen vermocht. Wenn ich mir ein Verdienst zuzugestehen wage, so ist es dieses, die humoristische Seite in unserer Gesellschaft angeschlagen zu haben."

„Sie wissen, daß ich kein Freund vom Humor bin!" entgegnete Rosenhain, an seinem Rocke zerrend.

„Nicht wahr?" sagte ein Anderer hinzutretend, „das war ganz aus Ihrer Seele gesprochen, bester Herr Rosenhain!"

„Sie verachten auch," fügte noch Einer hinzu, „diese Wollsäcke, welche die Höherdenkenden quälen und beunruhigen und ihren geistigen Aufflug hemmen!"

„Pereant!" riefen Mehrere zugleich, die bereits wieder zu den Flaschen gegriffen hatten. — „Es lebe der Redner! — Es lebe unser gastfreundlicher Wirth! — Es lebe der Wein! hoch!"

Dem widerstrebenden Benedict wurde ein Glas aufgenöthigt. „Sie sollen leben, meine Herrn!" stammelte er gezwungen und trank es mit einer Geberde aus, als ob er Medicin nähme; Hören und Sehen wollten ihm vergehen — er sah sich verrathen und verkauft.

„Was fällt dem Bernhard ein?" flüsterte es indessen hier und da. „Er scheint sich zu unserer Partie zu schlagen und gleichwohl meint er es mit Keinem von uns aufrichtig. Scharf betrachtet, war seine Rede eine starke Ironie auf uns. Er muß von den Rechnungen wissen, die wir bekommen haben. Sein Benehmen ist räthselhaft; irgend Etwas steckt dahinter — er war von jeher ein Geheimnißkrämer, dem immer was Wunderbares passirt sein sollte."

„Aufs Wohl der Geister!" sprach jetzt Bernhard trinkend und sich an Benedict's Ohr neigend, setzte er leise hinzu: „Auch der Doppelgänger und Wächter verborgener Schätze! Denken Sie an Walpurgis!"

„Ha," fuhr Rosenhain auf und zog den lachenden Bernhard in eine Fenstervertiefung. „Stehen Sie mir jetzt Rede! Sie kennen meine Verhältnisse — ich weiß es. Und wär's in die Hölle, ich folge Ihnen!" Der Gehaltene machte sich mit einem Scherze los und mischte sich unter die schwatzende und lärmende Menge, die heute besonders ausgelassen war. Die Männer der Clique, welche ein neues Blatt zu gründen beabsichtigen, hatten sich wieder im Kreise zusammengesetzt und unterhielten sich nach ihrer Weise, die der Leser leicht errathen kann. Andere Gäste gaben sich mit Stadtklatschereien ab, wie-

der Andere erzählten sich von ihren Schuldenabenteuern und dergleichen mehr. Benedict suchte unvermerkt die Thür zu seiner Arbeitsstube zu erreichen, was ihm auch ohne Mühe gelang, denn außer Bernhard, der ihn nicht viel aus den Augen ließ, jetzt aber eifrig mit Jemandem sprach, bekümmerte sich Keiner um ihn.

Ermattet sank er, da er allein war, in einen Stuhl und stützte das sorgenmüde Haupt in die Hand. Ein Gedanke, den er bisher niemals gehabt, ging ihm durch den Kopf. „Es wäre doch wohl besser gewesen, du hättest dich niemals mit der Poesie abgegeben, — sprach er zu sich selbst — wärst nur ein ehrbarer Schneidermeister geblieben, wie viele andere, und —". Plötzlich hielt er inne — ein kaltes Grauen überlief ihn, der Mond sah in sein dunkles Zimmer und bildete seltsame Gestalten auf dem Boden, nach welchem er seine Augen geheftet hatte. Jetzt schien sich die Thür zu bewegen, die nach dem Gange führte — scheu wendete er die Blicke dahin — er glaubte eine Figur zu sehen, welche sich bewegte. Kein Glied rührend, blieb er starr in seinem Sessel sitzen. Die Gestalt näherte sich mit höflichen Verbeugungen; dies verminderte ein wenig seine Furcht und er gewann Kraft, aufzustehen und „Wer da?" zu rufen. Das Mondlicht beleuchtete jetzt das Gesicht des unberufenen Gastes und Benedict erkannte Bernhard. „Sie hier?" fragte er aufathmend. — „Ich wollte allein sein!" „Entschuldigen Sie," war die Entgegnung; „kann ich nicht die Ehre haben, den Herrn Doctor der Philosophie Bernhard zu sprechen?" — „Was? Sein Doppelgänger also?" stöhnte Rosenhain. — „Zu dienen!" gab die Gestalt wehmüthig seufzend zur Antwort. — „Fort! fort!" rief Jener, mit beiden Händen abwehrend. „Haben Sie Geduld bis zu Walpurgis, dann kommen wir zusammen." — „Ach, das wird uns eine große Ehre sein. Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit, ich empfehle mich ganz gehorsamst!" erwiederte es, und als Benedict mit einem: „Gleichfalls!" danken wollte, war sein Besuch fort. Nach augenblicklichem Besinnen stürzte der Schneider durch die andere Thür nach dem Gesellschaftssaale, um Bernhard mitzutheilen, was ihm begegnet sei. Dieser saß ganz ruhig auf dem Sopha und sprach zu den Uebrigen. Eben wendete er den Kopf und sah Benedict eintreten: „Kommen Sie doch näher, bester Freund!" rief er ihm zu. „Wir unterhalten uns hier mit Gespenstergeschichten, und da wollt' ich denn auch einen Beitrag aus meinem eigenen Leben dazu geben." Benedict beugte sich zu ihm nieder und raunte ihm ins Ohr: „Er ist wieder dagewesen!"

„Wer?"

„Nun, der Doppelgänger — die Copie!"

„Hm. So?"

„Geheimnisse?" fragte ein Neugieriger, lächelnd sich die Hände reibend.

„Bewahre!" antwortete Bernhard unbefangen. „Herr Rosenhain theilte mir etwas mit, das ohne allgemeineres Interesse ist. — Setzen Sie sich neben mich, Herr Wirth!" fuhr er fort, „und wenn die Anwesenden mir erlauben, bring' ich mein Mährlein vor." Nach einer Pause begann er: „Ich hatte schon als Knabe oft den sehnlichsten Wunsch, daß mir einmal etwas Spukhaftes begegnen möge. Ich konnte die Worte meiner verstorbenen Mutter nicht vergessen: Du bist ein Sonntagskind, mein Sohn, Du wirst mehr sehen als andere Leute. — Mehr sehen als andere Leute? Das verstand ich damals noch nicht recht, aber ich mochte doch schon ein geisterseherisches Element im Leibe haben, denn ich dachte dabei an etwas Wunderbares und begab mich nicht selten deshalb in das finsterste Gemach unserer Wohnung, um gleichsam die Wesen herauszufordern, von denen ich so viel in Sagenbüchern gelesen hatte. Mein Wunsch wollte aber, trotz allen meinen Bemühungen, nicht in Erfüllung gehen; ich mochte, so viel ich wollte, beim herrlichsten Vollmondschein in meinem Bette wachend aufsitzen und ahnungsvoll warten — keine Fee, kein Gnome, weder Oberon noch Titania, kein graues Männchen, keine lange, weiße Gestalt ließ sich blicken — nicht einmal ein geheimnißvolles Geräusch, ein seltsames Pochen und Klopfen, ein Anzeigen oder so etwas Aehnliches hatte ich das Glück zu vernehmen, so daß ich wirklich anfing, allen meinen Glauben zu verlieren. Allein meine Vorliebe für die Gespenster war nun einmal geweckt, ich grübelte über dieses Thema, las alle Bücher, die darauf Bezug hatten, und aus denen ich Aufschluß zu gewinnen hoffte, füllte meinen Kopf mit phantastischen Bildern an, und lebte so in einer zur Zeit zwar unsichtbaren, aber reichlich bevölkerten Welt von Geistern und Gespenstern. Meine Erlebnisse in dieser phantastischen Welt habe ich nach und nach aufgeschrieben, und es wird sich wohl einmal Gelegenheit finden, dieses Tagebuch der Oeffentlichkeit zu übergeben. Vor der Hand will ich Sie nicht mit meiner Lebensgeschichte aufhalten, meine Freunde, und zur Sache kommen."

Bernhard ergriff die Lichtputzscheere und löschte kaltblütig die Flammen eines Armleuchters aus, der neben ihm auf dem Tische stand. Benedict sah ihn starr und

verwundert an. „Mich blendet das Licht!" sagte Jener ruhig und setzte seine Erzählung fort.

„Es war ungefähr vor sechs Jahren, als ich auf einer Ferienreise — ich war damals Student und hatte besonders naturphilosophische Vorlesungen fleißig gehört — gezwungen wurde, in einem einsamen Gasthause an einer wenig besuchten Straße zu übernachten. Vielleicht hatte mich auch meine Neigung, nicht blos der Zufall, auf diesen Weg geführt, kurz, ich kam einst am späten Abend in jener Schenke an und befreundete mich bald mit dem Wirthe, einem gesprächigen, sonderbaren Kauze. Er hatte einen beträchtlichen Buckel, auf den er sehr stolz zu sein schien, eine Nase, deren Länge alle Nasen übertraf, welche mir jemals zu Gesichte gekommen, und Augen, die man eigentlich blos kleine Schnitte nennen konnte, vorzüglich, wenn er lachte, was sehr oft, auch während der ernsthaftesten Unterhaltung, geschah. Der Mann kam mir wie ein Erdgeist vor; die braune Farbe seines Gesichts und seiner Hände stimmte zu seinen übrigen Eigenschaften, von denen ich noch die bemerkbar mache, daß man nicht zu errathen im Stande war, wie alt eigentlich er sei. Er hatte Züge eines Kindes bei denen eines Greises. Diese Figur erzählte mir denn auch unter Anderem, daß auf dem Schlosse hinter seinem Garten ein interessanter Geist umgehe; ein sehr origineller Geist, ein Geist, wie er nicht alltäglich vorkäme, versicherte er. Dabei lachte er, wie ein Sachverständiger, und als er mir noch einige nähere Umstände mitgetheilt und meine Theilnahme bemerkte, fragte er mich zutraulich, ob ich etwa die Bekanntschaft des Schloßgeistes zu machen wünsche. Dieses Anerbieten war Wasser auf meine Mühle; mit Freuden nahm ich's an und — um keine langen Worte zu machen — eine Stunde darauf befand ich mich in einem großen, alterthümlichen Saale des Schlosses allein."

Der Erzähler machte eine Pause und wendete sich zur Seite, um einen zweiten Armleuchter, der dem ersten gegenüber stand, auch seines Lichtes zu berauben. Die Zuhörer lachten und rückten näher zusammen; Benedict hatte sich in eine Sophaecke gedrückt und gab keinen Laut von sich. Jetzt brannte nur noch in der Mitte des Zimmers eine große Astrallampe mit falbem, milchweißem Scheine.

„In dem Saale," sprach Bernhard weiter, „der mir zum nächtlichen Aufenthalt angewiesen war, befand sich kein Mobiliar, als ein Sopha, ein Stuhl, ein Tisch und eine Malerstaffelei. Die Glocke schlug eben elf Uhr, als ich mich auf das Sopha hinstreckte. Ich freute mich, wie ein Kind, auf den Augenblick, wo der Geist mir die Ehre anthun würde, sich zu zeigen, obgleich mich, wie ich nicht läugnen will, eine kleine Gänsehaut überlief."

Benedict schüttelte sich von einem gleichen Gefühle. Bernhard stand auf und ging auf und ab. Dann blieb er an einem Fenster stehen und zog die Gardine auf.

„Es war gerade eine solche Nacht, wie die heutige," begann er von neuem, „der Mond glänzte eben so klar am blauen wolkenlosen Himmel. Auch die Stunde trifft zu —"

Die Stutzuhr zeigte auf halb Zwölf und repetirte. Bernhard stand eben vor der Astrallampe. Beim letzten Schlage der Uhr zog er den Docht nieder — ein großer Schatten fuhr durch das Zimmer und der Mondschein warf sein silbernes Licht herein. „Der versteht's, Einem bang' zu machen," flüsterten sich Mehrere einander zu. „Er sollte Gespenstergeschichten schreiben!" Benedict murmelte: „Ich sehe gar nicht ein, warum wir im Finstern sitzen sollen?" „Der Illusion wegen!" antwortete sein Nachbar. — Bernhard fuhr fort:

„Es dauerte nicht lange, so hörte ich ein leises Geräusch — die Thür sprang auf und herein trat ein Mann in einem langen, schwarzen Kinnbart. Auf dem Haupte trug er ein Barett. Ueber einen altdeutschen Rock fiel ein weiter, etwas kurzer Mantel, den er, sonderbar genug, verkehrt übergenommen hatte, so daß das feuerrothe Futter außen war. Wär' ich nicht allzu beschäftigt gewesen mit dem Gedanken, daß ich einen Geist vor mir habe, so hätte ich laut auflachen müssen. In der Hand trug er Pinsel und Palette, jetzt wurde mir auch die Staffelei erklärlich. Es war kein Zweifel mehr, ich hatte es mit einem Maler zu thun. Ihm folgten wohl zwanzig Gestalten. Alle trugen einen weißen Zettel an der Brust, auf welchem ihr Name stand, wie ich mich nachher überzeugte. Der Maler kam mir entgegen und sprach: „Es freut mich außerordentlich, lieber Herr, daß ich das Vergnügen habe, mein Gefolge durch Sie zu vermehren." — Jetzt wurde mir doch etwas unheimlich zu Muthe. Der Geist schien mit vollkommener Gewißheit anzunehmen, daß ich bei ihm bleiben werde, und in meiner Absicht lag doch nur eine flüchtige Bekanntschaft, ein kurzer Besuch. Diesen bedenklichen Umstand hatte mir mein Wirth verschwiegen; ich gestehe, ich war in diesem Augenblicke böse auf ihn und zweifelte nicht, daß er mit den Geistern unter einer Decke stecke. Doch verlor ich den Muth nicht; sogleich antwortete ich keck: „Verzeihen Sie, Verehrungswürdi-

ger, ich kann in der That die Ehre nicht annehmen, die Sie mir zudenken, da ich Willens bin, schon mit dem frühen Morgen wieder abzureisen. Auch würde Ihnen an der Gesellschaft eines armen Studenten wenig gelegen sein."

„O, ich bitte!" versetzte der Geist mit einer verbindlichen Gebrede. „Sie haben ein Bändchen Gedichte herausgegeben?"

„Zu dienen!" entgegnete ich erstaunt, daß mein Schriftstellerruf schon bis hierher gedrungen sei. Auf jenes Bändchen schlechter Gedichte bildete ich mir zu jener Zeit noch sehr viel ein. — „Treiben die Gespenster auch Literatur?" dachte ich, ohne es auszusprechen, um nicht zu beleidigen. (D. F. f.)

Kleine Züge aus der Künstlerwelt.

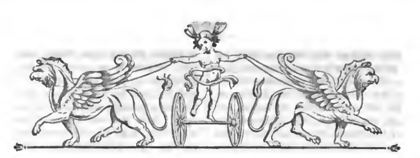
Devrient stand hinter der Scene nach dem Fluche des Lear in furchtbarer Abspannung, seine Brust drohte zu zerspringen, sein Körper bebte, er vermochte das Auge nicht offen zu halten, gewissermaßen wollte die überreizte Phantasie von ihrer Ideenwelt nicht lassen. — Iffland trat nach dem Fluche des Lear, während noch das Haus vom Applaus wiederhallte, in die Coulisse, richtete sich, sobald er sich nicht mehr gesehen wußte, aus seiner Greises-Stellung auf und sagte lächelnd zu einem Bekannten mit vollkommener Ruhe: „Nun will ich Ihnen die Anekdote auserzählen." — Devrient war ein Genie, Iffland ein Künstler; Beide erreichten das Ziel, aber auf ganz verschiedenem Wege.

Iffland konnte nicht spielen, wenn er ein Frauenzimmer stricken sah. Das begreift man. Aber wie ein Frauenzimmer stricken konnte, wenn Iffland spielte, das begreift man nicht!

Der große Händel, welcher, wie mancher geniale Mann, den Rheinwein liebte, hatte einst einige Freunde bei sich am Tische. Kurz vorher hatte er von einem unbekannten Gönner ein Dutzend Flaschen alten Johannisberger erhalten, nach dem es ihn zwar sehr gelüstete, den er aber nicht zeigen mochte, aus Furcht, es möchte nicht viel mehr davon übrig bleiben, wenn seine Gäste mitzukosten anfingen. Das Genie ist erfinderisch, besonders wenn ein so mächtiges Motiv, als der Durst nach Rheinwein, es beseelt. Händel hatte die übersendeten Flaschen noch in seinem Arbeitszimmer stehen, welches unmittelbar an das Speisezimmer stieß. Er sprang daher, als er seine Begierde nicht mehr bezähmen konnte, plötzlich auf, schlug sich an die Stirn und rief: „Ein Gedanke! Ein Gedanke!" Damit eilte er ins Nebenzimmer und that einen tüchtigen Zug, während die Gesellschaft in ehrfurchtsvoller Stille wartete, bis der göttliche Meister seinen unsterblichen Gedanken aufs Papier geworfen haben würde. Sie empfingen ihn mit stiller Bewunderung wieder in ihrer Mitte. Doch kaum war er wieder unter ihnen warm geworden, als er von Neuem einen „Gedanken" hatte. Er kam immer mehr in Geschmack und wurde so oft zu Gedanken begeistert, daß endlich einer der Gäste ihm nachschlich, um mit eignen Augen zu sehen, wie Händel seine großen Gedanken ausführte. Der große Componist stand unter lauter Flaschen und setzte gerade die eine an die Lippen. Als er diesmal wieder zurückkehrte, wurde er mit lautem Gelächter empfangen, und von dieser Stunde an hieß der Johannisberger unter seinen Freunden: „Händel's Gedanken."

Als die Sängerin Morandi in Ravenna am 11. Juli 1820 auftrat, erschien folgende Einladung: „Der Abend des elften Julius 1820 soll ganz und gar einer Benefizvorstellung für die Signora Rosa Morandi, dermalige erste Actrice unserer Opera seria, gewidmet sein. — Um die preiswürdige Gewissenhaftigkeit zu erwiedern, welche besagte Virtuosin selbst in der Erfüllung ihrer Pflichten unausgesetzt bewiesen hat, ist von einer Gesellschaft zu Ravenna ein Entwurf gemacht worden, ihr an besagtem Abende die Zufriedenheit des Publicums öffentlich kund zu thun und die Beneficierin zu überzeugen, daß uneingenommene Gemüther ihre wahren und reellen Vortheile geziemend zu ehren wissen. Mit Erlaubniß der Obern wird demnach bekannt gemacht, daß an ermeldetem Tage des Nachmittags in der Straße des Corso bis nach Porta serrota ein Pferderennen Statt haben wird, mit einem Preise von 12 Scudi für den ersten, von 3 Scudi für den zweiten und einem Paar stählernen Sporen für den dritten Sieger. Alles unter Beobachtung der gewöhnlichen Ordnungen. — Das Theater wird glänzend beleuchtet sein. Nach Beendigung des sehr beklatschten Rondos der Signora Morandi wird ein reichlicher, mit zahlreichen poetischen Compositionen untermengter Goldregen auf die Bühne herabfallen. Amoretten werden herniederschweben mit Blumenguirlanden und der unschuldige Flug der Tauben und anderer Vögel wird mit dazu beitragen, die aufrichtigen Beifallsbezeigungen, welche in diesem Augenblicke der preiswürdigen Sängerin werden gespendet werden, noch glänzender zu machen. Nach beendigtem Schauspiele wird die unvergleichliche Virtuosin in einem eleganten, mit sechs Pferden bespannten Wagen unter militairischer Musik und harmonischen Symphonien in ihr Logis zurückgeführt werden. Die Beleuchtung aller der Straßen, wo sie durchfährt, wird der Tageshelle gleichen. Wenn sie in dem Gasthofe wird angekommen sein, soll vor ihren Augen eine Kunstfeuer-Maschine entzündet werden. Ein zahlreiches Strahlenschießen, das Krachen der Bomben und die Explosion von zwei Granaten, die den ganzen Horizont mit einem wohlangelegten Lustfeuer überströmen sollen, werden diese Unterhaltung nicht allein für die Einwohner von Ravenna, sondern auch für die fremden Herrschaften, welche geruhen wollen, an diesen eben so brillanten als aufrichtigen Freudenbezeigungen Theil zu nehmen, beschließen."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 206. — den 20. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Stylproben aus neuester Zeit.

Brieflich.

1.

Sie sind um den rechten Styl verlegen, edle Donna, Sie suchen für Ihre Gedanken eine passende Form. Sie kommen sich wie eine Seele vor, die einem Schatten gleich durch die Lüfte zittert und die Hülle nicht finden kann, die ihr zum richtigen Dasein verhilft. In der That, Sie sind überhaupt ein Wesen, das nicht recht, nicht ganz wie es ist, zur Erscheinung kommen konnte. — Gibt es dergleichen? Die Philosophie läugnet es, nach ihr muß jedes Wesen vollauf wie es ist zur Erscheinung werden, und nur so weit, nur so wie es erscheint, hat es Wahrheit und Wirklichkeit. — Wesen, die nicht recht zur Erscheinung kommen? Die Poesie und das Leben wird sie anerkennen. Geister sind's, die nach der Geburt ringen, ohne die Schmerzen der bittern Stunde zu beenden, Ossian'sche Nebelschatten, die über die Haide schimmern, Nixen, die auftauchen aus dem Schaume des Meeres, den weißen Hals gen Himmel strecken und stumm zusammensinken in wüstes Nichts. In Zeitepochen, wo die Freiheit stirbt, und wo sie auferstehn will, pflegen sich die Gedanken der Menschen in solcherlei Gestalt zu zeigen, als körperlose Seelen, die keine Hülle finden für ihren Gehalt. Von der Art sind Sie, Donna; darum suchen Sie nach einem Styl und finden nicht den rechten; Sie sind ein Kind Ihres Jahrhunderts. Sie haben Riesengedanken und können die Stunde der Geburt nicht abwarten; so werfen Sie einen Embryo ans Licht der Welt und der Embryo hat noch dazu ein greisenhaftes, behaartes Gesicht, als wär' er vor Harren und Warten alt und grau geworden im Mutterleibe. Sie haben beide Herzkammern voll von Romanen, Sie möchten den einen gern los sein und wissen nicht, in welchem Styl sie das Ding halten sollen. Sie fühlen sich einen Gott, und Ihre Schöpferkraft ist nicht im Stande, aus dem Chaos eine Welt herauszubilden. — Sie lächeln; das Gleichniß scheint Ihnen überschwänglich. Ich sage Ihnen, ein Autor ohne Styl ist wie ein Gott ohne Welt. Sind nicht die lichten Sternenwelten die Schriftzüge Gottes? Die Schöpfung ist sein Styl, so und nicht anders schreibt er seine Geschichte. Nun freilich kann man einräumen, daß die Welt nie ganz so schön, so fertig sei, wie Gott will, er ändert, bessert bis in alle Ewigkeit. Somit, dächt' ich, dürfte auch dem Autor eingeräumt, ja nach dem großen Beispiele empfohlen werden, an seinen Schöpfungen allezeit viel nachzubessern und auszuflicken, wie Gott es thut. Sie sehen, ich weiß der Autoreneitelkeit unter die Arme zu greifen, indem ich an das Größte dies Kleinste knüpfe.

Ihr Brief ist ordentlich rednerisch, meine Freundin, indem Sie mir die Schwierigkeiten aufzählen, die sich Ihnen bieten, um gut und wirksam zu schreiben. Sie seien unsicher, von welcher Seite die Hülfe zu erwarten, nach welchem Muster Sie Ihre Schreibart zu gestalten hätten. Die deutschen Classiker finden Sie Ihrem Fühlen und Denken zu fern, in deren ruhig klare, fertig

abgeschlossene Welt möchten Sie nicht den Geist des Unglücks, nicht die verzehrende Pein eines ringenden Jahrhunderts tragen. Wie durch einen rauschenden Strom, den Strom der Zeit, geschieden läge das Jenseits der frühern Deutschen und das Diesseits der jetzigen, ein Land der Seligen und Unseligen, wie Sie sagen, und da hinüber führt keine Brücke, Börne steht wie ein Engel der Rache mit dem flammenden Schwerte zwischen alter und neuer Zeit.

So ungefähr schrieben Sie. Sie sind rathlos, Sie wissen nicht, wohin sich wenden; aber während Sie mir schildern, wie Sie angeblich nach einem Style suchen, der Ihr Denken und Fühlen in sein Bett aufnähme, wie die schmiegsame Uferwand den Strom des Gebirges; während Sie sich Dämme bauen und wieder einreißen, während sie unsicher hierhin und dorthin greifen, um zu finden, was fehlt, haben Sie schon das scheinbar Ferne ganz in der Nähe, das Ersehnte erreicht, schreiben bereits in demjenigen Style, der Ihnen lediglich eignet. Es ist ein händeringender Styl, in dem Sie schreiben. Eine Ossian'sche Geisterschlacht, ein Byron'scher Todessturm, — in solcher Brandung treibt Ihr Kiel; er will zwischen Felsen landen und drüben weit ab liegt die alte gute Zeit wie ein grüner Wiesenstreif mit sanften Hügeln am Horizonte.

Ich sende Ihnen hier „Drei Bücher der deutschen Prosa *)," eine Reihe Stylproben, die Dr. Künzel zusammengestellt hat. Falls Ihnen Ihr eigener Styl nicht behagt, so haben Sie hier die Auswahl von dem, was die deutsche Prosa im Zeitraume von funfzehn Jahrhunderten geliefert, eine Musterkarte von Stylarten von ältester bis neuester Zeit. Das erste Buch umfaßt die gothische, althochdeutsche und mittelhochdeutsche Prosa von Ulphilas bis Luther (360 bis 1523), das zweite Buch reicht von Luther bis Lessing (1523 bis 1740), das dritte Buch hat zwei Abtheilungen, von Bodmer bis Seume, und von Jean Paul bis auf die Gegenwart. In diesem Bouquet von Sprachproben haben Sie Rosen und Nelken, Dornen und Disteln; wählen Sie nun nach Belieben.

2.

Sie schelten mich, daß ich Ihre Schreibweise mit einer Brandung verglich, auf dem Ihr Kiel hin und hertreibt. Thut er das, sagen Sie, so eile man mir

*) Erschienen in Frankfurt a. M. bei Sauerländer. Das Buch lehnt sich an Mundt's Kunst der deutschen Prosa und enthält gewissermaßen praktische Belege zu dieser geschichtlichen Entwickelung der deutschen Prosa.

zu Hülfe. Ich will sehen, Donna, wie ich Sie lootsen kann. Schwer ist es, in Sachen des Styls Jemand beizuspringen, denn Jeder hat hier sein eigenes Bedürfniß, Jeder hat seinen aparten Styl, kann nur den seinigen gebrauchen, weiß einen fremden nicht zu handhaben. Man kann an fremden Stylarten lernen, wie man nicht, nicht aber wie man schreiben soll. Läugnen Sie Ihre Persönlichkeit fort, dann erst geben Sie die eigenthümliche Physiognomie Ihres Styles preis. Wollten Sie französisch oder englisch schreiben, so brauchten Sie blos, um gut, geschmackvoll und für die Gesellschaft die Feder zu führen, in den allgemeinen Grundton einzustimmen, der anerkanntermaßen für classisch gilt. Dort gibt es einen Typus für alle Welt; wie man im Salon spricht, so schreibt man in Frankreich; höchstens führt eine augenblickliche Mode des Romanticismus zu einigen gewagten Neuerungen, und auch diese haben mehr im Leben der Gesellschaft als im Kopfe der literarischen Production ihre Wiege: der Gamin de Paris ist weit erfinderischer in Wort und Wendung als die literarische Autorität. In Deutschland gehört zur Stylbildung die ganze fertige Herausbildung der Persönlichkeit. Das mittlere Maß, das sich unter uns ergibt, ist nur gut für nahrhafte Hausmütter, gute Sohne auf der Wanderschaft, für ausbündige Philister, getreue Nachbarn und desgleichen. Die eigentliche Bildung des Geistes überschreitet doch irgendwie den sens commun, und ihr Ausspruch ist an die Entwickelung der Persönlichkeit gränzenlos freigegeben. Daher die vielen Style in Deutschland, so viel Style als Personen, und weil die ganze Eigenthümlichkeit des innern Menschen überströmt in seine Ausdrucksart, so genießen wir von dieser alles mit, was ganz heimlich in jenem sich regt. Keine Sprache hat wie die deutsche diese Zaubermacht, alle Heimlichkeiten des Seelenlebens an das Licht zu beschwören, in keiner andern breitet sich für den innern Genius eine so weite Stufenleiter aus, um bis zum Himmel aufzusteigen und abwärts niederzufahren ins Schattenreich der Gedankenwelt. Am Styl können wir den ganzen deutschen Autor erfassen, sein ganzes Werden bis zum Höhepunct, sein ganzes Sinken bis zur Ausartung verfolgen. Die jüngste Literatur in Deutschland hat ihre Persönlichkeiten ganz frei gestellt an die Oeffentlichkeit, sie stülpt an sich und an Andern den innern und äußern Menschen wie einen Handschuh um, ja, sie geht so weit, dem Subject die Haut über den Kopf zu ziehen und ihm zuzurufen: Ach, wie siehst du aus, du seltsames zweizinkiges Thier! Dies führt zu entsetzlichen Maximen, obschon sich

die Literatur hierbei auf ein sehr altes hochberühmtes Beispiel berufen kann: Apollo zog weiland dem Marsyas auf derlei Weise die Haut vom Leibe. Dem wird nicht eher abzuhelfen sein, bis sich die kleinen Geister des Aufruhrs mit dem großen Geiste des Jahrhunderts wieder versöhnen oder mit diesem zu Grunde gehen.

Die junge Literatur hat eine Menge Schmuz und Kleinigkeit auf die Gasse geworfen, so daß die Vorübergehenden darüber stolpern. Sie gab den ganzen Hausrath ihrer polnischen Wirthschaft den Leuten zum Besten, so daß darob ein Entsetzen durch alle Lande lief. So weit trieb es die Offenherzigkeit, daß sie aus jeder Regung der kleinsten Stunde, aus dem armseligsten Treiben der Eitelkeit, des Neides, der Verzagtheit, der Misere, Literatur machte. Und alles dies sind Stylarten geworden. Solange die junge Literatur die freie Beweglichkeit ihres Styls behauptet, kann sie nicht unterliegen, ihr Styl ist ihre Garantie. — sagte Börne einst. Ist nun der Styl gewissermaßen der Puls, den man am Autor befühlt, so ziehe man Fausthandschuhe an und betaste Gutzkow's neueste Stylistika. Die wüste Tölpelei seiner kritischen Verworrenheit ist jetzt allgemein auffällig. In der Seraphine hat sein Styl eine gewisse liederliche Sentimentalität, manche Stellen im Blasedow athmen die geschmackloseste Pedanterie. Ist das nun Deutschlands junger Styl? Ist das die Garantie, die man am Styl hat? Es sind die Ausartungen einer Persönlichkeit: wie sollten diese sich nicht im Styl ausprägen! Ein anderer Autor jetziger Zeit bietet das entgegengesetzte Extrem von diesen Nachläßigkeiten, die sich Gutzkow's Schreibweise von neuster Zeit zu Schulden kommen ließ. Ich meine Laube. Wer hatte nicht sein Wohlgefallen an der chevaleresken Liebenswürdigkeit seines Styls! Die freie Helligkeit der Luft, die er anfänglich schöpfte, die joviale Dreistigkeit seiner raschen Federzüge, wer hatte sie nicht gern! Allein Laube kam allmälig so weit, mit seinem Styl nichts anderes als Styl zu geben, nichts anderes vom bedrohten Lebensgehalt retten zu wollen als den Styl, eine neue Schreibweise gab er für den einzigen Zweck der neuen Literaturepoche aus. Nun zog er seiner Feder Glacéhandschuhe an, fältelte Manschetten darüber und begann mit der freien Rede ein diplomatisches Gequängel, dessen formelle Eleganz schwerlich über den Mangel an Inhalt täuscht. Laube's „Krieger" und „Bürger"*) sind noch zum Theil im Styl seiner ersten Manier geschrieben, obschon auch diese nicht die Farbentöne eines historischen Gemäldes abgeben konnte. Lesen Sie, wie Laube eine alte polnische Gräfin schildert, diese Schilderung, als Silhouettenbild genommen, ist sehr glücklich und bezeichnet seine Autorschaft. Er gibt radirte Skizzen, Crayonbilder; der historische Roman will aber Oelmalerei, warme saftige Farben, große Linien, feurige Züge. Laube gibt detaillirte Genremalerei; die Vorpostengefechte, die Ueberfallseenen sind munter und lebendig, obschon Walter Scott im Ganzen und Großen schärfer hineingreift in Kriegsgetümmel und Schlachtenlärm. Geistig getragne Figuren, die der Bedeutsamkeit der Revolution Polens entsprächen, fehlen ganz; die Gestalten, hinter deren Reflexion der Autor die dialektische Wandelbarkeit seiner Ansichten verbirgt, sind hinfällige Naturen, über deren kindisches Geplärr uns ein Erröthen anwandelt, wenn wir bedenken, daß diese Creaturen auf dem Vorgrund einer Bühne stehen, wo ein Volk seine Tragödie spielt. Laube kann mit seinem Styl keine Geschichte schreiben, vielleicht auch keine Literaturgeschichte. Eine Conversation kann er darüber führen mit dem glänzenden Geschmeide seiner Rede, und dies steht von ihm zu erwarten.

*) Fortsetzung des jungen Europa, 3 Bde. Mannheim bei Hoff.

Sie aber, Donna, mit der heißen Sympathie für Völkerschmerz, können hier keine Norm finden für den Fall und Klang der Rede. Ihr Herzklopfen hat seinen eignen Tact. Machen Sie einen Rhythmus daraus und Sie haben den Styl gefunden, um die polnische Revolution zu schildern. (Wird fortgesetzt.)

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Der Rothmantel hatte sich vor die Staffelei gestellt, ihn umringte mit Lichtern sein Hofstaat, den ich jetzt erst genauer in Augenschein nahm. Welches Wunder! Hier und da sah ich bekannte Gesichter, las bekannte, aber verrufene Schriftsteller- und Künstler-Namen auf den Zetteln. Vergebens suchte ich nach einem Namen von gutem Klange. — Die schlechtesten Scribenten und Sudler von Deutschland schienen ihre Abgeordneten in dieses Schloß geschickt zu haben. Ich befand mich höchst unwohl unter diesen Gesellen und mußte glauben, daß sie mich für Ihresgleichen hielten. Später hab ich eingesehen, daß sie in Betracht meiner Gedichte nicht eben Unrecht hatten.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, mein Herr?" sprach jetzt der Rothmantel zu mir, indem er furchtbar

gähnte. Mir wurde der einzige Stuhl, der im Zimmer war, herbeigerückt und willenlos ließ ich mich nieder.

„Meine Herrn," fragte ich nach einer Pause, „was soll denn mit mir geschehen?" Wehmüthig zuckten sie sämmtlich mit den Achseln und gaben mir zu verstehen, daß es ihnen nicht erlaubt sei, zu reden. Der künstlerische Geist aber, nachdem er noch einmal gegähnt hatte, nahm das Wort: „Sie befinden sich in Gesellschaft der Langweiligen." „Der Langweiligen?" rief ich und unwillkürlich verzog sich auch mein Mund zum Gähnen, wobei die ganze Versammlung, wie angesteckt, mitgähnte.

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen," sprach der Rothmantel weiter, „daß sie als würdig befunden worden sind, ein Mitglied unsres Kreises zu werden."

Zornig wollt' ich mir dergleichen Anzüglichkeiten verbitten, man bedeutete mich aber, zu schweigen und bei meiner fortwährenden Neigung zum Gähnen, konnt' ich auch nichts Besseres thun. Indessen entwarf der Geist mein Bild in Lebensgröße. Mit der Zeichnung war er in wenigen Minuten fertig; darauf ergriff er die Palette, mischte die Farben und malte, ungefähr mit derselben Schnelligkeit, wie man eine Wand anstreicht oder eine Schablone überpinselt. Von gespenstischer Macht fühlt ich mich auf meinem Sitze festgehalten, so lange das Werk dauerte. Wie leicht wurde mir, als er den Pinsel aus der Hand legte und ausrief: „Wohlgetroffen! — Fertig!" Ich sprang auf und that einen Blick auf das Bild. Da schaut' ich mich, wie ich leibte und lebte! Der Rothmantel aber übergab das Gemälde Zweien von seinen Begleitern, die es aus dem Zimmer trugen. „Fort," sprach er, „wenn es trocken ist, soll es in unsern Bund aufgenommen werden!" Ich mußte laut lachen. „Sie werden Ihre Copie wiedersehen," fuhr Jener fort, „und vielleicht können Sie mir dann den größten Dienst leisten, der mir geleistet werden kann — mich erlösen!" Eben wollt' ich fragen, wie dies möglich sei? Da hob die Glocke aus, der Rothmantel schrak zusammen — die Thür sprang wieder auf, und, wie vom Sturmwind fortgerissen, stürzte die ganze Sippschaft hinaus. Es schlug Mitternacht; der Nachtwächter rief nicht weit von meinen Fenstern die Stunde ab — der Mond dämmerte gleichgültig kalt im Zimmer — Todtenstille herrschte um mich her und ich befand mich wieder ganz allein." — —

Die Zuhörerschaft holte tief Athem, als Bernhard die Stimme sinken ließ und schweigend durchs Fenster sah. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet. Nach einem kleinen Weilchen nahm er wieder Platz auf dem Sopha neben Benedict, der nach Aufschluß zu lechzen schien; wenigstens saß er mit offenem Munde da und neigte das Haupt gegen den Erzähler, als dieser sich zum Sprechen räusperte.

„Als ich mich," redete er fort, „einigermaßen von meiner Ueberraschung erholt hatte, verwünschte ich die Glocke, die gerade im wichtigsten Moment dem Gespensterbunde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Höchst mißmuthig schritt ich in dem weiten Raume umher, meine Neugierde war gereizt und nicht befriedigt, es fehlte nicht viel, so hätte ich eine Beschwörungsformel begonnen, die ich einmal in irgend einem alten Buche gefunden und auswendig gelernt hatte. Wunderbar war mir's, daß ich so frei ausgegangen war, und daß nur mein Bild in den seltsamen Bund aufgenommen werden sollte. Ich quälte mich mit mancherlei Hypothesen ab, während ich meine Promenade durch das Zimmer fortsetzte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Eduard Pique.]

Im zweiten und dritten Concert, das Hr. Lewy mit seiner Familie in Leipzig gab, ließ sich auch ein junger Guitarrist aus Prag, Hr. Pique, hören. Er spielte unter anderem seine Variationen auf der E-Saite. Dies beschränkte Instrument noch mehr in seinen Functionen beengen und seine Kraft auf eine einzige Saite reduciren, ist in der That ein piquantes Kunststück von Hrn. Pique; die Wirkung, die er hervorrief, war außerordentlich, man erinnert sich nicht, daß dem dürftigen Instrumente schon gleich viel verschwenderische Liebe gewidmet wurde, wie wir dies an dem jungen Künstler wahrnahmen. — In Bezug auf die Leistungen der Familie Lewy müssen wir noch wiederhole Hrn. Lewy selbst hervorheben. Er ist auf dem Horn ein Meister ersten Ranges. Einem solchen gezieme es, alle raffinirte Wagnisse zu verschmähen, und statt aller Coquetterien innerhalb der Grenzen der Schönheit zu beleben und zu beseelen. Sein Waldhornton ist von einer außerordentlichen Wärme, einer zarten Innigkeit, die stets wohlthuend bleibt.

[Franz von Baader.]

Der geistvolle Baader, der tiefsinnige katholische Denker, läugnet, daß der Primat des Papstes und die Tradition zum Wesen des Katholicismus gehören. Sein Aufsatz steht in der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung. Baader ist mit Schelling in München und der herrschenden Partei längst zerfallen; dennoch wird es in Baiern Sensation machen, die Stimme des entschiedenen Denkers, an dessen Stellung und an dessen Charakter Niemand zu tasten wagt, so frei der Oeffentlichkeit anheimfallen zu sehen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 11. und eine Beilage von Otto Wigand in Leipzig.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 11. — den 20. October 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Bei Carl Focke in Leipzig erschien so eben:

LILIEN.

Taschenbuch

historisch-romantischer

Erzählungen

für 1839,

von

C. von Wachsmann.

Zweiter Jahrgang.

Mit sechs Stahlstichen.

Prachtvoll gebunden. Preis 2⅓ Thlr. (broch. 2⅙ Thlr.)

Inhalt: Der Hirt von Villarcaro. — Die Narentaner. — Das Bad der Walkyren. — Nr. 76 und 77.

Die dem ersten Jahrgange zu Theil gewordene so überaus günstige Aufnahme hat der Verlagshandlung die Pflicht auferlegt, diesen zweiten noch glänzender auszustatten; und den zahlreichen Freunden der Muse des geehrten Verfassers, welche jetzt nur in diesem Taschenbuche seine Erzählungen finden können, wird das Erscheinen desselben gewiß sehr willkommen sein.

☞ Der erste Jahrgang ist von jetzt an — so weit der geringe Vorrath reicht — zu dem ermäßigten Preise von 1⅓ Thlr. — durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

PENELOPE.

Taschenbuch für das Jahr 1839. 28r Jahrgang.

Herausgegeben von **Th. Hell.**

Mit Beiträgen von **W. Alexis, Bernd v. Guseck, K. Matthäi, Kilzer, W. v. Lüdemann, J. Mosen, N. Vogl, Fr. Voigts** u. m.; nebst Portraits der **Victoria** mit Facsimile, nach Vogel von Vogelstein; Erzherzogin **Sophie**, nach Kriehuber; **Am. Neumann-Haizinger** von Creuzbauer und andern Scenen in Stahlstich. 16°. Leipzig, **Hinrichs.** Prachtausgabe 2⅓ Thlr. — In gepreßten Decken 1⅔ Thlr.

Dieser so elegante als gehaltvolle Almanach ist eben versandt.

So eben ist im Verlage von Appun's Buchhandlung in Bunzlau erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Helena.

Taschenbuch auf 1839.

Dritter Jahrgang,

mit 6 englischen Stahlstichen, darstellend: Cromwell, betrachtend das Bildniß Carl des Ersten, Sir Roger de Coverley und die Zigeunerinnen, der Schiffer vor der Abfahrt, Cromwell im gefährlichsten Lebensmomente, der sterbende Fahnenträger und die Vogelfütterung. Enthaltend die Novellen: **Liebeswerben**, von **Ludwig Tieck**; Sonnenflug, von Bernd von Guseck; der arme Dschem, von **Leopold Schefer**; und Niobe von San Bonifazio, von **Ludwig Storch.** Preis geb. mit Goldschnitt 2 Thlr. 8 Gr.

Appun's Buchhandlung in Bunzlau.

Bei Friedrich Hofmeister in Leipzig ist erschienen:

Ludw. Reichenbach, Hofrath u. s. w. **Deutschlands Flora**, Text zum ersten Bande, die Familie der Kreutzblüthler enthaltend, 16 Bogen, ohne die Kupfer, brochirt 16 Groschen.

Für die Besitzer der Kupferausgabe mit lateinischem Text wird dieser deutsche Text vielleicht besonders erwünscht sein.

Das Kupferwerk selbst mit seinen naturgetreuen Abbildungen aller Arten, welche in der flora germanica excursoria beschrieben sind, nach natürlichen Familien geordnet, bietet die vollständigste, durch die neuesten Entdeckungen vermehrte Flora Deutschlands dar, so wie das größte Hilfsmittel zum Studium der deutschen Botanik.

Es erscheint in Heften mit 10 Tafeln im Quartformat; zehen solcher Hefte bilden einen Band.

Der Preis eines Heftes mit schwarzen Kupfern ist 20 Gr.; mit colorirten Kupfern 1 Thlr. 12 Gr.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Anleitung zum Kochen und Braten im Wasserdampfe von Henriette Pohl, herausgegeben von Prof. Fr. Pohl. 5te Aufl. Mit 1 Kupfertafel geh. Pr. 16 Gr.

Durch die hier beschriebene Koch-Methode erspart man nicht nur Zeit und Kosten, indem sie weit weniger Feuerung erfordert, als die gewöhnliche, und selbst Torf und Braunkohle zuläßt, sondern man erhöht dadurch auch den Wohlgeschmack der Speisen, die überdies durch leichtere Verdaulichkeit der Gesundheit zuträglicher werden. Obiges Büchlein ist daher unsern Hausmüttern mit Recht zu empfehlen, und eignet sich sehr wohl zu einem Geschenke für junge Hausfrauen.

Für Kunstgärtner und Freunde der Blumisterei.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beschreibung und Cultur der

Camellia.

Vom Abbé Berlèse. Nebst 2 Tabellen. gr. 8. geh. Preis 18 Gr.

Diese ausgezeichnete Monographie ist die gediegenste Schrift über die Cultur der Camellia und enthält die vollständige Beschreibung aller Varietäten derselben.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin sind vor Kurzem folgende schönwissenschaftliche Schriften erschienen:

Zwölf Nächte.

Roman in sechs Büchern

von

Willib. Alexis.

Drei Bände. 12. geheftet 5 Thaler.

Der Verfasser enthüllt in diesem Werke eine wunderbare Fülle von Gestalten aus dem Schatze seiner reichen Phantasie. Wenn sich früher vielgelesene Schöpfungen desselben mit der künstlerischen Verkörperung vergangener Zeiten und politischer Fragen beschäftigten, so sind es hier vorzugsweise sociale Grundlagen und Verhältnisse der Gegenwart, auf welchen sich Personen und Entwickelung dieser Dichtung bewegen. Die ganze Anlage des Romans, welcher sich mit den Schicksalen sämmtlicher Bewohner eines großstädtischen Gebäudes beschäftigt, bedingt schon an sich eine große Mannichfaltigkeit, deren Kreis sich durch die Berührung mit anderweitigen Interessen und Potenzen einer Hauptstadt noch um vieles erweitert. Industrie und Handel in den verschiedensten Richtungen und Nüancen finden gleiche Berücksichtigung wie Kunst und Philosophie, die handwerksmäßige Thätigkeit wie das militärische Treiben, die Interessen der niedern Stände wie das Gebahren der höchsten Staatsbeamten, die einfachste Weiblichkeit wie die carrikirteste Unnatur, frommer Bürgersinn und aristokratischer Pietismus, wahrhaft edle Bestrebungen des jugendlichen Geistes neben dem Ringen des egoistischen Talents nach Glück und Genuß, alles findet sich durch den Faden der Erzählung zu dem lebendigsten und anmuthigsten Ganzen zusammengewoben, dessen Entwickelung an die Vollendung einer großen Architektonik geknüpft, seine anziehende Kraft auf jeden Leser gewiß in hohem Grade bewähren wird.

Aus der Gesellschaft,

Novelle von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

8. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Diese Schöpfung der begabten Verfasserin bewegt sich in den höheren Kreisen des socialen Lebens, welches mit aller der Lebendigkeit, Wahrheit und Zierlichkeit geschildert wird, wie sie nur eigenes Verweilen in denselben zu gewähren vermögen. Aber nicht die Schilderung des Hintergrundes allein ist höchst gelungen zu nennen, nicht allein giebt sich im Dialog vielfache Kenntniß, Erfahrung und Gewandtheit kund, auch die psychologische Darstellung und Entwicklung der Charaktere zeigt von großem Scharfblick, gemüthlicher Tiefe und ungemeiner ästhetischer Productionskraft, die auch Nebenpersonen in geschlossener Eigenthümlichkeit hervortreten läßt. Setzen wir hinzu, daß die Fabel höchst interessant und spannend sich abwickelt, obgleich dieselbe allein aus dem Innern der dargestellten Personen ohne alle Hülfe wundersamer äußerer Vorfälle hervorgeht, fortschreitet und schließt, daß der Gegensatz der naiven, wenn auch reich begabten weiblichen Natur und ihrer Verirrung gegenüber der bewußten und erprobten, einer der glücklichst gewählten und durchgeführten ist, daß endlich das Ganze von dem keuschen Hauche edelster Weiblichkeit umgeben sich darstellt, so darf das Publicum in der vorliegenden Novelle nicht nur die anziehendste Unterhaltung, sondern in der That auch ästhetischen Genuß erwarten.

Neuestes Werk über Paris.

So eben ist erschienen:

Der

Deutsche in Paris.

Herausgegeben

vom

Verfasser des deutschen Studenten.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 Thlr.

Endlich erhalten wir hier eine Schilderung der französischen Hauptstadt, die ebenso treffend als wahr ist. Der Verfasser verlebte mehrere Jahre in Paris und lernte die Sitten und den Charakter der Pariser vollkommen kennen. Der Leser erhält ein klares Bild von dem Leben und Treiben dieser merkwürdigen Stadt, und besonders sind von hohem Interesse die Mittheilungen über den Zustand unserer deutschen Landsleute in Paris.

Sämmtliche solide Buchhandlungen und Leihbibliotheken haben dieses interessante Werk vorräthig.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Wanderbuch.

Ein Gedicht in Scenen und Liedern

von

Hermann Schulz.

8. Geh. 18 Gr.

Leipzig im Juni 1838.

F. A. Brockhaus.

Polytechnisches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 50 — 55. mit 103 Abbildungen.

Ueber die Anlage der Wagenremisen und Reparaturwerkstätten für Dampfwagen zu London, Birmingham und Leeds — Construction der Great-Western-Eisenbahn. — Whitworth's Patentschraubenschneidzeug. — Der verbesserte hydraulische Widder (water ram) — Verschiedene Lampenconstructionen. — Gerish's Apparate zum Verschliessen von Thüren u. s. w. — Die hohenheimer Wurzelwerk-Schneidemaschine. — Bopp's Blechscheere. — Baubericht und Personenfrequenz der Leipzig-Dresdner Eisenbahn vom Juni und Juli. — Bau der Magdeburg-Halle-Leipziger Eisenbahn. — Frequenz der Petersburger Eisenbahn. — Frequenz auf der Nordbahn. — Reichenbach's Runkelrübenzucker-Fabricationsmethode. — Schutzenbach's Runkelrübenschneidemaschine. — Verbesserungen an Schiessgewehren. — Dampfwagen von W. Norris zu Philadelphia. — Flachsspinnmaschinen in Sachsen. — Die Dampfmaschinen aus der Werkstatt von Borchardt in Chemnitz. — Die Liverpool-Manchester Eisenbahn. — Ein Canal vom Bodensee nach der Donau. — Irdene Wasserleitungsröhren von J. Ziegler in Winterthur. — Olivier, über Bewegung des Wagenzugs auf Eisenbahnen. — Ueber belgische Eisenbahnen. — Bresson, über Numerirung von Gespinnsten und Geweben. — Iannard's Methode, aus Erde Bausteine zu pressen und damit zu bauen. — Benutzung der ammoniacalischen Flüssigkeit der Gasfabriken auf Ammoniaksalze, von Midgley und Kyan. — Poole's Verbesserungen in der Fabrication moussirender Flüssigkeiten. — Nowjahn, über Pommerns Ziegelfabrication. — Anschaffungs- und Unterhaltungskosten eines Dampfwagens, von Stephenson. — Dover und Jones verbessertes Filter. — Cooke's Verbesserungen an Gasbrennern. — Fabrication des kohlensauern Baryts nach Woolrich. — Leighton's Verbesserungen in der Sodafabrication aus Glaubersalz. — Woone's Verbesserungen in der Verfertigung von Druckformen. — Bell's Dampfkessel u. Abdampfapparat. — Bayle's Abdampfpfanne. — Ueber die Geschichte u. den jetzigen Stand der mechanischen Papierbereitung. — Buff, Widerstand der Luft an den Wänden von Leitungsröhren. — Der Bau der Rhein-Weser Eisenbahn. — Die Venedig-Mailänder Eisenbahn. — Parlamentsacte für Anlegung von Eisenbahnen in England. — Die Patent-Eisenbahnwagen von Coles. — Vorarbeiten zu einer Eisenbahn von Nürnberg nach Bamberg u. von da an die nördl. Reichsgränze. — Vène, über die Stärke von Mauern bei Wasserbauwerken. — Ueber die Ziegelformmaschine von Terrasson de Fougères. — Gallefent's Schwimmer für Dampfkessel. — Heyraud's Reductionslineal. — Die London-Birmingham Eisenbahn. — Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn. — Bau der München-Augsburger Eisenbahn. — Die Eisenbahn von Paris nach Versailles. — Ferdinands-Nordbahn. — Die Dampfschifffahrt auf Canälen. — Spindeln aus Gussstahl mit gehärtetem Halse von Hermann in Bitschweiler. — Palmer's Methode, Kähne zu bewegen. — Pfeifer's Maschine zum Abheben des Laufers in Mahlmühlen. — Maschine zu Verfertigung sechseckiger Schraubenmuttern, von Griffith und Evers. — Hall's patent. Salepfanne. — Morgan's Apparat zum Giessen der Kerzen. — Hebert's Apparate zum Brodbacken. — Verbesserungen in der Drahtfabrication aus Zink, von North. — Lowe's Verbess. in der Gasfabrication — Jones' Percussionsschloss. — Naught's Oelprobirmaschine. — Seaward's Dampfschieber. — Die Schnellpressen von König u. Bauer. — Peasot's Wasserrad. — Eiserne Glänzpressen von Dondorf. — Anlagekosten der Eisenbahn von Berlin nach Frankfurt a. d. O. — Feuerflächen-Bedarf eines Kessels zum Heizen mit heissem Wasser.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. Oct. 1838.

Leopold Voss.

Bei uns ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schulgrammatik

der

französischen Sprache.

Von

C. E. Frege,

ord. Lehrer an der Stadtschule zu Wismar.

Zweiter und dritter Theil.

Syntax und Orthoëpie.

Nebst einem Uebungsbuche zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Preis 18 Gr.

Das erste Hauptstück der Syntax enthält die Lehre vom Satze und den Satzverhältnissen und zwar 1) vom prädicativen; 2) vom attributiven und 3) vom objectiven Satzverhältnisse. Das 2te Hauptst. erläutert diejenigen formellen Bestimmungen, welche unabhängig von den Satzverhältnissen sind, näml. 1) des Substantivs durch den Artikel, durch das partitive de und durch andere attributive Formwörter; 2) des Verbs nach Genus, Tempus und Modus. Im dritten Hauptstück, der Satzverbindungslehre, werden 1) die Adjectivsätze; 2) die Substantivsätze und 3) die Adverbialsätze abgehandelt und das 4te Hauptst. lehrt die Wortfolge und Betonung. Die Orthoëpie behandelt die Vocale, Diphthongen, Nasal- und mouillirten Laute, die Consonanten, Doppelconsonanten und das Ueberlauten der Endconsonanten.

Leipzig.

C. Hochhausen u. Fournes.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Akademische Vorlesungen

über den Gebrauch

des

kalten Wassers

im

gesunden und kranken Zustande.

Gehalten auf der Universität B.

vom

Professor Dr. H.

wirklichem geheimen Ober-Medicinal-Rathe rc.

Für das gebildete Publicum bearbeitet und herausgegeben von

Dr. F. Helmenstreit.

1. Heft. 1—8 Vorlesung. Cassel. 1838. J. C. Krieger's Verlagshandlung. (4½ Bogen.) broch. Preis 10 gGr. oder 45 kr.

Den einseitigen, übertriebenen Anpreisungen des kalten Wassers beginnt allmälig die Erfahrung, einen Damm entgegen zu setzen. Wie aber die Extreme sich häufig berühren, so droht bei einem Theile des Publicums dem ausgedehnteren Gebrauche desselben durch einzelne gemachte übele Erfahrungen ein völliges Falliſſement. Der Zeitpunkt scheint mithin da zu sein, wo eine berichtigende sachverständige Stimme von beiden Parteien angehört werden wird; das gebildete vorurtheilsfreie Publicum wird sie in der vorliegenden Schrift des verstorbenen Ober-Medicinal-Rathes H. finden.

Von dem berühmten Romane:

Leben und Abenteuer

des

Chevalier Faublas

von

Louvet de Couvray.

Zum ersten Mal

vollständig aus dem Französischen übersetzt und mit Nachrichten über das Leben des berühmten Verfassers versehen

von

Dr. Heinrich Elsner.

4 Bde. Velinp. eleg. broch. Preis 5 Thlr. 8 gGr. od. 8 fl. rhein. sind nunmehr vollständige Exemplare durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen.

Rotweil, im October 1838.

Herder'sche Buchhandlung.

So eben erschien und ist zu haben in allen Buchhandlungen:

Boz (Dickens, Verfasser des Nic. Nickleby und der Pickwicker etc.),

Oliver Twist,

oder **die Laufbahn eines Waisenknaben.** Deutsch von Dr. Diezmann. **1. Bd.** mit **drei** Federzeichnungen nach Cruikshank. 194 S. gr. 12. Velinp. in Umschl. geh. Rthlr. 1. — Der 2te Bd. folgt unverzüglich. —

Den mit so großem Interesse aufgenommenen deutschen Bearbeitungen der in demselben Verlage von demselben Verfasser erschienenen Werke:

Genrebilder a. d. Londoner Alltagsleben, und
Leben und Abenteuer des Nic. Nickleby,

schließt sich das obige vorzügliche Werk an, das ohne Zweifel dieselbe Anerkennung finden wird. — Die neuere deutsche belletristische Literatur hat nichts Aehnliches in gleicher Vortrefflichkeit aufzuweisen. Aeußere Eleganz und billiger Preis dürften das vorliegende Werk nicht minder empfehlen.

Braunschweig, im Septbr. 1838.

George Westermann.

Wichtige Schrift für Eltern.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

P. Maigne's Rathgeber bei der

Wahl einer Amme.

Eine sehr beherzigenswerthe Schrift für Eltern. 8. geh. Pr. 18 Gr.

Nicht nur über die richtige Wahl einer Amme giebt die vorstehende Schrift die trefflichsten Belehrungen, sondern auch über die Zustände einer Mutter, die es nothwendig machen, ihr neugebornes Kind nicht selbst zu nähren, sondern einer Amme zu übergeben.

Literarische Anzeige.

Erste Taschenausgabe eines in allen Ländern deutscher Zunge berühmten Geschichtswerks.

Von der, im Laufe dieses Jahres vollständig erscheinenden vierten Auflage der als classisch anerkannten

Allgemeinen

Weltgeschichte

für alle Stände,

von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1831,

mit Zugrundlegung seines größern Werkes,

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Carl von Rotteck,

Hofrath und Professor in Freiburg.

Sechs Bände.

Taschenformat auf feinstem Velinpapier.

Subscriptionspreis 2 Thlr. 15 Gr.

ist so eben der zweite Band erschienen.

Der 3te und 4te Band werden noch in diesem Monat, der 5te und 6te Band im November ausgegeben. Jede solide Buchhandlung nimmt mit Vergnügen Bestellung auf dieses eben so gediegene als äußerlich prachtvoll ausgestattete Unternehmen an.

Für Romanleser und Leihbibliotheken.

So eben ist erschienen:

Die Memoiren des Teufels.

Frei nach dem Französischen

des

Fréderic Soulié

von

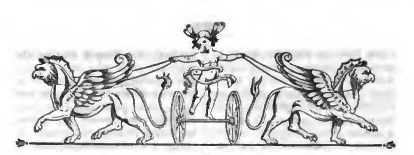
Julius Schoppe.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 Thlr.

Die Memoiren des Teufels haben, wie bekannt, in Frankreich ein ganz außerordentliches Aufsehen erregt. Eine neue Auflage nach der andern erscheint, und stets wächst das Interesse an diesem so sehr unterhaltenden Werke, welches wir, in einer fließenden Uebersetzung, hiermit der deutschen Lesewelt übergeben.

Sämmtliche solide Buchhandlungen und Leihbibliotheken haben dies ausgezeichnete Werk vorräthig.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags —— 207. —— den 22. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe eines Deutschen aus Nordamerica *).

1.

Das Zeitungswesen in den Vereinigten Staaten.

— Daß hier verhältnißmäßig mehr Zeitungen erscheinen, als in Europa, ist Ihnen bekannt. Die Zahl derselben (in allen 25 Staaten) schätzt man jetzt — nicht zu hoch — auf sechzehnhundert, da wöchentlich immer neue angekündigt werden, und selten eine zu erscheinen aufhört, die nur mit einigem Talente redigirt wird. Demnach kommen beinahe auf zehntausend Einwohner — Neger und Indianer eingeschlossen — oder auf zweitausend Familien, Eine. Jede Zeitung wird durchschnittlich in tausend Exemplaren aufgelegt; folglich kommt auf zwei Familien, oder auf zehn Personen, ein Exemplar. Es erscheinen demnach in den Vereinigten Staaten sieben Mal mehr Zeitungen als in Großbritannien; denn hier gibt es für 24 Millionen nur etwa 360, mithin für beinahe 70,000 Personen, oder 14,000 Familien, nur Eine. Man kann daher annehmen, daß das americanische Volk, so weit Zeitungen belehren und unterrichten, sieben Mal unterrichteter ist, als das englische, und noch weit mehr als irgend ein anderes in Europa, da dort nirgends so viele Zeitungen erscheinen, als in England. Wer nur einigermaßen berücksichtigt, wie sehr die Folianten und Quartanten unserer ehrsamen Väter durch Flugblätter und Journale verdrängt wurden, wer den Ocean von Licht nur einigermaßen zu würdigen versteht, welcher seit einigen Jahrzehnden durch die Zeitungen in der modernen Welt verbreitet worden ist, der muß eingestehen, daß in demjenigen Lande die größte und ausgebreitetste Bildung unter der Masse der Einwohner Statt finden muß, wo die meisten Zeitungen erscheinen, folglich heut zu Tage in den Vereinigten Staaten. Es können — wie sich das von selbst versteht — in einem Lande einzelne Theile der Literatur mehr ausgebildet sein als in anderen. So thut es dem Deutschen in America sehr wohl, sein Land allgemein als das land of litterature, seine wissenschaftlichen Männer, namentlich in religiösen Dingen, als bold thinkers (kühne Denker), von allen Americanern preisen und rühmen zu hören; allein es schmerzt doch, wenn man sieht, daß diese Auszeichnung nur Wenigen in der Nation zu gute kommt, nicht der Masse. Man schämt sich doch aus dem Lande der Literatur zu stammen, wenn man z. B. in der Börse zu Baltimore die „Bremer Zeitung" in einem Winkel des Nebenzimmers findet, wohin sie verwiesen ist, weil der kleine, schmuzige, gehaltlose Lappen sich unter den großen, eleganten, gehaltreichen americanischen Blättern wie ein kothiger Reisestiefel auf dem Toilettentische einer feinen, geistreichen Dame ausnehmen würde. Unwillkürlich geht man eben vor Scham nicht eher daran, sein Verlangen nach Neuigkeiten aus dem Vaterlande in jenem Blatte zu befriedigen, als bis man es ungesehen

*) Der Verf. dieser Briefe ist sein eigener Bote, er ist nach Deutschland zurückgekehrt und wird seine Berichte über den Zustand von Nordamerica zusammenstellen. D. Red.

von Americanern thun kann, um mit jenem Blatte in der Hand nicht das beißende Lächeln zu erregen, das sie so gewöhnlich und so fein, daß es oft nur gute Augen ohne Brille erkennen, in ihren Mienen anzubringen wissen, wenn der Anblick von solchen Kleinigkeiten des Auslandes ihren Nationalhochmuth anregt. Es ist traurig, höchst traurig zu sehen, wie diese Nation ohne die kernsolide Bücherliteratur Deutschlands Jahr um Jahr an intellectueller und moralischer Bildung unermeßliche Fortschritte durch ihre Zeitungen macht, während das „gelehrte Deutschland“ ohne Zeitungen, — denn unter Censur gedruckte sind zu wenig Organe der Oeffentlichkeit, als daß sie für wirkliche Zeitungen ausgegeben werden könnten — in demselben Verhältniß zurückbleibt, bei alle dem, daß das kleine Land von großen und kleinen Bibliotheken strotzt. Welch ein Land müßte Deutschland werden, wenn zu seiner ernsten Literatur, deren Ausbildung es unaufhörlich fortbetreiben muß, so große Hindernisse ihr auch die herrschenden Gewalten entgegenstellen, noch dreitausend Zeitungen jährlich in americanischem Format und Styl hinzukämen, — denn so viele, und mehr noch müßte Deutschland bei seiner Bevölkerung haben, wenn es in dieser Hinsicht nur den gleichen Rang mit den V. St. behaupten wollte. Und warum ist dem nicht so, warum muß das Volk, das die unterrichtetesten Männer in seiner Mitte zählt, den unermeßlichen wohlthätigen Segen der Oeffentlichkeit aller Gedanken und Meinungen entbehren? Warum? Weil man die Offenheit fürchtet? — Man sollte im Gegentheil nur die versteckten Gedanken fürchten, und jene finstern Gefühle, die sich wie eine geheime Krankheit fortschleichen von Geschlecht zu Geschlecht. Nur bei freier Presse werden Verschwörungen und Revolutionen unmöglich.

Das Format der americanischen Blätter ist viel größer als das der europäischen. Ein Bogen der „Mammuth-Blätter,“ wie die größten genannt werden, ist größer als das größte Taschentuch oder Halstuch für Herren. Die Vertheilung geschieht durch Austräger, welche im Trabe ihr Werk thun müssen. Sie werfen die Blätter durch die Fenster und Thüren, wo Oeffnungen dafür in denselben angebracht sind, oder blos auf die Haustreppen der Abonnenten. Niemand stiehlt leicht so ein Blatt, das offen an der Thür des Hauses liegt. Die sehr seltenen Fälle werden im Entdeckungsfalle hart bestraft. Die Post berechnet für jedes Blatt 1 Cent. pr. Blatt innerhalb eines bestimmten Rayons um den Ort des Herausgebers, 1½ in weiterer Entfernung. Bloße Ausschnitte aus Blättern (slips) mit einzelnen Artikeln, werden noch billiger berechnet. Das Postgeld trägt der Empfänger. Demnach, und da es weder Staatszeitungen, noch privilegirte Papierfabriken und Druckereien gibt, zur Publication eines Blattes keine Concession nöthig ist und keine Steuer darauf lastet, können die Preise für Americaner sehr billig gestellt werden. Die größten Tageblätter kosten jährlich 10 Dollar (50 Franken), die mittlern 8 D., kleinere 5 D.; Wochenblätter kosten bis 2 Dollar; es gibt deutsche Wochenblätter, die nur einen Dollar kosten, freilich aber auch diesen kaum werth sind. Den besten Gewinn haben die Blätter von den Annoncen. Der Courier and Enquirer in Newyork hat deren zuweilen über 2000 auf einem seiner Mammuth-Bögen, die mit den kleinsten Lettern gedruckt werden; dennoch aber in so vortrefflicher Ordnung, daß man sie leicht überliest. Viele Inserate, besonders neuer Etablissements oder neuer Erfindungen, werden eine und mehrere Quartale hindurch abgedruckt. Diese finden sich auf der linken Außenseite des Bogens; die Nova und neuen Annoncen auf der innern. Man erkennt in jedem Hotel den Ausländer sofort daran, wenn er ein Blatt auf der ersten Seite mit Ernst oder Neugierde zu lesen beginnt.

Der eigentliche Inhalt ist bei weitem mehr inländischen als ausländischen Gegenständen gewidmet; darunter nehmen die Improvements die Hauptstelle ein. Die politischen Fragen werden in der Regel um die Zeit der Eröffnung des Congresses behandelt. Viele Blätter thun auch das nicht, oder berühren sie nur kurz. Nur wenige Blätter liefern die Debatten des Congresses vollständig, Nile's Register ist unter diesen das beste; die übrigen nur in sehr kurzen Auszügen. Moralische Erzählungen, auf wirkliche Facta gegründet, geben alle Blätter so oft und gewöhnlich, daß sie dadurch höchst schätzbare Sittenprediger geworden sind. Alle Artikel sind stets gut geschrieben. Persönlichkeiten sind weit seltener, als in den censirten Blättern in Deutschland. Die Censur streicht bekanntlich nur das, wodurch sehr wichtige Angelegenheiten auf unerfreuliche Weise erläutert werden; sie beläßt aber geflissentlich persönliche Angriffe auf Privatpersonen, um die Aufmerksamkeit der Leser von großen Dingen abzulenken, um der Justiz Arbeit zu verschaffen, und dem Publicum in den Blättern „etwas Pikantes“ zu bieten. Die skandalösen Persönlichkeiten der wenigen deutschen Blätter sind mithin nicht Wirkung der Preßfreiheit, die dergleichen vielmehr gar nicht aufkommen läßt. Sie gestattet alle großen und wahrhaft interessanten Fragen zu behandeln; große Fragen können, wie sich das von selbst versteht, nicht kleinlich und gemein persönlich behandelt

werden, weil das Große sich nicht mit Gemeinheiten paaren läßt; folglich hält es jeder Herausgeber im Lande der Preßfreiheit unter seiner Würde, sein Blatt mit Persönlichkeiten zu besudeln. Nur die Häupter der politischen Parteien sind dort den schärfsten persönlichen Ausstellungen der Presse preisgegeben. Aber das jedenfalls mit vollem Rechte. Niemand zwingt sie, ihre Stellung einzunehmen. Alle Designationen und Wahlen können abgelehnt werde. Das Leben eines Mannes, der da Lenker der öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes werden will, muß rein sein. Wohl daher dem Lande, wo selbst die Privatissima aller Staatsmänner völlig offen behandelt werden können! So mancher von den sogenannten europäischen Staatsmännern würde seinen Posten aufgeben müssen, wenn die Preßfreiheit ihn genirte.

Honorare für Zusendungen zahlt kein Blatt. Wer daher viel zum Publicum sprechen will oder sprechen zu können glaubt, gibt selbst ein Blatt heraus. Alle Zusendungen, anonym und pseudonym, werden angenommen, wenn sie dem Charakter des Blattes zusagen und gut geschrieben sind.

Alle Blätter der Union zerfallen in drei Hauptclassen: 1) demokratische, 2) aristokratische (Whig), und 3) neutrale Blätter. Die ersten sind der Zahl nach die geringsten in den größten Städten, wiewohl überall die Demokratie in denselben die Mehrheit bildet. So erscheint in Baltimore eigentlich nur Ein echtes Demokraten-Blatt, der Republican, von den Herren Hackers sehr gut redigirt, trotz dem, daß die Demokraten zu den Whigs sich daselbst verhalten, wie 5 zu 3. Alle übrigen sind Whig-Blätter. Der Grund liegt darin, daß die Whigs, als die Reichern, für ihre Sache mehr Dollars zu verwenden haben, als die Demokraten. Sie unterstützen daher ihre Presse weit mehr als diese. Die eifrigsten abonniren sich oft auf fünf, sechs und mehrere Journale; unter zweien wird man selten in einem Whighause finden. Die Demokraten begnügen sich sehr häufig mit den Blättern ihrer Taberne, die ihren Weinkeller bildet. Demnach irrt man gänzlich, wie das so häufig von Europäern geschieht, wenn man von der Zahl der Blätter, die eine Partei hat, auf deren numerische Stärke schließt. Diese zeigt sich blos bei den wichtigsten Wahlen, zumal der Governors und des Präsidenten. Die Whig-Blätter, darunter das in Europa gewöhnlich nur gelesene, der genannte Courier and Enquirer, ein newyorker Mammuth-Blatt, sind bei weitem die einseitigsten und factiösesten. Sie trugen in der That weit mehr zum endlichen politischen Sturze der Partei bei, in deren Sold sie erscheinen, als die Blätter der Gegner. Man würde nie einem demokratischen Blatte eine Schilderung der Whigs und ihrer Interessen glauben, welche dieselbe Empfindung von Unmuth und Unwillen erregt, als die eigenen inhumanen und rücksichtslosen Maximen, Grundsätze, Lästerungen und Persönlichkeiten der Whig-Blätter. Man kann schwerlich im Courier und Enquirer die Vertheidigung der Sklaverei, Monopole, hohen Zölle, der alten United-States-Bank, ohne Scheu lesen, wenn man nicht selbst einer jener Nichtswürdigen ist, in welchen Mütter und Väter in der Jugend und geselliger Umgang im spätern Alter alle bessern Gefühle unterdrückt und Verstand und Phantasie verdreht haben, um den unglücklichen Zögling zu einem echten Whig zu machen. Und — ich wiederhole das ausdrücklich — dieses genannte Blatt ist es, welches vorzugsweise in Liverpool, London und Paris gelesen und als Correspondenzquelle über America benutzt wird. Es ist auch das Hauptblatt in allen großen Hotels in America, und daher, weil es Reisenden immer zunächst in die Augen fällt, die hauptsächlichste Quelle der Notizen in den Berichten von Fremden über America. Es ist unter den Whig-Blättern das Ton angebende, und die Redaction verwendet viel auf dasselbe, um es in diesem Range zu erhalten. Allein um so weniger sollte es als ein zuverlässiger Berichterstatter über americanische Verhältnisse angesehen werden, da Alles, was es gibt, zu Gunsten der Partei, der es dient, berechnet ist, und daher nicht ohne die Lectüre der Demokraten-Blätter richtig gewürdigt werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dänische Romane.

Von Zeit zu Zeit senden uns die Dänen Ergebnisse ihrer poetischen Thätigkeit herüber, welche uns über die literarische Betriebsamkeit des an sich so kleinen Volkes und deren schönen Resultate staunen machen. Man sieht, diese Dänen leben noch im Stande der Unschuld, sie sind noch nicht von hundert und tausend Tangenten, Ideen, Interessen, Wünschen, Hoffnungen und Forderungen, denen doch überall der eisernste Widerstand geboten wird, berührt und geängstigt, als wir, die wir im Herzen Europas sitzen. Es ist ein Landzünglein, dies Dänemark, heraushängend in das Meer, aber das Zünglein plaudert so angenehm, so bescheiden, so zierlich und gedankenreich, daß man ihm gern zuhorcht, und von den anmaßenden, radotirenden, zersetzten und zersetzenden Productionen, wie die meisten der Heimath sind, sich abwendet und an dem poetischen friedfertigen Stillleben der dänischen Schriftsteller sich erquickt. In jüngster Zeit hat sich auch der Roman, uns fast unbemerkt, zu einer

sehr beachtenswerthen Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit in Dänemark ausgebildet. Unbefangenheit und Anmuth, Innigkeit des Gefühls und eine gewisse leidenschaftliche Gluth bei äußerer männlicher Ruhe, Festigkeit, ja selbst Kühnheit in der Charakterzeichnung und Einfachheit, aber nicht Monotonie, in der Anlage, sind für die Romanliteratur Dänemarks bezeichnend. Der dänische Roman steht etwa mitten inne zwischen der deutschen Reflexionskunst, die immer in sich hineinwühlt, und der praktischen Auffassung der britischen Romanschreiber, welche sich besonders im Objectiviren gefallen. Indem sie nach keiner Seite hin zu viel oder zu wenig geben, geben die Dänen gerade das Rechte und halten ein schönes Maß. Man spaziert in ihren Romanen, wie auf den schönen Inseln ihres Vaterlandes, welche eigentlich Gärten sind, zwischen den kuhlen, saftgrünen und weißstämmigen Buchen Seelands und den träumerischen von niedrigen Hügelwellenschlägen eingeschlossenen Seen Jütlands. Von fernher aber rauscht das Meer; stolze Schiffe segeln stattlich vorbei und „knüpfen den Gedanken an die fernsten Enden der Welt.“ — Wir haben hier zwei in ihrem Vaterlande berühmte Schriftsteller in möglichster Kürze zu betrachten, den productiven Andersen, der uns mit zwei Romanen zugleich aufwartet, und den vortrefflichen Hauch, Prof. in Soröe, Verf. der Dramen: „Die Belagerung von Mastricht“ und „Tiberius der dritte Cäsar“ und des schönen Romans „Wilhelm Zabern“, worin die Düvecke mit einem so ungemeinen Reize und poetischem Dufte ausgestattet ist. Zuerst also Hans Christian Andersen. Sein Roman „O. T.“ in zwei Bänden, der in deutscher Uebersetzung von Christiani bei Kummer in Leipzig erschien, ist eine an sich sehr dürftige Erfindung. Die Verhältnisse, in denen er sich bewegt, sind fast zu kleinlich, und die Verwickelungen, so spannend sie sich anlassen, entsprechen fast nie den Erwartungen des Lesers; dagegen schildert der Roman vortrefflich das idyllische Stillleben auf den dänischen Inseln, das Kleinbürgerleben in den Städten Jütlands, das hauptstädtisch prätentiöse in Kopenhagen. Alles ist mit großer Ruhe und Sorgsamkeit bis aufs Kleinste ausgemalt und die Localitäten wacker gezeichnet. Die stillen weiblichen Charaktere sind dem Dichter vorzüglich gelungen; in diesem Puncte möchte er von dem zweiten Romane: „Nur ein Geiger,“ der sonst in Allem besser ist, nicht übertroffen werden. Das seltsame Kind Naomi in dem Romane: „Nur ein Geiger,“ ist freilich eine brillante Figur, irrt aber von der edleren Weiblichkeit, die ihr doch der Verfasser nicht geradezu rauben will, häufig ab. Entweder ist Naomi unwahr, als sie mit dem Seiltänzer von Fühnen entflieht, oder sie wird unwahr, als sie wie eine echte französische Salondame in den höchsten pariser Cirkeln sich bewegt. Sonst ist der Roman trefflich angelegt, voll effectvoller spannender Situationen und poetischer Gegensätze; er bewegt sich in größeren und umfassenderen Verhältnissen, als der Roman O. T., wird aus Dänemark in das gemüthliche Leben Wiens, von dort unter die Kunstwelt Roms, endlich nach Paris und wieder nach Dänemark zurückversetzt. Als Naomi auf ihre heimische Insel zurückgekehrt ist, und in ihrem herrschaftlichen Wagen, an der Seite des Marquis, ihres Herrn Gemahls, nach dem Edelhofe fährt, kommt ihr ein Leichenzug entgegen; und der, der hier begraben wird, ist ihr früherer Liebhaber, aber „nur ein Geiger!“ Christian, der Geiger, ist ein Stück Andersen selbst; der Verf. hat viele seiner Lebensmomente in diesem Romane verarbeitet, und G. F. von Jenssen, der den dreibändigen bei Vieweg in Braunschweig erschienenen Roman übersetzte, hat eine sehr interessante Biographie des Verfassers der Uebersetzung beigegeben. Es erging Andersen in seiner Jugend sehr ärmlich; sein Vater, ein seltsamer immer in die Ferne getriebener Mensch, befand sich in so dürftigen Umständen, daß er sich aus einem Gestelle, worauf der Sarg einer gräflichen Leiche gestanden hatte, sein Ehebett zurechtschlug; noch lange waren daran die Trauerleisten zu sehen; in diesem Gestelle kam Andersen zur Welt. Mit Gewalt drängte es ihn zur Bühne; er entschlüpfte nach Kopenhagen, wo er sich vermittelst eines Empfehlungsbriefes, der von irgend einem angesehenen Bürger in Odense ausgestellt war, einführte; aber das linkische Benehmen des Knaben gefiel den Damen nicht, und der Theaterdirector wies ihn ab, weil er zu mager wäre. Der in seinem Vaterlande berühmte Componist Wyse, der Dichter Ingemann und Oehlenschläger selbst, nahmen sich seiner an; jetzt sehen wir ihn als Verfasser einer Menge von Vaudevilles, Operntexten, Phantasieen und drei größeren Romanen allgemein genannt und anerkannt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

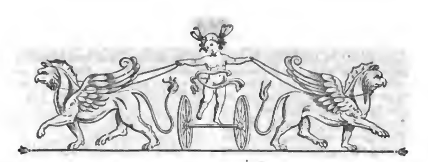
[Brillante Theaterverwaltung.]

Frln. Löwe — wie man uns aus Berlin schreibt — erhielt einen Urlaub vom 1. October bis zum Januar. Spontini unterstützte dieses Gesuch; er benutzt die Entfernung der Sängerin, um seine Opern, in denen die Löwe nicht singt, an die Reihe zu bringen. Bei alle dem ließ der Beifall des Publicums den Liebling nicht los, die Löwe mußte noch im October mehremals singen und erhielt den vierten Theil der Einnahme, weil man sie nach ertheiltem Urlaube als Gast ansehen mußte. Welche Oekonomie! Generosität oder Ueppigkeit — ich weiß nicht. Man gibt enorme Gagen und läßt dann noch die Engagirten auf der eigenen Bühne gastiren! — Frln. Löwe kommt nun nicht nach Leipzig, sie ist nach Hamburg gegangen.

[Friedrich der Große als Operncomponist?]

Die in deutscher Sprache erscheinende „Pariser Zeitung,“ redigirt von Adalbert v. Bornstedt, macht die unwahrscheinliche Behauptung, daß die Textbücher der Opern Iphigenia in Aulis, Coriolan, Phaëton, Mithridat, Sylla, Montezuma, Merope, Cäsar, Cleopatra und Semiramis, welche Graun in Musik setzte, ursprünglich von Friedrich dem Großen in französischer Sprache geschrieben, dann von dem berliner Hofdichter ins Italienische übertragen wurden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags —— 208. —— den 23. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

Mährchennovelle von Julius Hammer.

(Fortsetzung.)

„Endlich fühlt' ich mich," fuhr Bernhard fort, „stark ermüdet und ein Frösteln überschlich mich. Ich hüllte mich in die große wollene Decke, welche auf dem Sopha lag und legte mich zum Schlafen nieder. Wohl zwei volle Stunden lang konnt' ich keine Ruhe finden und die Worte des Rothmantels, er halte mich für würdig, ein Mitglied des Vereins der Langweiligen zu werden, ärgerten mich nicht wenig. Daß Menschen aus dem Grabe aufstehen und in der Mitternachtsstunde umherwandeln, das ist eine bekannte Sache, aber daß Lebende und noch dazu Schriftsteller sich in Gespenster verwandeln könnten, daran hatt' ich bisher noch nicht geglaubt! Ich beschloß, mein Grübeln einzustellen und mich dem Traumgotte in die Arme zu werfen. Dieser nahm mich auch gegen den Morgen auf, sendete mir jedoch ganz andere Bilder, als ich erwartet hatte. Ich träumte von Dichterruhm und Unsterblichkeit; mein Band Poesien erschien mir in einer Prachtausgabe mit goldnem Schnitt, und Lorbeerbäume schossen zahllos um mich her aus dem Boden. Auf diese Weise angenehm unterhalten, schlief ich bis zur hohen Sonne. Da ich die Augen aufschlug, stand mein Wirth vor mir, der mich geweckt haben mochte, und blinzelte mich lachend an. „Guten Morgen!" kreischt' er, „Sie können sich noch gar nicht vom Lager trennen. Nun, es soll mich freuen, wenn Sie diese Nacht recht viel erlebt haben. Jetzt, dächt' ich, trinken wir Kaffee. Ihre Abreise eilt wohl nicht?" „Doch, doch!" antwortete ich und verließ gähnend und noch schlaftrunken mit meinem kleinen Männchen das Schloß." —

„Nun? Und das war Alles, was Sie wissen?" fiel Benedict ein, als Bernhard inne hielt.

„Versuchten Sie's nicht in der folgenden Nacht?" fragte der junge Mann mit dem blassen Gesichte?

„Hat man Ihnen kein Diplom wegen der Aufnahme in den Bund zugeschickt?" lachte der mit seinen Schenkeln Liebäugelnde.

„Von einem Diplom weiß ich nichts," erwiederte Bernhard sarkastisch, „aber daß ich mich noch in dem Vereine der Langweiligen befinde, das ist gewiß!"

„Und die Namen jener Mitglieder?" fragte ein Anderer, „können Sie uns nicht Einige nennen?"

„Ich werde mich wohl hüten!" entgegnete Jener. Ich könnte auf Sympathien in diesem Kreise stoßen."

„Hm!" brummten Mehrere, die in diesen Worten eine Bosheit spürten. Bernhard schien das nicht zu bemerken und setzte zu seiner Erzählung noch Folgendes hinzu:

„Als ich mit meinem gnomischen Wirthe am Kaffeetische saß, berichtete ich ihm mein Abenteuer der vergangnen Nacht. Er lachte unheimlich während meiner Erzählung und rieb sich die kleinen, erdbraunen Hände. „Ja," sagt' er, nachdem ich geendigt, „dieser Rothmantel ist ein gar sonderbarer Kauz. Vor vielen Jahren

lebte er dort auf dem Schlosse bei dem Besitzer der Herrschaft, der ein großer Naturphilosoph und Zauberer gewesen sein soll. Der Rothmantel war ein Maler und gab sich besonders mit Porträtiren ab. Aber er war ein sehr loser, boshafter Bursche und gebrauchte seine Kunst zu allerhand Allotrien; verkaufte Carikaturen von anständiger Leute Physiognomien, nahm, wo er keine große Bezahlung zu erwarten hatte, Farben, die in wenigen Wochen so sehr nachdunkelten, daß das Bild eine schwarze nichtssagende Fläche ward, und dergleichen mehr. Aber zuletzt bekam ihm sein Treiben übel. Der Schloßherr hatte eine wunderschöne Tochter, um deren Gunst sich der Maler bewarb, und als dieser mit einer langen Nase abziehen mußte, hatte er die Frechheit, das reizende Kind in einer Situation zu malen, die dessen jungfräuliche Ehre verletzte, und das Bild zu verkaufen; die arme Jungfrau starb bald nachher. Da sprach der Vater in seinem Schmerze über den abscheulichen Ehrenschänder diesen Fluch aus: „Du sollst keine Ruhe finden nach dem Tode! Ich verdamme Dich wegen des Mißbrauches der Kunst zu einer fortwährenden tödtlichen Langenweile, von der Du nicht eher erlöst sein sollst, als bis" — ja, lieber Herr, nun ist meine Weisheit aus. Die Art und Weise, wie der Rothmantel erlöst werden soll, ist mir gänzlich unbekannt. Nur so viel weiß ich, daß er seit seinem Tode im Schlosse drüben umgeht und gewisse Leute, die ihn besuchen, portraitirt."

„Gewisse Leute?" fragt' ich.

„Ja, das ist der Spaß dabei!" fuhr der Wirth fort. „Viele sind schon drüben gewesen, die er in gänzlicher Ruhe gelassen, aber wenn sich zufällig Einer verirrt, der zu der Kaste der schlechten Künstler, Dichter, Belletristen, Journalisten, Feuilletonisten gehört, dann ist er sogleich mit Pinsel und Palette bei der Hand. Und diese Bilder —"

„Wie? diese Bilder?" rief ich gespannt, als mein Gnome eine Pause machte, um eine Tasse Kaffee auszuschlürfen.

„Diese Bilder werden zu lebenden Figuren und müssen sich mit ihrem Meister langweilen, bis einst die Stunde der Erlösung schlägt. Ich bedaure Sie, junger Mann, daß Sie zufällig das Unglück haben, zu den langweiligen Poeten zu gehören!"

„Diese letztere Aeußerung," sprach Bernhard weiter, „hätte ich jedem Andern übel genommen, nur diesem wunderlichen Männchen nicht, welches unstreitig mit der Geisterwelt im Zusammenhange stand. Jetzt war mir's deutlich, mein Bild mußte von nun an, einen Zettel auf der Brust, gähnend umherwandeln mit der Sippschaft der Ennuyanten. Diese Copien, wie ich von meiner eigenen erfahren habe, bekommen von Zeit zu Zeit die Erlaubniß, auszugehen, und dann suchen sie ihr Original auf, es um Erlösung anzuflehen."

„Sie haben Ihre Copie wieder gesehen?" riefen Viele, wie aus einem Munde.

„Auch ich! auch ich!" schrie Rosenhain. „Mir ist Alles klar und der Schatz — "

„Still!" unterbrach ihn Bernhard und gab ihm einen kräftigen Stoß in die Seite. Dann stand er auf und sprach lachend: „Haben Sie Lust, meine Freunde, es auch einmal in dem alten Schlosse zu versuchen, so will ich Ihnen den Weg dahin beschreiben."

Niemand aber zeigte besondere Neigung, das Wagestück zu unternehmen. Jetzt gab Bernhard das Zeichen zum Aufbruch, indem er nach der Uhr sah. „Nehmen Sie mit meiner Geschichte vorlieb," endigte er; „ich für meine Person bereue es noch heute, eine Gedichtsammlung herausgegeben zu haben, durch welche ich dem Fluche des erzürnten Schloßherrn mit verfallen bin, und rathe Jedem, die Kunst fein in Ruhe zu lassen, wenn er befürchten muß, Mitglied des Langweiligkeitsbundes zu werden. Sollt' ich übrigens noch hinter das Geheimniß der Erlösung kommen, so werd' ich nicht verfehlen, es meinen Freunden mitzutheilen. Doch nun, gute Nacht, meine Herren — es ist später geworden, als gewöhnlich."

So wurde die Sitzung für diesmal aufgehoben. Mehrere dankten dem Erzähler für seine Mittheilung mit sehr beißenden Bemerkungen, weil sie die ganze Geschichte für erfunden und für eine Satyre auf sich selbst hielten. Bernhard drückte harmlos und freundlich seinen Genossen die Hände, obgleich dabei ein ironischer Zug um seine geistreichen Lippen spielte. Körperlich und geistig erschöpft, warf sich Rosenhain halb angekleidet in sein Bette und wickelte sich tief in die sorgenlösende Decke, während er Lisetten auf dem Gange draußen keifen hörte. Endlich wurde es still. Bernhard, der verstohlen seiner Geliebten noch eine gute Nacht gewünscht — das arme Mädchen hatte in ihrem Stübchen mit Schmerzen auf den Aufbruch der Gesellschaft gewartet und ins Licht geblinzelt — mochte mit freigebiger Hand der Zofe den Mund geschlossen und sie wegen ihres langen Wachbleibens getröstet haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines Deutschen aus Nordamerica.

(Fortsetzung.)

Die Demokraten-Blätter antworten bei weitem seltener den Whig-Blättern, als die Interessenten der Demokratie von denselben angegriffen werden, noch viel seltener, als diese ihr Interesse vertheidigen, außer in den Zeiten der Wahlen und Sitzungen der gesetzgebenden Körper. Dann aber bleiben sie denselben wenig schuldig, ohne jedoch jemals so bösartig und unmenschlich arrogant zu werden, wie die Whig-Blätter. Im Ganzen herrscht in jenen der Charakter der Sicherheit ihrer Partei vor, das ihnen das Bewußtsein ihres nicht mehr streitig zu machenden Sieges über die Aristokratie gibt; bei diesen der Ingrimm, daß alle ihre noch so feinen und noch so groben Künste nichts fruchteten, die Majorität des Volkes unter ihre Herrschaft zu bringen. Geld sahen natürlich die Whigs, weil es eigentlich ihre eigentliche Seele ausmacht, als das Hauptmittel dazu an. Demnach verloren sie ihr Spiel für immer. Wie sehr irren daher die Personen, welche über America berichten, wie neulich erst wieder Michel Chevalier, daß in den V. St. Geld Alles beherrsche! Wenn wirklich Alles, doch sicherlich nicht, wie die That beweist, die dort jetzt vorherrschende Majorität des Volkes.

Von neutralen Blättern erscheinen jetzt nur wenige; doch mehren sie sich und werden gern gelesen, besonders von denjenigen Whigs, die blos äußerlicher Verhältnisse und Verbindungen wegen ihrer Partei zugehören, wie sehr viele Kaufleute und Geschäftsmänner. Ein sehr gutes der Art war der Baltimore American, bevor er sich nach dem Wechsel seiner Herausgeber zum orthodoxen Whigismus bekannte.

Nichtpolitische Blätter erscheinen mit jedem Halbjahre in größerer Zahl und besserer Qualität, besonders pädagogische. In diesem Fache erscheinen hier mehr Bücher und Journale, als irgendwo. Mehrere dortige Schriftsteller, besonders Paylen, Webster u. A. erwarben sich auf diesem Felde ihre Geltung. Die pädagogischen Blätter werden sehr gut redigirt, sie behandeln ihre Wissenschaft ziemlich unabhängig von Politik und Kirchenthum, so daß sie mit Vortheil selbst von deutschen Pädagogen benutzt werden könnten. Die streng-wissenschaftlichen enthalten meist Nachdrücke aus englischen Journalen, nur das American Review gibt Originales, zum Theil sehr gut. Die Kritiken in diesen Blättern über erschienene Werke sind meist nach englischer Weise, d. h. man gibt eine Menge Auszüge aus den zu beurtheilenden Werken, macht den Verfassern gewöhnlich nur Complimente und erlaubt sich nicht, dem Urtheile des Publicums vorzugreifen. Das genannte American tadelte diese Manier mehrmals nachdrücklichst, und empfahl dafür das Verfahren der deutschen kritischen Blätter, welche das Gute in einem Buche, als sich von selbst verstehend, voraussetzen und anerkennen und sich desto länger bei den Mängeln und Schattenseiten desselben aufhalten, um das Publicum gegen die nachtheiligen Einflüsse desselben zu bewahren.

Die völlige Preßfreiheit und die große Masse der Blätter haben unter andern auch die ungemein wohlthätige Wirkung gehabt, daß alles Schwatzen und Kannegießern aus der allgemeinen Conversation völlig verschwunden ist. Wer sich über allgemeine Sachen belehren will — und das will dort jedes Dienstmädchen — liest Blätter; wer seine Meinung darüber abgeben will — und das thun dort selbst Sklaven — gibt sie in Form von Artikeln an ein Blatt. Das Journal ist daher der Sprechsal, der Fecht- und Rauf-Boden der Parteien, der Meinungen, der Interessen, nicht aber die Gesellschaft. Wer daher denkt, es gehe in den gesellschaftlichen Cirkeln so lebhaft zu, wie in den Blättern, ist im größten Irrthume. Es kann keinen großern Contrast geben, als den zwischen den Debatten der Journale und der Todtenstille in den öffentlichen Häusern und auf den öffentlichen Plätzen. Sie ist für den Ausländer, so lange er die Blätter nicht lesen kann oder will, drückend, aber er findet sie köstlich, sobald er nach americanischer Manier zu lesen gelernt hat, nämlich hundert Blätter in einer halben Stunde, wie ich das auf der Börse in Baltimore fast täglich that. Nur dann versteht er auch erst den Americaner; nur dann erklärt er sich auch die Albernheit des Urtheils so mancher Fremden, welche behaupten, der Americaner verstehe über nichts zu sprechen, man könne sich daher nicht mit ihm unterhalten. Das laute, maulvolle, lärmende Schwatzen der Deutschen über die allgemeinen und localen öffentlichen Sachen findet man allerdings nirgends in der Union. Aber leset erst die Blätter der Americaner, unterrichtet Euch daraus vollständig über alle Angelegenheiten des Tages, dann werdet ihr in jedem Americaner, nur nicht in öffentlicher Gesellschaft, sondern tête à tête, den trefflichsten Unterhalter über Alles finden, mag es sein Land oder andere betreffen. Der Europäer mag ihn dann nur reden lassen, er wird in ihm den gemessensten, ruhigsten und verständigsten Beurtheiler finden, der seine Meinungen obendrein in bester Sprache vorzubringen versteht; gegen die

plumpen, indiscreten, lärmenden Kannegießereien ist er verschlossen.

Die Journallectüre ist dem Americaner so völlig zur andern Natur geworden, daß man ihn überall lesen sieht, wo er auf Augenblicke müßig sein muß, und daß auf allen Plätzen, in allen Zimmern, wo es nur möglich ist, Blätter zu seiner Beschäftigung gehalten werden. Schon das Kind, wenn es kaum „got through Noak Webster's Spelling-Book," die allgemeine americanische Fibel, womit der achtbare Verfasser über **100,000** Dollar verdient haben soll, greift nach Pa's und Ma's (verstümmelt aus Papa und Mama) Zeitungen, um zuerst die moralischen Erzählungen derselben zu lesen. Dann muß jede Taverne ihre fünf, sechs Blätter haben, weil man während der wenigen Augenblicke, die man darin, um einen sling oder julep zu nehmen, verweilt, nicht spricht und doch müßig ist. Auch die geringste Taverne hat oft ein reicheres Lesemuseum als die besten Gasthöfe in Deutschland. Jedes Hotel hat sein eigenes Lesezimmer, worin stets zwanzig und mehrere Journale gehalten werden, je nachdem es besucht ist. Diese reading-rooms öffnen sich oft auf die Straße, wie die schönsten der Art, die ich gesehen habe, in Page's Hotel zu Baltimore. Eben so müssen in allen Barbierstuben Blätter liegen, in den Offices (Expeditionszimmern) der Notare, Aerzte, selbst der Behörden, weil man da Augenblicke lang müßig sein konnte. Oft sieht man sogar den Farmer, wenn er seinen Wagen aus der Stadt nach Hause fährt, mit einem Zeitungsblatt zu Pferde, um sich unterwegs nützlich zu beschäftigen. Wie ganz anders würde es in allen europäischen Ländern um die Bildung der Masse stehen, wenn hier das Zeitungslesen so tief in alle Privatwinkel gedrungen wäre, wie in America, wenn es in Europa eine so vortreffliche Fortsetzung des ersten Elementarunterrichts bildete, wie dort! Wundere man sich nicht, wenn unter solchen Umständen die allgemeine Bildung in den V. St. wenigstens um ein Jahrhundert vor der in Europa Statt findenden voraus ist. Natürlich meine ich nicht die gelehrte Bildung, sondern die Bildung des Menschen zum praktischen Lebensbedarf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dänische Romane.

(Beschluß.)

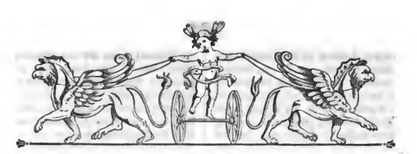
C. Hauch, Prof. an der Akademie zu Soröe, zeigt sich in seinem Romane „Wilhelm Zabern" und seiner letzten Production „der Goldmacher" (von W. Christiani in 2 Bänden übersetzt, vom Verf. mit zwei Capiteln vermehrt und in der Universitäts-Buchhandlung in Kiel erschienen) jedenfalls durchgebildeter, plastischer und origineller als Andersen, wenn er diesem auch an poetischer Reizbarkeit und an Lyrik der Stimmungen nicht gleichkommt. Der Roman spielt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der erste Theil ist der interessantere, der zweite weitet sich etwas aus, gibt aber treffliche Schilderungen aus dem sächsischen Hofleben unter August dem Zweiten. Die Charaktere sind fast ohne Ausnahme trefflich durchgeführt: die stillsüße Manon und deren bis zur gespenstischen Unheimlichkeit geldgierige Schwester Veronica, der alte steifleinen redliche und deutsch bornirte Rosenfeld, der speculative Judenkerl Isaac — eine vortreffliche Zeichnung — der elegante Taugenichts von Moerwitz, der in seiner Umwandlung und mehr körperlichen als geistigen Herabgekommenheit gegen Ende seines Lebens sehr lebenswahr geschildert ist, der im Gegensatz zu der rings wuchernden Sittenlosigkeit moralisch reine, aber menschen- und glaubenscheue Freiesleben bilden mit den übrigen Figuren ein höchst wirksames und natürliches Zusammenspiel. Es ist so wahr, was der Verf. sagt, daß die Verderbniß von den höchsten Puncten ausgehe und gleich einem reißenden Strome die niederen Regionen überschwemme; so wahr, daß ein Fürst seine ganze Sorge dem jungen Geschlecht widmen, ja, daß er, wenn es nicht anders sein könnte, um der Jungen willen die Alten aufgeben müsse, so wie man bei einer Feuersbrunst die brennenden Häuser aufgibt, um die noch nicht angezündeten zu retten. „Alle, schließt der Verf. die Betrachtung, welche auf Erden mächtig gewirkt haben, folgten unwillkürlich diesen Grundsätzen. Auf Männer wirkten sie nur wenig, auf ausgelebte Greise gar nicht, ja sie fanden bei diesen weit öfter Widerspruch als Beistand; sie streuten vielmehr Wort und That dem kommenden Geschlecht, den aufblühenden Jünglingen aus" ꝛc. „Glaubet der Jugend," ruft einmal der damals selbst nicht mehr junge Börne aus, „was die Jugend glaubt, ist ewig, euer Wissen aber vergeht." Haben wir jetzt vielleicht eine altkluge, geschwächte, morose, eigensinnige Zeit, welche ein umgekehrtes Experiment versuchen will? — Laßt einmal sehen, ob die Jugend zur Zeit großer Thaten in Schach gehalten werden kann und wessen Kräfte man in Anspruch nehmen wird. Ohne Begeisterung und Ideen, welche jene anregen, versickert die Weltgeschichte im Wüstensande einer grauhaarigen diplomatisirenden Politik; aber die Begeisterung ist nur bei der Jugend und den wenigen, welche auch im Alter wirklich jugendlich zu fühlen wissen und nicht, wie der gefangene Vogel seinen Faden, ihr fades Stück Vergangenheit überall mit sich herumzerren. M.

Notiz.

[Englische Dampfschiffe.]

Der statistische Verein zu Liverpool gab eine Uebersicht der dem englischen Reiche mit Einschluß der Colonien gehörenden Dampfschiffe. Im J. 1814 zählte man zwei Schiffe von 456 Tonnen Gehalt, im J. 1836 bereits 600 von 67,969 Tonnen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 209. — den 25. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Seit dieser inhaltvollen Versammlung waren von Seiten Benedict's keine Einladungen mehr erfolgt. Materielle Sorgen hatten seinen Sinn für geistige Genüsse geschwächt. Er gab sich jetzt viel mit Rechnen ab, zählte seine Passiva und Activa zusammen und fing an einzusehen, daß ein Wunder geschehen müsse, wenn er noch länger mit Ehren bestehen sollte. Die harten Gläubiger überliefen sein Haus und drohten ihm mit den strengsten Maßregeln — ach! jetzt fand er die tiefste Wahrheit in der Schilderung, welche Bernhard an jenem Abende von dem Geschlechte der Manichäer gemacht hatte. Er erschrak, wenn sich die Thür bewegte, wenn er den Briefträger vorübergehen, ja, wenn er Rechnungen von seiner eigenen Hand sah. Die Sonne der Hoffnung, einen alten Onkel zu beerben, war durch dessen nochmalige Verheirathung in trüben Wolken untergegangen; seinen Glauben an das Lotterieglück hatte er auch beinahe verloren, so wie seinen Credit in der Stadt, und das letzte Mittel, Geld aufzutreiben, waren Verpfändungen und Wechsel. Aber wie lange konnte diese Hülfe dauern? Schon hatte er die Zahl seiner Gesellen vermindern müssen, um einen Theil des beträchtlichen Wochenlohnes zu ersparen, an Kundleuten fehlte es gewaltig, und das hatte in so fern sein Gutes, als er den Verlag für seine Nadelarbeiten nicht hätte bestreiten können. Zu allen diesen Bekümmernissen gesellte sich noch der Schmerz, daß ihn seine Freunde im Unglück treulos verließen, und daß Bernhard ihm bis zum Ueberdruß den armseligsten Trost wiederholte, er solle sich durch poetische Freuden entschädigen und von irdischen Sorgen nicht niederdrücken lassen. Er führte ihm das Beispiel der meisten Dichter vor die Seele, die ihr ganzes Leben hindurch am Hungerknochen genagt und zuletzt elendiglich gestorben seien. Doch Benedict hatte keinen Sinn mehr für dergleichen Vorstellungen. Der Schneider war in ihm mächtig aufgewacht und der Dichter hatte sich in den Hintergrund zurückgezogen. Er sehnte sich mehr nach dem Besitze von gutem Stoffe zu einem Rocke, als zu einem Trauerspiele. Sein letztbeendigtes hatte er auf Bernhard's Abrathen noch an keine Direction gesendet. Dieser hatte es, unter dem Vorwande, es durchzulesen, zu sich genommen, und zögerte, es ihm zurückzugeben. „Noch eine Woche!" hat er bei jeder neuen Mahnung Benedict's, „das Stück soll Ihnen noch gute Dienste leisten, denk' ich. Es hat meinen Beifall!" Diese Worte zündeten ein leises Licht in des armen Dichters dunkler Seele an, aber die nächste grobe Gläubigerdrohung löschte es wieder aus. Benedict's Gedanken hängten sich immer wollüstiger an den verheißenen Schatz im alten Schlosse. Er wollte dahin, selbst auf die Gefahr, in die Reihe der Langweiligen treten zu müssen. Tag und Nacht sann er auf das Mittel, wie der Geist im rothen Mantel zu erlösen sein möchte. „Wenn er wegen des Mißbrauches der Kunst," schloß er eines Tages, „verdammt worden ist und alle diejenigen in seinen Zauberkreis bannt, welche ebenfalls

die Kunst mißbrauchen, so hängt die Sühnung des Fluches wohl nur davon ab, daß einer zu dem Gespenste kommt, welcher wahrhaft von der Muse begeistert ist, sei es ein Maler oder ein Dichter? — Ha, wenn ich mein Trauerspiel mitnähme und es der lustigen Gesellschaft vorläse! Sollte das ihrer Langenweile nicht auf ein Mal ein Ende machen? So sei es! Ich will mit Bernhard darüber reden. Wäre nur schon Walpurgis da!"

Bis zu dieser Frist mußten noch drei lange Wochen vergehen. Benedict war schon aus allem Zusammenhange mit seinen ehemaligen Freunden getreten. Er schleppte sich indessen durch, so gut er konnte. Mühsam deckte er ein paar Wechsel und unterzeichnete neue. Seine Schulden vermehrten sich und mit ihnen seine Sorgen. Zu den letztern trug nicht wenig die stille Traurigkeit seiner Tochter bei, welcher er den unsichern Zustand seiner Verhältnisse möglichst zu verhehlen bemüht war. „Sei ruhig, mein gutes Kind!" sagte er oft zu ihr, wenn sie sich weinend an seinen Hals hing und ihn theilnehmend fragte, was ihn so bleich und verstört mache? „Bekümmere Dich nicht, mir sind einige Zahlungen nicht eingegangen, die ich bestimmt erwartete, und das setzt mich in augenblickliche Verlegenheit; aber sie wird bald vorübergehen. Wir schränken uns künftig ein, so wird's gehen. Wozu brauchen wir Gesellschaften zu geben? Es sind falsche Menschen, die uns besuchen — Alle, Alle!"

„Bernhard ausgenommen!" flüsterte Aurora, „der ist gut und will gewiß Dein und mein Wohl!"

„Ich will's glauben," versetzte der Vater seufzend, „obgleich ich mir sein Benehmen nicht immer erklären kann."

Aurora senkte die feuchten Wimpern, weil sie dem Vater nicht widersprechen konnte. Es schmerzte sie oft genug, daß Bernhard immer mit lustigen, leichten Worten über den geheimen Kummer Benedict's hinweghüpfte, wenn sie die Rede auf ihn brachte. Dennoch vertraute sie ihrem Geliebten und tadelte ihn nicht. „Er mag wohl seine Gründe haben, so zu reden und zu handeln!" dachte sie, und nur dann, als ihr Vater immer niedergeschlagener wurde, drang sie ernstlich in Bernhard und bat ihn flehentlich, zu thun, was er vermöge, um ihren Vater zu heilen. „Harre in Geduld, Liebchen!" sprach er bei solch einer Gelegenheit und küßte ihr die braunen, sanften Augen. „Nichts in der Welt läßt sich übereilen, aber es wird noch Alles gut werden!" Ach! aber wie Vieles mußte sie bis dahin schlimm werden sehen!

Benedict wußte sich vor Schulden nicht mehr zu retten. Hätte er seine Aurora nicht so innig geliebt, er würde auf Selbstmordgedanken gekommen sein. Mehrere Wechsel waren zahlbar geworden. Das Vertrösten half nichts mehr — man drohte ihm mit gefänglicher Haft, mit Auspfändung. Glücklicherweise — in Benedict's Sinne glücklicherweise — war die letzte Lotteriesziehung, in welcher das große Loos herauskommen mußte, ganz in der Nähe. Er hatte noch mehrere Nummern, die noch nicht gezogen waren. Zwar befanden sich die Loose nicht in seiner Hand, weil er kein Geld gehabt, sie zu bezahlen, doch er hoffte auf die Redlichkeit des Collecteurs, der mit einem guten Honorar zufrieden sein würde, wenn die eine oder andere Nummer einen Treffer, wohl gar den höchsten, erhalten sollte. „Wartet," sprach er zu seinen Wechselgläubigern, „bis die nächste Ziehung geschehen ist; ich habe mehrere Nächte hindurch von einem bedeutenden Gewinnst geträumt, mein Traum wird mich nicht täuschen, wie er die drei Gesellen im Lumpaci-Vagabundus nicht betrog — ich werde Euch für Eure Nachsicht belohnen, aber nur wartet, wartet!"

„Gut, das sei der letzte Termin!" riefen sie mit einem Tone, der ihren Entschluß, Wort zu halten, deutlich zu erkennen gab.

Benedict hatte wieder eine kurze Frist gewonnen. Er konnte nicht schlafen vor Spannung und Erwartung. Furcht und Hoffnung trieben ihr grausames Wechselspiel in seinem gequälten Herzen. Am Tage der Ziehung stand er noch vor Sonnenaufgang auf. Er lief vor's Thor, um sein unruhiges Gemüth zu besänftigen; dann begab er sich zu Bernhard, der ihn mit der gewöhnlichen Unbefangenheit empfing. Heute jedoch sagte er beim Abschiede: „Gewinnen Sie nichts in der Lotterie, so bleibt Ihnen doch der Schatz!"

„Der Schatz?" ächzte Benedict.

„Haben Sie schon vergessen, wann er zu heben ist?"

„Ha!"

„Morgen schon müssen wir uns auf die Reise begeben!"

„Morgen? Ja, wahrhaftig!"

„Also keine Angst! Uebrigens bitt' ich Sie, heute mit mir zu frühstücken."

Rosenhain sagte zu. Als er gehen wollte, hielt ihn Bernhard zurück und sprach: „Sie wollen doch nicht etwa selbst bei der Ziehung zugegen sein? Bedenken Sie, wenn es das Unglück wollte, daß Sie eine Niete bekämen —"

„O Gott! Eine Niete!"

„Alle Ihre Gläubiger werden ohne Zweifel anwesend sein, und da möchten Sie leicht in Gefahr kommen, sogleich festgehalten zu werden. Was würde dann aus unserer Reise? Nein! Nach Tische begeb' ich mich zum Collecteur, während Sie in meinem Zimmer verweilen, und bringe Ihnen Nachricht."

„Gut!" versetzte Benedict bebend. „Aber jetzt erlauben Sie mir, daß ich noch ein wenig spazieren gehe und mir Appetit laufe."

„Wie's Ihnen beliebt! Also auf Wiedersehen beim Frühstück!" lachte der künftige Schwiegersohn und Rosenhain stürmte fort. —

Lieber Leser! Bist du vielleicht ein dramatischer Dichter und erinnerst du dich noch deines Seelenzustandes, als dein erstes Product über die Bühne gehen sollte und du eine Stunde vorher in der Nähe des Theaters herumliefest; als du zittertest vor dem Herannahen des entscheidenden Augenblicks und ihn doch ungeduldig herbeiwünschtest; als dir das Herz schlug, so hoch, so hoch, als ob du einen Brief von deiner Geliebten erwartetest mit einem hochbeglückenden Ja oder einem lebensvergiftenden Nein — erinnerst du dich, mein süßer Leser? Dann wirst du auch unseres Benedict's Trunkenheit zu würdigen verstehen, in welcher er Straß' auf, Straß' ab rannte und Niemand um sich sah und hörte, wie häufig ihm auch zugerufen wurde: „Guten Morgen, Herr Rosenhain!" Einen gebotenen Gruß unerwiedert zu lassen, wär' ihm unter andern Umständen unmöglich gewesen; troß seinem Selbstgefühle verstand er das Complimentemachen aus dem Grunde, Niemand zog seinen Hut so tief wie er, Niemand verbeugte sich geschmeidiger, als er, Niemand sagte mit einer süßeren Stimme: „Ganz ergebener Diener!" oder: „Herzlich gegrüßt, mein verehrungswürdiger Freund!" als wiederum er. Ach, heute hatte er das Alles auf einmal verlernt, kaum, daß ihm einfiel, ein bekanntes Gesicht vorübergehen gesehen zu haben, geschweige denn, daß er sich über einen versäumten Gruß geärgert hätte. Nur mit sich, mit seiner Hoffnung, seiner Besorgniß war er beschäftigt und entweder diese oder sein schnelles Laufen hatten ihn so warm gemacht, daß ihm der helle Schweiß über die Stirne lief. Dabei schmerzten ihm die Fußsohlen, die er auf dem holprichten Pflaster weidlich angestrengt hatte und seine Knie fingen an zu zittern. Wie eine Dampfmaschine rannte er unwillkürlich weiter, bis der Anblick seiner Wohnung, bei welcher er zufällig vorbeikam, ihn zu sich selbst brachte. Er blieb stehen und schaute zu den Fenstern hinauf. Freundlich lächelnd winkte ihm Aurora, indem sie ihm ein Blatt Papier zeigte und ihm Kußhändchen zuwarf. Das milde Gesicht seines Töchterchens wirkte beruhigend auf sein Herz, wie der sanfte Mond. Er nickte ihr wieder und stieg dann langsam die Treppe hinauf. „Wie oft werde ich noch hinaufgehen?" philosophirte er unterwegs. „Glück und Verderben — beides liegt auf der verhängnißvollen Wagschale! Werden die bösen Gläubiger mich nackt und hülflos forttreiben oder werd' ich in meine Gemächer zurückkehren, reich, muthig, stolz? Nein, dann will ich mir ein eignes Haus kaufen und mich fürstlich einrichten. — Ach, wär ich doch wenigstens erst wieder, wie ein ehrbarer Schneider eingerichtet!" seufzte er, indem er auf der letzten Stufe ankam. Aurora öffnete ihm die Thür und sprang ihm entgegen. „Sieh doch, lieber Vater," sprach sie vergnügt, als sie im Zimmer angekommen waren und Benedict sich ermattet auf das Sopha niedergelassen hatte, „da hab ich einen Brief von Madam Klingen, der Tante Bernhard's, die so oft kleine Gesellschaften gibt."

„Ganz recht. Und Du hast einen Brief?"

„Ja, Väterchen, vor einer Stunde bekommen, mit einer Einladung, ich möchte diesen Mittag ihr das Vergnügen machen, bei ihr zu speisen und dann an einer Spazierfahrt Antheil nehmen. Lies selbst. Es ist gewiß irgend ein Geburtstagsfest."

„Möglich!" versetzte Rosenhain und betrachtete seine Tochter mit zufriedenen Blicken. Dann streichelte er ihr die Wangen und spielte mit ihren Haarflechten und lächelte und wischte sich eine Thräne von den Wimpern. Wie vieles auch in seinem Kopfe und Herzen verschoben und verschroben war — Vater-Sinn und Gefühl hatten sich rein und lauter erhalten und boten ihm jetzt, in der Zeit des Leides und Kummers, erquicklichen Balsam. „Nun," sprach er weiter, „mein Aurorchen wird den übrigen schönen Damen der Gesellschaft nicht nachstehen! — Hör', Kind, putze Dich heute mit Deinem rosenrothen Kleide, das ich so gern habe." —

„Ja, Vater," fuhr die Tochter mit geläufiger Zunge fort „und nehme meinen Florshawl dazu, — nicht? Und die schöne Broche, die mir Bernhard als Vielliebchen geschenkt, darf ich wohl auch vorstecken?"

„Heute soll Dir Alles erlaubt sein!" rief der Vater, „heute ist ein wichtiger Tag, der vielleicht" — — Er schwieg und faltete betend die Hände. Aurora bat ihn, sich näher zu erklären, aber er legte die Finger auf die Lippen und lispelte Pst! (D. F. f.)

Seydelmann auf der leipziger Bühne.

Unser erster Artikel bedarf mancher Ergänzung. Seydelmann wiederholte den Mephistopheles, den Vatel und den alten Friedrich in Töpfer's Königsbefehl; er gab den Cromwell, König Philipp im Don Carlos, Goldoni's gutherzigen Polterer, Kotzebue's Elias Krumm und einiges Andere, das man von diesem Künstler so hinnimmt, wie man an großen Charakteren auch gern die kleinen Züge belauscht. Seydelmann gehört zu den Naturen, die langsam, aber unaufhaltsam erobern. Ich meine nicht blos die Gunst des Publicums, sondern das Bereich ihrer Kunst und die Ziele, die sie sich gesteckt. Man glaubt den Umfang seiner Mittel zu kennen, die Fäden in der Hand zu haben, die ihn binden, die Grenzen ziehen zu können, in denen sich seine Persönlichkeit entwickelt: und plötzlich durchbricht er diese Schranken und steht auf ganz anderem Felde in einer ungeahnten Gloire. Seydelmann's Cromwell ist eine Leistung im größten Styl. Die Erscheinung, die er gab, war dem historischen Bilde wie aus dem Rahmen entwendet, und doch weiß ich nicht, ob in Seydelmann hier nicht noch mehr der Psycholog als der Historiker zu rühmen ist. Dieser Charakter gibt abermals ein Nachtgemälde aus dem menschlichen Seelenleben, und wir wissen, daß der Künstler hier sein eigentliches Feld hat. Was Raupach als Skizze hingeworfen hat in dem sonst miserablen Stück, das wie eine Parodie wider Willen auf den Royalismus aussieht, hat Seydelmann auf das glücklichste ergänzt und ausgefüllt; die Motive, die diesen Charakter gestalten, faßt er auf die feinste Art zusammen und liefert dem genauesten, dem skrupulösesten Geschichtschreiber ein überraschendes Bild voller Contraste, die sich menschlich lösen. Es ist die Scene, wo er die Tochter seiner Jugendgeliebten erblickt, die uns den Künstler in einem neuen Lichte erscheinen ließ. Der bäuerische Tyrann, der mit Gott und den Menschen ein heuchlerisches Spiel treibt, der durch nichts gezügelt wird als durch die Furcht vor der Erscheinung der bleichen Majestät von England, des „todten Mannes," wie er sagt, — der Charakter ist bereits fertig hingestellt, so mindestens wie er sich nach der Außenwelt hin entfaltet. Die Erscheinung der Tochter ruft ihm das Bild der Geliebten auf und mit ihm die Zeit, wo er schwach, und weil schwach, glücklich war. Traumumfangen sinkt er auf den Sessel, der Riese ist weich wie ein Kind und wir sehen hier auf dem dunklen Grunde des nächtlichen Seelengemäldes eine idyllische Blume von Glück und Liebe keimen. Es sind nur Momente, der rauhe Henkerton des finstern Lebens verjagt schnell die leise Regung, aber es sind Momente, die den Menschen in Cromwell beglaubigen. Seydelmann's Meisterschaft in der Ausmalerei dieser Züge war glänzend, er ist durchaus im Stande, auch jene leiseren, stilleren Momente in der Tragödie, die man elegische nennen kann, sanft und wirksam hinzustellen. Wir halten uns zu dem Glauben berechtigt, Seydelmann würde auch als Lear große Wirkungen erreichen.

In Bezug auf seine Darstellung des Mephistopheles müssen wir noch eine Bemerkung nachtragen. Der Leser weiß, daß Seydelmann's Auffassung des Goethe'schen Teufels nicht die unsrige ist. Dies, und des Darstellers Leistung als eine eigenthümliche eingeräumt, müssen wir doch die Durchführung bewundern. Es gelingt dem Künstler, das Gefühl zu verbreiten, als erscheine hier, nicht ein menschliches Wesen, sondern ein Dämon, der so eben erst genöthigt worden, in ein menschliches Gehäuse zu fahren. Seydelmann zeigt uns ein Wesen, das ganz frisch aus den Elementarstoffen der Welt herausgehoben, Person geworden ist, um das Princip des Bösen als denkendes, als menschliches Individuum zum Ausspruch zu bringen. Daher das Recken und Dehnen der Glieder, die sich in ihre Form schwer fügen, die Bewegung der Hände, die lieber zur Art und Weise der Krallen sich aufgelegt fühlen, das Strecken des Halses, der aus der Hülle herauswachsen möchte, der beklemmende Hauch des Mundes, mit dem die Seele sich ausweiten will; kurz, das Gefühl, hier stehe ein dämonisches Subject vor uns, war vollkommen da, die Atmosphäre, in welcher Mephistopheles sich getragen fühlt, war wie durch Zauberei rings um seine Gestalt verbreitet. In dergleichen Wirkungen offenbart sich die Größe eines Darstellers. Von ganz besonderem Effect ist auch die Art und Weise, wie Seydelmann das Flohlied vorträgt; man glaubte den heimlichen Athemzug der Hölle zu hören!

Zum Beschluß sei noch eine Bemerkung anderer Art beigefügt. Seydelmann begleitet das Wort fast zu sorgfältig, fast zu emsig und parallel mit der Pantomime; besonders auffällig in Momenten oder in Rollen, wo wir ihm mehr als sonst in die Karten sehen, z. B. in der Darstellung des Shylock. Verführt ihn dazu seine Virtuosität in der Mimik? Hieraus entspringt vielleicht auch die Eigenheit, manchen Moment zu lange festzuhalten. Selbst in dem tumultuarischen Aufruhr der Nachtscene, die Franz Moor im letzten Act der Räuber mit allen Qualen der Hölle zu überwinden hat, war das Zerren am Einzelnen auffällig, obschon die Größe, in der das Ganze gehalten war, wieder fortriß und versöhnte.

Einem Meister der Darstellung dergleichen Einzelnheit als fraglichen Einwurf zu bieten, ist freilich gewagt; allein über ein wahrhaft großes Talent kann und darf man wahrhaft offen und streng sich äußern.

Von heimischen Mitgliedern der hiesigen Bühne heben wir Mad. Dessoir hervor. Ihre Königin im Don Carlos war vorzüglich ein schönes Bild aus der Gedankenwelt des Dichters; elegische Momente, wie jener, wo sie an ihr Frankreich zurückdenkt, gelingen ihr ganz vorzüglich.

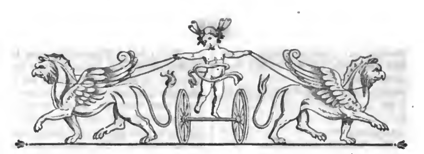
Außerdem verdient der Souffleur Erwähnung, wenn es darauf ankommt, die vorzüglich mitwirkenden Kräfte hervorzuheben. Dieser Mann, ein versteckter, schadenfroher Dämon der Unterwelt, bereitete uns in einigen schnell einstudirten Stücken manche überraschende Scene.

Notiz.

[Universal-Conversationslexikon.]

Von dem deutschen Universal-Conversationslexikon, das in der Belgischen Buchhandlung in Leipzig erscheint, ist bereits No. 17. ausgegeben, El—Eo umfassend.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 210. — den 26. October 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Indessen war es Zeit geworden, zum Frühstück zu gehen. Vater und Tochter wünschten sich gegenseitig wohl zu speisen, und jener eilte hinweg, geschmeichelt und ermuthigt durch Madam Klingen's ehrenvolle Einladung, welche er für ein gutes Vorzeichen in Hinsicht auf sein Glück hielt. Des Aberglaubens bunte Truglichter färbten aufs Neue das halbverblichene Bild seiner Hoffnung und mit festen Schritten ging er zu Bernhard. Beide Einladungen aber hatten eine ganz andere Ursache, als Benedict sich träumen ließ. Jene von Madame Klingen war auf Bernhard's Veranlassung geschehen, damit Aurora nicht von dem wüthenden Heere der Gläubiger ihres Vaters erschreckt werden möge, welches nach der Lotterieziehung allem Anscheine nach ihr Wesen treiben und der Person des unglücklichen Schuldners sich zu versichern kommen werde. Auch das Frühstück war zu Benedict's Gunsten angeordnet.

Es war bereits in der zweiten Nachmittagsstunde, Rosenhain befand sich mutterseelenallein in Bernhard's verschlossenem Zimmer, und dieser kam noch immer nicht von dem Collecteur zurück. In den Qualen der Erwartung lauschte der Schneider hinter der Fenstergardine, rang die Hände und drehte sein Taschentuch zu einem Strick zusammen, als ging er mit dem Gedanken um, sich aufzuhängen, wenn Bernhard üble Kunde bringen sollte. Plötzlich bog der Ersehnte um die Straßenecke, langsamen Schrittes und mit ernster Miene ging er auf das Haus zu, stieg gelassen die Treppe hinauf, suchte lange vor der Thür nach dem rechten Schlüssel, und endlich, endlich trat er herein. Benedict stürzte ihm entgegen, schlug seine Hände, wie Krallen, krampfhaft auf dessen Schultern und stöhnte: „Welche Nummer hat das große Loos?"

„75577" war die Antwort. Zurücktaumelnd schrie der Schneider laut auf, sank zusammen und umschlang Bernhard's Knie. „Bester Herr Rosenhain, Fassung, Ruhe!" ermahnte jener und beugte sich zu ihm nieder, um ihn aufzuheben; aber in diesem Augenblick schnellte sich Benedict schon wieder in die Höhe, machte verschiedene Luftsprünge, riß sich die Haare aus, lachte wie ein Wahnsinniger und jauchzte: „Fünf und siebzig tausend fünf hundert sieben und siebzig! Das ist meine Nummer! Mein Traum hat nicht gelogen, ich bin ein reicher Mann! — Freude! Freude! — Morgen, oder wenn Sie wollen, können Sie Auroren heirathen, das Engelskind! — Ungeheure Freude!" — Und bei diesem Jubel faßte er sich wieder in die Haare, riß die Kleider auf, umarmte Bernhard, warf die Stühle um, schlug einige Entrechats, ergriff ein halbgefülltes Weinglas, trank es aus, zerschmetterte es und schrie zu wiederholten Malen: „Fünf und siebzig tausend fünf hundert sieben und siebzig! Vivat hoch!" — Darauf stürzten ihm die Thränen stromweise aus den Augen.

Jetzt hub Bernhard an: „Fünf und siebzig tausend fünf hundert sieben und siebzig hat den Treffer; doch das ist nicht Ihre Nummer?"

„Freilich, Goldmännchen, freilich!" lallte Benedict.

„Wo haben Sie das Loos?"

„Das Loos?"

„Für die letzte Ziehung?"

„Ich habe mir die Nummer aufgeschrieben."

„Aber das Loos? Sie haben es nicht bezahlt, ich war beim Collecteur, er hat es an einen Andern verkauft —"

Benedict stand wie gelähmt.

— „Wer das Loos in den Händen hat, bekommt den Gewinn ausgezahlt, das ist Gesetz! Sie haben die Renovation vernachlässigt, Ihr Recht an das Loos aufgegeben — Ihre übrigen Loose haben Nieten und — so stehen die Dinge! Trösten Sie sich, noch ist nicht Alles verloren, so lange der Schatz im alten Geisterschlosse noch erhoben werden kann. Aber Sie müssen fliehen — Ihre Wohnung ist mit Gläubigern und Gerichtspersonen besetzt. Ich begleite Sie, ich werde Sie nicht verlassen. Für einen Reisewagen ist bereits gesorgt, und Aurora bleibt indessen bei meiner Tante, die ihr sorgsam verhehlen wird, wie es mit Ihnen steht. O, nicht diese Jammergestalt! Sein Sie ein Mann und schicken Sie sich ins Unvermeidliche!"

Die Wirkung von Bernhard's Rede kann ich nicht beschreiben. Benedict glich einem Gespenste. Aus den höchsten Himmeln war er in die unterste Hölle gefallen. Ohnmächtig lag er in einem Stuhle, fieberhaft zuckend und erholte sich schwer. Als er anfing, zu phantasiren, war das schlimmste Stadium überstanden, während dessen Dauer Bernhard selbst die Fassung beinahe verlor und für den Verstand des Schwergetäuschten zitterte. Er mußte seine ganze Beredtsamkeit aufbieten, ihn einigermaßen zu beruhigen, was ihm auch endlich glückte. Mit den lebhaftesten Farben schilderte er ihm die Erlösung Rothmantels und die Erhebung des Schatzes. Dies machte Eindruck. Benedict klammerte sich an diese letzte süße Hoffnung wie ein Schiffbrüchiger an ein Bret, das ihn retten soll. Die Nacht brachte er bei Bernhard zu und schlief, in Betracht der Sorgenlast, die auf seiner Seele lag, recht ruhig. Sein leichtbewegliches Schneidertemperament leistete ihm auch dieses Mal seine trefflichen Dienste und ließ ihn nicht untergehen im Drange der wechselnden Gefühle.

In der frühen Morgendämmerung saß der flüchtige Kleiderverfertiger mit seinem Begleiter im Wagen. Er hatte sich in einen weiten Mantel mit großem Bärenpelzkragen eingehüllt und eine Mütze von demselben Stoffe tief über die Ohren herabgezogen, so daß man nicht viel mehr von dem ohnehin niedlichen Gesichte gewahrte, als die Nasenspitze und deren nächstliegende Partien. Der Morgen war kalt — das Feld bereift; die Pferde trabten schnell dahin, und schon waren die beiden Passagiere weiter als zwei Stunden von der Stadt entfernt, ohne noch ein Wort mit einander gewechselt zu haben. Als der Kutscher vor einem Wirthshause an der Landstraße hielt, um den Gaulen eine kurze Rast zu gönnen, brach Benedict das tiefe Stillschweigen durch einen noch tieferen Seufzer. Er wickelte sich aus seinem Mantel, schob die Mütze ein wenig bei Seite und schaute zum Kutschenfenster hinaus. „Wo sind wir?" fragte er leise und getraute sich nicht auszusteigen. Bernhard war herabgesprungen und reichte ihm mit komischer Geberde lächelnd die Hand. „Man verfolgt Sie nicht!" versicherte er, „dafür ist gesorgt. Wenn wir zurückkehren, werden Sie noch manches Unerwartete erfahren!" — „Ich tränke gern einen Bittern!" äußerte der Schneider und krümmte sich zusammen. — „Zwei für Einen," entgegnete Bernhard, während er mit dem Bepelzten in die Gaststube eintrat.

Fuhrleute saßen an einem Tische und frühstückten. „Heiliges Wetter!" rief der Eine, „die vergangene Nacht mag's bunt auf dem Blocksberge hergegangen sein. Der Wind heulte im Schornsteine, wie Unken und Uhus!" — „Wenn Deine Mähren verrecken, so geschah Dir nach Rechten!" lachte ein Anderer und wendete sich zu den Uebrigen. „Der Kerl ist zu filzig, ein paar Dreier für'n rothes Bändel auszugeben, und machten wir nicht drei Kreuze an die Stallthür, der da läßt eher die Finger verfaulen, als daß er sich die Mühe nähme!" — „Mir ist im Leben nichts passirt!" sagte der Erste, den Kopf schüttelnd, „das Hexenvolk bekümmert sich nicht um Euch Lumpe!" — „Wenn Du lumpicht sein willst, so laß Dich allein hängen!" tönte es von mehrern Seiten. Jener goß den Rest aus seiner Schnappsflasche und leerte sein Glas. „Existirt denn der bucklichte Wirth noch in der Schenke am Walde drüben?" fragte er dann. „Wo Du des Morgens einmal mit einem Backen, so dick wie ein Hemmschuh, aufstandest?" nahm ein alter Fuhrmann in grauen Haaren das Wort. „Das hattest Du für Deine Freigeisterei! Wird Dir 'mal noch übel bekommen, Windbeutel. Der

Wirth lebt noch und wird wohl noch leben, wenn wir Alle vermodert sind. Man sagt, er habe einen Trank vom Teufel, deswegen verändert er sich nicht. Ich fahre gar nicht mehr an dem Neste vorbei; im Schlosse daneben ist's auch nicht geheuer, und Mancher, der dort übernachtet hat, ist nicht mit heller Haut fortgekommen."

„Wo werden wir heute übernachten?" fragte jetzt Benedict seinen Reisegenossen.

„Nun, doch wohl im alten Schlosse?" antwortete dieser. Benedict schüttelte sich und schwieg. Der Kutscher streckte den Kopf durch die Thür: „Meine Herren, wenn's gefällig wäre!" — Bernhard bezahlte die Zeche; die Reisenden machten sich's wieder im Wagen bequem und fuhren davon. Die Nebel zertheilten sich allmälig, die Sonne trat glänzend hervor, der Reif verschwand und der blaue Himmel lachte freundlich auf die frühlingsjunge Erde hernieder. Benedict brach, wie eine Blume aus der Knospe — er ließ den Mantel von den Schultern fallen, dehnte sich, rieb sich die Augen, summte eine Melodie und sprach endlich: „Es wird ein köstlicher Tag." Nun wurde auch Bernhard gesprächiger; mit innigem Wohlbehagen recitirte er die Verse aus Faust:

„Der Frühling webt schon in den Birken
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon —
Sollt' er nicht auch auf unsre Glieder wirken?"

„Er wirkt!" bestätigte der Schneider stark. „Und wenn man etwas Warmes im Leibe hat, so wird einem wie dem Kätzlein schmächtig!" fügte er heiter hinzu, seine Kenntniß Goethe's bewährend. „Mag das große Loos zu Wasser geworden sein!" fuhr er fort und schlug ein Schnippchen. „Es ist noch nicht alle Tage Abend." Bernhard lenkte das Gespräch wieder auf den Rothmantel und bekannte sich mit Benedict's Plan, im Schlosse vor der gespenstischen Gesellschaft eine Vorlesung zu halten, vollkommen einverstanden, freilich aus ganz anderen Gründen, als dieser ahnete. Darauf horchte er den zukünftigen Schwiegervater aus, was er wohl vorzunehmen gedenke, falls er wieder in gute Verhältnisse käme. In traulichen Gesprächen theils, theils halb schlummernd und träumend erreichten sie die kleine Stadt, wo sie zu Mittag speisten. Ueber Tische erinnerten sie sich der Unterhaltung der Fuhrleute, bei welcher Gelegenheit Bernhard besonders über den Umstand witzelte, daß sein Doppelgänger mit Consorten der großen Fete auf dem Brocken beigewohnt habe; bespöttelte seine schwachen Jugendgedichte, wegen welcher er in den Bund der Langweiligen gerathen, und schloß mit den Worten Goethe's:

„Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut, denn da gehört ihr hin."

Den Tag über fiel nichts Erhebliches vor. Gegen Abend verlor Benedict seine gute Laune, und als sein Begleiter dem Kutscher befahl, den Seitenweg am Walde einzulenken, da fing das schneiderliche Herz immer lauter und bänger an zu klopfen und mit der einbrechenden Dunkelheit, die durch das spärliche Mondlicht, welches durch die Wipfel der Bäume lugte, nur noch geheimnißvoller wurde, rückte der furchtsame Nadelheld näher an Bernhard an und antwortete auf dessen Fragen in abgesetzten, verworrenen Lauten. Ein Irrwischtanz auf einer Waldwiese närrte sie außerdem eine Zeit lang, bis sie endlich wieder auf einen geebneten Pfad kamen und an dem ersehnten und gefürchteten Wirthshause anlangten.

„Reisende!" rief eine schnarrende Stimme in der Hausflur. „Ich bin's!" entgegnete Bernhard laut. „Kennen Sie mich noch, Herr Wirth?" — „Leute! Leute!" commandirte die Stimme, „Schriftsteller kommen, Dichter!" — — „Mein Gott! wir sind hier bekannt?" fragte verwundert Benedict. „Desto besser!" sprach Bernhard. Man brachte Lichter, die beiden Reisenden stiegen aus und begaben sich ins Zimmer, der Schneider mit zagender Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Der braune Gnome von Wirth begrüßte mit tiefen, drolligen Verbeugungen seine Gäste, indem er sein Mützchen, wie einen Handschuh, umwendete und dazu kicherte und Gesichter schnitt. „Große Ehre, wahrhaftig, hohe Ehre, daß Sie mir die Ehre geben, mich zu beehren!" krächzte er und ergriff die Hände der Ankommenden. — „Hans, noch ein Licht auf den Tisch dort! — Rielchen, gedeckt! — Sie speisen doch bei mir, meine Herren? Ich bin eingerichtet, mir ahnete schon Ihr Besuch!"

„Nur schnell, mein Freund!" bat Bernhard. „Wir wollen noch aufs Schloß."

Benedict würgte, als habe er Pillen verschluckt.

„Aufs Schloß also?" wiederholte der Kleine; dann fügte er leise hinzu: „Der Herr da will gewiß auch den Rothmantel kennen lernen?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Freihafen und die Cotta'sche Vierteljahrschrift.

Beide Institute, gänzlich verschiedenartig durch ihre Begründer, durch ihre Mitarbeiter und durch die Zwecke, die sie sich zu erreichen vorgesetzt, gingen gleichwohl zu einer und

derselben Zeit aus dem gleichen Bedürfniß heutiger Tagesliteratur hervor. Beide Unternehmungen haben sich bei ihrem Beginnen hinlänglich über die Stellung ausgelassen, die sie einzunehmen beabsichtigen. In unsern journalistischen Blättern und Zeitungen war zwar zu lesen, daß diese beiden Vierteljahrschriften, in dem gewohnten Sinne heutigen Journalistentreibens, Händel mit einander bezweckten, und dazu bawären, sich gegenseitig zu widerlegen. Es fehlte auch nicht an der Herausforderung, namentlich in dem Freihafen eine Opposition gegen mancherlei retrograde und geistig verschimmelte Richtungen, welche die „deutsche Vierteljahrschrift" gleich in ihrem ersten Hefte zur Schau trug, aufzustellen. Die Redaction des Freihafens nahm sich aber wohl in Acht, auf alle diese Dinge sich einzulassen, um beiden Instituten ein ungestörtes Herausleben vor dem deutschen Publicum zu gönnen. Es schien zu bedeutsam, auf zwei verschiedenen Seiten in Deutschland ein literarisches Wirken im Sinne der Vereinigung und Concentration zu erblicken, als daß man sich gegenseitig hätte stören sollen, auch in der Achtung bei dem Publicum. Was soll außerdem die gänzlich sinnlose Gegenüberstellung des deutschen Nordens und Südens, wovon man beim Beginne beider Vierteljahrschriften geredet hat? Der deutschen Vierteljahrschrift geschah im Freihafen auf die unbefangenste Weise Erwähnung.

Jetzt liest man in Nr. 290 der „Augsburger allgemeinen Zeitung" eine lange und bittere Note, worin der unbekannte Genius der deutschen Vierteljahrschrift seinem gepreßten Herzen Luft macht und ein längst beklommenes Gefühl auszusprechen sucht. Dies Gefühl gilt dem **Freihafen**, den er mit Unrecht als seinen Rivalen betrachtet. Ich hätte bei der Cotta'schen Buchhandlung einen so kleinlichen Krämerneid nicht erwartet. Glaubt sie ihr Unternehmen nur dadurch heraufbringen zu können, daß sie andere ähnliche Institute schmähen und herabsetzen läßt? Dies ist ein schlechtes Mittel, würdig jener Winkeljournalisterei, die man eben in der deutschen Vierteljahrschrift vornehm zu überwinden sich den Plan gesetzt hat! Je höhere Verehrung ich für einzelne Mitarbeiter der Cotta'schen Vierteljahrschrift hege, unter denen sich mancher mir freundlich gesinnte Mann befindet, um so entschiedener muß ich es hiermit ablehnen, daß der dazu gänzlich unbefugte Buchhändler, oder wer immer, die Namen dieser Männer in einen gehässigen Gegensatz zu mir stellt, den ich durch Nichts veranlaßt habe. Denn der Schreiber jener Note beschäftigt sich darin auch mit der Beurtheilung meiner eigenen literarischen Bestrebungen, wobei er denn aber sogleich den unwiderleglichen Blödsinn des stuttgarter Literaturblattes verräth, dessen das deutsche Publicum hänselndes Philisterthum leider in der Cotta'schen Vierteljahrschrift theilweise wieder aufgewärmt und mit einigen jungen Zwiebeln aus der schwäbischen Dichterschule neu angerührt erscheint.

Der Unterzeichnete, als Mitarbeiter des Freihafens befugt, die Redaction in gewissen Fällen zu vertreten, hat den Auftrag, in allen Dingen, welche den Freihafen betreffen, den **Herrn von Cotta** hiermit öffentlich zu **beruhigen**! Es wird ihm nämlich versichert, daß der Freihafen nicht im Allergeringsten die Tendenz hat, mit der deutschen Vierteljahrschrift zu concurriren, deren gute Leistungen er fortfahren wird anzuerkennen! Wenn aber die deutsche Vierteljahrschrift wegen ihrer obscuren Richtungen keinen Absatz findet, so muß ich Herrn v. Cotta bemerken, daß der Freihafen nicht dafür kann, der in seiner mehr auf die Fülle des Lebens gerichteten Tendenz ein ganz verschiedenartiges Publicum im Auge hält und bereits gewonnen hat. Ich hoffe daher, da er mir vor Jahren wohl persönlich und brieflich als ein artiger Mann vorgekommen ist, daß er ein so angesehenes und schätzenswerthes Organ, wie die allgemeine Zeitung ist, nicht länger dazu mißbrauchen wird, zum Besten der Literatur unternommene Bestrebungen schmähen zu lassen!

Leipzig, am 20. October 1838.

Dr. **Theodor Mundt.**

Notizen.

[Gräfenberg, Wassercur.]

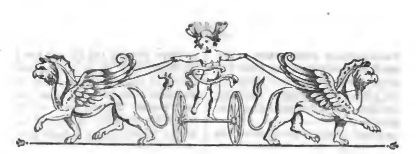
In Nr. 77. von „Ost und West" lesen wir aus Gräfenberg, daß im Monat August 500 Personen sich in der Heilanstalt des Vincent Prießnitz befanden; in dem benachbarten Städtchen Freiwaldau, wo ebenfalls eine Anstalt gleicher Art errichtet ist, zählte man 200 Patienten. Oestreicher waren vorherrschend, sonst von allen Nationen, selbst aus Newyork ein Gläubiger. Wasser thut's freilich nicht, auch nicht der Glaube, sondern die Diät; Prießnitz reducirt die Culturmenschen auf die einfachsten Naturstoffe in der Nahrung. Ein sehr geschmackvoll und mit gutem Humor geschriebenes Buch über die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg erschien in Leipzig bei Brockhaus. Ein anderes, nicht so ausführlich, mit einiger Opposition gegen die Diätregeln des heiligen Vincent, ist von J. H. Rausse, dem Verf. der Reisescenen in zwei Welten: „Der Geist der gräfenberger Wassercur," Zeitz bei Schieferdecker. Ein drittes in Breslau bei Leuckart: „Die neuesten Erfahrungen und Heilungen aus dem Gebiete der Wasserheilkunde, von Jos. Weiß, Director der neuen kalten Badeanstalt in Freiwaldau." Hier ist das ganze Register der Krankenerscheinungen aufgeführt, nebst den Einflüssen, welche die Cur übt.

[F. Stolle.]

Ferdinand Stolle, der geschmackvolle Erzähler, Verfasser von 1813 u. a., redigirt jetzt die „Eilpost," ein Journal für Unterhaltung und Mode. Hr. Stolle schreibt ein fleißiges Feuilleton, fast ein allzu fleißiges, in Benutzung unserer Notizen unter anderm. Was er in No. 43 über Bendemann und die düsseldorfer Ausstellung erzählt, ist unseren Berichten entlehnt.

Fortgesetzte dreiste Benutzung ohne Quellangabe unserer Zeitung erlaubt sich Hr. Saphir in seinem Humoristen. Erst neulich plünderte er den Artikel über Blücher und die Händel-Schütz.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 211. —— den 27. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

„Deshalb kommt er!" antwortete Jener und Benedict hauchte ein wehmüthiges Ja dazwischen. Ihm wurde immer ängstlicher zu Muthe. Bald setzte sich das Kleeblatt zu Tische. Bernhard ließ eine Flasche Wein bringen, „denn," lachte er, „wir haben ein großes Geschäft vor!" Dem armen Rosenhain wollte zwar Anfangs kein Bissen schmecken, aber als er dem äußerst feurigen Weine eine Weile zugesprochen, so gingen alle seine Sinne auf. Er aß mit Appetit mehrere Rebhühner, fand Gefallen an den Späßen des Wirths, deren Zweideutigkeiten ihm entgingen, lachte und scherzte und versicherte zuletzt, er spüre nicht die geringste Bangigkeit vor dem Herrn Rothmantel und seiner Gesellschaft. Selig, mit gläsernen Augen und schwerer Zunge stand er vom Tische auf. Zehn Uhr war vorüber. „Nun wird es Zeit!" mahnte Bernhard. „Auf! Auf!" rief der begeisterte Schneider. „Ich will sie bannen, daß sie niemals wieder auferstehen!" „Ist kein so leichtes Stück!" kicherte der kleine Gnome und ließ den Pfropf von einer Champagnerflasche springen, die er unvermerkt herbeigeholt. „Noch einen Nachtrunk, meine Herren!" — Behaglich schlürfte Benedict den leichten Schaumund ließ sich ein zweites Glas füllen." „Die Geister sollen leben! Rothmantel lebe!" schrie er mit kreischender Stimme, „der Schatz lebe!" Die Trinkenden stießen an, „hier sind Ihre Mäntel!" sagte der Wirth, diese geschäftig herbeischleppend. Im großen Saale No. 17 auf dem Schlosse ist's kalt. Der Kamin ist nicht recht im Stande." — „O, ich brenne wie Feuer!" lachte Benedict und taumelte aus der Stube. Der Kleine sprang mit einer Laterne voran; Bernhard folgte mit gemessenen Schritten. In kurzer Zeit hatten sie das Schloß erreicht; im Hofe flatterten Eulen und Fledermäuse und der Wind pfiff durch das alte Gemäuer. „Ein schauerlicher Aufenthalt!" äußerte Benenedict, setzte aber sogleich hinzu: „Thut nichts! Ich bin ein Freund vom Romantischen." Nachdem sie in den Saal, wo heute zwei Stühle standen, als wären die Gespenster von dem Besuch benachrichtigt worden, eingelassen waren, empfahl sich der Wirth und überließ die beiden Fremden ihrem Schicksale.

„Horch! Jetzt kommen sie!" flüsterte Benedict, als sich ein Räuspern und Wehen auf dem Gange hören ließ. Das Manuscript seines Trauerspiels lag vor ihm auf dem Tische aufgeschlagen, er wartete nur noch auf seine Zuhörer. Bernhard hatte sich ruhig auf dem Sopha niedergelassen. Jetzt hob er sich ein wenig in die Höhe, um zu lauschen. Das Geräusch wurde vernehmbarer — einen Augenblick darauf sprang die Thüe auf, wobei Benedict unzweideutige Zeichen seiner wiederkehrenden Muthlosigkeit gab — und, den Rothmantel an der Spitze, bewegte sich ein langer Zug von Schattengestalten in das Zimmer; Bernhard's Ebenbild machte den Beschluß. Der Anblick des letztern schien auf unsern heldenmüthigen Schneider besonders grauenhaft zu wirken, während Bernhard selbst in ein lautes Geläch-

ter ausbrach. Nach Beendigung desselben schritt der Maler mit Pinsel und Palette auf den vor dem Tische starr sitzenden Benedict zu und redete ihn an: „Sein Sie willkommen, Herr Johann Georg Benedict Rosenhain, nach dessen näherer Bekanntschaft ich schon längst inniges Verlangen getragen. —"

„Auch ich, auch ich," versicherte der Schneider, sich zusammennehmend, „weiß die Ehre zu schätzen" —

„O Sie sind sehr gütig!" unterbrach ihn der Geist und rückte an der Staffelei —

„Eure Höflichkeit erfreut mich sehr,
Ihr seht einen Mann, wie andre mehr!"

„Lassen Sie uns jetzt an unser Werk gehen!" fuhr er fort und legte den umgekehrten Mantel ab. „Ihre Copie muß sich herrlich in unserer glänzenden Versammlung ausnehmen. Ihr Herr Begleiter mag sich indessen gefälligst ruhig verhalten!"

„Erlauben Sie, Verehrungswürdigster," sprach Bernhard mit schlauer Miene und fester Stimme. „Mein Reisegenoß bittet zuvörderst Sie und die ehrenwerthe Gesellschaft, mich selbst mit eingerechnet, um eine kleine Gunst. Natürlich ist auch mir daran gelegen, daß sie ihm nicht verweigert werde."

„Sprechen Sie! Welche Gunst?" fragte der Rothmantel, wie es schien sehr gespannt, den seltsam sich geberdenden Schneidermeister, und beim Anblick des umfangreichen Manuscripts flog eine unbeschreibliche Heiterkeit über sein blasses ernstes Gesicht. Zugleich fing er an zu gähnen, daß man um seine Kinnbacken gerechte Besorgniß hegen konnte, hätte man nicht gewußt, daß sie im Dienste eines Geistes ohne Fleisch und Blut stünden. Die Mitglieder des Clubs ahmten dem Beispiele ihres Meisters und Führers nach und sperrten sämmtlich die Münder auf, während sie sich einander freundlich ansahen.

„Ich wünsche," begann Benedict mit einigem Pathos, „den in diesem Saale Anwesenden etwas mittheilen zu können, was sie vielleicht, ja, ich darf wohl sagen, gewiß interessiren dürfte."

„Gewiß! gewiß!" rief der Rothmantel. „O, Sie Edelster aller deutschen Dichter!"

„Der Gegenstand," sprach Benedict stolz weiter, „ist mein neuestes Trauerspiel! Wollen Sie die Gefälligkeit haben, die Vorlesung anzuhören, so nehmen Sie Platz. Wie ich sehe, ist hier kein Ueberfluß an Stühlen, doch Sie sind vielleicht das Stehen gewohnt?"

„Machen Sie sich keine Sorge!" versetzte der Geist mit einer unterthänigen Geberde. Darauf hüllte er sich in seinen Mantel, ließ sich auf dem für ihn bestimmten Stuhle nieder, winkte der Versammlung, einen Kreis um ihn zu bilden, was auch mit der größten Schnelligkeit geschah, und rief noch einmal aus: „Edelster von allen deutschen Dichtern, wenn ich Sie recht verstehe, so sind Sie der Letzte, welcher mich zu besuchen kommt, und die Gemächer dieses Schlosses werden wieder in guten Ruf kommen."

Benedict setzte zu einer Frage, die den Schatz betraf, an, doch der Rothmantel winkte ihm erschrocken mit abwehrender Geberde und sagte mit furchtbarem Ernst: „Kein vorlautes und unzeitiges Fragen! Sie könnten leicht die Gunst dieser Augenblicke verscherzen." Mit milder Bitte setzte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Jetzt beginnen Sie, wenn's gefällig ist, Vortrefflichster!"

Benedict schlug sein Manuscript auf und las. Nach einem Viertelstündchen war er mit dem Personenverzeichniß fertig und ging zur Handlung selbst über. Nicht vom Blatte aufsehend, declamirte er die fünffüßigen, unendlichen Jamben des Expositionsmonologs mit wahrhaft heroischer Behaglichkeit und entwickelte alle Pläne seines langathmigen Helden, die im Verlaufe des Stücks ausgeführt werden sollten, mit der gewissenhaftesten Genauigkeit. Als der Held geendigt, trat ein Freund desselben auf, dem jener in verhältnißmäßiger Kürze noch einmal dasselbe mittheilte, was er eben mit sich selbst abgehandelt, und wovon der theilnehmende Freund seinen nach einander erscheinenden Genossen ausführliche Rechenschaft zu geben, nicht verfehlte. Dies war ungefähr der Inhalt des Vorspiels.

Benedict machte eine kleine Pause, die er zum Schneuzen des Lichtes in der Laterne benutzte. Die tiefe Stille, welche um ihn herrschte, entzückte ihn; er nahm sie für den sichersten Beweis der allgemeinen Aufmerksamkeit und poetischen Hingebung. Die Stimme erhöhend, begann er nun den ersten Aufzug, den er durch eine Liebesscene eingeleitet hatte. Ein jugendlicher Prinz erzählte seiner Auserkorenen alle Verbindungen, welche er bisher mit den Schönen des Landes gehabt, um seine jetzige Leidenschaft mit seinen frühern Liebeleien zu vergleichen und in das richtige Verhältniß zu stellen; dann ließ er sich auf ein Knie nieder und bewerkstelligte seine Liebeserklärung, bei welcher man vorzüglich die verschwenderische Fülle von Zärtlichkeitsbenennungen für die Angebetete bewundern mußte. Eben wollte der Vorleser diese selbst redend einführen, als eine Glocke die erste Stunde nach Mitternacht verkündete.

Von einem seltsamen Gefühle bewegt, hielt er inne und blickte auf. Die Versammlung schien verschwunden und nur der Rothmantel noch gegenwärtig. Aber als er die Laterne emporhob, um sich seine Umgebung näher zu betrachten, sah er — welches Wunder! — sämmtliche Zuhörer am Boden hingestreckt. Er trat auf sie zu und lauschte; da drang ein leises Schnarchen an sein Ohr — der Rothmantel lag mit gekreuzten Armen und geschlossenen Augen behaglich schlummernd in seinem Sessel. „Doctor! Bernhard!" rief Benedict leise, doch kein Bernhard rührte sich. Auch er war entschlafen und zwar so fest, daß er ihn durch das heftigste Rütteln nicht erwecken konnte. „Mein Gott!" seufzte er, „welche Klötze sind diese Geister, daß sie bei meiner Vorlesung einschlafen!" In diesem Augenblicke wendete er zufällig den Blick nach seinem Sitze. Mit einem Weherufe fuhr er zurück — auf dem Stuhle saß — Er selbst und schnarchte vernehmlich; seine rechte Hand lag über das Manuscript hingebreitet, die andere hing schlaff an der Seite hernieder, und auf der Brust trug er, wie die übrigen, einen Zettel mit seinem vollständigen Namen. Jetzt war sein Muth zu Ende, er stürzte auf Bernhard zu und schrie laut. Eine zweite Glocke schlug und im Nu erhob sich die ganze Gesellschaft. Hastig fuhr der Rothmantel auf und taumelte schlaftrunken umher. Der Pseudo-Benedict machte einen furchtbaren Schneidersprung und stellte sich mit den andern Schattengestalten in Reih' und Glied. Bernhard erwachte mühsam, dehnte sich lange und fragte verwundert, was es gäbe? Benedict aber hatte sich am Sopha niedergekauert und erwartete zitternd seinen Untergang. „Gnade! Gnade!" wimmerte er, da der Rothmantel mit ausgebreiteten Armen, als ob er ihn umhalsen wollte, auf ihn zuschritt. „Fürchte Dich nicht!" sprach der Geist und winkte ihm, aufzustehen. „Du bist mein Erretter, mein Erlöser; ich darf nun zur ewigen Ruhe zurückkehren."

„Erlöser? Erretter?" wiederholte Benedict, sich langsam erhebend. „Wir ist das möglich? Ihr habt ja geschlafen?"

„Das eben ist die Ursache unseres Glücks!" antwortete Jener. „Deine Vorlesung hat mich von dem Fluche befreit und alle diese Doppelgänger werden von nun an mit mir zugleich aufhören zu sein!"

In der That fingen die Letzgenannten schon an, viel durchsichtiger zu werden. Der Geist fuhr fort: „Du kamst auf den Gedanken, uns ein Erzeugniß Deiner Muse vorzulesen — habe Dank dafür! Ewigen Dank! Dein Product war ganz geeignet, den gräßlichen Fluch zu lösen, der mich zu einer wandellosen Langenweile verdammt hat. Ich mißbrauchte im Leben die Kunst und mußte dafür viele lange Jahre in diesem Schlosse umherwandern, mußte Jeden, welcher mit mir sich in gleicher Schuld befand, in meinen Kreis aufnehmen, und Du siehst, die Anzahl meiner Genossen ist nicht gering. Du selbst bist, beiläufig gesagt, während der Vorlesung entstanden, ohne daß Dich mein Pinsel zu schaffen brauchte. Erst dann sollte ich von meiner Qual entbunden sein, wenn Einer unaufgefordert kommen und meine Langeweile zu einer solchen Höhe steigern würde, daß ich dabei einschlafen müßte. Dir ist die That gelungen! Dein Trauerspiel war so haarsträubend langweilig, daß mir schon im Vorspiele die Augen zugefallen sind, ja, Du hast das Höchste erreicht, was ein langweiliger Dichter erreichen kann — Du hast Dich selbst in Schlaf gesungen!"

(Der Beschluß folgt.)

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Die Bajaderen.]

Ein neuerer Reisender erzählt: „In einem innern Hofe des Tempels in Pondichery sah ich zum ersten Male Mädchen, welche die Hindus Devedassis oder Devalliaien nennen, was im Sanscrit Dienerinnen der Gottheit bedeutet. Der Name Bajaderen, bei dem man in Europa sogleich an Grazie und Ueppigkeit denkt, kommt von dem portugiesischen Worte balleideras (Tänzerinnen) her, den ihnen die ersten Portugiesen beilegten. Die dichterischen Uebertreibungen Raynal's machten gegen Ende des letzten Jahrhunderts jenen Mädchen einen Ruf, den die neuesten Berichte noch nicht ganz zu vernichten vermochten. Statt der reizenden Geschöpfe, welche der ernste Abbé so genau schildert, enthält die Kaste der Bajaderen, neben alten Frauen im Dienste der Priester, viele vor der Zeit verblühte Schönheiten. Der so einladende Tanz, die so einladenden Stellungen bestehen meist in Verdrehungen, anmuthlosen Stellungen und forcirten Gesten. Die Devedassis werden aus allen Kasten, außer jener der Parias, genommen. Bisweilen zwingt man die Mädchen zu diesem Dienste, oft aber wählen sie ihn freiwillig. Ein Mädchen, das eine Bajadere werden will, muß vor der Mannbarkeit in den Tempel kommen. Hier untersucht man genau, ob sie gut gewachsen, ob ihr Gesicht hübsch, ihre Gesundheit gut ist; dann übergibt man sie ihren Gefährtinnen, welche sie in dem Teiche der Pagode baden, ihr neue Gewänder anlegen und sie mit Edelsteinen schmücken. Ist dies geschehen, so begibt sie sich zu dem Oberpriester, der sie mit einigen Formalitäten zu dem neuen Stande weiht und ihr endlich mit einem glühenden Eisen das Siegel des Tempels aufdrückt, dem sie von nun an angehört. Jetzt ist sie Bajadere. Sie lernt lesen, schreiben, singen, besonders aber tanzen. Man hat für die Novizen eine Sammlung von Toilettengeheimnissen und Künsten der Coquetterie ent-

worfen. Die Bajadere lernt alles dies, um zu gefallen; denn dies ist ihr Amt, ihr Gewerbe, und sie muß zuerst den Braminen, ihren Herren von Rechtswegen, sodann dem Publicum gefallen, dem sie ihre Gunstbezeigungen zum Vortheile der Braminen verkauft. Wenn sie vor dem Götzenbilde tanzt, in der leichten Bekleidung, welche über der Taille mit einem silbernen Gürtel zusammengehalten wird, mit dem langen gestreiften, durchsichtigen Ueberwurf, mit den langen Ohrgehenken, den silbernen und goldenen Schellen, welche nach dem Takte klingen, mit der unendlichen Menge von Ringen, Knöpfen und klingenden Glöckchen; Trunkenheit in den Blicken, Hingebung in ihrem ganzen Wesen, dann muß wohl auch der Geizigste sein Schärflein geben und die Pagode Vortheil von den Reizen ihrer Dienerinnen ziehen. Die Götter wollen es so, die Braminen ebenfalls und die Bajaderen noch mehr als die Götter und Braminen. Der Tanz der Bajaderen besteht aus mannichfach zusammengesetzten Gruppen, wobei sie sich, Gesicht gegen Gesicht, hin und her wiegen; eine eintönige Musik von Blasinstrumenten, welche sie mit Trommeln und Becken begleiten, bestimmt den Takt ihrer Bewegungen. In den Pagoden besingen die Bajaderen in langsamen, traurigen Weisen das Lob und die Verwandlungen Wischnu's. Manche dieser Mädchen sind ausschließlich dem Tempeldienste geweiht; mehrere aber genießen größere Freiheit und können ihr Handwerk auch außerhalb treiben. Der reiche Hindu gibt kein Fest, ohne Bajaderen dabei zu haben, welche er oft sehr theuer bezahlt; sie sollen dabei durch Gesang und Tanz die Gäste unterhalten. Man kann sich denken, daß die Bajaderen bei einem solchen Leben ihre Jugend und ihre Reize bald verbrauchen. Mit dem 18ten, 20sten Jahre beginnt für sie bereits ein frühzeitiges Alter. Dann werden sie von den Priestern fortgeschickt, sie treten wieder in ihre Kaste ein und verheirathen sich, ohne daß ihr früheres Leben dabei ein Hinderniß wäre." — Eine andere Art der indischen Tänzerinnen beschreibt derselbe Reisende bei Gelegenheit der Schilderung eines Festes: „Nachdem ich einmal in diese Festlichkeiten hineingerathen, war an ein Einhalten nicht zu denken. Ich besuchte die Routs in der Stadt, Abendgesellschaften, das Theater und ein indisches Fest, ein Natsche, welches ein reicher Babu gab. Wir langten vor seinem glänzend erleuchteten, von einer Volksmenge umgebenen Palaste an und man geleitete uns in einen großen Saal, in welchem zwei Galerien hinliefen. Die obere war für die Frauen des Babu, welche durch ein Gitter dem Feste zusehen durften, die andere für die Zuschauer bestimmt. Blendend weiße Säulen trugen diese beiden Galerien und der von krystallenen Kandelabern erleuchtete ungeheure Saal gewährte einen zauberhaften Anblick. Bei unserem Eintritte sang eben die berühmte Nickie, die Catalani des Orients, hindostanische Lieder, welche ein sehr unmelodisches Orchester begleitete. Nach Beendigung des Gesanges begann der Natsche. So nennt man einen ganz indischen Tanz, der nichts mit denen gemein hat, welche die Bajaderen, deredassis, ranceni und andere Dienerinnen der Pagoden aufführen. Die Figurantinnen des Natsche sind rum-dschenies, die sich je drei und drei zusammenhalten und statt die üppigen Bewegungen der Bajaderen nachzuahmen, allen ihren Bewegungen eben so viel Grazie als Anstand geben. Ihre Kleidung entspricht dem Tanze; statt des leichten Ueberwurfs tragen die Rumdschenies lange mit Gold und Silber gestickte Gewänder; ihr Unterkleid ist sehr weit und schwillt wie ein Luftballon auf, wenn sie sich schnell herumdrehen; weite Beinkleider fallen bis auf die Knöchel herab und die Glöckchen an ihren Füßen klingen nach dem Takte. Bisweilen beschränken sich die Natschetänzerinnen auf Körperwiegungen und Schritte ohne bestimmten Charakter, gewöhnlich aber spielen sie Pantomimen mit großer Wahrheit in den Stellungen und Geberden." —

[Miß Clara Novello.]

Am 23. gab Clara Novello, von Mailand zurückgekehrt, ein Concert im leipziger Gewandhause. Es ging im Publicum das Gerücht, die Sängerin habe in Italien an Kunstfertigkeit gewonnen, aber der silberhelle perlende Ton sei nicht mehr derselbe. Sie widerlegte diese Besorgniß mit der ersten Gabriel-Arie aus der Schöpfung. Die Polacca aus den Puritanern, die sie auch früher hier mit rauschendem Beifall gesungen, gefiel wie damals, obschon sie das Italienische nicht italienischer singt als sonst; ihr Triller ist kein echter, nur den Ansatz nimmt sie richtig, nachher verläuft sich die Stimme in jenes Schmettern, dem übelwollende Musiker einen bösen Beinamen zu geben pflegen. Wofern nämlich das gleichmäßige Aushalten zweier gleich stark angeschlagener Töne verlangt wird, ist es kein Triller, was man von Clara Novello hört. Man muß freilich einräumen, daß man selten einen echten Triller hört; die Schröder-Devrient, die Cari wissen, was Triller ist. — Miß Clara Novello hat in Wien Deutsch gelernt und gab uns in einigen Liedern deutsche Töne zum Besten. Die Sängerin ist nach Berlin gereist. Ihr Concert war glänzend gefüllt; man berechnet die reine Einnahme auf 450 Thaler.

[August Möser.]

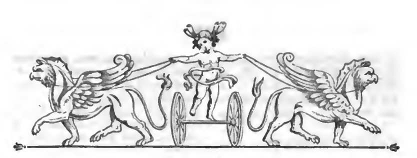
Am 22. ließ sich der 11jährige Sohn des Musikdirectors Möser aus Berlin im leipziger Gewandhause hören. Man bewunderte die Fertigkeit des jungen Violinisten, obschon man wissen will, daß er vor zwei Jahren bereits auf derselben Stufe der Ausbildung stand.

[Mistreß Shaw.]

Mendelssohn-Bartholdy hat das Verdienst, das musikalische Leipzig mit England in Connex zu setzen. Wir verdankten ihm den Genuß, Miß Clara Novello in unsern Gewandhaus Concerten zu hören; jetzt ist Mrs. Shaw für den Continent gewonnen. Sie wird in zwölf Concerten in Leipzig singen, am 18. October hörte man sie zum ersten Male. Sie sang eine große Arie von Rossini und die Mozart'sche Cavatine: l'addio. Eine Altstimme voll schönem Klang, mit der schmeichlerischen mezza voce, die nur der italienischen Schule eigen ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von C. Scheld u. Comp. in Leipzig.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 212. — den 29. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Beschluß).

Benedict hörte und traute seinen Ohren nicht. Das Compliment, welches ihm der Geist machte, drang ihm durch Mark und Bein — Bernhard streichelte ihm das Kinn, sah ihn unter die Augen und flüsterte lächelnd: „Solche Anerkennung ist noch Keinem widerfahren!" — Indessen hatten sich die Gestalten noch weit mehr verflüchtigt, daß man ihre Umrisse kaum zu erkennen vermochte. Wie dünne Spinnwebwolken zogen sie im Hintergrunde des Saales, während der Rothmantel weiter sprach:

„Nochmals meinen innigsten Dank! Ich nehme Abschied von Dir, um Dich niemals wiederzusehen. Auch Ihr, lebt wohl, alle Ihr Langweiligen, möchten Eure wahrhaftigen noch lebenden Personen, wie Ihr, verschwinden, oder möchten sie einsehen lernen, daß die keusche Muse sich nicht zu der Umarmung eines Ungeweihten, Unberufenen zwingen läßt! Möchten sie sich ein Beispiel nehmen an dem hier anwesenden Doctor der Philosophie, Herrn Bernhard, der durch einen Band frühreifer Gedichte in den Verein der Langweiligen gerathen ist, jedoch später seine Verirrung bereut und sich zu einem tüchtigen Manne ausgebildet hat. Du aber, Langweiligster der Langweiligen, Johann Georg Benedict Rosenhain, grüße mir die Mitglieder Deines ästhetischen Cirkels und sage Ihnen, der neue Rothmantel sei zur Ruhe gegangen, sie möchten sich deshalb von einem andern Richter das Diplom der Langweiligkeit ausstellen lassen. Empfange zum Lohne für Deine mir geleisteten Dienste dieses Andenken, das Du aber erst bei Deiner Ankunft zu Hause öffnen sollst. Es ist ein werthvoller Schatz, wenn Du es gut anwendest! Und nun fahr' wohl, edler Schneidermeister!"

Mit diesen Worten ließ er eine Brieftasche fallen und löste sich in Nebel auf. Seine Genossenschaft war schon vorher zu Nichts geworden.

„Du trefflicher Geisterbanner!" lachte Bernhard und weidete sich an der Verwunderung Rosenhain's, der mit offenem Munde dastand und keinen Laut von sich gab. Nach einer großen Pause schielte er mit scheuem Blicke auf sein Manuscript, wankte nach dem Tische und legte sich mit ausgebreiteten Armen darüber hin. „So also mußte es endigen?" brummte er. „Wehe mir — das sind schlimme Recensenten!"

„Heil Ihnen vielmehr!" versetzte Bernhard. „Die Vorlesung ist nicht mit Geld zu bezahlen; Sie haben ein gutes Werk gestiftet, haben einen verwünschten Geist zur Ruhe gebracht, haben mich, sich selbst von einem Doppelgänger erlöst! — Wär's nur wärmer hier im Zimmer," sprach er fort, als Benedict stumm blieb. „Wie, Herr Rosenhain, wenn wir den letzten schönen Gebrauch von Ihrem Trauerspiele machten — ?"

„Was?" hauchte dieser kaum hörbar.

„Und den Kamin damit heizten?" fügte Bernhard schnell hinzu.

„Verbrennen? Mein Manuscript?" rief der plötzlich Aufgeschreckte. „Was muthen Sie mir zu? Ich habe viele schlaflose Nächte damit zugebracht."

„So begraben Sie auf einmal alle diese Erinnerungen! Schnellen Entschluß — es wird eine lustige Flamme sein!"

„Ich kann's nicht über's Herz bringen!"

„Was ist's auch weiter? Haben Sie doch den Schatz!"

„Den Schatz? Wo?" Er suchte auf dem Boden umher und hob die Brieftasche auf, welche der Rothmantel zurückgelassen. „Gewiß sind Banknoten darin, sie ist sehr dünnleibig!"

„Hüten Sie sich, sie jetzt schon zu öffnen!" ermahnte Bernhard und griff nach dem Manuscripte. „Nun also? Eins — zwei —"

„Lassen Sie mich mein Werk wenigstens noch einmal ans Herz drücken!" Mit schwärmerisch verdrehten Augen küßte er das Buch und wiegte es, wie ein Kind, an der Vaterbrust. Dann riß er es mit Gewalt von sich los und übergab es dem Gefährten mit dem Ausrufe: „So nimm es hin, verbrenne es, vernichte es, laß es in Rauch aufgehen: das ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

„Gewonnen!" rief Bernhard und trug es nach dem Kamine, der bald hell leuchtete von der langentbehrten Nahrung. Benedict rannte ans Feuer und commentirte die Wirksamkeit der hungrigen Flamme. „Jetzt verbrennt die Verschwörungsscene!" klagte er, „und jetzt geht mein schönster Act zu Grunde. — Da wird der Verräther gepackt! — Halt ein, laß meinen Helden noch leben — er muß erst in Wahnsinn verfallen — o, Gott, zu spät, er ist dahin und schon züngelt der Brand nach dem Epiloge!" — Bernhard hatte sich nah an den Kamin gesetzt und wärmte sich gelassen, ohne auf des Schneiders Exclamationen Rücksicht zu nehmen, die Hände. Da die letzten Funken in der Asche sprühten, legte sich auch Benedict's Eifer und stille Resignation zog in seine langgequälte Seele ein. „Nun können mir nur noch Freuden begegnen," sprach er, „die Schmerzen hab' ich hoffentlich alle überstanden!" Bernhard neigte das Haupt, stand auf und fragte: „Wie werden wir die paar Stunden, die uns noch übrig sind, schlafen? Es ist nur ein Sopha hier."

„Mir ist das Haupt recht schwer!" seufzte Benedict. „Die geistige Anstrengung und der Wein haben mich erschlafft."

„Legen wir uns getrost zusammen aufs Lager. Es ist breit genug!" rieth Jener. „Sie in diese Ecke, ich in die andere; mit den Füßen werden wir uns vereinigen. So! die Decke reicht hin. Gute Nacht! Unser kleiner Wirth holt uns gewiß zur rechten Zeit ab."

„Ein abenteuerliches Männchen!" murmelte Benedict unter seiner Decke hervor, die er über den Kopf gezogen.

„Aber sehr drollig!" entgegnete Bernhard und zog die Decke wieder zu sich herüber. Nach mehrfachem Hin- und Herziehen, wobei die beiden Schlafgenossen immer einsylbiger wurden, schliefen sie endlich ein.

Unsere Reisenden waren am andern Tage gegen die Abenddämmerung etwa noch zwei Stunden von der heimathlichen Stadt entfernt, in deren Nähe unserm Benedict wieder seine ganze Schuldenmisere in den Sinn kam, als der Wagen plötzlich von der Landstraße ablenkte und seitwärts einen wenig befahrenen Feldweg einbog. „Wo will unser Kutscher hin?" fragte Benedict, um seinem Begleiter, der seit der Abreise vom Geisterschlosse fast gar nicht gesprochen hatte, eine Erklärung zu entlocken. „Noch ein Stündchen Geduld!" erwiederte Bernhard und befahl dem Kutscher, sich zu beeilen. Die Sonne war im Scheiden begriffen; einzelne leichte Wölkchen zogen, wie rosenfarbene Schleier, über den blauen Himmel, und der Fluß im Thale, nach welchem der Wagen hinabrollte, war mit goldenen Sternchen besäet. Im Grase zirpten einzelne Grillen und über den Wald hinüber schwebten lange Vögelzüge. Benedict, welchen Bernhard auf den herrlichen Sonnenuntergang aufmerksam machte, hatte heute keinen Sinn für die Naturschönheiten; ihn marterte die Neugier, wohin er gebracht werden solle, und er argwöhnte schon, es sei auf eine neue Gespensterexpedition abgesehen. Die Sonne sank indessen immer tiefer, die Schatten wurden länger, die Abendröthe erblaßte allmälig. Auf Benedict's wiederholte Fragen gab Bernhard eben so wenig eine befriedigende Antwort, als auf die früheren. Jetzt näherten sie sich einem Dorfe, welches Rosenhain kannte. „Wir haben einen großen Umweg gemacht!" hub er aufs neue an, doch Bernhard blieb sich gleich, er schwieg und ermahnte zur Geduld. Die freundlichen Landleute grüßten, Benedict vergaß vor lauter Spannung zu danken. Endlich fuhren sie einem reizend gelegenen Landgute entgegen, auf welches der Kutscher hindeutete, indem er sich zu Bernhard zurückbog. Dieser nickte bejahend und die angetriebenen Pferde trabten schneller

auf das freundliche Haus zu. „Brr!" commandirte der Kutscher und der Wagen hielt. Hastig riß Bernhard die Thür auf und sprang herunter. Mehrere Personen kamen ihm bewillkommnend entgegen, unter denen sich auch Madame Klingen befand, von welcher Aurora die neuliche Einladung bekommen. Jetzt wurde auch diese an einem Fenster sichtbar und rief: „Kommt der Vater nicht mit?" — „Hier bin ich!" entgegnete Benedict erfreut mit lauter Stimme und stieg ebenfalls aus dem Wagen. In der Hausflur trat ihm seine Tochter entgegen, die ihn herzlich umarmte. „Woher wußtest Du, daß ich kommen würde?" fragte er. — „Bernhard," antwortete sie, „hat mir an jenem Tage, als ich bei seiner Tante speiste, geschrieben, er werde heute mit Dir hier eintreffen, Du habest eine nothwendige Reise unternehmen müssen —"

„Still, mein gutes, geliebtes Kind!" unterbrach sie Bernhard lächelnd und griff ihr unter's Kinn, „Dein Vater soll Alles erfahren, und auch Dir ist noch viel verborgen. Doch das Schönste ist, daß er seine Einwilligung zu unserer Verbindung gegeben hat!" Aurora schlug erröthend die schüchternen Rehaugen nieder und ihr Vater sagte mit fast weinerlicher Stimme: „Wie ist mir denn? Wo bin ich denn?" — „Unter Freunden!" riefen Bernhard's Verwandte, die er hierher beschieden. In einem Nebenzimmer war eine reichbesetzte Tafel zu sehen. — „Welches Fest wird hier gefeiert?" fragte Rosenhain weiter. Aurora schmiegte sich zärtlich an ihn an, ihm wurde so weich ums Herz, daß er sich fast der Thränen nicht enthalten konnte. — „Welches Fest wir feiern?" antwortete Bernhard, „nun, am liebsten mein Verlobungsfest. Und wo Sie sich befinden? — Auf dem Landgute eines armen Doctors der Philosophie, mit Namen — Bernhard!"

Rosenhain brach in helle Thränen aus: „Was? auf Ihrem eigenen Landgute?" flüsterte er und faßte nach Bernhard's Hand. — „Nun werd' ich wohl keine Lehrerstelle nöthig haben," sagte der Doctor, „obgleich ich mein pädagogisches Talent zur Genüge an Ihnen selbst bewährt zu haben mir schmeichle. Nicht wahr? Das Materielle im Leben ist doch nicht zu verachten!"

„Ach, ich war recht überrascht," begann Aurora, „als ich erfuhr, daß Bernhard nicht arm sei, daß er sich aus guten Gründen nur so gegen uns gestellt habe!"

„Du hast in mir auch den Armen geliebt, mein Engel!" rief der glückliche Bräutigam mit begeisterten Blicken und küßte Ihre Hand; dann wendete er sich zu dem Vater seiner Aurora und sprach: „Verzeihen Sie, daß ich in Ihrer Noth oft den Theilnahmlosen, den Kalten spielte — es ist mir schwer genug geworden — aber es war zu Ihrem Besten — und die Bekanntschaft mit dem Rothmantel — setzte er leiser hinzu — wird uns, denk' ich, noch manche angenehme Erinnerung gewähren!"

„Benedict zog Bernhard an seine Brust; zugleich ergriff er Aurorens Hand und sagte halb lachend, halb weinend: „Gib Acht, Töchterchen, an dem da bekommst Du einen gescheidten Mann!" Die Anwesenden beglückwünschten die beiden Liebenden und Madame Klingen fragte Auroren mit lächelndem Triumphe: „Nun, wie gefällt Dir meine Entführung an diesen Ort? Du glaubtest schon von aller Welt abgeschieden zu werden —"

„Und nun dank' ich es Ihnen," ergänzte das Mädchen, daß Sie mich zu einer so glücklichen Vereinigung führten!"

In einem Seitengemache theilte Bernhard nun seinem Schwiegervater unter vier Augen mit, daß er Auftrag gegeben habe, alle dessen Gläubiger sofort zu bezahlen. „O, Du himmlischer Schwiegersohn!" rief Benedict freudenselig. „Nicht doch!" entgegnete Jener, „das kommt Alles auf Ihre eigene Rechnung!" Der Erstaunte sah ihn groß an, während Bernhard ihn daran erinnerte, die Brieftasche vom Rothmantel zu entfalten. „Ja, ja!" flüsterte Benedict gespannt und zog das Andenken schnell hervor. Als er es geöffnet, fand er ein zusammengeschlagenes Blatt Papier, ein Stück von einem belletristischen Journale darin, in welchem eine beißende Recension über eine Sammlung von Gedichten stand, die Rosenhain's Salongenossen gemeinschaftlich herausgegeben. „Lassen wir das jetzt!" sprach Bernhard, welcher die Recension geschrieben und sich nicht wenig wunderte, sie hier zu finden. „Sehen Sie, was das Blatt enthält." Benedict schlug es auseinander und sah nichts, als einen Zettel mit den Worten:

„Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe
Und wer steht, daß er nicht falle —
Eines schickt sich nicht für Alle!"

„Ah, das ist eine gute Lehre!" rief Bernhard lachend; „besser als tausend Banknoten!"

„O, ich verstehe Dich, satyrischer Rothmantel!" sprach Rosenhain, sich auf die Lippen beißend, „doch, ich will nicht mehr klagen — ich verdiene keine Schätze. Ja, jetzt wollt' ich, ohne mich zu schämen, Kleider verfertigen — es kommt mehr dabei heraus, als beim Dichten!"

„Ein vernünftiges Wort!" lobte Bernhard. „Der Schatz ist in gewissem Sinne zu Wasser geworden; da wird denn etwas Anderes dafür aushelfen müssen, um Ihnen Ihr Geschäft wieder einzurichten!"

„Was? Sie wollten?"

„Jetzt zu Tische! Unser Außenbleiben fällt den Gästen auf."

Diese hatten bereits Platz genommen. Bernhard und Benedict setzten sich unter musikalischer Begrüßung. Die ungetrübteste Heiterkeit beseelte bald den ganzen Kreis. Man sang geselliger Lieder, brachte scherzhafte Toaste aus, neckte sich mit harmlosen Späßen, und Benedict gestand, seit Jahren nicht so glücklich als heute gewesen zu sein. Beim Dessert wurden Bonbons in komischen Attrapen herumgegeben. Bernhard präsentiert dem vom Champagner freudig aufgeregten Rosenhain ein Kästchen in Form eines Päckchens von Lotterieloosen. Als der Ueberraschte den Deckel abnahm, erblickte er den Plan der letzten Ziehung und einen Brief. „Lesen Sie!" bat Bernhard und beugte sich über seine Schultern. „Der Collecteur zeigt Ihnen Ihre Gewinne an. Die fünf und siebzigtausend fünf hundert sieben und siebzig sind freilich unwiederbringlich verloren, aber Ihre andern Loose, deren Nummern ich zufällig noch zur rechten Zeit erfuhr, um sie in Ihrem Namen zu bezahlen, bringen Ihnen doch wenigstens so viel ein, als Ihr in Poesie aufgegangenes Vermögen betrug."

Benedict schlug die Hände zusammen und jauchzte laut auf. Rings um ihn klangen die Gläser. „Wem gilt's?" fragte Bernhard. „Allen Glücklichen!" antworteten die Anstoßenden von verschiedenen Seiten. „Allen Glücklichen!" rief Rosenhain in Thränen der Freude und erhob sein Glas. „Dem Bräutigam!" tönte es von neuem und das Orchester fiel mit einem schmetternden Tusche ein.

Notizen.

[Deutsches Liederbuch.]

Das deutsche Liederbuch der Herren Wolff und Banck ist in drei Heften bereits erschienen, Hamburg bei Cranz. Die Themata der 6 Lieder im ersten Hefte tragen den gemeinschaftlichen Titel: Gott und Vaterland, Heft 2: Liebe, Heft 3: buntes Leben, ein Gemisch von Stimmungen und lyrisch-musikalischen Situationen, wie sie der Tag in Lust und Leid bringt. Der Preis dieser werthvollen Gabe ist 1⅓ Thlr.; die Hefte einzeln respective zu 10, 14, 16 Gr. Der Componist, dem die Lieder leicht zu Arietten erwachsen, indem sie den Bezirk naiver Harmlosigkeit überschreiten und moderne Töne mit verschlungenen Weisen anklingen lassen, hat sich hier ganz ausdrücklich das Volksmäßige als Ziel gesteckt und die simple Würde des Volksliedes gar wohl erreicht. Professor Wolff's Virtuosität im Schaffen und Reproduciren der sprachlichen Tonweisen, wie sie das Lied im Munde des Volkes liebt, ist aus der „Halle der Völker" bekannt; dort gab er einen ganzen europäischen Liederschatz; hier bringt er eigene Lieder, aber im Sinne jener unbewußten Productionen, die sich gleichsam von selbst machen in der Stimmung der Menge. Zur Probe geben wir aus dem Hefte der Liebeslieder folgendes:

Das gefundene Herz.

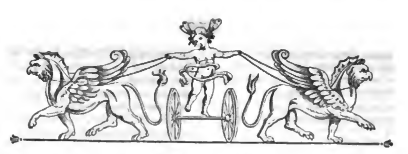
Mein Büble ist ein Fischer,
Und fischt die lange Nacht,
Und hat zu guter Stunde
Manch hübschen Fang gemacht.
Ist dann zu mir gekommen,
Legt mir die Beute hin:
Als in das Netz ich schaute,
Da hüpft mein Herz darin.
Es zappelt und es quält sich,
Und möcht' sich gern befrein:
Bist du ins Netz gefallen,
Du armes Herzelein!
Da treibt der lose Bube
Mit mir noch seinen Scherz:
„Ich ging früh Morgens fischen,
Fand unterwegs Dein Herz!"

[Missionswesen.]

Die vier bedeutendsten britischen Missionsgesellschaften erhielten im Jahre 1837 an Beiträgen 253,528 Pf. St., nämlich die Mission der englischen Kirche 83,447, die Wesley-Mission 81,930, die londoner 70,255, die Baptisten-Mission 17,896 Pf. St.

In Leipzig (Hinrichs'sche Buchhandlung) erschien das zweite Bändchen der von Dr. Schmidt, Lehrer an der Domschule in Naumburg, herausgegebenen Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionare. Von besonderem Interesse sind darin die Mittheilungen über den Judenbekehrer Stephan Schultz. Benutzt wurde dazu das von ihm selbst verfaßte ausführliche Werk: „Leitungen des Höchsten nach seinem Rath auf seinen Reisen durch Europa, Asien und Afrika." Ueber seine letzten Jahre und seinen Tod erhielt man aus Halle die gewünschten Nachrichten. — Ein anderer Artikel erzählt das Leben und Wirken des Missionärs William Carey. Ein dritter die Schicksale Doctor Schmid's, der in Ostindien lehrte und in Calcutta Vorsteher des Waisenhauses für europäische Mädchen war. Der Aufsatz über Schmid's literarische Thätigkeit ist von dessen Bruder, Bernhard Schmid, ebenfalls Missionär, seit kurzem aber aus Ostindien zurückgekehrt. Sehr willkommen ist der Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Ostindien und ein anderer über den Brahmaismus und Buddhismus, die beiden Religionen, welche der christliche Missionär dort zu widerlegen, oder — was zweckmäßiger scheint — in das Christenthum zu übersetzen hat.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 213. — den 30. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Schottische Lieder nach Robert Burns.

Von W. Gerhard.

1.

Das Nest im Rosenstrauche.

Ein zartes Rosenknöspchen fand
Ich neulich, das im Lenzgewand
Auf schlankem Stengel glühend stand,
Bethaut vom frischen Morgen.
Zwei Frühlingsnächte schwanden kaum,
Seit ihm erblüht des Lebens Traum,
Und Duft es haucht am Wiesensaum
Bei himmelblauem Morgen.

Ein Hänflingsweibchen, das mit Lust
Sein Nest im Busch zu bau'n gewußt,
Saß neben ihm, die warme Brust
Benetzt vom thau'gen Morgen;
Bald sieht's vielleicht in Muttergluth
Wie Schwingen hebt die junge Brut,
Und zwitschernd über Wald und Fluth
Begrüßt den heitern Morgen.

So du, lieb Vöglein, zarte Maid!
Erblüht in holder Sittsamkeit,
Lohnst auch der Pflege, die geweiht
An deines Lebens Morgen;
Ein Rosenknöspchen jung und schön,
Wirst du im Lebensgarten steh'n,
Und Segensduft den Lieben weh'n,
Die dich bewacht am Morgen!

2.

Tibbie Dunbar.

O willst du mir folgen
Süße Tibbie Dunbar?
O willst du mir folgen,
Süße Tibbie Dunbar?
Zu Wagen, zu Pferde,
Wie'n kleiner Husar,
Zu Fuß mir am Arme,
Süße Tibbie Dunbar?

Was kümmert dein Vater,
Sein Gold mich und Land,
Was deine Verwandtschaft
So vornehm von Stand?
Ich nehme dich, Liebchen,
Auch ohne Denar:
Komm, komm in deinem Röckchen,
Süße Tibbie Dunbar!

3.

Bänkelsänger Willie.

„O Bänkelsänger Willie!
Du ziehst zum Jahrmarkt aus;
Du willst deine Geige verkaufen: —
O Willie, bleibe zu Haus!"
Doch wie man für die Geige
Schon blanke Batzen ihm reicht,
Da wird dem armen Willie
Das Auge von Thränen feucht.

„O Willie, verkauf deine Geige,
Verkauf mir die Geige fein!
O Willie, verkauf deine Geige,
Und kauf ein Schöppchen Wein!"

Nein! nimmer verkauf ich die Geige!
Mich träfe zu harter Schlag:
Ich hatte mit meiner Geige
Schon manchen glücklichen Tag.

Jüngst lugt' ich in die Schenke;
Sie saßen um den Tisch;
Und oben an saß Willie
Und sang und geigte frisch.
Sie lauschten seinen Tönen;
Wie glühte jedes Gesicht!
„O Bänkelsänger Willie,
Verkauf deine Geige nicht!"

4.

John Anderson.

John Anderson, mein Lieb, John!
Wir haben uns geseh'n,
Wie rabenschwarz dein Haar, John,
Die Stirne glatt und schön:
Nun Glätte nicht noch Locke, John,
Der schönen Stirne blieb:
Doch segne Gott dein schneeig Haupt,
John Anderson, mein Lieb!

John Anderson, mein Lieb, John!
Wir klommen froh bergauf,
Und manchen heitern Tag, John,
Begrüßten wir im Lauf.
Nun abwärts Hand in Hand, John,
Froh wie's bergauf uns trieb,
Und unten sel'ges Schlafengeh'n,
John Anderson, mein Lieb!

Briefe eines Deutschen aus Nordamerica.

2.

Bücher und Schriftsteller.

Daß die englische allgemeine Literatur überhaupt auch zugleich americanisch ist, braucht keine Erörterung; daß dies für das Land ein ungemeiner Vortheil ist, eben so wenig. Die 24 Millionen Engländer und die 17 Millionen Americaner, mithin mehr als 40 Millionen zusammen, sprechen dieselbe Sprache und können daher dieselbe Literatur haben. England ist aber vorzugsweise das Manufacturland derselben, und America — druckt nach. Das geschieht denn mit allem, was nur einigermaßen von Bedeutung in England erscheint. Selbst die besten literarischen Journale von Edinburg und London werden vollständig in den V. St. nachgedruckt; Beweis genug, wie sehr sich dort die Leser der ersten literarischen Producte vermehrt haben. Dazu liefern originale americanische Schriftsteller jährlich etwa 400 Werke, ohne Rücksicht auf die zahllosen Pamphlets, die außerdem noch erscheinen. Der Nachdruck der originalen englischen Bücher, wie der Umstand, daß eben deshalb die americanischen Verleger nicht leicht Honorare zahlen, oder doch nur sehr weniges, ist eine der Ursachen mehr, America von der Schriftstellerei abzuhalten. Ihre Arbeiten finden dort wohl Leser, aber keinen oder schlechten Lohn. Deshalb wenden sich auch americanische Autoren an Verleger in Europa; so der Whig Irving, der jetzt in England lebt, und selbst der Demokrat Cooper, der wieder nach America zurückgegangen ist. Es beginnt zwar allgemach sich eine eigenthümliche americanische Literatur zu bilden, allein sie wird schwerlich bei so vielen Hindernissen mit den Fortschritten der technischen Gewalt gleichen Schritt halten. Unter den verschiedenen Fächern der Literatur wird am besten das pädagogische angebaut. Von Monat zu Monat erscheinen eine große Menge Schulbücher aller Art, die zum Theil sehr gut sind. So glaube ich kaum, daß es gegenwärtig viele bessere Lehrbücher der Arithmetik in Deutschland gibt, als Adam's Arithmetics. Noch mehr publicirt man Belehrungs- und Unterhaltungsschriften für die Jugend. Der Lesekreis für alle Publicationen ist außerordentlich groß, gewiß größer, als für jedes einzelne Buch durchschnittlich, das in Deutschland erscheint. Deshalb werden dort eine Menge Bücher sofort stereotypirt, in Fällen, wo es in Europa keinem Verleger einfallen würde. So sind z. B. Cooper's Skizzen von der Schweiz stereotypirt, ein Buch, das doch gewiß seiner Natur nach nur von vorübergehender Geltung sein kann.

Hierin liegt denn der Grund, daß die Bücher in America vergleichungsweise ungemein wohlfeil sind, und bei dem wohlfeilen Transport sich viel allgemeiner durch alle Classen der Nation verbreiten, als wohl irgendwo in der Welt. Schul- und Lehrbücher aller Art, nicht selten mit vortrefflichen Bildern und Charten, findet man in allen Häusern. Es gedeihen daher auch dort Leihbibliotheken weniger, wiewohl es deren überall gibt, als vielmehr das Geschäft der Antiquare und Bücherauctionäre. In Baltimore gab es während meines Aufenthaltes fast täglich Auctionen, in welchen die Bücher oft zu den wohlfeilsten Preisen in die Hände des gemeinsten Volkes übergehen; denn hier kauft sich nur der Pöbel seine Bücher, oder Filze seltner Art.

Addirt man alle literarischen Producte in den V. St., die Journale, die Bücher, die Pamphlets und Tractätchen, so kann man zuversichtlich annehmen, daß

deren jährlich 2500 erscheinen, mithin mehr als in Italien, das 5 bis 6 Millionen Einwohner mehr hat, mehr auch als in mehrern andern europäischen Ländern, und beinahe die Hälfte der literarischen Erzeugnisse von Frankreich. Numerisch steht demnach die americanische Literatur der von Europa durchschnittlich gleich, wo sie dieselbe nicht übersteigt. Hierzu kommt, daß die großen Journale oft Artikel liefern, die in Europa als Broschüre erscheinen würden, weil sie wegen ihrer Länge in kein europäisches Continentaljournal passen würden. Wo wäre wohl die Allg. Zeitung von Augsburg im Stande, eine der Botschaften (messages) des americanischen Präsidenten, wie die letzte von Jackson, in Einer Nummer zu liefern? Das ist in den dortigen Blättern stets der Fall. Artikel von solcher Länge erscheinen aber öfter, und sogar mehrere über denselben Gegenstand, in einer Folge von Blättern, welche zusammen oft einen hübschen Octavband bilden würden. Mit einem Worte, nirgends in den V. St. fehlt es an tüchtigen Arbeitern für die Presse. Ihre Zahl wächst obendrein in einem mächtig aufsteigenden Verhältniß, so daß man hier eben so wie bei Ihnen über die Sündfluth der schriftstellerischen Producte klagt, welche die Pressen mit Dampf, wie die der Gebrüder Harper in Newyork, die fast drei Viertheile aller americanischen Literaria produciren, oder ohne Dampf zur Welt bringen.

Wie übrigens für gewisse menschliche Erzeugnisse sich ein Land, ein Volk vorzüglich eignet, so ist das auch mit der Literatur, oder doch einzelnen Theilen derselben, der Fall. So rüstig und thätig die Americaner auch schon dieses Feld bearbeiten, so werden sie doch in gewissen wissenschaftlichen Fächern stets von Europa abhängig bleiben. Geschichte namentlich, in ihrer weitesten Ausdehnung, wird sich, so lange die Welt steht, nur in Europa und den ihm nächst liegenden Theilen Asiens und Africas studiren lassen. Lehren läßt sich diese Wissenschaft allerdings nirgends schöner als in America, wo der Geschichtslehrer durch keine politischen Rücksichten gebunden ist, wie allerwärts in Europa; aber forschen nicht so gut. Alle philologischen Studien werden ferner niemals so in America gedeihen, wo dazu, wie zur Geschichte, die Bibliotheken, hauptsächlich die Handschriftensammlungen, fehlen. So hat Mutter Natur überall wirklich dafür gesorgt, daß sich Völker so wenig entbehren sollen, wie einzelne Menschen. Mögen denn die beiden Welttheile, wie sie begonnen haben, fortfahren, ihre gegenseitigen guten Dinge auszutauschen. Beide können sich deren von bester Qualität zukommen lassen. America mag seine bessern politischen Ideen nach Europa senden, und Europa dafür seine soliden wissenschaftlichen Forschungen als Austausch geben.

Daß die Druckereien, so wie die Drucke, vortrefflich sind, versteht sich von selbst in einem Lande, wo alles Mechanische ausgezeichnet gut und schön geliefert wird.

Der Buchhandel wird nach englischer Weise betrieben. Die Verlagshändler drucken für die Sortimentshändler nach deren Verlangen und Bedürfniß. Das Geschäft rentirt sehr gut, und ist bereits über die ganze Union hin verbreitet. Auf dem großen Newyorker oder Erie-Canal befindet sich eine schwimmende Buchhandlung. Der Unternehmer führt sein Lager in einem Boote auf diesem Canale stets hin und her. Er wohnt darin mit seiner Familie, und versorgt auf diese Weise die an dem Canale wohnenden Literatufreunde mit ihren Bedürfnissen. —

Romane von George Sand.

1) Mauprat. Uebersetzt von Fanny Tarnow. 2 Bde. Leipzig, Kollmann.

2) Der Geheimschreiber. Herausgegeben von Theodor Mundt. 2 Bde. Bunzlau, Appun.

3) Der Uskoke. Uebersetzt v. Dr. August Diezmann. 2 Bde. Leipzig, Kollmann.

Diese drei genannten Werke der Madame Dudevant können sehr wohl als ebenso viele Abschattungen ihres eigenen Lebens betrachtet werden. Der erstgenannte Roman „Mauprat" deutet sogar auf eine völlige Umbildung ihres Innern hin, denn in ihm ist sie aus dem modernen Gesellschaftsleben in die Vergangenheit des vorigen Jahrhunderts zurückgetreten, und sucht nun, unterstützt von der Geschichte, an einem historischen Charakter ihre früher ausgesprochenen Grundsätze als wahr zu erweisen. Die Art, wie dies geschieht, ist nur zu billigen, da hier in der Darstellung des Ganzen nicht mehr ein gallsüchtiger Geist alle Institutionen der Gesellschaft begeifert, wie dies in den früheren Productionen der Dudevant geschah. Sie greift die Charaktere nicht mehr aus der ungesunden Atmosphäre heraus, in der sie selbst durch Verschuldung und Schicksalsfügung lebt, und so müssen von selbst die abstoßenden Flecken an ihnen verschwinden, die allen ihren früheren Gebilden anklebten. Mauprat ist ein im Umgange mit seinen völlig verwilderten Oheimen und Verwandten der gesitteten Welt entfremdeter Jüngling, roh, leidenschaftlich, zu jedem Abenteuer, selbst zu Verbrechen aufgelegt, dabei geistig begabt, freiheitslustig und nicht ohne natürliches Rechtsgefühl. Mit seinen Oheimen, verabscheuungswürdigen Räubern und Wüstlingen, erlaubt er sich gegen Schwächere Alles und läßt namentlich auch den Bürger und Bauer fühlen, daß er über

ihnen steht. Mitten in diesem lästerlichen Leben tritt ein schuldloses Mädchen, schön, muthig und mit ihm nahe verwandt, in seine Lebensbahn. Schönheit und Anmuth besiegen die unlauteren Eigenschaften in ihm, er flieht mit ihr und wirbt um Edme's Hand, da er ihrer Liebe gewiß zu sein glaubt. Edme aber zeigt sich ihm oft abgeneigt, immer schwankend und treibt ihn wiederholt beinahe zur Verzweiflung, Alles, um ihn zum Menschen zu bilden. Nach den wunderbarsten Verwickelungen, an denen ein philosophischer Bauer, Patience, ein Feind des Adels und halber Prophet, sehr betheiligt ist, und wodurch Mauprat selbst in Todesgefahr geräth, fälschlich des Mordes angeklagt wird und dergleichen mehr, lohnt ihm Edme seine Liebe und Treue durch ihre Hand, Mauprat besiegt die mehr durch bloßen Zufall in ihm entwickelte, als angeborene Rohheit und gelangt zu einem dauernden Glück.

Ganz anders der Geheimschreiber. Eine geniale, eitele, gefallsüchtige, freisinnige Frau, die Fürstin Quintilia, findet auf der Reise einen jungen Mann, Namens Julien, dessen jugendliche Keckheit und Anmuth ihr gefällt. Er wird ihr Geheimschreiber und empfindet bald eine heftige Leidenschaft für seine Gebieterin. Diese scheint ihm nicht minder gewogen und gibt sogar oft die auffallendsten Beweise davon, indem sie andere Günstlinge verbannt, ihm liebkost u. s. f. Dennoch erlaubt Quintilia ihrem Geheimschreiber nie die vollen Rechte eines bevorzugten Geliebten. Sie ist voll der wunderlichsten Launen, in denen sie Hrn. Julien oft als Kind behandelt und sich wie eine weise Frau über ihn stellt. Der arme Geheimschreiber weiß aus alledem nicht klug zu werden, klagt sein Herzeleid einem deutschen Studenten, der in der Nähe des Schlosses von Bier und Tabak lebt, und dieser versteht ihn aufs Beste zu trösten. Endlich erlaubt sich nach langem Harren, Hoffen und Getäuschtwerden der Geheimschreiber die Fürstin in Liebesverzückung zu verfolgen, Quintilia aber überwältigt den Drängenden, droht ihm mit dem Tode und verbannt ihn für immer aus ihrer Nähe, indem sie ihn über die Seltsamkeit ihres Betragens genügende Aufschlüsse ertheilt; dabei kommt denn heraus, daß jener deutsche Student, der eine so zweideutige Rolle spielt, Niemand anders ist, als der todtgeglaubte Gemahl der Fürstin, den politische Treibungen zur Verheimlichung seines Namens nöthigen. Der Geheimschreiber geht von Quintilia reich dotirt in seine Heimath zurück. — Theodor Mundt hat einige treffliche Worte als Einleitung gegeben, denen wir vollkommen beistimmen, und die füglich als eine Kritik des Büchleins gelten können.

Im letzt genannten Werke erzählt Mad. Dûdevant die bekannten Gräuelthaten des Venetianers Soranzo, der aus Rache und Gelddurst die Republik verrieth und unter dem Namen Uskoke Seeräuber ward. Lord Byron behandelte denselben Stoff in seiner „Lara,“ unseres Bedünkens ergreifender als George Sand, obwohl sich der vorerwähnten Erzählung eine sehr glücklich erfundene Verwickelung, scharfe Charakterzeichnung und Glanz des Styles nicht streitig machen lassen.

E. W.

Notizen.

[Theilnahme der Frauen an der Politik.]

Das Petitionsrecht der Frauen — sagt Welcker im neuesten Heft des Staatslexikons — vertheidigt neuerlich mit Wärme ein kräftiger Redner in dem americanischen Congresse. Die Verhandlung fand Statt bei Gelegenheit einer Petition von Frauen zu Gunsten der Aufhebung der Sklaverei, dieses scheußlichsten aller Institute in menschlichen Gesellschaften. Mit welchem rechtlichen, mit welchem christlichen Grundsatze wollte man wohl christliche Frauen, die ja auch in der ersten Christengemeinde eine so würdige und bedeutende Rolle spielten, diese natürlichsten Vertreterinnen religiösen Sinnes und humaner Milde, selbst von dem Rechte der **Bitte** um Aufhebung eines solchen unchristlichen, Verbeeden dringenden Schandfleckes ihres Vaterlandes ausschließen! — Die Zulassung der Frauen zu den landständischen Versammlungen hat sich nun in Baden, in den beiden Kammern der Stände, seit achtzehn Jahren als völlig unschädlich und als heilsam bewährt. Nie habe ich auch nur den geringsten Nachtheil davon anführen hören. Wohl aber hat diese Theilnahme der Frauen auf würdigen, anständigen Ton und vorzüglich auf eine lebendige und würdige öffentliche Meinung — diese Seele aller freien Verfassungen — sichtlich wohlthätig eingewirkt. Die Frauen — gerade weil sie nicht an den leidenschaftlichen Kämpfen unmittelbaren entscheidenden Antheil nehmen, sich auch um keine Orden und Aemter bewerben, und da also ihre freie Meinungsäußerung nicht durch Leidenschaft und niedrige Motive der Furcht und der Interessen bestochen ist, wie die so vieler Männer — die Frauen mit ihrem feinen unmittelbaren Sinne und Takte für das Würdige, mit ihrem schnellen Blicke, insbesondere für männliche Würdigkeit und Unwürdigkeit, haben zu allen Zeiten, so weit sie Antheil nahmen an der öffentlichen Meinung, dem Würdigen und Rechten ihre Beistimmung gegeben. Sie haben gewiß auch veredelnde Kenntnisse und Gefühle und höhere Gesichtspunkte in ihre häuslichen und gesellschaftlichen Kreise und Unterhaltungen und vor Allem in ihre mütterlichen Erziehungsbeschäftigungen aus dieser Theilnahme am Oeffentlichen zurückgebracht.

[Das Wigand'sche Conversationslexikon.]

Bei Otto Wigand erscheint ein Conversationslexikon der neuesten Literatur-, Völker- und Staatengeschichte, das ein umfassendes Gemälde der Jahre 1830 — 1838 verspricht. Es soll in kräftigen Zügen den Zustand der Staaten und ihre Beziehungen zu einander entwickeln, einen vollständigen Abriß von der gesammten physischen wie geistigen Cultur, von allen Wissenschaften und Künsten geben und eine Galerie von Lebensbeschreibungen aller bedeutenden Zeitgenossen enthalten. In letzter Hinsicht bietet das erste Heft bereits einen sehr interessanten Artikel über den preußischen Staatsminister v. Altenstein. Ein Blick in andere Artikel zeigt, daß Männer, welche die Bewegung der Zeit verstehen, Mitarbeiter sind. Das Heft von 9 Bogen kostet 6 Gr.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung
für die
Elegante Welt.



Achtunddreißigster Jahrgang.

November.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche rc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, rc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergische Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt.

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Behadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Petersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Petersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Petersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1838. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836, 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mifre, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tab. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Fraunhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Étoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Fraunhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in specula Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

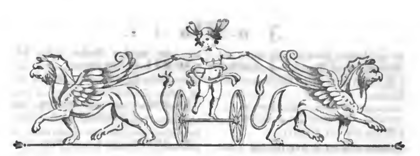
Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

(Hierbei zwei Intelligenzblätter und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 214. — den 1. November 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

Von J. Kaufmann.

> Mich täuschet nicht des Volkes Jubelchor,
> Es ist ein Irrwischtanz auf faulem Moor,
> Lebend'ges Schattenreich! Und Klein und Groß
> Ist selig hier — doch ist's ein Schatten blos.
>
> Karl Beck: der fahrende Poet.

Es kommt ein Tag, wo Du in Wehmuth an den Thurm von St. Stephan denkst, in dessen Weichbild wir so wohlig leben. Sieh, wie ein Engel über dem Lager der Frommen wachend, so ragt er unter unsern Wohnungen zum Himmel auf, und weithin über die friedlichen Giebel tönt seine Glockenzunge den geistlichen Segen: Genießet, Kinder, das junge Leben! Eßt, trinket und tanzt; denn Alles ist eitel. Arbeitet, schafft und vermehrt Euch nach Menschenart; doch verderbt Euch nicht die klaren Augen durch die trübe Brille grübelnder Wissenschaft. Schon der weise Prediger sagte: Zu vieles Studiren ermüdet den Leib, und des unnützen Büchermachens ist kein Ende. — Ein spottender Dämon raunte mir diese Gedanken ein, als ich auf dem Stephansplatze an einem nebligen Sonntagsmorgen reisefertig stand und unwillkürlich den finstern Thurm anstarrte, der sich drohend vor mir zu den Wolken hob. In meinem Gehirn lachte ich, doch bittere Schwermuth und banger Schwindel befielen mein Herz. Als ich einige Jahre früher aus der Provinz Böhmen in die Kaiserstadt kam, war mein Sinn noch ziemlich harmlos und gläubig; ich sprach noch zuweilen den alten Gott meiner Bibel; in guten Stunden konnt' ich noch für sein ganzes himmlisches Haus, für alle seine Engel und Erzengel schwärmen, die Welt hatte mir nichts zu Leide gethan, eine große und doch friedliche Zukunft lag vor meiner trunkenen Seele. Und nun, da ich wieder zurück über das dumpf ächzende Gebälk der Taborbrücke rollte, der Nebel über der traurig rauschenden Waldung hing und die kalten Wogen grimmig unter mir schäumten — ach, wie war mir da! Leichtsinnig, mit verzweifelndem Jubel stürzt' ich in die weite Welt hinaus, ohne Glauben, ohne Halt, ohne Zukunft. Ich sah in das Tagebuch der Menschheit, in die Weltgeschichte; die Lettern schwammen in roth und blauen Farben vor meinen Blicken. Mein Auge hatte nicht mehr süße Kinderthränen für scheintodt begrabene Völker, für all' die goldenen Hoffnungen der Erde, die ins Kloster gingen und eingemauert starben, wie liebeseufzende Nonnen — zornig seufzend verschlang es seine Zähren, und wie siedende Blutstropfen fielen sie mir auf das Herz zurück, daß es in rebellischen Schlägen Lebewohl sagte der Heimath, dem Frieden! Und wer trug die Schuld, wer hatte sich die Mühe genommen, mein armes Herz zum liberalen Ketzer zu machen? — Wien, das paradiesische, das kindliche, kindische Wien mit seinem gläubigen Rosenkranz, seinem jauchzenden Kettentanz, mit dem zauberisch-lügnerischen Lächeln in seinem Leben und Treiben. Wenn ich mich jetzt in einsamer Kammer an meinen Erinnerungen weide, wenn der Kerzenschein auf diese Blätter fällt, wo die Zauberspindel des Gedankens, die

Feder, träumerisch hinschwirrt: dann hör' ich wieder das heimliche Freiheitsgemurmel der Donau, doch dazwischen klingt, wie zum Spott in mein Ohr, das dumpfe Geläut vom St. Stephan.

1.

Ein Gang um die Basteien.

So oft am blauen Himmel Wiens ein hell goldener Mittag lacht, wallfahrtet die schöne Welt auf die Basteien. Am belebtesten ist die Partie vom Rothenthurm bis zum Franzensthore, am farbenreichsten ist das Gewühl an heiteren Sonntagen. Es ist kein Ort laut lärmender Fröhlichkeit, kein eigentlicher Belustigungsplatz; aber um die Zeit, bevor Messer und Gabel klingen, ist jede Minute heilig, süßer Erwartung, behaglicher Beschauung geweiht, und dafür sind die Basteien der passendste Ort. Alt und Jung, Geputzte und Ungeputzte, Alles was Wien an bunten Wundervögeln aus der Fremde aufzuweisen hat, bewegt sich hier in regelmäßiger Strömung auf und nieder. Höchst selten findet es Jemand gut, allein zu gehen. Da treffen sich einzelne Bekannte, so wie ganze Familien, sagen sich guten Morgen, wechseln Einladungen und Complimente. Man sonnt sich im glühenden Strahl schöner Augen, lavirt hin und her, um noch einmal einer Notabilität des Tages, oder den erlauchten Personen zu begegnen, die so schlicht unter dem Volke wandeln, als wären sie wirklich Menschen, wie andere; und hier treibt die böse Bonne ihre lebendigen Püppchen an, doch etwas lauter französisch zu plaudern. Minder belebt, doch um so vornehmer sind diese Spaziergänge zwischen vier und fünf Uhr des Abends. Besonders hohe Herrschaften bemühen sich hierher, frische Luft zu schöpfen, und einen Gran Appetit vor dem Diner einzunehmen. Dies nennt man die noble Bastei*). — Diese alten Wälle Wiens sind nicht überall von gleicher Höhe und Breite, auch wechselt die Anmuth der Aussicht sowohl nach innen als nach außen hin. An manchen Stellen ziehen sich junge Bäume durch den reinen Sandboden, lange, geschmackvoll vergitterte Gärtchen zieren die Façade der Basteihäuser, an andern Stellen jedoch waltet ein minder freundlicher Genius. Gern eilt man über dem Fischerthore an der schwarzen, hohen Gefängnißmauer vorüber; zwei oder drei, schießschartenähnliche Fensterchen blicken auf den schmuzigen Salzgries herunter; über dem Neuthore sieht man die Rückseite der Stadtkaserne, ungarische Soldaten putzen auf den Gängen ihre Gewehre, hier und da sitzt ein Bettler auf einer Bank an der Brustwehr, oder ein müßiger Träumer lehnt an der Mauer und lauscht dem Tambour, der im Stadtgraben die Trommel schlägt, das Glacis jedoch wird immer breiter und anmuthiger. Dieses ländliche Intermezzo zwischen Stadt und Vorstädten übt einen ungemeinen Einfluß auf die Launen und das Temperament der Wiener überhaupt aus; es erhält die ewig frischen Luftströme, welche so manche Städterwange röthen. In der That bemerkt man hier nicht jene dicke, schwüle Atmosphäre, die sich in großen Städten wie die Rauchwolke eines Vulkans bedeutungsvoll über den Thürmen lagert. Hier kommen, wie auf hohen Befehl, von allen Seiten sanfte und schneidende Winde über das offene Glacis gezogen, und zerstreuen den heißen Athem des Volks, die trüben Dünste, die aus so vielen Köpfen und Lungen emporsteigen. — Da führen die Promenaden hinab in den äußern Burghof. Ein ummauerter Winkel desselben bildet den Volksgarten. Eine kleine, ziemlich einsylbige Fontaine, ein Haufen von Bäumen und einige mit Hecken umpflanzte Wege zieren dies grüne Plätzchen, dem der Kaiser Franz den großen Namen Volksgarten schenkte; er hat wohl nur auf ein winziges, anständiges Völkchen gerechnet. Da klingen oft noch spät am Abend, wenn die Mondenstrahlen hoch über den Wipfeln der Bäume zittern, Arien aus beliebten Opern, oder Lanner'sche Walzer, und an hohen Geburts- oder Namenstagen beschließt ein kleines Feuerwerk die bescheidene Unterhaltung. Lanner's Walzer sind nicht so stürmisch glühend, nicht so sinnlich, wie die seines gefeierten Nebenbuhlers, aber dafür gemüthlicher; viele seiner Melodien stehlen sich in das Herz. Sein Genius bläst nicht das Geisterhorn Oberon's, man kann seine Walzer am Ohre vorbeihüpfen lassen, ohne von der Tarantel gestochen zu werden. Darum ist Lanner hier an seinem Orte. Vor dem halbmondförmigen Salon sitzen ehrsame Damen mit hoffnungsvollen Töchtern in dreifacher Reihe, schlürfen Eis, oder beschäftigen sich mit feierlicher Langeweile, wie die römischen Sena-

*) Von diesem hohen Standpuncte aus hat vermuthlich Miß Trollope jene tiefen Blicke in das innerste Leben Wiens und der Oesterreicher geworfen, womit sie ganz Deutschland in Erstaunen setzte. Sie skizzirt ungefähr so genau, wie der literarische Zuckerbäcker, weiland Florian in seinen Novellen, wo Juden, Baschkiren und Pariser in eine und dieselbe, wenn auch humane Uniform gesteckt werden. Die wiener Journalistik übrigens, welche ausländische Urtheile über Wien oft gegen ihre Ueberzeugung als schief und vorurtheilsvoll berichtige, dürfte gerade mit den Leistungen dieser Torydame zufrieden sein.

toren, als sie auf dem Forum die Gallier erwarteten. Nun kommen die Gallier, Dandy's von allen Sorten. Die Musik beginnt und die Herren machen mit bewaffneten Augen hart an den Damen vorbei die Runde, und gehen nach dem Takte so lange im Kreise herum, bis sie müde werden. Selten besucht Jemand von diesem Publicum im Hintergrunde des Gartens den armen Theseus, der mit dem Centauren kämpft. Wenn die Thür zu seiner Behausung offen ist, stehen zwei kaiserliche Gardemänner am Eingange, auf daß der Zuschauer nicht die Kämpfenden störe. Dennoch kommt der Held nicht zum Ziele. Ewig schwingt sein Arm die Keule, sein Auge starrt ins Antlitz des tyrannischen Ungethüms, sein Busen scheint sich zu heben, seine jugendliche Wange sich zu röthen; der Centaur jedoch kauert auf seinen Knieen, nicht aus Demuth, er bittet nicht um Gnade; er ist ewig zum Sprunge bereit. In Wien hört' ich oft die Sage, Theseus habe ursprünglich ganz die Gesichtszüge des jungen Generals Bonaparte gehabt; die Censur habe die Aehnlichkeit gestrichen, und der feine Meißel eines fremden Künstlers die drohenden Züge verwischt. Wenn ich in der Dämmerung vor der wunderbaren Gruppe stand, da dachte ich nicht an den großen, unglücklichen Insulaner; den jungen, freiheitslustigen Geist des Jahrhunderts sah ich, wie er mit seinem Kerkermeister, dem Ungeheuer mit menschlichem Haupte und thierischem Herzen, ringt, und noch lange nicht ausgerungen hat. Dies will die krampfhaft geschlossene Lippe des Helden sagen, und darum, schien es mir, hat man das kühne Bild in diesen dämmernden Winkel, in dies unwürdige steinerne Gehäuse versteckt. Denn der Theseus schämt sich fürwahr dieses sogenannten Tempels, der nur ein großes Schilderhaus ist, um den theuren carrarischen Marmor vor Wind und Regen zu schützen. — Eilen wir hinaus, über den Burghof die Bastei hinauf. Welch ein heiteres Panorama fesselt das Auge hier! Dort die Karlskirche mit ihren zwei trajanischen Säulen, links die Kuppel des Belvedere, über die Wipfel des Gartens ragend. Zauberhaft, oder wie die Wiener sagen würden, wunderlieb gestaltet sich hier die Fernsicht in den ersten Frühlingstagen, wenn auf dem Glacis Bäume und Rasen grünen, während die Berge hinter Wien noch mit blendendem Schnee in den blauen Himmel tauchen. Spielende Kinder lassen ihre papiernen Drachen steigen, aber die Wolken segeln frei über steinerne und papierne, kindliche und männliche Spielzeuge fort. Am Horizonte verliert sich ein Meer von Häusern mit seinen Schornsteinen, Thürmen und Thürmchen in den Himmel. Wie gehorsame Töchter, bald vertraulich näher rückend, bald in bescheidener Entfernung verharrend, lagern sich die einzelnen Vorstädte um die alte Mutter Stadt; dort die stille Alsen-Vorstadt, die lustige Josephstadt, die stattliche Mariahilf und die reiche Wieden, und alle sind gesegnet mit hohen und niederen, frommen und demüthig-stolzen Kirchthürmen. Ueberall sonnige Heiterkeit; man glaubt das Füllhorn am Himmel zu sehen, wie es seinen Segen ausschüttet in lieblichen Strahlen. Wo aber ist die majestätische, großartige Miene der herrschenden Stadt? Das Auge sieht keine Triumphbogen, keine Säulen und Mausoläen. Wien hat keinen großartigen Zug in seiner Physiognomie; ohne Runzeln ist seine liebliche Wange, aber flach, ohne sinnige Falten seine Stirn. Der Stephansthurm spielt den erhabenen Sonderling, den finstern Einsiedler unter dem fröhlich-nüchternen Häuservolk. Selbst die Burg ist in ihrer äußern Erscheinung prosaisch-bürgerlich, und imponirt nur durch gewaltige, solide Massen, nicht durch Würde oder Grazie der Bauart. Wenn man die vielen, zu verschiedenen Zeiträumen zugefügten Seiten- und Nebengebäude sieht, glaubt man die Geschichte des Hauses Habsburg zu lesen. Habsburg trug nie den ritterlich-kecken Helmbusch der Bourbonen, nie den starren Eispanzer der Romanow's. Im Stillen und auf dem friedlichsten Wege von der Welt, nicht durch blutige Feldzüge, durch reiche Heirathen, glückliche Processe und geschickte Advocaten hat Habsburg all den kostbarn Staat und Schmuck, jene bunte Kette von goldenen und eisernen Kronen erworben, die es seiner vielgeliebten, rothbackigen Austria um den Nacken schlingt. Mit schmerzlichem Stolz, mit kindischer Schadenfreude dachte ich oft an Prags königlich erhabenes Angesicht. Kein lachender Zauber schwebt über seinen prophetischen Brauen; Prag ist finster, verschlossen — wie sollt' es anders? Der Cicerone darf dem Fremdling nicht erst die Sagen der Vergangenheit zuflüstern; sie sitzen auf allen Dächern und Altanen, die Erynnien des Jahres 1620, und verfinstern mit ihren Schatten die wiederhallenden Straßen, daß man kaum an die sonnige Gegenwart, an das Licht am Himmel denkt. Ganz Prag ist eine steinerne Chronik — lachend fährt der Sturmwind der Zeit vorbei; er wird nicht mehr in ihren Blättern wühlen; kein Auge, als das der alten Moldau, benetzt die starren Blätter mit seinen Thränen! Ja Prag ist majestätisch, sein Antlitz ist stolz; aber glücklich und lockend ist Wien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mundt's Komödie der Neigungen.

Den zweiten Jahrgang des Delphin ziert ein interessanter Stahlstich, der Kopf der Dame Dudevant in Mannskleidern, ein corpulentes, derbes Gesicht mit großen, geistvollen Augen und mit üppig geschwellter Lippe. — Von Mundt lesen wir: die Komödie der Neigungen, in vier Acten. Ein seltsames Product! Daß dies Drama im Repertoir der Bühne keinen Platz fände, wäre zu verschmerzen, wenn es um seines dramatischen Werthes willen von den Bretern ausgeschlossen bliebe; allein sein durchaus novellistisches Interesse macht hier alle dramatische Haltung unmöglich. Man kennt an Mundt den Hang zu psychologischen Experimenten, die er mit seinen Novellenfiguren anstellt; er bringt dadurch das Mährchen mitten in die blanke Wirklichkeit der socialen Gegenwart. Mährchenhaft ist allerdings alles Seelenleben, aber der Poet hat es zu deuten, und wo nicht zu deuten, doch so zur Erscheinung zu bringen, daß wir es glaublich finden. In diesem Gebiet der Wunder des innern Lebens hat Mundt so viel Erfindungsgabe, daß wir über seine Einfälle staunen, in diesen Geheimnissen der Neigung, diesem Suchen und Fliehen der Lebenstöne, hat er recht eigentlich sein Feld. Auch ist uns kein Wagniß zu keck, keine Eingebung zu verwegen, sobald nur die Brücke von innen nach außen gefunden ist, das Mährchen als Erscheinung in der Wirklichkeit gültig wird. Da liegt's; die zarteste, tiefsinnigste Intention kann wie eine Seele, die keinen Körper findet, herumirren und wirkungslos bleiben, weil sie keine Wirklichkeit findet. Inzwischen verträgt die Novelle noch viel. Aber im Drama rächt sich jede gewaltsame Zumuthung, oder sie müßte denn mit Shakspeare'scher Eroberungskraft uns bewältigen. Mundt hat das langgesponnene psychologische Gewebe einer Liebesgeschichte dramatisiren, einen spinnefeinen Roman voll Herzensintriguen in Scene setzen wollen. Die räthselhafte Treulosigkeit des Herzens, der Widerspruch im Blühen und Verwelken der Gefühle, diese ganz innere Boudoirgeschichte der Menschenseele wird hier aus der Novelle ins Drama übersetzt. Wir müssen den Versuch durchaus verfehlt nennen. Deutsche Dramen leiden sonst an der Lyrik, hier leidet ein Drama an dem ganz novellenhaften Charakter der Intrigue, ja hebt sich mit allen seinen Wirkungen auf. Wer diesen Hauptfehler durchschaut, erklärt sich auch alle übrigen einzelnen. Der Zufall will hier im Drama hundertfältig tyrannisiren, und er ist schon in der Novelle fraglich, obschon Tieck ihn dort einbürgern wollte. Auch der träge Fluß der Diction im Mundt'schen Drama rührt davon her, daß sich das Thema sträubt, sich dramatisch zu entfadeln. Und der schlaffe Geist der Indifferenz, der sich hier dieser modernen Reflexionsmenschen bemächtigt, steht zum Charakter des Dramas in einem so schreienden Contrast, als hätte Mundt das dramatische Element parodiren wollen. Daß sich im Einzelnen viel schöne, originelle Gedanken zu Tage fördern, läßt sich von einem Product von Mundt wohl erwarten; er thäte wohl, die ihm eigenthümliche Gestalt der Coralo in einer Novelle zu entwickeln, wo sie lediglich zu ihrem Rechte kommt. — Der Almanach bringt sonst noch: „Protestantische Bilder aus Böhmen," von Mundt, eine Reihe flüchtiger Studien zur böhmischen Geschichte, ferner eine interessante Novelle von Fräul. v. Wolf „Adele," Skolien, kleine Lieder von Mises, und eine sehr willkommene Uebersetzung des „Gefangenen am Kaukasus" von Puschkin. Der Uebersetzer ist Robert Lippert in Moskau.

N o t i z e n.

[Mistreß Alfred Shaw.]

Wir haben die Sängerin aus England bereits zweimal im leipziger Gewandhause gehört, im dritten und im vierten Abonnement-Concert. Ich habe ihre Stimme einen Mezzosopran nennen hören und mag nicht über die Benennung streiten; mir ist sie selbst in den höheren Tönen wie Alt erschienen. Im dritten Concert — sie sang eine Rossini'sche Arie und eine Cavatine von Mozart — schien ihr Ton Anfangs von einem leisen Anflug von Heiserkeit verschleiert, in der Cavatine aber entfaltete sich die ganze Schönheit ihres kräftigen sonoren Organs; der Beifall war nicht stürmisch, aber solid; sie reißt nicht hin, aber belebt durch die Wärme ihres Gefühls, durch die Delicatesse ihres Vortrags. Im vierten Concert sang sie die Beethoven'sche Arie: „Ah perfido spergiuro," um einen Ton, aber um eine Terz tiefer, als sie gesetzt wurde. Anfangs hierdurch befremdend, fesselte sie doch bald durch die schöne Empfindung, womit sie dies ergreifende Tongemälde mannichfaltiger Liebesleiden entfaltete. Fragen möchte man die Sängerin, warum sie bei den Worten s'ei non è più qual era, son io — qual fui die musikalische Periode zweimal trennte, da der Text dies nicht erfordert! Es ist ein Verdienst der neuen Gesangsmethode, daß sie den Schlußnoten jeder musikalischen Periode mehr Aufmerksamkeit schenkt, als früher, wo sie oft so flüchtig verhallten: doch ist hier sicherlich Maß zu empfehlen, will man nicht die Wirkung durch Manier aufheben. — Mrs. Shaw sang noch die Cavatine von Mercadante: Ah s'estinto ancor etc. Sie lieferte hier den Beweis, daß sie mit figurirtem Gesang eben so vertraut ist als mit getragenem. Mit steigendem Wohlgefallen folgte man bis zum Schluß, den sie unter rauschendem Beifall wiederholte.

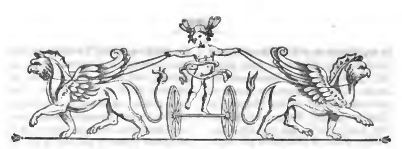
[Für Theater.]

Deutsche Theater, die sich mit französischen Kleinigkeiten groß füttern, mögen auf die „dramatischen Bilder für 1839" aufmerksam sein; die von Rudolph Mettier, Leipzig im literarischen Museum, erschienen sind, enthaltend eine Posse, ein dreiactiges und ein zweiactiges Lustspiel. Der Literatur gehört derlei nicht an.

[Politik.]

Das höchste Interesse zieht jetzt England wieder auf sich mit seinen energischen Maßregeln, um Handel und Civilisation zu verbreiten und den russischen Einflüssen in Europa und in Asien das heilsamste, entschiedenste Gegengewicht zu stellen. Englands Verbindung mit der Pforte, und sein Handelsvertrag mit Oestreich werden vielleicht einen Wendepunkt abgeben in der Geschichte der Cultur. Der Globe brachte einen Artikel, der die glorreich wiedererwachte Kraft Altenglands feiert. Eine Zeit lang schlief die Vorsicht!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 215. — den 2. November 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

(Fortsetzung.)

Da steh' ich über dem Karolinenthore. Unter allen Thoren der Stadt schien mir dieses das freundlichste; es führt nicht erst auf die staubige Heerstraße, sondern geradezu auf das Wasserglacis. Hier sind die Alleen so schattig und dicht, daß sie zur Lieblingspromenade, wenn auch nicht der schönen, doch der hübschen Welt geworden sind. Alte Herren und eingeschränkte Familien, die nicht weit gehen wollen, arme Putzmacherinnen, Stuben- und Kindermädchen sitzen die langen Sommerabende da, strickend, plaudernd und seufzend, bis die Lampen an den Bäumen brennen, bis der Mond am Himmel und in ihrer Seele aufgeht. Hektiker, deren Lungen der Kalkstaub ruinirt hat, trinken da warme Ziegenmilch, und während die Eltern gegen ihren Husten die Nymphe Amalthea beschwören, besteigen die Kinder dressirte Ziegen und reiten eine Viertelstunde für einen Zwanziger. Diese Thierchen, ganz wie Pferde gesattelt und gezäumt, und die kleinen Ziegenritter, die sich bei drohender Gefahr an dem Barte ihres possierlichen Renners halten — so sehen die wiener Späße, die wiener Schelmenstückchen aus. Unter diesen Bäumen hat Morelly seine musikalische Tribune. Einst hatte Wien seinen Mozart, Haydn, und in gewissem Sinne auch Beethoven. Heut zu Tage rühmt es sich seines Strauß', Lanner's und Morelly's, Propheten, deren Orakel so verständlich sind, daß sie schon in der Heimath anerkannt wurden. Unter den drei Walzerkönigen hat Morelly den geringsten Enthusiasmus erregt, und wenn es wahr ist, daß die heilige Allianz der drei Walzermächte den guten Geschmack in Wien untergraben, so ist Morelly am meisten von der Schuld frei zu sprechen. Dennoch muß sein Fidelbogen etwas von der magischen Gewalt eines Scepters haben, daß man ihm zu Liebe die mephitischen Dünste ignorirte, die das nahe wiener Flüßchen über das trauliche Wasserglacis verbreitet. Man hat jenes Flüßchen oft mit einem Landmädchen verglichen, das in der Stadt seine Unschuld verliert. In der That ist es so. Ein unbekanntes, aber reines Bächlein, kommt die Wien in die Residenz. Man beehrt sie mit dem Namen Fluß; dafür schütten alle Canäle ihre Verderbniß in ihren Schooß, und aus Verzweiflung über ihre verlorene Unschuld stürzt sie sich in die Donau..... Comprate Signori, due fiorini, il gran Schillero, comprate! —

Unten auf beiden Seiten der Holzbrücke, die über den Stadtgraben führt, da stehen die braunen Kinder Italiens, Breter mit Gypsfiguren auf dem Kopfe. Hört man auch nicht die Musik ihrer Sprache, man erkennt sie an den sprühenden Augen, dem glänzenden Rabenhaar, und der Anmuth, mit der sie ihre Bürde tragen. Es sind gewöhnlich Knaben aus Parma, Lucca, Modena, oder Toskana. Welche sonderbare Bildergalerie tragen die arglosen Buben oft auf ihrem Kopfe. Die Götter Griechenlands und Roms, daneben einen bärtigen Capuciner, Papst Gregor und die Büste Luther's,

Schiller und Goethe, Napoleon und Kaiser Nikolaus befinden sich auf Einem Brete, Alles in bleichen, hohlen Gypsfiguren. Ach! Italien hat keine Götter und Cäsaren mehr. Wie die Juden verdammt sind, den Trödel und die Lumpen aller Welt auf ihre Schulter zu packen, so muß Italien von alten Münzen, verblichenen Erinnerungen leben, hervorgegraben aus den Schutthaufen einer alten Welt. Seine Kinder bieten das Letzte, was sie haben, die süßen Früchte und Melodien Hesperiens in der Fremde feil. Auch seine Reliquien sind bald dahin und verkauft. Seine Schmerzen und Ruinen selbst haben fremde Sänger ausgebeutet. Jede Gondel Venedigs ist besungen. Italien käme zu spät, wollt' es sich vor dem müden Ohr der Welt noch einmal selbst beklagen. Wer spräche von seinen stolzen Städten, wenn sie nicht zum flüchtigen Schimmer einer Kaiserkrönung in die Hände klatschten. Ach, Italien ist nichts geblieben, als die Amnestie, nicht den Ablaß politischer Sünden, mein' ich, jene Amnestie, die kein gekröntes Haupt verschenken, kein Schwert erzwingen kann: das Vergessen der Vergangenheit.... Lebt wohl, ihr bleichen Gypsfiguren! Ich stehe wieder über dem rothen Thurme. Der Abend legt seine rothe Hand auf den Kahlenberg. Träum' ich oder nicht? Da oben wohnten die romantischen Babenberger. Was ist aus Wien geworden! Wie groß, wie schön, und wie reich. Wohin das Auge sieht, Fremdlinge aus allen Zonen! Da drängt sich die lärmende, fleißige Leopoldsstadt heran; nur die Ferdinandsbrücke trennt sie von der Stadt. Vom Fleischmarkte herunter wandeln Gestalten des Orients, griechische Pfaffen mit unheimlichen Augen, schwarzen, gekräuselten Bärten, türkische Juden mit ungeheurem Turban. Draußen jagt am Thor ein wildes Gespann vorbei. Seht ihr den lustigen Wagen? Vier oder sechs durchsichtige Pferde, Thiere, wie Schatten, schleppen ihn kaum, und der bärtige Rowak mit der unendlichen Peitsche — das sind Haidebilder aus Ungarn. Links jedoch strömt friedlich und klar der Donauarm herunter. Schiffchen aus Baiern und Oberösterreich, beladen mit Obst, landen am Ufer, und manche naive Linzerin steigt aus, um in der Residenz ihr goldgesticktes Häubchen und ihre rothen Wangen bewundern zu lassen. Auf dem Schanzl zwischen der Donau und der Bastei sitzen die wiener Poissarden, man nennt sie Fratschelweiber, sie verkaufen Obst und theilen Flüche und Schimpfnamen aus, eben so gräßlich wie komisch. Dort hinten aber, scheinbar am Fuße des Kahlenberges, da liegen die ärmsten aller Vorstädte; kauernd in ländlichem Schmuz, fassen sie, wie Bettelkinder, die Schleppe ihrer reichern Nachbarn, um nur auch zur Kaiserstadt zu gehören. Da ist jedoch viel von dem Kern, dem eigentlichen Urstoff des alten wiener Volkes zu finden. Wenn ich durch die engen Gassen von Thury und Lichtenthal ging, wenn ich die Milchweiber mit den spitzigen Strohhüten sah, die selbst ihren kleinen Wagen regieren, wenn ich jene eigenthümlichen Gestalten mit dem spitzen Kinn und der noch spitzern Zunge erblickte: dann glaubte ich immer die eigentlichen Abkömmlinge der alten wiener Bürger aus dem Geblüt jener originellen Schuster zu erkennen, die unter dem tyrannischen Albrecht den Stadtgraben mit ihren Leisten füllten, um die Burg zu stürmen. —

2.

Dialekt und Volkscharakter.

> So lebt dies Volk sein stilles Pflanzenleben,
> Sein Herzchen ist geöffnet bis zum Grund,
> Und leicht gestillt ist auch sein höchstes Streben.
> *Karl Beck: der fahrende Poet.*

Ich kam nach Wien aus der Provinz Böhmen. Nur ein Wörtchen der Erinnerung, nur einen mitleidigen Blick verlangt meine Heimath hier. Böhmen ist unter allen Ländern des Kaiserstaates am meisten Provinz; schnappend und keuchend nach seinem täglichen Brot, hat es keine Zeit, an seine Vergangenheit, oder gar an seine Zukunft zu denken. Einige edle Jünglinge mit schwärmerisch bleichen Wangen sind hinausgerannt in die böhmischen Wälder; sie sangen kühne Lieder und rührende Sagen in der Sprache des Huß, um den alten slavischen Genius aus dem Grabe zu wecken; doch kein Echo antwortet ihrem verzweifelten Rufe. Ja, der Böhme hat das Recht, ein Kosmopolit zu sein; denn er hat nur eine Heimath, kein Vaterland! Er mag sich mit rührender Liebe, oder mit trotzigem Unmuth in die stillen, böhmischen Dörfer vergraben, wo er so wenig von einer Welt jenseit der Gränzen hört, wo ihm seine geliebte Slavenzunge elegisch, wie der Ton der Dorfglocke, aus dem Munde der Frauen entgegentönt: an einen vaterländischen Heerd mit freiem Ruhm und glückbekränzten Laren denkt er wohl nimmermehr. Der Bewohner der Städte kennt oft die alte Sprache des Landes nicht, oder er verstößt sie, wie eine niedrige Sippschaft, in die Gesindestube zu den Knechten und Mägden: gebildet, civilisirt, ja höflich, ist er nur in deutscher Sprache. Dies wirft einen traurigen Schatten auf das Land, und der arme Bauer, der sogenannte Stockböhme, gilt für das Muster barbarischer Wildheit

und stumpfer Rohheit. „Ohne das Bischen Böhmisch müßtest Du bellen, wie ein Hund!" So hört ich manchen stolzen Herrn zu seinem Knechte sagen. Kränkt man dem französischen, irischen, ja polnischen Bauer auch sein Liebstes, die Sprache seiner Mutter, so? — Wenn ich aus meiner Geburtsstadt hinausging in die nächsten Weiler, so glaubte ich im fremden Lande, unter Indianern und Wilden zu sein, der harte Dialekt des Landvolkes stieß mich ab; wenn der Bauer die kargen, schweren Lippen öffnete, sah ich den unversöhnlichen Hussiten mit der furchtbaren Streitaxt vor mir. Ich gestehe, mein Sinn war zu kindlich, um das tragische Geschick der Czechen zu verstehen, und von böhmischem Patriotismus hatt' ich nie sprechen gehört; nicht mein Herz, mein Schulbuch der Geschichte war Schuld daran. Deutschland dagegen war Tag und Nacht meine Sehnsucht, ein Land, wo selbst Bettler und Bauern die Sprache Schiller's und Goethe's reden, schien mir ein Arkadien, ein Eden. Ich kam endlich nach Wien und glaubte in Deutschland zu sein. — Was des Fremdlings Ohr in Wien am meisten gefangen nimmt, ist wohl der jodelnde, geschwätzig possierliche Dialekt. Diese Mundart ist es auch, die Wien von Deutschland trennt. Damit ist nicht zu viel gesagt; denn in ihr finden sich die Töne fur all' die Eigenthümlichkeiten und Schattirungen, die den geistigen Cordon zwischen Oesterreich und seinen Nachbarn ziehen. Auf die naivste Art von der Welt verräth die Mundart den österreichischen Volkscharakter, aus jeder Sylbe, aus jeder Betonung blickt der Schelm, der Spaßmacher, aber auch die Schlafmütze des Philisters hervor; diese Mundart ist der Volkscharakter selbst. Der österreichische Dialekt ist ein ziemlich naher Verwandter des tyrolischen, steirischen und baierschen. Man sieht, er stammt von der Alpe, daher die Treuinnigkeit, die Herzlichkeit, die er mit dem gleichgültigsten Gruße, mit einem „Guten Morgen" auszudrücken im Stande ist, die tiefe Gemüthlichkeit, die in den österreichischen Volksliedern sich so warm und anspruchslos hingibt. Eines jedoch hat dieser Dialekt vergessen! Er hätte auch die gewaltige Kraft, die Freiheitslust mitnehmen sollen, die auf den Alpen zu Hause ist, als er vom Gebirge herabstieg, um sich in der Ebene niederzulassen. Statt dessen hat er hier ein behagliches Sichgehenlassen gelernt, Spuren von Kraft entwickelt nur die Grobheit der Fratschelweiber, und das schnippische Wesen, in der sich zuweilen das schöne Geschlecht gefällt. Ueber das Kindliche, Scherzhafte, Kluge und Pfiffige hinaus, in die höhere Gedankenwelt kann der österreichische Dialekt den menschlichen Geist nicht begleiten. Ein ernster Gedanke, ein Ausdruck glühender Leidenschaft, wird, ins Oesterreichische übersetzt, lächerlich, als hätte er sich selbst parodirt. In der plattdeutschen Sprache gibt es eine eigene Bibelübersetzung; wie sich das Buch der Bücher im berliner Dialekt ausnähme, kann man wohl nicht beschreiben, ohne etwas Impietät sich zu erlauben. Ich glaube, die Helden des alten und neuen Testaments würden sammt und sonders etwas renommistisch ausfallen. Aber auch der wiener Dialekt ist keiner Uebersetzung der Bibel fähig, ohne Alles in das Komische, Spaßhafte zu ziehen. Nur die Weisheit Abraham a Sancta Clara's, die schon von Hause aus das komische Gewand trägt, kann durch den drolligen Ton der wiener Mundart gewinnen. —

(Der Beschluß folgt.)

Beurmann's Deutschland und die Deutschen.

Ein willkommnes Werk, in welchem sich das Nationalbewußtsein der Deutschen concentrirt findet. Beurmann stammt geistig von Börne ab, er hat die Satyre geerbt, allein er verwendet sie wie ein guter Hausvater, ohne Leidenschaft, ohne Kampfbegier, ohne dem Eifer eine einseitige Schnellkraft nach irgend einer Richtung zu geben. Diese Ruhe des Verhaltens, die das Urtheil des deutschen Zwiespaltes überblickt, diese Reife des Bewußtseins imponirt; sie kann der Production keine neuen Quellen eröffnen, aber durch ihre nachhaltige Dauer das Erworbene schirmen, die Niederlage des Feindes erhärten. Ein verworrenes Jahrhundert, im Handgemenge mit sich selbst, das ist unsere Zeit im Wendepunkt zwischen Altem und Neuem. Ein Complex von Nationen, im Wirrwar mit sich selbst, das ist Deutschland mit seinem Norden und Süden, seinem Absolutismus und seinem Versuch zu liberalen Lebensformen, seinen religiösen Feindseligkeiten und seinem Versuch, im Menschen den Menschen anzuerkennen. Aus alle dem erlöst die productive Kraft, die für ein fernes Ziel begeistert, oder die Ruhe der Umsicht, die mit gehaltvoller Würde über die Spannungen hinwegbebt. Es ist eine Eigenthümlichkeit der gegenwärtigen Zeit, sich selbst den Spiegel vorzuhalten. Beurmann gibt uns einen Spiegel; so weit, wie es hier in diesem leidenschaftslosen Abbild erscheint, ist Deutschland wirklich gekommen. — Man hat das deutsche Vaterland das Herz Europas genannt, während Frankreich für den Kopf, Rußland für den Theil gilt, aus dem die Unterleibsbeschwerden kommen. An diese Leibesbeschaffenheit Europas knüpft Beurmann den Beginn seiner Betrachtungen. Er sucht das natürliche Deutschland auf, das nationale, das historische, das politische. Eine treffliche Charakteristik der deutschen Flüsse und Stromgebiete bringt das zweite Capitel. Ihm folgt ein historischer Rückblick auf die Vergangenheit Deutschlands, aus der die camäleontische Gegenwart entsprang. Der Mangel an äußerer Einheit führt auf die innere Einheit, auf die Tugenden der Deutschen, und hieran schließen sich sehr

eng unsere Fehler, wie man von Tacitus leicht auf Hofrath Thiersch kommt, von Schiller, der mit den Völkerbewegungen seiner Zeit sympathisirte, auf Clauren, der den Befreiungskrieg in Novellen besang. Capitel 5. und 6. beschäftigen sich mit dem deutschen Adel, in seiner Vergangenheit, Gegenwart und muthmaßlichen Zukunft. Von der Geldaristokratie sagt Beurmann sehr richtig, sie gehöre den liberalen Interessen an. In Bezug auf das Junkerthum, das im Staatsleben zwischen Buegerthum und Regierung eine politische Stellung einnehmen möchte, hebt der Verf. mit Recht hervoe, daß die kurhessische Constitution mit Einer Kammer die durchaus zeitgemaße sei. Die nächsten Capitel gehören einem Thema, das Beurmann schon in seiner Schrift übee Göttingen treffend eeörtert hat, das deutsche Universitatswesen mit seinen Coeporationsformen, die steife Abgeschlossenheit der deutschen Wissenschaft vom Leben, die Halbheit in dem Verhältniß des Gelehrten zum Publicum und zum Staat. Das 10. Capitel, mit welchem das vierte Heft schließt, erläutert den Zustand des deutschen Theaters, wie es ist und wie es sein sollte, um mit den Interessen des Zeitalters parallel zu gehen.

N o t i z e n.

[Eine neue Symphonie von Spohr.]

Das vierte Abonnement-Concert im leipziger Gewandhause brachte uns Spohe's neueste Peoduction, eine Symphonie in C-moll, noch Manuscript. — Spohr hat nie einen großen Kreis von Gedanken beherrscht; seit seinen letzten Opern, die nicht aus Cassel herauskamen, spinnt ee sich immer mehr in seine begränzte Welt ein, und diese Symphonie beweist vielfach, wie er an sich selbst zehrt. Will man Spohe's meekwüedige Eigenthümlichkeit bezeichnen, und den Enthusiasmus begreiflich finden, den sein erstes Auftreten in Deutschland erregte, so muß man Azor und Zemire, Jessonda und den Faust zergliedern; hier hat sich die liebenswürdige Seite des zarten Meisters erschlossen und erschöpft. Das Adagio der neuen Symphonie, besonders der wunderschöne Schluß desselben, erinnert an die Frühlingsblüthen seines Geistes; die süße Schweizerei elegischer Gefuhle wird noch überall entzücken; auch das Scherzo ist bunt und kindlich schön. Dagegen ist der erste Satz zu gedankenleer, der letzte bleibt ohne Wirkung, weil der Symphonie fehlt, was der ganzen Spohr'schen Musik abgeht, Energie des Gedankens. Die Symphonie ist wie ein schönes, aber weichliches Bild, dem es an Schatten fehlt, an kraftigem Dunkel, wodurch sich auch das Licht erst hebt. Daß sich im Tonsatz der Meistee bekundet, ist Sache der Beuetheilung von Seiten der technischen Musiker; hiee ist die Rede von dem ästhetischen Eindruck.

[Geheime Gesellschaften.]

Im neuesten Heft des Rotteck-Welcker'schen Staatslexikons lesen wie von einer tüchtigen Feder einen Artikel über geheime Gesellschaften, Priesterorden, Feeimaurer, Illuminaten, Carbonaria, Tugendbund, Hetária, Propaganda, Volksfreunde, junges Italien und Europa. Wir geben die Schlußworte: „In den Vereinigten Staaten von Nordamerica läßt sich keine Spur von geheimen politischen Gesellschaften entdecken. (Weil hier die größte Oeffentlichkeit in der Verfassung und Verwaltung ist.) Wenn übrigens diese letztern an und füe sich kein sehr taugliches Mittel für Erreichung politischer Zwecke sind, so ist doch immer ihee Entstehung als ein Symptom des Volkslebens sehr zu beachten. Geheime politische Verbindungen haben sich gebildet, wenn ein schwer empfundner und stets unerträglicher werdender Druck auf einem Volke oder einem Theil desselben lastete, und sie waren dann die Anzeichen einer wachsenden Opposition. Außerdem kommen sie zum Vorschein, wenn eine Partei im offenen Kampfe überwunden ist, und wie dort die Voeboten, so sind sie jetzt nue die Nachzügler einer allgemeinern Bewegung. In diesem Falle mag es leichter gelingen, endlich ihre letzten Spuren zu vertilgen. Aber damit ist nichts erreicht, so lange nicht die Quelle der Unzufriedenheit, woraus sie entsprungen sind, versiegt ist. Die politischen Parteien haben noch lange nicht aufgehört, wenn man auch alle geheimen politischen Gesellschaften gesprengt hat; und gegen den Sturm, welchen diese, wenn nicht erzeugen, doch häufig ankündigen, gibt es stets nur Ein sicherndes Mittel: die Popularisirung dee Verfassungen und der Gesetzgebung unter dem freien Einflusse der öffentlichen Meinung."

[Anekdoten von Suwarow.]

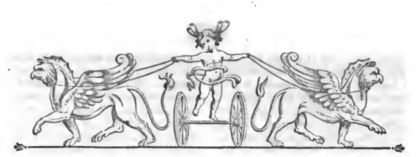
Suwarow's Ausdruck war sehr einfach und lakonisch. Sein Losungswort vor der Schlacht hieß: „Gott mit uns, vorwärts, Hurrah!" Aus Polen benachrichtigte er die Kaiserin von seinem Siege duech ein Bülletin mit den Worten: „Hurrah, Warschau, Suwaeow." Katharina schrieb zurück: „Hureah, Feldmarschall Suwarow, Katharina."

Vor Warschau schickten ihm die Polen Abgeordnete vor die Stadt, um mit ihm zu capituliren. Kaum erblickt er sie, so jagt er halb entkleidet, wie er eben ist, ihnen entgegen, umarmt seine Feinde und ruft mit Thränen in den Augen: „Friede, Friede!" Die Abgesandten vergessen ihre Vorschläge anzubeingen und öffnen ihm die Thore der Stadt.

Potemkin wollte nicht an Suwarow's eminenten Geist glauben. Katharina, um ihren Günstling davon zu überzeugen, erlaubte ihm, Zeuge einer Unterredung zwischen ihr und S. zu sein. Erstaunt von dessen Scharfsinn, fragte er ihn mit einem Vorwurfe: „Aber warum sprechen Sie mit mie nicht eben so?" — „Mit Herrschern," antwortete S., „führ ich eine andere Sprache, als mit Ihnen!"

Zu seinen Soldaten sagte er oft: „Die Kugel ist dumm, das Bajonett ist vernünftig!" und jederzeit waeen sie siegreich, wenn dee alte Feldheer rief: „Zum Bajonett, Kinder, Huerah!" Er war ein Vater seiner Soldaten; stets wiederholte er sich den Grundsatz: „Man muß sich beeilen, Gutes zu thun!" Mehr, als das prächtige Denkmal in Petersbueg, das ihm Alexander setzen ließ, ehrt ihn die einfache Grabschrift, welche er sich selbst gab: „Hier liegt Suwarow."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 216. — den 3. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

(Beschluß.)

Aber lächerlich wäre es, solche höhere Forderungen an eine Mundart zu machen, die in den niedern Kreisen des Lebens so viel liebenswürdige Unarten, so viel gesellige Späße und trauliche Wärme verbreitet, ohne etwa eine Welt- und Nationalsprache vorstellen zu wollen, wenn man nicht eben in Wien fast bemüht wäre, den Dialekt des Gamins zu hegen und zu pflegen, und ihm wirklich die Bedeutung einer nationellen, kaiserlich königlichen Sprache zu geben. Selbst die höhern und gebildetern Stände geniren sich nicht, ihre Gedanken in Schlafrock und Pantoffeln erscheinen zu lassen, Professoren auf dem feierlichen Dreifuß kleiden ihre Orakel in diese österreichische Haustracht, und nicht ohne Absicht sprach selbst der selige Kaiser Franz mit seinem Volke österreichisch. Es war ihm nicht blos um Popularität zu thun; er sprach damit den Gedanken der Isolirung vom übrigen Deutschland aus.

Die Mundart der Wiener unterscheidet sich aber dabei mehr als durch blos größere Feinheit von der Sprache des Landvolkes, so wie sich eben auch die Einwohner Wiens von den Oesterreichern auf dem Lande unterscheiden, die ja nicht die einzige Quelle sind, aus der Wien seine reiche Bevölkerung schöpft. So wenig als das kleine Erzherzogthum der großgewordenen Tochter Residenz den Riesenmagen füllen, oder allen nöthigen geistigen Flitter aufbringen kann, um mit Würde die Honneurs als Kaiserstadt zu machen, eben so wenig kann es die Zahl seiner 300,000 Einwohner immer voll erhalten. Seit jeher mündeten sich aus allen Provinzen Menschenströme von den buntesten Farben und den feindlichsten Elementen in den Schooß der Kaiserstadt, verloren bald ihr eigenthümliches Gepräge, tranken an den Brüsten Vindobonas die Milch der frommen Denkungsart, und wurden Wiener. Die verschiedenen Ingredienzien, Polen, Böhmen, Mähren, Italiener u. s. w. wurden mit den vorhandenen Urelementen zusammengeknetet und gemischt. Die Mischung ging unter hohen Auspicien glücklich und ohne zu gewaltsame Gährung vor sich. So erschien ein eigenthümliches Präparat von einem Volke, keineswegs ein Miniaturbild der Völkerschaften des Kaiserstaates, sondern das Ideal von einem loyalen Volke, wie es einer monarchischen Seele vorschweben mag, und wie es die feste Hand der weisen k. k. Regierung verwirklicht, und mit dem k. k. Stempel versehen hat. Dies ist das kleine Volk, man möchte sagen, die kleine Nation der Wiener. Nun, auch die Pariser sind eine Nation, doch mit einem kleinen Unterschiede. Paris ist stolz darauf, das gerüstete Haupt Frankreichs zu sein. Es denkt und dichtet für die ganze große Nation, so wie es sich einbildet, für ganz Europa zu denken. Mag man es das moderne Babylon schelten! Es weiß, daß es nicht nur das regenbogenfarbige Panier der Mode seinen Völkern voranträgt, daß Europa sich mit ängstlicher Neugierde auf die Zehen stellt, wenn seine souveraine Löwenklaue mit dem

Pflaster der Straßen spielt, und es bemüht sich, über das Dasein anderer Völker sich eine vornehme, fabelhafte Unwissenheit zu bewahren. — Wien hingegen ist ganz und gar nicht stolz; es ist viel zu eitel darauf, unter den Städten des Kaiserstaates die Sultanin zu sein, der die Macht das duftende Schnupftuch zugeworfen, um ewig in ihrem Harem zu leben. Wien maßt sich nicht an, für alle Provinzen, viel weniger für eine Welt zu denken, aber es gibt ihr das große Beispiel harmloser Gedankenlosigkeit, glücklicher Lebensweisheit. Diese kleine Nation sieht behaglich zu ihren Spiegelfenstern heraus, wenn draußen die tollsten Stürme um die Erde wüthen, lächelnd darf sie da ihre Neugierde befriedigen, wo sich Andere durch leidenschaftliche Theilnahme aufreiben; wenn ganz Europa in Krämpfen liegt, streichelt sie sorglich ihren Bauch; wenn die Welt in Flammen steht, und die Menschheit endlose, sorgenvolle Nächte verwacht, vergißt sie nicht, ihr Mittagsschläfchen zu halten. Dennoch ist sie nicht herzlos, nicht kalt; die Wiener sind mitleidig und gefällig, bei Wasser- und Feuersnoth sind sie wohlthätig bis zur Verschwendung. Sie können das Elend nicht sehen; ihre Nerven sind zu schwach, ihre Thränendrüsen zu reizbar. Nur deswegen meiden sie sorgfältig die Nähe jener Unglücklichen, die nicht Almosen, aber tiefes Mitgefühl heischen. Am liebsten heilen sie das zerrissene Herz bei Tische; ihr Wein und ihr Scherz soll der Balsam für alle Wunden sein, weil er es für die ihren ist. Wehe dem, der nicht mit ihnen zu lachen versteht; sie haben ihn bald aufgegeben. Diese kindlichen Tugenden, diese liebenswürdigen Schwächen werden ihnen auch leicht gemacht. Mit dem Fett und Mark der übrigen Provinzen werden ihre Rosenbeete gedüngt, mit dem Schweiße, den sie selbst nicht vergossen, werden ihre Blumen bethaut, ohne daß sie es wissen. Im Weichgebilde der Burg darf es nur fröhliche Augen geben, und die blassen Wangen, die man da etwa sieht, dürfen keine Cassiuswangen sein; die Farbe rührt nur von schlechter Verdauung her. Ach, gelänge es der Regierung, die ganze Monarchie in die Linien des gesegneten Wiens einzuschließen, dann gäbe es doch eine materielle Entschädigung dafür, daß die Nordlichter der Phantasie am Himmel Oesterreichs sich nur mit hoher Bewilligung und unter Aufsicht der Polizei zeigen dürfen, daß die Decrete, die in den Stadtthoren und an den alten Mauern der Universität hängen, zuweilen etwas zu wenig mit den Lehren der Geschichte, mit der Sprache menschlicher Herzen und Köpfe harmoniren. — Dieselbe luftdichte Blokade, die übrigens den Kaiserstaat von der Welt scheidet, trennt auch Wien, wenn auch nicht auf gewaltsame Weise, von den Provinzen. Von dem, was da draußen geschieht, hört man im Allgemeinen nur ein unbestimmtes, fernes Geläute. Nicht nur, ob das Gängelband kürzer angezogen werden soll, oder ob man den Zügel wird etwas schießen lassen, die unbedeutendsten Pulsschläge des öffentlichen Lebens, die unschuldigsten, fast officiellen Ereignisse in den einheimischen höhern Kreisen, erfährt der Wiener durch auswärtige Blätter; man will ihn nicht in seinem regelmäßigen Lebenslaufe stören. Dadurch gewöhnt sich der Wiener, wie ein Säugling, an den Brüsten der Gegenwart zu hangen, und nur manchmal einen harmlosen Blick auf seine nächste Umgebung zu werfen. In Wien wird darum meistens von Wien gesprochen, zuweilen nur von den Vorstädten, in denen man lebt, und es kommt bald dahin, daß gewisse Classen selbst das Ländchen Oesterreich nur zu Wiens malerischen Umgebungen zählen. —

Doch nicht in allen Adern rinnt der Ichor, jener göttlich phlegmatische Milchsaft statt des warmen, menschlichen Blutes. Es gibt Wesen, denen das Herz nach lautem Mitgefühl, nach der glühenden Umarmung der Freiheit pocht, deren Augen bei großen Gedanken aufblitzen, auf deren Lippen aber das Wort verglüht, deren Phantasien oft Jahre lang im Busen verschlossen bleiben. Ach, die Strebenden befinden sich bei der allgemeinen Behaglichkeit sehr unwohl, aber warum streben sie auch oft nach Dingen, die man nicht sehen, fühlen und riechen kann? Wenn der Geisterseher auf seine Erscheinung deutet, wenn sein Auge rollt, sein Haar sich vor Begeisterung bäumt, darf er zürnen, daß der Philister, der weder Geister sieht, noch Erscheinungen hat, ihn einen Narren nennt? — Wen das Loos des Schicksals zum Streben verdammt hat, der mache lieber seine Hände zu Sklaven, die um das schwarze Brot dienen, und lasse den Gedankenfrühling in seiner Seele nach und nach Blüthe für Blüthe verlieren, lieber, als daß er aus den Blumen seines Geistes Salat macht, das schwelgerische Mahl der Geldpfaffen zu würzen, die an nichts, als den goldenen Kelch glauben, und ihren Gott im Wein und im Fleische sehen. Und ihr wollt wissen, wo jene unglücklichen Seelen zu finden sind, verurtheilt, unter lauter Schläfern zu wachen, unter hungrigen Geschöpfen voll satten Ueberdrusses zu sein? Nicht immer in den Salons und den parquettirten Boudoirs, wo die Aristokratie auf ihren Privilegien sitzt, und mit mitleidigem Lächeln, mit gnädiger Herablassung den armen

Wurm betrachtet, der sich krümmt und mühselig zum Lichte kehrt, das sie aus den Sternen und Sonnen auf ihrem Rocke strahlen läßt. Nicht die Gebildeten machen hier die höhern Stände aus. Zu den höhern Ständen muß man durch seine Lebensweise sich erheben lassen. Nobel leben, ist die erste und letzte Bedingung. Wer diese nicht erfüllen kann, ist dem Gemeinen verfallen. Die Worte Nobel und Gemein- spielen eine ungeheure Rolle in Wien; es sind die zwei Wagschalen, auf denen der Engel des Gerichtes den Werth oder Unwerth von Individuen und ganzen Familien wägt. Wehe dem, der zu leicht befunden worden. Der Staub des Gemeinen hüllt ihn in seine prosaischen Wolken, und verwischt allen Glanz, der an seinem Leben strahlte. Im Hause der Gemeinen übrigens mag es solche trübselige Ausnahmen geben, welche in Wien Narren heißen, und die ich strebende Seelen nannte. (Wird später fortgesetzt.)

Correspondenz.

Aus Nürnberg.

[Charakter der Stadt und der Bewohner.]

Die ersten Tage des October haben der alten Stadt Nürnberg nicht nur trübes Wetter, sondern auch mit der Nummer 185 Ihrer vielgelesenen Zeitschrift einen Correspondenzartikel gebracht, welcher der Behaglichkeit ihrer Einwohner einen gewaltsamen Stoß gab. Alle Gemüther kamen in Aufruhr, selbst einige Schreibefinger setzten sich in Bewegung, theils um aus der Ferne Aufschluß über den Einsender zu erhalten, theils um contradicenda in die gähnenden Spalten einiger auswärtigen Journale zu dringen. Wo aber der Abend die Erhitzten beim Bierkruge zusammenführte, da fehlte es nicht an jenen rohen Gelüsten, nach dem Prügel zu greifen und dem den Rücken entzwei zu schlagen, der, indem er die Gefälligkeit hatte, dem Nürnberger den Bettflaum des Indifferentismus aus dem Auge zu streifen, nicht verhüten konnte, in dasselbe zu greifen und dadurch Schmerzen zu verursachen.

Dies allein schon könnte das, was der Verf. jenes Artikels über den Bildungszustand unserer Einwohner bemerkt, zur Genüge unterstützen, und er hat vollkommen Recht, wenn er von dem Nürnberger sagt: „Interessen der Cultur, wie z. B. literarische, sprechen nicht an."

Um wie viel lieber würden diese Zeilen jenem zwar in einer bittern Stunde geschriebenen, jedoch sehr wahren Artikel widerlegend entgegen treten, aber die Feder sträubt sich, wo die Erfahrung lehrt, daß die Interessen keine andern als 5, 6 und 17½procentige sind, daß das Feld der Literatur den meisten von denen, welche den Stand der Gebildeten repräsentiren, oder repräsentiren wollen, eine terra incognita ist. Man darf nur wenige Male die ersten Gesellschaften der Stadt besuchen, um die Ueberzeugung mit hinweg zu nehmen, daß, um nicht als λίθος ὑπὸ λίθον zu erscheinen, die genaue Bekanntschaft mit der Form eines Platthufes nothwendiger ist, als die mit dem Zustande unserer neuern, ja selbst unserer älteren klassischen Literatur. Wo sich die ganze Theilnahme am journalistischen Leben nur darauf erstreckt, in einem Localblatte nachzusehen, ob sich die betrübte Wittwe auch wirklich bedankt, daß die Freunde ihres seligen Mannes seine Leiche zur Ruhestätte begleiteten, da ist sich's wohl nicht zu verwundern, daß die Journalistik keine andere Bedeutung hat, als daß die Blätter in militairischer Ordnung die Posten beziehen und nach 8 Tagen unter dem Vortritt der würdigen „Münchner Landbötin" für immer zur ewigen Ruhe eingehen.

Was soll man auf den Vorwurf: „Die wenn auch noch so trotzige Hierarchie der protestant. Kirche ist dem Nürnberger ein süßes Joch. Er hört in der Regel nur den Geistlichen gern, der zu donnern versteht, denn seine Donnerworte treffen nur den Nachbar," was soll man auf diesen Vorwurf dem Ref. entgegenstellen? Ist es etwa nicht so? Und kann es da anders sein, wo man, um die wichtigsten Interessen der Gegenwart im Zustande materiellen Behagens unbekümmert, dahinlebt? Gibt es doch keinen Boden, auf welchem der Saame des Fanatismus mehr wuchern, diese Schlingpflanze schöner gedeihen könnte. Die Früchte davon sind aber allenthalben auftauchende Spuren von Verrücktheit. Ein talentvoller junger Mann ist vor noch nicht langer Zeit auf diesem Wege dem Wahnsinn und mit ihm dem Tode verfallen, ein anderer, der eben von den Stufen des Schelling'schen Katheders in unsere Stadt zurückkehrt, ist mit der gegenwartigen Gestalt und Organisation des menschlichen Körpers nicht recht zufrieden und hoffte im Gegensatze mit dieser unvollkommenen auf eine künftige höhere Gestaltung, zu welcher — „der auf die Knie niedergeworfene Beter mit zum Himmel emporgestreckten Händen und verzückten Augen" das Vorbild sein werde.

Die Wuth zu „glauben" zeigt sich auch in bürgerlichen und personellen Verhaltnissen und Zuständen und der Verfasser des Artikels hat hier einmal unrecht, wenn er industrielle Schlauheit, statt wenigen Einzelnen, der Gesammtheit zuschreibt, deren „gutmüthigem Vorgeben nicht zu trauen sei." — Daß der Nürnberger mehr vertraut und mehr glaubt als jeder Andere in der Welt, mögen Beispiele am nachdrücklichsten zeigen. Er glaubt z. B., daß es um seinetwillen geschehe und zu seinem Vortheil diene, wenn eine unbekannte Feder in einem öffentlichen Blatte sagt: man solle die Actien zurückhalten, man sei in dieser Sache nur auf den Nutzen der Bürgerschaft bedacht; er glaubt, daß er auf demjenigen Weg, welcher einen stumpfen Winkel bildet, schneller zum Ziele kommt, als auf dem geraden; er glaubt, daß seine Nürnberg-Augsburger Eisenbahnactien mehr Werth haben, als jeder gewöhnliche Papierschnitzel und daß die eingezahlten 1 pr. Ct. nächstens zurückbezahlt werden. — Wozu aber auch noch hunderte von Beweisen, daß der Nürnberger mehr glaubt, als je irgendwer, wo wenige genügen, den kränkenden Vorwurf mangelnder Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit zurückzuwerfen. Der kurze Aufenthalt des Kaisers Nikolaus ist treu und wahr erzählt. Daß bei dieser Gelegenheit Krähwinkler-Scenen zur Schau kamen, ist eben so richtig und nur die Schuld derer, welche solche gruppirten.

Die Kunstdarstellung, welche in dieselbe Zeit fällt, konnte der Ref. unserer Angelegenheiten nicht unberührt lassen. Er hat sie gewürdigt, wie sie gewürdigt werden muß, wenn eine Kritik ernst und streng auftritt, ohne Neben- und besonders ohne Lokal-Rucksichten. Es ist allerdings für den Vorstand oder Ausschuß eines Kunstvereins eine schwierige Sache und ein sehr delikater Punct darüber zu entscheiden, ob ein dargebotenes oder eingesendetes Bild zur Ausstellung kommen oder zurückgewiesen werden soll und der letztere Fall zieht oft die größten Unannehmlichkeiten nach sich, allein diese Schwierigkeit ist für den Kritiker ein unwesentlicher, nicht zu beachtender Umstand; er hat ohne alle Rucksicht auf die Motive des Vorhandenseins, welche bei uns in dem Streben, viele Nummern zu erzielen, gefunden werden mögen, das Gegebene zu überschauen und zu beurtheilen.

Ist nun auf der einen Seite nicht zu läugnen, daß die Intelligenz in Nürnberg noch nicht sonderlich um sich gegriffen hat, so daß wir zwar bei der niederen Volksclasse Witz ohne Bildung, bei der höheren Bildung ohne Witz, aber keine allgemeine scientivische Ausprägung finden, so darf auch auf der andern nicht vergessen werden, daß der Sinn für Musik sich sehr regsam zeigt und die Gesangvereine eine Zierde der Stadt sind.

Würde man die freie geistige Regung statt mit scheelen oder gehässigen Augen betrachtet, bald mehr und mehr gefördert und unterstützt sehen, dann könnte man hoffen, daß sich Nürnberg, auch seinem geistigen Leben nach, wieder dem Ruhme nähette, dessen sich diese Stadt schon vor 300 Jahren als die Wiege eines Pirkhaimer, oder eines Pfinzing in hohem Grade zu erfreuen hatte. ***.

Notizen.

[Das Parterre in den Theatern von Paris.]

Im Jahre 1798 gab man in Paris den Tartüffe. Nach Beendigung des Stücks verlangte das entzückte Parterre lärmend nach dem Autor. Der Director erschien und nannte einen gewissen Moliere als den Dichter. „Heraus!" schrie das Parterre. — „Meine Herren, er ist schon länger als hundert und zwanzig Jahre todt!" „Das bleibt sich gleich, heraus, heraus!" wiederholte das fanatische Parterre.

Nach dem 9. Thermidor mußten sich diejenigen Schauspieler, welche sich in ihren politischen Meinungen als sehr extravagant bewiesen hatten, die größten Schmähungen vom Parterre gefallen lassen. So zwang man, als Robespierre gestürzt war, den Komiker Trial, auf der Bühne knieend und singend Abbitte zu leisten. Kurze Zeit darauf starb er; man sagte, er habe sich vergiftet. Aehnliche Schicksale erlitten Laïs, Dugazon, Fusil u. A. Selbst Talma konnte der Tyrannei des Parterres nicht entgehen.

Wie leicht dasselbe zu gewinnen, dafür bürgt folgender Vorfall. Ein Acteur aus der Provinz wurde stets ausgepfiffen, sobald er erschien. Eines Tages verläßt er die Bühne zornig, indem er sich an die Logen mit den Worten wendet: „Ich gehe, meine Damen, aber ich schwöre, das Parterre soll nur von meiner Hand sterben." Dieser Einfall rettete ihn, einige Tage nachher wurde er mit Applaus empfangen.

Bei einer Vorstellung im italienischen Theater (1789) befand sich ein Abbé in einer der ersten Ranglogen. Kaum bemerkt ihn das Parterre, als es ruft: „Nieder mit dem Herrn Abbé." Anfangs achtet derselbe nicht auf das Geschrei, als es aber fortdauert, steht er auf, nimmt sein Käppchen ab und spricht höflich grüßend: „Meine Herren, seit mir in Ihrer Gesellschaft eine goldne Uhr gestohlen ward, ziehe ich es vor, lieber mehr für einen Platz im Schauspiel zu bezahlen, als auch meine Dose zu riskiren." Wüthendes Beifallklatschen folgte auf dieses wenig schmeichelhafte Geständniß.

[Camoëns.]

Man hört aus Lissabon, daß sich unter den Manuscripten des Staatsarchivs mehrere auf Camoëns bezügliche Documente gefunden haben. Aus den Quittungen von seiner Hand soll sich ergeben, daß er vom Staate eine jährliche Pension von 1500 Realen (etwa 500 Thlr.) erhielt. — Am Ende findet man noch aus, daß jedes Genie, das, wenn nicht dem Hunger, doch den Chicanen seiner Zeitgenossen erlag, im Grunde noch von Glück zu sagen hatte, wenn man es nicht aufknüpfte. — Camoëns' Grabmal, welches sich allen Nachrichten zufolge in der Kirche Santa Anna befand, bei Gelegenheit des großen Erdbebens aber verschüttet wurde, ist von neuem Gegenstand eifriger Nachforschungen.

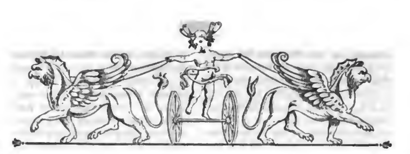
[Schwenk's Wörterbuch der deutschen Sprache.]

Dies werthvolle Werk, das in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung unseres deutschen Sprachschatzes so große Verdienste hat, erscheint in einer dritten, vielverbesserten und vermehrten Ausgabe, Frankfurt a. M. bei Sauerländer. Die erste Lieferung ist bereits ausgegeben. An gelehrter Sicherheit, Kürze, Gedrängtheit und Faßlichkeit ist diesem Werke kein zweites an die Seite zu stellen, wie Kenner von Fach dies anerkannt haben.

[Ein chinesisches Diner.]

Ein holländischer Reisender sah ein chinesisches Festmahl, bei welchem folgende Speisen vorkamen: Potage von Vogelnestern und sechs andere Potagen von Hammelfleisch, Entenleber, Froschkeulen u. s. w.; Coteletten von Elephantenschwänzen mit Eidechseneiersauce; gedämpftes Schweinefleisch, das in Schildkrötenschalen herumgegeben und von mehrern Holländern sehr wohlschmeckend gefunden wurde; Fische mit Meerpflanzen; zuletzt Wasserschnepfen, mit Pfauenkammen garnirt, eine Speise, welche nur bei großen Festins gegeben wird. Eine einzige Schüssel davon kostete 200 Dollars. Beim Dessert zeichnete sich ein Gelée von Rhinoceroshaut durch nicht eben vortheilhaften Geschmack aus. Die Früchte waren von Cochinchina herbeigeschafft und die verschiedenen Weine meistens von Europa.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 217. — den 5. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

Von Ernst Willkomm.

1. Geschichte einer Bergung.

Das Gewitter hatte ausgetobt, das Meer schlummerte wieder. Es war Sonntag; kleine Nachen mit grün-roth-weißen Flaggen geschmückt schaukelten sich auf den langen, trägen Wellen und schwammen weit in die See hinaus, bis die Sonne unterging und das Leuchtfeuer auf Helgoland immer heller am dunkler werdenden Himmel aufblitzte. Eins jener Fahrzeuge war mit festlich geputzten Menschen beinahe überfüllt. Es ging so tief im Wasser, daß man die Fluth mit der Hand erreichen konnte. Da die Luft warm war und ein linder Südwind die Wellen kräuselte, so zeigte sich mit Eintritt der Nacht das zauberhafte Phänomen des Meerleuchtens. Am Bug des Schiffes glänzten die aufspritzenden Wogen, wie Diamanten im Dunkeln, wenn sie am Tage längere Zeit von der Sonne beschienen worden sind, und hinter dem fortgleitenden Fahrzeuge zog breit und leuchtend eine tiefe Furche, die nur langsam zusammenlief und vom Andrange der Fluth überdeckt ward.

Nahe dem Steuer saß ein junges Mädchen, das sein ganzes Augenmerk auf dies bezaubernde Glitzern und Sprühen der See gerichtet hatte. Ein einfacher Kranz halb aufgeblühter Rosen, der zierlich um den Halsturban gebunden war, welcher ein Kennzeichen jeder echten Helgolanderin ist, bezeichnete das Mädchen als Braut. Ihr zur Seite saß der jugendliche Gatte in seiner einfachen, netten Lootsentracht, heiter, muthvoll, glücklich. Er sang vereint mit den Uebrigen alte Schifferlieder, während seine junge Braut mit einem Stäbchen den Namen des Geliebten verstohlen lächelnd in die Wellen zeichnete und hocherfreut an dem unruhigen Aufflammen der Wasser sich weidete, die bald längere, bald kürzere Zeit die erlöschende Liebesschrift mit sich fortrissen.

Es ist auf Helgoland Sitte, daß nach vollzogener Trauung Braut und Bräutigam sammt allen Hochzeitgästen einen Spaziergang um die Insel, wie durch die breiteren Gäßchen des Ober- und Unterlandes halten. Erlauben es Wind und Wetter, so besteigt die Gesellschaft wohl auch ein Sloop und segelt aufs Meer hinaus, so weit Lust und Stimmung die fröhlichen Menschen verlocken. Einem solchen Brautzuge begegnen wir in dem Fahrzeuge, das unsere Aufmerksamkeit fesselt. Schon nähert sich die segelnde Barke mehr und mehr der Insel; man hört das Toben der Brandung am Fuß des Eilandes, das in dunklen Umrissen vor den Segelnden aufsteigt. Zur Rechten zieht sich ein seltsam blendend weißer Streif längs dem Horizonte hin, in dem der Unerfahrene gefahrvolle Nebel erblicken würde. Es ist aber nur der eigenthümliche Schimmer der weißen Sanddüne, die selbst bei düsterem Himmel wie von Mondlicht beschienen aus den dunklen Fluthen aufsteigt. Der Steuermann wendete, das Vorland, von funkelnden Lichtern überstreut, darüber die helleren Puncte des Ober-

landes, traten bestimmt aus dem Dämmern der Nacht hervor. Aus der Ferne hörte man ein dumpfes Rauschen. Die Schiffer achteten mit geschärfter Aufmerksamkeit auf das unentschiedene Geräusch, bis sie sich überzeugt hatten, daß es ein von den ostfriesischen Inseln herüberkommendes Dampfboot sei.

Die Ankunft eines Dampfbootes auf Helgoland gehört unter die Ereignisse von Bedeutung. Mit ihm setzt nicht allein die Cultur ihren Fuß auf das abgelegene Eiland, es kehrt auch das Leben ein auf der öden Klippe oder doch die Hoffnung desselben. Es gibt keinen Helgolander, der nicht mit der aufflatternden Flagge am Fallm sich erheitert fühlt. Alles drängt sich an die hölzerne Brustwehr bei der Treppe und sucht mit lichtem, freudefunkelndem Auge am Horizonte nach der heranschwimmenden Rauchsäule, um an ihr die Entfernung und die Dauer der Erwartung abzumessen, zu der jeder Insulaner von Natur schon verurtheilt ist.

Der Steuermann am Bord der Sloop war deshalb auch darauf bedacht, in möglichst kurzer Zeit anzulanden. Er setzte noch ein Segel auf und brachte das Fahrzeug so dicht an den Wind, daß es wie eine leichtbeschwingte Möve über die Wellen dahinglitt und mit dem herankeuchenden Koloß wenigstens zugleich in den Hafen einlief. Am Strande gibt es in einem solchen Augenblick immer ein dichtes Gedränge. Alle Badegäste eilen an die Küste, um die ankommenden Fremden landen zu sehen; mancher erwartet Freunde, Jeder, wenigstens in der Einbildung, Briefe. Auch die frische Seeluft und das eigenthümliche, monotone und doch immer mit wunderbarem Reize die Seele berührende Geräusch der Brandung lockt Viele in abendlicher Stille ans Ufer. —

Unter diesem Hin- und Herwogen Fremder und Einheimischer trieb sich auch der Brautzug so lange herum, bis das erste Boot vom Dampfschiffe herüberkam und neue Badegäste an die Insel setzte. Längeres Warten untersagte das eigene Bedürfniß, den alten Gewohnheiten treu, sich nur bei Gespräch, Gesang und Tanz im Innern des Hauses zu vergnügen. Man achtete daher auch nicht auf ein plötzlich entstehendes heftigeres Drängen und lautes Jauchzen, das vom Strande her die Zurückkehrenden verfolgte. Die helgolandische Jugend ist zu lebensmuthig und frisch, als daß sie nicht bei der geringfügigsten Veranlassung in ein freudiges Lärmen ausbrechen sollte. —

Im Hause des Bräutigams war schon die Tafel geschmückt, die Schwestern der Braut hatten zum Rechten gesehen, und der Vater des Bräutigams, ein greiser, achtzigjähriger Lootse, der seine sämmtlichen Söhne bis auf die beiden Jüngsten im Sturme verloren, überließ sich einer lauten Freude, da er jetzt doch Eins seiner Kinder als Pfleger seiner letzten Lebensjahre betrachten konnte. Nur der jüngste Sohn fehlte im frohen Kreise der Gäste. Er war schon vor mehreren Tagen nach Dänemark gesegelt und von widrigen Winden an der Rückkehr verhindert worden.

Eben wollten sich die Gäste zur Tafel setzen, als draußen ein auffallendes Lärmen und Rufen entstand, so verworren, daß Niemand den Sinn der jauchzend ausgestoßenen Worte fassen, noch weniger die Ursache des wilden Getümmels errathen konnte. Da ließ sich die bekannte Stimme des Ausrufers hören. Alles lauschte gespannt den gedehnten Sätzen der helgolandischen Fama, und gerieth dann in eine so zügellose Freude, als wäre der Welt ein unbeschreibliches Glück widerfahren. Selbst der greise Vater des Bräutigams schritt rüstiger als gewöhnlich durchs Zimmer und setzte mechanisch seinen bestäubten Südwester auf, den üblichen Lootsenhut, der von wachsgetränkter Leinwand in seiner wunderlichen Form vortrefflich gegen Wind und Wetter schützt. —

Der Ausrufer hatte die für jeden Helgolander erfreuliche Nachricht gebracht, daß einige Meilen in die See hinein ein großes Handelsschiff bei voller Fluth gestrandet sei. Eine solche Kunde ist auf Helgoland immer eine gute Botschaft. Die lebhafte Einbildungskraft der Schiffer spiegelt jedem die schönsten Bilder vor; Reichthum und Ueppigkeit umgeben ihn, des Lebens Sorgen fliehen verstört; er kann hoffen, gewinnen, glücklich werden!

Augenblicklich war der Zweck der Versammlung vergessen, jeder Lootse griff nach seinem Hute und eilte fort, um nach wenigen Minuten in See zu gehen. Das hochzeitlich geschmückte Zimmer stand leer, die Speisen unberührt, der Bräutigam selbst war auf einige Minuten verschwunden, und als er zurückkam, zeigte er sich in jeder Hinsicht zu einem weiten Seezuge gerüstet. Da trat die Braut an ihn heran. Sie allein konnte diesmal die Freude der Uebrigen nicht theilen.

„Erich," redete sie den jungen Gatten an, „Du wirst doch heute nicht in See gehen? Sieh nur, Liebster, wie hübsch Deine Doris die Rosen kleiden, die Du so mühsam für den heutigen Tag mit eigener Hand gezogen hast! Diese Knospen kannst Du so frühzeitig nicht brechen. — Nein, gewiß, Erich, heute gehst Du nicht von mir; es ist Deine Pflicht und Schuldigkeit,

heute bei mir zu bleiben, ich würde sonst an Deiner Liebe und Treue zweifeln und mich gar zu früh als Witwe beweinen." — Und Doris bemühte sich umsonst, das jungfräuliche Erröthen zu verbergen, das ihr feines Gesicht anmuthig überflog.

Erich war unschlüssig. Liebe zu seiner Braut und die trotzige Keckheit des Sohnes der Meere, die sichere Aussicht auf reiche Beute, die Lust, in Gefahren sich muthig zu erweisen, kämpften mit ungleichen Kräften in seiner Brust. „Ich muß, theure Doris," sprach der junge Mann. „Halte mich nicht, erschwere mir nicht den Abschied! Arm gehe ich, reich werde ich zurückkehren. Denke nur immer, daß ich für Dich das Wrack erklimme, für Dich mit den Elementen und den Menschen kämpfen werde."

„Und wenn Du unterliegst!" klagte Doris. „O Gott, Erich, wenn Sturm und böse Menschen Deine Kräfte überwältigen — wenn Du nicht wiederkehrst —!"

„Das sind düstere, unnöthige, schwermüthige Gedanken," versetzte Erich. „Wie magst Du nur so reden, Doris! Du, das heldenmüthigste unerschrockenste Mädchen „auf dem Lande!" hundert Mal hast Du mich bei stürmischem Wetter in See gehen sehen und nie geklagt, warum bist Du heute so ängstlich, so verzagt, so mädchenhaft kindisch?"

„Nenne mich nicht kindisch, guter, bester Erich," erwiederte die junge Gattin des Lootsen. „Ich spreche nur für Dich und für Deinen alten Vater. Und weißt Du, Erich, vor sechs Wochen, als wir bei heller Sternennacht auf dem Sathorn (der südlichsten Spitze der Insel) saßen und von unserer nahen Hochzeit sprachen, da hast Du mir versprochen, am Hochzeitstage mich auch nicht eine Minute lang zu verlassen! Ja, ja, besinne Dich nur! — Das mußt Du halten, Erich; ich lasse Dich nicht los! Ein feierlich gegebenes Wort darf Niemand brechen, sonst bringt es ihm Unglück. O, ich weiß schon, Du bleibst. Die erste Bitte schlägst Du Deiner Frau nicht ab. Gott behüte, das thust Du sicherlich nicht, da kenne ich Dich viel zu gut!" — Doris fiel dem Lootsen halb weinend, halb lachend um den Hals und umschlang ihn so fest, als wolle sie ihn ersticken. Erich schwieg und sah finster vor sich nieder. Seine Braut war in banger Erwartung zurückgetreten, das entscheidende Wort schwebte noch auf der festgeschlossenen Lippe ihres jungen Gatten.

„Der Vater soll entscheiden," rief jetzt fest entschlossen der Lootse. Doris schlug erfreut die Hände zusammen und sank mit einem so zärtlich flehenden Blick, wie er nur Liebenden eigen ist, vor dem Greise auf die Knie, daß die Entscheidung dem alten Manne nicht schwer werden konnte. Aber Matten war ein alter Seemann, ein Insulaner, ein Sohn Helgolands. Sein scharfes Auge wendete sich von der knieenden Braut nach dem geöffneten Fenster, durch das herein das Grollen der Brandung scholl. Auf der blitzenden Meeresfläche schwankten einzelne helle Lichter, Geschrei, Flüche, Gelächter drang vom Strande herauf. „Sie sind's, sie laufen schon aus, Gott verdamm' sie!" rief Erich und deutete mit drohend geballter Faust nach den Funken auf dem Meere.

„Bleib', bleibe bei Deiner Doris," bat abermals das knieende Mädchen, und mit beiden Armen umschlang sie die Knie des Vaters, wie des Sohnes. Da rief der Greis, ergriffen von der alten Seemannsleidenschaft: „Schnell an Bord, Erich, und das Glück Deines alten Vaters mit Dir!"

„Lebe wohl, süße Doris!" sprach der Lootse, beugte sich über die hingesunkene Gattin, küßte ihr Stirn und Haar und brach eine Rose aus ihrem jungfräulichen Kranze. Dann stürzte er hinaus in die stille, sternenhelle Nacht. Als Doris sich wieder aufrichtete, erblickte sie nur ihren stämmigen Schwiegervater, der am Fenster stand und mit wunderbar belebtem Auge die glänzenden Funken verfolgte, die in immer größerer Anzahl auf die hohe See hinauswankten.

„Vater, Du bist hart," sprach Doris, „es können Wochen vergehen, bevor Erich zurückkehrt."

„Mein Sohn ist ein Seemann," versetzte der Alte, „wolltest Du lieber einen bezahlten Schiffsknecht haben, als einen freien Lootsen?"

„Nein, nein, Vater! Ich liebe Helgoland und seine Sitten."

„Nun denn, sei ruhig. Gott wird ihn schützen, das Meer ihm dienen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg.

Diese Briefe, welche die Urania bringt, versetzen uns zunächst in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Es ist die Zeit, wo der Werther neue Auflagen erlebt und von der deutschen Welt verschlungen wird. Goethe, einige Zwanzig alt, ist äußerlich noch ganz der frankfurter Reichsbürgersohn, innerlich durch und durch jener Werther, der kindlich schwärmerische Mensch, der händeringend lacht und weint und Mühe hat, „all' das tiefe Leid der Welt" in seinem Busen zu herbergen. Diese liebenswürdige Zer-

streutheit, diese naive Wollust, sich dem Strome des Lebens preiszugeben, dies unsagbare Drangen nach dem Herzen der Menschheit, kurz, was den Werther zum Werther macht, jenes Hangen und Bangen in Todespein aus Uebermaß im Lebensdrange, das ergießt sich hier in diesen Briefen in eine damals ihm selbst unbekannte Mädchenseele. Sie hatte aus der Ferne ihm die Hand gereicht zum geschwisterlichen Bunde, und die Schwärmerei eines kindlichen Herzens war eben so recht nach Werther=Goethe's Bedürfniß. Dies war die Schwester der beiden Stolberg, spätere Gräfin Bernstorff. Ihre Ergüsse, welche die seinigen erst hervorriefen, hat später der diplomatische Greis Goethe verbrannt. Dagegen kamen die Briefe des Dichters in die Hände der Frau von Binzer, deren Gatte sie hier veröffentlicht. Sie gehören zu den geheimen Schätzen des deutschen Seelenlebens. So liebenswürdig neckisch, so offen und harmlos, so kindisch=kindlich war Goethe nie wieder als hier in den Mittheilungen an ein liebendes Wesen. Er selbst hing an den Augen seiner Lili, von der er sich losriß, weil seine bürgerliche Einfalt von damals sich nicht in die höhere Sphäre der Geliebten hinanwagen mochte, oder weil er fühlte, gebunden sein mitten in der Jugendlust hieße geknebelt sein. (Lili verheirathete sich später mit einem Herrn v. Türkheim in Straßburg, und lebte bis zum J. 1815.) Um so hülfsbedürftiger ist sein Herz. Der Dichter in ihm setzt ab, was den Menschen quält und beseligt, aber sich an ein immer gleiches, immer warm erfülltes, weibliches Wesen zu flüchten, thut ihm unendlich wohl. Von den Briefen an die Gräfin Auguste ist selten einer ein eigentlicher Brief, so was die Deutschen Briefe nennen, zusammenfassende Darstellungen und compacte Erörterungen; vielmehr sind es Beichtzettel, oft unarticulirte Laute, bloße Ausrufungen; der Schreiber hat nicht Zeit, gründlich zu schildern, aber das Verlangen, sich mitzutheilen, spat in der Nacht, früh am Tage, nach Tische, vor Schlafengehen, ist unverwüstlich, ein Gedankenstrich genügt, um seinen Zustand anzudeuten, kindisches Gewäsch läuft dazwischen, aber durch alles, ungesucht, unerfleht, blitzt der helle Feuerstrahl des Genius, der sich hier in aller lieblichen Einfalt, ohne die Zungen, ohne die Augen, die Ohren der Welt zu fürchten, frisch und frei öffnet. Die neun ersten Briefchen sind aus dem J. 1775. (In diesem erschien die zweite Ausgabe von Werther's Leiden, Leipzig, Weygand'sche Buchhandlung.) Es ist die Zeit, wo Egmont entstand; der zweite Brief hat ganz den Styl, in welchem dieser Liebesheld sich seinem Clärchen schildert. Mit dem Auftreten Goethe's in Weimar hört seine Beichte nicht auf, allein sie wird spärlich. Mit dem neunzehnten Briefe beginnt das Schweigen, das die Gräfin Bernstorff erst im J. 1822 wieder bricht. Sie ist Pietistin geworden, d. h. eine Strenggläubige, die nur auf die Eine, ihr bequeme Weise das Heil des ewigen Lebens für erreichbar hält. Sie hat den Geliebten ihrer Jugend, den sie nie gesehen, stets mit treuen Augen verfolgt, sein Wachsthum als Mann und Dichter beobachtet, den weltweiten Geist im Stillen angestaunt, aber den Glauben an sein Seelenwohl verloren. Sie fühlt sich dem Tode nahe: soll sie den, den sie geliebt, im Lande jenseits nicht wiederfinden? Sie beschwört ihn bei den Gefühlen seiner Jugend, er möge sein Heil bedenken, sie wolle ihm beten helfen. Darauf erfolgt dann mit Goethe's letztem Briefe des Weltmanns ebenfalls tief religiöser Trost für sie und für ihn: „In unsres Vaters Reiche sind gar viele Provinzen! Bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! Lange leben heißt gar Vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit!"

Dies ist das große Document der Goethe'schen Religion, auf das die Klagestimme der frommen Gräfin verstummte.

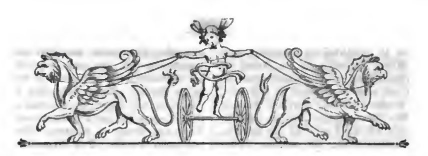
Noch einzelne Aussprüche aus den siebziger Jahren mögen hier den Briefen Werther=Goethe's enthoben sein. Einmal schreibt er: „Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt doch wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein kleines Kind, weiß Gott!" — Ein anderes Mal: „Mir ist's wieder eine Zeit lang her so wohl und weh, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da ist mir's doch, als wär' ich im Himmel!" — — „O, mein Herz, soll ich's denn anzapfen, auch Dir, Gustchen, von dem hefetrüben Wein schenken?" — Ein anderes Mal: „Liebe Schwester, das liebe Ding, das sie Gott heißen, oder wie's heißt, sorgt doch sehr für mich. Ich bin in wunderbarer Spannung." — Aus all' dem spricht und glüht das tiefe Glück eines großen harmlosen Menschen. — Merkwürdig ist auch, was er aus Weimar schreibt: „Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein würkendes Leben komme, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte!"

Notiz.

[Die Kaiser=Ferdinands=Nordbahn.]

Man schlägt die Kosten dieser Bahn auf 16 Mill. an. Bis Brünn ist dieselbe sehr weit in der Arbeit vorgerückt, und bei Lundenburg wird der Arm derselben, der nach Bochnia führt, von 8000 Arbeitern angefangen. An der March hat das Wasser mehrere Dämme, welche man zur Sicherheit der Bahn anlegen mußte, öfters wieder hinweggerissen, so daß man diesem Flusse stellenweis ein eigenes Bett graben mußte. Eben so erfordert die Bösartigkeit der Taya 14 Brücken. Auf der fertigen Strecke von Wien nach Gänserndorf, $7\frac{1}{2}$ Meilen, fährt man in 50 Minuten. Die ganze Bahn wird erst in zwei Jahren fertig. — Der Bau einer Eisenbahn zwischen Warschau und Krakau und die Einmündung der Kaiser=Ferdinands=Nordbahn in dieselbe scheint ebenfalls beschlossene Sache zu sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 218. — den 6. November 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

(Fortsetzung.)

Es war noch tiefe Nacht, als die kleine Bergungsflotte der Helgolander das gestrandete Schiff entdeckte. Die Sinne der Seemänner sind scharf, wie die der amerikanischen Wilden und anderer Naturmenschen. Die Brandung stürzte aber mit so furchtbarer Gewalt über das Fahrzeug hinweg, daß nur Muth und Geschicklichkeit allein die Gefahr, selbst zertrümmert zu werden, glücklich überwinden konnten. Rings umher, so weit ein geübtes Seemansauge sehen konnte, waren schwarze Puncte zu erkennen, die zahllos immer näher herankamen. Es waren Lootsen von Cuxhaven, Husum, Tönningen, von allen der Küste nahegelegenen Fischerorten. Jeden trieb die Lust nach Beute auf das ungestüme Element hinaus, Habsucht, Kampfeslust, Mangel daheim, eine hungernde Familie und der mächtigste Abgott aller Menschen, die Sitte, hatten nicht minder ihr Theil daran.

Das Wort **Bergung** klingt dem Lootsen immer wie eine Einladung zum höchsten und gewissesten Glücksspiele, aber auch wie der Ruf in die Schlacht. Die strenge Moral kann gegen diese Sitte ohne Mühe ihre Verdammungsformeln ausstoßen, man wird ihr Recht geben und sie dennoch tadeln müssen. Denn es gibt Gewohnheiten im Leben, die durch ihr bloßes Vorhandensein schon eine weit sichere moralische Basis haben, als das Gesetz, die für gültig geachtete Formel. Darunter gehört das Strandrecht. Was bei Ausübung desselben als Ausartung der menschlichen Leidenschaft verdammenswerth sein mag, das trifft nicht die Sitte, sondern ihre zeitweiligen Vertreter. Und hier mag der Menschenfreund wohl mit Recht wünschen, es möge lieber diese Sitte gänzlich abgeschafft, als die Greuel geduldet werden, die bei Bergung jedes Wracks vorkommen müssen, wenn nicht außerordentliche Glücksumstände dabei eintreten.

Das Handwerk der Bergung bringt es mit sich, daß jeder Lootse in seinem Nächsten einen Feind, einen Räuber erblickt. Dies allein schon reicht hin, oft jedes Band der Verwandtschaft zu lösen, jedes Freundschaftsrecht als nicht vorhanden zu betrachten, so lange der Kampf um das herrenlos gewordene Gut dauert. Es gibt unter Bergenden einen blutigen Krieg auf Leben und Tod mitten im Frieden, wie ein Waffenstillstand in Kriegszeiten auf wenige Tage mit dem Segen des Friedens die erbitterten Kämpfer höhnt. In diesem Aufheben aller Menschenrechte, diesem völligen Freigeben aller niedrigen Leidenschaften, diesem Waltenlassen der bloßen rohen Gewalt liegt allein die Immoralität des Strandrechtes.

Wir gehen zurück unter die Flotille der Helgolander. Erich hatte ein schnell segelndes Fahrzeug, er war Einer der Ersten im Brandungsstrich des Wracks. Die Dunkelheit ließ wenig erkennen; man sah nur die weißen Schaumsäulen an den Borden hinaufrasen, hörte dann und wann eine Planke krachen, ein Stück der Takellage in See stürzen. Von nah und fern Ruderschlag, wüstes Geschrei, Flüche und Drohungen. — Auf dem

Wrack wimmerten die zurückgelassenen Hausthiere, dichte Schaaren von Möwen schwärmten um den Rumpf des Schiffes und zerstreuten sich mit dem eigenthümlich klagenden Geschrei, das diesen Vögeln eigen ist, in der Luft, wenn einer der Lootsen ein Gewehr unter den Schwarm abfeuerte. — Mit Gewalt drangen jetzt die verschiedenen Parteien gegen das Schiff vor. Es war Haidebbe, die Brandung weniger heftig, auf einzelnen Stellen leuchtete der weiße Sand der Watten. Erich mit Tauen, Aexten und Messer bewaffnet, trieb sein Boot mit langen Ruderschlägen durch die zischenden Schaumberge. Alles wogte durch einander, Keiner konnte Freund und Feind unterscheiden. Auch die beinahe ganz gleiche Kleidung aller Lootsen trug viel zu der immer ärger werdenden Verwirrung bei.

Erich hatte eben sein Boot mittelst eines Kabels befestigt, und wollte nun das Fallreep hinaufklettern, als ein paar dunkle Gestalten auf dem Deck sichtbar wurden und mit wildem Jubelruf ihren Triumph den später Kommenden verkündigten. Voll Muth, seiner Kraft gewiß und dem Kampfe nie abgeneigt, erwiederte Erich das Siegesgeschrei, mit schnellem Sprunge die Schiffsleiter hinanrennend. Lautes Hohngelächter und einige pfeifende Axtschläge antworteten auf den Jubelruf des Unvorsichtigen, die Leiter schwankte und stürzte unter Erich's Füßen mit ihm hinab in die Brandung. Ueber ihn hinweg trug die nächste Woge ein Boot der Seinigen. Er stand unbeschädigt auf und drang, vereint mit einigen Befreundeten aufs neue vor gegen die furchtbare Festung. Die kurze Versäumniß hatte indeß den Schauplatz schon bedeutend verändert. Mehrere der Bergenden waren durch die losgerissenen Planken in das Innere des Schiffes eingedrungen, rollten Tonnen, Kisten und Kasten durch die gewonnene Bresche und empfingen nebenbei unter Flüchen und Gelächter neue Eindringlinge mit lebensgefährlichen Schlägen. In wenigen Minuten entspann sich im finstern Raume des Wracks ein vollständiges Gemetzel, dem die See durch das Geheul der Brandung accompagnirte. Erich kletterte an den Planken hinauf, sein Messer zwischen den Zähnen, mit der Axt sich festhaltend und emporschwingend. Schon war er an der Oeffnung angelangt, die ihm Gut in Menge versprach. Mit beiden Händen an eine Planke sich anklammernd, wollte er sich eben vollends hinaufschwingen, als von innen eine drohende Stimme ihm zurief, er möge von seinem Vorhaben abstehen. Der junge Helgolander aber verlachte die Warnung und gab die Drohungen zurück. Da glitzerte ein Beil in der ungewissen Dämmerung, zwei sicher geführte Schläge drangen ins Holz, das eigene heiße Blut überströmte den Unglücklichen und laut jammernd stürzte er kopfüber in die Fluthen. Die Nächststehenden fingen den Verstümmelten auf, trugen ihn ins Boot und sorgten für ihn, so gut es Eile und Erbitterung, verbunden mit dem Durst nach Beute, es erlaubten. Dann begann eine vollständige Schlacht. Das Bergungsgut ging von einer Hand in die andere über, bis der Anbruch des Morgens dem wilden Toben ein Ende machte. Mehrere der Helgolander setzten beim Aufgange der Sonne schon die Segel auf, um das Erbeutete sicher ans Land zu bringen, bevor die habgier Fremder es ihnen abermals streitig zu machen suchte. In einer der schwerbeladenen Schaluppen lag bleich, mit Blut bespritzt, dem Tode fast nahe, der unglückliche Erich.

.... Doris hatte sich unterdeß in das Unvermeidliche gefügt und zeigte nach glücklicher Bekämpfung des ersten Schmerzes mehr Fassung, als im Anfange zu erwarten stand. Sie brachte zwar die Nacht schlaflos zu; doch wußte sie die Unruhe ihres Herzens dadurch niederzuhalten, daß sie ernstlich darüber nachdachte, wie sie den zurückkehrenden Gatten wohl am heitersten empfangen könnte. Das Nachsinnen darüber gab ihr Ruhe und Munterkeit wieder, und ehe noch der Morgen recht ordentlich graute, war Doris schon in dem kleinen Hause auf das rührigste beschäftigt. Nur wenn sie an dem unberührt tief in die Wand hineingeschobenen Brautlager vorüberging und den Kranz erblickte, den sie am Abend vorher darauf niedergelegt hatte, entschlüpfte ihrem Busen ein tiefer Seufzer.

Ihr Schwiegervater war sehr zufrieden mit diesem Benehmen seiner Tochter. Er zeigte sich freundlicher, leutseliger als gewöhnlich, und ward am Frühstückstische, der einfach aus hartem Schwarzbrot und einigen Anschobes, kleinen heringsartigen Fischen, bestand, sogar gesprächig.

„Es war eine schöne Nacht," sprach der Alte, „und unsere Lootsen können eine glückliche Ernte halten, wenn sie früh genug am Schaarhörns angekommen sind."

„Wäre nur nicht so viel Unglück dabei möglich!" versetzte Doris. „Ihr glaubt es nicht, Vater, was ein armes Frauenherz bei einer Trennung, wie die gestrige, fühlt! Ihr Männer habt nur Sinn für den möglichen Gewinn und einen kühnen Kampf, nach dem, was wir dabei leiden, fragt ihr nicht. Aber ich sage doch, es ist nicht Recht! Gott gebe, daß bald einmal eine

Zeit kommen möge, in welcher dieses unselige, todesgefährliche Bergen gestrandeter Schiffe nicht mehr nothwendig sein wird!

„Darüber wäre Vieles zu sagen, Kind," erwiederte Matten, „Gegründetes und Ungegründetes, Wahres und Falsches. Ein Lootse hat ein schweres, mühsames Leben, das sich ihm nur selten bezahlt macht. Da ist er denn von der Natur darauf angewiesen, das, was anderwärts das hungrige Beamtenvolk Sporteln nennt, sich mitten auf dem Meere trozig und kühn zu erstreiten. Und glaube mir, liebe Tochter, was er im Sturm und Wetter dem wilden Elemente und oft noch wilderen Menschen abgewinnt, ist eben so segensreich und rechtlich verdient, als der Beichtgroschen, den manche Christen dem Pfarrer geben müssen. Solche Beichtgroschen sind auch nur geborgenes Gut von einer armen Menschenseele, die Schiffbruch gelitten hat am Glauben, weil sie ein unvorhergesehener Sturm gegen verborgene Klippen warf. Eine Menschenseele hat aber mehr Werth, als ein Schiff, und wäre es vom Kiel bis zu den Speigaten hinauf mit Goldstaub angefüllt! Dessen ungeachtet, liebes Kind, wirst Du die Pfarrer auf dem Festlande doch alle Sonntage beten und ihre Zuhörer sogar ermahnen hören, recht oft im Beichtstuhle zu erscheinen. — Gut, sag' ich, es ist ihr Geschäft; irdisch oder himmlisch, man lasse sie dabei, aber für uns mache ich Anspruch auf eine gleiche Vergünstigung! Bittet der arme Lootse um Strandsegen, so hat er moralisch so viel Recht dazu, als der Pfarrer, wenn er von der Kanzel herab um öfteres Erscheinen am Beichtstuhle mahnt. Nimm Dir das aber nicht zu Herzen, Doris! Es ist nur so meine Meinung."

Matten sprach noch Mancherlei mit seiner jungen Schwiegertochter über Lootsenrechte und Schifferangelegenheiten, und wußte selbst schwer zu entschuldigende Gewohnheiten, vornehmlich Helgolands, mit kluger Umsicht zu vertheidigen. Hätte nur Doris mehr Aufmerksamkeit gezeigt! Das unruhige Weib fühlte sich aber nirgends behaglich und suchte deshalb durch eine gesteigerte Geschäftigkeit die quälende Unruhe so viel wie möglich zu besänftigen. Matten ließ sie gewähren und ging nach seiner Gewohnheit auf den Vorsprung des Fallm, um von dort herab Meer, Himmel und Segel zu beobachten. —

Doris eilte an den Strand, um für die Bedürfnisse ihrer kleinen Häuslichkeit Sorge zu tragen. Torfschiffe waren angekommen und luden ihre Vorräthe aus. Eine große Anzahl helgolandischer Mädchen und Frauen umringten die Schiffe mit Körben und Säcken. Die Hafenschiffer zogen die schwerbeladenen Fahrzeuge an die Küste, und fahrn dann, ihren Tabak kauend, müßig dem emsigen Kommen und Gehen der arbeitsamen Frauen zu.

Dieses Müßiggehen der Lootsen am Lande, das sich wirklich als geregeltes Faullenzen darstellt, kann sie bei den Continentalen als arbeitsscheue Menschen verschrein, und jeden Fremden gleichgültig machen gegen die Armuth, welcher die Meisten, namentlich im Alter, ausgesetzt sind. Ein längerer Aufenthalt unter ihnen wird dagegen die anfängliche Strenge eines solchen Urtheiles bald mildern. Ist nämlich der Lootse nicht auf dem Meere, dem eigentlichen Terrain für all' sein Thun und Wirken, so fehlt es ihm, wenigstens auf einer Insel wie Helgoland, an jeder Gelegenheit, sich mit etwas zu beschäftigen. Land- und Feldbau gibt es nicht, zu feineren Handarbeiten fehlt ihm die leichte Hand, und was noch wichtiger, die Aussicht des Vertriebes. So bleibt ihm zuletzt nichts übrig, als geduldiges Ausharren, ein Seufzer, vielleicht auch ein Fluch nach Sturm und Unglück Fremder zur See, damit er mit der Kraft seines Armes Andere retten, sich selbst aber und seiner Familie das Leben fristen könne. Das Land ist dem Lootsen nur die Stätte, wo er sich ausruht von seinen gefahrvollen Seezügen. Daher sein faules, herumschlenderndes Leben an der Küste, das mit phlegmatischer Gleichgültigkeit auf die nie rastende Betriebsamkeit der Frauen herabsieht, denen alle Arbeiten am Lande allein überlassen bleiben. Die Geduld, die Ausdauer und Munterkeit der Helgolanderinnen bei ihren oft sehr schweren Beschäftigungen ist rührend und erscheint beinahe ehrwürdig. Die helgolandische Hausfrau schafft von früh bis Abend, verliert nie ihre muntere Laune, trägt die schwersten Lasten allein oder zu zwei, oft sogar zu vier die breite Treppe herauf und wird doch nie dem müßigen Mann, der am Fallm lehnt und seine kurze Thonpfeife raucht, den geringsten Vorwurf machen über sein Müßiggehen. Denn sie weiß es, daß, rast der Sturm um die zerbröckelnde Klippe und ruft das Nothzeichen verschlagener Schiffer, der kühne Mann bei Tag und Nacht unerschrocken sich auf das stürmische Element hinauswagt, oft ohne selbst eines kärglichen Lohnes sicher zu sein. —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Die kriegerischen Artikel in der Allgem. Zeitung.]

Ein jedes Ding, sagt ein arabischer Dichter, der in einer französischen Uebersetzung vor mir liegt, was ich hinzufüge, damit Sie mich nicht für gelehrt halten, — ein jedes Ding, wenn man es oberflächlich betrachtet, wird etwas zum Lachen bieten; betrachtet man es hingegen genauer, so wird es viel Weinen erregen. Nun wissen Sie, daß ich lieber lache als weine, deswegen bitte ich Sie und Ihre lieben Leser, mir dann und wann zu verzeihen, wenn ich irgend ein Ding oder besser alle Dinge nur oberflächlich betrachte. Meine Schuld ist es nicht, der arabische Dichter behauptet, es sei besser, ein jedes Ding nur so obenhin zu betrachten, da das Lachen weit gesunder als das Weinen ist. — Sie haben gewiß auch die orientalischen Correspondenzen in der Allgemeinen Zeitung gelesen. Nun muß ich Ihnen sagen, daß ich selbst außerordentlich kriegerischer Natur bin, obschon ich mit keinem politischen Blatt correspondire. Wie groß war also meine Freude, als ich jene Artikel aus Alexandrien, Constantinopel und dann das würdige Echo aus London las, mir tanzte das Herz im Leibe, und ich war fest entschlossen, bei dem ersten Trompetenstoß nach dem Orient abzusegeln, nur wußte ich nicht, ob ich in dem Heere des Paschas oder in dem der Pforte mein Glück machen sollte. Doch hatte ich die Wahl. Da erhielt ich einen Wink der Wahrheit und alle jene kriegerischen Correspondenzen zersprangen, wie Flachs, wenn er Feuer riecht. Ich kenne nämlich einen Diplomaten, der ziemlich gut unterrichtet ist, dem erzählte ich jeden Abend, was ich in der Allgemeinen Zeitung gelesen. Zuerst von der Erklärung des Paschas, daß er es aufs Aeußerste kommen lassen wolle. Der Mann lächelte und antwortete nicht. Ich dachte, die Allgemeine Zeitung wird es so gut wissen als der Mann, der blos lächelte, und machte meine Pläne. Wieder las ich in der A. Z., Rußland rüste sich zum Kriege, um seinen Einfluß in der Türkei zu behaupten. Rußland, dachte ich, wäre ein Narr, doch kann ich etwas dabei gewinnen. Ich änderte meinen Plan mit dem Pascha, schliff meinen Säbel für Rußland und erzählte es dem diplomatischen Herrn. Er lächelte wieder. Es war zum Verzweifeln. Endlich aber hielt ich es nicht mehr aus. Die Allg. Zeitung brachte jetzt breitgedruckt, England hätte mit der Pforte ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß geschlossen. Jetzt geht's los! rief ich, jetzt oder nie! Im Sturmschritt lief ich durch die Küche, verschlang im ersten Eifer zwei Cotelettes, die noch nicht fertig waren, umarmte in der Hitze das Kammermädchen und lief zu dem Mann, um ihm die große Nachricht und meinen enormen Entschluß zu hinterbringen. Aber der Mann lächelte schon wieder. Was konnte ich thun? Dies Lächeln brachte mich zur Verzweiflung. Ich hätte weinen mögen, hätte ich nicht lachen müssen. Doch damit Sie mitlachen sollen, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Wahrheit sage. Ihr geschätztes Blatt ist zwar kein politisches, doch ist die Sache jetzt auch nicht mehr zur Politik zu rechnen. Es ist nur die Wahrheit. Sechs Linien reichen hin, nun vielleicht 50 Bogen Zeitungen zu widerlegen: In Teplitz erklärten die fünf Mächte, sie wollten Frieden haben und die Unabhängigkeit des Paschas nicht anerkennen. Diese Erklärung kam nach Alexandrien. Weder der Pascha noch die Pforte glaubten ernstlich an eine Erklärung von England und Rußland gemeinschaftlich unterschrieben. Daher das Zaudern. Endlich unterwarf sich der Pascha und die Pforte drückte öffentlich England die freundschaftliche Hand. Daher alle jene Gerüchte. Das ist die Wahrheit und nun bitte ich Sie, jene Correspondenzen noch ein Mal zu lesen, ohne zu lachen. Gestehen muß man doch, daß der Correspondent in Alexandrien viel Phantasie hat, und daß der in Constantinopel sich mit einer Lüge aus der andern heraushilft. In jedem Falle sind diese Correspondenzen doch weit interessanter als die persönlichen Nachrichten, die die Allg. Zeit. von Frankfurt aus enthält.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Tieck und Fouqué.]

(Eingesandt.)

In dem Aufsatze „Ludwig Tieck und sein Salon" von L. Auquier (s. No. 193—195 dieser Blätter) heißt es unter anderm: „Als wir auf seine Nachahmer und Schüler, Achim von Arnim und Fouqué, übergingen, sagte er: Beide haben mich in meinem Wirken unterstützt und begleitet, zumal Arnim, Fouqué war mir weniger treu." Diese Worte jedoch kann Tieck wohl schwerlich gesagt haben, hier hat der ausländische Hörer ihn wohl mißverstanden und irrige Beziehungen eingemischt. Weder Arnim noch Fouqué waren Tieck's Nachahmer und Schüler, haben ihn weder unterstützt in seinem Wirken, noch konnten sie ihm treu sein. Arnim's Dichtungen stehen auf ihrem ganz eignen Boden, sind, was man sehr gut selbstgewachsene Erzeugnisse nennt. Wenn Fouqué Jemanden nachgeahmt hat, so war es A. W. Schlegel, und auch nur in der frühesten Zeit; er war, unsres Wissens, nie mit Tieck näher befreundet, und Tieck seinerseits von Anfang an, nicht ohne persönliche Gründe, Fouqué's Widersacher. —

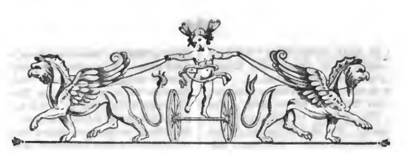
[Sagoskin.]

Von Sagoskin ist besonders der eine Roman: „Roslawlaw, oder Rußland im J. 1812" in Deutschland bekannt. Kürzlich erschien in Moskau von seinem „Jurij Miloslawsky, oder die Russen im J. 1612" die fünfte Auflage. Der Verf. arbeitet jetzt, wie die nordische Biene berichtet, an einem Romane: „Die Versucher."

[Leipzig-dresdner Eisenbahn.]

Am 3. November wurde die Fahrt bis Oschatz eröffnet. Mithin ist jetzt die Hälfte des Weges, $6\frac{1}{2}$ M., fahrbar. Man legt diese Strecke in $1\frac{1}{2}$ Stunden zurück. Bei Oschatz gewähret die Ueberbrückung des Zschöllauthales einen höchst imposanten Anblick. Bis Riesa ist die Bahn bereits fertig, obschon man die Strecke noch nicht so weit benutzt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 219. — den 8. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

(Beschluß).

Während Doris mit andern Frauen und Mädchen den herkömmlichen Arbeiten sich unterzog, blitzten am Horizonte einzelne Segel auf. Die zurückgebliebenen Alten am Fallm holten ihre Fernröhre, knieten nieder, um einen sichern Halt zu haben, oder ließen sich auch von einem lockigen Enkel die weittragenden Dollonds halten, da Alter und langjährige Strapazen ihre Kräfte zu sehr geschwächt hatten und ihre Hände zitterten. Unter mehreren fremden Segeln erkannte man bald auch heimische Fahrzeuge. Die nächsten Stunden vergingen in ungeduldigem Harren. Endlich liefen einige Schaluppen in den Hafen, mit geborgenem Gut reichlichst beladen. Auf Helgoland gab dies Anlaß zu lautem, übermäßigem Jubel. Die kleinen Knaben, kaum neun bis zehn Jahre alt, schrien und jauchzten in wildem Uebermuthe in die blaue Luft hinein, nur um ihre Freude zu erkennen zu geben. Andere streiften sich die Beinkleider auf und patschten durch die sumpfigen, wallartigen Kreise, welche der vom Meere ausgeworfene Seetang um die niedrigen Ufer des Unterlandes zieht, nach den Schiffen, schwangen sich an den Tauen an Bord und erfüllten abermals die Luft mit ihrem Freudengeschrei.

Einer der Ersten unter den Ankommenden war Erich's Bruder Franz. Im Begriff, nach „dem Lande" zurückzusteuern, hatte ihn die Kunde, ein Schiff sei gestrandet, augenblicklich in See getrieben, um wo möglich Theil zu nehmen an der Bergung. Das Glück war ihm außerordentlich günstig gewesen. Beinahe der erste am Wrack, brachten schnelles Zugreifen, Gewandtheit und trotziger Wille einige Tonnen Oel und Wein in seine Gewalt, die Franz auch bei dem Andrängen neuer Bergungsgehülfen zu sichern verstanden hatte. Der junge Seemann, in seiner raschelnden Threrjacke zwar keinesweges reizend anzusehen, und außerdem noch von Schmutz und blutigen Striemen bedeckt, die ein ehrenvolles Zeichen seines Muthes waren, gab sich einer ausgelassenen Freude hin über diesen außerordentlichen Glückswurf. Kaum ans Land getreten, eilte er zu seinem alten Vater, um diesem die Freudenbotschaft selbst anzusagen. „Und nun, Doris," wandte sich der stürmische Jüngling zu der Eintretenden, „ruf Deinen jungen Mann, meinen Bruder, daß er mir die Güter ans Land schaffen hilft. Armes Ding, Du siehst ordentlich noch blaß aus von zu heißem Küssen!"

„Erich? — lieber Franz — mein Gott, Erich ist draußen," stotterte am ganzen Körper zitternd die erschrockene Doris.

„Draußen? wo?" fragte Franz abermals.

„Mein Sohn," fiel Matten ein, „Erich ist ein eben so echter Helgolander, wie Du. Die Nachricht von dem gestrandeten Schiffe entzündete sein helgolandisches Blut. Er ist mit den Andern auf Bergung ausgegangen."

„Sahst Du ihn nicht? wirklich nicht?“ rief Doris und ihre Hände legten sich in ahnungsvollem Bangen gekreuzt auf den ängstlich wogenden Busen.

„Bei meiner Seligkeit, nein!“ versetzte Franz und warf unruhig seinen Südwester auf den Tisch. „Das hätte er bleiben lassen können, der vorwitzige Narr. Hochzeit und Bergung? Bei allen Seehunden, die beiden Dinge passen nicht zusammen! Und warum ließt Ihr ihn gehen, Vater?“

„Weil ein armer Helgolander das Glück halten muß, wenn es ihn streift.“

„Nun, das ist freilich auch wieder wahr,“ sprach Franz, „und hat er sich dazu gehalten, so kann er wohl ziemlich eben so viel als ich selbst mit fortnehmen. Es ward zwar etwas lebhaft, der Andrang groß — 's setzte Püffe — indeß, Erich ist ein kräftiger Bursche, er wird sich nicht haben kielholen lassen.“

Doris war hinausgegangen und kehrte jetzt zurück, die Axt des Bruders in der Hand mit trübem, strafendem Blick. „Was ist das?“ sagte sie, furchtsam mit leisem Finger die von Blut geröthete Schneide des Instrumentes berührend. „Hast Du einen Seehund erschlagen, oder — Franz, Franz, Du erbleichst! Du wirst doch gegen Niemanden Deiner Nebenmenschen die tödtliche Axt geschwungen haben!“

Franz bemühte sich zu lächeln. Er nahm seiner jungen Schwägerin die Waffe mit sanfter Gewalt aus der Hand, indem er sagte: „Beruhige Dich, liebes Kind. Auf der See lebt man nicht immer so ruhig und friedlich, wie im Hause. Da kämpft oft Jeder für seinen Herd, für sein eigenes Leben, und wer nicht schlägt, wird geschlagen. Das Blut an dieser Axt, gute Doris, will ich verantworten vor jedem Richter, also auch vor Dir. Ich habe Niemand erschlagen, aber daß ein übermüthiger, hämischer Bursche heute nicht ein paar Finger weniger haben kann, das will ich gerade nicht bestreiten. Je nun, so können unsere jungen Haifische doch auch einmal Menschenfleisch kosten.“

Während Doris ihrem Schwager noch einen vorwurfsvollen Blick für diesen unzeitigen Scherz zuwarf, entstand draußen ein wehklagendes Geschrei, das sich schnell dem Hause näherte. Matten sah hinaus, ein Trupp junger Männer, von Frauen, weinenden Mädchen und in wilder Zornesaufregung schreienden Buben umgeben, schritt langsam näher mit einer Tragbahre. Noch einige Secunden, und der greise Lootsen brach, von Schmerzgefühl überwältigt, fast leblos zusammen. Sein Sohn Erich, todesmatt und von einem heftigen Fieber geschüttelt, konnte dem Vater nicht einmal die Hand reichen. Sein rechter Arm endigte sich nur noch in einem unförmlichen Stumpfe, verunstaltet durch das brennende Eisen, womit die zur Hülfe Bereiten dem Blutverlust Einhalt gethan. — Als die arme Doris ihren verstümmelten Gatten dem Tode so nahe erblickte, überwältigte der furchtbare Schreck nicht, wie man hätte erwarten mögen, ihre Lebensgeister, vielmehr erreichte der Muth des Weibes, wie so oft in entscheidenden Augenblicken, seinen höchsten Grad. Sie ergriff den verstümmelten Arm und rief mit der Stimme eines entschlossenen Richters dem jetzt ebenfalls herantretenden Franz zu: „Kannst Du auch jetzt noch vor jedem Richter verantworten, was Du gethan hast? Unglücklicher, Du hast Deinen Bruder erschlagen!“

Ein banges, drückendes Schweigen ergriff bei dieser Beschuldigung die Umstehenden. Dem jungen voreiligen Helgolander schlotterten die Kniee, seine Zähne schlugen hörbar an einander. Die unselige That zu läugnen verboten ihm angestammte Redlichkeit, Reue und der augenblicklich in ihm heranreifende Entschluß, von Stund' an der treueste Beschützer und Vater des ganzen Hauses zu sein. Nicht Worte, nur Blicke, flehten den todesmatten Bruder um Verzeihung, die ihm der Versöhnliche mit sanftem Druck der Linken zusicherte.

„Doris, arme Doris,“ redete Franz jetzt seine Schwägerin an, „der tödtlich Verwundete hat mir vergeben, wirst Du mich nun noch fliehen als einen mit Bruderblut Befleckten? Ich habe Erich verstümmelt, aber nicht erschlagen. Und, bei dem ewigen Licht der Sonne, es geschah inmitten des wildesten Gedränges, in tiefer, finsterer Nacht, unter dem stürmischen Andrange der empörten Wogen.“

Doris weinte. Die heißen Thränen linderten ihren Schmerz und machten ihr so tief verwundetes Gemüth jedem sanfteren Gefühle wieder zugänglich. Sie erwiederte den Händedruck des Jünglings und bemühte sich sogar, den niedergesunkenen Greis durch ein freundliches Wort wieder aufzurichten.

„Vertheidigt Ihr auch jetzt noch die unselige Bergung gestrandeter Schiffe?“ fragte sie mit mildem Vorwurf.

„Armes Kind,“ versetzte der Greis und entblößte sein greises Haupt, „Du hast ein Recht, jammernd und anklagend zum Himmel aufzublicken, verdamme aber nicht in Deinem Schmerz die Segnungen, von denen Deine Vorfahren Jahrhunderte hindurch gelebt haben! Die

Sitte ist mir heilig, ihre Mißbräuche bedauere ich, doch nie werde ich für Aufhebung eines Gebrauches stimmen, der uns stark, muthig und frei erhält. Ohne geborgenes Gut, liebe Tochter, müßten wir Fesseln tragen, und Fesseln schmerzen mehr als die tiefsten Wunden!"

Doris schwieg. Franz sorgte mit brüderlicher Liebe für jede Bequemlichkeit des durch seinen Eifer Verstümmelten und hielt gewissenhaft sein Wort. Erich, von Natur stark, genas bald; seine Liebe zu Doris verschönerte sein Leben, das er, zum Seedienst unfähig, vielleicht mehr genoß, als hundert Andere. Nach einigen Jahren umspielten ihn heitere Kinder, denen er oft die Geschichte der unglücklichen Bergung erzählen mußte, wenn sie den handlosen Arm ihres Vaters neugierig betrachteten. Martin lebte auch noch ein paar Jahre, und als er starb, schärfte er noch mit lallender Zunge Kindern und Enkeln ein: „Stimmt nie für das Abschaffen der Bergung! Es ist ein altes Recht, ein ehrwürdiges — gut und sicher. Aber wenn eins Eurer Kinder gerade seine Hochzeit feiern sollte, und es strandete auch die ganze Handelsflotte Englands, so bleibt auf dem Lande und seid froh. Solche Trennung bringt kein Glück, aber die Bergung ist gut."

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Lessing; eine neue Judenzeitung; Museum, Theater, Journalistik.]

— Lessing der geniale Maler war hier. Er hielt sich nur einen Tag hier auf und reiste schnell nach Düsseldorf. Lessing ist ein schöner, schlanker, blonder Mann, der wie ein Jäger gekleidet geht. Er trägt einen Schnurrbart und aus seinen Augen sprüht ein dunkles, poetisches Feuer. Lessing hält, wie es scheint, nicht viel auf den Ruhm, dergleichen soll ihm sogar lästig sein. Die hiesigen Maler wollten ihm zu Ehren ein Fest veranstalten, er aber soll erklärt haben, daß wenn sie ihn mit solchen Sachen belästigten, er nie mehr hierher kommen würde. Nun wollten diesem zum Trotz einige Maler ihn fetiren, doch stießen sie auf unaussprechbare Hindernisse. — Lessing arbeitet an einem historischen Bilde: „Huß in Constanz vor dem Concilium." Er gesteht es offen, daß er für seine Ueberzeugung, für seinen Glauben arbeite und deswegen wähle er solche Sujets. Nur so aber wird ein Künstler groß. Welches Sujet er auch bearbeiten mag, protestantisch oder katholisch, es muß die Liebe mitarbeiten, wenn ein Meisterwerk herauskommen soll. Sein neuestes Bild: „Ezzelin im Gefängniß*)," wurde von dem hiesigen Institut für 2000 Gulden angekauft. — Biechen aus Berlin, Decorationsmaler, hat hier einige sehr merkwürdige Landschaftsmalereien aufgestellt. Der Ton dieser Gemälde ist ganz neu und überraschend, besonders aber ist eine Ansicht von Neapel ausgezeichnet. Wie verlautet, ist Biechen geisteskrank und diese Bilder sind zum Kaufe für die Kosten zu seiner Genesung ausgestellt. — Man erwartet hier Thorwaldsen, den der Goethe-Comité fetiren wird. Man ist allgemein gespannt auf die Ankunft dieses Meisters. Sie wissen doch wohl von dem Kampfe, der hinsichtlich dieses Monumentes hier ausbrach. Der Comité weiß nicht, wie man einen Goethe würdig repräsentire, Thorwaldsen hat ein besonderes Modell vorgeschlagen, das nicht allgemein gebilligt wurde. Bei seiner Ankunft wird die Sache wohl ins Reine gebracht werden, da es hier an Geld zu dem Monumente nicht fehlt.

*) Ich weiß nicht, wie ich mich in meiner vorigen Correspondenz verschrieben habe; dort stand Enzio, statt Ezzelin.

Hier ist eine neue Zeitschrift: „Israelitische Annalen" angekündigt. Hr. Dr. Jost ist der Redacteur, Hr. Sauerländer der Verleger. Ein Prospectus, der bereits erschienen, bezeichnet ungefähr die Tendenz dieses Blattes, die nichts weniger als dem Geiste der Geschichte entsprechend ist. Eine jede Schrift, sie mag heißen wie sie will, die nur für eine gewisse Classe des Volkes ist, die für eine rechthabende Partei gelten will, ist unnational und ohne heilsamen Erfolg. Die Juden besonders sehen sich in neuester Zeit als „unter sich" an, besonders hier, und dies muß ihnen früh oder spät schädlich sein. Da sie nirgends für ihr Religionssystem einen Haltpunkt haben, so tappen sie auf allen Seiten umher, ohne den Muth zu haben, die Wahrheit auszusprechen. Sie würden gern das Christenthum anerkennen, wenn es nicht schon existirte. So aber wollen sie jüdische Gelehrte, jüdische Schulen, jüdische Wissenschaften haben, sie wollen ein besonderes Volk bilden, während sie dahin streben sollten, sich mit dem Christenthum zu verschmelzen. Ich werde Schritt vor Schritt dieser neuen jüdischen Schrift folgen und zwar auf ihrem jüdischen, wissenschaftlichen Boden, denn ich glaube, daß es die Pflicht einer jeden bessern Zeitschrift ist, dieses System mit allen erlaubten Kräften zu bekämpfen. Die Zeit verliert nichts durch einen solchen Kampf und die Zukunft wird beweisen, auf welcher Seite das Recht war.

Vergangene Woche wurde hier das Museum wieder eröffnet. Ehe dies geschah, lieferten die Jahrbücher einen heftigen Artikel gegen das Museum, in welchem wahrscheinlich ein Mitglied des Museums selbst deutlich auseinandersetzte, was das Museum ist und was es sein könnte. Dies Institut besitzt viele Mittel und in literarischer Hinsicht könnte es allerdings mehr leisten, indeß sind die Mitglieder des Museums mit dem Vorstande zufrieden und die Kritik außerhalb dieses Kreises kann bescheidentlich schweigen. Das neueste Museum bot gewöhnliche Genüsse, eine Symphonie von Beethoven, einige literarische Sächelchen, ein Concert für Violoncello, sehr gut von Herrn Waldteufel, einem Elsasser, gespielt, und eine Ouvertüre. Es thut einem ordentlich wohl, eine Symphonie von Beethoven von dem hiesigen Orchester ausgeführt zu hören; in musikalischer Hinsicht ist das Museum vortrefflich. Es besteht bereits 31 Jahre und wird hoffentlich noch lange bestehen. Folgende Anekdote, die ich verbürgen kann, fiel übrigens das vorige Jahr im Museum vor. Man hatte eine Ouvertüre von Schnyder v. Warten-

ser als Eröffnung und eine Beethoven'sche Symphonie zum Schlusse einer Sitzung angezeigt. Da die Symphonie alle Kräfte des Orchesters in Anspruch nahm, so beschloß der Capellmeister Guhr die Symphonie zuerst und die Ouvertüre zuletzt zu geben, ohne es besonders noch ein Mal anzuzeigen. Als die Symphonie gespielt wurde und zwar mit Auslassung eines Satzes, zuckte das Publicum die Achseln. Hie und da sagte einer, Schnyder hätte in etwas Beethoven nachgeahmt. Am Schlusse aber, als die Ouvertüre gegeben wurde, klatschen alle, nur meinten sie, Beethoven hätte noch nie eine so kurze Symphonie geschrieben.

Auf unserm Theater gastirt Hr. Pökh von Braunschweig und Dem. Mejo von Breslau. Letztere soll neuerdings in Braunschweig engagirt worden sein. Hr. Pökh ist bis jetzt noch immer heiser, man kann also wenig von ihm sagen. Desto lieber berichte ich Ihnen, daß bei zwei Vorstellungen von Kabale und Liebe und Fiesko das Haus überfullt war. Fiesko wurde so beklatscht, als wäre es zum ersten Mal gegeben worden. Auch tanzen in diesem Stücke die Leidenschaften wie Sirenen einher und singen den Wanderer zum Todesschlafe ein. Schiller bleibt doch immer neu, immer jung, er ist der ewige Jüngling Deutschlands. Bei dem Stücke „Kabale und Liebe" beklatschten einige die Stelle: „Was ist ein Eid?" Dies geschah nicht ohne Absicht, besonders da man sich hier die Anekdote von Hannover erzählt. — Wir haben hier drei Tenoristen und können fast keine Oper geben. Hr. Klein hat eine wunderschöne Stimme, doch tritt er bis jetzt nur in wenigen Rollen auf, Hr. Dobrowsky ist schlecht und Hr. Nessen schlechter, wenn es überhaupt etwas schlechteres als schlecht geben kann, eine Frage, die wir gern den hiesigen literarischen Blättern überlassen. Das Conversationsblatt hat nur Einen Fehler, den ein rechtlich gerader Mann ihm nicht verzeihen kann. Es hat die Frechheit, bescheiden und naiv zu sein. So fragt es neulich: Wird die Elegante dem Telegraphen eben so elegant antworten? — Aber um Gottes Willen, was geht dergleichen das Conversationsblatt an, das doch in der Literatur durchaus keine Stimme hat und nur den Redactoren droht, diesen oder jenen Artikel gegen ihn nachzudrucken. Das Conversationsblatt, das seit dem Eingange des Phönix beständig nachdruckt, hat nur Ein Gutes, nämlich dies, daß der Redacteur das ganze Jahr nichts daran scheidt.

Dr. Auerbach hat ein Lustspiel: „Der Ultimo" geschrieben, das er auf die Bühne bringen will. Er arbeitet außerdem an einem neuen Roman: „Dichter und Kaufmann." Er wird das Lustspiel in einem literarischen Zirkel vorlesen und dann werde ich Ihnen darüber berichten. Es wird hier überhaupt etwas lebhafter unter den Literaten, und unsere Stadt, die so viel Schönes besitzt, ist am Ende der bessern Literatur nicht so abgeneigt, als man gewöhnlich glauben möchte.

Notizen.

[Ein radicaler Frauenverein in England.]

Am 1. October hielten die Frauen aus Bath eine Versammlung unter freiem Himmel. Es war eine Anzahl von 4000 beisammen. Ein Ausschuß hatte die Anordnung des Festes mit großer Sorgfalt getroffen; Mistreß Baiwell wurde zum Präsidium berufen. „Was uns hier versammelt, begann sie, ist eine Sache von der höchsten Wichtigkeit für Männer, Frauen und Kinder: der Versuch, die geistigen und politischen Fortschritte des Volkes zu fördern. Ich wünsche, daß die Frauen durch ihre Theilnahme den gegenwärtigen Kampf unterstützen mögen, da ich überzeugt bin, daß das Glück des Weibes von der Freiheit und Bildung des Mannes abhängt." Darauf sprach Hr. Vincent, der Abgeordnete des demokratischen Vereins, und machte eine Schilderung von den Unbilden, welche die Frauen zu erdulden hätten. Er tadelte heftig das Benehmen des reformirten Unterhauses; er sagte, wenn von einer Verminderung der Ausgaben der Krone, von einer Veränderung des Erstgeburtgesetzes, von einer Verminderung der Pensionen, von der Aufhebung der Getreidegesetze, von der Beschützung der armen Kinder in den Fabriken, gegen die gewissenlosen und hartherzigen Baumwollenlords die Rede sei, so erhebe sich ein allgemeines Geschrei von verliehenen Rechten und die reformirten Gesetzgeber vereitelten alle Hoffnung auf Gerechtigkeit; wenn aber die gleichfalls verliehenen Rechte des Armen aufgehoben werden sollten, so höre man die Schreier für das verliehene Recht ihren Ton ändern, und die Rechte des Armen würden bei Seite geschoben, ohne daß von einer Entschädigung die Rede sei. Darauf sprach er von den ungeheuren Summen, die das Volk der Krone zahle, und machte eine so ergreifende Schilderung von der Wirkung des Armengesetzes und von dem Zustande der Kinder in den Fabriken, daß die ganze Versammlung während seiner zweistündigen Rede in Thränen ausbrach.

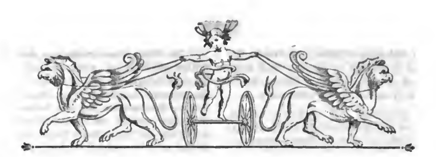
[Die Eisenbahn zwischen Aachen und Cöln.]

Statt des frühern projectirten Dammes ganz nahe bei Aachen wird ein Viaduct auf 16 Bogen construirt, ein Werk, das in Hinsicht der Masse sowohl als des Styls mit allen Bauwerken neuerer Zeit wird in die Schranken treten können. Am 22. Octbr. wurde feierlich der Grundstein zu dem Riesenwerk gelegt. Im nächsten Jahre werden bei Cöln und Aachen kurze Strecken so weit beendigt sein, daß man Lustfahrten unternehmen kann, wozu die Locomotiven schon bereit stehen. Im J. 1840 glaubt man die ganze Bahn bis auf die beiden bedeutenden Tunnel, an welchen fortwährend stark gearbeitet wird, vollenden zu können.

[Protestantisches oder preußisches Salz.]

In Bezug auf Raupach's „Vor hundert Jahren" schrieb unser frankfurter Correspondent: „Das Conversationsblatt nannte dies Stück preußisches protestantisches Salz ꝛc." Allein das gedachte Blatt sprach nur von preußischem Salz, und Herr Dr. Schuster, Redacteur desselben, versichert uns brieflich, daß ihm nur böslicher Weise eine Insinuation gegen den Protestantismus aufgebürdet werden könne.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 220. — den 9. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Heine über Shakspeare.

Eben noch zu rechter Zeit, um seine Rolle bei den deutschen Weihnachtsgaben und den étrennes der Pariser mitzuspielen, wird in den nächsten Tagen ein glänzend ausgestatteter Band: „Shakspeare's Mädchen und Frauen, mit Erläuterungen von H. Heine" in Paris und Leipzig von Stapel laufen. Die Bildnisse der Frauen und Mädchen, die aus Shakspeare's Dramen hervorblühen, sind in den vortrefflichsten englischen Stahlstichen darin vereinigt, und Heine hat sie mit Wortarabesken geistreich, keck und zierlich eingerahmt. Er macht den Cicerone und läßt sich bei dem Eintritte in die Bilderhalle folgenderweise vernehmen. Wir verdanken diese Mittheilung aus Paris einer besondern Vergünstigung.

„Ich kenne einen guten hamburger Christen, der sich nie darüber zufrieden geben konnte, daß unser Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Ein tiefer Unmuth ergriff ihn jedesmal, wenn er sich eingestehen mußte, daß der Mann, der ein Muster der Vollkommenheit, die höchste Verehrung verdient, dennoch zur Sippschaft jener ungeschnäuzten Langnasen gehört, die er auf der Straße als Trödler herumhausiren sieht, die er so gründlich verachtet, und die ihm noch fataler sind, wenn sie gar, wie er selber, sich dem Großhandel mit Gewürzen und Farbestoffen zuwenden und seine eigenen Interessen beeinträchtigen.

Wie es diesem vortrefflichen Sohne Hammonia's mit Jesus Christus geht, so mir mit William Shakspeare. Es wird mir flau zu Muthe, wenn ich bedenke, daß er am Ende doch ein Engländer ist und dem widerwärtigsten Volke angehört, das Gott in seinem Zorne geschaffen hat.

Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein unerquickliches Land! Wie steifleinen, wie hausbacken, wie selbstsüchtig, wie eng, wie englisch! Ein Land, welches längst der Ocean verschluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daß es ihm Uebelkeiten im Magen verursachen möchte. Ein Volk, ein graues, gähnendes Ungeheuer, dessen Athem nichts als Stickluft und tödtliche Langeweile, und das sich gewiß mit einem kolossalen Schiffstau am Ende selbst aufhängt.

Und in einem solchen Lande, unter einem solchen Volke hat William Shakspeare im April 1564 das Licht der Welt erblickt.

Aber das England jener Tage, wo in dem nordischen Bethlehem, welches Stratford „upon Avon" geheißen, der Mann geboren ward, dem wir das weltliche Evangelium, wie man die Shakspeare'schen Dramen nennen möchte, verdanken, das England jener Tage war gewiß von dem heutigen sehr verschieden; auch nannte man es merry England und es blühte in Farbenglanz, Maskenscherz, tiefsinniger Narretei, sprudelnder Thatenlust, überschwenglicher Leidenschaft. Das Leben war dort noch ein buntes Turnier, wo freilich die edelbürdigen Ritter in Schimpf und Ernst die Hauptrolle spielten, aber der helle Trompetenton auch die bürgerlichen Herzen erschütterte. Und statt des dicken Biers

trank man den leichtsinnigen Wein, das demokratische Getränk, welches im Rausche die Menschen gleich macht, die sich eben noch auf den nüchternen Schauplätzen der Wirklichkeit nach Rang und Geburt unterschieden.

All' diese farbenreiche Lust ist seitdem erblichen, verschollen sind die freudigen Trompetenklänge, erloschen ist der schöne Rausch.... Und das Buch, welches dramatische Werke von W. S. heißt, ist als Trost für schlechte Zeiten, und als Beweis, daß jenes merry England wirklich existirt habe, in den Händen des Volkes zurückgeblieben.

Es ist ein Glück, daß Shakspeare eben noch zur rechten Zeit kam, daß er ein Zeitgenosse Elisabeth's und Jakob's war, als freilich der Protestantismus sich bereits in der ungezügelten Denkfreiheit, aber keineswegs in der Lebensart und Gefühlsweise äußerte, und das Königthum, beleuchtet von den letzten Strahlen des untergehenden Ritterwesens, noch in aller Glorie der Poesie blühte und glänzte. Ja, der Volksglaube des Mittelalters, der Katholicismus, war erst in der Theorie zerstört, aber er lebte noch mit seinem vollen Zauber im Gemüthe der Menschen, und erhielt sich noch in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen. Erst später, Blume nach Blume, gelang es den Puritanern, die Religion der Vergangenheit gründlich zu entwurzeln und über das ganze Land, wie eine graue Nebeldecke, jenen öden Trübsinn auszubreiten, der seitdem, entgeistet und entkräftet, zu einem lauwarmen, greinenden, dünnschläfrigen Pietismus sich verwässerte. Wie die Religion, so hatte auch das Königthum zu S's Zeit noch nicht jene matte Umwandlung erlitten, die sich dort heutigen Tages unter dem Namen constitutioneller Regierungsform, wenn auch zum Besten der europäischen Freiheit, doch keineswegs zum Heile der Kunst geltend macht. Mit dem Blute Karl's I., des großen, wahren, letzten Königs Englands, floß auch alle Poesie aus den Adern Englands, und drei Mal glücklich war der Dichter, der dieses kummervolle Ereigniß, das er vielleicht im Geiste ahnte, nimmermehr als Zeitgenosse erlebt hat. S. ward in unsern Tagen sehr oft ein Aristokrat genannt. Ich möchte dieser Anklage keineswegs widersprechen und seine politischen Neigungen vielmehr entschuldigen, wenn ich bedenke, daß sein Zukunft schauendes Dichterauge, aus bedeutenden Wahrzeichen, schon jene nivellierende Puritanerzeit voraussah, die mit dem Königthume, so auch aller Lebenslust, aller Poesie und aller heitern Kunst ein Ende machen würde.

Im Strudel der angedeuteten kirchlichen und politischen Umwälzungen verlor sich auf lange Zeit der Name Shakspeare's, und es dauerte fast ein ganzes Jahrhundert, ehe er wieder zu Ruhm und Ehre gelangte. Seitdem aber stieg sein Ansehen von Tag zu Tag, und gleichsam eine geistige Sonne ward er für jenes Land, das der wirklichen Sonne fast während zwölf Monat im Jahre entbehrt, für jene Insel der Verdammniß, jenes Botanybai ohne südliches Klima, jenes steinkohlenqualmige, maschinenschnurrende, kirchengängerische und schlechtbesoffene England! Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geschöpfe, und indem sie den Engländern alles, was schön und lieblich ist, versagte, und ihnen weder Stimme zum Gesang, noch Sinne zum Genuß verlieh, und sie vielleicht nur mit ledernen Porterschläuchen, statt mit menschlichen Seelen begabt hat, ertheilte sie ihnen zum Ersatz ein großes Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent, sich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakspeare. Dieser ist die geistige Sonne, die jenes Land verherrlicht mit ihrem holdesten Lichte, mit ihren gnadenreichen Strahlen. Alles mahnt uns dort an Shakspeare, und wie verklärt erscheinen uns dadurch die gewöhnlichsten Gegenstände. Ueberall umrauscht uns dort der Fittig seines Genies, aus jeder bedeutenden Erscheinung grüßt uns sein klares Auge, und bei großartigen Vorfällen glauben wir ihn manchmal nicken zu sehen, leise nicken, leise und lächelnd.

Diese unaufhörliche Erinnerung an Shakspeare und durch Shakspeare ward mir recht deutlich während meines Aufenthaltes in London, während ich, ein neugieriger Reisender, dort von Morgens bis in die späte Nacht nach den sogenannten Merkwürdigkeiten herumlief. Jeder lyon mahnte an den größern lyon, an Shakspeare. Alle jene Orte, die ich besuchte, leben in seinen historischen Dramen ihr unsterbliches Leben, und waren mir eben dadurch von frühester Jugend bekannt. Diese Dramen kennt aber dort zu Lande nicht blos der Gebildete, sondern auch Jeder im Volke, und sogar der dicke Beefeater, der mit seinem rothen Rocke und rothen Gesichte im Tower als Wegweiser dient, und Dir hinter dem Mittelchor das Verließ zeigt, wo Richard seine Neffen ermorden lassen, verweist Dich an Shakspeare, welcher die nähern Umstände dieser grausamen Geschichte beschrieben habe. Auch der Küster, der Dich in Westminster herumführt, spricht immer von Shakspeare, in dessen Tragödien jene todten Könige und Königinnen, die hier in steinernem Conterfei auf ihren Sarkophagen

ausgestreckt liegen und für einen Schilling sechs Pence gezeigt werden, eine so wilde oder klägliche Rolle spielen. Er selber, die Bildsäule des großen Dichters, steht dort in Lebensgröße, eine erhabene Gestalt mit sinnigem Haupt, in den Händen eine Pergamentrolle. Es stehen vielleicht Zauberworte darauf, und wenn er um Mitternacht die weißen Lippen bewegt und die Todten beschwört, die dort in den Grabmälern ruhen: so steigen sie hervor mit ihren verrosteten Harnischen und verschollenen Hofgewanden, die Ritter der weißen und der rothen Rose, und auch die Damen heben sich seufzend aus ihren Ruhestätten, und ein Schwertergeklirr, und ein Lachen und Fluchen erschallt. Ganz wie zu Drurylane, wo ich die Shakspeare'schen Geschichtsdramen so oft tragiren sah, und wo Kean mir so gewaltig die Seele bewegte, wenn er verzweifelnd über die Bühne rann:

A horse, a horse, my Kingdom for a horse!

Ich müßte den ganzen Guide of London abschreiben, wenn ich die Orte anführen wollte, wo mir dort Shakspeare in Erinnerung gebracht wurde. Am bedeutungsvollsten geschah dies im Parlamente, nicht sowohl deshalb, weil das Locale desselben jenes Westminsterhall ist, wovon in den Shakspeare'schen Dramen so oft die Rede, sondern weil, während ich den dortigen Debatten beiwohnte, einige Male von Shakspeare selber gesprochen wurde, und zwar wurden seine Verse nicht ihrer poetischen, sondern ihrer historischen Bedeutung wegen citirt. Zu meiner Verwunderung merkte ich, daß Shakspeare in England nicht blos als Dichter gefeiert, sondern auch als Geschichtschreiber von den höchsten Staatsbehörden, von dem Parlamente, anerkannt wird.

Dies führt mich auf die Bemerkung, daß es ungerecht sei, wenn man bei den geschichtlichen Dramen Shakspeare's die Ansprüche machen will, die nur ein Dramatiker, dem blos die Poesie und ihre künstlerische Einkleidung der höchste Zweck ist, befriedigen kann. Die Aufgabe Shakspeare's war nicht blos die Poesie, sondern auch die Geschichte; er konnte die gegebenen Stoffe nicht willkürlich modeln, er konnte nicht die Ereignisse und Charaktere nach Laune gestalten, und eben so wenig wie Einheit der Zeit und des Ortes, konnte er Einheit des Interesses für eine einzige Person oder für eine einzige Thatsache beobachten. Dennoch in diesen Geschichtsdramen strömt die Poesie reichlicher und gewaltiger und süßer als in den Tragödien jener Dichter, die ihre Fabeln entweder selbst erfinden oder nach Gutdünken umarbeiten, das strengste Ebenmaß der Form erzielen, und in der eigentlichen Kunst, namentlich aber in dem enchainement des scènes den armen Shakspeare übertreffen. (D. B. f.)

Deutsche Lyrik.

F. G. Wetzel's gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von Z. Funk. Leipzig, Brockhaus.

Wetzel's Gedichte, gedruckte und ungedruckte, waren wohl werth, in möglichst vollständiger Sammlung herausgegeben zu werden, wenn auch Z. Funk nicht eben ein allzustrenger Wahlherr gewesen ist. Wir wollen indeß mit ihm nicht hadern; wenn sich auch hier und da ein Gedicht eingeschlichen hat, welches zu sehr die Spuren der Unreife und einen auffallenden Mangel an nachhelfender Kritik verräth und leicht durch ein viel trefflicheres aus den „Schriftproben" und anderen Schriften des Verstorbenen ersetzt werden konnte, so ist doch kaum eines, welches nicht aus frischem und vollem Herzen gesungen und somit für die Kenntniß der Individualität des Dichters von einiger Bedeutung wäre. Funk's Begeisterung für seinen verstorbenen Freund spricht sich auf eine beinahe überschwänglich warme Weise in der Vorrede aus; er sagt geradezu, daß in Wetzel's Gedichten die Romantik in ihrer universellen Bedeutung den Culminationspunkt erstiegen habe — ein Lob, in das wir deshalb nicht einstimmen möchten, weil wir fürchten müßten, andere Dichter unserer Nation dadurch herabzusetzen; Funk nennt ferner Wetzel's Romanzen und Balladen eine Apotheose auf dies Genre der Poesie selbst; endlich preist er ihn als den glücklichen Dichter, welcher Novalis' blaue Wunderblume aufgefunden und im Heiligthum seines reinen Dichtergemüths aufbewahrt gehalten habe. Solche mystisch verschleierte Moderblumen helfen doch in der That zu nichts und erwecken durch ihre Ueberschwänglichkeit nur zu leicht den Geist des Widerspruchs. Der Herausgeber hat vollkommen Recht, die Kräftigkeit der Wetzel'schen Dichtweise zu rühmen und daß sie von aller Hypersentimentalität frei sei, aber er hätte, da er eine so glänzende Rangliste der Vorzüge der Wetzel'schen Muse angefertigt hat, auch die Mängel derselben nicht unbeachtet lassen und als einen Hauptmangel anführen sollen, daß diese Poesieen freilich nicht an einer Ueberweichheit, aber je zuweilen an Ueberkräftigkeit leiden. Wetzel war, was ihm zum Ruhme gereicht, ein echt deutscher, biederer, treuherziger und gottgläubiger Mann, begeistert für die gemeinsamen Interessen unseres Vaterlandes, ein entschiedener, fest ausgesprochener Feind fremdländischen Wesens — Eigenschaften, welche durch die politische gedrückte Lage Deutschlands zur Zeit der französischen Invasion noch genährt wurden — aber diese an sich rühmliche Deutschheit seines Gemüths hat ihn verhindert, seine reinen, flammenden Gedanken überall in ein schönes, ungebrochenes Gewand zu kleiden und sie auf eine graziöse Weise auszudrücken. Seine Sprache ist, besonders in den patriotischen Gesängen, nicht selten rabbiat und schlägt wie die pommersche Landwehr am liebsten mit der Kolbe drein, weil das besser „fluscht." Diese Wuth ist indeß für jene ungeheure Zeitperiode in den Ausfällen der

Deutschen auf Franzosen und Franzosenherrschaft gäng und gäbe, und in dieser Rucksicht sind Wetzel's Kriegs- und Siegeslieder von hohem Interesse, weil sie die damalige Stimmung unseres Volkes der spätern Generation deutlich vorführen. Man könnte an diese Wahrnehmung eine Reihe eben so erbaulicher als trauriger Gedanken knüpfen, wenn man dazu die Gelegenheit vom Zaune brechen wollte. Unsre jetzige Generation hat mit der damaligen uns vorkämpfenden kaum ein gemeinsames Merkmal mehr und die Aenderung, die in der Gesinnung des geistigeren Theils unserer Nation seit nicht mehr als zwanzig Jahren vorgegangen ist, dürfte kaum bei einem Volke in demselben Maße und in so kurzer Zeitfrist Statt gefunden haben. Der Brite blieb Brite und der Franzose, trotz der Julirevolution, immer noch mehr Franzose, als der Deutsche Deutscher geblieben ist. Unser deutsches Nationalgefühl als solches ist offenbar abgeschwächt; man that alles Mögliche, um daran seine Dampfer anzubringen; nur verallgemeinert haben wir uns, aber welch ein Ersatz ward uns für die Dahingabe jenes Nationalgefühls? Woran soll sich unsre jüngste Generation halten und erbauen? — Kaum daß wir jetzt uns selbst verstehen, wie sollten wir für die stürmischen Kriegslieder Wetzel's das rechte Verständniß gewinnen können?

Die erste Liedergruppe in dieser Sammlung trägt den Titel: „Leben und Liebe." In diesen Liedern herrscht überwiegend eine kräftige Emfindung vor, ein edles Gemüth, ein inniger Anschluß an die Umgebungen der Natur und eine dem gemäße körnige Sprache. Die Form ist, auch abgesehen von Reimen wie „gehn" und „Genien" und sehr vielen ähnlichen, nicht überall von gleicher Vollendung. Die Anschauungen sind klar und ursprünglich genug, um an das Herz des Volkes zu sprechen. Schön z. B. ist das Gedicht „Frühgeburt" mit den Schlußstrophen:

„Könnten wir den großen Vorhang lüpfen,
Wir beneideten vielleicht dein Loos,
Hinterm Leben still so wegzuschlüpfen
Wieder in des rechten Daseins Schooß!

Schlaf denn wohl, bis Nacht und Schatten schwinden,
Schlafe, hast du auch noch nicht gewacht;
Wirst doch endlich Luft und Sonne finden,
Armes Menschlein, gute Nacht!"

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Sophie Albrecht.]

Die beklagte nothleidende Freundin Schiller's, zu deren Unterstützung Clemens Gerke in Hamburg aufforderte, ist höchst wahrscheinlich Josephine Albrecht, einst eine Zierde der deutschen Bühne. Dafür spricht unter andern Umständen auch der: daß Herr Gerke sie „die Wittwe eines berühmten Arztes nennt." Dieser Arzt war der im Jahre 1816 zu Altona verstorbene Dr. Ernst Friedrich Albrecht, der Anfangs ein Lehramt zu Erfurt bekleidete, dann als Leibarzt des Grafen v. Manteuffel nach Reval ging, späterhin abwechselnd zu Erfurt, Leipzig und Dresden privatisirte und sich als Verfasser mehrerer Romane und Schauspiele bekannt machte, dann Buchhändler in Prag und hierauf Theaterdirector in Altona ward, wo er seine irdische Laufbahn als praktischer Arzt beschloß. Bereits in ihrem vierzehnten Jahre war Sophie Baumer, geboren im December 1757 zu Erfurt, eine Tochter des dortigen Professors J. P. Baumer, seine Gattin geworden. Erst nach dem Tode ihres Vaters, der ihre früh erwachte Neigung zur theatralischen Laufbahn hartnäckig bekämpft hatte, betrat Sophie (1782) zum ersten Mal auf einem Privattheater die Bühne. Mit Bewilligung ihres Gatten engagirte sie sich im Jahr 1783 bei der Großmann'schen Gesellschaft, die in Mainz, Frankfurt am Main und Pyrmont Vorstellungen gab, und ging im Jahr 1785 nach Leipzig zu der ehemaligen Bondini'schen Gesellschaft. Dort war es, wo Schiller ihre schon früher gemachte Bekanntschaft erneuerte. Er erwähnt sie einigemal in seinen Briefen. Im September 1796 ging sie nach Altona, wo sie das von ihrem Gatten dort mittelst Abonnement errichtete Nationaltheater mit einer von ihr verfaßten Rede eröffnete. Nach dem Tode ihres Gatten (1816) zog sie sich von der Bühne zurück und ging nach Hamburg, wo sie noch in den von Clemens Gerke geschilderten drückenden Verhältnissen lebt. Als Schauspielerin erwarb sie sich zu ihrer Zeit einen bedeutenden Ruf. Sie übernahm die Rollen der ersten Liebhaberinnen, Damen von Stande und naiven Mädchen, sowohl in der Tragödie als im Schauspiel und Lustspiele. Der Ruf, den sie sich erworben, trug dazu bei, auch ihren Schriften eine freundliche Aufnahme zu verschaffen. Herzlichkeit und Wärme des Gefühls sind ihr eigenthümlich. Wir erwähnen unter ihren Schriften, die man in Meusel's gelehrtem Deutschland verzeichnet findet, nur ihre Gedichte und Schauspiele, Erfurt 1782—1785 und ihre Gedichte und prosaischen Aufsätze. Dresden, 1791. Seit dem Jahr 1808, in welchem noch romantische Dichtungen von ihr gedruckt wurden, scheint nichts mehr öffentlich von ihr bekannt worden zu sein.

Jena, im October.

Dr. Heinrich Döring.

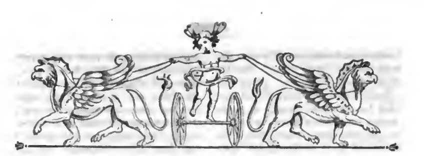
[Nicolaus Jósika.]

Am 9. September — berichtet Glaser's Ost und West — hielt die ungarische Gelehrtengesellschaft in Pesth, deren Präsident Hr. Joseph Graf von Teleki ist, ihre siebente öffentliche Sitzung. Unter den im J. 1837 erschienenen magyarischen Werken wurde als das beste anerkannt: „der letzte Bátori," Roman von Baron Nicolaus Jósika, wofür der Verf. 200 Ducaten und einen Pokal erhielt.

[Ole Bull.]

Ole Bull hat nach seiner Rückkehr von Bergen in Christiania zwei Concerte unter rauschendem Beifall gegeben. Seine letzte Composition: „Das Echo des Gebirges" wird eine höchst gemüthliche Verschmelzung norwegischer Nationalmelodien genannt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 221. — den 10. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Heine über Shakspeare.

(Beschluß.)

Ja, das ist es, der große Brite ist nicht blos Dichter, sondern auch Historiker; er handhabt nicht blos Melpomene's Dolch, sondern auch Klio's noch schärfern Griffel. In dieser Beziehung gleicht er den frühesten Geschichtschreibern, die ebenfalls keinen Unterschied wußten zwischen Poesie und Historie, und nicht blos eine Nomenclatur des Geschehenen, ein standiges Herbarium der Ereignisse lieferten, sondern die die Wahrheit verklärten durch Gesang, und im Gesange nur die Stimme der Wahrheit vernehmen ließen. Die sogenannte Objectivität, wovon heute so viel die Rede, ist nichts als eine trockene Lüge; es ist nicht möglich, die Vergangenheit zu schildern, ohne ihr die Färbung unserer eigenen Gefühle zu verleihen. Ja, da der sogenannte objective Geschichtscheiber doch immer sein Wort an die Gegenwart richtet, so schreibt er unwillkürlich im Geiste seiner eigenen Zeit, und dieser Zeitgeist wird in seinen Schriften sichtbar sein, wie sich in Briefen nicht blos der Charakter des Schreibers, sondern auch des Empfängers offenbart. Jene sogenannte Objectivität, die, mit ihrer Leblosigkeit sich brüstend, auf der Schädelstätte der Thatsachen thront, ist schon deshalb als unwahr verwerflich, weil zur geschichtlichen Wahrheit nicht blos die genauen Angaben des Factums, sondern auch gewisse Mittheilungen über den Eindruck, den jenes Factum auf seine Zeitgenossen hervorbrachte, nothwendig sind. Diese Mittheilungen sind aber die schwierigste Aufgabe; denn es gehört dazu nicht blos eine gewöhnliche Notizenkunde, sondern auch das Anschauungsvermögen des Dichters, dem, wie Shakspeare sagt: „das Wesen und der Körper verschollener Zeiten" sichtbar geworden.

Und ihm waren sie sichtbar, nicht blos die Erscheinungen seiner eigenen Landesgeschichte, sondern auch die, wovon die Annalen des Alterthums uns Kunde hinterlassen haben, wie wir es mit Erstaunen bemerken in den Dramen, wo er das untergegangene Römerthum mit den wahrsten Farben schildert. Wie den Rittergestalten des Mittelalters hat er auch den Helden der antiken Welt in die Nieren gesehen, und ihnen befohlen, das tiefste Wort ihrer Seele auszusprechen. Und immer wußte er die Wahrheit zur Poesie zu erheben und sogar die gemüthlosen Römer, das harte, nüchterne Volk der Prosa, diese Mischlinge von roher Raubsucht und feinem Advocatensinn, diese casuistische Soldateska, wußte er poetisch zu verklären.

Aber auch in Beziehung auf seine römischen Dramen muß Shakspeare wieder den Vorwurf der Formlosigkeit anhören, und sogar ein höchst begabter Schriftsteller nannte sie „poetisch verzierte Chroniken", wo aller Mittelpunct fehle, wo man nicht wisse, wer Hauptperson, wer Nebenperson, und wo, wenn man auch auf Einheit des Orts und der Zeit verzichtet, doch nicht einmal Einheit des Interesses zu finden sei. Sonderbarer Irrthum der schärfsten Kritiker! Nicht sowohl die

letzte Einheit, sondern auch die von Ort und Zeit mangelt keineswegs unserm großen Dichter. Nur sind bei ihm die Begriffe etwas ausgedehnter als bei uns. Der Schauplatz seiner Dramen ist dieser Erdball, und das ist seine Einheit des Ortes; die Ewigkeit ist die Periode, während welcher seine Stücke spielen, und das ist seine Einheit der Zeit, und beiden angemessen ist der Held seiner Dramen, der dort als Mittelpunct strahlt und die Einheit des Interesses repräsentiert. Die Menschheit ist jener Held, jener Held, welcher beständig stirbt und beständig aufersteht — beständig liebt, beständig haßt, doch noch mehr liebt als haßt — sich heute wie ein Wurm krümmt, morgen als ein Adler zur Sonne fliegt — heute eine Narrenkappe, morgen einen Lorbeer verdient, noch öfter beides zu gleicher Zeit — der große Zwerg, der kleine Riese, der homöopathisch zubereitete Gott, in welchem die Göttlichkeit zwar sehr verdünnt, aber doch immer existirt — ach! laßt uns von dem Heldenthum dieses Helden nicht zu viel reden, aus Bescheidenheit und Scham.

Dieselbe Treue und Wahrheit, welche Shakspeare in Betreff der Geschichte beurkundet, finden wir bei ihm in Betreff der Natur. Man pflegt zu sagen, daß er der Natur den Spiegel vorhalte. Dieser Ausdruck ist tadelhaft, da er über das Verhältniß des Dichters zur Natur irre leitet. In dem Dichtergeiste spiegelt sich nicht die Natur, sondern ein Bild derselben, das dem getreuesten Spiegelbilde ähnlich, ist dem Geiste des Dichters eingeboren; er bringt gleichsam die Welt mit zur Welt, und wenn er, aus dem träumenden Kindesalter erwachend, zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, ist ihm jeder Theil der äußern Erscheinungswelt gleich in seinem ganzen Zusammenhange begreifbar: denn er trägt ja ein Gleichbild des Ganzen in seinem Geiste, er kennt die letzten Gründe aller Phänomene, die dem gewöhnlichen Geiste räthselhaft dünken, und auf dem Wege der gewöhnlichen Forschung nur mühsam oder auch gar nicht begriffen werden .... Und wie der Mathematiker, wenn man ihm nur das kleine Fragment eines Kreises gibt, unverzüglich den ganzen Kreis und den Mittelpunct desselben angeben kann, so auch der Dichter. Wenn seiner Anschauung nur das kleinste Bruchstück der Erscheinungswelt von außen geboten wird, offenbart sich ihm gleich der ganze universelle Zusammenhang dieses Bruchstückes; er kennt gleichsam Circulatur und Centrum aller Dinge; er begreift die Dinge in ihrem weitesten Umfange und tiefsten Mittelpunct. Aber ein Bruchstück der Erscheinungswelt muß dem Dichter immer von außen geboten werden, ehe jener wunderbare Proceß der Weltergänzung in ihm Statt finden kann; dieses Wahrnehmen eines Stückes der Erscheinungswelt geschieht durch die Sinne und ist gleichsam das äußere Ereigniß, wovon die innern Offenbarungen bedingt sind, denen wir die Kunstwerke des Dichters verdanken. Je größer die letztern, desto neugieriger sind wir auf die Bekanntschaft mit jenen äußern Ereignissen; wir forschen nach Notizen über die wirklichen Lebensbeziehungen des Dichters, aber diese Neugierde ist um so thörichter, weil, wie aus dem Obengesagten schon hervorgeht, die Größe der äußern Ereignisse in keinem Verhältnisse steht zu der Größe der Schöpfungen, welche dadurch hervorgerufen wurden. Jene Ereignisse können sehr klein und scheinlos sein, und sind es gewöhnlich, wie das äußere Leben der Dichter überhaupt gewöhnlich sehr klein und scheinlos ist. Ich sage scheinlos und klein, denn ich will mich keiner betrübsameren Worte bedienen. Die Dichter präsentiren sich der Welt im Glanze ihrer Werke, und besonders, wenn man sie aus der Ferne sieht, wird man von den Strahlen geblendet. O, laßt uns nie in der Nähe ihren Wandel beobachten! Sie sind wie jene holden Lichter, die am Sommerabend aus Rasen und Lauben so prächtig hervorglänzen, daß man glauben sollte, sie seien die Sterne der Erde, ... daß man glauben sollte, sie seien Diamanten und Smaragden, kostbares Geschmeide, welches die Königskinder, die im Garten spielten, an den Büschen aufgehängt und dort vergessen, ... daß man glauben sollte, sie seien glühende Sonnentropfen, welche sich im hohen Grase verloren haben und jetzt in der kühlen Nacht sich erquicken und freudeblitzen, bis der Morgen kommt und das rothe Flammengestirn sie wieder zu sich heraufsaugt.... Ach! suche nicht am Tage die Spur jener Sterne, Edelsteine und Sonnentropfen! Statt ihrer siehst Du ein armes, mißfarbiges Würmchen, das am Wege kläglich dahinkriecht, dessen Anblick Dich anwidert, und das Dein Fuß dennoch nicht zertreten will aus sonderbarem Mitleid! ...

Gotthold Ephraim Lessing war der Erste, welcher in Deutschland seine Stimme für Shakspeare erhob. Er trug den schwersten Baustein herbei zu einem Tempel für den größten aller Dichter und, was noch preisenswerther ist, er gab sich die Mühe, den Boden, worauf dieser Tempel erbaut werden sollte, von dem alten Schutte zu reinigen. Die leichten französischen Schaubuden, welche sich breit machten auf jenem Boden, riß er unbarmherzig nieder in seinem freudigen Baueifer. Gottsched schüttelte so verzweiflungsvoll die Locken seiner Perrücke, daß

ganz Leipzig erbebte und die Wangen seiner Gattin vor Angst oder auch von Puderstaub erbleichten. Man könnte behaupten, die ganze Lessing'sche Dramaturgie sei im Interesse Shakspeare's geschrieben.

Nach Lessing ist Wieland zu nennen. Durch seine Uebersetzung des großen Poeten vermittelte er noch wirksamer die Anerkennung desselben in Deutschland. Sonderbar, der Dichter des Agathon, der tändelnde Cavaliere-Servente der Grazien, der Anhänger und Nachahmer der Franzosen: er war es, den auf einmal der britische Ernst so gewaltig erfaßte, daß er selbst den Helden aufs Schild hob, der seiner eigenen Herrschaft ein Ende machen sollte.

Die dritte große Stimme, die für Shakspeare in Deutschland erklang, gehörte unserm lieben, theuren Herder, der sich mit unbedingter Begeisterung für ihn erklärte. Auch Goethe huldigte ihm mit großem Trompetentusch; kurz, es war eine glänzende Reihe von Königen, welche, einer nach dem andern, ihre Stimme in die Urne warfen und den William Shakspeare zum Kaiser der Literatur erwählten.

Dieser Kaiser saß schon fest auf seinem Throne, als auch der Ritter August Wilhelm von Schlegel und sein Schildknappe, der Hofrath Ludwig Tieck, zum Handkusse gelangten und aller Welt versicherten: jetzt erst sei das Reich auf immer gesichert, das tausendjährige Reich des großen William.

Deutsche Lyrik.

F. G. Wetzel's gesammelte Gedichte und Nachlaß ꝛc. ꝛc.

(Beschluß.)

Kaum minder schön ist das Gedicht „Jugend," worin der Dichter, wie Börne auch that und jeder Unbefangene einräumen muß, der Jugend zugesteht, daß bei ihr allein die wahre Begeisterung, die echte Schöpferkraft zu finden sei; denn: „ein Jüngling ward das Heil der Welt, und Gottes ew'ge Jugend hält das große All zusammen." Des Dichters wackre, alle Heuchelei auf den Tod hassende Gesinnung spricht sich besonders stark in dem Gedichte „der Pharisäer" aus; seine Religiosität und gottgläubiger Sinn bekunden sich aller Orten. Viel Gluth ist auch in den Liedern der Liebe, wenn gleich der Dichter den Gegenstand seiner Liebe zu oft unter der Form von Naturbildern symbolisirt und dadurch monoton wird. In dem Liede „Sehnsucht" sieht er seine Geliebte im Grün des Waldes, im Blau des Himmels, hört ihre Stimme im Gesang der Lerche; Monds- und Sternenschein führen ihm ihre Aeugelein, der Nelkenduft ihren Odem vor; in einem andern Liede „Sommer-Abendlied" wird ihm die Luft zum Odem seiner Geliebten, der Blumenboden (was sich auf Odem reimen muß) zu ihrer schwanenweißen Brust, ein sich regender Zweig ihr Arm, das Lied der Nachtigall ihre Stimme, sogar das Johanniswürmchen ihr Blick; und in dem echt lyrischen, schönen und auch der Form nach reizenden Liede „Dahin" ist abermals das Weben des Windes der Athem seiner Geliebten.

Die zweite Liedergruppe wird von Legenden, Sagen und Romanzen gebildet — die vorzüglichste Partie der Sammlung. Mehrere sind echt volksthümlich, tief ergreifend, objectiv einfach, sprachlich schön, von einer Form, wie sie ihrem Inhalte entsprechender nicht gedacht werden könnte. Dagegen reicht bei anderen der magere Inhalt nicht hin, um die mißgünstige Form zu entschuldigen; so in den Gedichten: „Die alte Burg," „das Paradies der Thiere," „ein Traum" und anderen. Zu den trefflichsten dürften gehören: „Trauerweide," die choralmäßig gehaltene Legende vom großen Christoph, „Graf Ulrich von Würtemberg," „Kaiser Friedrich Rothbart," „Jongesicht," „Frauensand," „die Untrennbaren" und — besonders der Süße der Sprache wegen — die Romanze „der Schmetterlingskönig." Die meisten der zuletzt genannten verdienten, mehr als bis jetzt geschah, in Anthologieen aufgenommen zu werden und bekannter zu sein, als sie sind.

Die dritte Liedergruppe besteht aus Kriegs-, Siegs- und Feuerliedern, in denen Gluth der Begeisterung und Gewalt der Sprache nicht zu verkennen sind. Aber nicht selten mischt sich in den lautersten Kriegs- und Volkston der Bierbaß eines betrunkenen deutschen Patriotismus ein, welcher sich in den maßlosesten Schimpf- und Schmähworten Luft macht und den großen Kaiser und die große Armee im vollsten Sinne des Wortes mit Koth bewirft. Das ist der Patriotismus der Straßenjungen zu Berlin und Hamburg und nimmt sich unangenehm aus in dem Munde eines sonst so anerkennenswerthen Dichters, wie Wetzel. Einige ganz vortreffliche Lieder, neben einigen unbedeutenden epigramatischen Verseleien und Faseleien, bringt noch die vierte Liedergruppe, die Gruppe der vermischten Gedichte. Zu den schönsten Liedern dieser Abtheilung gehören: „rechter Sinn," „auf den Wiener Congreß," „an die alten Herrn." Ihr thut, redet der Dichter die alten Herrn an, Ihr thut:

> Als wär' mit Euch die Welt zu End',
> Beschlossen Alles und vollend't,
> Und für des Menschen Geist, da wär'
> Kein Höh' und keine Tiefe mehr.
> — — — — — — — —
> Mit euch soll Alles stille steh'n,
> Mit euch die Welt zu Grabe geh'n.
> O nein, die Welt bleibt ewig jung,
> Ihr aber strebt an Verknöcherung;
> Ihr schreitet, keift und widerstrebt,
> Bis euch die jüngere Zeit begräbt.

Eine eben so wackere, freie, die alten Thorheiten der modernen alten Welt keck geißelnde Gesinnung bekundet sich in dem Schlußgedicht der Sammlung, in dem von einem Aufklärer und modernen Nützlichkeitsmenschen gehaltenen

Prologe zum großen Mengen, worin der deutsche Knittelvershumor eine treffliche Rolle spielt. Die Hauptliebschaften des Dichters sind eben seine Liebe und sein Vaterland, aber er ist umfassender als unsere jüngsten Dichter, es entgeht ihm kaum eine thörichte Erscheinung des modernen Lebens, welcher er seinen Satyr- oder Verserkerblick nicht zuwendete. Wetzel, der übrigens in seinen Liedesliedern voll Zartheit und Süße sein kann, ist seinem Totalanblick nach ein deutscher Mann von altem Schrot und Korn, und es thut Einem wirklich wohl, auch einmal in solcher Gesellschaft zu sein, in der Gesellschaft eines Mannes, der, wie Dr. Luther selbst, zuweilen auch ein Zötlein liebt und Herz und Zunge offen und auf dem rechten Flecke hat.

H. M.

Notizen.

[Ludwig XIII. als Barbier und Koch.]

Dem Sohne des großen Heinrich in Frankreich, setzte man folgende Grabschrift: „Er hatte tausend Bediententugenden, und nicht eine einzige Herrentugend." Während die Königin Mutter und der Cardinal Richelieu regierten, beschäftigten sich S. Maj. auf andere Weise. Ludwig XIII. strickte Netze, verfertigte Schnürsenkel für Damen, Kanonen von Leder, schlug eigenhändig Geld, war Büchsenmacher, Conditor, Gärtner, Gemüsehändler — als solcher schickte er einst die ersten grünen Erbsen des Jahres auf den Markt zum Verkauf — und mit Leidenschaft Koch. Unter dem Namen Georges sah man ihn oft, umgeben von hübschen Mädchen, einen großen Kalbsstoß spicken; denn auf das Spicken verwendete er ganz besondern Fleiß. Nebenbei war er aber auch ein ausgezeichneter Barschérer. Eines Tages rasirte er alle Officiere seiner Leibgarde und ließ ihnen nur einen winzigen Knebelbart stehen. Auf dieses Ereigniß machte der königliche Figaro ein Gedicht, das er auch selbst in Musik setzte und das wir in der Uebersetzung wiedergeben:

„O weh, o weh, mein armer Bart,
Wer hat denn so verstümmelt dich?
Das that der große Ludewig,
Der machte eine Lust sich draus
Und schor sein ganzes Haus rein aus!"

„Kommt her, mein lieber Herr La Force,
Ich thu' euch, wie ich Andern that!"
„„O nein, o nein doch, Majestät,
Thut's nicht, bedenkt, kein einz'ger Mann
Von eurer Garde kennt mich dann!""

„So lassen wir denn unberührt
Den Vetter unsers Cardinals;
Ein Wagestück wär's jedenfalls.
Wer hätte, traun, den Muth dazu
Und ließ nicht solchen Bart in Ruh!"

[Oesterreich, Fürst Metternich]
(Eingesandt.)

Ein vieljähriger Beobachter der Literatur kann nicht unterlassen, es als eine bedeutende und erfreuliche Erscheinung anzumerken, wie sehr seit einer Reihe von Jahren die Urtheile über manche Personen und Verhältnisse sich geläutert und gehoben haben. Diese Bemerkung betrifft besonders Oesterreich und den großen Staatsmann, der seit mehr als einem Vierteljahrhundert dessen Politik leitet. Immer zahlreicher werden die Anerkennungen und Huldigungen, und dies nicht nur in deutschen Schriften, sondern auch in französischen und englischen. Die Indiscretionen des Portfolio haben den Geist und die Haltung des Fürsten von Metternich in ein so günstiges und helles Licht gesetzt, daß auch die entschiedensten Gegner ihr Staunen und ihre Bewunderung nicht verbergen konnten. Die Memoiren der Herzogin von Abrantes, dieser leidenschaftlichen Französin und Bonapartistin, sind voll gerechter Würdigung und Dankbarkeit für den Fürsten. Dieselbe Huldigung wird ihm durch die Memoiren des italienischen Staatsgefangenen Andryane dargebracht. In deutschen Schriften ist überall, wo von Gentz die Rede ist, zugleich der Ruhm des hohen Chefs verkündet, unter dem jener den größten und glücklichsten Theil seiner Laufbahn zurückgelegt. Der von nicht befreundetem Standpuncte gegebene Abriß von Gentz, in Rotteck's und Welcker's Staatslexikon, lenkt unwillkürlich doch ebenfalls in dieses Geleis ein. Die jetzt eben von Schlesier herausgegebenen vermischten Schriften von Gentz sind nach Inhalt und Richtung auch für Oesterreich und dessen Staatskanzler ein Ehrendenkmal. Wie dürfen diese Erscheinungen mit Recht als merkwürdige und erfreuliche begrüßen; sie bezeugen eine steigende Bildung und Einigung in der politischen Denkart, wobei insbesondere die Deutschen an Kraft und Bedeutung nur gewinnen können. —

[Kritik aus Instinkt.]

Molière pflegte bekanntlich bei seinen Komödien seine alte Haushälterin zu Rathe zu ziehen. Er las ihr Stellen aus denselben vor und merkte genau auf den Eindruck. Worüber die alte Lafouet lachte, das wurde vom Dichter als gelungen beibehalten. Eines Tages wollte er ihren Kennerblick auf die Probe setzen und las ihr einige Scenen von Brecourt, einem Schauspieler aus seiner Gesellschaft, vor. Noch war er mit der Vorlesung nicht zu Ende, als die Alte ausrief: „Nein, nein, das ist nicht von Ihnen, das hört man gleich, daß hat ein Anderer gmacht!" — Solche Kritik aus Instinkt wäre jedem Recensenten zu wünschen; wenige können sagen: ich bin ein Kritiker aus Instinkt, aber mancher kann mit Fallstaff sagen: ich bin eine Memme aus Instinkt. — Auch von Cimarosa weiß man, daß er seine Compositionen zuerst von seinem Bedienten Friedrich beurtheilen ließ, eh' er sie dem öffentlichen Urtheile übergab.

[Heckscher auf der leipziger Bühne.]

Mit lebhaftem Verlangen erwartet man Hrn. Heckscher zu Gastrollen auf der leipziger Bühne. Das Talent dieses Mannes wird in Dresden offenbar zu wenig benutzt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 12. und eine Beilage von Hammerich in Altona.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 12. — den 10. Novbr. 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Neues, höchst elegantes Taschenbuch für 1839, welches sich vorzüglich zu Geschenken für Damen eignet.

Im Verlage der Carl Haas'schen Buchhandlung in Wien ist so eben ganz neu erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Immergrün.

Taschenbuch für das Jahr 1839.

Dritter Jahrgang.

Mit Erzählungen von

Wilhelm Blumenhagen, Ludw. Rein, Franz Dingelstedt etc.

Nebst einem Anhange von

Gedichten, Balladen und Romanzen,

von

J. N. Vogl, F. Dingelstedt, J. G. Seidl, Pilsinger, L. A. Frankl, Günzburg u. a. m.

Mit 7 prachtvollen Kupferstichen,

nach Originalgemälden und gestochenem Titel von Axmann, Geissler, Doebler, Langer und Krepp.

16. Auf schönem weissem Maschin-Velinpapier elegant gedruckt.

Ausgabe in fein gepresstem Pariserband mit Goldschnitt und Etui 4 fl. C. M. oder 2 Thlr. 20 Gr.

Prachtausgabe mit ersten Kupferabdrücken elegant gebunden in Seide mit reichvergoldeten Decken 8 fl. C. M. In englischem Mosaiklederband 12 fl. C. M. In Sammet mit Silberverzierungen 16 fl. C. M.

Von den Jahrgängen 1837 und 1838 ist noch ein kleiner Vorrath vorhanden, von dem wir beide Jahrgänge, wenn sie zusammen genommen werden, um den Preis von 1 Thlr. 20 Gr. ablassen können.

Bei Eduard Meißner in Leipzig sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Elba und Waterloo.

Ein historischer Roman,

von

Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung von „1813" von demselben Verfasser.)

3 Theile. 8. Velinpap. Geh. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Vorstehendes Gemälde, die Ereignisse der Jahre 1814 und 1815 in höchst ansprechender Form darstellend, schließt sich an den im vorigen Jahre von demselben Verfasser bei mir erschienenen und mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommenen historischen Roman „1813" (3 Theile 4 Thlr. 12 Gr.) an und wird sich ebenfalls einer gleich günstigen Aufnahme zu erfreuen haben.

Camelien.

Novellen, Erzählungen und Genrebilder,

von

Ferdinand Stolle.

2 Theile. 8. Velinp. Geh. 2 Thlr. 12 gr.

Novellen

von

St. Nelly.

Dritter Band. 8. Velinp. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

welche als höchst ansprechende Lectüre gleichfalls bestens empfohlen werden können.

In meinem Verlage sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kaiser und Papst.

Roman

von

Eduard Duller.

Vier Theile.

8. Geh. 5 Thl. 18 Gr.

Ideal und Wirklichkeit.

Von

Adolfine.

8. 1 Thl. 6 Gr.

Leipzig im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Binnen 14 Tagen erscheint der dritte Band des Handbook for Travellers:

Handbook for Travellers

in

Switzerland, Savoy and Piedmont.

Mit einer Karte. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Vom ersten Bande: Handbook for Travellers in Northern Germany ist die zweite, verbesserte und vermehrte Auflage mit einer Karte à 2 Thl. 12 gr. erschienen.

Den zweiten Band bildet: Handbook for Travellers in Southern Germany. Mit einer Karte à 2 Thl. 6 gr.

London, 24. August 1838.

Black und *Armstrong*,
Königl. Hofbuchhändler.

In meinem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Forschungen

auf dem

Gebiete der neueren Geschichte.

Herausgegeben

von

K. A. Müller.

Erste Lieferung: Kurfürst Johann Georg I., seine Familie und sein Hof. Nach handschriftlichen Quellen des Königl. Sächs. Haupt-Staats-Archivs. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 Thl. 12 gr.

Zweite Lieferung: Das Söldnerwesen in den ersten Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Aus handschriftlichen Quellen des Königl. Sächs. Haupt-Staats-Archivs. Ein Beitrag zur Kriegs- und Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts. Gr. 8. 9 ggr.

Dr. Fedor Platner,

Bemerkungen

über

das Quadratbein

und die Paukenhöhle der Vögel.

Mit zwei Steindrucktafeln. Gr. 8. 20 ggr.

Der

Troubadour,

romantisches Gemälde aus dem letzten Viertheil des zwölften Jahrhunderts

von

Ernst von Brunnow.

2 Bde. 8. 2 Thl. 12 gr.

Dresden, im October 1838.

Gerhard Fleischer.

In der Rengerschen Verlagshandlung (Friedrich Volckmar in Leipzig) ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hannchen und die Küchlein, von A. G. Eberhard. 7te Aufl. mit 10 Bildern von Otto Speckter. 12. Geb. 1 Thlr. 8 gr.

Für höher gebildete Frauen und Jungfrauen besitzt die deutsche Literatur kein Weihgeschenk, das diesem Büchlein gleichkäme. Die zarten Accorde, welche nur allein das weibliche Gemüth versteht und empfindet, — das stille häusliche Leben, die Ereignisse einer frommen lieblichen Jungfrau schuf der Verfasser zu einer Idylle, die das Gemüth unendlich hinreißt, erregt und erfreut.

Sieben Auflagen, ein seltener Fall in unserer Literatur, erlebte das Büchlein binnen wenig Jahren, und diese letzte schmückte Otto Speckter's hohes Talent mit 10 Kupfern, die an Geist und Lieblichkeit sich dem Schönsten anreihen, was Deutschland oder Englands Künstler je geschaffen haben.

Der Gatte seiner Gattin, der Vater seiner heranwachsenden Tochter, der Jüngling seiner Geliebten, wer von diesen nach einem Geschenke forscht, was das Gemüth erhebt, was dem Verstande entspricht, will er das Beste wählen, er wird sich bei der Wahl dieses Buches nicht täuschen.

Der Verleger hat die Veranstaltung getroffen, daß, ohne sich zum Kaufe zu verpflichten, dieses Werk in jeder Buchhandlung zuvor angesehen werden kann.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

W. G. Campe,

gemeinnütziger

Briefsteller

für

alle Fälle des menschlichen Lebens. Oder Anweisung, alle Gattungen von Briefen und Aufsätzen nach den neuesten Regeln schreiben und einrichten zu lernen, mit Angabe der Titulaturen für alle Stände. Nebst einer Sammlung von 180 vorzüglichen Briefmustern zur Nachahmung und Bildung, wie auch 72 Formularen zur zweckmäßigen Abfassung von Eingaben, Gesuchen und Klageschriften an Behörden; Kauf-, Mieth-, Pacht-, Tausch-, Bau-, Lehr-Contracten und Erbverträgen, Testamenten, Schuldverschreibungen, Quittungen, Vollmachten, Anweisungen, Wechseln, Reversen, Attestaten, Anzeigen und Rechnungen zu gelieferten Waaren. 5. Aufl. 8. Geh. 12 Gr.

Quedlinburg,
im Verlage der Ernst'schen Buchhandlung.

Interessante Monatsschrift für das gebildete Deutschland.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und an diejenigen Handlungen, welche Nova annehmen, versendet worden:

ATHENAEUM

für

Wissenschaft, Kunst und Leben.

Erstes Heft.

Alle Monate erscheint ein Heft in der Stärke von 6—7 Druckbogen in gr. 8.

Preis eines halben Jahrgangs:
3 Thlr. 16 gr. sächs. oder 6 fl. rhein.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat nichts gescheut, um in der Form von Monatheften eine Zeitschrift zu begründen, welche in Folge ihrer Anlage und Intention mit der Zeit als ein erwünschter Vereinigungspunkt der anerkanntesten Gelehrten und tüchtigsten Literaten Deutschlands erscheinen dürfte, und welche sowohl in keinem Lesezirkel fehlen darf, als auch für jede Privatbibliothek ein Werk voll Werth und Inhalt seyn wird.

Unter der großen Anzahl der schon gewonnenen oder noch zu hoffenden Mitarbeiter zählen wir die Namen:
Bacherer. Beck. Bensen. Beuermann. Carove. Daumer. Dingelstedt. Duller. L. Feuerbach. Gambihler. Gans. Ghillany. Gutzkow. Heine. Hotho. Kühne. Laube. Lunkd. Lützelberger. Marggraff. Fr. Mayer. Mügge. Münch. Ottokar. Riedel. Rosenkranz. Schlemmer. Schiessee. Söltl. Stich. Strauß. Vischer. Werner. Wienbarg. Willkomm.

Inhalt des ersten Heftes:

Form und Tendenz der Zeitschrift.
Mittheilungen über Kasp. Hauser. Von Prof. G. F. Daumer.
Mein häusliches Leiden als Erklärungsgrund meiner gewordenen Ueberzeugung und meines gethanen Schrittes. Eine Entgegnung von C. C. J. Lützelberger.
Die Frauencharaktere in Goethe's Werken. Von D. W. Stich.
Ueber Justinus Kerner, den Dichter und den Gläubigen. Von D. Amadeus Ottokar.
Aus einem Divan orientalischer Gedichte. Von Prof. G. F. Daumer.
Uebersicht der neuesten und interessantesten literarischen Erscheinungen.
Feuilleton.

Das zweite Heft wird in wenigen Tagen folgen und unter anderm enthalten:
Deutsche Culturzustände. Von D. Karl Riedel.
Die Repräsentativ-Verfassungen in Deutschland und der Fürst Ludwig von Solms-Lich mit seiner politischen Schule. Von D. G. Bacherer.
Ueber den Zusammenhang der amerikanischen Indianer und der alten Hebräer. Von D. A. Ottokar.

Bauer & Raspe.

Elegantes musikalisches Weihnachtsgeschenk.

Bei **F. Hofmeister in Leipzig** ist so eben erschienen:
Album musical des jeunes Pianistes, ou Recueil de Airs variés et Rondolettos, composés pour le Piano par **Adam, Chaulieu, Lemoine** et **Levasseur.** Mit einer sauber lithographirten Vignette. Eleg. broch. Preis 1 Thl. 8 gr.

So eben ist folgende Schrift erschienen:

Die untrüglichen

Heilkräfte der Natur,

Dargestellt in
Auszügen aus den medicinischen Geheimschriften
der
Königlichen Leibärzte. Ober-Staatsräthe
Drs. Le Roy und **St. Pierre Le Clerc,**
extrahirt durch
Heinrich Carl Rudolf Huch
in Braunschweig.

1. Band. Gr. 8. Altona, Hammerich. 1838. $1^1/_2$ Thlr.

Dies interessante Werk enthält nicht nur die Krankheits- und fast wunderbare Heilungsgeschichte des Herausgebers, welcher durch seltsame Fügungen des Schicksals in den Besitz der handschriftlichen Ueberlieferungen der beiden auf dem Titel angegebenen berühmten Männer gelangte, und diese nun — der leidenden Menschheit zum Nutzen und Troste — den Aerzten aber zur reiflichen und unpartheiischen Prüfung — dem Druck übergeben hat; sondern auch höchst interessante Skizzen aus dem Leben der beiden genannten Veteranen der Arznei-Wissenschaft, woraus wol hinlänglich erhellt, auf welchen dunkeln und unrichtigen Wegen die meisten practicirenden Aerzte bisher zu ihrem Ziele strebten. — Der geneigte Leser wolle das kurze Vorwort nicht überschlagen!

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands rc. haben Exemplare vorräthig.

So eben erschienen in Ernst Klein's literarischem Comptoir in Leipzig:

Das kalte Wasser.

Wo ist es anzuwenden, wo nicht?

Geschichte der Wasser-Heilkunde, diätetische Benutzung des kalten Wassers, Darstellung der wichtigsten Krankheitsformen nach ihren charakteristischen Erscheinungen, nebst ihrer zweckdienlichen Behandlung. Als zweckmäßiges Haus- und Hülfsbuch für alle Stände; nach den besten und neuesten Quellen und nach eigener mehrjähriger Erfahrung bearbeitet von D. K. A. Koch. Nebst systemat. Inhaltsverzeichniß und alphabet. Register. 20 B. gr. 8. brosch. 1 Thl. 8 gr.

Classische Denksteine.

Sammlung ausgewählter Gedanken und Sentenzen über Welt und Menschenleben, aus den Werken der Griechen und Römer. In den Originalsprachen mit deutschen Uebersetzungen, herausgeg. von D. Heinrich. Brosch. 9 Gr.

Nächte.

Romantische Skizzen aus dem Leben und der Zeit von Herrmann Goedsche. 1. Theil. Velindruckpap. Brosch. 1 Thlr.

Musterung, oder Grund-Elemente äußerer weiblicher Schönheitstheile. Mit Anhang: Podoskopie. Frauenspiegel. Herrenspiegel. Deutung der Schönheitsmäler. 2. Aufl. 16. Brosch. (In Comm.) 3 gr.

Panorama und Schilderung des Reiches der Liebe. Herausgegeb. von Ritter Ed. v. Schaul. Mit einem lithogr. Kärtchen. 2. Aufl. (in Commiss.) Brosch. 4 Gr.

Achmed Bey.

oder: der Harem und die Erstürmung von Constantine im Jahre 1837. Historisches Charakter- und Völkergemälde aus Nord-Afrika. Vom Herausg. des Schobei. 1 Thlr.

Die drei Hauptbrände

des Winters 1837—38.

I. Der Brand des Winterpalastes in St. Petersburg, oder Wohlthun und Vergeltung. II. Der Brand der Börse in London. III. Der Brand des italienischen Opernhauses in Paris. 21 Gr.

Der Glückspilz,

oder: Hans kommt durch seine Dummheit fort. Komischer Roman von D. L. Glockentreter. Verf. von Casanova's II. Liebschaften und Abenteuern in Frankreich und Italien. 1 Thlr.

Neugriechischer Dolmetscher

nebst türkischem und albanesischem. Enthaltend: Kleine neugriechisch. Sprachlehre, systematisch geordnete Wörter und kurze Redensarten. Mit überall beigefügter Aussprache. Von M. J. A. E. Schmidt. Zweite Ausgabe; vermehrt mit allen auf die neue Gestaltung Griechenlands bezüglichen Ausdrücken, auch einer Valvations- und vergleichenden Tabelle. Geheftet. 10 Gr.

Zweites Heft, zur 1. Ausg., vorzüglich Ausdrücke in Bezug auf die neue Gestaltung Griechenlands enthaltend. 4 Gr.

So eben erschien (zu haben in allen Buchhandlungen):

Trollope, Mrs. Fce., **Vater, Mutter und Sohn**, ein Roman aus Wien. Deutsch von D. G. N. Bärmann. 3 Bde. 12. Velinp. geh. 3 Thl. 12 Ggr.

Der Herzlose. Nach dem Engl. des **H. Rankin**, von D. G. N. Bärmann. 2 Bde. 8. Velinp. geh. 2 Thl. 16 Ggr.

Boz, Oliver Twist, oder die Laufbahn eines Waisenknaben. 1. und 2. Bd., mit 6 Federzeichnungen. 12. Velinp. geh. 2 Thlr.

Boz, Leben und Abenteuer des Nicolaus Nickleby. 1. und 2. Bd., mit 12 Federzeichnungen. 12. Velinp. geh. 2 Thlr.

Braunschweig, 20. Oct. 1838.

George Westermann.

Bei Hinrichs in Leipzig ist neu erschienen:

Schiller's Dichtungen,

nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange von D. H. F. W. Hinrichs (ord. Prof. der Philos. zu Halle). 1r, lyrischer Theil. 2r, dramatischer Theil, 1ste Abtheilung. gr. 8. Velinp. geh. 3 Thlr. 10 Gr.

Inhalt. I.: Einleitung; Schiller und Goethe in ihrem Verhältnisse zu einander. Liebe. Zweifel und Resignation. Wehmuth. Weibliche Natur. Ideal und Kunst. Wissen. Nemesis. Liebe und Treue. Demuth. — II. 1. Einleitung; Schiller als dramatischer Dichter und sein Verhältniß zur deutschen Literatur überhaupt. Die Räuber. Kabale und Liebe. Fiesko. Don Carlos. — Die 2te Abtheilung, Schiller's übrige dramatische Originaldichtungen umfassend, erscheint bis Ostern künftigen Jahres.

Das Ganze, sich in der äußern Erscheinung der schönen Octavausgabe von Schiller's Werken vollkommen anschließend, bildet einen vortrefflichen Commentar zum Verständnisse dieses Nationaldichters.

Rosen.

Bei Arnz und Comp. in Düsseldorf ist erschienen:

die 5te Lieferung der neuesten nach der Natur gezeichneten und colorirten Rosen. Preis 1 Thaler. Diese und die frühern Lieferungen sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Zugleich empfehlen wir unsere gegen 2000 Varietäten zählende Rosen-Sammlung, von welcher Kataloge durch die Buchhandlungen gratis bezogen werden können. Die abgebildeten Rosen und die in den nächstfolgenden Heften erscheinenden, sind darin besonders angemerkt. Für den Garten empfehlen wir die Hybriden und gallischen Rosen als die vorzüglichsten. Zum Herbst und Frühling können wir eine große Anzahl meist wurzelächter Rosen abgeben.

Ferner ist in unserm Verlage erschienen:

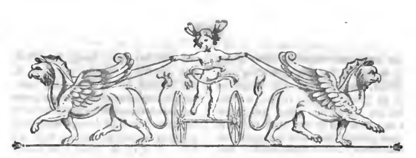
Sonderland's Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen. Zweite Lieferung. gr. Folio. Subscriptionspreis 2 Thlr., auf chinesisch Papier 4 Thlr.

Sie enthält: die Theilung der Erde von Schiller. Der Wirthin Töchterlein von Uhland. Das gestörte Glück von Körner. Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und des Schulmeisters Bakel von Langbein.

Lessings Hussiten-Predigt

nach dem Carton gez. von Sonderland, gestochen von Hoffmann. 9 Zoll hoch, 11 Zoll breit. Preis auf chinesisch Papier mit der Schrift 2 Thlr., vor der Schrift 3 Thlr.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 222. — den 12. November 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe der Malibran.

Die Gräfin Merlin hat ein Buch über die Malibran herausgegeben, dem wir einige Briefe der großen Künstlerin entnehmen. Sie sprudeln von Uebermuth und Laune; hier und da spielt ein Dämon dazwischen. Die Malibran selbst sagte: „Ein böser Geist, mit einem guten Herzen verbunden, ist das Kostlichste im Leben!" Welch ein Contrast zwischen diesem Ausspruche und dem einer andern Frau, die behauptete, zum Glücke sei nichts weiter als ein boses Herz und ein guter Magen nöthig!

Der erste Brief ist aus London datirt. Sie sollte die Cenerentola singen, und zwar nach der Lalande, die als Prima Donna im Piraten auftrat.

Mein bester Freund, — ich wollte Ihnen eigentlich nur dann schreiben, wenn ich etwas Interessantes für Sie gefunden, aber ich zerhaue das Eis des Stillschweigens und schreibe aufs Geradewohl, jedoch in der Absicht, Sie zu zwingen, mein Geschmiere zu lesen, was — ich zweifle nicht daran — Ihnen so viel Freude verursachen wird, daß Sie auf vierzehn Tage genug haben. Ich sage dies, weil ich andere Menschen nach mir beurtheile. Ich sehe Sie, wie Sie mit der rechten Hand Ihrer Stirn und dann dem Schenkel Eins versetzen, indem Sie sagen: Mein Gott, ist sie — — Aber nur die Frauen sind gut, ja nur die Frauen und abermals die Frauen. Und wenn Sie dies sagen, so antworte ich: wahr, hundert Millionen Mal wahr! — Sie verstehen dies nicht. Ich auch nicht. — Lassen Sie sehen, ob ich Ihnen eine Nachricht auftischen kann. Sprechen wir von dem Debüt der Madame Lalande. — Ich sitze im Theater mit Lady Flint, ihrer Tochter und ihrem Manne. Da sitze ich, meine Lorgnette auf die Leuchter gerichtet, ohne mich zu mucksen, bis der Pirat erscheint. — Die Ouverture — hm! — so so, sie bringt keine große Wirkung hervor. Der Vorhang geht auf: eine hübsche Decoration. Man klatscht der Ouverture Beifall. Ein guter Decorationsmaler ist der wichtigste Künstler für die Cloture einer Ouverture. Der Pirat erscheint. Eine geschriene, geheulte und gemurrte Arie wird unverdienterweise beklatscht. Der Pirat macht Knickse bis in die Coulissen hinein. Die Arie ist nicht übel, sie ist originell sogar. Veränderung der Decoration. Venga la bella Italiana!*) sagte mein kleines Ich, das sich langweilte. Endlich. Stellen Sie sich eine Frau vor, die an die Vierzig streift, blond, ein Gesicht wie eine Tagelöhnerin, ohne irgend einen Ausdruck, ohne hübschen Wuchs, der Fuß ein Extrem von Häßlichkeit, wie der meinige, sie aber eben so häßlich gekleidet: da haben Sie Madame Lalande! Das Recitativ beginnt. Ihre Stimme zittert so heftig, daß ich nicht weiß, ob sie sauer oder süß ist. Ich warte bis zur Cavatine. Endlich. Sie schwellt einen Ton an und verliert den Muth. Ich bedaure sie schon. Sie endigt ihre sehr schöne Arie immer mit einer wellenhaften Stimme und wird mit Beifall bedeckt. Man hat ihr gesagt, die Verbeugungen gefielen in London, nun

*) Madame Lalande war weder hübsch noch eine Italienerin.

hört sie gar nicht mehr auf. Nun das schöne Duett, das Sie kennen; sie singt es kalt und ohne Seele, immer zitternd. Endlich, um Sie nicht mehr länger zu langweilen, sage ich Ihnen, daß Sie endigte, wie Sie anfing. Sie hat am Schluß eine schöne Arie zu singen, wo sie toll ist. Man hat so eben ihren Gefährten und ihren Geliebten getödtet, sie kommt mit einem kleinen Kinde, welches gähnt, weil es lieber mit den Händen vor dem Munde spielt, als ein Lacrimoso hört, das gesungen und gespielt werden muß. Elle recueillit les applaudissemens les plus anonymes, je veux dire unanimes, denn man sagte, sie wäre gut. Ich urtheile nicht wie die Welt, und bin unparteiisch, wie Sie wissen.

Nun vien il meglio, wie Susanne sagt. Ich habe bemerkt, daß diese Art zu singen und den Ton anzuschwellen, eine ewig unveränderliche Manier bei ihr ist. Sie begreifen also schon, daß unsere beiden Stimmen nicht mit einander gehen, so wenig wie drei Ziegen, denn sie hat zwei Stimmen. Ihre Mitteltöne sind wie der Ton auf einem gespannten Draht, das heißt, ziemlich rostig. — Die Oper ist nicht schlecht, hat aber viele Schwächen ꝛc.

Am 29. April 1830. Ich trete endlich auf, weil Laporte ein wenig im Schlamme steckt. Madame Lalande hat ihm den Glauben genommen; mich, sagt er, erwartet er wie einen Messias. Sie wissen, daß die Schornsteinfeger am Ersten des Monats Mai immer in den Straßen debütiren, indem sie geschminkt und vermummt herumtanzen; ich bin froh, daß ich nicht an diesem Tage debütire. Es gibt so viele Gleichnisse im Leben! Nun müssen Sie wissen, daß ich eine solche Furcht habe, daß — daß ich krank bin. Ich muß frühstücken. Heute Abend sage ich Ihnen, wie ich gewesen bin.

Den 30. April 1830. Das heißt man gefrohnt! Ich bin gestern Abend in der Cenerentola aufgetreten. Lieber Freund, ich habe Furore gemacht, das heißt für England; denn in Paris hätte ich meinen Erfolg doch für eine halbe Niederlage angesehen. Ich wurde jedoch am Schlusse noch ein Mal gerufen, und Logen sowohl als Parterre haben fürchterlich geklatscht. Man findet meine Stimme stärker, als das vorige Jahr. Man war entzückt von meiner kleinen Figur — was mir ganz gleichgültig ist — Ihnen sage ich dies, weil ich Ihnen Alles sage. Man fand mich gesund und voller Mittel, und das ist wahr. Ich habe eine Probe von der größten Gefälligkeit abgelegt, daß ich an einem Donnerstage aufgetreten bin, wo Niemand ins Theater geht. Dennoch war das Haus besetzt, wenn auch nicht voll; da man also mir zu Gefallen gekommen ist, so bringt mich dies schrecklich in die Mode. Ich habe, indem ich über das Theater ging, meinen Freund Louchard gesehen, dem ich einen herzlichen Gruß zusandte, einen Gruß, wie ich ihn mache, wenn ich keinen zweiten machen will. Morgen singe ich dasselbe noch ein Mal, wahrscheinlich aber besser. — Soll ich Ihnen aufs neue sagen, daß Sie mir Alles ersetzen? Sie wissen es besser als ich. Ihnen verdanke ich das Bischen Glück, das ich genieße. Sie sind so gut. Auch trage ich einen Ring, welcher das vollkommene Sinnbild unserer Freundschaft ist. Ein Kopf, den man nicht aufmachen kann; je mehr man daran zieht, je enger verknüpft er sich. Ist das nicht das vollkommenste Bild der wahren Freundschaft? Ja, je mehr ich daran denke, je mehr begreife ich durch die Freundschaft die Ewigkeit, denn es scheint mir, ich müßte Ihnen auch nach dem Tode begegnen, als müßte ich Sie auch dann noch lieben. Ach, wie schön ist die Ewigkeit in diesem Falle! Aber es gibt in dieser Welt so viel Tod und Elend, das ewig dauert. — Ich hatte in meiner Verzweiflung an Viardot geschrieben, der alles zu meinem Troste that*). Ich war so unglücklich, daß ich es meiner Freundin Flint erzählte. Diese sprach mit einem ihrer Freunde, einem vortrefflichen Manne, der mir sagte, daß er in einem ähnlichen Falle einem seiner Freunde, durch einen anderen seiner Freunde geholfen hatte, — sein Freund sei alt, 70 Jahr alt, und kenne die Gesetze, wie seine Hosentaschen. — Diesen Morgen wird Georg Warender — der alte Freund des ältern Freundes — zu mir kommen. Da ich nichts dabei zu verlieren habe, so werde ich ihm das Nöthige, nicht mehr, mittheilen. Wenn Sie bei mir wären, wenn ich Sie sprechen könnte, so würde ich Niemand fragen, so würde ich nirgends anderswo Heilmittel für meine Schmerzen suchen. Aber, mein Freund, ich bitte Sie, überraschen Sie mich nicht. Wenn der glückliche Tag, wo ich Sie sehen soll, heranrückt, so sagen Sie es mir lange vorher, damit ich in langen Zügen zum voraus das Glück einschlürfe, dessen Quelle mir dann sprudeln soll. Ja, Sie sind dessen reinste Quelle, Sie allein können das Haupt der gebückten Blume erheben, Sie geben ihr neues Leben, Sie geben ihr durch Ihren Geist neue Kraft, neue Stärke, das heißt den Gedanken, wieder. Und diese Blume wird Sie nie verlassen, wird ganz die Ihrige sein, weil Sie gut sind, weil Sie die betrübten Her-

*) Dies bezieht sich auf ihre Scheidung von ihrem ersten Gatten.

zen trösten, weil Sie die Armen lieben, weil Sie ihnen väterlichen Rath geben, weil Sie ihr Bruder und der Meine sind, weil — ach, ich habe noch so viel weil, daß ich nicht endigen würde. Nun verlasse ich Sie. Ich muß mich ankleiden, um meinen Mann zu erwarten — den alten Freund des ältern Freundes nämlich. —

Den 1. Mai. Ich habe den ganzen Tag Probe gehalten. Ich konnte Ihnen nicht schreiben, mein guter Freund. Der Wagen steht unten und erwartet mich, um ins Theater zu fahren. Wenn ich zögere, wird mein Kutscher zu einer großen Ratte, mein Lakai ein Eichhörnchen, und meine Pferde ein paar schöne Mäuse. Ich schreibe Ihnen diesen Abend. —

Ich habe so eben gespielt. Nie, mein Bester, war ein solcher Andrang. Die Hälfte wurde wieder zurückgeschickt. Ich habe besser als am Donnerstag gesungen. Alle meine Kameraden sind entzückt und scheinen mich zu lieben. Nach der Oper gratulirten sie mir alle in meinem Zimmer und sagten: „Das heißt gesungen, das heißt eine Künstlerin!" Dies ergetzte mich sehr. Jedoch thut es mir leid, daß es so ist, weil es den Collegen im Grunde Verdruß und Schaden verursacht. Es ist aber so.

An den Baron von D.

Calais, den 10. April 1830. Kein Arm hält es aus, kein Schmerz vermag etwas, ich muß meinem Freunde schreiben. Wissen Sie, daß Sie der gefährlichste Mensch von der Welt wären, wenn Sie den kleinsten Theil von Falschheit besäßen? Sie haben einen so überzeugenden Ton, sie sagen die Dinge mit einem so innigen Wesen, daß Sie Jedem die Pillen, die sie ihm darreichen, versüßen. Hätte ich je eine Person mit Ihrem Charakter angetroffen, ich wäre verrückt geworden. — Sprechen wir von etwas Anderm. Ich liebe Sie. Das ist der Generalissimus aller meiner Gedanken, sie fangen alle mit diesen Worten an. Gott weiß, ob Sie mein Geschmirre verstehen. Mein Arm ist krank. Ich werde ihn schlafen legen. Melden Sie mir doch, ob ich Ihnen nichts besorgen soll, große oder kleine Commissionen!

Calais, den 11ten. Ich bin noch nicht abgereist. Das Wetter ist zu schlecht. Morgen ist es vielleicht besser. Jedoch reise ich noch nicht ab, denn ich habe versprochen, hier zu bleiben und zu singen, mit der Bedingung, daß man mir erlaubt, Almosen für die Armen zu sammeln. Ich habe dies voraus bedungen, damit den Leuten keine Ausrede bleibt, etwa kein Geld in der Tasche zu haben. Ich denke, die Armen verlieren nichts dabei. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Gemäldeausstellung. Die französische Schule.]

Ein Bericht über die Ausstellung der königlichen Akademie der Künste dürfte der Zeit nach verspätet erscheinen, wenn nur der Beginn derselben eine lohnendere Besprechung zugelassen hätte! Am 16. September ward die Ausstellung eröffnet, begünstigt durch ein heiteres Herbstwetter; allein der Zudrang der Besuchenden war nur sehr sparsam; die Menge mittelmäßiger, unbedeutender Bilder, aus denen wenige geistvolle Repräsentanten der Kunst hervortraten, war nicht geeignet, dem Gebildeten einen häufigen Besuch zur Pflicht zu machen, und das gewöhnliche Publikum, welchem durch sinnliche Wirkung auch in der Malerei imponirt sein will, fand sich gleichfalls nicht wohl befriedigt. Erst jetzt glaube ich über den Höhepunct der diesjährigen Ausstellung, über die Bedeutsamkeit der einzelnen Richtungen mich ohne gewagtes Vorgreifen aussprechen zu können. Die Räume füllten sich allmälig, wiederholte Sendungen trafen aus Düsseldorf ein, aus den Provinzen; hiesige Künstler hatten ihre Werke vollendet, Paris steuerte Treffliches bei, und so eben sind uns aus Rom vortreffliche Arbeiten zugekommen. Auch britische Künstler, und zwar mehrere der ausgezeichnetsten, wie uns der Katalog versichert, beabsichtigten ihre Arbeiten für die berliner Ausstellung einzusenden; allein bis heute ist diese Hoffnung eine vergebliche gewesen, und was wir jetzt von londoner Malern hier erblicken, ist der Erwähnung kaum werth. Wiener, Brüßler, Kopenhagner versprachen gleichfalls ihre Beisteuer, ohne dies Versprechen bis jetzt in Erfüllung zu bringen. Am meisten aber müssen wir die unvollkommene Vertretung der münchner Schule bedauern, die sich in den Bestrebungen der deutschen Kunst einen so ausgezeichneten Platz errungen hat. Der Katalog, der mehr denn je in quantitativer Hinsicht reichhaltig erscheint (er zählt an 1500 Nummern, von denen einzelne wiederum mehrere Bilder bezeichnen), wird durch die anströmende Masse nicht angemeldeter Bilder noch weit überboten, allein man kann diese Mehrleistung kaum dankenswerth nennen, und wohl sollte die größte Strenge über die Befähigung des Einzelnen, hier einen Platz zu finden, vorwalten.

Es wird meinem deutschen Gemüthe schwer, zu bekennen, daß uns die Künstler Frankreichs in der Bedeutsamkeit der aufgestellten Leistungen übertroffen haben, und jene großartige Schöpfung, welche allein hinreichen würde, das Gleichgewicht der Schalen zu halten, ich meine Lessing's Ezzelino, fehlt uns und wird, obgleich im Kataloge angezeigt, doch nicht zur Ausstellung gelangen. Ich werde nun versuchen, die angegebenen Richtungen, wie sie sich meinem subjectiven Gefühle darstellten, welches bei der Betrachtung von Kunstwerken doch immer wohl nicht weniger Einfluß übt, in raumgemäßer Kürze vorzuführen.

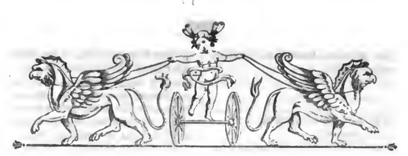
Ich beginne mit der französischen Schule, und in dieser mit Le Poittevin, ihrem geistvollsten Vertreter, welcher uns vor zwei Jahren den bewunderten Vengeur gab, und uns diesmal mit zwei Werken von seltenem Werthe wiederum zu einer außerordentlichen Anerkennung nöthigt. Ich würde diesen Künstler um seiner meisterhaften Technik willen allein noch nicht als einen der ersten Maler unserer Gegenwart bezeichnen, wenn nicht der Geist die Linien und das Colorit beseelte, und ein Geist, der sich im Aufschwunge zu der gediegenen classischen Zeit der alten Niederländer emporhebt. Die praktische Richtung der französischen Kunst hat in Le Poittevin eine Vollendung erhalten, die keinen Tadel zuläßt, während Biard, Perrot und Andere, phantasiereich, aber ohne die Phantasie durch die Schranken sittlichen Gefühles zu begränzen; geistvoll, aber, um ihren Geist in einer beklagenswerthen Pointe gewaltsamen Effectes bewundern zu lassen, die Kunst durch eine sehr gefährliche Krisis treiben. — Contrebandirende Fischer, die an einer Küste zu landen und ihre Ladung zu bergen suchen, sind der Vorwurf des einen Bildes von Eugen Le Poittevin. In diesen kräftigen Gestalten ist keine Spur einer falschen Sentimentalität, die ihnen Züge von Romanhelden leihen würde. Der Künstler hat sie in ihrer frischen, derben Naivetät bezeichnet, so daß wir augenblicklich fühlen, er hat nichts Anderes gewollt, als die Wahrheit. Bei einem unruhigen Wellenschlage suchen die zwei mit Ladung bepackten Boote an der felsigen Küste zu landen. Schon zeigt auf dieser sich eine rege charakteristische Bewegung, mehrere Leute stehen am Ufer und rufen durch ein Sprachrohr den Schmugglern zu, die ihre Hüte ihnen entgegenschwenken; Andere sehen wir in weiter Entfernung herbeieilen; dort und hier ist die Erwartung, das Unruhige dieses Momentes bedeutsam ausgedrückt. — Betrachten wir die Ausführung dieses in Anordnung und Erfindung meisterhaften Werkes, so wird uns diese nicht minder durch ihre Trefflichkeit überraschen. Der durchsichtige Ton des Wellenschlages, die Färbung des Himmels, an welchem der Sturm sich heraufwälzt, die in schönster Perspective zurücktretende Küste und die vollendete naturwahre Behandlung der Boote mit den Schmugglern zeigen einen Künstler, der sich in Lösung technischer Schwierigkeiten vollkommen sicher fühlt. Dieses so eben erwähnte Bild hat bereits in dem Kaiser von Rußland einen Besitzer gefunden. Ein zweites Bild dieses Künstlers, eine große Winterlandschaft, entzückt nicht minder. Poittevin, der den Effect nie anders zu erreichen sucht, als durch die Wahrheit seiner Darstellungen, hat die Natur in ihrer einfachen Großartigkeit mit begabtem Blick und mit einem Geiste, der seinen Stoff harmonisch zu ordnen weiß, aufgefaßt. Es ist eine flache Gegend, die er uns vorführt, die Eisfläche eines Stromes, mit charaktervoller Staffage, zwischen niedrigen Ufern, auf denen uns einige Mühlen mit altem Bauwerk entgegentreten; in der weitesten Entfernung läßt uns die klare durchsichtige Luft die Massen einer Stadt wahrnehmen. Die Wahrheit des winterlichen Tons muß jeden Beschauer durchdringen; und doch ist Alles nur mit den einfachsten Mitteln hervorgebracht und ein pastoser Pinsel selbst nur dann angewendet, wo er für den Charakter des Details nothwendig erschien. — Wie anders tritt uns Perrot entgegen! In seinem Schiffbruch des amerikanischen Schiffes Herkules sucht er das Grausen bis auf eine ekelhafte Spitze zu steigern. Ein Wrack, nur noch mit Tauen an einander befestigt, wird von den Wellen hoch emporgeschleudert. Halbnackte Leichen, zwischen verzweiflungsvollen Lebenden, die sich emporreißen, um einem Fahrzeuge, welches sie fern segelnd erblicken, Kunde zu geben! Ein heller Blick der Sonne, die im Untergehen ist, setzt diese grausenhafte Masse noch in ein widerliches, grelles Licht, während der Himmel mit den schwärzesten Wolken dazu contrastirt. Allein auch abgesehen von dem Geiste dieser Behandlung, gibt sich die Unnatur dieser gewaltsamen Effecte wohl auch der kürzesten Betrachtung kund. Der Ton des Himmels ist von einer Schwärze, wie ihn nur Perrot erfunden hat, und der dürftige, niedrige Wellenschlag stimmt nicht zu solchem Orkane. Eben so muß es das Nachdenken ohne Resultat lassen, wie wohl in solchem Wetter die Befestigung des elenden Wracks vorgegangen sei. Und doch weiß eben dieser Künstler in einem andern Bilde, Neapel, von Capo di Monte genommen, durch einen zarten duftigen Pinsel, durch den höchst lieblichen Charakter seiner Darstellung auf das angenehmste festzuhalten, so daß wir jene verwerfliche Richtung seines großen Talentes um so mehr beklagen müssen. Eine solche herrscht auch theilweise noch in zwei andern Bildern neapolitanischer Schiffer im Golf von Neapel, und Ansicht von Genua mit einem Theil des Hafens. Die Klarheit und die Ruhe des Tons, der gewandte geistreiche Vortrag müßte dem Künstler unsere Liebe gewinnen, wenn nicht ein so absichtlicher Effect, der überdies doch nie erreichbar ist, in beiden den vollen Abglanz der Sonne im Wasserspiegel darzustellen, uns ganz zurückstieße. — Der treffliche Gudin wird uns diesmal durch ein kleines werthvolles Cabinetsstück vertreten, es stellt eine Felsenküste der Normandie dar, und so einfach der Gegenstand erscheint, so macht sich doch auch hier die glühende, schöpferische Phantasie des Künstlers in bewunderungswürdiger Weise geltend. Ein zweites kleines Bild von Gudin ist nicht bedeutend, obgleich es seine Pinselführung verräth. (D. B. f.)

Notiz.

[Das Königreich der Musik.]

Bei der Errichtung eines musikalischen Staates vertheilte man die Rollen folgendermaßen. Mozart wurde König, Händel Cultusminister, Gluck Premierminister, Mehül erster Secretär des dirigirenden Ministers, Haydn Kanzler und Staatsrath, Beethoven Generalissimus, Cherubini Minister der öffentlichen Angelegenheiten und Director der schönen Künste, Bach Justizminister, Spontini General der Artillerie, Spohr Director der königl. Capelle, Weber Generalintendant der deutschen Oper, Paer Vorsteher des Antikencabinets und Rossini — Hofzuckerbäcker. Die Constituenten dieses neuen Königreichs waren die Redacteure der Berliner musikalischen Zeitung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 223. — den 13. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Lyrik.

Karl Beck, Ferdinand Freiligrath.

Ein träumerisches Kind des Orients, mit heißem Ungarblut und mit jenem Hange zu üppiger Bilderpracht, zu rauschender Janitscharenmusik und zum betäubenden Duft morgenländischer Gewürze — so war mir Beck's Muse in den „Nächten" erschienen. Aus der Welt der germanischen Intelligenz pflückte er sich den verbotensten Apfel, ohne Furcht, das Paradies der Traumwelt dafür einzubüßen, ohne Besorgniß, vor dem stechenden Geruch dieser Frucht vom Baume der Erkenntniß möchten die Unschuldsblumen erbleichen. Er sang Börne's Grablied. Alles Andere, was er gab, war schönes Farbenspiel, bunte Musik, üppig wucherndes Kraut; das Gedicht, das „feinen Tod" feiert, war Kern und Frucht zugleich. Hier war der Genius des Jahrhunderts über ihn gekommen und bediente sich seiner als eines Werkzeuges. Es gehört zu den Geheimnissen des Talents, sich überraschen zu lassen, und genau genommen sind in jedwedem Menschenleben diejenigen Momente gar wohl herauszufinden, wo sich von unbekannten Händen ein Altar auferbaut und ganz plötzlich eine reine Flamme lodert, die oft eben so schnell erlischt, und die sammt dem Altar vom Schutt der Alltäglichkeit verschüttet wird. Dies war bei Beck nicht der Fall. Ein frisches Burschenleben tönte mit Freiheitsruf und Becherschall in die Elegie seiner Träume, und sein weiches Herz suchte sich einen zweiten großen starken Geist, um in Stunden der Anfechtung zu ihm beten zu können. An Schiller erwuchs sein Sinn zu einem idealen Lebensernst, von ihm lieh er den Schwung, der seiner Stimmung und seiner dichterischen Rede die ersten Flügel gab. Nicht Christ, nicht Jude, nicht Muselmann, der Mensch in ihm gewann Sprache, ein junger Sohn der Zeit war fertig. Die Radicalen vom hamburger Berge mögen es mir verzeihen, daß ich mich damit befasse, die Regungen der jungen deutschen Lyrik zu deuten; die Seichten und Stillen im Lande mögen nicht zu stark Aergerniß an mir nehmen, daß ich einen lyrischen Enkel vom Stamme Börne's nicht mißachte, die vielen pietistischen oder schulmäßigen Griesgrams werden um Verzeihung ersucht, wenn ich in einem Dichter den Menschen nachweise, der keiner Schule, keiner Heimath, keiner Nation, keinem Winkelpatriotismus angehörig, sich eben nur als Mensch im Strome des Jahrhunderts zurechtzufinden sucht. In frühern Zeiten, als ungenirte, freie Dichtungen aus großen deutschen Herzen strömten, da war es hergebracht und gläubig eingeräumt, im Dichter nur den Menschen zu erwarten und hören zu wollen. Wie hätten sich auch damals aus nationalen Zerwürfnissen, aus zerspaltenen Religionswirren, aus hundertfältigen Hemmnissen, die der deutsche Zopf und die deutsche Perrücke boten, wahrhaft große Menschen, wie Schiller, Goethe, Jean Paul, herausleben können! Endlich aber muß doch, auch in heutiger Zeit, die kleinere Naturen, obschon größere Ideen auf den Tummelplatz des Lebens führt, der freie Mensch den Durchbruch gewinnen, nicht um seiner selbst, sondern um des Sieges

willen, den der freier gewordene Gedanke des Jahrhunderts sich nicht entwinden läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe der Malibran.

(Beschluß.)

Calais. Montag. Es ist heute das schönste Wetter, um sowohl zu Pferde auf dem Lande als auf dem Wasser zu promeniren. Diesen Abend findet das Concert Statt. Wir werden lachen. Unterdessen bereitet sich der Präsident der Gesellschaft vor, um mir zum voraus für den Gesang und für die milden Gaben, die ich einsammeln will, zu danken. Gestern Abend hatten wir ein sogenanntes Vergnügen, eine Singerin — Verzeihung — Sängerin, Künstlerin will ich sagen, zu hören, die auf der Straße uns einen Ohrenschmaus gab. Engländer ließen sie kommen und zwei englische Damen erstürmten geradezu mein Zimmer, um sie zu hören. Da ich ein Piano hatte, glaubte ich der Straßenkönigin, einer wahren Ohrenschinderin, einen Gefallen zu thun, wenn ich sie begleitete, so daß dieser Mischmasch mir wie ein fernes Echo vorkam, und sie kam mir vor wie eine Katze, wenn man ihr Fell streichelt. Es war ein herrlicher Abend und eine Erinnerung an die Vergangenheit. Diesen Abend geht's los! Wie freue ich mich, diesen Armen ganz allein Brot zu verschaffen. Sie haben so viel gelitten. —

Eben komme ich nach Haus. Sie hätten die braven Leute in ihrem Enthusiasmus sehen sollen. Ich habe ohne die Einnahme 387 Francs gesammelt. Das ist erstaunlich viel. Nach der ersten Abtheilung sammelte ich. Der Bürgermeister kam und überreichte mir mit Pomp einen Kranz, dann einen Blumenstrauß, dann eine Rede, dann Gedichte, alles zu meinem Lobe. Und das Publicum schrie, klatschte, stampfte mit den Füßen, — es wollte gar kein Ende nehmen. Ich freue mich herzlich, den Armen geholfen zu haben; sie erhielten Alles. Nur bedauere ich den Bürgermeister. Adieu. Es ist kein schönes Wetter und ich schiffe mich nicht ein.

Bristol. Sie sind ein garstiger Mann. Ich schreibe Ihnen von Glocester aus, von Chester, von allen Ecken der Welt, und Sie antworten nicht. Es scheint, als sei dieses Jahr der Literatur und den schönen Künsten nicht günstig, wenigstens den Leuten nicht, die sich dem Briefstyl ergeben. Hm, keine Thorheiten! Genug, ich hoffe, Herr Laurant ist mir gut und verzeiht mir, daß ich ihn a la porte*) gesetzt habe. Wissen Sie, was mich immer genirt? Daß ich gezwungen bin, unter solche Thorheiten den Namen Maria Malibran zu setzen.

Morgen kommen wir an. Verstehen Sie, morgen. Oeffnen Sie Ihre kleinen großen Augen — Motus. Ich trete in der Gazza auf. Mein Herz hüpft mir vor Freude, ich bin so lustig und aufgelegt, wenn ich denke, daß ich all das Gezeugs wiedersehe. Ich war krank wie — ein Hund. — Was suche ich auch Vergleichungen. Meine Wohnung ist herrlich, bravo oder brava, wie Sie wollen. Ich wollte, meine Schwester wäre hier. Ich werde Ihnen sagen, warum? Sagen Sie aber nichts weiter. Hören Sie Motus. Wollen Sie die Knickse der demüthigsten und närrischsten Mimiband haben? So heiße ich, wenn ich lustig bin. Ich schreibe Ihnen Briefe, gerade wie Sie mir. Wenn man ein Wort davon versteht, so hole mich — hole uns — dixi.

O, welch ein Glück ist doch das Wiedersehen!
tra la la la la la la la la

M. J. Malibran.

Morgen speise ich bei Madame zu Mittag. Eine drollige Frau das! Ich bringe ihr einen Empfehlungsbrief von ihrer Tochter, sie erzählt mir, wie sie vier Concerte geben will, und weiß sich nicht zu helfen, woraus erhellt, daß ich ihr meine Dienste umsonst anbieten muß. Nur die Engländer sind wahrhaft grob, denn ihre Grobheit besteht in ihrer Feinheit.

Sie wissen doch, welche Wirkung Milch auf Austern hervorbringt? Sie löst sie auf. Ich glich einer unglücklichen Auster, als ich in den Speisesaal trat. Ich ward aufgelöst durch die Milch der widerlichen Schloßdame. Sie blieb immer kalt und stolz mit ihrem elfenbeinernen Blick. Morgen soll ich wieder bei ihr speisen. Ein schönes englisches Vergnügen. Mit Essen wollen sie Einen stopfen.

Man hat mir eine fürchterliche Furcht eingejagt. Man sagt, wir bekämen eine neue Ausgabe der französischen Revolution **). Man müßte den jungen Leuten verbieten, die alte zu lesen. Ich bin sehr neugierig, ob die neue Correctur gut ausfällt, und da ich in England ein Exemplar davon erhalte, so brauche ich nicht nach Frankreich zu gehen. Ich will ja nur Gedanken.

Bath, den 11. August. Ja, es ist wahr, ich habe Ihnen in zwei Monaten nicht geschrieben. Ich will Ihnen auch sagen warum? Erstens habe ich nie so viel

*) Der Director des Theaters hieß Laporte.
**) Die Julirevolution.

geschrieben als seit Ihrer Abreise; ich bin ferner sehr faul, übe mich nur im Schreiben, und ich müßte Ihnen tausend Versprechungen der Art machen, um nur eine davon zu halten. Ein Mal in Toulon, in Algier, dachte ich, erhalten Sie ja doch meine Briefe. Dies, mit meiner Faulheit verbunden, machte mich schweigen, jedoch gab ich Madame Sevestre den Auftrag, Ihnen Nachricht von mir zu geben. Ich hätte beinahe den Voreltern der Kraftbrühe einen Besuch abgestattet, aber der Teufel sagte: sie ist gefühlvoll, folglich unglücklich, folgeich mag sie leben. Vivat dune! Er hat die Bettlade herumgestellt und hat den Tod betrogen. Der glaubte mich am Kopfe zu packen, und kriegte mich bei den Füßen; auch habe ich zeither Fußschmerzen. So hat mir der alte Behörnte die Ewigkeit an das Ende der andern Welt gesperrt. Ich habe heute an Lamartine einen acht Seiten langen Brief geschrieben. Das Vergnügen, mit ihm zu schwatzen, hat mich immer mehr hineingebracht, aber er ist nachsichtig und wird ein junges Herz entschuldigen, das sich so wie es ist zeigt. Meine Finger thun mir vom Schreiben weh. Bringen sie mir so ein kleines Geschmeide mit, so klein wie ein Beduinenkopf, oder sonst etwas der Art, um meine Malibran'sche Hoheit damit zu schmücken.

Birmingham, den 1. October. Wenn ich bedenke, theurer Freund, daß ich in 24 Stunden mein idles Land wiedersehe, so klopft mir das Herz vor Freude. Es scheint mir, als müßten alle Franzosen anders aussehen, ich stelle sie mir von Freiheit strahlend vor, die Augen voll jener feurigen Blicke, worin sich die Ueberzeugung des Guten abspiegelt. Alles dies ist deutlicher in mein Gehirn geschrieben als auf das Papier. Ich möchte die Freiheit spielen. Mein Freund, besorgen Sie mir eine Wohnung. Ich bin viel unerschrockener geworden, seitdem Frankreich die Blüthe seiner Jugend in den Tartarus geschickt, um die Freiheit zu holen. Nun sind sie zur Erde wieder heraufgestiegen und steigen wieder bis hinauf zu dem Vater und Schöpfer im Himmel. Man sagt mir, alles wäre noch nicht fertig. Wenn ich für die vaterländische Sache, für eine solche Sache einen Arm verloren hätte, ich glaubte zwei dadurch gewonnen zu haben, die Kraft der Ueberzeugung zu fühlen, etwas gethan zu haben, und nun noch gar für das Recht der Natur! — Adieu, ich erhitze mich.

Endlich noch einen unübersetzbaren:

A Monsieur le baron Perignon, le 11. Juin 1836. Je vous défens de mêler la gnognotte à mon amitié pour vous. Je ne connais pas cette dame là, ni ne veux la connaitre. Cette farce! Je vous pulveriserai si jamais vous me reparlez de cette megère là, entendez vous, homme anthropophage et faucille, carnassier et pantecniconique, bucéphale et vermifuge, justifuge et toquifuge. Ainsi telle que Semiramide sur son trône je jure que ce n'est pas de la gnognotte que mon amitié pour le père de tous les ignons du monde et de l'autre partie de l'univers et de beaucoup d'autres faubourgs. Je trouve que je ne suis pas mal bêle comme ça et vraiment jo suis si bêle que je ne risque rien d'être encore trop bêle.

Je vous — non, je n'ose pas, mais c'est tout comme, car, encore, bien, si cependant par hazard, nonobstant, peut-être, tout de même, néanmoins.

Maria de Beriot.

Schließlich noch einen Ausspruch von ihr. Man fragte die Sängerin einst, warum sie in den ersten Scenen oft so kalt sei auf der Bühne. Das Publicum, erwiederte sie, kommt mir wie ein Korb voll ausgelöschter Kerzen vor. Fährt man gleich mit einem großen Brande darüber her, so schmelzen sie, zündet man sie nach und nach an, so gibt das allmälig eine prächtige Beleuchtung. Ich zünde mein Publicum nach und nach an.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Französische Bilder.]

Ein Bild von Mozin, eine Ansicht Cölns, verfolgt die gediegene Richtung Le Poittevin's. Die Stadt ist von der Westseite aufgenommen und wir sehen den ruhigen Strom durch eine charaktervolle Staffage belebt. Die Sonne ist schon im Untergehen, und an dem klaren Himmel, auf dem nur einzelne Luftwellen treiben, ist der abendliche Schein mit dem kalten blaulichen Tone des aufgegangenen Mondes meisterhaft verschmolzen. Die vollendete Harmonie der ganzen Darstellung ist von höchst malerischer Wirkung. In einem anderen Bilde, Taufe einer normännischen Fischerbarke, hat uns der Künstler die geschickte Anordnung reichhaltiger Bewegtheit mit kräftigem Pinsel vorgeführt. Auch noch in einigen kleineren Bildern, Marinen, schlägt er mit Glück einen naturgetreuen lebensvollen Ton an.

Roqueplan, der uns eine pariser Ballscene gab, löste die schwierige Aufgabe mit jener meisterhaften Gewandtheit, welche wir jederzeit an ihm bewundern müssen, der als Marinenmaler, als Landschafter, Genre- und Historienmaler gleich groß erscheint. Für eine Charakteristik des Einzelnen würde die Feder kaum zureichen, denn es ist das lebensvolle Gewühl der Massen, dessen sich ein so gewandter Pinsel bemächtigt hat, und doch ist jedes einzelne näher tretende Ge-

sicht mit scharfer Bestimmtheit aufgefaßt. Freilich entbehren wir eines Hauptinteresses, der Portraitähnlichkeit. In der Anordnung der Massen ist der Künstler mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Umsicht verfahren, daß weder die Gruppen aneinander kleben, noch in der Bewegtheit das Raumverhältniß jedes Einzelnen gestört werde. Ueberall zeigt sich in der Behandlung des Details die höchste technische Fertigkeit.

Betrachte ich eine große Landschaft Coignet's, so weiß ich kaum für eine so kühne gewaltige Poesie Worte zu finden. Mit einer Fülle großartiger, aber auch lieblicher Gedanken, tritt uns der Künstler entgegen. Anmuthige, felsendurchbrochene Waldung wechselt mit alterthümlichen vorspringenden Baulichkeiten, und mit den riesenhaften Formen naher Gebirgsmassen. Unser Blick irrt bald in dem geheimnißvollen Dunkel einer Waldschlucht, bald schweift er mit den schlanken überhohen Pinien in die weiterschlossene Ferne duftiger Bergzüge. Ein warmes, lebendiges Licht hat die charaktervolle Wolkenbildung des Himmels durchströmt und spielt über die Landschaft, der ein pastoser Pinsel seine ganze Kraft gegeben hat. —

Auch eine Gegend aus den französischen Alpen von Giroux ist mit Geist aufgefaßt. Waldbewachsene Höhen, zwischen denen ein Gebirgsbach herabschießt, leiten das Auge bis hinauf zu den schneebedeckten Alpen, welche ein warmer Sonnenblick trifft. Der Auftrag der Farben ist fast plastisch zu nennen, aber im Charakter der wildkräftigen Gegend.

Von Architekturstücken hat Balan in Rouen ein Meisterwerk geliefert, welches in imposanter Erscheinung alles Andere dieser Art überbietet; es stellt die Kathedrale von Rouen dar. Auch Villeret in Paris gab uns zwei treffliche Bilder, den Quai des Tanneurs in Amiens und eine Ansicht der Kirche in Tours. Eben so Duvrier den Canal St. Giorgio in Venedig und Garneray einen alten Hafen. Nicht minder verdient Morel-Fatio mit einer Ansicht eines Theils von Algier, in einem klaren, ruhigen Vortrag, lobende Erwähnung. Im Genrefach tritt am bedeutendsten Biard in einem größeren Bilde auf: „eine herumziehende Springerbande, welche zugleich Wachsfiguren zeigt, wartet wegen anhaltenden Regens vergeblich auf Zuschauer.“ Die Phantasie Biards ist nicht durch jene classische Erhabenheit Le Poittevin's geläutert; ihr schöpferischer Pinsel ruft die Wollust, den Mord, die Lüge, die Niedrigkeit in lebendiger Gestaltung vor des Beschauers Auge, nur um feindselig die Menschheit ihres Adels entkleidet zu zeigen; allein ist dies ein Weg, das Ideal der Kunst zu erreichen? Und wenn die Richtung eines Pernot, Biard, Nachahmer weckt, was für ein Resultat darf von den Jüngern dieser Schule erwartet werden, die wohl noch überdies des Geistes ihrer Meister entbehren! In dem Bilde Biard's ist Alles von drastischer Wirkung, in jedem Pinselzuge ist der Effect fest gehalten, und meisterhaft für einen Totaleindruck berechnet; aber der Scherz ist unbehaglicher Natur, es ist mehr Hohn, als naive Gemüthlichkeit in ihm. Ferner empfingen wir von Collin ein kleines Bildchen, der Retter und seine Braut, trefflich in seiner geistvollen, überaus kräftigen Behandlung. Von zwei kleinen Stücken des genialen Decamps, „Jagdaufseher“ und „bernische Bäuerinnen,“ ist namentlich das erstere frei von Manier und ansprechend durch seine naturwahre Auffassung. Der Abritt zur Jagd, von Swebach, ist ein zierlich gemaltes Bildchen, weniger bedeutend sind zwei Genrebilder von Cibot. Noch ist mir aber eine der trefflichsten Leistungen französischer Künstler zur Erwähnung übrig geblieben: Lepaulle's Morgenandacht einer jungen Spanierin. Die Andacht freilich ist nur in geringem Maaß vorhanden, auch das Gesicht lockt nicht durch Schönheit oder Lieblichkeit, aber es ist das Leben, welches ihm die Kraft eines Meisters einhauchte, das hier die Blicke nicht wieder abwenden läßt. Vollendet ist auch die Technik des Gewandes. Ich dürfte wohl noch einmal zu der französischen Malerei zurückkehren müssen, wenn jene Meisterwerke eintreffen sollten, die uns der Katalog noch versprochen hat: von Roqueplan, eine Marine, von Watelett, Blick auf Paris von der Colonnade des Louvre, von Winterhalter, dolce far niente, von Beaume, von Ary Scheffer u. a. m. Ein großes Seestück von Eugen Isabey ist leider schon in Paris verkauft und wird demnach auf keinen Fall zur hiesigen Ausstellung gelangen.

Die beiden vortrefflichen Landschafter Calame und Diday in Genf kann ich wohl nicht geeigneter als meinem diesmaligen Berichte anschließen. Beide zeigen sich in ihren Arbeiten als geistreiche Künstler, deren technische Fertigkeit einen ungewöhnlichen Grad der Meisterschaft erreichte. Sie verschmahen einen Effect auf Kosten der Wahrheit; allein ihr gediegener Vortrag und die poetische Anordnung einfacher Mittel erreichen nichts desto weniger eine volle hinreißende Wirkung.

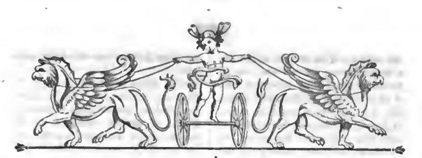
Unter den Landschaften Calame's möchte ich fast sein kleines bewunderungswürdiges Bild „ein Sturm auf dem Lande,“ oben anstellen; obgleich sich auch eine zweite größere Landschaft, „Gegend bei Thun im Kanton Bern,“ den besten unserer Ausstellung anschließt. Nicht minder bedeutend erscheint Diday in seiner „Tränke,“ einem Bilde von vollendeter Harmonie und behaglichster Ruhe. Zwei andere Bilder, „die Mühlen von Sallenches in Savoyen,“ und „ein leichter Sturm auf dem Genfersee,“ sind, wenn nicht in gleichem Maaße, doch auch einer hohen Auszeichnung würdig.

Notiz.

[Eduard Wedekind.]

Ein Correspondent aus Hannover in No. 81 der trefflichen prager Zeitschrift „Ost und West“ berichtet über Ed. Wedekind, den Verf. der beiden Tragödien „Abälard und Heloise“ und „Prometheus.“ Jenes Drama erschien vor sechs Jahren und erregte, wie das bei ungewöhnlichen Werken der Fall, eben soviel Anfeindung als Beifall. Prometheus soll die großen Erwartungen, die man vom Dichter hegte, durchaus erfüllen. Das Stück erschien im Druck zum Ertrag für das Hermannsdenkmal. Hr. Wedekind ist Staatsdiener im Ostfriesischen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 224. — den 15. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Lyrik.

Karl Beck, Ferdinand Freiligrath.

(Beschluß.)

In den „Nächten" war an Karl Beck das Kind des Jahrhunderts fertig, das Kind mit seinem hoffnungsvollen Traume, mit seiner Wehklage um gefallene Helden, mit seinem Gebet um Erlösung der leidbedrückten Menschheit. Seine Sprache war im bilderhaften Nebel befangen, seine Gedanken hatten etwas Schwimmendes, die Hand tappte vergebens nach gestaltenfester Form. Er brachte nun „den fahrenden Poeten"*) zu Markte, womit er eine lyrisch empfindsame Reise durch die Welt beginnt. — Hat sich nun die orientalische Kindheit noch heimischer gemacht im Leben der germanischen Welt? Wie stellt sich der fahrende Poet zu ihr, und welches Antlitz trägt nun der Jüngling Gewordne zur Schau? — Das Gedicht bietet sich in vier Gesängen dar. Der erste führt uns Ungarn vor. Auf dem Zuge der Wolken trägt sich der Dichter in sein Heimathland, in die enge Gasse seines ersten Daseins, nach der Wiege seines Lebens, an das Herz der elterlichen Liebe. Ewig alte, ewig neue Gefühle der Menschenbrust, hier so patriarchalisch rein, fromm und innig, wie sie von denen kaum noch gefühlt werden, welche die Regungen der jugendlichen Jetztwelt vom Haß genährt, vom Gram zerrissen und karg an Liebe schelten. Zugleich nimmt uns eine bunte Magyarenwelt auf. Das Gewühl des Trinkgelags in der Schenke, der ungarische Tanz mit den klirrenden Sporen, das tritt in freien Gruppen, in beweglichen Gestalten ziemlich fest und elastisch vor uns. Hierin ist ein nicht unbedeutender Fortschritt in Beck's Poesie ersichtlich, der schwirrende Bildernebel fällt, das Wandgemälde, auf das seine Phantasie bunte Linien hinstreut, hebt sich gemach heraus, die Figuren treten mit festen Gliedern wie Basreliefarbeit aus der Tafel hervor. Es ist ein glücklicher Anfang zu objectiverer Gestaltung dieser seiner üppigen Lyrik, ein fester Schritt vom Traume zu lebendig gegliederter Wirklichkeit. Es ist der Lyrik überhaupt nicht die Beschränkung auferlegt, sich selbst oder die Welt zu besingen, sie vermag es, einen gewissen Grad plastischer Gestaltung zu erreichen; es ist dies derselbe Fortschritt, welcher das Lied zur Ballade macht. Mich dünkt, Karl Beck sei auf dem Puncte, wo er mit großem Glück die Balladenpoesie anbauen müßte. Der Schritt von der Ballade zum Drama ist dann noch ein weit größerer, er ist ein förmlicher Sprung. Die Persönlichkeit des Dichters muß sich hier ihrer selbst entäußern können, sie schweigt und verbirgt sich ganz und gar hinter die frei stehende Gruppe einer in sich selbst getragenen objectiven Welt.

Der zweite Gesang gilt Wien. Jener Fortschritt, der im ersten Gesange ersichtlich geworden, ist hier weniger festgehalten. Ungarn wurde uns nicht als ein Wandgemälde vorgeführt, wo die Phantasie herumflattert und der Dichter wie mit dem Zeigefinger der Verse auf die Linien deutet; wir treten da wirklich mit ihm in seine

*) Der fahrende Poet, Dichtungen von Karl Beck. Leipzig, Engelmann.

Welt, er malt uns nicht den Tanz vor, er tanzt selbst, und der tobende Reigen schlingt sich um uns; er beschreibt uns nicht die Gestalten seiner Lieben, er führt uns mitten unter sie, wir klopfen an ihre Thür, schauen selbst in ihre Züge, und auch jenes ungarische Schenkenleben umathmet uns so energisch und lebensvoll, daß wir in ihm heimisch sind. Die bloße Schilderung, die Wien erlebt, ist zu passiv, wir sehen stückweise ein Panorama, wir schauen und werden müde, die Dichtung hat hier weniger die Kraft, uns in die Scene hineinzuführen, damit wir die Welt, die sie darstellig machen will, selbst erleben. Die Kraft zur Gestaltung der Scenen ist hier schwach, die Elegie der Stimmung waltet vor. Setzen wir aber die Anforderung herab und lassen uns genügen an einer Poesie, die blos schildert und beschreibt, so wird doch ohnedies noch die Beschränkung der gewählten Versart hier fühlbar. Der Dichter hat für das ganze Gedicht die Sonettenform gewählt. Er hat ihr allerdings die Freiheit gegeben, oder vielmehr gelassen, die sich schon das Shakspeare'sche Sonett mit Glück herausnahm; allein der Uebelstand, den ich meine, wird dadurch nicht gehoben. Das Sonett kann nicht schildern. Das Sonett ist ein Liebesstrauß, oder es hat, wie bei Shakspeare, den Charakter eines lyrisch ausgeführten Epigrammes. Es kann mit seiner knappen Taille Liebe oder Haß zum Ausspruch bringen, elegisch weich sein oder scharf gezüngelt. Es ist ein Flammenstrahl, der aufrauscht und eben so schnell wieder erlischt, es hat seiner Natur nach nicht den langen Athemzug, um zu malen und episch zu beschreiben. Schon daß sich mehrere zu einem Faden zusammenknüpfen, hebt seine Eigenthümlichkeit auf, kraft der jedes an sich mit Bild und Gedanken ein geschlossenes Ganzes und mit seinem künstlich verschlungenen Spiele eine kleine Welt für sich ist. Zur Zeit der Schlegel, als man die südlichen Versweisen mit Vorliebe anzubauen begann, schilderte man unter anderm Raphaelische Gemälde in Sonetten, auch charakterisirte man Personen in dieser Form; es war eine Ausweitung der lyrischen Gränzen, aber man wählte sich doch leicht begränzbare Stoffe, eben nur einzelne Gestalten und Objekte, für das beschreibende Sonett, nicht umfassende Zustände von Volk und Land. Wenn Beck seine lyrische Subjectivität ausspricht, ist er meist dithyrambischer, als es das Sonett in seinen Gränzen gestattet, bei alle dem ist ihm die zusammendrängende Form für seine schwellende Gefühlswelt durchaus heilsam, sie hindert ihn, zu weit auszuschweifen; allein zur Schilderung von Volk und Land in einem lyrischen Gemälde wären die Terzinen eine weit mehr zusagende Form gewesen.

Im dritten und vierten Gesange, Weimar und die Wartburg überschrieben, tritt der Dichter ganz in die Gedankenkreise und unter die Gestalten der germanischen Welt. In Weimar ergeht sich die lyrische Emphase, um die großen Persönlichkeiten der Vergangenheit an Ort und Stelle heraufzubeschwören. Goethe und Schiller steigen vor ihm auf, und er hält sehr glücklich die Parallele zwischen beiden fest. Besonders verliert sich die poetische Betrachtung in der Schilderung des kargen Arbeitszimmers, in welchem jener gewaltige Mann den größten Theil seines Dichterlebens verbrachte; das ärmliche Holz des Tisches, an welchem er stand und sann, verführt sogar zu übertriebenen Ausschweifungen der herumirrenden Phantasie. Plötzlich bevölkert sich der Raum, wo der fahrende Poet allem Denken und Dichten sich träumerisch hingibt, durch eine Gestalt, die in das glückselige Traumleben der Deutschen die Brandfackel der wachen Zwietracht schleuderte; Börne's Geist steht vor ihm auf und will, noch als Abgeschiedener mit dem alten Zorn und dem alten Schmerz der Rache bewaffnet, den glückseligen Frieden des großen Dichterfürsten stören. Der junge Dichter kämpft nun mit beiden Gestalten des Geisterreichs und sucht sich gegen die Anlockungen Beider, die wie stahlgepanzerter Haß und weiche milde Liebe verschieden auf ihn eindrängen, gewandt und rednerisch auszugleichen. So liebenswürdig die Dichtung hier erscheinen mag, wir müssen doch sagen, daß mit solchem musikalischen Bilderspiel der große Dialekt jener Gegensätze im deutschen Geistesleben nicht erledigt wird; auch die Stellung des jungen Dichters zu beiden bleibt dunkel oder führt weiter nicht zu einer neuen Entwickelung seines Naturells. Dergleichen ist auf ganz anderm Boden auszufechten, der lyrische Dichter kann darüber träumen und brüten, aber die Elegie der Empfindsamkeit führt es nicht zu Ende. Hieraus vielleicht erwächst die steigernde Verstimmung, die sich wie ermattende Melancholie der Dichtung Beck's immer mehr bemächtigt, die elegische Schwermuth schleicht oft wie Nervenkrankheit in das Herz seiner Poesie, eine Monotonie wird fühlbar im Klange seiner Saiten, nur die oft Shakspeare'sche Bilderschöpfung der Sprache erhält die Verse lebendig. Diese Herabstimmung der Nerven, die über den trägen Strom der Gegenwart klagt, ist ja selbst nicht blos Product der Zeit, sondern hilft diese träge Zeit erst recht miterzeugen. Beck bedarf einer höheren Form der Poesie, um sich zur Größe des Gedan-

kenlebens heranzugestalten; was an Schönheit, an Wärme und Lieblichkeit der Gefühle in der dichterischen Brust lebt und waltet, das hat seine Dichtung bereits in glücklichen Weisen erklingen lassen.

Auf der Wartburg besingt der Dichter jene Margarethe, das duldende Frauenherz, und es gemahnt uns hier wieder an Beck's Befähigung zum Balladenstyl. Sehr ergreifend, belebend und in sich beglückt sind die Lebensanschauungen, zu deren Ausspruch ihn der Besuch in Luther's Zelle veranlaßt. Ein weiches, liebevolles Herz öffnet sich hier den Offenbarungen der Menschheit und nimmt Theil an allem Reichthum der geistigen Welt, obschon das Gefühl der Heimathlosigkeit der Seele auch hier seinen Schleier über die Stimmung des Dichters breitet. Er weiß um den Triumph der Wahrheit, den die Geschichte erringt, aber die Trauer um die Opfer, die der Sieg erheischt, hält die Elegie der Empfindung als vorherrschend fest. Anastasius Grün, wenn er von der Freiheit einer lichtern Zukunft spricht, hat nicht so viel hingebende Herzenswärme, freilich aber mehr geschlossene Kraft und Charakterstärke.

Mit Ferdinand Freiligrath führe ich einen entschiedenen Gegensatz zu Karl Beck vor. In Beck ist ein herumschweifender Sohn des üppigen Ungarblutes zum bleichen germanischen Jüngling geworden, den die gedankenvolle Wehklage zu verweichlichen droht. In Freiligrath ist ein still besonnenes Gemüth, das sich sogar mit Behagen seinem befangenen Geschäft ergibt, zu einem herumflatternden Singvogel geworden, der alle Zonen der Welt erträgt, über das Eismeer schwärmt, mit dem Kameele durch die Wüste zieht, Krokodileier ausbrütet und um alle tropischen Gewächse schwirrt. Es ist wirklich etwas übertrieben Lärmendes in den Versen dieses Strichvogels. Isländisch Moos und Ammonium, die irische Witwe und der Sheik am Sinai, die Wasserzeugen und das Negerleben am Kongo, die seidene Schnur des Paschas und Scipio's Römerkraft, der Wecker in der Wüste und das Zwitschern der Schwalben, Schiffbruch und Binnensand, — für das alles schwärmt diese Muse, die immer auf der Flucht vor deutschen Zuständen, wenigstens immer auf der Auswanderung begriffen ist. Sie hat mit allen Nationen gebuhlt, aber nicht aus Genußsucht, sondern aus Drang nach gesundem frischem Leben, aus Thatenlust und aus Wohlgefallen am bunten natürlichen Menschenverkehr. Dies hat Freiligrath's Dichtung gesund erhalten, frei, derb und hell, während an Beck's Muse, die nach Deutschland einwanderte, wirklich etwas Hinschmachtendes, etwas Verzehrendes ersichtlich wird. Gesunde, robuste Frische und physische Kraft ist aber freilich das Einzige fast, was man an Freiligrath als hervorstechend bezeichnen kann. In sich vollendet, äußerlich fertig und von geistiger Reife getragen ist kein einziges unter seinen Gedichten, so weit sie der erschienene Band (Stuttgart bei Cotta) zusammenstellt. Wie viel dieser Kraft, die immer frische Stoffe auffindet und sich im entlegensten Elemente so wohlgemuth herumtummelt, noch zu erreichen möglich, steht zu erwarten. Mit erstaunlicher Sicherheit bemächtigt Freiligrath sich auch fremder Dichtungen, um sie deutsch wiederzugeben; auffällig dabei bleibt nur, daß bei so viel Gewandtheit im Uebertragen die Diction seiner eigenen Verse nicht mehr Weichheit und geschmeidige Vollendung erreicht hat. Fast die Hälfte des starken Gedichtbandes besteht in Reproductionen aus dem Französischen und Englischen. Von besonderm Werthe sind die englischen Uebertragungen, ihrem reichern Gehalte nach. Lieder von Burns, von Thomas Moore, Southey, Felicia Hemans gewähren in solcher Wiedergeburt den Genuß poetischer Selbsterzeugnisse.

Oliviero's Alamanna*).

Die deutsche Verskunst verdankt ohne Frage die schönsten Formen, deren sie sich zu poetischen Erzeugnissen neuerer Zeit bediente, italienischen Dichtern des 13ten und 16ten Jahrhunderts. Wer weiß nicht, wie viel Schönes die Italiener jener Glanzperioden im Sonett, in der Terzine, Canzone, den Ottaven und andern noch immer beliebten und imitirten Versmaaßen der Welt gegeben? Das obige aus 24 Gesängen bestehende Epos des Oliviero ist in sogenannten versi sciolti, oder fünffüßigen reimlosen Jamben geschrieben, eine Form, die zwar von andern Nationen zu Heldengedichten eben nicht häufig, desto häufiger aber für das Theater benutzt worden ist. Der Stoff zu dem Gedichte bot dem Verfasser der Religionskrieg Karl's V. gegen den Landgrafen Philipp. Der Schauplatz ist das Schwabenland. Auch an Maschinerie fehlt es in diesem politisch-religiösen Epos nicht. Luther selbst erscheint als böser Geist. Oliviero hatte sich ohne Zweifel den Trissin zum Vorbild genommen, und wollte der Welt etwas der „Italia liberata“ Aehnliches geben. Daß er hierzu befähigt war, und die Kunst verstand, seine Leser durch anmuthige Verse zu erfreuen, davon mag sich jeder Kenner italienischer Dichtkunst durch folgende kleine Probe, die ersten Zeilen des ersten Gesanges, überzeugen:

> Muse al cui canto il ciel s'aggira intorno,
> E dal cui nume i santi colli e i fonti
> Son di Parnasso e d' Elicona illustri;
> Chieggiori, o dee, se 'l sacro ingegno e l'arte

*) La Alamanna di M. Antonio Francesco Oliviero. Parte I. e II. Lipsia, 1838.

Al vecchio Omero, al gran Virgilio deste,
Ch'al mio giusto pensiero, al mio desire
Non sia vostro voler benigno avverso:
Ond' io narrar possa in che guisa oppressa
La setta fosse di Lutero iniqua,
E di Smelcado la gran lega estinta,
Che dall' Vistula al Ren, dal mare all' Alpe
Avean la chiesa, e l'almo imperio spento.

So sehr indeß das Vaterland des Oliviero bei den Religionskriegen, die die Reformation hervorgerufen hatte, betheiligt war, das Bestreben des Dichters der Alamanna, den Sieg des Katholicismus poetisch zu feiern, fand dennoch nicht die Würdigung, die sich der Poet von seinem Werke versprochen hatte. Verwöhnt durch die einschmeichelnde Bildersprache und den freien Phantasieflug eines Bojardo und Ariost mochten seine Zeitgenossen vielleicht den Stoff zu ernst oder zu modern für ein Heldengedicht finden. Genug, Oliviero und sein Werk waren bald vergessen und blieben es zum Theil bis auf unsere Zeiten, so daß nur wenige deutsche Bibliotheken Exemplare desselben aufweisen können. Wer aber überhaupt Freund der Literaturgeschichte ist, wer ein Monument des goldnen Zeitalters italienischer Poesie mehr zu besitzen wünscht, wer endlich wißbegierig ist zu erfahren, mit welchem Kunstgeschmack der welsche Dichter seinen Stoff verarbeitete, während in dem Lande, wo in Glaubenssachen die Flamme der Aufklärung loderte, in poetischen Dingen noch Alles in der Barbarei des grassesten Ungeschmacks lag; der wird es Hrn. Grafen Hohenthal-Stadtein — einem Kenner und eifrigen Verehrer italienischer Literatur — unendlichen Dank wissen, daß er die Alamanna des Oliviero nach gegenseitiger Completirung zweier unvollständiger Exemplare der Dresdner und Göttinger Bibliotheken, durch einen neuen correcten und höchst saubern und eleganten Abdruck, das in vieler Hinsicht interessante, höchst selten gewordene Werk wieder ins Leben rief. — W. Gerhard.

Notizen.

[Die Backenbärte der Schulmeister in Rheinbaiern.]

Sämmtlichen Lehrern und Schulmeistern in Rheinbaiern ist es kraft königlich baierscher Verordnung nunmehr verboten, Backenbärte zu tragen. Wenn die Ausrottung der Wälder, warum sollte nicht auch die Ausrottung der Backenbärte zur Cultur- und Sittengeschichte unseres großartigen Zeitalters gehören! Das königliche Mandat wurde am 13. Oct. in Speyer erlassen; wir heben eine Stelle daraus hervor, wie sie alle politischen Zeitungen bereits gebracht haben: „Die Lehrer sollen sich zwar reinlich, aber einfach und ihrem Stande entsprechend kleiden; jeden lächerlichen Aufwand vermeiden und das rechte Maaß halten. Sie sollen sich keiner besonderen Abzeichen an Kappen, Uhrbändern ꝛc. ꝛc. bedienen, am allerwenigsten, wie es in diesem Jahre während der Prüfungen am Schullehrer-Seminar zu Kaiserslautern geschehen, sich in Backen- und Halsbärten zeigen, welche eher alles, als einen Jugendbildner verrathen, und an einem Schullehrer, Verweser und Gehülfen in keiner Weise mehr geduldet werden sollen. Das königl. Landcommissariat hat demnach sämmtlichem Schullehrer-Personale des Bezirks diese Bestimmungen bekannt zu machen und daß dies geschehen, sich von jedem bescheinigen zu lassen. Wer aber unter den Lehrern sich diesen Anordnungen nicht fügen, insbesondere die gedachten Abzeichen und Bärte nicht ablegen will, ist vom Schulamte, das ihm anvertraut gewesen, ohne Weiteres zu suspendiren und Anzeige anher zu erstatten, worauf, was das Interesse einer wahren Jugendbildung erheischt, verfügt werden wird. — Königl. baierische Regierung der Pfalz. Kammer des Innern."

[Herculanum und Pompeji.]

In Hamburg bei Meißner erscheint, schön ausgestattet, eine vollständige Sammlung der bis auf den heutigen Tag in Herculanum und Pompeji aufgefundenen Malereien, Bronzen und Mosaiken, gestochen von dem älteren Roux und von Bouchet in Paris, mit erläuterndem Text von Dr. A. Kaiser in Leipzig. Diese Sammlung bringt sämmtliche in der Antichità di Ercolano, dem Museo Borbonico und den übrigen bisher erschienenen Werken beschriebene Antiken, und verspricht noch neuere, bisher unedirte Gegenstände. Der Text macht das Werk besonders geschickt zum Gebrauch für Künstler und Gelehrte. Der geheime Theil der Sammlung wird möglichst anständig zu geben versprochen. Von den 200 Lieferungen, welche das Ganze umfassen soll, liegen 12 vor uns, jede von 4 Tafeln Abbildungen und einem Viertelbogen Text, à 5 gGr. Der Antheil an diesen berühmten Ueberresten einer untergegangenen Culturwelt, welche Kunst und Wissenschaft noch immer ausbeuten, ist groß genug, und die früheren großen Sammlungen viel zu kostspielig, um das Erscheinen der obgedachten nicht willkommen zu heißen. Die 1762 von der Akademie zu Neapel herausgegebene Antichità di Ercolano in 8 Fol. Bdn. ist nur für sehr hohe Preise aufzutreiben, von dem noch unvollendeten Museo Borbonico kosten die bis jetzt erschienenen 18 Quartbände 720 Frcs., die Ruinen von Pompeji, von Mazois in 4 Fol. Bdn. gegen 200 Thlr., Gell's Pompejana in 2 Octav Bdn. 40—50 Thlr. Die neue Sammlung umfaßt alle diese zerstreuten Schätze.

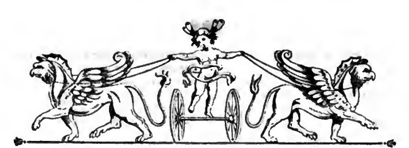
[Joël Jacoby.]

Vor kurzem zeigte der Buchhändler Cranz in Berlin das nahe Erscheinen eines neuen Buches von Jacoby, dem Psalmisten, an. In gewissen Correspondenzartikeln aus Berlin, z. B. im hamburger Correspondenten, erläßt man nun gewaltige Fingerzeige in der bekannten Manier; als: Man sieht mit hohem Erwarten einer neuen Erscheinung ꝛc. ꝛc. entgegen, oder: Es heißt, man werde binnen kurzem die Wirren der Gegenwart in einer neuen Beleuchtung ꝛc. ꝛc., oder: Allem Vermuthen nach steht zu hoffen, daß der geistreiche ꝛc. ꝛc. — —

[Eduard Mörike.]

Dieser schwäbische Lyriker und Verfasser des Romans: „Der Maler Nolten" ist Pfarrer in Sulzbach im Würtembergischen, wie Rudolph Glaser in „Ost und West" berichtet. Vor kurzem erschienen Mörike's Gedichte gesammelt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 225. — den 16. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

Von J. Kaufmann.

(Fortsetzung.)

3.

Nobel und Gemein.

Hier im Angesicht aller Welt citire ich die öffentliche Meinung Wiens vor mein Gericht! Gottvergessene, sinnliche Dame, Sie sollen einen pedantischen, puritanischen Richter an mir finden. Ich will Sie bei Ihrem Schutzpatron, beim heiligen Leopold verklagen, bei St. Liguori will ich Ihre Frivolität denunciren. Hat die Moralphilosophie, die bei St. Anna erscheint, solche Früchte getragen? Sagen Sie mir Ihr Glaubensbekenntniß! Was ist gut und was ist böse, was ist nobel und was ist gemein? — In der That, mit einigem Aufwande inquisitorischer Logik könnte man den Kindern Wiens auf das Haar beweisen, daß sie eigentlich sammt und sonders Heinianer und Goethianer, kleine und große Heiden, eingefleischte Pantheisten und Spinozisten sind.

Der Pariser zittert vor dem Fluche des Lächerlichen: der Wiener faßt allen Abscheu, dessen sein Herz fähig ist, in das nasenrümpfende Wort: gemein. Gemein nennt er zwar jede unedle oder kleinliche Gesinnung, aber auch Alles, was die Misere des Lebens, das Laster der Armuth ahnen läßt. Nobel nennt er die Leitsterne, die Ideale, die seiner Phantasie in der Gestalt einer diamantenen Busennadel, einer brillanten Equipage vorschweben, die als hohe Stellung und Anstellung, Reichthum an Connexionen, Bekanntschaft mit der Haute-Volée vor ihm das blendende Pfauenrad schlagen. Nun braucht man eben nicht erst nach Sodom und Gomorrha zu wandern, fast in jedem Dorfe des alten Europa, wo der Baum der Erkenntniß nur einigermaßen gedeiht, hört man dies Evangelium predigen, aber nirgends, weder auf dem Markte der Welt, noch in der verrufenen Lutetia spricht sich die Huldigung vor Allem, was auf dem Throne der Macht und der Freude sitzt, so offen und unumwunden, so naiv und scherzend aus, wie in Wien. Nobel und gemein ist ein Losungswort, das durch alle Stände klingt. Der Schusterbube und die Wäscherin, das gnädige Fräulein und das verlorene Kind, der solide Bürger und der Roué, Jeder hält die feine Goldwage in der Hand, mißt und wägt die an ihm vorüberkommenden Erscheinungen, späht nach dem Zünglein der Wage, nobel, gemein, ... gemein, nobel, ... rechnet er in seinem Innern, bis er das Urtheil fällt, und für den, der die ganze Bedeutung dieser Worte kennt, liegt wirklich eine vollendete Kritik, ein Urtheil darin. Dies führt uns natürlich auf den Unterschied zwischen den höhern Ständen und dem Volke.

Höhere Stände! Welche zahllosen Abstufungen von dem Unterbeamten, dem Praktikanten, der im Staube der Bureaus seine Laufbahn beginnt, der die Bürgersfrau gnädige Frau titulirt, und bei dem Banquier, der ihn zum Dinee geladen, sich mit „ergebenster Knecht“ empfiehlt, bis hinauf, hinauf, wo die Excellenzen schal-

len, eine Jakobsleiter, wo keine Engel, aber gute und schlechte Menschen, Röcke mit Sternen und Bändern, glänzende Uniformen auf- und niedersteigen, und deren oberste Sprosse in den irdischen Himmel führt. Doch wollen wir einige dieser Stufen besteigen, um einen Ueberblick zu gewinnen.

Der Adel hat sich in Wien noch jenen Nimbus erhalten, den er im westlichen Europa theils durch eigene Ueberhebung, theils durch die Unbill der Zeiten, und das stechende Licht einer schonungslosen Aufklärung verloren hat. Aber natürlich verschwinden unter einer Masse von dreihunderttausend Menschen, welche das einzige Vorrecht der Hochgeborenen, den Luxus, üben, jene unzähligen Barone, Grafen und Herren von, die, außer ihrem Pergamente, keine sichtbaren und blendenden Attribute besitzen. Der moderne Adel, der sich seine Diplome selbst aus Banknoten und Kremnitzern schafft, hat die guten Wiener verführt, und sie bücken sich nur noch vor jenen Patriciern, denen ihre Ahnen Paläste in der Herrengasse, oder gesegnete Güter auf dem Lande hinterlassen haben. Doch ist der Adel in Wien, durch das Bewußtsein seiner Unverletzlichkeit und seiner Macht, weder so lächerlich großthuend, wie es oft in kleinen deutschen Staaten der Fall ist, wo der Stammbaum die spannenlangen Gebiete seiner Eigenthümer weit überschattet, noch tritt er mit hochmüthiger Stirn und geballter Faust dem Volke entgegen, wie der Hochtoryismus Altenglands; denn kein O'Connel kann ihn hier zwingen, für seine Privilegien zu fechten; darum ahmt er das Beispiel des Hofes nach, und zeigt seinen Stolz blos durch gnädige Herablassung, während das Volk seine Demuth durch den Stolz zeigt, mit dem es sich dieser schmeichelhaften Herablassung rühmt. Dennoch kann der Adel es nicht zu jener Schlichtheit und scheinbaren Anspruchslosigkeit bringen, welche an den Gliedern der kaiserlichen Familie so allgemein auffällt und entzückt; es ist schwerer, Zutritt beim Fürsten von Lichtenstein, als eine Audienz beim Kaiser zu erhalten. Diese stolze Zurückhaltung aber verschafft ihm das Recht, vorzugsweise den Ton anzugeben; die adeligen Damen, die sich am ersten Mai im Augarten, die Cavaliere, die sich reitend und fahrend am Ostersonntage im Prater sehen lassen, werden zu lebendigen Modebildern, die Masse bildet sich instinktmäßig nach dem Muster derjenigen, die alle Erfordernisse besitzen, um irdische Götter darzustellen, hohe Abkunft, Geld, Rang, und — was von selbst verstanden wird — die höchste, umfassendste und feinste Bildung. Dabei ragen viele Häupter des Adels als Leuchtthürme in den Stürmen der Zeit, sie stehen am Steuerruder, besehen den Compaß, und bewahren die Schlüssel der Pulverkammer. Grün freilich hat sein adeliges Blut verläugnet und mag der wappengestickten Windeln nicht gedenken, die seine Wiege schmückten, aber ein Fürst von Lichnowsky schreibt eine loyale Geschichte des Hauses Habsburg, verweist Tell und Geßler in die Fabelwelt, um selbst im Sinne Geßler's die Schweizer von Sempach für undankbare, frevlerische Rebellen zu erklären, und Graf Sedlenitzky steht an der Spitze der Polizei und führt die Scheere der Censur, unerbittlich und streng, wie die dritte Parze. Nächst dem eigentlichen Adel spielt die Geldaristokratie die glänzendste Rolle. Zum Theil emancipirt sich die Geldliste selbst, und der Banquier oder Großhändler, dessen Thron sie ist, wischt sorgsam den bürgerlichen Staub, die Spuren der Mühseligkeit und des Fleißes, von ihrem Rücken, ohne ihr jedoch etwas von ihrem Inhalt für ein Adelspatent zu entziehen. Seine Salons werden troß dem mit hohen Besuchen beehrt, und die schmeichelnden Gäste sind in Verlegenheit, um ihrem gnädigen Gastwirth keinen zu wenig klingenden Titel zu geben. Andere Herren von Mammons Gnaden geben den Forderungen einer zwar alten, aber noch immer mächtigen Zeit nach, und bewerben sich um die Nobelsprechung ihrer unbekannten Ahnen; man kommt ihnen herablassend entgegen, um ein an Verdiensten und Erworbenem reiches Mitglied des Staats nicht länger in der niedern Sphäre des Bürgerstandes schmachten zu lassen, der unwürdig ist, ein solches Kleinod zu besitzen. Auf diese Art entstehen die Grafen und Barone von gestern oder vorgestern, deren Urahne irgend ein verschimmelter Rechenpfennig ist, der auf dem Boden in einer vermoderten Truhe liegt, wenn er nicht längst an einen Bettler verschenkt wurde, er, von dem so viele goldene, silberne oder papierne, strahlende Enkel abstammen. Dieser neue Adel bemüht sich dann theils, eben so wie der alte, den verschlossenen, zurückhaltenden Genius der Kaste zu vertreten, theils thut er populair, oder, wie die Wiener sagen, er macht sich gemein, spielt den Mäcen, das heißt, er ladet Schauspieler und Sängerinnen an seine Tafel, nimmt Widmungen an, läßt seine Geburts- und Namenstage besingen, und hört selten, was der Schmarotzer seinem Cameraden zuflüstert, wenn er berauscht und überladen die breite Treppe seines Palastes herabsteigt. Doch ist es dem größten Theile des Volkes ernst mit der Anbetung dieser „Großen", zumal Einer derselben, der Gegenstand des Neides und der Bewunderung, Rothschild, eine Macht unter den Mächten Eu-

ropas, die ein eigenes finanziell-politisches Cabinet bildet. Unter dem Volke gehen Sagen von der abenteuerlichsten Gestalt über die Art um, auf welche Rothschild die Heerscharen seiner Millionen aus dem Boden emporgerufen. Man erzählt sich mit derselben Miene, die man bei Hofanekdoten annimmt, wie Baron Rothschild gekleidet gehe, wie er sich an der Tafel Metternich's ausnehme, daß er mit Kaisern und Königen keinen andern, als den possierlichen Judendialekt der Frankfurter spreche, ohne daß sich Jemand ein Lächeln erlaubt, und daß er in Stunden guter Laune seine ohnmächtigen Rivalen, die Sina's, die Eskeles u. s. w. über das winzige Häuflein ihrer paar Millionen verspottet. —

Das Ansehen, in welchem die Beamten stehen, hängt sehr von ihrer Stellung ab. Die Beamten sind, die rühmlichen Ausnahmen ausgenommen, im Allgemeinen eine sehr nichtssagende Menschenclasse. Servil, im eigentlichen Sinne des Wortes, das heißt, gut kaiserlich königlich von außen und innen, ohne darum im Herzen loyal zu sein, zahlreich, wie einst die Familiares in Spanien, baden sich die protegirten und protegirenden obersten Häupter des Beamtenstandes, die Hof-, Regierungs-, Staats-, Studien- und andere Räthe im Sonnenglanze des Nobeln, während die untersten, meist unschuldigen Glieder, deren Füße fest im Staube des Gemeinen stehen, manches beißende Bonmot, manchen bittern Ausruf über ihre furchtbare Heuschreckenzahl stillschweigend anhören müssen.

Der Militairstand, in den kleineren Provinzialstädten der auserwählte Liebling jugendlicher Phantasien und schwärmerischer Mädchenherzen, verliert in der volkreichen Residenz seine ritterliche Nonchalance, seine romantische Glorie. Ach, in den Provinzialstädten machen die jungen Jäger- und Husarenoffiziere in ihrer blendenden, geschmackvollen Uniform die Honneurs, mit gestickten Kappen auf dem Kopfe, in Schlafröcken und lange Pfeifen im Munde, wandeln sie, wie die deutschen Studenten, in den Gassen herum, lassen sich ehrfurchtsvoll von den Vätern, den Schülern, den Professoren grüßen, und erobern die Herzen der Töchter des Landes; in Wien jedoch gehen sie gern in der Civilkleidung, wenn es nicht eben zugleich Adelige von hoher Abkunft, Feldmarschälle und Generäle sind. Nur im Parquet des Burgtheaters sieht man zahlreiche Offizieruniformen, weil der Rock des Kaisers, wie die Uniform in der Soldatensprache heißt, bedeutend weniger als der Frack des Bürgers zahlt. Bei der Artillerie, wo das Avancement durch wirkliche Bildung und Sachkenntnisse bedingt ist, findet man die humansten, oft auch die liberalsten Officiere. — Ihr fragt, ob denn die Gebildeten nicht zu den höhern Ständen gehören? — Bildung allein ist ein bloßes Mittel, sich als nobelfähig geltend zu machen, aber die Gebildeten sind zu wenig unabhängig, um den Ton anzugeben, ihr Talent ist eine Nebensache, eine bloße Folie, auf den der Diamant erst gelegt werden muß. Kurz, die blos Gebildeten gehören nicht geradezu zu den noblen Ständen, aber die noblen Stände sind gebildet.

Was der gewöhnliche, noble Menschenschlag in Wien unter Bildung versteht, gibt der Sprachgebrauch am deutlichsten zu erkennen. „Dieser Mensch," heißt es, „ist ein geschickter Kopf, er spricht drei, vier Sprachen." Geschicklichkeit, Brauchbarkeit, Routine, Takt, das sind einheimische, österreichische Worte, Genie, Talent, Geist sind ausländisch, oder gelten auf Wienerisch gleich mit den frühern Benennungen. Deutschland ist zwar das Land der Uebersetzer, der Grammaire- und Dictionnaire-schreiber, aber man kann sich selbst da keinen Begriff von der abgöttischen Verehrung machen, mit der man in Wien menschliche Papageien belohnt, wenn sie eine und dieselbe Albernheit in drei, vier Sprach-Variationen hervorbringen können. Die höhern Stände gehen natürlich mit der Leuchte voran, und die Jugend wird auf die unmenschlichste Weise im Parlieren abgerichtet, aus den Gehirnkammern werden Vocabulaires, der ganze geistige Organismus wird zur Maschine, und die Zunge zum Mühlrade, die sich mit bedeutungslosem Geräusche bewegt. Die Speicher des Gedächtnisses werden so angefüllt, daß die todt darin liegenden Schätze, wenn es auch Schätze sind des geistigen Geldes, nicht hervorgelangt werden, nicht circuliren können, um dafür Gedanken zu kaufen. — (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Classiker und Romantiker, Rahel.]

Aufs neue ist der alte Kampf zwischen Classikern und Romantikern ausgebrochen, seitdem die Schauspielerin Rahel in einigen alten Rollen auftrat, besonders seitdem sie die Monime spielte. Herr von Cassagnac bewies aufs neue in einer Recension, im Journal la Presse, daß das classische Drama „Mithridat" von Racine ein abgeschmacktes und anachronistisches Machwerk sei. Man möchte sagen, er habe die Schlegel darüber gelesen. In diesem Stücke ist wirklich nicht ein Charakter richtig gezeichnet, beständig spricht Mithridat vom Altar, wohin er die Geliebte führt, dann recitiren die Leutchen lauter bombastische französisch-christliche Phrasen, worin weder die Römer noch die kaukasischen Be-

wohner dachten. Noch mehr. Cassagnac hat den Muth, Racine ungefähr auf jeder Seite einige grammatikalische, viele logische und ungeheuer viele ästhetische Fehler an den Kopf zu werfen, er streicht ihn dergestalt, daß blutwenig an ihm übrig bleibt. Da mit einem Male fiel ein ganzes Heer von classischen Wölfen über den Kritiker en gnac, wie sie ihn heißen, her, aber sie widerlegten ihn nicht; sie schalten ihn Dummkopf, geschmacklosen Menschen, Romantiker, Ungeheuer, einen Anhänger von Hugo und Dumas, aber sie widerlegten ihn nicht. Cassagnac geht nebenbei Voltaire zu Leibe, der erst Racine's Ruf begründete und gibt ihm tüchtige Seitenhiebe, immer mit Beweisen bewaffnet. Da nun die hitzigsten Classiker gewöhnlich eifrige Legitimisten sind und nur deswegen pro aris et focis kampfen, weil Racine unter Ludwig dem XIV. schrieb, so kann man sich denken, daß diese Literaturfehde tief ins Blut geht. Unterdeß gefiel Rahel selbst nicht allgemein in diesem Stück und wird auch sobald darin nicht mehr auftreten. Ein Auszug ihrer Biographie, die das Journal de Paris zuerst mittheilte, mag auch für deutsche Leser von Interesse sein.

Rahel ist von sehr armen Eltern geboren. Sieben Jahre alt, wanderte sie, eine Leier in der Hand, in den Straßen von Paris umher und sang Lieder für einige Sous, ohne immer so viel zu erringen, um ihren Hunger stillen zu können. An einem Wintertage, als sie, fast vor Kälte erstarrt, ein Lied auf dem Boulevard sang, ging Choron, Duprez's Lehrer, vorüber. Ihre reine engelgleiche Stimme drang ihm ins Herz, er blieb einige Minuten stehen und als das arme Kind seine Hand nach einem Sou ausstreckte, fragte er die Kleine, wer es singen gelehrt? Niemand, antwortete sie. — Aber woher kannst du diese Lieder? — Ich weiß nicht. Ich höre sie auf der Straße singen und singe sie nach. — Choron betrachtete das Kind genauer. Du frierst, sagte er endlich, willst du mit mir gehen? — O, ja, war die Antwort. Ich habe Hunger und mich friert. Mamma schlägt mich, wenn ich kein Geld bringe. Aber — hier stockte das schöne Kind — Nun? — Werden Sie mir das Singen verbieten? — Ei, im Gegentheil, ich will dir's erst recht beibringen. Komm, gib mir die Hand. — Diese Frage der Kleinen belohnte schon den guten Willen des Wohlthäters. Choron nahm sie also mit sich nach seinem Hause, wo sie Alles wie eine Prinzessin fand. Drei Jahre blieb sie bei ihm, und oft sagte er zu seinen Freunden, dieses Kind wird einst Aufsehen in Europa machen. Choron starb und Rahel nahm wieder die Leier unter den Arm und sang, diesmal aber nur Trauerlieder, wobei sie immer weinte. Aber sie bemerkte, daß sie ein Mädchen geworden war, sie zählte 13 Jahre und schämte sich, singend zu betteln. Sie hatte bei Choron von einem Manne oft sprechen hören, der Unterricht im Declamiren gab, ihr einziger Gedanke war das Theater und sonderbar, mit den schönsten Anlagen zu einer Sängerin begabt, wollte sie nur Schauspielerin werden. Zu diesem Manne ging sie, er nahm sie auf und unterrichtete sie zwei Jahre lang; aber aus dem Lehrer ward ein Liebhaber, er erklärte ihr eines Morgens seine Liebe und seine Absicht. Rahel antwortete nicht, schnürte ihr Päckchen und verließ mit thränenden Augen das Haus. Sie ging zu St. Aulaire, einem andern Declamator. Dieser, weniger verliebt, nahm sie sehr gut auf, verschaffte ihr ordentliche Kleider und unterrichtete sie einige Wochen hindurch. Sie aber fühlte einen Widerwillen gegen die trockenen Regeln des Präceptors und bat ihn, nach ihrer Art declamiren zu dürfen. Zugleich hatte sie den Muth, beim Theater um ein Debut in der Tragödie anzuhalten; man ließ sie eine Prüfung bestehen und schlug es ihr ab; die Herren fanden, daß sie mit ihrer Kühnheit die ganze Tragödie über den Haufen stoßen würde. Jedoch erlaubte man ihr, im Conservatorium eine Rolle in einer Komödie zu spielen, wozu sie Talent hätte; diese Rolle war zugleich sehr unbedeutend. Das arme Mädchen war in der größten Verzweifelung und weinte sich die Augen roth; sie hatte von Ximene und Hermione geträumt und sollte jetzt die Kammerkätzchen in der Posse spielen. Da erschien ein rettender Engel. Monval, Regisseur vom Theater Gymnase, hatte sie anders beurtheilt. Er nahm sie sogleich auf sein Theater und ließ sie, freilich für einige wenige Thaler, alle ersten Rollen in den Vaudevilles spielen. Da ihr die Tragödie versperrt war, so spielte sie die kleinen Sachen. Nach einigen Leistungen trat eines Tages Herr Poirson, der Director des Theaters, in ihre Kammer und sagte zu ihr: „Mein liebes Mädchen, Gewissensbisse drücken mich, ich kann Sie nicht länger behalten." — Rahel erblaßte. — „Erschrecken Sie nicht, mein Theater ist es nicht werth, Sie zu besitzen, ich verspreche Ihnen den ersten Platz im Theater français und zerreiße hiermit den Contract, der Sie bindet." Rahel weinte vor Freude. Poirson hielt Wort. Rahel debutirte und — nach drei Vorstellungen erhielt sie eine Gage von 20,000 Franken.

Rahel ist jetzt 16 Jahre alt. In Deutschland würde sie noch heute auf der frankfurter und leipziger Messe als Harfenmädchen herumziehen. Wer erzieht in Deutschland noch Künstler? Wo ist ein Choron, der den Duprez ebenso von der Straße weg zu einem ersten Sänger bildete? Wo unter den Theaterintendanten gibt es einen Poirson? Nichts als elende Intriguen, kleinstädtisches Gewäsch statt des künstlerischen Eifers neben Anforderungen, die täglich wachsen und bald nicht mehr zu befriedigen sind. Ich habe in Deutschland Schauspielerinnen gesehen, die nirgends in Frankreich je die Bühne betreten dürften, so ohne allen Beruf waren sie, dennoch spielten sie, irgend ein Regisseur war ihr Vetter, oder der Vater war Schauspieler und so erbt sich das Handwerk fort; die Kunst ist aber kein Handwerk, sie erbt sich nicht fort, sie fordert Beruf, eigenen inneren Drang und Bildung.

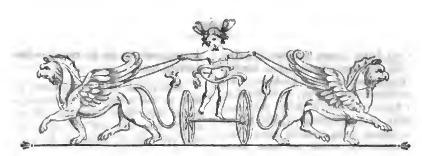
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Mendelssohn-Bartholdy.]

Die nächste Composition, die von ihm zu erwarten steht, ist eine Symphonie, an welcher er bereits im Sommer arbeitete.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 226. — den 17. November 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

(Fortsetzung.)

Habt Ihr nie von jenem Sicherheitsventil gehört, durch welchen man den Rauch, den schädlichen Dampf entweichen läßt? So nannte Börne die Nachsicht, die man in Wien vorsichtigerweise mit den höhern Ständen in Beziehung auf die verbotenen geistigen Genüsse hat. — Es ist aber dies kein Sicherheitsventil, denn ließe man es weg, so wäre doch keine Explosion des Kessels zu befürchten. Eine Quelle ist es, aus der die höheren Stände aristokratisches Weihwasser zur Taufe und Firmelung ihrer Seelen schöpfen. Ein stillschweigend zugestandenes Privilegium läßt Börne's, Heine's und Lamennais' Brandfackeln auf den Toiletten der noblen Welt liegen, wo man mit der Flamme spielt, und sie endlich mit Eau de Cologne, oder besser mit gewöhnlichem, prosaischem Wasser erstickt. Der Vorzug, den man der noblen Welt vor der gemeinen gibt, ist zugleich ein Präservativ gegen die etwaige Ansteckung und Verführung durch das gestohlene, süße Wasser. Der noble Alltagsmensch in Wien prahlt damit, daß er verbotene Bücher lese; daß man ihm die Lectüre gestattet, hält er für die größte Liberalität, sich für den liberalsten und freiesten Menschen der Erde, weil er lesen könne, was er wolle, und es kann nicht der mindeste Keim eigener Denklust in ihm entstehen. Ja, er bildet sich seine kleine Weltansicht ungefähr so aus, daß es gut sei, gewisse Beschränkungen bestehen zu lassen für den, dessen Wiege in ärmlichen Umgebungen stand, und er kann die Klage des sogenannten Sprudelkopfs, des Demagogen, über geistige Unterdrückung, über Sklaverei des Gedankens nicht begreifen, weil ein ordentlicher Mensch*), wie er, keine Fessel trage. Außerdem mangelt es dieser Classe von Menschen an allem Glauben. So wie es Juden und Türken gibt, die den Genuß verbotener Speisen zwar für eine Sünde halten, aber für eine Sünde, die ein geistreiches Wesen, gleich ihnen, nicht zu begehen fürchtet, so halten diese Leute oft die Apostel und Märtyrer der Menschheit für tollkühne Verbrecher, für Sünder, deren Geist aber wahrhaft aufgeklärte Wesen, wie sie sind, nur ergetzen, nicht verlocken und verführen müsse. Viele sind auch der Meinung, daß bloße Sucht, berühmt zu werden, die Muse dieser verfolgten Heroen gewesen. — Andere Motive verstehen diese kleinen Herzen nicht.

Doch lassen wir dieses Waten in den Sümpfen nobler Gemeinheit. Das gemein genannte Volk der Wiener ist unverdorben, sein Herz ist ein südlich fruchtbarer Boden für alle edlen Keime, so indolent, so phlegmatisch es in seinen Gehirnkammern zugeht. — Ich führe Euch in eine der entlegensten Vorstädte Wiens. Ein Löwe zeigt seine rothe Zunge an einem Wirthshausschilde, hier kommen täglich die Spießbürger der Vorstadt zusammen, nicht um zu conspiriren, nicht um verbotene Bücher zu lesen; sie trinken den herben öster-

*) Man verzeihe mir diesen trivialen Ausdruck. Unter dieser Menschenclasse in Wien ist er gäng' und gebe.

reichischen Wein und halten fromme Gespräche über Gott und die Welt, über Napoleon und Franzosen, zuweilen auch über St. Liguori und den Engel Abadonna. Die Wirthin sieht am Kamine und hört zu; ein blasser Winkeladvocat, mit spitzem wienerischem Kinn, und etwas abgenützten Aermeln, macht den Sprecher; ein Erzphilister mit weinrothem, breitem Antlitz thront in seinen Hemdärmeln am Ehrenplatze und stemmt die dicken Fäuste auf den Tisch. Jede Woche wird einmal die Geschichte **Napoleon's** von Anfang bis zu Ende studirt, Montag Abends beginnt man mit Robespierre, dem in die Unterwelt ein furchtbares Pereat nachgerufen wird, Dienstag kämpft Bonaparte schon gegen den Erzherzog Karl, Donnerstag feiert man die Hochzeit mit Marie Louise, Sonntag endlich landet man, berauscht und betäubt vom Wein und den blutigen Thaten, auf St. Helena. Die theologischen Abhandlungen werden jeden Abend bei schicklicher Gelegenheit in die historischen Debatten eingeschaltet, und ich hörte einst einen ernsthaft werdenden Streit über die Hörner und Klauen des Teufels, wobei sich der blasse Winkeladvocat lachend die Hände rieb. Der Zweifel an der Existenz eines leibhaftigen, Horn und Klauen tragenden Teufels und lebhafte Sympathieen für Napoleon, gegen den Viele gekämpft, die jetzt ihren Kohl bauen, sind unter dem gemeinen Volke, trotz der Mechitaristen-Congregation, allgemein verbreitet, und die ersten Symptome freisinniger Ansichten. Was übrigens unter den höheren Ständen das Lesen verbotener Bücher und Zeitungen, das ist unter dem gemeinen Volke das Bonmotisiren. Die wiener Bonmots sind nicht immer harmlos; sie führen oft einen scharfen, doppelt spitzigen Stachel. Woher sie kommen, wer sie erfunden, wer sie verbreitet, weiß Niemand zu sagen. Ueberall werden sie mit Beifall aufgenommen und weiter geschickt, und diese stachelnden Insekten verlieren sich oft bis in die Gemächer des Kaisers, wo man sie zu belächeln scheint, weil man weiß, daß es wiener Fabrikate, bloße Kinder der Bonhommie sind. Ja, diese Bonmots ersetzen bei dem gemeinen Volke Brochüren, Zeitungen, Caricaturen und verbotene Bücher. Oft sind es die Leuchtkäfer, die einigen aufklärenden Schein durch die Finsterniß tragen. Viele sind in den ärmsten Vorstadthütten erfunden und zeigen, daß der gesunde Verstand des gemeinen Volkes mehr noch wagt, als an der Existenz des Teufels zu zweifeln; viele sind kecke Improvisationen, die dem Munde der wiener Komiker auf der Bühne des Leopoldstadt- und Wiedner-Theaters entfuhren; die wiener Komik wagt oft, mit lachendem Munde Wahrheiten hinzuwerfen, die Wurzel schlagen, und für die sie mit einer Woche Hausarrest abgebüßt hatte.

Gibt es nun unter dem gemeinen Volke viele Tausende, die noch aufgeklärter, freisinniger und kühner sind, als die Gäste jenes Gasthauses zum rothzüngigen Löwen; so findet man noch hier und da ehrwürdige Exemplare von Loyalität, Raritäten, die man in die Schatzkammer stellen sollte, Gestalten, an denen man nichts als den Zopf und die bepuderte Perrücke des vorigen Jahrhunderts vermißt, Charaktere, die einen Panzer von rostigen Vorurtheilen um Hirn und Busen tragen, wie der Block am Stockameisenplatz. Dies ist ein abgebrochener Stamm, vielleicht von einer deutschen Eiche, mit Nägeln aus vergangenen Jahrhunderten über und über beschlagen, so daß unsere Zeit keinen Platz auch nur für den kleinsten Votiv-Nagel fände. Einer dieser Philister wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Andreas, bei dem ich länger als ein Jahr in einer entlegenen Vorstadt Wiens wohnte, war ein kleiner Graubart, und anzusehen, wie ein eckiger Holzschnitt vor einer alten Reichschronik. Vormittags Amtsdiener, Nachmittags Flickschneider seines Hauses, erhob sich sein Wesen erst am Feierabend zu seiner vollen Größe; da war er Solon und Lykurg, Metternich und Talleyrand in einer Person, Gesetzgeber, Redner und Historiker, — was will man mehr von einem unschuldigen Kannegießer, der sich zum Heil der Welt und zum eigenen Vergnügen über Europas Zukunft den Kopf zerbricht? — Die Schlafmütze über dem grauen Haar, die Riesenbrille auf der Nase, so saß er im Lehnstuhl, und gab mir Lehrstunden in der Staats- und Lebensweisheit. Den Anfang machte er damit, daß er mich die lange, löschpapierne wiener Zeitung vorlesen ließ, dabei sah er mich mit erhobener Nase an, und seine verglasten Augen blinzelten, wie der räthselhafte, orakulöse Genius der wiener Zeitung. Dies Blatt ist für den großen Haufen berechnet, und führt daher einen Kanzleistyl, der die Begebenheiten der argen Welt in ein heilsames Dunkel hüllt; die Weisheit des Andreas mußte deswegen oft meinem tappenden Verstande zu Hülfe kommen. Da begann er die Faust zu ballen, seine Wangen rötheten sich gelinde, und er sprühte wie ein Phosphorstängel das Licht aus, das er Vormittags, als Amtsdiener aus den staubigen Akten eingesogen, die er unter dem Arme trug. Ach, es gibt auf dem mäuschenstillen Minoritenplatz, im Herzen der Burg selbst gibt es keine loyalere Haut, keinen zärtlicheren Freund des Don Carlos, und all der armen, abgedankten Ma-

jestäten, die am patriarchalischen Heerde des österreichischen Hofes ein Asyl gefunden. Auch glaube ich, daß Andreas als Franzosenfresser weit über Menzel stand, nur hatte Andreas eine schwere Zunge, und seine dicken Lippen hatten kein prunkenderes Wort, als: Menschheit, gelernt. Napoleon nannte er eine Memme, die Menschheit aber solle sich die Haare ausraufen, daß man 1815 nicht Frankreich in 989 Stücke zerschnitt oder wenigstens viertheilte; diese Nation, die französische nämlich, hätte, nach Andreas, gar nicht sollen geboren werden. Auch Italien machte dem guten Andreas schlaflose Nächte. Kam er vollends auf Oesterreich zu sprechen, so wurde er rebellisch, schüttelte den Kopf und ergoß sich in schauervolle Weissagungen, daß die Schwarzwälder-Uhr in der Ecke vor Schrecken stehen blieb. Ich hatte alle Mühe, die Festigkeit der Regierung gegen seine Anklage in Schutz zu nehmen; sie sei so nachsichtig, großmütterlich milde, schalt er, die Jugend werde mancherlei gefährlichen Reizungen ausgesetzt; daher komme es, daß die Wiener vom alten Schrot und Korn nach und nach schlafen gingen, und daß die Menschheit verfälschten, verschwefelten Wein trinken müsse.

Eine Freude hatte Andreas in seinen alten Tagen. Ein Gimpel und ein Kanarienvogel hingen in einem Käfig am Fenster, und auf dem Kasten stand eine kleine Drehorgel, W e r k e l genannt. Die Maschine spielte ganz allerliebst die Volkshymne, und einige Walzer; wenn nun die Thierchen einige Fortschritte in den Liedern machten, die er ihnen Morgens und Abends vorleierte, so hatte er wie die Wiener sagen eine u n s i n n i g e Freude. Eines jedoch konnte ich dem Alten nicht vergeben. Lächelnd stand er oft vor dem Käfig und sagte: „Was sich die Menschheit mit einem solchen V i e ch plagen muß, bis es etwas lernt." — Erst später erfuhr ich, daß eine gewisse Classe der Wiener jene zarten, poetischen Wesen, Nachtigallen, Lerchen und Kanarienvögel, V i e ch e r oder liebkosungsweise V i e ch e r l nennt.

Aber Andreas wäre kein Minister geworden, wenn er statt der Nadel die Feder ergriffen hätte; denn Andreas hatte den Fehler, zu glauben, was er sprach. Sein Patriotismus war kein österreichischer, er wäre seinen Gönnern damit lästig geworden. Zur Willenlosigkeit eines maschinenmäßigen Staatsdieners hatte er es nicht gebracht! — Guter Andreas! Keuchst Du noch früh auf das Rathhaus und den Minoritenplatz zur Regierung, schwere Acten unter dem Arme, dicke Schweißtropfen in den Runzeln Deiner Wangen? — Oder hast Du schon Deine unterirdische Zelle auf dem währinger Kirchhofe bezogen? — Dann, heiliger Andreas, bitt' für mich. — (Wird fortgesetzt.)

C o r r e s p o n d e n z.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Dumas, Lamennais über Börne, Lerminier.]

Alexander Dumas, von seiner Reise in Deutschland zurück, arbeitet an einem Drama, Ludwig Sand betitelt. Dumas soll sich absichtlich einige Tage in Mannheim aufgehalten haben, um die Lokalfarbe zu treffen. Ja, er soll sogar lange mit dem Scharfrichter sich unterhalten haben, der Sand enthauptete. Allen Respect vor dem dramatischen Talent des Hrn. Dumas, aber hier, glaube ich, ist durchaus kein dramatischer Stoff zu finden. Die That Sand's war nicht rein politisch und alle literarischen Schwindeleien bei Seite, durften die Deutschen froh sein, einen zweiten Lustspieldichter wie Kotzebue zu besitzen. In Frankreich steht er sogar wegen seines „Menschenhaß und Reue," das oft über die Bühne ging, ziemlich in Ansehen. Dumas müßte also sonderbare Accessorien zu diesem Drama erfinden. Inzwischen ist er zuvor, ehe er das Drama liefert, seinem Buchhändler noch einige Bände Romane schuldig.

Auch die romanenhafte Geschichte des Richard Savage ist hier zu einem sehr mißlungenen Drama umgestaltet worden. Der Stoff aber ist so glücklich, daß es fast nicht möglich ist, ihn ganz zu verderben. Ich setze voraus, daß die Biographie des englischen Dichters, der von dem Schicksal und seiner Rabenmutter so hart verfolgt wurde, und als zweiter Hans Sachs erst Schuster war, ehe er Dichter ward, in Deutschland eben so gut als hier bekannt ist. Das Stück bot nichts Neues.

Von Lamennais sind wieder zwei Bücher erschienen, jedoch sind sie schon früher bekannt, es sind dies seine zerstreuten Kritiken und das Buch les affaires de Rome. Lamennais lebt beständig isolirt, denn auch die Dudevant-Sand meidet er jetzt wegen des bösen Geschwätzes der Müßiggänger *). Dennoch liebt der Abbé die Gesellschaft und seine jetzige Einsamkeit macht ihn verstimmt. Bekanntlich verkehrte Börne viel mit ihm in letzter Zeit. Man erzählt sich noch ein Wort Lamennais' aus seinen Unterhaltungen mit Börne. Man sprach vom Glücklichsein. „Sie müssen glücklich sein, sagte der Abbé, d e n n S i e h a b e n n i e I h r e M e i n u n g g e ä n d e r t, ich hingegen kann dies nicht von

*) Soviel wir wissen, ist Mad. Dudevant-Sand jetzt in Spanien, unter den Constitutionellen, wahrscheinlich um sich zu einem neuen Roman die Staffage zu holen. Mendizabal, jener Jude, der es im altkatholischen Spanien bis zum Minister gebracht hatte, macht den Cavalier bei der heldenmüthigen Mannsdame. Schreibt sie wirklich noch einen Roman, so wird der Verleger ihres letzten Werkes ihr einen Proceß anhängen müssen. Sie steigerte ihn unter dem Vorgeben, es solle ihr letztes Buch sein und bleiben.

Die Red.

mir sagen.“ Lamennais macht kein Hehl daraus, daß er Irrthümer gehabt, seine Meinungen geändert. Allein es geschah ohne Charakterveränderung, und auf keine Weise ist er jenen Achselträgern beizugesellen, die über Nacht die Fahne ändern. Da hat man jetzt unter Andern Hrn. Lerminier, der bereits an allen Oppositionsblättern arbeitete, der eben den Abbé Lamennais in die Wolken hob, als sein Buch des Volkes erschien, kurz, der alle Phasen der politischen und literarischen Opposition durchgemacht hat: er hat sich zu einem maître des requêtes ernennen lassen. Diese Sache an und für sich wäre nichts so Auffallendes, da dergleichen Geschichtchen mehr vorfallen, wo sich Jemand sein Stillschweigen bezahlen läßt. Allein es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn der Lerminier von gestern Abend schnurstracks den Lerminier von heute Morgen mit beredter Zunge öffentlich widerlegt, wenn es nur einiger Stunden der Ueberlegung bedarf, um zur bessern Einsicht zu gelangen. Lerminier, der Staatsrath, wundert sich, wie Lerminier, der Journalist, je so habe denken können, er bricht den Stab über sich selbst, reicht aber nicht mit den Armen bis über den Kopf. Auch ist die ganze Presse über ihn, diesmal mit Recht, hergefallen und sogar die ministeriellen Journale konnten nicht umhin, öffentlich darüber zu lächeln. Am witzigsten geißelt ihn der Charivari, der ihm den Namen l'air-mi-niais gibt, das heißt, der Mann mit einem halbalbernen Aussehen. (D. F. f.)

Notizen.

[Bulwer's Dame von Lyon auf der leipziger Bühne.]

Der Name Bulwer füllte das Haus, ein neuer Beweis, daß die Schaulust auch für das Drama noch immer groß genug ist, und die deutsche Literatur thöricht handelt, das Theater aufzugeben, dies Terrain von so eingreifender Wirksamkeit. Was uns bei der ersten Vorstellung des Stückes außerdem beschäftigte, war die eben so gerechte Verwunderung, wie ein geistvoller Autor, der im Roman so Ausgezeichnetes geliefert hat, auf dem dramatischen Felde so fehltappen konnte. Diese zehnfach verwickelte Romangeschichte, die Bulwer hier in Scene gesetzt hat, schlägt mit ihrer empfindsamen Dialektik fast ins Lächerliche über. Der Hauptheld trug mit dem weichlichen Vortrag seiner Gefühle nicht wenig dazu bei, die Seltsamkeit seiner Situationen ridicüle zu machen. Zwei reiche Laffen, welche von der Dame ihrer Neigung mit Körben heimgeschickt sind, entwerfen einen Racheplan. Ein junger Gärtner, der trotz seiner niedrigen Herkunft einen Liebesantrag wagte und ebenfalls verschmäht war, wird das Werkzeug ihres Plans. Er wird als Prinz in dem Hause der Dame eingeführt und erwirbt in dieser Maske schnell die Hand derselben. Nach der Trauung entdeckt er seine Abkunft, tritt aber reuig zurück, weil er ein ehrlicher Junge ist, den der Betrug schmerzt. Mit Paulinens Hand hat er aber zugleich ihr Herz gewonnen. Verletzter Stolz und Neigung kämpfen in ihr, endlich siegt die Liebe, und sie will sein Weib bleiben. Allein ihn drückt das Gefühl der Schuld, er tritt zurück, obwohl es ihm schwer wird. Dies Hin und Wider der Gefühle kann nur der Roman entwickeln. Endlich entschließt er sich, Soldat zu werden. Mit Ruhm gekrönt will er zurückkehren, auf dem Felde der Ehre will er ebenbürtig werden und der Geliebten Stand und Rang bieten. Nach mehreren Jahren kehrt er als Oberst nach Lyon zurück und findet Paulinen auf dem Punct, dem reichen Nebenbuhler die Hand zu reichen, weil sie nur durch diese Verbindung ihrem Vater, dessen Verhältnisse zerrüttet sind, zu retten weiß. Natürlich wird der Oberst nun doch ihr Retter und der ehemalige Gärtnerbursch bleibt ihr Gatte. Daß die Geschichte in die Revolutionszeit verlegt ist, macht es wohl glaublich, daß der niedere Gärtner sich aufschwingt, nimmt ihm aber nicht das Lächerliche, das ihm die verunglückte Prinzenrolle gibt. Einmal dem Lächerlichen verfallen, hilft dann dem guten Jungen alle Sentimentalität nicht wieder auf und die Rührung, die Bulwer mit dem Kampf der Gefühle in ihm bezweckt, bleibt komisch. Die Nebenfiguren sind sehr matt gezeichnet, und sämmtlich Engländer von der Beefsteaksart, kein Zoll französisch an ihnen. Dies vermehrt wider Willen die komischen Effecte, die das Stück gar nicht machen soll.

[Fräul. Katinka von Dietz.]

Diese Claviervirtuosin aus Paris feierte bekanntlich in Baireuth große Triumphe. Schon erwartete man sie in Dresden, als die Nachricht anlangte, daß sie auf der Reise plötzlich erkrankt ist, und zwar so, daß man glaubt, sie werde nicht sobald öffentlich auftreten. Selbst von einer Rückkehr nach Paris ist nicht die Rede; heftige Nervenanfälle bedrohen ihr Leben. Man meldet uns dies brieflich, da sie auch in Leipzig spielen wollte.

[Carlyle über Goethe.]

Thomas Carlyle, der Verkündiger deutscher Literatur in England, spricht in seinem neuesten Werke, dem humoristischen Roman „Sartor resartus“, überall seine Vorliebe für das Deutsche aus, und an einer Stelle finden wir sogar eine Vergötterung Goethe's, die merkwürdig genug ist, um aufbewahrt zu werden. Wir lesen:

„Aber es gibt dort keine Religion?“ wiederholt der Professor. „Thor! ich sage Dir es gibt eine. Hast Du wohl überlegt, was Alles der unermeßliche Schaum-Ocean enthält, den wir Literatur nennen? Fragmente einer ächten Kirchen-Homiletik liegen darin zerstreut umher, welche die Zeit sondern wird: ja ich könnte darin schon Spuren einer Liturgie andeuten. Und kennst Du keinen Propheten selbst in der Umhüllung, der Umgebung und der Sprache dieses Zeitalters? Keinen, dem der Gott-Aehnliche sich offenbart hat, in den niedrigsten und erhabensten Formen des Allgemeinen und dadurch wieder seinerseits prophetisch geoffenbart worden; in dessen begeisterten Gesängen, selbst in dieser lumpen-sammelnden und lumpen-verbrennenden Zeit, das Leben des Menschen wieder beginnt göttlich zu werden, wenn auch das Ende uns noch weit entfernt liegt? Weißt Du von keinem solchen? Ich aber weiß von ihm und nenne ihn: — Goethe.“

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 13.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— **13.** —— den 17. Novbr. 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch
dramatischer Originalien.

Herausgegeben
von
Dr. Franck.

Dritter Jahrgang.
Mit drei Kupfern.

8. Elegant cart. 2 Thl. 12 Gr.

Inhalt: I. **Die Rosen.** Ein dramatisches Gemälde in drei Abtheilungen und fünf Acten, von Albini. — II. **Das Tagebuch.** Lustspiel in zwei Acten, von Bauernfeld. — III. **Die Opfer des Schweigens.** Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Immermann. — IV. **Der Gascogner in Paris.** Lustspiel in einem Act, von Franck.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Hallbergerschen Verlagshandlung in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vergißmeinnicht,
Taschenbuch für das Jahr 1839.

Herausgegeben
von
C. Spindler.

Zehnter Jahrgang.

Mit 7 Stahlstichen von Beyer, Burckart und Schuler, nach Zeichnungen von Faber du Faur und Fellner.

12. Gebund. mit Goldschnitt und Futteral.

2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Dieses Taschenbuch enthält zwei Erzählungen von der Meisterhand des berühmten Herausgebers, als: Der Sklave Cäsar und seine Familie. — Flammen unter Schnee, — die den Ruf des Taschenbuchs, dessen es sich bis jetzt erfreute, nur erhoben werden.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1839.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Lamartine's.

8. Auf feinem Velinpap. Elegant carton. 1 Thl. 12 gr.

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania beginnt eine neue Folge und ich erfülle daher gewiß den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorräthigen neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten,

zusammengenommen für 4 Thl. 12 gr.,
einzelne Jahrgänge aber für 16 gr. ablasse.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei N. G. Elwert in Marburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die falsche Idealität.

Von
Geheime Hofrath **Ed. Platner** zu Marburg.

Gr. 8. br. 2 gr. oder 9 kr.

Suabedissen, Hofrath und Professor, die Grundzüge der philosophischen Tugend- und Rechtslehre. gr. 8. 13 Bogen. br. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Früher ist bei uns erschienen und ebenfalls in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Grundzüge der Metaphysik von Hofrath **Suabedissen.** gr. 8. br. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Das so eben erschienene 4te Quartalheft von dem

Freihafen,

Gallerie von Unterhaltungsbildern.

Mit Beiträgen von

den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands.

8. Altona. Hammerich. geh. $1\frac{1}{2}$ Thl.

enthält: 1) Zum Gedächtniß Adelbert's von Chamisso. Von **K. A. Varnhagen von Ense.** 2) Der neue Hyacinth, Novelle von **Friedrich v. Heyden.** 3) Shakspeare als verlorner Sohn. Von **H. Koenig.** 4) Ueber Goethe's Verhältniß zur Tonkunst. Von **Dr. Aug. Kahlert.** 5) Die neuesten Schicksale der Hegel'schen Schule. 6) **Ungedruckte Beiträge** zu der neuen Ausgabe von Lessing's Werken. 7) Vorgänge und Zustände der Schweiz. (Auf diese aus der Feder eines der ausgezeichnetsten Publicisten der Schweiz fließenden Artikel, die in den folgenden Heften unserer Vierteljahrsschrift ihre regelmäßige Fortsetzung erhalten werden, erlauben wir uns bei den gegenwärtigen Verhältnissen dieses Landes noch besonders hinzuweisen.) 8. verschiedene kleinere Artikel in den Literatur- und Correspondenzblättern.

Die allgemeinste Anerkennung und die lebhafteste Theilnahme, welche diese, durch ihren Inhalt ausgezeichnete Zeitschrift gefunden, ermuthigt die Redaction auf die begonnene Weise fortzufahren. Das erste Heft des **Freihafens** für 1839 befindet sich bereits unter der Presse.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands u. s. w. haben stets den Freihafen vorräthig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben und als ein schätzbares Bildungs- und Gesellschaftsbuch zu empfehlen:

Galanthomme,

oder der Gesellschafter wie er seyn soll.

Eine Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen und sich die Gunst der Damen zu erwerben.

Ferner enthaltend: 40 musterhafte Liebesbriefe, — 28 poetische Liebeserklärungen, — eine Blumensprache, — eine Farben- und Zeichensprache, — 24 Geburtstagsgedichte, — 40 declamatorische Stücke, — 28 Gesellschaftslieder, — 30 Gesellschaftsspiele, — 18 belustigende Kunststücke, — 24 Pfänderlösungen, — 93 verfängliche Fragen, — 30 scherzhafte Anekdoten, — 22 verbindliche Stammbuchsverse, — 80 Sprüchwörter, — 45 Toaste, — Trinksprüche und Kartenorakel. — Herausgegeben vom Professor S . . . t. broch. Preis 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

☞ Dieses Buch enthält Alles das, was zur Ausbildung eines guten Gesellschafters nöthig ist, weshalb wir es zur Anschaffung bestens empfehlen, und im Voraus versichern, daß Jedermann noch über seine Erwartung damit befriedigt werden wird.

Ernst'sche Buchhandl. in Quedlinburg.

Interessante Neuigkeit für Theologen.

So eben ist erschienen:

Predigten

über

den ersten Brief des Johannes

in seinem

innern Zusammenhange

Von

J. C. G. Johannsen,

Doctor der Theologie und Philosophie, Hauptprediger an der deutschen St. Petrikirche zu Kopenhagen, Ritter des Dannebrog-Ordens.

2 Bände. gr. 8. Altona, Hammerich. 1838. 3 Thlr.

Die geistreichen Schriften des gelehrten und als Kanzelredner **hochberühmten** Hrn. Verfassers haben auch in Deutschland die ehrenvollste Anerkennung gefunden. Die vorstehende Predigtsammlung wird um so mehr dazu beitragen, den hohen Ruf des, mit seltenem Geiste ausgestatteten, Herrn Dr. Johannsen noch mehr in Deutschland zu verbreiten und zu befestigen, als dieses Werk den glänzendsten Beweis von den außerordentlichen Talenten desselben liefert, welches wir daher nicht dringend genug allen Theologen zur gefälligen Beachtung empfehlen können.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz und Dänemarks haben Exemplare vorräthig.

Literarische Anzeige.

In unserm Verlage ist erschienen:

Adelbert von Chamisso's Werke.

4 Bände in gr. 12.

Velinpap. In Umschlag geheftet.

Mit **Chamisso's** Portrait und vier radirten Blättern von Adolph Schroedter.

Preis $4\frac{1}{2}$ Thl.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In der Buchhandlung von A. D. Geisler in Bremen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig:

Daeves, A., Gedichte.

Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Nur durch den allgemeinen Wunsch hat sich der Herr Verfasser bewogen gefunden, seine zerstreuten Gedichte zu sammeln und herauszugeben. Möge man sie auch auswärts freundlich willkommen heißen;

dann wäre dem der schönste Lohn bereitet
der diesen Kranz bescheiden dargebracht.

Empfehlungswerthe Festgeschenke.

Bei Scheld u. Comp. in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weihgeschenk

für deutsche Jungfrauen,

in Briefen an Selma

über höhere Bildung.

Von

Chr. Oeser.

Gr. 8. Elegant carton. Preis 1 Thl. 12 gr.

Von demselben Verfasser:

Die guten Mädchen,

oder

Der Pfarrer von Lindenheim und seine Kinder.

Ein Lesebuch

für Mädchen von 12 bis 15 Jahren,

mit eingestreuten Novellen, Schauspielen und Gedichten.

Mit 1 Kupfer.

Elegant cartonirt. Preis 1 Thl. 8 gr.

Polytechnisches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 56 — 61. mit 31 Abbildungen.

Berry's patentirte Register-Gasometer. — Sullivan's Gasmesser. — Karmarsch Beschreibung einer Bohrvorrichtung für solche Stellen, die man mit den gewöhnlichen Apparaten nicht erreichen kann. — Karmarsch, Metallbohrer von verbesserter Form. — De Boer, Beschreibung eines Bohrers, um in Ecken zu bohren. Ueber das Kämmen der Wolle mit Maschinen und mit der Hand. — Ueber einen von Combes angegebenen Ventilator. — Eine Eisenbahn von Halle über Cassel nach Lippstadt. — Baring's Wollkämm-Maschine. — Hoyau's Maschine zum Drehen ebener, sphärischer, cylindrischer Flächen u. s. w. — Fabaret's Regulator für Gebläse. — Margary's Mittel zur Conservation von Holz, Tauwerk u. s. w. — Frankreichs Brücken. — Ueber den Chausseebau in England, nach Hamilcar, Freiherrn von Paulucci. — Verfahren beim Sprengen der Felsen mit Pulver, von Fournat. — Castel, über die Ausgussmenge der Pompen. — Combes, über die Reactionsräder. — Literarische Nachweisungen. — Stuck's Verfahren, einen Obelisken ohne Rüstung zu bauen. — Ueber die Construction wasserdichter Bühnen in Schächten. — Die Eisenbahn von Paris nach St. Germain. — Die München-Augsburger Bahn. — Die Eisenbahn von Berlin nach Potsdam. — Eine Eisenbahn von Warschau nach der Ferdinands-Nordbahn. — Ueber den Woltmann'schen Flügel, als Anemometer, von Combes. — Volzet, über die Explosionen der Dampfkessel. — Poncelet, über Fourneyron's Kreiselrad. — Aulas' patentirtes Sicherheitspapier. — Combes, über das Windrad als Ventilator. — Eisenbahn-Chronik. — P. Barth. Galnibart de Bac, Verbesserungen an Eisenbahnen. — M. Chevalier, über die Dampfschifffahrt. — Zustand und Fortschritt der Arbeiten am Ludwigscanal. — Mittel zur Verhütung des Kesselsteins, von Chaix und John. — Untersuchung einiger Pfälzer Weine, nach Fuchs's Methode, von Zierl. — Th. Wickstead, über die Holzkeilverbindung bei eisernen Röhrenleitungen. — Davenport's elektro-magnetische Maschinen. — James Buckingham's Vorrichtung zur Wetterlosung von Gruben. — Ueber die Stabenöfen, von Harper und Joyce. — Versuche über das Kupfergaarmachen mit kalter und heisser Luft, von Heine. — Ueber die Anwendung des Kalks bei der Runkelrüben-Zuckerfabrication, nach Kuhlmann. — Lamorciny's Farbe für ächte und unächte Goldarbeiten (couleur a bijoux). — Ueber die gefrornen Kartoffeln, nach Payen, Girardin und Pouchat. — Decalana, über den Krappfarbestoff. — Preise von Dampfmaschinen. — Die Verhältnisse der elektro-magnetischen Kraft, als Triebkraft. — M. Poole's patentirte Verbesserung in der Buchdruckerkunst. — Sam. Mill's verbessertes Walzwerk. — Personalnotiz. — Arthur Wolf. — Hunter's Maschine zum Ebenen und Bohren von Grundsteinen für Eisenbahnen. — Curtis's Schraubenpresse. — Ueber den Gebrauch des Beaumé'schen Aräometers in Runkelrüben-Zuckerfabriken, von Treviranus in Blansko. — Ueber den Dampfverbrauch in Runkelrüben-Zuckerfabriken, von Schabarth. — Die Brücke über die Donau zwischen Pesth und Ofen. — England's Dampfschiffe. — Patente.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. Nov. 1838.

Leopold Voss.

So eben ist im Verlage von Appun's Buchhandlung in Bunzlau erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig zu haben:

Tarnow, Fanny, Heloise von Sault, oder der päpstliche Hof im 14. Jahrhundert. 8. 3 Theile. Elegant brosch. 3 Thl. 6 Ggr.

Weber, C. H. C., Echostimmen des Lebens. Gedichte. 8. Geh. 18 Ggr.

Dessen, Sonnenblicke der Gottheit. Gedichte. 8. Geh. 21 Ggr.

Appun's Buchhandlung.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Emiliens

Stunden der Andacht

und

des Nachdenkens.

Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände

von

Dr. C. W. Spieker.

Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. mit Titelkupfer. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben und als sehr werthvoll zu empfehlen:

Der neue Hausarzt.

Ein treuer Rathgeber bei allen erdenklichen Krankheitsfällen in jedem Alter,

vorzüglich für diejenigen, welche an Magenübel, — fehlerhafter Verdauung, — Verschleimung, — Schnupfen, — Husten, — Hypochondrie, — Gliederreißen, — Krämpfe, — Fieber, — Hämorrhoiden, — und Hautkrankheiten leiden,

nach

Hufeland, Rust, Richter und Tissot,

nebst einer Hausapotheke. — Bearbeitet für Nichtärzte.

Für den Preis von ⅔ Thlr., oder 1 fl. 21 kr. erhält man durch dieses sehr hülfreiche Buch die Anweisungen, 220 Krankheiten ohne ärztliche Hülfe zu behandeln und möglichst zu heilen, wie auch eine für Jedermann nützliche Hausapotheke, welche die heilsamen Wirkungen und die Anwendung der vorzüglichsten Kräuter, Wurzeln und ähnlichen Medicamente beschreibt, so z. B. gegen welche Krankheiten Baldrian, Enzian und Kalmuswurzel, — Senf- und Fenchelsamen, — Flieder, Kamillenblüthe und Wachholderbeeren, — Cremortartari, — Rhabarber, — Glaubersalz u. s. w. heilsam anzuwenden sind.

(Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.)

Bei Hinrichs in Leipzig sind fertig geworden:

Pölitz, Geh. Rath, Prof. K. H. L., die Weltgeschichte, für gebildete Leser und Studirende dargestellt. Neue Ausg. der sechsten verb. und verm. Aufl., fortgeführt bis zum Jahre 1838, in 15 Lieferungen. Gr. 8. 8te bis 14. Lief. Geh. à ⅓ Thl.

1ste—7te Lieferung wurde im vorigen Jahre ausgegeben; 14te u. 15te Lief., die neueste Geschichte, einschließlich der Julirevolution, bearbeitet vom Prof. Fr. Bülau, ist auch als selbstständiges Werk zu betrachten.

Zeittafeln zur Geschichte von Spanien und Portugal, Frankreich, England, Deutschland, Italien; nebst statistisch-politischen Tabellen der genannten Reiche, nach den neuesten Angaben von 1837. Gr. Fol. à 4 gr. — 20 gr. od. 25 sgr.

Langenn, Geh. Rath, Dr. F. A. v., Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königl. Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächs. Regenten-, Staats- und Cultur-Geschichte des XV. Jahrhunderts, größtentheils aus authentischen Quellen. (Nebst Urkunden.) Gr. 8. (40 Bogen.) Auf schönes Velinp. 3¼ Thl.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Genrebilder,

Nach dem Leben gezeichnet,

von

Junia Romana.

2 Bände. Brosch. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 kr.

N. G. Elwert in Marburg.

So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuere Gedichte

von

Nicolaus Lenau

(Nic. Niembsch von Strehlenau).

Auf schönem Velinpap. 8. brosch. 1 Thl. 21 gr. od. 3 fl.

Inhalt: Gestalten. — Reiseblätter. — Liebesklänge. — Sonette. — Vermischte Gedichte. — Anna — Literarisches.

Gewiß eine sehr willkommene Gabe des ersten unserer jetzt lebenden Dichter, nicht allein für die Besitzer des früher in der Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Bandes, sondern auch für jeden Gebildeten, jeden Freund der schönen Literatur. Wir übergeben dieselbe in einem ihrem inneren Werthe würdigen Gewande.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Preisermäßigung des Pfennig-Magazins.

Um das **Pfennig-Magazin**, dessen frühere Jahrgänge bereits in mehr als 100,000 Exemplaren verkauft wurden, dem großen Publicum, für das es bestimmt ist, noch zugänglicher zu machen, habe ich mich entschlossen, die ersten fünf Jahrgänge, von 1833—37, enthaltend Nr. 1—248 mit mehr als 1000 der schönsten Meisterwerke englischer, französischer und deutscher Holzschneidekunst, wenn solche zusammengenommen werden, vom bisherigen schon äußerst billigen Preise von 9 Thlr. 12 Gr.

auf 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber auf 1 Thl. 8 Gr.

herabzusetzen. Dagegen bleibt der Preis des laufenden sechsten, so wie des mit 1839 beginnenden siebenten Jahrgangs 2 Thlr.

Von dem früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin, Drei Bände,

National-Magazin, Ein Band,

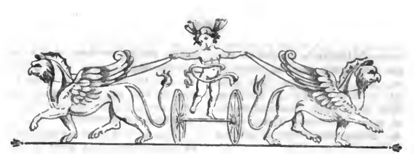
sind noch fortwährend Exemplare à 16 Gr. für den Band zu haben.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes sind in den Stand gesetzt, diese Werke zu den bemerkten Preisen zu liefern.

Leipzig, 1. November 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 227. — den 19. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

Von Ernst Willkomm.

2. Selgr Hörn. (Des Seligen Horn.)

In der Schenke „zum rothen Wasser“ vergnügten sich die jungen Leute beim Tanz. Die Gesellschaft war überdies zahlreich, da Jedermann der Zutritt gestattet wird und belästigende Formalitäten und Ceremonien die gesellige Heiterkeit nicht stören. Rings an den Wänden des niedrigen Zimmers auf roh gezimmerten Bänken saßen die schlanken Helgolanderinnen, die Haare von den kleidsamen Halbtuebanen umwunden, nach alter Sitte im rothen nationalen Rock mit dem grünlich-gelben Saume und darüber die blendend weiße Schürze. Einen Unterschied der Stände kennt man auf Helgoland nicht; dort gilt mindestens an Orten, wo jeder Eingeborne des kleinen Eilandes sich einzufinden pflegt, der Arme noch eben so viel als der Reiche, und daher kommt es, daß bei den wöchentlich zwei Mal Statt findenden Tanzvergnügungen im rothen Wasser die wohlhabende Tochter des handeltreibenden Helgolanders ohne Anmaßung mit der neben ihr sitzenden des ärmsten Fischers freundlichst verkehrt. Diese Natürlichkeit im Umgange, die noch so ganz ungetrübt nur das Wohlwollen gegen den Nächsten vorherrschen läßt, weckt eine Traulichkeit, von der wir etwas wähligen Festländer keine Vorstellung haben. Und dabei entwickelt die dortige Jugend so viel natürliche Grazie, einen so angenehmen Anstand, der frei von aller Geziertheit ein reines Ergebniß ihres kecken Lebens auf dem Meere ist.

Mitten im Tanzzimmer standen dicht gedrängt die tanzlustigen Schiffer und Lootsen, selbst Knaben, der Schule noch nicht entwachsen, hatten sich eingefunden, um im glücklichen Falle mit den schönen Töchtern des Landes einen Helgolander zu wirbeln. Denn einen Tanz kann man jene auf Helgoland übliche Art sich zu drehen nicht füglich nennen. Die Paare umfassen sich und wirbeln taktlos und doch nach einem gewissen Rhythmus in elastischen Schwingungen stürmisch wild im Kreise herum. Wie immer, so prägt sich auch in diesem Tanze die Gesinnung der Nationalität aus. Er ist keck, gewagt, ungestüm, und doch nicht ohne Anmuth — ein treuer Abdruck des Helgolanders, — der in seinem Wesen eine imponirende Selbstständigkeit mit wohlanständiger Tournure ungezwungen zu verschmelzen weiß.

Das Orchester war etwas schlecht besetzt. Eine verstimmte Baßgeige, eine heisere Violine und eine fistulirende Klarinette bildeten das den Forderungen der Harmonie nicht ganz entsprechende Musikchor. Mit dieser Dürftigkeit des musikalischen Theils der Unterhaltung correspondirte gewissermaßen auch die Beleuchtung. Eine Art Kronleuchter schwebte von der Decke herab, vier dünne Talglichter an dürren grauen Aermen über die zahlreiche Gesellschaft ausstreckend. Hin und wieder schimmerte auch an den Wänden ein Lichtstümpfchen. Diese Beleuchtung war aber bei dem verhältnißmäßig ziemlich geräumigen Locale nicht zureichend, um die in der That

zahlreich vorhandenen Schönheiten in ein günstiges Licht zu stellen. Nichts desto weniger zeigte sich überall ein heiterer Frohsinn. Jeder Lootse bezahlte seinen Tanz, nahm ein Mädchen in Arm und legte im Vorübergehen Hut oder Mütze aufs Orchester, was nach Beendigung jeder Tour immer einen kleinen Tumult verursachte, indem die Meisten unwillkürlich zu unrechtem Gut gelangten.

Zu den bereits Versammelten kamen immer noch Mehrere, das Zimmer war überfüllt, die neuen Ankömmlinge mußten bei dem Wirthe hinter dem Schenktische unterzukommen suchen. Nur die älteren Männer setzten sich zusammen in das kleinere Gastzimmer, das dem Tanzsaale gegenüber liegt. Die etwas vorlaute junge Brut, immer da, wo es etwas zu sehen oder zu hören gibt, trieb sich lärmend vor der Thür der Schenke herum, balgte sich zuweilen, neckte die später kommenden Mädchen und versuchte einen Schilling von ihnen zu erpressen, wenn sie unangefochten die Thür zum rothen Wasser erreichen wollten.

Während die Jüngeren immer lebhafter und tumultuarischer im Tanzzimmer wurden, unterhielten sich die älteren Lootsen im Nebenzimmer bei einem Gläschen Portwein nach Seemannsart von Wind und Wetter. Das Letztere war schon seit einigen Tagen für Insulaner sehr ungünstig. Ein dicker, schwerer Nebel lag auf dem Meere und machte jeden Ausflug unmöglich. Dabei pfiff der Wind stoßweise so unheimlich um die Klippe, daß selbst die unternehmendsten Fischer ihre Boote wieder ans Land zogen und mit erzwungener Geduld in ihre niedrigen Häuser zurückkehrten.

„Rede was Du willst, Hakers," versetzte auf die Darlegung eines alten Lootsen ein Anderer, dessen Körperbau eine ungemeine Muskelkraft verrieth. Sein Gesicht war durch eine schlecht oder gar nicht geheilte Hasenscharte entsetzlich verunstaltet und gab ihm, wenn er lachte oder durch ein lebhaftes Gespräch heftig aufgeregt wurde, ein wahrhaft satanisches Ansehen. Dabei trank er fortwährend Grog oder Portwein und kaute Tabak, wodurch seine Stimme rauh und unverständlich klang. „Rede, was Du willst, die alte Meerkatze macht doch einen krummen Buckel. Tausend Seehunde, Hakers, hast Du sie denn nicht schnurren und knurren hören den ganzen Tag? Und das Nebelgespinnst unten und oben — sapperment, ein blankeneser Krummschnabel will ich sein, wenn's nicht 'nen derben Ruck setzt!" Und der etwas derbe Seemann trank grinsend sein Spitzglas aus und heftete die kleinen funkelnden Augen prüfend wieder aufs Fenster, um das der Nebel gleich dichtem Rauche auf- und niederwogte.

„Du brauchst nicht so zu schimpfen, Jans," erwiederte der Alte, „ein Bischen Wind bei neblichter Luft könnte uns Arbeit und Gewinn bringen. Und der wäre zu gebrauchen, Gott weiß es!"

„Ja, der weiß nichts von Dir und mir," lachte der mit der Hasenschaarte, „ich bitte Dich also, laß mich das Händefalten nicht sehen. Und was sollen wir denn anfangen mit dem Wetter? Tausend Seehunde, das ist ja ein Nebel, man könnte sich Hosen d'raus schneide! Bei solchem Wetter geh' ich nicht in See, und wenn alle Krämergötter Ostindiens auf die Klippen rennen."

„Wenn Du zu faul bist, Jans, so thun es Andere. Es gibt noch wackere Jungen genug auf dem Lande, die sich nicht scheuen vor fauler See und dicker Luft."

„Daß sie der Roche stäch', die Glattbacken! Den will ich sehen, der's dem wilden Jans zuvorthut; mit eigener Hand reiß' ich ihn aus der tobendsten Brandung, wenn ihn der Sturm packt, eh' er zurück in den Hafen kommt!"

Die Umsitzenden lachten, und Hakers bedeutete den Verwegenen, er solle nicht so gottlose Reden führen, Jans aber trieb es immer toller, trank ein Glas nach dem andern, und zuletzt ließen ihn die Uebrigen ungestört bramarbasiren und schimpfen, da er in dem Rufe stand, gern Händel anzufangen, und überhaupt Gerüchte über ihn gingen, bei denen ein unbescholtener Helgolander immer die Stirn runzelt. Dennoch war Jans ein wackerer Seemann; er hatte wiederholt sein Leben gewagt, um Andere zu retten, und that auch noch im Fall der Noth vielleicht mehr, als die ruhige Ueberlegung eines vorsichtigen Lootsen streng genommen gutheißen konnte.

Ein dumpfer, in der Luft lang verhallender Schall unterbrach das Gespräch der Männer und ließ eben so schnell Spiel und Tanz aufhören. „Die See seufzt," sprach Hakers, „morgen wird's Sturm geben."

„Meerkätzchen ist falsch," sagte Jans, „'s hat Appetit nach einem Paar Landratten."

„Habt Ihr's gehört, das war ein Nothschuß!" rief einer der jüngeren Männer, die sich aus der Schenkstube drängten, den Alten zu.

„So!" versetzte Jans, „und Du hast Ohrenbrausen, Peter. Ich will Dir aber einen guten Rath geben, damit Du unterscheiden lernst. Theile Ohr und Auge, wenn Du mit Gretchen walzest, so stechen Dich meine Witze nicht."

„Ihr habt sie sicher einzustecken vergessen," erwiederte der junge Lootse, „lauf, Kleiner, da hast 'nen Schilling, geh', sag's Jans' Frau, sie solle ihrem Mann seinen Witz nachschicken. Geschwind, sonst kann er sich nicht vertheidigen."

„Tausend Seehunde!" fuhr der mit der Hasenscharte auf und drohte dem Spötter mit der geballten Faust — da dröhnte es abermals dumpf wieder in der Luft, der Nebel schien zu zittern, die Knaben schrien laut auf vor Freude, alles drängte aus der Schenke ins Freie.

„Gehst Du mit in See, Jans," fragte jetzt ernst und entschieden der junge Lootse.

„Ein Nothschuß!" — „Ein Schiff in Gefahr!" — „An den Strand!" riefen tumultuarisch eine Menge Stimmen durch einander. — Die Schüsse fielen ziemlich rasch in kurzen Zwischenräumen, ein Zeichen, daß die Verirrten eine drohende Gefahr fürchten mußten. Die Nacht war trotz des Mondscheines abschreckend düster, ohne eigentlich finster zu sein. Alle Gegenstände verschwammen in ein farblos hin- und wiederzitterndes Grau, man konnte nicht sechs Schritte weit deutlich sehen, selbst das Licht auf dem Leuchtthurme schimmerte nur wie ein heller Kreis durch die dichten Wolken, und konnte vom Meer aus sehr leicht für den heraussteigenden Mond gehalten werden.

Dieses Schwanken zwischen Nacht und Dämmerung mußte ein Auslaufen zur Rettung eilender Lootsen außerordentlich erschweren, und schreckte auch wirklich die Meisten von dem Unternehmen ab. Jans schwur hoch und theuer, es sei vermessen, bei diesem Nebel in See zu gehen, denn er sehe es am Schwanken und Ziehen desselben, daß in sehr kurzer Zeit ein „heftiges Wehen" sich noch dazu gesellen werde. Indeß sprachen die wiederholten und immer schneller auf einander folgenden Nothschüsse bei Mehreren die Menschlichkeit an. Peter erklärte entschieden, er gehe in See, verunglückte er, so sterbe er in seinem Berufe. Bald sprangen noch zwei junge Männer ihm bei, es gab ein kurzes Abschiednehmen, das einigen Mädchen bittere Thränen kostete, und dann stießen die wackern Männer mit ihrem festgebauten Boote kräftig in See. Nach wenig Augenblicken waren sie im Nebel verschwunden, man hörte nur ihren gleichmäßigen Ruderschlag und sah noch kurze Zeit die Lampe wie einen verhüllten Stern schimmern, die sie am aufgerichteten Mast befestigt hatten. Das Schiff mußte, dem Schalle der Nothschüsse zufolge, westlich vom Südhorne der Insel liegen. Dorthin richteten die Lootsen den Lauf ihres kleinen Fahrzeuges, während beinahe die ganze Tanzgesellschaft an der Westküste der Klippe in einzelnen Gruppen sich vertheilte, um von dort herab wo möglich Schiff und Lootsenboot nach und nach zu entdecken. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Forts.)

[Philosophie, Luther, Heine in Frankreich, G. Sand.]

Droz hat in seiner Geschichte Ludwig des Sechszehnten eine philosophisch-historische Einleitung geschrieben, wo er untersucht, inwiefern man hätte der Revolution vorbeugen können. Das heißt doch leeres Stroh gedroschen, da bekanntlich, als Lehre, keine Epoche der Geschichte für eine andere dienen kann. Die Geschichte schreitet mit der Menschheit fort, so wie aber jeder Mensch, obschon er vieles mit seinen Vormenschen gemein hat, ein besonderes Wesen ist, das sich blos nach sich innerlich herausbildet, ohne sich nach einem Beispiele zu richten, so hat jede Epoche der Geschichte ihre besondere eigenthümliche Entwickelung, die ohne Beispiel ist. Es wird kein Stein vom andern hart, sie müssen alle ins Feuer, dasselbe Feuer, das den Einen aber hart gebrannt hat, brennt den Andern nicht mehr. Neues Feuer ist nöthig. Das neue Feuer aber ist die neue Zeit. Eins nur sei erwähnt. Droz untersucht bei dieser Gelegenheit, wer Recht hat, Plato oder Friedrich der Große. Jener behauptete, die Könige müßten alle Philosophen sein, oder die Philosophen Könige. Plato war kein Dichter, denn, irre ich nicht, so verbannte er die Dichter aus seinem idealen Reiche. Man könnte zwar sagen, dies selbst sei ein poetischer überspannter Gedanke, wenigstens eine poetische Licenz. — Friedrich der Große jedoch soll gesagt haben: Wenn ich eine Provinz recht strafen wollte, so gäbe ich ihr einen Philosophen zum Gouverneur. Letzteres glaube ich nicht, denn warum suchte denn Friedrich keinen andern Gouverneur für Schlesien, das ihm so ans Herz gewachsen war? Friedrich mag dies gedacht haben, gesagt hat er es gewiß nicht, er war viel zu viel Philosoph dazu.

Nächstens wird hier eine Geschichte Luther's von Herrn Audin, dem Verfasser der Geschichte der Bartholomäusnacht, erscheinen. Der Constitutionnel gibt einstweilen einen Auszug davon. Zum voraus kann man dreist behaupten, daß dieses Buch einige Zeit das Gespräch aller Salons und den Stoff aller Feuilletons ausmachen wird. Audin ist kein trockener Erzähler, er dringt bis ins Mark seines Objects und deckt schon in der Biographie den Kern der Reformation mit ihren Tugenden und Fehlern auf. Er beweist sehr gut, daß Luther, trotz seinem eminenten Genie, das sich überall eine neue Bahn brach, nie gewagt hätte, die katholische Religion und den Papst an der Gurgel zu packen, wäre er nicht selbst in Rom gewesen, wo er Schwelgerei, Heuchelei und alles, nur keine Religion, antraf. Im Vorübergehen aber zeigt der Verfasser sehr gut, wie Luther mit seiner Ascetik kalt für jede Poesie blieb, wie er über Raphael, Dante, Angelo und Ariost stolperte, wie er das Gesicht abwendete, wenn er die Schultern der italienischen Wel-

der sah — woraus schon die Wurzel der protestantischen Prüderie entstand, die in England und zum Theil auch in Deutschland herrscht — und wie er überhaupt mehr Denker als Dichter war. In Manchem hat der Verfasser sehr recht. Die Poesie hat durch die Reformation keinenfalls gewonnen, auch die Liebe nicht. Sie mußte sich aufs neue in die heidnischen Symbole hüllen, bis man das katholische Mittelalter ausbeutete, und nur den groben Fehler beging, das Mittelalter selbst mit seinem Wahne wieder aufbringen zu wollen. Unsere Zeit hat eine andere Aufgabe. Sie soll die Poesie mit der Philosophie verschmelzen, sie soll die Poesie im Katholicismus mit der Philosophie des Protestantismus ehelich verbinden, und dies keinenfalls durch einen rückgängigen Schritt, sondern beide müssen sich einander entgegenkommen. Das eben aber ist das Haupthinderniß für den Eingang der deutschen Philosophie in Frankreich. Hegel findet das Heil der Menschheit nur in dem Protestantismus. Seine philosophische Untersuchung, sein Genie, seine Arbeiten, seine Terminologieen werden immer für die Franzosen ein Räthsel bleiben, weil man das Resultat zum voraus kennt und nie mit Ernst an ihn gehen wird. Wie anders waren unsere Philosophen im 18. Jahrhundert. Zwar nicht zu ihrem Vortheil, auch nicht zu dem des Volkes, aber sie waren doch weit entfernt, irgend ein System zur Grundlage des philosophischen Gebäudes zu legen, weil es in der Philosophie auch nie ein bestehendes System geben wird, aber wir Deutschen wollen immer bauen, und bauen immer einseitig. Die Philosophie muß es dahin bringen, daß sie mit der wahren Theologie in Eintracht leben kann, ja, daß sie sich sogar verschwistern. Hegel hatte diese Absicht, vergaß aber, daß für Preußen allein eine Philosophie zu etabliren nicht räthlich sei. Gut ist es aber, wenn die Geister in Frankreich von vorn anfangen, statt gleich das Ende auffassen zu wollen, und wirklich ist Hegel, ohne seine Vorgänger, ungenießbar. Diese Biographie aber ist so zu sagen eine Einleitung zur deutschen Philosophie und Theologie, und es scheint, als habe der Verfasser an deutscher Quelle selbst geschöpft.

George Sand hat wieder einen neuen Roman in die Welt geschickt. Er führt den sonderbaren Titel: l'Uscoque. Dies Wort bedeutet schlechtweg Pirat oder Corsar. Auch ist die Geschichte einfach, aber mit der gewohnten Energie erzählt, im Ganzen jedoch nur eine prosaische Auflösung des Corsars von Lord Byron. Sonderbar ist es mit dieser Frau, sie faßt die Gegenstände immer auf eine originelle, wenn auch rein subjective Art auf. Trotz Byron hat der Uskoke noch Interesse, und zwar in dem Genre von Leone Leoni. Wieder ist eine Nebenfigur darin, ein türkisches Frauenzimmer, Naam, die die Rolle eines Mannes, und zwar eines der kühnsten und entschlossensten spielt. Die Verfasserin denkt immer an sich. Diesmal jedoch fehlen die starken männlichen Striche, die sie gewöhnlich als Bemerkungen hinzufügt. Man sieht, George Sand fürchtet sich zu wiederholen, und zieht das objective Erzählen vor. Ihr Styl hat an Weichheit zugenommen, aber an Ausdruck verloren; bald wird sie sich Madame de Dudevant nennen müssen. Woher kommt dies, daß der Styl des Mannes mit dem zunehmenden Alter gedrängter und fester wird, während der der Weiber — und der besten — weitschweifiger wird? Freilich gibt es auch Männer, die in dieser Hinsicht Weiber sind, aber nie Weiber, die in ihrem Alter noch die Rolle eines Mannes spielen können. Sie werden sehen, die Sand ahmt noch die Sévigné nach! —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

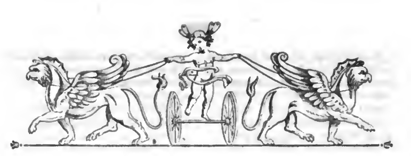
[Friedrich von Gentz und seine erste Liebe.]

Dorow, in seiner Sammlung von Denkschriften und Briefen, theilt einen Brief von Gentz mit als ein merkwürdiges Gegenstück zu den Briefen, welche Varnhagen von Ense im 2ten Theile der Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgange bekannt machte. Lasen wir von ihm den Ausspruch einer beinahe verzehrenden Liebe zu Fanny Elsler in einem Alter von 66 Jahren, so haben wir in den hier mitgetheilten Briefschaften die Liebe des 20jährigen Jünglings. Diese Briefe sind die wahrscheinlich ältesten, bis jetzt bekannt gemachten schriftlichen Denkmale des berühmten Mannes und stammen aus der Zeit her, in welcher Gentz seinem Namen noch ein e anhing. Der erste Brief zeigt uns Gentz als Bräutigam, erfüllt mit glühender Liebe zu dem geliebten Mädchen, der zweite Brief, zwei Jahre später geschrieben, stellt ihn uns getröstet über das wahrscheinlich durch seine Schuld aufgelöste Verhältniß dar. Besonders anziehend ist, was Gentz von seinen anfänglichen Zweifeln über das Gelingen seiner Liebeswerbung äußert: einmal sei er, als er sich verliebte, von einer Aussicht auf Versorgung noch weit entfernt gewesen, und dann habe ihm auch seine Jugend Hindernisse in den Weg gelegt. „Daß man," schreibt er, „im zwanzigsten Jahre in einem gewissen Verstande eben so viel Erfahrung und weit mehr gedacht haben kann, als andere Menschen im vierzigsten, das glauben die meisten Menschen nicht, und lassen sich daher nicht träumen, daß ein sehr junger Mann bessere Lebensprincipien und bessere Ehestandsgrundsätze haben könne, als einer, der acht oder zehn Jahre älter ist, d. h. acht oder zehn Jahre länger gegessen und getrunken hat." — Der Name seiner Jugendgeliebten war Bernardine.

[Nur Patienten sprechen wahr!]

Vor kurzem starb in Frankfurt a. M. der ältere regierende Bürgermeister, Ehrn Thomas. Noch wenige Tage vor seinem Tode hatte er den Ausspruch gemacht, das Christenthum werde doch nicht untergehen, trotz Strauß. Hofrath Berly berichtet diese letzte Willensmeinung des älteren regierenden Bürgermeisters. Als ob nur die Patienten Wahrheit sprächen! Als ob es noth thäte, mit ihrem letzten Willen ins Feld zu rücken! Ja, als ob Strauß hiermit der letzte Stoß gegeben würde!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 228. — den 20. November 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war unheimlich bis zum Grausenhaften. Am Fuße der Klippe hörte man die wachsende Fluth brüllen, rings auf dem öden Felsen blökten eintönig, ängstlich die einsam angeflockten Schaafe durch den Nebel. Die Möwen klagten wehmüthig und schossen so dicht am Rande des Felsens hin, daß ihr schneeweißes Gefieder auf dem schwarzen Nebelgrunde wie ein plötzlich entstehender Lichtfunken erglänzte. Aus weiter Ferne glaubte die Erwartung der Lauschenden rufende Stimmen zu hören, obwohl in Wahrheit nur die Schüsse vernehmbar waren.

Nach einiger Zeit setzte der Wind aus Südwest nach West um, in der Luft zeigte sich eine merkliche Bewegung, das Meer begann zu stöhnen und gipfelte über den verborgenen Klippen in emporsteudelndem Schaume. „Sie kriegen doch 'nen Hieb weg," sprach Jans, „wenn nur der Nebel zuvor aufflackerte, sonst treiben sie auf Möhemersgatt zu, ehe sie die See klammern. Tausend Seehunde, da oben wiebelt's schon, wie im Teichter!"

Ueber dem Leuchthurme rollten die Nebel in dunklen Ballen, so daß secundenlang das Licht der Laterne in hellem Glanze erschien, dann dämmerte es wieder wie zuvor unheimlich durch die Dünste. Hakers schlug in Uebereinstimmung mit einigen andern erfahrenen Lootsen vor, dicht am Absturz der Klippe Feuer anzuzünden.

„Die Flammen verscheuchen die Nebel," sprach er, „und wenn die Gefährdeten nur einen Feuerschein entdecken, so können sie den Cours schon eher danach nehmen."

„Ja," erwiederte der mit der Hafenschaete, „wenn der Wind stätig und steif blieb, aber sieh mal da nach Hamilton Point! Das sind Zeichen von einem rasenden Windstoße."

Alle Lootsen richteten ihre Blicke nach dem angegebenen Puncte. Die Nebel stürzten in Masse über die Klippe ins Meer, der Leuchthurm goß sein magisches Licht über die Insel und das noch düstere Meer, aber am Himmel blinkten hell die Sterne, und der Mond, von eilenden Wolken überflogen, wankte am dunklen Horizonte. Bald darauf heulte es in den Klüften, der Wind stieß von unten herauf mit so furchtbarer Gewalt, daß seinem Andrange dicht am Felsen Niemand wiederstehen konnte.

„Da, da!" riefen ein paar Mädchen, deren Viele mitgegangen waren, und deuteten auf die Fluth. Ein heller Stern hüpfte über die Wogen, und verschwand bald in der Tiefe, bald erschien er wieder in bedeutender Höhe, als sei er in die Luft geschleudert worden.

„Es ist Peter mit Andres und Bork," sprach Hakers. „Sie haben ein schwer Stück Arbeit. Aber wo ins Sturmes Namen mag das Schiff herumtreiben! Sieht Niemand ein Fahrzeug?"

„Tausend Seehunde!" fluchte Jans, „ich will gleich mit einem Wallfische Billard spielen, wenn ich 'nen Fetzen von Segel fliegen sehe."

Es trat eine ängstliche Pause ein. Man hatte Feuer angezündet, und nährte die hochauflodernde Flamme mit Stücken einer Theertonne, daß die Felszacken, von Natur schon roth, noch röther erglühten, und der Wiederschein im hochgehenden Meere sich spiegelte. Eine Zeit lang konnten die Harrenden, gewohnt, in jedem Wetter weiter als Andere in die Ferne zu sehen, das Boot der Lootsen in dem gaukelnden Lichte verfolgen; auch die Schüsse wurden noch immer fortgesetzt, ein Zeichen, daß die Schiffer dringend Hülfe wünschten. Endlich aber verschwand das Licht im Boote auf längere Zeit. „Es muß eine Nebelschicht übers Meer streifen," meinte Hakers. Jans aber schüttelte den Kopf, legte sich auf den Bauch und kroch, so gegen den Sturm geschützt, auf die äußerste Klippe hinaus, um schärfer das Meer beobachten zu können. Als er wieder zurückkam, sagte er hohl in sich hineinlachend: „'s wird Arbeit geben, Jungens. Peter muß scheitern." —

Die Männer traten einen Schritt zurück, die anwesenden Frauen und Mädchen stießen einstimmig einen Angstschrei aus. Sie kannten die Gefahr und wußten wohl, daß an der Westküste Helgolands scheitern, unrettbar zu Grunde gehen heißt. Eins der Mädchen trat mit erkünsteltem Gleichmuthe zu den Lootsen. „Könnt Ihr sie retten?" fragte sie mit zitternder Stimme. „O, versäumt nichts! Strengt all' Eure Kräfte an, um die kühnen, aber unglücklichen Jünglinge zu retten! Wir Mädchen wollen Euch unterstützen, so gut wir können. Nicht wahr, das wollen wir?" —

Die letzten Worte richtete Marie an die Gruppe der Helgolanderinnen, die ängstlich lauschend die Mienen der Männer beobachteten. Sie selbst war, ohne es zu wissen, vor Jans auf die Kniee gesunken, und glich jetzt, da der brausende Wind ihr den Turban entführt und die loose geschlungenen Flechten aufgelöst hatte, einer schönen Büßenden, die mit liebevollem Blicke um Gnade fleht.

„Tausend Seehunde," fuhr der Lootse halb scherzhaft das schöne Mädchen an, „was sind das für unnütze Reden! Sind wir denn wilde Heiden, daß Ihr junges Blut unsere Barmherzigkeit erst durch Thränen und Händeringen flüssig machen müßt? Beim Grundhai, wenn Dein Peter zu retten ist, so soll er nicht umkommen! Hab' ich's doch selber geschworen, ihm beizuspringen, und was der häßliche Jans einmal verspricht, das hält er auch, trotz dem, das er verschrieen ist als ein unbändiger Gesell, an dessen Händen Blut kleben soll. Heda, Mädel, steh' auf und fort aus dem Wege! Ihr aber, Jungens!" rief er einem Paar Nebenstehenden zu, „lauft rasch nach Hause und kommt gleich wieder mit Tauen, eisernen Rammen und haltbaren Pfosten. Nur vergeßt mir die Aexte nicht!"

Seeleute sind gewohnt, schnell und blindlings zu gehorchen, da der geringste Verzug unsagbares Unglück herbeiführen kann. Aus diesem Grunde fand Jans' Befehl bereitwillige Vollstrecker, so wenig er im Allgemeinen gern gelitten war. Seine Entschiedenheit imponirte und rasches Handeln that Noth, wenn überhaupt noch irgend eine Möglichkeit vorhanden war, zu retten. Die See, vom Sturme aufgewühlt, stieß Töne aus, die dem blutgierigen Brüllen gereizter Bestien glichen, wenn der Hunger sie quält. So weit das Auge in der Dunkelheit sehen konnte, zeigte sich eine rollende Fläche schneeweißer Hügel, die oft zu senkrechten Wänden emporsteilten und dann zerspringend mastenhoch ihren silberweißen zischenden Gischt gen Himmel schleuderten. Auf einer dieser gegen die Insel herandonnernden Wasserlawinen flimmerte zuweilen die Lampe des Lootsenkahnes, der mit unwiderstehlicher Gewalt vom Sturme und dem Strome der Brandung ergriffen gegen die zerklüfteten, gigantischen Felsenwände Helgolands getrieben ward. Am Fuße der Insel konnte man bei dem Scheine des Leuchthurmes und dem unstet wirbelnden Auflodern des angezündeten Feuers deutlich die einzelnen Klippen erkennen, von silbernem Meeresschaum umstrudelt, der von größeren Wogen nicht selten noch über sie hinweggepeitscht wurde, und dann in hundertarmigen Wasserbüscheln gleich lodernden Flammen an dem festeren Gestein der Insel selbst hinaufraste.

Die Lootsen schwankten, geschickt gegen die Windstöße balancirend, dicht an der Klippe hin, um einen Platz zu gewinnen, von dem aus ihr Rettungsapparat am glücklichsten gehandhabt werden konnte. Das Boot der Lootsen trieb immer schneller gegen die Insel; der Richtung zufolge, in der die Brandung gegen den Felsen schlug, mußte es in der Gegend scheitern, wo jetzt das Bellevue steht. Dorthin lavirte das ganze Lootsenchor, sich gegenseitig durch Taue haltend und dem Sturme trotzend. Die angezündeten Fackeln warfen ein grelles Licht auf die wilde Gruppe, und erhöhten noch das furchtbare Schauspiel der empörten Elemente, zu denen das unaufhörliche Klagen der Möwen, die scheu und ängstlich um die Flammen kreisten, eine passende Musik war.

Unweit des Bellevue sprang die Klippe in einer schmalen Abdachung sehr weit ins Meer vor und senkte

sich lothrecht in die Tiefe. Dies war der Punct, von dem aus am sichersten eine Rettung der Scheiternden möglich ward. Die ganze Länge der Insel vom Nord- zum Südhorn konnte man von jener schwindelnden Klippe aus übersehen, und bei den zahlreich angezündeten Feuern auch jede niedriger gelegene Klippe ohne Mühe erkennen. Da sich der Nebel durch den Sturm fast gänzlich zerstreut hatte, so entdeckten die geübtesten Lootsen jetzt auch eine Galeasse, die mit ungeheurer Anstrengung gegen die Wellen kämpfte, und mit völlig gerefften Segeln dennoch vom Sturme gejagt auf die Insel zutrieb.

„Die Galeasse fährt in des Teufels Rachen, wenn nicht ein Wunder geschieht," sprach Jans und trieb mit gewaltigen Axtschlägen eiserne Rammen in den felsigen Boden, daß ringsumher die Klippe zitterte.

„Du hast doch die Loose vermieden?" fragte besorgt Hakers und legte sich platt auf die Erde, um vor jeder Täuschung sicher zu sein.

„Unsinn!" versetzte Jans mit abschreckendem heisern Lachen, „denkst Du, ich habe so großes Verlangen, mit den Nixen mich herumzulangweilen? Tausend Seehunde, zuvor will ich noch ein Oxhoft Portwein saufen, und zwar mit eigener Hand geborgenen. Zum Ersaufen im Salzwasser ist's immer zu zeitig. Doch gebt Acht, Jungens, unsere drei Abenteurer fliegen da auf den Schneebergen heran, als machte ihnen dieses Schaukeln ein absonderliches Vergnügen."

Die Lootsen traten so nahe, als es der Sturm erlaubte, an den Absturz der Klippe, schwangen die Fackeln, riefen in langzitternden hohen Tönen den Schiffern zu und gaben ihnen dadurch zu erkennen, daß man sie erblickt hatte. Jans sah, platt auf die Erde gelegt, in die tosende Brandung hinab, den Kabel in der Hand, um ihn den drei Jünglingen zuzuschleudern, im Fall sie glücklich genug sein sollten, im Aufwogen der Brandung eine der Klippen zu erreichen.

„Satweg, satweg!" (südlich) rief mit vorgehaltener Hand Hakers hinunter.

„Auf die Kirche!" „Nach Modeikstak!" „Zum Thurm!" „Spearhörn, Spearhörn!" schrien zwanzig Stimmen noch lauter als das Heulen des Sturmwindes in den Abgrund. Die Schiffenden suchten die Weisung, so gut ihre Lage es erlaubte, zu benutzen. Scheinbar unthätig überließen sie sich ganz dem Zuge der langen, hohen Wogen. Peter, der am Steuer saß, richtete das Boot hart auf die am öftersten durch den Schaum der Brandung schimmernde Klippe. „Bork, Anders!" befahl er seinen Gefährten, „laßt das Boot schräg auf die „Kanzel" rennen, und klammert Euch wie Tiger fest in das Erdreich. Die Brandung spült den zertrümmerten Kahn gleich wieder zurück in See."

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschl.)

[Salons, Cercles u. s. w.]

Merkwürdig bleibt es für Paris, daß die Salons Gefahr laufen den kleinen Cercles weichen zu müssen. Sei es aus Sparsamkeit oder Gemüthlichkeit, man zieht die kleinen Zirkel den großen Salons vor. Es ist bekannt, daß es nur Salonsfreunde gibt und neulich erst soll eine sehr geistreiche Dame ihren Gatten gefragt haben: „Was für Freunde werden wir den Winter haben?" Deswegen baut man auf die Kränzchen, wo sich vielleicht eher Freundschaftsverbindungen anknüpfen. Die artistischen Zirkel sind immer die interessantesten. Die Feuilletonisten geben nämlich der Reihe nach den Herren Künstlern und den Damen Künstlerinnen solche Soiréen und da soll es lustig und sehr witzig zugehen. Von solchen Zirkeln ist nur Gutes zu erwarten und ihr Zweck ist sehr lobenswerth. Bis jetzt trug der Constitutionnel die Krone davon und seine Soiréen sind die glänzendsten. Könnten Sie in Leipzig nicht auch solche artistische Abendzirkel veranstalten, wo die bessern Literaten, Künstler und Buchhändler sich geistig und körperlich amüsirten? Ich bin überzeugt, es gibt dort Verleger, die es so gut als Herr Véron können. An so etwas dachte Cotta nie, er, der 100 Thlr. für ein Lustspiel aussetzte und an dem er gewiß nichts verlor, so schlecht es auch sein soll. Die hiesigen Verleger und Buchhändler stehen in enger freundschaftlicher Verbindung mit den Künstlern, und ich könnte Ihnen Beispiele nennen, daß Schriftsteller — freilich berühmte, z. B. Dumas, — schon 10,000 Franken Vorschuß erhielten. — Der Proceß mit der Nachdruckergesellschaft ist noch nicht aus. Einige Schriftsteller haben appellirt, ein neuer Bericht wird an das Ministerium ergehen und es ist alle Hoffnung da, daß in dem Journalismus kein Artikel, wenn er nicht in das Fach der Nachrichten schlägt, nachgedruckt werden darf. Das gäbe eine ganze Revolution in dem Journalismus. Aber in Deutschland erst, wie müßte es da aussehen! Wie auf einem Schlachtfelde, wo Soldaten von allen Nationen zerstreut und den letzten Athem aushauchend umherliegen *). Der Bericht übrigens erwähnt auch das deutsche Bundesgesetz vom December.

Ganz Paris wandert jetzt in ein anderes Paris aus. Schon seit einigen Jahren bemerkt man, daß der Kern von

*) Seit dem Eingehen des Phönix wird in Frankfurt am Main wieder mit aller Schamlosigkeit nachgedruckt. Das Conversationsblatt gab neulich ganz naiv den Aufsatz über den Maler Lessing, das rechtmäßige Eigenthum der hallischen Jahrbücher.

Die Red.

Paris, die sich sonst um das Palais royal tanzirte, auf die Boulevards zieht. Das „Journal de Paris" lieferte schon 25 Artikel über diesen Gegenstand, worauf die „France" die ganz einfache Antwort gab, daß ehemals die Leute alle gern in der Gegend der Hauptkirche wohnten, damit ihr Segen auf sie herabfiele, jetzt aber sich um den neuen Tempel unsrer Zeit schaaren, und dieser neue Tempel ist die Börse. In der That ist diese Bemerkung richtig und treffend. Unsere Zeit ist rein materiell, besonders hier in Paris, und die Börse ist der Tempel, in dem Jeder sein Heil sucht, obschon in neuster Zeit Viele ihr Verderben darin fanden.

Bei der neulichen Preisvertheilung der Skulptur erlaubten sich einige Zöglinge zu zischen, als die Namen der Gekrönten vorgelesen wurden. Diese Thatsache gab zu einer wichtigen Untersuchung Anlaß. In der That ist es merkwürdig, daß, obschon es bei einer solchen Anstalt nicht zu erwarten ist, daß Gunst vorherrschen soll, man allgemein bei den angehenden Künstlern Klagen über die Jury hört. In der Musik ist dies nicht ungegründet. Denn seitdem Cherubini seinen Liebling Halevy als ersten Componisten ausposaunte, scheint die Mathematik in der Musik Mode geworden zu sein. Halevy ist aber, was man auch sagen mag, nicht einmal ein bedeutendes Talent, obschon er vielen Lärm in der musikalischen Welt macht.

Eine sonderbar romanhafte Geschichte erzählt man sich hier. Schon seit Jahren macht man in Guilleboeuf Versuche, den Wrak von dem Schiffe „Telemaque," auf dem alle Kostbarkeiten Ludwigs des Sechszehnten sich befanden und das dort unterging, wieder aufzufischen. Nun sah man eine alte Dame auf jenem Quai beständig spazieren gehen, die sich mit der größten Sorgfalt nach dem Gelingen des Unternehmens erkundigte, ohne daß Jemand erfahren konnte, welches Interesse diese Frau am Telemaque habe. Endlich erfuhr man die Wahrheit. Dieses Frauenzimmer, Dem. de Bonnaire, war vor der Revolution mit einem gewissen Hrn. v. Thermes verlobt, der sich auf dem Schiffe befand und dort seinen Tod fand. Dem. Bonnaire trägt seit dieser Zeit Trauerkleider und hat alle Partieen ausgeschlagen. Nun als sie erfuhr, das Schiff werde wieder aus den Fluthen erscheinen, reiste sie schnell ab, um vielleicht ein Kästchen zu erhalten, das Hr. von Thermes auf der Brust trug und worin ihre Schwüre niedergelegt waren. Das heißt doch noch wahre Liebe, von der Jedermann wie von Geistern spricht, die aber in unserm Jahrhundert von Wenigen noch gesehen werden.

P. S. — Cassagnac ist ein wackrer Recke. Er haut nach allen Seiten, wie der deutsche Volker, mit der einen Hand um sich und hält in der andern die Leier. In seiner neuesten Replik beweist er, daß die so gepriesene Tragödie Racine's, „Athalie," die Alle als ein echtes biblisches Meisterstück betrachten, nichts als eine travestirte Copie des Jon von Euripides ist. Cassagnac stellt Euripides und Racine dicht neben einander und läßt sie selbst sprechen. Was werden die sogenannten Classiker stutzen, denn Cassagnac ist zwar kein Hugo, kein Dichter, aber ein tüchtiger gefährlicher Kritiker, der viel Sprachkenntnisse besitzt.

Eine Anzahl deutscher Jünglinge haben hier einen Gesangverein gebildet. Ein junger Componist aus Frankfurt am Main, Herr Neeb, ist der Director dieses vaterländischen Vereins.

Notizen.

[Wieland gegen die Deutschen als Nation.]

Hofrath Dorow theilt im zweiten Bande seiner interessanten Denkschriften und Briefe einen Brief von Wieland mit, der einen merkwürdigen Widerwillen gegen Deutschland ausspricht. Man hat in unserer Zeit jedes strafende Wort gegen deutsches Wesen, so ehrlich, so schmerzlich tief, so echt deutsch es auch aus dem Herzen kam, als Verrath und als Bosheit bezeichnet; mag man nun hören, was ein Mann der alten guten Zeit, freilich als jugendlicher Tollkopf, über uns äußerte im Moment gerechten Unwillens. Es ist derselbe Wieland, der sich später lächelnd im Fürstensalon so wohl gefiel; er schreibt im Jahre 1753 aus Zürich: „Meine Entfernung von den Deutschen (gegen die ich aus guten Ursachen so viel Widerwillen und Verachtung trage, als man, ohne gegen die wenigen einzelnen guten und schätzbaren Personen derselben ungerecht zu sein, gegen eine ganze Nation tragen kann) ist mir bisher so lieb gewesen, daß ich nicht gedacht habe, ihnen jemals näher zu kommen." Weiterhin erklärt Wieland, daß ihm die Schweizer-Freiheit, so unscheinbar und Manchen sogar verächtlich sie auch bedünken möge, ihm unentbehrlich geworden sei, und daß er ungern nach Deutschland, dem „hellen, geräumigen, angenehmen Gefängnisse" zurückkehre, welches eben nur durch einzelne treffliche Freunde erträglich werden könne.

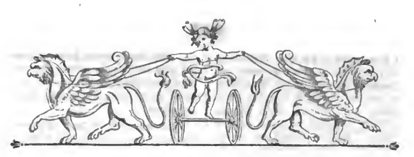
[Mozart's Zaide.]

Noch im December d. J. soll endlich die längstverheißene Oper Mozart's im Clavierauszuge erscheinen, in Offenbach bei André. Laut eines gedruckten Circulars hatte der bekannte Capellmeister A. André im J. 1799 von Mozart's Witwe sämmtliche hinterlassene Manuscripte an sich gekauft, worunter sich auch die Partitur der obgenannten Jugendarbeit des großen Tonkünstlers befand.

[Kalliwoda.]

Wir hörten im siebenten Gewandhausconcert in Leipzig eine Symphonie von Kalliwoda, die F-moll, die erste von den dreien, die er schrieb. Das herrliche Adagio gehört vielleicht zu dem Schönsten, was in neuester Zeit gesetzt ist, so rund, voll, zart und kräftig, wenngleich ohne gewagte Neuheit. Der dritte Satz ist nachlässig gearbeitet und steht gegen die übrigen sehr zurück. Jedenfalls aber ist diese erste seiner Symphonien die beste; an der dritten, die contrapunktisch sehr durchgearbeitet ist, klagt man über abstruse Härte. — Kalliwoda ist gegenwärtig noch immer in Hechingen. Lebte er an einem frequenteren Puncte, man machte weit mehr Lärm von ihm.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 229. — den 22. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rußland und die Ostseeprovinzen.

Von Megas Basileus.

Wir fühlen es Alle, daß unserm Jahrhundert in der Reihe der Geschlechter eine große Bestimmung geworden ist. Wir stehen voll Schauer vor der Zukunft, die Ereignisse gebären wird. Dunkle Mächte nahen; wir fühlen das Wehen der Schatten, die ihnen voranschreiten. Was ist die Geschichte gegen das, was werden wird? Während das westliche Europa in vulkanischen Gebilden stürzt und steigt, schwellen zu beiden Seiten jenes alten Vaterlandes aller Wissenschaft und milder Sitte zwei riesenhafte Massen des Ostens und Westens in stiller Macht immer wunderbarer an, das freie America und die slavische Völkervereinigung, welche Rußland heißt. Beide sind Geschöpfe des Geistes der neuern Zeit, beide waren lange Jahrhunderte hindurch ohne Leben, beide wurzeln nicht im Mittelalter.

Seit einem halben Jahrhunderte sind große Geschicke über Europa hereingebrochen. Aber einen so mächtigen Wendepunct in der innern Geschichte des Menschengeistes sie auch bezeichnen, ihre Wichtigkeit wird vielleicht von dem stillen Werden der Dinge übertroffen, deren dunkle Geburt in Osten vor sich geht. Das Alterthum wurde von Rom überfluthet; später gründeten die germanischen Völker eine Weltherrschaft; man hat den slavischen eine gleich große Rolle geweißagt.

Erstaunen und Schreck ergreift uns, wenn wir den Gang zunehmender Größe verfolgen, den Rußlands Ländergebiet bisher gewonnen hat. Nach Norden hat es keine Gränzen, als „die lebend'ge Zeugungskraft der Erde." Dort in unwirthbaren Landstrichen, wo der Kornbau kaum mehr möglich ist, besitzt es ein Meer und einen Hafen, und bis an jene Mauer hat es sich gewagt, die von eisiger Erstarrung aufgethürmt wird. Die rauhen Hochebenen des innern Asiens, der unwegsame Kaukasus mit seinen leicht zu schließenden Pforten, die Sümpfe des caspischen Meeres, das schwarze und baltische Meer, jene beiden eben so leicht zu schließenden Binnengewässer, zu welchen sogar feindliche Länder den Zugang sperrten, alle diese natürlichen Fesseln hat Rußland gesprengt. Es drang in die Schneewüsten jenseit des Ural, bis zum Altai und stillen Ocean, es legte dort Häfen an, es trat mit China in Berührung, es setzte nach America hinüber, am Ufer des weißen Meeres, wo das Quecksilber friert, gründete es einen blühenden Hafen; es überstieg den Kaukasus, an dessen Fuße Cyrus umgekommen; wie einst die Mongolen ist es bis Schlesien vorgedrungen; das Volk der unendlichen Ebene gewann zwei neue Meere für sich, die es emsig benutzt, und über die es sichtlich hinausstrebt. Rußland besitzt die deutschen Ostseeprovinzen, wo einst das Mittelalter war, wo Ritter, Bischöfe, Fehden, städtische Gemeinden, Klöster und Dome gewesen, wo noch Burgtrümmer auf den Bergen von jenen vergangenen Zeiten zeugen. Durch Lieflands und Kurlands Besitznahme trat Rußland in das Gebiet der Länder des Mittelalters, durch Eroberung der Krimm in das Gebiet des Alterthums; auf Kosten Persiens und der Tür-

tei nahm es das Morgenland in sich auf. Rußland besitzt jene Halbinsel, wo einst Iphigenia Priesterin war, wo milesische Pflanzstädte blühten, die von Mithridates, von den Römern, von den Genuesern beherrscht wurde. Wie die Küstenländer der Ostsee dem Kreise germanischen Lebens angehörten, so gehörte die Krimm zu Griechenland und Italien. Rußland eroberte mit ihr ein Weinland; der Wein ist eins seiner Producte; es verfertigt orientalisches Rosenöl in Tiflis; es hat den besten Thee aus China; es besitzt Kurland, welches Kurland eine der Antillen besaß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lootsenerzählungen.

(Beschluß.)

Ein stummes Nicken bezeichnete die Zustimmung seiner Gefährten. Eine haushohe Welle hob den Kahn in kühnen Bergen über die gefährlicheren niedrigen Klippen, ein furchtbarer Stoß zerbrach ihn, das gefährliche Manöver gelang vollständig. Die Lootsen waren augenblicklich gerettet, schwebten aber jetzt in nicht minder großer Gefahr, von den nächsten Wellen entweder hinweggeschwemmt oder durch das Heranstürzen der losgerissenen, oft centnerschweren Felsstücke zerquetscht zu werden. Eine Zeit lang hingen sie wie Möwen zusammengekrümmt auf der abschüssigen Klippe, von Schaum überdeckt und von Seetang abenteuerlich umkränzt, wie Opferthiere, die man zum Tode führen will. Indeß verließ die glücklich Gestrandeten ihre Geistesgegenwart keine Minute. Sie erwiederten mit lautem Rufen das Halloh und Hurrah ihrer Landsleute und sahen nun schon den rettenden Kabel über die Klippe herabrollen. Nach einigen vergeblichen Anstrengungen, das Tau zu erhaschen, kam es endlich mit lebensgefährlichem Wagen in ihre Hände. Jubelnd glitt nun ein zweites und drittes an der dünnen Brücke herab, dem eben so viele gewichtige Stöcke folgten. Mit gewandter Hand schlangen sich die Jünglinge in künstlicher Verschürzung die Taue um Leib und Brust, jeder ergriff einen der Stöcke und ward so, vom Sturme oft wie ein Kreisel hin und her geschüttelt, glücklich auf die Insel heraufgewunden.

Ein allgemeiner Ruf der Freude empfing die Ermatteten, Halbtodten. Marie geberdete sich wie närrisch. Sie kniete neben Peter nieder, legte seinen Kopf in ihren Busen, weinte, lachte, sprang auf, betete und bedeckte den Geliebten dann wieder mit den heißesten Küssen.

„Jetzt fort!“ sprach Hakers, „greift zu, Jungens, und reißt die Rammen wieder aus, denn die Mannschaft dieses unglücklichen Schiffes ist nicht zu retten. Es treibt gerade auf die Insel zu und muß untergehen mit Mann und Maus.“

„Noch nicht!“ rief Jans. „Tausend Seehunde, denkt Ihr denn, wenn ich einmal ans Retten Hand lege, ich werde mich mit drei Helgolandern begnügen? Noch ein Paar Rammen her und frisch zu sie immer eingekeilt in die Felsspalten. Heut' Nacht trägt uns die Klippe noch allesammt. Ich aber bleibe hier liegen, schreie meine Befehle den Schiffern zu, so gut es gehen mag, und kann es nicht steuern, wie ich rathe, so ist es doch immer möglich, daß beim Scheitern Einer oder der Andere am Leben bleibt. Tausend Seehunde, und die will ich heraufwiegen, als wären's ein Paar Ballen Zucker!“

Mehrere der Lootsen riethen von diesem Vorhaben ab, die Unwahrscheinlichkeit der projectirten Rettung ihm vorstellend. „Wirthschafte nur wenigstens nicht wie ein Toller auf dem Horne herum,“ sprach Hakers. „Du weißt, unsere Insel hat auch ihre heimtückischen Launen. Vorm Jahre erst brach nahe am Trichter eine ganze Wand zusammen, auf der Tages zuvor noch ein lustiges Brautpaar mit einander gescherzt hatte. Sieh her! die Loose sind weit und tief. Dieses Einschlagen von Keilen erschüttert den trügerischen Fels, und wenn der Brocken inwendig hohl sein sollte, so könnte das ein gräßliches Unglück geben.“

Jans aber hörte nicht auf die Vorstellungen der Umstehenden. Wie bei Allem, was er trieb, thätig und ganz dafür eingenommen, hatte er auch jetzt nur Sinn für das heranschwimmende Schiff. Er traute sich etwas zu; denn noch immer waren ihm auch die schwierigsten Unternehmungen dieser Art geglückt, mochten sie nun zur Rettung oder zum Verderben Andrer von ihm vorgeschlagen worden sein. Vielleicht war es auch der Kitzel nach Ruhmsucht oder Aussicht auf möglichen Gewinn, wenn ihm das unerhörte Wagstück gelang.

„Schiff ahoi!“ rief er mit Donnerstimme von der Klippe hinab. „Halt Backbord, hart an Backbord! Immer Nord bei Nordost!“ Dann zu den Helgolandern gewandt: „Keilt die Taue fest, denn ohne Knax kommt die Donna doch nicht fort. 'S ist ein Spaniole, tausend Seehunde, ein gewürzduftender Spaniole!“ Und der kolossale Lootse sprang jauchzend auf, tanzte, sang und lärmte auf dem Felsen herum, als hätte er schon tausend Dublonen in der Tasche.

Mittlerweile wendete sich der Wind um ein Weniges nach Süden. „Immer härter Nord bei Nordost!“ schrie abermals Jans von der in blutrothem Wiederschein der Fackeln schimmernden Klippe. Dennoch war die Gewalt der Wogen zu mächtig, das Schiff gehorchte dem Steuer nicht, es trieb immer mehr auf die Insel zu. Die Helgolander standen sprachlos, ohnmächtig in ihrem Drange zu retten, und starrten in die weiße Fluth hinab, die nach wenigen Minuten das Fahrzeug rettungslos verschlingen mußte. Noch einmal dröhnte dumpf durch das Geheul des Windes und der Wellen ein Schuß, wie der letzte Angstruf der Verzweiflung; die Möwen klagten und umflatterten in zahllosen Schaaren die Galeasse, als wollten sie der Mannschaft Trost zusprechen bei dem gewissen Untergange. Da sprang Jans wieder an den äußersten Rand der schmalen Felsenwand. „Noch drei Keile in den Boden!“ befahl er, „und Taue darunter geschlungen, rasch! Mir die Enden! Ihr schwingt die Fackeln, ich rufe und schleudere die Taue hinunter. Wer dann geschickt zu scheitern versteht, der kann noch wie eine Meerkatze zu uns heraufkriechen.“

Jans' Anordnungen wurden abermals befolgt, aber während die Keile den felsigen Boden durchbohrten und die geschwungenen Fackeln ein wüstes, grelles Licht weit umher verbreiteten, scholl von unten herauf, wie aus dem Schooße der Erde, ein dumpfes Krachen. Instinctmäßig sprangen Alle mehrere Schritte zurück, der alte Hakers schrie mit verzweifelndem Rufe: „Jans, rette Dich!“ Aber die Mahnung kam zu spät. Die ganze Klippe, schon längst morsch und nur locker noch mit dem Rumpfe der Insel zusammenhängend, trennte sich, durch die wiederholten Schläge der eingerammten Keile erschüttert, mit einem Male krachend von dem übrigen Felsen. Jans sprang zwar auf, aber schon neigte der Fels sich zum Sturze, und riß den Lootsen hülflos mit sich in die Tiefe hinab. Eine Zeit lang sah man nichts, als einen Dunst von röthlichem Staub, von unten herauf brüllte die See, daß alle Anwesende ein namenloses Grauen ergriff, die Fluth schäumte berghoch auf und schleuderte, vom Druck der ungeheuren Felsmasse erfaßt, Woge auf Woge zurück ins offene Meer. — Dieses Ereigniß rettete die Galeasse. Die rückwärts rollende Brandung gab dem Schiffe eine andere Wendung und brachte es aus dem Bereiche der Klippen. Schnell setzte der Kauffahrer ein Paar Segel auf, da der Sturm etwas nachgelassen hatte, und zog, obwohl in seinem ganzen Bau erzitternd, stolz an Helgoland vorüber.

„Armer Jans,“ sprach Hakers nach der ersten Bestürzung, „Dir ist nicht mehr zu helfen. Dein Andenken soll aber nicht vergessen werden. Kinder und Kindeskinder sollen sich Deiner erinnern und Deines Muthes. Fortan heiße diese Klippe Selge Hörn.“

Alle Helgolander bestätigten die Klippentaufe, und wenn ein Fremder sich um die Insel fahren läßt und die zerborstenen Felszacken auf sich herabdrohen sieht, so legt der Lootse sein Ruder in den Nachen, deutet nach der steilen Klippe und spricht: „Dat is Selge Hörn,“ zu deutsch: „des Seligen Horn.“ Und wer den Helgolandern, ohne neugierig oder zudringlich zu erscheinen, beizukommen versteht, dem wird der Grund dieser Benennung nicht lange verschwiegen; denn auch der Helgolander ist eitel. —

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Physiognomisches, neue Bauten.]

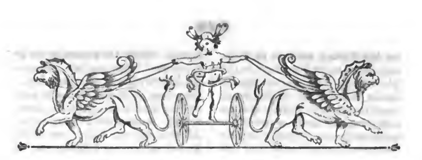
Immer mehr und mehr streift diese alte Hansestadt ihr ehemaliges, mit niederlandischen Elementen so stark gefärbtes, reichsstädtisches Gewand von ihren Gebäuden wie von ihren Bewohnern ab, obwohl sie wohl nie ganz diesen durch eine Reihe von Jahrhunderten ihr so tief eingedrückten Charakter verlieren und das Pradicat einer schönen Stadt jemals für sich in Anspruch nehmen möchte. Aber Hamburg ist doch ohne Widerstreit in einem lebhaften und erfolgreichen Streben nach einer heiteren Form und einer größeren geistigen Lebendigkeit und Regsamkeit begriffen, das schon gegenwartig schöne Früchte getragen hat und in Zukunft noch ein Mehreres verheißt. Zahlreiche finstre Häuser der Vorzeit, ja selbst ganze Straßen, weichen, wie die Perücken der hiesigen Geistlichkeit, diesem Streben und machen freundlicheren, dem lichten Geschmacke unserer Zeit mehr entsprechenden Gebäuden Platz. Betrachtet man alle diese Neuerungen und wie nicht allein die Steine, sondern auch die Menschen sich hier verändern, so muß man wirklich befürchten, jene alte so originelle hamburgische Race unter den mächtigen Einflüssen der unsere Zeit erregenden Ideen und der hier unausgesetzt Statt findenden Einwanderung neuer Bürger bald gänzlich dahinschwinden zu sehen. Mit dem Aussterben dieser Menschengattung geht freilich für die hiesige Gesellschaft viele Soliditat und Ehrlichkeit, viele Geradsinnigkeit und Frömmigkeit mit verloren, aber auf der anderen Seite wird auch wiederum eine solche Masse von Geistesdumpfheit und Geistesrohheit, von Phlegma und Materialismus dadurch zu Grabe getragen, daß man im Ganzen wegen dieses Verlustes ihr nur Glück wünschen kann und die hiesige Civilisation sich dadurch einer großen widerstrebenden Macht endlich entledigt sehen möchte. Nur sehr wenige ganz ungetrübte Elemente der reichsstadtischen Vorzeit dürften sich hier noch bemerklich machen, und nur die Verfas-

fung, für die der Hamburger im Allgemeinen, sei es aus alter Dankbarkeit und aus historischen Erinnerungen, oder weil er wirklich an ihre absolute Vortrefflichkeit glaubt, eine große Vorliebe zeigt — ist hier noch rein traditionell und hat ihre Formen fast noch treuer zu bewahren gewußt, als die chinesische Verfassung die ihrigen. Sinecuren im Gewande von öffentlichen Aemtern, Aristokratismus der Geburt wie des Geldes in Besetzung der wichtigsten Staatsstellen, und vor allem ein den Vatican fast beschämender Nepotismus, sind hier noch immer sehr beliebt und erfreuen sich einer allen Glauben übersteigenden Toleranz. Ich könnte zur Erhärtung des Gesagten viele Belege beibringen, und wie ein sehr hochgestellter Mann durch seine Erhebung zugleich die Versorgung seiner zahlreichen Verwandten begründete. Man lachte, man witzelte, aber man nahm keinen Anstoß daran, und auch Ersteres wäre wahrscheinlich unterblieben, wenn nicht zufällig dieser Mann eine etwas zu ausgebreitete Vetterschaft gehabt und die verwandtschaftliche Camaraderie fast die Hälfte der öffentlichen Bedienungen für gute Preise erklärt hätte. Zwischen Alt- und Neu-Hamburg bildet die französische Occupation, oder wie man hier a potiori dieselbe benennt, die Belagerung, die Scheidewand. Die Belagerung ist für die Geschichte Hamburgs ungefähr dasselbe, was für die Universalgeschichte der europäischen Menschheit die Völkerwanderung ist. Gleich dieser begrub auch jene eine alte Welt, um eine neue aus ihren Trümmern entstehen zu lassen. „Vor und nach der Belagerung" sind daher zwei zur Bezeichnung der hiesigen Verhältnisse höchst nothwendige Worte. Vor der Belagerung war der Charakter Hamburgs ein mit vielen niederländischen Ingredienzien versetzter reichsstädtischer, nach der Belagerung bietet es uns das Schauspiel eines gegen diesen Charakter vornehmlich unter den Feldzeichen Englands geführten Kampfes dar, der gegenwärtig, wie gesagt, wenig mehr von den alten Zuständen übrig gelassen hat. Die Anglomanie geht hier so weit, wie sie außer England überhaupt nur ein Volk treiben kann, wenn es nicht ganz seine Nationalität dabei einbüßen will, und Hamburg gibt noch um vieles mehr einen Stapelplatz für englische Sitten, als für englische Waaren ab; es gehört zur Hälfte England und über dessen Sprache wird zuweilen die einheimische vergessen, wenigstens habe ich mehrere Engländer gekannt, die sich darüber beschwerten, in Hamburg nicht deutsch lernen zu können, weil sie überall in ihrer Muttersprache angeredet würden, und sich deshalb nach einem andern Aufenthaltsorte umsehen mußten. Noch in weit größerem Maaßstabe, als Hamburg sich verjüngt, vergrößert es sich, und ein großer, um nicht zu sagen, der größte Theil dieser Stadt, liegt schon außerhalb der Walle, wenn anders dieser sterile Name für den Raum paßt, der sich mit seinen Bäumen und Blumen wie ein grünes Eden um jene gewaltige, in Dünste eingehüllte Steinmasse der eigentlichen Stadt schlingt. Hamburg scheint ein ungeheurer Steinpolyp zu sein, der seine aus Häusern gebildeten Fangarme weit in die Gegend hineinsteckt, um alles Nahgelegene damit zu packen und zu einem Theile seiner selbst zu machen. Chausseen sind die Approchen und Laufgräben, der es sich zu diesem friedlichen Eroberungen bedient, ihnen folgen bald Häuser nach, eine Straße bildet sich, und die Vereinigung sieht sich bewerkstelligt. —

Hamburg hat bekanntlich eben so wenig einen Ueberfluß an schönen öffentlichen Gebäuden, wie an derartigen öffentlichen Plätzen, und nehmen wir das riesige, seiner Bestimmung gewiß so sehr entsprechende Krankenhaus außerhalb der Stadt etwa davon aus, so scheint die schöne Baukunst es gerade nicht zu sein, die hier die öffentlichen Gebäude in neuerer Zeit aufgeführt hat. Das Schauspielhaus ist eine längst besprochene und abgesprochene Erscheinung, und ich will nicht auf selbiges hier wieder zurückkommen, und seine äußerliche Verdammung aus ästhetischem Gesichtspuncte abermals aussprechen, wie es schon früher so häufig von andern einsichtsvolleren Leuten geschehen ist. Jetzt gerade beschäftigt man sich wiederum mit zwei öffentlichen Bauten, mit dem Bau einer neuen Börse und dem einer gelehrten Schule, des sogenannten Johanneums; wovon der erstere erst recht begonnen, der letztere bereits vollendet ist. Der Bau einer neuen Börse, die diese opulente Handelsstadt in allen ihren Einzelnheiten würdig vertrete, stieß gleich anfangs auf kaum zu beseitigende Schwierigkeiten, da man durchaus keinen schicklichen Platz für sie auffinden konnte. Endlich mußte die öffentliche Dankbarkeit den materiellen Interessen der Gegenwart weichen, und der mit dem erst vor wenigen Jahren unter vielen Reden und Feierlichkeiten eingeweihten Denkmale des Grafen Adolph von Holstein geschmückte, so unansehnliche Adolfsplatz, wurde als der Raum bezeichnet, der diesen Markt des Lebens statt seiner früheren Kirche tragen sollte. Diesen kleinen Platz schlossen nämlich vormals die in Folge eines Gelübdes des gedachten Grafen errichteten Mauern der alten Maria-Magdalena-Kirche ein, worin derselbe nach glücklich vollbrachter Befreiung Holsteins und Hamburgs von der dänischen Herrschaft seine erste Messe las. Wenn nun auch diese an sich so unschickliche und einen kaum begonnenen Act der Dankbarkeit so rasch unterbrechende Wahl durch die so beengte Localität Hamburgs eine hinreichende Entschuldigung findet, und dieser mit ehemaliger Frömmigkeit und Theologie gedüngte Boden gewiß die kaufmännischen Speculationen im geringsten nicht beeinträchtigen wird, so dürfte trotz aller Abbrechungen der benachbarten Gebäude doch dieser Platz noch immer viel zu klein bleiben, um auf diesen Bau eine genügende Fernsicht zu eröffnen. Ueber die Beschaffenheit des Gebäudes selbst, kann man sich noch keine rechte Vorstellung machen, und es muß daher bei dem Uneingeweihten noch dahingestellt bleiben, ob diese neue Börse sich aus dem Plane eines einzigen Baukünstlers, oder, wie es früher hieß, aus einer Compilation mehrerer desfalls eingesandter Risse erheben wird; möchte auch ersteres aus leicht ersichtlichen Gründen entschieden den Vorzug verdienen, und nur so dieses Gebäude befähigt werden, ein harmonisches, eine einzige große Idee repräsentirendes Ganze abzugeben und mit dem Auge des Beschauers eine deutliche steinerne Sprache zu sprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 230. — den 23. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rußland und die Ostseeprovinzen.

(Fortsetzung.)

Und überall wundergleiche Erfolge! Im unwirthbaren Norden, unter Sümpfen, mitten in einer Wüste, wo die Natur alle Bedingungen der Größe versagte, entstand Petersburg; unter dem 60sten Grade gelegen, in der Nähe feuchter und kalter Seen, von unfruchtbaren, ungesunden Moorstrecken umgeben, wo kein Frühling ist, wo die Sonne nicht scheint, wo kein Apfelbaum fortkommt, wo ewige Winde blasen, wo das Leben eine Last war und nur elende Fischer ein sieches Dasein fristeten, ist Petersburg eine prächtige, genußreiche Weltstadt geworden. Petersburg hat dazu nur ein Jahrhundert gebraucht, Odessa ist seit Menschengedenken angelegt worden. Odessa hatte keinen Hafen; er mußte erst künstlich geschaffen werden; kein Fluß, der es mit dem Innern verbände, die Gegend eine verbrannte Steppe, wo ewiger Staub wirbelt, wo kein Baum grünt, wo die Heuschrecken in verwüstenden Schaaren nahen. Odessa ist durch die Dardanellen geschlossen, Petersburg durch den Sund. Einen großen Theil des Jahres ist die Schiffahrt auf dem gefährlichen schwarzen Meere wegen der Stürme, auf dem baltischen wegen der Stürme und des Eises unmöglich. Und dennoch und troz all dem, welcher Handel, welche Pracht, welcher Reichthum! Dampfwagen gleiten über Eisenbahnen, Linienschiffe laufen von Stapel, Paläste und Magazine strahlen von Gasflammen, die Sontag singt, die Taglioni tanzt, Humboldt reist. In der Eremitage hängen Claude Lorrain und Murillo, Sanskrit und mongolische Literatur finden ein eifriges Studium, tropische Pflanzen blühen in botanischen Gärten, in reichen Sternwarten stehen Refractoren. Garden zu Fuß und zu Pferde glänzen in Scharlach, Gold und Silber, russische Schiffe umsegeln die Welt, russische Maler studiren in Rom, alle Höfe umzieht die russische Diplomatie mit feinem Gewebe, russische gelehrte Reisende bestimmen die Barometerhöhe des caspischen und schwarzen Meeres. Und in demselben Lande hezte Iwan II., der Zeitgenosse Heinrich's IV. von Frankreich, Bären unter das versammelte Volk, und ließ den Vätern oder Söhnen der Zerrissenen Geld austheilen, mit dem tröstenden Zusaz, der Czar und sein Hof hätten sich an dem Anblicke recht wohl ergezt. In demselben Lande war es vor anderthalb Jahrhunderten bei Lebensstrafe verboten, sich ins Ausland zu begeben. Im demselben Lande befahl Katharina I. durch einen Ukas den russischen Damen, sich des Branntweins zu enthalten, den russischen Herren, sich nicht vor 9 Uhr Abends zu betrinken!

„Die Gesittung," sagte Peter der Große in einer Rede, die er 1714 in Petersburg auf der Schiffswerft hielt, „die Gesittung ist von Griechenland ausgegangen. Vielleicht wird sie aus Deutschland, Frankreich und England, wo sie jetzt wohnt, einst zu uns Russen herüberziehen, um von hier wieder nach Griechenland zurückzukehren." — Nach Griechenland zurückkehren! Vielleicht im Gefolge der russischen Waffen! — Wer möchte nicht das schöne Constantinopel besitzen? Drei Welttheile hal-

ten es huldigend auf ihren Schilden, und wenn der Monat Mai, wie Logau singt, ein Kuß ist, den Himmel und Erde sich geben, so ist Constantinopel der Kuß Asiens und Europas, denn in dem Bosporus, dem lieblichen Flusse, spiegeln sich die Platanen des Serails und die Cypressen Skutaris. Dorthin führt die Strömung der Wasser von den Küsten Tauriens; dorthin segelten schon im 10. Jahrhundert Oleg und Igor mit verwüstenden Flotten; und dort wird einst, wie eine türkische Sage lehrt, ein nordischer Eroberer auf die Gräber der Gerechten seinen unheiligen Fuß setzen.

Eine allgemeine Sehnsucht zieht die nordischen Völker nach Süden. In Constantinopel sind die Schätze, die Genüsse, die wollüstigen Bäder des Morgenlandes. Dort ist das milde Land des Oelbaums, des Mais, der Seide, der Baumwolle, des Weines, der Waffen und Rosse, der Perlen und Rosen.

Russische Officiere haben in der Morgenfrühe Boden und Befestigungen Constantinopels aufgenommen; andere Officiere haben nach Wegen durch die Tatarei forschen müssen; Karten Persiens hängen im auswärtigen Cabinet zu St. Petersburg. Wenn die Pläne reifen, wenn Constantinopel russisch ist, dann hat eine neue Offenbarung der Geschichte begonnen.

Es ist eine ernste Angelegenheit, dies russische Volk und seinen geistigen und sittlichen Zustand zu begreifen. Deutschland hat die Russen nur auf kriegerischen Durchzügen in der Nähe gesehen, und doch gibt es, wie ein geistreicher Schriftsteller sagt, keine für die Völker weniger ehrenvolle Repräsentation, als durch ihre stehenden Heere. Rußland besitzt einige deutsche Provinzen, und hier lassen sich lehrreiche Beobachtungen über den großen Unterschied der russischen und deutschen Volksthümlichkeit anstellen. Liefland, Esthland und Kurland sind deutsche Ansiedelungen, gleich allen Ländern jenseit der Elbe, welche ebenfalls erst später durch Unterjochung der Slaven für Deutschland gewonnen wurden. Deutschlands Mittelpunct rückte immer weiter nach Osten; Lothringen, Elsaß, Niederlande und Schweiz rissen sich ab, und wenn jetzt eine Reichsversammlung zu Speier oder Worms gehalten werden sollte, an welchem Ende, in welcher Ecke des Landes wäre es? Die Bevölkerung Schlesiens und Preußens, die zur Hälfte slavische Bestandtheile enthält, ist nicht so reinen Blutes, als die Bewohner der russischen Ostseeprovinzen, die mit unterdrückten Ureinwohnern nicht zusammenschmolzen. Aber eben weil sie blos herrschten, fehlte ihren Staaten die Grundlage. Inmitten streitender Nachbarn gelegen, wurden diese Länder der Schauplatz verwüstender Kriege; sie wurden die Beute des Einen und des Andern. Walter von Plettenberg, der große liefländische Heermeister, schlug zwar mit geringem Volke in zwei gefeierten Schlachten den Moskowiter, aber diese vorübergehende Kraft rieb sich um so mehr auf, als Ritterschaft, Bischöfe und Städte in Zwietracht und Fehde standen. Nachdem Liefland lange in verzweiflungsvollen Kämpfen mit den Russen, von diesen unmenschlichen Feinden mit Feuer und Schwert war durchzogen worden (Iwan Wasiljewitsch schleppte z. B. sämmtliche Einwohner Dorpats ins Innere seines Reiches), nachdem es polnisch und schwedisch gewesen, wurde es mit Esthland endlich durch Peter I. eine bleibende Eroberung Rußlands. Kurland erhielt sich bis vor einem halben Jahrhundert unabhängig, und hat noch jetzt eine bestimmtere Physiognomie. Es blühte unter seinen Herzogen durch Wohlstand, Handel und Verbindungen. Herzog Jakob, Pathe Jakob I. von England, Schwager des großen Kurfürsten, stiftete eine Colonie auf Tabago, und hielt zu Mitau einen glänzenden Hof mit Marstall und italienischer Oper. Kurland besaß eine Seemacht, und ein blühender, weise gepflegter Handel gab dem Ländchen einen Reichthum, der noch jetzt nicht ganz zerflossen ist. Leider war das Band mit Brandenburg nicht innig genug, leider hatte der deutsche Orden, als sich die Schwertbrüder in Liefland mit ihm vereinigten, selbst nicht stützende Kraft genug, als daß sich die Ostseeprovinzen, einem würdigen Geschick entgegengeführt, dem großen deutschen Staate an der Ostsee, der sich allmälig bildete, und dem sie naturgemäß angehörten, hätten anschließen können. Deutschland, im Westen seine edelsten Glieder aufgebend, innerlich zerrüttet, that nichts zur Erhaltung seiner Glieder im Osten.

Die Ostseeprovinzen haben sich unter russischer Herrschaft keineswegs gehoben. Die Leibeigenschaft, ein Erbstück mittelalterlichen Glaubenseifers, hielt bis vorgestern den Ackerbau zurück. Sie wurde unter Kaiser Alexander aufgehoben, und hier zeigte sich, daß die allmächtige Selbstherrschaft zuweilen höchst wohlthätig werden kann. Die Aristokratie wagte gegen eine Maßregel der Befreiung und Menschlichkeit, die sie verabscheute, keinen Widerstand; sie gab lächelnd selbst die Hand dazu, und scheinbar einverstanden, suchte sie so viel zu retten und so wenig zu gewähren als möglich. Die Leibeignen wurden kopfsteuerpflichtige Fröhner. Die Befreiung hat bis jetzt nicht die auffallenden Früchte getragen, die man erwartete. Denn welches Geschlecht empfängt die Freiheit aus den Händen der Unterdrückung, die Jahrhunderte gedauert? Und welches Unheil muß es bringen, zwei Bevölkerungen

verschiedenen Stammes, neben oder vielmehr unter und über einander bestehend? Auch die Städte haben keinen großen Aufschwung nehmen können. Der Ostseehandel überhaupt hat seine Bedeutung verloren, seitdem die Schifffahrt immer mehr die ganze Welt umfaßt. America und Australien liefern, was sonst die Ostseeländer ausgeführt. Vor allem aber hat die Vergrößerung und unverhüllte Begünstigung Petersburgs, das jetzt ein mächtiger Anziehungspunct wurde, Riga und die kleinern Ostseehäfen im Innersten verwundet. Indem die Provinzen zu Rußland kamen, mußten sie in der Zoll- und Handelsgesetzgebung, in Beschränkungen und Verboten dem Interesse Rußlands dienen; es gibt Artikel, die Riga wohlfeiler über Petersburg bezieht. Der Handel Revals wurde systematisch nach der Hauptstadt geleitet, und der dortige schöne Hafen für die Kriegsflotte benutzt. Petersburg zog nicht blos den Reichthum an sich, es saugt auch alle edlen geistigen Kräfte, das Salz und Mark aus den Provinzen, die an Erwerb und Aussichten so arm sind, und versetzt sie in seine Nähe und verwendet sie. Der dortige Adel sendet seine Söhne frühzeitig in die Garde, in die Armee, der Bürgerstand liefert drei Viertheile seiner männlichen Jugend als Aerzte und Gelehrte an ganz Rußland. Jene kehren oft, des Kriegsdienstes müde, nach Hause zurück, und widmen sich dem Landbau auf ihren Gütern. Aber wie kehren sie zurück! Die schönsten Jahre der Jugend und das Geld der Heimath sind verschwendet. Das russische Heer war eine schlimme Schule: arm an wissenschaftlicher Bildung und diese verachtend, führten sie dort in geistiger Oede oder gedankenloser Genußsucht ein unstetes und äußern Obliegenheiten gewidmetes Leben. Eine kostbare und mühselige Erziehung zu sparen, werden viele der adeligen Knaben in russische Cadettencorps gesteckt: diese werden in Sprache und Sitten, Meinungen und Neigungen völlige Russen, und eignen sich die Grundsätze der Dienstbarkeit, des Zwanges und der Menschenverachtung schon früh an. Das Knabenalter ist biegsam, und in den Corps ist alles Zwang, alles äußere Form; geheime Laster schleichen unter den Knabenregimentern, die im zartesten Alter, im Alter harmloser Freude, wo die Phantasie so beweglich ist, und das eine so herablassende Behandlung verlangt, in Uniformen stecken, in geschlossenen Gliedern aufmarschiren und seelenlosen militairischen Unterricht empfangen. Die deutsche Ueberlegenheit bewährt sich im russischen Staatsdienste aufs glänzendste. Schon das Ausland hat die große Zahl deutscher Namen in den Reihen der russischen Generale, in allen Ministerien, im diplomatischen Personal u. s. w. bemerkt. Die meisten Aemter, wo es auf Kopf und Wissen, auf ehrenfeste Gesinnung ankommt, sind von Deutschen besetzt. In der Hauptstadt sind alle Aerzte, die meisten Lehrer, fast alle Handwerker, ein großer Theil der Kaufleute Deutsche; der russische Kaufmann weiß seine Waare nicht besser anzupreisen, als indem er versichert: Deutsche Arbeit; die Großen wählen selten Russen zu Hauslehrern, von deren gründlichem Wissen und treuer Pflichterfüllung sie nicht die beste Meinung hegen; sogar deutsche Mägde und Kinderwärterinnen werden aus den Ostseeprovinzen verschrieben, weil recht- und willenlose Leibeigene nicht einmal taugliche Bedienten abgeben. Trotz dieser Anerkennung der deutschen Ueberlegenheit, die sich auch durch Aufnahme zahlreicher deutscher Wörter in die russische Sprache bethätigt, gibt es in Rußland eine starke nationale Partei, die das Ausland und also besonders die Deutschen anfeindet. Der alte Moskovitismus, den Peter der Große starken Geistes besiegt, hat in der letzten Zeit sein Haupt erhoben. Es ist merkwürdig, wie wenig Peter der Große eigentlicher Volksheld im Gemüthe und auf den Lippen der Russen ist, eine Ehre, die z. B. Suwarow viel mehr widerfahren ist. Noch Katharina II. setzte ihrem großen Vorgänger ein Standbild; unter Alexander, diesem milden europäischen Fürsten, wurden die Deutschen nach Verdienst gewürdigt, aber die russische Partei regte sich und äußerte verschiedentlich ihr Mißvergnügen. Schon unter der Kaiserin Anna hatte eine Verschwörung zum Zweck, alle Deutschen in Rußland zu ermorden, die in einem ähnlichen Verhältniß standen, wie die Griechen zu den Römern in den letzten Zeiten der Republik. Jermolow, ein roher Mensch, aber von den Russen hochverehrt, derselbe, der als Befehlshaber in Tiflis bei jedem Spaziergang, den er Abends aus den Thoren machte, einen Tscherkessen hängen sehen mußte, sagte dem Kaiser Alexander, als dieser ihm eine Gnade gewähren wollte: „Herr, macht mich zum Deutschen!" Ein anderes Mal trat er ins Vorzimmer des Kaisers, wo eine Menge Offiziere versammelt waren, und wandte sich zu diesen mit der Frage: Spricht einer der Herren Russisch? — Die russische Partei ist jetzt am Ruder, sie ist es, die jetzt die Regierungshandlungen eingibt. Noch vor der Julirevolution wurde von der Liste mehrer Personen, die zum Gesandtschaftsposten in Konstantinopel vorgeschlagen wurden, ein Name, unter dem unwilligen Ausruf: ein Deutscher! gestrichen. Die Wirkungen des ausländischen Liberalismus fürchtend, begann man die altrussischen Elemente hervorzuziehen, weil diese den Gegensatz dazu bildeten. Man begünstigte die griechische

Kirche und den altslavonischen Geisteszwang. Gottlosigkeit bildete den Namen für manches schwerbestrafte Verbrechen. Es erschien das Gesetz, jeder Knabe solle wenigstens bis zum 18ten Jahre im Inlande erzogen werden, wenn er nicht die Befähigung zum Staatsdienst verlieren wolle. Dieses Gebot kann nur gewürdigt werden, wenn man den Zustand der russischen Unterrichtsanstalten in Erwägung zieht. Es ist jetzt jedem Adeligen verboten, länger als fünf, jedem Bürgerlichen länger als drei Jahre im Auslande zu bleiben, wenn nicht im Uebertretungsfalle auf das Vermögen Beschlag gelegt werden soll. Ferner ist das Gesetz eingeschärft, daß keiner über seinen Stand hinaus Kenntnisse erwerben solle. Das Heer ist mehr wie je die Stütze der Macht und Inhaber aller Ehre. Die Begünstigung der Wissenschaften war immer nur ein Luxus, der zum Glanze des Hofes und der Residenz beitrug.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Beschl.)

[Neue Bauten, der Sommer.]

Noch weit weniger, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen, dürfte der für das Schulgebäude auserkorene Platz ein geeigneter sein, und diese gelehrte Anstalt scheint ganz ihrer unbewußt, einen wahren Vandalismus gegen alle historischen Erinnerungen auszuüben und einen Vernichtungskrieg gegen sie begonnen zu haben. Mußte nämlich, ihr vornämlich zu Gefallen die dem Mittelalter angehörige und in ihren gothischen Formen so ansprechende Johanniskirche vor einigen Jahren abgebrochen werden, weil sie dem Schulgebäude alle Luft und Sonne entzog, so nimmt sie jetzt sogar auf ihrem neuen Standorte den an alten Erinnerungen so reichen Domplatz ein und verstümmelt so auf eine unbarmherzige Weise diesen in mancherlei Beziehung schönsten Raum der Stadt. Ueber diesen großen, luftigen Platz wölbten sich einst die weiten Hallen der ehrwürdigen Domkirche, der Kathedrale des Nordens, und von diesem Puncte gingen die Sendboten des Christenthums aus und verbreiteten die Lehren desselben über den heidnischen Norden. Hier waren die ersten Anfänge der Stadt, um diesen Platz herum stand Hamburgs Wiege, in der es den Traum seiner nachmaligen Größe und Herrlichkeit träumte, und keine leere Phrase ist es, sagt man, daß jeder Fuß Landes hier eine Geschichte enthält und man bei jedem Schritte auf eine Begebenheit der Vorzeit tritt.

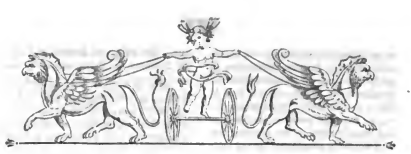
Es wäre gewiß erfreulich gewesen, wenn dieser freie Raum unverkümmert Hamburg erhalten wäre, wenn Baumreihen ihn durchzögen und ein passendes Monument an seine ehemalige Bedeutsamkeit erinnert und seine Geschichte der Nachwelt überliefert hätte! Wie jetzt die Sachen stehen, können wir nur den frommen Wunsch hegen, daß diese gelehrte Anstalt eben so kräftig und entschieden den veralteten Ansichten vergangener Zeiten entgegentrete, wie sie durch ihre Lage den alten historischen Erinnerungen entgegengetreten ist, und daß in ihren Mauern die große Unterrichtsfrage der Zeit zu Gunsten einer gemäßigten Reform sich beantwortet sehe.

Der Sommer pflegt Hamburg stets mit vielen interessanten Novitäten zu beschenken und das schaulustige Publikum findet dann immer seine Rechnung, aber der vergangene Sommer zeichnete sich durch die Menge und Güte seiner derartigen Gaben vor seinen Vorgängern sehr vortheilhaft aus. Die treffliche Tourniaire'sche Kunstreitergesellschaft mit ihren afrikanischen Bestandtheilen, den Beduinen; die van Aken'sche Menagerie, die Wandsbeck-Hamburger Rennen, und ganz vorzüglich das Auftreten der Taglioni auf hiesiger Bühne gaben der diesjährigen Sommersaison viel Ausgezeichnetes. Was den noch tief in den Herbst hinein hier weilende van Aken mit seiner exotischen Gesellschaft betrifft, so wäre diese reiche Sammlung gewiß manchem viel interessanter und sehenswürdiger gewesen, wenn nicht so viele wilde Mitglieder derselben einen zu großen Firniß von Dressur und selbst von einer gewissen Civilisation an sich getragen hätten. Statt die Natur in ihrer Kraft und Wildheit zu bewundern, mußte man hier oftmals nur die Macht und die Kunst seiner eigenen Gattung anstaunen. Einige seinsollende Repräsentanten der afrikanischen Wildniß erblickten selbst das Licht der Welt in Hamburg und zeigten uns aus ihrer Löwenhülle gar alte wohlbekannte Gesichter. Sie glichen nur wenig jenem „Wüstenkönig" der Freiligrath'schen Muse und sahen eben so wenig die Palmen und den heißen Sand der tropischen Zone, wie jener Tiger dort mit seiner affectirten Wildheit jemals im Gangesschilfe zum Morde niederkauerte. Jack ist die Miniaturausgabe eines Elephanten, er würde sich nur schlecht und hülflos in dem Banianenwalde ausnehmen und die engen Räume einer hölzernen Bude grenzten die armen Bedürfnisse seines Lebens ab. Die Mitglieder einer solchen Menagerie gleichen nur zu sehr Treibhauspflanzen, die als verfärbte und verkrüppelte Exemplare der Wirklichkeit nur ein sehr schwaches Abbild zu geben vermögen von den Gestalten, die draußen wandeln.

„Von all' dem glänzenden Geleite, wer harret liebend hier noch aus?" Demoiselle Löwe, und es heißt sogar, daß diese gediegene Künstlerin für die hiesige Bühne auf längere Zeit gewonnen ist, und ihre beabsichtigte Kunstreise nach Paris, vorläufig wenigstens, noch aufgeben wird. Sollte dies der Fall sein, so müßte man zu dieser schätzbaren Acquisition der an scenischen Talenten eben nicht übereichen hiesigen Bühne sogleich Glück wünschen. Der schon in die Nebel der Vergangenheit sich verlierenden Erscheinung der fingirten Bajadere wird wahrscheinlich bald die der achten folgen, und wenn ein bekannter sehr achtungswerther Literat trotz der eigenen Begeisterung über die ihr beigelegten „welthistorischen" Beine stolperte und dafür orientalische Ausdrücke verlangte, so werden selbige bei dem zu erwartenden Auftreten dieser heiligen Leiber gewiß auch nicht mangeln und dann recht an ihrem Platze sein.

E. C.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **231.** — den 24. November 1838.

Redacteur: **Dr. F. G. Kühne.** Verleger: **Leopold Voß.**

Rußland und die Ostseeprovinzen.

(Beschluß).

Sogar den Unterrichtsanstalten, den Universitäten und Schulen wurden Soldaten vorgesetzt, alle Behorden, alle Schulen bis auf die jüngsten Zöglinge hinab, sogar die Hauslehrer wurden in Uniform gesteckt. Strenge Kriegszucht, die Beobachtung der Form gilt bis in die Aeußerung jeder geistigen Thätigkeit, bis in die Hallen der Wissenschaft, bis an den häuslichen Heerd, bis in das Kindesalter. Die militärische Subordination, in dem Heere selbst aufs Aeußerste getrieben, erstreckt sich auf jedes Abhängigkeitsverhältniß, der Niedere ist des Obern willenloser Knecht und es bleibt ihm kein Mittel rechtmäßigen Widerstandes. Dies ist an Rußland ganz orientalisch. Auch geht das Bestreben dahin, die ganze Völkermasse des Reiches durch Unterdrückung der Volksthümlichkeiten zur Gleichförmigkeit zu bringen oder mit andern Worten alle Provinzen russisch zu machen. Dies geschah nicht blos in Polen, sondern auch in den deutschen Ostseeländern. Die Erlernung des Russischen wird überall unerlaßliche Bedingung. Die Zahl der Unterrichtsstunden für diese Sprache auf den Schulen dieser Länder wurde vermehrt, ja es wurde von jedem Lehrer verlangt, daß er in einer bestimmten Frist seine Wissenschaft russisch vortragen könne. Mehrere Schulen erhielten russische Offiziere zu Vorstehern. Die Universität Dorpat, die liberale Stiftung Alexander's, die durch Pflege der Wissenschaft auch in Deutschland in Achtung steht und in Rußland mit einer gewissen ehrenvollen Scheu genannt wird, und die das alles nur ist, weil sie deutsch ist, wurde einem Generallieutenant übergeben, unter dessen Leitung die militärische Abrichtung Schritt für Schritt vor sich ging. Auch die lutherische Kirche lief Gefahr, von der griechischen überflügelt zu werden. Auch die griechische Kirche hat das eigensüchtige Gesetz aufgestellt, daß die Kinder jeder gemischten Ehe griechische Christen sind. Daraus folgt, daß viele liefländische Familien, sonst deutsch geblieben, russischer Religion sind. Die Regierung sah dies gern. Es wurde mit großem Aufwand ein griechischer Bischof in Riga eingesetzt und die lutherische Kirche erhielt durch eine Commission in Petersburg eine neue Agende, durch die sie der griechischen genähert wurde. Diese Kirchenordnung wurde aus dem Russischen übersetzt und Russen hatten Bestimmungen daran gemacht. An die Stelle des alten Rechtes, der alten germanischen Geltungen trat der Swod, ein ungeheures Gesetzbuch, das eine noch etwas verwirrte Sammlung kaiserlicher Ukasen enthält.

In jeder Hinsicht treten sich das germanische und das russische Element scharf entgegen; selbst in der Physis. Die russischen Ebenen konnen kein selbstständiges, nicht einmal ein eigenthümliches Volk dulden; Oesterreich vermag es, Rußland nicht, nicht einmal die Verschiedenheiten der Provinzen bleiben hier gültig. Gebirge nähren den Sinn der Unabhängigkeit, den kühnen Trotz und Stolz; Felsen, Abgründe und Schluchten sind die Zukunft der Unterdrückten und dort stählt sich die Kraft des Mannes.

In Rußland, wie in China, auf unendlichen, von trägen Flüssen durchzogenen Ebenen, sank die Bevölkerung in weiter Ferne unter die Monotonie der Alleinherrschaft und wie die Natur gleichförmig ist, schmolz auch das Volk zu einer großen Masse in der Hand eines weitreichenden Gebieters zusammen, die Deutschen verehrten von jeher die Unabhängigkeit und freie Absonderung des Einzelnen und vielleicht zu sehr; Deutschland zersplitterte sich; die Slaven, leicht zu unterjochen und zusammen zu häufen, bildeten selbst da, wo sie mit Deutschen vermischt waren, das Gebiet eines Gewaltigen. Slave und Sklave sind zwei Wörter desselben Ursprungs. Diese Bestimmung zur Knechtschaft, die durch lange Jahrhunderte der Geschichte geht, zeigt sich bis in die kleinsten Züge des Charakters und hat ihr den Stempel aufgedrückt. Tacitus erzählt uns von der hohen Leibesgestalt der Deutschen, magna corpora, sagt er; der Russe ist meist von kleinem stämmigem Wuchse, es ist als ob er das Haupt nicht frei zu tragen wage, als ob er seit lange gelernt, den Nacken zu beugen. Die russische Gesichtsbildung ist unschön und plattgedrückt: es ist als ob sie durch Faustschläge ins Gesicht, die diesem Volke eigenthümlich sind, so geworden. Betrügerische Schlauheit, ausweichende Wendungen und Windungen der Falschheit, sind dem Russen in hohem Grade eigen, gleich dem Griechen und Juden, gleich allen lange in Sklaverei gehaltenen Völkern. Denn wie der freie Mann die offene That und das zürnende Selbstgefühl der Beleidigung entgegensetzt, so bleibt dem Unterdrückten kein Hilfsmittel gegen die Gewalt, als List und Umwege. Schon die römischen Sklaven waren listig; Davus und Syrus erinnern oft an den heutigen gemeinen Russen. Damit in Uebereinstimmung besitzt der Russe viel Gewandtheit, aber auch viel wegwerfende Freundlichkeit; Gerechtigkeit und Rechtlichkeit sind unter diesem Volke meist leere Klänge; und so wie selten Einer Treu und Glauben übt, so setzt man sie auch bei Keinem voraus. Die allgemeine Mißachtung des Rechtes, Unredlichkeit und Bestechlichkeit ist keine Schuld der Regierung, sondern liegt tief im Charakter des Volkes, dem das Rechtsgefühl noch völlig mangelt. In keinem Lande wird stilles Verdienst weniger Glück machen und marktschreierischer Dünkel mehr Erfolge erringen. Der Sklave lebt nur für den Genuß des Augenblickes; ohne Besitz und Rechte, ohne gesicherte Zukunft, auf langsamen Erwerb verzichtend, bleiben die Tugenden geordneten Fleißes, weiser Voraussicht und Mäßigung von ihm fern. Daher bei den Vornehmen Genußsucht und Verschwendung, Sucht nach augenblicklichem Gewinn, bei den Geringen Uebertäubung des Elends durch den Branntwein. Das Laster des Trunkes ist selbst unter Beamten und Offizieren der Armee unglaublich allgemein.

Was die russische Sitte anbetrifft, so wird man oft an Mirabeau's Ausspruch erinnert: la Russie est pourrie avant d'être mûre. Während einerseits die Rohheit noch unbezwungen ist, herrschen andrerseits alle Laster und alle Unsittlichkeiten einer verfeinerten, auf Abwege gerathenen Civilisation. Rußland hat das Unglück gehabt, mit dem Christenthum die griechische Kirche anzunehmen, wodurch es außer Verbindung mit dem westlichen Europa kam. Schon Spittler hat auseinandergesetzt, wie viel die lateinische Kirche vor der griechischen voraus hatte. Letztere besteht ganz aus illiberalen Satzungen und äußerem Formdienst. Während der leibeigene Russe in Aberglauben versunken ist, sieht in Rußland fast alles, was sich zu einiger Bildung gelangt glaubt, mit Verachtung und Spott auf die Gebräuche und Glaubensleben der Kirche herab. Ein gläubiger Russe in den höhern Ständen ist höchst selten. Ohnehin herrscht hier der Kriegerstand und diesem sind in jedem Lande Priester und Kirche verhaßt. Damit hängt die treulose Lockerheit der Familienbande in Rußland zusammen. Die Familie, die Grundlage aller Sittlichkeit, besteht in Rußland nicht, denn sie ist ohne Treue und Innigkeit.

Mann und Weib wohnen abgesondert; die Kinder kommen frühzeitig der leibeigenen Dienerschaft in die Hände, sie fürchten und scheuen die Eltern, und treten nur zuweilen ehrerbietig vor ihr Antlitz. Die Keuschheit des Weibes, ohnehin selten, würde als Mangel an Verstand, stilles Familienglück als langweilig verspottet werden. Das weibliche Geschlecht, voll eitler Leerheit und ohne weibliche Würde, hat weder die Anmuth der Französinnen, noch die Gluth der Italienerinnen, noch die Sittsamkeit der Deutschen. Weibliche Schönheit ist selten in Rußland, ist sie vorhanden, so welkt sie frühe. Die russische Frau kämpft den Tag über mit der Langenweile; nichts thuend, auf dem Divan sitzend, wird sie gewöhnlich starkbeleibt und die Gesichtszüge quellen zusammen. Unter den niedern Ständen muß die Befugniß des Herrn, seine Leibeigenen nach Gutdünken zu verheirathen, und die unbeschränkte Macht über den Leib seiner weiblichen Unterthanen, die verderblichsten Folgen für die Sittlichkeit haben. Selten ist in Rußland einem Ehebunde schwärmerische, glühende Liebe vorhergegangen: der Gefahr der Schwärmerei sind die Russen überhaupt nicht ausgesetzt, und so sind es auch in diesem Falle meist die Eltern, die nach asiatischer Sitte die Braut oder den Bräutigam aussuchen.

Fragt man nach der Stufe der Bildung, die einige Classen in Rußland erreicht, nach der Befähigung der Russen zu tiefern wissenschaftlichen Studien, so kann die Antwort nicht allgemein gegeben werden. Da die Russen, wie schon gesagt, viel Geschick und Gewandtheit besitzen, und da sie nur dem äußeren Leben zugewandt sind, so finden diejenigen Wissenschaften, die unmittelbaren Nutzen bringen, und die den Verstand beschäftigen, Technik und Mechanik, Mathematik, Physik und Chemie, hier einen günstigen Boden, obgleich auch ihnen bis jetzt in Rußland keine großen schöpferischen Kräfte entgegengekommen sind. Der Mangel höherer Seelengaben, die den Menschen zum Gott erheben, ihn mit großen Gedanken berauschen, eine heilige Flamme in ihm entzünden, hat den Russen gehindert, die Ideen der Geschichte, der Philosophie, des Rechtes u. s. w. zu begreifen und freudig zu ergreifen. Von der deutschen Philosophie geht ein Gerücht in Rußland, ja es scheint, als ob eine befreundete Richtung und ein unbefriedigtes Bedürfniß die vielfache Erkundigung nach ihr eingäbe. Aber es ist nichts als die Neugier, als die Lust an der Sonderbarkeit dieser Unbekannten. Ein Russe, der zu denen gehört, die man dort gebildet heißt, fragte einst den Schreiber dieses, welchen Einfluß Cuvier's urweltliche Entdeckungen auf die Hegel'sche Philosophie geübt hätten? — Sehr merkwürdig ist, wie wenig Anlage die Russen zur Erlernung der alten Sprachen haben; das Studium derselben, besonders der griechischen, ist ihnen lächerlich und verhaßt; selbst bei denjenigen russischen Knaben, die nach den Ostseeprovinzen geschickt werden, um dort ihre Schulbildung zu empfangen, zeigt sich in dieser Hinsicht der Unterschied des Blutes. Allerdings trägt die classische Bildung nicht zunächst Früchte für das Leben; ihre unmittelbaren Wirkungen beschränken sich auf den Kreis gelehrten Wissens. Man findet sonst, daß gerade die in Sklaverei versunkenen Völker, sobald sie zum Bewußtsein kommen, sich mit glühender Hast den Ideen der Freiheit in die Arme werfen. Nicht also bei den Russen. Ein gewisser gemeiner Sinn begleitet sie bis auf die Stufen höherer Bildung. Dann sinnen sie oft mit Bewußtsein nach Gründen der Knechtschaft: so wahr ist es, daß die Gedanken aus dem Herzen kommen. Sich dem Gebote der Kirche zu entziehen, gelingt ihnen mit leichter Anstrengung, denn dazu ist kein edles Gefühl nöthig; aber unter allen Classen herrscht eine Anbetung des weltlichen Gebotes, vor dem das Volk sich kreuzigt und auf den Bauch wirft, eine blinde Unterwerfung unter den Herrendienst, die in merkwürdigem Gegensatze zu der Nachahmung des Auslandes und zu dem Verlangen steht, sich ein feingesittetes europäisches Ansehen zu geben. Das Leben der europäischen Völker, dieses wogende Meer, hat nur die leichteste Oberfläche und die Flocken des Schaums nach Rußland hinübergesandt: die geselligen Formen des Gesprächs und Benehmens, das Rauchen, das Kartenspiel, die Kleidung, die Wagen, die Brillen und Uhren, Bayonnette und Uniformen, ja selbst Eisenbahnen und Zeitschriften. Solcher Dinge hat sich der russische Geist mit vielem Erfolge bemächtigt; fremde Sprachen spricht der Russe mit bewunderungswürdiger Aneignung; zur Nachahmung fremder Industriezweige, zur Erlernung jeder äußern Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit zeigt er die empfänglichste Anlage. Eigene Erzeugungskräfte, die erobernde Macht des Genius, scheinen ihm versagt. Man konnte in manchen dieser Züge eine gewisse Aehnlichkeit mit dem französischen Volksgeiste finden wollen. Aber mag dieser auch noch so sehr dem deutschen entgegengesezt sein, seine Grundlage ist liebenswürdig, ist edel. Das französische Volk besizt Großmuth und Gutmüthigkeit in hohem Grade, die naive Anmuth des Provençalen ist aus seiner Sitte nicht verschwunden. Es hat Empfänglichkeit für hohe Gedanken, schon in den Kreuzzügen berauschte es sich in dem regen Streben nach Idealen. Wenn es die innere Gemüthswelt nicht kennt, wenn Verderbniß herrscht, wenn es oft stille Tugenden und bescheidenes Verdienst über Glanz und Gewandtheit vergißt, und das alles bei den Russen sich wiederfindet, so ist doch nicht, wie bei den Russen, Gemeinheit die Quelle.

Die Polen, diese zweite große slavische Nation, haben in ihrer Ritterlichkeit und schwärmerischen Gluth, in ihrer Phantastik und Freiheitsliebe einen vielfach entgegengesetzten Charakter. Die hohen Gedanken und der glühende Schwung des Mickiewitz hätten in keiner russischen Seele Raum gefunden. Polen war von jeher durch die nähere Lage, durch die katholische Kirche, durch den Geist des Volkes in Europas Geschick und Bildungsgang verflochten. Es blieb frei vom Joche der Mongolen, die Rußland mehr als ein Jahrhundert daniederhielten und sich vielfältig mit russischem Blute mischten.

Mag dies alles aber auch die Bewunderung für die Russen schwächen, die Ueberzeugung von ihrer Wichtigkeit wird um so größer, ihre welterobernde Bestimmung nicht unwahrscheinlicher. Wie oft hat die Geschichte sich unwürdiger Werkzeuge zu großen Ereignissen bedient? Der Russe hat im Verkehr mit Fremden immer das Glück auf seiner Seite; das Glück ist ihm angeboren, wie Jeder finden wird, der ihn beobachten kann. Auch das russische Volk im Ganzen hat Glück. Es hat oft schwache Heerführer gehabt, die größten Fehler sind im Felde begangen worden, Gefahren und Schwierigkeiten häuften

sich, und dennoch ist es aus jedem Kriege siegend hervorgegangen. Der tückische und politische Feldzug wurden durch den Zufall des Glücks, durch ein günstiges Fallen der Würfel, an denen Tod und Leben hing, für Rußland entschieden. Derselbe Zufall sandte den harten Winter von 1812. Unaufhaltsam, von innerer Bestimmung getrieben, ging der Strom der russischen Vergrößerung fort. An der dunkeln Hand des Schicksals scheiterte jede Berechnung und die Rathschlüsse Gottes überwanden jedes Hinderniß und den Widerstand der mächtigsten geistigen Kräfte. Die friedliebendsten Fürsten, wie Alexander, der seinen Ehrgeiz nicht in kriegerischen Ruhm setzte, sahen sich durch dieses Geschick gezwungen, Eroberungen zu machen. Spittler sagte von dem glänzenden türkischen Kriege, der mit dem Frieden von Kutschuk Kainardsche endigte: man kann sich der Verwunderung nicht erwehren, wenn man den Zustand der russischen Heere und ihre Fehler ansieht, und damit das Resultat des Krieges vergleicht. Diese Worte passen auf alle folgenden Kriege. Sollte es zu einem großen Entscheidungskampfe zwischen Rußland und Europa kommen, welches wäre der Ausgang dieses furchtbaren Naturschauspiels? Auf welcher Seite würde das jugendliche Geschlecht, die neue Zeit und die mit Sprüchen des Geschicks bewaffnete Zukunft kämpfen? Sind die Völker der Civilisation alt und entnervt und gehen sie dem Untergange entgegen? Ist Rußland wirklich dem alten Rom vergleichbar, das über alle Niederlagen weg unwiderstehlich wuchs, und dessen Geschick sich fortwälzte, bis es erfüllt wurde?

Bemerken wir noch Folgendes. Die Alten sind uns noch jetzt Vorbilder in der Kunst, der Poesie, der Geschichtschreibung, dem philosophischen Denken; die unendliche Ueberlegenheit der neuern Völker besteht besonders in der Ausbildung des Verstandes. Gerade hierin zeigen sich die Russen als dem modernen Geiste aufs innigste verwandt, und alle eigentlichen Wissenschaften, die großen Erfindungen der Mechanik, der Naturkunde u. s. w., alle Grundsätze der Industrie haben in Rußland leichten Eingang und ein rasches Verständniß gefunden. Von dem Geiste des Alterthums nicht berührt, seine Kräfte nicht im Kampfe gegen die Fesseln des Mittelalters aufreibend, saugt es als ein geschicktes Gefäß das unterscheidende Wesen der neuern Bildung in schroffer Reinheit ein, und stößt alles zurück, was dieser nicht unauflöslich anhängt. Seine Kraft wird dadurch furchtbar, und gerade zur Zeit seines Wachsthums ist Europa gespalten und von Ideenkämpfen zerrüttet. Es ist ein schauerliches Gefühl, mit dem wir die immer höher anschwellende Größe Rußlands ahnen. Vor uns über der Zukunft liegt ein Nebel, aber ihre großen Umrisse gestalten sich, erkennbar und riesenhaft, dem spähenden Geiste. Der Zug der Zeit geht dorthin, diesem Zuge ist alles dienstbar, jedes Verhältniß und jede Lage der Dinge wird ihm günstig, und gegen die einmal dunkel rollende Weltgeschichte ist menschliche Macht und Voraussicht ohnmächtig.

Wir haben den russischen Charakter aus der Eigenthümlichkeit der Masse, der niedrigen Stände, hervorzuholen versucht, denn immer wird man sich an den gemeinen Mann zu halten haben, will man das Fundament eines Volkscharakters erforschen. Bei alle dem entging uns nicht die Eigenheit der höhern Stände. Mag folgendes Bild, aus dem Leben gegriffen, dies bezeugen; es entwickelt uns die Gegensätze der deutschen und russischen Natur in ihrer Unversöhnbarkeit *).

Notizen.

[Ein neues Drama von Zahlhas.]

(Brieflich aus Berlin.)

Auf der königl. Bühne in Berlin steht demnächst die Aufführung eines neuen Lustspiels von dem bekannten dramatischen Dichter J. B. von Zahlhas zu erwarten, das den Titel führt: „Ein Tag aus dem Leben Karl Stuart's II.“ und bereits vor einiger Zeit von der Intendantur angenommen wurde. Es ist ein größeres Stück in 4 Acten, das den ganzen Abend füllen und bei glücklich zu treffender Besetzung von großem Erfolg begleitet sein wird, da es einige sehr originelle Situationen aufzuweisen hat. Bei dieser Gelegenheit sollte man auch einige der frühern Arbeiten des Verfassers wieder hervorziehen.

[Goethe's Verhältniß zur Tonkunst.]

Von Dr. August Kahlert lesen wir im neuesten Heft des Freihafens einen interessanten Aufsatz über Goethe's Verhältniß zu musikalischen Dingen, zur Oper, zu Tonkünstlern u. s. w. Kahlert ist eben so belesen als gewandt im Arrangement der Ausbeute. Sein „Tonleben“, eine Reihe musikalischer Novellen und Aufsätze, besprechen wir nächstens.

[Professor Gans.]

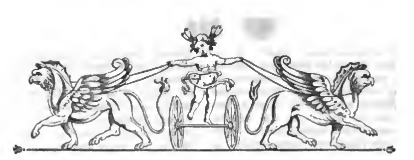
Von Professor Gans befindet sich in Berlin eine sehr piquante Streitschrift gegen Savigny unter der Presse, die von der bekannten Streitfrage „über den Besitz“ handelt: ob derselbe nämlich ein Factum oder ein Recht sei?

*) Wir lassen dies Lebensbild nächstens folgen.

D. Red.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage der Ettinger'schen Buchhandlung in Gotha.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 232. — den 26. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die politischen Flüchtlinge in England*).

Es ist bekannt, daß in England die größte persönliche Freiheit herrscht. Dem steht nicht entgegen, daß viele der dortigen Gesetze sehr streng, viele veraltet, andere so verworren sind, wie das in keinem anderen Staate gefunden werden möchte. Die Freiheit der Engländer datirt nicht von dem Erlasse der Magna Charta, welche die Barone, nicht das Volk jenem Johann ohne Land, dem verschwenderischen, treubrüchigen und feigen Bruder des löwenherzigen Richard im Jahre 1215 abtrotzten; nicht von der unter Karl II. errungenen Habeas-Corpus-Acte, die das Palladium der englischen Freiheit wohl genannt, deren Inhalt aber kaum bekannt und nie erreutiet ward — sie datirt von Wilhelm III., dem Oranier (Februar 1689), der gegen innere und äußere Feinde, gegen die vertriebenen Stuart's und deren Anhang sich zu behaupten hatte, und dazu des Volkes Beistand und seiner Schätze bedurfte: mit Wilhelm beginnt die Aera der Freiheit für Altengland (Schottland trat erst 1707, Irland 1800 in die Union), die von Wilhelm und Maria bestätigte bill of Rights, in welcher ältere und neuere Gerechtsame der englischen Bürger niedergelegt, und von nun an nicht blos Worte waren, sicherte den Engländern volle persönliche und politische Freiheit. Dieselbe genießt nicht blos der Engländer, sondern Jeder, der den englischen Boden betritt und den dortigen Gesetzen sich füge. Es ist nicht blos sehr schwierig, die englischen Gesetze alle kennen zu lernen, es ist das sogar unbedingt unmöglich, heißt es doch, daß ein Mensch, und brächte er sein Leben noch so hoch, nicht im Stande wäre, alle englischen Gesetze durchzulesen! Dies gilt aber nur von den partiellen und localen Bestimmungen, die in den Parlamentsbeschlüssen niedergelegt und, obwohl neuere oft den ältern widersprechen, Rechtskraft haben; das gewöhnliche, das Naturrecht, lernt Jeder bald kennen, weiß Jeder schon, da es mit wenigen Abweichungen überall dasselbe. Wer sich nach dem alten und wahren Worte: „Was Du nicht willst, das Dir geschieht, das thu' auch einem Andren nicht" richtet, wird in jedem Lande und in jedem Staate ungehindert leben können, in England hat er außerdem noch die Vorurtheile der Bewohner, die freilich oft lächerlich und barock sind, zu schonen, und die Feier des Sonntags strenge zu beobachten: wer dem nachkommt, genießt der uneingeschränktesten, vollkommensten Freiheit. Nur der große Verbrecher, der in England eine Zufluchtsstätte sucht, ist von dem Genusse derselben ausgeschlossen, da man ihn im Requisitionsfalle ausliefert; der politische Verbrecher dagegen, wie derjenige, welcher in Folge eines unglücklichen Duells, oder geringerer Vergehen, wie Schulden, Englands freie

*) Vom Verf. des deutschen Studenten und des kürzlich in zwei Bänden (Altona, bei Hammerich) erschienenen trefflichen Buches: „Der Deutsche in Paris." Der Verf. ist Dr. A. Jäger, gegenwärtig in Leipzig. Nicht zu verwechseln mit seinem Bruder, jetzt in Straßburg, der eine Zeit lang Secretär des Fürsten Pückler war.
D. Red.

Küste betritt, ist jeder Nachstellung entrückt, ist frei, wie es ein englischer Bürger sein kann. Und selbst der grobe Verbrecher möchte lange Zeit in Großbritannien unentdeckt bleiben, obwohl die dortige Polizei, zumal in den größern Städten vortrefflich ist. Denn der Ankömmling wird nicht nach Paß — wie leicht konnte er sich auch mit einem falschen versehen haben! — nicht nach Ausweis, nicht einmal nach seinem Namen befragt, er kann sich daher einen beliebigen Namen und Charakter beilegen, entlegene Gegenden und Ortschaften aufsuchen und, wenn er nicht von neuem sündigt, oder durch Zufall entdeckt wird, bis an das Ende seiner Tage dort verweilen, keinen andern Richter suchend, als das eigene Gewissen.

Aus Gesagtem ist erklärlich, daß Flüchtlinge aller Arten und aller Nationen in England Schutz und Zuflucht gesucht haben, es würden sich deren noch mehr dort einstellen, wenn der Lebensunterhalt nicht so theuer und der Verdienst für Fremde nicht so sehr erschwert wäre. Die Engländer fühlen nur wenig Sympathie für politische Flüchtlinge, für Fremde überhaupt, für fremde Noth und fremde Leiden insbesondere; sie haben dessen im eigenen Lande genug, in Irland, in den nördlicheen Gegenden Englands und Schottlands, in Wales und endlich in London selbst, wie in jeder größeren Stadt. Sollte man glauben, daß in Londons Straßen zur Winterzeit halb nackte Weiber mit frierenden, verschmachtenden Kindern, mit Säuglingen umherziehen, es glauben, daß im reichen London Hunderttausende nicht wissen, wovon morgen leben, wo sich heute betten? Es sind Irländer, sagen die religiösen, mildthätigen Engländer, es sind Katholiken und Fremde!

Die Zahl der politischen Flüchtlinge in England — denn nur von diesen sprechen wir hier, Duellanten, Banquerotteurs, Börsen- und Wechselschuldner, Betrüger en Gros und en Detail, die in England eine sichere Stätte gesucht und gefunden haben, wollen wir nicht berücksichtigen — die Zahl der politischen Flüchtlinge in England hat sich in den letzten Jahren bedeutend vermehrt. Vor der französischen, belgischen und polnischen Revolution, vor den partiellen Aufständen in Italien, in Deutschland, gab es dort nur wenige politische Flüchtlinge, es fanden sich deren wohl aus Spanien, aus Portugal und aus Italien ein, sehr wenige jedoch aus andern Ländern. Die größere Mehrzahl wanderte nach der unglücklichen polnischen Revolution, 1832 und in den folgenden Jahren, ein; aus Frankreich flohen Viele nach den verschiedenen Emeuten in Paris, Lyon nach dem rettenden England, Viele wegen Preßvergehen, Andere als Verdächtige, wieder Andere als Mitglieder geheimer Verbindungen, letztern Theils aus Furcht vor Untersuchung und Strafe, theils der Propaganda wegen. Dasselbe gilt, mit wenigen Ausnahmen, von den italienischen und deutschen Flüchtlingen: die genannten zumal haben wegen republicanischer Tendenzen, wegen constitutioneller Bestrebungen, wegen Auflehnung gegen die bestehende Ordnung in den heimischen Ländern, wegen Preßvergehen und als Mitglieder geheimer, unerlaubter Verbindungen flüchten müssen. Anders verhält es sich mit den spanischen und den wenigen portugiesischen Flüchtlingen: jene sind Karlisten, oder doch mit der dermaligen madrider Weiberregierung unzufrieden, diese Miguelisten, oder wie jene, Pfaffenknechte, religiöse Sektirer und Propagandisten für ihre Sache. Ob religiöser Unduldsamkeit in ihren Ländern wanderten vordem viele Familien nach England, zur Zeit mögen dieser Ursache wegen nur wenige nach England kommen und dort überhaupt verweilen. Nordamerica, und in jüngsten Zeiten Australien sind die Welttheile für freisinnige und aufgeklärte Männer sowohl, als für Sektirer aller Art, für Kopfhänger, Mystiker, Mucker ꝛc. ꝛc.

Polen.

Betrachten wir zuvörderst die polnischen Emigrirten, die sich in England aufhalten und dem größern Theile nach eine Unterstützung von dem englischen Gouvernement, theilweise auch von dem englischen Volke auf dem Wege der Subscription u. s. w. erhalten. Wir erwähnen in der Kürze, wie nach dem Falle Warschaus, nach der Capitulation und Zerstreuung der polnischen Heere, die Ueberreste derselben im Triumphzuge durch Deutschland zogen, von dem deutschen Volke fast überall mit Begeisterung aufgenommen wurden, aber nach dem Willen der deutschen Regierungen nicht auf Deutschlands Boden weilen durften. Nur Wenigen ward letzteres gestattet, Andern mag es gelungen sein, das Verbot umgangen und sich heimlicher Weise in Deutschland aufgehalten zu haben, oder stillschweigend geduldet worden zu sein. Auf gleiche Art gelang es Manchem in Gallizien, in Ungarn, Krakau und selbst in den österreichischen Erbstaaten sich niederzulassen. Der bei weitem größte Theil aller Emigrirten zog nach Frankreich, sechs- oder siebentausend Köpfe, wo sie mit Enthusiasmus als alte Kriegsgefährten, als Geistes- und Sinnverwandte, endlich als Unglückliche bewillkommnet, gast-

lich aufgenommen, und von Privaten, wie von der Regierung, großmüthig unterstützt wurden. Kleinere Abtheilungen wandten sich nach der Schweiz, nach Belgien, andere nach England und Amerika, wieder andere nach Africa (Algier und Aegypten), nach Kleinasien (Tscherkessien, Syrien und nach andern türkischen Provinzen) und sogar nach dem Innern Asiens. Ueber alle Länder und Reiche sind die unglücklichen Polen zerstreut, bisweilen gelang es ihnen, fern vom heimischen Boden eine zweite Heimath und eine Zukunft zu finden; oft aber mußten sie in Noth und Elend darben, unter Thränen fremdes, hartes Brot essen, oft wurden sie aus diesem oder jenem Lande von neuem vertrieben — aber überall und unter allen Umständen hielten sie in der Liebe zum Vaterlande zusammen, betrauerten tief und innig und ohne Unterlaß den Fall desselben, und fanden nur Trost in der höchsten, süßesten Hoffnung, das Vaterland dereinst frei zu sehen und in das freie Vaterland heimkehren zu dürfen.

Anfänglich war die Zahl der Polen, die sich nach England wandten, sehr gering, zumal das Leben in Frankreich gastlicher, angenehmer und wohlfeiler war, als dort, und das französische Volk mit den Einwanderern sympathisirte, sich mit ihnen verband und Alles that, um ihnen das unendliche Wehe vergessen zu machen. Von Seiten der Regierung erhielt jeder polnische Subalternoffizier monatlich 75 Franken, die Stabsoffiziere je nach ihrem Range mehr, ein commandirender General 300 Fr. monatlich. Das Leben in Frankreich ließ nichts zu wünschen übrig, und viele Polen ließen sich häuslich nieder, verbanden sich mit Französinnen, traten in Geschäftsverkehr und widmeten sich diesem oder jenem Stande. Einige studirten und hatten in dem Falle die Collegia, Examina, den Doctorgrad, alle wissenschaftlichen Anstalten u. s. w. frei; Andere besuchten die polytechnische Schule oder Collegien in den Provinzen; Viele wurden Lithographen, Feldmesser u. s. w. Ein polnischer Fürst, der vor der Revolution unermeßliche Güter in Polen besaß, sich der Revolution anschloß und später Alles verlor, hat das Buchbindergeschäft in Frankreich erlernt, in Paris sich niedergelassen, viel Aufträge, selbst vom Hofe, erhalten, und lebt dermalen zufrieden und im Wohlstande. Die Sympathie des französischen Volkes, noch mehr der Regierung für die Polen, ließ jedoch im Laufe der Zeit nach; jeder Rausch verfliegt, jeder Enthusiasmus verraucht mit der Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Eisenbahn, Räuberromantik.]

Man mag es betrachten, wie man will, so ist es nicht zu läugnen, daß der lethargische Zustand, in welchem wir uns seit längerer Zeit befinden, noch immer im Zunehmen begriffen ist. Politik, Kunst, Wissenschaft, Theater, journalistische Polemik, das: Kreuzige! welches aus Halle über die junge philosophische Partei Berlins erschallt, das Rabengeschrei des politischen Wochenblattes und der evangelischen Kirchenzeitung nach Inquisition und Scheiterhaufen, wie die einzelnen Feuerzeichen des Fanatismus, die von allen Seiten am Rhein, in Westphalen und Posen auflodern, nichts kann den trägen Körper dauernd beleben. Wenige Tage reichen hin, um das Neue alt zu machen und zu vergessen; nur das großartige industrielle Moment an unseren Thoren, die Eisenbahn, ist vermögend, unser deprimirtes Nervensystem nach und nach zu heben.

Unzweifelhaft ist die Bahn nach Potsdam in diesem Augenblicke das wichtigste, woran man denkt, und der Gegenstand aller Gespräche. Es ist ein merkwürdiges Zeichen, mit welchem richtigen Instinct die Menge dies Wunder der Industrie verfolgt, von welchem selbst der beschränkte Verstand die unermeßlichen Folgen ahnet. Man begreift, welchen wichtigen Stützpunct die Ideen der Zeit in dieser realen Manifestation des Geistes finden, wie gewaltig die Veränderungen sein müssen, und wie wichtig für die untern Gesellschaftsclassen die Grundlage einer Erfindung ist, welche unterschiedslos Jedem mit derselben Kraft dient, Alle gleich schnell befördert, und in ihrer Vollendung die Interessen Europas geistig wie materiell unauflöslich vereinen und ausgleichen wird. Bis dies geschieht, begnügen wir uns mit den Anfängen und betrachten es fürs Erste vom Standpuncte des Vergnügens, welches es gewährt, in vierzig Minuten aus unserer Sandsteppe in die Umgebung von Potsdam versetzt zu werden. Es leben noch Viele, welche es erzählen können, wie man einst sich zu einer Fahrt nach Potsdam stärker rüstete, als jetzt zu einer Reise nach Paris. Abwechselnd durch Sand, Moor und Wasser brauchte man zehn bis zwölf Stunden, und betrachtete als ein Wunder fast, als die Kunststraße erbaut war, auf welcher man kaum vier brauchte, bis endlich bei der Umgestaltung des Postwesens durch Herrn von Nagler diese Zeit sich abermals auf die Hälfte fast abkürzen ließ.

Wie viele Zweifel ließen sich gegen die neue Erfindung der Eisenbahn hören, und wie Mancher war ihr Gegner, entweder aus dem Grunde, weil er als guter Bürger gar nicht glauben konnte, daß das ausgezeichnete preußische Postwesen an Schnelle übertroffen werden könnte, oder überhaupt aus Liebe zur guten Sache des alle Zeit besonnenen deutschen Vetter Michel's. Diese Alle sind nun plötzlich ausgesöhnt, der Erfolg hat alle Zweifel besiegt, alle Furcht vernichtet, und selbst ein kleiner Unfall, der erste, welcher vor einigen Tagen Statt fand, hat den Besuch nicht vermindert, obwohl dabei eine Nase zerquetscht ward und ein Paar offene Köpfe mehr in der Welt entstanden und einige

Zähne zerbrochen wurden, die jedoch glücklicher Weise zur Ergänzung nur eines Goldschmieds und einiges Elfenbeins bedurft haben sollen. Der Grund aller dieser Leiden war, daß eine Locomotive hart gegen den Wagenzug rannte, und die Personen, welche aufgestanden waren, heftig zusammenwarf. Solche Intermezzos sollten freilich vermieden werden, und wie man hört, hat die Direction der Bahn auch wirksame Maßregeln dagegen getroffen; allein den Besuch der Bahn würde auch ein ähnlicher Unfall nicht vermindern, denn man ist durch Beispiele schon geneigt, dergleichen als unzertrennlich von der Eisenbahn anzunehmen, und darf um so weniger ungerecht sein, wenn man bedenkt, wie häufig Unglücksfälle beim Transport mit Pferden vorkommen. — Offenbar aber fehlt es unserer Gesetzgebung noch an einer Bestimmung gegen die boshaften Versuche, welche einzelne Nichtswürdige gegen die Bahnen verüben, und dadurch ein Attentat gegen Leben und Gesundheit von Hunderten begehen. Auch auf der potsdamer Bahn sind schon einige Fälle dieser Art vorgekommen, welche glücklicher Weise entdeckt und beseitigt wurden, oder der Kraft der Maschine erlagen, und nächstens dürfte ein Gesetz erfolgen, welches die härtesten Strafen gegen die Urheber solcher Verbrechen verhängt. — Indem ich der Verbrechen erwähne, fällt mir ein, daß viele zaghafte Gemüther seit einigen Wochen in nicht geringe Angst durch drei Mordanfälle gesetzt worden sind, welche im Raume weniger Tage auf der belebten Chaussee nach Potsdam vorfielen. Die Räuber hatten es zwei Mal auf die Brauerknechte abgesehen, welche jetzt fast täglich aus Potsdam ein beliebtes Getränk herüberschaffen, welches man baiersches Bier getauft hat, und dafür mit voller Geldkatze zurückkehren. Der eine dieser mörderisch Angefallenen ist an der erhaltenen Schußwunde gestorben, den Andern schützte sein ledernes, dickes Schurzfell vor der Gewalt der Schroten, und er kam mit leichten Verletzungen davon. So lange der Freibeuterkrieg nur den Brauerknechten galt, beruhigte sich Mancher noch, der mit leeren Taschen nach Potsdam ging, allein vor einigen Tagen ist nun auch ein altes, armes Weib mit einem Beilhiebe erschlagen worden, und der letzte Rest der Sicherheit um so mehr verschwunden, als auch abgeschnittene Koffer und andere Raubversuche von der Existenz einer Räuberbande zeugen, die unserer poesielosen märkischen Sandebene plötzlich einen italienischen Anstrich von Abenteuerlichkeit verleiht. Indeß möchte derselbe nicht lange währen, da man äußerst thätig ist, diesen Romantikern ein kurzes Ziel zu setzen. Nachforschungen haben bis jetzt zwar wenig gefruchtet, und in öffentlichen Blättern bietet die Regierung eine Belohnung von hundert Thalern für den Entdecker der Räuber, allein es ist ziemlich unglaublich, daß eine solche Reihe verbrecherischer Thaten bei uns unenthüllt bleiben sollte. Vorläufig macht der berliner Witz seine gewöhnliche Spottlust auch daran geltend, indem er behauptet, daß Eisenbahnspeculanten einige italienische Banditen verschrieben hätten, um durch Unsicherheit der Chaussee die Bahn zu heben und die gesunkenen Actien zum Steigen zu bringen. — Uebrigens möchten die hundert Thaler Belohnung nicht leicht zu verdienen sein, denn alle diese Raubanfälle geschehen zur Nachtzeit und zeugenlos; wird es doch selbst bei geringeren Gegenständen, bei Diebstählen und dergleichen, sehr schwer, Zeugen zu bewegen, sich vor Gericht zu stellen. Es herrscht eine allgemeine Scheu vor der Weitläufigkeit des Verfahrens, vor den Terminen und der ganzen langsamen Procedur, und wie angelegen es sich die Gerichtshöfe auch sein lassen, stets zu bemerken, daß unter keinen Umständen Kosten entstehen, so ist aus früheren Zeiten die Furcht vor dem Gesetz fest in das Volk gedrungen. Es sind die Folgen von Mißbräuchen und der von aller Oeffentlichkeit entfernten Rechtsprechung hinter verschlossenen Thüren. Wie wenig die Rechtsgelehrten zuweilen thun, um das Mißtrauen gegen sie zu versöhnen, mag ein kleiner Vorfall beweisen, der vor einiger Zeit hier vorkam. Jemand hatte eine Erbschaft in Holland gethan und ging zu einem Justizrath, um diesen zu fragen, ob er durch dessen Vermittelung nicht das Erbe aus Amsterdam erhalten könne. Der Rechtsgelehrte ließ sich darauf nicht ein, sondern gab ihm den Rath, sich direct an irgend einen holländischen Advocaten zu wenden, am nächsten Tage aber schickte er dem Frager eine Liquidation über zwei Thaler für gehabte Consultation. Empört darüber, eilte der Bürger zu einem andern Justizbeamten und bat, ihm zu sagen, ob er diese zwei Thaler zahlen müsse? Allerdings, versetzte dieser, die Forderung ist vollkommen gesetzlich, und indem Sie mich consultiren, geben Sie mir das Recht, dieselben Ansprüche zu machen. —

In wissenschaftlicher und belletristischer Hinsicht ist es lange nicht so ärmlich hergegangen, als jetzt. Wenige neue Erscheinungen unterbrachen die Stille, und bei der herrschenden Theilnahmlosigkeit ist es schwer zu sagen, was in dieser Beziehung geschehen müßte, um allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Dennoch ist es nicht zu läugnen, daß viel und in allen Classen gelesen wird, und der Drang, müßige Stunden durch Bücher auszufüllen, in der Hütte wie im Palaste sich stets bemerkbarer macht. Allein Niemandem fällt es ein, sich darum irgend ein Buch zu kaufen, und die englische und französische Sitte, wo es zum guten Tone gehört, die neuen Erscheinungen stets auf dem Toilettentische zu finden, ist leider bei uns, selbst in den höchsten Kreisen, völlig unbekannt. Fürstinnen und Minister lesen aus Leihbibliotheken, und was kann von der Masse geschehen, wenn diese Beispiele ihr als Vorbild dienen!

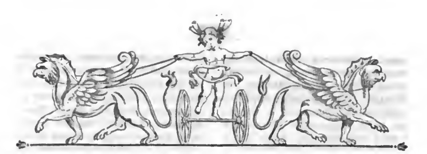
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Julius Mosen.]

Die Literaturblätter des neuesten, des vierten, Freihafenheftes enthalten einen ausgezeichneten Aufsatz über Mosen's „Ritter Wahn" und „Ahasver", beide Dichtungen auf tiefsinnige Weise deutend. Ebenfalls ausführliche kritische Erläuterung erleben Mosen's großartige Dichtungen in den Blättern für literarische Unterhaltung. Gegenwärtig ist Mosen mit einem neuen Drama beschäftigt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 233. — den 27. November 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Fortsetzung.)

Manche von den Polen verletzten überdies das Gastfreundschaftsrecht, Einige durch excentrische politische Ideen, durch Begünstigung und Mitwirkung bei den verschiedenen Emeuten, durch Theilnahme an verbotenen Verbindungen, wodurch sie vornehmlich in den Augen der Regierenden und actuellen Machthaber Frankreichs verloren, — Andere durch ihren Privatcharakter, indem sie theils verschwenderisch lebten, als ihre Mittel erlaubten und in Folge dessen Schulden contrahirten oder Schwindeleien begingen, theils durch ihre Arbeitsscheu, die den Polen im Allgemeinen, ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir nicht entscheiden, vorgeworfen wird. Sowohl diejenigen Polen, die dem französischen Gouvernement mißfällig waren, als auch die, welche sich entehrende, oder allzuleichtsinnige Streiche hatten zu Schulden kommen lassen, wurden aus Frankreich verwiesen und wählten größtentheils England zu ihrem künftigen Aufenthalte. Lobend ist hier zu erwähnen, daß die Polen selbst Gerechtigkeit übten, schlechte Subjecte aus ihrer Mitte stießen, und im Nothfalle selbst die französischen Behörden zur Verbannung der Frevler aufforderten.

Im Laufe der Zeit kühlte sich die feurige Sympathie der Franzosen für die polnischen Flüchtlinge ab: es ward etwas Altes, der Reiz der Neuheit schwand, wie bei der Regierung, so beim Volke. Jene bewilligte die anfänglichen Hülfsgelder immer spärlicher, that aber nichts, um den Polen anderweitigen Ersatz zu bieten, denn kaum können wir theilweise Anstellungen bei den Heeren in Africa, bei den spanischen Hülfstruppen als solchen bezeichnen; die französische Nation mißbilligte zwar das Verfahren der Regierung, that aber im Ganzen — unbeschadet vieler ehrenvollen Ausnahmen — auch nur wenig, um das Loos der Verbannten zu mildern. Noch jetzt leben in Frankreich gegen fünftausend flüchtige Polen, von denen wohl nur die Hälfte sich selbst ernährt und sich eine Zukunft gegründet hat; gegen tausend mögen in Algier und Spanien für ihre Existenz als Miethlinge fechten, weshalb sie von ihren Brüdern in Frankreich und England getadelt werden, da sie, nach diesen, ihre Kräfte, ihr Leben für einen höhern Zweck sparen sollten.

Ungefähr achthundert polnische Flüchtlinge leben in Großbritannien, über die Hälfte davon in London, die übrigen, größtentheils frühere Soldaten und Unterofficiere, in Portsmouth und Plymouth, in andern Städten Englands, in Schottland, besonders in Edinburgh, und eine geringe Zahl auch in Irland. Im Ganzen stehen die Polen in England bei ihren eigenen Landsleuten nicht im besten Ansehen, sie werden sogar von diesen, wie wir das häufig hörten, als Auswurf bezeichnet, jedenfalls jedoch mit Unrecht, denn wenn allerdings viele schlechte Subjecte der polnischen Emigration sich in England befinden, wohin sie theils freiwillig, um unentdeckt zu bleiben und ein neues Terrain für ihre Schwin-

deleien zu gewinnen, auswanderten, theils durch Gewalt von Frankreich aus geschafft wurden: so befinden sich unter ihnen auch treffliche, tüchtige Männer, und gewiß in der Mehrzahl. Viele exzentrische Köpfe (die demokratische Partei) wurden gezwungen, in England ein Asyl zu suchen, Andere folgten ihnen, Andere glaubten in England besser durchzukommen, wieder Andere sehnten sich nach dem freien Lande, und so müssen wir gar wohl unter den Polen in England unterscheiden, die guten von den schlechten sondern, und wohl bedenken, daß Wenige der Letztern einen Makel auf Alle geworfen haben. So rücksichtsvoll Fremde, und die Polen insbesondere, anfänglich von den englischen Behörden behandelt wurden, mußte doch endlich Strenge angewendet werden, und geschah dieses selbst auf Antrieb des bessern Theils der Flüchtlinge, die nicht länger unter dem Treiben, unter den Schlechtigkeiten ihrer bethörten und verderbten Landsleute leiden wollten: viele Polen sind bereits hart bestraft, viele durch Gefängniß, andere durch Deportation nach Botani-Bay.

Frankreich zahlte jährlich den ausgewanderten Polen mehrere Millionen Franken Hülfsgelder, das reiche England bewilligte erst spät und nach langen Debatten zu gleichem Zwecke 10,000 Pf. St. jährlich. Diese Summe ward unter den fünfhundert, damals in England weilenden Flüchtlingen folgendermaßen vertheilt: der Stabsoffizier, vom Major bis zum commandirenden General, erhielt monatlich 3, der Subalternoffizier 2, und der Unteroffizier und Gemeine 1 Pf. St. In dieser Art reichte das Geld für fünfhundert Hülfsbedürftige aus, aber wie kann in England ein Mann monatlich mit 2 Pf. St., wie gar mit der Hälfte leben? Der geringste Tagelöhner erhält täglich 3 Schillinge, wöchentlich also fast 1 Pf. St., macht monatlich 4, und dennoch lebt er erbärmlich; der Handwerker, wenn er einigermaßen geschickt, verdient das Doppelte, das Dreifache, der Künstler das Vier- und Fünffache. Es ist geradezu unmöglich, mit einem halben Pf. St. die Woche in London zu leben, wenn man nicht auf der Straße schlafen und nicht trockenes Schwarzbrot essen will. Arbeit erhält aber der Fremde in England nur sehr schwierig, der Corporationsgeist der englischen Arbeiter steht dem schroff entgegen: sie verlassen die Werkstatt, das Geschäft, wenn ein Fremder angenommen wird. Die in Plymouth und Portsmouth lebenden polnischen Soldaten verdingten sich für geringeres Tagelohn, als in England üblich, Pächtern und Bauern in der Umgegend, für Straßen- und Wasserbauten, als Handlanger und Tagelöhner: als englische Arbeiter dies erfuhren und sahen, quittirten sie ihren Dienst und zwangen ihre Brotherren, die unglücklichen Fremdlinge zu verabschieden. Bei den Eisenbahnbauten in der Nähe Londons wurden Polen nach langem Bitten beschäftigt und als gemeine Tagelöhner mit drei Schillingen täglich bezahlt; Stabsoffiziere, hohe Adlige, selbst ein Fürst drängten sich zu dieser Arbeit: da entstand eine Emeute unter den englischen Arbeitern, ein Aufseher, der sich der Polen annahm, ward beinahe erschlagen, die Polen mußten abziehen, und erst nach langen Debatten, nach Bitten und Drohungen ließen sich die englischen Arbeiter dahin bewegen, einer limitirten Anzahl unglücklicher Polen (einigen und sechzig) fernerhin zu gestatten, mit ihnen zugleich die Erdarbeiten an der london-manchester Eisenbahn fortzusetzen. Diesen Corporationsgeist der englischen Arbeiter, noch mehr der Handwerker und Künstler, werden wir später in Bezug auf die deutschen Flüchtlinge noch genauer kennen lernen und in einem noch grelleren Lichte sehen.

Glücklich aber waren diejenigen Polen in England zu preisen, welche auf der Parlamentsliste standen, nämlich die Fünfhundert, welche zur Zeit der Bewilligung der 10,000 Pf. St. jährlicher Subsidien von Seiten des Unterhauses in England gegenwärtig gewesen und in die Listen getragen waren. Die später Kommenden erhielten nichts, nichts vom Staate und nichts von den Privaten, ihr Loos war daher in der That bejammernswürdig, und deshalb richte man nicht zu streng, wenn Noth, höchste Noth zum Aeußersten trieb, wenn der Selbsterhaltung wegen Sachen vorfielen, die sonst nie zu entschuldigen, höchlich zu tadeln und streng zu bestrafen gewesen wären. Wie wir schon früher erwähnten, arbeitet ein polnischer Fürst, ein naher Verwandter der vormaligen polnischen Königsfamilie, als Buchbinder in Paris, einen andern sahen wir unter rohen Engländern bei den Erdarbeiten einer Eisenbahn, ebendaselbst einen frühern polnischen Ingenieuroberst, und fügen noch hinzu, daß wir einen würdigen alten Capitain, der unter Napoleon mit dem Kreuz der Ehrenlegion decorirt worden, an einem Waschfasse erblickten, wo er mit andern Unglücklichen seiner tapfern, ehedem so stolzen Nation einer englischen Wäscherin für Geld wusch. Sollte da der fühlende Mann, und wenn er der Thränen entwöhnt wäre, nicht blutige Thränen weinen? Waren es diese Männer, die den Aufstand im Vaterlande erregten, die das Vaterland verriethen und verließen in der Zeit der Noth? Sehet und zählet ihre Wunden.—

Feige waren es nicht, Verräther noch weniger — die Verräther suchet unter den Höchsten des unterdrückten Volkes, sie erregten den Aufstand, durch ihren Kleinmuth, durch ihre Herrschsucht, durch ihren Stolz und ihre Kabalen ward die Sache des heroischen, unschuldig hingeschlachteten Volkes verdorben; sie leben in Saus und Braus, sie wußten zu bergen und zu retten, oder den Sold des Verraths sich zu sichern — ihnen fluchet, nicht den Braven, die in der Verbannung, im reichen England zumal, ein elendes Dasein fristen. Achtung diesen, Schimpf und Schande und Verderben jenen — und kommt einst die Stunde der Rache, wie wird da die so lange gehegte und genährete Rache entsetzlich sein, wie muß sie es sein, denn den Unglücklichen ist nichts geblieben, nichts vermag sie zu trösten, zu kräftigen, als das Gefühl der Hoffnung und der — Rache!

Doch Ehre dem oft angefeindeten Manne, dem englischen Tory, dem edeln Lord Dudley Stuart, dem Verwandten der alten schottischen Königsfamilie, und dem Kaiser Napoleon durch seine Gemahlin verwandt, der sich der unglücklichen Polen kräftig annahm, im Volke und im Parlamente deren Interessen vertrat. Und gelang ihm sein menschenfreundliches Vorhaben nicht ganz, konnte er das Mitgefühl des Parlaments nicht für die Unglücklichen erregen, war seine politische Parteiansicht dem einen Theile im Volke verhaßt, dem andern seine Sympathie für Rebellen, für Rußlands Feinde: so hat Stuart dennoch für England und das kalte englische Volk das Mögliche geleistet, den armen Polen bedeutende Unterstützung verschafft, sich ihrer als Freund durch die That und als eifriger Verfechter ihrer Sache bewiesen. Er stiftete zu dem Ende eine Gesellschaft, welcher untadelhafte Männer aller Nationen und von allen politischen Farben, und was mehr sagen will, von jeder Religion beitreten durften, und gab derselben, um keiner Partei zu nahe zu treten, wissenschaftlichen Namen und Zweck: Literary society of the friends of Poland. Die Mitglieder zahlten je nach ihren Mitteln und ihrem guten Willen Beiträge, Subscriptionslisten circulirten im Publicum, besonders unter den höhern Ständen und unter dem schönen Geschlechte, Bälle, Concerte und Theater wurden zum Besten der Polen veranstaltet, Alles in Bewegung gesetzt, um ihnen zu helfen. Es gelang, aber nicht für lange Zeit, denn die Zahl der neuen Ankömmlinge vermehrte sich zu schnell, und bald sprachen dreihundert Flüchtlinge den Beistand der literarischen Gesellschaft an. Daher mußte dieselbe ihren Satz, den sie eben so hoch angesetzt hatte, wie das Parlament, ermäßigen, anfänglich um ein Drittel, dann um die Hälfte, endlich waren gar keine Fonds mehr da — die unglücklichen Polen schmachteten im tiefsten Elende, von dem selbst die toryistischen Blätter berichteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Forts.)

[Journale, Lesekabinette, Ausstellung, Ballet, Musik.]

Von den Journalen Berlins wird zu Neujahr wahrscheinlich der „Freimüthige" ganz eingehen, da sich kein Verleger mehr für ihn finden will. Dies älteste Tageblatt Berlins hat Schicksale erlebt, und eine ruhmvolle Vergangenheit voller Erinnerungen heftet sich an seinen Namen. Die Ursachen seines Verfalles wollen wir im Augenblick nicht weiter erörtern, aber schade bleibt es, daß das Journal nach seiner Trennung vom Conversationsblatte nicht in Hände kam, die geschickt genug waren es vortheilhaft zu gestalten, und nach und nach durch richtiges Eingehen in das bewegliche zeitgemäße Element des journalistischen Lebens, die alte Anerkennung zu erreichen strebten. Von neuen Journalen hört man wenig. Es ist sehr schwer jetzt die Erlaubniß zu erhalten, da in dieser Beziehung die Gewerbefreiheit völlig aufgehoben ist. Ob das politische Blatt, welches mit dem neuen Jahre in Potsdam erscheinen soll, unter Redaction des bekannten Joel Jakoby stehen wird, wie man sagt, lassen wir unerörtert, jedenfalls aber kann es, der Verkündigung nach, einiges Aufsehen machen, da es raisonnirende Artikel im Sinne des strengsten Monarchismus enthalten soll, ohne gerade den pietistischen Tendenzen des berliner politischen Wochenblattes beizutreten.

Für den Gebildeten ist das Entstehen eines Lesekabinets, nach Muster der Pariser, welches ebenfalls zum Neujahr eröffnet werden soll, von Interesse. Wir haben seit Jahren mehrere Conditoreien, welche zugleich Depots der Tagesliteratur sind, und in denen man siebzig oder achtzig Tageblätter findet; eben so gibt es Lesekabinette, in welchen man gegen ein halbjährliches Eintrittsgeld alle Neuigkeiten findet und obenein nach Jahresschluß für den vollen Betrag des Erlegten Bücher entnehmen kann; dies neue Institut aber soll den ganzen Kreis der Literatur umfassen, und ebensowohl alle Journale, Monats- und Vierteljahrsschriften, wie sämmtliche Novitäten enthalten. Der Plan ist umfassend und wohl überlegt. Ein großes Lokal von mehreren Zimmern enthält Räume zum Lesen und Notizenschreiben, wie zur lauten Unterhaltung. Mit dem Lesecabinet ist eine Leihbibliothek verbunden, aus welcher man auch ältere Bücher erhalten kann und auch für leibliche Nahrung ist neben der geistigen gesorgt. Wer pränumerirt, zahlt jährlich zehn Thaler, wer dies nicht will, für einen Tag zwei Groschen, oder im Fall er nur ein einzelnes Journal oder Buch zu durchblättern wünscht einen Groschen. Diese Einrichtung ist das eigentlich Neue, aber um allgemein zu werden, ist der Preis ein wenig zu theuer, namentlich was ein einzelnes Journal betrifft. Der Unternehmer dieser ziemlich gewagten

Speculation ist Herr Rebenstein, der selbst Literat und seit Jahren von dem Professor Gubitz für die Redaction des Gesellschafters engagirt war. Rebenstein ist durch diese Verbindung mit mehreren anderen Männern in Berührung gekommen, namentlich mit Dr. Häring-Alexis und dem Criminaldirector Hitzig, von welchem, wie man hört, der erstere das Geld zum Ankauf der Bibliothek und der Einrichtung des neuen Lesekabinets hergab, während der Einfluß des letzteren dem Unternehmen Pränumeranten sicherte. Es läßt sich nicht bestimmen, welches der Erfolg sein wird, denn obgleich bei so vieler Aufopferung und Mühe das Beste zu wünschen ist, bleibt die rege Theilnahme doch zweifelhaft, da für den Bedarf der großen Menge die Journalkreise der Conditoreien ausreichen, und jene Menge doch jedenfalls theilnehmen muß, um die bedeutenden Kosten zu decken.

Unsere Kunstausstellung, die nun dem Ende naht, hat diesmal im Allgemeinen weit weniger befriedigt als die vergangene, und der beste Beweis dieser geringeren Theilnahme ist die beträchtlich kleinere Summe des Eintrittsgeldes. Es soll einen Ausfall von sechs bis siebentausend Thalern geben und die Gratificationen der Professoren werden daher diesmal wohl spärlich ausfallen müssen, da der größte Theil für Transportkosten der Gemalde hingeht. Der Grund der Klage liegt wohl vornehmlich darin, daß trotz eines Reichthums an guten Gemalden doch eigentlich kein sogenanntes Zugbild vorhanden war. Der historische Theil der Ausstellung ist wahrhaft ärmlich zu nennen, denn viele der vorzüglichsten Meister, wie Lessing, Bendemann, Hildebrandt, Begas, hatten nur Portraits und einzelne Kleinigkeiten geliefert. Das Landschaftliche und die Marinen waren überwiegend und hierin besonders haben die Franzosen das Beste gegeben. Ohne die herrlichen Sachen von Matelet, Calame, Coignet, Roqueplan, Didan, Lepoittevin, Mozin, Perrot u. s. w. würde die Ausstellung an eignem Gute sehr dürftig sein, und dies stellt ein trübes Prognosticon für die jährlichen Genüsse, welche wir zukünftig zu erwarten haben.

Das meiste Neue hat in den letzten Monaten die Bühne geliefert. Zuerst ein Ballet „der Seeräuber," nach Byron's Corsaren. Der geschickte Solotänzer Taglioni, von dem vor einiger Zeit Jules Janin sagte, er sei erst, nachdem er ihn gesehen, überzeugt worden, daß der Tanz in der That wahre Kunst sein könne, ist der Verfasser desselben. Wunderschöne Tänze und Gruppen voller Charakteristik, eine lebhafte Handlung und Massen des Effectes, zu welchen auch eine Seeschlacht gehört, zeichnen es aus. Ueberall auf der Erde herrschen Neid und Mißgunst und am meisten unter den Künstlern. Da das Ballet, dessen Musik von Gährich, ungemein gefallen, so hat man versucht den Verfasser zu verdächtigen und behauptet, daß nicht Taglioni, sondern sein Vater, der petersburger Balletmeister Philipp Taglioni, der Autor sei. Einige bekannte mauvais sujets der Literatur haben dies in Journalen verbreitet; es ist jedoch so wenig wahr, wie die enormen Kosten von 18,000 Thlr., welche man diesem Ballet aufbürdet, da ich als sicher weiß, daß es nicht ein Drittheil dieser Summe kostet, welche es durch zwölf überfüllte Vorstellungen längst mehr als vollkommen gedeckt hat.

Unsere Oper ist durch die zweimonatliche Urlaubsreise der Löwe ein wenig verödet. Die ausgezeichnete Künstlerin wird von Hamburg nach Paris gehen. Vorläufig um dort zu sehen und zu hören, oder wie sie selbst bescheiden sagt, um zu lernen. Wahrscheinlich aber wird sie nach Ablauf ihres Contractes sich ganz dahin wenden, und unzweifelhaft mindestens denselben Enthusiasmus erregen, den einst die Sonntag erweckte. An Neuigkeiten erhielten wir jüngst eine kleine Operette „die Doppelleider" mit Musik von Thomas welche wenig ansprach, und gestern eine andere, „der Laborant," Musik von Karl Eckert, gedichtet von Hofrath Friedrich Förster, dem Pflegevater dieses oft schon erwähnten Wunderkindes. Die Oper mißfiel. Der junge Eckert, ein liebenswürdiger und talentvoller junger Mann, wird als Virtuose auf der Geige und dem Klavier eine ehrenvolle Stellung behaupten, vielleicht auch als Liedercomponist genannt werden, allein für Größeres in diesem Reiche scheint er nicht bestimmt zu sein. Die kleine Oper wimmelte von den handgreiflichsten Reminiscenzen zehn verschiedener Meister, und ermangelte fast jeder Spur eines selbstständigen Talents. Es ist seltsam mit diesen Wunderkindern. Die Natur scheint sich später an ihnen zu rächen, denn von den mancherlei Erscheinungen, welche großes Aufsehen erregten, ist im reiferen Alter selten etwas Außerordentliches geworden, sie verloren sich stets in der Gewohnlichkeit, so in Kunst wie in Wissenschaft. Zum guten Theile hat übrigens auch Herr Förster Schuld, an dessen Gedicht der größte Componist wahrscheinlich gescheitert wäre. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

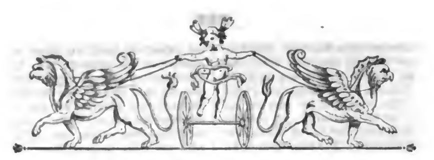
[Hannover und die Eisenbahnen.]

J. Meyer, der Chef des bibliographischen Instituts in Hildburghausen, ist der Mann, von dem der Gedanke einer hanseatisch-süddeutschen Central-Eisenbahn, welche eine directe und kürzeste Verbindung der Hansestädte mit Central- und Süddeutschland bezweckte, ausgegangen ist. Die definitive Weigerung Sr. Maj. des Königs von Hannover, die Leitung der Bahn „durch sein Königreich" zu gestatten, macht dies Project unmöglich, zu dem bereits viele Städte getreten waren und das von den Großherzogl. und Herzogl. sächsischen Regierungen bereits concessionirt war. Die Zurückerstattung der bereits geschehenen Einzahlungen von einigen Millionen erfolgt jetzt baar und vollständig.

[Ferdinand Freiligrath.]

Die Mitternachtzeitung, die so manches Treffliche bietet, brachte im October einen Bericht über Freiligrath in Barmen. Wir machen nachträglich auf Freiligrath's Aeußerung über sich selbst aufmerksam. „Was nehmt ihr den Mund nur so voll," sagt er, „wenn ihr von mir redet! Ich fühle nur zu sehr, daß Geist und Gemüth noch ganz anders in meinen Versen zu Wort kommen müßten; ich bin zu sehr Maler." Keineswegs ganz richtig. Zum Maler ist er zu unruhig; er ist weit mehr Musikant, ein musicirender Vagabund durch die Welt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 234. — den 29. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Fortsetzung.)

Bedenkt man aber, daß dreihundert und fast ohne Ausnahme frühere Subaltern- und Stabsofficiere unterstützt werden mußten, und daß sonach die dafür benöthigte Summe monatlich mindestens 600 Pf. St. betrug, abgesehen, daß die zur literarischen Gesellschaft zählenden Mitglieder mit Journalen, Schreibmaterial versorgt wurden, und das theure Briefporto für sie aus der Casse der Gesellschaft bestritten ward, so wird man Gesagtes erklärlich, und berücksichtigt man den Charakter der Engländer, deren geringe Sympathie für fremde Nationen, für fremde Leiden sogar natürlich finden. Die Subscriptionslisten, anfangs so reichlich bedacht, beachten nur noch geringe Zuschüsse unter den frühern Namen, einige Geber steuerten unverdrossen bei, wie nennen — und dürfen es wohl wagen, da sie sich selbst nannten — in dieser Beziehung Sir Francis Burdett, den Apostaten, wie ihn die Whigs und Radicalen, den Bekehrten, wie ihn die Tories bezeichnen, der stets 50 Pf. St. unterzeichnete, obwohl er der Sache der Polen Feind war und nur das Unglück achtete; wir nennen ferner den Herzog Wellington, der einst — ob öfter, wissen wir nicht — 100 Pf. St. unterzeichnete und dabei die Worte setzte: „Ich verachte die Rebellen, aber ich achte die Braven." Die Mitglieder der Gesellschaft, der reiche Beaumont, Stuart selbst u. A. m. steuerten nach Kräften bei, aber was vermögen so Wenige, wo so Viele leiden und darben! Daher veranstaltete man Bälle, Concerte und Theater zu Gunsten der Polen, man tanzte und weidete sich an Musik, Gesang und theatralischen Vorstellungen, während die Unglücklichen, für die man sich so opferte, im wahrsten Sinne des Wortes hungerten. Auch das reichte nicht aus, daher neue Vorstellungen an das Unterhaus, neue Bitten und Schilderungen des entsetzlichsten Elends. Und endlich scheint das Unterhaus erweicht worden zu sein und den angesprochenen Zuschuß von 5000 Pf. St. jährlich bewilligen zu wollen, wenigstens sprachen die englischen Journale aller Farben sich dahin aus, das in der nächsten Session jenen Vorstellungen Gehör gegeben werden würde; und es thut wahrlich Noth, wenn das hochherzige England seinen Gästen keine Arbeit geben, und sie auch nicht verhungern lassen will. —

Wenn wir über die politischen Ansichten und in deren Folge über die politischen Parteien und Factionen unter den vertriebenen Polen hier Einiges beifügen, so geschieht dies unsererseits nur mit Widerstreben. Wären die Polen je einig gewesen, wären sie es nur in der letzten Revolution gewesen! Aber von jeher war Polen das Land politischer Intriguen und Machinationen, das Land der Parteiungen, deshalb nie stark gegen äußere, nie sicher vor inneren Feinden. Ein polnisches Sprichwort sagt: wenn zwei Polen über Politik sprechen, ist Einer zuviel! Und es ist viel Wahres an diesem Worte, denn wollte man die verschiedenen Ansichten der verschiedenen Parteien, Factionen und In-

dividuen über Staatsform, über Regierung, über Adel, Leibeigenschaft, über Religion, über Krieg und Frieden aufführen, so müßte man fast jede Meinung des Einzelnen, wenigstens derjenigen, die Bildung und Einfluß haben, herleßen. Wir beschränken uns daher nur auf die Hauptpartien, auf die aristokratische, die gemäßigte (Justemilieu, Whiggismus) und auf die demokratische (radicale, oder republicanische). Jede dieser Parteien hat ihre Führer, ihren Anhang, ihre Gesetze und ihre Journale. In Frankreich befinden sich die Centralpuncte, die Comités und die größte Anzahl der Mitglieder aller Parteien, eben weil in Frankreich die Mehrzahl der ausgewanderten Polen lebt. Für Frankreich ist wiederum Paris der Hauptsitz der genannten Parteien, außer der demokratischen, die aus der Hauptstadt verbannt worden und sich auf die Depots, nach Pau, Troyes, Avignon u. s. w. zurückgezogen hat. Das Haupt der aristokratischen Partei ist Czartorisky, der zukünftige König Polens — wie er von seinem Anhange genannt wird und sich gern nennen hört. Dieser Partei wird in Frankreich am meisten Vorschub geleistet, und nicht in Frankreich allein, sondern auch in England, und selbst von russischer Seite. Diese Partei ist sehr zahlreich und wird in Frankreich nur von der demokratischen an numerischer Zahl übertroffen, nicht aber an Macht und Einfluß, denn ihr stehen weder gleiche Mittel, noch der Schutz der Regierung zu Gebote. Die polnischen Demokraten haben sich dagegen mit französischen, italienischen, deutschen und den Republicanern und Liberalen anderer Länder verbunden, das „junge Polen" stand im genauesten Verbande mit dem „jungen Europa", dem jungen Frankreich, Italien, Deutschland, der jungen Schweiz u. s. f. Die gemäßigte Partei, wie die demokratische unter vielen Führern, aber unter keinem definitiven Oberhaupte, gleich wie die aristokratische, ist wohl zahlreich, zählt aber weder hervorragende Talente, noch thatkräftige Mitglieder: laue Anhänger, die es mit Niemand verderben, nichts wagen wollen, sondern wie diese oder jene Partei sich hebt oder fällt, der stärkern sich anschließen. — Noch könnten wir die religiöse, die katholische Partei anführen, eine mystische, zahlreiche Congregation, die von polnischen und französischen Pfaffen geleitet wird, die katholische Religion streng mit der Politik einigt und mit andern Verbindungen wenig Gemeinschaft pflegt.

Für England ist London der Hauptsitz der Polen, ihrer politischen Bestrebungen, geheimen Gesellschaften, der Unterstützungsfonds, der leitenden Comités für England, und der Druckort einiger Journale in polnischer und, wenn es zeitweise die Mittel erlauben, auch in englischer und französischer Sprache. Die Czartorisky'sche Partei hat auch in England einen großen Anhang und wird hier theils durch die literarische Gesellschaft, insbesondere durch deren Secretaire, den übel berüchtigten polnischen Professor Szyrma, vertreten, theils durch das englische Ministerium beschützt, und durch Czartorisky, durch dessen und seines Anhangs Mittel unterstützt. Die gemäßigte Partei sammelt sich in London um den alten General Dwernicky, der wohl ein besserer Cavallerieanführer, als ein politischer Führer sein möchte. Die demokratische, in England sehr wenig zahlreich, in London selbst nur ungefähr dreißig Mitglieder stark, steht ohne entschiedenes Oberhaupt, in ihr macht sich nur das Talent, oder, wie überall, die Intrigue geltend. Es ist behauptet, der General Uminsky sei Chef der polnischen Demokraten in England, dem müssen wir durchaus widersprechen, Uminsky gehört keiner Partei an, er ist Pole und Soldat. Zugleich nehmen wir die Gelegenheit wahr, über diesen so häufig verschrienen Mann einige Worte zu sagen, dies um so mehr, da seine eigenen Landsleute ihn einem großen Theile nach verdammen, nachdem sie vordem vergeblich versucht hatten, den größten noch lebenden Feldherren ihrer Nation in ihr Interesse zu ziehen. So hat die demokratische Partei in Frankreich den General Uminsky aus ihrer Mitte gestoßen — ob er jemals ein wirkliches Glied dieser Gesellschaft ausmachte, wissen wir nicht —; die Demokraten in London nennen ihn das Haupt der Gauner und Diebe, die Aristokraten einen excentrischen, unzuverlässigen Kopf, die Gemäßigten einen Spieler und ausschweifenden Menschen. Wir führen nur Gehörtes an, und maßen uns kein eigenes Urtheil in einer fremden Sache an, halten jedoch nach unserer individuellen Meinung, die durch längern Umgang erzeugt und begründet ist, den General Uminsky für einen tapfern Mann, für den einzigen Anführer unter der polnischen Emigration, wir halten ihn ferner für einen Soldaten, und verzeihen ihm deshalb viele Fehler des Soldaten.

Franzosen.

Frankreich kannte unter der Kaiserzeit, nachdem den während der ersten Revolution Emigrirten gestattet worden, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, es kannte unter Ludwig XVIII. und Karl X., wenn wir die Regicides, die jedoch fast alle begnadigt wurden, ausnehmen, keine politischen Flüchtlinge; erst seit der glorreichen

Julirevolution, seitdem Louis Philipp, der Bürgerkönig, Frankreichs Krone trägt, hören wir von französischen politischen Flüchtlingen, sehen wir deren in Deutschland, in der Schweiz, in Belgien, England und America. Seit 1831, seit dem ersten Aufstande in Lyon, verließen viele Einwohner Frankreichs, wegen Theilnahme an Emeuten, wegen Preßvergehen, wegen geheimer Verbindungen, oder aus Unzufriedenheit mit der dermaligen Regierung, ihr Vaterland, viele freiwillig, viele gezwungen. In jüngster Zeit ward auch in Frankreich die Deportation, aber nur für politische Vergehen, üblich, wir erinnern an die Debatten in der Deputirtenkammer, bezüglich der Deportation der in Doullens und auf Mont St. Michel inhaftirten Demagogen, wir erinnern an Meunier und an Louis Napoleon. Obwohl, wiederum in jüngster Zeit, viele der politischen Verbrecher begnadigt sind, so erstreckte sich doch einmal die Amnestie nicht unbedingt auf Alle, dann wollten auch Manche die Gnade des ihnen verhaßten Königs nicht annehmen, und endlich hatten Andere bereits in fremden Ländern sich eine Existenz gegründet, denn der Franzose acclimatisirt sich überall. Wir sprechen überdies nicht von der Gegenwart, sondern von den Jahren 1836—1837, und im Besondern von den französischen Flüchtlingen in England, vorzugsweise in London.

Die Zahl derselben war in England nie beträchtlich, wohl aber befanden sich unter ihnen einflußreiche, talentvolle und bemittelte Männer, und wirkten demzufolge von England aus sehr nachdrücklich für ihre Sache. Man kann annehmen, daß wie alle französischen Flüchtlinge, die legitimistischen ausgenommen, so auch die in England lebenden der streng republikanischen Partei angehörten, und selbst nicht verschmähten, durch den Untergang des dermaligen Machthabers in Frankreich eine Umgestaltung der dortigen Verhältnisse herbeizuführen. Sie standen mit allen politischen, patriotischen und demokratischen Gesellschaften des Vaterlandes in Verbindung, schrieben für die Oppositionsblätter und für republikanische Journale, übten, wo nur immer möglich, durch ihre Talente, ihre Geldmittel und ihre Verbindungen auf die Flüchtlinge anderer Nationen einen entscheidenden Einfluß aus, und waren, was ihr Verhältniß zu letztern sowohl, als zu dem englischen Volke betrifft, unter den politischen Flüchtlingen aller Nationen die angesehensten, eben weil sie eigene Mittel besaßen, von den Freunden und Gleichgesinnten aus Frankreich reichlich unterstützt wurden, oder sich durch Geschäftsverbindungen, durch Handelsspeculationen, oder durch literarische Arbeiten Erwerb zu verschaffen wußten, und demzufolge nicht nöthig hatten, die Milde der englischen Regierung und des englischen Volks in Anspruch zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Miß Clara Novello, Karl Eckert, Löwe, Seydelmann, Rott]

Eine ärgerliche Streitigkeit mit der anwesenden Sängerin Clara Novello macht hier viel Aufsehen. Karl Eckert, der zu seiner Ausbildung nach Italien reisen will, gab vor einigen Tagen ein Concert. Eckert ist arm, eine Waise, wie Jeder weiß, und der Referent der Voß'chen Zeitung, Hr. Rellstab, forderte das Publicum auf, dies Concert zur Unterstützung eines jungen berliner Talents zahlreich zu besuchen. Dies geschah, aber nach einigen Tagen hörte man, daß der Ertrag für den jungen Musiker doch nur gering gewesen sei, da Miß Clara Novello, deren Mitwirkung nur gegen ein Honorar von 400 Thlr. zu erkaufen gewesen sei, den größten Theil der Einnahme empfangen habe. Hr. Rellstab machte dies öffentlich bekannt, und seine Worte verriethen die Absicht, der Sängerin den Beifall des Publicums zu entziehen. Ein deutsches Publicum ist von selbst geneigt, auf Ruhm und Geld neidisch zu sein, und als Miß Novello im Opernhause gegen die Hälfte der Einnahme einige Lieder sang, gab ein Theil des Publicums laut seine Mißbilligung zischend zu erkennen. Nun gab es Erklärungen von Seiten der Mutter der Sängerin, des Hofraths Förster und Hrn. Rellstab's in der Zeitung. Aus Allem geht hervor, das allerdings das Factum ganz richtig ist. Die Argumente der Mutter sind die einfachsten; sie sagt: Wir reisen, um Geld zu verdienen, und zwar so viel als möglich; wir haben Hrn. Förster unsere Bedingungen gestellt, er hatte nicht nöthig, sie anzunehmen, jetzt aber hat Niemand ein Recht, sich zu beklagen, am wenigsten aber ein Referent Privatangelegenheiten öffentlich zur Sprache zu bringen. — Kleinlich war es jedenfalls, den Unwillen des Publicums anschüren zu wollen. Dazu kommt, daß die Sängerin kaum wußte, daß das Concert zum Besten eines armen Musikers veranstaltet war! Hofrath Förster bot ihr gleich Anfangs dreißig Friedrichsd'or, allein diese genügten der Mutter der Sängerin nicht, die überhaupt als einziger handelnder Theil betrachtet werden muß. Die Sache ist nun abgethan, aber besser für beide Theile wäre es gewesen, daß sie überhaupt nie vorgekommen wäre.

Das Schauspiel hat bei uns, seit dem Engagement Seydelmann's einen unverkennbaren Aufschwung genommen. Die Bühne hatte mit Wolf, Devrient und Lemm ihre besten Stützen verloren, sie bedurfte einer Regenerirung und bei den unbeschränkten Mitteln, welche ihr zu Gebote stehen, war es die fortgesetzte Klage des kunstverständigen Publicums, daß so wenig gethan würde, das Fehlende zu ersetzen. Seydelmann's Engagement gab Hoffnungen zu weiteren Ergänzungen, ganz vorzüglich mußte daran gedacht werden, einen ersten jugendlichen Liebhaber und einen anderen für das Lustspiel zu engagiren, denn das mittelmäßige Gut, welches wie

an den Herren Grua und Krüsemann besitzen, kann kaum einem Mäßigkeitsvereine genügen. Aber seltsamer Weise hat die Direction bis jetzt mehrere junge Künstler von größeren Fähigkeiten und Hoffnungen zurückgewiesen, unter welchen wir besonders den jungen Hendrichs beklagen, der jetzt beim Burgtheater in Wien engagirt ist. So steht Seydelmann bis jetzt bei uns ziemlich allein, und wir harren noch immer der Dinge, die kommen sollen. Wie rege jedoch der Antheil sein könne, bewiesen die Gastspiele Ludwig Löwe's. Zwar ist Herr Löwe kein Künstler ganz nach unserem Geschmack, und die Begeisterung der Wiener für ihn steckte nicht an, aber der lebhafte Beifall war ein gerechter und wohlverdienter, und seine Darstellungen zogen stets ein gewähltes Publicum herbei. Löwe ist der directe Gegensatz Seydelmann's. Er ist ein Künstler, der ganz aus der Gefühlswelt schöpft, indem er sich ihr hingibt, und er würde sich Devrient anreihen, wenn er genial sein könnte, wie dieser. Es ist ein ursprüngliches Talent, das sein inneres Leben auf die Bühne bringt und sich selbst empfindet, Mensch und Schauspieler mit demselben warmen Herzen voll freudiger Begeisterung und Lebenslust. Darum aber wird er nie ganz die verschiedenartigen Charaktere durchdringen und durch tiefe Studien, wie Seydelmann, dies große Talent des Verstandes, mit eiserner Consequenz, jede Aufgabe lösen. Nicht durchweg wollen wir behaupten, daß Seydelmann unangreifbar sei, aber er ist es überall, wenn man sich mit der Art seiner Auffassung verstandigt hat. Die charakteristische Gediegenheit ist seine Stärke, und das Bild, welches er uns zeigt, ist so ganz aus einem Gusse, daß selten wohl ein kleiner Mangel zu entdecken wäre.

Von dem Neuen, welches die Bühne brachte, erwähne ich zum Schlusse Einiges. — Nach langer Ruhe wurde Heinrich der Vierte, erster Theil, nach einer Bearbeitung Fouquet's gegeben, vornehmlich weil Hr. Rott sich als Falstaff gefallt. Nie vielleicht haben die Annalen des Theaters eine bedauerungswürdigere Darstellung dieses großen Meisterwerkes gesehen. Hier zeigte es sich ganz, wie gering die Mittel der Bühne sind, wenn es darauf ankommt, ein Werk zu geben, in welchem so viele tüchtige Kräfte vereint sein müssen. Die ganze breite Mittelmäßigkeit bildete einen Phalanx, der undurchdringlich genannt werden muß, und ohne irgend einen Namen zu nennen, können wir nur sagen, daß auch nicht Einer von Allen der Aufgabe gewachsen war. Am wenigsten aber Hr. Rott, denn dieser in mancher Beziehung ganz tüchtige Schauspieler, quälte sich mit dem Humor des unvergleichlichen Taugenichts, bis er zum Ueberdruß für die Zuschauer wurde. Ein Stück von C. Blum „die zweite Frau," war ein Werk, das nach der ersten Darstellung verschwand; besser gefiel dessen Bearbeitung von Gozzi's öffentlichem Geheimnisse, obgleich wir eigentlich nicht begreifen, warum man das Calderon'sche Original, dessen poetischer Gehalt unstreitig weit höher steht, und von welchem sehr gute Uebertragungen vorhanden sind, diesem nachstellte. Auch Mad. Birch-Pfeifer hat im Geschmack der Prinzessin von Sachsen ein Stück unter dem Namen „Onkel und Nichte" geliefert, das getheilten Beifall fand. Der sentimentale Ton ist in dieser Nachahmung fast bis zur Carikatur gesteigert, und neben den verderbtesten Leichtsinn gestellt, der liebenswürdige französische Koquetterie sein soll, aber, wie vieles Andere in dieser schlechten Copie, Unnatur ist. — In der nächsten Woche erwartet man Raupach's längst angekündigte „Marie von Schottland," das Trauerspiel „Clotilde von Montalvi," und Anderes, über welches ich Ihnen später berichten werde.

**

Notizen.

[Ungedrucktes von Lessing.]

In dem neuen, dem vierten Heft des Freihafens finden wir unter dieser Ueberschrift eine Mittheilung von Dr. Kahlert, die jetzt bei Herausgabe der Gesammtwerke des großen Autors von doppeltem Interesse sein muß. Lessing's handschriftlicher Nachlaß kam an seinen Bruder, der Münzdirector in Breslau war, nach dessen Tode theils an die Universitätsbibliothek, theils an den Geheimrath Oelsen daselbst. Unter diesen Schätzen ist nun in der That manches noch unbenutzte, theils in Fragmenten, theils in Umarbeitungen, vorhanden. Dr. Kahlert spricht speciell von Lessing's Studien zur deutschen Lexikographie und theilt diese Randglossen im Freihafen mit. In diesen kleinen gelehrten Gedankenblitzen liegt mancher bedeutende Sprachgewinn angedeutet. Alte gute Wendungen gehen oft verloren; wer aber wollte z. B. folgendes, was Lessing empfiehlt, nicht aufnehmbar finden!

Ueberhöhen. Ein gutes altes in architectura militari zu brauchendes Wort. „Ein Haus wird von einem Berge überhöht."

Krank. Krank sein nach Einem; sich so heftig nach Einem sehnen, daß dies schon eine Art Krankheit wird. Flemming sagt: „Ich bin, Schatz, krank nach Dir."

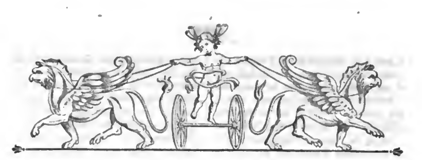
Allenthalbenheit. So übersetzt Zinckgref den theologischen terminum: Ubiquität, wenn von den Leiden Christi die Rede ist.

Gänge, fur geläufig. Logau sagt: „Eine gange Zunge," während wir es blos in der Wendung „gäng und gebe" gebrauchen u. s. f.

[Deutsche Eintracht.]

Die Elberfelder Zeitung berichtete, daß Katholiken und Protestanten zum Ausbau des Cölner Doms beitragen und ermahnt zur fortgesetzten Eintracht. Die Münchner politische Zeitung weist diese Mahnung zurück und schürt das Feuer des Hasses. Sie erinnert an den Spruch Virgil's, die Danaer seien zu fürchten, auch wenn sie Geschenke bringen. Erst übet Gerechtigkeit, sagt sie, dann bringet Opfer, nicht der Katholicismus hat den Zwiespalt in die Entwickelung des deutschen Lebens gebracht! — Diese Zwietracht, die man von neuem predigt, — möchten wir hinzufügen, — endet vielleicht in Deutschland erst dann, wenn barbarische Horden aus dem Osten in die Gauen des theuern Vaterlandes hereinbrechen, und der germanischen Entwickelung Stillstand gebieten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 235. — den 30. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Fortsetzung.)

Keiner andern Nation wird es überhaupt so leicht, sich in fremden Ländern durchzubringen, als der französischen, dies gilt auch in Bezug auf England: der Franzose ist alsbald versorgt, sei es durch Connexionen, durch Zungenfertigkeit oder durch Geschick in diesem oder jenem Fache. Nicht so leicht ward es andern Fremden; Polen, Deutsche und Italiener, vielleicht mit eben den Kenntnissen und Geschicklichkeiten, vielleicht mit größern als die Franzosen begabt, darbten in London, während diese lustig und in Freuden lebten, eine Folge ihres festen Zusammenhaltens, ihrer gegenseitigen Unterstützung und der aus Frankreich einlaufenden Beiträge.

Die hervortretendsten Charaktere unter den französischen politischen Flüchtlingen in London waren Cavaignac, Marast und, wenn wir ihn einen Franzosen nennen dürfen, Beaumont. — Cavaignac, ein Mann von imponirendem Aeußern, ein strenger Republicaner in Wort und That, ein Braver, der dem Feuer und den Bayonnetten der gegenüberstehenden Truppen getrotzt, der seine Meinung mit der Waffe in der Hand dem einzelnen Gegner gegenüber vertheidigt hat, — Cavaignac genoß einer allgemeinen Achtung, die ihm weder Freund noch Feind versagte; er war ein treuer, theilnehmender, helfender Freund, der seine beträchtlichen Mittel niemals Gleichgesinnten vorenthielt, niemals zur Förderung seiner Sache sparte. Marast, ein talentvoller gebildeter Kopf, vieler Sprachen mächtig, war der Mann der Feder, wie Cavaignac der des Wortes und des Schwertes; es ward jenem sogar vorgeworfen, daß er, wenn es einst gelte, nicht in den Reihen der Brüder mitkämpfen möchte, daß er persönliche Beleidigungen nicht ganz so, wie der Franzose und jeder Mann von Ehre es will und thut, gerächt habe. Marast war Mitredacteur des National, und nach Armand Carrel's Tode eine Hauptstütze jenes Journals, bis später Trelat dessen Leitung übernahm. Der kleine feine Marast, dessen südliches Vaterland man an Teint und Haaren erkennt, hat sich mit einer wohlhabenden Engländerin vermählt und soll sich von der Zeit an dem politischen Treiben mehr und mehr entfremden. Beaumont, dessen Vorfahren französischen Ursprunges waren und sich nach America übersiedelten, ist naturalisirter Engländer, ein äußerst gewandter, thatkräftiger Mann, der auf weiten Reisen sich gebildet und, da er unabhängigen Vermögens, in der Wahl seiner Studien mehr seinem Geschmacke, als einem bestimmten Fache nachgeht, obwohl er ein tüchtiger Mediciner sein soll. Er war bei dem Aufstande in Lyon, wo er sich gerade aufhielt, einer der kühnsten Kämpfer, ward gefangen, vor den Pairshof gestellt und zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Englische Blätter, Whigs und Radicale, seine höchst angesehene Familie opponirten gegen den Spruch der französischen Pairs, gegen französisches Gericht überhaupt, sie wollten den Engländer in England gerichtet wissen. Nichts destoweniger wurde Beaumont mit seinen Kampf- und

Leidensgefährten nach dem Gefängniß in Doullens abgeführt und so lange dort verwahrt — ein Versuch zum Durchbruch und zur Flucht gelang ihm so wenig wie mehreren, die wieder eingefangen wurden; Andere entkamen dagegen glücklich — bis er in die Amnestie von 1836 eingeschlossen nach seinem Heimathlande sich begeben durfte. Er ist ein rigoroser Republicaner, nicht ein Republicaner im heutigen Sinne, wie wir deren in der Schweiz, in Nordamerica sehen, sondern ein Republicaner nach dem Vorbilde Spartas und Roms in der frühesten Periode dieser Staaten. Ueberall, wo ein Volk sich erhebt, wo eine Republik zu gründen, wird Beaumont hineilen, und mit Gut und Blut, mit Wort und Feder die Bewegung unterstützen und fördern. Das Aeußere des Mannes ist unscheinbar und entspricht keineswegs seinem kolossalen Geiste.

Eben so wie die Polen an gewissen Tagen und in gewissen Localen, je nach ihren verschiedenen politischen Ansichten und Gesellschaften vereinigt, zusammenkamen, wie es da Versammlungen der Aristokraten, der Gemäßigten und Demokraten gab, hielten auch die Franzosen eine wöchentliche Zusammenkunft, welche jedes Mitglied einer andern demokratischen oder republicanischen Gesellschaft beiwohnen durfte. Es ward in jenen Versammlungen disputirt, politisirt, Länder wurden abgetheilt, Staaten errichtet, Könige entthront, Gütergemeinschaft eingeführt, das Erbrecht abgeschafft u. s. w. Es kam neben viel Unsinn manches Gute und Zweckmäßige zum Vorschein. Die Franzosen sind eifrige, lebendige Redner, die von der republicanischen Partei vor Allen. Man hätte einen solchen declamiren, schreien und gesticuliren sehen sollen!

Die italienischen Flüchtlinge hielten unseres Wissens in London keine öffentlichen Versammlungen, sie existirten dort nur in geringer Zahl und wohnten theils den Zusammenkünften der Franzosen, theils denen der Polen und selbst der Deutschen bei. Von den Italienern halten wir, hinsichtlich ihrer Reformationsversuche, ihrer Aufstände mit gewaffneter Hand, mit einem Worte, von ihrem Muthe nicht gar viel; wir könnten da manche Belege anführen, wohl auch bisweilen vom Gegentheile, denn keine Regel ohne Ausnahme. Unter den Italienern in London waren die bekanntesten Mazzini und de Pratti, jener mit den deutschen, französischen und italienischen Flüchtlingen im Sommer 1836 zu gleicher Zeit aus der Schweiz vertrieben, dieser schon lange in London ansässig, seit der ersten Verfolgung der Demagogen und Carbonari im Jahre 1822. Mazzini, einer reichen piemontesischen Familie entsprossen, trieb lange Zeit sein Wesen in der Schweiz und im südlichen Frankreich, ward in Folge seines großen Vermögens oft geduldet, wenn Andere, die weniger als er verbrochen, ausgewiesen wurden, und war, wie er Stifter des jungen Italiens gewesen, Veranlassung zu dem Bunde des jungen Deutschlands. Er redigirte längere Zeit ein republicanisches Blatt in der Schweiz, nahm an allen abenteuerlichen Plänen und Zügen Theil, vertheilte Geld und hatte sonach einen großen Anhang. Kenntnisse und Phantasie sind ihm nicht abzusprechen, ob ihm aber Klugheit und Scharfblick im hohen Grade eigen, möchten wir bezweifeln. — Der alte Carbonaro de Pratti, aus einer italienischen Familie in oder an der Gränze von Tyrol, ist der Zeit Wunderdoctor und Redacteur des Penny-Satyrist in London; er verkauft Pillen, heilt die Syphilis in drei Tagen und schreibt nach seiner Meinung witzige Artikel gegen das englische Ministerium, gegen die Königin Victoria und gegen andere Potentaten, hauptsächlich aber seine eigene Lebensgeschichte, die theilweise in Deutschland spielt und voll pikanter Liebesabenteuer ist, was man dem alten Pavian kaum ansehen möchte. Gäb' es viele solcher Leute, aufgeblasen, wahnwitzig und feige: die Sache des Liberalismus wäre für immer verloren!

Von den spanischen und portugiesischen Flüchtlingen ist schon oben gesprochen und hier nur wenig zuzufügen. Sie halten sich von den übrigen durchaus gesondert, und dies in Folge ihrer von jenen ganz verschiedenen Grundsätze und Gesinnungen. Wie jene der liberalen Sache wegen geflüchtet, so sind sie es des Absolutismus oder der Legitimität und des Pfaffenthums wegen. Don Carlos, Dom Miguel und die Herrschaft des Klerus, das sind ihre Idole, für deren Wiedereinsetzung sie leben und wirken. Theilweise gehören sie reichen Familien an, oder haben Geld und Gut gerettet, oder werden endlich von den englischen Tories wirksam unterstützt, denn sie leben ganz à leur aise, das beweist ihr Aeußeres, ihre Wohnungen, ihre Equipagen und ihre Vergnügungen.

Wir könnten noch von russischen und brasilianischen, von türkischen, indischen und persischen Flüchtlingen sprechen, aber einestheils sind es keine politischen, anderntheils darf man nicht Jedem unbedingt glauben, der sich für einen solchen ausgibt. Prüfet die Leutchen näher und Ihr werdet ersehen, daß Jener, der des Republicanismus wegen geflohen und verfolgt sein will, betrogen, ein Anderer falsche Wechsel gemacht hat; dieser will sich duellirt haben, und ist wegen eines Kassende-

fectes entwichen; der alte Schiller — durch den Hubert'schen Proceß bekannt geworden und in Journalen besprochen — wollte auch ein politischer Flüchtling, wollte adlig und Oberförster sein! Dasselbe gilt von dem in vorhergehenden Blättern erwähnten Jakob, er ist eben so ein aus dem Leben genommener Charakter, wie seine Gefährten Emil, Franz und Conrad; Discretion gebot uns bezüglich der deutschen Flüchtlinge die Namen zu verschweigen, Jeder jedoch, der mit der Sache vertraut ist, wird auch die bezeichneten Individuen erkennen.

Ehe ich auf die Schilderung der deutschen Flüchtlinge in London näher eingehe, halte ich es für nöthig, einige Bemerkungen vorauszuschicken. Nachdrücklich muß ich mich gegen den Vorwurf verwahren, als ob ich gewillt gewesen, die Flüchtlinge überhaupt zu persifliren und ihre Sache lächerlich zu machen; unter ihnen zähle ich liebe Bekannte, wackere, tüchtige Männer, und kenne deren unter ihnen noch viele, aber nicht minder gibt es schlechte Subjecte, lächerliche, hohle Tröpfe, aufgeblasene, verdrehte Leute unter den Flüchtlingen, die der Sache unendlich viel schaden. Hätte irgend ein Staat, der absoluteste, sich einige Exemplare der letzterwähnten Sorte verschrieben, angestellt und reichlich salarirt: er hätte kein besseres Mittel ausfindig machen können, um alle liberalen und revolutionnairen Ideen in seinen Landen blos durch den Anblick und die verworrenen Reden und verrückten Handlungen jener Demagogen zu ersticken. —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Düsseldorf.

[Firmenich.]

In dem von Adolph v. Schaden herausgegebenen Werke „Gelehrtes München," finden wir folgende biographische Notizen über den dramatischen Dichter und Sprachforscher Dr. Firmenich. Da von hier aus Mittheilungen über Firmenich ausgingen, zum Theil auch in Ihrem Blatte, so sei dieser Mann das Thema meines Briefes. „J. M. Firmenich, Sohn eines geachteten Fabrikanten in Cöln am Rhein, geboren 1808 am 5. Juli. Schon frühzeitig zeigte sich bei demselben ein unwiderstehlicher Hang zur Dichtkunst und eine brennende Wißbegierde, die ihn halbe Nächte hindurch über Büchern zu sitzen antrieb. Gleichsam mit einer Art von Heißhunger verschlang er die Werke unserer vaterländischen Dichter und studirte außerdem mit unermüdetem Eifer die römischen und griechischen Classiker. Nicht minder machte er sich mit den englischen, italienischen, französischen, spanischen und holländischen Schriftstellern in der Ursprache bekannt, und verwendete zudem vielen Fleiß auf die Erlernung der neugriechischen und schottischen Sprache. Als 17jähriger Jüngling, als derselbe noch das Gymnasium besuchte, übersetzte er den Klaggesang des kaledonischen Barden Ryno auf den Tod Oskar's, Ossian's Sohn, welchem er zum bessern Verständniß viele Anmerkungen zufügte, und der die Aufmerksamkeit aller Freunde der galischen Muse auf sich zog. (Gedruckt in dem Beiblatt der Cölner Zeitung.) Dadurch aufgemuntert ließ er bald viele seiner Gedichte folgen. In der Kenntniß der englischen Sprache brachte er es zu einer solchen Fertigkeit, daß er eine große Anzahl Gedichte in derselben verfaßte, die in deutschen und englischen Blättern eine günstige Aufnahme fanden und Aufsehen erregten. Ebenso schrieb er Lieder in der neugriechischen Sprache. Am bekanntesten wurden seine Lieder in der cölnischen Mundart, welche gleich ins Volk übergingen und stets von Alt und Jung in Cöln gesungen werden. In demselben Dialekte schrieb er auch ein Lustspiel in 4 Acten, welches am 1. März 1832 in Cöln bei überfülltem Hause aufgeführt wurde. Auf der Universität Bonn, auf welcher er dem Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften oblag, wurde er mit August Wilhelm von Schlegel bekannt, dem er im Jahre 1830 ein großes Gedicht, die damaligen politischen Verhältnisse betreffend, zueignete, und welcher ihn besonders zu poetischen Arbeiten aufmunterte. Darauf begab er sich nach München, wo er während seines zweijährigen Aufenthaltes außer vielen Gedichten und Romanzen eine Tragödie „Regina Dovagno" nach einem alten englischen Stücke verfaßte, welche aber wegen ihres etwas anstößigen Sujets von allen Theatern zurückgewiesen wurde, weshalb sie der Dichter in seinem jugendlichen Unmuthe vernichtete. Außerdem beschäftigte sich derselbe mit der Herausgabe einer Sammlung der schönsten neugriechischen Volksgesänge und Dichtungen in der Ursprache, nebst Erläuterungen und Wörterbuch mit stetem Rückblick auf das Altgriechische." — So weit Adolph von Schaden.

Durch Mittheilungen von vertrauten Freunden des Dichters, welcher gegenwärtig in Cöln lebt, sind wir in den Stand gesetzt, Obiges ergänzen zu können. Im Jahre 1834 begab sich Firmenich nach Rom, wo er fast 2 Jahre verweilte, da ihn der Umgang mit Thorwaldsen, Reinhardt (Schiller's ältestem Freunde), Horace Vernet und andern ausgezeichneten Künstlern an diese Stadt fesselte. Die deutschen Künstler in Rom hatten ihn zu ihrem poëta di corte ernannt, wodurch es ihm oblag, bei feierlichen Gelegenheiten Lieder für dieselben zu dichten. (Gedruckt in Rom.)

Ebenso mußte der Hofdichter bei dem großen Cervaro-Zuge, welchen die Künstler ohne Unterschied der Nation alljährlich im April nach den Sibyllenhöhlen bei Rom, meistentheils zu Esel, machen, das Orakel abgeben und die an dasselbe in einer wild romantischen und magisch beleuchteten Höhle gestellten Fragen aus einem verborgenen Winkel in Versen beantworten. Daß die Antworten des Orakels meistens komisch waren, versteht sich von selbst. Eine dieser Impromptu-Antworten theilte uns Firmenich während seines Aufenthaltes in Düsseldorf selbst mit. Ein vorlauter münchner Künstler stellte nämlich die Frage: Wie Viele werden heute nüchtern bleiben? worauf das Orakel unter dem schallenden Gelächter der übrigen Künstler antwortete:

Willst Antwort Du auf diese Frag',
So zahle nur die Esel nach,
Die heute mit hierher gekommen,
Und die ihr klüglich mitgenommen.
Sie bleiben nüchtern, weis' allein,
Ihr werdet heut die Esel sein,
Denn Alles, was zwei Beine hat,
Kehrt wie das Vieh zurück zur Stadt,
Und gäb' Verstand den Vorrang hier,
So ritt Dein Esel heut auf Dir,
Und Roma würd' es staunend seh'n,
Wie Esel über Künstlern steh'n.
Doch weiche, Naseweis, von mir,
Nicht länger steh' ich Rede Dir!

Als Firmenich von Rom abreiste, ward ihm zu Ehren von den Künstlern ein großes Fest veranstaltet, wobei man ihm zum Andenken einen Dichterkranz verehrte und ihn mit dem römischen Künstlerorden, dem Bajocco, schmückte. Von Rom begab er sich nach Neapel und durchreiste ganz Italien. In Genua entwarf er seine Tragödie „Clotilda Montalvi" und machte sich zu diesem Zwecke mit den Sitten und Gebräuchen dieser Stadt, wo das Stück spielt, bekannt. Von dort begab er sich nach Wien, um mit seinem Freunde Anastasius Grün eine Zeit lang zu verkehren. Nach zweimonatlichem Aufenthalte jedoch ward Firmenich ohne allen Grund aus dieser Residenz verbannt und kehrte nach seiner Vaterstadt Cöln zurück, wo der beliebte Volksdichter in einer großen Versammlung seiner Landsleute unter Pauken und Trompeten freudig empfangen wurde. Auf eine Einladung seines vertrautesten Freundes G. Franken, eines jungen angesehenen Gutsbesitzers, welcher sein steter Begleiter auf allen Reisen gewesen war, kam Firmenich nach Düsseldorf, wo er seine Tragödie „Clotilda Montalvi" vollendete. Dieselbe kam im Januar 1838 auf der hiesigen Bühne zur Aufführung und wurde, wie bekannt, mit seltenem Beifalle aufgenommen. Hierauf bereiste der junge Dichter Frankreich und Belgien und langte vor kurzem aus Paris in seiner Vaterstadt Cöln wieder an. Seine jetzigen literarischen Arbeiten sind uns unbekannt. E.

Notizen.

[Musik in Leipzig.]

Wir hörten in letzter Zeit manches vom Vater Haydn. Sein kindlich frommer Genius bleibt immer ein gesegneter und beglückender. Wie erquickt man sich in dieser Fülle von Unschuld und Witz, wie heiter ist Haydn bei aller Frömmigkeit, und wie fromm bei aller Lebenslust! Der moderne Anakreon in der Musik! — In der Thomaskirche erlebte die Schöpfung seit einem halben Jahre eine zweite Aufführung, die man gelungen nennen muß. Die Chöre gingen sicher und waren richtig aufgefaßt. Von den jungen Solosängern verdienen der Bassist und der Sopranist Auszeichnung. Jener trug mit klangreicher Stimme recht verständig vor; doch ist seine Intonation noch nicht fest, sein Recitativ mangelhaft. Der Sopranist der Thomaner hat die schönste Stimme, die man hören kann. Seine Intonation ist meist rein, der Vortrag so gut, als man billig bei so zarter Jugend fordern darf. Wollte der junge Sänger sich abgewöhnen, sich von einem Ton zum andern hinzuschleppen, und sich vornehmen, jeden gleich ganz bestimmt zu fassen, so würde sein Gesang gewinnen. — Das sechste Abonnementconcert (am 8. Nov.) brachte uns den schönen Chor von Haydn: „Des Staubes eitle Sorgen," das siebente (am 15. Nov.) Haydn's Sturm, beide Stücke ebenfalls von den Thomanern gesungen. Mrs. Shaw sang eine Hymne von Cherubini: „O salutaris hostia," Crescentini's Arie zu Zingarelli's Romeo und Julia, ein Gebet von Händel, eine Arie aus Rossini's Italienerin, ein schottisches Lied von Mendelssohn-Bartholdy und ein Heine'sches Reiselied, von demselben gesetzt, der Text leidlich englisch wiedergegeben. Die Cherubini'sche Hymne, die seit vielen Jahren hier nicht gehört wurde, trug die Sängerin meisterhaft vor; im Adel des Vortrages, in der gleichmäßigen Haltung der Töne sucht sie Ihresgleichen; dagegen erschien für die Rossini'sche Arie mehr Feuer wünschenswerth. Die kleine Händel'sche Arie bewies, wie sie im Kirchenstyl an ihrem Platze ist, obschon ihre Stimme an dem Abend etwas verschleiert war; erst beim Vortrag der Arie aus der Italienerin in Algier entwickelte sich der volle Glanz, ich möchte sagen, die strahlende Glorie ihres schönen Tons. Sie faßte die Arie anders als der Componist sie gedacht hat, indem er der Sängerin Gelegenheit gegeben, Witz und Laune walten zu lassen; allein bei italienischer Musik, die so dehnbar ist wie Gummi, mag der Persönlichkeit ein freies Spiel eingeräumt werden. In beiden Piècen hörten wir auch von ihr einen echten, trefflich gehaltenen Triller.

[Schelling und Baader. Brieflich aus München.]

Zu den neuen Universitätsverordnungen in Baiern gehört auch das Verbot, daß Laien Vorlesungen über theologische Gegenstände halten. Dies trifft besonders Schelling und Baader. Franz von Baader, ein entschiedner Gegner des Papstthums, der noch neulich die Existenz eines papstlosen Katholicismus für möglich und für heilsam erklärte, las bisher speculative Dogmatik. Dieser felsenfeste Kämpe unterläßt auch in geselligen Kreisen und höhern Ortes nicht, seine Ansichten dreist auszusprechen und seine Meinung wie einen Fehdehandschuh darzubieten. Mit Schelling ist er seit lange zerfallen, dessen weichliche Vornehmheit ist ihm zuwider. — Beide werden fortfahren zu lehren und ihre religiösen Ansichten vom Katheder zu verbreiten, obschon sie keine theologischen Collegien dem Namen nach ankündigen.

[Zschokke.]

Der alte Zschokke ist noch immer auf das erfreulichste thätig. Das neueste Heft des Rotteck-Welcker'schen Staatslexikons (Bd. 7. Lief. 1.) bringt zwei Artikel von ihm über Glarus und Graubündten. Früher gab er eine Monographie von Freiburg, wegen der dortigen Zustände des Jesuitismus wichtig.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.



Achtunddreißigster Jahrgang.

December.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt

der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche rc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, rc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrgangs beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1838. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Accod. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Fraunhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Fraunhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

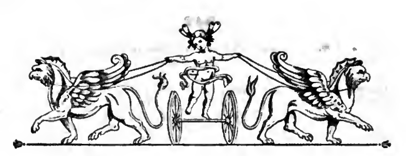
Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

(Hierbei drei Intelligenzblätter und vier Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends ——— 236. ——— den 1. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kritische Winke.

Shakspeare.

„Shakspeare als verlorener Sohn" ist der Titel eines novellistischen Fragments von H. Koenig, im vierten Hefte des Freihafens. Tieck's Darstellung des großen britischen Dichters kann nicht erschöpfend genannt werden, sein „Dichterleben" hat uns in Shakspeare eine tlmide stille Schreiberseele vorgeführet, die ganz weiblich die großen Stoffe, Personen und Ideen des Lebens auf sich walten läßt und ihr Gefäß wird, wie etwa Eckermann für Goethe. Die dämonischen Elemente des Poetenlebens hat Tieck von Green und Marlow gleichsam absorbiren lassen, er hat sie in diesen beiden Gestalten, die er als hoher Meister darstellt, abgesetzt, so daß für William nur das traumbefangene, ruhig milde Kind übrig blieb. Was dieser Einseitigkeit, die in der That sehr liebenswürdig und einschmeichelnd ist, einigen Vorschub gibt, ist der Umstand, daß Tieck den Dichter in der Periode von Romeo und Julie schildert, wo auch die Komödien in Liebesleid und Lust die Seligkeiten eines kindlich großen Menschen übermüthig austönen. Allein Shakspeare war auch Green, auch Marlow, er hatte Theil an diesen Verirrungen des Genies, hatte ihnen Tribut gezollt, bevor er sie überwand und den Dämon in sich bändigte. So ihn als Mensch, in der Blüthe bacchantischer Leidenschaft, erscheinen zu lassen, ist eine Aufgabe besonderer Art. H. Koenig hat sich diese gestellt. Schon früher setzte er dazu an, jetzt gibt er abermals nur ein Bruchstück. Er zeichnet Shakspeare in der Ankertaverne, in dem lärmenden Getöse jener Weltkneipe, wo die Mährchen des Reiselebens, die Abenteuer der Erdumfahrer ertönen, wo der sinnende Dichter sitzt und lauscht, aber zugleich von vielfachen Intriguen und Liebeshändeln umgarnt, mit den Raufbolden und Komödianten aus der „Rose" die Nachtstunden durchschwärmt. Diese Scenen, hochwichtig für Shakspeare als Mensch und Dichter, höchst nöthig für die Combination, die uns die Geburt und die Art und Weise seiner Dichtungen deuten will, diese Scenen im „Anker" hat Koenig ganz vortrefflich gezeichnet. Sehr geschickt ist die Intrigue entwickelt, die der übermüthige William seinem Kumpan Burbadge, dem Helden seiner Stucke, spielt. Während der Vorstellung am Tage — man gab König Johann — erschien ein Bursche am Eingange zum Garderobenzimmer, der nach Burbadge verlangte. Er bringt von einer unbekannten Dame eine Bestellung, gibt ihm den Ort zum Rendezvous an und zugleich das Losungswort: „Johann ohne Land!" Shakspeare fängt die Bestellung auf und begibt sich an den anberaumten Ort. Der Laden öffnet sich auf seine Parole, eine zarte Frauenhand leitet ihn durch den Flur des Hauses in ein mäßig erhelltes Zimmer. Hier erfolgt die Wahrnehmung des Irrthums, aber auch eben so schnell die Verständigung des Paares. „Sie küßte nicht schlecht!" versichert Shakspeare, als er den Genossen das Abenteuer erzählt. Aber in der Hast war die Thür unverschlossen geblieben. Man klopft, und auf

den Schrei der Dame wird das Losungswort: „Johann ohne Land!“ gegeben. Es ist Burbadge, der Heldenspieler, dem sein listiger Poet zuvorgekommen. Shakspeare öffnet und ruft lachend: Johann ohne Land? Nun gut, ich bin Wilhelm der Eroberer! — Triumphirend eilt er fort, aber Burbadge stürmt ihm nach; in der Ankertaverne schüttet er seinen Groll gegen ihn aus. Aus dem Scherz wird zwischen den Uebelgelaunten Ernst; es muß Blut fließen, und vor eben dem Fenster, wo Burbadge verhöhnt wurde, soll das Werk der Rache vor sich gehen. William ist glücklich in Führung der Klinge und stößt im Dunkeln heftiger, als er gewollt, den Gegner zu Boden. — Diese Scene ist wie aus dem Leben und der Zeit des Dichters entwendet; dieser wilden Romantik in Lust und Leidenschaft war Shakspeare als Mensch verfallen, erst mit dem Erwachen aus wüstem Rausche, in den ihn das üppige Lebensblut gestürzt, erfolgte das tiefere Besinnen des Genius. Auch diese Scene schildert Koenig; Shakspeare erwacht auf seinem Lager und fühlt bittere Reue über die verworrene Trübsal, die er um sich häuft. Seine Wirthin, die gute Nelly, spricht ihm liebreich zu, wie er an sich verzweifelt; aber das Maß des Unbills wird übervoll, seine Mutter erscheint aus Stratfort und mahnt ihn an die stille Einfalt eines glücklichen Daseins, sie straft seinen Lebenswandel und lähmt mit aller ihrer Liebe den Fittig seines hochstrebenden Geistes, der aus allem Umstueze sich immerdar von selbst als Phönix befreit. Die Häscher kommen, um ihn nach Newgate abzuholen; der im Duell Verwundete zog die Augen der Behörde auf sich. Die Drangsal häuft sich; Graf Heinrich Southampton erscheint und rettet ihn. Diese Scenen stehen jedoch den ersten weit nach, Koenig's Farben sind hier matt; die Begegnung des Dichters mit der Mutter und mit dem Freunde läuft zu sehr in Declamation aus.

Die Beschäftigung mit Shakspeare ruht in Deutschland nirgends; wir trinken aus diesem Born Gesundheit und Kraft. Es sind zu gleicher Zeit vier Uebersetzungen angekündigt, Reimer bringt die Tieck-Schlegel'sche in neuem Abdruck; die übrigen beweisen blos, daß man sich eben mit Shakspeare beschäftigt. Die bei Georg Wigand in Leipzig erscheinende gibt auch einen Supplementband, der von großem Interesse ist. Er enthält das Leben des großen Dichters von Chalmers und die Charakteristik der Dramen von William Hazlitt, beides übersetzt von A. Jäger, in der That, für deutsche Leser eine werthvolle Gabe. Die 37 Umrisse zu den Dramen und des Dichters Portrait in Stahlstich sind weniger willkommen.

Dagegen müssen wir auf den genialen Ruhl aufmerksam machen, von dessen Skizzen das zweite Heft erschien (Kassel und Leipzig, Krieger'sche Buchhandlung). Die erste Lieferung brachte den Kaufmann, die zweite den Sturm, in 9 Blättern. Diese geistvollen Zeichnungen spiegeln in Gestalt und Gesichtsbildung der Figuren die Shakspeare'schen Charaktere auf das glücklichste ab. Besonders gelungen sind die Gestalten Ferdinand's, des alten Zauberers Prospero und der drei komischen Gesellen Kaliban, Trinkulo und Stephano; die Scene, wo Ariel in den Lüften diese Würmer der Menschenwelt mit seinem Gesange bewirthet, ist meisterhaft.

Hermann Marggraff über Deutschlands jüngste Literatur- und Culturepoche.

Ein 450 S. starkes Buch (Leipzig bei Engelmann), das die Entwickelung der deutschen Zustände zum Gegenstand hat. Es schildert den Norden und Süden, die katholischen und protestantischen Lebenselemente, das Zerwürfniß beider seit der Reformation, die Zerstückelung des politischen Nationaldaseins; wobei es natürlich weit ausgreifen und im westphälischen Frieden die Anknüpfungspuncte suchen muß, um den Stand der Gegenwart historisch zu erläutern. Die literarische Vergangenheit wird dann ebenfalls umschrieben, hier und da, mehr nach Lust und Neigung, als nach Nothwendigkeit, treten Excursionen ein, um diese oder jene Persönlichkeit mit nachdrücklicher Ausführlichkeit zu erörtern. Erst gegen die Mitte des Buches hin eröffnet sich mit dem J. 1830 der Schauplatz für die Thaten und Leiden der jüngsten Epoche. Vorläufer und Propheten neuer Richtungen werden auch in außerdeutschen Zuständen aufgesucht, Byron, Shelley, Puschkin werden leicht und nebenbei herangezogen, dann treten Rahel, Börne, Heine, Bettina, Menzel und die Späteren in den Kreis der Betrachtung. — Marggraff hat die Zustände seiner Zeit auf das sorgsamste mitdurchlebt, er hat, ein fleißiger Notizensammler, ein emsiger Zuschauer, memoirenartig seine Gedanken und Gefühlsmeinungen zusammengetragen, und das Aneinandergeheftete durchschießt er nun mit der Compilation von Belegstellen. Es war so viel Mißliebiges hinausposaunt, so viel edler Wille war geknickt, so viel Misere ist frech geworden über Zustände und Personen einer kämpfenden und in ihren Kämpfen sich selbst verwundenden Zeit, daß es wirklich erwünscht sein konnte, nun einmal den Common sense, wie er kritisch in England ruhig und solid

neben den Ereignissen der Leistungen und der Leidenschaften herläuft, als eine parteilose Stimme des Allgemeinen zu vernehmen. Von der Art ist das Verdienstliche in der Marggraff'schen Beschaulichkeit, und ein Buch von solcher Abfassung konnte dem langsam käuenden und verdauenden deutschen Publicum wohlthätig nachhelfen. In England, wie gesagt, dem nutzbaren Beefsteakslande, gibt es in den Reviews solche Kritik ohne Prätension, solche leidenschaftlose Treue, solche subjectlose Naivetät, und wenn Willibald Alexis neuerdings den verstorbenen Wilhelm Neumann für den letzten deutschen Kritiker hält, so war dieser eben eine solche Natur, in welcher sich das Gutachten der Gesellschaft fast ohne Selbstwillen, ohne Eigensinn ruhig ausprägte. Was Marggraff von der Ehrlichkeit seiner Kritik wiederholt versichert, erscheint mir, obwohl die Wiederholung der Versicherung bedenklich wird, darauf hinzudeuten, sein Urtheil erziele solche Stellung zur Literatur und zum Publicum. Welchen Beifall das Buch in der Lesewelt haben wird, er entspringt aus des Verfassers Bestreben, Organ der allgemeinen Stimme zu sein, zu welchem sich gesunde Bildung, Kraft des Herzens, guter Wille und Ruhe des Verstandes vereinigen, um die Erscheinungen der Zeit vor den Sinn des Jahrhunderts als den allgemeinen Richterstuhl zu ziehen. Ob dies Erstrebte überall erreicht, ist eine zweite Frage. Ich muß mich auf Einzelnheiten beschränken; denn eine Kritik über Kritik nochmals zu kritisiren, fällt schon aus dem Bereiche der Nutzbarkeit für das Allgemeine und für die Gesellschaft. Ueber Berlin, diesen einen, allerdings einseitigen Focus deutscher Entwicklung, wird eine Schilderung geliefert, die auch nicht einmal in der Ahnung die Perspective einer Umgestaltung aufkommen läßt, und die nächste große Vergangenheit, wie die unerschöpflichen Quellen des Geistes, die dort unversiegbar bleiben, gar nicht zur Gültigkeit bringt. Marggraff's Verhalten zu den einzelnen Persönlichkeiten der jüngsten Literatur nach 1830 ist ebenfalls nicht ungetrübt, d. h. nach Absicht oder Zufall gestempelt. Absicht nenne ich hier den gesteigerten Grad des Eifers, der an sich lauter und rein ist; Zufall persönliche Sympathie oder Abstoßung. Namentlich läuft durch das ganze Buch gegen eine, früher von Marggraff selbst vielfach gefeierte Literaturkraft eine offenbare Gereiztheit, welche die allgemeine Stimmung keineswegs theilt. Von der einen Persönlichkeit frei, bedarf Marggraff vielleicht des Anschmiegens an eine andere, woraus sich denn noch auf keine Weise die feste Selbstständigkeit des Geschichtschreibers seiner Zeit ergibt. Alles zu Allem gerechnet: unsere Epoche ist noch gar nicht reif zur Geschichtschreibung. War Marggraff nun einmal dieser Meinung, so mußte er mehr thun, als die Stichwörter der Zeit zusammenfügen. Mit wie vielem Eifer und Glück dies geschehen konnte, ist eine andere Sache, aber ein Gesammtbild entsteht nicht aus Conversation und Reflexion solcher Art. Nicht einmal einzelne Bilder. Marggraff nennt das Buch seines Raisonnements Charakteristiken; allein diese finden sich eben nicht, kein einziges literarisches oder culturwichtiges Leben ist fertig zu einem Bilde ausgezeichnet, der Verf. hat die verschiedenen Linien rasch und übersichtlich zusammengezogen, ohne doch auch förmliche Geschichtschreibung gegeben zu haben.

Zu dieser nämlich ist erforderlich, daß man dem Jahrzehend nicht blos den Puls und den Zahn befühlt, der Zeit nicht blos das Wasser besieht, — um beides ist Marggraff umständlich bemüht, — man muß als Arzt den Geheimpunct des Uebels, den Centralsitz der Krankheit, aufstören. Nun findet sich in dem Buche wohl allerdings sehr vieles, das eine Kenntniß des Nervenleidens unserer Zeit verräth. Marggraff eifert kräftig gegen die Erbärmlichkeit mancher Sünden des Jahrhunderts, er wehrt sich mit Hand und Fuß gegen Pedanterie, Philisterthum, Egoismus, er straft die Kleinstädterei, geißelt die Kleinzanksucht und die Persönlichkeitswuth, polemisirt gegen die grämliche, verblichene Stubenvegetation, die „in Töpfen und Scherben wächst," aber gleichwohl, wie er sagt, „alle zehn Finger nach dem Leben leckt." Gegen alles dies wehrt er sich mit allen Gliedern, und der Sieg wird zweifelsohne auf seiner Seite sein. Man soll aber nicht dieses Ringen mit schlechten Gewalten, sondern — will man mit Macht einwirken — den Sieg selbst darstellen. Wenn uns Börne geißelte, so war er Godegießel, aber ein hoher Mensch, ein strafender Prophet, nicht dem Kampfe mit den Schwachheiten der Zeit verfallen, sondern über ihn gestellt. Will man aber dem Jahrzehend mit liebendem Gemüth aufhelfen, ihm beispringen mit hülfreicher Hand, so gehe man, wie gesagt, an die Quellen des Uebels. Was hilft im Ganzen und Großen eine Polemik gegen die Emancipationsrichtungen in der Socialnovelle der Franzosen und Deutschen! Man ergründe den Saintsimonismus. Was hilft das Abfertigen einzelner Hegelianer, die den Verfasser verletzten! Man erläutere den Kern des Hegel'schen Systems, dann überhebt man sich der kleinen, frostigen Debatte und erreicht den Wärmepunct, wo die Kritik Darlegung der innern Zeitgeschichte wird. Was hilft das gemüthliche Achselzucken über die vorwaltende Herausbildung der materiellen Gewalten! Seht näher

zu, wie sich die Zeit von dieser Seite zu helfen beginnt, und seid doch nicht bange, euch möchte der Geist so schnell entgehen, wenn sich die Materie allmächtig entfaltet. Seid ihr besorgt um das Heil des Christenthums, so geht nur kräftig ein auf Strauß und begnügt euch nicht mit den gemächlichen Anforderungen der Gemüthlichkeit, die nie forscht, immer nur beschwichtigt und überdeckt oder wehklagt. Marggraff sieht sogar in David Strauß nichts als Voltaire, und meint, ich huldigte ihm nur aus Wehmuth. Gott soll mich strafen um solcher Wehmuth willen!

Man kann von dem Buche nicht sagen: moutarde après diner, es ist zu ausführlich geschrieben. Man kann nur sagen: Klagen, nichts als Klagen, Bittschriften, nichts als Bittschriften!

Dr. Bacherer gegen den Fürsten Ludwig von Solms-Lich.

Das Augustheft des in Nürnberg erscheinenden „Athenäums" brachte einen Aufsatz von Bacherer über die Schrift und die politische Partei des Fürsten von Solms-Lich. Ich wünschte, Bacherer wäre weniger persönlich leidenschaftlich geworden, denn es handelt sich hierbei nicht um den Sprecher einer Partei, das Organ einer Ansicht, sondern um Princip und Ansicht selbst. Was der Fürst von Solms-Lich ausspricht, ist ein weit verzweigtes Glaubensbekenntniß, dem der Erbe des großen niederdeutschen Staates Leben und Wirklichkeit verleihen wird, die Meinung einer Partei, die das echt Germanische in deutschen Landen festzuhalten strebt, um weder französisch noch russisch zu werden. — Die Begriffe ständischer und repräsentativer Verfassungsform sind in neuester Zeit vielfach verwischt. Das Repräsentativ-System beschränkt den Herrscher, indem es die gesetzgebende Macht an ihn und zwei Kammern vertheilt und so eine Art Gleichgewicht hervorzurufen vermeint, während das ständische Verfassungssystem die gesetzgebende Macht nicht theilt, aber den Ständen, den Corporationen, das Recht der Selbstbesteuerung einräumt, indem es den Satz aufstellt, wieviel der Staat braucht, muß die Regierung wissen, aber wie es beizutreiben, müssen die Unterthanen wissen. Nur dies System ist echt germanisch, jenes ist nach Calcul gemacht und der Glaube an ein Gleichgewicht der drei Gewalten ist nur ein Mißverständniß. Ein solches Gleichgewicht, wie es auch Raumer docirt, ist nie dagewesen, ist nie vorhanden, immer greift nach dem Sinn des Jahrhunderts, nach dem Geist der Zeit, die Eine Macht hervor. So auch in England. Die Aristokratie drängte sich lange Zeit vor, Irland ist das Opfer geworden; jetzt arbeiten sich die Elemente des Volks in die Höhe, während das Ueberwiegen des Königthums früheren Zeiten angehört. Die Lehre vom präsumirten Gleichgewicht ist eine leere Illusion; in den deutschen Constitutionsländern ergibt sich hier und da trotz aller papiernen Verfassung das Uebergewicht des königlichen Willens. Dagegen ist das ständische Verfassungsrecht nur scheinbar absoluter, das Recht, sich selbst zu besteuern, gibt weniger glänzende, aber materielle, solide Theilnahme an der Machtvollkommenheit. — Uebrigens muß es in Deutschland genügen, Dingen dieser Art zuzusehen, da das öffentliche Wort sich genirt fühlt.

Heine's Schwabenspiegel.

Im Jahrbuch der Literatur, das bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienen, steht Heine's „Schwabenspiegel." Wie soll man dies Stück Humor nennen? Heine gibt hier mit lächelnder Grazie ein lustiges Autodafé seiner Feinde. Oder soll man sagen, es sei ein Frühstück à la fourchette? Er spießt die Schwabensänger fein auf, tranchirt sie und verspeist sie lächelnd. Jocus und Phantasus wechseln die Teller, die Grazien binden ihm die Serviette vor, Mephistopheles aber sitzt mit zu Tisch.

Notiz.

[Adolph Adam's neue Oper auf der leipziger Bühne.]

Eine komische Oper in drei Acten: „Zum treuen Schäfer," der Text zum Theil von Scribe, wahrscheinlich, wie er es zu thun liebt, während des Billardspiels von ihm entworfen und von St. Georg, einem jungen aufmerksamen Schüler und Anhänger des Vaudevillemeisters, ausgearbeitet. Die ersten beiden Acte sind ermüdend, der dritte desto pointenreicher und voll witziger Situationen. Die ganze Gestalt des süßen verliebten Zuckerbäckers aus alter Zeit, der wegen einiger Bondondevisen, welche die Pompadour für Satiren nahm, in die Bastille gesteckt, aber von einem hohen Schützling, der seine Braut verführen will, gerettet wird, ist für ein pariser Publicum jedenfalls ein Nationalgenuß; die Erinnerungen an die Zeit der Bastille und die ganze alte liederliche Weiberherrschaft unter dem funfzehnten Louis werden dem Humor und der Satyre preisgegeben. Schriebe man in Deutschland ähnliche Operntexte, sie müßten ebenfalls lebhaft aufgenommen werden. Solche Stoffe wie Raupach's „Vor hundert Jahren" sind durchaus von Erfolg. Wir Deutschen wissen das theoretisch, aber die Franzosen verstehen es zu machen. — Die Musik der Adam'schen Oper hat nur Stoff für eine kleine lose Operette, in dem süßlichen Zuckerbackwerk dieser drei Acte ist kaum so viel Erfindung wie in einem Strauß'schen Walzer, lauter Kitzel, kein Schwung, wenig Einfälle, nur eine einzige französische Nationalmelodie läuft ergötzlich durch, sonst meistens Tanzrhythmus, Harmonie nirgends, wie sie die altfranzösische Oper allerdings hat. Von Ensemblestücken ist das Terzett im dritten Act sehr hübsch erfunden und ausgeführt. — Was die Darstellung betrifft, so gehört französische Grazie dazu. Hr. Schmidt, der besonders durch seine treffliche Leistung als Masaniello ein Liebling des Publikums geworden ist, gibt den verliebten Zuckerbäcker mit sehr glücklichem Humor; zart, fein und gewandt, trifft er durchaus die Naivetät, in der diese Komik zu halten ist. Auch Hr. Berthold wirkt erfreulich durch die gesunde Derbheit seiner Laune. Das obenerwähnte Terzett wird von Hrn. Schmidt als Coquerel, Mad. Düringer als Frau Bergamotte und Dem. Günther als Caroline sehr gelungen ausgeführt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei d. Intelligenzblatt No. 14. u. eine Beilage von Carl Cnobloch in Leipzig, „empfehlenswerthe Jugendschriften" betreffend.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **14.** — den 1. Decbr. 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Die beliebte Zeitschrift

Das Dampfboot,

Blätter für Scherz und Ernst.

Redigirt von

Julius Sincerus (Dr. J. Lasker).

Verlag von Fr. Sam. Gerhard in Danzig.

erscheint auch für das Jahr 1839.

Wöchentlich werden drei Nummern in gr. 4. auf schönem Maschinen-Velinpapier ausgegeben, der Preis des Jahrganges ist 4 Thlr, wofür dieselbe durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann und dürfte diese seit dem 1. Jan. zuerst in den Buchhandel getretene und bereits von vielen Journalzirkeln gehaltene, mit Geist und Humor redigirte und von vielen anderen Blättern fortwährend ausgebeutete Zeitschrift ihrer Reichhaltigkeit und Wohlfeilheit wegen für jeden Journallesezirkel ein willkommenes Blatt seyn. Gratis wird mit dem Dampfboote eine Beilage „die Schaluppe" ausgegeben, welche Lokalia aller Orte der Provinz Preußen enthält, aber nur dahin mit gesendet wird, wo man sie besonders verlangt. — Ausführliche Anzeigen und Probeblätter sind durch jede gute Buchhandlung zu erhalten.

In demselben Verlage erschien so eben:

Taschenbuch der Novelletten und Humoresken, von Julius Sincerus, f. d. J. 1839. 8. br. Preis 1 Thlr. 12 gr.

Ungeheure Heiterkeit; Taschenbuch des Frohsinns und der heitern Laune, herausgegeben von Julius Sincerus, 1stes Bdch. 16. br. Preis 6 gr.

ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Heinrich Döring's

poetische Werke.

Vom Verfasser selbst gesammelt und herausgegeben. 2 Bände. 8. geh. Preis: 3 Thlr.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Daniel, Dr. H. A. (Lehrer am Königlichen Pädagogium zu Halle), Hülfsbuch für den Gottesdienst der Gymnasien, nebst einer einleitenden Abhandlung. gr. 8. 1 Thlr. 16 Ggr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Inhalt.

I. Poetischer Theil. Geistliche Lieder und Dichtungen. Seite 1—138. II. Prosaischer Theil. Erster Abschnitt. Schulgebete. Seite 141—282. Zweiter Abschnitt. Längere und kürzere religiöse Vorträge für höhere Schulen. Seite 283—528. 1) Ohne nähere und specielle Beziehung auf Verhältnisse des Natur-, Kirchen- oder Schuljahrs. 2) Vorträge für besondere Zeiten des Naturjahrs. 3) Vorträge für besondere Zeiten des Kirchenjahrs. 4) Vorträge für besondere Verhältnisse des Schullebens.

Lucian's Traum, Anacharsis, Demonax, Timon, Doppelte Anklage und Wahre Geschichte. Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. F. G. Schoene (Oberlehrer am Domgymnasium zu Halberstadt). Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1 Thlr.

Schmid, Dr. B. (Missionar). Ueber Sprachen- und Völkerverwandtschaft. gr. 4. geh. 10 Ggr. (12½ Sgr.)

Gebete für christliche Volksschulen, nebst einem Anhange von C. Heinrich (Schullehrer in Helbra bei Eisleben). Mit einem Vorworte vom Consistorialrath Prof. Dr. Tholuck. 8. 9 Ggr. (11¼ Sgr.)

Inhalt: 1) Gebete bei dem Anfange der Schule. 2) Gebete zum Beschluß der Schule. 3) Gebete bei öffentlichen Schulprüfungen. 4) Festgebete. Anhang. 1) Morgengebete. 2) Tischgebete. 3) Abendgebete. 4) Einige Lieder bei dem Tode und Begräbnisse.

In der Creutz'schen Buchhandlung zu Magdeburg erschien:

Der Thurm am See; nach dem Französischen von F. Wesenfeld, 2 Theile 2 Thlr.

Der überraschende Gang der Begebenheiten, blühende Sprache und die moralische Tendenz machen dieses Werkchen zu einem der interessantesten für die deutsche, gebildete Lesewelt.

Jedem gebildeten Deutschen,

sowie

Ausländern, welche die deutsche Sprache erlernen wollen, wird empfohlen:

Kritisch-erklärendes

Handwörterbuch

der

deutschen Sprache

mit Hinzufügung

der gewöhnlichen in der Umgangssprache vorkommenden

Fremdwörter

und

Angabe der richtigen Betonung und Aussprache

nebst einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter.

Von

F. A. Weber.

Stereotyp-Ausgabe.

Lex.-8. elegant carton. Preis 2 ₰ 8 Gr. = 3 Fl. 30 Xr. Conv.-M.

Verlag von **Bernh. Tauchnitz** jun. in Leipzig.

Wenn das Streben nach gebildeter Erkenntniß überhaupt, so auch besonders in Betreff der Sprachkunde in der neuern Zeit in allen Ständen sich immer sichtbarer an den Tag gelegt hat, so durfte wohl erwartet werden, daß die Aufgabe des rühmlichst bekannten Verfassers, ein **erklärendes Handwörterbuch der deutschen Sprache** zu liefern, der Theilnahme und Anerkennung nicht entbehren werde, da richtiges Verständniß der Muttersprache und sicherer Ausdruck in derselben ja weit unentbehrlicher als die Erlernung fremder Sprachen ist!

Wenn das hiermit gebotene Werk, bei dessen Ausarbeitung der Verfasser zwar die besten und neuesten Werke im Gebiete der deutschen Sprachforschung zu Rathe zog, dennoch aber den Weg eigener Forschung nie verließ, mit all der mühevollen Berücksichtigung vollendet wurde, welche ein seinem Zwecke entsprechendes Handwörterbuch der deutschen Sprache erfordert; so ist dasselbe auch mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen worden, denn kaum sind wenige Monate seit dem vollständigen Erscheinen unsres „Handwörterbuchs" verflossen und schon wurde ein

zweiter Stereotypenabdruck

nöthig.

Der Verleger hat durch einen äußerst billigen Preis die Verbreitung des Werkes zu fördern gesucht, dasselbe aber dessenungeachtet so elegant ausgestattet, daß es sich namentlich auch zu **Weihnachts-** und anderen **Geschenken** trefflich eignet.

In unserm Verlage sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Credner, Dr. K. A., Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften. 2ter Band. (Das alttestamentliche Urevangelium.) gr. 8. 1 Thlr. 16 Ggr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Der 1ste Band (Die Evangelien der Petriner oder Judenchristen) erschien 1832, und kostet 2 Thlr. 6 Ggr. (2 Thlr. 7½ Sgr.)

Von demselben Verfasser erschien ebenfalls in unserm Verlage:

Der Prophet Joel, übersetzt und erklärt. gr. 8. 1831. 1 Thlr. 12 Ggr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Einleitung in das Neue Testament. Erster Band, in zwei Abtheilungen. gr. 8. 1836. 3 Thlr. 6 Ggr. (3 Thlr. 7½ Sgr.)

Tuch, Dr. Fr., Kommentar über die Genesis. gr. 8. 3 Thlr. 6 Ggr. (3 Thlr. 7½ Sgr.)

Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

Bei J. J. Christen in Aarau und Thun ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Alpenrosen.

Schweizer Taschenbuch für das Jahr 1839.

Herausgegeben

von

Fröhlich, Wackernagel & Hagenbuch.

Mit 6 Kupfer- und Stahlstichen.

Mit Futteral und Goldschnitt. 2 Thlr. 6 gr.

Auch in diesem Jahre sind die der Lesewelt schon hinlänglich rühmlichst bekannten **Alpenrosen** erschienen, und werden sich gewiß auch wieder derselben guten Aufnahme erfreuen, da sie sowohl hinsichtlich der künstlerischen Bearbeitung, als auch ihres Inhalts wegen den frühern Jahrgängen nicht nachstehen, sondern sie mit jedem Jahr noch zu übertreffen suchen.

So eben ist der 2te **Band** von den

Erinnerungen
aus meinem Leben.

Zum Theil Studienbilder

für

Cavallerieoffiziere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehandler und jeden Kenner und Freund der Pferde

von

F. von Tennecker,

Königl. Sächs. Major der Reiterei, Stallmeister und Oberpferdearzt, des Königl. Sächs. Civilverdienst-Ordens Ritter rc.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1¼ Thlr.

erschienen.

Mit dem freudigsten Erstaunen sehen wir aus der Feder des Herrn Majors von Tennecker, welcher bisher für die Thierheilkunde mit so vieler Auszeichnung thätig gewesen, die **anziehendsten, belehrendsten und selbst romantischsten Erzählungen,** die alle Bezug auf des Verfassers vielbewegtes Leben haben, hervorgehen.

Dieser 2te Band enthält unter andern die Geschichte des alten Stallmeisters von Lämmergeier, welche selbst dem verwöhnten Geschmack eines Romanlesers genügen wird.

Sämmtliche Buchhandlungen haben dies interessante Werk vorräthig.

Im Verlage von Alexander Duncker in Berlin sind so eben folgende Neuigkeiten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. L. Böhm,
praktischer Arzt zu Berlin,

Die kranke Darmschleimhaut

in der asiatischen Cholera,

mikroskropisch untersucht.

Mit zwei Kupfertafeln. gr. 8. geh. ⅔ Thlr.

Theodor Mügge.

Novellen und Skizzen.

3 Thle. gr. 12. geh. 4 Thlr.

Inhalt: Die Spanier in London. Der Unversöhnliche. Absicht und Zufall. Der Candidat. Die Brüder. Rosinchen. Streifzüge durch Belgien. Der Retter.

Diese ausgewählte Sammlung interessanter Novellen und Skizzen des beliebten Autors wird den zahlreichen Lesern seines „Chevalier," seiner „Vendéerin" rc. eine sehr willkommne Gabe sein.

Denkschriften und Briefe

zur Charakteristik der Welt und Literatur.

Zweiter Band.

gr. 8. geh. 1½ Thlr.

Inhalt: a) Briefe von J. J. Engel, H. Genelli, Fr. v. Gentz, Samuel Hahnemann, Ph. Hackert, Joseph Fürst v. Hohenzollern, Fr. L. Jahn, Joh. H. Jung-Stilling, Karl XIV. König von Schweden, Abr. G. Kaestner, K. W. Kolbe, Papst Leo XII., Moses Mendelssohn, Adam v. Müller, Frz. V. Reinhard, Ludw. Robert, Gustav Graf von Schlabrendorf, Fr. E. Dan. Schleiermacher, Chr. M. Wieland, Fr. Aug. Wolf, Pius Alex. Wolff, J. H. D. Zschokke.
b) Denkschriften, Briefe, Depeschen und diplomatische Noten, aus der französischen Revolution von 1792 bis 1799. Ange Elis. Louis Ant. Bonnier d'Arco, Boulland, E. Niclas Calon, André Dumont, Floreal Guiot, Labadie, J. P. Lacombe St. Michel, Napoleon Bonaparte, Rivaod, Philippe Rühl, Sotin.

Der erste Band erschien vor einigen Monaten und hatte sich einer ungewöhnlich großen Theilnahme zu erfreuen, dem vorliegenden wird diese vielleicht in noch höherem Grade zu Theil werden.

In demselben Verlage sind unlängst erschienen:

Italia. Mit Beiträgen von A. Hagn, A. Kopisch, H. Leo, C. Fr. v. Rumohr, K. Witte u. A. Herausg. v. Alf. Reumont. Mit einem Titelkpf. nach E. Magnus. 8. eleg. cart. 2 Thlr.

Cooper's, J. Fenim., Streifereien durch die Schweiz. Nach dem Engl. v. Dr. G. N. Bärmann. 2 Thle. gr. 12. geh. 3 Thlr.

Gallerie dramatischer Künstler der kgl. Hofbühne zu Berlin.
Heft I. Charlotte von Hagn. schwarz 1½ Thlr. color. 2¾ Thlr.
Heft II. Carl Seydelmann. schwarz 1⅓ Thlr. color. 2 Thlr.

Henriette Temple, eine Liebesgeschichte vom Verf. des Vivian Grey. Nach dem Engl. von Dr. G. N. Bärmann. 3 Thle. gr. 12. geh. 3½ Thlr.

Kopisch, Aug., Gedichte. gr. 12. geh. 1⅓ Thlr.

Mügge, Th., die Vendéerin, ein Roman. 3 Thle. gr. 12. geh. 8½ Thlr.

Revolution, die französische, von 1789 — 1836. gr. 12. geh. ⅔ Thlr.

So eben ist im Verlage von Appun's Buchhandlung in Bunzlau erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig zu haben:

Schneider, Dr. C. F. R., Leitfaden für allgemeine Erdkunde mit Beziehung auf Natur- und Menschenkunde, Lern- und Lehrbuch für Schüler und Lehrer an höhern und niedern Schulanstalten. gr. 8. 14 gGr.

Appun's Buchhandlung.

So eben erschien:

Findens Portraits of the Female Aristocracy of the Court of Victoria.

fol. Part. 2. Preis 4 Thlr. 5 Gr.

Enthaltend: **Countess of Falmouth.**
Lady Wilhelmina Stanhope.
Lady Frances Cowper.

London, August 1838.

Black & Armstrong,
Königl. Hofbuchhändler.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

James, G. P. R., Leben und Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Theile. Vldrckp. geh. 3 Rthl.

Heinse, Wilh., **Ardinghello** und die glückseligen Inseln. Ausgabe in einem Bande. Vierte, einzig rechtmäßige Ausgabe. 8. Vldrckp. 1 Rthl.

Diese Ausgabe ist nicht mit dem bei Fr. Volckmar in Leipzig erschienenen Nachdruck, der überdies noch 2 Rthl. kostet, zu verwechseln.

Meyer'sche Hofbuchhandlung in Lemgo.

Neueste belletristische Literatur.

Bei G. Basse in Quedlinburg sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reisebilder
aus den Pyrenäen,

nebst Bemerkungen über Languedoc, die Provence und la Cornice. Von der Verfasserin der „Reminiscenzen vom Rhein." Aus dem Englischen von F. Bauer. 2 Bände. Preis: 2 Thlr. 8 Gr.

Erzählungen und Skizzen
des Schäfers von Ettrick.

Aus dem Englischen von A. v. Treskow. 2 Bde. 8. geh. Preis: 2 Thlr. 8 Gr.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Carl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Zweites Bändchen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Das erste Bändchen dieser interessanten Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur erschien zu Anfang d. J. und kostet 1 Thlr. 12 Gr.; eine „**Biographische Skizze Böttiger's**", von demselben Verfasser, 16 Gr.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Weinpest.

Seitenstück zu Heinrich Zschokke's „Branntweinpest." Von A. B. M. Länzer. gr. 8. geh. Preis 6 Gr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Joh. Aug. Mencken:

Der Spiegel für Liebende und Neuvermählte.

Oder:

Liebe und Ehe
in physischer, sittlicher und diätetischer Hinsicht.

Eine allgemein faßliche, auf Christenthum, Vernunft und Erfahrung gegründete, theoretisch-praktische Anweisung, das Glück des häuslichen und ehelichen Lebens ungetrübt und im möglichst hohen Grade zu genießen, die mit dem Ehestande verbundenen Unannehmlichkeiten zu beseitigen oder zu mildern, glückliche Eltern hoffnungsvoller Kinder und geachtete und geliebte Familienhäupter zu werden und zu bleiben. Ein unentbehrliches Handbuch für Liebende, Verlobte und Verehelichte beiderlei Geschlechts und jeglichen Standes. Zweite, neu umgearbeitete Auflage. 8. geh. Preis: 20 Gr.

In einer zehnten verbesserten Auflage ist erschienen und allen jungen Leuten zu empfehlen:

Neues Complimentirbuch,

oder Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen, und sich anständig zu betragen, enthaltend: Wünsche, Anreden und kleine Gedichte bei Neujahrs-, Geburts-, und Hochzeitstagen; Glückwünsche bei Geburten und Gevatterschaften; Heirathsanträge; Einladungen; Anreden beim Tanze und bei Gesellschaften, nebst den nöthigen Anstands- und Bildungsregeln, als: 1) Ausbildung des Blicks und der Mienen, 2) die Haltung und Bewegung des Körpers, 3) Gesetzheit, 4) Ausbildung der Sprache, 5) Wahl und Reinlichkeit der Kleidung, 6) Verhalten bei Tafel, 7) Höflichkeitsregeln im Umgange mit dem schönen Geschlecht und 8) eine Blumensprache und Stammbuchsaufsätze. 8. broch. Preis 12½ Sgr.

Unter allen bis jetzt erschienenen Complimentirbüchern ist das obige, in der Ernst'schen Buchhandlung herausgekommene das beste, vollständigste und empfehlungswertheste.

André, Jul. Christ. Heinr., Universitätsstallmeister zu Halle, Ritter rc., Ansichten, Grundsätze und Belehrungen über die zweckmäßige **Behandlung und Dressur des Campagnepferdes** von der Aufstallung bis zur Vollendung. Für Offiziere und alle Reiter, welche sich mit der Dressur ihrer Pferde selbst befassen wollen. Mit 1 lith. Abbild. gr. 8. (25 B.) 1838, Leipzig, Hinrichs, Velinp. 2 Thlr.

Klare Darstellung der Lebenserfahrungen eines der ausgezeichnetsten Kenner und Lehrer der edlen Reitkunst.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Das Schloß Rougemont.

Historisch romantische Erzählung

von

M. Döring.

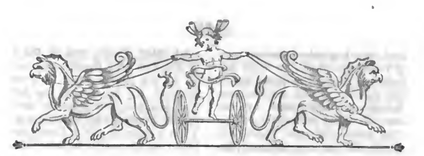
Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Freunde einer gebildeten, sittlichen, geistreichen und zugleich unterhaltenden Lectüre werden auf obige Erscheinung aufmerksam gemacht.

Leipzig, im Novbr. 1838.

Ch. E. Krappe.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 237. — den 3. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

Von Ernst Willkomm.

3. Die Jagd nach dem Bräutigam.

„Warum so trüb, Katharina?" sprach theilnehmend ein junger Fischer zu seiner Schwester, die vor der Thür des kleinen Häuschens auf einem Steine niedergekauert war und mit von Thränen verschleiertem Auge nach der See hinausblickte, die im Morgenroth wie ein Purpurmantel sanft auf- und niederwogte. Zu ihren Füßen lagen zerrissene Netze, die der Ausbesserung warteten, auch hatte ihr ein kleiner flaräugiger Junge schon wiederholt einige Makeelen geben wollen, ohne von dem Mädchen gehört oder beachtet zu werden.

„Immer zu, Claus, versetzt ihr eins," nahm dieser jetzt das Wort. „Katharina wird alle Tage stolzer, seit sie mit dem Fremden in der Kartoffelallee herumläuft, und jetzt will sie nicht einmal die hübschen Makeelen annehmen, die ich doch selber auf meinem ersten Fischzuge gefangen habe. Und ich meint' es recht schön angedreht zu haben, um ein freundlich Gesicht dafür zu sehen."

„Ach ja!" seufzte das Mädchen, nahm dem Knaben die Makeelen mit dankendem Kopfnicken ab und legte sie auf das zerrissene Netz. Dann schlug sie die Hände gefaltet über die Stirn und fing laut an zu schluchzen.

„Höre, Schwester," sprach der junge Fischer, „ich gehe nicht in See, bis Du mir Deinen Kummer anvertraut hast. Ich müßte mich ja vor mir selbst schämen, wenn ich nur das Geringste versäumte, was meiner Schwester nützlich sein könnte. Bist Du krank? Nicht? Hat Dir gestern Abend beim Tanz Jemand etwas zu Leide gethan? Auch nicht? Nun dann weinst Du gewiß, weil Du verliebt bist und Dein Auserwählter mit einem andern Mädchen gescherzt hat."

„Ach, nein, lieber Bruder," wehklagte das arme Mädchen, „es ist viel schlimmer — so entsetzlich, daß ich wollte, ein furchtbarer Orkan stürzte mich von Hamilton's Point hinunter in die See! Ich Unglückliche, Verlassene!"

„Fluth und Sturm!" sprach der Fischer und runzelte bedenklich die Stirn, „das klingt ja fast, als habe sich etwas ganz Außerordentliches, Unheilvolles zugetragen." — Er schwieg und fixirte mit forschendem Auge seine Schwester. Katharina senkte die weißen, durchsichtigen Augenlider, an den langen braunseidenen Wimpern zitterten einzelne Thränenperlen, die jetzt beim Aufblitzen der Sonne in farbigem Spiel erglänzten. Nur verstohlen wagte sie zuweilen ihre Blicke nach dem Meere zu richten, wobei sie tiefe Seufzer ausstieß. Claus, umsichtig und nicht leicht zu hintergehen, wie selten ein tüchtiger Seemann, beobachtete scharf die Bewegungen seiner Schwester, ohne sie durch neue Fragen zu stören. Er folgte ihren Blicken und sah jetzt ebenfalls nach dem Meere, das in jenem zauberhaften Farbenspiel vom Horizont her gegen die Insel heranzuwogen schien, an dem sich das Auge immer von neuem mit gleichem Entzü-

cken labt. Mehrere leichte helgolander Fischerboote wippten über die fast ruhige Meeresfläche, die Segel bald blutroth aufflammend wie magische Feuerzeichen, bald in hellem Silberweiß glänzend, daß sich das Auge von dem plötzlichen Licht beinahe geblendet fühlte. Auf der offenen See lavirte eine schlank gebaute Snigge gegen den Südwind, ein Fahrzeug mit zwei Masten ohne Stangen. Die Snigge hatte alle Segel aufgesetzt, schien aber nicht von der Stelle zu kommen.

„Nun," sagte Claus, „der Andersen hat auch einen schlechten Wind; alles Luf, daß die Backbord-Reiling mit dem Schaume spielt. Wenn der Wind stetig wird, so braucht er vier bis fünf Tage bis Husum."

„Ach ja!" seufzte Katharina und folgte mit ihren verweinten Augen so sehnsüchtig dem fremden Segel, als wolle sie es zurückhalten.

„Ein hübscher Mann, der Andersen, schade um ihn," sagte Claus und biß ein Stückchen Tabak zum Frühstück ab, den Rest sorgfältig in der blechernen Büchse, die jeder Seemann bei sich führt, wieder verschließend.

„Schade?" wiederholte die Schwester und sah ihren Bruder von der Seite ängstlich und doch auch schelmisch an.

„Nun ja, ich meine, das Land würde nichts verlieren, wenn es einen so braven Burschen, wie den Andersen, zu seinen Bewohnern zählen könnte."

„Ach ja!" seufzte abermals Katharina und trocknete sich mit der Schürze die Thränen ab, die sich in den Grübchen ihrer Wangen, wie Perlen in der Muschel, festsetzten.

„Bist Du ihm gut?" fragte der Bruder. „Mir sollt' es lieb sein, Andersen wird nur nicht zu uns aufs Land ziehen wollen. Du weißt aber, Katharina, daß es heiliges, strenges Gesetz ist bei uns, keinen Fremden zu bevorzugen, wenn er nicht ernsthafte Absichten mit seinen Anträgen verbindet. Also —"

„Bruder, lieber, guter Bruder," fiel ihm Katharina ins Wort und schlang ihre weichen Arme um den Hals des jungen Mannes. „Vergib mir, schicke mich fort, stürze mich in die See — ich kann nicht anders!"

„Mädel, was gibt's? Hast Du Dich mit Andersen versprochen?" Katharina nickte weinend mit dem Kopfe. „Und er will Dich heirathen?" Die Schwester schluchzte und verneinte. „Warum nicht? Der Schuft!" examinirte der Bruder weiter.

„Weil — —" — „Weil? Heraus mit der Sprache!" — „Weil er nicht darf," sagte Katharina. — „Nicht darf! Fluth und Sturm, will ein Mann sein und darf nicht! Wart', Bursche, wenn ich Dich wiedersehe, will ich Dir Dein leckes Gewissen kalfatern, daß es halten soll bis zum jüngsten Tage! — Verdammter, platter Seehund! Hat sich der Kerl eine Jacke vom feinsten Tuch angezogen, einen prächtigen Sonntagshut aufgesetzt, um unsern ehrlichen Mädchen zu gefallen, und nun 's ihm gelungen ist, eins zu fangen, lichtet der Schleichhändler im Morgennebel die Anker und geht ins Weite! Aber komm mir nur wieder vor die Augen, so sollst Du einen Stachelrochen in mir finden, bei dem Dir nicht wohl sein wird! — Still, Käthchen, vergiß den Laffen; es gibt noch viele tüchtige Bursche auf dem Lande."

Katharina aber schüttelte fortwährend ihren Kopf, daß die schönen braunen Flechten unter dem Halbturban sich auflösten und über die Schultern herabfielen. Sie weinte, ergriff des Bruders Hände und betheuerte wiederholt, sie werde und könne den Fremden nimmer vergessen, und ein ehrlicher Helgolander werde sie künftig gar nicht mehr ansehen.

Nach dieser Aeußerung genügten wenige Fragen des bestürzten und auch entrüsteten Bruders, um die allerdings mißliche Lage seiner Schwester vollends zu erfahren. Das arme Mädchen bat mit gefalteten Händen den Bruder, doch ja barmherzig zu sein und sie ihres Fehltritts wegen nicht zu verstoßen. Claus aber blieb einige Minuten stumm, finster, verschlossen, gedankenvoll mit gekreuzten Armen vor ihr stehen. Sein Blick schweifte unruhig über das funkelnde Meer, die Snigge tanzte noch immer auf der nämlichen Stelle.

„Still, Katharina!" sprach er zu seiner Schwester und reichte ihr sanft die Hand. „Ich bin kein Barbar und werde Dich nicht hart oder nur unbrüderlich behandeln. Verhalte Dich ruhig, weine nicht mehr, sei ein frommes, hoffendes Kind. Mich aber nenne einen Schuft, der werth ist, an der ersten besten Fockraa aufgeknüpft zu werden, wenn ich Dir Deinen rechtmäßigen Mann nicht zur Stelle schaffe."

Claus befahl dem Knaben, der neugierig lauschend dem Auftritte zugesehen hatte, er solle so laut als möglich alle Freunde Helgolands zu augenblicklicher Zusammenkunft am Strande aufrufen, was der kleine Schreihals sich nicht zwei Mal heißen ließ. Wenn irgendwo, so erfreut sich die Jugend auf Helgoland an übermäßigem Schreien. Alles jubelt und jauchzt in die freie, blaue Luft hinein aus purem Wohlbehagen, und kann man den oft sehr unnöthigen Freudenausbrüchen irgend einen Zweck unterschieben, so wird man sich nicht lange besinnen. Der kleine angehende Fischer lief daher in die

erste enge Gasse, und begann in helgolandischer Mundart sein Stückchen abzuschreien. Dabei warf er die Mütze in die Luft, johlte und lachte von Herzensgrunde. Ihm schlossen sich schnell eine Menge herbeispringender Knaben an, die ohne zu fragen in das Gekreisch ihres Kameraden einstimmten. War es doch eine neue Unterhaltung, die Frische in das monotone Leben der abgeschiedenen Insulaner brachte. Zuletzt erschien der Ausrufer selbst, ein apathischer Mensch, der größte Philosoph und der einzige Säufer auf Helgoland. Lang, schmal, dünn, immer halb betrunken, schritt er, seine ungeheuren Hände, die einige Aehnlichkeit mit Bärentatzen hatten, auf den Rücken gelegt, durch die junge Brut. Seine Gesichtsmuskeln waren in immerwährender Bewegung, was ihm ein verschmitzt-komisches Ansehen gab. Er grüßte links und rechts in die niedrigen Häuser und trompetete mit heller Stimme in abgemessenem Takte und bewundernswürdiger Sicherheit im Tone folgende Aufforderung an seine Landsleute unermüdlich ab: „All iau go wöll in shee and moke jagges up ehn rover, i mot come glik up strand!“ Diese Worte, für deren grammatikalische Richtigkeit ich eben so wenig einstehen mag, wie für die etwaigen Fehler in der dabei angewandten Orthographie, bewirkten Wunder. Aus allen Häusern stürzten die Lootsen herbei mit ihren rauschelnden Theerjacken, Einer fragte den Andern nach der Ursache des plötzlich entstandenen Lärmens, Keiner wußte Auskunft zu geben. Man lief dem Ausrufer nach, der in seiner apathischen Sorglosigkeit langsam weiter schritt, zuweilen etwas schwankte, fortwährend grüßte und seinen Satz wieder absang. Viele bestürmten ihn mit Fragen, die Antwort lautete aber immer nur dahin: „Ich rufe, was mir gesagt wird, ich weiß nichts!“ — „Dummer Esel,“ versetzte einer der Neugierigsten, „da wär's ja zuletzt möglich, daß Du den größten Unsinn bekannt machtest! Ich glaube gar, Du riefst aus, das Land sei ins Meer versunken.“ — „Recht, Sir, ich rief's aus,“ versetzte der Gefragte, „wenn's nicht träfe, so würden's die Leute ja wohl sehen.“ Und weiter taumelte der Ausrufer und schrie abermals seine aufgetragene Redensart vor den Häusern ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Die politischen Gefangenen; Haake auf der Bühne.]

Unsere Festung (Hardenberg) wird bald keinen politischen Gefangenen des ominösen frankfurter Attentats mehr aufbewahren. Theils sind sie nach und nach auf freien Fuß gesetzt, theils sind sie kürzlich nach Nordamerica ausgewandert (acht Personen), und der kleine Rest wird wieder nach Frankfurt wandern; denn diese haben nur noch ganz kurze Strafzeit auszuhalten, und es ist nicht zu befürchten, daß sie wegen weniger Monate davon laufen! So wäre denn, Gottlob, die ganze Geschichte bald abgethan. Möchten sich eben so bald die übrigen Gefängnisse ihrer politischen Jugendschwärmer entladen! Wem fällt hier nicht die mailändische Krönung und Kaiser Ferdinand's hochherzige Amnestie ein? Das schöne Italien ist nun um manche Thräne ärmer, um manche Freude reicher! Und wir in Deutschland, dem Lande der Ruhe, des Friedens und der Gesetzlichkeit, wie, die es uns schaudert, wenn wir einen Diener der Nemesis sehen, wie sollten noch politische Gefangene und politische Gefängnisse haben, da Italien keine mehr hat? — Ich darf hier die Scenen nicht unerwähnt lassen, die bei dem Weggehen der nach America auswandernden Gefangenen vom Hardenberg sich ereigneten. Sie bestanden in dem schmerzlichen Abschiede von den Leidensgefährten, und in den Ausdrücken des rührendsten Dankes gegen unsere Festungsbehörden. Ehe der Wagen sich entfernte, nahm einer der Uebersiedler das Wort und erklärte, daß sie sämmtlich von Dank erfüllt seien für die loyale und menschenfreundliche Behandlung, die ihnen durch die Gunst des Festungsgouvernements geworden sei, sie richteten specielle Grüße an die einzelnen hohen Militairbehörden, die ihre Lage so viel möglich zu lindern gesucht haben, und eben so erklärten sie sich dankbar verpflichtet dem frankfurter Senat, der diese günstige Veränderung ihres Schicksals bewirkte, und sogar noch Sorge für die künftige Existenz in der neuen Welt trägt. In der That kostet diese Uebersiedlung der acht Gefangenen der reichen Nachbarstadt eine ansehnliche Summe, die ihr freilich nicht schwer fällt, und für die sie den Dank der Menschheit ernten mag. —

Haake's Gastrollen mögen den Schluß meines heutigen Berichtes machen. Sie wissen, daß Haake der vielverschriene breslauer Theaterdirector ist (früher war er auch Director des hiesigen Theaters), dessen Fehler aber, genau betrachtet, nur darin besteht, daß er überall, wo er einer Bühne vorsteht, zur Hebung derselben unverhaltnißmäßig mehr ausgibt, als er einnimmt. Diesen Fehler, bei einem Speculanten unverzeihlich, sollte man einem Künstler, wie Haake einer ist, nicht zu hoch anschlagen. Schulden sind dabei unvermeidlich, und im gegebenen Falle soll es sogar ein hübsches Pöstchen Schulden sein, die Haake in Breslau, nach den Zeitungen zu urtheilen, gemacht hat. Allein er hat das Geld gar nicht verschwendet, er hat es nur zur Lust der Breslauer, und um ihnen echte Kunstgenüsse zu verschaffen, verwendet. Wie dem sei, Haake hat nun die „Last der Krone“ von sich abgewälzt, und ist jetzt nichts als Künstler, der freie und freischaffende Künstler — er hätte nie etwas anderes sein sollen! Als solcher kam Haake kürzlich nach Mainz, nach der Stadt, worin er Jahre lang gewirkt hat, und wo seine dramatischen Leistungen noch in der Erinnerung Aller leben. Haake wurde hier begrüßt, wie ein alter lieber Freund, sein Gastspiel machte Epoche, und

er hatte die Freude, die alte, lebendige Theilnahme für seine geniale Darstellungsweise wieder zu finden. Haake trat hier auf als „Correggio", „Hamlet", „Magister Bambetto" (im lustigen Rath), „Valentin" (Verschwender), „Kean" u. s. w. Es ist nicht nöthig, seine einzelnen Rollen zu analysiren; es ist überall dieselbe Wahrheit und Natur, dieselbe echte Charakterzeichnung, dieselbe künstlerische Weihe, die uns entgegentritt, und ich habe nur zu bemerken, daß Haake, weit entfernt, in seiner breslauer Periode als Künstler eingebüßt zu haben, vielmehr jetzt noch weit abgerundetere und vollendetere Leistungen gibt, obwohl er sich jetzt mehr in einem andern Genre, in Charakter- und komischen Rollen, bewegt.

Notizen.

[Professor Rötscher über Raupach's Hohenstaufen.]

Endlich von ganz unbefangener Seite ein gründliches Wort über den Cyklus von 16 historischen Dramen, mit welchen Herr Raupach laut der Vorrede zu den 8 Bänden den Charakter eines Nationaldichters in Anspruch nahm. Ueber die einzelnen Stücke, für den Theatercoup und brillante Augenblicke berechnet, konnte das vereinzelte Urtheil sich irren, Herr Raupach selbst verachtete die Journalstimmen, die sich über die Trivialität seiner Muse erhoben; jetzt liefert Herr Rötscher, Professor in Bromberg, in Nr. 81 fg. der berliner Jahrbücher einen ausgezeichnet ruhigen und ausgezeichnet sichern Bericht über diese Machwerke einer aufgespreizten Bühnentäuschung. Wer noch kein Einsehen hat in die abgestandene Dürftigkeit dieser Dramen, lese diesen leidenschaftlosen Artikel. Raupach soll in der Reflexion seine Forte haben. Von welcher platten Art diese ist, ersehe man unter andern aus folgenden Stellen, die wirklich als Musterstücke der Jämmerlichkeit aufbewahrt bleiben sollten.

In König Manfred sagt einmal der mißvergnügte Held:

> Die Seele gleicht dem Krämer, der am Abend,
> Wenn er sein Kaufgewölbe zugeschlossen,
> Erst anfängt wahrhaft, heißt: sich selbst, zu leben.

In Friedrich im Morgenlande sagt der Kaiser:

> Es ist gar schwer, das Leben recht zu seh'n,
> Das Leben selbst und nicht den Widerschein,
> Und doch kann nur die rechte That gescheh'n,
> Ist klar erkannt das Werden und das Sein.

In Friedrich und Gregor ergießt sich der Kaiser beim Anblick einer Leiche:

> Sie nennen's Schlaf. O, wär' es doch ein Schlaf!
> So — eine Weltgeschichte voller Wahn
> Und Missethat und Elend zu verschlafen
> Und dann am Morgen nach der Erdennacht,
> Wenn sich am Ziel die Menschheit aufgelöst,
> Genesen von dem Kopfweh dieses Lebens,
> Verjüngt, vergeistigt wieder zu erwachen —
> Es wär' ein Götterloos.

In König Enzio philosophirt Filippo über den Tod:

> Was ist der Tod? Ein Nichts, doch ist dies Nichts
> Im Stande jeglich Etwas zu vernichten:
> Ist nun ein Nichts schon mächt'ger als ein Etwas:
> Wie nichtig muß dann jedes Etwas sein.

Wird das gebildete Berlin nicht bald aufhören, diese geschmückte Lüge erträglich zu finden? — Warum schrieb Glaßbrenner keine Parodien auf Raupach?

[Zum Gedächtniß Adalbert's von Chamisso.]

Varnhagen von Ense stellte im vierten Hefte des Freihafens eine Reihe von Chamisso's Briefen, 34 der Zahl nach, zusammen, die des verehrten Dichters ruhmwürdige, liebenswerthe Persönlichkeit getreulich abzeichnen. Die einleitenden Worte Varnhagen's sind eben so herzlich als zart. „Chamisso," sagt er unter anderm, „ist in allem Betracht eine der merkwürdigsten Gestalten unserer Zeit, eine höchst eigenthümliche, wie sie auch einzig in diesen Zeitumständen entstehen konnte. Der Franzose, der emigrirte Franzose, der ein deutscher Dichter wird und ein deutscher Gelehrter und Bürger, und der in allen diesen Eigenschaften doch wieder so sehr Franzose bleibt, — der ist wohl ein Phänomen, das, wie es früher nicht dagewesen, auch in dieser Weise kaum wiederkehren wird. Aus solchen ursprünglich auseinander liegenden und doch hier unlösbar zusammengefügten Gegensätzen entspringen Widersprüche, Eigenheiten, Kämpfe, die bald im Innern des Gemüths, bald in äußern Ereignissen sich verarbeiten und fruchtbar werden. Alle Schickungen, welche der sturmbewegten Welt entsteigen, schlagen hier an, treffen ganz oder theilweise, reißen fort, hemmen, und indem sie den Menschen umherwerfen, ihn ganz zu beherrschen oder zu bedingen scheinen, haben sie am Ende über eine treue redliche Seele doch nichts vermocht; sie geht aus ihnen rein und selbstständig hervor, mit ihren ungeschwächten, ja befriedigten Ansprüchen und wackern, preiswürdigen Leistungen." Die Briefe sind zumeist aus den Jahren 1804—1810, vor der Weltreise des Naturforschers. Sie offenbaren die frühen Anfänge seines eigenthümlichen Geistes- und Gemüthslebens. Wir sehen den preußischen Officier, den emigrirten und wieder heimischen Franzosen, so wie den deutschen Dichter in den traulichsten Freundschaftsergüssen, wie er das angeeignete Deutsch nach eigener Weise zerarbeitet, im unsichern Ausdruck schon schöpferisch wird, Reimen und Sylbenmaßen nachgeht, und neben Exerciren und Wachtdienst den schwersten Sprachübungen obliegt. In einigen Briefen kündigt sich schon die Laune an, aus der später der berühmte Schlemihl hervorging.

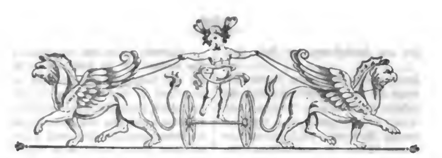
[Fürst Ludwig von Solms-Lich.]

Der fürstliche Verfasser der Schrift über die Repräsentativverfassungen in Deutschland, Standesherr in Hessen-Darmstadt, ist ein Mann von etwa zweiunddreißig Jahren. Er hat auch Besitzungen in Preußen und ist Mitglied des Staatsrathes. Der Artikel über die Schrift des Fürsten, den wir in Nr. 171. unsern Lesern brachten, war nicht von Dr. Bacherer, obschon von einer süddeutschen Feder.

[Hannover und das Bürgerthum.]

Endlich ist in Hannover auch der letzte bürgerliche Landdrost, Hr. Oehlrich zu Aurich, von seinem Posten abberufen, um einem „Mann von Familie," wie man zu sagen pflegt, zu weichen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 238. — den 4. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

(Fortsetzung.)

Unterdeß war Claus erhitzt, zornsprühend, schimpfend und tobend an den Strand gekommen. Mit lauter Stimme und bündigen Worten erzählte er den Versammelten das Vorgefallene, und foderte sie auf, als redliche Männer sogleich mit ihm in See zu gehen, um den treulosen Flüchtling wo möglich mit freundlichen Worten oder durch gewaltsame Maßregeln zu fangen. „Fluth und Sturm," schrie der junge Lootse, „meine Schwester ist ein braves, ehrliches Mädchen, sie soll es bleiben, sie soll den Mann ihrer Wahl besitzen und müßte ich ihn aus Spitzbergen holen! Halloh, hurrah, Jungens, kommt, holaho! Greift zu! „Den König von Preußen" zuerst in die Fluth; dann „Helgoland for ever," „the sun," „die Meerfei" u. s. f. Holla ho! — Hol' ab, hol' ab, ho — o —, hao — o —!"

Ein lautes Jubelgeschrei gab die Einwilligung aller Lootsen zu erkennen. In wenig Minuten waren die genannten Schaluppen vom Strande in See gestoßen unter dem eintönigen, melancholischen, eigenthümlichen Aufmunterungsgesange, den die Schiffer bei allen ihren Arbeiten anzustimmen nie vergessen. Lustig tanzten die Schiffer über die schwankenden Breter, die Anker wurden befestigt, Segel aufgezogen trotz des widrigen Windes, und nach Verlauf einiger Minuten war die kleine Flotte bereits außerhalb des rothen Wassers. Hier ward ein Ree*) gemacht, der Cours bestimmt und mit nochmaligem Hurrah wippten die Fahrzeuge über die von der Fluth gehobene Meeresfläche. Am Horizonte schimmerten noch immer ganz deutlich die Segel der Snigge, wiewohl sie seit Kurzem schneller segelte, da der Wind kaum merklich um einen Strich nach Westen abgewichen war. Die Helgolander aber sind die keckften und verwegensten Segler; der ungünstigste Wind muß ihnen noch dienen, und so steuerten sie, ihrer guten Sache und ihren gesunden Kräften vertrauend, mit jubelnder Heiterkeit ins Meer hinaus, die wunderliche, abenteuerliche Hetzfahrt beginnend. —

Mit ganz eigenthümlichen Gefühlen hatte Katharina vom Fallm herab diesen außerordentlichen Anstalten zugesehen. Es ward ihr wohl und wehe dabei, sie mußte ihrer eigenen Neigung wegen der wunderlichen Expedition den glücklichsten Erfolg wünschen, zitterte aber auch vor Angst, wenn sie des möglichen Widerstandes gedachte, den ihr entflohener Geliebter den verfolgenden Helgolandern entgegensetzen konnte. Ernsthafte Besorgnisse stiegen deshalb in ihr auf, und wiederholt machte sie sich selbst ihres Geständnisses halber Vorwürfe. Mit dem Verschwinden der Segel ging sie seufzend zurück in ihre enge Wohnung, verriegelte die Thür, um jeden lästigen Besuch von sich fern zu halten, und ver-

*) „Ein Ree machen" sagt der Helgolander, wenn er den Wind zu fangen die Segel herumwirft, und so das Schiff zu einer halben Wendung zwingt.

trieb sich die Zeit mit Ausbesserung der Netze ihres Bruders.

Andersen lavirte indessen mit seinem Schiffe ohne die geringste Ahnung des ihm Bevorstehenden nach der Küste von Schleßwig hinüber, zwar langsam, doch sicher. Die See war beinahe ganz ruhig, selten nur sprang eine ordentliche Welle auf, die Fluth rollte in gleichmäßigen, langen Wogen, in prachtvollstem Dunkelgrün schwellend auf- und nieder. Andersen stand am Steuerrade und sah oft zurück nach dem rothen Felsen Helgolands, wobei er tiefer als gewöhnlich Athem holte. Sein scharfes Auge bemerkte die Bewegung am Strande der Insel, die so zahlreich in See gehenden Schaluppen entgingen ihm nicht; doch war dies keine Erscheinung, die ihm Besorgnisse hätte einflößen können. Er benutzte sorgfältig die leichte Brise, die bald darauf aus Südwest aufsprang, brachte die Snigge unter den Wind und durchschnitt mit größerer Schnelligkeit das funkelnde Meer. Die Helgolander verstanden aber auch den sanften Wind zu ihren Gunsten zu benutzen, ihre Fahrzeuge waren außerdem leichter gebaut, und so verging keine halbe Stunde, als der Däne schon den Rumpf der Sloops ganz deutlich über der Meeresfläche unterscheiden konnte. Sie hielten gerade auf ihn zu und segelten offenbar schneller als er. Andersen rief seinen Leuten: „Heda, Jungens, was haltet Ihr von den Segeln am Lee?"

„Sind helgolandische Sloops, Herr, was beiläufig jede Ratte merken kann, wenn sie nicht stockblind ist."

„Behalte Deine Bemerkungen für Dich, Bursche! — Ist das ein Wind zu gutem Fischfang?"

„Glaub's nicht, Herr."

„Segel herein!" rief Andersen, „Südsüd bei West!"

Die Matrosen gehorchten dem Befehle, die Schooten schwirrten, die Segel flappten ein paar Mal heftig gegen die Masten, und das Schiff, dem Steuer nachgebend, wendete sich gerade auf die Mündung der Elbe zu. Andersen hatte ein scharfes Auge auf die Helgolander, erwartungsvoll verstrichen einige Minuten, dann glänzten die Segel der Helgolander im Sonnenlichte — sie hatten ebenfalls gewendet und segelten wieder in seinem Striche. Der junge Däne schwieg, seine Hand griff abermals heftig in die Speichen des Rades, das Schiff ward wieder in den alten Cours gebracht. Die Helgolander nahmen kurz darauf dasselbe Manöver vor, bis auf zwei, die halb gegen den Wind auf die Elbe zuließen.

Andersen konnte sich den Grund davon nicht recht klar machen. Er sah wohl, daß die Helgolander offenbar ihm nacheilten, er dachte auch an sein mißliches Verhältniß zu Katharina, der er unbesonnen und von Leidenschaft hingerissen, Liebe und Treue geschworen hatte, das Alles mußte aber doch, seiner Meinung zufolge, noch ein undurchdringliches Geheimniß geblieben sein. Während seine Unruhe immer mehr wuchs, waren die Helgolander nahe genug gekommen, um ihm zuzurufen. Es wurden einzelne Worte gewechselt, umschwärmt von Sloops, hörte er Drohungen, ohne ihren Sinn zu verstehen, die Fahrzeuge kamen immer näher, Andersen befand sich wirklich in einer schlimmen Lage. Er fragte durchs Sprachrohr nach dem Begehr der Helgolander, und was diese beinahe feindselige Begegnung zu bedeuten habe? Man antwortete aber nur, er solle die Segel reffen und augenblicklich beilegen.

„Schön Dank!" sprach Andersen. „Ihr seht mir ganz darnach aus, ab ob Ihr Lust hättet, mir eins zu versetzen."

„Sehr möglich, wenn Ihr unserm Wollen nicht unbedingt Folge leistet."

„Jungens, spannt die Segel straff, rasch! Die Hungerleider sollen sehen, was ein Däne kann."

„Hurrah!" schrieen die Helgolander und schwenkten ihre Hüte und Mützen. „Jetzt gilt's! Drauf und dran! — Hetzt ihn, daß ihm die Rippen brechen! — Schneid' ihm den Wind ab, Beuling, ich sauf' ihm's Kielwasser. — Ja, lüf' nur, lüf, Du Hallunke! — Wenn d' ein ehrlicher Kerl bist, so streichst d' die Flagge und hältst Dein Wort! — Für die Ehre Helgolands drauf und dran, Hurrah!"

„Ein Bischen Diebsgelüst, ein Bischen Rammelei," für Beides zeigt der Helgolander jederzeit eine sehr ausgebildete Anlage. Daher sahen die Verfolger auch in der nun beginnenden Jagd offenbar ein Vergnügen, das sie zu ihrer eigenen Lust sehr gern etwas verlängert wünschten. Ihrer Ueberlegenheit im Segeln gewiß, konnte der gejagte Däne ihnen durchaus nicht entrinnen. Sie gestatteten ihm aber einen kleinen Vorsprung und setzten ihm dann unter fortwährendem Hurrahrufen eiligst nach. Andersen schrie sich fast heiser, seine Leute rannten hin und wieder, um alle Manöver möglichst schnell zu vollziehen, aber die Snigge schien festgenagelt zu sein, denn die Helgolander kamen mit jeder Minute näher heran; schon schwammen sie auf Luf- und Leeseite, kaum noch zwei Schiffslängen von ihm entfernt. Andersen stand der Angstschweiß in großen Tropfen auf der Stirn, er

sah keine Möglichkeit, zu entkommen und sich gutwillig den triumphirenden Helgolandern zu überliefern, dazu konnte sich sein redliches Seemannsherz auch nicht entschließen.

„Jungens!" rief er den Seinigen zu, „laßt die Strandläufer herankommen, und wollen sie an Bord, so schlagt sie auf die Nase, daß ihnen das Niesen vergeht. Dann wollen wir Prosit rufen. — Ueber das verdammte Mädel!"

„Hurrah!" schrien die Helgolander. „Sperrt Euch nicht, ehrlicher Däne! Ihr könnt uns als Freunde und als Feinde an Bord haben, ganz nach Belieben." — „Heda, guter Freund, wie viel Schiffsladungen Torf bringst Du mit zur Aussteuer?" — „Daß ihn das Wetter, den Ehrenräuber!" — „Drauf und dran, Jungens, Hurrah!"

Der Lärm nahm mit jeder Secunde zu. Die meisten Helgolander, ihres Sieges gewiß, machten sich die Gefangennehmung oder gewaltsame Aufhebung des Bräutigams offenbar zum Vergnügen, nur Claus blieb fortwährend düster und rief nicht gerade die schmeichelhaftesten Begrüßungen seinem zukünftigen Schwager entgegen. Die Schaluppen legten sich an Bord der Snigge, augenblicklich schwangen sich vier Mann an den Tauen aufs Deck, und obgleich Andersen wie ein gehetzter Löwe um sich schlug, er ward augenblicklich lachend überwältigt, Claus bemächtigte sich des Steuers, und ehe der Däne sich recht besinnen konnte, war das Fahrzeug bereits gewendet und segelte direct wieder auf Helgoland zu.

Andersen saß finster und schweigend auf der Schiffswinde, die Helgolander machten es sich bequem, tranken Grog, lachten, scherzten und sangen. „Wie wird die hübsche Katharina sich freuen, wenn wir so unvermuthet ihren Bräutigam ans Land setzen? Ihr sollt leben, Andersen! — In acht Tagen ist Hochzeit! Auf Euer Wohlsein im Oberlande!" —

Claus weckte durch einen kräftigen Händedruck den Dänen aus seinen düstern Betrachtungen. „Andersen," sprach der junge Lootse, „Ihr habt nicht redlich gehandelt an meiner Schwester; Ihr habt die Unerfahrenheit des Mädchens und ihre Liebe zu Euch unedel gemißbraucht. Das müßt Ihr wieder gut machen, indem Ihr Katharinen die Hand vor dem Altare gebt."

„Claus, ich kann nicht!" sprach seufzend der Däne. „Verdammt mich nicht, laßt mich aber ruhig meine Straße segeln. Es geht nicht, Claus, bei Gott es geht nicht!"

„Nicht!" versetzte gedehnt und mit zornglühenden Augen der Helgolander. „Das möcht' ich doch sehen. Meint Ihr, wir Helgolander ließen unsere Schwestern von Fremden verführen und sähen dann ruhig zu, wie die Betrüger sich aus dem Staube machen? Ei, da kennt Ihr unsere Rechte, unsere Ehre wenig! Es ist ein unerhörter Fall bei uns auf dem Lande, wenn ein Mädchen sich einen Fehltritt zu Schulden kommen läßt; ist's aber geschehen, so macht ein braver Bursche das Uebel wieder gut, gibt der Verführten die Hand und es ist vergessen. Diese Sitte darf nicht in Verfall kommen; wir armen Lootsen sind stolz auf die Keuschheit unserer Frauen und Mädchen, die weit in der Welt gepriesen wird. Ihr habt uns foppen wollen, Andersen — Gott vergeb's Euch — aber wir verstehen keine dänischen Scherze mehr. Seid also vernünftig, bringt meine Schwester wieder zu Ehren, und ich geb' Euch mein Wort, Ihr sollt die Uebersiedelung von Husum nach Helgoland nicht bereuen!" — (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Kohlrausch französisch, Ansichten über Deutschland. Gelehrte Schulen.]

Wenn ich Ihnen schon wieder schreibe, so geschieht dies weder um meine Schreiblust noch um Ihrer Leselust zu befriedigen, sondern durch den vielen zum Theil für Deutschland sehr interessanten Stoff gezwungen, greife ich zur Feder, besonders da ich seit meinem Hiersein bemerkt habe, daß die deutschen Correspondenten, die mit deutschen literarischen Blättern correspondiren, immer nach Neuigkeiten haschen und über das Gewöhnliche, das vor ihnen liegt und für Deutschland von höchster Wichtigkeit ist, nämlich die Meinungsentwickelung Frankreichs über Deutschland, hinausstolpern. Ohne die französische Presse wäre dies eine der schwierigsten Aufgaben, da es nicht so leicht ist, das Ohr an das Herz der Völker legen zu können, um die geheimen Schläge zu belauschen, da aber die Presse mit ihren Indiscretionen, ihrer Polemik und ihren verschiedenen Parteien einmal existirt, so ist es leicht die Wahrheit aus so vielen Organen herauszufischen, vorausgesetzt, daß der Richter selbst vorurtheilsfrei ist und die Wahrheit sogar der Nationalität vorzieht.

Die deutsche Geschichte von Kohlrausch ist in das Französische übersetzt. Für den Deutschen ist die Uebersetzung selbst nicht so interessant als die kritischen Urtheile der französischen Blätter darüber. Fast alle Blätter, mit Ausnahme einiger wenigen, die noch nicht darüber berichtet haben und wahrscheinlich auch nicht darüber berichten werden, suchen die Quelle des Verfalls der Einheit Deutschlands in dem Protestantismus. Am merkwürdigsten aber ist das Urtheil der Gazette de France. Dieses Blatt ist bekanntlich royalistisch legitimistisch und predigt republikanische Grundsätze aus Jesuitismus, um desto eher seinen Zweck zu erreichen. Um

sich das Wohlwollen der Plebs zu erschmeicheln, träumt dieses Blatt oft von den Rheingränzen; in dem Aufsatz über Kohlrausch aber beweist es lächelnd und sich die Hände reibend, wie die Reformation in Deutschland Frankreich Anlaß gab, sich in dessen Angelegenheiten zu mischen, wie der Elsaß durch die Reformation in die Hände Ludwig des 14ten gekommen sei und wie überhaupt das katholische Frankreich sich auf Kosten seiner protestantischen Nachbarn bereichert habe. Dennoch lobt es Ludwig den 14ten und belächelt den Historiker Kohlrausch, der Karl den fünften lobt und jenen tadelt. Es verargt das dem Verfasser nicht, legt ihm aber seine eigene Meinung unter und zeigt seinen Lesern, wie die deutschen Gelehrten selbst dies einsehen. Einen höhergetriebenen Jesuitismus gibt es nicht, aber gestehen muß man, daß er mit sehr vielem Geist durchgeführt ist. Weiter beweist die Gazette, daß Napoleon Deutschland nie unterjocht haben würde, wenn ein Sieg über Oesterreich nicht dasselbe Vergnügen in Berlin wie in Paris und umgekehrt ein Sieg über Preußen in Wien ein so großes Wohlgefallen wie in Paris erweckt hätte. Das Blatt gleicht freilich einem Greise, der sich eher seiner Jugendjahre als der letztverflossenen Jahre erinnert. Sahen jene beiden deutschen Mächte ihre früheren Fehler nicht selbst ein? Stürzten sie nicht zusammen den Koloß und ist das neuere Verhältniß nicht ein anderes geworden? Ich will hoffen, daß trotz der neuesten Vorgänge in Cöln dieses Blatt Lügen verbreitet, oder besser es verrieth durch das schnelle Abbrechen seines merkwürdigen Conclusums über Deutschland selbst die bessere Wahrheit, die es absichtlich verschwieg, weil sie nicht für seinen Kram paßt. Indeß muß es für Deutschland höchst interessant sein, solche Stimmen in Frankreich zu hören, das sich mit jedem Tage mehr Mühe gibt diese terra incognita gründlicher kennen zu lernen. Ich habe Ihnen schon gemeldet, daß Coquerel eine Replique auf Guizot's Religionsverschmelzungssystem gegeben hat. Es ist unmöglich, sagt der evangelische Priester, daß mit der Zeit der Protestantismus neben dem Katholicismus bestehe, die Wahrheit allein wird einzig bestehen und der Zukunft bleibt es anheimgestellt, was von beiden Religionsformen Stich hält. Sagte dies doch Luther in Worms schon, eine Antwort per anticipationem, die immer noch die einzige und die beste ist. Guizot hat indessen schon seinen frühern Aufsatz vergessen; er schrieb eine Skizze der historischen Psychologie, unter dem Titel: de l'état des ames. Es ist höchst merkwürdig, daß Dr. Strauß in Stuttgart in seinem Aufsatz, den ich neulich hier im „Freihafen" las, mit einigen Worten kräftig andeutete, was Guizot in langen Phrasen mit vielem Wortumschweifen beweist. Nur mit dem Unterschiede, daß Guizot die Deification des Menschen in dem vorigen Jahrhundert erblicken will und in unserm einen Rückgang zu Gott demonstrirt, während Strauß von der jetzt in Deutschland herrschenden Monumentensucht zu demselben Facit und zwar für unser Jahrhundert gekommen sein will. In diesem geheimen aber in chronologischer Hinsicht ungleichen Zusammentreffen zweier bedeutender, den beiden Völkern angehörender Geister liegt das ganze Räthsel, die ganze Sphinx der deutschen und französischen Zukunft. Unterdessen machen sich die Franzosen über das Ausbleiben des Mozartsmonuments in Salzburg und die Frau von Nissen lustig. Die ehemalige Constanze, sagen sie, die in dem Wahne war, der Name Nissen trage sich noch mit Ehre nach dem Namen Mozart, kann jetzt nur ihre wahren Gefühle gegen den frühern Geliebten an den Tag legen. Stirbt sie nämlich gleich, damit das Monument zu Stande kommt, so hat sie ihn sehr geliebt, stirbt sie in zwei Jahren, so liebte sie ihn ein Bischen, stirbt sie aber erst in 10 Jahren, so war sie nie würdig, diesen europäischen Namen zu tragen.

Der Streit über die Universitätsstudien wird hier immer heftiger aber auch belehrender. Die Einen behaupten: nicht zu Viele studiren, aber die Vielen studiren zu Vieles! Sie verlangen daher etwas mehr Freiheit der Universität gegenüber und viel weniger Mathematik und Chemie. Es sollte, fahren sie fort, besondere Schulen geben für die sogenannten sciences usuelles. Jeder Vater könnte also seinem Kinde schon von Jugend auf eine besondere Erziehung für ein besonderes Fach geben. Das Genie wird sich so wie so Luft machen und trotz allem Zwang selbst wählen. Da aber die meisten Menschen keine Genies sind, so müßte auch die Erziehung nur für mittelmäßige Spießbürger eingerichtet werden. Diesem entgegen antworten die poetischen Pädagogen, man müsse den Menschen zu etwas Höherem erziehen, als zur gewöhnlichen Maschine. Wenn er auch Griechisch und Lateinisch kann, so kann er doch andere Arbeiten versehen, wenn er muß. Worauf die Andern bemerken, daß jedes Handwerk allein schon 10 Jahre Zeit erfordert. Diese Letztern scheinen Recht zu haben. Wer Griechisch und Lateinisch lernt, sagen sie, der lerne viel Griechisch und Lateinisch, weit mehr, als sie bis jetzt gelernt haben, doch lerne dies nicht Jeder. Wie aber, fragt es sich, gerade die heraus finden, die Anlagen haben? Da liegt's eben! denn jedes Väterchen glaubt, sein Kind sei ein Sprachgenie und hat er Geld, so muß es ein Gelehrter werden.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

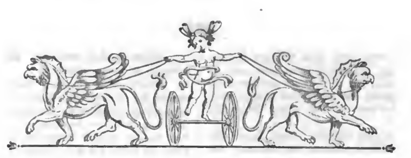
[Dr. Bacherer.]

Dr. Bacherer, dessen „Salon deutscher Zeitgenossen" mit vielem Antheil aufgenommen wurde, hält sich den Winter über in Dresden auf. Er ist mit einer Geschichte der ständischen Versammlungen in Deutschland beschäftigt, eine Arbeit, die ihn eben auch nach Dresden führt.

[Duller.]

Duller gedenkt seine Thätigkeit der Bühne zu widmen, er projectirt eine Reihe von Dramen, die hoffentlich bühnenfähig sein werden. Auch vieles in seinen Romanen hat dramatischen Styl, in seinem „Kaiser und Papst" ist sogar manche theatralische Partie; ich sollte denken, selbst in seinen Romanen sei Beruf zum Drama.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 239. — den 6. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

(Beschluß.)

Andersen schwieg, die Schiffe liefen im Hafen ein und wurden mit unbeschreiblichem Jauchzen empfangen. Die halbe Bevölkerung Helgolands hatte sich am Strande versammelt, vom Fallm herab sahen die alten Lootsen und die Schüchternsten der unverheiratheten Mädchen. Unter ihnen befand sich auch Katharina, die einen freudigen Ausruf des Dankes nicht unterdrücken konnte. Sie ging aber doch schweigsam nach Hause und harrte klopfenden Herzens auf die Zurückkunft des Bruders mit dem erjagten Bräutigam. Die seltsame Situation, in der sich Andersen nothwendig befinden mußte, entlockte ihr ein heimliches Lächeln, daß die Regelmäßigkeit ihrer feinen Züge zur malerischen Schönheit erhob.

Das Lärmen am Strande wollte gar kein Ende nehmen. Die liebe Jugend schrie ausgelassen und tobte förmlich im Uebermuthe der Freude. Sie bläuten sich aus purer Lust mit den Wurzeln des ausgespülten Seetanges, umeingten die Lootsen und tanzten vor dem schwelgenden Andersen her, der jetzt in dem wunderlichsten Triumphzuge, umgeben von den lachenden Helgolandern, nach der Wohnung seiner rechtmäßigen Braut geführt ward.

Claus hielt es für diplomatisch, die auf so seltene Weise Wiedervereinigten allein zu lassen. Katharina erröthete, reichte dem Dänen ihre Hand, sah ihm in die Augen, bog ihm den Kopf zur Seite und umschlang endlich seinen Nacken, indem sie herzlich lachend rief: „Nun hab' ich Dich ja doch, Du böser, lieber Ausreißer.“

„Käthchen,“ versetzte Andersen sehr niedergeschlagen, „ich habe da eine sehr dumme Geschichte angezettelt, die im Leben kein gutes Ende nimmt! Ich muß Dich wieder verlassen.“

„Verlassen! O, das wirst Du schon bleiben lassen! Vom Felsen herab kannst Du Dich nicht stürzen und das Unterland ist schon so stark bewacht, daß Du nicht zum zweiten Male von Deiner Braut laufen kannst — Pfui doch, Andersen, fort mit diesen Runzeln! Du sahst sonst ganz anders aus. Weißt Du, als wir zusammen des Abends auf der Klippe saßen und dem Funkeln des Meeres zusahen? O, wie umschlangst Du mich da so liebevoll, wie glühend, wir versengend waren damals Deine Küsse? Hast Du das Alles schon vergessen? Oder ist es Sitte bei Euch Männern, immer nur dem Augenblicke zu leben, und mit Euren Betheurungen die Zukunft zu belügen? Pfui, schämt Euch! Wir Frauen halten unsern Gefühlen ewige Treue, wir sterben eher für sie, als daß wir sie aufgeben. — Aber warte nur, Du lieber Krauskopf, ich will Dich so lange liebkosen, bis Du Deinem Käthchen wieder gut bist und nicht mehr von ihr laufen willst.“

„Ich bin Dir immer gut gewesen, bin es noch — Tausend Wetter, ich wollte, der Klabantermann hätte mich schon längst in Grund gesegelt!“

Katharina redete indeß ihrem Geliebten so lange zu, bis er ruhiger, still, endlich heiter ward, und als der Abend anbrach, saß er vertraulich zwischen Claus und dessen Schwester und machte dem Ersteren Eröffnungen, worüber dieser in nicht geringe Verlegenheit versetzt wurde.

„Das ist ja ganz verzweifelt," sprach Claus. „Wie könnt ihr aber auch so leichsinnig sein, Andersen! Ein Seemann und so leichtsinnig."

Der Däne zuckte die Achseln und schloß Katharina in seine Arme. „Ihr liebt also meine Schwester?" fragte Claus.

„So aufrichtig als mein Schiff."

Claus ging im engen Zimmerchen unruhig auf und nieder und kratzte sich im Kopfe. „Da fällt mir 'was ein," sagte er plötzlich, vor den Liebenden stehen bleibend. „Zum Scherz und mit langer Nase Euch nachzusehen, haben wir die heutige Jagd nach Euch nicht angestellt. Fluth und Sturm, ich will beim nächsten Seezunge Salzwasser trinken, wenn ich's dulde! Meine Schwester wird Eure Frau, aber Ihr, Andersen, müßt morgen mit mir vor Gericht!"

„Bruder," bat Katharina.

„Still, hilft nichts! Was ist denn auch auf dem Lande viel zu verheimlichen. Ihr habt Euch verlobt, seid also Braut und Bräutigam und — schon gut, das muß gehen. Hurrah, Ihr sollt leben, Andersen!"

Claus stieß an mit dem Dänen, alle Schwierigkeiten, die einer Verbindung der Helgolanderin mit dem eingefangenen Fremdlinge im Wege stehen konnten, wurden vergessen, und Katharina ward, als man sich endlich trennte, von den heitersten Träumen umschwebt, die ihr ein Leben voll paradiesischer Wonnen vorgaukelten.

Die Rathmänner Helgolands, einfache Lootsen, wie alle Bewohner der Felseninsel, hatten sich am andern Morgen von Claus und Andersen den Zusammenhang der Dinge vortragen lassen. Es trat eine erwartungsvolle Pause ein, in welcher die Rathmänner sich berietthen. Dann nahm der Aelteste unter ihnen das Wort und sprach zu dem Dänen:

„Ihr seid also schon mit einem Mädchen in Schleswig versprochen?"

„Das weiß Gott, Herr."

„Habt Euch auch ordentlich mit ihm verlobt?"

„Na und wie!"

„Würde sie Euch wohl Euer Wort zurückgeben, wenn Ihr sie darum angingt?"

„Kann's nicht sagen, Herr! So viel ich mich aber erinnere, hat sie einen harten Kopf, und was ihr Mundwerk anlangt, so kanzelt sie Euch jeden Pfarrer herunter. Auch ist sie gut bei Stimme. — Ihr seht also, Herr, der Fall hat seine Schwierigkeiten, und die Aussichten auf Erfolg sind nicht besonders günstig."

Es trat abermals eine Pause ein, die Rathmänner steckten wieder die Köpfe zusammen und nach kurzer Berathung fuhr der Sprecher fort:

„Andersen! Da der vorliegende Fall eine schnelle Entscheidung erheischt, und diese bei Menschen von gesunden Sinnen nicht gar schwierig ist, so haben wir Rathmänner von Helgoland mit Beobachtung der Gesetze und Herkommen des Landes beschlossen, daß Ihr, Jarl Andersen, Lootse und Schiffer aus Husum, von Stund' an bei uns bleibt, das Mädchen, dem Ihr die Ehe versprochen habt, heirathet, und in unsere Lootsengemeinschaft aufgenommen werdet. Es ist ein altes, von Ewigkeit her gültiges Recht, daß wer im Besitze ist, auch im Rechte sei. Gut! — Wir besitzen Euch gegenwärtig, haben Euch in ehrlicher Jagd errungen und wollen Euch behalten, bis ein Gewaltigerer Euch uns wieder entreißt. Außerdem ist es einleuchtend, daß wir, als Rathmänner, die Sitten, die Tugend, die Gerechtigkeit auf dem Lande rein zu erhalten bemüht sein müssen. Wir können also nicht zugeben, daß eine unserer Töchter von einem Manne verlassen werde, der ihr ewige Treue gelobt hat und sie auch zu lieben behauptet. Demnach ist es unser Wunsch und Wille, daß Ihr Katharina Claus heirathet. Eure erste Braut wird sich schon einen andern Mann suchen. Meint Ihr nicht, und seid Ihr's zufrieden?"

„Hurrah, es lebe Katharina!" rief Andersen, schwenkte seinen Hut und schüttelte die Hand des Sprechers. „Ich bleibe bei Euch und werde Helgolander." — „Claus," sagte er zu seinem zukünftigen Schwager, „ich bin, beim mächtigen Element, recht vergnügt, daß ich Deine Schwester kriege! Jenken's Lore ist ein gutes Mädel, aber voll Launen, wie die See im Herbst!"

Ehe noch die beiden Männer nach Hause kamen, war die Kunde der seltsamen Entscheidung schon ringsum verbreitet. Die Jungen schrien, lachten, warfen die Mützen in die Luft, balgten sich, die Erwachsenen lachten minder laut, aber nicht weniger herzlich, und als acht Tage später das so wunderlich zusammengewürfelte

Paar getraut wurde, begleitete die ganze Bevölkerung das junge Ehepaar auf ihrem Spaziergange um die Insel. Andersen und Katharina wurden glücklich, und Jenken's Lore soll lachend eine lange Rede gehalten haben, als sie die Kunde von der Untreue ihres ehemaligen Geliebten erfuhr.

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Balzac in Verlegenheit; Ruy Blas.]

Eine der größten Neuigkeiten, wichtig für die ganze Literatur, habe ich Ihnen dies Mal zu melden. Balzac beklagt sich in der Vorrede seines neuesten Romans „la femme supérieure," daß er schreiben müsse, da es ihm an Geld fehle. Hört, Ihr deutschen Literaten, und staunt! Ihr glaubt vielleicht, Balzac habe einige tausend Gulden verdient und habe sie in spanischen Papiern verloren? O, nein. Man hat die Berechnung gemacht, daß er bereits 500,000 Franken verdient hat und daß — er wirklich nicht reich ist. Balzac lebte während dieser Zeit wie ein Fürst, er hatte französische, holländische, deutsche und englische Zimmer, Gemälde und Pferde, er reiste wie ein Graf und dachte, es würde immer so gehen. Während dieser Zeit gingen mit dem Gelde auch die Gedanken fort und deswegen klagt er, daß er für Geld schreiben müsse. Hätte je ein deutscher Schriftsteller so viel als Balzac verdient, er würde fragen, ob die Cotta'sche Buchhandlung zu kaufen sei. Wie anders der arme Béranger, der jedes Geschenk ausschlägt und wie ein Landmann von Kartoffeln lebt. Balzac ist gerade das enfant gaté der französischen Literatur. Er glaubte an den Ausspruch des Dichters: „Es soll der Dichter mit dem Fürsten gehen," vergaß aber, daß seine Civilliste nicht jedes Jahr neu votirt wird. Man könnte zu ihm sagen: Vous avez chanté, dansez maintenant. Im Grunde muß der Literat auch Philosoph sein und sich begnügen können, keinesfalls aber ein Dandy; denn nichts Gefährlicheres gibt es für Kunst und Literatur, als wenn man auf die Quantität statt auf die Qualität zahlt und von allen Romanen Balzac's gibt es nur drei vorzügliche, die seinen Ruf für immer sichern werden, vier mittelmäßige und eine Unzahl von wässerigem oder, was noch schlimmer, von verderblichem Zeug. Jene drei sind Eugénie Grandet, ein Meisterstück, la Peau du chagrin, und l'histoire d'une femme de Paris. Der in Deutschland so beliebte Père Goriot ist oft sehr gemein, unwahr und verderblich. Uebrigens hat sein neuester Roman durchaus nicht Stich gehalten und obschon Balzac, einer der größten grammatikalischen Neologisten, immer auf die Kritik schimpft und sie eine Metze schilt, so that sie ihm doch nie Unrecht und hat ihm mehr gehuldigt, als er verdiente. Wenn sie sich aber lustig macht, daß er einem Freunde die Feder schenkt, mit der er einen schlechten Roman geschrieben, so hat sie ganz recht.

Das schon so lange angekündigte Drama von Victor Hugo wurde endlich gegeben. Der Erfolg war eben so groß, als das Stück schlecht und abnorm ist. Meines Erachtens ist — einige höchst poetische Scenen ausgenommen — dies das schlechteste Stück, das Hugo noch geschrieben. Doch urtheilen Sie selbst. Don Salluste hat eine Dienerin der Königin Maria von Neuburg, Gemahlin Carl's des Zweiten verführt. Die Königin verlangte die Ehe, um den Schimpf zu decken, und verbannte auf die Weigerung Salluste's denselben aus dem Reiche. Salluste will sich rächen: damit beginnt das Stück. — Er tritt auf mit seinem Lakaien Ruy Blas und mit seinem Vetter Don Cesar de Bazan, einem liederlichen adeligen Schuft, der ehemals Schulden hatte und jetzt das Handwerk eines Straßenräubers spielt. Salluste versucht den Vetter durch eine Geldsumme zu gewinnen, um ihn an der Königin zu rächen. Dieser besitzt trotz seiner prahlerischen Verworfenheit noch Delicatesse genug, um galant gegen Frauen zu sein und das Anerbieten auszuschlagen. Hierauf entfernt sich Salluste. Ruy Blas, ein niais, erzählt Don Cesar, daß er eine hohe Dame liebe, ihr jeden Tag eine blaue, deutsche Vergißmeinnichtblume auf die Gartenbank lege und in Liebe vergehe. Ruy Blas ist, wie man sieht, ein Candidat des Tollhauses von Anfang an. In Victor Hugo's Zimmer haben die Wände Ohren. Salluste hat dies gehört, er erräth die Liebe seines Bedienten zur Königin, läßt seinen Vetter an Corsaren verkaufen, um ihn zu entfernen und wählt sich Ruy Blas zu seinem Werkzeug. Er gibt ihm feinere Kleider und den Namen Don Cesar, er läßt sich ferner ein Billet von ihm schreiben zum schriftlichen Beleg, daß er sein Diener ist, und ein anderes an die Königin. Die Königin tritt auf. Blas fragt, was er thun soll und Salluste antwortet, de plaire à cette femme et d'être son amant. Dies der erste Akt.

Im zweiten Akt hat die Königin spanische Langeweile und deutsches Heimweh. Hier kommt eine herrliche Romanze vor, die ich in der Schnelligkeit übersetze. Hier ist sie in beiden Sprachen.

A quoi bon entendre
Les oiseaux du bois,
L'oiseau le plus tendre
Chante dans ta voix.

Que Dieu montre ou voile
Les astres des cieux,
La plus pure étoile
Brille dans tes yeux.

Qu'avril renouvelle
Ce jardin en fleur,
La fleur la plus belle
Fleurit dans ton coeur.

Cet oiseau de flamme,
Cet astre du jour,
Cette fleur de l'ame
S'appelle l'amour.

Wozu auch noch länger
Belauschen der lieblichen Vögel Gesang?
Ein süßerer Sänger
Ist in deiner Stimme melodischem Klang.

Mag auch in der Ferne
Erbleichen des Himmels Gestirn oder nicht,
Der reinste der Sterne
Glänzt in deiner Augen strahlendem Licht.

Wozu auch das Kosen
Im Frühling mit Blume und Blüthe?
Die schönste der Rosen
Wächst in deinem schönen Gemüthe.

Das lieblichste Kosen
Der süßeste Sang, der Stern so rein,
Die Krone der Rosen
Ist Liebe nur Liebe allein!

Ruy Blas, der neue Don Cesar, ist bereits Adjutant des Königs. Er bringt von diesem der Königin eine Botschaft folgenden Inhalts: Madame, il fait grand vent et j'ai tué six loups. Welch ein Contrast. Ruy Blas, der jetzt die Königin sieht, wird verwirrt und fällt in Ohnmacht. Die Königin erkennt an einer zerrissenen Spitze von ihr, die sie einst liegen ließ, ihren Blumenbringer. Ein gewisser Don Guritan nimmt diese Ohnmacht übel auf und fordert Ruy Blas. Die Königin jedoch schickt den Gecken nach Deutschland, um ihrem Vater ein Kistchen zu überbringen, und das Duell ist aufgeschoben. So weit der zweite Act.

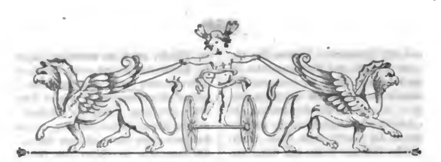
Im dritten Act ist Blas, ein schlechtes Seitenstück zu Gilblas, Minister. Er tritt ins Kabinet, schilt die Dummköpfe von Collegen aus, sagt Spanien derb die Wahrheit und jagt jene fort. Die Königin, die schon wieder gehorcht, ist entzückt, stürzt hervor und ein Liebesgeständniß erfolgt. Aber in diesem Augenblicke tritt Salluste, den man verbannt glaubte, in den Kleidern seines Dieners ein. Ruy Blas ist vernichtet. Doch Salluste schweigt noch, er befiehlt nur seinem Bedienten-Minister, die Königin in sein Haus zu bestellen; das heißt immer ohne Namen, blos an eine Dame ist das Billet. Ruy Blas weiß nicht, warum dies, er gehorcht mechanisch, hebt eben so mechanisch das Taschentuch seines Herrn wie im ersten Acte auf und verzweifelt, aber der Zuschauer kann nicht umhin, ihn einen Dummkopf zu schelten. Dies der dritte Act. Der vierte ist blos da, um das Stück aufzuhalten. Der wirkliche Don Cesar fällt zum Kamin, sage zum Kamin herab, durch den er sich gerettet hatte. Dieser Act ist zum Lachen. Don Cesar ißt Pasteten, spielt den rechten Mann, tausend Quiproquos wie im Doppelpapa, und endlich kommt der alte Guritan und fordert sein Duell. Was liegt ihm daran? er nimmt's an und tödtet ihn. Die Sache kommt heraus und Salluste läßt den rechten Vetter aufknüpfen. In diesem Act kommen passable Scenen vor. Im fünften Act kommt die Königin zu Ruy Blas verschleiert, aber auch Salluste ist da mit seiner Rache. Er sollte eine Magd heirathen, nun braucht er nur die Thür zu öffnen und die ganze Welt weiß, daß die Königin einen Lakaien liebt und zu ihm kommt. Endlich gehen dem dummen Jungen die Augen auf, er sieht woran er ist, ersticht den Salluste nnd vergiftet sich selbst, weil die Königin ihn nicht mehr liebt. Jedoch verzeih sie ihm noch und das Stück ist zu Ende. Was auch das pariser Publicum sagen mag, das Stück ist schlecht. Nicht eine Ahnung von Wahrheit und Natur, lauter Frazze, eine historische Lüge und so innerlich hohl, daß ein erzwungner Effect den andern verdrängt, um den Zuschauer hinzureißen. Man muß freilich gestehen, daß die Lüge mitunter brillant ist und einen Moment hindurch täuscht. Will diese Poesie nichts weiter, so hat sie erreicht, was sie wollte. Schlimm aber, daß der Hang zum Effectuiren ein an sich schönes Talent verführt, sich förmlich in Unnatur und Geschmacklosigkeit zu baden.

Notiz.

[Eine Wieland'sche Akademie.]

Wieland, in seiner Jugend äußerst freisinnig und oppositionär, sein Lebelang human und von philanthropischer Gesinnung, ging in seinem zwanzigsten Jahre mit dem Plane einer Akademie, eines Gymnasiums im höheren Sinne, um. Die Wissenschaften, die da gelehrt werden sollten, waren Philosophie, Geschichte, Mathematik, vor Allem Moral, Politik und Kenntniß des Menschen, welche Wieland die nöthigste Kunst nennt. In dieser Akademie sollten die Schulformen gänzlich abgethan sein. Die Lehrer, wenigstens die ersten, sollten alle Genies (Genien, wie Wieland schreibt), alle von gleicher Wahrheit und Tugend beseelt sein. Freiheit und bon sens sollten hier ihren Sitz haben. Die Hauptbemühung der Lehrer sollte sein, die Irrthümer, Vorurtheile, Phantome der Erziehung und Gewohnheit aus den Köpfen der Schüler zu räumen und zuvörderst ihre Herzen zu bilden. Die Schüler sollten ausgewählt werden, ihre Zahl nicht über dreißig sein. Der Plan war gewiß köstlich und des Schweißes eines Edlen werth; Wieland selbst nennt ihn zu vernünftig und menschenfreundlich, als daß er ausgeführt werden könnte. Er brauche dazu, fährt er fort, einen großen Herrn, der zwanzigtausend Thaler dafür verwenden wollte. „Aber unsre Auguste," heißt es weiter, „brauchen ihre Einkünfte zu Soldaten, Opern, Tänzerinnen, Redouten und andern dergleichen Nothwendigkeiten, und die kleineren Seigneurs wollen nach Proportion keine kleinern Herren sein. Wenigstens möchte ich nicht, daß mein Plan irgend einem Minister bekannt würde. Diese Art von Anthropomorphis, welchen man mehr Weihrauch streut, als die Heiden ehemals den Teufeln streuten, in deren Händen es steht, die Wissenschaften zu verbreiten, die Verdienste zu erkennen, die guten Köpfe aufzumuntern und alle Arten der guten Anstalten ins Werk zu setzen — werden alles dieses so lange bleiben lassen, als man sie um Tugenden willen, die sie nie gehabt haben, um Thaten, die sie nie gethan haben, um Gnaden, die sie nie, wenigstens **wissentlich** keinem, der sie werth war, gegeben haben u. s. w. vergöttert und anbetet. Ehe ich einem solchen Sünder etwas zu danken haben wollte, will ich von der Vorsehung und mir selbst Freiheit, Zufriedenheit, selbstgewählte Armuth eines Simon oder Sokrates annehmen." S. Dorow's „Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur." Heft 2.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 240. — den 7. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

Von J. Kaufmann.

4.

Der Sonntag in Wien.

Norddentscher Leser! Willst Du nicht auch einmai fröhlich und sorglos sein? — Ich führe Dich auf einen Sonntag nach Wien. Dies ist keiner von Deinen nebligen Sonntagen, wo der stille Genius des Sabbaths auf offenem Markte gähnt, wo in den Straßen die Tauben ungestört wie verliebte Betschwestern promeniren, und pietistische Kater sich auf den Dächern dehnen, die grünen Augen in zärtlicher Andacht zum Himmel kehrend. Nein, dies ist wirklich ein Tag der Sonne, der Lust; da springen die Späße, die Witze, die Küsse aus allen Thüren und Thoren, und halten mit den bunten Fähnlein geselliger Freude ihren Triumphzug durch Gärten und Gassen, und nur von Weitem zieht die ewig wachsame Gottin der Ordnung, die Polizei, ihre unsichtbaren Kreise, daß aus den frohlichen Chören keine Saturnalie wird! Heute seien dem Wiener alle Sünden vergeben; heute ist er ganz das liebenswürdige, harmlose, gastliche Kind. Ach, er erhebt sich früh von seinem weichen Pfühl, und siehe, über den Kahlenberg lacht das blaue Auge des Himmels so lebenslustig herein, und selbst der alte, finstere St. Stephan ist mit freudigem Rosenglanz übergossen, als könnt' er die tausend Kinderspiele nicht erwarten, mit denen die fröhlichen Massen zu seinen Füßen heute tanzen und springen. Ja dem Wiener schwimmt es dann vor den Angen, wie goldene Mücken im Sonnenstaub, wie ein unendliches, strahlendes Meer mit unzähligen, seligen Inseln. Schon hört sein Ohr das Rollen der Fiaker, der Gesellschafts- und Zeiselwägen. Wohin werden ihn nicht noch die Räder entführen, was steht seinen fünf Sinnen nicht Alles bevor! Augarten und Prater, Hitzing und Grünzing, Penzing und Schönbrunn, Sperl und Dommayer, Strauß und Lanner, Nestroy und Stuwer, o und er weiß es schon jetzt — darum lacht er so schlau vor sich hin — ein still-seliges Räuschchen beschließt den seligen Tag, und verklärt mit goldenen Sommerwölkchen, wie mit hängenden Gärten, seinen Freudenhimmel bis tief in den blauen Montag hinein — und vor dem nordischen Katzenjammer bangt seiner tapfern Seele nicht. Doch nehmen wir erst ein calmirendes Pulver, um mit nüchternem Auge die bunten Gruppen und Processionen der Freude zu mustern. Zaubern wir uns einen ersten Mai auf dies Blatt. Dann wird nach alter Sitte Vormittags der Augarten besucht. Eine breite, schattige Kastanienallee, die Hauptallee genannt, ist das Stelldichein für die fashionable Welt, die auf vier Rädern kam, und deren glänzende Equipagen im Vordertheil des Gartens, vor dem Tanz- und Speisesalon, in zwei Reihen aufgestellt, die Herrlichkeit ihrer Eigenthümer verkünden. Aber auch gewöhnliche Menschenkinder, die ihre Beine in Bewegung setzen, um fortzukommen, dürfen diese grüne Gassr betreten, wo die

Schönheiten Wiens ihre liebreizenden Formen, ihre türkischen Shawls, ihre Sammt- und Seidengewänder zeigen, wo die adelig bleichen Gesichter der blühenden Natur ihre Glückwünsche zur Geburt des Frühlings bringen. Doch, ach — es war nur ein Staatsbesuch, sie haben dem Volke feierlich den Augarten eröffnet, und nun sagen sie ihm Lebewohl bis zum künftigen Mai. Kaiser Joseph eröffnete diesen Garten, so wie den früher verschlossenen Prater dem Volke, warf einige Nachtigallen hinein, und schrieb auf das Thor: „Der Menschheit geweiht von ihrem Verehrer und Freunde. Joseph." Ich weiß nicht, ob die sonderbare, ehrwürdige Schrift noch über dem Thore zu lesen ist, aber alle Erinnerungen und Nachtigallen halten den Wiener nicht ab, kurze Zeit nach dem ersten Mai dem Augarten treulos zu werden; er betreibt seine Belustigungen, besucht seine Promenaden wie ein fleißiger Student seine Collegien, systematisch, nie außer der bestimmten Zeit; selbst bei seinen Vergnügungen waltet das historische Recht. Instinktmäßig folgt er den Spuren der noblen Welt; wenn in den Sommermonaten die hohen Herrschaften ins Bad reisen, dann, stolzer Prater, ceremoniöser Augarten, sind Euere schönen Tage vorbei; einsamen Betrachtungen mag der Wiener nicht nachhängen, ohne glänzende Staffage, ohne Tanz- und Speisesalon wäre ihm die herrlichste Alpenlandschaft ein leeres Opernhaus. Daher die in Wien gebräuchlichsten Redensarten: Heute war Bastei, heute war Augarten oder Prater. Vor der feierlichen Einweihung durch die Fahrten am Ostersonntage oder Montage existirt der Prater noch gar nicht, und man spricht von ihm als von einem Dinge, das zum Heil der Welt erst entstehen soll. Ostern aber, das ist für ihn der Tag der Auferstehung, des Triumphes. Seht Ihr über dem Rothenthurmthore das zahllose, festlich gekleidete Volk sich an die Brustwehr drängen, athemlos lauschend, die Augen starr auf die Ferdinandsbrücke geheftet, als wäre der Einzug eines österreichischen Columbus zu erwarten, als käme die Nachricht von der Entdeckung einer neuesten Welt, eine Kunde vom Himmel, eine Proclamation des jüngsten Gerichts? Aber kein Engel hat in die Posaune gestoßen, noch steht der Stephansthurm, ohne zu wackeln, eine treue Schildwache auf ihrem Posten; der Prater ist's, der das Volk der Wiener zum Aufstande bringt, daß es sich, Mann an Mann, mit Weibern und Kindern auf den Wällen zusammenrottet. Vom Stephansplatze aus windet sich, wie eine gespaltene, buntbhäutige, ungeheure Riesenschlange, ein doppelter Zug von glänzenden Equipagen durch die Straßen der Stadt über die Brücke, durch die unendliche Jägerzeile bis tief in die Alleen des Praters, eine Strecke von einer starken halben Stunde weit. Ringsum wogt und brandet ein lustiges Menschenmeer; da gibt es Augenweide, Wagen, Rosse und Leute. Wie ein Krämer prahlend seinen weiten, langen Teppich entfaltet, so entrollt die Kaiserstadt mit einem Male all ihren Glanz, all ihre Pracht. Da kann man die Götter und Göttinnen Wiens von Angesicht zu Angesicht sehen, an den bebilderten Kutschenthüren, an den gemalten und ungemalten Wangen kann man Genealogie und Heraldik studiren. Da fährt oder vielmehr segelt die Gesandtschaft Albions, und die leichten Jockeys hüpfen auf den flachen Sätteln der schlanken Renner auf und nieder, da kommt das gewaltige Rußland gefahren, wilde, bärtige Gesellen, mit sibirischem Pelzwerk geschmückt, schwingen triumphirend über die edlen polnischen Rößlein die Peitsche, hier naht der kaiserliche Gallawagen, ein breiter, geräumiger Kasten, über und über mit Gold geschmückt, aber die sechs wohlgenährten Schimmel scheinen heute nicht die feurigen Sonnenrosse zu sein; langsam, wie Schnecken, ziehen sie ihre reiche kostbare Bürde; ein armseliger Fiaker vor dem Wagen des Kaisers zwingt sie gleichen Schritt zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Beschluß.)

Ich liebe Deutschland vor allen Ländern, die Deutschen vor allen Völkern: eben deswegen muß ich auch die Fehler der Deutschen rügen, und sie haben deren viele und arge. Während einer siebenjährigen Abwesenheit aus Deutschland, auf langen weiten Reisen und durch längern Aufenthalt in der Schweiz, in Paris und London hatte ich Gelegenheit, die Deutschen außerhalb ihres Vaterlandes, im Vergleich mit andern Nationen, und namentlich die deutschen politischen Flüchtlinge kennen zu lernen. Ihre guten Seiten wollen wir nicht verkennen, aber ihre schlechten eben so wenig, wollen jene nicht überschätzen und übermäßig loben — denn welches Gute erreicht man durch Lob allein? — diese dagegen beleuchten, und, verdienen sie Tadel, rücksichtslos tadeln. Mit Unwillen und Wehmuth muß ich gestehen, daß unsere Landsleute im Allgemeinen und die Flüchtlinge im Besondern, in Vergleich zu denen anderer Nationen sehr weit nachstanden, dies sowohl, was das Aeußere und die Bildung, als auch was ihre po-

litischen Ansichten und ihren Charakter betraf. Ehrende Ausnahmen weiß ich gebührend zu würdigen, es gab deren viele, aber auf die Mehrzahl der deutschen Auswanderer, Reisenden und Flüchtlinge findet Gesagtes vollkommene Anwendung. Betrachte man nur das Aeußere eines deutschen Handwerkers dem eines französischen und englischen gegenüber. Wie linkisch, wie täppisch, wie ungebildet und roh! Und dann die politische, die sociale Bildung! Franzosen und Engländer wissen seltener zu schreiben und zu lesen, als die Deutschen, das ist vollkommen wahr, hängt aber von diesem sogenannten Volksunterrichte soviel, Alles ab? Seht auf die Resultate, auf das praktische Leben, vergleicht einen französischen Ouvrier mit einem deutschen Handwerker!

Ein bekannter Gelehrter in Paris behauptete, daß unter den heutigen Republicanern die russischen unbedingt den Vorzug hätten, sie wären denkende, strenge Republicaner von einer unbeugsamen Consequenz, wären in einem absolutistischen Staate, durch das Gegentheil von ihren Ansichten (e contrario) gebildet, und deshalb wäre diese Bildung eine tiefe, ins Leben übergegangene. In wie weit jene Behauptung wahr, wollen und können wir nicht untersuchen, betraf sie allein nur die höhern und gebildeten Classen, so mag sie Anwendung finden, keinesweges aber, wenn von dem Volke die Rede ist. Da kann nur öffentliches Leben, Oeffentlichkeit aller Verhandlung, eine unbeschränkte Preß- und Redefreiheit den politischen Charakter bilden; es kommt wenig darauf an, ob so viel mehr oder weniger in diesem, als in jenem Staate lesen und schreiben können, es kommt darauf an, was sie lesen und schreiben dürfen. Welcher Deutsche aus dem Handwerkerstande, welcher Landmann kümmert sich denn um Zeitungen, um Politik, wo fände sich auch viel Stoff für ihn; das Ausland interessirt ihn nicht, weil er es nicht kennt, das Inland bietet ihm in politischer Hinsicht zu wenig, weil es eben des öffentlichen Lebens ermangelt. Kornpreise, Reisen hoher Herrschaften, prinzliche Geburten, Taufen und Todesfälle, Illuminationen, Feuersbrünste, Ueberschwemmungen und Manöuvres füllen die Spalten deutscher Blätter bezüglich Deutschlands — wie soll sich da der Deutsche politisch bilden, zumal jede politische Schrift, die nicht strenge den Grundsätzen der Regierungen huldigt, verpönt ist und confiscirt und als schändlich und schmählich verschrieen wird?

Oft haben wir die Meinung äußern hören, das deutsche Volk sei noch nicht reif. Es ist hier nicht die Rede von einer Reife für den Republicanismus, obwohl ein neuerer sehr bekannter Schriftsteller, Lerminier, der Ansicht ist, daß die deutsche Nation unter allen europäischen in Folge ihrer häuslichen Tugenden die einzige sei, welche für republicanische Institutionen sich eigne — sondern nur von einer Reife für freiere, für constitutionelle Verfassungen im weitesten Sinne des Wortes. Aber wie soll eine endliche Reife werden? Durch Wort und Schrift? Die Welt soll sechstausend Jahre stehen, sie könnte noch sechstausend stehen, und wenn die Verhältnisse, die Regierungen und die Regierten sich nicht änderten, würde auch jene Reife nimmer gedeihen. Waren die alten Spartaner, die alten Römer für Republiken reif? Versielen in spätern Zeiten dieselben Völker nicht in Stumpfsinn und Indifferenz? Es steht also noch sehr dahin, ob mit der Zeit, ob mit vorgeschrittener Kenntniß, durch Vermehrung der Schriften und Schriftsteller ein Volk in politischer Beziehung reife, eine solche Reife kommt nach unserm Dafürhalten plötzlich, muß plötzlich kommen, wie ein Gewitter, wie ein warmer Regen. Welche Nation lag in tiefern Banden der Unwissenheit, des Knechtsinnes, des Pfaffendienstes, als die französische vor 1789? und wie schnell gedieh jene Nation zu einer politischen Reife! Auswüchse, durch zu schnelles Wachsthum entstanden, wollen wir jener Reife nicht absprechen, die Frucht war eine Treibhauspflanze mit Blut gedüngt, der Wurm saß im Innern. Auch erstreben und wünschen wir keine Reife durch solche Mittel herbeigeführt, obwohl nur durch Reibung Funken entstehen. Bieten uns nicht andere Völker erfreulichere Bilder, bot uns deren nicht das französische 1830? Civilisation und Humanität sind fortgeschritten, eine französische Revolution von 1789 haben wir nicht mehr zu befürchten, am wenigsten in Deutschland, wo Recht und Sitte und Liebe für gute Regenten nie erstarb, nie ersterben wird. —

Vorstehende Abschweifung schien uns nothwendig als Einleitung zu dem Folgenden, zugleich auch, um den Standpunct festzustellen, von welchem aus wir die politischen Verhältnisse überhaupt und die Ansichten der Liberalen und das Treiben der politischen Flüchtlinge ins Besondere betrachten. Es ist unser Streben, so unparteisch und frei als möglich die Ansichten und Bestrebungen der verschiedenen Parteien, das Annehmbare und Gute sowohl, als das Verkehrte und Ueberspannte zu besprechen, ohne Scheu, diesem oder jenem Theile zu mißfallen, ohne Furcht, verdächtigt, geschmäht und zur Rechenschaft gezogen zu werden. Nicht die politischen Verhältnisse des Vaterlandes überhaupt sind es, die

wir hier zu verhandeln wagen, sondern die politischen Beweggründe und Meinungen, welche den deutschen Flüchtlingen inne wohnen, welche so viele wackere Jünglinge und Männer aus dem Vaterlande vertrieben, in alle Welt zerstreut und in unabsehbares Elend gestürzt haben. Wir achten die Bessern, die Edlen dieser Unglücklichen, die frei von egoistischen Zwecken und falschem Ehrgeize ihrer Ueberzeugung Alles opferten, was in den Augen der Welt Reiz hat: Gut, Ehre und Freiheit; wir verachten aber eben so diejenigen, die sich den Namen Patrioten, Liberale, Radicale, politische Flüchtlinge u. s. w. beilegen, und die Sache nur als Speculation, als Mittel zu ihrer Existenz betrachten; aus niedriger Selbstsucht auf Namen Anspruch machen, die Niemandem weniger als ihnen gebühren; die, des Vortheils halber, jede andere Meinung bekennen, zu jeder Fahne schwören würden; Feiglinge, die nur hinter dem Bierkruge und in sogenannten demokratischen Versammlungen Muth haben, unsinnige Reden halten und Andere verleiten und berücken; träge, unfähige Menschen, die auf keine andere Weise etwas verdienen konnen, daher Demagogen spielen, von Beiträgen, Subscriptionen und der Milde der Bessern ihrer Partei leben — vor diesen warnen wir und halten sie für gefährlicher, als alle Schergen des Absolutismus, als Verräther, Abtrünnige und Spione.

Es ist unglaublich, wie einsichtsvolle Männer häufig von solchen politischen Charlatans betrogen wurden. Wir könnten viele Beispiele anführen, wir lebten gerade zur Zeit der Handwerkervereine und des Savoyerzuges in der Schweiz, später mehrere Jahre in Paris und dann ein Jahr in London, zur selbigen Zeit, als in genannten Ländern und Oertern das regste Leben der politischen Vereine sich entwickelte; wir kennen daher Alles sehr genau, die Führer, wie die Mitglieder und die verschiedenen Pläne; wir waren selbst nie in einer politischen Verbindung, deshalb dürfen wir sprechen, ohne als Verräther, als Spion bezeichnet zu werden, denn wir haben schon damals häufig unsern Unwillen über Thorheiten und Unsinn zu erkennen gegeben und mitten unter den Flüchtlingen und „Verschwornen" uns nicht gescheut, unsre Meinung auszusprechen und dieselbe auf jede Weise zu vertreten und mit dem Leben zu vertheidigen: wir fürchten uns heute eben so wenig, eben so wenig vor einem in geheimer Sitzung ausgesprochenen Todesurtheile — welches bereits über mehrere Verdächtige, Abtrünnige und Gefährliche verhängt worden ist, wie z. B. über Herold, über Mazzini, und wie es heißt auch über Lessing, — als vor einem offenen Kampfe Mann gegen Mann.

Notizen.

[Musikalische Neuigkeiten in Leipzig.]

Zu Ende November im achten Abonnementconcert eine Symphonie von Möhring, mich dünkt einem jungen berliner Musiker, der selbst zugegen war. Wir urtheilen nach einmaligem Hören, geben also nur den ersten Eindruck. Der Anfang war gefällig, auch der Anfang der folgenden Sätze. Manche hübsche Motive scheinen in der That neu und verrathen das Streben, den classischen Vorbildern gerecht zu werden, im dritten Satze scheint Beethoven's Einfluß unverkennbar. Ermüdend aber ist ein gewisses unstätes Wesen, ich will nicht sagen, Verworrenheit, nicht minder die Länge mancher Passagen, deren Wiederholung mit dem ewigen Hinundherwenden desselben musikalischen Gedankens fast Erschöpfung herbeiführt.

An demselben Abend ein schönes neues Concert von Ferdinand David, das der Componist meisterhaft vortrug. Es ist nicht blos gesetzt, um die Technik brilliren zu lassen, sondern ein interessantes Musikstück, in welchem die Solostimme nichtsdestoweniger eine glänzende Rolle durchführt. Besonders gilt dies vom ersten Satze (der das Andante übergeht), der letzte vernachlässigte mehr die Orchesterpartie. Aber schon das Streben, das Soloconcert mit Gedankeninhalt zu füllen, ist nicht genug zu rühmen. Die bloße Technik ist fast zum Kinderspiel herabgesunken, Virtuosität ist wohlfeil geworden wie Brombeeren, welche die Knaben suchen und oft sogar finden. Um so besser, wenn der coquette Kitzel, zu dem ein einzelnes Instrument hinneigt, in Solostücken verschwindet, und Hr. David bewies mit der Composition, daß er nicht blos Geigenkünstler, sondern Musikus ist.

Sodann hörten wir auch einen Flötisten. Wann wird man aufhören, einem gemischten Publicum, das die Musik blos ästhetisch treiben will, Milchpappe vorzusetzen! Der Flötenton ist ein Seufzer, mehr nicht, ein Seufzer bei Mondschein in Sommernacht, wenn er gut ist. Wenn nun ein vernünftiger Mensch fünfhundertmal hintereinander seufzen wollte, würde man seine Vernunft in Abrede stellen. Aber Soloflötenblasen ist keineswegs vernünftiger, es ist sogar weniger spaßhaft, obschon es ans Spaßhafte grenzt. Ein ehrlicher Mensch und ein gesunder Mensch hält kein Soloflötenblasen aus, selbst wenn es aus Glaucha kommt und dort hoffähig ist.

[Frau von Wolzogen.]

Frau von Wolzogen, erfahren wir aus Jena, schreibt jetzt ihre Memoiren, die jedoch erst nach ihrem Tode dem Publicum überliefert werden sollen. Jedenfalls werden sie über Schiller Werthvolles bringen. Die Freundin des großen Dichters ist hoch in den Siebzigen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 241. — den 8. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

(Fortsetzung.)

So geht der Zug in den Prater, und wenn man sich satt gesehen hat, kehrt man zurück, um noch einmal zu sehen, zwei bis drei Mal machen Fahrende, wie Fußgänger denselben Weg, bis der Inhalt einer Kutsche sich deutlich vor dem der andern gezeigt hat; da wehen die batistenen und seidenen Taschentücher, da drehen sich die reizenden Lockenköpfe vor und zurück, grüne und weiße Schleire heben und senken sich, wie es der Frühlingswind und coquettirende Laune befehlen. Pure Schaulust ist es, was die Wiener zu diesen Fahrten in solchen Massen zieht, und man kann ihnen die Freude nicht verdenken, alle Zauber ihrer paradiesischen Vaterstadt in dieser beweglichen Kunst-, Industrie- und Menschenausstellung so lieblich vereinigt zu sehen. Doch welch ein babylonisches Concert schallt von der einen Seite in die Alleen herüber! Pauken und Trompeten, näselnde, rieselnde Geigen, gellende, trunkene Stimmen, Geschrei und Gelächter scheinen die stolze, anständige Freude der noblen Welt hier verhöhnen zu wollen. Das ist der Wurstelprater, der weltberühmte, ein Garten der Hesperiden für das gemeinere Volk. Springen wir doch über den Alleegraben hinüber in dies kleine Schlaraffenland. Das Terrain ist eine weite, wellenförmige Haide, mit grauem und grünem Moose oder frischem Rasen gepolstert, am Rande bald mit schattiger Waldung, bald mit dunklem Gehölz verbrämt, mit knorrigen alten Eichen und Linden besetzt, dazwischen ein demokratisches Durcheinander von Buden, Schenken und breternen Gerüsten für Possenreißer und Bänkelsänger. Ihr Maler, hierher wandert mit Pinsel und Palette, das sind echte niederländische Gruppen! Hier ist noch der leibhafte Hanswurst zu sehen, noch nicht von der Civilisation beleckt, einen ganzen Farbetopf auf den Backen; vor seinem Publicum macht er ungenirt Toilette, alle Metamorphosen, die er mit Rock, Hosen und Weste vornimmt, darf der Zuschauer mit keckem Auge verfolgen; die Lerchenfelder, die Gumpoldskirchner, und die von Erdberg haben eine zähe Einbildungskraft, und wenn Hanswurst mitten in seinem Stückerl die Mundwinkel aufreißt und ein halbes Würstel blicken läßt, das er mit Taschenspielerfertigkeit zwischen die Zähne geschmuggelt, und gleich darauf die rührende Romanze von Eduard und Kunigunde anstimmt, und die guten Leute mit käuendem Munde versichert, daß er der Lumpacivagabundus sei, so beben einige funfzig Zwerchfelle vor Gelächter, und dicke Thränen rollen dem ausgedienten Fiaker über die ledernen Wangen. Nebenan dreht sich das Ringlspiel, pausbackige Dirnen vom Lande, böhmische Köchinnen und zierliche Stubenmädchen sitzen auf der hölzernen Bank, die den Wagen vorstellt und schreien, wenn bei der schwindelnden Bewegung Hauben und Schürzen flattern; voran aber reitet ihr schmucker Paladin, ein Schneider- oder Schustergeselle, wie ein Doctor in schwarzem Frack und Hosen; er hat vielleicht schon lange

die Kinderschuhe ausgezogen, aber er schämt sich seiner kindischen Freude nicht, und stolz auf seine chevalereske Positur dreht er sich zu seinen Schönen um, als wäre er der ungarische Graf Chandos, der nach der Sage einst im Prater über einen Heuwagen setzte. Zehn Schritte davon sitzt ein verkrüppelter, blinder Alter mit seinem Hunde, und dreht unermüdlich den Leierkasten. Sein Instrument hat keinen Ton, keinen Athem mehr, dennoch läßt er nicht ab, wie ein alter Dichter, der nicht mehr singen sollte. Armer Narr, wer hat Dich hieher geführt? Der wilde Lärm übertäubt vollends das leise Stöhnen seiner Drehorgel, und kaum ein kupferner Kreuzer fällt in seinen durchlöcherten Hut. Dort im Gebüsche aber geht es lustig zu. Ungarische Husaren lassen sich aufspielen, und tanzen oder springen vielmehr zur wiener Musik ihren klirrenden Sporentanz. Eine Hand an den Tschako, die andere an die stählerne Säbelscheide geheftet, so hüpfen sie im Grase auf und nieder, bis die Wangen flammen und die gewichsten Schnurrbärte sich vor Begeisterung sträuben; ringsum stehen die Gaffer im Kreise, und seitwärts liegt ein dickbäuchiger Musikant am Boden, der sich auf Kosten der Soldaten ein Gutes thut. Schmunzelnd blickt er auf ein Fasserl Wein, das seine bloßen Arme über dem Kopfe wiegen, und zehn Mal in der Minute setzt er die Lippen daran. O Prater, o Wurstelprater! Wenn du nicht bestehst, was soll denn auf Erden bestehen? Wo hat die alte Erde dann ihr Arkadien, ihr Utopien? Wohin blickt dann Homer's Jupiter, der sonst auf die Thracier schielte, auf die unschuldigen Naturkinder, um sich seiner Schöpfung zu freuen? — Und doch, erfahrene Wiener habe ich die grauen Köpfe schütteln gesehen, fromme Seelen habe ich seufzen gehört und klagen, daß der Glanz des Wurstelpraters von Jahr zu Jahr mehr erlischt. Die gute alte Zeit ist nicht mehr, da ganze Familien mit ihren Haupt- und Seitenlinien im Prater saßen von früh bis Abend und Nüsse knackten, wo sie unter freiem Himmel, bei Trompeten- und Pankenschall ihr Mittag- und Abendbrot verzehrten, das sie in großen Körben von Hause mitgebracht; jeder Bekannte, den man ersah, wurde zum patriarchalischen Mahle geladen. Aber das Volk wird immer aufgeklärter und allerhand Reizungen ausgesetzt, wie mein Andreas sagte; es geht zur Birn' und zum Sperl, liest den Storch und den Spindler, und die Fluren des Wurstelpraters sind jährlich verödeter anzusehen. Es klagt die Welt so oft, daß es keine Kinder, keine Kindlichkeit mehr gebe. So lange der Wurstelprater besteht, glaub' ich es nicht; aber einst, wenn auch er verlassen wird an einem Ostersonntage, dann schreibt Elegieen, ihr Dichter; wenn ihr die Weltgeschichte versteht, so wird sie Euch sagen, daß die Stunde des Weltgerichts naht. — Besondere Bedeutung hat der Prater außerdem durch den Feuerwerker Stuwer, der seine gluthvollen Ideen als Raqueten, grüne, blaue und andersfarbige Sterne zum Himmel steigen läßt. Ein freier Wiesenraum im Prater ist der Schauplatz seiner flammenden Offenbarungen, an denen sich die Wiener so sehr ergötzen. Nicht leicht wäre Jemand in Wien zu finden, der solche Popularität genießt, wie Stuwer. Sein Ruf ist in die Salons, in die Barbier- und Schulstuben gedrungen, Kinder, die noch auf den Armen der Amme wohnen, lernen schon seinen Namen lallen. Geht nur an Abenden, wo Feuerwerk ist, auf die Basteien, an die Ufer der Donau, in die Gassen der Roßau, oder überallhin, wo es eine Aussicht auf den Prater gibt, und ihr seht das Volk in zahlreichen Gruppen stehen, dem Krachen der Pöller und der Raqueten lauschend, die kleinen Sansculotten, die Schuster- und anderen Gassenbuben breiten sich in langen Scharen aus, und begrüßen jede Leuchtkugel bei ihren Farbenveränderungen, bei ihrem Aufsteigen und Niedersinken mit einem lauten Ach!, das dann wie ein Pelotonfeuer durch alle Vorstädte läuft. Ja Stuwer ist ein wunderbarer Mann! Die Götter aber beneiden ihn, und die Sterne zetteln gegen ihn Verschwörungen an; so oft seine Feuerwerksannoncen in großen Lettern an den Stadtmauern hängen, nimmt man schnell den Regenschirm zur Hand. Selten gelingt es dem modernen Prometheus, die List des alten Himmels zu vereiteln, und den rechten Tag zu treffen, wo er sein Manöver nicht aufschieben muß. Es geht sogar unter dem Volk die Sage um, daß wer zufällig in der Tasche nur ein abgerissenes Fragment von Stuwer's Ankündigungszettel trägt, unfehlbar den Zorn des Himmels auf sich ladet; Wolkenbrüche und Regengüsse bedrohen sein unschuldiges Haupt. —

Ein Wurstelprater in großartigerem Styl ist die Brigittenau am Kirchweihsonntag und Montag. Die Brigittenau ist eine weite Ebene auf der Leopoldstadtinsel, vom Augarten, der Donau, und reicher Waldung umgeben. Da feiert das Volk seine Kirmes in ungeheurem Jubel. Tausende von Menschen strömen von Früh bis Abend durch die Leopoldstadt über die lange, und die Ferdinandsbrücke, weiterhin fahren Viele auf Kähnen aus der Roßau, selbst aus Nußdorf über die Donau, um schneller an Ort und Stelle zu sein. Da

ziehen sie, die lustigen Karavanen, in Reih und Glied, wie die Wallfahrenden nach Maria-Zell; mit knotigen Stöcken gehen sie über den Jordan, Jacken und Röcke tragen sie über die Schultern geworfen, und den Hut gebrauchen sie als Sonnenschirm. Noch spät am Abend schallt der Jubel der Volksmassen, wie die brausenden Stimmen eines Feldlagers nach errungenem Sieg aus der Au in die Stadt herüber. Die höhere Welt fährt oder wandelt hinaus, um in der Brigittenau den harmlosen Zuschauer, oder den Beobachter zu spielen; nobler ist es, erst am Montag zu kommen, wenn der dickste Schaum des Pöbels verronnen ist, und das Volksleben vor den spröden Blicken sich nicht mehr in natürlicher Nacktheit und Offenheit zeigt. Aber großartig in seiner Art ist das Gewühl und der Tumult am Sonntag Abend; aus einem Strudel wird man in den andern gerissen, ein zauberisches Helldunkel liegt über manchen Partieen, aus dem Gehölze leuchtet es, wie der Schein von Irrlichtern und Johanniskäfern. Da sitzt der Schwarm der Schmausenden und Zechenden an langen Tischen, die Schüsseln rauchen, die Bier- und Weinkrüge klingen, und unwillkürlich kränzen sie ihre Gläser mit dem raschelnden Eichenlaub, das ihre trunkenen Häupter, an die Bäume anstoßend, herunterschütteln. An den Zweigen auf den Tischen und in den Mündungen leerer Flaschen brennen Lampen, Kerzen und Wachsstöcke, damit in der Finsterniß kein Unheil geschehe. Dort drängt sich ein Haufen um den Guckkasten, da wird auf echt idyllisch im Grase getanzt, Arm in Arm zieht eine Bande junger, muthwilliger Buben daher, und mitten durch den Kreis der langröckigen Tänzer. Aus manchem Winkel läßt sogar der verschollene Dudelsack seine Bodmer'schen Töne hören. Eine eigenthümliche Erscheinung sind die musicirenden Zigeuner, die sich aus ungarischen Wäldern hierherverlieren. Sonst sieht man sie nie in der Kaiserstadt, diese räthselhaften Kinder der Wildniß, die mitten in der Gesellschaft sich ihre Nester bauen, ihre Schlupfwinkel, wo sie ungehindert in asiatischer Freiheit hausen, glücklicher, als ihre Doppelgänger, die Juden; aber die Brigittenau emancipirt alle Sklaven. Da sitzt er, der braune Geiger auf seiner Bank, ein rothes Schnupftuch um den Krauskopf gewunden, ein knopfloser, einschößiger Frack ohne Kragen ziert seinen schlanken, hindostanischen Leib, weite, weiße Hosen schlottern um seine Beine, und der eine Fuß, mit dem er taktmäßig den Boden stampft, trägt einen geborstenen Schuh. Aus dem linken Mundwinkel ragt ein hölzerner Pfeifenkopf, krampfhaft hält er zwischen den Zähnen das kurze Rohr, stolz wirbelt er um sein Haupt einen dicken Nimbus von Tabaksqualm, und mitten durch die Wolken fährt sein gewaltiger Fiedelbogen, wie das Schwert des Huniady, oder die Lanze Ossian's. — Wenn man bedenkt, daß sich eine Masse von vierzig bis funfzigtausend Personen, also ein ansehnliches Stück Menschheit hier so eng beisammen befindet, so wird man den Lärm und den Jubel noch immer sehr kleinlaut finden. Excesse werden höchst selten begangen; kaum daß ein Sonntagskind seinen Rausch auf der Wachtstube ausschläft. Fremdlinge haben darum schon oft ihre freudige Bewunderung über den Anstand ausgedrückt, mit dem es in Wien selbst bei den öffentlichen Belustigungen des gemeinen Volkes hergeht. Ich mag nicht behaupten, daß der Wiener immer das schüchterne Kind ist, das selbst in den Mußestunden auf die warnende Ruthe schielt, die sein Lehrer hinter den Spiegel gesteckt, aber gewiß ist, daß das Mittelmaß, wenn auch nicht immer das richtige, in seinem innersten Wesen liegt, oder durch die öffentliche Erziehung ihm eingeimpft wird. Von Extremen, von Excentricität oder Sprudelköpfigkeit, wie er es nennt, hält ihn seine Natur zurück. Seine Sinnlichkeit wird eben so selten zur zügellosen Bacchantin, wie seine geistige Lust sich je zur wahren Begeisterung versteigt. Das Phlegma, die niederländische Grazie, zähmt seine südliche Leidenschaft, und verwandelt die Ausbrüche seiner Freude in stillseligen Erguß und süßschmunzelnde Behaglichkeit. —

Wie tödtet aber die noblere Welt den Nachmittag, wenn sie nicht eben in den Prater fährt, in der Brigittenau die Capriolen des Volks belächelt, oder nach Baden, Ischl, Salzburg gereist ist? — Ach, die Vorsehung Gottes und der Menschen ist so reich an wohlthätigen Erfindungen und Auswegen, daß mich ein Schwindel ergreift, soll ich aller Gärten, Salons und Landpartieen gedenken, wo die Wiener, gleich summenden Bienenschwärmen von Blume zu Blume fliegen, naschend und singend. Man kann im Park von Laxenburg mit den Schwänen auf dem Teiche um die Wette rudern, in der Brühl, einer Schweizerlandschaft in Miniatur, künstlichen Wasserfällen lauschen, und kleine moderne Ruinen besteigen, überall steht der unentbehrliche Speisesalon im Hintergrunde, und lange bequeme Gesellschaftswagen nehmen zu bestimmten Stunden die müden Pilgrime auf.

Wie die Rauchwolke den Kindern Israels in das gelobte Land, so wandelt ein ewiger Staubwirbel dem Wiener auf der Straße nach Schönbrunn voran, und führt ihn nach Hitzing zu Dommaier's Salon, aber nur Handwerksburschen oder verschrobene Philosophen, die den

Seneca lesen und keine Handschuhe tragen, können die Gemeinheit so weit treiben, auf dieser Straße zu Fuße zu gehen; in der That gehört einiger Stoicismus dazu, eine mannhafte Festigkeit, wenn man mit dem Staube bedeckt, den aristokratische Equipagen, Cabriolets und Fiaker dem armen Fußgänger muthwillig zwischen die Zähne und auf die Kleider blasen, wenn man mit diesem Zeugniß gemeiner Schuld behaftet, der hohen, geputzten Welt gerade in das Gesicht sehen soll. Aber es gibt ein Rettungsmittel für den pauvre honteux; an der Linie hält eine Menge Zeiselwagen, eine Art Droschken oder Britschken, mit einem Leinwandzelt bedeckt, das vor Wind und Sonne, vor den Blicken der besser Fahrenden, doch nicht vor dem Alles durchdringenden Kalkstaub schützt; da hinein steigt nun der Stoiker, verbirgt sich in eine Ecke, hält das Taschentuch vor das Antlitz, und läßt sich still und lautlos durch das Gewühl schleifen; in zehn Minuten ist er am Ziele, schnell springt er aus dem Armensünderkarren, zahlt seinen Obolus, und kann nicht erwarten, daß die Helfershelfer des Schwagers für ein Trinkgeld seine Kleider abgebürstet, um sich unbemerkt fortzustehlen. —

Das kaiserlich Lustschloß Schönbrunn hat in seinem Aeußern jene majestätische, ritterliche Miene, die der Burg in der Stadt mangelt. Mit adeliger Anmuth breitet es seine zwei leichtgebauten Flügel aus, zwei schlanke Spitzsäulen halten Wache vor dem Eingange, die breiten, mit Eisengeländern gezierten Treppen, die geschmackvollen Altane, die auf allen Seiten vorspringen, die grünen, langen Jalousieen geben dem Ganzen ein romantisches Gepräge, hinter dem Lustschlosse aber erblickt man den mit der französischen Scheere gestutzten Garten, überragt von einer steinernen Warte, Gloriette genannt, die eine reizende Fernsicht auf Wien und seine Umgebungen bietet, und sich von weitem wie das Diadem in den Locken einer schönen Frau ausnimmt. Wie reich ist nicht Schönbrunn an historischen Erinnerungen! Doch fürchtet nichts, ich rede nicht von dem kleinen Hute, nichts von dem Herzoge von Reichstadt und der rührenden Romanze: Im Grabe zu Schönbrunn, da liegt der König von Rom u. s. w. Wir sind Wiener heute, Sonntagskinder, und müssen der Geschichte aus dem Wege gehen, ob sie nun, wie eine Bettlerin am Kreuzwege sitzend, tausendjährige Lieder anstimmt, oder großäugig aus den Spiegelscheiben kaiserlicher Schlösser blitzt, eine Sage von gestern und vorgestern singend, die zu schnell vergessen ward. — Hitzing und Penzing, zwei Dörfer, wo manches Haus einer niedlichen Villa gleicht, schmiegen sich eng an Schönbrunn, bilden die Antichambre der kaiserlichen Sommerresidenz, und wenn der Hof nach Schönbrunn zieht, zieht die noble Welt nach Hitzing und Penzing, um seine Atmosphäre zu athmen; dabei genießt man, wie es heißt, das Land, steht früh um 10 Uhr auf, begegnet im schönbrunner Garten Personen, die nichts weniger als Prinzen, Gesandte, Cavaliere, oder doch Hofräthe sind, und Nachmittags hat man Dommaier's Salon in der Nähe, der brillanter und vornehmer ist, als alle Tanzsäle Wiens; auch erfährt man Hof-, so wie Stadtneuigkeiten, kurz, man gehört mit zu der Elite der Gesellschaft, und saugt den Geist der Vornehmheit und den feinsten Ton mit allen Poren ein. (D. B. f.)

N o t i z e n.

[Rudolph Willmers aus Kopenhagen.]

Der junge Pianist aus Kopenhagen (geb. in Berlin, gebildet unter Schneider in Dessau) hatte in Dresden ein sehr glänzendes Concert gegeben und ließ sich auch in Leipzig hören. Er spielte einen Concertsatz von Chopin, zwei Schubert'sche Lieder nach Liszt's Uebertragung auf das Piano, die Vöglein-Etude von Henselt, eine eigne Etude, eine eigne Romanze, endlich eine „freie Phantasie" über aufgegebene Themata. Der Virtuos hatte non più andrai (aus Mozart's Figaro) und das Spinnerlied aus der weißen Dame gewählt. Die Etude eigner Composition war voll stürmischem Jugendlärm, aber ohne klare Melodienentwickelung. Was die „freie Phantasie" betrifft, so war allerdings viel Freiheit und Willkür in seiner Durcharbeitung der Themata, aber weniger Phantasie und Erfindung. Aus diesen beiden Thematen ließe sich von einem fühlenden Herzen ein ganzer musikalischer Roman entwickeln; Hr. Willmers gab jedoch mehr eine bloße Variirung, die ihm Gelegenheit bot, seine Technik zu entfalten. In dieser ist er bedeutend, besonders was die schmetternde Force betrifft. Sein Spiel ist äußerst kräftig, kühn, derb; er ist eigentlich nicht Pianist, sondern blos Fortist; wenn ich sein Instrument wäre, ich ließe mich nicht so behandeln.

[Friedrich von Heyden.]

Friedrich von Heyden, dessen neuestes Product, „der neue Hyacinth," Novelle, wir im vierten Heft des Freihafens lesen, ist nicht zu verwechseln mit Emerentius Scävola, der allerdings denselben Familiennamen (mich dünkt: von der Heyden) führt, aber als Autor nur pseudonym aufgetreten ist. Friedrich von Heyden, Regierungsrath in Breslau, ist durch mehrere interessante Novellen und besonders durch sein treffliches Drama: Der Kampf der Hohenstaufen, bekannt. (Die Katastrophe dieses Dramas ist Friedrich's II. Kampf gegen seinen Sohn Heinrich.) Auch einige Lustspiele, noch ungedruckt, stehen von dem Verf. zu erwarten. Es thäte noth, seine zerstreuten Leistungen gesammelt dem Publicum zu übergeben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 242. — den 10. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

Novelle von Th. Mügge.

1.

Es schlug neun Uhr und der junge Doctor Stern legte mit einem Seufzer die Feder aus der Hand und stand von seinem Schreibtische auf. „Es will heute nichts werden," sagte er und strich über die gefaltete Stirn, „meine Heilmittellehre der Kinderkrankheiten hier fände die beste Anwendung auf mich selbst. Ich bin ein Kind und bin krank, und bin ein Arzt und habe keine Hülfe für mich. — Zum Wetter! warum habe ich keine Hülfe?" fuhr er ärgerlich fort. „Ein rascher Entschluß, ein einziger, rascher Entschluß und ich schwimme wieder in der lebendigen Fluth und lasse den faulen Sumpf thörichter Empfindungen hinter mir."

Es klopfte an die Thür und ein junger eleganter Mann trat herein. Die ernste Geschäftsmiene des Arztes erheiterte sich, als er den Fremden sah, und mit dem freundlichsten guten Morgen ging er ihm entgegen. „Wie erscheinst Du, Forstberg," sagte er, „als Freund oder Feind, als Patient oder Besuch?"

„Eigentlich als Beides," erwiederte der Andere, „aber das Zweite mehr als das Erste."

„Dann mach' es kurz," versetzte Stern; „setze Dich, laß uns plaudern, während ich mich ankleide. Mein Wagen muß sogleich hier sein."

„Welche Eile!" sagte Forstberg lachend. „Du thust plötzlich, als wäre Dein Krankenzettel sechs Bogen lang und die halbe Stadt schmachtete nach dem Rettungsengel in Gestalt eines blonden Zöglings des Aeskulap, vor dem alle Todtengräber ehrerbietig die Mützen ziehen."

„Was weißt Du davon," entgegnete der Doctor. „Du bist ein junger Finanzrath, der nichts zu thun hat, der täglich pflichtmäßig seine drei Federn zerkaut, die Finanzen des Staates Gott anheim stellt und über die eigenen nicht weiter nachzudenken braucht; denn der Herr hat in seiner Weisheit dafür gesorgt, daß dies ein für alle Mal nicht nöthig ist."

„Da irrst Du sehr," versetzte der Rath lachend, „denn eben komme ich, um Dir mein Glück zu verkündigen. Meine Tante, die Oberhofmeisterin, ist gestorben und hat, wahrscheinlich aus Furcht vor dem Tode, trotz alles Hasses gegen mich, den Verschwender und Bonvivant, kein Testament hinterlassen. Ergo bin ich ihr nächster und einziger Erbe, ergo habe ich ein schönes Haus und ein Vermögen von siebzig bis achtzig tausend Thalern, ergo habe ich künftig für sehr anständige Finanzen zu sorgen, und ergo kann ich jetzt wohl Ansprüche auf eine reiche, liebenswürdige Finanzräthin machen, welche mein Herz, meine Hand, mein Haus und alle die alten mit Silber, Glas, Kupfer, Leinen und Betten vollgepfropften Schränke in Empfang nimmt."

Der Doctor seufzte leise, indem er seinem Freunde gratulirte. „Ich wollte wohl," sagte er, „daß der Himmel mir auch solche Tante beschert hätte; aber meinetwegen kann die ganze Welt sterben, und ich erbe keinen Pfennig."

„Dafür," versetzte Forstberg, nicht ohne einigen Spott, „bist Du auch der Sohn Deiner Thaten, Deiner eigenen Tugenden, und hast eine glänzende Praxis, welche keines Vermögens bedarf."

„Spotte immerhin," erwiederte Stern, „dennoch sagst Du die Wahrheit, und diese ist der Stolz meines Lebens. Ich habe es niemals geläugnet, daß meine Eltern ganz mittellose Handwerker sind; daß ich aus der Armenschule durch glückliche Zufälle in eine milde Stiftung kam, aus deren Fond ich studirte und durch Stundengeben und Dissertationenschreiben mir das Geld zur Promotion verschaffte. Nun habe ich nach mancher trüben Zeit mein Brot, und sogar eine Praxis, die hinreicht, Equipage zu halten, ein theures, aber nothwendiges Uebel bei einem Arzte, eine Albernheit, zu welcher uns die flachköpfige Menge zwingt, welche das Vertrauen weit mehr in Pferde und Wagen, als in den Mann setzt."

„Ich weiß recht wohl, wie Du Fuß- und Armendoctor warst," sagte Forstberg lachend, „und bei jedem Bilderladen eine halbe Stunde standest, um nur die Zeit auszufüllen; bis endlich mit einem Male der Geheimerath von Pinzer Dich mitten in der Nacht rufen ließ und seine Empfehlungen Dir eine Reihe von Häusern öffneten."

Stern erröthete leicht und stimmte dann in das Lachen seines Freundes ein. „Ich habe dem würdigen Herrn viel zu danken," sagte er, „aber sieh hin, bin ich etwa besser daran? Ich habe jetzt eine Praxis, die einige tausend Thaler einbringt, aber ich muß Pferde halten, besser wohnen, besser leben, mich in großen Gesellschaften bewegen, und habe so viel mit Anderen zu schaffen, in so viele Launen mich zu schicken, um weiter zu gelangen, daß ich, mit diesen Plackereien beschäftigt und geärgert, wenig mehr an mich selbst denken kann."

„Ein Arzt soll nur für die Menschheit leben," erwiederte Forstberg, „das ist sein Beruf; allein man hat mir gesagt, daß Du Deine Zeit doch nicht ganz so uneigennützig verthust, als Du vorgibst."

„Wie meinst Du das?" fragte Stern verlegen.

„Je nun," erwiederte der Rath gerade heraus, „man sagt, Du seist seit einiger Zeit so nachdenkend, so zerstreut, so sentimental gestimmt, mit einem Worte: verliebt bis über die Ohren und zum Heirathen aufgelegt."

„Wer sagt das?" erwiederte der Doctor.

„Die ganze Welt," rief der Rath. „Warum verstimmt Dich das? Du hast Deine Dreißig auf dem Nacken, warum solltest Du nicht daran denken, Hausvater und Eheherr, Pantoffelheld und Kinderzüchter zu werden."

„Und welche Schönheit dürftet Ihr denn diese alberne Welt als Königin auf?" sagte Stern.

Forstberg war aufgestanden und ergriff seine Hand. „Nun kommt die ernsthafte Seite des Scherzes," sagte er. „Ich weiß, mein Freund, welche lange und theure Bande Dich an die arme Rosalie knüpfen; ich weiß, daß Du diesem Mädchen vielleicht Alles schuldig bist, was Du geworden. Du hast Jahre lang an ihrer Eltern Tisch gesessen, sie hat Dich aufgerichtet, wenn Dein Muth sank, und Dich getröstet, wenn Du verzagen wolltest. Alles in der Hoffnung einer Zeit, die ihre Liebe belohnen sollte."

„Ich habe ihr nie ein bindendes Versprechen gegeben," sagte Stern rasch.

Forstberg sah ihn durchdringend an. „Ich glaube," sagte er dann, „dessen bedurfte es nicht, bei einem so innigen Verhältniß als das Eurige und bei Deinem Charakter. Ich bin mein Leben lang ein Mensch gewesen, dem das heiße Blut Streiche gespielt hat, ich habe unbesonnener Weise mich zwanzig Mal verliebt, mit dem festen Vorsatze, zu heirathen, und wenigstens sechs Mal dies meinen verschiedenen Geliebten feierlich erklärt. Aber nach vier Wochen wußten wir Beide immer mit positiver Gewißheit, daß nichts daraus werden könnte. Du bist dagegen ein ernster und ordnungsliebender Mensch, ein Mann, dessen Blick mehr gilt, als meine Jugendschwüre, und Deine Liebe kann nicht durch Versprechungen sicherer gemacht werden. Rosalie hat Dir fest vertraut, auch ohne Erklärung, und Niemand setzt vier Jahre lang eine Bekanntschaft fort, ohne ein Ziel zu haben, das Ziel des Besitzes, eine Heirath, die Lösung aller Liebesknoten."

„Man sagt also, daß ich Rosalien heirathen werde?" fragte der Doctor.

„Das sagt man eben nicht," erwiederte der Rath. „Das zärtliche Verhältniß des armen Fußdoctors mit der Tochter eines wenig bemittelten Malers, der den Professortitel führt, ist nicht bekannt genug. Wenige nur erlauben sich, zu bemerken, daß, seit Du seit einem halben Jahre Equipage hast, Du sehr selten bei der Familie erscheinst, die meisten aber schwören darauf, Du habest Deine Augen auf Fräulein Sidonie von Pinzer geworfen und würdest nächstens ihr Ja empfangen!"

„Erfindungen, Lügen!" rief Stern und drehte sich zum Fenster um, dem Freunde sein verlegenes Gesicht zu verbergen.

„Sieh mich an," sprach Forstberg, „Auge in Auge und heraus mit der Sprache. Sidonie ist ein schönes Mädchen, und ich verdenke es Dir nicht, wenn Du etwas für sie empfindest; ich glaube, daß ihr Herz vortrefflich ist, aber sie ist vornehm erzogen, ihr Vater ein wichtiger und einflußvoller, aber kein reicher Mann, und dies Kind ein wenig launenhaft, verzogen im Genuß, und durchaus nicht passend für Deinen einfachen Charakter, für Deine Strenge, Deinen Sinn für Ordnung und Häuslichkeit. Sidonie muß einen reichen Mann haben, einen Mann, der eine Dame will, welche den Honneurs seines Gesellschaftskreises mit bewunderungswürdigem Geschmacke vorsteht. Hier steht dieser Mann, Stern."

„Du!" sagte der Doctor verwirrt.

„Ja, ich!' erwiederte der Finanzrath, „ich bin plötzlich reich geworden, und kann diese Launen, die Verzogenheit des Genusses ertragen. Ich liebe Sidonien, und wenn es wirklich wahr ist, daß die Welt Erfindungen gemacht und Lügen berichtet hat, so bin ich entschlossen, um ihre Hand zu werben."

„Und ist dieser Entschluß," sagte der Doctor ruhig, „auch so schnell gekommen, wie Dein Geld?"

„Mit dem Gelde kam er," rief der Rath. „Arm, wie ich war, hätte ich sie weder bekommen noch genommen, denn wer Sidonien will, muß Geld haben. Aber, wie es jetzt steht, ist sie ein kostbarer Schatz für mich. Geistreich, fröhlich, fein gebildet, und der Papa von Einfluß, das ist eine Partie für mich, die eben so glücklich ausfallen muß, wie Deine Verbindung mit der liebenswürdigen, häuslichen, ernsten Rosalie; die gerade so ihre sichere Verständigkeit zu der Deinen hinzubringt, wie mein leichter Weltsinn zu Sidoniens Flüchtigkeit paßt. — So ist denn Alles abgethan," fuhr er fort und ergriff die Hand seines Freundes, der ernst und stumm vor ihm stand, „und es kommt nur darauf an, das Herz meiner Sidonie zu gewinnen."

„Darin, fürchte ich, kommst Du zu spät," sagte Stern kalt.

„Und wer soll mir zuvorgekommen sein?" fragte Forstberg.

„Ich," sagte der Doctor ruhig.

Der Rath sah ihn erstaunt an. „Also doch," rief er. „Du strafest die Welt Lügen und lügst selbst."

„Weil Du mich drängst, hörst Du nun die Wahrheit," versetzte der junge Arzt. „Ich werde das Fräulein von Pitzer heirathen." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Die diesjährigen düsseldorfer und berliner Bilder.]

Noch schließlich ein Wort über die Gemäldeausstellung. Unter den Landschaften der düsseldorfer Künstler behauptet diesmal ein Winterstück in schottischem Charakter von Adolph Lasinski den Preis. Ihm zunächst verdient Scheuren Erwähnung, einer der Wenigen, welche einen originellen, kraftvollen Ton anschlagen; denn der größte Theil klingt zur Ermüdung in erheuchelter Trauer Lessing's Weise nach. Schirmer, jedenfalls in Zeichnung einer der ersten Landschafter Deutschlands, ließ sich in seiner Waldeinsamkeit zur Unnatur im Colorit verleiten. Manches Ansprechende gaben in der Landschaft noch Hilgers, Happel, Pose, Dielmann, Langen, Lange, Ableff, Koch u. s. w. In Darstellung nordischer Gegenden war Achenbach wiederum ausgezeichnet. Für die Historie traten von Düsseldorfern am bedeutendsten auf: Hübner, Schadow, Deger, Steinbrück, Sohn. — Hiob und seine Freunde, von Hübner, enthält vorzügliche Schönheiten in der Gewandung, Farbe und Charakteristik der Köpfe; doch wird der Composition, wohl nicht ganz mit Unrecht, Mangel an Einheit vorgeworfen. Im Bilde Schadow's, die Tochter der Herodias, ist angenehmer Farbenschmelz, allein wenig Charakter, und der Kopf des Johannes sieht aus, als ob er bereits lange Zeit vom Rumpfe getrennt wäre. Daran ist aber die übergroße Süßigkeit Schuld, die kein Blut sehen lassen will, und lieber den grausenhaften Anblick einer halben Verwesung gibt. Eine Madonna mit dem Christuskinde, von Deger, ist großartig, von hoher Anmuth und demüthiger Weiblichkeit. Sie ist in dem Style van Eyk's, das Christuskind aber minder gelungen in der Vereinigung göttlichen Bewußtseins und kindlicher Naivetät. Die Anbetung der Hirten und Könige, von Steinbrück, ist von durchdachter Composition, ausdrucksvoll und zart; indeß dürften Overbeck'sche Motive nicht unbenutzt geblieben sein. — Sohn, der mit Romeo und Julie (Abschiedsscene) bei den Damen außerordentliches Glück machte, befriedigt den, welcher Shakspeare kennt, mindestens in dem krankhaften, unbedeutenden Romeo nicht. Die Julia ist dagegen schön, und die Ausführung ist meisterhaft, mit der einzigen Ausstellung, daß sich die Beleuchtung nicht rechtfertigen läßt. Wallenstein und Seni, von Hermann Kretzschmer, ist nur im Seni bedeutend, doch die Ausführung lobenswerth. Der Künstler, welcher sich gegenwärtig in Rom befindet, hat uns von dorther noch Mehreres zugesendet, indeß nichts Hervortretendes. Eine Judith von Mengelberg, theatralisch in der Composition, zeigt ein schönes, aber noch unklares Talent. Jakob, nachdem er mit dem Engel gerungen, von Zimmermann, läßt, geschmacklos, die verwendete technische Fertigkeit bedauern. Der Täufer und seine Jünger, von Ittenbach, ist gefällig mit Streben nach Ausdruck. Volkhart's verwundeter Tancred hat Verdienstliches, entbehrt indeß einer warmen Belebung. Scenen aus Käthchen von Heilbronn, von Reinz, waren größtentheils schon früher ausgestellt. Sie zeigen das Aeußerste zierlicher Pracht, und empfangen durch die Portraits düsseldorfer Künstler noch besonderes Interesse; allein es ist Alles mit einem Ueberguß

von Süßigkeit bedacht worden, den wir hinwegwünschten. Auch müssen wir dem Goldschmied und seinem Töchterlein vollkommen darauf wieder begegnen. Ein Bild von Plüddemann, Conradin auf dem Schaffot, war vor der Ausstellung nach Rußland verkauft und abgesendet worden. Walter und Hildegunde, von Lessing, nur skizzirt und auch sonst nicht bedeutend, hätte ich lieber nicht gesehen, da ich Lessing als den ersten deutschen Maler verehre. Christian Köhler gab eine Poesie, in technischer Beziehung sehr schätzenswerth, aber nicht frei von Affectation und viel zu körperlich, so daß sie der Flügel wohl bedurfte. Sie ließ kalt und verdiente nicht das außerordentliche Lob, welches ihr von Einigen zu Theil ward. Für dergleichen Darstellungen ist die Behandlung Köhler's nicht geistig genügend. — Von Hildebrandt sahen wir nur Portraits, das eine, das des Hauptmann van Reutern, Maler in Düsseldorf, vortrefflich; ein zweites, den Meister nicht als solchen repräsentirend. Auch Bendemann gab nur ein, aber meisterhaftes Bildniß. Für das Genre waren die bedeutendsten Leistungen der Düsseldorfer von Schrödter, Hasenclever, Jordan, Sonderland, Wilmms, Jakob Becker. Schrödter hat sich in seinem: Falstaff, die Recruten musternd, theilweise zur Caricatur hinreißen lassen; auch sind die Recruten in ihrer Räumlichkeit viel zu beschränkt; die rechte Hälfte des Bildes, Falstaff mit der Bureaugruppe, athmet jedoch einen reichen Humor und ist trefflich im Tone. Wenig bedeutend ist der Don Quixote dieses Künstlers, auch hart in der Malerei; Münchhausen aber, seine Abenteuer erzählend, eine kleine Farbenskizze, würde, ohne Nachahmung Ramberg's, viel Lob verdienen. Leichter noch und gewandter in der Behandlung der Farben zeigt sich Hasenclever in einer Scene aus der Jobsiade, welche zugleich glücklich aufgefaßt ist. Jordan ermüdet durch helgolandsche Motive; sein Sturmläuten auf Helgoland entsprach nicht den Erwartungen; aber anmuthig war der heimgekehrte Lootse, in dem er sich selbst portraitirte. Sonderland gab ein paar allerliebste kleine Bilder von vorzüglicher Ausführung, Wilmms einen lustigen Doctorschmaus; in poetischer Tiefe der Erfindung gab aber Jakob Becker in seinem heimgekehrten Krieger ein Meisterwerk, welchem in gleicher Art kaum ein zweites der Ausstellung an die Seite zu setzen ist. Auch seine ländliche Idylle war ein werthvolles Bild, etwas willkürlich jedoch in der Beleuchtung. Ein Betsaal im Gefängniß, von Heine, beleidigt durch unästhetische Auffassung das Gefühl; der Vorwurf eines Zuchthauses ist wohl kein großer Gewinn für die Malerei! Auch ist der mehlige Ton dieses Bildes nicht glücklich. Ebers fesselte die lachlustige Menge durch eine Revolution in einer kleinen Stadt; doch der Humor ist ein wenig gesucht, es fehlt auch an der nothwendigen Räumlichkeit für die verworrene Menge, und in der Zeichnung von Pferden ist der Künstler sehr unglücklich. Durch Pracht und Ueppigkeit reizt eine Sultanin in ihrem Kiosk, von Schrader; wäre nur mehr Geist in der verschwenderischen Aeußerlichkeit. Aegyptische Mädchen, von Blanc, sind gut gezeichnet, aber echte Berlinerinnen und sehr gezirrt im Ausdruck. Ich schließe für die Düsseldorfer mit einem schönen Stillleben von Jakob Lehnen. — Für die Historie ist von berliner Künstlern wenig zu erwähnen. Wach gab eine Judith mit dem Kopfe des Holofernes. Das Gesicht der Judith ist von großer Bedeutsamkeit, doch fast zu ideal; auch wird an der Judith nicht mit Unrecht das zu Geputzte getadelt, eben so an der ganzen Composition, daß sie den Charakter des Vorwurfes nicht festhält. Man möchte wünschen, die ganze Figur der Judith ganz allein zu sehen und nicht als Judith. An der Malerei ist viel Verdienstliches. — Huon unter den Hirten Arabiens, von August von Kloeber, hat einen angenehmen Ton, doch sind einige Figuren manierirt; weit bedeutender ist die Ernte dieses Künstlers, ein treffliches Bild, ausgezeichnet in der Stimmung und Lebendigkeit der Handlung, so wie Behaglichkeit der Ruhe ist in durchdachter Composition vereinigt. Hopfgarten läßt sein bedeutendes Talent in Costümbildern untergehen. Tasso's Krönung, gefällig geordnet, verdienstlich in der Gewandung, entbehrt eines großartigen historischen Styls und ist ohne sonderliche Tiefe des Ausdrucks. Die vier Concurrenzbilder der diesjährigen Preisbewerbung in der Malerei, von Cretius, Rosenfelder, Kleine, Bender, haben, namentlich die drei Erstgenannten, obgleich keins vollendet, manches Schöne. Cretius gewann den Preis; außerdem ist von ihm Richard Löwenherz, in Palästina erkrankt, in Farbe und Composition beachtenswerth. Eben so ein Bild Rosenfelder's, das Ablassen Hubert's von der Blendung des Prinzen Arthur, durch schönes Costüm und Streben nach Ausdruck und historischer Auffassung. Auch Esperstedt, Holbein, Cords waren versprechend in ihren Leistungen. — Im Genre erwarb sich ein Bild von Magnus, zwei spielende Kinder, von reizendem Helldunkel und seelenvoller Naivetät, allgemeine Liebe. Mit gehaltvollen Darstellungen, bestimmt in Zeichnung und Farbe, erfreute Däge, eben so Rabe; Kleine gab ein höchst anziehendes Bild, zwei Mädchen in der Sylvesternacht, schön in Beleuchtung und Composition. Mönche und Ritter in einer Schenke Karte spielend, von Schoen, erregten durch lebendige und heitere Charakteristik viel Aufsehen; nur ist eine Ueberfülle an der sonst genialen Schöpfung zu tadeln. Außerdem enthielten reichen Lachstoff, Meyerheim's Currendeschüler, Hosemann's drei Musikanten, ein Bild von Hogart'schem Humor, Rentzell's Visitation an der böhmischen Gränze, Menzel's Familienrath, dem wir nur weniger Manier wünschten. —

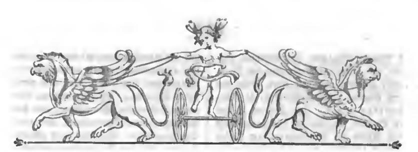
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Beurmann's Deutschland und die Deutschen.]

Mit dem eben erschienenen fünften Hefte beginnt der zweite Band des rühmlichen Werkes, und mit ihm die monographischen Darstellungen einzelner Theile des deutschen Vaterlandes. Cap. 11—13. enthalten eine Darstellung der mecklenburger Lande, Charakteristik der Natur und Menschenwelt; die Geschichte der Universität Rostock ist von besonderem Interesse. Mit dem 14. Cap. beginnt das Bild, das Beurmann von Pommern, der deutschen Bretagne, entwirft. In all diesen Darstellungen ist eben so viel Scharfsinn als Ruhe der Beobachtung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 243. — den 11. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

(Beschluß).

Wenden wir uns von dieser Region des feinsten Kalkstaubes und der vornehmen Welt auf die andere Seite, an die Ufer der Donau, wo die lachenden Dörfer, Döbling, Heiligenstadt, Nußdorf und Grünzing zwischen Weinhügeln und Obstgärten versteckt liegen. Wohlhabende Familien haben da ihre Sommerwohnung, und ertragen mit Geduld und Fassung die Langeweile des Landlebens. Uebrigens sind sie nicht zu weit von ihrer Heimath entfernt; aus dem Fenster sehen sie ihren traulichen Stephansthurm, sie hören das ewige Rollen der Fiaker, und selbst den Trommelschall von den Exercierplätzen auf dem Glacis. Sonntag aber werden sie von den Städtern besucht, da werden die Dörfer selbst kleine belebte Residenzen; ein leichter Regen hindert die Gäste nicht; wenn der Wiener einmal ausgeht, um lustig zu sein, setzt er auch seinen Willen durch, und im ärgsten Falle winken ihm zahlreiche Gasthäuser, die ohnedies früher oder später das Ziel seiner Wallfahrt sind. Von Grünzing gehen ganze Karavanen, Reiter und Reiterinnen, auf Eseln und Eselinnen, den Kahlenberg hinauf; viele machen den Weg nur, weil das Reiten auf den Rossen Bileam's ergötzlich und bequem ist; die Führer, kleine Buben, müssen hingegen manchen Sonntag zwanzig bis dreißig Mal zu Fuß hinauf und herunter steigen, und die Pfade sind oft sehr steil. Zuweilen bleibt der müde Führer eine weite Strecke zurück, die klugen Thiere aber kennen das Ziel, das Wirthshaus, wo sie mit ihrer Bürde halten. Da oben auf dem Berge nämlich, wenn ich nicht irre, 800 Fuß über der Meeresfläche, findet man noch eine Kirche und — ein Wirthshaus. Nur aus dem Garten des Gasthauses kann man übrigens die herrliche Aussicht genießen; anderswo ist der Berg von allen Seiten mit dickem Walde gesperrt. Rechts sieht man die blauen Bergketten um Baden, selbst der Schneeberg an der Gränze Steiermarks zeigt sein silberstrahlendes Haupt, links zeichnen die ungarischen Berge um Preßburg leichte, blaue, romantische Linien an den Himmel, in die Donau mit ihren drei verschiedenen Armen wirft die Sonne glühende Küsse, und dort, wo sich die Donauarme wieder vereinigen wollen, liegt Wien mit seinem Thurme, wie ein Steinhaufen anzusehen, aus dem ein langer, schwarzer Dorn hervorragt. Unbehinderter ist die Fernsicht auf dem nahen, etwas niedrigeren Leopoldsberge. Da spiegelte sich einst die Burg der Erzherzöge in den Wellen der Donau, aus der Burg ward ein Kloster, und von dem ist wieder nichts, als Kirche und Wirthshaus mit einigem überflüssigen Gemäuer geblieben. In dem weiten Hofe des Gasthauses, der einst der Zwinger und dann vielleicht der Klostergarten gewesen, grasen jetzt Esel und Eselinnen, zuweilen ihr wüstes, unheimliches Geschrei erhebend. Kehrt Ihr aber des Abends nach Wien zurück, so wißt Ihr wohl nicht, wie Euch geschieht, alle die lustigen Dorfer scheinen sich zu drehen und zu walzen, überall Musik und Tanz; alle Wege sind übervoll, es scheint eine Völker-

wanderung nach Wien. Begegnet Ihr einzelnen Gestalten, die singend und lachend einhertaumeln, den Mond ansehen, die Sterne anjodeln und von einer Seite des Weges zur andern krumme Linien beschreiben, so wißt: dies hat der Heurige gethan. Der Heurige ist das jüngste Kind des Bacchus, vorjähriger unausgegohrener Wein. Was dem Russen der Branntwein, dem Polen der Meth, dem Baier das Bier, das ist der Heurige für den gemeinen Wiener; schade, daß er nicht das ganze Jahr zu haben ist. Der Heurige ist eine vierte Macht, eine vierte Gottheit; er allein vermag das Phlegma des Wieners zu stacheln, seine Behaglichkeit in glühenden Rausch, in eine Anwandlung höherer Empfindung zu verwandeln. —

Fern sei es jedoch von Euch, zu denken, daß Wien etwa ausgestorben oder im mindesten weniger belebt sei, weil seine Kinder in Baden, Schönbrunn, in den Dörfern, in der Brühl, im Prater oder der Brigittenau schwärmen. Ach, die Verzweiflung ergreift mich, wenn ich an alle Belustigungsorte denke, an die Redouten, Reunionen, Bälle auf dem Apollosaal, beim Sperl und der Birne u. s. w., und an die vielen Trink-, Tanz- und Eßinstitute über und unter der Erde in Wien, über die ich Rechenschaft ablegen soll. Soll ich mit Euch in die vielen dunstigen Keller hinabsteigen, wo der Teufel zwar auf keinem Fasse reitet, aber drin in der Tonne schläft; dem Volk ist kannibalisch wohl, aber selbst der Fiaker erhebt sich von da unten und sucht einen lustigeren Freudensitz; es ist ihm zu gemein da unter der Erde neben reisenden Handwerkern, böhmischen Arbeitern und armen Holzhauern, die oft nicht einmal echt Wienerisch reden. In der Jägerzeile und den Gassen der Leopoldstadt, auf der Wieden, der Josephstadt, Landstraße u. s. w., überall leuchten und strahlen die Fenster der Gasthäuser von illuminirten Inschriften: Heute ist Harfenspiel, heute ist Gesang, oder heute spielt die Gesellschaft N. N. Ja, in den Wirthshäusern werden die ergötzlichsten Possen und Feenspiele vorgestellt, oft sind es Scenen aus beliebten Leopoldstadtstückchen, zuweilen jedoch von den Schauspielern selbst erfunden. Ein Tisch bildet die Bühne, an manchen Orten sorgt der Wirth dafür, bequeme, breite Bretergerüste anzuschaffen, auf der Bühne befindet sich eine Art Kanzel, vor die der jedesmalige Sänger tritt; auch der Teller zum Geldsammeln liegt da oben, um die Gäste an ihre Pflicht zu mahnen. Meistens wird dem Publicum eine Nationalspeise von der derbsten Sorte vorgesetzt; der Darsteller muß witzig sein und ein festes Gedächtniß haben; denn da gibt es keinen Souffleur, und die Komödie wird oft nach verabredetem Plane und kurz entworfener Scenerie improvisando ausgeführt. Der Wiener lacht am liebsten über eine verfehlte Aussprache seines Dialekts. Da tritt nun ein bärtiger Jude auf, ein stockböhmischer Tanzmeister, ein fluchender Magyar mit ungeheurem Schnurrbart, und ein witziges wiener Stubenmädchen. Der Jude wird natürlich geprellt, vom Ungarn und vom Tanzmeister geprügelt, der Tanzmeister bekommt einen Korb, auch der Schnurrbart wird gefoppt und ausgelacht, zuletzt aber erscheint, ohne daß man weiß, warum, eine Fee mit weißem Schleier und einem symbolischen Fächer in der Hand, und declamirt ein hochdeutsches, pathetisches Gedicht. Ach, sagt dann der Fiaker, der aus dem Keller hieher übersiedelt, ach, rust er aus, jetzt fahren se in de Poesie eine, dos wird schön. Dann glüht sein weinrothes Antlitz vor Begeisterung, und der weiße eingedrückte Hut steht schief auf seinem seligen Haupte. Eines muß ich noch erwähnen. Jene streifenden Rhapsoden pflegen beim Geklimper der Harfenmädchen vor einem zahlreichen Publicum die ekelhaftesten Lieder zu singen und zu declamiren, Lieder, welche das Zartgefühl eines Fuhrmannes zu beleidigen im Stande sind; sie sind oft witzig, gesalzen, wie die sumpfigen Regionen der Muse Blumauer's, und sie werden auch mit Beifall und Gelächter aufgenommen. Wie aber kommt es, daß eine Polizei, unter deren Aufsicht bekanntlich Musen wie verlorene Kinder stehen, dazu schweigt? Warum ist die wiener Censur so spröde bei Gedichten, die das politische oder sittliche Gewissen des gebildeten Publicums nur im mindesten verletzen könnten? — In diese Wirthshäuser kommen Männer und Weiber mit ihren Kindern; freilich sind sie aus dem gemeineren Volk; aber liegt an der Sittlichkeit dieses Volkes gar nichts? Unwissenheit kann da nicht vorgeschützt werden; eines dieser Harfenmädchen wage nur ein Polenlied anzustimmen, und die tausend Augen und Ohren des Argus werden wach, und die Verführung des Volkes, die Beleidigung der öffentlichen Sittlichkeit wird exemplarisch bestraft.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

„Darfst Du das?“ rief Forstberg. „Kannst Du Dein Gewissen beruhigen?“

„Vollkommen,“ erwiederte Stern. „Ich habe an Rosalien nie das Versprechen der Ehe gegeben; niemals, das schwöre ich! Unsere Liebe war stets eine zarte und

reine Freundschaft, ohne eine Beimischung begehrlicher Leidenschaften. Es ist möglich, daß ich dennoch früher Gedanken hegte, welche auf Heirath gingen, daß Rosalie auch dies glaubte, und unsere lange Freundschaft uns gegenseitig damit vertraut machte. Allein ich bin es mir schuldig, diese Träume nicht zwischen mich und meine Zukunft treten zu lassen. — Sieh," fuhr er mit einem leisen Lächeln fort, „es leiten uns Beide ganz entgegengesetzte Verhältnisse. Wäre ich unabhängig, reich und über die niedern Verhältnisse gestellt, wie Du es durch den Tod Deiner Tante nun bist, ich würde, wenn nicht die Liebe, doch die Dankbarkeit walten lassen, und Rosalien meine Hand reichen. Nun aber bin ich arm und muß mich mit einer Familie verbinden, deren Einfluß mich hebt."

„Also diese Rücksichten bestimmen Dich," sagte Forstberg verächtlich.

„Keineswegen," versetzte der Arzt schnell, „wenigstens gewiß nicht mehr als Dich. Ich liebe Sidonien; allein ich verknüpfe mit dieser Liebe auch die Anforderungen der Vernunft. Ich bin niemals ein Raub der Leidenschaft geworden, meine Lehrjahre des Lebens sind zu schwer gewesen, und nur die Thorheit der Jugend kann verlangen, daß ich Zukunft und Aussichten opfere, um ein Mädchen zu heirathen, welche nichts hat als ein Herz."

„Das Du nicht nöthig zu haben glaubst," sagte Forstberg bitter.

Der Arzt sah nach der Uhr und ergriff den Hut. „Ich muß eilen," sagte er, „Du wirst mich entschuldigen."

„Geh hin," rief der Rath zornig, „heile anderer Leute Schmerzen, Du wirst bald genug vergebens einen Arzt für die Deinen suchen. Aber höre mich an, Stern: Hast Du das Jawort des Geheimeraths?"

„Bis jetzt noch nicht; allein ich glaube keine Fehlbitte zu wagen."

„Und weshalb glaubst Du das?"

„Man will mir wohl, sehr wohl," versetzte der Doctor, „und diesem Wohlwollen verdanke ich nicht allein die Nachsicht, mit welcher die Eltern meine Gefühle für Sidonien betrachten, sondern auch die Gewißheit, daß in wenigen Tagen meine Ernennung zum Medicinalrath erfolgen wird. Seit dieser Woche behandle ich auch den Prinzen Gustav, und es kann nicht fehlen, daß ich zum Leibarzt ernannt werde. Sieh, mein Lieber, das Alles sind die ersten Früchte meiner verständigen Lebensklugheit, und nun sage selbst, soll ich das Alles aufgeben, um, kaum hervorgegangen zu einer Existenz, in den Schlamm zurückzusinken? Ein großer Theil meiner Patienten ist mir nur durch die Empfehlungen des Geheimraths zugekommen; ein Wort von ihm, und ich habe sie verloren. Ein Arzt muß wichtige Verbindungen suchen, heirathete ich jedoch Rosalien, so wären die meisten der Kreise, in welchen ich mich bewege, mir für immer verschlossen. Es mag Unrecht sein, daß ich diese Bekanntschaft vier Jahre lang fortsetzte; allein kann man verlangen, daß ich einer Unbesonnenheit halber eine Thorheit begehe?"

„Die Welt verzeiht weit eher eine Nichtswürdigkeit," sagte der Rath. „Du hast Recht."

„Es ist ein großes Unglück der Jugend," versetzte der Arzt seufzend, „daß wir zum ersten Male fast immer mit dem unbedachten Herzen lieben, ohne die Vernunft dabei zu befragen. So knüpfen Tausende Verbindungen und heirathen dann entweder mitten in der Täuschung, oder sie kommen zum Bewußtsein und glauben, ihre Verirrungen, koste es was es wolle, doch mit einer Selbstopferung gut machen zu müssen. In beiden Fällen bezahlen sie gewöhnlich die Rechnung mit ihrem Lebensglücke. Diejenigen aber, welche vernünftig genug sind, bei Zeiten das Unglück zu erkennen, und lieber das Gerede der Welt ertragen, als elend sein und machen wollen, werden beschimpft und verdammt. Soll denn der reife Mensch büßen, was der unreife verbrach? Soll das Wort eines jungen sinnlosen Verliebten jede Ueberzeugung vernichten? Ist es nicht zehn Mal menschlich wahrer und größer, selbst einen unvernünftigen Schwur zu brechen, als mit der prahlerischen Eitelkeit, ihn zu halten, alle bessere Einsicht über Bord zu werfen."

Der Rath sah schweigend vor sich hin. „Allerdings," sagte er dann, „der ist ein Narr, der mit vollem Verstande, blos um Wort zu halten, in glühendes Blei springt, und eine unglückliche Ehe ist noch fürchterlicher. Aber es ist ein Unterschied, ob eine Wortbrüchigkeit aus dem Bewußtsein hervorgeht, unglücklich zu werden, weil man in der Raserei der Liebe nur die Schale, nicht den Inhalt, prüfte, oder ob gemeiner Eigennutz, äußere Vortheile, Ehrgeiz und alle die traurigen, hochmüthigen Teufel, welche im Menschen wohnen, die edlen Gefühle ersticken. Mit solchen Sophismen vertheidigt man jede Schlechtigkeit unter der Sonne, und der Mörder selbst kann seine blutigen Hände in Unschuld waschen, und sich, wie Lacenaier, eine Philosophie bilden, nach welcher er im vollen Recht ist."

„Forstberg," sagte der Arzt mit großer Ruhe, „auch die Sprache der vertrautesten Freundschaft hat ihre Gränzen, ich muß Dich bitten, diese nicht zu überschreiten."

„Auch darin hast Du Recht," erwiederte der Rath, und ich will Dich nicht länger erröthen lassen, wenn Du es nicht vor Dir selbst kannst. Du bist also fest entschlossen, um Sidonien anzuhalten?"

„Ganz gewiß," erwiederte der Doctor.

„Nun gut," rief Forstberg bewegt, „so wollen wir sehen, wer die Braut davon trägt."

Er ging rasch hinaus und Stern blieb mit gefurchter Stirn in der Mitte des Zimmers stehen. — „Endlich ist es entschieden," sagte er dann, „Gott weiß es, welcher Kampf es mich gekostet hat. Aber es ist gut so, er weiß es, und bald wird es kein Geheimniß mehr sein. Die Menschen schwatzen, vergessen und trösten sich, und mein Bewußtsein sagt mir: Ich habe Recht!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Genrebilder und Landschaften.]

Nebst dem Genre, welches übrigens mit einer Unmasse werthloser Machwerke überfluthet war, wurde die Landschaft von den berliner Künstlern am reichlichsten bedacht und erfreulich war es, Mannigfaltigkeit und frische eigenthümliche Bildung darin vorzufinden. W. Schirmer, Karl Krüger, Grieben, Völker, Biermann, C. Schulze, lieferten Beachtenswerthes. Einige frühere Bilder des genialen Blechen, der nun schon lange der Kunst gänzlich entrissen ist, ließen den unersetzlichen Verlust eines durch Originalität so hervorragenden Künstlers tief empfinden. — Von Seestücken war nichts bedeutend, Krause, ein sonst technisch sehr ausgebildeter Maler, verunglückte im Colorit seiner „Swinemündung," und Gäke, gewandt und aneignungsfähig, arbeitet zu flüchtig und zu wenig eigenthümlich. Doch war sonst ein gutes Bild von Krause, der Strand von Scheveningen, hervortretend. Ausgezeichnete Leistungen waren im Portrait sichtbar, von Begas, Otto, Wach, Henning u. A. Auch unter den Blumen- und Fruchtstücken war viel Hübsches; noch immer leistet Völker darin sehr Gediegenes. Für das Stillleben gewann aber diesmal Jacob aus Berlin, gegenwärtig in Paris, mit einem kleinen, meisterhaften Bilde den Preis. Von dorther kam uns noch von einem Deutschen, Dietz, ein großes Schlachtstück, der Tod Gustav Adolph's; sehr theatralisch, ungemein hart in der Farbe, aber in der Gesammtauffassung, so wie in Ausführung einzelner Theile verdienstlich. Auch langte in der letzten Zeit ein treffliches Bild von Watelet an, Blick auf Paris von der Colonnade des Louvre. Nur die Luft dürfte ein wenig manierirt erscheinen. Viel Schönes ward uns sonst noch von Auswärts, von deutschen und fremden Künstlern, die ich bunt durcheinander die Reihe passiren lassen will. Gemüthliche Stücke, voll originellen Humors, doch im Colorit nicht genügend, brachte Most in Stettin; Hasenpflug in Halberstadt schöne Architekturstücke, ebenso Hauschild in Dresden, von wo auch ein geistvolles Bildniß Tieck's, von Vogel v. Vogelstein, kam. Von dem genialen Oesterlei in Göttingen zeichnete sich durch herrliche Composition und Tiefe des Ausdrucks eine Tochter Jephtha's aus, die Münchner vertrat nur Heidegger, höchst ehrenvoll mit dem Thor der Agora in Athen. Elsasser, jetzt in Rom, gab einen sicilianischen Urwald in großartiger, prächtiger Natur und fesselnd durch ein reizendes Spiel der Lichter, doch nicht frei von Manier in der Farbe. Maes wiederholte sich in den Portraits seiner Italienerinnen; doch ist die Bedeutsamkeit der Gesichtsbildung anzuerkennen. Das Detail ist leider in den Händen sehr vernachlässigt. Trefflich im Colorit, zeigte sich Pollack in einem italienischen Genrebilde und sehr lieblich war sein römischer Hirtenknabe. Auch unser Landsmann Catel in Rom beschenkte uns erfreulich, meist mit Darstellungen italienischer Natur. Ich beschließe das Gebiet der Malerei mit den Niederländern, von denen Einer, Verboekhoven in Brüssel, eine Schafheerde in Flucht vor einem Gewitter gab, in geistvoller Auffassung, bewunderungswürdiger Ausführung alles in der Art bisher hier Gesehene weit überbietend. Von sehr bedeutender Dimension, ist dieses Bild gleichwohl von äußerster Belebung. Es traf ganz unerwartet erst in den letzten Wochen der Ausstellung ein und nahm bis zum letzten Augenblick das höchste, allgemeinste Interesse in Anspruch. Kaum dürfte ihm ein zweites Bild von allen, die wir in den gefüllten Räumen der Ausstellung erblickten, an die Seite zu setzen sein. Sehr verdienstlich waren auch Thierstücke von van Os, eine Winterlandschaft von Schelfhout und eine Menge Seestücke der vorzüglichen Seemaler, der beiden Schotel's.

Unter den Kupferstichen, Holzschnitten, Lithographien, Zeichnungen bemerkten wir manches Schätzenswerthe von Asmus, Caspar, Eichens, Gubitz, Jentzen, Lange, Mandel, Lüderitz, Otto, Schall, Tempeltey, Wildt, Sonderland, Kloeber u. A. Aus dem Reichthum der Bildwerke hebe ich das Modell einer Victoria von Rauch, für die Walhalla bestimmt, Bildnißbüsten von Tieck und Wichmann; vortreffliche Werke von Drake, Reinhardt, Emil Wolff, Wredow, Möller und Achtermann hervor.

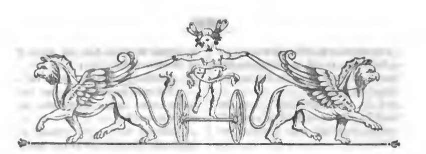
Die Kunstausstellung wird von nun an jährlich eröffnet werden: ich wage nicht vorgreifend zu urtheilen, ob dies vortheilhaft sei. Des Ausgezeichneten war diesmal wenig, des Guten nicht zu viel, des Mittelmäßigen genug und des Schlechten in Fülle — möge das nächste Jahr die Verhältnisse umgestalten!

Notiz.

[Die Reformation in Leipzig.]

Von Dr. Gretschel erschien (Leipzig bei Fest) eine Schrift über die kirchlichen Zustände Leipzigs vor und während der Reformation. Sie erläutert besonders den Zustand der damaligen Klöster und Stifter. Auch finden wir im Anhange die erste Reformationspredigt, die Luther 1539 auf der Pleißenburg hielt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 244. — den 13. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

2.

Sidonie saß am Fenster und fütterte den Kanarienvogel in dem glänzenden Bauer, der auf dem zierlichen Nähtisch am Fenster mitten zwischen weiblichem Putz, Büchern und Journalen stand. Das reizende, weiße Morgenkleid und das feine Häubchen auf den blonden Locken erhöhten die schmachtende Schönheit der jungen Dame, die dann und wann einen Blick in den Toilettenspiegel warf und von den langen Wimpern die letzten Spuren des Schlafes entfernte.

Als die Thür sich öffnete, streckte sie dem eintretenden Vater mit freundlichem Gruße die Hand entgegen. Der Geheimerath war ein großer starker Mann mit einem Gesicht voll Bureaukratie und Repräsentation. Ein stolzer Ernst lagerte sich in den Falten des Mundes, und das Bewußtsein seiner Macht und Wichtigkeit, wie die Gewohnheit, Befehle zu ertheilen, sprachen aus dem breiten, kalten Zügen. Diese aber erheiterten sich und schmolzen in dem Ausdruck der Liebe und Nachsicht, als er sein schönes Kind erblickte. Er küßte ihre Stirn und drückte ihren Kopf an seine Brust.

„O, Vater!" rief Sidonie ein wenig empfindlich und machte seine liebkosenden Hände los, „Du zerdrückst mir das neue Häubchen."

„Du bist schon auf, mein Kind?" sagte der Geheimerath; „so früh? es ist kaum zehn vorüber. Wann bist Du denn von dem Balle gekommen?"

„Um zwei Uhr," erwiederte Sidonie. „Ich habe nicht viel getanzt."

„Das ist ein zweites Wunder!" rief der Geheimerath lächelnd. „Sonst höre ich gewöhnlich das entgegengesetzte."

„Es war langweilig, sehr langweilig," sagte Sidonie gähnend, „wenige Tänzer nach meinem Geschmack. Der beste von Allen war der Finanzrath von Forstberg, um den sich Alles drängte, um ihm zu gratuliren. Er hat seine Tante die Oberforstmeisterin beerbt."

„Wo ist denn Deine Mutter?" fragte der Geheimerath.

„Mama schläft wahrscheinlich noch fest," versetzte Sidonie.

„Also Forstberg war Dein Tänzer," sagte der Geheimerath lächelnd, „und der Doctor Stern war nicht dort?"

„Wenige Stunden nur," erwiederte Sidonie. „Er wurde plötzlich abgerufen, der arme Stern; mitten vom Balle zum Krankenbette."

Der Geheimerath wendete in diesem Augenblicke sich der Thür zu, durch welche seine Gemahlin hereintrat; eine stolze, vornehm blickende Dame, die seinen Gruß mit einem verwundernden Lächeln erwiederte.

„Es befremdet Dich, mich hier zu sehen," sagte Herr von Pinzer; „ich komme in Hausangelegenheiten, und es ist gut, daß wir Drei beisammen sind. Vor einer Viertelstunde erhielt ich von Forstberg einen Brief. Nun rathet, was darin steht."

Frau von Pinzer sagte lächelnd: „Es ist eine noble Erscheinung dieser junge Mann, und er hat seit gestern,

in den Augen der beau monde eine höhere Bedeutung gewonnen. Auf dem Balle war er voll unerschöpflicher Artigkeit gegen Sidonien und mich, es läßt sich an dies Billet manche Vermuthung knüpfen."

„Und was meinst Du denn, mein Kind?" fragte der Geheimerath. „Ahnest Du nicht, was dieser Brief enthält?"

„Jedenfalls etwas, was mich nicht kümmert," erwiederte sie erröthend.

„Dich am meisten!" rief der Geheimerath lachend, „und ich seh' es in Deinem Gesichte, daß Du den ganzen Inhalt auf ein Haar kennst. Forstberg wirbt um Deine Hand, was sagst Du dazu, Sidonie?"

„Ich sage," versetzte sie rasch, „daß er in diesem Falle sich lieber zuerst an mich, dann an Dich wenden sollte, und Du weißt, lieber Vater —"

„Ich weiß, ich weiß," rief der Geheimerath, „aber dieser Antrag ist ehrenvoll, vortheilhaft, glänzend zu nennen."

„Forstberg ist durch den Tod seiner Tante reich," sagte Frau von Pinzer.

„Stern wird es durch seine Kunst werden," erwiederte Sidonie. „Seine Praxis trägt schon jetzt wenigstens vier tausend Thaler."

„Die Forstberg's sind von sehr gutem Adel," sagte die Mutter mit bittender Stimme.

„Er ist Finanzrath," fügte der Vater hinzu, „jung, von einnehmender Gestalt, ein tüchtiger Arbeiter dabei, und mit meiner Protection kann eine schnelle glänzende Carriere nicht fehlen. Bedenke das wohl, Sidonie, die Frau Präsidentin von Forstberg klingt besser als die Frau Doctor Stern."

„Frau Doctor Stern!" rief Sidonie lachend, „furchtbar, höchst furchtbar und entsetzlich. Aber besser schon die Medicinalräthin Stern und dann die Geheimeräthin von Stern, und so weiter, und so weiter. O, das läßt sich ja Alles auch machen, mein Väterchen."

„Du bist sehr thöricht, mein Kind," sagte Frau von Pinzer. „Forstberg ist eine weit annehmbarere Partie, ein Glück, das Dir unverhofft zufällt."

„Ich will nicht glücklich gemacht sein, sondern glücklich machen," erwiederte Sidonie leidenschaftlich. „Ich liebe Stern, Forstberg ist mir gleichgültig. Stern ist mit seinem ernsten besonnenen Wesen, mit seiner Ruhe, seiner biederen Geradheit, der einzige wahre Mann, den ich kenne. Er hat sich aus niederen Kreisen emporgearbeitet, und das ist größerer Adel, als ein altes Pergament geben kann. Er weiß nichts von der abgeschliffenen Feinheit, er ist kein vorlauter Geck, keiner der gewöhnlichen Höflichkeitsnarren, und das macht ihn mir noch werther. Aber auch die äußern Vortheile sind auf seiner Seite. Was hat ein Minister Gehalt, lieber Vater?"

„Zwölftausend Thaler," sagte der Geheimerath.

„Und was sagtest Du mir vor einigen Tagen; was brachte einigen unserer berühmtesten Aerzte ihre Praxis und so weiter?"

„Es sind mehrere, die vielleicht zwanzig bis fünfundzwanzig Tausend einnehmen," versetzte der Geheimerath lächelnd und überlegend.

„Nun," rief Sidonie, „mein Väterchen, was ist leichter: kann Forstberg eher Minister sein oder Stern Geheimerath und geadelt, und eine Einnahme von zwanzig tausend Thalern haben?"

„Du bist mein kleiner Speculativus," rief der Geheimerath lachend und küßte sie; „denn gegen diese Argumente läßt sich wenig einwenden. Stern ist ein ausgezeichneter Arzt; mich hat er vom Tode gerettet, und wohin ich ihn empfohlen habe, hat er Wunder gethan. Medicinalrath muß er in diesen Tagen werden, das Patent ist ausgefertigt, und lange soll es nicht währen, so kommt auch das liebliche Wörtchen: Geheimer! dazu. Daß er Leibarzt des Prinzen wird, ist ausgemacht, und ich müßte lügen, wollte ich nicht glauben, daß er in wenigen Jahren wenigstens so viel Geld einnimmt, als ein Minister Gehalt hat."

„Folglich wird er mein Mann und Forstberg empfängt einen Korb in bester Form," sagte das Fräulein entschlossen. „Und Du, meine theure Mutter, Du willigst ein; Du willst das Glück Deiner Kinder."

„Ich muß wohl," versetzte die Dame und küßte die Tochter, welche schmeichelnd sie umarmt hielt. „Aber ich kann mir nicht einbilden, daß Du glücklich sein wirst, meine geliebte Sidonie. Stern ist gewiß ein vortrefflicher Doctor und ein guter Mensch; doch, seine plebejische Abstammung, die Art sich zu benehmen, die eingeprägten Gewohnheiten, die nüchterne Verständigkeit dieses Mannes, der pedantische Zug seines ganzen Wesens, diese peinliche Ruhe und Kälte darin, Alles ängstigt und beunruhigt mich."

„Die leitende Hand fehlt ihm," rief Sidonie, „laß mich nur sorgen, und Du sollst sehen, wie ich ihn bekehre."

„Und er wäre der erste nicht," rief der Geheimerath fröhlich, „der durch eine junge Frau völlig verwandelt würde. Aber wie weit seid Ihr denn? Haben seine Gefühle denn schon die Schranken der Besorgniß zerbrochen; hat er Dir Geständnisse gemacht?"

„So halb und halb," erwiederte Sidonie. „Aber es

bedarf nur einer kleinen Ermunterung und der Strom bricht aus den Ufern."

Die Mutter wollte etwas erwiedern, als ein Bediente hereintrat und den Doctor Stern meldete.

Ueber Sidoniens schönes Gesicht flog ein glühendes Roth. „Laßt mich allein," sagte sie bittend; „ich habe bis jetzt mit seinen Empfindungen gespielt, Erklärungen ausgewichen, allein ich glaube, der Augenblick ist gekommen." —

Der Geheimerath faßte die Hand seiner Gattin und führte sie lächelnd hinaus. Sidonie setzte sich in eine Ecke des Sophas und stützte den Kopf mit der Hand, als Stern hereintrat.

„Sie finden eine Kranke, bester Doctor," sagte sie und lächelte ihm zu. „Kopfschmerzen, Hitze, entsetzliche Wallungen; ich bin entzückt, daß Sie kommen."

„Gewöhnliche Folgen der Anstrengungen eines Balles," erwiederte Stern mit einem leichten Vorwurfe.

„Schelten Sie nicht," sagte sie, „ich verdiene es nicht, ich habe wenig getanzt."

„Aber im leichten Anzuge haben Sie sich erkältet." Er faßte den Puls und prüfte ihn lange. „Ein wenig Fieber," sagte er dann lächelnd; „Strafe muß sein, Sie dürfen heut das Zimmer nicht verlassen."

„Ich werde mich gehorsam zeigen," versetzte sie. „Aber beim Diner muß ich erscheinen, mein Vater, der mich so eben verließ, kündete es mir an. Doch, seien Sie ruhig, es ist Niemand bei uns, als der Finanzrath von Forstberg, mein Tänzer von gestern. Wissen Sie, daß er ein großes Vermögen geerbt hat? Doch er ist Ihr Freund, und ich sage Ihnen nichts Neues."

Der junge Arzt ließ die Hand der schönen Kranken los und eine tiefe Blässe bedeckte sein Gesicht. Diese sichtliche Erschütterung war jedoch nur kurz; er richtete sich empor und sagte ruhig: „Forstberg ist ein so guter, trefflicher Mensch, daß ich ihm das größte Glück wünsche."

„Er ist ein ausgezeichneter Gesellschafter, voll Witz und Laune," sagte Sidonie, „und ein vortrefflicher Tänzer, das merken Sie sich, Doctor."

„Ich kenne alle meine Sünden," versetzte dieser demüthig, „und in einem Wettkampf des Tanzes bin ich verloren. — Ich bin auch nicht witzig, nicht launig und geistreich," fuhr er fort. „Der liebe Gott hat mir eigentlich nur den Theil gesunden Verstandes gegeben, den ein schlichter Mann, wie ich bin, nöthig hat."

„Und doch hat man mir gesagt, daß Sie auch Verse machen," rief das Fräulein schelmisch lachend.

Eine leichte Röthe färbte seine Stirn. „Welcher Mensch von Gefühl hätte nicht Stunden, in welchen seine Phantasie einen edlen Aufschwung nähme," sagte er; „und der hohe Flug der Gedanken kleidet sich dann in eine Sprache, die, wie Lessing sagt, ganz Sinnlichkeit wird. Bei einem Menschen, wie ich, ist diese Poesie jedoch nur Reflexion, der Ausdruck von Empfindungen, die weit mehr aus dem geschärften Bewußtsein, als aus der begeisterten Seele stammen."

„Und ist diese Seele nicht zu begeistern?" sagte Sidonie.

„Den Grad, welchen sie erreichen kann, hat sie jetzt erreicht," erwiederte Stern, und mit einem sanften Lächeln ergriff er Sidoniens Hand. „Sie, meine Theure, Sie sind der Quell derselben, und in dieser Minute will ich erfahren, ob er traurig versiegen oder lebendiger fortströmen soll."

Ein leiser Druck seiner Hand schien ihn zu ermuthigen, er blickte bewegt zu ihr hin und begegnete ihren freundlichen Augen. — „Soll ich es aussprechen, was mich ergreift," sagte er, „darf ich es? — Forstberg wirbt um Sie, Sidonie, auch ich; diese Gefahr gibt mir Muth, wählen Sie, entscheiden Sie, sprechen Sie ein Wort, ehe ich weiter rede. Ich bin gequält, beängstigt, ein Wesen auf der Schwelle des Glücks oder der bleichen Entsagung."

„Stern," sagte sie und eine Thräne glänzte plötzlich in den heiteren Augen, „Sie tragen einen poetischen, bedeutsamen Namen; warum soll ich nicht glauben, daß ein Zug des Himmels darin liege, daß der freundliche Stern meines Lebens mir darin winke?"

„So bin ich erhört," rief er, „so habe ich mich nicht getäuscht. Sprechen Sie es aus Sidonie, lieben Sie mich, können Sie den einfachen armen Doctor dem reichen Finanzrathe vorziehen?"

Ohne Antwort reichte sie ihm beide Hände. Einen Augenblick sahen sie sich entzückt in die glänzenden Augen, dann sank ihr Kopf an seine Brust, ihre Arme umstrickten sich und die Lippen besiegelten den Bund.

So fand sie der Geheimerath, der leise die Thür öffnete, und seine Gemahlin nach sich zog. — Verwirrt trennten sich die Liebenden bei dem Geräusch, und Stern stammelte einige Worte, die in dem lauten Lachen des Geheimeraths verloren gingen. „Wie, Doctor," rief er, „gehört das auch etwa zu Ihrer Berufspflicht? In den Armen meines einzigen Kindes finde ich den jungen Herrn, hinter dem Rücken der Eltern?"

Stern faßte Sidoniens Hand und führte sie dem Vater entgegen. „Können Sie dieser Fürbitterin widerstehen?" sagte er. „Ist es ein Fehler, daß mein Herz sich zuerst an die wandte, der es ganz gehören soll?"

„In meine Arme, meine Kinder!“ rief der Geheimerath. „Mein Segen, mein ganzer Segen über Euch!“ In einer seligen Minute schwiegen alle die kleinen widerstrebenden Empfindungen, welche die Menschen trennen. Auch die Geheimeräthin vergaß ihre Einwände. Sie schloß den Schwiegersohn herzlich in die Arme, Thränen flossen, aber es waren Thränen, welche das Uebermaß des Glückes weint. Dann wurden die ersten Plane der Zukunft gemacht, das Fest besprochen, welches mit der feierlichen Verlobung sich verbinden sollte, es fielen Worte über die Größe der Ausstattung, über die zukünftige Einrichtung, über die Wohnung in der Nähe der Eltern, und abwechselnd folgten Scenen der Zärtlichkeit und Bekenntnisse der Liebe.

Als der glückliche Bräutigam einige Minuten mit Sidonien allein war, sagte er lächelnd: „Ich habe mich mit meiner Erklärung eigentlich selbst überrascht, ich bewundere meinen Muth, aber, was vorhergehen sollte, muß nun nachkommen. Sie müssen mich ganz kennen lernen, Sidonie, ganz, wie ich bin.“ Er erzählte ihr nun sein Leben und sein Ringen mit den Verhältnissen, nur was Rosalien betraf, verschwieg er und deutete blos an, daß er im Hause des Professor Wolter lange gewohnt und treue Freundschaft gefunden habe.

„Wolter,“ sagte Sidonie lächelnd, „hat auch eine schöne Tochter, von der Sie nichts sagen.“

„Es ist ein liebenswürdiges Mädchen,“ erwiederte Stern; die manchen finstern Kummer von meiner Stirn scheuchte. Sie war meine Freundin und ist es noch. Mehr aber nichts, meine theuere Sidonie, mehr war sie mir nie. Den Gesprächen der müßigen Leute kann man nicht entgehen, wenn man fast täglich eine Familie besucht, wo eine mannbare Tochter ist, aber Sie werden mir glauben.“

„Fest und mit vollem Vertrauen,“ erwiederte sie. „Ich würde es Forstberg nicht glauben, bei Ihnen aber zweifle ich nicht. Ich weiß mit Bestimmtheit, daß ich mich nicht täusche. Sie sind, wie Sie sagen, durch eigenes Verdienst gestiegen, dies macht Sie mir unendlich werth; die Ruhe Ihres Gemüths, die Würde Ihres Charakters, o! lieber Stern, Alles zieht mich mit Empfindungen zu Ihnen, die keinem Argwohn Raum gestatten. Sie können keine Gefühle heucheln und wären unvermögend, Ihr Wort zu brechen.“

„Nie, das schwöre ich,“ erwiederte Stern feierlich. „Doch noch eins, meine geliebte Sidonie. Meine Eltern sind arme und schlichte Leute, aber mein kindliches Gefühl wird sie nie verläugnen. Mein Vater, der Tischler und Kleinbürger, der so stolz auf seinen Sohn ist, würde es mir nie verzeihen, wenn er nicht bei unserer Hochzeit wäre. Ich weiß sehr wohl, daß er nicht zu meiner Bildung nach zu uns paßt, aber die Natur knüpft mich mit heiligen Banden an ihn, und er ist von so bescheidenem Gemüth, daß er gern in die Stille seiner kleinen Stadt zurückkehren und keinerlei Anstand erregen wird. Es ist unbedeutend, es ist vielleicht unpassend, daß ich in diesem Augenblick von ihm und seinem Erscheinen rede; aber ich wünschte so gern, daß ich Gewißheit habe, meine schöne Braut stehe über den armseligen Vorurtheilen so vieler, sonst vortrefflicher Menschen, welche die innere Eitelkeit nicht überwinden können und sich der armen Verwandten schämen.“ (D. F. f.)

Notizen.

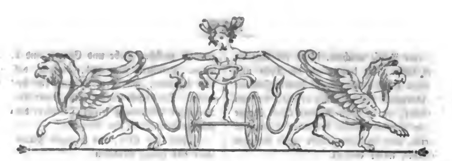
[Franzilla Piris. Brieflich aus Florenz.]

Franzilla Piris hat mit großem Beifall auf dem Theater alla Pergola gesungen, wo sie während der Stagione, bis zum 30. Nov., engagirt war, unter anderm in der neuen Oper von Ferdinand Ricci: „la Prigione di Edimburgo,“ welche am 11. v. M. in Scene ging. Sie wurde allein und mit den übrigen Mitwirkenden achtmal gerufen, ebenso der Componist. Nach italienischem Maßstab ist die Oper sehr brav und enthält schöne Effecte, unter anderm ein Adagio im zweiten Finale nebst stretta, ein Chor von Contrabandisten wurde jeden Abend wiederholt, für die große Scene im ersten Finale erntete Fräul. Piris stürmischen Beifall. Mit ihr singen Madem. Devancouet, Sign. Morini und der Buffo Scheggi. Die Ungher ist am Theater Alfieri engagirt; und außer diesen beiden Theatern gibt es noch zwei andere Opern; so stark ist hier die musikalische Wuth. Am 17. Nov. war großes Concert bei Hofe und die Ungher sang einige Kleinigkeiten von Rossini, die Piris mit ihr ein Duett und allein den Bolero von Dessauer, den Rataplan der Malibran. Auch Lißt spielte bei Hofe. Er entzückte, ja verblüffte durch seine Variationen über das Puritaner-Duett. Das Concert, das er gab, war glänzend. Er wird nach Rom gehen.

[Mendelssohn-Bartholdy.]

Zu Anfang des nächsten Jahres wird in Leipzig das übliche Concert zum Besten der Mitglieder des Orchesters Statt finden und wir werden zum ersten Male Mendelssohn-Bartholdy's neue Symphonie hören. Es ist dies die dritte, die er geschrieben. Die erste gehört seiner frühern Entwickelung, vielleicht der ersten Jugend, an. Die zweite schrieb er in England; sie ist noch Eigenthum der philharmonischen Gesellschaft in London und wurde nicht in weiteren Kreisen publicirt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 245. — den 14. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

Ein leichter Schauer überflog Sidonien; der Tischlervater trat in seiner ganzen Gräßlichkeit vor sie hin, und sie dachte sich ihre stolze Mutter dazu und den Kreis vornehmer Verwandten und Freunde. Es war der erste bittre Tropfen in dem Kelch der Freude, aber sie trank ihn herzhaft und lächelte dem Geliebten zu. Es war ein Tag, der vorübergehen mußte, ein Besuch, der so bald nicht wiederkehrte, und ihr Gefühl der Verehrung für den Mann ihrer Wahl, der so zärtlich selbst im ersten Rausche der Liebe des armen Vaters gedachte, mußte sich steigern.

„Gewiß," sagte sie; „der Vater soll mir herzlich willkommen sein und alle Ehrfurcht und Liebe finden, die er erwarten darf."

Die Eltern traten wieder herein und die Geheimräthin machte dem Doctor den Vorschlag, seinen Wagen nach Haus fahren zu lassen und zum Mittag bei ihnen zu bleiben.

„Heut' mögen die Kranken ein wenig Geduld haben, lieber Stern," flüsterte Sidonie und unterstützte die Bitte der Mutter mit einem zärtlichen Lächeln. „Bleiben Sie bei uns, bei mir, ich habe noch gar vieles mit Ihnen zu sprechen."

Der Bräutigam küßte ihre Hand, aber er stand auf und griff nach dem Hute. „Ein Arzt," sagte er, „ist ein Soldat, der seinen Posten fest behaupten muß, im Kampf mit dem größten Feinde des Lebens, und den theuersten Neigungen nicht folgen darf, wenn die Pflicht ihn ruft. So muß ich denn auch jetzt scheiden, und in Krieg ziehen, aber so bald ich nur kann, kehre ich zurück und will Alles hören, recht lange, bis Sie mich forttreiben."

Er ging, und mit einem spöttischen Lächeln sagte die Geheimräthin: „Da hast Du den Vorgeschmack Deiner Zukunft; einen Mann, der keine Minute sich selbst und am wenigsten Dir gehören wird."

„Wie edel ist er, wie fest und charaktervoll," rief Sidonie mit blitzenden Augen. „Wie stolz macht er mich und wie recht hat er, unsere Bitten nicht zu beachten."

„Vollkommen Recht," sagte der Geheimerath. „Wenn plötzlich alle Doctoren heirathen und bei den Bräuten sitzen wollten, was sollte da aus der leidenden Menschheit werden? Aber ich wette, der größte Theil würde gesund, denn die meisten sind krank der Aerzte halber."

3.

An einem der folgenden Abende schlich Stern, dicht in den Mantel gewickelt, eine Straße hinab, die ziemlich entfernt von dem glänzenden Theile der Stadt lag. Vor einem großen Hause blieb er stehen und starrte nach dem zweiten Stockwerke hinauf. Die Fenster waren dunkel, aber doch öffnete er die Thür und stieg leise die Treppe hinauf. Horchend blieb er dann auf dem Gange stehen. Die Töne eines Instrumentes hallten aus dem nächsten Gemache. Schwermüthige, weiche Accorde, von schnellen Läufen unterbrochen, wilde, regellose Phantasieen, in welchen ein Chaos widerstreitender Gedanken und Empfindungen zu kämpfen schien. Als die Hände, welche diese

Töne zauberten, eine Pause machten, schien der Arzt einen Entschluß zu fassen. Er klopfte an die Thür und öffnete sie mit fester Hand. Das große dunkle Zimmer war von einem schwachen Lichtschimmer erhellt, der von der Straße hereinfiel, die goldnen Rähme einer Menge von Gemälden, welche die Wände bedeckten, blitzten in dem Dämmerscheine, und im Hintergrunde erhob sich vom Klavier eine schlanke, weiße Gestalt.

„Wer ist da?" fragte sie mit klarer, wohlklingender Stimme.

„Ich bin es, Rosalie," erwiederte Stern und trat näher zu ihr.

„Du, Gustav," sagte sie und ihr Ton zitterte unwillkürlich vor Freude, Erstaunen und einer tiefen Wehmuth. „Ich freue mich, Dich wiederzusehen. Nimm hier Deinen Platz auf dem Sopha ein, mein Vater ist nicht zu Haus, wir werden die Unterhaltung allein führen."

„Ich habe diese Zeit gewählt," sagte Stern, „weil ich wußte Dich allein zu finden. Was ich Dir zu sagen habe, meine Freundin, bedarf keines Zeugen. Willst Du uns Licht anzünden?"

„Was Du sagen wirst, Gustav, bedarf des Lichtes nicht," erwiederte Rosalie mit gewaltsamer Ruhe. „Sprich es aus, ich höre."

„So höre denn, ich heirathe."

„Man hat es mir gesagt," versetzte sie, „das Fräulein von Pinzer. Aber bis diesen Augenblick ward es mir schwer zu glauben."

„Zweifle nicht daran," sagte Stern ruhig, „es ist so, aber leid thut es mir, daß eine fremde Hand mir zuvorgekommen ist. Vier Jahre sind es, Rosalie, daß ich Dich kenne und verehre. Ich spreche nicht weiter von jener Vergangenheit, sie liegt hinter mir, abgeschlossen, kalt und vergessen, und gleichgültig muß es mir sein, ich darf nicht fragen, war es ein Paradies oder eine Wüste. Ich muß die Erinnerungen selbst aus meiner Brust reißen, denn sie könnten mich tödten. Begreifst Du das?"

„Ich verstehe Dich," sagte Rosalie, „und Du hast Recht. Du kannst viel, Gustav, Du bist ein Mann im vollen Sinn des Worts, aber Gott selbst kann, was geschehen, nicht bis auf die Erinnerung vernichten."

„Ich werde es und muß es, Rosalie;" erwiederte er kalt, „denn wenn ich nicht hoffte, daß es möglich wäre, möglich sein müßte, ich würde niemals thun können, was ich will. — Wir müssen scheiden, meine theuere Freundin, uns fremd sein für immer. Dein Bild muß untergehen in mir, kein Gedanke daran, selbst dieser schwermüthige Augenblick, darf nicht zurückbleiben. Ich habe gewählt zwischen Liebe und Ehrgeiz und dieser soll mich leiten. Erinnerst Du Dich, Rosalie, daß wir oft darüber sprachen, was dem Manne das höchste Ziel sein müsse. Die höchste Entwickelung seiner Kräfte, der größte Kreis zur Entfaltung seines Talentes, die Erreichung der glänzendsten Stufe des Ruhmes."

„Und die Ehre, das heiligste Panier des Lebens," sagte das junge Mädchen.

„Die Ehre vor Allem," erwiederte Stern; „die Macht, Großes und Gutes zu thun und zu vollbringen. Das Alles, meine theuere Rosalie, liegt vor mir. Meine Verbindung mit dem Fräulein von Pinzer öffnet mir Wege, welche ich sonst niemals betreten könnte. Heute habe ich das Patent als Medicinalrath empfangen und ich werde höher steigen. Du bist zu einsichtsvoll, meine Freundin, als daß ich nöthig hätte, mich weiter zu erklären. Wärst Du ein gewöhnliches Mädchen, ich würde andere Richtungen einschlagen müssen, um Dich zu überzeugen. Vielleicht wäre es dann nöthig, zu Täuschungen meine Zuflucht zu nehmen, oder wenn ich das nicht könnte, meine Zukunft aufzugeben, um die Thränen der Verzweiflung zu trocknen. Ich kenne Dich besser, Rosalie; Du trägst ein hochgeartetes Herz, einen stolzen Sinn. Hier bin ich. Ich sage Dir offen, daß unsere Verbindung zerrissen werden muß, weil ich Rang und Stellung in der Gesellschaft will. Nenne das Eitelkeit, nenne es Hochmuth, ich entgegne darauf, ein Mann soll nicht, von schönen Träumen beherrscht, die Wahrheit von sich stoßen und seine Ansprüche auf die Welt einem bloßen Gefühle seines Herzens opfern. Ich weiß es, Rosalie, ich würde an Deiner Seite glücklich sein; glücklicher als Hausvater, als Gatte, wie ich es jemals hoffen darf. Aber in der Tiefe meiner Seele würde ein wüthender Schmerz nagen, ein Wurm, der mich ruhlos peinigte. Die Natur hat Stolz und Ehrgeiz in meine Brust gelegt; die Welt zeigt tausend Beispiele, wir Dummköpfe steigen, und glänzende Talente verkümmern, aber diese Dummköpfe sind Weise, weil sie die Umstände zu benutzen verstehen, jene Weisen Thoren, denn mit ihrem Elende bezahlen sie ihre heißblütigen Empfindungen. Du siehst, Rosalie, welche Richtung meine kalte Verständigkeit nimmt. Ich opfere ihr die schönsten Träume meines Lebens, und die heißesten Gedanken meines Herzens, denn ich habe Dich geliebt, Rosalie, und ich liebe Dich noch."

„Halt!" sagte sie, „vertheidige Dich, wenn Du willst, aber denke in diesem Augenblicke an keine Lüge. Du hast mich nicht geliebt, Gustav, Du täuschest Dich selbst; denn Du berechnetest stets das, was Du Liebe nennst."

„Erst jetzt berechne ich," versetzte er, „und in langen dunklen Nächten, wo ich einsam und schlaflos lag, zog ich den Kalkul, dessen Hieroglyphen endlich zu sicheren Zahlen wurden. Als ich zuerst das grausame Facit betrachtete, war meine Stirn kalt vor Schweiß, meine Augen, die selten weinen, naß, und mein Herz von einer ungeheuren Last gedrückt. Ich sollte Dich aufgeben, und glaubte es nicht zu können. Aber in der Ferne sah ich den Tempel unseres Glückes brennen, ich sah mich selbst ein Raub meiner Träume, und ich sah Dich Rosalie, Dich, die ich glücklich machen wollte, unter der Last des Kummers erliegen. Von diesem Augenblick an war ich entschieden. Ich begann Dich zu meiden, Dich vorzubereiten, ich fühlte, daß mit dem Wachsen des äußeren Glücks mein inneres aufhören müsse, daß meine Ansprüche an die Welt mir werther seien, als meine Liebe, und wenn ich schwach genug wäre, diese Wahrheit zu verkennen, beide unglücklich sein würden. Das ist mein Bekenntniß, Rosalie; und glaubst Du, daß es wahrhaft ist? Zweifelst Du jedoch daran, kannst Du noch denken, daß ich mich täusche, hast Du einen Vorwurf für mich, so laß uns vergessen, was ich sagte, und sehen, ob wir gemeinsam glücklich werden können."

„Das erst war das rechte Wort unserer Trennung," sagte Rosalie sanft. „Nein, Gustav, ich habe keinen Vorwurf für Dich. Ich bin keine Marie und Du kein Clavigo. Meine Brust ist stark und ich bin zu stolz, den Mann zu mir zurückzuwünschen, dessen Einsicht ich verehre und der durch Nachdenken dahingekommen ist, Unglück in unserer Verbindung vorauszusehen. Du hast mich geliebt, Gustav, und diese Liebe war ein Wohlwollen, eine Regung Deines Gemüthes, die von der Reflexion des Verstandes überragt wird. Gut denn, suche dies Bild zu verlöschen; ich aber habe Dich geliebt, mit der vollen Kraft meines Herzens; es war keine heiße Leidenschaft; es war eine Verbindung aller edelsten und reinsten Empfindungen, die niemals von mir lassen werden. — Ich verehrte Dich, Gustav, und diese Verehrung will ich mir bewahren. Du machst ein schwerres Experiment mit Dir selbst und traust Dir zu viel kalte, nichtsachtende Verständigkeit, zu wenig Herz und Gemüth zu. Ich könnte Vieles sagen, aber es würde ungehört verhallen, oder doch nur Deine Brust schwerer machen. Darum, mein Freund, geh schnell, sprich nichts mehr, Du hast Recht. Verfolge die Wege des Ruhms und der Ehre; wenn Dein Name unter den ersten prangt, so glaube, daß ich Thränen der Freude weine, glaube, daß meine heißen Wünsche Dich begleiten, und nun fort zum Glücke! Lebe Du wohl, werde ganz glücklich, Gustav."

Eine edle Ruhe und Ergebung lag in ihren Worten, kaum deutete ein Zittern ihrer Stimme auf die Heftigkeit der Empfindungen. Stern wollte etwas erwiedern, aber nur ein tiefer Seufzer durchhallte das dunkle Zimmer. Er küßte ihre Hand, zwei, drei Mal, dann preßte er sie mit Heftigkeit an seine Brust, und ging schnell, ohne Laut, ohne Abschiedswort.

Als er die Thür geschlossen hatte, stand Rosalie bewegungslos. Langsam strich sie die dunklen Locken von der Stirn, und als sie seine Schritte nicht mehr hörte, ging sie leise an das Fenster, öffnete es und schaute der forteilenden Gestalt nach, bis diese in der Dunkelheit verschwand. Dann zündete sie Licht an und trat damit an den kleinen Büchervorrath, der zwischen zierlichen Bretchen und bunten Seidenthüren an der Wand aufgehängt war. Sie nahm ein Buch heraus, es war Shakspeare's Heinrich der Vierte. Sie las die rührende und erhabene Scene, in welcher Katharina Percy ihren Gatten betrauert, und zuweilen verdunkelte sich das große Auge auf einen Augenblick, bis sie, über die Schwäche ihrer Seele lächelnd, der sie sich gewaltsam entziehen wollte, von neuem laut zu lesen begann.

So fand sie ihr Vater, der nach einer geraumen Weile hereintrat. Rosalie stand auf, ging ihm freudig entgegen und nahm, wie sie es zu thun pflegte, Hut und Mantel des alten Professors in Empfang. Dann legte sie beide Arme um seinen Hals und küßte ihn mit einer Innigkeit, die den Greis zu befremden schien.

„Ei," sagte er, „Du drückst mich ja an Dein Herz, wie einen jungen Geliebten."

„Du bist mein alter Geliebter," versetzte sie schmeichelnd, „der treueste und zärtlichste, den ich habe; und ich werde Deine Braut bleiben, bis zum Tode."

„Da sei Gott für!" rief der alte Mann. „Solch ein junges, lebenswarmes Blut muß einen jungen Bräutigam haben, und der alte Vater kann den nicht ersetzen. Aber, Schelm, Du versteckst unter dieser Freundlichkeit etwas ganz Anderes. Nein, verstelle Dich nur nicht länger, ich weiß Alles; ich habe auch meine Quellen, meinen kleinen Finger, der mir prophezeiht."

„So laß mich sehen, ob er wirklich wahrsagen kann," erwiederte Rosalie trübselig lächelnd.

„Nun gerade heraus," erwiederte der Professor. „Ich sprach den Finanzrath von Forstberg, und er fragte mich, ob Stern schon hier gewesen sei? Er ist Medicinalrath und Leibarzt geworden. Ich war gerade recht verstimmt,

wegen Nachrichten, die uns unangenehm berühren, aber das war ein Balsam des Himmels, denn nun müssen ja meine liebsten Wünsche in Erfüllung gehen. Medicinalräthin!" rief er lachend und umarmte die Tochter, „war denn Dein Medicinalrath wirklich nicht hier?"

„Er war hier, lieber Vater," versetzte Rosalie.

„Nun, und Alles ist abgemacht," rief der Professor voller Freude.

„Abgemacht für immer," sagte Rosalie mit ernster Ruhe. „Ich werde Stern nie wiedersehen."

„Wie? was soll das heißen?" fragte der alte Mann erregt.

„Stern heirathet, lieber Vater, doch nicht mich, er heirathet das Fräulein von Pinzer, die Tochter des Geheimeraths."

Der Professor richtete sich zornig empor. „Wenn das wahr ist," sagte er mit großer Heftigkeit, „so ist es ein nichtswürdiger Schurkenstreich. Vier Jahre lang hätte er Dich getäuscht, um vier kostbare, unersetzliche Jahre Dein Leben betrogen, und mich um meine liebsten Hoffnungen bestohlen? Ich kann es nicht denken, es ist unglaublich, es ist nicht wahr."

„Es ist wahr, lieber Vater. Stern ist arm, der Geheimerath sein Wohlthäter. Durch die Fürsprache dieses mächtigen Mannes wurde er bekannt und erhielt seine neuen Titel. Nur durch eine solche Verbindung kann er zu der Höhe steigen, welche seine Talente verdienen; er mußte so handeln, wenn er eine glänzende Laufbahn im Leben machen will."

„Gib mir Hut und Mantel, mein Kind," sagte der Professor und ging nach der Thür.

„Halt, Vater," erwiederte Rosalie. „Was willst Du thun?"

„Mit dem Geheimerath sprechen," rief der zornige Greis, „die Schlechtigkeit dieses saubern Schwiegersohnes aufdecken."

„Das wirst Du nicht," erwiederte Rosalie ruhig, „wenn ich Dir sage, daß ich selbst seinen Heirathsantrag verwarf. Vor einer Stunde, an dieser Stelle bot er mir seine Hand, und nur an mir lag es, sie anzunehmen. Ich schlug sie aus, und was Du jetzt thust, kann mich allein bloßstellen. Stern ist ganz schuldlos, ich mochte ihn nicht."

Der Professor sah sie mit einem finstern klagenden Blicke an. „So bricht denn das Unglück von allen Seiten auf mich herein," sagte er seufzend und setzte sich in eine Ecke des Sophas. Rosalie lehnte sich über ihn hin und betrachtete kummervoll sein weißes ehrwürdiges Haar, und den Ausdruck des tiefsten Schmerzes in den greisen Zügen.

„Welche Sorge drückt Dich so sehr?" fragte sie leise.

Der Professor zog ein Papier aus der Brusttasche seines Kleides und reichte es ihr schweigend hin.

Sie blickte hinein und der Ausdruck des Schreckens und Erstaunens verwandelte sich bald in eine rührende Freudigkeit. „Du bist pensionirt," sagte sie, „und ich empfinde ganz den Kummer und die Einschränkungen, welche uns dies Ereigniß bringen wird. Aber Du bist oft kränklich, lieber Vater, und wirst nun größere Ruhe genießen können. Deine Pensionirung ist ehrenvoll, anerkennend, und was Dir bleibt, schützt Dich vor Mangel. Ich habe ja auch etwas gelernt, und es ist Zeit, daß ich das nützlich beweise. Ich kann Lehrstunden ertheilen, ich zeichne und male, wie Du selbst sagst, nicht ohne Talent; meine musikalischen Kenntnisse, meine Fertigkeit in einigen Sprachen können auch helfen, und so sehe ich getröstet in die Zukunft, die mir nicht so schrecklich erscheint."

„Besser hättest Du gethan," rief der Professor, „wenn Du Stern's Hand nicht zurückgestoßen hättest. Du liebtest ihn, was konnte Dich dazu bewogen haben, Rosalie? Du bist dreiundzwanzig Jahre, mein Kind, o, glaube mir, nicht meine Zukunft erscheint mir schwer. Ich bin ein alter Mann, der kurze Schritte nur bis zur Vergessenheit hat, aber ich lasse Dich zurück, ohne Vermögen, ohne Aussichten, allein in der Welt, und das betrübt mich, das beugt mich nieder." (D. F. f.)

Notizen.

[Die leipziger Euterpe.]

Dieser musikalische Verein hat sich neu organisirt und eröffnete seine Leistungen am 10. d. mit einem Concerte zum Besten der Armen in dem größern Saale der Buchhändlerbörse, der auch zu den Gemäldeausstellungen verwendet wird. Hr. Verhulst, aus Holland, schon seit längerer Zeit in Leipzig, ist für die Direction gewonnen; er gab an gedachtem Abend seine Ouverture zu einem holländischen Drama: „Gysbrecht van Amstel." Sie ist ein früheres Werk des Componisten, von dem wir nächstens eine Symphonie zu erwarten haben.

[Clara Novello. Brieflich aus Berlin.]

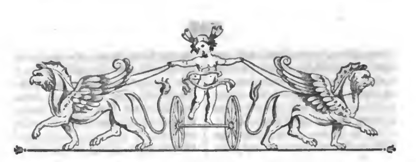
Miß Clara Novello ist nach Petersburg abgereist. Sie wurde schließlich in Berlin sehr reichlich vom Hofe beschenkt, unter andern flossen aus der königlichen Schatulle 300 Ducaten zum Abschied.

Erklärung.

Ich erkläre hiermit die in Nr. 336. des Conversationsblattes gemachten Zugeständnisse für Null und Nichtig.

Frankfurt am Main. A. Weill.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 246. — den 15. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

„Ich stehe nicht so allein da, als Du glaubst," erwiederte Rosalie zärtlich. „Ich habe die Welt nicht nöthig, lieber Vater. Sperre mich in eine Nußschale und ich kann darin leben und glücklich sein. Dringe nicht weiter in mich, Dir den Grund meiner Entschlüsse zu offenbaren; die Wahl eines Lebensgefährten gehört mir allein, und ich weiß es bestimmt, ich mußte Stern entsagen, denn er wäre sicher sehr unglücklich geworden. Laß ihn seinen Weg gehen und gehen wir den unsrigen. Ich will ihn Dir ebnen durch meine Liebe, Du sollst mein Schatz, mein theuerstes Kleinod sein. Ich habe ja nur Dich allein, und Du wirst mich nicht verstoßen."

Die Rührung schloß ihren Mund. Der alte Vater hielt sie fest in seinen Armen und seine Thränen flossen lange auf ihre schöne, weiße Stirn. — Es verging eine Zeit, ehe Rosalie Festigkeit genug gewonnen hatte, um mit der Energie ihres Willens und der Macht, welche sie auf den Vater übte, diesem zu erklären, daß ihr Verhältniß zu Stern ganz und für immer abgethan sein müsse.

„Laß uns nicht grübeln über Etwas, das unserer Zukunft nicht mehr gehört," sagte sie. „Stern wird mir immer theuer sein, und mit dem Stolze einer Schwester werde ich es hören, wenn sein Name gepriesen wird. Doch zwischen unseren Herzen muß das ganze Weltmeer liegen, und kein Schiff führt mich durch diese Wellen."

Sie sprach nun schnell und heiter von den Veränderungen, welche in dem kleinen Hausstande vorgenommen werden mußten, um den Ausfall am Einkommen zu decken. Ihre Rathschläge waren einsichtsvoll, und der Professor verstand ihre Absicht vollkommen, nicht weiter von dem Undankbaren zu sprechen, dessen Gedächtniß sie mit Anstrengung zu entfernen strebte. Rosalie schien sich in den Gefühlen der Zukunft erwärmen zu wollen. Sie malte sich diese mit tausend kleinen Freuden aus, und beschrieb das Glück ihres Fleißes und ihrer Sorgen so freundlich, daß der Professor zuletzt überzeugt war, seine Pensionirung sei eigentlich ein Glück, und das vortreffliche Herz seines Kindes ein größerer Schatz, als alle Akademien der Welt ihm geben könnten.

Rosalie besorgte dann das kleine Mahl, und holte aus einer tiefen Ecke im Keller das letzte versteckte Fläschchen Wein. Als sie dies und die Gläser dazu auf den Tisch setzte, sah sie der Vater erstaunt an. „Wie, mein Kind," sagte er, „Du gibst uns Wein, wo wir eigentlich Thränen trinken sollten? Ist es doch, als wolltest Du einen Hochzeitstag aus den Stunden machen, in denen wir vereint weit mehr Schmerzliches erfuhren, als im ganzen Jahre."

„Wir trinken auf die Erinnerung, Vater," sagte Rosalie; „Freude wird Leid, Leid wird Freude werden. Mein Herz ist so groß und weit; ich fühle mich erhaben und glücklich. Das Weh in meiner Brust ist verklungen und zittert nur, wie ein wehmüthiges Lied darin; aber ich fühle eine göttliche Kraft der Ruhe, ein Glück

des Schmerzes, lieber Vater, einen Durst nach dem Schicksale der Zukunft, den Muth des Lebens, den Stolz einer ungebeugten Seele. Das ist kein böser Tag, lieber Vater; er hat auch seinen Segen und seine Freude mit sich geführt. Ich habe mich selbst besser verstehen lernen und einen tiefen Blick in mein Wesen gethan. Ich begreife jetzt, daß ich zu den starken Bäumen gehöre, die nicht leicht im Sturme zerbrechen, und wenn sie brechen, wenn sie fallen müssen, ein Erdbeben dazu gehört, eine Weltzertrümmerung, der selbst die Götter nicht widerstehen können."

Sie sagte das mit einer Stimme, aus welcher die innere Begeisterung redete. Der Professor verstand sie nicht; er schüttelte nur leicht den Kopf und lächelte ihr ungläubig zu.

„Das ist ein armes Leben, lieber Vater," sagte Rosalie heiter, „wenn wir mit demüthigem Zagen stets über das Morgen seufzen sollen. Laß es kommen, es soll uns wach finden. Mein Gott! was soll dies erbärmliche Schicksal, welches die Menschen so sehr fürchten, uns denn thun? Es kann uns in eine ärmliche Hütte werfen, es kann uns schwarzes Brot statt gute Speise reichen, und vor dieser Verletzung des Hochmuths, dieser Gefangenkost des Magens zittern die Meisten. Aber wir haben Glieder und Verstand, um gegen diesen Feind zu streiten."

„Aber wenn wir erkranken," sagte der Professor leise.

„Wer ehrlich streitet, zittert nicht," erwiederte sie. „Die Kraft des Widerstandes strömt aus dem Herzen, wenn das Bewußtsein des Rechts und der Unschuld uns erfüllt. Die wahre Würde des Menschen besteht in seiner eigenen Besiegung; ist das vollbracht, so fürchtet man das äußere Geschick nicht mehr, denn es beugt sich vor unserm Willen. Darum laß uns heiter sein, lieber Vater, wir feiern ein Liebesmahl, ein Fest der Hoffnungen, und Du sollst sehen, wie reich und glücklich wir sein werden."

Der Vater schloß sie entzückt in seine Arme. „Wer Dich besitzt, mein Kind!" rief er, „der ist weder arm noch unglücklich; und nun erst fühle ich, wie wahr Du sagst: Wir werden glücklich sein in der Zufriedenheit mit unserm Loose, und nur an uns wird es liegen, an unserm Wollen."

Sie sprachen lange noch bis spät in die Nacht hinein. Endlich trennten sie sich und Rosalie trat in das kleine Schlafgemach. Die Bäume des Gartens pochten mit den laublosen Zweigen an die Fenster, und die Stimmen der Nacht und des Windes flüsterten leise und hohl um den stillen Raum. Der Himmel hing klar und kalt darüber, das feine Mondlicht rieselte hellglänzend quer über den Teppich, und die Schattenstreifen der Wände und Geräthe zogen scharfe dunkle Linien darin. — Rosalie löschte das Licht, um das sanfte und geheimnißvolle Spiel dieser magischen Beleuchtung nicht zu stören, welche so wohlthuend und sinnig auf ihr bewegtes Gemüth wirkte. Sie setzte sich auf das Bett im Schatten und trat mit dem Fuße in die Linie, welche das Licht daran hinzog. — Träumerisch durchlief sie ihr ganzes Leben, ihre Hoffnungen, ihr Streben und ihr Lieben, und in dem Schatten zogen Gestalten auf und Bilder, die hastig an ihrer Seele hinjagten, und welche sie mit Seufzern, Winken, Lächeln und Thränen verfolgte, bis sie grau und luftig verschwanden. Während dessen rollten Erde und Mond am Firmamente weiter, und die hellen Strahlen übergossen den ganzen Körper der Einsamen. — Sie richtete sich empor, und der Spiegel an der Wand fing das blitzende Licht und zeigte ihr die eigne bleiche, edle Gestalt. —

Langsam streckte sie die Arme aus zu dem ruhigen Sternenhimmel. „Gib mir Verklärung, ewige Natur," rief sie, „versöhne mich ganz, sprich zu mir in Deiner heiligen Sprache: was wird mein Lohn sein für diese Schmerzen?"

Als sie diese Frage that, rief es Mitternacht von dem nahen Thurme; und mit einem thränenreichen Blicke erhob sie sich leuchtend in dem glänzend weißen Gewande, wie ein Engel, der an Heimkehr denkt. In diesem Augenblicke aber fuhr die dunkle Spitze einer Wolke über den Mond, sein weißes Licht zerrann und Rosalie sank seufzend auf das Lager zurück.

„Der Lohn des Menschen ist nicht außer ihm," sagte sie dann leise, „und die Zukunft hat nichts für dies betrogene Geschlecht, als Gräber der Vergessenheit. So sei denn stark, mein Herz, so tröste Dich mit erhabener Kraft, tiefer und größer zu empfinden, als das Geschick es will; so lebe denn für eine Ewigkeit des stolzen Gedankens, der von Geschlecht zu Geschlecht sich erbt, der Wahrheit sucht und Erkenntniß, und Zweifel findet und eine ewige Ruhe. O, wie schwach ist der Mensch, daß er ein Jenseits suchen muß, um eine Beruhigung für das Diesseits zu finden, wie schwach bin ich selbst, wie elend und schwach, daß ich Vergeltung fordere für mein verwundetes Herz, und mit Thränen das Blut stillen muß!"

Ein heißer Strom der Schmerzen rollte aus ihren Augen. Anfangs wollte sie ihn hemmen, und mit krampfhafter Heftigkeit deckte sie beide Hände auf die ungehor-

samen Quellen. Bald aber ermattete dieser äußere Widerstand an dem innern Triebe der Besänftigung; ihr Herz bebte unter der Angst des Kampfes, welchen diese stolze Brust mit dem Kopfe führte, aber das schmerzliche Gefühl siegte, und aufgelöst in glühender Empfindung überließ sie sich ganz den heftigen Schmerzen um ein verlorenes Lebensglück.

Erst nach Stunden ward sie ruhig und zerdrückte die letzten Thränen, als der sinkende Mond seinen Abschiedsstrahl durch das Fenster warf. Ein hoffendes Lächeln erheiterte ihr Gesicht. Ich werde still sein, wie du, und kalt, wie du, sagte sie, und die dunkelsten Wolken sollen mich nie für immer auslöschen. Aber ich werde auch treu sein, wie du es bist, du treulos treuer Freund, und nun laß uns nicht weiter klagen, laß uns ruhig unser Geschick erfüllen.

4.

Die feierliche Verlobung des Medicinalraths mit dem schönen Fräulein von Pinzer war vollzogen worden und der Tag der Hochzeit rückte heran. Man beneidete den Emporkömmling um sein Glück, und wunderte sich, daß der Geheimerath die einzige Tochter einem Bürgerlichen, und obenein Unbegüterten, vermählen konnte, der eben nichts hatte als die Zukunft und die helfende Hand des Schwiegervaters.

Zwei Tage vor dem Hochzeitsfeste war die Schwester der Geheimeräthin angelangt, eine alte Dame, die Witwe eines Präsidenten, voller Repräsentation, und mit aller steifen Würde ihres noblen Namens reichlich begabt. Ueber den Bräutigam, der ihrem Hochmuthe an sich schon wenig zusagte, fällte sie ein wenig günstiges Urtheil; denn die einfache Weise des Doctors und seine kalte, strenge Höflichkeit hatten etwas plebejisch Abstoßendes, und gelegentlich wußte sie ihren Unmuth auf spottende Weise zu äußern.

Wie jeder Bräutigam war Stern in den letzten Tagen, so viel er konnte, in der Nähe seiner Braut. Er ward als Familienglied nicht mehr gemeldet und ging und kam zu Sidonien ohne Förmlichkeit, ja oft ohne daß die Eltern es wußten. Er hatte viel mit ihr zu sprechen, von der neuen großen Wohnung, die er in der Nähe der Eltern gemiethet und bezogen hatte, von den Einrichtungen, dem Dienstpersonal und seinen Hoffnungen. Er suchte häufig die Braut in ihrem Zimmer auf und erwartete sie dort, wenn sie beschäftigt war. Die glückliche Sidonie hatte so Vieles zu erzählen, so viele Pläne für die Zukunft, so mancherlei Träume über ihr Glück; ihre Anordnungen beschäftigten sie, ihre Einkäufe, und alle die tausend kleinen Sorgen und Geschäfte, welche ein neuer Hausstand erforderte. Stern fühlte sich glücklich bei diesen Gesprächen; er sah sich geliebt von dem schönen Mädchen, die so angenehm erzählte, so mädchenhaft und kindlich von der Zukunft sprach und das erröthende Gesichtchen an der Brust des Geliebten verbarg, wenn irgend ein Umstand sie erinnerte, daß sie nun bald Frau heißen werde. In solchen Augenblicken verlor sich der gleichmüthige Ernst von seiner Stirn, er empfand ein neues Glück, und mit heißer Liebe gab er sich ganz der Lust dieser schönen Augenblicke hin, die immer mit der gegenseitigen Betheurung ihrer ewigen Liebe und des unendlichen Glückes der Zukunft endeten.

Am Tage, als die Präsidentin gekommen war, saß er auch in Sidoniens Zimmer und erwartete sie. Er zählte die Augenblicke mit aller Ungeduld eines Verliebten, und als er endlich ihre Stimme im Nebenzimmer hörte, stand er schnell auf, um an der Thür versteckt sie zu überraschen. Schon stand er mit ausgebreiteten Armen, als er diese plötzlich wieder sinken ließ, denn Sidonie war nicht allein. Er hörte die heisere feine Stimme ihrer Mutter und den fatalen, schnarrenden Ton der Präsidentin zwischen der hellen, süßen Sprache seiner Braut hervorbrechen.

Aergerlich wünschte er beide nach Rom oder Indien, aber er konnte nicht umhin, auf ihr Gespräch zu hören, und je mehr er vernahm, um so behutsamer war er, sich nicht zu verrathen.

Nach einigen gleichgültigen Reden über die Einkäufe und Kosten sagte die Präsidentin im spöttischen Tone. „Nun, wo steckt denn der zärtliche Bräutigam, hat er etwa noch am Abend Krankenbesuche zu machen?“

„Vielleicht ist er schon in meinem Zimmer,“ versetzte Sidonie lächelnd. Stern schlüpfte schnell hinter einen Mantel, der an der Thür hing, Sidonie öffnete diese, sah hinein und zog den Kopf zurück. „Er ist noch nicht gekommen,“ sagte sie.

„Und Du suchst ihn in Deinem Zimmer?“ rief die Präsidentin.

„Allerdings,“ versetzte Sidonie beleidigt. „Ist das eine Sünde?“

„Wenigstens ein Verstoß gegen die Sitte,“ sagte die Geheimeräthin, welche gern den Frieden vermitteln wollte und sehr wohl die Abneigung ihrer Schwester gegen den neuen Neffen und die Bösartigkeit ihrer Zunge kannte.

Die Präsidentin ging rasch durch das Zimmer und sagte dann mit Unwillen: „Ich kann meine Meinung

nicht zurückhalten, es muß heraus, denn Sidonie ist meine Nichte und Du meine leibliche Schwester. Diese ganze Partie ist ein Verstoß gegen die gute Sitte, und ich begreife Eure unbegreifliche Verblendung nicht. Die Tochter meiner Schwester, und ein Arzt, dessen Eltern, wie ich sehr wohl weiß, ganz arme Handwerker sind. Es ist unerhört! Ich kenne diese modernen Ansichten und weiß, daß man sich fügen muß, daß es leider so weit gekommen ist, den Adel nicht groß zu beachten, wenn sonst die Familie auf einer wichtigen Stufe steht, wenn Rang und Würde sie seit langen Zeiten begleiten, oder Reichthum den Geburtsunterschied vergessen macht, und hättet Ihr so gewählt, ich würde nichts einwenden. Aber ein bloßer Mensch, der durch nichts sich auszeichnet, der aus der Armuth und Niedrigkeit durch Zufall emporgestiegen ist, ohne Familie, ohne Geld und selbst ohne körperliche auffallende Schönheit, die eine Thorheit bemänteln könnte, das ist zu viel, das ist entsetzlich und lächerlich zugleich."

„Es ist zu spät zu diesen Erörterungen," sagte die Geheimeräthin leise seufzend; „und deshalb dächte ich —"

„Ihr hättet vernünftiger handeln müssen," fiel die Präsidentin ein, „und noch jetzt ist es nicht zu spät. Ich möchte ein ernstes Wort mit Deinem Manne sprechen."

„Du würdest nichts ausrichten," erwiederte Frau von Pinzer betrübt, „denn er ist der größte Beförderer dieser Verbindung. Und dann, die Schritte sind nicht zurückzuthun, bedenke selbst — nein, es ist unmöglich."

„Du fürchtest das Aufsehen, sagte die Präsidentin, „aber das ist leichter zu ertragen, als die späte Reue, und ich hoffe, Sidonie wird selbst Einsehen haben."

„Das beste," erwiederte diese mit zitternder Stimme. „Ich habe geschwiegen und gehört, jetzt erlauben Sie mir zu erklären, daß ich Stern heirathen werde, weil ich ihn herzlich liebe, und kein Hochmuth mich anderer Meinung machen wird. Ich habe die Einwilligung meiner Eltern, und das ist vollkommen genug; mag jeder seine Weise befolgen, um glücklich zu werden, und die Sorgen dafür dem überlassen, den es angeht. Ich hoffe, Sie verstehen mich, liebe Tante; ich bin selbstständig genug und kein Kind mehr; Ihnen aber sehr verbunden, wenn eine so heilige Sache, wie meine Vermählung, keiner weiteren kalten Erörterung unterliegt."

Sie entfernte sich schnell und schlug mit der größten Heftigkeit die Thür hinter sich zu.

„Sidonie!" rief die Geheimeräthin, „welche Unart."

„Unverschämtheit," hättest Du sagen sollen," erwiederte die Präsidentin empört. „Schwester, ich will keinen Anlaß zum Aufsehen geben, sonst würde meines Bleibens hier nicht länger sein; allein zwischen mir und dieser zwanzigjährigen Weisheit ist es aus, und Du trägst die Schuld, Du und Deine Erziehung."

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Clara Wieck.]

Am 6. December hörten wir Clara Wieck seit langer Zeit zum ersten Male wieder im leipziger Gewandhause. Sie spielte Sachen von Lißt und Thalberg. Der Beifall war stürmisch. Die musikalische Kritik mag die glänzende und bei alle dem gediegene Technik der Künstlerin feiern; die ästhetische mag entscheiden, was in ihrem Spiele liebenswürdiger ist, der phantasievolle Schwung ihrer Empfindung, oder die Grazie und Feinheit ihres Vortrages; die Enthusiasten begnügen sich mit Schwärmen und machen Gedichte. Es wurden uns deren mehrere eingesandt; wir bescheiden uns eins davon mitzutheilen, als zur Chronik von Leipzig gehörig.

Es naht die Sonne, Tag ist es geworden,
Den hellen Morgenruf hört man erklingen
Durch die Natur, wie ihn die Engel singen
Mit ihren weltumfassenden Accorden.

Sie sind der Schönheit ewig junge Geister,
Die unsichtbar durch alle Räume ziehen,
Aufjubeln in den reichsten Melodieen,
Wie sie gelehret hat der Töne Meister.

Doch dieser Engel tönende Gefühle
Sind sparsam auf die Erde nur gedrungen;
Dir aber, Clara, sind sie laut erklungen,

Und haben Dich zu sich emporgehoben.
Was Da dein Ohr vernahm, hast Du verwoben,
In ird'scher Töne himmlisch schönem Spiele.

[Stand der katholischen Dinge in Preußen.]

In der Broschüre, die man dem alten würdigen Wessenberg zuschreibt, wird auf eine Synode zur Ausgleichung der entstandenen Differenzen hingewiesen, da eine Ausgleichung des Staates mit dem römischen Stuhle nicht mehr möglich scheint. Wessenberg gehört, wie auch Franz von Baader in München, zur katholischen Aristokratie, die dem Monarchismus des Papstthums stets die Kraft und Geltung der Synodalformen entgegenhalten. Durch die ganze Entwickelung des Katholicismus zieht sich diese aristokratische Opposition hindurch; wird sie jetzt durch den Drang der Umstände, in den sich Preußen versetzt sieht, geltend, so kann dies dem ganzen katholischen Leben eine historische Wendung geben. Eine preußisch-katholische Synode, welche über die Wirren zu entscheiden hat, scheint sich eben vorzubereiten; die Anwesenheit des Fürst Bischofs von Breslau in Berlin weist darauf hin.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 15. und eine Beilage von G. Basse in Quedlinburg.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 15. —— den 15. Decbr. 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünktlichste ausgeführt werden.
Leopold Voß in Leipzig.

Die seit 1837 in unserm Verlage erscheinende und mit ungetheiltem Beifall aufgenommene:

EILPOST.

Neue Zeitschrift für Kunst, Literatur Theater und Moden.

Nebst einem Beiblatte „Der Salon."

Redigirt von **Ferd. Stolle.**

beginnt mit 1839 ihren **dritten** Jahrgang.

Jede Woche erscheint hiervon regelmäßig eine Nummer, auf feinem Velinpapier in gr. 4°., von 1½ — 2 Bogen Text und 1—2 fein gestochenen und sauber kolorirten Kupfertafeln, die neuesten Veränderungen in der Mode in jährlich 250 — 300 Figuren schnell und treu darstellend; Portraits berühmter Personen der Gegenwart und Abbildungen anderer allgemein interessanter Gegenstände werden außerdem als Extrakupfer von Zeit zu Zeit in gelungenen Lithographien oder Kupferstichen beigegeben.

Für den innern Gehalt dieser Zeitschrift bürgt der Name des beliebten Novellisten Ferd. Stolle, welchen wir für die Redaction gewonnen haben, und dessen schriftstellerische Leistungen sich eines zahlreichen Kreises geneigter Leser zu erfreuen haben; auch äußern sich die Urtheile in den gelesensten Blättern nur höchst günstig sowohl über den gewählten Inhalt als über die gelungenen Kupfer.

Der äußerst niedrige Preis des Jahrganges **mit allen Kupfern ist nur 6 Thlr., ohne Kupfer 3 Thlr., die Kupfer allein 4 Thlr.**

Probe-Nummern sind durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen ***gratis*** zu erhalten und dürften genügend darthun, daß die „Eilpost" sich im Innern und Aeußern vor vielen ähnlichen Blättern rühmlichst auszeichnet.

Geneigte Bestellungen bittet man **zeitig** zu machen, damit die Zusendung pünktlich erfolgen kann.

Leipzig, im November 1838.

G. Wuttig. Ed. Meissner.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Franklin's goldenes Schatzkästlein,

oder Anweisung, wie man thätig, verständig, beliebt, wohlhabend, tugendhaft, religiös und glücklich werden kann. Ein Rathgeber für Jung und Alt in allen Verhältnissen des Lebens. Herausgegeben von Dr. **Bergk.** 2 Bändchen, zweite verb. Aufl. 8. broch. 25 Sgr. od. 1 Fl. 30 Kr.

☞ Was der weise Franklin in mehr als 80 Jahren gedacht und beobachtet hat, das findet man hier gesammelt und geordnet zum Frommen für alle Menschenclassen. Nicht leicht giebt es ein Buch, das so viel Nützliches, Anwendbares und Schönes enthielte, als dieses.

Väterlicher Rath für Jünglinge,

welche in das bürgerliche Leben treten und sich zu guten und nützlichen Menschen ausbilden wollen. — Von Fr. Ehrenfeld. Gebunden. Preis 12½ Sgr. od. 45 Kr.

☞ Die in diesem Buche ausgestreute goldene Saat wird Blüthen und Früchte treiben und Segen für das ganze Leben verbreiten.

Jungen Leuten, die das Whist- und Bostonspiel fein und gewinnreich spielen lernen wollen, kann als beste Anweisung dazu empfohlen werden:

Der Whist- und Boston-Spieler.

wie er sein soll, oder Anweisung, das Whist- und Boston-Spiel nebst dessen Abarten nach den besten Regeln und allgemein geltenden Gesetzen spielen zu lernen — nebst 26 belustigenden Kartenkunststücken und drei Tabellen zu Boston-Whist, von F. v. H. 3te verb. Auflage. 15 Sgr. od. 54 Kr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ludwig: Der neueste, vollständigste

Universal-Gratulant

in allen nur möglichen Fällen des Lebens; oder Gelegenheitsgedichte zum neuen Jahre, zu Namens- und Geburtstagen, zur silbernen und goldenen Hochzeitfeier,

zu allen andern häuslichen Festen, sowie Strohkranzreden 2c. Fur jeden Rang und Stand. 8. geh. Preis: 8 Gr.

In meinem Verlage erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kleines A-B-C-Buch
für
Anfänger im Lesen und Schreiben.

Synonymen und Homonymen.

Von J. G. von Quandt.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Kein Buch für Kinder, möchte dieses Werkchen vielmehr Manchen willkommen sein, die vermeinen lesen und schreiben zu können, — Allen interessant, welche auf eine geistreiche Weise ihren Sinn für wahres Verständniß der Wörter zu schärfen wünschen.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Rath und Warnung für Jünglinge.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. C. F. L. Wildberg's gemeinnützige Belehrung über die von der Natur des Menschen bezeichneten Grenzen der Befriedigung des

Geschlechtstriebes.

und die allemal nachtheiligen Folgen ihrer Ueberschreitung. Insbesondere für Jünglinge gebildeter Stände. Gr. 8. Geh. Preis 10 Gr.

Eine beherzigenswerthe, lehrreiche Schrift, — Worte eines väterlich warnenden Mentors, der bemüht ist, die Moralität des Jünglings zu kräftigen, ihn vor so manchem Abgrunde der Sittenlosigkeit zu bewahren und ihm mit Rath und That beizustehen.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Populaire Astronomie.

Aus dem Englischen des

John Fr. William Herschel

übersetzt von

Dr. Julius Michaelis.

8. Mit 79 Holzschn. und 3 Kupfert. Ladenpr.: 2 Thlr.

Der Verleger glaubt das Buch durch keine wirksamere Empfehlung einführen zu können, als durch den Abdruck nachstehender Worte zweier hochgeachteten Gelehrten darüber:

„Sie wünschen für die in Ihrem Verlage erschienene Uebersetzung der populären Astronomie des jüngern Herschel ein Wort der Empfehlung. Daß das Werk eines der berühmtesten jetzt lebenden Astronomen und Physiker an sich einer solchen nicht bedarf, versteht sich wol von selbst. Wir begnügen uns daher zu bemerken, daß, ungeachtet des Reichthums unserer Literatur an vortrefflichen Schriften dieser Art, wir doch überzeugt sind, daß Herrschel's Popularität, die mit großer Gründlichkeit und Tiefe doch immer Anschaulichkeit der Darstellung und Präcision des Ausdrucks zu verbinden weiß, neben derjenigen eines Schubert, Brandes, Littrow u. A. eine ehrenvolle Stelle wird einnehmen können, und daß insbesondere alle Freunde der Sternkunde, die neben den theoretischen Betrachtungen und Ergebnissen auch von der praktischen Seite dieser Wissenschaft einige Kenntniß zu erlangen wünschen, durch die zwar kurze aber faßliche Beschreibung der wichtigsten astronomischen Instrumente und ihres Gebrauchs sich sehr befriedigt finden werden. Die Uebersetzung ist gewandt und mit Sachkenntniß abgefaßt und macht den Eindruck eines Originals. Die trefflichen Holzschnitte und Kupferstiche aber, die dem Buche zur wahren Zierde gereichen, so wie die übrige Eleganz der Ausstattung müssen selbst den größten Ansprüchen genügen.

Leipzig, den 5. December 1838.

A. F. Möbius, Prof. der Astronomie. **M. W. Drobisch,** Prof. der Mathematik.

Selbstunterricht im Reiten.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A. D. Vergnaud: Praktischer Unterricht in der

Reitkunst
für Herren und Damen,

insbesondere zur Selbstbelehrung. Enthaltend: Die Civil- und Militair-Reitschule; die Reitschule für die Damen; das Fahren; Besorgung und Unterhaltung des gewöhnlichen Pferdes; Besorgung des Pferdes auf der Reise; die thierarzneikundlichen Kenntnisse, welche vor dem Eintritt regelmäßiger Hülfe der Kunst nothwendig werden; den Ankauf, die Bezeichnung und Dressur der Pferde. Mit Abbildungen. 8. geh. Preis 16 Gr.

Bei W. Lauffer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gebet- und Erbauungsbuch für Alle, welche in untergeordneten Verhältnissen des Lebens stehen. Von J. E. Volbeding. 8 gGr.

Hydro-homöopathisches Taschenbuch der Thierheilkunde oder die Krankheiten der Hausthiere und deren Heilung durch kaltes Wasser, vorzüglich aber durch homöopathische Mittel. Ein neues, alphabetisch bearbeitetes Noth- und Hülfsbuch für jeden Thierarzt und Viehbesitzer. Von J. G. Möller. Durchgesehen von Mag. Lux. 18 gGr.

Handwörterbuch der deutschen Sprache zur Vermeidung aller Sprech- und Schreibfehler und der unrichtigen Anwendung des Nominativ, Genitiv, Dativ und Accusativ. Nebst einem Anhang, welcher die gebräuchlichsten Fremdwörter, deren Verdeutschung und alle Interpunktions-Zeichen mit richtiger Anwendung der-

selben enthält. Ein unentbehrliches Hülfsbuch für Jedermann, besonders aber für Geschäftsmänner, Kaufleute und Oekonomen, von J. H. C. Loose. Neue Ausgabe. 18 gGr.

Neuentdeckte Kunst, die französische Sprache in 4 Wochen gründlich zu erlernen. Ein Hülfsbuch für Jedermann, der sich selbst in der französischen Sprache unterrichten will. 5. Auflage. 8 gGr.

Erzählungen von Wilhelmine v. Gersdorf. 25—27r. Bd. 3 Thlr.

Erich Stenbock und seine Freunde. Eine schwedische Geschichte aus der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, von Dr. K. Venturini. 2 Bde. 2 Thlr.

Gemälde aus den Zeiten des Mittelalters. 2 Bände in 3 Büchern von T. G. Rhode. 2 Thlr. 6 gGr.

Studien für die höhere Zeichnenkunst. Nach Antiken von F. A. Fricke. 2 Bände gr. Fol. 1 Thlr. 12 gGr.

In der Hallberger'schen Verlagshandlung in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Vorläufer.

Vom Verfasser

der Briefe eines Verstorbenen.

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten.

8. br. auf milchweißem Velinpapier 3 Thlr. 6 gr. oder 5 fl. 24 kr.

Inhalt: Delphi bis Monembasia. — Milos. — Antiparos. — Paros. — Naxos. — Syra. — Tinos. — Delos. — Santorin. — Kandia. — Sendschreiben an den K. K. Gesandten, Ritter Prokesch von Osten.

Aus dem Orient, dem Lande der Wiedergeburt, auf das jetzt aller Augen sich richten, gibt uns der berühmte Verstorbene Berichte. Die individuelle Auffassungsgabe desselben, die hohe Eleganz der Schreibart, feine Persiflage, nicht minder kecke Wahrheit, welche die Lebensfragen des Tages bespricht, Phantasie, Gewandtheit und Humor, mit der die trockensten Gegenstände, archäologische und hippologische Abhandlungen geschmückt sind, verleihen dem Buche den Reiz, welcher sich von der hohen Stellung des Reisenden erwarten ließ, und den auch die bald folgenden Reisen nach Aegypten, Sennaar, Arabien, Syrien und Kleinasien in noch erhöhterem Maaße haben werden.

Bei F. H. Köhler in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anekdoten von Gelehrten

und

Curiositäten der Literatur.

2. 3. 4. Bändchen.

eleg. broschirt à 6 gr. = 24 kr.

Den zahlreichen Abnehmern dieser mit großem Beifall aufgenommenen interessanten Sammlung wird die Nachricht von dem Erscheinen dieser Fortsetzung gewiß sehr willkommen sein. Man findet unter vielen andern auch Scenen aus dem Leben von Hoffmann, Schiller, Wieland, Voltaire, Malesherbes, d'Argens, Zinkgräf, Rousseau, Boerhaave u. s. w. u. s. w.

Das erste Bändchen erschien 1836.

Für Gewerbtreibende, Fabrikanten und Künstler, insbesondere für Gewerb- und Realschulen.

So eben ist erschienen:

M. Payen's populäres Handbuch

der

industriellen Chemie.

Für Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende aller Art. Verdeutscht von Dr. J. Hartmann. 2 Bände. Mit 2 Tafeln Abbildungen. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Der Name Payen gewährt hinlängliche Bürgschaft für die Gründlichkeit und Brauchbarkeit dieses Werkes. Außer den allgemeinen Belehrungen über Physik, Chemie und Mechanik enthält dieses Werk folgende Artikel: Blut, Säuren, Salze, Alaun, Sauerstoff, Luftpumpe, Stein-, Braun- und Holzkohle, Coks, Gasbeleuchtung, Soda, Chlor und Chlorkalk, Kartoffelmehl, Zucker, Runkelrüben-, Ahorn-, Kartoffelmehl-, Milch-, Honig-, Gersten-, Aepfel- und Traubenzucker, Fabrikate aus der Kartoffel, Wein &c. und ertheilt über ihre Fabrikation und Anwendung die gründlichsten Belehrungen, nach den neuesten Fortschritten der industriellen Chemie.

Preusker, Rentamtmann Ritter &c. Karl, über Jugendbildung, zumal häusliche Erziehung, Unterrichtsanstalten, Berufswahl, Nacherziehung und Nachschulen. Eltern, Lehrern, Lehr- und Dienstherren, sowie Ortsbehörden, Schulvorständen, Gewerb- und Wohlthätigkeitsvereinen gewidmet. 1s, 2s u. 3s Hft. — Auch unter dem Titel: Ueber Erziehung im Hause der Eltern, mit Rücksicht auf deren mustergebendes Leben und auf Bücherwahl für eine Haus- und Handbibliothek. 28 Bogen in compreß gr. 8. 1838. 1 Thlr.

Der durch sein prakt. gemeinnütziges Wirken rühmlichst bekannte Verfasser hat seine reichen Erfahrungen, mit fleißiger Benutzung und Angabe der neuern Literatur, in dieser, aus dem Leben entnommenen und für das prakt. Leben bestimmten Schrift veröffentlicht; die Verlagshandlung aber durch höchst billigen Preis deren weiteste Verbreitung zu fördern gesucht. Alle kritische Blätter sind des Lobes voll.

Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Eine für Jedermann sehr nützliche Schrift ist:

Die zweite verbesserte Auflage von:

Die Kunst reich zu werden.

Enthaltend die Wege zum Reichwerden, mit 68 Regeln für Kaufleute, Bürger und Landleute, zur Beförderung des Wohlstandes, nebst einem Schema zur Anlegung eines Capitalbuches.

broch. Preis 9 Gr.

Diese von Dr. Bergk herausgegebene schätzbare Schrift enthält treffliche Anweisungen, auf rechtlichem Wege nicht nur reich, sondern auch glücklich zu werden, eigenes und anderer Wohl zu befördern und jedes Geschäft mit glücklichem Erfolg zu führen.

Beachtenswerthe Anzeige für Bibliotheken, Lesevereine, Gutsbesitzer, Landbeamte, Gewerbtreibende 2c.

Neue Journale und neue Sammlung von Länder- und Reisebeschreibungen.

Vom 1. Januar 1839 an erscheinen bei Fr. Schwend in Schwäbisch Hall:

1. Flora.

Original-Chronik für die gewählteste schönwissenschaftliche Literatur des In- und Auslandes.

In Verbindung mit Mehreren herausgegeben

von

Carl Winkler.

Jährlich 156 Bogen groß Lexikonoctav auf ausgezeichnet schönem weißem Papier mit scharfen Lettern in 52 Wochenheften von je 2½ Bogen Haupttext und ½ Bogen Miscellen mit Quartalstiteln und Inhaltsverzeichnissen. Pränumerationspreis 6 fl. 18 kr. rhein. oder 3 Thlr. 12 Gr. jährlich; 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. halbjährlich und 2 fl. 15 kr. oder 1 Thlr. 6 Gr. vierteljährlich.

Die Tendenz dieser Zeitschrift geht aus dem Titel hervor, und beabsichtigt hauptsächlich novellistische Darstellungen in deutschen Originalaufsätzen neben dem Interessantesten der gesammten ausländischen Journalistik und Literatur in freier, eleganter Bearbeitung allen Ständen in einer Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit und zu einem Preise darzubieten, wie dies von keiner Zeitschrift des In- und Auslandes erreicht wird.

Daneben enthält die „Flora“ als Beilage des Hauptblattes tagesgeschichtliche Neuigkeiten, statistische und andere Notizen in größter Abwechslung unter dem Titel Miscellen.

Literarische Intelligenznachrichten werden zu 2¼ kr. rhein. od. ¾ Gr. die gespaltene Zeile oder deren Raum aufgenommen.

---

2. Merkur.

Zeitschrift für die Kenntniß aller Länder und Völker, ihrer Sitten und Zustände.

Zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände.

In Verbindung mit Mehreren herausgegeben

von

Carl Winkler.

Jährlich 104 Bogen groß Lexikonoctav auf ausgezeichnet schönem weißem Papier mit scharfen Lettern in 52 Wochenheften von je 1½ Bogen Haupttext und ½ Bogen Miscellen mit Quartalstiteln und Inhaltsverzeichnissen. Pränumerationspreis 5 fl. 24 kr. rhein od. 3 Thlr. jährlich; 3 fl. [illegible] kr. oder 1 Thlr. 18 Gr. halbjährlich, und 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. vierteljährlich.

Auch dieser Zeitschrift Tendenz ist es: allen Ständen zu einem von keinem ähnlichen Blatte erreichten Preise das Neueste aus der Länder- und Völkerkunde in reichster Mannichfaltigkeit vorzuführen. Sie enthält: Originalaufsätze zur Kunde fremder Länder und Völker, Auszüge aus See- und Landreisen aller Sprachen, Reiseskizzen, Schilderungen, Bilder- und Charakterzüge und Originalcorrespondenzen über den wissenschaftlichen, sittlichen und gewerblichen Verkehr des Auslandes.

Der „Merkur“ wird gleichfalls neben dem Hauptblatte unter dem Titel Miscellen eine Beilage erhalten, worin gedrängte Neuigkeiten aus der Tagesgeschichte, statistische, geographische und kommerzielle Notizen, Anekdoten und Aehnliches in großer Abwechslung mitgetheilt werden.

Literarische Intelligenznachrichten werden auch in dieses Blatt zu 2¼ kr. rhein. oder ¾ Gr. die gespaltene Zeile oder deren Raum aufgenommen.

---

3. Neueste fortlaufende Sammlung

der interessantesten Länder- und Reisebeschreibungen der älteren und neuesten Zeit.

In Verbindung mit Mehreren herausgegeben.

von

Carl Winkler.

Jährlich gleichfalls 104 Bogen gr. Lexikonoctav auf ausgezeichnet schönem weißem Papier mit scharfen Lettern in 52 Wochenheften, mit Haupt- und Specialtiteln. Pränumerationspreise wie bei unserer Zeitschrift „Merkur“, aber nur in Verbindung mit dem Merkur genommen, ohne diesen um die Hälfte höher, und die Einzelnwerke um das Doppelte des ursprünglichen Preises.

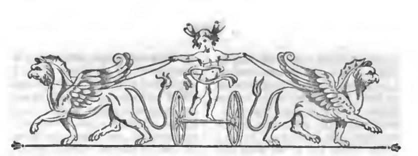
In enger Verbindung mit unserer Zeitschrift „Merkur“ werden wir dem Publikum, auch hier von derselben Tendenz geleitet, wie bei den beiden vorgenannten Zeitschriften, eine fortlaufende Sammlung der interessantesten, vorzugsweise der neuesten Länder- und Reisebeschreibungen in gediegenen, klaren und eleganten Bearbeitungen aus allen Sprachen zu einem in der That unerhört billigen Preise liefern.

Die an alle Buchhandlungen und Postämter versendeten ausführlichen Prospecte besagen das Nähere.

Die erste Wochenlieferung einer jeden der 3 Unternehmungen liegt vom 1. December 1838 an bei allen Buchhandlungen und Postämtern vor.

Man abonnirt bei allen Postämtern und Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 247. — den 17. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Vergebens strebte die geängstigte Frau von Pinzee, die beleidigte Präsidentin zu versöhnen. Diese überhäufte sie mit Vorwürfen und endlich entfernten sich Beide, ohne eine Vermittlung gefunden zu haben.

Stern schlüpfte aus seinem Versteck, und wie ein Verbrecher eilte er leise durch die Zimmer. In dem Vorsaale blieb er stehen, um einen Entschluß zu fassen, aber er fühlte zu gut, daß es unmöglich sei, jetzt in der Familie zu erscheinen, ohne seinen Schmerz und innere Empörung zu verrathen. Er ging und durchstrich die Straßen, deren feuchtkalte Luft ihm wohlthätig in das heiße Herz drang. Endlich war er in seiner Wohnung und mit zerrissenem Gefühl sank er auf seinen Arbeitsstuhl.

Alles, was er gehört hatte, war die bitterste Pein seines Lebens. Der Stolz der Armuth ist gewöhnt, Hochmuth mit Geringschätzung zu bezahlen, und Anmaßung durch edle Erhebung zurückzuschleudern. Der Mann, welcher gegen das Unrecht der Welt kämpft, und im vollen Gefühl seines Werthes die Verhältnisse nicht zu besiegen vermag, erfüllt sich mit menschenfeindlicher Bitterkeit, wenn er nicht Philosoph genug ist, darüber zu lächeln. Stern hatte oft in seiner Verlassenheit die Stärke eines edlen Stolzes erprobt; er hatte Opfer gebracht, um an der Leiter der Gunst emporzuklimmen, da die desVerdienstes zu kurz schien, er träumte von Glück, und plötzlich sah er, daß sein ganzes Streben doch nie ganz ausreichen würde, ein erbärmliches Vorurtheil zu versöhnen. — Es war ein Stachel in seiner Brust, der in diesem Augenblicke sich tief in sein Herz drückte. Die Reue zog finster drohend darin auf und kehrte ihr blitzendes Schwert gegen ihn. Rosaliens Bild schwebte vor seinen geschlossenen Augen und neben ihr stand lächelnd Sidonie. Er hörte die feurigen Worte, die bittere höhnische Rede, mit welcher diese ihre Liebe vertheidigte, und das schmetternde Zuschlagen der Thür, durch welches sie den letzten Nachdruck gab. — Würde Rosalie sich so vertheidigt haben? — Leise seufzte er ihren Namen und legte beide Hände über die trüben Augen. — Aber Sidonie liebte ihn, der Schritt war geschehen, und mit der ganzen Energie seines Willens richtete er sich stolz empor. — „Beschämen will ich diesen Hochmuth," sagte er, „nicht davor zittern. Was kümmert mich dieser Zorn einer alten Frau. Sidonie ist mein, und an mir ist es, diese Anmaßung zu beschämen und ihn zur Demuth herabzubringen."

Ein Poltern im Vorsaale störte ihn; gleich darauf ward die Klingel gezogen. Nach einem Weilchen klingelte es nochmals, und kein Diener ließ sich hören. Stern nahm selbst ein Licht, und als er die Thür öffnete, drängte sich ein alter Mann hastig herein. „Mein Vater," rief Stern und schloß ihn in seine Arme, „endlich seh' ich Dich wieder."

Der alte Mann warf mit Rüstigkeit den Mantel ab, und das Packet, welches er darunter trug. „Da

bin ich, Gustav," sagte er lachend, „und mache die Thür nicht zu, mein Sohn, es steht noch Jemand draußen."

Der Doctor beugte sich hinaus; plötzlich schlangen sich zwei Arme um seinen Hals, ein heißer Kuß berührte ihn, und eine zitternde Stimme rief seinen Namen.

„Meine Mutter!" rief Stern, „meine gute Herzensmutter, welche unerwartete große Freude machst Du mir."

Die arme Frau weinte still an der Brust ihres Sohnes. Ihr mütterliches Herz schlug stolz in Freude über ihr Kind; sie war so entzückt über den Anblick ihres Lieblings, daß sie immer von neuem ihn umarmte und küßte, und ihren Gefühlen keine Worte zu geben vermochte.

„Die alte Frau wollte ja nicht zu Hause bleiben," sagte der Vater gerührt, „und da hast Du uns nun Beide, mein Sohn. Aber lange wollen wir Dich nicht belästigen, nach der Hochzeit geht's wieder nach Haus."

„So lange Ihr nur könnt und wollt, bleibt Ihr bei uns," erwiderte der Sohn.

Der Alte sah in dem prächtig geschmückten Zimmer umher und schüttelte den Kopf. „Nein, nein," rief er dann lachend, „das Alles paßt nicht zu uns, und wir nicht zu Euch. Ich würde hier niemals lernen mit festem Schritte aufzutreten. Du bist ein braver Sohn, Gustav, Du machst Deinen alten Eltern die Tage leicht, und gibst so viel, daß wir gar nicht zu arbeiten brauchten, wenn wir nicht wollten. Aber das darf nicht sein, mein Sohn; ich bin ja noch rüstig genug, um den Hobel zu führen, und Deine Mutter läßt es sich nicht nehmen, selbst zu kochen und zu backen. Was sollten wir aber hier machen? Nichts thun und vor Langerweile umkommen? Zu Haus gibt es immer etwas, und ein Tischler ist ein ganzer Mann, der dem Menschen das erste Haus baut und das letzte. So laß Du den alten Vater nur immerhin bleiben, wo er ist, Du bist doch unser Stolz und unsere Freude, und die alte Frau da wird Streit und Neid genug erregen, wenn sie wieder heim kommt und von Dir und Deinen Herrlichkeiten und Deiner vornehmen Frau erzählt."

Diese letzten Worte waren für Stern ein Donnerschlag, der plötzlich den Vorhang von seinen kindlichen Gefühlen riß und eine öde, unglückdrohende Scene aufthat. Die vornehme Frau, die vornehmen Verwandten! Er zitterte leise, wenn er daran dachte; wenn er die Menschen sich vorstellte, in der Wiege schon genährt mit Begriffen über Rang und Stellung in der Gesellschaft, und großgezogen in Gedanken über die Niedrigkeit und Gemeinheit der arbeitenden Classe. Und hier waren nun seine Eltern, einfache, redliche Leute, mit den treuesten Herzen, aber mit aller Altväterlichkeit ihrer groben Kleider, in Sitte, Sprache, Gewohnheiten und natürlichem Wesen, Gestalten, welche in den Kreisen der Welt Lächeln, plumpe Scherze, spöttische Bemerkungen, und in hochmüthigen Herzen Schaam und Erbitterung erregen mußten. — Stern war aufs heftigste getroffen von diesen Gedanken. Seine Gefühle verwirrten sich, und während die Eltern lange Geschichten aus der Heimath erzählten, von allen alten Freunden und Bekannten, und die kleinen Freuden und Leiden ihres stillen Lebens redselig ausmalten, kämpfte er einen langen Kampf mit sich selbst: wie und in welcher Weise er die schlichten Leute in so vornehme Gesellschaft führen sollte.

Die Gewohnheit übt ihren Einfluß auch auf das strengste Herz. Der arme Doctor Stern an der Hand Rosaliens hätte mit Stolz die schlichten Eltern an den Ehrenplatz seiner Hochzeitstafel geführt; der Medicinalrath, im Kreise besternter Verwandten, dachte mit auflodernder Schaam an die höhnischen Blicke der Präsidentin und an die Wolken des Unmuths, welche selbst Sidoniens Stirn beziehen konnten. Er musterte mit prüfendem Blicke die Sitten und Kleider seiner Eltern, und eine stille Verzweiflung ergriff ihn. Er wünschte, sie wären nicht gekommen, jetzt nicht gekommen, und schämte sich doch der Verläugnung der heiligsten und höchsten Gefühle. Der innere Hochmuth nagte an seinem Herzen, und vergebens suchte er ihn mit seiner alten stolzen moralischen Kraft zu bewältigen; denn der Mensch auf falschen Wegen hat die sichere Erkenntniß verloren und irrt an sich selbst, denkt weit eher an neue Täuschungen, als an Umkehr, die unmöglich scheint.

Endlich war er zu einem Entschluß gelangt. Ändern konnte er in der Hauptsache zwar nichts, aber die Eltern sollten erst am Hochzeitstage in dem großen Kreise erscheinen, und während dieser Zeit von der Hand des Schneiders so modern ausgestattet werden, daß wenigstens ihr Aeußeres kein Aufsehen erregen konnte. Es kam nur darauf an, dies ohne Widerstand zu vollbringen; denn der alte Tischlermeister war der Mann nicht, ruhig anzuhören, daß sein Sohn sich seiner schäme.

Er begegnete mehrere Male den verlegenen prüfenden Blicken des Doctors und sagte dann: „Ich glaube, Gustav, Du läßt uns erzählen, was wir wollen, und denkst an etwas ganz Anderes."

„Ich dachte an Euch," versetzte der Sohn; „an Euren Aufenthalt, und wie ich am besten Euch Ruhe und Stille sichern könnte."

„Nun, ich dächte, es wäre Raum genug hier," rief der Alte lächelnd. „Du hast ja wenigstens ein halbes Dutzend überflüssige Zimmer, und wir sind mit dem schlechtesten zufrieden."

„Ihr sollet gern das beste haben," sagte Stern eisrig, und er erröthete vor der Lüge, „aber morgen wird hier ein schreckliches Getümmel sein. Die neuen Dienstleute ziehen an, eine Menge Mobilien kommen und werden gestellt; die Tapezirer wirthschaften, die Tischler, und wer sonst noch behülflich sein muß."

„Um so besser," rief der Alte fröhlich. „Da kann ich helfen."

„Das würde sich wenig für meinen Vater schicken," erwiederte Stern.

„Ja so, Du hast Recht," sagte der Alte. „Aber, wohin sollen wir?"

„Dicht nebenan ist ein schönes Zimmer zu haben," sagte der Sohn erfreut, „dort seid Ihr ganz in meiner Nähe. „Ihr ruht morgen aus; ich besuche Euch mit meiner Braut, und da Ihr gewiß nicht mit dem nöthigen Hochzeitsstaate versehen seid, so werde ich Alles für Euch besorgen."

„Da hast Du fehl geschossen," versetzte der Vater. „Deine Mutter hat ihr neuestes Sonntagskleid mitgenommen, das ihr im vorigen Jahre erst von Dir geschenkt wurde, und mein Rock ist nicht viel älter, kein Fleckchen ist darin."

„Aber an meinem Hochzeitstage müßt Ihr mir zu Ehren nagelneu erscheinen," rief der Sohn begütigend. „Denkt doch selbst, wie würdet Ihr in dem glänzenden Kreise abstechen."

„Ja so," sagte der Alte, und eine finstere Falte zog sich auf seine Stirn. „Das ist es. Ich hatte mir es in den Kopf gesetzt, wie schön es sein müßte, wenn der alte Vater in dem schlichten Rocke neben seinem Sohne stände und die Leute dann sagten: Seht, das ist der Vater von dem reichen, vornehmen Paare, und sie schämen sich nicht seiner grauen Haare und der Mutter in dem bunten Kleide."

„Aber, Vater," rief der Sohn tief erröthend, „wie kannst Du meinem Vorschlage diese Deutung geben."

„Laß es gut sein, mein Kind," sagte der Alte. „Du kennst die Welt besser als wir, und magst in Deiner Weise nicht Unrecht haben. Wir wollen thun, was Du sagst. Miethe uns das Zimmer und schicke uns Deinen Schneider, Schande sollst Du nicht von uns haben."

Der Sohn wandte alle Mittel an, um die Gedanken des alten Vaters zu entkräften. Er sprach liebevoll und eindringlich von den Vorurtheilen der Menschen und seiner kindlichen Zärtlichkeit. Die Mutter, am schnellsten überzeugt, fand es vollkommen richtig, was er sagte, der Vater ergab sich seinen höhern Einsichten. So stellten sich Friede und Heiterkeit wieder her, es wurden Pläne besprochen und verabredet; der Abend verging, dann begleitete der Doctor die alten Leute in die schnell gemiethete Wohnung, und endlich sah er sich allein, mit betrübtem, schweren Herzen, und durchblätterte das Buch der Zukunft, bis der Schlaf ihn überraschte.

5.

Rosalie hatte rüstig begonnen, was sie sich vorgesetzt. Einer neuen Entwickelung entgegenzureifen, war ihr Streben, und mit unermüdlicher Ausdauer und festem Willen betrat sie die Bahn. Die Wohnung des Professors war zu theuer für ihre beschränkteren Verhältnisse, und ohne Zögern wurde sie verlassen. Es gelang, schnell einen Miether zu finden, und zwar mit Hülfe eines Befreundeten, der bereitwillig auch für eine andere Sorge trug. Der Finanzrath von Forstberg hatte den Professor öfter besucht, als Stern sein Freund war; jetzt kam er ohne diesen Begleiter, und mit Aufrichtigkeit theilte ihm Rosalie alle Umstände mit, welche sie zu Einschränkungen zwangen. Auch von ihrem aufgelösten Verhältnisse zu Stern sprach sie mit Forstberg, aber so ruhig und gelassen, mit einer Kälte und Beherrschung, welche in dem Finanzrath Zweifel erregten, daß sie jemals seinen Freund geliebt habe.

Er sprach dies in einer Andeutung aus, und sie lächelte. „Es ist gut so, wie es ist," sagte sie, „denn glauben Sie mir, Stern hat nach seiner besten Ueberzeugung gehandelt. Er that, was er mußte, und ich bin ihm Dank schuldig, so offen und redlich gehandelt zu haben. O, hätte er, von einem falschen Ehrgefühl verleitet, mir seine Hand gereicht, wir würden gewiß sehr unglücklich geworden sein. Gottes Segen über ihn! er verdient es, glücklich, geehrt und von der Welt anerkannt zu werden."

Der Finanzrath sah sie mit erstaunten Blicken an. Er begriff diese freudige Entsagung nicht, aber ein Gefühl der wärmsten Verehrung erfüllte ihn. Er sah in das stille, lächelnde Gesicht Rosaliens, und in die dunklen Augen, welche in der reinsten Erhebung glänzten. Dann küßte er ihre Hand. „Sie haben Recht," sagte er, „dieser Mensch verdient den Schatz nicht, den er so leichtsinnig aufgibt."

„Völlig falsch,“ versetzte sie lebhaft. „Stern hat lange geprüft und wie ein Mann gehandelt. Es war kein Leichtsinn, er konnte nicht anders. Es war Ueberzeugung, und diese ist achtungswerth.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Prag.

[Prag, wie es war, und wie es ist.]

Die Curorte wurden heuer wegen des rauhen Wetters zeitiger verlassen, und so wanderten auch die Reisenden früher als die Zugvögel von dannen; denn selten und ungern verweilen Fremde hier für längere Zeit, oder gar über den Winter. Engländer, Russen und Polen, welche nach der Curzeit in Deutschland bleiben, um bei eintretendem Frühling wieder in die böhmischen Bäder sich zu begeben, ziehen alle andern Städte Prag vor. Der mächtigste Rivale in dieser Beziehung ist Dresden, die kleine, freundliche, freie Residenz. Nicht blos, daß die alte Czechen-Stadt so grau und trübe, so schmal und eckig, so dumpf und schweigsam; sondern die Bewohner sind so düster-ernst und schwer, jeder Mann scheint eine hussitische Wagenburg, die Gesichtszüge sind bitter wie böhmisches Bier, aus den Augen flammen brennende Klöster, die einzelnen Worte haken sich ein wie scharfgespitzte Morgensterne, und die Handbewegungen lassen jeden Augenblick einen Fenstersturz befürchten. Zum Glück liegen überall Misthaufen, und man kommt eben so unbeschädigt davon, wie damals Slawata. Für Vergnügensuchende, für Kranke ist dies freilich keine wünschenswerthe Umgebung, obwohl ein Ersatz dafür zu Gute kommt, den keine andere Stadt bieten kann. Geschichtliche Erinnerungen treten hier massenweise und hellfunkelnd hervor, wie die Sternbilder am südlichen Himmel; überall Historie, die Straßen sind Chroniken, die Häuser steinerne Blätter und die Paläste marmorne Bilder darin, aus jedem Schritte hallt eine Begebenheit, aus allen Erkern und Thürmchen sehen merkwürdige, stirngefurchte Männer, wohin das Auge fällt, denkwürdige, thatenreiche, folgenschwere Geschichte. Dort von dem Wyssehrad (sp. Wischehrat), dem Sitz Libussa's und der Herzoge, von dort stürmte nächtlich Zizka (sp. Schischka) mit seinen Horden in die Stadt; — dort wieder die majestätische Burg mit dem emporstrebenden Dome, hinter welchem der weiße Thurm mit der eisernen Jungfrau versteckt ist; — zu Füßen der Burg steht der Wallenstein'sche Palast, wo jetzt Concerte gegeben werden; — die Pferdeställe, worin Rudolf Audienzen ertheilte, sind durch das Observatorium verdeckt, wo er die Sternenschrift lesen wollte; sein Astronom, Tycho de Brahe, der aus Hofetiquette an verhaltenem Harndrange starb, liegt unten in der Teinkirche begraben. O, der Raum zwischen dieser Kirche und dem Rathhause vis à vis, der altstädter Ring genannt, wie viel Historie ist hier aufgespeichert! Lebende Gestalten kommen und sprengen vorüber: der ritterliche Georg von Podiebrad und der Schattenkönig Koribut, der kriegerische Johann von Luxemburg, der durch ein Spießrennen ein Auge verlor, und das zweite durch die Unwissenheit eines jüdischen Arztes, Haufen Taboriten sind herumgelagert, und Rokyzana geht tückisch durch die Fähnlein; zwischen den beiden Kirchthürmen, wo jetzt die Mutter Gottes steht, war ein großer Kelch aufgestellt, außen blank, innen voll Blut. Das Pflaster dieses Platzes erzählt, wie man es aufgerissen, und Galgen und Schandpfähle eingepflanzt, und Bürger und Fürsten darauf gesteckt hat. — Jetzt ist alles geändert; die Alten erinnern sich nur noch dunkel der Blutscenen, des Bartholomäus-Jahres (Frankreich hatte nur eine Bartholomäus-Nacht) 1620. Seitdem wurden auf diesem Ringe nur gemeine Verbrecher gestäupt und gebrandmarkt, noch jetzt zuweilen wird eine Kupplerin hier an den Pranger gestellt. In der Mitte erhebt sich eine Marienstatue, welche auf Mandat des großen Joseph weggerissen werden sollte, um dem Unfuge der Gassengebete zu steuern; allein er starb, die Statue wurde restaurirt, und Dienstmägde und alte Weiber plärren im Vorübergehen ein Liedchen zum Lobe der Jungfrau. Nebenan ist ein Wachthaus, und der Soldat beim Schilderhäuschen schreit sein „Gewehr raus“, daß die heil. Mutter Gottes, in der Statue und zwischen den Thürmen, gewiß erschreckt und Respect bekommt vor den weltlichen Herren. Stille und Friede herrscht; die schwarzbekutteten und die weißjackigen Regimenter halten die Ruhe aufrecht, und die kleinen Diebe werden durch die vielen, vielen Wachen mit den grauen Hosen und harten Stöcken im Zaume gehalten. Alle feierlichen Aufzüge gehen ohne Lärm, ohne Streit, ohne Zank vorüber. Bei den Wachtparaden hört man nur das Commando, bei den Processionen nur den Gesang, und bei den Landtagen, sonst so stürmisch und blutig, hört man nur das Scharren der Kratzfüße und das Klirren der goldenen Ehrenketten bei den häufigen Bücklingen und Ja-Nicken. — Die Fremden finden dies nicht erlustigend, nicht erheiternd; sie fühlen sich bedrückt und beengt, diese Stille erinnert sie an das Grab und die eigene Krankheit, während sie hier doch neues Leben, Gesundheit und Wohlsein holen wollen. Sie wenden daher rasch den Rücken und eilen davon. Nicht einmal unsere Frauen vermögen sie zurückzuhalten; — vielleicht liegt auch in diesen etwas Zurückscheuchendes, Frostiges? — ich will es ein wenig untersuchen.

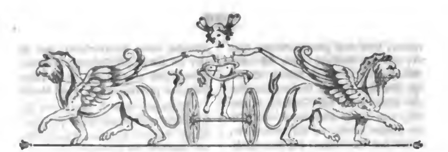
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Zur sächsischen Geschichte.]

Vom Geh. R. von Langenn erschien (Leipzig, Hinrichs) ein wichtiger Beitrag zur sächsischen Geschichte, eine Monographie über den Herzog Albrecht den Beherzten, den Stammvater des königlichen Hauses. Zu dieser für die Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts höchst wichtigen Darstellung standen dem Verfasser seltne archivalische Quellen zu Gebot.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 248. — den 18. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

Forstberg lächelte über diese edelmüthige Schwärmerei, aber der Gedanke in ihm wurde fester, daß Rosaliens Liebe selbst erkaltet sei, und es ihr keine große Ueberwindung gekostet habe, einen Mann aufzugeben, dessen grübelnde Kälte einer heftigen Leidenschaft so schroff entgegenstand. Er betrachtete die hohe, schlanke Gestalt, das edle Gesicht mit den großen lebendigen Augen, und er sagte sich selbst, daß Rosalie, ohne schön zu sein, wie Sidonie, einen unendlich höheren Reiz besitze, den Reiz einer fesselnden Anmuth, jenen Gürtel der Grazien, ohne welchen die Schönheit bald in Gleichgültigkeit stirbt. Sidonie war eine Dame der Gesellschaft, ein Kind ihrer augenblicklichen Einfälle, eine verzogene Göttin des Salons, die in der leichten Sprache des alltäglichen Umganges sich mit Feinheit und Selbstgefühl bewegte, und für witzig und geistreich galt, weil sie mit Laune oder Malice über Alles zu sprechen wußte. Rosalie schöpfte aus der Tiefe eines klaren Verstandes, und ihre Worte bildeten Ausdrücke von Gedanken, die nachhaltig aus einem reichen Herzen kamen. Es war eine Mischung von Geist und Gemüth, die selbst in den geringsten Beziehungen sich kund machte; sie lebte in einer Welt voll idealer Gestalten und Träume; aber sie gab sich ihnen nicht hin, sie täuschte sich nicht selbst, sondern verknüpfte sie nur mit der realen Wirklichkeit, und suchte dieser eine schönere Fassung zu geben.

Forstberg fühlte sich stets mehr angezogen von der edlen, würdevollen Ruhe und Sicherheit dieses seltenen Mädchens. Als Stern ihr Herz einzunehmen schien, hatte er diesen nie um einen Besitz beneidet, der ihm schimmernd, aber auch kalt, wie Erz, erschien; jetzt sah er, wie unter der weißen Decke ein grüner Frühling webete, eine Herzensgüte, ein warmes heißes Leben, das mühsam nur von dem beherrschenden Willen gebändigt wurde.

Er kam wieder und immer wieder, und mit jedem Male lernte er sie mehr bewundern. Die zarte Liebe und Aufmerksamkeit für den alten Vater rührte ihn tief. Der Professor war oft mürrisch und launenvoll, wie Künstler sind, die ein Leben hinter sich haben, welches, ihrer Meinung nach, ihnen nur schmerzlichen Undank gegeben hatte. Rosalie wußte diese finstern Wolken des Kummers von seiner Stirn zu scheuchen, und je öfter sie wiederkehrten, je mehr war sie bereit, alle frohe Laune, alle Heiterkeit und tausend schöne Träume hervorzusuchen, bis der letzte traurige Gedanke verschwunden war. Erst wenn das sorgende Gemüth des alten Mannes sich beruhigte, wurden ihre freundlichen Züge ernst und nachdenkend, und mit gewaltsamer Anstrengung schien sie die inneren Schmerzen zu besiegen. Forstberg wagte nicht zu reden. Ihre bittenden und befehlenden Blicke schienen ihm zu gebieten, den heiligen Kummer nicht anzutasten. Er versuchte daher lieber, sie zu zerstreuen, er erzählte ihr das Neue des Tages, gemischt mit tausend komischen Vorfällen des Lebens, und er war

ein geschickter Erzähler, denn bald gewann Rosalie dann ihre Ruhe wieder, und das Gespräch erhob sich unbemerkt aus der Alltäglichkeit zu einem höheren Standpunkte. Sie zeigte ihm ihre kleinen, künstlerischen Versuche; der Professor tadelte diese, und Forstberg vertheidigte ihren Werth; man sprach über Kunst und Wissenschaft, man zog Bücher hervor, die Meisterwerke der Dichter; Rosalie las mit ihrer süßen, begeisterungsfähigen Stimme, und es gab einen Austausch von Gedanken, die einen tiefen Eindruck auf den jungen Finanzrath machten. Er fühlte sich erhoben durch ihren Umgang, eine edle Vergeistigung trat in sein Leben, und Antheil an Interessen stellte sich ein, welche er früher abgewiesen oder verspottet hatte. — Seinen lebhaften Bemühungen gelang es, eine freundliche Wohnung zu einem sehr billigen Preise zu finden. Ausnehmend gefiel Rosalien das kleine Häuschen, welches getrennt von großen Vorgebäuden am Eingange eines schönen Gartens stand, und von ihnen allein bewohnt werden sollte. Die neu gemalten Zimmer wurden von dem letzten falben Laube der Rebe verdüstert, welche an der ganzen Breite emporstieg, und schwermüthig sprach der Wind mit den alten Linden und Ulmen, die gespenstisch grau in langen Reihen an der andern Seite hinabstanden. Rosalie vergaß, daß der nahende Winter hier einsam, öde und lang sei. Sie dachte an den Frühling, der diese weiten Räume mit Laub und Blüthen füllen würde, und der schwermüthige Zug ihres Herzens fand eine wohlthuende Nahrung in dem Contraste der heimischen Wohnlichkeit dieser stillen Gemächer und der tiefherbstlichen Todesnähe der Natur, welche mit jedem Blicke nach Außen sich fühlbar machte.

Rosalie wußte nicht, daß der Besitzer des Hauses ein Freund Forstberg's sei, durch dessen Vermittelung nicht allein der Zins so unbedeutend gestellt ward, sondern mancherlei Bequemlichkeiten, welche die Zimmer zierten, auch freundlich den neuen Bewohnern überlassen wurden. Forstberg wagte es nicht, seiner stolzen Freundin irgend ein Zeichen seiner thätigen Theilnahme zu bieten, welche sein Reichthum ihm leicht machte. Er fühlte so zart wie Rosalie, und erkannte, daß ein solcher Eingriff ihr schönes Verhältniß gestört haben würde. Mit großer Behutsamkeit that er, was er thun mußte, und mit den reinsten Empfindungen sah er sich als den geheimen Schöpfer so mancher kleinen Freuden, die das geliebte Mädchen in ihrer Einsamkeit glücklich machten. Der alte Professor war entzückt über die schönen warmen Teppiche in den Zimmern, die der Besitzer so bereitwillig darin gelassen hatte, und Rosalie freute sich über ein klangvolles Instrument, welches unter dem Vorwande, daß man keinen Platz dafür habe, mit der Bitte, es zu benutzen, ihr ganz überlassen war.

Bald war Alles so zierlich und sorgsam eingerichtet, so traulich und bequem jedes Plätzchen, und eine wohlthätige, sinnende Ruhe lag so zauberisch über dem Ganzen, daß Forstberg die Lobsprüche über den freundlichen Geist nicht unterdrücken konnte, der hier so anmuthig gewaltet hatte. Rosalie lächelte und führte den Freund vor ihre neueste Arbeit, ein kleines zierliches Bildchen. Es war das Häuschen selbst und der große Garten, mit den einzelnen düsterrothen Malven und schwankenden Astern zwischen entlaubten Bäumen und Gehegen. Die Abendsonne warf einen letzten zitternden Blick durch die Zinten des kalten Herbsthimmels, und vor der Thür des Häuschens beleuchtete sie zwei jugendliche Gestalten, deren Hände sich vereinten, während ein Greis in Silberhaaren die Augen gedankenvoll zu dem Hoffnungssterne erhob, der leise und einsam über ihm aus den Nebeln der Nacht trat. Forstberg erkannte leicht, daß er es sei, der hier neben der holden Meisterin stehe, und eine heilige Freude glänzte in seinen Blicken. Er vorzüglich hatte Rosaliens Eifer geschürt, ihr schönes Talent weiter zu bilden, und gegen ihr Vorhaben geredet, Musikunterricht zu ertheilen, ein Gedanke, der ihm peinlich und verletzend war. Die kleinen Bilder, welche sie seitdem gemalt hatte, waren immer auf seinen Betrieb durch Andere für ihn erkauft worden, und diese scheinbare Anerkennung hatte allein den Widerspruch und Tadel des Vaters erstickt, der seiner Tochter stets mit großer Hartnäckigkeit entgegentrat und den Undank der Welt gegen die Kunst und die Künstler aus seinem eigenen Beispiele vorstellte. —

Mit vergessender Heftigkeit ergriff Forstberg Rosaliens Hand und drückte diese zitternd an seine Brust. „Dies Bild," sagte er, „muß mir gehören, Sie müssen es für mich bestimmt haben, es darf keinem Andern zukommen."

„Nur für Sie ist es bestimmt," versetzte Rosalie lächelnd. „Ja, mein theurer Freund, einst, wenn Sie nach langen Zeiten an Stunden zurückdenken, die mir ewig lieb und werth sein werden, soll dies Bild Ihnen mein eigenes zurückrufen."

Forstberg wollte eine schnelle und vielleicht entscheidende Antwort geben. Sie sprach aus seinen glänzenden feuchten Augen und schwebte auf der geöffneten Lippe.

Plötzlich aber senkte er den Blick, und verdüstert, wehmüthig legte er die Hand auf die hohe Stirn.

Rosalie beobachtete ihn und führte ihn hinaus in den glänzenden Abend. Der Himmel hing voll zahlloser Sterne, deren funkelnde Pracht einen sanften Dämmerschein über den stillen Garten warf. „Sie sind betrübt, mein Freund," sagte sie sanft. „Es geht etwas in Ihrem Herzen vor, das Sie mir verbergen wollen."

„Nichts, meine theure Rosalie, nichts," versetzte er abwehrend.

„Und wenn ich es wüßte," erwiederte sie. „Ich verstehe Ihr plötzliches Verstummen, Forstberg. Ihre edle Freundschaft empfand plötzlich für mich einen Schmerz, den ich nicht mehr kenne. Heut ist Stern's Hochzeitstag, ich weiß es, und während wir hier einsam stehen, während meine Hand in der Ihren ruht, und die Minuten gehen und kommen, sitzt er an der reichen Tafel, oder sein Arm ruht um Sidoniens Leib, und sein Mund trinkt ihre Küsse. Ja, ich höre ihr Liebesgeflüster, es ist mir, als sprächen die Sterne davon; aber ich bin ruhig, mein Freund, mein Puls hat keinen schnelleren Schlag, und in mir ist es Frieden. Frieden mit der Welt, mit mir und mit Gott."

„Ist eine solche Ergebung, eine solche Stille des Grabes Frieden zu nennen?" sagte Forstberg. „Dürfen Sie ungestraft die Schwächen der menschlichen Natur abwerfen, die sanften Schwächen einer beleidigten Weiblichkeit? Es wäre mir lieber, Rosalie, Sie zürnten und weinten, bis die Leidenschaft sich erschöpfte, und auf der Ruhe neue Hoffnungen wüchsen."

„Sie verstehen mich nicht, mein theurer Freund," versetzte sie. „Ich leide auch, mein zagendes Herz will den Trost in Thränen, und öffnet sich dann in neuer Stärke, nicht in Erschlaffung, den Hoffnungen. Diese bringen mir Versöhnung, Ausgleichung, Erhebung; sie sind ein stolzer Strom, der eine wunderbare Kraft in mir entzündet. Keine Stille des Grabes ist mein Friede; er geht weit darüber hinaus, über Himmel und Sterne und über alle Zukunft. Verstehen Sie mich nun?"

„Ich bewundere Sie," sagte Forstberg leise.

„Das ist ein kaltes Wort," erwiederte Rosalie. „Es gibt zwei Welten, Forstberg. In der einen liebt und haßt man, wenn Leidenschaft und heißes Blut uns beherrschen, und das sogenannte Schicksal treibt mit uns sein launenvolles Spiel; die andere aber öffnet sich uns erst, wenn wir den Kampf mit uns selbst bestanden haben, wenn das kleinliche Getriebe des Lebens hinter uns liegt, und das Herz groß und tief genug empfindet, sich mit dem unvermeidlichen Schicksale der Menschheit zu versöhnen. Seine Dornen haben auch mich verwundet, und mancher Schmerz steht mir wohl noch bevor, aber gewiß auch manche Freude. Ich klage nicht, daß ich leide; es liegt in dem wechselnden Verhängniß, es ist die menschliche Bestimmung, welche erfüllt werden muß. Ich bin versöhnt mit Allem, was mich treffen kann, denn ich weiß, es verrinnt wie die Zeit, deren Kinder wir sind; und ich hoffe und vertraue und suche in mir selbst den nöthigen Schutz vor unserem Erbtheil, der Schwäche."

„Und haben Sie Stern geliebt?" fragte Forstberg fast ängstlich.

„Heiß geliebt, wie mein Herz lieben kann," versetzte sie mit zitternder Stimme.

„Und das Gefühl, das Sie Schwäche nennen, Rosalie, ergreift Sie nicht in dieser schmerzlichen Stunde?"

Sie blickte stumm zum Himmel auf, und mit unendlicher Wehmuth sah sie dann den Fragenden an. „Gute Nacht, mein Freund," sagte sie und reichte ihm die Hand. „Es ist spät und ich habe noch viel zu schaffen."

Rasch entfernte sie sich, und erglühend und im Streit mit sich selbst blieb Forstberg lange stehen. Bald drangen Töne der Musik aus dem Zimmer, Beethoven's unsterbliche sehnsuchtsvolle Klagen, die heiligste Erhebung einer Seele, welche in Schmerzen und Zweifeln sich verliert und irdische Bande abstreifend sich zum Himmel rettet. Forstberg lehnte an der Einfassung des Geländers, und sein Blut rollte fieberisch. Zwei Gewalten stritten in seiner Brust. Eine heiße Hingebung an dies seltsame schöne Wesen, und ein geheimes Grauen vor dieser unnatürlichen Kraft. — So versunken in sich selbst, sah er nach einer Weile den Professor kommen und bei sich vorüber in das Haus gehen. Die Töne schwiegen und Forstberg eilte in seine Wohnung und wachte sinnend bis tief in die Nacht. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Prag. (Forts.)

[Charakteristik der Böhminnen.]

Man muß unter den heutigen weiblichen Bewohnern Böhmens einen scharfen Unterschied beobachten. Seit zwei Jahrhunderten ist viel deutsches Blut, besonders österreichisches hier eingemischt worden, und die echt czechische Race wäre sicher gänzlich corrumpirt, besäße sie nicht eine consolidirte, überwiegende, unverwüstliche Natur. Hat man die Urform aber erkannt, so erkennt man auch die Abarten so leicht wie Creolen und Mestizen. Die Czechin hat etwas

mehr als mittlere Größe; die Gestalt ist plastisch, nicht auffallend und in die Augen springend, sondern beim ersten Blicke wohlgefallend, zu öfterer Betrachtung anziehend, dann die Sinne bestrickend und endlich herrisch fesselnd. Sie überrumpelt nicht bei Nacht und Nebel, sie unterjocht nicht die Wehrlosen, sie sucht keinen Kampf, ja sie rüstet sich nicht einmal! denn Alle, die sich nahen, haben weiße Friedensflaggen ausgesteckt, legen die Waffen zu ihren Füßen, und ergeben sich auf Gnade. Läßt sie sich besiegen, so ist es eine Verabredung, wie der General auf der Wachtparade zurückgejagt und im Uebungsmanövre geschlagen wird. In den einzelnen Partieen des Körpers herrscht bald das Slaventhum vor, bald die Antike, dann asiatische Urzüge und originelle czechische Formen. Die Form des Kopfes ist reinster kaukasischer Abstammung, das Oval des Gesichtes griechisch. Dunkles Haar, nie schwarzes, selten helles, während die Männer größtentheils blondes haben, lang und stark, zu mehrfachen Flechten geeignet, nicht zum Ringeln; die Stirn nicht hoch, matt auslaufend an den weichen, breiten Augenbrauen; gerade, starke Stumpfnase zwischen dunkelblauen, offenen Augen; die Wangen parallel mit den Schläfen, wodurch der schneidend scharfe Zug der etwas vorstehenden Backenknochen geglättet wird; das Kinn vollrund und ein wenig aufstrebend; der Mund mittelbreit, die Lippen blaßroth, nicht stark geschwellt; die Zähne lang, breit und schneeweiß. Der Teint ist bräunlich-roth; der Blick aus der Tiefe kommend, ruhig, warm, und sich sanft verschmelzend mit der Schwermuth, welche von den Augenwinkeln ausläuft, sich um Nasenflügel und Mundwinkel schlängelt und in der Kinngrube versiegt. Diese Schwermüthigkeit ist die hervorstechende slavische Eigenthümlichkeit, welche das Finstere des Antlitzes zur Dämmerung erhellt, und wodurch die Härte und Sprödigkeit des Ausdrucks gesänftigt wird; der Ernst dagegen bleibt unversehrt und unverlöschlich. Er kreuzt durch alle Richtungen, verdüstert selbst die vollen, langbewimperten Augenlider und stempelt die ausgesprochene Lüsternheit von Kinn, Lippen und Nase zur Genußsucht; ein ewiges autodafé der eigenen Lust. —

Hals, Nacken und Busen, letzter mehr durch den hochgewölbten Brustkorb als durch eigene Fülle hervortretend, erfreuen durch das schönste Ebenmaß, nicht durch Ueppigkeit; nur die ein Bischen hochgehaltenen Schultern stören die Harmonie. Die Arme sind voll, rund und festfleischig, während die Hand weich, ein wenig breit und die Finger lang; weniger passend zu Toilettestickereien und zum Lauteschlagen als zum Pflügen. Die Formation des Unterleibes endlich ist so excellirend, daß schon in den ältesten Sprüchwörtern davon Erwähnung geschieht: hierdurch erklärt sich auch die Gesundheit, die physische und psychische Kraft, die lange Lebensdauer und die Fruchtbarkeit der Czechin, und es ist eine Bürgschaft für die Fortpflanzung dieses schönen Stammes. Gleichmäßig mit den Hüften ist auch das Bein — Sichelbeine gehören zu den Raritäten — rund und stark, wodurch der Zierlichkeit des Fußes allerdings ein Eintrag geschieht; dafür ist der Schritt fest, der Gang sicher und die Haltung aufrecht und frank, wie ein Leuchtthurm auf einen Felsenvorsprung basirt. Deshalb ist die Czechin auch eine gewandte Tänzerin, bei den flüchtigsten Fußbewegungen und Drehungen nicht schwankend, obwohl sonst Raschheit nicht zu ihren Tugenden gehört; selbst die Hand- und Armactionen gehen etwas schwerfällig von Statten, die Masse ist zu compact, zu markig für flinke Motionen. Hierzu kommt noch ein volltönendes Organ, eine Mezzo-Sopran-Stimme, welche außer der böhmischen Sprache nur das Hochdeutsche anpaßt; dieses klingt rein und wohl, und es ist eine interessante Frage, wie sich diese nördliche Mundart hierher verirrte, und in der Nachbarschaft der singenden Sachsen, Oberländer, der Baiern und Oesterreicher sich erhalten konnte. —

Dieser Gestalt, welche man in den böhmischen Bezirken und in den untern Volksklassen reinblütig findet, so wie dem ganzen Wesen der Czechin kann man nur bei flüchtiger Betrachtung Anmuth und Zartheit absprechen; sie besitzt Grazie, aber entfernt von aller Süßlichkeit und Verzärtelung. Nicht fein und nett, sondern energisch, männlich, kraftbewußt, mit würdigem Ernste tritt die Czechin dem Manne entgegen; sie wünscht ein gehaltvolles Gespräch, sucht Scherze einzuflechten, lacht über derbe Späße, wendet aber den Rücken bei equivoquen Redensarten. Sie ist nicht beredt, und doch verheimlicht sie nichts, — außer ihre Liebe; sie liebt aber nicht, um zu schwärmen, um ein zerrissenes Herz zu bekommen, sie empfindelt nicht und seufzt nicht, sondern trachtet den Gegenstand ihrer Neigung zu besitzen. Den Mondschein hat sie gerne, weil man bei Nacht tanzt und kost; das Nachtwandeln ist häufig, aber nicht mit dem Schatten, sondern mit dem Geliebten. Nicht der schöne, sondern der kräftige Mann erwirbt leichter ihre Gunst, und sie bleibt ihm treu, so lange er ihre Achtung nicht verliert. — —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

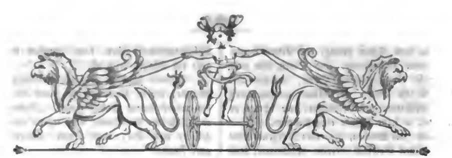
[Englische Eisenbahnen.]

Seit einem halben Jahre wird die London-Birmingham-Bahn in ihrer ganzen Länge befahren. Die Ergebnisse in Bezug auf die Interessen sind sehr günstig. Man macht in England Wetten, daß die Dividende des ersten Jahres 20 pCt. übersteige, da sie bereits im ersten Halbjahre 15 pCt. erreicht. Dagegen rentirt von allen englischen Eisenbahnen die London-Greenwich-Bahn mit ihren kostspieligen Viaducten am wenigsten. — Auf der Liverpool-Manchester-Bahn sind seit den acht Jahren ihrer Eröffnung fünf Millionen Menschen gefahren, und von diesen nur zwei durch Unfälle umgekommen, welche das plötzliche Zusammenstoßen der Wagen verursachte.

[Conversationslexikon für Weintrinker.]

Hellrung nennt sich der Mann, der die Wissenschaft des Weintrinkens ebenfalls durch ein Conversationslexikon zu dasiren unternommen. Das erste Heft (Magdeburg bei Richter) erschien bereits, alphabetisch geordnet, natürlich, denn wer hier A sagt, muß auch B sagen. Wir finden hier eine Geographie des Weines und eine Geschmackslehre des Genusses.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 249. — den 20. December 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

6.

Stern's Hochzeitstag war vorübergegangen, und er befand sich im vollen Glücke des Besitzes einer liebenden, schönen Gattin. Auch die Eltern hatten ihm weniger wahre Noth gemacht, als er glaubte. Der alte Stern hatte sich mit vieler Vorsicht benommen, und so wenig wie seine geputzte Gattin einen Anstoß erregte, dennoch aber waren die einfachen Leute der Gegenstand der größten Sorge des geängstigten Brautpaares und die Ursache einer fortgesetzten peinigenden Unruhe gewesen.

Man hatte sie neugierig betrachtet, und die wenigen Worte, welche sie sich erlaubten, belächelt. Man flüsterte sich da und dort etwas zu, und Stern glaubte jedesmal zu verstehen, daß es ein hämisches Urtheil über die verlegenen Alten sei. Er erröthete vor Zorn und Schaam und hatte doch nicht den Muth, durch ein freies, edles und würdiges Entgegenkommen seine Eltern und sich selbst zu ehren. Sidonie, welche am Tage zuvor mit so vieler Herzlichkeit sich benommen und die leisen Entschuldigungen ihres Verlobten eifrig abgewiesen hatte, indem sie erklärte, daß der brave Mann im schlechten Rocke ihr unendlich mehr gelte, als ein besternter Narr, die Eltern ihres Gemahls aber ihre theuern Verwandten seien, die Jedermann ehren solle und müsse, war nun nicht minder verwirrt in der glänzenden Gesellschaft; und ein glühendes Roth bedeckte ihre Wangen, als sie die Präsidentin mit dem alten Stern reden sah, der unbefangen von seinen Verhältnissen, seinem Treiben und Leben erzählte, und dann der höhnische Blick der alten Dame sich auf sie richtete. Erst mit dem Ende des Festes hörte die Sorge auf, und die nächsten Tage waren im Freudenrausche des jungen Glücks nicht geeignet, eine unmuthige Empfindung auftauchen zu lassen. Sidonie behandelte die Eltern ihres Mannes mit aller Schonung, aber doch mit einer gewissen vornehmen Herablassung, und leise Zeichen einer wachsenden Unruhe umwölkten ihren Blick, wenn bei den verschiedenen Gesellschaften und Besuchen die alten Leute gegenwärtig waren.

Mit dem Medicinalrath war es anders. Sidonie hatte die Gegenwart der Eltern am Hochzeitstage theils als ein nothwendiges Uebel betrachtet, theils war es eine edelmüthige Empfindung, oder eine Eitelkeit, mit welcher sie, der Welt gegenüber, sich als frei von albernen Vorurtheilen zeigen wollte; aber ihre Erziehung und die wankelmüthigen Eindrücke des Blutes, denen sie allein folgte, überwältigten bald ihre Vorsätze. Mit jedem Augenblicke ward ihr die Nähe dieser Menschen lästiger, und jeder Besuch verstärkte ihr Widerstreben.

Stern dagegen war nur am ersten Tage verwirrt und von falschen Gefühlen bewegt. Bald hatte er auch Gelegenheit, zu bemerken, daß Viele der Achtungswerthesten dieser freimüthigen Anerkennung der edelsten Pflichten gegen seine Eltern Bewunderung zollten. Er warf mit Stolz die erniedrigende Schaam fort; in der

großen Wohnung war Raum genug, den Eltern wurde ein schönes Zimmer eingeräumt, und Stern war nun in seinem Hause der zärtlichste Sohn, welcher mit wachsender Liebe die Eltern vor Allen auszuzeichnen strebte, und rücksichtslos nicht bemerkte, wie schwer es Sidonien wurde, in seine Freude einzustimmen.

Endlich nach zwei Wochen, als eines Morgens beide Gatten im zärtlichen Gespräch vereint plauderten, kam es zu einer Erklärung. Sidonie hatte lange von den Vergnügungen des Winters, von Gesellschaften, Putz und häuslichen Angelegenheiten gesprochen, als sie plötzlich fragte, wann wohl die Eltern wieder abreisen würden?

„Wünschest Du, daß sie reisen?" sagte der Medicinalrath lächelnd.

„Ich denke," versetzte sie schmeichelnd, „wir geben in der nächsten Woche den großen Ball, wo wir nöthig alle Zimmer gebrauchen. Und, offen gestanden, lieber Gustav, Du wirst einsehen, die alten Leute passen nicht zu unsern Kreisen, sie sind nicht gewöhnt, sich hier zu bewegen, und wie sie ihr eigenthümliches Leben vermissen unter ihren Genossen, die sie verstehen, so geht es auch uns."

Stern war schmerzlich berührt von dieser Erklärung. „Des Balles wegen also," sagte er, „soll ich meine Eltern zwingen, abzureisen."

„Früher oder später muß es ja doch sein," erwiederte sie. „Ich fordere das nicht, aber die Welt, die Umstände. Es sind herzensgute Menschen, aber, Du verstehst mich, lieber Gustav, es ist doch für das gebildete Gefühl unmöglich, sich mit ihnen auszugleichen."

„Und wenn meine Eltern nun immer hier in der Stadt bleiben wollten?" sagte Stern.

Sidonie erröthete. „Ich hoffe," sagte sie hastig, „Du wirst einsehen, daß das nicht angeht."

„Ich sehe nun ein," erwiederte Stern, „daß ich mich täuschte; allein so lange meine Eltern bleiben wollen, ist dies Haus das ihre."

„Dann," sagte Sidonie zornig aufstehend, „möchtest Du leicht Dich noch mehr getäuscht haben. Das Schrecklichste in der Welt ist, sich lächerlich machen."

Sie wollte sich entfernen, als die angelehnte Thür des Zimmers geöffnet wurde, und der alte Stern schnell hereintrat. „Halt! Frau Tochter," sagte er, „nicht dort hinaus. Ich komme, Euch zu sagen, daß unsere Zeit hier abgelaufen ist. Wir müssen nach Haus, je eher je lieber, ich und die alte Frau, die drüben schon Alles zusammenpackt. Und so muß es denn an ein schnelles Abschiednehmen gehen, denn draußen in der Vorstadt geht ein Wagen früh ab."

Sidonie stand in großer Verwirrung vor dem alten Manne, der in seiner groben Hand die ihre hielt, und die andere seinem Sohne reichte. „Meine Kinder," sagte er, „laßt nie die Sonne über irgend einem Zorn untergehen, und Du, mein Sohn, umarme gleich Deine gute Frau."

„Wollen Sie mich beschämen mit meinem Unrecht, das Sie hörten!" rief Sidonie und senkte beschämt den Blick.

„Ich habe nichts gehört," sagte der alte Stern und bemühte sich zu schmunzeln. „Aber ich weiß, daß meine Frau Tochter ein braves gutes Herz besitzt."

Sidonie warf sich an die Brust ihres Mannes und eine zärtliche, stumme Versöhnung ward geschlossen. Die alten Eltern reisten. Der Ball ward gegeben, glänzende Feste folgten und die kleine Störung war vergessen. Sidonie war zu schön, und ihr Gemahl fügte sich leise seufzend ihren Wünschen und Bitten, wie oft er diese auch als thöricht erkennen mochte. Von Natur einfach und mäßig und durch Erziehung und Schicksale an ein weise Sparsamkeit gewöhnt, war Stern keinesweges, und aus verschiedenen Gründen, ein Freund großer Kreise. Seinem ernsten Charakter sagte dies leichte Treiben wenig zu, und wie sein Geist keinesweges geeignet war, in der Gesellschaft zu glänzen, so hielt er es selbst der Würde des Arztes nicht angemessen, irgend eine Eigenschaft zu cultiviren, welche den Mann der Mode und des Tages bezeichnet. Gern hätte er, der bei seiner wachsenden Geschäftigkeit vom frühsten Morgen an bis zum Abenddunkel ununterbrochen thätig war, die wenigen Stunden, welche ihm zur Erholung blieben, in häuslicher Stille an der Seite einer geliebten Frau und im Kreise weniger Freunde verlebt; aber Sidoniens Sinn war diesem Verlangen ganz entgegen, und Stern sah sich gezwungen, ihren Wünschen nachzugeben, denn mit welchem Rechte konnte er der jungen, schönen und lebenslustigen Frau zumuthen, einsam mit ihm zu sein und Einladungen auszuschlagen, da ihr ganzes Sinnen nur darauf gerichtet war? Er fühlte sehr wohl, daß er Sidonien einen Ersatz schuldig sei für die einsamen Stunden der ganzen langen Tage, wo er seinen Beruf erfüllte, und die, nie sich verändernd, Monate, Jahre, ihr ganzes Leben über ihn größtentheils von ihr entfernten. Daß sie den häuslichen Sinn nicht zeigte, bedauerte er, aber er entschuldigte es auch. Sidonie war im Genuß des Lebens erzogen, in verschwenderi-

schen Vergnügungen erwachsen, und Zerstreuung, Erfüllung ihrer Ansprüche, war ihr das erste Bedürfniß des Glückes. Grausam wäre es gewesen, hätte er gewaltsam beschränken wollen, was sie nicht freiwillig zu opfern geneigt war. Nur das Eine betrübte ihn, daß sie nicht erkannte, was er that; daß sie ganz natürlich fand, was er unter geheimen Qualen erfüllte, und nicht selten mit ihm schmälte, wenn er, nach ihrer Ansicht, zu spät erschien, um sie zu einem Feste zu führen, oder ein plötzlicher Ruf, welchen der Arzt so oft zur unbequemen Zeit empfängt, ihn von neuem entfernte. Gern hätte sie es gesehen, und als Zeichen der Liebe betrachtet, wenn er in solchen Fällen ihr Vergnügen seiner Pflicht vorgezogen hätte; allein in diesem Puncte war er unerbittlich, und nach einer ernsten Scene, in welcher er mit Strenge erklärte, niemals mehr eine solche Zumuthung hören zu wollen, wagte Sidonie nichts wieder.

Eine andere Ursache des wachsenden Unmuthes waren die großen Kosten, welche ein glänzender Haushalt und die gehäuften Vergnügungen sowohl, wie die Prachtliebe der jungen Frau hervorriefen, die eben so wohl durch Geist, wie durch blendenden und theuern Schmuck Neid und Bewunderung zu erregen suchte. Im Hause ihrer Eltern war sie an volle Befriedigung der feinsten und ausgesuchtesten Toilette gewöhnt und keineswegs hatte Sidonie die Begier nach der berauschenden eitlen Lust verloren, welche der Centralpunkt so vieler weiblichen Sehnsucht ist.

Der Geheimrath hatte sich daran, wie an den eigenen Gelüsten der Tafel ruinirt, denn trotz seines großen Gehaltes waren beträchtliche Schulden gemacht worden, und die vielen Ansprüche Sidoniens wurden nicht von einem equivalenten Nadelgelde begleitet. Stern's Einnahmen waren beträchtlich, allein mit geheimer Furcht berechnete er, daß sie doch nicht hinreichen würden alle Ausgaben zu decken, und finstere Falten zogen sich auf seiner Stirn zusammen, als er die vielen laufenden Rechnungen empfing, welche größtentheils Sidoniens Lust an Dingen zuzuschreiben waren, die er als Verschwendung mißbilligte.

Aber diese Falten glätteten sich bald wieder unter Sidoniens Küssen und Bitten. Er liebte die schöne Schmeichlerin, welche so süß und unbefangen über seine leisen Vorwürfe lachte und, wenn er von dem theuern Preise eines Schmuckes sprach, ihm erzählte, wie reizend sie darin erschienen sei, und welchen Schrei des Neides sie überall erregt habe.

Stern hoffte auf die Zeit, welche seine Gattin zu einer anderen Ansicht vom Leben führen sollte, zuvörderst aber auf das Ende des Winters, wo dann viele Vergnügungen, welche ihm besonders mißfielen, die Soireen und vor allen die Bälle, denen Sidonie als leidenschaftliche Tänzerin vorzugsweise sich hingab, aufhören mußten. Aber der Winter verging und Anderes fand sich, das nicht minder die Gefühle des Unmuths nährte. Der ernste, verständige Mann mit seiner strengen Liebe zur Ordnung war empört über die wenige Sorge, welche seine Gattin ihren häuslichen Pflichten widmete. Betrügerische Versuche der Dienstleute wurden von ihm entdeckt und Vorwürfe erfolgten, welche Sidonie mit Heftigkeit erwiederte. Sie erklärte ihrem Manne geradehin, daß sie keineswegs gesonnen sei, nach dem Ruhm einer wirthschaftlichen Hausfrau zu geizen, und Stern sprach in ungemessenen Worten von den Thorheiten, das Leben in Tanz und Lust zu vergeuden, und aus dem Leichtsinn einen Beruf zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Prag. (Beschluß.)

[Die böhmischen Frauen; Musikalisches.]

Vielleicht daß mancher Leser und viele Leserinnen sich trotz dieser ausführlichen Beschreibung kein deutliches Bild einer Czechin vergegenwärtigen können; aber Jeder wird urtheilen, daß Mundt's Madonna keine Czechin sein kann. Die Oertlichkeit dieses Romans ist auch in einem deutschen Kreise Böhmens. Man findet eher eine Magdalena als eine Madonna. Die ältere Geschichte und Kunst belehrt uns darüber. An dem linken Pfeiler des altstädter Brückenthurmes, nahe an der Brüstung, sieht man aus Stein gehauen einen Geistlichen, durch Kutte und Käppchen kennbar, in gebückter Stellung und an den Füßen eines Frauenzimmers beschäftigt; sie hält sich die fliegenden Röcke mit den Händen zusammen und hat eine spöttisch lächelnde Miene. Man sagt, daß dies Luther vorstellen und als Verhöhnung gelten sollte; allein diese Auslegung kommt gewiß von den geistlichen Herrn, denen doch die Begehrlichkeit nach so lüsterner Kost leicht zu verzeihen ist. Das erzene Standbild Nepomuck's auf der Brücke,

„Der arme Johannussen
Der hat mussen
Sein Leben bussen
In der Moldau-Flussen,"

mag wohl auch etwas von der schönen Königin Johanna zu erzählen wissen; und am linken Ufer ist noch das Badehaus zu sehen, woraus der faule Wenzel nackt entsprang und von Susanna hinübergeschifft und aus der Gefangenschaft gerettet wurde, wofür er sie in sein Bette nahm. — Eine solche Magd, im alten Sinne des Wortes, ist die

Czechin, eine Amazone, eine Wlasta, wie sie Ebert in seinem Epos treffend geschildert hat.

Solche stahlgerüstete Frauen erfordern auch kampffähige Männer, aber nicht Leute, die in Teplitz die Gicht curiren oder in Karlsbad die hämorrhoidalischen Beschwerden erleichtern wollen; kein Wunder also, daß selbst das in Wahrheit schöne Geschlecht diese Fremden nicht hier zu fesseln vermag, sie fürchten eine totale Niederlage im Mägdekriege. Was sonst eine Anziehungskraft besäße, um zu längerem Aufenthalte zu bewegen, weiß ich nicht; Gastfreundlichkeit gehört in Prag zu den Ausnahmen, Ungeselligkeit zur Regel, die häuslichen Cirkel bieten wenig Abwechslung und viel Krähwinkelei, das öffentliche Leben spärliche Erheiterung und selten einen wahren Genuß, wenn nicht in dem Meere ennuyanter Mittelmäßigkeit manchmal ein gastirender Künstler als Fettauge obenaufschwimmt. Prag muß, aus Mangel eigener genügender Production, seine geistigen Bedürfnisse durch Einfuhr befriedigen, so wie Salz von Auswärts geholt werden muß, und wie unter Karl IV. Burgunder-Reben hereintransportirt wurden, um den Wein bei Melnik zu pflanzen. — Ich will die vergangenen Monate überblicken.

In meinem letzten Berichte sprach ich über den Zustand der Malerei, ich möchte heute ein Mehreres über Musik niederschreiben; allein ich habe keine Lust, wie eine trauerfarbige Dohle herumzuflattern und zu krächzen. Es wird viel geschwatzt von dem musikalischen Böhmen, und die Böhmen selbst halten sich für das auserwählteste musikalische Volk; aber wie das auserwählte Volk Gottes sind sie über den Erdboden zerstreut und harren einer baldigen Weltherrschaft, und haben nicht einmal wie die Juden eine vergangene Herrlichkeit. Wer sind denn die ausgezeichneten böhmischen Musiker? wie heißen die Compositeurs, die Instrumentalisten, die Sänger? Wahrlich es ist ein winziges Häuflein. Der Sinn für Musik ist den Böhmen zuzusprechen; sie sind von Natur aus empfänglich dafür, sie lieben sie wie keine andere Kunst, und dieser Sinn veranlaßte Mozart's Aeußerung: die Böhmen verstehen mich. Die Neigung aber beschränkt sich auf Instrumentalmusik; die armen Landbewohner trachten darnach, daß ihre Kinder Geige, Flöte oder ein Blechinstrument spielen lernen. Alle Bettler spielen die genannten Instrumente; und die berühmten böhmischen Musikanten fügen nur noch die königliche Baßgeige hinzu. Das ist die ganze Herrlichkeit des musikalischen Böhmens. Schon Maria Weber, welcher drei Jahre in Prag lebte und dem ein competentes Urtheil Niemand absprechen kann, klagte in seinen damaligen Briefen über den Zustand der Musik in Prag und verwunderte sich über den ausposaunten Ruf. Seit jener Zeit hat es sich nicht gebessert, obwohl einige Talente, besonders wieder Instrumentalmusiker, mehrere Pianisten aufgetaucht sind, welche auf den Namen Künstler Anspruch haben; hingegen die Composition treibt spärliche Blüthen. Tomaschek ist der Einzige, den man mit vollen Ehren nennen kann, und dieser gehört zu den Alten; unter den Jüngern sind eifrig und warm Strebende, aber es ist noch Keiner bedeutend hervorgetreten, alle ihre Productionen waren noch kümmerlich, schulfüchsig und nach dem contrapunctistischen Gängelbande. So haben sich 14 Componisten aus Böhmen zusammengethan, um das „musikalische Album" zu schreiben, welches unter Redaction des Ritters von Rittersberg erschien. Der Zweck, den Erlös den Ueberschwemmten in Ungarn zuzuwenden, verbietet jede Kritik, sonst könnte man eine bittere darüber schreiben. Nur eine einzige Composition darin ist ganz zu loben: das „Notturno von Veit in des," obwohl er sich gar zu ängstlich an sein Vorbild John Field anklammert; alles Uebrige ist theils Mittelgut, theils sündhaft schlecht.

Erfreulicheres nächstens über die Aufführung von Mendelssohns „Paulus." L**.

Notizen.

[Prinzessin Amalie von Sachsen, Königliche Hoheit.]

Das bei Otto Wigand erscheinende Conversationslexikon der neuesten Literatur-, Völker- und Staatengeschichte bringt im zweiten Hefte unter mehreren interessanten Artikeln auch einen Abschnitt über die obgenannte Prinzessin des königl. Hauses, die älteste Schwester des jetzt regierenden Königs Friedrich August von Sachsen, welcher man bekanntlich eine große Reihe dramatischer Arbeiten zuschreibt. Der Art. gibt den 10. Aug. 1794 als den Tag ihrer Geburt an. „Oeffentliche Nachrichten, heißt es unter anderem, bezeichnen sie als Componistin mehrerer nicht mißlungener Kirchenstücke, darunter ein Stabat mater vorzüglich ausgezeichnet sein soll. Sie soll auch mehrere Opern, zu denen sie selbst den Text geliefert, z. B. il figlio perduto, Il marchesino, La casa disabitata u. a. componirt, aber die Aufführung blos vor der königl. Familie gestattet haben. Nur die Operette „die Siegesfahne," deren Text nicht von ihr ist, kam auf das dresdner Theater. Außerdem ist sie als dramatische Dichterin aufgetreten, zuerst mit dem Schauspiel „Mesru, König von Baktriana," dessen Stoff aus Tausend und Einer Nacht entnommen ist." — Die drei Lustspiele und drei Schauspiele, welche in zwei Bänden in Dresden bei Arnold im Druck erschienen, sind fast auf allen deutschen Bühnen eingebürgert.

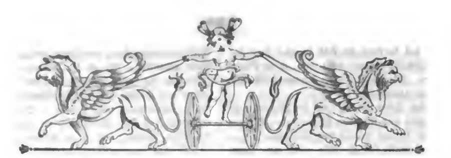
[Beranger.]

Die Uebertragung einer Auswahl der Beranger'schen Nationallieder von Chamisso und Gaudy beschäftigt gegenwärtig viele Freunde der Poesie; man erfreut sich mit Recht dieser gelungenen Arbeit. Sehr erwünscht kommt eine deutsche Ausgabe des Originaltextes in einer Auswahl: Chansons choisies de P. J. de Béranger, welche die Buchhandlung Velhagen und Klasing in Bielefeld als étrennes pour les dames sehr geschmackvoll ausgestattet hat.

[Die deutsche Monumentomanie.]

Die deutsche Monumentenwuth greift entweder sehr weit nach Gegenständen und Personen aus, nach Hermann dem Cheruskerfürsten, oder bleibt in sehr gemüthlich engen Grenzen. Auch Königsberg hat Denkmale gesetzt, nicht seinem Kant, seinem Hippel, seinem Hamann, nicht im Namen des Landes Preußen seinem Herder, sondern einem Oberbürgermeister und einem Generalstabsarzt. Das Verdienst dieser Männer soll auf keine Weise hiermit geläugnet werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 250. — den 21. December 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

Nach heftigem Streite entfernte sich der Medicinalrath und seine Gattin suchte weinend Schutz und Trost bei den Eltern, bei denen sich so eben die Präsidentin befand. Der Geheimerath runzelte die Stirn und sprach in Gemeinsätzen von dem Recht und Unrecht auf beiden Seiten, die Mutter aber schloß Sidonien heftig in die Arme und warf die Schuld auf den unverständigen Mann, denn wann hätte eine Mutter in solchen Fällen der Tochter nicht Recht gegeben!

„Siehst Du, mein Kind," sagte die Präsidentin, „hättest Du meinen Ermahnungen gefolgt, Du würdest jetzt Forstberg's glückliche Frau sein. Ein Mensch, wie Stern, der überall an die Form stößt, und nichts von Erziehung und Gesellschaft weiß, mußte Dich unglücklich machen. Ihm würdest Du nur genügen, wenn Du selbst an den Herd trätest, oder mit Wedel und Bürste in der Hand das Haus durchzögst, und dann Abends an seiner Seite Strümpfe stricktest bis um Mitternacht, während er Krankengeschichten erzählte." So betrübt Sidonie war, mußte sie doch über diese Ausmalung lachen. „Wenn es auch nicht so arg ist," sagte sie, „aber wahr bleibt nur zu Vieles. Die Frau eines Arztes ist immer ein beklagenswerthes Geschöpf. Von Morgen bis zum Abend fährt Stern umher, und kommt er endlich, so ist er müde, abgespannt, verstimmt und launenvoll. Ich sehe ihm den Unmuth an, daß er nur meinen Wünschen leben soll, und lieber würde er einsam in seinem Zimmer ruhen, lesen und rauchen, die abscheuliche Pfeife im Munde, die ich in meiner Nähe nicht dulde, und dann mit mir und ein paar langweiligen Freunden die Zeit verplaudere, als Gesellschaften besuchen, die er abgeschmackt, fade, und nach und nach unerträglich findet. Ich bitte Dich, liebste Mutter, was soll meine Zukunft sein? Soll ich in meiner Jugend verkümmern! Ach! ich empfinde ganz, daß ich eine Thörin war. Stern ist geizig, er bedauert und berechnet jede Ausgabe. Seine Erziehung, seine frühere Armuth haben ihn an eine Einfachheit gewöhnt, die mir unerträglich ist. Ich glaube, er möchte mich bereden, daß der Mensch, um gesund zu sein, von den gröbsten und einfachsten Nahrungsmitteln in Einer Schüssel leben soll, und man Jahr und Tag mit Einem Kleide Haus halten könne."

Als sie dies sagte, trat Stern herein, und vor seinem großen ruhigen Auge senkte sich Sidoniens Blick in Beschämung. „Es thut mir leid," sagte er, „daß Du Andere, und wenn diese auch Deine theuersten Verwandten sind, zu Vertrauten in den kleinen Störungen unseres häuslichen Glückes machst. Die Ehe ist ein so zartes elektrisches Band zwischen zwei Herzen, daß jede fremde Berührung nur schmerzend wirkt."

„Das klingt recht philosophisch und empfindsam dabei," versetzte die Präsidentin boshaft lächelnd, „allein besser wäre es gewesen, wenn Sie meiner Nichte nie Gelegenheit geboten hätten, ihren Kummer äußern zu müssen."

„Und wem soll sie denn ihr Leid klagen," sagte die Geheimeräthin lebhaft, „wenn nicht uns, ihren Eltern und Verwandten. Machen Sie auch daraus selbst eine Anklage für mein armes Kind?"

„In der That, lieber Stern," rief der Geheimerath zwischen Begütigung und Unwillen schwankend, „Sie gehen zu weit, Sie fordern zu viel von Sidonien."

Der Medicinalrath sah sie Alle ruhig an, dann reichte er seiner Gattin die Hand und sagte: „Ich muß nach Haus, liebe Sidonie, willst Du mich begleiten?"

„Impertinent!" rief die Präsidentin halb laut. „Ich hoffe, Du bleibst, mein Kind."

„Bleiben Sie, Stern," rief der Geheimerath, „lassen Sie uns ausführlich sprechen."

„Nicht über mein Verhältniß zu Sidonien, lieber Vater," sagte der Medicinalrath. „Es würde ein Riß durch das Allerheiligste sein. Ich klagte nie und werde nicht klagen; Sidonie mag sich fragen, ob ich wirklich der geizige, mürrische Mann bin, wie sie sagt, aber wir Beide allein müssen uns verständigen; kein Zeugenverhör, keine Einsprüche, kein Proceß vor dem Tribunale wohl- oder übelwollender Verwandten. Ich gehe, Sidonie, und wünschte, Du folgtest mir."

Die junge Frau stand ungewiß, aber die Bande der Zuneigung siegten. Sie eilte auf ihren Gatten zu und warf sich in seine Arme. „Du verkennst mich," sagte sie, „Deine Vorwürfe sind ungerecht, aber ich folge Dir gern. Sei gütig gegen mich; sei nachsichtig, ich bedarf es jetzt mehr als je, denn vielleicht hast Du doppelt zarte Rücksichten, mich zu schonen." — Eine heftige Empfindung bemächtigte sich ihrer, sie verbarg das Gesicht an seiner Brust und schlang die Arme heftig um seinen Hals.

„O, meine Sidonie!" rief Stern voll ahnendem Entzücken, „nur glücklich will ich Dich machen, und einig, ganz einig, laß uns immer den Weg durch die Welt gehen." —

In dieser heiligen Minute war Alles versöhnt, sogar die Präsidentin besiegte den Widerwillen, und im besten Einverständniß trennte man sich.

Die Aussichten auf die Vaterfreuden hatten Stern's Herz weit geöffnet in Liebe und Nachsicht. Er war so zärtlich, so unermüdet sorgsam, daß Sidonie sich wahrhaft glücklich fühlte. Alle ihre Bitten, ihre Wünsche fanden das willigste Ohr, und diese unverdrossene Güte rührte ihr leicht erregbares Herz unendlich. In solchen Augenblicken fand sie, daß Stern wohl häufig Ursache habe, sich zu beklagen; sie nahm sich vor, mehr in seine Ansichten einzugehen, und hörte willig zu, wenn ihr Gatte pedantisch, wie es ihr schien, aber doch höchst verständig, ihr lange Berichte über das Glück der Häuslichkeit und manche kleine Beschränkungen machte, welchen sie die Zustimmung nicht versagte. Stern sagte ihr unverhohlen, daß seine Einnahmen bis jetzt weit hinter den Ausgaben ständen, daß er in Verlegenheiten verwickelt sei, die nur eine weise Sparsamkeit lösen könne, und mit gütigen Blicken forderte er sie auf, ihn dabei zu unterstützen. Sidonie versprach Alles, um es in wenigen Tagen zu vergessen. — Der Winter war vergangen, und die Vergnügungen, gegen welche Stern vergebens gepredigt hatte, machten anderen Platz. Kleine Reisen, eine Sommerwohnung, Gesellschaften verminderten die Rechnungen des Doctors nicht, der mit großer Geduld sich in sein Schicksal zu finden schien, und immer auf einen günstigen Punct der Aenderung wartete. — Dieser schien ihm bei den Umständen seiner Gattin zu nahen, und alle seine Hoffnungen ruhten auf dem jungen Weltbürger, der Sidoniens Liebe zur Weltlust abwenden sollte, durch die zärtliche Besorgniß einer jungen Mutter, die das heiligste Glück des Lebens und ihre schönste Zukunft in dem Kinde an ihrem Herzen erblickt.

Hierauf berechnete er Alles und täuschte sich selbst, wenn er seufzend und mit steigender Erbitterung den Leichtsinn seiner Gattin bedachte. Heimlich saß er oft und sann über sein Leben nach. Rosalie stellte sich dann neben die Wirklichkeit, und gewaltsam mußte er sich seinen Träumen entziehen. Aber die Zukunft war noch nicht geschlossen, er besaß noch Hoffnungen dafür, und mit neuem Muthe erhob er sich aus der Erstarrung und wandte sich beruhigt den widerwärtigen geräuschvollen Kreisen zu, mit welchen sich Sidonie umgab.

So nachsichtig aber Stern auch war, in Einem hatte er fest beschlossen, seinen Willen zu behaupten, und er benutzte jede sanfte, vertrauungsvolle Minute, um Sidonien dafür zu gewinnen. Nichts erschien ihm unnatürlicher, als eine Mutter, welche, bestimmt von der Natur, ihr Kind zu ernähren, die erhabensten Gesetze des Schöpfers so sehr verachten konnte, daß sie alle die angeborene Liebe und Sorgfalt aus der Brust reißen, und einer Fremden ihr theuerstes Kleinod vertrauen mochte. Es galt ihm als der grausamste und sündlichste Hochmuth, welchen die moderne Verwilderung des Gemüths erzeugte, als sie Ammen statt Mütter erfand, um eben so wohl sich der heiligsten Sorgen und Mühen zu entheben, als in der schlechtesten Eitelkeit mit einer Unnatur zu prunken, welche in andern Zeiten als die

größte Schande gegolten hätte. Zu diesen Meinungen fügten sich weiter die materiellen Bedenken. Als Arzt wußte Stern, wie vielfache Verantwortung auf der Wahl eines solchen mütterlichen Substitutes ruhe, das gewöhnlich den niedrigsten, verwahrlosten Ständen entnommen, und durch Leichtsinn zur Helferin der hochmüthigen Verkehrtheit gemacht, alle Gemeinheit der Gesinnung, alle Keime der Sünde, und die leichtfertigste Sorglosigkeit und Rohheit des Gemüths mit sich vereint. Er konnte sich der Gedanken nicht erwehren, daß der Einfluß der Nahrung eines solchen Wesens vielleicht selbst einen gewissen Antheil auf die Zukunft seines Kindes haben könnte, oder doch ihre Nachlässigkeit oder brutalen Begierden seine Gesundheit bedrohen, und dies um so mehr, da er überzeugt war, Sidonie würde bald genug, von Vergnügungen umrauscht, sich aller Sorge begeben. Endlich aber wurden auch die Kosten seines Haushaltes dadurch beträchtlich vermehrt, und bei seiner finanziellen Bedrängniß durfte er auch dies nicht unbeachtet lassen.

Sidonie hörte Anfangs lächelnd seine Bitten und schien in manchen Augenblicken auch die Wichtigkeit seiner Gründe zu begreifen; je näher jedoch die Zeit rückte, um so lebhafter wurden ihre Einwürfe. Sie suchte Stern's Besorgnisse zu entkräften; sanfte Bitten und Vorstellungen wechselten mit allen Launen und Widersprüchen, durch welche eine Frau den Willen ihres Gatten zu bekämpfen strebt. Als dieser jedoch hartnäckig und unbeugsam auf seinem Vorsatze beharrte, erklärte sie ihm mit Heftigkeit, daß sie keineswegs geneigt sei, Monate lang sich so große Opfer aufzulegen.

„Tausende von Kindern," sagte sie, „sind kräftig und gesund bei der Ammenmilch geblieben, und es scheint mir ziemlich lächerlich, nach so vielen Beispielen einen gelehrten Mann von dem Einfluß auf die Neigungen durch physische Nahrung sprechen zu hören. Jede Frau, die es irgend vermag, entzieht sich den schrecklichen Beschwerden, den schlaflosen Nächten, dem Geschrei und aller der Pein, welche ein junges Kind verursacht. Und von mir willst du verlangen, was der gewöhnlichste Mann einsichtsvoll seiner Frau bewilligt?"

„Wenn Du," versetzte Stern mit gerunzelter Stirn, „auch alle meine höheren Gründe verwirfst, so bleib bei dem geringsten stehen. Ich bin so weit, Dir bekennen zu müssen, daß selbst dieser ein unübersteigliches Hinderniß ist. Statt begütert zu sein, bin ich ärmer als je, unglücklicher als damals, wo ich unbekannt und allein, zu Fuß die Straßen durchwanderte und für weniges Geld ein dürftiges Mittagessen verzehrte. Ich besaß nichts, aber ich hatte ein freies Gemüth, denn ich hatte keine Schulden. Deine Sucht nach Vergnügungen und Verschwendungen jeder Art haben alle meine Bemühungen vergebens gemacht. Ich war schwach genug, dies Alles zu gestatten, aus Liebe zu Dir, aus dem Wunsche, Dich glücklich zu wissen. Ich bitte Dich, Sidonie, ich beschwöre Dich, nur dies Mal erkenne, daß alles Glück unserer Zukunft auf Erfüllung meiner Bitte beruht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Kant's sämmtliche Werke, herausgeg. von Rosenkranz und Schubert.

Die neueste Lieferung der Werke des großen Philosophen (Leipzig, bei Leopold Voß) bringt uns im vierten Theile die Kritik der Urtheilskraft und die Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen; im achten Theile die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und die Kritik der praktischen Vernunft; im zehnten Theile die Schrift über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft und Kant's letztes Werk, die Abhandlung über den Streit der Facultäten. Diese letzte Schrift, durch die berliner Monatsschrift und Hufeland's Journal, sonst nur in einer einzigen Ausgabe vom Jahre 1798 im Publicum bekannt geworden, ist zugleich ein wichtiges Document zur Geschichte deutscher Culturentwickelung, das zur Parallele mit mancherlei wiederkehrenden Reibungen und Nöthen führt. Man hatte damals der Befürchtung Raum gegeben, bei weiterem Umsichgreifen Kant'scher Grundsätze und Kant'scher Forschungslust möchte es schwierig fallen, für die Kanzeln noch gläubige Candidaten zu finden. Die Differenzen zwischen den Ergebnissen der forschenden Vernunft und den Glaubenssätzen der Ueberlieferung durch einen Cabinetsbefehl zu beseitigen, oder unschädlich zu machen für die Welt, erschien einem absoluten Willen sehr lockend und unter dem Wöllner'schen Ministerium in Berlin erfolgte in der That eine königl. Cabinetsordre, welche Kant verbot, sich auf dem Katheder oder in Schriften über die Religion auszulassen. Kant hatte die große Enthaltsamkeit, hierüber Stillschweigen walten zu lassen, bis er bei dem Regierungsantritt des jetzigen Königs von Preußen im „Streit der Facultäten" sich wieder frei über Religion und Theologie aussprach, den damaligen Zustand der protestantischen Kirche in Preußen schilderte und die königl. Cabinetsordre aus Wöllner's Zeit wie seine Antwort darauf zur Rechtfertigung seines Gewissens abdrucken ließ. Rosenkranz setzt diese Verhältnisse seines Philosophen in der Vorrede auseinander und deutet damit auf die reichhaltigen Interessen hin, welche die Biographie des Mannes bieten wird. Parallelen zu dem Dilemma zwischen Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Besorgniß schwacher Köpfe liegen, wie gesagt, in der Entwickelung des deutschen Lebens nahe, und Rosenkranz selbst deutet sie an. Wolf mußte weiland in Folge eines Cabinetsbefehls, den die halleschen Pietisten bewirkt hatten, binnen 24 Stunden Halle räumen, fand in Marburg gastliche Aufnahme, hatte aber bald die glänzende

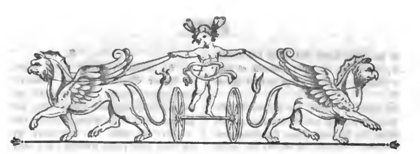
Genugthuung, daß Friedrich der Große, der in Rheinsberg aus der Wolf'schen Philosophie ein emsiges Studium gemacht hatte, seine Zurückberufung zu einer seiner ersten Regierungshandlungen machte. — In Folge seiner Lehre von der moralischen Weltordnung wurde Fichte in Jena des Atheismus angeklagt und mußte seine Professur niederlegen. Er fand damals in Berlin nicht blos ein Asyl, sondern auch den beglaubigten Wirkungskreis zur Feststellung seiner Lehre, die recht eigentlich dem Herzen seiner Zeit angehörte und diesem nicht zu entreißen war. — Auch Jacobi wurde des Atheismus angeschuldigt, und zwar von Schelling. Die damalige baiersche Regierung legte so wenig Gewicht auf diesen Angriff, daß der Angeschuldigte in der Präsidentur der münchner Akademie sogar seinen Ankläger zum Nachfolger erhielt. Vor kurzem stand die Frage auf der Spitze der Entscheidung, ob Strauß und der großartige Geist seiner Forschung mit Hülfe polizeilicher Maßregeln zu bekämpfen: die Begutachtung des würdigen Neander in Berlin führte zu dem Entschluß, die Widerlegung wissenschaftlicher Ergebnisse der Wissenschaft zu überlassen. Endlich ist in unsern Tagen eine ganze philosophische Schule, die Hegel'sche, in Anklagestand gesetzt. So lange Philosophie existirte, lief die Besorgniß vor Atheismus immer nebenher, denn selbst das Forschen nach Gottes Dasein, der sehnsüchtige Drang des Geistes, den Spuren seines Wandels nachzukommen, wird der Anmaßung der frommen Dummheit und der Schwäche des Verstandes gleich sehr bedenklich und menschengefährlich. — „Kant hat in der Reihe dieser Begebenheiten" — wie Rosenkranz im Vorworte sich ausdrückt, — „die eigenthümliche Stellung, daß er jedes Aufsehen vermied und glücklicherweise aus einer Regierung in die andere übergehen konnte, ohne den Staat, worin er lebte, oder seine amtliche Wirksamkeit aufgeben zu müssen." Auf diese geistvollen Vorreden der drei Bände sei das Publicum verwiesen, das sich um den innern Zusammenhang der Werke des Philosophen bekümmert. Nach Rosenkranz's Andeutungen ergibt sich hier schon vorläufig, daß die sachliche Anordnung in Zusammenstellung und Mittheilung der einzelnen Schriften mit der chronologischen Reihenfolge ungesucht zusammenfällt. In seiner Geschichte und kritischen Darlegung der Kant'schen Lehren, die wie zu Ostern mit der Biographie des Philosophen von Schubert, als Zubehör dieser Gesammtausgabe, zu erwarten haben, werden diese vorläufigen Andeutungen der Vorreden ausführlich erweitert werden. Wir theilen noch mit, was Rosenkranz von Kant's Abhandlung über das Gefühl des Schönen und Erhabenen äußert. „Kant scheint in der Zeit, als er diese kleine Schrift abfaßte und so emsig erweiterte, mit rechter Lust den Menschen in seiner empirischen Wirklichkeit studirt zu haben. Gerade der Gegensatz zu seinen früheren abstracten Studien schärfte vielleicht seinen von Hause aus unbefangenen und durchdringenden Blick. Man muß sich nur den „schönen Magister," wie er in der Stadt genannt wurde, im eleganten Anzuge vorstellen, wie er, nachdem er Morgens seine Vorlesungen gehalten, vor Tische eine Restauration besuchte, eine Tasse Thee oder Kaffee trank und seine Partie Billard spielte; wie er dann bei Tische die gesprächigste Laune seiner Convivalen zu erhalten wußte; gegen Abend, nachdem er wiederum gearbeitet, seinen Spaziergang machte und dann noch, wie Herder erzählt, in allen Cotterien glänzte. Sollte man nicht glauben, daß ich gar nicht von dem vorigen Jahrhundert, gar nicht von Königsberg, am wenigsten von Kant, sondern von einem modernen Philosophen des Tages in Paris spräche? — In solch' heiterem, vielseitigem Verkehr erwarb sich Kant seinen umfassenden Blick für alles Menschliche, seinen in der That sehr feinen Geschmack. Es ist erstaunlich, wie er mit der ganzen Welt sich ersättigte, wie er überall in jedem Volk, in jedem Stande, in jeder bedeutenden Stadt orientirt war, ohne gereist zu sein. Er hat sich in der Vorrede zur Anthropologie selbst darüber ausgesprochen. Das Reisen als solches ist noch nicht bildend; es kommt auf das Bewußtsein an, womit der Reisende, was ihm sich darbietet, erfaßt, und in unserer Zeit könnte es vielleicht dahin kommen, daß das Reisen eine bloße Manie würde, eine zwecklose Unstätigkeit schwächlicher Charaktere und Talente, welche sich durch jede Festigkeit der Situation sogleich gedrückt, durch jede Anstrengung sogleich erschöpft fühlen. Mögen denn solche sich an Kant's Energie erbauen, wie er in dem trüben und rauhen Norden in statarischer Arbeitsamkeit dennoch das Weltleben in allen seinen Culturstadien sich beständig gegenwärtig erhielt." — „Man möchte beinahe glauben," sagt Rosenkranz noch zum Schluß, „daß Kant in der Abfassung der Schrift über das Gefühl des Schönen und Erhabenen auch sich selbst ein biographisches Genüge gegeben, und damals als Philosoph mit einer Liebe gekämpft habe, die in seinem Herzen aufgekeimt war und der die Umstände die wünschenswerthe Befriedigung versagten, so zart, so innig sind alle Bemerkungen über das weibliche Geschlecht und die Liebe. Wo er den Unterschied des Angenehmen und Reizenden bei Frauen berührt, entschlüpfen ihm die Worte: „„Ich mag mich nicht in gar zu ausführliche Zergliederungen dieser Art einlassen; denn in solchen Fällen scheint der Verfasser jederzeit seine eigene Neigung zu malen."" Wo der Poet ein Sonett dichtet, seines Herzens Herr zu werden, schreibt der Philosoph eine Abhandlung. Doch ist dies am Ende gleichgültig; das Wesentliche ist die schöne, ritterliche Würde, der sanfte Schmelz, womit Kant hier über die Frauen und die Ehe spricht. In der Anthropologie klingt in dieser Hinsicht mehr der Ton des berühmten Hippel'schen Buchs über die Ehe durch, die leise persiflirende Laune eines Mannes, der sich selbst bei Allem, was er bespricht, nicht mitbetheiligt weiß."

Notiz.

[Mistreß Anna Jameson.]

Mrs. Jameson, die berühmte Kennerin deutscher Literatur, die so viel Verdienst sich erworben, diese Kenntniß dem englischen Geschmack annehmbar zu machen, geht damit um, die Stücke der Prinzessin von Sachsen zu übersetzen. Ueber ihre Reise durch Canada und die Wilden, mit denen sie viel verkehrt hat, ist von Mrs. Jameson noch nichts literarisch erschienen. Zu Anfang des nächsten Jahres erwartet man sie in Weimar, wo sie jedoch nur kurze Zeit verweilen wird, um nach London zurückzukehren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 251. — den 22. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

Stern umfaßte Sidonien mit einer Angst, die rührend aus seinen kummervollen Mienen sprach. Eine Thräne füllte sein Auge und fiel langsam heiß und brennend auf ihre Hand. Nie hatte Sidonie ihn so ergriffen gesehen. Der kalte, ernste Mann weinte; welcher Schmerz mußte ihn dahin bringen! Dunkle Ahnungen von dem, was seine Seele erfüllte, bestürmten ihr Herz, sie begriff, daß dies eine ewig entscheidende Minute war, und doch zitterte sie vor der Ausgleichung.

„Wenn Deine Umstände so betrübend sind," sagte sie, „was ich niemals völlig geahnt habe, warum sprachst Du nicht früher schon offen zu mir?"

Er sah sie vorwurfsvoll an. „That ich es nicht?" erwiederte er; „lagen in unseren früheren Streiten, in allen meinen Andeutungen nicht Bekenntnisse genug, und sollte Dein eigenes Nachdenken Dich nicht zu Ueberzeugungen geleitet haben?"

Sidonie erröthete. „Wenn Du mir jetzt aus Bedrängniß meine Wünsche versagst," fuhr sie nach einer Pause fort, „so wirst Du es doch erlauben, wenn meine Eltern die Kosten tragen?"

Ein Sturm von Empfindungen flog durch Stern's Brust. Ein ungeheurer Schmerz zog sein Herz zusammen, die letzten Hoffnungen zertrümmerten, und die Wahrheit seiner Zukunft lag vor ihm. Todtenblaß stand er auf und sagte leise: „Du sollst haben, was Du verlangst."

„Nein, nein!" rief sie angstvoll erschüttert von seinem Anblicke, der ihr Gefühl des Unrechts mächtig aufregte; „ich will mich in Deinen Willen fügen, Alles soll geschehen, wie Du es wünschest."

Aber diese erzwungene Nachgiebigkeit war kein Heilmittel für Stern. Er empfand zu gut, wie momentan ihr Entschluß sei, wie unfreiwillig sie dazu gekommen, und wie bald sie ihn bereuen würde. Dennoch versuchte er Alles, um diese Versöhnung dauernd zu machen. Er verdoppelte seine liebende Aufmerksamkeit, verscheuchte die finsteren Minuten, in welchen ihr geheimer Unmuth sich zeigte, und schien die zornigen Blicke der Geheimeräthin nicht zu bemerken, welche den Entschluß ihrer Tochter laut mißbilligte, und aus deren zweifelhaften Versicherungen Grund genug zum Mißtrauen gegen Stern schöpfte. Dieser hatte jedoch eine feste, würdevolle Stellung der Familie gegenüber gewonnen, daß man keine laute Anklage wagte, so lange Sidonie nicht selbst als Klägerin auftrat. Aber eine allgemeine Mißstimmung trennte die Verwandten, Sidonie war einsylbig, oft traf sie Stern in Thränen, ohne den Muth zu haben, nach deren Ursache zu fragen, weil er alle Stürme dann erneut haben würde, und so floh die Freude aus einem Hause, wo man die süßesten der Erde täglich erwartete.

Endlich war der Augenblick da, und mit seligen Gefühlen hielt der Vater den erstgebornen Sohn auf seinen Armen. Dann legte er ihn auf das Bett der Mutter und kniete entzückt an ihrer Seite nieder. Er küßte ihre Hände mit inbrünstiger Zärtlichkeit, und Si-

donie lächelte ihm zu. Sie herzte das Kind und drückte es an ihre Brust, dann sagte sie leise: „Würde es nicht besser sein, lieber Gustav, wenn Du jezt meinen Wünschen nachgäbst?“

Das war der tödtende Streich des jungen Glücks. Stern bezwang seine Aufregung und versteckte unter Liebkosungen und Bitten den Aufruhr seiner Empfindungen. Die Versuche des Kindes, Nahrung zu empfangen, machten Sidonien Schmerzen, sie weinte und klagte; und mehre Tage vergingen unter den rastlosen Bemühungen ihres Gemahls, der alle Mittel erschöpfte, sie mit der Nothwendigkeit der Geduld und den ersten Unbequemlichkeiten auszusöhnen.

Je mehr Stern aber überzeugt war, daß es nur des nöthigen Willens bedurfte, um zum Ziele zu gelangen, um so widerstrebender war Sidonie. Endlich gab er die Hoffnung auf, eine Wärterin mußte das Kind füttern, aber die Lebenskraft des schwachen Organismus war in den Versuchen gebrochen, es welkte hin, und nach einigen Wochen löste sich das kaum erwachte Leben.

Kummervoll beobachtete Stern an der Wiege die krampfhaften Zuckungen des armen Kleinen, während Sidonie düster ihm gegenüber saß. Tiefe Stille war umher, die verhängte Lampe verbreitete eine schwermüthige Dämmerung über das Gemach; die beiden Gatten waren allein.

Plötzlich regte sich das Kind mit gewaltsamer Anstrengung, und mit einem tiefen Seufzer sank es erstarrt zurück. Stern riß den Schleier von der Lampe und das helle Licht fiel auf die Leiche. „Sieh hin,“ rief er mit furchtbarer Stimme seiner Gattin zu, „das ist Dein Werk. Sein letzter Seufzer klagt Dich an, Du hattest ihn verlassen, und nun verläßt er Dich.“

„Es ist falsch,“ rief Sidonie mit Heftigkeit, „Dich nur kann er anklagen, denn Deine Grausamkeit gegen mich, Deine unnatürliche Härte hat ihn getödtet.“

Stolz richtete sich Stern auf. „Du lügst,“ sagte er, „und Du weißt es, denn Du erröthest und zitterst vor der Schuld und Deinem Gewissen. Suche Dich zu überreden, daß ich dieses armen Kindes Mörder sei, ich gönne Dir diese Erleichterung; sage es der Welt vor, vielleicht glaubt sie es, aber zwischen uns drängt sich auf ewig dies bleiche Gespenst, gebe Gott, daß es nie Deine Träume störe.“ Er entfernte sich schnell, und trostlos weinend sank Sidonie auf den Leichnam und bedeckte ihn mit ihren Küssen.

7.

In Rosaliens stillem Leben hatten der Lenz und ein schöner Sommer manches geändert. Sie hatte in dem großen Garten, mitten unter den Blumen und Bäumen geschäftige und heitere Tage, und nur die Sorge um den alten Vater trübte zuweilen das helle Auge.

Der Professor war seit seiner Pensionirung mit sich selbst aufs tiefste zerfallen, und ohne krank zu sein, war sein Gemüth ein Raub der ungewohnten Ruhe, die ihn erfinderisch in Selbstqualen machte. Tagelang saß er sinnend und theilnahmlos in seinem Zimmer und schalt auf Jeden, der seine Abgeschiedenheit zu stören wagte, am meisten aber auf seine Tochter, die mit Ernst und Liebe seine trübseligen Träume zu zerreißen strebte. Tausend Einbildungen wechselten bei ihm. Bald hielt er sich für verfolgt, man stelle ihm nach dem Leben, und dann schloß er sich ein, und war durch nichts zu bewegen, Nahrung zu nehmen, denn Rosalie war es, die ihn vergiften wollte; bald entfernte er sich ganze Tage und Nächte, und kehrte nur zurück, wenn alle die kleinen Ersparnisse der Tochter, mit welchen er sich versehen, gänzlich erschöpft waren. Dann trat die Ruhe der Erschöpfung ein, und das Weh der Erkenntniß marterte ihn. Er war dann gütig und liebevoll und verstand Rosaliens Schmerz, der keine Klage, aber eine vermehrte Nachsicht und die zärtlichste Pflege für den verfallenen Körper hatte.

Forsiberg's Zuneigung für Rosalien hatte sich indeß nicht vermindert. Er besuchte sie oft und kehrte stets mit größerer Neigung von ihr zurück. Aber immer war ein fremdes, sonderbares Gefühl in ihm, welches in jeder traulichen Minute ihn zurückhielt, eine entscheidende Erklärung zu wagen. Er wußte nicht, wie es kam, aber seine Zunge war ungehorsam, und er, der sonst so geläufig keck manche Liebesschwüre gesprochen hatte, verstummte, wo er zuerst wahrhaft zu lieben glaubte. Das hochgeartete Gemüth dieses Mädchens machte einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Er verehrte sie, er beugte sich vor der Tiefe ihres Geistes und ihrer Empfindungen, und diese Erkenntniß einer höheren Gestaltung machte ihn schüchtern und zum sentimentalen Schwärmer. Oft berieth er sich mit sich selbst über seine Gefühle, und suchte mit Anstrengung irgend etwas an Rosalien zu entdecken, was einer Verbindung hinderlich sein könnte. Der alte wunderliche Vater dünkte ihm die einzige Schattenseite ihrer Mitgift; aber er war es nicht, der sein Zagen erregte. Sie selbst, die ruhige, stolze Sicherheit ihres Wesens, die kühne Festigkeit ihres Willens, die

Kraft eines Gemüthes, das keine Furcht und kein Schicksal kannte, das, erhaben über alle Leidenschaft, vor nichts auf Erden erbebte, flößten ihm eine Ehrfurcht ein, welche stärker war als seine Liebe. —

Dieser Zustand war lange Zeit peinlich für Forstberg. Es war ein ewiges Schwanken zwischen entgegengesetztem Wollen und Empfinden. War er in Rosaliens Nähe, so fand er sich wunderbar bedrückt, und Alles, was sie that und sprach, schien ihm der Abglanz und Ausdruck einer erhabenern Natur, die irdischen Gefühlen fremd war. Ihre Gespräche nahmen bald ernste Richtungen, ihre Gedanken entzündeten sich an Idealen und selbst das Gewöhnlichste empfing einen höheren Reiz durch die Art und Weise, wie sie darüber sprach. Und doch war sie so einfach und natürlich, so fern von aller falschen Empfindsamkeit, so rein menschlich und vertraulich, aufrichtig und gütig, daß Forstberg, fern von ihr, nur gegen sich selbst zürnte, dies warme, gefühlvolle Herz, kalt und unempfindlich zu nennen.

Ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß Rosalie ganz ihm angehören würde, wenn er wollte; denn ihr Verstand mußte sie leiten; aber er verlangte mehr von ihr; Liebe, feurige Erwiederung seiner Empfindungen, und mit klopfendem Herzen suchte er nach den Spuren einer zärtlichen Empfindung und fand nichts, als die Ruhe und Güte einer schönen, befreundeten Seele.

Nach und nach überfielen ihn diese Gedanken auch in ihrer Nähe, und dann saß er einsylbig oder stumm an ihrer Seite, bis er plötzlich aufstand und sich schnell entfernte. Rosalie beobachtete ihn mit Kummer. Es war ihr nicht verborgen, was ihn bewegte, sie wußte, welchen Theil sie daran hatte. Nach ernster Ueberlegung fand sie, daß es hohe Zeit sei, den theuren Freund zu versöhnen, und selbst Schritte zu thun, um ihn der inneren Zerrissenheit zu entreißen. Sie war ihm Dankbarkeit schuldig; sie hatte längst erfahren, daß er es war, der heimlich alle ihre kleinen Bilder kaufte, daß sie ihm allein alle die Gemächlichkeit und Ruhe verdankte, in denen sie seit einem Jahr lebte, und diese zarte Freundschaft war ein wohlthätiges Band, welches sie nicht zu zerreißen wagte. — Aber Rosalie war diesem edelmüthigen Freunde um so mehr die vollste Wahrheit schuldig, als sie sah, wie schwer seine Zuneigung ihn zu belasten begann.

Es war ein heiterer, sonnenvoller Abend, als Forstberg in den Garten trat. Der Spätsommer leuchtete in voller Schöne aus dem tiefblauen, reinen Himmel, die durchsichtige Luft fächelte ihm mild entgegen, und die röthlichen Sonnenstrahlen spielten in den Gipfeln der Bäume, und farbenschimmernd und lebhaft von allen Blumen und reifenden Früchten zurück. Ein sanftes, wehmüthiges Gefühl glänzte in Forstberg's Augen. Es fiel ihm ein, wie anders es sein würde, wenn Rosalie ihm hier entgegen käme, wenn die Geliebte ihn als Braut empfinge, und diese alles belebende, sehnsuchtsvolle Sonne bestimmt sei, sein Glück zu bescheinen. — Traurig und verdüstert ging er den laubigen Gang hinab, es war ihm unmöglich, jetzt Rosalien gegenüber zu treten, er durchstrich die Gänge und stand plötzlich im entferntesten Theile des Gartens vor dem Professor, der ihn ängstlich und verlegen anstarrte.

Der alte Mann hatte einen großen Korb in der Hand und lehnte sich an eine Leiter, welche er in die Zweige eines gewaltigen Birnbaumes gesetzt hatte. Seine verfallene Gestalt und der scheue Blick seines Auges zeigten zur Genüge, wie krank und verwirrten Sinnes er sei.

Als Forstberg ihn grüßte, eilte er auf ihn zu und ergriff dessen beide Hände, die er ängstlich drückte. „Verrathen Sie mich nicht," sagte er, „sagen Sie Niemanden, wo ich bin und was ich thue."

„Und was thun Sie denn?" fragte Forstberg lächelnd.

„Ich will Birnen pflücken und sie dann verkaufen," sagte der Alte leise.

„Der Garten und seine Früchte sind aber nicht Ihr Eigenthum," erwiederte Jener.

„Allerdings," versetzte der Professor, „aber sollen wir denn verhungern, steht die Selbsterhaltung nicht höher, als alles Eigenthum? Ich besitze ja nichts, und ich muß doch leben. Seit drei Tagen habe ich nun nichts gegessen. Ist es denn nicht schrecklich, daß ich aus Noth sterben soll?"

„Und Rosalie hätte nicht für Sie gesorgt?" rief Forstberg.

„Freilich," flüsterte der Alte, „aber wenn ich esse, wird es ja stets weniger und wir haben nichts, um Neues zu schaffen. Das kann ich nicht, das darf ich nicht, wie soll es denn morgen werden, oder gar in der nächsten Woche? Nein, lassen Sie mich, hier sind so viele Birnen, daß es Niemand merkt, und Sie werden mich gewiß nicht verrathen."

Er machte sich los und stieg schnell die Leiter hinauf. Forstberg war tief erschüttert. — Wie lange Qualen noch wird dieser zerstörte Geist sich selbst und Rosalien bereiten! sagte er. Und wenn er endlich geschieden ist, was wird dann ihr Schicksal sein!

Er ging langsam zurück, und sah Rosalien auf der Rasenbank an der Thür sitzen. Sie hatte ein Buch in

der Hand, das sie fortlegte und ihm freundlich entgegen kam.

„Ich habe Sie lange erwartet," sagte sie, „setzen Sie sich zu mir, ich habe viel mit Ihnen zu sprechen."

Forstberg nahm das Buch auf, es war Goethe's Tasso. Er sah sie fragend an.

Rosalie legte die Hand auf das Buch und sagte lächelnd: „Welcher von den beiden Charakteren, Tasso oder Antonio, dünkt Sie des Mannes würdiger. Der liebeglühende, begeisterte Schwärmer oder der ernste, lebenskluge Welt- und Menschenkenner."

„Ich glaube," sagte Forstberg verwundert über diese plötzliche Frage, „der Dichter wollte diese beiden strengen Gegensätze des Idealen und Realen hier neben einander stellen, und indem er uns die edelste Gestaltung eines Geistes bewundern läßt, der über seiner inneren Welt die andere, außer ihm, vergißt, uns einschärfen, daß es nicht genügt, feurig zu empfinden und im glänzenden Schwunge der Begeisterung die Welt zu vergessen, sondern auch der Blick auf die gegebenen Verhältnisse des Lebens zu richten sei, wenn man nicht darin untergehen will.

„So erklären Sie denn Antonio als den Mann, wie er sein soll?" sagte Rosalie.

„Vergessen Sie nicht," erwiederte Forstberg, „daß diese beiden Gestaltungen vom Dichter gleichsam als Repräsentanten zweier Grundzüge des ganzen menschlichen Charakters gezeichnet und in den schärfsten Consequenzen durchgeführt sind. Auf der einen Seite Phantasie und tiefe Empfindung für alles Edle und Schöne, ein Sturm leicht erregter Gefühle, eine glühende Hingebung an den Augenblick, die leichtsinnige Herrschaft der Sinne und des Blutes, ohne Ruhe, ohne Ueberlegung, und auf der andern die kalte, kluge Berechnung, die diplomatische Zähmung aller Leidenschaft, die Durchdringung der sichersten Verständigkeit eines Kaufmannes, der mit Hülfe seiner scharfsinnigen Speculationen den größten materiellen Nutzen aus dem Leben zu ziehen weiß. Es ist der ewige Streit der Herrschaft zwischen Herz und Kopf, zwischen Empfindung und Gedanken, und die Menschheit ist einem der beiden Herrscher unterworfen, ohne gerade doch dem Einen ausschließlich anzugehören. Es fragt sich nur, welche Gewalt die mächtigere ist. Der Verstand mit seinen klugen, kalten Rathschlägen, der aus dem Leben ein Raffinement des Gedankens machen kann —"

„Oder das heißblütige Herz," fiel Rosalie ein, „das in seiner selbstgeschaffenen Traumwelt vom wahren Leben berührt bis zur Narrheit, zum Wahnsinn und zur Verzweiflung geführt wird."

„Darum," sagte Forstberg erregter, „ist es die größte Wohlthat des Himmels, daß so selten das Eine oder das Andere ausschließlich im Menschen erscheint."

„Und wem gehören Sie als Unterthan an, mein theurer Freund?" sagte Rosalie.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Bamberg.

[Eine kleine Philisterei.]

In unserer sanften, ruhigen und friedlichen Stadt macht ein Vorfall großes Aufsehen, der auch auswärts gekannt und gewürdigt zu werden verdient. — Mit Freude wurde der Herzog Max, Königl. Hoheit, ein Fürst von trefflichen Eigenschaften, nach seiner Rückkehr von einer einjährigen Reise im Oriente von allen Bewohnern seiner Vaterstadt Bamberg, wo er im Anfange December eintraf, begrüßt. Der erste gesellige Verein der Stadt, die Harmonie, hielt es für Pflicht, demselben zu Ehren ein glänzendes Souper zu veranstalten und die Mitglieder dazu einzuladen. Unter diesen befinden sich auch mehrere Opernsänger und Schauspieler unseres Theaters, so wie der zeitige Musikdirector, Hr. Röckel aus Weimar, ein sehr gebildeter Mann, der lange in London und Paris lebte, Neffe des berühmten Hummel, so wie die Sänger Burmeister von Düsseldorf, Schmidt von Frankfurt, Wustenberg aus Berlin, Schauspieler Gerstorfer aus München, ebenfalls Männer von vieler Bildung, unbescholtenem Rufe, tüchtig in ihrem Fache. — Als nun die Einladungsliste für das erwähnte Souper im Harmonie-Locale, wo sich die genannten Herren befanden, herumgereicht wurde, erklärten diese sich bereit zu unterzeichnen und Theil zu nehmen. Hierauf wurde ihnen jedoch als eingeführten Mitgliedern der Harmonie vom Vorstande bedeutet, daß man auf ihre Anwesenheit nicht gerechnet habe. Eine solche unerhörte Indiscretion veranlaßte sie natürlich, aus der Harmonie zu treten. Das Souper fand Statt, aber es war durch diesen Vorfall gestört, das unzarte — vielleicht dürfte hier ein etwas derberer Ausdruck eine Stelle finden — Benehmen des Harmonie-Vorstandes ward von allen richtig fühlenden Anwesenden hart getadelt, namentlich von dem edlen Herzog, dem, wie er sich ausgedrückt haben soll, ein schöner Abend verleidet worden sei. —

Erinnert die Geltendmachung solcher Standesunterschiede nicht an frühere Zeiten der Barbarei? —

Notiz.

[Dreyschock aus Prag.]

Am 20. d. hörten wir in Leipzig diesen ausgezeichneten Pianisten. Er spielte zwei Variationen von Thalberg. Dreyschock ist in der That ein Phänomen in seiner Sphäre. Der Enthusiasmus der Zuhörer war rauschend. Wir berichten noch nächste Woche über ihn.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 18. und eine Beilage von F. Volckmar in Leipzig.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 16. —— den 22. Decbr. 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eitner (Karl),

Der moderne Lazarus.

Eine Zeit-Novelle.

8. Geh. 2 Thlr.

Leipzig, im October 1838. **F. A. Brockhaus.**

Für angehende Maler und Dilettanten.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fr. Stolz:

Kleines Handbuch der Malerei

für angehende Künstler und Dilettanten, enthaltend Belehrungen über Zeichnenkunst und Malerei, deren Regeln und Verhältnisse, wie sie von ältern und neuern Künstlern befolgt werden. 8. geh. 12 Gr.

Angehenden Malern und Dilettanten dürfte diese kleine Schrift eine sehr willkommene Erscheinung sein. Sie enthält nicht nur die allgemeinen Regeln der Kunst, sondern insbesondere höchst praktische Anweisungen zur Fresco-, Email-, Miniatur-, Pastell- und Wasserfarben-Malerei, nebst Belehrungen über Farbenbereitung, Beleuchtung, Colorit rc.

Eben ist in der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Kaltschmidt, Prof. **Dr. J. H., Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache,** worin die hochdeutschen Stammwörter in den germanischen, romanischen u. v. a. europ. u. asiat. Sprachen, besonders in der Sanskrit nachgewiesen, mit ihren Stammverwandten zusammengestellt, aus ihren Wurzeln abgeleitet und nach ihrer Urbedeutung erklärt, auch die abgeleiteten und die wichtigeren zusammengesetzten Wörter kurz erläutert werden. **Zweite Lieferung Bee bis Du.** gr. 8. geh. ½ Thlr.

Das Ganze wird aus 6 Lief. in 1 Bande bestehen, Mitte 1839 vollständig sein und die bisher dem Unternehmen bewiesene Theilnahme vollkommen verdienen.

Pölitz Weltgeschichte

für gebildete Leser; 6te Aufl. fortgeführt bis mit 1838 vom Prof. **Fr. Bülau**, in 15 Lieferungen (175 Bogen groß 8. 5 Thlr. Schreibp. 6¼ Thlr.) ist nun vollständig, und als ein höchst werthvolles Geschenk zu empfehlen.

Der Ergänzungsband ist auch unter folgendem Titel:

Allgemeine Geschichte der Jahre 1830 bis 1838 vom Prof. **Friedr. Bülau** zu Leipzig. 23. Bog. gr. 8. 1 Thlr.

besonders zu haben und wird durch die geistvolle, klare und anziehende Darstellung das Interesse an der neuesten Zeitgeschichte sehr erhöhen. Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu finden.

Neuer Atlas der ganzen Erde

nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Geschäftsleute, Schulen etc. mit Rücksicht auf **Stein's** geograph. Werke. **Siebzehnte** Aufl. in 26 Ch. und 7 Zeit- und geogr. statist. Tafeln. **colorirt,** gr. Fol. 1838. 4¼ Thlr. netto.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Scheidler, Prof. in Jena, die Lebensfrage der Europ. Civilisation und die Bedeutung der Fellenberg'schen Bildungsanstalten zu Hofwyl für ihre befriedigendste Lösung. (15 Gr.)

Jena, im Decbr. 1838.

Bran'sche Buchhandlung.

Neue schöngeistige Schriften.

Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne (von I. K. H. der Prinzessin Amalia von Sachsen). Dritter Band. enth. 1) der Zögling, Lustspiel; 2) Vetter Heinrich, Schauspiel u. 3) der Unentschlossene, Lustspiel. Velinp. 8. eingeb. 2 Thlr. 8 Gr.

(Die beiden ersten Bände kosten 4 Thlr. 16 Gr., mithin alle 3 Bände 7 Thlr.)

G. Schilling, sämmtliche Schriften, Ausgabe letzter Hand, in Taschenformat. 71. — 80. Band im Prän.-Pr. 3 Thlr. 12 Gr. bis Ende d. J. Ladenpreis 5 Thlr.

A. v. Tromlitz, sämmtliche Schriften. Dritte Sammlung. 10. — 18. Band, in Taschenbuchformat. Prän.-Pr. bis Ende d. J. 3 Thlr. 12 Gr. Ladenpreis 5 Thlr.

R. Heller, Novellen, zweiter Band: der Treulose, der Bettler und der Finkensteller. 1 Thlr. 6 Gr.

Der erste Band erschien im Jahre 1837, enthielt die Eroberung von Jerusalem, und kostet 2 Thlr.

H. F. Mannstein, der Aufstand in Stralsund, historische Novelle, und Mirabeau's Tod, Novelle. 1 Thlr.

Erschienen in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig und sind durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

In allen Buchhandlungen ist die sehr belehrende und zugleich nützliche Schrift in einer zweiten verbesserten Auflage zu haben.

☞ Vom Wiedersehen.

Wohin gelangen wir nach diesem Leben?
Werden wir uns da wiedersehen?
Wie ist da unser Loos beschaffen?
Gründe für die Unsterblichkeit
der menschlichen Seele und Betrachtungen über
Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen.

8. broch. Preis 10 Sgr.

Diese von Dr. Heinichen herausgegebene Schrift giebt über obige Fragen belehrende Aufschlüsse, führt die Beweisgründe eines bessern Daseins, — eines Fortlebens nach dem Tode an, und so ist dieses Buch Frohen zur Belehrung und Trauernden zur Tröstung zu empfehlen.

Für Dilettanten, junge Damen ꝛc.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Fr. Stolz's gründliche Anweisung zur

orientalischen Malerei,

Transparent-Malerei und zum Uebertragen von Kupferstichen auf Holz, Pappe u. s. w.; nebst Belehrungen, das Firnissiren von Kupferstichen, Karten und allen Wasserfarben-Malereien Relief-Arbeiten in Moos und Haar, Bronziren der Bilderrahmen ꝛc. betreffend, sowie Anweisungen, alle hierzu erforderlichen Lacke und Gummi-Auflösungen u. dgl. m. zu verfertigen. Für jeden Dilettanten der Malerei, für junge Damen, sowie insbesondere für Lackirer von Holz-, Blech-, Leder- und Wachstuch-Waaren. Quedlinburg, bei G. Basse. Mit 5 lithogr. Taf. 8. geh. Preis: 12 Gr.

Polytechnisches Centralblatt

4. Jahrg. f. 1838. No. 62—67, mit 49 Abbildungen.

Verbesserungen an den eisernen Wagenrädern von Paton, Losh und Hague. — Vinet-Buisson's mechanische Kehrbürste (frotteur mécanique). — Emile Dollfus über ein Ausrückzeug (manchon à débrayage), welches an den Walzwerken zu Bonchamp angebracht ist. — Will. Gilman's Erfindungen an Dampfkesseln und Dampfmaschinen. — William Brindley's patentirte Presse. — Chronik der Eisenbahnen. — Hemming's Verbesserung in der Bleiweissfabrication. — Ueber die schwarze Farbe der Glasmaler und einige gefärbte Gläser; von E. v. Bibra. — Der Gebr. Dittmar patentirtes Verfahren zu Fabrication der Rasirmesser. — Vergleichung der Leuchtkraft von raffinirtem Thran und gereinigtem Rüböl, von Garthe. — Ueber die Einrichtung der Runkelrübenzuckerfabrik der United Kingdom Beetroot Sugar Association zu London, von Jobst. — Fichtenberg's lithographische Kreiden. — Price's Luftheizungsapparat. — Der elektromagnetische Telegraph. — Lush's Apparat zu Condensation der Salzsäure. — Ueber die Anwendung des grünen, getrockneten und gedörrten Holzes in Hohöfen und Frischfeuern, von Bineau. — Verbesserte Construction der Lastwagen, nach Mohr. — Rübenzuckerfabrication bei Magdeburg. — James J. Rush's Dampfkessel. — W. T. Curtis's Funkenaufhalter. Preussische Patente, Baiersche Patente. — George Whitelaw's Selbstspeisung für Dampfkessel. — Watt's and Tebutt's Methoden der Bleiweissfabrication. — Booker's Verbesserungen in der Weissblechfabrication. — Hoard's Zuckersiedepfanne. — Vorschläge zu Verhütung von Unglücksfällen auf Eisenbahnen. — Heineken's Briefcopir-Vorrichtung. — Brunel's Bericht über die Great-Western-Eisenbahn. — White's Schienenverbindung für Eisenbahnen. — Amerikanische Schienen und Schienenstühle. — W. J. Curtis's verbesserte Schienenstühle. — Busk's Stühle für doppelt Tförmige Schienen. — Ein verbesserter Schienenstuhl von C. L. O. Richardaon's Patentschienenbahn. — Schienen und Schienenstühle auf der London-Birmingham-Bahn. Ueber die sogenannte Desoxydation der Weine und anderer Flüssigkeiten, nach Krüger. — Verfälschung der Bettfedern mit Bleiweis. — Lederne Spritzenschläuche. — Aufbewahrung des Obstes nach Deslongchamps. — Wachslichte und Stearinlichte. — Bleichen der Badeschwämme. — Strassenstaub. — Martin's Entfettungsmethode für Wollentücher. — F. Watkins elektromagnetische Maschine. — J. J. Meyn über eine Kuppelung mit Frictionsring. — Waldeck's Schraubenschneidzeug. — Richard Pearson's von Oxford patentirte Wagenhemmung. — Tanberth's, Mechaniker in Schedewitz, Torfpresse. — E. Saladin's verbessertes Sperrrad. — Alexander Peacock's Metallkolben.

Diese verbreitetste and wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. December 1838.

Leopold Voss.

Allen, welche eine unterhaltende Lectüre, die von Anfang bis zu Ende die Spannung und lebhafte Aufmerksamkeit des Lesers erregt, lieben und suchen, empfehlen wir die eben erschienenen:

Memoiren des Teufels

von

Fr. Soulié.

Aus dem Französischen

von

J. Schoppe.

8. Altona, Hammerich. 2 Bände. Geh. 3 Thlr.

Die seltsamsten Ereignisse wechseln mit einander ab, der Leser fällt aus einer Ueberraschung in die andere. Frankreich hat diese Memoiren verschlungen, in Deutschland werden sie bald als die unterhaltendste Lectüre allgemein verbreitet sein. In jeder guten Leihbibliothek und jedem Lesevereine sind diese Memoiren vorräthig, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Neue nützliche Schriften.

So eben sind erschienen:

B. A. Grunard: Anweisungen zum Anbau der

Kardendisteln (Weberkarde).

Mit Abbildungen. 8. geh. Preis 4 Gr.

B. A. Grunard: Praktische Anweisung zum

Hopfenbau,

nach den neuesten, bewährtesten Methoden. 8. geheftet Preis 6 Gr.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Emiliens

Stunden der Andacht

und

des Nachdenkens.

Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände

von

Dr. C. W. Spieker.

Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. mit Titelkupfer. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

So eben erschienen in Ernst Klein's Comptoir in Leipzig:

Der Astrolog.

Historischer Roman aus dem 16ten Jahrhundert.

Von

J. Seidlitz.

1ster Band 1 Thlr. 3 Gr.

Pumphut.

Romantische Darstellung aus dem vorigen Jahrhundert.

Von **C. Zehmen.** 21 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Nordische

Mythologie.

Mit einem vollständigen Namen- und Sachregister und einem Titelkupfer

von

Dr. H. A. M. Berger.

Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg brochirt. Preis ½ Thlr.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Münchhausen

Eine Geschichte in Arabesken.

Von

Karl Immermann.

1r. Theil. 458 Seiten in 8. auf feinem Maschinen-Velinpapier, in elegantem Umschlag geheftet. 2 Thlr. 8 gGr.

Auch unter dem Titel:

Karl Immermann's Schriften. 8r. Bd.

Der Nachkomme des bekannten Erzählers, welcher in diesem neuesten Werke Immermann's auftritt, nimmt seine Mittheilungen nicht, wie sein Ahnherr, hauptsächlich aus dem Kreise der Jagd- und Reiseabenteuer, sondern mehr aus dem Gebiete der moralischen Welt. „In diesem Erzwindbeutel hat Gott der Herr „einmal alle Winde des Zeitalters, den Spott ohne Gesinnung, „die kalte Ironie, die gemüthlose Phantasterei, den schwärmenden „Verstand einfangen wollen, um sie eine Zeit lang stille gemacht „zu haben." Indessen versteht sich für die, welche den Verfasser der Epigonen näher kennen, von selbst, daß den verneinenden Tendenzen gegenüber auch das Bleibende und Kernhafte der Zeit und zwar um so deutlicher, je mehr jene scharf gezeichnet sind, in diesem Werke seine Stelle findet.

In allen Buchhandlungen ist zu haben und zur Erhöhung bei Familienfesten zu empfehlen:

Schellhorn 100 auserlesene

Neujahrs-, Geburtstags-, Hochzeits- und Abschiedsgedichte.

Stammbuchsverse, Räthsel und Polterabendscherze.

3. Aufl. broch. 15 Sgr. od. 54 Kr.

☞ Zu oben benannten, aber auch zu anderen Familien-Festen, wird man in dieser Sammlung die passendsten Gedichte finden, sie enthält 28 Geburtstags-Gedichte, 30 Hochzeits-Gedichte, 8 Abschieds- und 12 vermischte Gedichte, Polterabendscherze. — Charaden und Räthsel.

Höchstwichtige Schrift!

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Freiherr von Sandau

oder

die gemischte Ehe.

Eine Geschichte unserer Tage

von

D. K. G. Bretschneider,

geh. Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent zu Gotha, Ritter des Sächs. Ernestinischen Hausordens.

gr. 8. Elegant geh. Preis 21 gGr. (26¼ Sgr.)

Halle, im December 1838.

C. A. Schwetschke & Sohn.

Nützliche Weihnachtsgeschenke für Damen:

In Ernst Klein's liter. Comptoir in Leipzig erschienen:

Die Unpäßlichkeiten der Damen,

ihre bequemste und leichteste Heilung. Von Dr. C. Lenz. 8 B. gr. 12. geh. 16. Gr.

In gefälliger Sprache tröstet und berathet der Verfasser hierin das zarte Geschlecht über die Leiden des Körpers und erheitert ihr Gemüth dabei; nöthigt sie auch keineswegs zur Entsagung aller Freuden oder zu bitterbösen Arzneien, sondern weis't die Hülfe in einfachen, ja angenehmen Mitteln (oft sogar vom Conditor) nach. Durch geschmackvolle Ausstattung empfiehlt sich dieses und das folgende Büchlein auch als nützliches Geschenk.

Die Kunst der Frauen,

sich die Liebe und Treue ihrer Gatten zu sichern. Festgabe für bräutliche Jungfrauen und junge Frauen. Von Dr. A. Heinrich. 6½ B. cartonn. 15 Gr.

In herzlicher und eindringender Sprache ist hier das Leben und Gemüth der Männer und der Frauen geschildert, diesen die besten Rathschläge für ihr Wohl gegeben.

Unterricht für junge Frauen,

um frohe Mütter gesunder Kinder zu werden und selbst dabei gesund und schön zu bleiben. Mit einem Anhange, enthaltend Gebete für Schwangere und Gebärende. Zweite Auflage. 8 B. gr. 8. 9 Gr.

Was ist wohl wichtiger für die Menschheit als der Gegenstand dieses Buchs! Belehrend und allgemein verständlich ist zweckmäßig Alles abgehandelt, was auf Gemüth und Körper in diesem Zustand Einfluß hat.

AVERTISSEMENT.

Auch für das Jahr 1839 erscheint in meinem Verlage die

„Mitternachtzeitung"

für gebildete Leser, 14ter Jahrgang,

redigirt

von **Dr. E. Brinckmeier.**

Die immer steigende Theilnahme, welche diese anerkannt gediegene Zeitschrift findet, setzen die Redaction in Stand, den Inhalt immer gehaltvoller, umfassender und der Tendenz des Blattes passender zu machen. Die geachtetsten literarischen Kräfte Deutschlands stehen der Redaction zur Seite, alle bedeutendern Zeitschriften haben sich stets höchst ehrenvoll über die Mitternachtzeitung ausgesprochen, und stimmen darin überein, daß sie zu den Zeitschriften ersten Ranges gehört, und eine der gehaltvollsten und gediegensten ist. Der Rubrik der Erzählungen wird eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Die leitenden Literaturartikel des Herrn Redacteurs haben sich Achtung und Ruf erworben, die kleinern Artikel und die zahlreichen Notizen erörtern mit Geist und Kraft alle wichtigen literarischen und socialen Fragen, und sind so treffend und originell, daß sie eine besondere Zierde dieser Zeitschrift sind. — Das Format behält seine Octavform bei, wird jedoch, trotz der dadurch bedeutend erhöhten Kosten, auf größerm Papier, als bisher, gedruckt werden, so daß das Innere wie das Aeußere des Blattes dasselbe zu einer der werthvollsten Erscheinungen machen wird.

Der Jahrgang von 208 Nummern kostet 8 Thlr. oder 14 fl. Rhein., wofür man wöchentlich 4 Nummern erhält. Jedes Quartal bildet einen für sich bestehenden Band in groß Octav, mit Titel, Register und sauberm Umschlag. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen an, durch welche man auch **Probenummern *gratis*** erhalten kann.

Braunschweig, im Dec. 1838.

Ch. Horneyer.

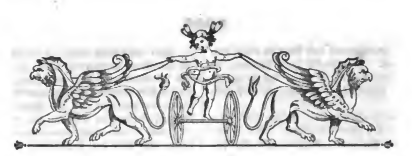
Die Freunde der englischen Literatur

erlaubt sich der Unterzeichnete auf die soeben von ihm ausgegebene Liste der für 1839 in England erscheinenden Journale aufmerksam zu machen, welche durch alle Buchhandlungen Deutschlands gratis zu erhalten ist; — die gestellten Preise sind die in England geltenden und würden Sortimentsbuchhandlungen eine billige Provision zu berechnen haben. —

Leipzig, Dec. 1838.

J. A. G. Weigel,
Buchhändler.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 252. — den 24. December 1838

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Beschluß.)

Forstberg blickte zu Rosalien empor. „Ich glaube, dem Blute und dem Herzen," erwiederte er lächelnd, „denn wenn Ihr Umgang mich auch fast zum Proselyten gemacht hat, so fürchte ich doch, der Augenblick wird stets mächtiger sein, als alle gute Lehre."

„Und ich," versetzte sie sinnend, „bin also vom Reiche des warmen Empfindens ausgeschlossen. Sie mögen Recht haben und doch haben Sie auch Unrecht. Ich empfinde tief und wahr, und mit Begeisterung zaubere ich mir eine Welt der schönsten Träume. Aber ich mische sie nicht in das Leben, ich vergesse nicht, daß ich träume. Und wer ist glücklicher, der Mensch, welcher sich aussöhnt mit dem Geschick, der mit festem Muthe ihm ins Auge blickt, oder der ewig Hoffnungsvolle, dem tausend Blumen blühen, und der um jede weint, und verzweifelt? O, ich weiß, er hat auch Freuden, die eine ruhige Brust nicht kennt, und dasselbe Blut, das ihn um jede verfehlte Minute peinigt, hilft ihm leicht auch wieder zur neuen Schwärmerei. — Ja, Forstberg, Sie haben Recht, mein Herz ist meiner Vernunft tief untergeordnet, aber besiegt nach einem langen Kampfe ist es nicht getödtet. Wehe dem, der das von sich sagt, er müßte ein Ungeheuer sein, aber wehe auch dem, der dem Herzen nur angehört. Das Herz ist ein thörichtes, wankelmüthiges Wesen, sinnlos, leidenschaftlich, heimtückisch und verblendend, das Gespenst des Lebens, das magische Kreise um uns zieht, unsere Sinne benebelt mit zauberisch schönen Gestalten, die, wenn wir zu spät erwachen, zu Gerippen und scheeßlichen Phantomen werden. Man muß den Wahn zerreißen, sei er noch so lieblich, und auch Sie träumen, Forstberg; ich muß Sie aufwecken, mein Freund."

Ein elektrischer Schlag zuckte durch sein Herz, als Rosalie jetzt seine Hand ergriff und mild in sein glänzendes Auge schaute.

„Sie lieben mich, Forstberg," sagte sie, „und seit einiger Zeit sind Sie zu dem Entschluß gekommen, mir Ihre Hand zu bieten."

„Und nun," erwiederte Forstberg erschüttert, „wollen Sie mir beweisen, daß dies eine Thorheit sei, daß ich nichts zu hoffen habe."

„Nein, mein theurer Freund," rief Rosalie, „nichts will ich, als Sie zu einer Prüfung auffordern, ob ich Sie wahrhaft glücklich machen kann. Glauben Sie das, so will ich die Ihre sein, und mein Leben, mein ganzes Dasein soll nur Ihnen gehören."

„So reden Sie," rief Forstberg, und umfing die schöne Gestalt, „ich werde antworten und alle Liebesgötter müssen mir beistehen."

„Nehmen Sie zuerst das Bekenntniß, daß ich Ihnen herzlich zugethan bin," sagte Rosalie. „Nicht Ihre zarte Freundschaft allein, auch nicht die Dankbarkeit bewegt mich zu diesen Empfindungen, es ist das Gefühl, welches ein guter und verständiger Mensch erregt, der mit den bewegenden Kräften seines Lebens in das meine

greift und Anknüpfungspuncte dort findet zu einem fortgesetzten Erkennen. Ich achte Sie hoch, Forstberg, ich empfinde ganz Ihren Werth, ich weiß, daß ich an Ihrer Seite nicht unglücklich sein werde, aber ich liebe Sie nicht."

Langsam fiel Forstberg's Hand aus der ihren, eine brennende Röthe flog über sein Gesicht. „Das ist es," sagte er, „Sie lieben nichts, Rosalie, denn Sie hassen nichts."

„Ich liebe," versetzte sie mit Erhebung, „und ich hasse, aber beides nicht mit der Leidenschaft des Blutes, sondern aus der überzeugenden Kraft meines Geistes. Ich habe Stern geliebt, und ich liebe ihn noch, nichts kann mich davon trennen. Sie sind ein feuriger Mann, Forstberg, das Blut, die Empfindungen des Augenblicks haben großen Theil an Ihrer Zukunft, und ein Wesen, wie ich, kalt, ruhig und überlegend, kann Ihnen nicht genügen. Nicht mein Schicksal bedenke ich, es ist das Ihre, das mich bekümmert. Sie sind gezwungen, der großen Welt zu leben, ich liebe den kleinen Kreis vertrauter Freunde; Sie haben alle Vortheile, alle Vorzüge, um ein heiteres, buntes und wechselvolles Leben zu genießen; mein Sinn aber wendet sich der Häuslichkeit, dem sinnenden Glück und einer Stille zu, die Ihnen bald langweilig, vielleicht unerträglich werden würde."

„So wenig also habe ich Ihre Achtung erringen können," sagte Forstberg schmerzlich.

„Meine Achtung!" rief Rosalie, „zeigte ich Ihnen nie mehr, als in diesem Augenblicke. Zwei Wege sind für unsere Zukunft denkbar, Forstberg, und beide führen nicht zum Glück. Entweder Sie ermüden an dieser Stille meiner Seele, Sie zerreißen die Bande, welche meine Nähe um Ihre ursprüngliche Natur legte, und stürzen sich mit doppelter Heftigkeit in den lauten Kreis des Lebens, und dann, mein theurer Freund, bin ich Ihre Quälerin, der trübe Hintergrund Ihrer Gedanken, der Quell eines Schmerzes, der Ihr ganzes Dasein verwüstet, und Ihr heißes Blut zu allen Ausschweifungen treibt, um die Wahrheit zu vergessen, oder —" Sie hielt hier ihre Rede ein und sah forschend in sein bleiches Gesicht, das er fragend auf sie richtete — „die Macht meines Wesens ist zu groß für sie, die aufgezwungene Herrschaft zu gewaltig. Ihr eigenes Leben erstickt darin, Sie vegetiren weiter, ordnen und schicken sich in das Verhältniß, als ein freundlicher, gefälliger Mann, aber willenlos, schwach, ewig schwankend, bis die letzte Spur Ihrer eigenen Kraft zerbrochen ist, und die Maschine gefügig ganz dem fremden Einflusse gehorcht."

Eine lange Pause folgte. Forstberg hielt das Auge auf den Boden gerichtet, in seiner Brust arbeiteten heftige Empfindungen. Liebe und Stolz, ein stürmisches Zürnen über Rosaliens selbstsüchtigen Ausspruch, ein Erkennen der Wahrheit und eine schamhafte Erbitterung dagegen, färbten seine Züge mit dem dunkelsten Roth.

„Und es gibt nicht einen dritten Weg," sagte er dann, „den Weg der Aussöhnung zwischen dem Entgegengesetzten? Halten Sie sich für so unwandelbar und vollendet, Rosalie, daß auch mein Wesen nicht das Ihre durchdringen und eine Verschmelzung Alles vermitteln könnte? Sie stehen einsam und geschieden von dem Leben, ich versöhne Sie damit. Sie verachten das Gewöhnliche, ich gleiche diesen Streit aus. Wir mischen dies widerstrebende Verhältniß zwischen Verstand und Herz, und während ich in Ihnen die Empfindungen des Augenblicks verstärke, geben Sie mir den höheren Adel des Bewußtseins."

„Empfinde ich denn nicht," versetzte Rosalie lebhaft ergriffen. „Schlägt nicht mein Herz feurig für alles Schöne und Gute; entzückt mich nicht eine Blume, ein Stern, ein Gedanke, ein feuriges Abendroth? Nehme ich nicht Theil an allen Freuden und Schmerzen, die ein Wesen treffen können. Aber was Sie sagen ist dennoch nicht ohne Wahrheit, und ich bedarf einer Aussöhnung mit den Gestaltungen des Lebens, die mir unerquicklich und öde erscheinen. Glauben Sie das zu können, Forstberg, so bin ich die Ihre. Ja, mein theurer Freund, ich will es mit freudigem Vertrauen, lassen Sie uns versuchen, glücklich zu machen und glücklich zu sein."

Lebhaft ergriff Forstberg Rosaliens Hand, und eben wollte er eine betheuernde Antwort geben, als durch den stillen Garten der krachende Schall eines brechenden Baumes klang.

„Was ist das?" sagte Rosalie.

„Guter Gott!" rief Forstberg. „Ihr Vater, ich fürchte ein Unglück."

Rosalie lief schnell den Gang hinab. „Bleiben Sie," rief Forstberg, hören Sie mich, Rosalie."

Sie hörte nicht, und schneller als der nacheilende Freund erreichte sie den Baum. Die Leiter lag umgestürzt, ein großer abgebrochener Zweig bedeckte sie, und unter seinen Blättern und Früchten ruhte der regungslose Körper des alten Mannes.

Einen Augenblick starrte Rosalie bleich und zitternd auf die schreckliche Entdeckung, dann schleuderte sie mit Heftigkeit Zweig und Leiter fort und kniete an der Seite

ihres Vaters nieder. „Er athmet noch," rief sie und sprang empor, „helfen Sie, Forstberg, helfen Sie schnell."

Mit Anstrengung hob sie den zerschmetterten Körper empor, und Beide trugen ihn langsam in das Haus. Als sie ihn auf sein Bett legten, athmete der Greis tief auf, es war sein letzter Seufzer. Rosalie war auf einen Stuhl gesunken, sie nahm die herabsinkende Hand ihres Vaters und drückte sie im zitternden Schmerze an ihre Brust.

Forstberg ergriff den Hut und stürzte zur Thür.

„Wohin wollen Sie gehen?" sagte Rosalie.

„Ihnen Hülfe schaffen, einen Arzt," rief er entsetzt.

„Bleiben Sie," erwiederte sie sanft, „er bedarf des Arztes nicht mehr, er ist todt."

Sie kreuzte die Hände des Geschiedenen auf die ewig stille Brust und küßte seine Stirn. Dann wendete sie sich um. Das letzte Abendroth warf seinen glühenden Schein durch das Fenster, es glänzte mild um das blasse Gesicht des Todten. Erhaben in seinem Glanze stand die edle Gestalt Rosaliens, und geisterhaft lächelnd zerdrückte sie die Thränen in ihren Augen.

Forstberg sah traurig und bestürzt zu ihr hin. Er begriff diese Fassung nicht, die eine erstaerende Kälte in ihm weckte. In diesem schrecklichen Augenblicke hatte sie keine Klage, das vermehrte sein Entsetzen.

Leise öffnete sich jetzt die Thür und Stern trat herein. Er sah bleich und angegriffen aus, und langsam, ohne Forstberg zu sehen, ging er auf Rosalien zu. „Da bin ich," sagte er, „Du hattest Recht, ich habe ein furchtbares Experiment mit mir selbst gemacht. Ich bin erschöpft, mein Kind ist todt, und meine Frau hat mich verlassen, weil ich sie unglücklich machte. Ich suche Ruhe und Versöhnung bei Dir, Rosalie, willst Du mich aufnehmen, oder muß ich gehen?"

Rosalie deutete ernst auf das Bett. „Dort liegt mein Vater," sagte sie.

„Er ist todt!" rief Stern.

„Und hier steht mein Verlobter," fuhr Rosalie mit fester Stimme fort.

Stern blickte Forstberg an, und sein gramerfülltes Gesicht belebte sich plötzlich, ein heftiger krampfhafter Schmerz zuckte darin. „Werdet glücklich!" rief er, und seine Stimme tönte wie eine prophetische Warnung, „glücklicher als ich, das ist mein Hochzeitswunsch."

Er wendete sich still ab und ging der Thür zu, als Forstberg seinen Arm ergriff und ihn rasch zurück zu Rosalien zog. Ohne Wort legte er Beider Hände zusammen, dann stürzte er hinaus.

Einen Augenblick stand Stern tiefsinnend, versunken in Träumen, dann schlang er mit Heftigkeit beide Arme um Rosalien. Sie lag an seiner Brust, seine Thränen flossen heiß auf ihre weinenden Augen. „Meine Rosalie," rief er endlich, „Du vergibst dem Irrenden?"

„Wir werden glücklich sein, mein Gustav," sagte sie, und blickte mit den großen begeisterten Augen zu ihm empor; „ich empfinde es, das ist unsere Bestimmung."

In einem Jahre war Rosalie Stern's glückliche Gattin, der nicht verlegen umhersah, als sein alter Vater fröhliche einfache Segensworte an der hochzeitlichen Tafel sprach und die Mutter entzückt die geschmückte junge Frau umarmte.

Als die Vermählten allein waren, reichte Stern seiner Gattin eine Karte, die er vor wenigen Stunden empfangen hatte. Rosalie las lächelnd. Es war die Verlobung der geschiedenen Medicinalräthin Stern mit dem geheimen Finanzrath von Forstberg.

„Eine Freude mehr an diesem schönen Tage," rief sie. „So nur konnten sie glücklich werden, und Beide werden es sein."

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Zustand der königlichen Oper.]

„Heil der königl. Oper!" rief ein großer Theil unserer guten Berliner in der Mitte des Junius; „Heil der königl. Oper! Die Löwe ist zurückgekehrt und Spontini abgereist! Die Ankunft Ersterer wird uns all' die trefflichen Neuigkeiten bringen, die Letzterer durch Aufführung seiner Werke, oder durch seine Mitwirkung im Directionsgeschäft zurückhielt!" Groß war der Jubel, noch größer die Täuschung, denn die von Spontini's Einfluß befreite Verwaltung bot uns noch Schlimmeres als Nichts, d. h. höchst Mittelmäßiges und Schlechtes, und obendrein in unverantwortlichen Pausen. Zuerst sahen und hörten wir, nach zweimonatlichem angestrengten Studium des Fräulein Löwe, den berüchtigten schwarzen Domino von Scribe und Auber, der, ohne sonderliche Wirkung hervorzubringen, über die Bretter ging, und über den bereits der Stab gebrochen ist. Dann folgte zum Geburtstage des Königs die Oper: „Des Liedes Macht," von Castelli und Lindpaintner. Verdienstliche, melodiöse, nur zu breite Musik, zum langweiligsten, effectlosesten Textbuche. Des Componisten Tonschöpfung hätte ein besseres Schicksal verdient, als mit dem Machwerke Castelli's nach der dritten Vorstellung zu Grabe getragen zu werden. Unbegreiflich ist es, daß der geachtete Dichter Mißgeburten wie diese Macht, oder besser, Ohnmacht des Liedes, und wie die Uebersetzung der Hugenotten, zur Welt bringen konnte. Letz-

tere ist wo möglich noch schlechter und unsingbarer, als die Robert's des Teufels, von Theodor Hell. Doch zurück zu unserm Berichte. Unmittelbar nach dem 3. August sollte die, vor drei Jahren auf der königlichen Bühne so gut als durchgefallene, langweilige Oper, „die Puritaner" mit Fräulein Löwe in Scene gesetzt und während der Anwesenheit der kaiserl. russischen Herrschaften im Monat Sept. gegeben werden. Dies blieb jedoch nur ein frommer Directionswunsch, denn der erste October kam herbei, an welchem die gefeierte Sängerin ihren abermaligen dreimonatlichen Urlaub anzutreten hatte, und die Puritaner waren, trotz einer Anzahl abgehaltener Proben, nicht erschienen. Etwas mußte dennoch geschehen, und so ward zur Feier des Geburtstages des Kronprinzen in größter Eile die dreiactige Oper: „Die Doppelleiter," mit Musik von Thomas, ein höchst unbedeutendes, ohne allen Beifall gegebenes Werklein, eingeschoben. Unterdessen mußte Fräulein Löwe feiern, drang aber um so mehr abzureisen, als Verträge über Gastrollen mit auswärtigen Bühnen ihr keinen längern Aufschub gestatteten. Endlich ließ sie sich dennoch durch das glänzende Anerbieten der Verwaltung, ihr für dreimaliges Singen der Rolle der Elvira in den Puritanern jedes Mal den dritten Theil der Brutto-Einnahme zu bewilligen, bewegen, ihre Abreise bis zum 22. October zu verschieben, und so, um fast 1000 Thaler reicher, die durch sie verödete berliner Opernbühne zu verlassen. Der Vortheil blieb allein auf Seite der Sängerinn, denn das Publicum, welches sich aus Gewohnheit und aus Mangel an andern öffentlichen Vergnügen, zahlreich einfand, mußte einige schöne Momente, die das treffliche Spiel der Darstellerin ihm bot, durch Langeweile theuer bezahlen, und die Casse — ? Ei, was schadet einer königlichen Theatercasse das Opfer von 1000 Thalern, wenn es darauf ankommt, eine mit 5 bis 6000 Thalern jährlich besoldete und mit dreimonatlichem Urlaub begünstigte vielbeliebte Sängerin für ihre Anstrengungen zu belohnen? Während besagter Anstrengungen war Fräulein von Faßmann vier Wochen lang abwesend, und entzog uns dadurch manchen schönen Kunstgenuß, der uns durch den Postillon von Lonjumeau, die Nachtwandlerin und den schwarzen Domino nicht ersetzt werden konnte. — Nun erschien die erste Sängerin des Theaters San Carlo in Neapel, Fräulein Johanna v. Schoultz, um in einem Bruchstück der Oper Anna Bolen von Donizetti aufzutreten. Da sie, eine Schwedin, der deutschen Sprache ganz unkundig ist, mußte dies Bruchstück italienisch gegeben werden, was für unsere Sänger und Sängerinnen, zumal aber für die Chöre, sehr beschwerlich wurde und Zeit erforderte. Um die Lücke auszufüllen, kam Miß Clara Novello wie gerufen, und lockte mit ihrer schönen Stimme durch Concertgesang das Publicum ins Opernhaus. Das Zwischenspiel mit Dr. Förster ist in und durch die Zeitungen so breit getreten, daß es hier keiner weitern Erwähnung bedarf. Dem unparteiischen Beurtheiler konnte es jedoch unmöglich entgehen, daß die liebliche Miß während ihres Aufenthaltes in Italien eher Rück- als Fortschritte gemacht. Kälte im Vortrage konnte ihr zwar immer zum Vorwurf gemacht werden, dafür entschädigte aber der Reiz und die ungemeine Reinheit und Klarheit der Stimme. Jetzt ist durch Ueberhäufung der Fiorituren oder zuweilen eintretende Undeutlichkeit ein Glanzpunct ihres vorherigen Vortrages sehr beeinträchtigt und an Wärme desselben nichts gewonnen worden. — Nach fortwährenden Bemühungen und unerschrockenen Bestürmungen der Direction von Seiten des Dichters gebar endlich die königliche Opernbühne das Singspiel: „Der Laborant im Riesengebirge," mit Musik von C. Eckert. Wir wagen nicht zu entscheiden, wer von Beiden, die Direction oder der Dichter, beklagenswerther ist, dergleichen höchstens für die Kinderstube, nicht aber für eine classisch seinsollende Hofbühne passendes Erzeugniß dem Publicum zur Schau gestellt zu haben. Unbegreiflich ist es, daß ein geachteter Schriftsteller es seinem Pflegesohn Eckert, durch dessen Erziehung und künstlerische Bildung er sich Verdienste erworben, zumuthen konnte, ein so geistloses Product in Musik zu setzen? Ein solcher Mißgriff mußte dem talentvollen Jüngling, der sich einige Tage früher durch sein gutes Violinspiel des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen hatte, zum Nachtheil gereichen. Ueberhaupt scheint des jungen Künstlers Talent sich weitmehr zur Ausübung als zur Erfindung hinzuneigen. Dramatische Composition, und vorzüglich komische, sagt ihm nicht zu.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Düringer's Theaterlexikon.]

In Leipzig bei Otto Wigand erschien das erste Heft eines Theaterlexikons, herausgegeben von Düringer, Regisseur am leipziger Theater, und Barthels, Inspicienten an derselben Bühne. Dies Handbuch gibt eine Anweisung in allen Zweigen der Schauspielkunst, und hat besonders die Technik des Bühnenwesens im Auge, gibt Winke über Garderobe und Costüme, über Arrangements vor und hinter den Coulissen, und scheint die Bedürfnisse der Kunstjüngerschaft sehr wohl zu kennen und zu befriedigen. In ästhetischer Hinsicht ist der erste Nothbedarf berücksichtigt. Als Anhang wird ein allgemeines Theatergesetzbuch versprochen, woran es in Deutschland fehlt. Das Ganze wird 12 Lieferungen umfassen.

[Walter Scott.]

Die Revue britannique gab in einer biographischen Notiz über Walter Scott die Mittheilung, daß der Dichter in Folge des Bankerotts der Buchhandlung Constable am Ende des Jahres 1827 eine Schuldenlast von 120,000 Pfd. (840,000 Thlr.) zu tragen hatte. Bis zum Juni 1829 gelang es dem Dichter, einen Posten von 54,000 Pfd. (378,000 Thlr.) darauf abzutragen. Zugleich ließ er sein Leben zu Gunsten seiner Gläubiger in einer entsprechenden Gesellschaft für 22,000 Pfd. assecuriren. Nach seinem Tode, der am 21. Septbr. 1832 erfolgte, ergab sich nur noch eine Schuld von 20,000 Pfd. nebst Interessen. In weniger als fünf Jahren hatte Walter Scott an Honorar eine Summe von drei Mill. Franken bezogen, wie die Revue angibt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 253. — den 28. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Königin Victoria und ihre Umgebungen.

Von A. Jäger.

Ein Lever, ein Drawing-room bei Hofe, die Nachmittagsstunden im Hydepark, ein königlicher Cortège, oder der alljährige Umzug des neuerwählten Lordmayors der City fesseln in London den Fremdling mehr, als alle künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen dieser Weltstadt. Bei einem Lever und Drawing-room, d. h. bei Repräsentationen am Hofe, sieht der, welcher nicht von höchster Abkunft, oder eine Celebrität de la première force, freilich nur die goldglänzenden Carrossen, die betreßten, bezopften und gepuderten Diener, die überaus trefflichen, reich geschirrten Rosse, zuweilen wohl auch insitzende Herren und von Diamanten und Geschmeide strahlende Damen, — denn der Zutritt zu den königlichen Gemächern ist sehr schwer zu erlangen, steht nur der hohen Aristokratie, den höchsten Angestellten, fremden Fürsten und den Gesandten offen, und alle Welt drängt sich zu dieser hohen Gunst, einzig und allein um Stunden lang im Wagen sitzen, nachher sich drängen und stoßen lassen zu müssen, um das Staatsoberhaupt sehen und vor ihm eine Verbeugung machen zu können, und dann wieder den Rückweg anzutreten. Ein Lever und Drawing-room sind nur wenig verschieden, ich glaube, daß Ersteres mehr dem Könige, dieses der Königin gilt, denn beim Aufstehen der jugendlichen Herrscherin wäre es wohl nicht ziemlich, daß die Menge der alten und jungen neugierigen Herren zugegen wäre, freilich, könnte man sagen, beim Ankleiden eben so wenig, doch diese Begriffe jener Worte sind, wie so manches, im Laufe der Zeit verschwunden: die Königin erhebt sich weder in Gegenwart der hohen, zahlreichen Gäste — oft über tausend — aus ihrem jungfräulichen Bette, noch kleidet sie sich im Beisein derselben an; sie sitzt auf dem Throne, umgeben von ihrem Hofstaate und den Großwürdeträgern des Reichs, läßt sich die hohen Herrschaften vorstellen, den Handschuh küssen, richtet bisweilen einige Worte an bekannte Notabilitäten, lächelt und nickt und ennuyirt sich in Summa eben so sehr, wie die glänzende Versammlung. Bei diesen Festen, die in der Mittagsstunde ihren Anfang nehmen und oft bis gegen Abend währen, wird das strengste Ceremoniel beobachtet, Alles geht ganz mittelalterlich zu, nur darin nicht, daß den beklagenswerthen Gästen etwas Leibliches verabreicht würde: sie müssen Stunden lang hungern, dürsten, frieren, sich langweilen und von der Volksmenge gratis begaffen lassen, denn nur die kleinere Zahl der Carrossen hat in dem engen Schloßhofe Raum, die größere muß in den benachbarten Straßen warten, bis die Reihe an sie kommt. Bisweilen nimmt der Wagenzug eine Länge von einer Meile ein, und da müssen die letzten denn viele Stunden harren, bevor sie das hohe Glück haben, vor dem niedrigen Portale des St. Jamespalastes, in welchem die Staatszimmer befindlich und jene Hoffeste noch Statt haben, vorzufahren, die langen Gänge, in denen mittelalterlich gekleidete Hellebardiere, die yeomen of the guard, aufgestellt sind, durchschreiten, und die drei

Staatszimmer der britischen Souverains betreten zu dürfen.

Jeder Leser wird es glauben, daß ich weder bei einem Lever, noch bei einem Drawing-room war; die Wagen, Rosse und Diener des königlichen Hauses wie der englischen Großen hab' ich dagegen zum öftern gesehen, und nicht oft genug sehen können. Welche Pracht, welcher gediegene Luxus! Leider wird dem guten Geschmack häufig durch mittelalterlichen Prunk und barocke Ideen der hohen Herrschaften Eintrag gethan, dies besonders bezüglich der Diener, Kutscher und Jockeys, aber Wagen, Rosse und Geschirr sind unübertreffbar und im höchsten Grade geschmackvoll. Alle Diener, deren oft drei, jedenfalls zwei hinten auf der Carosse stehen, sind gepudert, mit Zöpfen, Haarbeuteln und langen Stäben, auf denen schwere silberne Knöpfe, versehen; dies schon deshalb, weil ein so angethaner Diener eine besondere Luxussteuer kostet. Die Farben der goldgestickten und betreßten Röcke, besonders der kurzen Inexpressibles, sind schreiend und entsetzlich grell, roth, hellgelb, himmelblau, maigrün und rosa, aber die Diener sind durchgängig schöne Leute. Die Kutscher tragen weiße Perrücken, entsetzliche Haarbeutel und darauf ein winziges, ganz mit Tressen besetztes Hütchen, die Kutscher müssen dicke Leute sein, entsetzlich dicke, der Leibkutscher des verstorbenen Königs, und im verflossenen Jahre wenigstens auch der der Königin, wog mindestens 500 Pfund, und wie dieser, so die Mehrzahl der torystischen Rosselenker. Ganz das Gegenstück bilden die Vorreiter und Jockeys, kleine Buben, so groß wie ein Elfe, mit weißen Perrücken und schwarzen Kappen. Man glaubt, daß die vorderen Rosse eines heranrollenden Wagens ohne Führer wären, denn man sieht die Burschen vor den Hälsen der stattlichen Thiere nicht, nur in der Nähe und vis à vis bemerkt man das Aeffchen auf dem Kameele. Doch muß ich bemerken, daß in London, außer bei besondern Gelegenheiten, bei Krönungen und Aufzügen, die Aristokratie wie der Hof selbst, nur zweispännig fährt, auf dem Lande dagegen häufig sechsspännig. Der alte goldene Staatswagen der englischen Herrscher wird von acht Isabellen gezogen.

Um jedoch in Englands Hauptstadt glänzende Carrossen, barock gekleidete Diener, schöne Damen, schöne Pferde und schlechte Reiter zu sehen, hat man nicht nöthig, ein Lever oder Drawing-room, welches während der Season monatlich ein Mal und bisweilen öfter Statt findet, zu erwarten: man verfüge sich nur in den Monaten April, Mai und Junius von 3 bis 5 Uhr Nachmittags in den Hydepark, das Bois de Boulogne für London. Dieser Anblick allein ist eine Reise nach England werth, denn Alles, was reich und fashionable, versammelt sich in jenen Stunden im Hydepark. Auch in der Regents-, der Oxfordstraße, in den Pall-mall und Piccadilly genannten, den Quartieren der Noblesse, bewegen sich zu jener Zeit und mehr noch einige Stunden früher Equipagen, Reiter, elegante Damen und Dandies, von Bedienten und kleinen Spaniels, allerliebsten Wachtelhündchen, begleitet. Der Haupttummelplatz bleibt aber immer der Hydepark, der schönere Regentspark will noch nicht recht in Aufnahme kommen, denn bekanntlich herrscht in England die Mode gebieterisch, sie ist eine Hauptmacht; man kann gegen die königliche Prärogative, gegen den Staat und den heiligen Geist sündigen, man fände Verzeihung, aber gegen die Fashion — nimmer! Der Hydepark wird in seiner ganzen Runde von einem breiten macadamisirten, durch Eisengeländer von der innern Rasenfläche geschiedenen Weg umgeben, auf diesem Wege drängen sich Equipagen und Reiter in einer Ausdehnung von drei Viertelstunden. Die Straße ist so breit, daß vier Wagen neben einander fahren können und häufig fahren müssen, dennoch stockt der ununterbrochene Zug häufig, oft können Wagen und Reiter nicht im Schritte vordringen, und müssen halten und warten. Viele Damen verlassen die Wagen und ergehen sich auf dem schwellenden Rasen des Parks inmitten spielender Kinder, promenirender Herren und Damen, die keine eigene Equipage haben; Miethkutschen werden nicht in den Park gelassen. Auch trifft man liebäugelnde Dirnen, rothröckige Krieger und wiederkäuende Kühe — es ist ein herrlicher Ort, der Hydepark, zumal wenn das Wetter günstig und während der Season, außerdem ist er in eben dem Grade ausgestorben, wie in jener Zeit belebt. Wer schöne Damen in den Carrossen, wie auf dem Rasen sehen will, muß nach dem Hydepark wallfahrten, wo er sie bei Tages-, nicht bei dem blendenden, verschönernden Gaslichte sieht; wer die herrlichsten Rosse der Erde, die geschmackvollsten Wagen bewundern will, muß eben dahin wandern. Da gibt es englische Vollblutpferde zu 1000 Pf. St. und mehr — gewöhnlich reiten die Jockeys die bessern Pferde, vielleicht weil es die Herren nicht können — kräftige Jagdpferde aus Yorkshire und irische Hunters, arabische Thiere und Poneys aus Schottland und von den shetländischen Inseln, die nicht größer als ein großer Hund, Barberrosse und mecklenburgische, türkische und persische, alle Racen, eben so schön als theuer. Wenn nur die Herren besser ritten! Die

zahlreich umhergallopirenden Damen übertreffen nicht selten in der That ihre Begleiter. Englische Pferde gehen allerdings schwer und unbequem, aber zu hüpfen, zu wackeln, mit Armen und Füßen zu fliegen, wie ein Hampelmann, den der Knabe vermittelst eines Fadens tanzen läßt, wäre doch nicht nöthig. Und dann noch die heutige Mode, einen Regenschirm oder einen enorm dicken Stock auf dem Pferde zu führen, könnte einen alten Kavalleristen zu Thränen bringen. Sieht man den Herzog von Wellington, der an dem Hydepark in Apsley-House dem nackten Achilles gegenüber wohnt, den englische Damen (country-women, d. i. Landsmänninnen, wie die Unterschrift besagt) dem Helden gesetzt haben — sieht man den edlen Herzog auf seinem alten Schweißfuchse mit dem Regenschirme unter dem Arme reiten, wer möchte da glauben, daß der hagere, im Sattel hüpfende Reiter dereinst Armeen commandirt, daß er jemals eine Kavalleriecharge befehligt und executirt hätte? Ein alter Soldat würde eher sein Todesurtheil unterschreiben, als dies glauben. —

Schon einige Male habe ich die jungfräuliche Königin erwähnt, diese Hochgestellteste des Erdballes. Betrachten wir sie zuvörderst noch, um der Zeitfolge keinen Eintrag zu thun, als Prinzessin von Kent, Thronerbin von Großbritannien und Irland, beider Indien u. s. w. Oft hatte ich Gelegenheit, die hohe Dame an der Seite ihrer Mutter, eben so oft kühn zu Roß in Begleitung einiger Damen ihres Gefolges und einer zahlreichen männlichen Begleitung zu sehen, einmal sogar in ihrem Kinderwagen, der mit grauen Poneys mit rothem Geschirr, den niedlichsten Pferdchen, die wir jemals sahen, bespannt war. Sie wohnte vor der Thronbesteigung mit ihrer Mutter in Kensington-Gardens, einem großen Parke, der an den Hydepark stößt und Fußgängern offen steht. Das niedrige Wohngebäude — den Namen „Palast" können wir ihm unmöglich geben — ist nichts weniger als königlich. Aus rothen Backsteinen aufgeführt, ohne äußere Bekleidung, gleicht es mehr einem Fabrikgebäude, einer Schule oder Krankenanstalt, denn einem königlichen Palaste. Nach der Thronbesteigung bezog die Maiden-Queen mit der Herzogin von Kent Buckingham-Palace im St. Jamespark, der Herzog von Sussex, der geliebte Oheim der Herrscherin, Kensington-Gardens. Der alte winkelige St. James-Palast sagte der jugendlichen Monarchin nicht zu, die unregelmäßige, niedrige Häusermasse, die mit jenem Namen bezeichnet wird, gleicht auf ein Haar einem Zuchthause. Auch der dermalige Wohnsitz der Königin, der auch New-King's, jetzt Queen's-Palace genannt wird, ist eines englischen Herrschers nicht würdig, deutsche Fürsten, die nicht halb soviel Einkünfte als mancher englische Lord besitzen, haben großartigere, imposantere Residenzen. Windsor allein ist ein der englischen Souveraine würdiger Palast, wie er unter allen der größte sein soll.

Im Mai 1837 erreichte Victoria ihr achtzehntes Jahr, und somit war sie mündig, doch nur in dem Falle als Königin, als Prinzessin hätte sie die Majorität erst im einundzwanzigsten Jahre erlangt. Ueber diesen Punct ward im Parlamente debattirt, indem die Tories und das Oberhaus zumal sich für letztern Fall erklärten, als Wilhelm IV. plötzlich starb und somit die Streitfrage erlosch. — Die Prinzessin Victoria war allgemein beliebt, von den Whigs und dem Volke angebetet. Nicht so von den beiden Extremen der politischen Meinungsverschiedenheiten. Die Tories fürchteten für ihren Einfluß, indem Mutter wie Tochter von Whigs, unter denen selbst der verhaßte Joseph Hume, umgeben waren und mit dem damaligen und jetzt noch bestehenden Ministerium sehr gut standen. Die Radicalen, wenn sie überhaupt ein Staatsoberhaupt wollten, wünschten kein junges, schwaches Mädchen, welches allen Eingebungen und Eindrücken nachgäbe, nicht energisch genug auftreten und über kurz oder lang den Tories in die Hände fallen würde. Einigermaßen tröstete sie das gute Verhältniß, welches zwischen der Thronerbin und dem Herzoge von Sussex, wie unter einigen andern Mitgliedern der entschieden liberalen Partei obwaltete.

Der armen Victoria und der Herzogin von Kent wurden von vielen Journalen der toryistischen und radicalen Opposition gar arge Dinge vorgeworfen. Möchte sie die Angriffe nicht alle, oder vielmehr gar keine gehört und gelesen haben! Einmal hieß es, sie werde schlecht, ein anderesmal, zu gelehrt erzogen, denn sie stehe gänzlich unter dem Einflusse ihrer Mutter, des Königs von Belgien, ihres Oheims, und der deutschen Fürsten, die gewiß nicht ermangeln würden, schaarenweise um sie zu werben, um auf Englands Kosten ernährt zu werden und schwelgen zu können. Ein Blatt warf ihr Frömmelei, ein anderes Laxheit und irrige, religiöse Grundsätze vor, die von der protestantischen Mutter und dem Hauscaplan genähet würden; bald sollte sie keinen Sinn für Staatsgeschäfte, nur für Reiten und die italienische Oper haben, bald sollte sie störrigen Sinnes, krüppelhaft an Seele und Leib sein, letzteres eine Anspielung auf ihre Füße und ihr oft bleiches, bisweilen etwas aufgedunsenes Gesicht. Ja selbst Liebschaften und

Intriguen wurden von schamlosen Journalisten ihr vorgeworfen, der Lord Elphinstone und einige verrückte Liebhaber mußten Stoff zu solchen Anschuldigungen geben.
(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Zustand der königl. Oper.]

Der Laborant wurde das erste Mal unter lebhaften Zeichen des Mißfallens, das zweite Mal unter Grabesstille beendet und erschien seitdem nicht mehr. Höher steigerte sich dies Mißfallen bei der bald hernach erfolgenden Erscheinung der eben erwähnten ersten Sängerin des Theaters San Carlo in Neapel Johanna Schoulz als Anna Bolen in dem 2ten Act der Oper gleiches Namens. Wenn es an und für sich schon ein unglückliches Unternehmen ist, mit deutschen Sängerinnen und Choristen ein italienisches Werk in der Ursprache zu geben, so kann es nur dann entschuldigt werden, wenn die Direction dazu gezwungen ist, um den Musikfreunden den Genuß zu verschaffen, ein eminentes Talent zu hören; wenn aber Kosten und Zeit verschwendet werden, um ein in der letzten Theaterepoche als besonders gutmüthig und tolerant erprobtes Publicum zu täuschen und ihm wahrhaft Schlechtes vorzuführen, so muß dessen Geduld wohl zu Ende gehen und lauter Unwille hervorbrechen. Dieser konnte denn auch bei einer Vorstellung, wie die in italienischer Sprache war, nicht fehlen, und dürfte dem Machthaber der königlichen Theaterwelt zur Lehre dienen, erst zu prüfen und dann sich dem Urtheil wohlmeinender Sachverständiger zu fügen, bevor Würde und Ruf der sonst so großartigen Anstalt compromittirt werden. Würde, fragen wir, Spontini, nach Anhörung einer Probe, das Auftreten des Fräul. v. Schoulz zugegeben haben? Gewiß nicht; und schon dadurch hätte er sich um die Opernverwaltung verdient gemacht. Wir fragen weiter: welches ist nun das glänzende Resultat seiner nunmehr sechsmonatlichen Abwesenheit? Das Erscheinen einer schlechten, allein durch das Spiel des Fräul. Löwe gehaltenen Oper (le domino noir), die ohne allen Beifall aufgenommenen Neuigkeiten: „Des Liedes Macht," und „die Doppelleiter," der gänzlich durchgefallene „Laborant im Riesengebirge," und endlich das unglückliche Auftreten der neapolitanischen ersten Sängerin. — Wahrlich! einen größeren Triumph konnte Spontini, seinen Widersachern gegenüber, nicht feiern. Fand seit seiner Abreise eine der königl. Bühne würdige Vorstellung einer großen Oper Statt? Erlahmte nicht selbst die treffliche königl. Capelle unter der Last aller bis zum Ekel wiederholten Opern, so wie beim Mangel einer energischen Direction? — Unbegreiflich bleibt es, warum man nicht beliebte, ältere classische Werke gibt, nach welchen das Publicum verlangt, wenn man nicht die Mittel hat, belustigende Neuigkeiten auf die Bühne zu bringen. Schlimm ist es freilich, wenn das ganze Glück der komischen Oper auf einer Sängerin beruht, welche in diesem Jahr einen nicht geringeren als fünfmonatlichen Urlaub dazu benutzt, um mit den beiden Rollen, die sie hier einstudirt, auf andern Bühnen zu glänzen. Dessenungeachtet sollte man denken, daß das königl. Theater noch so viel Mittel besäße, als jenes der Königstadt und nicht nöthig hätte, eine gute neue komische Oper nach der andern an dasselbe verfallen zu lassen. Was hinderte die Verwaltung vor 4 und 5 Monaten schon, Adam's „zum treuen Schäfer" und Thomas' „Perruquier" zu geben? Etwa: die Puritaner und der Laborant im Riesengebirge? Jetzt wird A. Lortzing's, nach dem Bürgermeister von Sardam bearbeitete Oper in größter Eile einstudirt. Wird sie uns für so viele Entbehrungen und Täuschungen entschädigen? Niemand wird es tadeln, wenn man talentverrathende Producte der Art gibt, aber man wähle eine passende Zeit dazu, man befriedige zuerst das musikalische Publicum mit bedeutenden, seinen Anforderungen entsprechenden Werken. Traurig ist es, von der Verwaltung selbst die Worte hören zu müssen: „Ja wir haben nichts Anderes! können sonst keine Oper besetzen." Wie steht es da mit einer Kunstanstalt, die früher beim Eintritt Spontini's und unter Leitung des verstorbenen Grafen von Brühl kaum ihres Gleichen in Europa hatte! — †.

Notizen.

[Dickens.]

Der Verfasser der Pickwickier, Hr. Dickens, genannt Boz, beabsichtigt, gemeinschaftlich mit dem Dichter Campbell, durch seine Reise über Algier bekannt, eine Reise nach America zu machen. Die neuesten Sachen von Boz, Nichols Nikleby und Oliver Twist, sind auch in neuester Zeit wiederholt dramatisirt und haben auf den londoner Bühnen bei der Masse Furore gemacht. Wir berichten nächstens ausführlich über Dickens.

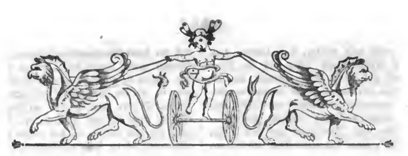
[Lady Byron.]

Es verlautet, daß Lady Noël Byron, im Besitze einiger Jugendgedichte ihres Mannes, diese nebst einem Briefwechsel zwischen Beiden, welcher die Motive ihrer ehelichen Trennung enthält, im Druck herausgeben werde. Kaum glaublich.

[Allgemeines Theaterlexikon.]

In den nächsten Tagen erscheint (Altenburg bei Pierer und Heymann) das erste Heft eines allgemeinen Encyklopädie alles Wissenswerthen aus dem Bereich des Bühnenwesens, in lexikalischer Form, herausgegeben von R. Blum, K. Herloßsohn und H. Marggraff. Der Prospect kündigt drei Bände an, jeder zu fünf Heften, und verspricht das Wichtigste aus der Aesthetik der Schauspielkunst, die Grundzüge der Deklamation und Mimik, eine Statistik, Geschichte und Kritik der bedeutendsten Bühnen, Biographien der vorzüglichsten dramatischen Dichter und Künstler, eine Zergliederung wichtiger dramatischer Charaktere, eine Literatur des Theaterwesens u. s. w.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 254. — den 29. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Königin Victoria und ihre Umgebungen.

(Beschluß.)

Die Geschichte mit dem Lord Elphinstone mag vielen Lesern bekannt sein, wir setzen sie jedoch für diejenigen, welche sie gar nicht oder ungenau kennen, hier her. Der junge Lord, einer berühmten und alten schottischen Familie entsprossen, bekleidete eine Hofstelle, die der eines Kammerjunkers oder Kammerherrn bei uns entspricht. Dadurch kam er nothwendiger Weise mit der Prinzessin Victoria häufig in Berührung, und da er jung, schön und gebildet, gefiel er vielleicht auch der Jungfrau. Es soll sich sogar ein Liebesverständniß zwischen Beiden angesponnen haben und in Folge der Entdeckung Elphinstone auf ehrenvolle Weise nach Ostindien verbannt worden sein, wo er die Stelle eines Gouverneurs in einer Provinz mit 12,000 Pf. St. jährlichen Gehaltes bekleidet. Bei seiner Entfernung soll, einem allgemein verbreiteten on dit zufolge, Victoria ihm einen Ring gegeben haben, wie dereinst die Königin Elisabeth, das hohe Vorbild der jetzigen Maiden-Queen, dem Grafen Essex, und zwar unter demselben Versprechen, daß nämlich der Empfänger, sobald er von der Geberin etwas begehre, den Ring ihr senden möchte. Und der Ring soll aus Indien angekommen und durch eine dem Lord bekannte Hofdame der Königin Victoria überreicht worden sein; der Absender soll gebeten haben, ihn nach England zurückzuberufen! Habeat sibi, wir wissen nichts mehr und verbürgen nichts, obwohl mehrere Zeitungen häufig von der Sache sprachen und sogar behaupteten, die Königin habe alsbald nach ihrer Thronbesteigung ein Schiff nach Indien abgesendet, um ihren Cicisbeo in ihre Arme zurückzuführen, und darob mit dem eifersüchtigen Melbourne einen harten Strauß gehabt. Es stünde dem allerdings nichts im Wege, daß sie Elphinstone zurückbeorderte und sich mit ihm vermählte, sie ist die älteste in der Familie, und kann, nach einem von Georg III. erlassenen Hausgesetze sich mit jedem Engländer ohne den Consens ihrer Agnaten vermählen; dagegen darf kein Glied der englischen Königsfamilie ohne ihre Einwilligung eine eheliche Verbindung eingehen, selbst der old King Ernest Augustus müßte, als nächster Thronerbe von Großbritannien, dieselbe nachsuchen, falls er in die Lage käme, sich noch einmal zu vermählen. Die Königin dagegen ist in ihrer Wahl unbeschränkt, sie kann jeden britischen Unterthan, und wäre es ein Kohlenträger, dem sie wahrscheinlich vor der Vermählung die Peerswürde verliehe, zu ihrem Ehegemahl erwählen; sobald ihre Wahl jedoch auf einen Ausländer fällt, ist die Zustimmung des Parlaments erforderlich. Der dereinstige Gatte der Victoria hat nur Sitz und Stimme im Oberhause als prince royal of England, mit den Regierungsgeschäften darf er sich nicht befassen, er ist nur Vater des Thronerben, oder der Thronerbin, und Gemahl der Königin, und besteht sein ganzes Geschäft einzig und allein in der Fortpflanzung und in dem Verzehren der beträchtlichen Revenuen, die er vom Staate bezieht. Letztere Aussicht, und der Besitz der jugend-

lichen Victoria wohl nicht minder, ist so lockend, daß, wie männiglich bekannt, alle Welt um die Hand der Victoria und um die englische Civilliste sich bewirbt, nicht allein Ebenbürtige, vom Herzoge von Nemours bis zu apanagirten Herzögen mit 2700 Thalern jährlicher Einkünfte, und Fürsten, die souverain sind, sondern auch Individuen aus dem Volke, aus der „Canaille", junge und alte, kluge und dumme, Inländer und Ausländer, die, wie die englischen Zeitungen ein Weiteres berichten, statt in das jungfräuliche Königsbett, gewöhnlich nach Bedlam gebracht wurden. Viele der geehrten Leserinnen wollen gewiß auch erfahren, wie die junge Königin von England aussieht. Aufs Wort kann ich versichern, daß, wenn man ihr allein auf der Promenade in Leipzig, oder auf dem Jungfernstiege in Hamburg, oder sonst wo begegnete, man es ihr nicht ansähe, daß sie eine Königin sei. Sie ähnelt jedem jungen, frischen Mädchen von ihrem Alter, sie ist dunkelblond, hat hübsche Augen, einen hübschen Mund, etwas zu volle Wangen, wie sie überhaupt für ihr Alter einen ziemlichen Embonpoint hat, und trägt sich, außer bei hohen festlichen Gelegenheiten, einfach und geschmackvoll. Ueber ihre Größe und ihren Gang, der etwas unsicher sein soll, kann ich nicht urtheilen. Ich wohnte, ohne daß sie es vielleicht wußte, ganz in ihrer Nähe, und sah sie wohl funfzig Mal, im Wagen, zu Roß, im Theater, aber nie zu Fuß, ich war ihr einige Male so nahe, daß ich den Saum ihres Kleides hätte berühren können, aber über ihre Größe maße ich mir doch keine genaue Bestimmung zu, ich möchte sie von einer mittlern Statur halten. Sie ist stets sehr freundlich und grüßt und verbeugt sich links und rechts, sie hat viel Anstand und reitet wie ein Stallmeister. Die Mehrzahl der reitlustigen Engländerinnen reitet gut, Victoria ist die Königin der Reiterinnen; Ihr solltet sie sehen auf ihrem arabischen Schimmelhengste, der unter seiner schönen Bürde galoppirt und courbettirt, daß ein Wachtmeister der berliner Lehreskadron seine Freude daran hätte. Sie weiß auch, daß sie gut reitet, — Elisabeth war gleichfalls eine kühne und geübte Reiterin — sie zeigt sich gern und häufig zu Roß. Bekannt ist die Anekdote, welche bei Gelegenheit der ersten Truppenmusterung, die sie als Königin abhalten wollte, erzählt wurde. Die Garden sollten im Hydepark Revue passiren und Victoria wollte zu Roß die Musterung halten und ihre Garde defiliren sehen. Ihre Mutter und Lord Melbourne, mit dem sie auch häufig ins Gerede gebracht worden (man behauptete, sie äße gern Lammfleisch, und Melbourne hieß vor seiner Standeserhöhung Lamb), — Mutter und Minister riethen ihr ab, die Revue zu Pferde zu halten, und wollten sie bewegen, im offenen Wagen zu erscheinen, da rief der jungfräulich königliche Trotzkopf nach heftiger Debatte ärgerlich aus: no horse, no review! Sie soll sogar mit dem Füßchen, der Satyrist behauptete, mit dem linken, auf den Boden gestampft haben. Wahr ist, daß die schon angesagte Revue unterblieb.

Die Königin liebt leidenschaftlich Musik und Gesang, soll selbst eine sehr angenehme Stimme besitzen, richtig singen und meisterhaft mehrere Instrumente spielen. Außer der italienischen Oper sind Concerte, besonders in kleinern Cirkeln und en famille, ihre häuslichen Vergnügungen, seit kurzem ist sie auch leidenschaftliche Tänzerin, und soll gut tanzen. Das widerspräche denn freilich, was von ihrem Gange und ihren Füßen behauptet wurde; ihr Fuß soll sogar, wie bei einem Drawing-room, wo sie in rothsammetnen, hinten niedergetretenen Pantoffeln auf dem Throne saß, bemerkt und in viele Journale aufgenommen worden, sehr klein und wohlgeformt sein. Bemerken wir nur noch, daß die Königin mehr, als man erwartete und ihre Jugend hoffen ließ, sich mit den Staatsangelegenheiten beschäftigt, daß sie ein sehr gesundes Urtheil und einen richtigen Takt zeigt, überhaupt eine äußerst gebildete, wohlerzogene Dame ist, und mit gleicher Fertigkeit drei Sprachen redet, Englisch, Deutsch und Französisch.

Die Mutter ist eine etwas hagere, große Dame entre les deux ages. Was ihr Alles vorgeworfen, kann und mag ich nicht wiederholen; hat man ihr doch sogar vorgehalten, daß sie eine Deutsche! Ueberdies soll sie nach der Meinung der englischen Geistlichkeit eine Ketzerin, nach Andern bigott sein; die Tories sagen, daß sie sich mit niedrigem Volk befasse, weil sie den Umgang jener nicht sucht, die Radicalen dagegen, daß sie eine verkappte Toristin sei, und viele beklagen daß sie eine schlechte Wirthin und sehr viel Schulden gemacht habe, die allerdings für eine Dame und Wittib bedeutend sind, sie belaufen sich über 100,000 Pf. St., die jetzt das Parlament bezahlen soll.

Tieck's neueste Novellen.

Die Novellistik Tieck's hat sich in den letzten drei oder vier Jahren theils mit ganz ordinären Gespenstergeschichten abgegeben, theils die tollsten Wunderlichkeiten, Laune, Eigensinn eines grämlichen Alters und andere unerquickliche Jeremiaden mehr zu Tage gefördert. Tieck glaubte in sei-

nem von den Bewegungen der Welt abgeschlossenen Zimmer, dergleichen heiße die Literatur anbauen und das, was ihm für giftigen Auswuchs daran galt, mit Stumpf und Stiel ausrotten. Die Sache sah aber anders aus und nahm deshalb auch eine ganz andere Wendung. Tieck's amusirende Polemik fand nirgends, als etwa bei einigen eingerosteten großentheils schlaferig gewordenen Waffenbrüdern oder Knappen, Beifall. Es war gar zu sichtbar, daß der alte Novellenmeister das Terrain, auf dem der Kampf sich entspann, nicht mehr kannte, und die Kraft der Kampfenden gar zu gering anschlug. Dennoch gefiel er sich in seiner Polemik, setzte sie alle Jahre in den engen Schranken zweier mit Goldschnitt verzierten Taschenbücher fort, und hatte den Vortheil, daß die Literatur beinahe gar keine Notiz von diesen altersschwachen Productionen nahm.

Tieck aber hat, wie es scheint, nur geruht, seine verdrießlichen Launen abgeschüttelt und ist jetzt Willens, den Mitlebenden abermals in der lichten Heiterkeit eines schönen dichterischen Gemüthes sich aufs neue vorzustellen. Seine jüngste Novelle „des Lebens Ueberfluß," die uns der diesmalige Jahrgang der Urania brachte, zeigt uns den bejahrten Dichter in neu verjüngter Schöpferkraft. So kurz und gedrängt das Product ist, so fein angelegt, so tiefsinnig durchgeführt und mit so rosigem Duft reinster Poesie überhaucht, schmiegt es sich dem Gemüth jedes unbefangenen Lesers an. Tieck greift, wie er dies oft schon gethan hat, mitten aus dem Leben eigentlich nur ein unbedeutendes Stäubchen heraus, das sich aber unter der Lupe seiner vergrößernden poetischen Pupille zu einer unendlich reichen Welt ausweitet. Der Kern der Novelle ist ein verarmtes junges Ehepaar, das durch unglückliche Verhältnisse aus dem Glanz der höheren Zirkel, dem es entsprossen, in die trostloseste Dürftigkeit der elendesten Bettler hinabgesunken ist. Die beiden Leute haben nichts als sich und die Unendlichkeit ihrer gegenseitigen Liebe. Mit dieser schnellen sie sich in jugendlichem, schwärmerischen Leichtsinn über Alles hinweg. Der harte Winter hat jeden kleinsten Vorrath aufgezehrt, das Holz ist zu Ende, an Lebensmittel, Brod und Wasser ausgenommen, nicht zu denken. Man bespricht den hereinbrechenden Mangel unter heitern Scherzen und Liebkosungen, und Liebe und Humor sind so erfinderisch, selbst Mehreres von dem wenigen noch Vorhandenen für überflüssig zu erklären. So spinnt sich unter den geistreichsten, poetischsten Dialogen das Leben der Liebenden von einem Tag zum andern fort, bis die immer heftiger werdende Kälte den jungen Mann nöthigt, Hand an die Treppe zu legen, die zu ihrem Zimmer führt, um Holz herbeizuschaffen. Er geht an die Arbeit, indem er sich und seiner jungen Gattin die Treppe als ein unnützes Möbel, als einen im Leben vorhandenen Ueberfluß höchst überzeugend vorzutragen weiß. So wird denn die Treppe nach und nach verbrannt. Da kommt der Hausherr von einer Reise unerwartet zurück; er will seine stillen Miethsleute besuchen und entdeckt natürlich die abgebrochene Treppe, von deren Ueberflüssigkeit ihn der junge Ehemann in einer humoristisch-parlamentarischen Rede ohne Erfolg zu überzeugen sich bemüht. Man ruft die Polizei, und es entspinnt sich eine Scene voll des köstlichen Humors, in der Tieck seine ganze frühere Kraft in blendendstem Glanze entwickelt. Da kommt Rettung herbei in Gestalt eines alten Freundes, alles löst sich befriedigend, die Treppe wird wieder gebaut und das junge Ehepaar kehrt zurück in die große Welt.

Zahlen wir dies Product Tieck's in seiner einfachen Klarheit, in dem duftigen Aether einer anmuthig spielenden Ironie zu seinen besten Schöpfungen, so müssen wir, ob auch mit Bedauern, über eine andere, im Taschenbuch „Helena" befindliche Novelle: „Liebeswerben" ohne Barmherzigkeit den Stab brechen. Es ist kaum zu begreifen, wie ein und derselbe Autor zwei Produkte von so unendlicher Verschiedenheit hervorzubringen vermag. Dort Alles Poesie, eine Zartheit der Erfindung, eine Kenntniß der tiefsten Gemüthsgeheimnisse, die überrascht und gewinnt, dargestellt in krystallener, durchsichtiger Sprache, und hier eine plumpe, widerliche Grobschmiedsarbeit, baar aller Poesie, schmuzig, sprachlich unmelodisch, gedankenleer, kurz ein Ding, wie es ein Stümper in den grämlichsten Stunden seines verdrossenen prosaischen Lebens nicht schlechter fabriciren könnte. In der Novelle „Liebeswerben" hat Tieck abermals das Steckenpferd bestiegen, auf dem er sich nun schon seit mehreren Jahren in Schweiß und Eifer geritten gegen die junge Zeit und Literatur. Geschahe dies mit Witz, Laune, mit überlegenem Geist, in einer poetisch schönen Form, so wollten wir es gern gelten lassen. Einmal aber ist davon gar keine Spur, und sodann basirt sich das Ganze auf so durchaus lügnerischen Grund, daß es überflüssig wäre, etwas dagegen sagen zu wollen. Es genüge, hier auszusprechen, daß die junge Zeit und die Tendenzen, welche sie theils verficht, theils kritisch zergliedernd auf allgemein gültige Wahrheiten zurückzuführen sucht, durchaus nicht so ist, wie Tieck sich dieselbe einbildet. Diese Amsel und Wallrosse, womit er in „Liebeswerben" das Publicum regalirt, sind Gestalten einer kränklichen Hypochondrie. Es wäre uns aber lieb, wenn Tieck endlich wieder einmal zu der Einsicht käme, daß alles Schöne und Herrliche an ihm auch jetzt noch von der Jugend willig anerkannt wird, daß sie aber dem Häßlichen, Fratzenhaften und Unwahren, und stammte es von dem Besten der Nation her, nie das Wort reden wird. Wir wollen glauben, „Liebeswerben" sei früher, als „des Lebens Ueberfluß" geschrieben, und Tieck habe mit der letzteren Novelle sich selbst und die Poesie wiedergefunden. W.

Notizen.

[Der pariser Perruquier auf der leipziger Bühne.]

Die Franzosen fangen an, ihr Vaudeville in die Länge zu ziehen und zur sentimentalen Oper auszudehnen. Der pariser Perruquier ist von dieser Art, man sieht hier sogar das anfängliche Vaudevillethema, wie es noch im ersten Act diesen Charakter behauptet, zu Opernsituationen, die Couplets zu Arien erwachsen. Im dritten Act sind wir wirklich in der Oper, und zwar kaum noch in der komischen. Die Interessen des Stückes sind ganz parisisch und können nur auf diesem Terrain gefallen. Daß der Czar Peter im Jahre 1717 Paris besucht, um Talente, unter andern den Perrückenmacher Fiechinel für seinen Norden zu gewinnen,

daß er seinen ganzen Generalstab in die Barbierstube des feinen Meisters beordert, um ihm den Bart scheeren zu lassen, daß der Perruquier endlich nach Petersburg versetzt wird und mit bebenden Gliedern eine Arie über den Frost singt und nach dem geliebten Paris sich zurücksehnt, daß der Altmeister mit der liebenswürdigen Gemüthlichkeit der alten französischen Zeit den Czaren immer mit „lieber Bruder Petersburger“ anredet, — alles das schmeichelt der pariser Menge, jedenfalls jubeln die épiciers bei dem Stücke, und komisch ist es im höchsten Grade, sich selbst in seinem Großvater zu sehen und die Parallele mit ihm auszuhalten. Nur muß die Komik national sein, wenn sie wirken soll. Ich erinnere abermals an Raupach's „Vor hundert Jahren.“ Mich dünkt, unsere Altvordern wären für uns weit komischer, weit charaktervoller und gehaltreicher als ein pariser Zuckerbäcker oder Perrückenmacher aus der alten Zeit. Wie lange lassen die deutschen Talente ihr deutsches Publicum über fremde Späße lachen und wann werden sie das deutsche Theater von fremden Jämmerlichkeiten säubern? — Die Musik von Thomas, von dem man auch in Berlin eine komische Oper ohne allen Erfolg gab, ist so schlecht, wie es nur erlaubt ist. Höchstens zwölf Takte hindurch eine Melodie, ein gefälliger Rhythmus, dann ist der Fond erschöpft, in der ganzen langen Oper keine einzige Nummer, bei der man mit Wohlgefallen verweilen könnte. Eine Oper von Lortzing hat zehnmal soviel musikalischen Werth als diese pariser Komik. Ich nenne gerade Lortzing, weil dieser talentvolle Musiker ebenfalls komische Sachen setzt und gewiß in Deutschland auf allen Bühnen sein würde, wenn er nicht die pariser Mode erst zu verdrängen hätte. — Gesungen und gespielt wurde bei der ersten Aufführung ziemlich mittelmäßig. Die deutschen Sänger können den Vortrag in parlando sich nicht zu eigen machen, stümperhaft war besonders Fräul. Schlegel mit ihrer vortrefflichen Stimme, aber seelenlosen Handhierung. Die übrigen als geübte und gewandte Sänger fraßen sich so durch bis zum dritten Act; hier bekamen sie erst als wirkliche Sänger zu thun und konnten musikalisch etwas leisten. Hr. Lortzing hat nicht Stimme genug, um diesen Flechinel zu singen; auch ist Berthold weit glücklicher in solchen Rollen als komischer Alter. Als neu gewonnenes Mitglied ist der Bassist Stürmer, der den Czaren sang und recht gut repräsentirte, mit Anerkennung hervorzuheben.

[Alexander Dreyschock.]

Im elften Abonnementconcert zu Leipzig hörten wir zum ersten Male Alexander Dreyschock aus Prag. Es ist derselbe, über den Saphir einen Aufsatz schrieb mit der Ueberschrift „Dreyschock-Schwere-Noth.“ — Der einundzwanzigjährige Virtuose steht auf dem Gipfel technischer Vollendung. Gleich die ersten Griffe auf dem Piano eroberten ihm eine Aufmerksamkeit, die sich bis zum Schluß der schönen Thalberg'schen Phantasie über zwei Themata aus Don Giovanni, von Variation zu Variation steigerte, mehrmals Stürme des Beifalls hervorrief und endlich wie ein Strom aus seinem Bette trat. Technik dieser Art wirkt wie ein Zauber, die kühnsten und gewagtesten Sätze, wie sie ein Meister wie Thalberg sich aus Uebermuth erfindet, wurden mit einer merkwürdigen Sicherheit, mit einer üppigen Vehemenz ausgeführt. Zugleich überraschte uns die tiefsinnige Gemüthlichkeit, die sich in Dreyschock's Spiel zum Ausspruch bringt. Wie süß schmeichelnd, klagend und bittend gab er das là ci darem' la mano! Wie richtig das in echter Donjuanlaune halb höhnisch, halb mitleidig eingeflochtene: Il mio tesoro intanto andate à consolar, gleichsam aus dem Hinterhalte wilder Leidenschaft und gewohnter Siegeslust! In seinen freien Phantasien über gegebene poetische oder musikalische Themata offenbart sich eine außerordentliche Biegsamkeit der Empfindung, eine stets frische, aufgeweckte Schöpferlust.

[Hindostanisches Gesetzbuch für die Frauen.]

In Hindostan, dem Lande der Gesetze, hat das schöne Geschlecht ein eigenes Gesetzbuch, das aus einem Conclave von sieben gelehrten Frauen hervorgegangen ist. Diesem Gesetzbuche zufolge gibt es dreierlei Arten von Ehemännern: 1) einen „anständigen“ Mann; 2) einen „halben“ Mann; 3) einen Hulput-hupla. Ein anständiger Mann ist ein solcher, der seine Frau mit Allem, was sie zum Nothbedarfe braucht, zu versorgen und alle ihre Launen und Wünsche zu befriedigen im Stande ist; er geht ein und aus, ohne zuvor Erlaubniß von ihr erhalten zu haben, und thut nichts, was ihr unangenehm sein könnte. Ein halber Mann ist ein solcher, der eben nur sein nothdürftiges Auskommen hat und dessen Frau zu Hause bleiben und arbeiten muß. Es ist ihr demnach erlaubt, ihm trockne Antworten zu geben. Wenn er sie schlägt, so darf sie wieder schlagen, ihn obendrein noch kratzen, ihm Haare aus dem Barte raufen u. dgl. m. Der Hulpui-hupla endlich hat weder Freunde noch Geld. Eines solchen Mannes Frau kann zehn Tage und zehn Nächte aus dem Hause bleiben, ohne daß er sie darum tadeln dürfte; er hat nicht einmal das Recht, zu fragen, wo sie gewesen, und wenn er einen Fremden in seinem Hause sieht, so geht ihn das gar nichts an. Wenn er hereinkommt und findet die Thür verschlossen, so muß er umkehren und warten, bis sie für ihn geöffnet wird. — Wo den Frauen so viele Freiheiten und Rechte eingeräumt sind, kann wohl von orientalischer Frauensklaverei nicht die Rede sein; man müßte dann behaupten wollen, das sei eben die Knechtschaft dieser Freiheiten, daß sie in so peinliche und genau detaillirte Gesetze gefaßt sind.

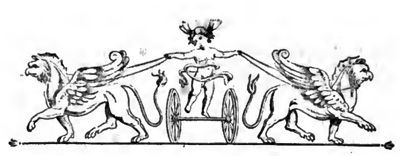
[Chateaubriand.]

Das neue Bruchstück aus seinen Memoiren, das Chateaubriand neulich in einer glänzenden Gesellschaft zu Paris vorgelesen, handelt vom Tode des Herzogs von Enghien.

[Brinkmeier.]

Mit Beginn des neuen Jahres, wie es heißt, wird Dr. Brinkmeier in Braunschweig zum Besten des Lessing-Denkmals Vorlesungen halten. Die Subscriptionen sollen sehr reichlich ausgefallen sein, das ganze Ministerium, der Hofstaat und der Adel haben unterzeichnet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 255. — den 31. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über den deutschen Styl aus neuester Zeit.

(Fortsetzung von Nr. 206.)

3.

Nun schäumen Sie wieder, Donna, und Ihr Styl schäumt mit, obwohl Ihre Stimmung nichts vom Champagner verräth. Eher gleicht sie einem feurigen Sicilianer, wenn ich nicht Sirocco wittere, jenen Sturm, der versengend einherbricht und die Vegetation vernichtet. Aber wälzen wir uns nicht in Gleichnissen herum, oder bleiben wir bei dem Einen stehen: Ihr Styl ist mit Ihnen in der Brandung, und ich will wo möglich Oel in diesen Aufruhr gießen. Es gibt Gemüther, die sich immer erst gewaltsam aufstacheln müssen, um sich regsam zu fühlen. Räumt man ihnen den Stachel als ein Motiv der Nothwendigkeit ein, so muß man sie bewundern; zerbricht man ihnen das Instrument, womit sie sich wie eine heilige Magdalene flagellirten, so sinken sie matt zusammen. Ich will wissen, ob Sie zu diesen Naturen gehören. Deren gibt es nicht im Leben allein, in der Literatur erst recht. Die jungen Lyriker mit ihrem ersten Rausche der Empfindung, auf den keine Production des Bewußtseins folgte; so mancher literarische Aufruhr, dessen tobende Wellen sich plötzlich für immer niederkauerten, sobald gewisse Illusionen wie eine Fata Morgana in Luft und Nebel verschwanden! Lassen Sie uns der Literatur an den Puls fühlen, um an ihr die Zeit, und an der Zeit uns selbst zu erkennen.

Ich will Ihnen zwei Autoren nennen, vor deren Styl Sie sich hüten müssen, aus Besorgniß zu großer Verwandtschaft mit ihnen. Sie kennen Willkomm's „Europamüden", jenes Buch, das der Graf Reinhard in Paris als ein merkwürdiges Gepräge unserer Zeitstimmung betrachtete*). Hier geißelt sich ein edles Herz, um beten zu können, mit Ruthenstreichen. In diesem Schmerze liegt eine fanatische Verzückung, und beides, Schmerz wie Verzückung, enden mit Ohnmacht. Der Zeitgeist wird hier aus Verzweiflung über sich selber geistesirr, und hält diesen Zustand für seine Rettung. Alle jene extravaganten Figuren, die hier die Bahn des Herkommens durchbrechen, um rein zu sein von ihrem Jahrhundert, sind nur Radicale aus krankhaftem Gelüst, sind nur Menschen nach der Platonischen Definition, gerupftes Federvieh, abstrakte Geschöpfe, und die ganz nackte, kahle Seele ist immer die wahnwitzige. Willkomm zeichnet diese Stimmungen mit so viel Musik der Empfindung, mit so viel verzückter Hingebung, daß man die Geißel kaum merkt, womit er sich selbst wehethut. Und im Styl liegt eben so viel musikalischer Wohllaut, eben so viel einschmeichelnder Rhythmus, wie im Gedanken, stoff Dissonanzenhäufung und wilder Mißgriff, falscher Fingersatz. Lesen Sie, wie er sich an den Leuten in Siegburg weidet, jener ehemaligen Mönchsabtei am Rhein, wo jetzt Geisteskranke gepflegt werden.

*) Die Europamüden. Modernes Lebensbild von E. Willkomm. 2 Theile. Leipzig, Wunder.

„Dieses Umkehren der ursprünglichen Bestimmung eines Gegenstandes, oder einer Sache, rechne ich allemal zu den Späßen der Geschichte, die unbewußt und mit einer Art vergnüglichen Blödsinns von ihren gallonirten Bedienten, den Menschen, aufgeführt werden. Es gibt keinen bessern Ort für Wahnsinnige, als ehemalige Mönchszellen und Refectorien. Der Kreuzgang dient zur Spazierhalle, wo die neumodischen Mönche ihre Siesta verträumen. Der Irrsinn ist nur die Kutte der modernen Mönchszeel, die der heilige Geist der Zeit über die tonsurirten Scheitel seiner liebsten Kinder stülpt. Im Wahnwitz betet der Weltwitz seine unzeitigen Geburtsschmerzen ab. Geistesirre sind Heilige der Neuzeit, Märtyrer der civilisirten Menschheit. Daß ihre Herzen im Kopfe schlugen, hat sie so elend gemacht! Deshalb müssen sie das blasse Cistercienſergewand, die schimmernde Toga des um Erhörung bittenden Geistes, über die Fetzen des weltarmen Lebens werfen. O, seht, wie sie einhergehen" rc. — — „Geistesirre gleichen Schmetterlingen, die an den Fensterscheiben auf- und abflattern. Sie denken, das Helle sei der freie, warme Himmelsraum, und jemehr sie sich gefangen fühlen, desto heftiger mühen sie sich ab. Der heilige Staub verschwindet von den Flügeldecken; farblos, eine dunkle Ahnung des Gewesenen, hängen sie herab, nur das Flattern dauert fort, dieser bewußtlose Drang nach Leben, ohne die Kraft, es zu fassen. Geistesirre sind Psychen, die unaufhörlich mit den staublosen Flügeldecken ihres Geistes an den Fensterscheiben der Welt sitzen und sich wundern, daß die Luft so compact geworden ist und doch ihren Glanz behalten hat."

In solchem Zwielicht der Bildersprache schwelgt die deutsche Phantasie so gern, und läuft den kleinen Flammen nach, die über dem Sumpfe gaukeln. Ihnen ist dies so eigen, meine Freundin, daß Sie sich an diesem Schmelz der Willkomm'schen Sprache weiden; aber wenn Sie die Sonne am Firmament, das einzig Feste im Weltall, für ein Irrlicht halten, das im blauen Aether tanzt, so raun' ich Ihnen ein Wort ins Ohr, vor dem Ihre ganze Traumwelt zusammenbricht. Ich komme auf mein altes Lied zurück: Willkomm ist mit der Construction seiner Welt in der Brandung. Er muß sich entscheiden, entweder landen und eine sichere Bucht erreichen, wo die Wärme seiner gemüthlichen Stimmungen Sprache gewinnt, oder das hohe Meer gewinnen, wo die Geschichte mit ihren großen Strömungen ihn rasch und kräftig erfaßt. Auf jener Seite liegt die Idylle, deren träumerisches Glück ihn locken sollte, nach dieser Seite hin winkt die Größe der weltgeschichtlichen Bewegung. Das ganze Jahrzehend ist mit ihm in dieser unentschiedenen Schwebe; man soll nicht länger an den Küsten treiben, — entweder Land oder hohes Meer!.

Ich habe Duller's „Kaiser und Papst"*) gelesen. Wir sind hier wirklich auf dem hohen Meere der Geschichte. Große Menschen, große Thaten; wir haben vollen Wind, steuern mit geschwelltem Segel. Zwei große Gedanken, so groß wie Gott und Natur, Geist und Materie, bieten sich hier die Stirn, die Macht der Kirche, des Glaubens, des Wahns, und die Macht der denkenden Vernunft, die sich der Weltlichkeit und aller Schätze des schönen heitern Lebens bemächtigt. In Kaiser Friedrich dem Zweiten, den Duller zum Helden eines Romans gemacht, bricht der freie Mensch am offensten hervor in seinem Widerspruch gegen die Satzung und den Wahn des Jahrhunderts. Mit ihm zieht die Welt gegen das, was die Priester Gott nennen, zu Felde. Er will die Kirche nicht stürzen, sondern nur neben ihr sich anbauen. Die Kirche aber will nichts, als alleinherrschend bleiben; jedes Mittel ist ihr gerecht, während der Kaiser nur edle wählt. Dies ist der physische Grund seines Unterliegens. Ein geheimeres Etwas tödtet ihn innerlich. Schon auf dem Wendepuncte zum Siege flüstert ihm sein Genius zu, diese Welt und diese Menschen seien außer Stande, frei in sich selbst ohne die Stützen des Wahns zu bestehen. Gerade Friedrich der Zweite ist es in der Reihe jener Revolutionsmänner im Purpur, von dem die treuesten Freunde abfallen, weil sie der Seligkeit der letzten Oelung bedürfen, um sterben zu können. Das Jahrhundert ist nicht reif für den Gedanken Friedrich's, und in der Todesstunde gelüstet ihn selbst nach dem Liebesmahle der Versöhnung. Das ist das Tragische in seinem Erliegen, von dem weder Raumer in seiner Pragmatik und wohlfeilen Politik, noch Raupach in seinen rhetorischen Theaterlappen eine Ahnung haben. Friedrich stirbt mit der leisen Hoffnung, aus den Banden seines Grabes werde die Zukunft auferstehen, die Völker würden durchfechten, woran die Fürsten seines Hauses ihre Stirn zerschmettert; er für seinen Theil fühlt sich besiegt und gestürzt, weil er von der Bedürftigkeit der menschlichen Natur sich nicht frei machte. Ich glaube, Duller hat das Tragische seines Helden sehr tief gefühlt; die Todesscene des Kaisers ist ein treffliches dramatisches Bild im Roman. Etwas anderes ist es, ob er das Gemälde seines Lebens plastisch herausgearbeitet hat, wie der Romandichter doch soll. Wo eine Art krampfartiger Stimmung eintritt, und der Athem röchelt, das Leben zuckt und das Herz zerspringt, da gibt Duller dramatisch wirksame Scenen, da entwirft sein Styl mit dem Tarantelstich der Hast, der ihn hetzt und peitscht, sehr frappante Bilder und Gruppen; allein die Ruhe der epischen Klarheit, die sichere Kraft plastischer Gestaltenbildung, die der Roman ver-

*) Roman in vier Theilen. Leipzig, Brockhaus.

langt, fehlt ihm gänzlich. Soll ich sagen, woran Duller's Styl leidet? Er schwankt zwischen der Gefühlsüberschwänglichkeit Jean Paul's und der grotesken Caricatur der Hoffmann'schen Manier, ohne daß ihn der Stoff, den er hier gewählt, für jene oder für diese Hinneigung berechtigt. Walter Scott's Phlegma ist von der deutschen Kritik sehr hart gegeißelt, und doch bereitet seine epische Breite Wirkungen vor, die Duller's theatralisch forcirter Sturmdrang nie erreicht, weil er sein Ziel überläuft. Duller's Instinct führt ihn allerdings oft zu Gestalten, die für seinen Styl geschaffen sind. Wie treffend schildert er jenen Ezzelin in der romantisch kriegerischen Rohheit seines Handwerks. Eine orientalische Koboldsnatur, wie Kaf, muß stets bei der Hand sein, und der dämonische Clincior, halb Mensch halb Teufel, ist seine Lieblingsfigur, die er mit besonderem Behagen ausmalt. Ich gebe Proben seines Styls. Dieser Clincior liebt ein Weib; Duller entfaltet ein Gemälde à la Höllenbreugel.

„Maddalena seufzte aus beklommener Brust. Clincior's Blicke zuckten wie Flammen, die um ihre Beute züngeln, auf ihrer Schönheit. „Du zitterst schaudernd vor meiner Liebe!" fuhr er leise fort. „Fühlst Du's, daß Du mein eigen bist? Mein eigen Dein schöner Leib, mein eigen Deine Seele? Unzertrennbar, auf ewig verschrieben mein eigen? So lieb' ich, — ich! Wie der Tod das Lebendige liebt, wie der Ocean die Erde; er umklammert sie mit tausend Armen, in Sturmesdonnern brauset er jauchzend auf, in jeder Secunde kann er sie vertilgen. So lieb' ich!" — Wild auflachend, daß ihr das Blut im Herzen vor Grausen stockte, stand er vor ihr, die Stirne gerunzelt, als lauere in jeder Falte Verderben. Und doch empfand sie, in sich selber zusammengeschmiegt, im Todesbangen unsägliche Wonne. Er legte seine Hand auf ihren Scheitel, jeder Nerv glühte ihm, jede Muskel war straff angespannt, vom tobenden, wilden Lebensdrang; mitten in diesem Taumel aber schüttelte sein Geist die Adlerschwingen, und schwang sich über den Augenblick empor; und aus seiner Brust schrie — nur ihm vernehmlich — ihn niederdonnernd der Hohn des Daseins."

Imposant! So liebt ein Dämon, der Styl selbst ist dämonisirt. Allein die Romandichtung ist eine Entfaltung des Menschenlebens, keine Dämonologie. Der Romandichter sei Rubens, sei Tizian, sei Paul Veronese, und huldige welcher Schule er wolle: Höllenbreugel, Callot kann er nicht sein, ohne sich in seinen Stoffen zu vergreifen. Duller hat sich vergriffen, und leider sieht der Styl, den er dem historischen Romane aufzwingen will, wie festgerannte Manier aus. Diese gereizte Uebernommenheit, dieser gepeitschte Ton der Darstellung geht durch vier Bände mit weniger Unterbrechung. Dieser Styl mit seinem krampfhaften Händeringen verwildert jede Situation. Ein Mädchen z. B. liebt den Kaiser, den treulosen, und Kaf, der Eunuch, der sich rächen will für erlittene Schmach, sucht ihren Stolz zu reizen.

„Armes Geschöpf! dachte Kaf, einst und oft verflucht' ich mich; — jetzt fühl' ich: wie glücklicher ist ein Mann, der keiner mehr ist, als ein Weib, das ganz Weib ist! — Auf's neue sann er dann auf Mittel, ihren Kampf zu enden. Er stachelte ihren Stolz; vergebene Mühe — er stachelte eine Leiche." — Nun sucht Kaf ihr die Weiber des Kaisers und die ganze Reihe der verstoßenen Opfer zu schildern. Sie erschrickt und schreit auf vor Schmerz; Duller bricht in diese Emphase aus: „Ein Ton, ein Gelächter, ein einziger Ton doch nur, grausig, entfuhr Manaborens Brust, schnitt wie ein Mißklang in Kaf's Herz. Entsetzliche Wollust, — ein einziger elektrischer Schlag in ihr! Alle Nerven zittern davon nach. Ein Gedanke: — gekommen, entschwunden! Mit einem Male heller Tag in ihr, und plötzlich wieder Nacht."

Dies wilde Haargekräusel der Diction legt sich dann plötzlich um in einen flachen Scheitel. Auf solchen Sturm folgt Ermattung, wie sie im dritten Bande ersichtlich wird. Dort stoßen wir S. 246 auf den räsonnirenden Calcül heutiger Reflexionsmenschen, S. 303 auf den Styl pragmatischer Geschichtschreibung, wie sie in Raumer's Darstellung zu finden ist, S. 355 beginnt ein didaktischer Kathederton, der es förmlich aufgibt, die Ideen seines Stoffes plastisch als Menschenleben, als Fülle des bewegten Daseins hinzustellen, und mithin docirt, was er nicht malen kann. Im vierten Bande concentrirt sich Duller's Kraft von neuem; wo das Leben auf der Spitze steht, wo der Tod seine Beute wittert; da entfaltet sich seine Eigenthümlichkeit, dramatische Bilder zu zeichnen. Aus dem Hange zu theatralischem Effecte erklär' ich mir Duller's ganzen Styl, er müßte für die Bühne Treffliches leisten, er war bisher vielleicht wider Willen zur Romandichtung gedrängt. — Duller hat eine große Richtung für den Roman gefunden, aber nicht den rechten Styl für diese Richtung.

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Thalberg, Th. Hell, Berthold, Tiedge.]

Thalberg spielte am 23. Decbr. zum dritten Male, und zwar in einer großen musikalischen Akademie, welche zum Besten der Armen im königl. Hoftheater veranstaltet worden war. Mit rühmenswerther Uneigennützigkeit hatte Thalberg seine Mitwirkung zu gedachtem Zwecke bereitwillig angeboten. Er spielte zum ersten Male am letzten Mittwoch, in seinem eigenen Concerte, und letzten Freitag bei anderer Gelegenheit zum zweiten Male öffentlich. Seine ausgezeichneten und bewundernswerthen Leistungen bildeten bisher das Tagesgespräch in unsern gebildeten Kreisen. Gleichwohl war uns der gestrige Abend für den höchsten Genuß vorbehalten. Thalberg spielte über drei verschiedene Themata. Zuerst variirte er englische Volkslieder; dann trug er zwei selbstcomponirte Studien vor; und den Beschluß machte eine Phan-

tasie über Motive aus den Hugenotten, gleichfalls von ihm selbst componirt. Der ganze Hof und die gesammte Elite der dresdner Gesellschaftskreise waren anwesend; nie war das Schauspielhaus gedrängter voll und nie war ein Abend genußreicher und glänzender. Deshalb wird er auch in eines Jeden Gedächtniß langehin fortleben. Nach einem eben verbreiteten und beglaubigten Gerüchte ist Thalberg von des Königs Majestät zum königl. sächs. Kammervirtuosen ernannt worden. Thalberg steht in einem Alter von 25 Jahren. (?) Ungeachtet dieser noch großen Jugend mag er für den ersten Pianisten Deutschlands gelten. Schon in seinem 17 Jahre, wo er seine erste Kunstreise machte, stand er in der ersten Reihe der Pianisten. Nunmehr wird er wohl keinem in Europa untergeordnet sein. Seine Erscheinung ist höchst anspruchlos und einfach. Von Jugend auf in den besten Kreisen Wiens heimisch (er ist bekanntlich des Fürsten von Dietrichstein natürlicher Sohn), bewegt er sich mit gleicher Anmuth und Sicherheit in allen geselligen Verhältnissen. Seine Figur ist klein und dünn; sein Gesicht, einfach und edel wie sein ganzes Wesen, trägt die Signatur der natürlichen Harmlosigkeit.

Thalberg wird im Verlauf dieser Woche hier noch ein Mal öffentlich spielen und dann über Leipzig nach dem Süden reisen. —

Seit einigen Tagen verweilt auch bei uns Mistreß Shaw mit ihrem Gatten, einem rühmlich bekannten Historienmaler. Da der Ruf dieser Dame als Concertsängerin bedeutend ist, bedauern wir um so mehr die Hindernisse, die sie an einem öffentlichen Auftreten verhindert zu haben scheinen. In wenigen Tagen wird sie nach Leipzig zurückkehren. — Seit der vor drei Wochen Statt gefundenen Abreise des Generaldirectors unseres Hoftheaters, Herrn v. Lüttichau, sind mehrere neue Stücke über unsere Bühne gegangen, von denen eine neue Uebersetzung aus dem Französischen von Theodor Hell in der Mitte unseres gebildeten Publicums gerechte Entrüstung erregt hat. Das Machwerk nennt sich „Luise von Lignerolles“ und erfreute sich vor einigen Tagen der zweiten Vorstellung. Verschiedene Ehebruchssituationen im Geiste der modernen französischen Romantik bilden die Pointe des jämmerlichen Dramas. Obschon die Uebersetzung nicht aus der eigenen Feder Hell's, sondern aus seiner Fabrik hervorgegangen sein mag, so wunderte man sich doch, wie seine sonst bescheidene Phantasie und sonst löbliche Prüderie dieses Drama zulassen konnte. Eifert der Mann gegen die Ausschweifungen der deutschen Presse und bringt uns die Schamlosigkeiten der Pariser zu Markte! Tieck's Reaction gegen das Uebersetzertreiben scheint alle Energie eingebüßt zu haben. Doch ich schreibe Ihnen über diese Verhältnisse nächstens ein Mehreres! —

Die sentimentale Schriftstellerwelt Dresdens wurde neuerdings durch eine schriftstellernde Dame bereichert. Es ist diese ein Fräulein Steinbald, die unter dem Pseudonamen Berthold bereits mehre mittelmäßige Novellen, so noch eine für die Urania 1839, geschrieben hat. — Nächstens erwartet man Goethe's Iphigenie auf der Bühne, neu einstudirt, Fräul. Bauer als Iphigenie. — Am 13. Decbr. feierte Tiedge seinen 86. Geburtstag. Durch lebende Tableaux wurde der festliche Abend erheitert, an dem sich überaus große Gesellschaft, Damen und Herren, beim ehrwürdigen Sänger der Urania zusammenfand.

N o t i z.

[Ein merkwürdiger Theaterzettel, eine poetische Proclamation über die Räuber.]

Am 13. Januar 1782 war an den Straßenecken Mannheims folgender merkwürdiger Theaterzettel zu lesen:

„Die Räuber. Trauerspiel in sieben Handlungen, für das Mannheimer Nationaltheater vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet. (Folgt das Personal, darunter Iffland, Beck, Beil.) Das Stück spielt in Deutschland, in dem Jahre, wo Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland verkündigte. Wegen Länge des Stücks wird präcise 5 Uhr angefangen.“ (Folgen die Preise der Plätze, darunter einer im Betrag von 8 Kreuzern oder 2 Groschen).

Angehängt ist folgende, von Schiller herrührende, Proclamation:

„Der Verfasser an das Publicum. Die Räuber — das Gemälde einer verirrten großen Seele, ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Abgrund zu Abgrund, durch alle Tiefen der Verzweiflung, bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Greuel auf Greuel häufte, doch erhaben und groß, majestätisch und ehrwürdig auch im Unglücke, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben. — Franz Moor — ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher, entlarvt und gesprengt in seinen eigenen Minen. — Der alte Moor — Verzärtler und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder. — In Amalien die Qualen schwärmerischer Liebe und die Foltern herrschender Leidenschaft. — Man wird auch nicht ohne Entsetzen Blicke in die innere Wirthschaft des Lasters werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den inneren Gewissenswurm nicht zu tödten im Stande — und Schrecken und Angst, Reue und Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauspiel, daß die weise Hand der Vorsehung auch den Bösewicht zum Werkzeug ihrer Plane zu benutzen, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen aufzulösen weiß.“ —

Das Original dieses Zettels hat sich im Nachlaß eines Schauspielers aus der alten Zeit vorgefunden, und circulirte vor Kurzem in der Gegend von Mannheim in einigen Abdrücken. Es ist interessant, aus Schiller's Proclamation zu ersehen, wie das Genie sich damals herablassen mußte, um theils bei den Philistern seine Captatio benevolentiae anzubringen, theils sie durch einige Ausruferkünste, und zwar in moralischer Abfassung, in die Bude zu locken.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.





